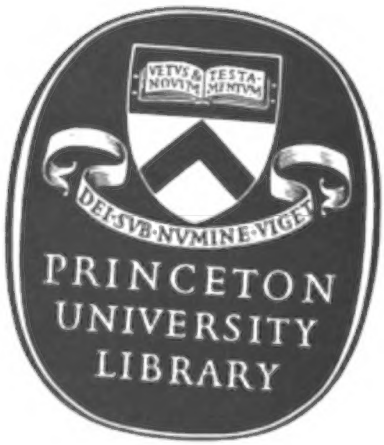
Princeton University Library
32101 082968015

Digitized by Google



Digitized by Google

SOCIETÄTS

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 147 Hamburg, Mittwoch den 3. Januar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Das neue Jahr.

Ein Tag, ein Monat, ein Jahr — liegen sie vor uns, so scheinen sie sich zur Unendlichkeit auszudehnen; sind sie verschwunden, so sind sie dem Traume gleich, oft weniger und schlimmer als ein Traum. Jedermann klagt über die Flüchtigkeit des irdischen Daseyns und doch verfährt die Mehrheit der Menschen damit, als nähme es nimmer ein Ende, vergeudet das Kostbarste, was uns hienieden ward, die Zeit, und verfehlt selbst ihr höchstes Ziel, den Genuß, vergessend, daß er auf Entbehrung beruht, vergessend, daß ein nicht erworbenes, ein nicht verdientes Glück, kein Glück ist. Ein verlorenes Jahr ist eine nimmer wieder zu erlangende Schuld — der wohlgenützte Tag ein tausendfältig wucherndes Capital. Wohl dem Menschen, der mit Geist und Thätigkeit den Augenblick, den rechten, zu ergreifen versteht! Aus Augenblicken weben sich Stunden und Jahre und ein ganzes Leben endlich; an einem Augenblicke hängt oft des Menschen Glück, der Völker Schicksal! Oben aber über den Sternen wacht ein Auge, das diese Augenblicke, die genützten und die verlornen, zählt und sie einst uns vorwiegt auf der Wage der Gerechtigkeit, nach ihrem Inhalt und ihren Folgen, ihrer Absicht und ihrer Wirkung.

Heil dem, dem sein Gewissen bei'm Rückblick auf ein entschwundenes Jahr, auf ein entschwundenes Leben das Zeugniß giebt: „Du hast das Wahre und das Gute, du hast das Wohl deines Bruders gewollt, du hast über dem eignen Glück nicht des Nächsten Weh, im Uebermuth der eignen gelungenen Plane nicht den unverschuldet Leidenden vergessen!" Ob und wie seine Absicht gelinge, das legt er vertrauend in die Hände des liebenden Vaters, ohne dessen Willen kein Haar unserm Haupte entfällt, der den zarten Keim im eisbedeckten Schooße der Erde schützt und herrlich entfaltet zu seiner Zeit in der Blüthe des Frühlings und in des Herbstes goldener Frucht.

Seltsam! jeder Blick um uns in der Körperwelt bietet uns Wunder dar und doch ermangeln so Viele des lebendigen Glaubens an die Wunder der Geisterwelt! Alljährlich sehen wir, wie Gottes Abbild, die allerwärmende Sonne die Erde aus ihrem Todesschlafe weckt und sie in das Grün der Hoffnung kleidet, und dennoch verzagen noch Kleingläubige, daß dieselbe Hand der Allmacht jenseits des Grabes Thränen trocknen könne, die, ohne Ewigkeit und Vergeltung, ein Widerspruch, ein Vorwurf gegen den Schöpfer seyn würden, dessen Weisheit und Güte im Gräsgen wie am Sternenzelte schimmernder Welten prangt! Dennoch, wir sehen täglich im Großen wie im Kleinen, meinen noch so Viele, es könne das Licht der Wahrheit wieder verlöscht, der angefachte Funke des Geistes wieder unterdrückt, der Gedanke, der alle irdische Schranken zerfliegt, wieder in die Fesseln blinder Zwingherrschaft, kindischer Vorurtheile geschlagen werden!

Mögen doch diese Zweifler nur auf das einzige jüngstverflossene Jahr blicken, um sich zu überzeugen, daß das was vom einzelnen Menschen gilt, nothwendig von Nationen, von der ganzen Völkergesellschaft auf Erden gelten muß. Sechstausend Jahre hat freilich die Geschichte vielfältig vergebens zu des Menschen Geist und Herzen gesprochen; aber bedarf es in der That für den Unbefangenen mehr als dieses einen Jahres, um tief zu fühlen, daß die alte, dunkel geahnete Nemesis, für uns die göttliche Gerechtigkeit, unsichtbar aber unbestechlich über die Erde schreitet und, spät oder früh, jedem sein Recht thut?

Nach unwandelbaren Gesetzen wirkt und schafft die ewige Weisheit im tief verborgenen Schooß der Natur und so muß nicht minder der, seiner Moralität nach, freie Wille des Menschen, der gute wie der böse, die Tugend wie das Laster, der Egoismus und die Leidenschaft mitwirken, daß der Wille des Herrn geschehe!

Wir wagten, das geschiedene Jahr begrüßend, den Schleier der Zukunft zu lüften mit Andeutungen, die zum Theil wohl kühn erscheinen mochten. Noch ist es kaum abgelaufen und wie viel mehr hat sich realisirt! Unser frommer Glaube hat uns nicht getäuscht, wird uns nimmer täuschen. Nicht irren darf es uns, daß nicht jeder Keim in ruhigem Sonnenschein sich entwickelt; furchtbar wüthet zuweilen der Gewittersturm, aber fast immer die Erde zu neuer Fruchtbarkeit weckend und die Pestluft der Sümpfe vertreibend; die Lava der feuerspeienden Berge begräbt Städte, aber neue, schönere erheben sich auf ihrem gefrorenen Marmormeere und goldene Trauben reifen auf Ruinen, wie nur der offene Kampf, der tödtliche, die Heldenkraft des Menschen hervorruft und bewährt.

Sollte es wohl noch einer Anwendung des Ebengesagten bedürfen? Wenige Blicke auf die große Völkerkette der alten und neuen Welt mögen genügen.

Mit Schauder wenden wir zuförderst den Blick auf den frühesten christlichen Kaisersitz in Europa. Dort sehen wir ein barbarisches Volk, versunken durch einen Herz- und Geisttödtenden Glauben, durch schrankenlose Despotie; ein Fürst, stärker als seine nächsten Vorfahren, aber im Harem erwachsen, ohne Kenntniß der Welt und Erfahrung, seinen tapfern Ahnherrn nicht gleich an Thatenglanz, will dieses Volk heben vom tiefen Fall zu neuer Macht — zu eigner Stärke doch nur, nicht zu dessen und der Menschheit Glück; auf Trümmern und blutigen, rechtlos gemordeten Opfern schreitet der Reformator einher — erschüttert in den Grundfesten alte Sitte und alten Glauben — wirft die bisherigen Stützen des Thrones nieder, ohne der neuen bessern gewiß zu seyn. Ob das Schweigen des Grabes, die durch Schrecken gelähmten Zungen und Arme noch bis jetzt das Gelingen verbürgen? wir wissen es nicht, möchten aber wohl daran zweifeln. Aber anders wird es, als es war und vermag das Neue, mit irgend einem volksthümlichen Motiv oder auch Fanatismus vermählt, die Nation aus ihrem Todesschlafe zu wecken, noch einmal zu dem gefährlichen Rausch alter Zeit aufzuregen, so möchte es vielleicht denen gereuen, die den ersten Anstoß zu der großen Bewegung gegeben.

(RECAP) 500747

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR

Digitized by Google

Wie dem auch sey, die Griechen, für welche schon die Todesstunde geschlagen zu haben schien, athmen wieder freier auf; vielleicht, und wir hoffen es jetzt, vollbringt nun Politik, was reine Menschlichkeit und selbst Religion nicht vermochte, das Volk vom gänzlichen Untergange zu retten, dem Europa seine Bildung verdankt und das vor seinen Unterdrückern mindestens die Liebe zur Freiheit und die Fähigkeit der Civilisation voraus hat.

Halbverstandene Begriffe, unanwendbar auf ihren Gegenstand, vermählt mit ruchlosen, verbrecherischen Absichten, erzeugten einen so unbedachten als verwerflichen Angriff auf Rußlands festgegründeten Thron und die angebetete Herrscherfamilie. Die schnell und kräftig unterdrückte Verschwörung diente indessen nur, den würdigen Nachfolger des betrauerten Alexanders, gleich beim Beginnen seiner glorreichen Laufbahn, im reinsten Glanze der erstaunten und erfreuten Welt zu zeigen. Nie hat man schöner einen tiefbeleidigten Monarchen strenge Gerechtigkeit des Fürsten mit der Milde des Vaters paaren gesehen; nie ward in der unumschränktesten Monarchie der Christenheit eine rühmlichere Oeffentlichkeit beobachtet. Auf solchen Grundfesten ruht jeder Thron felsenfest, von dankbarer Liebe und Treue bewacht; und diese colossale Macht die vielleicht bald noch einige fruchtbare Provinzen Asiens für europäische Bildung, Wissenschaften, Handel und Industrie gewinnt, diese Macht, wird dauern, so lange nur das Unrecht sie zu fürchten hat, so lange ihre Besitzer der freien Entwickelung ihrer zahlreichen Völker, nach ihrer mähligen Empfänglichkeit, den weise abgemessenen Spielraum geben, bis — endlich die Intensivität die Extension überherrscht, bis, vielleicht verschiedenartig durch Natur und Bedürfniß herangebildet, das Ungleichartige sich sondert und auch diese herrliche Schöpfung Peters des Großen dem Loose alles Irdischen erliegt.

Die emancipirten Staaten der neuen Welt sind fortdauernd eine Aufgabe für ernstes Nachdenken. Sie sind wundersam erwachsen und erstarkt in diesem Jahre unter Englands mächtigem Schutze — erstarkt gegen Angriffe von Außen; ob gegen die Gefahren von innen? ob unter der glühenden mittäglichen Zone, unter dem Einfluß der sich überall ziemlich gleichen Geistlichkeit und schnell zunehmenden Handelsreichthums Südamerika der eigentliche Boden für Republiken und ihre Tugenden sey, ob ihr bewunderter Befreier wie Washington sterben, oder das groß Begonnene, gleich manchem vor ihm, klein enden wird oder vielleicht auch alltäglich enden muß, wird die Zeit lehren. Möge sie keimende Besorgnisse widerlegen!

Wenn wir aber voraussagten, daß von dem jungen Amerika nach dem alten Europa wichtige und erfolgreiche Lehren und Thaten ausgehen, vielleicht erschütternd ausgehen würden, so ist dies bereits früher eingetroffen, als man hätte glauben sollen. Der junge Kaiser der allein in jenem Welttheil übriggebliebenen Monarchie, Erbe von Portugalls alter Krone, entsagte seinen Rechten unter der hochherzigen Bedingung, sein angestammtes Volk unter anderm Scepter frei und glücklich zu wissen; er sandte zu dem Ende eine liberale Constitution herüber. Aber mit dem Palmzweig verkündet, kann sie nur mit dem Schwert festgegründet werden, weil — Wasser und Feuer sich nicht berühren kann, ohne daß eins verzehrt werde — weil über dem Nachbarlande schrankenlose Willkühr und dunkle Mönchsherrschaft waltet und nimmer satt wird der Thränen, und des Blutes und des Jammers. Aber die Fürsten Europa's haben das legitime Recht Don Pedro's anerkannt, aber des mächtigen Englands Politik geht diesmal mit der Freiheit Hand in Hand und es erhebt den mächtigen Dreizack für den hundertjährigen Verbündeten. Ob dieser Kampf mit der bloßen Nullität Spaniens, vielleicht auch mit seiner Erlösung, allein endigen kann, oder ob er Europa zu neuem und fürchterlicherem Streite entzünden wird, — denn dieser ist der erste wahre Meinungskrieg neuester Zeit — darüber wäre es vielleicht zu gewagt, vielleicht nicht gut und räthlich, eine nur einigermaaßen vorschnelle Ansicht auszusprechen; aber ruhen wird dieser heimliche und offene Kampf der Grundsätze nicht eher, bis die Extreme sich ausgeglichen und Regierungen und Völker, ehrlich und einander vertrauend, nur das Wahre und Gute, in Achtung gegenseitiger Rechte, wollen werden. Was auch komme, wir stehen in Gottes Hand; thun wir unsere Pflicht und überlassen seiner Vatersorge den Erfolg!

Das englische Parlament.

Das Parlament ist die große Versammlung der drei Staaten des Königreichs Großbrittannien, die durch Königliche Autorität zusammenberufen werden, sich über die, sich auf die Wohlfahrt des Volkes beziehenden Gegenstände zu berathen, und vornehmlich Gesetze zu geben und zu widerrufen. Es besteht aus dem Könige, den geistlichen und weltlichen Lords und den Gemeinen, und ist zu gleicher Zeit der Sitz der gesetzgebenden Autorität und der höchste Gerichtshof in Großbrittannien. Im Hause der Lords werden Criminalprozesse über die Beschuldigungen der Gemeinen geführt; und dies Haus hat eine Original-Jurisdiction in den gerichtlichen Verhandlungen gegen Pairs auf durch eine große Jury gegründete Anklagen; die Lords gleicherweise führen solche Prozesse die auf Appellationen des Staatskanzlei-Gerichtshofs dorthin gelangen,*) und alle ihre Decrete sind so gut als Richtersprüche. Das Haus der Gemeinen prüft das Recht der Wahlen, regulirt diese betreffende Streitigkeiten, darf seine eignen Mitglieder ausstoßen und sie gefangen halten lassen; es ist die große Untersuchungs-Commission der Nation, legt dem Könige und den Lords öffentliche Beschwerden und führt ihnen Verbrecher vor, damit diese bestraft werden mögen; kurz die Mitglieder desselben sind die Repräsentanten sämmtlicher Gemeinen in dem Königreiche, und in sie haben ihre Stifter und Abordner das höchste Vertrauen gesetzt, indem sie sie mit der Gewalt Gesetze zu machen bekleidet, und ihnen alle ihre Freiheiten und Privilegien anvertraut haben.

Ursprünglich wurden jährlich neue Parlamente berufen; allmälig jedoch wurden ihre Termine immer länger. Unter der Regierung Carls II., wurden sie eine lange Zeit hindurch mit großen Unterbrechungen gehalten; doch fand sich, daß beide Methoden von so üblen Folgen waren, daß er die Acte der Dreijährigkeit widerrief, allein hierauf wurde im Unterhause der allgemeine Schluß gefaßt: „daß das Parlament nicht über drei Jahre höchstens solle unterbrochen werden dürfen." Zu Anfang der Regierung Wilhelms des Dritten ging dann der Beschluß, durch welchen die Frist aller Parlamente auf drey Sessionen oder drei Jahre beschränkt wurde, durch; und von da an wurde er der Schluß der Dreijährigkeit genannt, doch wurde die Periode der Parlamente seit jener Zeit aus andern Rücksichten auf sieben Jahre verlängert. In alten Zeiten scheint der Sonntag der gebräuchliche Tag gewesen zu seyn, an welchem die Parlamente zusammen kamen. So finden sich mehrere Actenstücke von Eduard dem Zweiten und Sechsten, in denen der König die Versammlung des Parlaments am Sonntage (Sabbath-day) vornehmlich zu York

*) Blackstone ist der Meynung, daß Appellationen vom Staatskanzleyamt an das Haus der Pairs, erst in Gebrauch gekommen seyen, während Bacon Großsiegelbewahrer war. Appellationen unter der Form von writs of error sind aber lange zuvor gegen die Gerichtshöfe eingelegt worden.

Digitized by Google

d Lincoln, *) anbefiehlt. Aus der Geschichte Heinrichs des Vierten zieht sich ferner, daß in gewisser Hinsicht die Sheriffs, nicht allein im ersten Parlamente Richards des Zweiten, sondern auch bei mehreren andern, die Mitglieder bestimmten. Unter der Regierung der Elisabeth wurde ein Sitz im Parlamente eher für eine Bürde als für einen Vortheil angesehen, allein unter Jacob dem Ersten scheinen einige Männer schon eine gewisse Ehre darein gesetzt zu haben, die Grafschaften zu repräsentiren, während man indessen auf die Orte und Flecken wenig Rücksicht nahm. Ein Sitz in dem Hause war zwar damals eben nicht von großer Wichtigkeit, aber der erste wurde zu einer Art von Ehrenamt unter den Gentlemens. Zu Elisabeths Zeiten bezahlte man ungefähr vier Pfund und noch mehr für einen Sitz im Parlament als Bestechung, doch aus keiner andern Rücksicht, als weil man dann das Privilegium genoß, frey von Arrest zu seyn. Unter Heinrich dem Achten begannen die Gemeinen zuerst eines ihrer Mitglieder, das arretirt worden war, durch einen vom Sprecher ausgefertigten Befehl zu befreien. Früher war es Gebrauch in einem solchen Fall sich eines, zu diesem Zwecke von der Staatskanzlei gegebenen Befehls zu bedienen. Dieser Vorfall erhöhete die Autorität der Gemeinen, und hatte späterhin sehr wichtige Folgen. Der Gebrauch durch Stellvertreter votiren zu lassen, scheint gänzlich verworfen worden zu seyn. Der Herzog von Buckingham hatte bei einer Gelegenheit nicht weniger als zwanzig, ihm von eben so viel Pairs anvertraute Stimmen, und der Graf von Leicester hatte im Jahre 1585 zumal zehn; was zu dem Beschluß Veranlassung gab, daß in der Folge kein Pair für mehr als zwey Personen Stimmen sollte abgeben können.

Die Rechte der Parlamente waren unter der Regierung Jacobs des Ersten so wenig bestimmt, daß die Gemeinen sich gegen die Pairs über eine im Oberhause von dem Bischof von London gehaltene Rede beklagten; was einzig diesem Hause gehörte zu bestrafen, und womit bekannt zu seyn, von dem andern in der Regel nicht konnte vorausgesetzt werden. Dies zum wenigsten sind die Vorschriften, die gegeben worden sind, seit das Parlament ein wahrer Sitz der Gewalt und der Schauplatz würklicher Thätigkeit wurde. Weder der König mußte Notiz von dem nehmen, was in einem der beiden Häuser durchging, noch das eine Haus von dem, was in dem andern durchging, bis er oder dieses davon regelmäßig unterrichtet worden. Die Gemeinen setzten in ihrer merkwürdigen Protestation vom Jahr 1621 diese Regel mit Bezugnahme auf den König fest, obgleich sie sich selbst daran nicht binden wollten, aber da die Freiheit noch neu war, waren diese Maximen, die sie schätzten und regulirten, unbekannt und ungeübt. Unter dieser Regierung führte das Haus der Gemeinen zum erstenmal, auf die Motion eines Herrn Edward Sandys, einem Mitgliede von großer Autorität, die Ordnung ein, regelmäßig ihre Journale zu halten. Aus diesen erhellet, daß die Städte, die früher ihr Recht, Mitglieder zu senden, vernachlässigten, nun dieses in Anspruch nahmen, und ebenso, daß die Parlamente ihre Sparsamkeit vor Alters auf das Höchste trieben, und selten leicht dazu konnten bewegt werden, der Regierung die notwendige Hülfe angedeihen zu lassen.

*) Parlamente scheinen sich an einem Sonntage in Folge des Todes eines Souveräns nie weniger denn dreimal während der jetzigen und den drei vorhergehenden Regierungen versammelt zu haben, nehmlich: Unter der Regierung Georgs des Ersten, bei Gelegenheit des Todes der Königin Anna; unter der Georgs des Dritten, beim Tode Georgs des Zweiten; und endlich unter der Georgs des Vierten, bei Gelegenheit des Ablebens des Königs Georgs des Dritten.

Von der Thronbesteigung Heinrichs des Achten *) bis zum Tode Georgs des Dritten, sind fünf und sechzig Parlamente zusammenberufen worden, und es ergiebt sich, daß von diesen nur vier länger als sieben Jahre und nur acht sechs Jahre lang gedauert haben; nicht mehr wie sechs währten über fünf, zwei über vier, zwei über drei, und neun über zwei Jahre; und von den übrigen vier und dreißig erreichte nicht eines die Dauer von zwei Jahren; wenn man die Zeit der Dauer der Parlamente eins ins andere rechnet, so kann man die Dauer eines jeden, mit Einschluß des langen Parlaments unter der Regierung Carls des Ersten und des noch bei weitem längeren unter der Carls des Zweiten, nicht über zwei Jahre annehmen.

Die Anzahl der Mitglieder im Hause der Lords ist nicht bestimmt, da es von des Königs Willen abhängt, sie zu vergrößern. Der Mitglieder des Hauses der Gemeinen sind, wenn sie vollzählig sind, sechs hundert und acht und funfzig. **) Wenn dreihundert dieser Mitglieder versammelt sind, rechnet man, daß das Haus vollzählig sey; und vierzig bilden ein Haus, um eine Arbeit vornehmen zu können. Bevor jedoch irgend eine Verhandlung begonnen wird, müssen alle Mitglieder des Hauses der Gemeinen den Unterthans-Eid der Treue ablegen und ihre Meinungen gegen die Transsubstantiation ꝛc. ꝛc. unterschreiben; und wenn ein Mitglied dieses Hauses votirt, oder seinen Sitz in demselben einnimmt, während einer Debatte, nachdem der Sprecher gewählt ist, ohne vorher diese Eide geleistet zu haben, wird er als erwiesener Papister verurtheilt, für jegliches Geschäft und Amt untauglich erklärt, und verfällt in eine Geldstrafe von fünfhundert Pfund. Demselben Testeid sind auch die Lords gehalten, Folge zu leisten (obgleich sie keinen Eid ablegen). Bei außerordentlichen Gelegenheiten werden bisweilen alle Mitglieder einberufen, in welchem Falle jeglicher Lord, geistlicher oder weltlicher, und jeder Ritter oder Abgeordnete einer Stadt, oder eines Fleckens, zum Parlamente kommen muß, ausgenommen er könnte sich denn vernünftig und rechtlich entschuldigen, sonst soll er bestraft werden; das heißt, respective, ein Lord durch die Lords, und ein Mitglied der Gemeinen durch die Mitglieder des Unterhauses.

Alle Mitglieder des Parlaments haben auf Beschluß Wilhelms des Dritten, damit sie dem öffentlichen Dienste ihres Landes vorstehen können, das Privilegium für sich und ihre Dienerschaft, befreit zu seyn von Arretirungen, Verhaftnehmungen, Gefängniß, Beschlaglegung, Schuldthurm, Eingriffen ꝛc., jedoch nicht vor Verhaftungen wegen Hochverraths, Felonie und Friedensbruches; auch ist in einer Acte desselben, Wilhelms des Dritten, bestimmt, daß die Wahlcandidaten den Wählern keine Geschenke an Geld machen, oder ihnen Schmäuse geben sollen, nach dem Bekanntwerden des Einberufungsschreibens, oder der Ausgabe der Schreiben für die Wahlen, oder wenn ein Sitz für ein Mitglied des Parlaments vacant geworden ist; im Fall sie dies thun, sollen sie für unfähig erklärt werden, als Mitglieder zu dienen. Auch sollen Beamte gleicherweise in eine Geldstrafe von einhundert Pfund

*) Es waren zehn Parlamente, die von Heinrich dem Achten einberufen wurden, und sind drei und zwanzig Sessionen gehalten worden. Die ganze Zahl, während welcher diese Parlamente zusammen waren, überstieg nicht drei und ein halbes Jahr, obgleich Heinrich sieben und dreißig Jahre und neun Monate regierte.

**) Die Anzahl der Mitglieder im Hause der Lords, im ersten Parlamente unter Jacob dem Ersten, war 18 weltliche Pairs, und das Haus der Gemeinen bestand aus 467 Mitgliedern. In dem ersten Parlamente, unter der Regierung Carls, waren 19 Pairs und 494 Mitglieder des Hauses der Gemeinen. Jacob hatte deshalb neunzehn neue Pairschaften über die, die abgelaufen waren, und zehn neue Orts-Deputirte creirt. Vier hatten ihre Privilegien wieder aufgenommen, die sie früher verabsäumt hatten.

Digitized by Google

verfallen, die Personen zum Stimmen zulassen, ohne den Eid geleistet zu haben (take the bribery), im Fall derselbe verlangt wird; und ein Eid soll allen den einberichtenden Beamten (returning officers) abgenommen werden, daß sie weder Geld, noch Geschenke oder sonst empfangen hätten, um ihren Bericht (their return) zu machen; so lautet ein Befehl Georgs des Zweiten. Ein Ritter für eine Grafschaft muß sechshundert Pfund jährliches Einkommen von Grundeigenthum haben, und alle andere Mitglieder dreihundert Pfund.

Vor Alters hatten alle Bewohner eines Distrikts das Recht, bei den Wahlen mitzustimmen, bis durch Heinrich den Sechsten dies dahin beschränkt wurde, daß nur die Wähler seyn könnten, die jährlich von Grundeigenthum vierzig Schillinge (gleichbedeutend mit ungefähr zwanzig Pfund unsres jetzigen Geldes) Einkommen haben, welcher Besitz aber unbelastet und innerhalb der Grafschaft seyn muß, und mögen wir aus folgendem Eingange einer Verordnung ersehen, welche wichtige Sache die Wahl eines Parlamentsmitgliedes von da an in England wurde, und welche große Autorität in jener Periode diese Versammlung zu gewinnen begann: — „Maaßen die Wahlen der Ritter seit einiger Zeit in mehreren Grafschaften Englands sind durch Gewaltthätigkeiten und übertriebene Menge Volkes gemacht worden; viele von ihnen von geringer Haltbarkeit und Werthe, und dennoch Ansprüche machend auf ein gleiches Recht mit den besten Rittern und Herren, wodurch Todtschlag, Aufruhr, Schlägereien und Zwistigkeiten unter den Edelleuten und den andern Bewohnern der nehmlichen Grafschaften höchst wahrscheinlich sich erheben und seyn werden, wenn nicht für dieuliche Gegenmittel in dieser Rücksicht gesorgt werden würde, so ꝛc. ꝛc."

Die Art, im Parlamente zu debattiren und Bills bei demselben einzubringen, ist folgende: Ein Mitglied nehmlich macht die Motion, daß eine Bill solle eingebracht werden; wenn dieses nun auf Nachfrage von der Majorität zugegeben worden, so wird diese Person, mit andern, beauftragt, dieselbe zu bereiten und einzubringen. Wenn die Bill bereit ist, wird eine Zeit festgesetzt, zu welcher sie verlesen werden soll, und nachdem dieselbe nun vom Secretair verlesen worden, liest der Sprecher einen Auszug davon vor, und wirft die Frage auf, ob sie ein zweites Mal solle verlesen werden, oder nicht? und nach einer zweiten Verlesung ist dann die Frage, ob sie committirt werden solle oder nicht? was entweder an eine Committee des ganzen Hauses, wenn die Sache wichtig ist, oder an eine, aus dazu zu ernennenden Personen bestehende Privat-Committee geschieht. Nachdem die Committee gebildet und ein Vorsitzer gewählt worden, verliest letzterer die Bill von Paragraph zu Paragraph, unterwirft jede Clausel der Untersuchung, füllt die Lücken aus und macht Amendemente, gemäß der Meinung der Mehrheit. Nachdem so die Bill durchgegangen worden, stattet der Vorsitzende seinen Bericht vor den Schranken dem Hause ab, verliest alle Zusätze und Amendemente ꝛc., und macht die Motion, die Erlaubniß zu erhalten, den Bericht auf den Tisch zu bringen; wenn dies bewilliget worden ist, übergiebt er diesen dem Sekretair, der die Amendemente verliest ꝛc. Der Sprecher wirft dann die Frage auf, ob er zum zweitenmale solle verlesen werden, und liest den Bericht, wenn dies zugestanden worden, dann selbst vor. Wenn das Haus nun diese Amendemente billiget, so ist dann die Frage, ob die so verbesserte Bill ausgeführt und auf Pergament ins Reine abgeschrieben und ein drittes Mal verlesen werden solle? und wenn die Bill nun abgeschrieben worden, so fragt der Sprecher, sie in der Hand aufhebend, ob sie durchgehen solle? Wenn nun die Mehrheit dafür stimmt, so schreibt der Secretair auf dieselbe: „Soit baillé aux Seigneurs, man übergebe sie den Lords;" oder wenn es im Hause der Lords ist: „Soit baillé aux Comunes, man übergebe sie den Mitgliedern des Hauses der Gemeinen." Wenn eine Bill verworfen wird, so kann dieselbe nicht noch einmal während derselben Session proponirt werden. Eine Bill wegen eines Generalpardons wird blos einmal verlesen.

Im Hause der Lords stimmen sie ab, indem ein jedes Mitglied, vom jüngsten oder geringsten Barone anfangend und so der Ordnung nach zum höchsten hinauf gehend, die Worte content oder not content (zufrieden oder nicht zufrieden) ausspricht oder antwortet. Im Hause der Gemeinen stimmen sie durch yeas und nays (ja und nein); und wenn es zweifelhaft ist, welche Zahl die größere ist, so theilt sich das Haus. Wenn die Frage sich von einem in das Haus zu bringenden Gegenstande handelt, so gehen die hinaus, die Ja gesagt haben, handelt es sich aber von einem der bereits im Hause vorgebracht ist, gehen die hinaus, die Nein gesagt haben (the yeas und the nays). Bei allen Theilungen bestimmt der Sprecher vier Zähler, zwey von jeder Meinung. Bei einer Committee des ganzen Hauses, theilen sich diese, indem sie die Seiten wechseln, so daß die Yeas die rechte, und die Nays die linke Seite, vom Präsidentenstuhle aus, nehmen. Wenn eine Bill in dem einen Hause durchgeht und das andere hat dabei Bedenklichkeiten, so wird eine Conferenz verlangt, zu welcher bestimmte Mitglieder von jedem Hause abgesondert werden; die Lords sitzen dabei mit bedeckten Häuptern, während die Deputirten des Hauses der Gemeinen barhaupt, indessen über den Fall verhandelt wird, stehen. Wenn sie nicht einig werden, so ist die Sache null und nichtig; werden sie aber einig, so wird diese, mit den andern Bills, die in beiden Häusern durchgegangen sind, in dem Hause der Lords niedergelegt, nachdem sie die Zustimmung des Königs erhalten hat. In mehreren Fällen erscheint der König in Person; und in diesem Falle verliest der Secretair des Parlaments den Titel einer jeden Bill, und so wie er sie verliest, spricht der Secretair der Krone die Zustimmung oder Mißbilligung des Königs aus. Ist es nun eine öffentliche Bill, so wird die Königl. Zustimmung in folgenden Worten abgegeben „Le roi le veut" der König will es; ist es eine Privatbill, so lauten die Worte: „Soit fait comme il est desiré," es geschehe wie man gebeten hat. Wenn der König die Bill verwirft, so ist die Antwort: „Le roi s'on avisera," der König wird sich darüber bedenken; und wenn es eine Geldbill ist, so heißen die Worte „Le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur benevolence, et ainsi le veut," der König dankt seinen lojalen Unterthanen, nimmt ihre Güte an, und will, daß dem so geschehe.

Der Tempel von Ipsambul oder Ebsambul.

Aus den Reisen der Herren C. L. Irby und J. Mangles, brittische See-Officiere, in Aegypten, Nubien, Syrien und Klein-Asien.

Das Innere des Tempels ist 154 Fuß lang und ohne die Nebengemächer 52 Fuß breit. Er besteht aus vierzehn verschiedenen Gemächern, wovon das erste, die Haupt-Halle, 57 Fuß Länge und 52 Fuß Breite hat; das zweite, ein Vorzimmer, mißt 37 Fuß in der Länge und 25 Fuß in der Breite; das schmale Gemach, daß zwischen den andern beiden hindurchgeht, ist 37 Fuß lang und 9 Fuß 11 Zoll breit. Das Sanctuarium, das nun kömmt, ist 23 Fuß 7 Zoll lang und 12 Fuß 3 Zoll breit. Die Seitengemächer, die den übrigen Theil ausmachen, sind regellos vertheilt. Das Innere dieses Tempels bildet ein Werk, das keinem ähnlichen in Aegypten oder Nubien nachsteht, selbst den Königsgräbern nicht, ja es macht beim ersten Eintritt noch einen stärkern Effect als jene; denn die Erhabenheit seiner Decke, die imponirende Höhe seiner viereckigten Säulen und der an dieser in aufrechter Stellung angebrachten riesigen, reichlich 30 Fuß hohen Statüen, die große Geräumigkeit der

Digitized by Google

Kaiser, Jakob, 1888–1961, Politiker, CDU, MdB, Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen. Als Sohn eines Handwerkers und Kirchendieners in Hammelburg/Unterfranken geboren, absolvierte K. eine Buchbinderlehre und arbeitete bis 1912 in diesem Beruf. Nach Besuch der Gewerbeschule in Würzburg und Abendkursen in Berlin wurde er 1914 Gewerkschaftssekretär in Berlin. Im Ersten Weltkrieg diente K. als Offizier und wurde mehrfach ausgezeichnet. Nach dem Krieg war er Mitbegründer der Christlichen Gewerkschaften und 1919 Mitbegründer der Zentrumspartei in Berlin. Von 1920 bis 1933 war K. Vorsitzender der Christlichen Gewerkschaften und Mitglied des Reichstags. Nach 1933 arbeitete K. als Bauhilfsarbeiter und Vertreter. Er war Mitbegründer der Widerstandsgruppe um Carl Goerdeler und Wilhelm Leuschner. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 tauchte K. unter, wurde aber am 4. August verhaftet und bis zum Kriegsende in Haft gehalten. Nach dem Krieg war K. Mitbegründer der CDU in der Sowjetischen Besatzungszone und 1945 Vorsitzender der CDU in Berlin. Von 1946 bis 1947 war K. Vorsitzender der CDU in der Sowjetischen Besatzungszone und Mitglied des Zonenbeirats. Von 1948 bis 1949 war K. Mitglied des Parlamentarischen Rates und Vorsitzender des Ausschusses für Grundsatzfragen. Von 1949 bis 1957 war K. Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen und Mitglied des Bundestags. Von 1950 bis 1958 war K. Vorsitzender der CDU in Berlin. Von 1957 bis 1958 war K. Mitglied des Europäischen Parlaments. K. starb am 7. Mai 1961 in Berlin.

Kaiser, Joseph, 1793–1858, Maler, Lithograph, Radierer, Kupferstecher, Zeichner, Illustrator, Professor, Direktor. Als Sohn eines Kaufmanns in Augsburg geboren, absolvierte K. eine Lehre als Kaufmann und arbeitete bis 1815 in diesem Beruf. Nach Besuch der Akademie der bildenden Künste in München und Studienreisen nach Italien und Frankreich wurde er 1820 Professor an der Akademie der bildenden Künste in München. Von 1820 bis 1858 war K. Professor an der Akademie der bildenden Künste in München und Direktor der Graphischen Sammlung. K. starb am 15. Juni 1858 in München.

Kaiser, Joseph, 1901–1969, Maler, Lithograph, Radierer, Kupferstecher, Zeichner, Illustrator, Professor, Direktor. Als Sohn eines Kaufmanns in Augsburg geboren, absolvierte K. eine Lehre als Kaufmann und arbeitete bis 1925 in diesem Beruf. Nach Besuch der Akademie der bildenden Künste in München und Studienreisen nach Italien und Frankreich wurde er 1930 Professor an der Akademie der bildenden Künste in München. Von 1930 bis 1969 war K. Professor an der Akademie der bildenden Künste in München und Direktor der Graphischen Sammlung. K. starb am 15. Juni 1969 in München.

Kaiser, Joseph, 1901–1969, Maler, Lithograph, Radierer, Kupferstecher, Zeichner, Illustrator, Professor, Direktor. Als Sohn eines Kaufmanns in Augsburg geboren, absolvierte K. eine Lehre als Kaufmann und arbeitete bis 1925 in diesem Beruf. Nach Besuch der Akademie der bildenden Künste in München und Studienreisen nach Italien und Frankreich wurde er 1930 Professor an der Akademie der bildenden Künste in München. Von 1930 bis 1969 war K. Professor an der Akademie der bildenden Künste in München und Direktor der Graphischen Sammlung. K. starb am 15. Juni 1969 in München.

Kaiser, Joseph, 1901–1969, Maler, Lithograph, Radierer, Kupferstecher, Zeichner, Illustrator, Professor, Direktor. Als Sohn eines Kaufmanns in Augsburg geboren, absolvierte K. eine Lehre als Kaufmann und arbeitete bis 1925 in diesem Beruf. Nach Besuch der Akademie der bildenden Künste in München und Studienreisen nach Italien und Frankreich wurde er 1930 Professor an der Akademie der bildenden Künste in München. Von 1930 bis 1969 war K. Professor an der Akademie der bildenden Künste in München und Direktor der Graphischen Sammlung. K. starb am 15. Juni 1969 in München.

Die wahre Zeit und die Mittelzeit.

Die wahre Zeit ist diejenige, die durch die anscheinende Bewegung der Sonne angezeigt wird; diese Bewegung aber ist sich nicht immer gleich und bald schneller, bald langsamer.

Die Mittelzeit ist diejenige, die jeden Augenblick eine durchaus vollkommne Uhr anzeigen würde, die ohne irgend eine Abweichung ginge, d. h. sich ein ganzes Jahr lang auch nicht eine Secunde verspätete. Das ist eine gleiche Eintheilung der Zeit.

Es giebt folglich eine Verschiedenheit zwischen der wahren oder scheinbaren Sonnenzeit und der mittleren oder gleichförmigen Zeit. Diese Verschiedenheit nun nennt man die Zeitgleichung.

Diese Gleichung ist die möglichst größeste gegen den 1. oder 2. November; das Pendel ist dann um 16 Minuten 14 Secunden zurück. Dieser Unterschied verliert sich allmählig bis zum 23. December, wo das Pendel fast mit der Sonne stimmt. Von da an bis zum 15. April rückt es mit der Sonne vor; vom 15. April an bis zum 15. Juny bleibt es wieder zurück, vom 15. Juny bis zum 15. August rückt es abermals vor, und vom 31. August bis zum 23. December bleibt es neuerdings zurück.

Man sieht hieraus, wie sehr diejenigen im Irrthum sind, die die Richtigkeit ihrer Uhren unter der Anführung rühmen, sie hielten Schritt mit der Sonne. Nichts kann unwahrer seyn, denn die Sonne ist beständig in ihren Unregelmäßigkeiten, und das ist eine Unmöglichkeit für gewöhnliche Uhren, d. h. für solche die nicht einen besondern Mechanismus haben, um die Zeitgleichung zu bezeichnen. Nur vier Mal des Jahrs können gewöhnliche Uhren, wenn sie vollkommen sind, bis auf einige Secunden, mit der Sonne stimmen, nämlich: am 15. April, am 15. Juny, am 31. August und am 23. December. Sonst werden sie gegen den 11. Februar 14 Minuten und 36 Secunden voraus, und im Anfang Novembers 16 Minuten und 14 Secunden zurück seyn.

Aus den oben angegebenen Gründen werden schon seit längerer Zeit die öffentlichen Uhren zu London, Amsterdam und Genf nach der Mittelzeit regulirt, welchem Beispiel man auch jetzt (am 24. December v. J.) zu Paris gefolgt ist.

Tagebuch einer zweyten Reise über Paris nach London und einigen Fabrikstädten Englands, vorzüglich in technologischer Hinsicht. Von Johann Conrad Fischer, Obristlieutenant der Artillerie. 1826.

Das nämliche Schweizerblatt, dem wir die Anzeige der Schrift des Herrn J. H. von Wessenberg „Ueber den sittlichen Einfluß der Romane" entlehnten, giebt folgende Kunde von dem obengenannten gehaltvollen Werk.

Der durch seine technischen Einsichten, durch Entdeckungen und Verdienste um Vervollkommnung der Stahlfabrikation und seine vielseitig nützliche Thätigkeit berühmte Verfasser mußte in der guten Aufnahme, welche dem Tagebuch seiner ersten im Sommer 1815 unternommenen Reise nach England verdientermaaßen zu Theil geworden war, zur Bekanntmachung auch desjenigen, eines zweiten, zehn Jahre später unternommenen Besuches von Großbritannien, sattsame Aufforderung finden, und wie er selbst in frohes Erstaunen und Bewunderung der Fortschritte und Verwandlungen gerieth, die in dem kunstreichen Albion der Zeitraum eines Jahrzehnts herbeigeführt hatte, so theilt er ähnliche Befriedigung und Vergnügen nun auch dem Leser mit, obgleich die einfachen Berichte seines Tagebuchs von Ausschmückungen und Uebertreibungen jeder Art völlig frei gehalten sind, und neben dem, was ruhmwerth geachtet ward, auch das tadelnswerth befundene keineswegs mit Stillschweigen übergangen wird. Wie die Ausbeute eines jeden Reisenden, durch bekanntes oder unbekanntes Land, im Verhältniß steht zu dem, was er selbst mitbringt, zu den Kenntnissen, die er besitzt, zu der Achtung und zu dem Vertrauen, die er genießt, so mußte die Aufnahme, welche Herr Fischer auf seiner zweiten Reise bei alten Bekannten sowohl, als bei neuen Bekanntschaften und Kunstverwandten fand, befriedigender, und weil er für Austausch erwünschter Mittheilungen ausgestattet war, an Ergebnissen fruchtbarer und belohnender sich erzeigen.

Die Vorrede erzählt die merkwürdige Geschichte der durch Combination der Nickels mit Stahl erzielten und verfertigten ächten Damascener Klingen, welche zunächst diese Reise veranlaßten, als deren Hauptgeschäft „die Uebertragung meiner Erfindung des Meteorstahls, so wie zweier in England bis jetzt noch nicht bekannter Proceduren für Verfertigung von Oefen zu Schmelzung des reinen Stabeisens und der dazu erforderlichen Schmelztigel bezeichnet wird." Wie dann aber die auf die Reise verwandte Zeit von anderthalb Monaten vortrefflich benutzt ward, um, was dem Technologen wichtig seyn mußte, aufzusuchen und zu würdigen, und wie nebenbei noch viel anderes, was für Kultur, für gesellschaftliche und menschliche Verhältnisse wichtig erschien und allgemeines Interesse gewähren konnte, nicht unbeachtet geblieben ist, werden die Leser mit vielfachem Vergnügen in dem Buche wahrnehmen, das über merkwürdige Menschen und Dinge, vor allen über die neuesten Fortschritte mechanischer Künste die werthvollsten Nachweisungen enthält. Ein Register über den Inhalt des Tagebuchs wollen wir nicht geben (ein solches hätte jedoch beigefügt werden sollen, weil damit das Nachschlagen wesentlich erleichtert ward), sondern uns auf Erwähnung weniger Einzelnheiten beschränken.

Der biedere Schweitzer vergaß über den Schätzen Großbrittaniens sein Vaterland niemals, und die Landsleute die er dort traf, nahmen seine Theilnahme dort auch vorzugsweise in Anspruch. „Es freut mich nichts so sehr (sagt er u. a.), als wenn junge Schweitzer, besonders Künstler, Handwerker und Fabrikanten nach England gehen. Meistens ruht auch nach der Rückkehr in's Vaterland der hier wohnende Geist der Beharrlichkeit, Vervollkommnung und Vollendung, und zwar nicht ohne Nutzen, auf ihnen. Allein fast unerläßlich ist es, wenn sie den ganzen Vortheil aus ihrem Hierseyn ziehen wollen, daß sie vorher schon wenigstens etwas von der englischen Sprache können." Von dem Zürcher, Herrn Georg Bodmer, erzählt Hr. Fischer: „Dieser geschickte und in der Spinnerei besonders so erfahrne Mechaniker, ist für seine Person wahrscheinlich der Schweiz und dem Land, dem er mit unbescholtner Ehrlichkeit gedient hat, verloren, da er für seine Thätigkeit in England einen größeren Spielraum und für die Anwendung derselben eine bessere Belohnung findet. Sehr erfreulich ist es aber, daß er so viel vaterländischen Sinn behalten, jungen hoffnungsvollen Schweizern, deren ich vier bei ihm antraf, den Zutritt in seine Werkstätte zu gestatten, ihnen seine Plane mitzutheilen, ihre Entwürfe und Zeichnungen zu leiten." Von einem zweiten Zürcher, dem Hrn. Escher, werden die schönen Hoffnungen gerühmt, zu denen seine Sprach- und Landes-Kunde, vorzüglich aber seine vielseitigen wissenschaftlichen Kenntnisse berechtigen. In vaterländischen Gesprächen mit seinen Landsleuten zu London konnte unser Reisender sich der Bemerkung nicht enthalten, „daß noch an gar manchen Orten das Zusammenhalten und die Verbindung der Reichern, der Thätigen und der Kenntniß Besitzenden, um etwas Gemeinschaftlich-Nützliches

Digitized by Google

Christina to John on the Death of King Henry the Fourth

[Ed. Arkiv för nordisk filologi, 1888, p. 147]

Fig. 1. Christina to John on the Death of King Henry the Fourth. Arkiv för nordisk filologi, 1888, p. 147.

schen, lateinischen und den obgenannten Sprachen ist, ist sie auch Meisterin der spanischen, schottischen und holländischen. Wer immer mit ihr sprach, that dies knieend; hie und da aber hob sie dann einen oder den andern mit der Hand empor. Während wir zugegen waren, erschien W. Slawata, ein böhmischer Edelmann, der ihr Briefe zu überbringen hatte; diesem nun reichte sie, nachdem sie ihren Handschuh abgezogen, ihre rechte, reich mit Ringen und Juwelen geschmückte Hand zum Kusse, als Zeichen besonderer Huld und Gnade. Wohin sie nur ihr Gesicht kehrte, während sie durch die Reihen schritt, fiel Jedermian auf seine Kniee. Ihr zunächst folgten dann die Hofdamen, sie waren fast alle hübsch und wohlgestaltet und meistentheils weiß gekleidet. Als Leibgarde begleitete sie auf beiden Seiten eine Ehrenwache von Edelleuten, funfzig an der Zahl, mit vergoldeten Streitärten. In der Vorkapelle, dicht an der Halle, in der wir uns befanden, wurden ihr Bittschriften überreicht, die sie höchst huldreich annahm, was denn den Ausruf: „Lang lebe die Königin Elisabeth!“ veranlaßte. Sie beantwortete diesen mit den Worten: „Ich danke meinem guten Volke.“ — In der Kapelle war vortreffliche Musik; sobald als diese und der Gottesdienst, was wohl kaum über eine halbe Stunde mag gedauert haben, vorüber war, kehrte die Königin in demselben Glanz und auf gleiche Weise nach ihren Gemächern zurück und bereitete sich, zum Mittagsessen zu gehen. Während sie indessen noch in der Kapelle war, sahen wir, wie ihre Tafel mit folgenden Solemnitäten hergerichtet wurde: Es trat nehmlich ein Edelmann, der einen Stab, und hinter ihm ein andrer ins Zimmer, der ein Tischtuch trug, welches dieser, nachdem beide dreimal niedergekniet, mit der höchsten Ehrfurcht über die Tafel legte, worauf beide, nachdem sie wiederum niedergekniet hatten, sich zurückzogen. Dann erschienen zwei andere, einer ebenfalls mit einem Stabe, der andere mit einem Salzfaß, einer Schüssel und Brodt; als auch sie, gleich wie die vorherigen gethan, niedergekniet hatten, setzten sie das Mitgebrachte auf die Tafel und zogen sich dann unter gleichen Ceremonien, wie die ersten, zurück. Endlich kam eine unverheirathete Dame (man sagte uns, es sey eine Gräfin) und mit ihr eine verheirathete, ein Vorlegemesser tragend; die erstere war in weiße Seide gekleidet und nahete sich, nachdem sie sich dreimal, auf höchst graziöse Weise auf ein Knie niedergelassen, der Tafel, wo sie dann mit eben so viel Ehrfurcht, als wenn die Königin zugegen gewesen wäre, die Schüsseln mit Salz und Brodt abrieb. Als diese hier eine kurze Zeitlang gewartet hatten, traten die Geomen der Leibwache ein, ohne Kopfbedeckung, in Scharlach gekleidet, mit einer goldenen Rose auf dem Rücken eingestickt, jedesmal einen Gang von vier und zwanzig Gerichten auftragend, die auf silbernen Schüsseln, von denen die meisten vergoldet, servirt waren; diese Schüsseln nun wurden von Edelleuten, in derselben Ordnung, wie sie gebracht wurden, in Empfang genommen, und auf die Tafel gestellt, während die Vorschneiderin einem jeden von der Leibwache, aus Furcht vor irgend einer Vergiftung, einen Mundvoll von der Schüssel, die er gebracht hatte, zu essen gab. Während der Zeit, daß diese Leibwache, die aus den größten und stärksten, sorgfältig zu diesem Dienste auserwählten Männern, die nur immer in ganz England gefunden werden konnten, bestand, das Mittagsmahl auftrug, machten zwölf Trompeten und zwei Pauken die Halle wiedertönen. Am Ende aller dieser Ceremonien erschien dann eine Anzahl unverheiratheter Frauenzimmer, die mit besonderer Feierlichkeit die Speisen von der Tafel erhoben und sie zu den weiter im Innern des Schlosses gelegenen Privatgemächern der Königin trugen, von wo her dann, nachdem diese davon für sich das ihr Behagende ausgesucht hatte, das Uebrige für die Hofdamen zurückkam. Die Königin pflegt des Mittags und Abends allein mit sehr wenig Bedienung zu speisen, und es ist sehr selten, daß irgend Jemandem während dieser Zeit, es sey nun ein Fremder oder ein Eingeborner, der Zutritt zu ihr gewährt wird, und auch dann nur, wenn die Sache von der höchsten Wichtigkeit ist.

Zwei Chinesinnen in London.

Ueber diese, die sich für Geld dem schaulustigen Publikum der englischen Hauptstadt sehen lassen, äußert sich das neueste Blatt der Literary Gazette wie folgt:

Es sind nicht gerade die langen Nägel und die Zwergfüßchen, welche am meisten die Neugierde anregen; nein, auch die physischen und moralischen Eigenschaften dieser schönen Tartarinnen gewähren ein hohes Interesse. Sie stammen aus einem Lande, etwa 50 Meilen über Canton hinaus, her und sollen von guter Herkunft seyn. Die älteste, Attoi Whoatop, zählt 21, die jüngere, Powpnun Guntuoa, kaum 18 Jahr. Die erstere ist robust und wohlbeleibt, die andre klein und magerer. Aus einem zweimaligen Tête à tête das wir so glücklich waren mit diesen Schönen zu haben, können wir nachsagen, daß sie die himmlischeste Verachtung für die Leute dieses gepriesenen Landes hegen und weder ihre Kleidung, noch ihre Sitten und Talente der Rede werth finden. Sie halten uns würklich für höchst drollige, ja vielleicht gar für höchst alberne Thiere. Ganz besonders erstaunt sind sie über die Albernheit, daß sich unsre Frauenzimmer die Leiber zusammenschnüren. Die Attoi Whoatop, deren Unterleib dem Schmeerbauch eines Aldermans nicht unähnlich ist, hat den höchsten Widerwillen gegen unsre unnatürlichen und zusammengeschraubten Schönheiten. Und ferner, was die Gliedmaaßen anbetrifft, wie unförmig sind nicht die conischen Fußknöchel in England! Eine chinesische Dame aber hat, bei Füßchen von 8 Zoll Länge und anderthalb Zoll Breite, Knöchel wie ein Elephant und bis zum Knie conisch auslaufend. Wahrlich, eine wundervolle Verbesserung!

Uebrigens sind diese Frauenzimmer jedoch sehr heiter und wohlgelaunt und wohl des Besuches von Neugierigen werth. Sie essen, der chinesischen Sitte gemäß, täglich zweimal, wobei sie Schweinefleisch allem andern Fleisch (Ochsenfleisch ist eine ihnen verbotene Speise) vorziehen, auch mögen sie gern Fische mit Lauch gestovt. Thee trinken sie sehr wenig und nur schwarzen. Unsre Biere finden sie durchaus ungenießbar, Weine, Branntweine und Whisky aber halten sie hoch in Ehren, ohne sich jedoch in deren Genuß zu übernehmen. Man scheint große Sorge für sie zu tragen, auch erfreuen sie sich einer guten Gesundheit. Ihr Haar ist schön und auch schön geordnet.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ½ 8 ß Crt. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die hiesige Buchhandlung des Herrn P. F. L. Hoffmann zu wenden.“

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller.

Digitized by Google

SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 148 Hamburg, Sonnabend den 6. Januar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Aphorismen aus und über England.

Von F. L.

Unbegreiflich, daß es keine englische Literaturgeschichte giebt, keine Geschichte dieses schon so lange ausgebildeten Schriftthums. Haben es doch die andern Völker. Habt Acht, es muß die deutsche Gründlichkeit und Ausdauer kommen, ihnen ein solches Werk anzufertigen. Daß nicht viel mit solchem Buche, was lange Arbeit erfordern würde, zu verdienen wäre, und daß es ein sehr umfassendes Studium verlangte, mögen die Gründe seyn, welche Engländer von dieser doch sonst so anziehenden und belohnenden Arbeit bis jetzt abgehalten haben. Dies scheuet aber der wissenschaftliebende Deutsche nicht. Unsers Tiecks und Schlegels Arbeiten weisen schon auf solchen Forscher und Darsteller englischer Literaturgeschichte hin.

Die englische Sprache ist eine sanctionirte Corruption; weit mehr und in ganz andern Hinsichten, als man dies dem Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, und Französischen nachsagen könnte, welche viel eher Verschmelzungen früherer mehr oder minder reiner Metalle sind, wobei es freilich an Schlacken nicht fehlte. Und doch liegen wieder im Englischen französische und lateinische Wörter, wie unverdaute Fische in eines Reihers Magen, nicht weiter verdorben, als durch die unharmonische Aussprache.

Alles was sich aus der deutschen Sprache im Englischen befindet, ist, weil es zu einer Zeit übertragen wurde, als weder das Volk von welchem, noch das zu welchem es übertragen wurde, eine bedeutende Ausbildung erlangt hatte, sehr verändert, dagegen ist eine große Anzahl der französischen Wörter völlig unverändert geblieben; denn als Wilhelm der Eroberer mit seinen Franzosen nach England kam, waren die Franzosen in der Bildung vorgerückt und den Engländern weit überlegen. Der Gesellschaftlich-Ungebildete nahm also von dem feinern Franzosen, mit den neuen Begriffen und Dingen, die französischen Benennungen an. Es ist in dieser Hinsicht nicht uninteressant zu sehen, daß häufig das deutsche und französische Wort zugleich im Englischen ist, dann aber gewöhnlich, das Wort von deutschem Ursprunge, das Rohe, Unzubereitete, das von französischem Ursprunge, das Bereitete, durch Kunst Veränderte bedeutet. Z. B. bezeichnet ox, das Thier, beef, das Rindfleisch, so swine und pork — hievon und von der späteren eingreifenden klassischen Bildung kömmt es auch, daß wenn für einen Begriff zwei synonime Wörter sind, das eine aber lateinischen oder französischen, das andere deutschen Ursprunges ist, jenes für das edlere gehalten wurde und noch wird, indeß giebt es gegenwärtig mehrere Schriftsteller, welche nicht dieser Meinung sind.

Englisch hat sich zu einer Geschäftssprache im Handel, Politik und Gerichtswesen ausgebildet, und steht darin jeder lebenden Sprache weit vor. Man lese Handelsbriefe, Parlamentsreden und Gerichtsverhandlungen; jeder Satz bestätigt diese Behauptung. Es giebt Parlamentsreden, die so bündig, treffend und markig sind, daß man Latein zu lesen glaubt.

In allem Metaphysischen hält die englische Sprache noch gradezu den Mund. Ehe sie sich nicht eine Menge Freiheiten nimmt, kann sie über viele Kapitel der Philosophie gar nicht reden.

Es ist unendlich schwer, in Englisch über abstracte Gegenstände zu reden; oft verläßt einen die Sprache durchaus, und der geborne Engländer selbst weiß nicht zu rathen.

Wenn ich ein Denkmal zu Ehren Lancasters angeben sollte, so würde ich vorschlagen, einen großen, schmucklosen, fast unbehauenen Marmorblock zu errichten und mit tiefem Meißel die Namen

KEKROPS.
GUTTENBERG.
LANCASTER.

einzuhauen, und auf der andern Seite müßten in halberhabener Arbeit fünf Kinder dargestellt seyn, ein europäisches, ein asiatisches, ein amerikanisches, ein afrikanisches und ein australisches, alle in einem Buche lesend.

Ich halte Lancastern, weil er die Unwissenheit, die sich wie ein lästiger Begleiter der Armuth anhängt, von dieser reißt, und sie mit seiner großen Erfindung überwindet, für einen größern Förderer der Freiheit, als die einreißenden und nichts aufbauenden französischen Philosophen der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die meist nicht ungeschickte Anatomen waren, aber nicht das Leben erschaut hatten.

Daß Shakspeare sein großes Werk mit der englischen Sprache ausgeführt hat, ist eben so zu bewundern, als das Werk selbst. Wäre nicht Sprache mit Volksleben und mit diesem wieder der Dichter innig in Wechselwirkung, so könnte man sich in dem Gedanken verlieren: Was müßte dieser Riesen-Geist mit deutscher Sprache oder mit Griechisch geschaffen haben?

In den Berichten der französischen Zeitungen von der Kammer liest man zuweilen Reden, in denen der englischen Zeitungen vom Parlament liest man Gedanken.

Wenn dir der Engländer noch so lästig geworden ist, so höre ihn über Gemeindeverhältnisse reden, und du bist wieder mit ihm versöhnt; da ist er Denker, Redner, Mann, da lebt er. Aber willst du mit ihm

versöhnt bleiben, so meide jedes Gespräch über Kirche, Religion und Protestantismus, denn da hörst du die ungeschickten und widerwärtigen Dinge, welche uns in den Zankschriften der Lutheraner, Calvinisten und Katholiken des 17. und 18. Jahrhunderts anekeln; für welche Dinge ich kein besser Wort weiß, als Kanzelpaukereien.

Denke nicht an Kunst, so lange du in England bist, sonst wirst du traurig; nur Poesie sey hiervon ausgenommen; aber an diese denke auch nur, wenn du allein bist und lesen kannst, denn im Leben würdest du sie eben so vergeblich suchen, als in ihren Gesellschaften Freude und in ihren Bauten Geschmack.

In englischen Theatern klatscht man grade so viel Beifall als bei uns, wenn auch die Schauspieler sehr mittelmäßig spielen; aber man klatscht nicht ganz so viel Beifall als bei uns in den Zeitungen, wenn ein Minister schlecht spielt.

Man sieht oft in London die Bedienten, wenn sie vor den Läden auf ihre Herrschaft warten, die Zeitung lesen, und meine Magd hat mir schon mehreremal, wenn ich spät nach Hause kam, mit einem großen Morning Chronicle oder Times in der Hand, die Thür geöffnet.

Da in den Zeitungen, deren mehrere vorzüglich gut, hinsichtlich des Inhalts und der Sprache geschrieben sind, und die in keinem andern Lande ihres gleichen haben, liegt auch der ganze Grund, der in verschiedener Hinsicht so großen und durch das ganze Volk verbreiteten Bildung; denn die schlechten englischen Schulen und das düstere Leben kann den Engländer wenig Ausbildung gewähren. In ihren Zeitungen allein hat auch die Freiheit ihren wahren Freund; denn was wäre die englische Verfassung ohne Preßfreiheit und die durch sie allgemein verbreiteten einfachen, practischen und freien, politischen Ideen? Die Verfassung wäre gar nicht. — Für die Justiz sind die reichen Zeitungen das Buch der Rechenschaft, die sie dem Volke ablegt, und darum ihr bester Schutz, und zugleich sind sie die Lehrer und Erzieher der Geschwornen, um zu richten, und des Volks, um Recht zu suchen. Nimm England die Zeitungen und das ganze Gebäude bricht wie morsches Gebälk zusammen. Die englischen Zeitungen sind das Forum des englischen Lebens.

In Amerika wird man in 50 Jahren so wenig von der Preßfreiheit reden und sich über dieselbe freuen, als man sich glücklich preist, freien Athem zu haben. Man redet jetzt schon nicht von ihr als in Vergleich mit Europa.

Die französische Kammer mit all dem Gelärm, unanständigen Durcheinandergeschrei, Geklingel des Präsidenten, und Hin- und Herlaufen, ist wie eine Schulstube. Das englische Parlament ist wie eine Bibliothek, in der nachgeschlagen wird.

England und Frankreich, Portugal und Spanien.

Das Journal des Debats enthält folgende Betrachtungen, aus der Feder des berühmten Schriftstellers und vormaligen Ministers Chateaubriand:

— „Woher kömmt England dieses Glück, diese gebietende Uebermacht, die es proklamirt? Es verdankt sie seiner Achtung für die Werke der Zeit und für die Rechte der Freiheit. Es verdankt sie seinem Genius, seinen Gesetzen und Frankreich; dem Frankreich, wozu es ein System ohne Größe, wie ohne Nationalität gemacht hat, dem Frankreich, das seine Verweser zur Nullität verdammen, um den Schlägen des Schicksals und den Forderungen der Zeit zu entgehen, das sie klein machen, um groß zu bleiben in der öffentlichen Erniedrigung, das sie fürchten, statt es zu begreifen, es zu respectiren und es allen Staaten achtbar und wohlthätig zu machen, das sie erschöpfen, um Klöster zu bauen und Schulen zu zerstören, das sie nach Gefallen in seinen Neigungen und Institutionen reizen und quälen, während es nichts fordert, als im Frieden und unter dem Schutze der Gesetze zu leben; wo sie sich endlich nur damit beschäftigen, das Gewissen als ein Hinderniß zu ihren Zwecken, den Gedanken als eine Gefahr, das Talent als eine Concurrenz, die Geschichte als ein Element der Widersetzlichkeit, das Wort als eine Feindseligkeit zu proscribiren; wo sie nichts dulden möchten, als tiefes Schweigen, das einzige Lob, nach dem sie zu streben wagen!“

„Das Herz schlägt schmerzlich beim Anblick der kriegerischen Bewegungen an der Themse, der Truppen auf dem Marsche, der aufgepflanzten Fahnen, des öffentlichen Enthusiasmus, bei den Acclamationen, die ausgehen von Westminster, dem alten Tempel der englischen Aristokratie, um wiederzuhallen in den Casernen, dem Hafen und in der Stadt. Großbritannien kann einstimmig diesen Anstalten seinen Beifall geben, bei denen es selbst nichts zu fürchten hat, diesem Waffengetös, das nicht gegen sein Interesse, noch gegen seinen Ruhm gerichtet ist. Seine Soldaten können mit Enthusiasmus die Küsten ihres Vaterlandes verlassen, denn sie wissen, wo man sie hinführt und was sie da sollen; sie wissen, daß sie die Macht ihres Landes ausbreiten, indem sie seine Gesetze fortpflanzen; sie wissen, daß sie für eine Sache fechten werden, für welche das Blut in ihren Adern wallt, für die Luft, die sie einathmen, für den Boden, der sie genährt und auferzogen; sie wissen, daß sie einem Volke, das seit drei Jahrhunderten in den Banden einer ertödtenden Regierung eingeschlafen war, die Wohlthaten der glücklichen Verbindung zwischen der alten und der neuen Ordnung, die durch die öffentliche Macht gemäßigte Monarchie, eine starke und freie Aristokratie und, durch die Theilnahme an der Herrschaft, geadelte Gemeinden bringen und wiedergeben. Das sind Dinge, die zum Herzen sprechen, die jederman in Großbritannien versteht, für welche eine Armee sich enthusiasmiren kann, wie die große Masse sich für Religion, Freiheit, Ruhm und Vaterland enthusiasmirt.“

„Während der Musterungen und Einschiffungen von London — was thun unsere Soldaten auf dem Schauplatz ihrer Siege? — Was sie thun? sie erhalten die Ordnung in Barcelona, während man einen Bürger zum Galgen schleppt, überwiesen von einem Assessor, sich im Jahre 1823 gegen die royalistischen Freiwilligen vertheidigt zu haben, die ihn ermorden wollten; sie halten 1826 die Ordnung in der ganzen Halbinsel aufrecht, während man zu Valencia einen, der Geterodoxie verdächtigen, Schulmeister tödtet, wie sie dieselbe Ordnung 1825 schützten, als man zu gleicher Zeit einen zu royalistischen General, der für den unumschränkten König tapfer gefochten, und einen, der es zu wenig gewesen, aber wie ein wüthender Löwe für Spanien und Don Ferdinand gefochten hatte, hinrichtet; sie halten Ordnung, während die Polizei neue Kategorieen von Proscriptionen erfindet, neue Manieren, die aufgeklärten und reichen Einwohner den Dolchen des Pöbels preiszugeben, während man eben jetzt noch bei Cadix sechszig Bürger zum Tode verdammt, eines vor sechs Jahren begangenen Verbrechens schuldig, das von Europa's Zustimmung geheiligt war, vor welchem erlauchte Häupter, unter feierlichen Eiden, sich neigten, und die endlich Pflicht und Kraft der Capitulationen, die die französische Ehre zu verbürgen hatte, mit einer unverletzlichen Amnestie bedeckte. Das ist der Beruf,

den die Grenadiere des Trocadero, nach drei verflossenen Jahren, als Preis ihrer Siege erfüllen. Und jetzt, wo auf diesen verwerflichen Frieden, auf dieses weitverbreitete Schweigen, was nur durch die rohen Lieder des Pöbels von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde, des Pöbels, der nur aus seiner Lethargie geweckt wird, um auf dem Richtplatz zu tanzen, jetzt, wo auf diesen Frieden Waffengeklirr folgt und Kanonendonner in ihre Ohren schallt, welchen Empfindungen sollen sie sich jetzt überlassen?"

„Wenn nun der Krieg, seine Wuth entladend, sie selbst erreichte, welches würde ihre Sache, ihr Zweck, ihre Fahne, welches würden ihre Feinde, ihre Verbündete seyn? Sie wissen nichts, als daß sie, treu ihrem Schwur, da, wohin sie die Kriegszucht und ihre Anführer rufen, sterben werden, ohne um sich zu blicken. Würden sie heute denen beistehen, die sie gestern bekämpften, die ihr Sieg zu Grunde gerichtet hat, die aber dennoch ihre Gegenwart allein schützt, deren französische Neigungen, edle Gesinnungen, Kenntnisse und Rang sie lieben? Oder würden sie noch einmal in den Fall kommen, mit ihren Bataillonen diese Mönche zu vertheidigen, deren Geschäft der Mord ist, diesen Pöbel, der nichts kann und will, als plündern, diese Camarilla, die ihre Wohlthäter nur zu betrügen und zu hassen weiß? Sollten sie von Neuem Schlachten liefern, um diese gemäßigten Institutionen im Keime zu ersticken, die unsere Invasion versprochen hatte, um die Proscription zu vertreten und in Kraft zu halten, die das Haupt weniger aber der besten und aufgeklärtesten Bürger getroffen, der Priester, die die letzte Zierde der spanischen Geistlichkeit waren, und endlich der Großen von Castilien, der gedemüthigten und flüchtigen Granden, die so edel von Herzen wie von Abkunft waren? Müßten sie wieder in ihren Linien den Trappisten sich herumtummeln sehen, den tambour-major à cheval, wie ihn einer der Hauptbeförderer des Krieges (Ouvrard) nennt; sehen, wie sich der mit Mordthaten beladene Bandit Ziene an die Tafel unserer Generale setzt; sehen endlich, wie diese Regentschaften, die wir mit unserm Blute eingesetzt, den Willen unserer Fürsten mit Füßen treten, wie dieser General der Kapuziner nur einen Finger zu heben braucht, um Generale zu morden oder zu retten, die unter dem Schutze unserer Verträge stehen?"

„Gegen die Bemühungen des Ministeriums, die öffentliche Voraussicht, die Zweifel und Besorgnisse unsers Heers einzuschläfern, erheben sich auch die Sorgen und Zweifel von ganz Frankreich. Unwiderbringlich steht die Alternative fest: Man muß die nämlichen Verbündeten beibehalten oder vertauschen. Sie beibehalten heißt auf eine schreckliche Weise konsequent seyn; damit ändern — aber zu welchem Zweck? um auf der andern Seite der Pyrenäen den Schatten der Französischen Charte anzubieten, von deren Gehalt wir uns hier beschwert fühlen, und allein zu stehen mit unserm zu spät kommenden Vorschlag, die Zielscheibe aller Feindschaft und Verachtung, zwischen Liberalen, die unsern Codex unzureichend, den Absolutisten, die ihn stets alles Maas überschreitend finden werden, einen Hof, der sich verachtet, und einen König, der sich gefangen glauben wird?"

„Wir wissen wohl, daß, wenn die portugiesischen Royalisten, wie einige Blätter in Frankreich sie nennen, d. h. diejenigen, die weder ihren König, noch seine legitimen Erben, noch seine Verfügungen wollen, minder glücklich als früher die Glaubensarmee, beim ersten Schlag ihres unsinnigen Unternehmens untergegangen wären, das französische Ministerium gerettet gewesen seyn würde. Das war seine ganze Hoffnung. Es hätte dann das Cabinet von Madrid leicht bestimmt haben, sich vor dem erzürnten England unbedingt zu demüthigen. Das Cabinet von St. James würde sich mit der Erniedrigung der spanischen Monarchie begnügt haben, weil es, als Mittel der Autorität, die Diplomatik dem Kriege vorzieht, wie es wiederum lieber Krieg als Demüthigung wählt. Und, zufrieden, in der Halbinsel Ordnung herrschen zu sehen, d. h. die unumschränkte Gewalt in Spanien, die Freiheit in Portugal, würden wir uns beeilt haben, aus Furcht neuer Unfälle, ganz in der Stille die arme Monarchie Philipps V. zu räumen und Mann für Mann herauszuziehen, ohne daß es Europa bemerkt hätte, der Zukunft, d. h. dem brittischen Cabinet, überlassend, mit der von unsern Waffen geschlossenen Ordnung der Dinge zu verfahren, wie Zeit und Umstände es mit sich bringen.

„Aber die Insurrection ist mächtig. Die englische Armee scheint vor der Hand nur allein das Feld halten zu müssen, bis die höhern Classen Zeit erhalten, sich zu erkennen und sich hinter ihren Fahnen zu organisiren. Die unglücklichen Fortschritte der Alliirten unserer Verbündeten überliefern uns der ganzen Strenge des Problems: sofort abziehen oder bleiben."

„Hart belehrt durch die Erfahrung, nach langen redlich gemeinten, aber vergeblichen Warnungen von unserer Seite, hat das Ministerium jetzt nichts Angelegentlicheres und Eiligeres, als unverzüglich abzuziehen; und, um dahin zu gelangen, sehen wir es, in den englischen Journalen, erklären, daß dies, schon seit einer Ewigkeit, sein fester Vorsatz gewesen. Aber dieser Einfall kann, unter den jetzigen Umständen, nicht plötzlich gelingen, ohne daß man zu Europa sagt: „Wir haben die Occupation „so weit verlängert, als es wenig Nutzen für das spanische Königthum „und keine Gefahr für uns hatte. Jetzt, da ihm und uns ernstliche „Gefahren drohen, brechen wir unsere Zelte ab." Und da eine so naive Sprache unter erfahrenen und geschickten Staatsmännern nicht üblich ist, so wird man diese Erklärung mit dem Vorwande bedecken: daß die Regierung des Königs Ferdinand, da sie alle Verpflichtungen mißkannt und gebrochen, aufgehört habe, ein Recht auf den französischen Schutz zu haben. Wird aber die Welt nicht fragen, warum wir alle diese Stürme erwartet haben, um die Undankbarkeit des spanischen Cabinets, oder das Elend seiner Völker zu erkennen; warum wir unsere Empfindlichkeit nicht früher ausgedrückt; wie uns denn die Invasion von Portugal ein entscheidenderer Act scheinen kann, als die Verhöhnungen der Versprechungen des Prinzen Generalissimus, der Bruch seiner Capitulationen, die Befleckung seines Ruhmes, die Verachtung seiner Rathschläge; der Schrecken, die Anarchie im Besitz der Gewalt; in Strömen vergossenes Blut; ein großes Volk, ausgelöscht aus der Reihe civilisirter Staaten? Man muß eingestehen, daß wir drei Jahre lang alle diese Acte gebilligt haben — oder wir haben unser Ansehen und unsere Würde drei Jahre lang ungestraft verspotten sehen. Wir können uns jetzt nicht anders vor dem Verdacht einer kleinmüthigen Flucht bewahren, als wenn wir eine beweinenswerthe Mitschuld auf uns laden."

„Es ist traurig, wenn und daß man von den Siegen und den Tugenden des Dauphins keine bessern Früchte zu ärndten wußte. Doch, in der einmal gegebenen Lage, wäre es ohne Zweifel noch das räthlichste, sich dem zu unterwerfen. Frankreich würde doch auf diese Weise die Aussicht haben, seine Ruhe noch einige Zeit zu erhalten, und man muß nicht zuviel begehren. Man kann vom Ministerium nicht zugleich Frieden und Ruhm verlangen."

„In der That wäre es ein sonderbares Schauspiel, nachdem unsere Heere in der Halbinsel cantonnirt haben, als nur Anarchie da herrschte, sie sie eilig räumen zu sehen beim ersten Anblick einer englischen Uniform. Es wäre des Ministeriums würdig, die Zügel der Geschäfte auf die Weise geführt zu haben, daß wir gezwungen wären, vor den Musterungen, die man zu London hält, zurückzuweichen, uns hinter den Pyrenäen zu verbergen und still dahinter zu lauern, um niemandes Aufmerksamkeit zu wecken, wie der Held des Alterthums, und nicht, wider unsern Willen, gezwungen zu seyn, Theil an dem Handgemenge zu nehmen."

„Unglücklicherweise hängt es nicht mehr vom Ministerium ab, uns diesen Frieden zu sichern. Die Ereigniſſe haben es überraſcht; das Schickſal hält uns gefeſſelt in der Halbinſel. Das Cabinet, welches fühlt, daß man ſolche Märſche unſern Soldaten nur zumuthen kann, um ſie gegen den Feind zu führen, glaubt allen widrigen Erfolgen dadurch zu entgehen, indem es Großbritannien zu allem die Hände bietet, was es verlangt. Aber, vorausgeſetzt ſelbſt, daß unſere geheimen Lenker der Dinge ihm erlaubten, dieſen Ausweg zu ſuchen, ſo iſt es noch eine große Täuſchung, zu glauben, daß in dieſer ſubalternen Rolle wahrhafte Sicherheit für uns ſey. Dieſe Combinationen waren auf den Aufſtand einiger Stunden berechnet; aber jetzt iſt es mehr — es iſt ein Krieg geworden. Spanien hat Portugal angefallen und überzogen; ſo wird es denn wieder angegriffen und überzogen werden. Es hat eine Revolution in dieſes Reich geſchleudert; eine Revolution wird es zurück erhalten. Es hat ſich die Freude machen wollen, die Heldenthaten des Marquis von Chaves zu ſehen; es wird die von Mina ſchauen. So wie die Sachen jetzt ſtehen, wird England niemandes Beiſtand verſchmähen können; es wird Spanien Spanier entgegenſtellen, einer Fahne die andere. Glaubt man wohl, daß ſeine Mäßigung die Flüchtlinge der Parthei der Cortes an der portugieſiſchen Gränze aufhalten wird? Welcher Irrthum würde dies abermals ſeyn! Ein Schlachtfeld kennt keine Gränzen. Das brittiſche Cabinet wird Unglücklichen ohne Vaterland nicht verbieten können, für ſich zu fechten, wenn ſie zugleich für Englands Intereſſe fechten; abgeſehen von dem unvermeidlichen Fortreißen dieſer bewaffneten Proſcribirten, giebt es noch einen Grund, der ſie unausweichlich zu einem verlängerten Kampfe auf vaterländiſchem Boden aufrufen wird; das ſind die drei letzten verfloſſenen Jahre. Die Rathſchläge, die Spanien in dieſer Zeit regiert haben, ſind ſolche, die den Brand fortzupflanzen pflegen.“

„Hier fällt der Schleier; das Loos der Zukunft ſtellt ſich in ſeiner ganzen Wahrheit dar. Was werden wir dann thun? Stets dieſelbe Antwort. Alliirte der Camarilla werden wir verſuchen, ſeiner Regierungsweiſe voll barbariſcher Fehler neues Leben einzuhauchen; oder wir werden uns, als Verbündete hochherziger Ideen, in Beſtrebungen zu Grunde richten, eine conſtitutionelle Revolution zu bewürken, die gleichfalls nur dazu führen würde, unſere Anſtrengungen zu täuſchen — viel weiter zu gehen als unſere Wünſche. Endlich giebt es vielleicht noch einen Mittelweg und, exiſtirt einer, ſo wird man ihn zu entdecken und zu verſuchen wiſſen. Das Miniſterium, um möglichſt geſchwind die glückliche Ruhe wieder zu finden, die es flieht, wird alles thun, um zugleich den Triumph der portugieſiſchen Conſtitution und des ſpaniſchen Abſolutismus zu ſichern. Es wird unſern Soldaten, mittelſt Tagesbefehls, Haß allen Charten an den Quellen des Tajo, und Liebe zu den Charten an deſſen Mündung zur Pflicht machen. Man wird auf dieſe Weiſe alle Intereſſen zu vereinigen glauben, ausgenommen die Nationalwürde und die Rechte der Menſchheit, die für nichts gelten. Wenn wir, unter engliſchen Fahnen, die von der Glaubensarmee beſoldeten Portugieſen bekämpfen, wie ſollen wir es machen, ohne daß ſich unſere Hiebe und Schüſſe verwirren, die in den Reihen der Engländer fechtenden ſpaniſchen Conſtitutionellen zurückzutreiben? Alles das iſt unverſtändig, iſt unmöglich und doch das wahrſcheinlichſte.“

„Wird jetzt England ſeinen Sieg auf Portugal beſchränken können und wollen? Wenn es nicht kann oder will, was wird geſchehen? Gott weiß es! Eins nur iſt leicht vorauszuſehen — daß eine andere Hand, als die Frankreichs, das Schickſal der Völker der Halbinſel beſtimmen wird und nach allem, was in den letzten Jahren geſchehen iſt, muß man ihnen dazu Glück wünſchen. Aber uns? aber die Ehre unſers Vaterlandes! —“

„Mögen wir die Halbinſel verlaſſen oder dort bleiben, unſer Ruhm iſt auf allen Seiten gefährdet. Treten wir dem wünſchenswerthen Bündniß Englands bei, ſo geben wir die Spanier in ſeine Hände, fliehen vor ſeinen Fahnen. Geht der Krieg aus dem Contract, aus unſanften Berührungen ohne Zahl hervor, ſo werden wir die Welt in Flammen ſetzen, und, wie Herr Canning jüngſt im Hauſe der Gemeinen erklärt hat, Europa kann ſich auf grauſende Reſultate gefaßt machen!“

„So hat man aus unſerer Politik ein blutiges Chaos, ein Labyrinth gemacht, aus welchem es keinen Ausweg giebt. Das Miniſterium vermag nichts mehr für das Heil Spaniens, noch für den Frieden Frankreichs. Wir ſind dem Zufall preisgegeben. Er kann über uns verfügen, uns, wie der Wind treibt, dem Monarchismus oder der Freiheit zuwerfen, den alten Irrthümern oder der Vaſallenſchaft Englands. Unſere Stellung iſt ſo falſch, ſo verwickelt, ſo voll von Hinderniſſen ohne Ausgang, voll Gefahren ohne Nutzen und Ruhm, daß ſie jedem Nichtfranzoſen viele Freude oder viel Mitleiden einflößen muß.“

„Man ſehe auch, wie man von uns zu Weſtminſter ſpricht. Die ganze Rede des Herrn Canning, ſo weit ſie uns betrift, läßt ſich auf folgende Erklärungen reduciren: „„Man täuſcht ſich hinſichtlich der „Occupation Spaniens durch die Franzoſen. Wir haben ihr Eindringen „zugegeben, damit ſie ſich in ihren eignen Fehlern verwickeln; wir laſſen „ſie dort, weil ihre Kraft, ihr Reichthum, ihr Anſehen ſich an dieſer „fortblutenden Wunde erſchöpft. Auch brennen ſie, dieſen beweinens„werthen Poſten zu verlaſſen; aber ihre Verweſer ſind ſo ungeſchickt, „daß ſie ſich in der blutigen Schlinge drehen und wenden, ohne ſich „davon losmachen zu können. Inzwiſchen werden ſie es können müſſen, „ſobald es uns gefallen wird, daß die franzöſiſchen Fahnen weichen. „Denn gegen unſern Willen bleiben — das würde ſchreckliche Strafen „ſich zuziehen heißen!““

„Dahin hat uns denn das Miniſterium in dem Urtheil der Welt gebracht! Und ſeine Journale wiederholen gutmüthig die hochtönenden Worte von Zutrauen, welches das brittiſche Cabinet in das unſrige ſetze, und von der aufrichtigen Allianz, die beide Kronen verbinde! Was ſind das für Staatsmänner, die ſich der Ironie oder der Drohungen des Auslandes wie eines Erfolgs rühmen, die ſich darüber als über ein ſicheres Mittel freuen, die öffentlichen Fonds aufrecht zu erhalten, die ſich über das unendliche Sinken des National-Anſehens tröſten, wenn ſie nur das der Rente vermeiden können! Welche Allianz, wobei einer der contrahirenden Theile ſo handelt und eine ſolche Sprache führt! Zu glauben, daß da Sicherheit und Bürgſchaft der Ruhe vorhanden wäre, würde ein toller Irrthum ſeyn. Diejenigen, die ihn hervorrufen, begehen einen Fehler und ein Unrecht mehr. Rechnen wir darauf, daß der König und die Kammern einſchreiten werden. Die Stunde der Vergeltung und der öffentlichen Ueberzeugung wird endlich kommen. Es giebt ein Ziel für die Geduld des Thrones; was wäre aus uns geworden, wenn nach ſo vielen Störungen unſerer innern Sicherheit und unſers friedlichen Gedeihens, nach ſo viel nachtheiligen Erfolgen der Jahre, die die Vorſehung uns ſchenkte, um Reichthum, Macht und Feſtigkeit zu gewinnen, man noch ungeſtraft unſern Ruhm vernichten könnte! Das iſt glücklicher Weiſe die heilige Arche der Franzoſen.“

„Ein einziger unſerer Miniſter kann auf ſein Werk ruhig ſchauen — der Graf von Corbière. Er hat eben ſo viel geſunden Verſtand, als die drei Oppoſitionen und ganz Frankreich bewieſen. Wenn er ſo langeher nur zwei Maurer beim Bau des Triumphbogens angeſtellt hat; ſo geſchah dies ohne Zweifel, weil er wohl wußte, daß der Krieg von 1823 noch nicht beendigt war.“

Die Salpetriere zu Paris.

(Aus D. August Hermann Niemeyer's Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland ꝛc.)

Wenn das Findelhaus die Bestimmung hat, den jungen Weltbürgern, denen die natürliche Pflege der Mütter, mit oder ohne Schuld derselben, versagt ist, bei ihrem Eintritt in das Leben hülfreich die Hand zu bieten, so eröffnet sich eine andere Anstalt vorzüglich dem Verlassenen, und sorgt dafür, daß es auf der letzten Station seiner langen Bahn, wenigstens an den oft einzigen Bedürfnissen, die den greisen, für jeden andern Genuß abgestumpften Häuptern übrig bleibt — an Nahrung, Kleidung und Obdach nicht fehle. Dies ist der Hauptzweck der Salpetriere.

Nicht ein Haus ist es, es sind auch nicht in langen Reihen von Zimmern und Sälen sich hinziehende Gebäude — es ist eine kleine Stadt, in die mir die Leser folgen müssen, die sich einen Begriff von dieser unstreitig größten aller Versorgungsanstalten in und außer Paris machen wollen. Auch hat man sie wirklich oft eine Stadt genannt, da sie weit mehr Einwohner zählt, als viele Orte, die diesen Namen führen — in der Regel an fünftausend, zuweilen noch darüber.

Am südöstlichen Ende von Paris, unweit des großen Pflanzengartens, erblickt man auf dem Boulevard das Hauptportal in der Mitte der langen Ringmauer, welche das Ganze einschließt. Es führt in das Innere dieses großen Raums, dem eine vormalige hier befindliche Salpeterfabrik den Namen gegeben hat. Man tritt zuerst in einen geräumigen von beiden Seiten mit Bäumen bepflanzten Vorhof, auf dem man die Hauptgebäude, und in der Mitte eine Kirche im Gesicht hat. Mehrere Durchgänge führen in einen zweiten Hof, wo man sich mit großen und kleinen Reihen von Oekonomie-Gebäuden, Magazinen, freundlichen Rasenplätzen und kleinen Gärten umgeben sieht. Auf dem letztern Hofe bilden niedrige Häuser, die Wohnungskäfter der Wahnsinnigen, wieder mehrere Straßen. Der mittlere Raum ist mit Bäumen bepflanzt und ein Springbrunnen wird von einem größeren Rasenplatz umschlossen.

Vermöchte ich nur das vielgestaltige Leben, das sich in diesen Räumen bewegt, eben so anschaulich zu machen! Wenn gleich von den vier- bis fünftausend der Bewohner ein großer Theil in den Stuben, Sälen, gefängnißartigen Logen seine Tage und Nächte verlebt oder verleben muß, so ist doch der bei weitem größere frei, umschwärmt die Fruchthändler, Trödler, Höker, Verkäufer von Lebensmitteln und Getränken aller Art, oder geht — hier ruhig, dort lärmend und tobend — umher, wärmt sich im Sonnenschein, kauert an den Wänden, gafft die eintretenden Fremden an, oder drängt sich an sie, um wenigstens unter der Hand kleine Gaben zu empfangen.

Man wird schon hieraus abgenommen haben, daß die Salpetriere sehr verschiedenartigen Classen von Hülfsbedürftigen und Unglücklichen bestimmt ist. Unter Ludwig dem Vierzehnten sollte sie das Zuchthaus für Vagabonden, Bettler und aufgegriffene liederliche Dirnen, auch wohl der Aufenthalt verlassener Kinder seyn, für die in andern Anstalten kein Raum mehr war. Dazu ward sie nach vollendetem Bau im Jahr 1657 eröffnet. Erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ward der Plan lediglich auf eine weibliche Versorgungsanstalt, zu welcher nur ganz alten sehr schwachen und wahnsinnigen Frauen der Zutritt gewährt werden sollte, beschränkt. Diese, nebst mehreren Hundert zur Oekonomie und andern Diensten bestimmte Männer und Frauen, machen das Personal des Hauses aus.

Was man in den alten Berichten und den glaubwürdigsten Erzählungen der Reisenden über den vormaligen Zustand dieser Anstalt liest, welche einen jährlichen Kostenaufwand von mehr als einer Million Franken, oder fast drei mal hundert tausend Thaler erfordern soll, ist empörend, daß man auch hier viele wohlthätige Folgen einer Umwälzung unmöglich verkennen kann, die, da sie alles aus seinen Fugen riß, auch über eine Menge von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte Verwaltungssünden die Augen öffnete. Niemand scheint sich damals eigentlich wohl befunden zu haben, als die Aufseher und Aufseherinnen selbst, und die höheren Employés in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung. Dagegen war die schrecklichste Unreinlichkeit, Härte der Behandlung, Mangel an allen ernsten Bemühungen, an der Vernünftigmachung der Geisteskranken zu arbeiten, statt die gransamsten Zuchtmittel anzuwenden, um sie — wie man meinte — zur raison zu bringen, an der Tagesordnung. Zu dem körperlichen Elend gesellte sich Unsittlichkeit aller Art. Da vormals viele Kinder mitten unter den übrigen Einwohnern lebten, die äußerst schlecht unterrichtet, dagegen zu allen möglichen Zwecken gemißbraucht wurden, so ward das Verderben früh schon in die jungen Seelen gepflanzt. Von dem durch Arbeiten gewonnenen Verdienst, bereicherten sich die Aufseherinnen. Diese hatten ihre Lieblinge, denen man den Namen der Bijous gab, und deren man sich zugleich bediente, für das Institut in der Stadt Beiträge zu sammeln, wodurch sie, allen Verführungen preisgegeben, sich Tage lang auf den Straßen umhertrieben. Am schrecklichsten waren die Strafen, wenn etwas versehen oder nicht genug gearbeitet war. Man entzog ihnen die ohnehin höchst dürftige und ungesunde Kost, und sperrte sie oft in die dunkelsten Behältnüse zu den Wahnsinnigen ein. *)

Die neue Constitution hatte, wie auf alle Wohlthätigkeitsanstalten, so auch auf die Salpetriere den vortheilhaftesten Einfluß, und besonders erwarb sich unter den Aerzten der so allgemein verehrte Pinel ein Hauptverdienst um die bessere Behandlung der Geisteskranken, dem, als sein hohes Alter ihn nöthigte, sich mehr zurück zu ziehen, der nicht minder geachtete Esquirol gefolgt ist.

Alles ist in dieser Anstalt, wie schon der Umfang ihrer Bestimmung es mit sich bringt, großartig. Mit Erstaunen sahen wir die Lingerie, ein Magazin, wie nicht leicht ein ähnliches zu sehen seyn dürfte, in welchem unter der Leitung der thätigen Oberaufseherin Mad. Bazile, der ganze Waschvorrath, womit wenigstens Viertausend versorgt werden müssen, in musterhafter Ordnung aufbewahrt wird; **) — eben so das Magazin der Kleider, dann die Küchen, welche in fünf ungeheuern Kesseln die Fleischspeisen bereiten. Dazu kommen die großen Arbeitssäle für die Handwerker jeder Art; die wenigstens äußerlich musterhafte Apotheke, und was nicht sonst noch, was zum Bedürfniß dieses kleinen höchst merkwürdigen Frauenstaates gehört.

Sehr bald sahen wir uns von einer Menge dieser Einwohnerinnen umgeben, die in großen Massen den Hofraum bei der schönen Witterung erfüllten. Sie bewohnen theils einzelne geräumige Zimmer, theils lange Säle, reinlich und luftig genug für die Menge und Beschaffenheit der Bewohner. Das Ganze glich zwar einem großen Gemälde menschlicher Schwäche und Gebrechlichkeit. Doch war der Eindruck, den die Betrachtung einzelner Physionomien auf mich machte, sehr verschieden.

---

*) Wer mehr Einzelnheiten zu wissen begehrt, darf nur die schauderhafte Beschreibung von Wardenburg in den letzten Briefen des ersten Theils nachlesen.

**) Ein hier aufgehängtes Verzeichniß, gab den Werth des Linnenzeugs, nach unserm Gelde gerechnet, auf 600,000 Rthlr. an.

Wenn in gar manchem Gesicht alle Triebe und Leidenschaften, mit denen der Geist im langen Kampf gelegen haben mochte, tiefe Furchen und widrige Verzerrungen zurückgelassen hatten, so ward man auf andern mehr die ruhige Ergebung gewahr. Es gab Gesichter und Gestalten, in denen die Spuren früherer Schönheit nicht verloschen waren. Wie mancher von ihren Anbetern Vergessenen mochten nur schmerzliche Erinnerungen an schöne Jugendtage, wie mancher Brust nur Seufzer über getäuschte Hoffnungen übrig seyn! Viele waren jedoch zufrieden, nach den Stürmen des Lebens einen sichern Hafen gefunden zu haben, wo sie aller Sorgen überhoben, in einem behaglichen Nichtsthun oder in leichter Handarbeit sich am Morgen auf das Mittagsessen, den Mittag auf das Abendbrod zu freuen schienen, um dann, so lange sie wollten, im Schlaf sich und die Welt vergessen zu können. Hie und da las man auch in den gefalteten Händen und dem frommen Aufschlag der Augen, die Hoffnung auf eine andere Welt, wiewohl mir dieser Ausdruck in Frankreich nur selten vorgekommen ist. Lebenssatt waren wohl die Wenigsten, und die Sechszigjährigen sahen sich nicht ungern durch die Ueberschrift der Stationen daran erinnert, daß es auch eine Station für Siebzig- und Achtzigjährige gebe. Die Rüstigen braucht man zu Wärterinnen der ganz Hülflosen und Kranken. Ihr beschwerliches Geschick kann nur die Gewohnheit erträglich machen. Den Besuch dieser Lagerstätten überließen wir den Aerzten.

Unser Freund Oerthling verschaffte uns die Bekanntschaft des Herrn Bissat, Oberaufsehers der Irren, welcher nebst seiner Gattin sich, nach dem allgemeinen Zeugniß, um diese Bedauernswürdigsten, damals ohngefähr siebenhundert, hochverdient gemacht hat. Beide, die einen großen Theil ihres Lebens diesem Beruf gewidmet haben, scheinen in dem größten Ansehen bei einer so schwer zu bändigenden Heerde von Narren und Tollen zu stehen. Welch ein Unterschied von dem, was ich in Bicetre gesehen hatte! Ruhig gingen wir mitten unter den Hunderten von wahnsinnigen Weibern umher, die man, wenn sie nicht zu den Rasenden oder Epileptischen gehören, die in jenen engen Käfigen zum Theil hinter Gittern verwahrt werden müssen, stets freie Luft genießen läßt. Viele kamen an uns heran. Jede Zudringlichkeit trat vor einem ernsten Blick des Herrn Bissat zurück. In vielen Gesichtern drückte sich Vertrauen, selbst Liebe gegen ihn aus.

Die unschädlichen Närrinnen sind übrigens gänzlich von den gefährlichen getrennt. Das bekannte Kamisol mit vorn zusammengenähten Aermeln, wodurch nur der freie Gebrauch der Hände, übrigens ohne Schmerz und Pein, gehindert wird, ist das einzige Mittel, wodurch man sie, wenn sie zu unruhig werden, in Ordnung erhält. Aber nirgends ist mehr die Rede, wie vormals, von Schlägen, Fesseln und Banden.

Das Bissatsche Ehepaar sprach viel und gern mit uns über sein Geschäft. Man hörte es beiden Alten — die jetzt wahrscheinlich nicht mehr leben — an, daß sie es mit Liebe, aber auch im schmeichelnden Bewußtseyn eines glücklichen Erfolgs trieben. Sie erzählten uns, wie viele nun schon durch milde Behandlung, verbunden mit Pinels *) trefflicher ärztlicher Methode, völlig geheilt das Haus verlassen hätten. Man müsse nur an Keinem verzweifeln. Treffe man den rechten Punkt, so gehe oft unerwartet in der verdunkelten Seele ein Licht auf; oft sey es auch die fast augenblickliche Wirkung der Sturzbäder und der Douche. Fast am schwersten sey die Heilung des religiösen Wahnsinns, der gleichwohl zu den nicht seltenen Erscheinungen gehöre, da auch von denen, welche in den Zeiten der allgemeinen Auflösung und Verwilderung der Gemüther allem Glauben entsagt hätten, manche wieder zu ihm zurückkehrten, aber sich nur zu oft auf dem Wege verirrten.

Wie viel befriedigter verläßt man ein solches Haus, wenn man hoffen darf, daß wenigstens das Möglichste geschieht, um zu helfen und zu heilen. Die Geheilten werden dadurch nicht immer glücklicher; denn viele der Geisteskranken fühlten sich, wie man deutlich aus ihrem steten Lächeln oder demokritischen Lachen sah, nicht unglücklich, und hielten sich am wenigsten für unvernünftig. Aber die Würde der Menschennatur wird doch wieder hergestellt, und selbst das Unglück ist, mit Vernunft ertragen, ein Mittel der Veredlung. So lange sie im Zustande des Wahnsinns sind, ist ja doch aller Genuß des Lebens auf die armseligsten Befriedigungen zurückgebracht. Ihre Welt ist gestorben. Jedes zarte Band der Natur und des geselligen Lebens ist aufgelöst; Freunde und Verwandte kehren ihnen den Rücken und scheuen ihre Plage. Denn wie man sich endlich auch von dem geliebtesten Todten wegwendet, wenn die Verwesung ihren Raub fordert, so wendet sich hier der Liebende von der Geliebten, der Gatte von der Gattin, vom Sohne der Vater, von der Mutter die Tochter. Sie scheinen wie ausgestrichen aus dem Buche der Menschheit. Für sie schlägt kein Glockenschlag; sie ruft kein Morgen zur Thätigkeit, oft keine Abendsonne zur Ruhe.

Vor den Behältnissen der Rasenden und Tollen führte uns Herr Bissat schnell vorüber. Daß sie nicht einmal geheizt werden können, ist, wie man allgemein versichert, kein Unglück, weil der Wahnsinnige gegen Hitze und Kälte ganz gleichgültig werden soll. Härte wird auch hier nicht angewendet; alles, was man thut, hat nur Sicherstellung vor eigner und fremder Verletzung zum Zweck. Meiner Neugier konnte ich es nicht versagen, durch einige Gitter den Blick auf diese armen Geschöpfe zu werfen, so widrig auch alle Sinne berührt wurden. Ein in der heftigsten Raserei liegendes Wesen, war die noch nicht sehr alte Tochter einst reicher Eltern, dabei eines sehr klugen, selbst berühmten Vaters, dessen Namen man jedoch verschwieg. Aufs lebhafteste erneuerte sich mir hiedurch eine ähnliche Erscheinung bei meinem ersten Besuch des Irrenhauses in Berlin im Jahr 1790. Sie darf, als eine frühere Reisebeobachtung der Aehnlichkeit wegen hier wohl eine Stelle finden.

„In der Ecke eines Zimmers der Anstalt, lag auf einem sehr zerstörten Bette, ohne alle Kleidung, blos von einer schon halb zerrissenen Fußdecke umhüllt, ein Mensch zwischen vierzig und funfzig Jahren. Er war von allen Irren, die ich vorher gesehen hatte, der wildeste, obgleich verhältnißmäßig jetzt stiller und eben deswegen in einen erträglicheren Aufenthalt gebracht. Er saß halb aufgerichtet auf seinem Lager, sein Haar sträubte sich, seine Augen rollten wild umher, alle Muskeln waren in gewaltiger Bewegung; zuweilen hob sich der ganze Körper, ward aber von einer Kette, womit er an die Wand befestigt war, aufgehalten. Jetzt zog er die Decke über das Gesicht, dann entblößte er sich wieder bis auf den halben Leib. Seine nackten Füße, die er zuweilen verstreckte, trugen Spuren von Verletzungen, die sein unaufhörliches Umherwerfen begreiflich machte. Der Ton, den er aufahrend von sich gab, und womit er seinen äußersten Unwillen über unsern Besuch auszudrücken schien, klang wie das Anschlagen eines Hundes, das dem lauten Aufbellen vorhergeht. Der Wärter ging an sein Bette, redete ihm zu, strich ihm den Bart, schlug die Decke zurück, um uns zu zeigen, in welchem Elend er da liege. Dies schien ihn auf einen Augenblick zu besänftigen. Aber der vorige Zustand erneuerte sich bald wieder."

„Dieser Unglückliche war auch der Sohn eines ehemaligen Hallischen Gelehrten, mit dem sich zu seiner Zeit wenige an ausgebreitetem Umfange von Kenntnissen in allen Theilen der Wissenschaften messen konnten. Schon dreißig Jahre hatte er, zum Jammer seiner Familie, abwechselnd im Tollkasten und auf diesem zerwühlten Lager gelebt, wenn dies ein

*) Sein Hauptwerk ist der Traité sur la manie, deutsch: Philosophisch-medicinische Abhandlung über Geisteszerrirrungen der Männer. Aus dem Franz. von M. Wagner. 1801.

tan zu nennen ist. Ich hatte diese traurige Geschichte oft gehört, mit, daß er nach einer unordentlichen Jugend auf einmal in den Zustand der völligen Raserei gefallen war, hatte aber nicht geglaubt, daß er bei dieser Zerrüttung der Seele und des Körpers noch am Leben seyn könne. Wie fuhr ich zusammen, als der Führer gerade bei dem Elendesten aller Elenden, die ich bisher zu sehen bekam, den berühmten Newen nannte."

„Ist es — ward ich auch hier, wie bei jenem früheren Anblick eines entschieden Unheilbaren, zu fragen versucht — ist es wirklich Wohlthat, das Leben von Personen zu erhalten, die bis zu dieser Stufe des Elends herabgesunken sind? Oder wäre nicht die Hand, die sich gegen sie bewaffnete und ihrem Leben ein schnelles Ende machte, wohlthätiger als die, welche ihnen Nahrung reicht, damit sie sich länger quälen, oder Heilmittel, damit sie wenigstens methodisch sterben? So scheint es! Aber der Werth jedes Menschenlebens kann gleichwohl für die Sicherheit der Gesellschaft nie zu hoch angeschlagen werden. Auch der Rasende und Wahnsinnige muß — nicht dem alten Aberglauben allein — sondern auch der Vernunft und dem Staat eine heilige Person bleiben. Jede Lossprechung von dem Gesetz: „Achte und schone das Leben jedes Menschen, wie du das deine geachtet wissen willst," ist um so gefährlicher, weil es, wo sie einmal verstattet wird, unmöglich bleibt, ihr eine Gränze zu setzen. Es hieße der Willkühr ein neues Schwert in die Hand liefern. Denn einen Menschen, den man durch Druck und harte Behandlung trübsinnig gemacht hat, für wahnsinnig, und in kurzem für unheilbar zu erklären, ist ja so schwer nicht, und hätte man ihn erst da, so würde er dann von Rechtswegen aus der Welt geschafft."

Nachbildung in London des von Belzoni in Aegypten entdeckten königl. Grabmals.

Aus dem — in No. 147 d. Bl. — schon erwähnten Tagebuche einer zweiten Reise über Paris nach London ꝛc. ꝛc. von Joh. Conr. Fischer, Obristlieutenant der Artillerie.

Das Haus in Leicester Square, welches eine Nachbildung von dem durch Belzoni in Aegypten entdeckten königl. Grabmal enthält, ist in seinem Innern, jedoch nur nach einem dritten Theil der natürlichen Größe, eben so eingerichtet, und die Treppen, Hallen, Säulen, Compartimente und Wandverzierungen gleichmäßig dargestellt, wie es sich in der Wirklichkeit vorfand. Da aber natürlich in den Wohnungen der Todten kein Tageslicht geduldet wird, und auch der Construction nach keines hineinfallen könnte, so befinden sich, von dem Eingange an, an den Treppen und in den Ecken der Hallen oder Zimmer Postamente mit tragbaren metallenen, hohlen Kugeln, aus denen das auf eine Spannung von 30 Atmosphären comprimirte Oelgas brennt, und wegen der kleinen Oeffnungen, woraus es strömt, eine nur milde Helle verbreitet, die beim Hineintreten unter diese fremdartigen Gegenstände, welche schwerlich weder das Auge noch die Phantasie des Beschauenden je so gesehen hat, das Imposante, ja man möchte sagen Schauerliche des Ganzen noch hebt und vermehrt. Der Scharfsinn und die Entdeckungsgabe von Belzoni, ein unterirdisches Grabmal an diesem Ort zu vermuthen, und den Eingang, der durch die alten Aegyptier so künstlich versteckt war, zu finden, ist wirklich zu bewundern.

Drei englische Meilen von der uralten Stadt Theben, an dem Fuße eines steilen Hügels, in dem damals trockenen Bette eines Gießbachs, ließ er, trotz Widerspruche der Araber unerachtet, die zum Arbeiten angestellt waren, nachgraben, und am zweiten Tage Abends entdeckte man schon einen oben eben gemachten Felsen, damit keine Spur davon zur Erde hinaus gehe, und bis Mittags gelangten sie bis auf den in selbigen gehauenen Eingang hinunter, der sich 18 Fuß tief unter der Erde befand. Dieser Eingang, dessen Wände und Decke mit Hieroglyphen in den schönsten Farben ausgemalt waren, führte zu einer Treppe von 23 Stufen in die Tiefe, an deren Ende eine neue Gallerie von 37 Fuß lang stieß, und die sich an einer gemauerten Grube von 30 Fuß Tiefe, 14 Fuß Länge und 12 Fuß Breite endete. — Auf der entgegengesetzten Seite war eine kleine Oeffnung in der Mauer von nur 2 Fuß Breite und 2½ Fuß Höhe. Balken, die man hinüber legte, erlaubten nun den Zugang in das sich ihnen plötzlich öffnende großartige, aus mehrern Sälen und Gallerien bestehende Königs-Grabmal. In einem derselben war der Körper eines einbalsamirten Stieres, in andern theils hölzerne theils aus feinem Thon gebrannte, blau gefärbte und auch überfirnißte Statüen, und in dem Hauptsaal ein Sarcophag von orientalischem Alabaster, halb durchsichtig, die Wände nur 2 Zoll dick, mit Hieroglyphen bedeckt, der Deckel aber zerbrochen und der Körper herausgenommen. In dieses, aus vielen Gründen an die dreitausend Jahre alt zu schätzende Grabmal waren also auch schon Menschen eingedrungen; höchst wahrscheinlich zur Zeit der Invasion der Perser in Aegypten. — Der Hauptsaal ist derjenige, den Belzoni den Saal der Schönheiten nennt, indem, wenn man sich in dessen Centrum befindet, man ringsum von ägyptischen Gottheiten umgeben ist. — Alle Figuren sind in solcher Vollkommenheit ausgearbeitet, daß man die feinsten Verzierungen ihrer Kleider erkennen kann.

Die Pfosten der Thüren sind mit weiblichen Gottheiten geschmückt, den Lotus in Knospen und wieder in voller Blüte tragend, mit Bilderschrift umgeben, und die Schlange auf einer Halbkugel darüber. Einer der Hauptgegenstände der in Basrelief ausgehauenen und überdies noch bemalten Gegenstände ist die Aufnahme des (wahrscheinlich) Gamnis durch die vornehmsten Gottheiten der Aegyptier in das Reich der ewigen Glückseligkeit.

Der neue Ankömmling, begleitet von dem (an den Sperberkopf erkennbaren) Gott Arueris, opfert der Isis und andern weiblichen Gottheiten, und wird endlich von Osiris (dem höchsten Gott) in Weiß gekleidet, auf dem Thron der Herrlichkeit sitzend, über welchem eine geflügelte Kugel schwebt, und in der einen Hand den Hakenstab und in der andern die Geissel haltend, angenommen.

Die Mauern zu beiden Seiten sind mit Hieroglyphen bedeckt, welche unter einander stehen, und jede Reihe von der andern durch 5 bis 6 Zoll weit entfernte, von oben bis nach unten gezogene Linien getrennt, so daß man daraus mit Sicherheit schließen zu können scheint, daß (so wie die Chineser es auch thun) die Aegyptier diese Schrift von oben nach unten zu lesen pflegen.

Ich war allein; ich hatte keinen Führer bei mir, um mehr Aufschluß zu erhalten. Die geflügelte Zeit gebot mir zu scheiden von einem Orte, der mich unbeschreiblich anzog, wenn ich bedachte, daß wir jetzt noch Manches nicht besser wissen und kennen, nach dreitausendjähriger Erfahrung, Aeonen im Verhältniß zu unserm kurzen Leben! — In der Physik sind wir fortgeschritten, aber in der Metaphysik nicht: (?) die ewigen Gesetze, denen auch die erschaffenden Geister unterworfen sind, walten unveränderlich, und ich frage mich: Ist ein unausdehnbarer Kreis in dem Glied, das wir in der Kette der Wesen einnehmen, geschlossen? — Waren diese Menschen so glücklich als wir? — und was war die Summe der Weisheit ihrer Gnostiker? — Noch bemerkte ich an drei Wänden folgendes: Der Todtenschiffer im seinem Kahn mit einem König. Ueber der Thüre eine Weibsperson mit ausgebreiteten Flügeln.

Dann an der Mauer rechter Hand Männer, die eine lange dünne Stange tragen, an deren Ende Kuhköpfe befindlich sind, und auf welcher zwei Stiere stehen. Dann zwölf Könige in ihren Särgen von Sycamore liegend. — Ueber sieben derselben sind Hieroglyphen. Bei einem erkannte ich den Schlüssel der Macht; über einem andern drei Pyramiden; wahrscheinlich Andeutungen, was sie während ihrer Regierung vollbracht. Fünf starben ruhmlos. Diese zwölf Särge liegen auf einer gerade ausgestreckten, nur mit Kopf und Schwanz kanapeeartig und auswärts geschweift aufgebogenen Schlange, durch vier Ziegenfüße unterstützt. In den Särgen haben diese Könige die natürliche Farbe. Dann entdeckt man sie wieder in einem andern Felde schwarz. Sie sind dem Todtenreich und dessen Regenten, dem Amenthes, und dem Richter über ihre Handlungen, dem Anubis, anheim gefallen. Die Wage spricht zu ihren Gunsten. In dem obern Felde erscheinen sie wieder, jeder unter einem grünen Palmbaum, und, wie es in der Offenbarung heißt, mit Kronen auf ihren Häuptern und angethan mit weißen Kleidern, Symbol der ewigen Glückseligkeit. Auf der entgegengesetzten Seite ist, um mich so auszudrücken, auf dem Lambru oder der untern Abtheilung der Mauer eine höchst merkwürdige Procession von Gefangenen.

Denselben voran schreitet die sperberköpfige Gottheit, welcher vier rothe Männer folgen mit weißen Schürzen. Dann vier weiße Männer mit dicken schwarzen Bärten, ihr schwarzes Haupthaar in weiße Netze gebunden, und gestreifte mit Franzen eingefaßte Schürzen tragend. Dann kommen vier Neger mit Haaren von verschiedener Farbe, mit großen runden Ohrringen in den Ohren, und mit weißen kurzen Gürtelkleidern angethan, die an einem über die Schulter gehenden Band befestiget sind. Auffallend ist die Aehnlichkeit der Physionomie dieser Menschen mit der von jetzt. Diese Race hat sich seit dreitausend Jahren nicht verändert. Auf diese folgen noch vier weiße Männer mit kleinen Bärten und aufgerollten Knebelbärten, nach zwei Seiten sich ausbreitende Federn in den Händen, und über die Schultern Kleider oder Mäntel, dem Felle von wilden Thieren ähnlich, tragend. — Auf dem Rückweg trat ich noch in den Modellsaal, wo mich, nebst dem Tempel von Ybsambul, nahe am zweiten Cataract des Nils in Nubien, und der von Belzoni geöffneten Pyramide von Sephrenes, deren Basis 684, die schräge Linie von der Mitte der Basis zur Spitze hinauf 568, und die Perpendikular-Höhe 453 Fuß beträgt, die vortrefflich erhaltene Papyrus-Rolle, von 23 Fuß Länge und ungefähr 14 Zoll Höhe, am meisten interessirten. Letztere ist mit Bilderschrift und gemalten Figuren bedeckt. Die Hauptstücke stellen ländliche Feste, vorzüglich aber die auf einander folgenden Feldarbeiten der alten Aegyptier und das Aerntefest vor. An dem Ende des Papyrus ist das Gericht über die Seele dargestellt; aber nicht das irdische Todtengericht, wie sie es in Aegypten ausübten, sondern das himmlische. — Der große Gott Osiris sitzt in seinem Tempel auf dem Thron. Die verschiedenen anwesenden Gottheiten, die Wage des Gerichts, und wie die Seele in den Tempel eingeführt wird, geben reichen Stoff zum Nachdenken über die Religion der Bewohner dieses merkwürdigen Landes in jener der Sündfluth bald folgenden Zeit.

Die Eichhörnchen.

Es ist ein höchst seltsamer und merkwürdiger, nicht allgemein bekannter Umstand, bemerkt das „Time's Telescope," daß die meisten der sogenannten wilden Eichen (spontaneous oaks) von den Eichhörnchen gepflanzt worden sind. Dies kleine Thierchen hat der brittischen Marine die wesentlichsten Dienste geleistet. Als eines Tages ein Gentleman in dem, dem Herzoge von Beaufort zugehörigen Walde, in der Gegend von Troy-House, in der Grafschaft Monmouth, sich erging, wurde seine Aufmerksamkeit durch ein Eichhorn erregt, was ganz ruhig am Boden zu sitzen schien. Er stand deshalb still, um seine Bewegungen zu beobachten. Nach einigen Minuten nun schwang sich, so schnell wie der Blitz, das Eichhorn plötzlich bis zum Gipfel des Baumes auf, neben welchem es eben gesessen hatte. In einem Augenblicke war es nun wieder herab, und begann eine Eichel, die es im Mäulchen trug, mit den Vorderpfoten zu vergraben. Nachdem es so ein kleines Loch gegraben hatte, bückte es sich nieder, und legte die Eichel in dasselbe, bedeckte sie dann und schoß gleich einem Pfeile wiederum auf den Baum. Einen Augenblick später kam es mit einer andern wieder herab, und vergrub sie auf gleiche Weise; und damit fuhr es so lange fort, als der Beobachter es für angemessen hielt, auf dasselbe zu merken. Der Instinkt treibt dieses kleine Thierchen zu diesem Fleiße, der zum Zwecke hat, es im Winter vor Mangel zu schützen; und da es nicht unwahrscheinlich ist, daß das Gedächtniß desselben nicht stark genug seyn mag, es in den Stand zu setzen, sich aller der Plätze zu erinnern, an welchen es Eicheln vergrub, so verliert zweifelsohne der kleine betriebsame Narr in jedem Jahre mehrere davon. Diese nun gehen auf, und sind dazu bestimmt, den Platz des Mutterstammes wieder auszufüllen. — Auf diese Weise verdankt Britannien, in gewisser Rücksicht, der Betriebsamkeit und dem schlechten Gedächtnisse eines Eichhorns seinen Stolz, seinen Ruhm und seine eigentliche Existenz. —

Noch ein neuer Stoff zu Damenkleidern, Schleiern ꝛc. von dem Gewebe der Kreuzspinne.

(Man vergleiche No. 128 dieser Blätter vorigen Jahres.)

Unter den von dem Conservateur des zoologischen Kabinets der Universität zu Warschau, Herrn Brunner, angefertigten Präparaten, verdient das einer Kreuzspinne erwähnt zu werden. Herr Brunner hat sich durch Beobachtungen und Versuche überzeugt, daß das Gewebe dieser Spinne einen schönen seidenartigen Stoff liefert, welcher zu den feinsten und kostbarsten Waaren verarbeitet werden könnte, wenn eine Methode ausgemittelt würde, die gedachten Insekten in großer Menge zu ziehen. Ihre Seide ist nicht nur sehr stark, sondern auch von blendender Weiße und einem dem Silber oder geschliffenen Stahle ähnlichen Metallglanze. Herr Brunner gedenkt seine Versuche fortzusetzen und im künftigen Sommer ein Gewebe aus dem von ihm entdeckten Seidenstoffe zu liefern. Bei Herrn Brunner's bekannter Ausdauer und Erfindungsgabe ist ein günstiger Erfolg dieser Versuche zu erwarten.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 149 Hamburg, Mittwoch den 10. Januar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

SOCIETÆ

Vom Birmanen-Krieg ꝛc. ꝛc.,

vom Major Snodgraß, Militair-Secretair des Befehlshabers der Expedition (Sir A. Campbell) und assistirender politischer Agent in Ava.

Ueber dieses ganz neuerlich bei J. Murray in London erschienene Werk äußert sich die Literary Gazette wie folgt:

Von jedem interessanten und wichtigen Umstande, der sich seit der Landung unserer Armee zu Rangun, im May 1824, bis zum Friedensschluß in Pandabu, im Februar 1826, nach einer Folge vieler glänzender Thaten, welche die Tapferkeit und Geschicklichkeit unsrer Befehlshaber, und die Bravheit und Ausdauer unsrer Truppen gekrönt, zugetragen hat, haben wir nun einen Bericht vor uns, der durch die Autorität, unter welcher er erscheint, und durch die geschickte Weise seiner Abfassung, noch ganz besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der Major Snodgraß hat in der That seine Erzählung in einem Styl vorgetragen, der einem englischen Soldaten wohl ansteht, während er gleichzeitig, durch sein Verhältniß und die ihm zu Gebote stehenden Mittel, sich Nachrichten zu verschaffen, im Stande war, in einer klaren und bündigen Darstellung die größeren Umrisse dieses Kampfes aus kaufmännischen, politischen und nationalen Gesichtspunkten zu geben. Und wenn gleich die Beschreibung der Waffenthaten sein Hauptgeschäft gewesen ist, so hat er doch auch Gelegenheit gefunden, uns mit manchen National-Eigenthümlichkeiten und Characterzügen bekannt zu machen, die uns, selbst nach Symes's vortrefflichem Werke über die Mission nach Ava, noch völlig neu waren. Bei der Absicht, eine Idee von der Beschaffenheit seines Werkes zu geben, werden wir genöthigt seyn, beide Gegenstände zu vermengen, und wenn wir schon seine kriegerischen Details nicht ganz umgehen können, werden wir doch nur die ausgezeichnetsten erwähnen und uns mehr an die Gegenstände halten, welche characteristisch und allgemein belehrend sind.

Als Feind ist der Birmane thätig, kühn, unternehmend, ausdauernd in Strapazen, und — dem eignen Systeme nach — verschlagen und geschickt. Vergebens setzten sie jedoch diese Eigenschaften der überlegenen Mannszucht und Energie ihrer Angreifer entgegen, die gleich sehr den Widerstand im Felde, als auch die Hindernisse überwältigten, welche ihnen die Falschheit, Ehrlosigkeit und Verrätherei abseiten der Regierung in den Weg legten. Anfangs hörte man oft aus den festen Stellungen und Verpfählungen den Spottruf: „laghi, laghi!“ (kommt nur, kommt!); aber noch vor dem Ende des Krieges veranlaßte das Vorrücken unsrer unerschrockenen Glieder andre Laute, andre Gefühle. Selbst die Astrologen, des Corps der Unverwundbaren, und die Weiber mit Zauberkräften vermochten es nicht den Bayonnetten zu widerstehen, und es wurden, nur 45 Meilen von seinem Pallast und seiner Hauptstadt, einem insolenten Despoten Bedingungen vorgeschrieben, die ihn demüthigten. Hierüber wollen wir Einiges mittheilen:

„Zwei Brüder des Königs erklärten laut nach ihrer Ankunft zu Rangun, daß sie die brittische Macht umzingeln wollten, zu welchem Ende sie auch den Befehl ertheilten, den Fluß in unserm Rücken zu sperren, und, um im Erfolge desto sicherer zu seyn, ließen sich diese schlauen Krieger von den Astrologen, die sie in Menge mit sich gebracht hatten, die Zeit angeben, die für die Ausführung ihrer Pläne die beste seyn würde. Blind abergläubisch in einigen Punkten, glauben die Birmanen jeden Ranges steif und fest an die Vorhersagungen dieser Betrüger. Der Einfluß des Mondes auf die Angelegenheiten der Menschen wird nie in Zweifel gezogen, und die Berechnungen der Astrologen nach gewissen Zeichen und Anzeigen dieses Planeten finden unbedingten Glauben. Von der Bestimmung der rechten Zeit, eine Stellung anzugreifen, bis auf die allergewöhnlichste Angelegenheit des Lebens, kann nichts gelingen, ist nicht erst ein Astrolog zu Rathe gezogen worden, daher sich diese denn auch in jedem Winkel des Königreichs vorfinden und vom Volke aufs höchste geachtet und verehrt werden. Ganz besonders in Gunst und Ansehen stehen diese Orakel bei den Kriegern hohen Ranges, und werden von ihnen bei allen ihren militairischen Operationen um ihre Meinung gefragt, der dann auch pünktlichst nachgelebt wird. Bei mehreren Gelegenheiten schlugen aber ihre Vorhersagungen der Sache, der sie dienen wollten, mehr zum Nachtheil, als zum Vortheil aus, indem zwar die Oeffentlichkeit ihrer Entscheidungen einerseits den Ihrigen großes Zutrauen einflößte, andrerseits aber auch sehr oft uns in den Stand setzte, uns zu rechter Zeit zum Kampfe vorzubereiten. In jener Zeit erhielt der Feind von Ava her noch eine neue und furchtbare Verstärkung in dem Corps, das die Unverwundbaren des Königs betitelt wird. Dasselbe besteht aus mehreren Tausend Mann, die aber in mehrere Krieger-Classen eingetheilt sind, und von welchen nur ein Eliten-Trupp speciell zur vorerwähnten Benennung berechtigt ist. Sie unterscheiden sich durch kurz abgeschornes Haar und durch die eigenthümliche Weise, in welcher sie tatowirt sind, indem sie, auf ihren Armen und Beinen, unverlöschbare, und oft sehr schön ausgeführte Zeichnungen von Elephanten, Tigern und einer Menge andrer wilder Thiere haben; unsern Soldaten aber waren sie am besten aus dem Umstande bekannt, daß sie, ihnen wahrscheinlich in früher Jugend beigebrachte, kleine Goldstücke, zuweilen auch kostbare Steine, unter der Haut ihrer Arme verborgen hatten. Diese Individuen werden von ihren Landsleuten für unverwundbar gehalten, und nach der thörigten und tollen Weise, in welcher sie sich dem feindlichen Feuer bloßstellen, scheint es, daß sie entweder selbst dieser Meinung sind, oder auch, um ihre Prätensionen geltend zu machen, es für nöthig halten, die größte Verachtung jeder Gefahr zu zeigen. In allen Verpfählungen und festen Plätzen des

Feindes befanden sich in der Regel einer oder ein Paar dieser Heroen, deren Amt es war, an der gefährlichsten Stelle ihrer Lagerung den Ausforderungs-Kriegstanz, um ihren Kameraden Muth und Enthusiasmus einzuflößen — was aber auch den Feinden nicht wenig Spaß machte — auszuführen. Nur zu oft setzten die durch Opium in die höchste Spannung versetzten armen Teufel ihre närrischen Sprünge so lange fort, bis sie selbst den Beweis geben mußten, wie nichtig ihr Anspruch an den Titel sey, den sie sich beigelegt hatten."

Zu einer späteren Zeit des Krieges, kurz vor seinem Ende, zu Prome, wird der Armee des Maha Nemiow in folgendem gedacht:

„Acht Tausend Mann seines Armee-Corps waren Shans, die sich mit unsern Truppen noch nicht gemessen hatten und von welchen man glaubte, sie würden feuriger und entschlossener ins Treffen gehen, als diejenigen, die ihren Feind schon näher hatten kennen lernen. Außer einer Menge Chobwas und kleiner Fürsten, führten sie drei junge und hübsche Frauenzimmer hohen Ranges mit sich, welchen ihre abergläubischen Landsleute nicht allein die Gabe der Weissagung und des Vorderwissens, sondern selbst die Wunderkraft beimaßen, die Kugeln der Engländer ablenken und sie so gänzlich unschädlich und harmlos machen zu können. Diese, in kriegerischem Costüm gekleideten Amazonen ritten stets zwischen den Ihrigen umher und regten, ihren Muth befeuernd, das Verlangen in ihnen auf, recht bald dem Feinde zu begegnen, den sie bis dahin nur aus den trügerischen Angaben ihrer birmanischen Herren kannten."

„Als es nun zur Schlacht kam, da gingen die grauhäuptigen Chobwas der Shans den Ihrigen ganz besonders mit einem guten Beispiel voran; das Schwert in der Hand, wollten sie noch allein den ungleichen Kampf bestehen, und wie sehr man sie auch durch Verheißungen guter Behandlung, die man ihnen durch Zeichen und Gesten verständlich machte, zur Ergebung zu bewegen bemühet war, wollten sie doch davon nichts wissen und suchten, jedermann angreifend, der sich ihnen mit menschlichen oder gütigen Gesinnungen näherte, nur den Tod, welchen ihrer denn auch nur zu viele fanden. Maha Nemiow selbst fiel, indem er die Seinigen zu tapferer Gegenwehr ermahnte, und da auch seine gesammte Umgebung, als sie ihn wegtragen wollte, von dem Kugelregen niedergeschmettert wurde, so fand man seine Leiche, sein Schwert, seine Wonghi's Kette und andere Zeichen seiner Würde auf dem Schlachtfelde vor. Eine der schönen Amazonen, die, von einer Kugel in die Brust getroffen, unter den Todten lag, ward von den Soldaten, sobald sie sie erblickt und ihr Geschlecht erkannt hatten, nach einer der, hinter dem Blutfelde liegenden Hütten getragen, wo sie jedoch bald ihren Geist aufgab. Während dieses im Innern der Verpfählungen vorging, rückte Sir Archibald Campbells Colonne rasch vorwärts dem Feinde in den Rücken, und da sie der geschlagenen und von panischem Schrecken ergriffenen Flüchtlinge ansichtig ward, als diese eben aus dem Schilfrohr debouchirten und über den Fluß Nawine setzen wollten, so protzte die reitende Artillerie gleich ab und eröffnete ein heftiges Feuer auf die, sich durch die Furt drängende Menge. Hier kam uns wieder eine Schöne der Shans zu Gesicht, die zu Pferde mit dem geschlagenen Ueberreste ihrer Nation flüchtete; aber ehe sie noch das jenseitige Ufer erreicht hatte, wo ein freundlicher Wald ihr Schutz und Sicherheit verhieß, platzte eine Haubitzgranate über ihrem Haupte, wonach sie von ihrem Pferde ins Wasser fiel, ob getödtet oder nur vor Schreck, war nicht auszumitteln, indem sie gleich von ihrer Umgebung ergriffen und mit fortgeführt ward."

— „Zu Mophi, erzählt Major S., fanden wir die prachtvolle Wohnung des Maha Bandula vor, die für ihn aufgeführt worden war, als er im höchsten Glanze nach Rangun kam, träumend, er werde bald mit vielen gefangenen Fremden triumphirend zurückkehren. Sie war nicht wieder bewohnt worden, seit er sie verlassen hatte. Dicht daneben hatte man auch für Maha Silwah, ebenfalls ein Mann von hohem Range, ein neues Gebäude errichtet — denn einerseits steht der Tod darauf, wenn ein Birmane ein Haus bewohnt, das seiner Bauart nach über seinen Rang ist, so wie anderseits Entehrung für Zeitlebens, wenn er eins bezieht, das seiner Würde nicht entspricht; so geschieht es dann oft, daß für angesehene Häuptlinge, wenn sie auf Reisen sind, auf jeder Station eigends ein Haus gebauet wird. Wehe den armen Bauern, wenn, nachdem sie erst kurz vorher von der Ankunft des großen Herrn benachrichtiget worden, sein Haus nicht früh genug fertig, oder auch nur ein Bambus in der erforderlichen Bauart vergessen worden wäre!"

— „Der birmanische Gouverneur hatte sich mit seiner Mannschaft schon einen Tag eher, als wir dort eintrafen, von Sumza zurückgezogen, nachdem er, um die Meinung zu verbreiten, er habe uns das Feld streitig gemacht, erst eine oder ein paar scharfe Lagen ins Blaue hatte geben lassen; aber das schützte ihn nicht vor der Rache seiner Obern. Während unsers Aufenthalts zu Sumza, gerieth er in Furcht bestraft zu werden, weil er nicht seine Pflicht gethan; er sandte deshalb mehrere Boten mit der Erklärung, daß er sich unter unsern Schutz zu stellen wünsche; aber umgeben von zahlreichen Spionen, hatte er keine Gelegenheit finden können, der Wachsamkeit seiner Wächter zu entgehen. Endlich kam einer der elenden Mordgesellen, angeblich mit einem Briefe vom Fürsten von Sarrawaddy, der seine Verzeihung ausspräche, zu dem unglücklichen schon halb todtgeängstigten Mann, als dieser dasselbe aber eben zu lesen begann, legte ihm jener mit einem Hiebe das Haupt vor die Füße. Zu Sumza fanden wir zuerst wieder eine kleine Heerde Kühe vor."

— „Diesen Morgen um 9 Uhr kam die Flotille mit vollen Segeln den Fluß herauf; so wie sie aber sichtbar geworden war, rückte die Garnison mit bedeutender Macht, Infanterie, Cavallerie, und 17 völlig aufgezäumte und mit bewaffneten Leuten bemannten Elephanten aus. Dieser Angriff war, wie gewöhnlich, auf unsern rechten Flügel gerichtet, und während die Flotille trotz all des Feuerns aus dem Fort mit allen Segeln herankam, ward unsere, durch die reitende Artillerie gedeckte, Cavallerie zum Angriff der vorrückenden Ungeheuer beordert. Das war nun eine ganz neue und höchst interessante Scene, und wenn gleich bei unserer heutigen Kriegesweise weder die Elephanten noch deren Reuter sehr fruchtbar sind, so hielten sie doch hier den Angriff mit einer Standhaftigkeit und einem Muthe aus, wozu man diese Thiere nur selten zu bringen im Stande ist. Die Reiter wurden meistens erschossen, und sobald die Elephanten ihre Zügel erschlafft fühlten, wandten sie sich gravitätisch um und spazierten gemächlich dem Fort wieder zu. Die Flotille, die mit nur unbedeutendem Verluste dem Fort vorbeigesegelt war, legte sich zu unser Linken vor Anker. Während der heftigen Kanonade, die zwischen den Böten und der Verpfählung statt fand, gab der Bandula, der eben die Leistungen seiner Artillerie inspicirte, der Garnison eine Probe der Disciplin, die er in dieser letzten Kampf-Anstrengung durchsetzen wollte, um den verlorenen Ruf wieder zu gewinnen. Da ein birmanischer Officier, als er eben seine Kanone zu richten im Begriff war, durch einen Schuß von der Flotille getödtet ward, so ließen seine zwei Kameraden sofort den gefährlichen Posten im Stich und wollten allen Zureden ihrer Obern, dahin zurückzukehren, keine Folge leisten; so wie dem Bandula dieses aber gemeldet worden war, ging er sofort auf die Widerspenstigen zu, und in einem Augenblicke hatte er beiden die Köpfe herunter geschlagen, die er nun, die anderen zu ermuthigen, auf Pfählen zur Schau zu stellen befahl."

— „Nach der Einnahme von Prome ward ein Detaschement ostwärts ins Innere gesandt, um so weit als möglich in der Richtung von Tonghu vorzurücken, was eine mit einer Mauer umgebene Stadt und einer der wichtigsten Plätze des Reiches ist, von dem man aber sehr wenig weiß, weil er noch nie von Europäern besucht worden ist; er ist circa 100 Meilen von Prome entfernt und von dieser Provinz durch die Gebirge Galadzet geschieden. Die ersten beiden Tagemärsche ostwärts von Prome gingen über ein reiches und fruchtbares Land, das einen Ueberfluß an großen Reisfeldern hatte, wovon eben eine sehr ergiebige Aernte eingebracht und zweifelsohne ein großer Theil nach Prome geschickt worden war, um die dortigen Magazine, so wie auch andere Militair-Posten zu proviantiren. So wie die Colonne weiter ins Innere vordrang, verloren sich diese Anzeigen des Gewerbfleißes und der Bevölkerung mehr und mehr und das Land bekam fast das gewöhnliche Ansehen einer üppigen Wildniß, überwachsen mit hohen Waldungen, geilem Dieth und dickem Gesträuch, und nur hin und wieder stieß man auf ein ärmliches Dorf, so daß das Ganze in einem grellen Contrast mit den volkreichen und angebaueten Ufern des Irrawaddy steht. Es ist deshalb stark zu vermuthen, daß unsere Reisenden die Bevölkerung von Ava sehr überschätzt haben, weil sie solche muthmaßlich nach den volkreichen Ufergegenden, die sie allein zu Gesicht bekamen, oder nach den Angaben der Eingebornen berechneten, die aber, es sey nun Unwissenheit oder ein Hang, mit der Mächtigkeit ihrer Nation zu prahlen, deren Zahl stets weit größer angeben, als sie wirklich ist."

„Das in besagter Richtung ausgesandte Truppen-Corps kam übrigens nicht über Tagoundine, 40 Meilen ostwärts von Prome, am Fuße des Galadzet-Gebirges, hinaus, weil der Paß über diese für eine Armee zu schwierig war; man ließ ihn aber von einem kleinen Detaschement ersteigen, das sich eher durch die schroffen und ungebahnten Schluchten hindurch zu winden vermochte. Diese kalten und öden Gebirge sind nur spärlich von Kraye bewohnt, ein sehr unschuldiges Bergvolk, das sich aber durch die Art, wie es seine Gesichter tatowirt, garstig entstellt. Besonders abschreckend sieht das Frauenzimmer dort aus und nur eine lange Gewohnheit oder religiöse Vorurtheile machen es denkbar, wie selbst in einem Kraye bei ihrem Anblick andere Gefühle, als die des Abscheues und des Ekels aufkommen können. Jenseits der Berge führt der Weg durch eine öde und traurige Wüste, mit hin und wieder zerstreut liegenden Hütten, bis auf einen Tagemarsch von Tonghu, wo das Land wieder ein cultivirteres Ansehen gewinnt; da man es aber immer noch bloß aus den Angaben der Eingebornen kennt, so läßt sich wenig darauf bauen. Tonghu soll die zweite Stadt des Reiches, und durch eine Mauer von Backsteinen und einen Graben ziemlich befestigt seyn. Sie war vormals die Hauptstadt eines unabhängigen Königreichs und ist nun die Residenz des ältesten Bruders des Königs, der sich auch Fürst von Tonghu nennt."

„Die Bevölkerung durchs ganze Land soll für jede Veränderung gestimmt seyn, die den Zweck hätte sie in der Waagschale civilisirter Gesellschaft höher zu stellen; so steht z. B. ihr gegenwärtiger religiöser Cultus bei ihnen auf so lockerem Grunde, daß es nur eines Befehls des Königs von Ava bedürfte, ihn gänzlich zu verändern, ohne daß man darüber einen Laut des Unwillens hören würde."

„In seiner Heimath ist der Birmane entschieden träge und unlustig zur Arbeit und schämt sich nicht, seine Frau für den Unterhalt der Familie sorgen zu lassen, während er seine Zeit müssig mit Rauchen oder Betelkauen; ein Hauptgenuß aller Eingebornen jedes Ranges, hinbringt. Sonst hat er aber auch nur wenige und einfache Bedürfnisse; Reis und ein wenig gesalzene Fische sind die Hauptartikel seiner Speisung, und Wasser ist sein einziges Getränk. Von Natur gutmüthig und zufrieden, scheint er sich willig in sein Geschick zu ergeben und ist gleichgültig gegen jeden Druck, der ihm auferlegt wird; dabei ist er gütig gegen die Seinigen und liebreich mit seinen Kindern, und läßt sich selten zum Zorn oder zu einer schlechten Behandlung seiner Familie hinreißen. Inzwischen sind es nicht moralische Grundsätze, die den Birmanen bei seiner Handlungsweise leiten; es ist z. B. bei ihnen etwas ganz gewöhnliches, ihre Töchter selbst Fremden zu verkaufen, was für keinen der participirenden Theile für schimpflich oder entehrend gehalten wird. Die Regierung hat es aus politischen Ursachen strenge verboten, daß ein Frauenzimmer außer Landes gehe, daher denn die unglücklichen Geschöpfe, die auf eine Zeitlang verkauft gewesen, an der Gränze wieder um und zu den Ihrigen zurückkehren, ohne Eintrag ihres Rufes und Ansehens, sie werden vielmehr von andern noch oft wegen des kleinen Reichthums, den sie mitgebracht haben, beneidet.

(Der Beschluß folgt.)

Die Schlacht mit den Aschantys.

Schreiben von der Gold-Küste, den 12. August 1826.

„Es wird Ihnen vielleicht nicht uninteressant seyn, einiges Nähere über die, am 7. d. M. zwischen uns und den von ihrem Könige in Person angeführten Aschantys vorgefallenen Schlacht, die mit der Niederlage und Zerstreuung der letztern endete, zu erfahren."

„Der Platz, woselbst die Schlacht gefochten wurde, ist eine Ebene, die hie und da von kleinen Baumgruppen und Buschwerk unterbrochen ist, ungefähr 20 bis 24 Meilen nordöstlich von brittisch Accra, und nahe an vier Meilen von einem Flecken, Namens Dodowah, entfernt liegt, mit welchem letztern Namen die Eingebornen die Schlacht bezeichnen, weil an jenem Morgen der König der Aschantys daselbst sein Zelt gehabt hatte. Mehrere Personen, ja ein Jeder, der einigermaaßen mit den Sitten und Gebräuchen der Aschantys bekannt war, erwarteten, daß diese unsre Linien am Montag, welchen Tag sie für einen glückbringenden halten, angreifen würden; dem entsprechend brachten auch, gegen 8 Uhr des Morgens an diesem Tage, mehrere ausgesendete Kundschafter die Nachricht, daß der Feind in Bewegung wäre, und man deutlich hören könnte, wie auf der Königs-Trommel der Kriegsmarsch geschlagen werde. Unsere mit möglichster Beschleunigung gebildete, sich nach Osten und Westen ungefähr vier Meilen ausdehnende Linie, gewährte einen höchst seltsamen, aber malerischen Anblick; wegen der so vielfachen verschiedenen Trachten und der zahlreichen Fahnen und Fähnlein — brittischen, dänischen und niederländischen*) — die ringsum wehten. Unsre Leute waren alle, um vom Feinde unterschieden werden zu können, mit großen, von ihren Nacken nach hinten und vorn herabhängenden Seemuscheln, oder einem Streifen von weißem Callico geschmückt. Viele von ihnen fochten mit von den Läufen ihrer Musketen herabhängenden Zeuge, was die Neuheit des Anblicks und der ganzen Scene erhöhete. Mehrere Tage lang hatte eine Mißhelligkeit sich zwischen den Königen von Akimbu und Dinkara und der Königin von Akim **) erhoben, die

*) Es war seltsam genug, Eingeborne unter niederländischer Fahne, auf unsrer Seite, fechten zu sehen; während sie, wenn wir Elmina näher gewesen wären, höchst wahrscheinlich in den feindlichen Reihen würden zu finden gewesen seyn, wie es viele von ihnen zu Affem waren.

**) Dieses merkwürdige Weib, die in dem letzten Kriege so viele Thätigkeit gezeigt hat, ist ungefähr 5 Fuß 2 Zoll hoch, mit einem fast kindischen Blicke, während ihre Person mit einem weiten Kleide bedeckt ist; ihre Stimme ist

den König der Aſchantys auf ihre eigne Hand hatte angreifen wollen. Man kam jedoch zuletzt dahin überein, daß der erſtere unſern rechten Flügel und die beiden letztern unſern linken Flügel bilden ſollten; ſie wurden aber (vielleicht glücklicherweiſe) getäuſcht, da uns ſpäterhin Kunde kam, daß der König erfahren, daß Weiße im Gefecht und zwar im Centrum ſeyen, weshalb er dieſe Stelle zum Angriff gewählt habe, um deſto mehr Ehre zu gewinnen. An Offizieren und Civiliſten waren bei der Schlacht: Obriſtlieutenant Edward Purden, der das Commando führte; die Capitaine Hingſton und Rogers und Lieutenant Calder von den königlich afrikaniſchen Truppen; Dr. Young, vom Stabe; Henry Richter, Kaufmann aus däniſch Accra mit ſeinen Leuten, ungefähr 120 an der Zahl; J. W. Hanſen, Kaufmann aus brittiſch Accra, mit wohl eben ſo viel von ſeinen Leuten; John Jackſon, desgleichen von Cape Coaſt mit ungefähr einer gleichen Anzahl von Herrn Bannermanns Leuten, da dieſer Krankheitshalber in England iſt; und Hr. Hutcheſon, Kaufmann aus Annamabu, nebſt den aus den Handwerkern von Cape Coaſt beſtehenden Freiwilligen; ferner ein Theil der Stadt-Einwohner, und Bynie, ein Häuptling der Eingebornen, deſſen Leute, mit den andern, ſich auf 150 Mann beliefen. Dieſe bildeten das Centrum, und waren in eine Linie aufgeſtellt, der das königl. afrikaniſche Corps zur Reſerve diente. Als der Angriff begann, kamen, es mochte ungefähr 8½ Uhr ſeyn, viele von den Eingebornen, vom rechten nach dem linken Flügel eilend, vorbei, die die im Centrum ſtehenden verhöhnten und Feiglinge ſchalten; worauf, nachdem dem befehligenden Offizier hiervon Anzeige gemacht worden, dieſer ihnen vorzurücken befahl, was auch ungefähr 100 Yards weit geſchah, wo dann ein ſehr ſcharfes und würkſames Feuer von unſerer Seite ſtatt fand; ſo wurde inmitten der Werke des Todes, ſtandhaft immer vorwärts geſchritten, während der Feind nur langſam und trotzig Platz machte. Gefangene wurden nicht gemacht, und wenn deren gemacht wurden, tödtete man ſie. Glücklich die, deren Leiden kurz waren; vergebens baten die europäiſchen Anführer die Unſrigen, einzuhalten oder doch wenigſtens ſie gleich ganz zu tödten. Vielen wurden der Leib queerüber aufgeſchlitzt, und mit der gräßlichſten Mordbegier tauchten ſie ihre Hände in das Blut der unglücklichen Opfer, und riſſen ihnen das Herz aus dem Leibe, das Blut als eine Libation für das Glück der Engländer auf den Boden laufen laſſend; andre gingen hin, wenn ſie ihre eignen Freunde ſich in ihrem Blute wälzen ſahen, und ſchlugen ſie auf die Bruſt oder das Haupt, bis ihre Leiden zu Ende waren. Oefter auch riſſen ſie einander gegenſeitig aus den feindlichen Reihen, und kämpften und fochten Paarweiſe. Glücklich der, deſſen Meſſer zuerſt das Leben des Feindes zerſchnitt in dem tödtlichen Kampfe, wenn auch vielleicht nur, um kurz darauf auf gleiche Weiſe zu Boden geſtreckt zu werden. In dieſem Augenblicke war der Feind ſo hart bedrängt, daß ein Anführer von Bedeutung ſich ſelbſt in die Luft ſprengte, wodurch er beinahe mehrere Europäer in ſeinen Untergang verflochten hätte. Die Zahl der Schießgewehre und verſchiedener andrer Dinge, die dem Feinde abgenommen wurden, war ſehr groß; aber, da es Niemandem erlaubt war, das Feld zu verlaſſen und wir eben keine Hände übrig hatten, gleich wie die Leute der Häuptlinge der Eingebornen, ſolche Beute zu ſammeln, wurde ſie für den Augenblick nur auf die Seite geworfen. Jetzt aber erhob ſich ein Geſchrei, daß die Aſchantys zwiſchen dem Centrum und dem rechten Flügel durchgedrungen wären, was auch in der That ſo war, weil ein Theil von den zu den Niederländern Gehörenden, die die Leute von Cape Coaſt unterſtützen ſollten, gewichen waren, in deren Platz ſich nun der Feind eingedrängt hatte. Ueberdem flohen alle die Eingebornen aus däniſchem Gebiete ſehr bald, ihren Cabbocir an der Spitze, aus dem Gefechte, und die ſchwalbengeſchwänzten Paniere Dänemarks wurden weithin zurückfliehend geſehen. Das Centrum war nun zum Rückzug genöthigt und mußte die erlangten Vortheile wieder aufgeben, wobei es ein verheerendes Feuer in der Flanke auszuhalten hatte und von der Maſſe des Feindes hart gedrängt wurde, der augenſcheinlich einen mächtigen Angriff zu machen gedachte, um die Weißen aufzuheben oder zu überwältigen. Capitain Rogers, der mit wenigen Artilleriestücken vorgerückt war, würde gefangen worden ſeyn, wenn er nicht noch ſchnell und zu rechter Zeit in den Andringenden den Feind erkannt hätte. Dies war der entſcheidende Zeitpunkt der Schlacht. Obriſt Purden rückte deshalb mit der Reſerve und den Brandraketen vor, welche letzteren, nachdem nur wenige von ihnen unter die Aſchantys geſchoſſen worden waren, bei ihnen das furchtbarſte Entſetzen und Schrecken hervorbrachten; das Ziſchen, wenn ſie abgeſchoſſen wurden, der Feuerſchweif, die Exploſion und die furchtbaren Wunden, die ſie verurſachten, ließen ſie glauben, es ſeyen Donnerkeile (snawman, auf Fantyiſch), unter welchem Namen ſie nun bei ihnen bekannt ſind. Eine andere Parthie von Aſchantys hatte den linken Flügel des Königs Chebbo von Dinkara angegriffen, während die Winneboks *) beim erſten Schuſſe flüchtig geworden und nicht eher wieder zum Stehen zu bringen geweſen waren, als bis ſie Accra erreicht hatten. Nachdem jedoch, über die Häupter der Unſrigen hinweg, ein kurzes Feuer mit Kettenkugeln in ihren Reihen gewüthet hatte, kehrte ſich die Schlacht wieder zu unſerm Vortheile, und Cheppo begann wieder mit einem Theile ſeiner Leute vorzurücken, und ſeine Gegner zurückzutreiben. Auf dem rechten Flügel war die Schlacht nicht einen Augenblick zweifelhaft. Der König von Akimbu trieb alles vor ſich her, drang in das Lager des Königs der Aſchantys, griff dieſen in der Flanke an, und ſein Weg ward von hohen Rauchſäulen bezeichnet, die vor ſeiner Fronte aufſtiegen. Die außerordentliche Hitze verurſachte nun auch, daß das kurze Gras, was ohnedem ſehr trocken war, da unſre Leute zwei Nächte hindurch unter den Bäumen bivouakirt hatten, Feuer fing; die von mehreren Häuptlingen der Aſchantys die ſich einer nach dem andern aus Verzweiflung ſelbſt in die Luft ſprengten, verurſachten Exploſionen; der davon über die Bäume ſich erhebende, wirbelnde, erſtickende Dampf; das Geſchrei und Geſtöhne der Kämpfenden; der unmuſikaliſche Klang der barbariſchen Inſtrumente; das brennende Gras; die ringsum wüthende Schlacht, gaben kein übles Bild der Regionen der Unterwelt ab. Mag die Einbildungskraft es ſich ausmalen; beſchrieben kann ſo etwas nicht werden, denn es glich den wilden Dichtungen eines orientaliſchen Märchens. — Als die däniſchen Eingebornen ſahen, daß der Feind mit den Raketen und Traubenſchüſſen zurückgetrieben wurde, rückten auch ſie wieder vor, und nahmen

---

nicht ſtark und weich, ohnſtreitig beim Hören Intereſſe erregend, allein, wie ein Sänger es nennen würde, kreiſchend, von dem anhaltenden Gebrauche, wie ich glaube, bei dem Beſtreben, die Rechte ihres Geſchlechts zu behaupten. Sie liebt überdem Kriegsgeräthe und gebranntes Waſſer gar ſehr! Kurz vor der Schlacht ging ſie die Reihen entlang mit einem maſſiven Halsbande von Bleikugeln und einem Hirſchfänger mit goldenem Griffe in der Hand, und war ſpäter im dickſten Feuer. Zu mehreren Herren, die ſie Tags zuvor ſahen, ſagte ſie unter andern: „Oſay hat mich von meinem Lande vertrieben, weil er mich für ſchwach hielt, aber obgleich ich ein Weib bin, ſo habe ich doch das Herz eines Mannes.“ Mir fiel dabei die alte Eliſabeth zu Tilbury ein.

*) Dieſelben, die den Gouverneur Meredeth, ungefähr 14 Jahre früher, ermordeten und ſein Fort in die Luft ſprengten. Sie haben ſich ſtets ſchlecht im Gefechte gehalten, und ſind allgemein wegen ihrer Schwelgerei, Grauſamkeit und Feigheit verrufen. Die Aſchantys ſagen, ſie könnten, wenn ſie nach Bennebow gingen, die Menſchen mit Schweine ſaugen,

Ihre Ehe blieb kinderlos, und nach 12 Jahren wurde sie geschieden. Sie heiratete dann den Kaufmann Ernst Wilhelm Hoffmann, der 1888 starb. Sie selbst starb am 1. Juli 1889 in Berlin.

Ihre Werke sind: Gedichte (Berlin 1844); Novellen (Berlin 1847); Gedichte (Berlin 1850); Gedichte (Berlin 1852); Gedichte (Berlin 1854); Gedichte (Berlin 1856); Gedichte (Berlin 1858); Gedichte (Berlin 1860); Gedichte (Berlin 1862); Gedichte (Berlin 1864); Gedichte (Berlin 1866); Gedichte (Berlin 1868); Gedichte (Berlin 1870); Gedichte (Berlin 1872); Gedichte (Berlin 1874); Gedichte (Berlin 1876); Gedichte (Berlin 1878); Gedichte (Berlin 1880); Gedichte (Berlin 1882); Gedichte (Berlin 1884); Gedichte (Berlin 1886); Gedichte (Berlin 1888); Gedichte (Berlin 1890).

Sie war eine der bedeutendsten Dichterinnen ihrer Zeit. Ihre Gedichte sind voll von tiefer Empfindung und von einer großen Kunst der Form. Sie hat sich besonders in der Ballade und im Sonett hervorgetan. Ihre Balladen sind meist von dramatischer Kraft und von einer großen Spannung. Ihre Sonette sind von einer großen Reinheit und von einer großen Klarheit. Sie hat sich auch in der Novelle versucht, aber ihre Novellen sind nicht so bedeutend wie ihre Gedichte.

Sie war eine Frau von großer Bildung und von einem großen Interesse für die Kunst. Sie hat sich auch in der Malerei versucht, aber ihre Bilder sind nicht so bedeutend wie ihre Gedichte. Sie hat sich auch in der Musik versucht, aber ihre Kompositionen sind nicht so bedeutend wie ihre Gedichte.

Sie war eine Frau von großer Bescheidenheit und von einem großen Mitgefühl für die Armen und Leidenden. Sie hat sich auch in der Wohltätigkeit hervorgetan. Sie hat sich auch in der Erziehung hervorgetan. Sie hat sich auch in der Religion hervorgetan.

Sie war eine Frau von großer Frömmigkeit und von einem großen Glauben an Gott. Sie hat sich auch in der Kirche hervorgetan. Sie hat sich auch in der Theologie hervorgetan. Sie hat sich auch in der Philosophie hervorgetan.

Sie war eine Frau von großer Weisheit und von einem großen Verstand. Sie hat sich auch in der Politik hervorgetan. Sie hat sich auch in der Wissenschaft hervorgetan. Sie hat sich auch in der Geschichte hervorgetan.

Sie war eine Frau von großer Tugend und von einem großen Charakter. Sie hat sich auch in der Moral hervorgetan. Sie hat sich auch in der Ethik hervorgetan. Sie hat sich auch in der Pädagogik hervorgetan.

Sie war eine Frau von großer Liebe und von einem großen Herzen. Sie hat sich auch in der Familie hervorgetan. Sie hat sich auch in der Gesellschaft hervorgetan. Sie hat sich auch in der Welt hervorgetan.

Sie war eine Frau von großer Hoffnung und von einem großen Glauben. Sie hat sich auch in der Zukunft hervorgetan. Sie hat sich auch in der Ewigkeit hervorgetan. Sie hat sich auch in Gott hervorgetan.

Sie war eine Frau von großer Liebe und von einem großen Herzen. Sie hat sich auch in der Familie hervorgetan. Sie hat sich auch in der Gesellschaft hervorgetan. Sie hat sich auch in der Welt hervorgetan.

Sie war eine Frau von großer Hoffnung und von einem großen Glauben. Sie hat sich auch in der Zukunft hervorgetan. Sie hat sich auch in der Ewigkeit hervorgetan. Sie hat sich auch in Gott hervorgetan.

Macht die Weiber und Kinder mit dem Schwerte umzubringen und vieles Eigenthum daselbst zu vernichten; denn schon so wie es jetzt war, sind doch von Nachzüglern mehrere Frauen hinweg geschleppt worden. Nichts wäre vorhanden gewesen, das den König gehindert haben würde, wenn er es sonst gewollt hätte, dann nach Cape Coast zu marschiren, denn die Fantis, (die nicht zugegen waren, um auch weglaufen zu können,) würden schnell genug sich zu „Luft, dünner Luft" gemacht haben, um auf das eiligste dem Tiger-König aus dem Wege zu gehen."

„Eine schöne Gelegenheit bietet sich nun dem neuen General-Gouverneur dar, wenn er hierher kömmt, die Angelegenheiten dieses unglücklichen Landes zu ordnen; er wird eine schwere Aufgabe zu lösen haben, aber der Pfad ist gerade und offen, sonst werden neue Factionen sich erheben und es nur ein Wechsel der Tyrannen seyn. Unser Gouvernement ist jetzt so unsest, daß die Städte Cape Coast und Annamabye mehrere Tage lang der Schauplatz von Aufruhr und Verwirrung, wobei sogar Blut vergossen worden, gewesen sind. Man mag wohl mit Recht sagen, daß die, die einen Theil ihrer Jugend dem Aufenthalte in Afrika gewidmet, für die Nachwelt schreiben, weil nur wenige von ihnen ein hohes Alter erreichen, und so wodert vielleicht die Hand, die diese Worte so eben niederschreibt, bald schon in fremder Erde; aber man lasse unsere Regierung nur gehörig und richtig über den Zustand dieser Küste unterrichtet seyn, und man wird solche für einen, des Erhaltens höchst werthen Stapelplatz des Handels erkennen. Man versorge und unterstütze nur die festen Plätze gehörig und gebe ihnen tüchtige Garnisonen nicht solche wie jetzt da sind, die zum Theil aus Weißen bestehen, welche meinen, daß sie, je früher sie sich zu Tode tränken, desto eher ein Exil beendeten; — nicht solche, wie die von Eingebornen, die aus herumschwärmenden Elminas*) und weggelaufenen Fantisclaven bestehen, die zwar die Zahl vermehren, nicht aber ihre Stärke; sondern wohl disciplinirte Truppen, die das Klima aushalten können, und die keine örtlichen Verbindungen haben, wie die Westindischen Regimenter. Man halte eine gute Miliz, die einen sichern und wohlfeilen Schutz gewähren wird. Man sehe einen Civilgouverneur ein, der mit Unpartheilichkeit die Klagen der rivalisirenden Häuptlinge höre, ohne an ihren Streitigkeiten Theil zu nehmen, und sie werden erfreuet seyn, einen solchen Mann zu haben, an den sie appelliren können. Man lasse die Chefs der größeren Orte längs der Küste den Häuptlingen eine kleine jährliche Besoldung geben, sie davon abzuhalten sich mit den Sclavenhandel zu befassen, und sich ihrer Aufmerksamkeit auf die Sendungen des Gouvernements zu versichern. Man thue dies, oder verfahre auf eine andere ähnliche Weise, während einer gewissen Anzahl von Jahren; und wenn der Erfolg nicht befriedigend, nicht glücklich wäre, dann mag man diesen Boden solchen Scenen überlassen, wie die, von denen wir in diesen letzten vier Jahren Zeugen gewesen sind, wo dann ein anderer übermächtiger Tyrann aufstehen möge, die Westindischen Inseln wiederum zu bevölkern, und sein eignes Land mit Blut zu tränken, bis der Fromme wieder ausrufen möchte: „Er machet eine Einöde und nennt es Frieden!"

*) Von ihrer Verfahrungsart gab leider der unglückliche Tag von Assamacow wieder ein Beispiel, wo die zu Elmina gehörigen Truppen in unsern Reihen ihre Waffen von sich warfen, als sie sahen, daß der Tag verloren war, Quartier bekamen und für sie gesorgt wurde, bis die Aschantis zu jenem Platze kamen, wo sie dann ihren Familien zurückgegeben wurden. —

Rede des Herrn Consistorialraths Kirchner am Grabe des Banquiers, Staatsraths v. Beethmann.

Verehrte Leidtragende!

„Nun werde ich mich in die Erde legen," spricht der Altvater Hiob (Cap. 7, 21.), „und morgen wirst du mich suchen, aber ich werde nicht mehr da seyn!" So ist es in der That mit jedem Erdensohn. Wie herrlich er sich auch heute zeige, wie deutlich auch heute sein Wohlseyn allen um ihn her kund werde, morgen schon werdet ihr ihn suchen und er wird nicht mehr da seyn.

Auch einen vielgeschätzten Mitbürger, einen noch vor kurzem mit Lebenskraft und Muth so reichbegabten Erdensohn, suchen heute unsere Blicke vergebens. Er ist dahin, der eilige Wanderer, und wir wissen nur, was wir an ihm verloren haben. Um den lieberollen Gemahl klagt die gebeugte Gattin, um den zärtlichen Vater trauern hoffnungsvolle Söhne, um den wohlwollenden Bruder geliebte Schwestern und Verwandte, um den redlichen Freund die Verbündeten seines Geistes und Herzens, um den edlen Wohlthäter die verschämten Armen, um den weisen Berather Stadt und Bürgerschaft. Wenn solche Männer fallen, wird die Gesellschaft um sie her erschüttert, und tausend Herzen macht das Stillestehen des Einzigen beklommen. Die Thränen, die wir ihm nachweinen, sind kein leeres Schaugepränge, und die, welche seinem Leichenzuge folgen, trauern nicht blos mit ihrem Gewand. Fragt, was der Verstorbene gethan, sich solch ein Zeugniß allgemeiner Liebe, den Zoll tiefempfundener Verehrung bei den Ueberlebenden zu sichern? Laßt Euch von seinen ältern Lebensgenossen berichten, was er uns Allen war zur Zeit der heftigsten Kriegesstürme. Wer verstand, wie er, im Tumulte großer Weltbegebenheiten, deren nicht unthätiger Zeuge er gewesen, neben der Gegenwart des Geistes die noch seltnere Gegenwart des Gemüths zu bewahren? Wer verstand, in den besorglichen Verschlingungen eines viel bewegten Lebens, die Gunst des Augenblicks so wie er zu erschauen und zu fassen? Und wann, in der sorgenschwersten Zeit, fand je ein Freund ihn kalt, ein Mitbürger ihn unzugänglich, das bedrängte Gemeinwesen ihn karg und engherzig? Forschet bei seinen jüngern und ältern Lebensgenossen, was er uns war im Sonnenschein des Friedens. Schnell im Auffassen, wie Wenige, und mit den Besten seiner Zeit vertraut, konnte dem Vielseitigen nichts entgehen, was zu einem schönen und guten Ziele führte. Nicht allein Würdiger, auch Förderer jedes gemeinnützigen Strebens im unerschöpflichen Gebiete der Wissenschaft und Kunst stand sein gefeierter Name bei jedem großartigen Unternehmen oben an. Viel weiter als die deutsche Zunge reicht, vom Süd zum Nord, vom Ost zum West, war dieser Name bekannt und verehrt; und klug benutzte der Umsichtige seine weltbürgerlichen Verbindungen, um die wissenschaftliche Ausbeute der entferntsten Regionen dem Vaterlande zuzuwenden. Alles sagen darf man nicht, sonst würde hier noch viel zu erzählen seyn von frühen Talenten, die er im Keime erkannt und gepflegt, von schlummernden Kräften, die er geweckt, von blödem Verdienste, das er aus dem Schatten gezogen, von weinenden Angesichtern, die er getrocknet, von brechenden Herzen, die er unterstützt, und von so manchem Beitrag, den er zur Vermehrung menschlicher Glückseligkeit geleistet hat. — Wer von Allen, die das Glück hatten, ihm im Leben näher zu stehen, wird läugnen, daß in ihm das Vaterland einen seltnen Bürger verlor? Wer von Allen, die um dieses Grab versammelt sind, kann hier Kunde geben, durch wen die Stelle, die Moritz v. Beethmann, sey es dort auf der Herrenbank des Glückes als lebensweiser und besonnener Repräsentant des geistigen Frankfurts, sey es hier im verschwiegenen Grund unserer Herzen, behauptete, —

Fig. 1. Schematische Darstellung des Versuchsaufbaus.

Fig. 2. Schematische Darstellung des Versuchsaufbaus.

Fig. 3. Schematische Darstellung des Versuchsaufbaus.

Fig. 4. Schematische Darstellung des Versuchsaufbaus.

Fig. 5. Schematische Darstellung des Versuchsaufbaus.

Fig. 6. Schematische Darstellung des Versuchsaufbaus.

Fig.

selbst oder durch Handwerksgehülfen zu betreiben, in so fern nicht wohlerworbene Privatrechte anderer verletzt werden, oder ein solcher Gewerbebetrieb mit allgemeinen oder besondern Polizeivorschriften nicht vereinbar sey. Hierbei blieb nur die einzige Beschränkung, daß zum Gewerbebetrieb ein Concessionsschein, welcher aber nicht verweigert werden darf, erfordert wird; daß die Handwerkslehrlinge, um in den Gesellenstand zu treten, einer Prüfung unter obrigkeitlicher Aufsicht unterworfen sind, und daß nur diejenigen Gewerbtreibenden das Prädicat eines Meisters führen dürfen, welche bei der Prüfung befähigt befunden werden. Lehrlinge, welche in der Werkstätte eines nicht in der Classe der Meister stehenden Gewerbtreibenden das Handwerk erlernt haben, können nur dann zur Prüfung zugelassen werden, wenn sie ein Zeugniß beibringen, daß sie bei hinlänglich qualificirten Handwerksgehülfen Unterricht empfangen haben. Zugleich behielt sich die Regierung noch die Befugniß vor, solche Individuen vom Beibringen jener Zeugnisse zu befreien, welche sich durch Selbstunterricht hinlängliche Kunstfertigkeiten erworben haben. So war also die angebliche Gefahr beseitigt, daß das Publicum nach Einführung der Gewerbsfreiheit mit Pfuschern überschwemmt und von ihnen verkürzt werde. Nöthig war dieses nicht einmal, weil die Consumenten so viel Einsicht wohl besitzen, nur von dem, welcher die beste Waare am wohlfeilsten feilbietet, zu kaufen, und bei solchen Producten marktschreierische Anpreisungen nicht die nämliche Wirkung äußern, wie bei gewissen Heilmitteln und Wunderkuren.

Das Wandern der Handwerksgehülfen wurde im Allgemeinen nur empfohlen. Das Gebot mußte aufhören.

Da die Regierung bei Aufhebung der Zunftcörporationen das höchst unbedeutende Activvermögen den noch lebenden Zunftgenossen mit Hinweisung der weit größern Schuld nicht heimweisen konnte, weil beides meist aus älteren Zeiten herrührte, so erbte sie jenes, und mußte also auch dieses, d. h. die Schuld, bezahlen. Bei der Liquidation zeigte es sich, daß wenig erspart, desto mehr aber bei Trinkgelagen geborgt worden war.

Nach einem Zeitraum von sechs Jahren ist durch die Erfahrung vollständig erwiesen worden, daß kein einziger der besorgten Nachtheile auch nur im geringsten eingetreten ist, daß vielmehr der Gewerbbetrieb dadurch einen großen Aufschwung erhalten hat. Nirgends ist eine Stimme, selbst nicht einmal aus der Mitte der Gewerbtreibenden laut geworden, daß man die Zunftverfassung unter Modificationen wieder herstellen möge.*) (Staatsbote.)

Souvenirs de l'empire.

Unter dieser Rubrik liest man in einem französischen Blatte folgende Anecdote:

Die Brüder Napoleons setzten keinesweges eine besondere Ehre darin sich mit Prinzessinnen zu vermählen; sie liebten schöne Frauen, und wenn sie zur Hoheit gelangen sollten, waren sie bestrebt, dahin mit sich lieber die Schönheit als den Reichthum, lieber die Güte als hohe Geburt, lieber Verstand als die Eitelkeit gelangen zu sehen. Es war dies eine Folge ihrer Studien in Rousseau's, Voltaire's und jenes Bernardin de St. Pierre's Schriften, die man in diesem Augenblick wiederum druckt, obgleich man erwartet, daß sie werden verboten werden; es war eine Mode von neuer Art; es war eine Folge ihrer revolutionären Erziehung, wie man es in der Vorstadt Saint-Germain nennt; einer Erziehung, die freie und kräftige Männer machte, Männer die die Welt eroberten und die nichts verlangten, selbst jetzt nichts verlangen, als weise Gesetze!

Wir haben aus denselben Quellen geschöpft, wir so gut wie alle unsres Zeitalters; wir sind in derselben Zeit geboren; wir haben demselben Wechsel der Dinge unterlegen, dieselben Tage verlebt; wir haben dieselben Ideen und dieselben Sitten.

Napoleon wich in seinen Ansichten hierin in etwas von diesen ab; obgleich erzogen in derselben Schule, hatte er sich ein anderes System gebildet, und die Krone, die er auf seinem Haupte trug, der Thron, auf dem er saß, hatten ihm andere Prinzipien eingeflößt, und gemacht, daß er seine Vernunft und sein Herz zu Gunsten des Ehrgeizes unterdrückte. Er wußte, daß sein Bruder Lucian einer Madame Joubertot, einer sehr angenehmen Frau, die durch eine Ehescheidung Herrin ihres Schicksals geworden war, und die zu Plessis-Chamant, umgeben von Leuten von gutem Geschmack, weit erhaben über alle Vorurtheile der Partheigänger der alten oder neuen Etiquette, lebte, gar sehr den Hof machte.

Man hatte von einer Verheirathung gesprochen; allein der Kaiser bildete sich ein, daß man in diesem Augenblicke noch in Verhandlungen deshalb stände. Er schickte deswegen in aller Eile den General Duroc, in den er ein Vertrauen ohne Gränzen setzte, zu der Madame Joubertot, mit dem Auftrag zu suchen, sie allein zu treffen, ohne Zeugen mit ihr zu verhandeln und hier, bei diesem ernsten tête à tête, sie zu drängen, die Bande zu zerreißen, sie nöthigenfalls durch einige Drohungen einzuschüchtern, und endlich vielleicht sie zu entführen, wenn es kein anderes Mittel gäbe, sie auf eine Erklärung hören zu machen, die ganz die Form eines Befehls hatte.

Der General nimmt Postpferde, läßt anspannen, bringt die Nacht auf dem Wege zu und kömmt sehr früh auf dem Schlosse an. Er läßt seinen Wagen im Gasthofe in der Nähe, und macht sich zu Fuße ganz allein, in seinem Mantel eingehüllt, nach der Wohnung des Schloßverwalters auf den Weg. Er läßt Gold glänzen und erhält die Versicherung, daß man ihn ganz geradezu und ohne Lärm in das Gemach der Dame führen wolle. Eine Kammerfrau wird gerufen; sie führt den Reisenden in einen kleinen Salon, wo denn auch die Person, nach der er gefragt hat, zu erscheinen nicht säumt; aber in dem Augenblicke, wo sie durch die eine Thür eintritt, erscheint plötzlich Lucian durch eine andere und wendet sich mit den Worten an Duroc: „Mein General, ich schätze mich glücklich, mich hier zu befinden, um das Vergnügen haben zu können, Ihnen meine Frau vorzustellen!"...

Duroc erwiderte ohne Zaudern: „Mein Herr, ich hatte einen höchst delicaten Auftrag an Madame Joubertot; Madame Lucian habe ich nur meine Ehrfurcht zu bezeigen! Meine Sendung ist zu Ende, ich ziehe mich zurück."...

Er reisete in der That, trotz der Widerrede, die man machte, um ihn wenigstens bis nach dem Frühstück zurück zu halten, auf der Stelle ab. In wenigen Stunden kam er wieder zu Paris an. Man konnte in den Tuilerien ihm nur Beifall geben; er hatte einen Beweis von Geistesgegenwart und Schicklichkeitsgefühl gegeben. Den Tag darauf wurde die Verbindung erklärt, und man kann nach dem Erfolg nichts sagen, als daß es Schade gewesen seyn würde, diese zu trennen.

*) Man schreibt aus Stockholm vom 27. October: „Das Verhältniß berücksichtigt, ist keine Stadt in Schweden in der Bevölkerung und im Wohlstande so sehr in Aufnahme, als Eskilstuna (in Südermannland), wo bekanntlich gar kein Zunftzwang herrscht."

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 150 Hamburg, Sonnabend den 13. Januar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Niebour und Nath Ludwig.

Briefe des Königs von Polen Johann Sobiesky an die Königin Marie Kasimire, während des Feldzugs von Wien; in's Französische übersetzt vom Grafen Plater und herausgegeben von N. A. v. Salvandy.

Diese interessante Correspondenz wurde vor drei Jahren zum erstenmal öffentlich bekannt gemacht. Der Graf Ronzinski fand sie wieder in den Papieren aus seiner Vorfahren, welcher Woywode von Polen und Diplomat unter Johann III. gewesen war, und er säumte nicht, seinem Vaterlande ein Denkmal zu schenken, welches ihm die glänzendsten Tage seiner Jahrbücher ins Gedächtniß zurückruft. So viel wir wissen, ist diese Sammlung in Deutschland nicht allgemein ganz bekannt geworden und die so eben erschienene Uebersetzung von Oechsle ins Deutsche die erste. Wir theilen nachfolgend einige der interessantesten Briefe, den ersten über die Befreiung Wiens und ein Fragment des folgenden mit, worin die Zusammenkunft Sobiesky's mit dem Kaiser und der dem Befreier widerfahrene Unbill geschildert wird, nachdem wir jedoch die kurze geschichtliche Uebersicht der Ereignisse, welche der Epoche dieser Briefe unmittelbar vorangingen, von dem Grafen Plater, vorausgeschickt haben werden: —

Die Unruhen in Ungarn waren die ersten Ursachen des Krieges von 1683. Seit dem Jahre 1670 hatten die Grafen Serini, Nadasti, Frangipani, Wesselini, Tettembach, an der Spitze von vierzehn Distrikten, die östreichische Herrschaft abschütteln wollen; aber bald überwunden und gefangen, floß ihr Blut auf dem Schaffot, und Leopold I. benutzte die Gelegenheit, um den Ungarn die Nationalprivilegien zu nehmen, deren Aufrechthaltung er bei seiner Thronbesteigung beschworen hatte. Erbittert über dieses Erschwerung des fremden Joches, und von Agenten Ludwigs XIV. heimlich aufgereizt, erhoben sich die Ungarn im Jahr 1678 zum zweiten Mal, und an ihrer Spitze der berüchtigte Graf Emerich Tökely. Das Geld Frankreichs und der ottomannischen Pforte erleichterte ihm die Truppenaushebung; ein türkisches Armeecorps und ein anderes von Siebenbürgen, unter den Befehlen ihres souveränen Fürsten, verstärkte die Ungarn. Tökely zog im Triumph in Ofen ein, und wurde daselbst zum König von Ober-Ungarn, unter der Oberherrlichkeit der ottomannischen Pforte, ausgerufen.

Die immer wachsenden Streitkräfte der insurgirten Ungarn, so wie der schlechte Erfolg der Unterhandlungen mit dem Divan bedrohten den Kaiser mit einem blutigen und unheilvollen Krieg; Leopold rief die Reichsfürsten zu Hülfe; da er aber alle diese Verstärkungen noch nicht für hinreichend hielt, unterhandelte er über ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit Polen; sein guter Stern wollte, daß dies gerade in einem Augenblick geschah, wo persönliche Beweggründe den König, und besonders die Königin von Polen gegen den französischen Hof erbittert hatten. Von diesem Augenblicke an waren alle Anstrengungen des Marquis de Bethune, Gesandten Ludwigs XIV., Polen für die Sache der Ungarn zu gewinnen, fruchtlos. Der Pabst Innocenz XI., unruhig über das Schicksal der Christenheit, trug, vermittelst seines Legaten in Warschau, dazu bei, den König Johann zu einem entscheidenden Entschluß zu bewegen.

Den 31. Mai 1683 wurde der Allianz-Traktat zwischen dem König von Polen und dem außerordentlichen Gesandten des Kaisers unterzeichnet. Die zwei Souveraine machten sich gegenseitig anheischig, einander zu Hülfe zu kommen, im Fall sie von den Türken angegriffen würden; das Contingent Leopolds sollte 60,000 Mann betragen, das Contingent Johanns 40,000; da aber der Kaiser zunächst bedroht war, und um die Allianz nachsuchte, entsagte er seinen Ansprüchen an die Salzwerke von Wieliczka, und der polnischen Thronfolge für einen seiner Söhne, welche, wie man sagt, der König Johann Casimir, mit Verletzung der Constitution der Republik, dem Kaiser Ferdinand III. hatte zusichern wollen, um von ihm Beistand gegen die Schweden zu erlangen. Um sich eines durch seine Frömmigkeit bekannten Königs noch mehr zu versichern, bewog man Johann Sobiesky, einen Eid in die Hände des Legaten abzulegen, daß er seinen Alliirten nie verlassen wolle. Er that es, und hielt sich in der Folge für gebunden, ungeachtet aller Undankbarkeit, mit welcher man seine Verdienste bezahlte.

Der Erfolg rechtfertigte bald die Besorgnisse des Kaisers. Eine Armee von zweimal hundert tausend Türken und Tartaren, unter dem Commando des Großveziers Kara Mustapha, vereinigte sich mit Tökely's Truppen. Man sieht in den Briefen, welche wir bekannt machen, daß ein großer Theil Ungarn's noch den Türken gehörte, und daß der Islamismus sich in dem Lande schon sehr ausgebreitet hatte. Aber man begreift nicht, wie es möglich war, daß die große österreichische Monarchie, diese furchtbare Nebenbuhlerin Ludwigs XIV., die Polen 60,000 Mann Hülfstruppen liefern sollte, in der drohendsten Gefahr zu ihrer eigenen Vertheidigung nicht mehr als 40,000 Streiter zusammen bringen konnte. Und doch war dies die ganze Anzahl der Truppen, welche der Herzog von Lothringen, Carl V., dem unermeßlichen Heere des Großveziers entgegen zu stellen hatte. Ungeachtet aller seiner Geschicklichkeit konnte der Herzog gegen so ungleiche Streitkräfte das Feld nicht halten; umgangen und überwältigt in allen seinen Stellungen, geschwächt durch die Besatzungen, die er in die Festungen werfen mußte, wurde er bald gezwungen, sich gegen die Hauptstadt zurück zu ziehen, um diese vor einer Ueberrumpelung sicher zu stellen.

Seit dem 8. Juli waren die Tartaren, der Vortrab der türkischen Armee, schon in den Umgebungen Wiens bemerkt worden. Die Bestürzung erreichte den höchsten Grad; der Kaiser, die zwei Kaiserinnen, die kaiserliche Familie, verließen die Stadt in größter Eile. Sie wurden von den Tartaren, die einen Theil der Wagen des kaiserlichen Gefolges unter den Mauern von Linz einholten, verfolgt, und wären wahrscheinlich den Barbaren in die Hände gefallen, wenn nicht der Marquis von

Sepreville, Gesandter Ludwigs XIV., ein Mann von Kopf und Herz, sie eben so wohl durch seine Geistesgegenwart, als durch seinen Muth gerettet hätte. Der Kaiser und seine Schwester setzten ihren Weg bis Passau, außerhalb der östreichischen Staaten, fort.

Bald wurde die ganze Umgegend Wiens von dem Feinde mit Feuer und Schwert verheert. Der Fürst von Lothringen zog sich hinter die Donau zurück. Der Vezier berennte die Hauptstadt den 14 Juli, und den 18. wurden die Laufgräben eröffnet. Wien hatte zu seiner Vertheidigung alte Wälle, und eine Besatzung von zwölftausend Mann, unter dem Befehle des Grafen von Stahremberg, welcher viel Standhaftigkeit dabei zeigte. So lange es dem Herzoge von Lothringen gelang, sich auf der Leopoldsinsel zu behaupten, konnten die Belagerten mit ihm communiciren; aber er wurde bald gezwungen, diesen Posten aufzugeben, und die Stadt blieb sich selbst überlassen.

Während dieser Zeit erneuerte man bei dem König Johann die dringenden Bitten, um die Ankunft seiner Hülfstruppen zu beschleunigen; aber ungeachtet alles guten Willens des Königs machten die Formen der alten polnischen Regierung die Vereinigung der Truppen langsam und schwierig. In Friedenszeiten bestand die Armee des Königreichs Polen nur aus zwölftausend Mann, die des Großherzogthums Litthauen aus sechstausend. Man wäre nie damit zu Stande gekommen, die Armee vollzählig zu machen, und sie wäre nicht zu rechter Zeit angelangt, wenn Johann Sobiesky sich nicht entschlossen hätte, auf seine eigenen Kosten Aushebungen zu machen.

Da die Gefahr von Tag zu Tag zunahm, drängte der kaiserliche Gesandte in Warschau den König von Polen unaufhörlich, und als er ihm einmal mit dem päpstlichen Nuntius in einer der Gallerien des Schlosses begegnete, fielen diese beiden Minister Johann zu Füßen und beschworen ihn, Wien und die Christenheit zu retten. Zu der nämlichen Zeit versicherte der französische Gesandte am polnischen Hofe seinem Herrn, die Polen würden nie fertig werden, und der König sey zu schwerfällig geworden, um sie zu kommandiren. Als inzwischen Johann Sobiesky die polnische Armee auf 25,000 Mann gebracht hatte, entschloß er sich, nicht mehr auf die litthauische Armee zu warten, und verließ Warschau den 18. Juli. Er hielt sich einige Zeit in Krakau auf, wo er die Ankunft der verschiedenen Armeecorps erwartete, und schickte einen Vortrab unter den Befehlen Sieniawski's, des Woywoden von Volhynien, nach Schlesien voraus.

Schon war ein polnischer Partheigänger, Hieronymus Ludomirski, Hofmarschall, mit 4000 Mann Cavallerie, die er auf seine eigenen Kosten ausgehoben hatte, und die seit ihrer Ankunft in Preßburg den Nachtrab Tökely's und des Bassa von Eger über den Haufen warfen, zu dem Herzog von Lothringen gestoßen. Den 15. August reiste der König von Polen von Krakau ab. Die Königin, die ihren Gemahl von Warschau an begleitet hatte, folgte ihm noch bis an die Grenze. Hier trennten sie sich. Die Königin ging wieder nach Krakau zurück, wo sie bleiben wollte, um eher im Stande zu seyn, Nachrichten von dem Kriegsschauplatze zu erhalten.

In den Zelten des Veziers, den 13. September. Nachts.

Einzige Freude meiner Seele, reizende und vielgeliebte Marie!

Gott sey hochgelobt in Ewigkeit! Er hat unserer Nation den Sieg verliehen; er hat ihr einen solchen Triumph gegeben, wie die vergangenen Jahrhunderte nie einen sahen. Die ganze Artillerie, das ganze Lager der Muselmannen, unermeßliche Reichthümer sind uns in die Hände gefallen. Die Laufgräben der Stadt, ihre Umgebungen sind mit den Todten der ungläubigen Armee bedeckt, und der Rest flieht in größter Bestürzung. Unsere Leute bringen uns jeden Augenblick Kameele, Maulthiere, Rinder, Schafe, die der Feind bei sich hatte, und überdies eine unzählige Menge Gefangener. Ferner kommt eine große Menge Ueberläufer, größtentheils Renegaten, die gut gekleidet und gut beritten sind. Der Sieg war so schnell und so außerordentlich, daß man in der Stadt, wie in unserem Lager immer noch in Unruhe war; man glaubte den Feind jeden Augenblick zurückkommen zu sehen. Er hat für mehr als eine Million Gulden Pulver und Munition zurückgelassen.

Diese Nacht war ich Zeuge eines Schauspiels, das ich lange gewünscht hatte. Unsere Trainknechte haben an mehreren Orten das Pulver angezündet; es war ein Knall, wie am jüngsten Gericht, jedoch wurde Niemand verwundet. Ich konnte bei dieser Gelegenheit sehen, wie sich die Wolken in der Atmosphäre bilden; aber es ist ein Unfall: der Verlust dabei beträgt wenigstens eine halbe Million.

Der Vezier hat auf seiner Flucht alles zurückgelassen; er hat nur sein Kleid und sein Pferd behalten. Ich habe mich zu seinem Erben eingesetzt; denn der größte Theil seiner Reichthümer ist mir in die Hände gefallen.

Als ich mit der ersten Linie vorrückte und den Vezier vor mir zurückdrängte, traf ich auf einen seiner Bedienten, der mich in die Zelte seiner Privat-Hofhaltung führte; diese Zelte nehmen für sich allein einen Raum ein, so groß als die Stadt Warschau oder Lemberg. Ich bemächtigte mich aller Ehrenzeichen und Fahnen, die man vor dem Vezier herzutragen pflegt. Was die große Fahne Mahomets betrifft, die ihm sein Herr für diesen Krieg anvertrauet hatte, so habe ich dieselbe durch Talenti dem heiligen Vater geschickt. *) Ferner haben wir reiche Zelte, prächtige Equipagen und tausend andere sehr schöne und sehr kostbare Spielereien. Ich habe noch nicht alles gesehen; aber es läßt sich mit dem, was wir bei Chocsim **) gesehen haben, gar nicht vergleichen. Vier oder fünf mit Rubinen und Saphiren besetzte Köcher sind für sich allein einige tausend Dukaten werth. Sie können also nicht zu mir sagen, mein Herz, was die Weiber der Tartaren zu ihren Männern sagen, wenn sie ohne Beute zurückkommen: **Tu n'es pas un guerrier, puisque tu ne m'as rien rapporté; car il n'y a que l'homme qui se met en avant qui peut attraper quelque chose.** (Du bist kein Kriegsmann, weil du mir nichts zurück gebracht hast; denn nur der Mann, der vordringt, kann etwas erbeuten.)

Ich habe auch ein Pferd von dem Vezier mit dem ganzen Geschirr. Er selbst ist auf der Ferse verfolgt worden, aber er entkam. Sein Kihag oder erster Lieutenant wurde getödtet, so wie eine Menge anderer Offiziere von hohem Rang. Unsere Soldaten haben viele Säbel mit goldenen Griffen erbeutet. Die Nacht machte der Verfolgung ein Ende; übrigens vertheidigen sich die Türken auf ihrer Flucht mit Hartnäckigkeit. In dieser Beziehung **ils ont fait la plus belle retirade du monde** (haben sie den schönsten Rückzug von der Welt gemacht). Die Janitscharen jedoch wurden in den Laufgräben vergessen und Nachts alle in Stücken gehauen. So groß war der Stolz und der Eigendünkel

---

*) Diese Fahne beschäftigte die ganze Christenheit. Die Zeitungen der damaligen Zeit gaben eine genaue Beschreibung, eine gestochene Zeichnung derselben, und eine Uebersetzung ihrer Inschriften. Der Mercure Galant hat uns die Rede aufbewahrt, die der Gesandte des Königs hielt, als er sie zu den Füßen des heiligen Vaters niederlegte. Später erfuhr man, daß dies nicht die Fahne Mahomets war.

**) Man erinnert sich der Schlacht, die Sobiesky bei Chocsim gewann, gerade als König Michael Coribut starb.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Fanfan est brav au dernier point. (Unser Fanfan ist brav im höchsten Grade.) *)

Im Lager von Schönau, auf dem Weg nach Preßburg, an der Donau, 3 Meilen von Wien.

Einzige Freude meiner Seele, reizende und vielgeliebte Marie!

Vorgestern, den 15., habe ich meine Zusammenkunft mit dem Kaiser gehabt. Er war einige Stunden nach meiner Abreise in Wien angekommen. Da ich die Hoffnung aufgegeben hatte, ihn ankommen zu sehen, nachdem er sich so oft hatte ankündigen lassen, sogar noch vor der Schlacht, so schickte ich zu seiner Bewillkommnung den Vice-Kanzler ab, dem ich zugleich den Auftrag gab, ihm eine von den Fahnen des Vezirs zum Andenken an unsern Sieg zuzustellen. Der Vice-Kanzler hielt sich, um auszuruhen, in einem verwüsteten Garten auf, und bewahrte unsere Trophäe so nachlässig, daß sie ihm gestohlen wurde. Man unterrichtete mich davon, während ich schon zwei Meilen von Wien entfernt war, und ich mußte eine andere Fahne hinschicken, die ich für mich behalten zu können hoffte; aber ich habe noch zwei in Reserve. Um Mitternacht meldet man mir Schafgotsch, der in großem Eifer von dem Kaiser kam; er versicherte mich, es wäre Sr. Majestät sehr leid, wenn Sie sich mir nur vermittelst des Vice-Kanzlers mittheilen könnten; Sie wollten meinen Gesandten nicht sehen; Sie wünschten sich persönlich mit mir zu unterhalten; ich möchte also an den Vice-Kanzler schreiben, daß er um keine Audienz ansuchen solle. Ich schreibe also, und zwei Stunden nachher kommt der Graf Schafgotsch noch einmal: „Es war ein Mißverständniß, sagte er, die Schuld liegt an Galecki." Da ich wohl sah, daß alles dies eine bloße Schikane war, erklärte ich, wenn es sich davon handle, mit Souverainen zu sprechen, so thue ich es persönlich, und mein Kanzler wende sich nur an Gesandte der Höfe oder an andere Behörden. „Also, sagte ich, beunruhigen Sie sich wegen „eines Nichts; sagen Sie vielmehr offen, was Sie wollen, die ganze „Schwierigkeit liegt ohne Zweifel in der wichtigen Frage, wer auf der „rechten Seite gehen soll. Aber alles dies läßt sich machen, und man „darf sich nur verstehen." Schafgotsch antwortete: dies sey es würklich, was den Kaiser in Verlegenheit setze; er könne mir den Vortritt nicht lassen; er befände sich gerade jetzt mitten unter den Churfürsten, und repräsentire so zu sagen das Reichsoberhaupt. Ich schlug folgendes Auskunftsmittel vor: „Im Augenblick, wo sich der Kaiser meinem Lager „nähert, werde ich ihm entgegen reiten; wir werden uns zu Pferde „grüßen und so einander gegenüber halten, ich auf der Seite meiner „Armee, er auf der Seite der seinigen und seiner Hauptstadt; er „begleitet von den Churfürsten, ich von meinem Sohne, von den Hett„mannen und Senatoren." Schafgotsch nahm diesen Vorschlag an, und alles ging folglich so vor sich. **) Inzwischen war der Kaiser nur von dem Churfürsten von Baiern begleitet; der von Sachsen hatte ihn schon verlassen. Er hatte ein Gefolge von funfzig Hof-Cavalieren, Beamten und Ministern bei sich. Trompeter ritten voraus, Leibgardisten und zehn Bediente zu Fuß folgten hinten nach. Ich will Ihnen den Kaiser nicht beschreiben, denn er ist bekannt. Er ritt einen Rothbraunen von spanischer Race; er trug ein reichgesticktes Kleid, einen Hut à la française, mit einer Schnalle und weißen und rothen Federn, eine Leibbinde mit Saphiren und Diamanten besetzt, und einen solchen Degen. Wir grüßten einander ziemlich höflich; ich bewillkommte ihn lateinisch und mit wenigen Worten; er antwortete in der nämlichen Sprache in gewählten Ausdrücken. Als wir so einander gegenüber waren, stellte ich ihm meinen Sohn vor, der sich ihm näherte und ihn grüßte. Der Kaiser griff nicht einmal an den Hut, ich war darüber wie niedergedonnert. Eben so machte er es bei den Senatoren und Hettmannen, und sogar bei seinem Verwandten, dem Fürsten Woywoden von Belz. *) Um das Scandal und die Glossen des Publikums zu vermeiden, richtete ich noch einige Worte an den Kaiser, worauf ich mein Pferd drehte; wir grüßten einander gegenseitig und ich ritt wieder meinem Lager zu. **) Der Woywode von Rußland hat dem Kaiser unsere Armee gezeigt, wie er gewünscht hatte; aber unsere Leute waren sehr empfindlich und beklagten sich laut darüber, daß sie der Kaiser für so viele Strapazen und Entbehrungen keines Dankes gewürdigt habe, und wäre es auch nur mit dem Hute gewesen. Nach dieser Trennung änderte sich alles plötzlich; es ist, wie wenn man uns nicht mehr kennte. Schafgotsch und der Legat haben uns verlassen. Dieser letztere hat gleich den Tag nach der Schlacht sein Betragen gegen uns so geändert, daß keiner von denen, die ihn vorher gesehen haben, ihn wieder erkennen kann. Er ist nicht allein sehr stolz und fährt jedermann unhöflich an, sondern wenn er den Wein nur ein wenig spürt, sagt er uns sogar Grobheiten. Man giebt uns weder Futter, noch Lebensmittel mehr. Der heilige Vater hatte dem Abbé Buonvisi zu diesem Zwecke Geld geschickt; aber der Abbé blieb in Linz ꝛc. ꝛc. —

*) Der Geschichtschreiber Kochowski erzählt, der König habe bei der Schlacht von Wien ein himmelblaues polnisches Kleid angehabt, und einen Fuchs geritten. Vor ihm ritt immer ein Stallmeister, der einen großen Wappenschild trug, und ein Fähndrich, der an seine Lanzenspitze einen Federbusch befestigt hatte, damit man von Weitem den Ort sehen konnte, wo der König war. Der Prinz Jakob (Fanfan) hatte einen Helm auf dem Kopfe und einen Brustharnisch, und außer dem Degen, den er in der Hand hielt, eine Art von kurzem und sehr breitem Säbel, der ehemals bei den Polen gebräuchlich war. Er verließ seinen Vater keinen Augenblick, so lange die Schlacht dauerte.

**) Es ist bekannt, daß in dem geheimen Rath des Kaisers über diese wichtige Frage verhandelt wurde. Es handelte sich darum, zu wissen, wie Se. kaiserliche Majestät einen Wahlkönig anreden solle. Jedermann kennt die schöne Antwort des Herzogs von Lothringen, der sich begnügte zu sagen: mit offenen Armen, wenn er das Reich gerettet hat. Der Prinz, der sich so aussprach, war Mitbewerber Johann Sobiesky's um die polnische Krone gewesen.

*) Der Fürst Wisnowiecki, Woywode von Belz, war mit der kaiserlichen Familie verwandt durch die Heirath des Königs Michael Wisnowiecki mit der Erzherzogin Eleonore.

**) Der König Johann erzählt die Antwort auf die kaltische und kalte Danksagung des Kaisers nicht, die ihm alle Berichte zuschreiben: „Es freuet mich, daß ich Ew. Majestät diesen kleinen Dienst erweisen konnte."

Vom Birmanen-Krieg ꝛc. ꝛc.,

vom Major Snodgraß, Militair-Secretair des Befehlshabers der Expedition (Sir A. Campbell) und assistirender politischer Agent in Ava.

(Beschluß.)

Eine der Vertheidigungsarten der Birmanen ist so sinnreich und muthig, daß sie wohl einer Erwähnung verdient. „Als unsre Braven die Stellung erstürmt hatten, erzählt der Verfasser, sahen wir, daß die Trenschee'n aus einer Folgereihe von Gruben bestanden, deren jede zwey Mann fassen konnte, und die so gegraben waren, daß sie gleichzeitig Schutz gegen die Witterung und gegen das Feuer des Feindes

§ 1. Auf Grund der Ziffer 1 des Artikels 1 der Verordnung vom 3. Juli 1915 betreffend Einführung von Kriegsmaßnahmen im Gebiete der Rechtspflege (Reichsgesetzbl. S. 391) wird bestimmt, daß die Vorschriften der Zivilprozeßordnung über die Zustellung durch Aufgabe zur Post (§§ 175 bis 178) auch dann anzuwenden sind, wenn der Aufenthalt des Empfängers im Ausland unbekannt ist.

§ 2. Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Berlin, den 29. Juli 1915.

Der Reichskanzler
In Vertretung: Delbrück.

Der Staatssekretär des Reichsjustizamts
Lisco.

Verordnung über die Zustellung von Schriftstücken im Verkehr mit Belgien. Vom 29. Juli 1915.

Auf Grund der Ziffer 1 des Artikels 1 der Verordnung vom 3. Juli 1915 betreffend Einführung von Kriegsmaßnahmen im Gebiete der Rechtspflege (Reichsgesetzbl. S. 391) wird bestimmt, daß die Vorschriften der Zivilprozeßordnung über die Zustellung durch Aufgabe zur Post (§§ 175 bis 178) auch dann anzuwenden sind, wenn der Aufenthalt des Empfängers im Ausland unbekannt ist.

§ 2. Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Berlin, den 29. Juli 1915.

Der Reichskanzler
In Vertretung: Delbrück.

Der Staatssekretär des Reichsjustizamts
Lisco.

kommen würden, wo man durch Kunst und Anstrengung Alles aufgeboten hatte, unserm Vordringen gegen die Kaiserstadt Einhalt zu thun."

Es ward ihnen nun zwar ein falscher Friedensschluß in den Weg gelegt, doch hielt sie derselbe glücklicherweise nicht auf; und als sie Mellune erstürmten, fanden sie in der Wohnung des Befehlshabers die Beweise des falschen Auskunftsmittels: denn der Tractat war gar nicht nach Ava geschickt worden, um die Königl. Zustimmung zu erhalten.

— „Memiabu und seine geschlagene Armee retirirten sich von dem Schauplatze ihrer Niederlage mit möglichster Hast, und der brittische Befehlshaber schickte sich bereits an, ihnen ohne Verzug zu folgen; ehe er aber seinen Marsch wieder antrat, sandte er einen Boten mit dem nichtratificirten Tractat an Ki Wongi, theils um den Birmanen-Häuptlingen zu zeigen, daß ihre Treulosigkeit entdeckt sey, theils um ihnen die Gelegenheit zu geben, noch jetzt ihren Verpflichtungen nachzukommen; die Botschaft aber besagte bloß, er, Ki Wongi, habe in der Eile des Abzuges von Mellune, ein Document vergessen, daß er jetzt vielleicht mehr, als vor einigen Tagen, für nützlich und von seiner Regierung annehmbar finden möchte. Wongi und sein College ließen gar höflich für das ihnen nachgesandte Actenstück danken, bemerkten aber zugleich: die nämliche Eile, welche Ursache gewesen, daß sie den Tractat verloren, habe sie auch genöthigt eine große Summe Geldes im Stich zu lassen, was sie ebenfalls sehr bedauerten und der Hoffnung lebten, der brittische General warte nur auf eine gute Gelegenheit, ihnen auch diese wieder zuzustellen. (Ein Scherz, der dies Volk nicht übel charakterisirt.) Was übrigens die Treulosigkeit und Hinterlist bei dem Mellunescheu Vertrage anbetrifft, so schien man überall der Meinung zu seyn, daß der König wohl redlicher verfahren wäre und den Tractat ratificirt hätte, wäre nicht eben zur Unzeit der falsche Goru nach Ava gekommen, der, wie man sagt, dem schwachen Monarchen stark zugesetzt und ihm abgerathen hat, so entehrende Bedingungen von einer Handvoll Abentheurer anzunehmen, die nur aus Geldgier so schnell bis Mellune vorgedrungen wären, sich nun aber schon mit dem, was sie im Besitz hätten, begnügen würden."

— „Daß Se. Birmanische Majestät, weit entfernt mit dem Benehmen und den Angriffen der Arracan-Häuptlinge, die Anlaß zum Kriege gegeben, unbekannt zu seyn, dieselben dazu förmlich ermächtigt und ein ganzes Jahr vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten schon Pläne und Vorkehrungen zur Eroberung von Bengalen entworfen hatte, ist völlig erwiesen. Maha Bandula, der damals in hoher Gunst stand, war der Urheber des Plans und verbürgte sich für dessen Ausführung mit 100,000 Mann, die, wie er sagte, Se. Maj. leicht zusammen bringen könne. Der König berieth sich dieserhalb selbst mit einem fremden Residenten zu Ava; und wer möchte es wohl noch in Zweifel ziehen, daß der Krieg beschlossen und sein Gelingen als sicher vorausgesetzt worden war, wenn man auf die Autorität von Personen an Ort und Stelle versichern kann, daß Maha Bandula, als er in's Arracan'sche einrückte, goldne Ketten mit sich führte, in welchen er den General-Gouverneur von Indien gefangen nach Ava bringen wollte?"

— „Als wir uns Pagahm-miu bis auf einige wenige Tagemärsche genähert hatten, waren wieder Gerüchte über noch mehr gesteigerte feindselige Gesinnungen des Hofes von Ava in Umlauf, und es hieß, er mache kräftige Anstalten zu einer verzweifelten Gegenwehr in der Nähe jener Stadt, auch erfuhr man mit Bestimmtheit, daß nach dem Fall von Mellune eine Aushebung von 40,000 Mann befohlen worden war; daß man das Volk durch hohen Sold und durch Ertheilung mehrerer ehrenvoller Privilegien und Auszeichnungen zum Kriegsdienste anreize; daß man jedes Gefühl von Patriotismus und Muth durch den herzlichen Aufruf eines auf seinem Throne wankenden Monarchen aufzuregen bemüht war, und daß man der Macht, die sich nun gesammelt hatte um ihn zu vertheidigen, den schmeichelhaften und ermuthigenden Namen von Gong-to-du, d. h. Hersteller des Königlichen Ruhms! gegeben hatte. Den Befehl über diese Armee erhielt ein wilder Krieger, betitelt Mi-Wun-Brin, was man verschieden mit Fürst der Finsterniß, Höllenfürst, und Fürst der untergehenden Sonne übersetzt.

„Aber auch diese Macht, 16 bis 20,000 Mann stark, ward von uns, die wir im Gefecht nur 2000 zählten, geschlagen. Hunderte, die sich in den Strom warfen, um den Angreifenden zu entrinnen, ertranken, und mit Ausnahme von 2 oder 3000 Mann, ward die ganze Armee versprengt. Der unglückliche Mi-Wun-Brin hatte darnach kaum Ava erreicht, als er auf Befehl des Königs aufs grausamste getödtet ward."

— „Das Land von Pagahm-miu bis Ava ist äußerst schön: weite Ebenen des herrlichsten Landes, gewässert vom Irrawaddy, hin und wieder mit so viel immergrünen Waldungen bedeckt, als eben nöthig ist um der Aussicht Schönheit und Abwechselung zu geben, dazu die reich mit Dörfern, Pagoden, Tempeln, Klöstern und andern hübschen Gebäuden besäumten Ufer des Flusses: dies Alles unter einem Ueberblick gewährt ein Bild der köstlichsten Landschaft, die noch den gehaltvolleren Werth hat, daß sie reich bevölkert und sehr fruchtbar ist. Unsre unaufhaltsam vorrückende Armee fand, als sie Yandabu, was nur noch 45 Meilen von Ava entfernt ist, erreichte, den Herrn Price, zwei Staatsminister, die Gefangenen und die stipulirten 25,000 Lacs Rupien vor, und die ersteren wiesen nach, daß sie, ohne Rückhalt und unter eigenhändiger Unterschrift ermächtigt waren, solche Bedingungen anzunehmen und zu unterzeichnen, als worauf wir bestehen möchten. Dem gemäß ward nun, am 24. Februar, der Tractat zum zweiten Mal ausgefertigt und nun unterzeichnet; zugleich machte sich die birmanische Regierung anheischig, zum Transport eines großen Theils der Macht von Rangun die Fahrzeuge zu liefern."

— „Birmanischer Generalbefehl, vorgefunden in der Wohnung des Gouverneurs zu Syriam: An Senmiban, Mayun und Attawun (Gouverneur und Einnehmer). Damit nicht Einer der wilden Ausländer dem Schicksal, vernichtet und erschlagen zu werden, entgehe, müssen sie ergriffen werden und die Erde in unzähliger Schaar bedecken, was zu bewürken bereits erfolgreiche Maßregeln getroffen werden ꝛc."

— „Copie eines Befehls des Königs von Ava. Unsere Königliche Armee wird in verschiedenen Abtheilungen marschiren, um die rebellischen Fremden, die zu Prome sind, zu ergreifen, zu tödten und zu zerschmettern. Die siegreiche Vorhut unter dem Chef Maha Memiow, ergriff, tödtete und zerschmetterte die Fremden zu Wattygun; in Folge der vortrefflichen Macht der Goldnen-Majestät, konnten sie uns nicht widerstehen, noch vor uns Stand halten: ihr Haupt-Anführer ward getödtet, und alle Fremden wurden getödtet und in die Flucht geschlagen; Gewehre, Waffen und lebendige Menschen wurden im Ueberfluß genommen. Die Fremden kamen mit großer Zuversicht: da sie aber nun einmal geschlagen worden, können sie nicht ferner Stand halten: da die Königliche Armee einmal gesiegt hat, so wird sie auch noch zehn Mal siegen. Hiernach können sie (die Fremden) ihre Hände nicht mehr erheben, und es ist uns nun ein Leichtes, ihrer habhaft zu werden. Die, die Mann gegen Mann fechten und siegen, sollen vom Könige geehrt und belohnt werden: ihr Namensverzeichniß soll der Fürst General en chef Sr. Maj. vorlegen. Dies sendet der Königl. Makan."

— „Uebersetzung einer Antwort des Generals Fürsten Memiabu und anderer Häuptlinge auf eine vom Könige von Ava erhaltene Order. Ewr. Majestät Sclaven, der General

Seri Maha Dunia, Rajah und andre Häuptlinge, senden, Ewr. Maj. Befehl in Hinsicht der Festnahme, des Tödtens und Zermalmens der rebellischen Fremden gehorsamend, ihre Petitionen ein. Unsre Armee ist in Bewegung, im Vorrücken, und darüber aus, sie in der Nähe von Prome zu umzingeln: die Armee ist wohl geordnet und eingerichtet, doch muß sie wegen Regenwetters und schlechter Wege Halt machen. Die Vorschriften vom goldnen Schemel will ich ohne Zeitverlust durch einen verständigen Mann an die Armee befördern, und wenn derselbe mit Nachrichten zurückkömmt, so will ich Ordres senden an den großen Häuptling Maha Nemiow, an Ki-Wonzi, Thado Menghi, Maha Mengaen, Befehlshaber der Armeen an der Ostseite, sowohl zu Land als wie zu Wasser, und am westlichen Ufer an den Subda-Wun Mewla Mengaon und den großen Chef La Main Wun Men Nosta Kyogaon: letztere beide bilden eine Division. Sie werden die rebellischen Fremden einschließen, und Kraft Ewr. Goldnen Maj. vortrefflicher Allmacht soll nicht Einer entrinnen —: alle sollen getödtet, vernichtet und zermalmt werden. Ich habe Leute ausgesandt, um Nachrichten im Betreff der Officiere und Armee einzuziehen, die der König von Cochin-China gesandt hat, und ich übersende Ewr. Goldnen Majestät nun einige Auskunft."

— „Nordwärts von Ava giebt es Gold-, Silber- und Edelstein-Gruben (Rubinen und Saphire der schönsten Art); da aber die Gruben im ganzen Königreiche mit zu den zahlreichen Monopolien der Krone gehören und nur zu gewissen Zeiten, auf besondern Befehl des Monarchen (der auch den Titel „Eigenthümer der Rubinen-, Gold- und Silber-Gruben" führt) bearbeitet werden, so ist ihr Daseyn der Nation von geringem Nutzen. Geld, auch wenn es noch so reichlich vorhanden ist, darf nicht ausgeführt werden, was ein großes Hinderniß für den Handel mit Ava ist, das die eingebornen Kaufleute zwar durch Herausschmuggeln zu heben suchen, dabei aber immer der Gefahr der Confiscation ausgesetzt sind. Große Summen spendet der Monarch und sein Hofhalt jährlich für den Bau und das Vergolden von Pagoden, in deren Mitte oft Bilder des Ghaudma von massivem Golde begraben werden, hauptsächlich in den prachtvollen und hochheiligen Gebäuden dieser Art in der Nähe der Hauptstadt. Hoffentlich wird England noch mancher kaufmännischer Nutzen durch die Abtretung an selbiges von den Provinzen Tenasserim zu Theil werden."

— „Die Abtretung Arracan's sichert uns völlig gegen die Einmischung der Birmanen in die Angelegenheiten unsers indischen Gebiets auf jener Seite; unsre störrischen Nachbarn sind nun in ihre alten Gränzen hinter dem hohen Anupectumia eingeschlossen; und dem Könige ist es nicht unbekannt, daß, wenn er uns wieder kränken sollte, wir quer über dies Gebirge eine Macht schicken und, von unsern Posten zu Aing, in 8 bis 10 Tagen am Irrawaddy, und muthmaßlich binnen einem Monat in seiner Hauptstadt seyn können. Ueberdem wird er wissen, daß sich in der Gesinnung und dem Charakter seiner Unterthanen eine große Veränderung ergeben hat: denn, wenn sie auch gerade nicht glauben können daß sie uns achten oder gar lieben, so können wir doch versichern, daß sie uns fürchten; und welche Meinung sie auch von sich gehabt haben oder noch haben mögen, so sind sie doch durch Erfahrung hinlänglich belehrt worden, wie wenig sie einer solchen Macht gewachsen sind, als die ist, welche die indische Regierung ins Feld stellen kann. Unter solchen Umständen kann der König von Ava weder ein Interesse noch ein Motiv haben uns abermals zu beunruhigen. Daß er Intriguen anspinnen und zu täuschen suchen werde, ist wahrscheinlich und dem treulosen Character seiner Regierung entsprechend; ferner läßt sichs erwarten, daß er einen hohen und selbst insolenten Ton beibehält, sich das Ansehn giebt, als achte er unser wenig, und auf den Titel eines „Herrn der Erde und der Luft" nicht verzichtet: aber wahrscheinlich werden viele Jahre verstreichen, ehe wir wieder von einer feindseligen Drohung aus jener Gegend hören. Möge er sich dann blähen und großthun, das ist eine harmlose Hoffahrt und arrogante Albernheit, die wir belächeln können."

Eine Rede des Herrn Canning, gehalten zu Lissabon den 2. April 1816.

Daß Herr Canning in seinen Gefühlen gegen Portugal beständig und fest ist, mag aus folgender Rede ersehen werden, die er nach einem, ihm von den brittischen Kaufleuten zu Lissabon am 2. April 1816 gegebenen Mittagsmahle, bei Gelegenheit, daß seine Gesundheit ausgebracht wurde, gehalten hat:

„Meine Herren! ich fühle auf das tiefste die Ehre, die mir durch diese Versammlung erwiesen worden, und bin höchlichst geschmeichelt durch den Ausdruck der Empfindung, mit denen es Ihnen gefallen hat, meinen Namen zu feiern."

„Ein Schüler des unvergeßlichen Pitt und ein Theilhaber an den Berathungen gewesen zu seyn, aus welchen der Kampf für die Rettung Portugals hervorgegangen ist, sind die zwei Umstände in meinem politischen Leben, wenn es anders ein solches ist, auf welche ich mit Selbstgefühl und Freude zurückschaue."

„Es ist mein Stolz, die Grundsätze Pitt's eingesogen zu haben, und eine Freude für mich, von Ihnen das Zeugniß zu empfangen, diese Principien zu den Maaßregeln, durch welche dieses Land gerettet wurde, recht angewendet zu haben, — Principien, von denen das characteristische Kennzeichen war, im Innern Ordnung und Industrie als die wahren und alleinigen Quellen des Handelsreichthums und der Nationalmacht und Stärke zu lieben; nach Außen hin aber den Frieden, die Gewalt und Wohlfahrt Großbritanniens, als fest verbunden mit der Sicherheit anderer Nationen zu betrachten."

„Diesem Systeme innerer und auswärtiger Politik verdankte Großbrittannien die Mittel, die sich selbst auferlegte Pflicht erfüllen zu können, den langen Kampf mit Frankreich, der dem Kriege in der Halbinsel voranging, auszuhalten."

„In Folge dieser Politik zauderten denn auch die, denen die Leitung des brittischen Staatsraths oblag, nicht, in dem Augenblicke, wo Frankreich die räuberische Hand ausstreckte, die Krone Portugals an sich zu reißen und seine Freiheiten zu vernichten, zu seinem Beistande herbeizueilen; die gute Gesinnung, das Gefühl und die Großmuth der brittischen Nation gingen mit ihrer Regierung Hand in Hand bei diesem Unternehmen. Aber es gab damals, ich erinnere mich dessen gar wohl, sanguinische und phantastische Enthusiasten, die der Meinung waren und dachten, daß aus diesem Kampfe für Portugal die Befreiung Europa's entspringen möchte! Ein solcher Enthusiast war ich und habe es stets bekannt, daß ich ein solcher sey. Ich gestand dies selbst in Zeiten, wo der Kampf am zweifelhaftesten war, und von vielen für verwegen und tollkühn gehalten wurde."

„Wahr ist es, daß Wolken und Finsterniß hin und wieder den Horizont umhüllten; aber eben durch diese Wolken und durch diese Finsterniß sah ich, oder zeigte mir meine Einbildungskraft getrost einen Lichtstrahl, der dieses Dunkel zu durchbrechen versprach und von da an allen andern Nationen leuchten möchte."

„Es ist an diesem Tage nicht an der Zeit, noch wäre es an seinem Platze, wenn ich hier diese Hoffnungen gegen die Beschuldigung von Extravaganz vertheidigen oder rechtfertigen wollte. Mag es nun eine richtige und natürliche Folge der Ausdauer und des Verharrens bei der guten Sache, oder durch die unmittelbare Gunst der Vorsehung geschehen seyn, wahr ist es, daß in der That von diesem Winkel Europa's jener Impuls hervorging, durch welchen die mächtigsten Reiche desselben in Freiheit gesetzt wurden; wahr ist es, daß in diesen unfruchtbaren und wenig versprechenden Boden der Saame gelegt worden ist zu der Sicherheit, deren Zweige nun die Menschheit überschatten. In dieser Beziehung und wegen seiner Theilnahme hieran muß das Land, in welchem wir jetzt versammelt sind, selbst in den Augen des untheilnehmendsten Beobachters ein lebhaftes und klassisches Interesse erregen. Ich meines Theils, ich kann diese Stadt nicht sehen, in der so manchen Monat des Schreckens und der Noth hindurch die Hoffnungen Europa's, zitternd für ihr Schicksal, lagen, — ich kann die mächtigen Befestigungen der Natur nicht durchstreifen, die diese Hauptstadt schützen, diese Bollwerke nicht anschauen, hinter die sich der Sieg selbst zurückzog, um seine Schwingen wieder zu einem neuen höheren und ausdauernderu Fluge zu stärken, ich kann diese heiligen Ruinen, durch die ich wandere, nicht erblicken, wo die Neugierde scheu und ehrfurchtsvoll ansteht zu erforschen, ob die sie umgebende Verwüstung von früheren Naturereignissen verursacht worden, oder der beutegierigen Verruchtheit und barbarischen Zerstörungswuth des Feindes zugeschrieben werden müsse, — ich kann die Spuren der Verwüstung in diesem Lande und der Leiden seines Volkes nicht sehen, ohne dem Character einer Nation die gerechte Huldigung darzubringen, die bei alle dem, was sie gethan, und mehr noch, bei alle dem, was sie erduldet und gelitten, sich zu einem, weit über dem Verhältniß ihres Territoriums, ihrer Volksanzahl und Macht stehenden Gipfel moralischer Erhabenheit aufgeschwungen hat."

„Ich kann alle diese Dinge nicht betrachten, ohne jene weise und heilsame Politik zu segnen, die England zu so schleuniger und unverzüglicher Hülfe einer solchen Nation vermochte — es bestimmte, ihre Energie zu wecken, ihre Hülfsquellen zu leiten, ihre nicht wankende Festigkeit zu stützen und zu stärken, und nachdem sie selbst befreiet worden, sie vorwärts zu führen zur Verfolgung ihrer Unterdrücker."

„Mit einander in solch einer Sache gefochten und die Panniere vereint erhoben, das Blut gemischt zu haben in Schlachten von solchem Interesse und die zu solchen Resultaten führten, muß ohne Zweifel die ewige Vereinigung zwischen der brittischen und portugiesischen Nation nur noch mehr befestigen."

„Sie werden bemerken, meine Herren! daß ich eifrig bestrebt bin, die Principien unsrer Verbindung und unsre gegenseitigen Ansprüche in Ausdrücken, nicht des Vergleichens, sondern der Gleichheit, darzustellen. Ich thue dies mit Aufrichtigkeit, weil ich glaube, daß diese Annahme die richtige sey — ja, ich würde dies selbst schon aus Politik thun, wenn ich auch ihre Richtigkeit bei mir bezweifelte."

„Portugal würde nicht gerettet worden seyn, ohne England, das ist wahr; allein Portugal war für England ein Werkzeug zu der bei weitem wichtigeren und größeren Aufgabe, die England zu lösen hatte."

„Man bedurfte diesseits des Rathes, der Waffen, der Disciplin und Tapferkeit der Britten; wir fanden hier willige Herzen und thätige Hände — ein vertrauensvolles Gouvernement — ein Volk, brav und ausdauernd, gelehrig für Rathschläge, treu in der Befolgung, geduldig bei Entbehrungen, das vom Unglück sich nicht überwältigen, vom Glück nicht trunken machen läßt. Der Arm Englands war der Hebel, der die Macht Bonapartes in ihrer Grundlage erschütterte; Portugal aber der Stützpunkt, auf welchem jener Hebel sich bewegte. England nährte und fachte das heilige Feuer an; aber Portugal hatte bereits den Altar errichtet, auf dem dieses Feuer angezündet wurde und von welchem es sich erhob, weit sich verbreitend und hellodernd bis die Welt von seinen Flammen leuchtete."

„Ich habe gesagt, daß ich selbst aus Motiven der Politik Portugal auf die nächstmögliche gleiche Stufe würde gestellt haben; denn die Prinzipien der Spaltung liegen in ungleichen Verhältnissen. Active Wohlthätigkeit ist eine leichter auszuübende Tugend, als Schonung, wenn man eine Wohlthat ausspendet, oder dann Dankbarkeit, nachdem man eine solche empfangen hat. Ich weiß in der That nicht, ob es mehr Großherzigkeit und Seelenstärke für den einen Theil erfordere, zu handeln als ob er vergessen habe was er that, oder für den andern, sich zu benehmen, als ob er seiner Verbindlichkeit stets eingedenk sey."

„Was nun Großbritannien anbetrifft, so lassen Sie uns annehmen, daß die Gefühle nach denen wir uns in Portugal benehmen, die des nationalen Stolzes und der Unabhängigkeit waren. Wenn nun diese Gefühle bei dieser Gelegenheit gleich gefunden wurden, was Wunder, oder weshalb sollte es zu bedauern seyn, daß sie es sollten überlebt haben? Es ist natürlich zu erwarten gewesen, daß, nachdem die Oberhand über die Feinde war gewonnen worden, der Genius der Nation eine kraftvollere und freiere Haltung, selbst gegen ihre Freunde annehmen werde. Wir haben kein Recht dies schmerzlich zu empfinden — es würde von uns weder recht noch für uns passend seyn, dieses zu thun. Wir müssen, selbst in ihren Excessen, eine Unabhängigkeit respectiren, die wir selbst vertheidigt, und die Launen eines Geistes verzeihen, den wir selbst hervorgerufen haben."

„Von Portugal dagegen anderseits, möchte ich sagen, daß durchaus nichts Erniedrigendes in dem Gefühle der Nationaldankbarkeit liege; daß ein denkbares Gemüth zugleich verpflichtet und entledigt ist und durch eine gerechte Anerkennung sein Gleichgewicht wieder erlanget; daß zwischen Großbritannien und Portugal weder eine commerzielle noch politische Eifersucht statt hat noch haben wird und soll; daß die Welt groß genug ist für den Handel beider, sowohl Britanniens als Portugals; und daß Großbritannien, weil es nie in der Zeit der Noth seine Verbündeten verlassen hat, für alle seine Bestrebungen und alle seine Opfer nach keinem andern Lohne strebt, als nach gegenseitigem Vertrauen und gemeinschaftlicher Wohlfahrt. Ich bin gewiß, daß ich von allen denen, in deren Gegenwart ich jetzt spreche, nicht allein in dem, was meine Meinung, sondern auch in dem, was meine Motiven betrifft, werde recht verstanden werden. Das Zarte der Lage, in der sich das locale Gouvernement dieses Königreichs befindet, die Wichtigkeit seiner Responsabilität und die Besorgniß, die hiemit nothwendigerweise (ich bin des Zeuge gewesen) verbunden ist, berechtigen dieses zu Ansprüchen besonderer Beachtung. Ich fürchte nicht, daß dasselbe die Versicherungen seiner freundlichen Gesinnung gegen diese Versammlung, die ich Ihnen, meine Herren! hiemit gebe, nicht anerkennen werde; und wage deshalb Ihnen, meine Herren! in der Ueberzeugung, daß Sie es herzlich aufnehmen und daß Ihre Herzlichkeit anerkannt und redlich werde erwiedert werden, vorzuschlagen, daß wir jetzt auf das Wohl Ihrer Excellenzen der Gouverneure dieses Königsreichs trinken."

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETET

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 151 Hamburg, Mittwoch den 17. Januar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Reise von Orenburg nach Bukhara, queer durch die Steppen, die sich ostwärts vom Aral-See und über das alte Jaxartes hinaus ausdehnen, gemacht im Jahre 1820; beschrieben von dem Baron G. von Meyendorff, Obristen im Staabe Sr. Majestät des Kaisers von Rußland. Im Verlag zu Paris bei Dondey-Dupré, Richelieu-Straße No. 67.

Rußlands Machtvergrößerung erstreckt sich nicht allein über den ganzen westlichen Theil von Europa, sondern auch, und noch mit größerem Erfolge, über alle Länder Asiens, die an sein unermeßliches Reich gränzen. Die Einen unterjochend durch die Gewalt der Waffen, die Andern durch die Würkungen einer mehr vorgeschrittenen Industrie und Gesittigung, hat Rußland bereits auf eine merkwürdige Weise seine Eroberungen oder seinen Einfluß über einen unermeßlichen Theil des asiatischen Festlandes ausgedehnt. Von ihm muß man nun das Licht und die Nachrichten erwarten, die uns noch über alle innere Regionen Asiens fehlen, welche nicht schon unter englischer Vothmäßigkeit stehen. Es hat seit einigen Jahren mehrere Expeditionen ausgesandt, die, wenn sie auch nur ein commercielles Interesse oder auch ehrgeizigere Projecte zum Zweck hatten, doch auch der gelehrten Welt frommeten und deren Ergebnisse in dieser Beziehung durch ihre Neuheit und durch ihre Wichtigkeit höchst schätzenswerth sind. Der mehr oder minder diplomatische Character, mit welchem die Verfasser der, aus diesen Quellen geflossenen Berichte bekleidet waren, ist oft ihren Wahrnehmungen günstig gewesen und hat ihnen die Mittel an die Hand gegeben, sie mit Sicherheit auszudehnen; andrerseits aber scheint diesen zahlreichen Berichten über das Russisch-Asiatische Reich eben deshalb etwas abzugehen, daß sie nur von Russen und von Missionairen herrühren, die von der Behörde ausgesandt worden, und sollte wohl der Wunsch unbillig seyn, daß es auch Fremden anderer Nationen gestattet werden möchte, mehr an den Nachforschungen Theil zu nehmen, deren Gegenstand dieses Reich ist? Wäre die Laufbahn freier, offen für jedermann, so würde man sicherer seyn, in den Besitz alles dessen, was ein Gegenstand unsrer Nachforschungen ist, zu gelangen, und die Arbeit der einen würde durch die der andern controllirt werden. Im Gegentheil aber sind den fremden Reisenden die Gegenden, die am meisten ihre Neugierde reizen würden, verschlossen, und Blicke die von außen dahinein gerichtet werden, sind immer unwillkommen. Es ist traurig, gerade da auf Hindernisse zu stoßen, wo man auf Unterstützung sollte rechnen dürfen, nicht allein um das Innere des Gebiets zu besuchen, sondern um in die, an solches gränzenden unbekannten Regionen überzugehen.

Wie es sich nun auch mit diesen Inconvenienzen verhalten mag, so findet man doch in den Werken, welche, wie wir es eben gesagt, die Frucht der auf Befehl der Regierung unternommenen Expeditionen waren, kostbare Documente, die zu sammeln man sich beeilen muß, und das, welches hier zur Kenntniß zu bringen wir die Absicht haben, ist eins derselben. Um dem, was seine Wahrnehmungen Nützliches darbieten können, die größt-mögliche Publicität zu geben, hat der Herr von Meyendorff nun eine französische Ausgabe davon besorgt, weil diese Sprache die meistverbreitete in Europa ist. Herr Jaubert, einer der bestbewanderten Gelehrten in den morgenländischen Sprachen, hat es übernommen diese Herausgabe zu leiten und nachzusehen; die große Anzahl türkischer, mongolischer, arabischer und persischer Namen, die in dem Werke vorkommen, nahm seine Gelehrsamkeit in Anspruch, auch hat er seinen Fleiß auf die so wohl ausgeführte Charte verwendet, die die Reise vervollständigt, und die uns zahlreiche Details über ein Land giebt, das noch so wenig bekannt ist. Diese Mitwürkung ist eine genügende Bürgschaft der Sorgfalt, mit welcher dieses Werk gedruckt worden ist, so auch ohne Zweifel seines Verdienstes, indem dieser Gelehrte ihm sonst seinen Namen nicht beigesellt haben würde.

Der Zweck dieser Reise war die Handelsverbindungen zu erweitern und zu sichern, die seit einigen Jahren zwischen Rußland und der Bucharey weit häufiger geworden sind. Auf das ausdrückliche Gesuch eines Abgesandten des Chans von Bukhara zu Petersburg beim Kaiser Alexander, ward im Jahre 1820 beschlossen, eine russische Gesandtschaft an seine Regierung zu schicken. Der jetzige Staatsrath und Legations-Secretair Herr von Negri ward vom Kaiser zum Geschäftsträger ernannt; ihm wurden der Collegien-Assessor Herr Jacovlev, der Doctor Pander als Naturforscher und drei Dollmetsch-Uebersetzer von Orenburg beigegeben, und der Herr Obrist von Meyendorff nebst den unter seinem Befehl stehenden Lieutenants Herren Volkonsky und Simonyrf erhielten den Auftrag, die geographischen und statistischen Notizen zu sammeln. Die Anstalten zur Expedition wurden in den Monaten August und September 1820 zu Orenburg getroffen, welche Stadt 2200 Werste von Petersburg entfernt liegt. Eine Achtung gebietende Escorte that Noth, um die Gesandtschaft gegen die Nomaden-Horden zu beschützen, welchen sie inmitten der unermeßlichen Steppen, die sie durchziehen mußte, bloßgestellt war; dieselbe bestand demnach aus 200 Kosacken, 200 Mann Infanterie, 25 berittenen Baschkiren und 2 Kanonen. Ein bedeutendes Material war dieser Militairmacht beigegeben. „Aus ökonomischen Gründen," sagt der Verfasser, „hatte man Anfangs die Lebensmittel auf Wagen fortschaffen wollen, was aber auf mehrfältige Auskunft über die Beschaffenheit des Landes, das wir zu bereisen hatten, aufgegeben ward. Man beschloß hiernach zum Transport der Lebensmittel Kameele, und nur 25 Wagen für die Leute mitzunehmen, die unterwegs erkranken oder verwundet werden möchten. Jeder Wagen hatte ein Gespann von

drei Pferden und ward von einem Baschkiren geführt. Da wir in der Kirgisen-Steppe auch über Flüsse setzen mußten, so wurden uns zwei Pontons mitgegeben. Die Wagen, auf welchen diese transportirt wurden, waren so eingerichtet, daß sie auseinander genommen und über beide Kähne gelegt ein Floß bildeten, das gegen zwanzig Personen fassen und tragen konnte."

„Ein Marsch von zwei Monaten in der Wüste, erforderte für jeden Soldaten 105 ℔ Schiffszwieback und für jedes Pferd 4 Centner Hafer; außerdem mußten Grütze für die Truppe, ein doppelter Munitionsvorrath für die beiden Kanonen, 15 Kibitka's oder Filz-Zelte, 200 Tonnen zu Wasser auf dem Marsch durch die Wüste, und endlich mehrere Tonnen Branntwein mitgenommen werden. So wurden denn 320 Kamele mit Mundvorrath ꝛc. für die Escorte, und 38 andre mit der Bagage und den Provisionen des Gesandtschaftspersonals beladen. Jedes Kameel trug eine Last von 640 ℔."

„Die Unterhaltung der Escorte während ihrer Abwesenheit aus Rußland hat man zu ungefähr 72,000 Rubel angeschlagen."

Es kostete Mühe, in Orenburg alle diese verschiedenen Gegenstände zusammen zu bringen, indem der Markt in einem Lande, das selbst von den gewöhnlichsten Hülfsmitteln so entblößt ist, nicht zur Verproviantirung ausreichte. Man mußte den Hafer 150 Werste aus dem Lande herbeischaffen; die Kameele blieben auch lange aus, und das erforderliche baare Geld mußte gar 1500 Werste weit, von Moscau hergeholt werden. Die Vorkehrungen zogen sich so sehr in die Länge, daß die Abreise der Expedition bis zu dem Augenblicke verzögert ward, wo die, in jenen Climaten stets lästige, schlechte Jahrszeit einzutreten beginnt. Schon im August hatte man die Zurüstungen begonnen, und erst am 10. October war man mit Allem fertig, an welchem Tage dann, nachdem man erst, durch eine religiöse und feierliche Ceremonie die Gnade des Allerhöchsten angerufen hatte, die Reise angetreten ward. Der Gedanke an die Drangsale, welche frühere Expeditionen durch große Kälte mitten in den Steppen erlitten hatten, erfüllte die Gemüther mit einigen Besorgnissen; doch sieht man im Verfolg des Werkes nicht, daß diese hier, die doch dieser Gefahr während ihrer Reise ausgesetzt war, besonders darunter gelitten hätte. Die Sonne schien immerwährend, und die Temperatur erhielt sich stets zwischen 5 und 6 Grad Reaumür unter Null; nur einmal fiel sie auf 10 Grad. Das erste Land, das man durchziehen mußte, war die Steppe der Kirgisen, ein höchst wildes und immer raubgieriges Nomaden-Volk.

„Sie bietet den Blicken nur ein wellenförmig laufendes, einzeln von Hügelreihen unterbrochenes Land dar; die Abhänge dieser Anhöhen dehnen sich oft 15 bis 20 Werste weit aus. Da es der Hölzungen wenige giebt und die Gebirge nicht sehr hoch sind, so sieht man stets einen so weiten Horizont, daß das Auge nirgends einen Ruhepunkt findet. Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit und Stille characterisiren eine Steppe. Gegen Ende des Monats Mai haben die Strahlen einer glühenden Sonne die Gräser dieser Länder verbrannt, und von diesem Augenblick an bekömmt das Erdreich ein schmutziggelbes Ansehen, das es dann behält. Bäume werden auf dem Wege nur an zwei Orten gefunden; überall anderswo aber nur elendes dornigtes Gesträuch von 3 Fuß Höhe, und dieses auch noch so spärlich, daß es in den Augen eines Europäers die Einförmigkeit dieser endlosen Wüsten nicht unterbricht."

Die Gesandtschaft berat sie bald nach ihrer Abreise von Orenburg, indem sie ihre Richtung südsüdöstlich nahm, um die Ost-Küste des Aral-See's zu erreichen. Dort sollte sie das Lager des Sultans Harun Ghazi, eines der vornehmsten Kirgisen-Häuptlinge, vorfinden, der, aus besondern Ursachen veranlaßt, der russischen Regierung seine Ergebenheit zu beweisen, versprochen hatte, die Gesandtschaft zu begleiten, um sie wider Angriffe der andern Stämme seiner Nation in Schutz zu nehmen. Diese Vereinigung hat auch würklich statt gefunden. Die in diesen Ländern so seltene Vegetation zeigt doch einzeln am Ufer des Ilek einige Baumgruppen. In einer dieser Art kleinen Oasen war es, wo Harun Ghazi sein Lager aufgeschlagen hatte, welches das erste Dorf oder Aul-Kirgis bildete, das man antraf. Es bestand aus etwa 50 Zelten von weißem oder braunem Filz, in der Größe sehr verschieden und bei Gruppen von drei oder sechs geordnet; in der Umgebung weideten Hammelheerden von 5 bis 6000 Stück.

Am Tage nach der Ankunft der Russen, begab sich der Sultan zu Pferde nach dem Zelt des Herrn von Negri, um ihm einen Besuch abzulegen. Er hatte eine Begleitung von etwa 100 Reutern bei sich, die alle mit ins Zelt wollten und sich dort gleich niederkauerten. Er zeichnete sich unter ihnen aus durch eine frische Hautfarbe, durch schöne große schwarze Augen, und durch sanfte, obgleich ernste Gesichtszüge. Auf dem Haupte trug er einen Turban, ein Kopfputz, der in dieser Wüste sonst eben nicht Sitte ist, der aber als ein Zeichen von Frömmigkeit bei einem Mahomedaner gilt, der sich in der Masse der Kirgisen auszeichnen will. Dieser Verein von gramlichen und wilden Nomaden-Gesichtern, sagt Herr von Meyendorff, bot ein bizarres Schauspiel dar. Die Audienz dauerte anderthalb Stunden und der Sultan bewies in derselben einen sehr besonnenen Character.

Diese neuen Gäste, in deren Mitte sich die Gesandtschaft befand, gaben dem Herrn von Meyendorff sehr bald Gelegenheit, einen Begriff von ihrem blutdürstigen Naturell und von ihren plumpen Sitten zu bekommen: der Sultan verurtheilte nämlich einen Menschen, der ein Pferd gestohlen hatte, anfangs zum Tode, doch ward dieses Urtheil nachher gemildert und in folgende Strafweise umgeändert:

„Der Dieb ward, halb entkleidet und mit einem Stück schwarzen Filz um den Hals, das ihm auf die Schultern herabhing, von zwei berittenen und mit Peitschen versehenen Männern gezwungen, bis zum nächsten Zelt zu laufen. Nachdem er dort mit Ruß angeschwärzt worden, mußte er noch einmal einen Lauf vor der Kirgisen-Gruppe vorbei machen. Dann ward einem Pferde ein Strick an den Schweif gebunden, dessen loses Ende der Dieb zwischen die Zähne nehmen und so hinter dem Pferde drein laufen mußte, das zwei Männer trottiren ließen, während er selbst wieder tüchtige Peitschenhiebe von andern Individuen seiner Nation erhielt, die ihm das Geleit gaben. Der größere Theil der Kirgisen, die dieser Züchtigung beiwohnten, lachte aus vollem Halse, einige andre fluchten. Nach einem Rennen von einigen Minuten, ward der Delinquent nun erlöset, doch mußte er sich erst zum Sultan begeben, der dem Strafacte nicht beiwohnte, um ihm zu versprechen daß er nie wieder stehlen wolle. Unterdessen hatte man dem Pferde des Diebes das Schicksal bereitet, das anfangs ihm zugedacht gewesen war: man hatte ihm die Kehle abgeschnitten, wonach es in wenigen Augenblicken zerlegt, und unter großem Geschrei, wobei es auch Peitschenhiebe setzte, unter die Anwesenden vertheilt ward."

So machen diese Menschen sich zu Henkern ihrer eignen Landsleute: eine Execution ist für sie eine Art Fest, wo ihre Grausamkeit sich noch mehr durch ihr scheußliches Vergnügen daran, als durch die Wildheit der Züchtigungen selbst, die sie austheilen, äußert. Darnach kann man die Behandlung der Feinde beurtheilen, die ihnen lebend in die Hände fallen, und gegen die sie nun noch die Lust der Rache mit ihren, schon an und für sich unmenschlichen Gesinnungen vereinigen. Herr von Meyendorff führt ein Beispiel davon an, das ihre Wildheit zur Genüge beweiset.

„Der Sultan Harun Ghazi, der uns begleitete, erzählt er, schickte einige Hundert Kirgisen voraus, die ohne unser Wissen das Aul (die Wohnung) des Sultans Manem-Beg-Djanghazi, eines seiner Feinde,

Zeitschrift für Physikalische Chemie. Abteilung B. Bd. XXXVI. Heft 1. Ausgegeben am 20. Juli 1937.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Karl Bonhoeffer, Berlin-Dahlem, Faradayweg 4–6. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Dr. Walter Hofmann, Leipzig C 1, Salomonstraße 15. Verlag: Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig C 1, Salomonstraße 15. Fernsprecher: 72751 und 72752. Postscheckkonto: Leipzig 63301. Bankkonto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt, Leipzig. Printed in Germany. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Europa in Beziehung auf Griechenland und die Reformation der Türkei von Herrn von Pradt, ehemaligem Erzbischof von Mecheln.

Aus vorstehendem interessanten Werk haben wir bereits in No. 127 unsrer Blätter Bruchstücke gegeben. Da nun die Vorrede des Herrn von Pradt Inhalt und Tendenz des Ganzen treffend ausspricht und vieles enthält, was Stoff zum Nachdenken über den so vielseitig zu betrachtenden Gegenstand darbietet, der in unsern Tagen alle Gemüther beschäftigt, so glauben wir den Wünschen der Leser zu begegnen, wenn wir sie in extenso mittheilen, wie folgt:

„Ein würdiger und edler Redner der Pairskammer hat mit eben so viel Wahrheit als Gefühl gesagt: Der heroische Kampf Griechenlands gegen einen blutdürstigen und erniedrigenden Despotismus ergreift Herz und Seele und ist der herrschende Gedanke der Zeitgenossen und Zeugen seiner Leiden geworden."

„In der Discussion, die seine Talente, wie seine Tugenden in das hellste Licht setzt, fügte er noch hinzu: „Zu den Altären des Herrn hinschauend und jene Priester dort findend, die kaum mit leiser Stimme den Gott der Christen zu Gunsten der Griechen anzuflehen wagen, flüchte er zur Tribune, um einen Wunsch ertönen zu lassen, der, wenn es möglich ist, hinsichtlich auf die Regierungen, das Murren und die Gewissensvorwürfe des Menschengeschlechts mildern möge." —

„Erwäge man diese Worte, hebe man den übrigens ziemlich durchsichtigen Schleier, den eine strenge Vorsicht über Gegenstände gebreitet hat, die man mehr anzudeuten, als allen Blicken aufzudecken die Absicht hatte, und man wird in einigen Zeilen das Gemälde der Welt enthalten finden: die Sache Griechenlands ist gleichsam der Inbegriff davon; wer denkt und empfindet in den beiden Hemisphären vereinigt sich in derselben Aufmerksamkeit, in denselben Wünschen; und Amerika, eben siegend aus einem, dem griechischen ähnlichen Kampfe hervorgegangen, kann nicht anders, als für die Leiden einer unterdrückten Schwester dasselbe Interesse zu empfinden, das sich von einem Ende des europäischen Continents zum andern für Griechenland kund thut."

„Das ist der wahre Zustand der Dinge im Augenblicke, wo ich die Feder wieder ergreife, um von Neuem diese große Sache abzuhandeln. Jetzt, wo in ganz Europa kein Ruhm mehr ist, außer dem Anschließen an Griechenland; jetzt, wo so viele mit allen gesellschaftlichen Auszeichnungen geschmückte Personen an die Spitze dieser Titel den eines Griechenfreundes setzen; jetzt, wo das allgemeine Interesse, das Griechenland einflößt, in Europa's Mitte eine Hauptkasse hat erstehen lassen, welcher die Gaben der mitfühlenden Menschheit, wie die der Bewunderung des Heroismus zufließen; jetzt, wo so viele wohlthätige Hände zugleich Brod und Waffen für die Krieger und für die Opfer fordern, welche den verödeten Boden Griechenlands vertheidigen; jetzt eine solche Sache verlassen, würde ein feiger Abfall seyn; das würde sich von Europa trennen heißen in dem Augenblicke, wo die Ehre befiehlt, sich mit ihm zu vereinen. Europa hat sich über die wahre Natur der Frage nicht getäuscht: Soll ein ganzes Volk von der Oberfläche der Erde verschwinden? Wird die Civilisation vom Orient zurückgestoßen werden, an dessen Thoren sie anklopft?"

„Im Grunde von diesem Allen finden und sehen wir, und Europa mit uns, Folgendes:"

„Um diese beiden großen Axen (um diese zwei Fragen) dreht sich die ganze Discussion, auf die ich zurückkomme; und das Wort zurückkommen ist hier das eigentlich bestimmte, denn seit der Morgenröthe der griechischen Revolution habe ich den Lauf derselben mit Aufmerksamkeit verfolgt und bezeichnet. Gleich anfänglich habe ich zu Griechenland gesagt: „„Du besitzest tausend Principe der Ueberlegenheit „über deinen Feind; sey nur einig; deine größte Gefahr liegt in dem „Saamen der Zwietracht, der in deinem Schooße aufkeimt. Du wirst „besonders von dieser Seite angegriffen werden; die Intrigue wird dich „umschleichen und deine Blößen zu erlauern suchen; verachte, entlarve „sie. Um wahrhaft frei zu seyn, sey es nur durch deine eigne Hand; „verschließe Ohr und Thür dem Fremden, wer er auch sey, denn für „seinen, nicht für deinen Vortheil wird er dich suchen. Sey immer du „selbst, dulde keine Vermischung. Du wirst leiden, aber wisse, daß, um „groß zu handeln, man große Leiden mit Größe zu tragen fähig seyn „müsse; der Sieg erwartet dich am Ziel deiner dornenvollen Laufbahn, „er liegt in der Natur deines Kampfes. Du wirst das Blut der „Helden nicht verläugnen, das in deinen Adern rollt; du wirst keinen „andern Leitstern wählen, als die Sonne der Civilisation, die über dei„nem Haupte leuchtet; sie hat noch niemals irre geführt. Wenn die „Politik lange genug dich umkreist haben wird, um zu machen, daß du „zu nichts mehr taugest, laß sie auf ihren finstern Wegen wandeln, „und laß sie reden; gehe du die gerade Straße fort, im Lichte deiner wahren „Interessen und der ihrigen; diene ihr wider ihren Willen; erfülle den „Beruf, den die Natur mit prophetischer Hand dir vorgezeichnet hat. „Dann, deiner selbst gewiß, begleitet von den Wünschen der Welt und „ihrem jubelnden Beifall, triff deine Wahl unter der unendlichen Anzahl „von Institutionen, die die Menschen geschaffen haben, um sich im gesell„schaftlichen Verband zu regieren, wähle mit prüfender Umsicht, halte „sie dann aufrecht mit unerschütterlicher Festigkeit und ermuthige andere „nicht, dich zu verrathen, indem du ihnen zeigst, wie du dir selbst „ungetreu wirst.""

„Dies ist die Sprache, die ich seit fünf Jahren an Griechenland richte; was damals zeit- und sachgemäß war, ist es noch jetzt; alle Prüfungen hat es erfahren, die ich ihm verkündigte. Seine Revolution, beim Beginnen nur der secundaire Gegenstand der Aufmerksamkeit Europa's, ist jetzt herrschender Gedanke geworden; überall tritt sie hervor, und wird gleichsam überall repräsentirt; durch wundergleiche Thaten ist sie europäisch-populair geworden; durch Schmerzen und erduldete Qualen hat Griechenland die Blicke auf sich geheftet; es hat die Verläumder seines Characters und seines Ruhmes zum Schweigen gebracht; nur ein Blatt giebt es noch, das es weder zur Gerechtigkeit, noch selbst zum Schweigen hat vermögen können — —. In Griechenland hat man Triumphe den Siegen folgen und Helden an Helden sich reihen sehen; wie in den Tagen von Salamis und von Marathon, war Land und Meer fortdauernd der Schauplatz des Heldenmuthes und des Sieges; die Canari's, die Miauli's wetteiferten mit den Botzari's, diesen ruhmgekrönten Brüdern, die im neuen Griechenland die Thaten der zu Halbgöttern erhobenen Zwillingsgeschwister verwirklicht haben, die die Fabel ins alte Griechenland verpflanzte. Ein neues Troja, hat Missolonghi den vereinten Anstrengungen Asiens widerstanden, wie Ilion denen Griechenlands; es hat nicht, wie dieses, einem Betruge unterlegen, sondern einem Feinde, vor dem keine irdische Macht schützt, dem blassen Hunger. Die Götter theilten sich zwischen Troja und Griechenland; sie haben Missolonghi sich selbst überlassen, damit sein Ruhm ungetheilt bleibe. Das alte Reich der Sultane drohte unter den Streichen der Neu-Befreiten zusammenzustürzen. Um das Gleichgewicht wieder herzustellen, mußte der europäische Genius zu den mörderischen Künsten

Now, to take up another point, which will show how little reliance can be placed on the statements of the Chinese. Mr. Wade says that Chinese are not allowed to leave the country, and that those who do so are punished on their return. This statement is made in the face of the fact that the Chinese are the most migratory people in the world, and that they are to be found in every country in the world. Mr. Wade says that the Chinese are not allowed to leave the country, and that those who do so are punished on their return. This statement is made in the face of the fact that the Chinese are the most migratory people in the world, and that they are to be found in every country in the world.

Griechenland werden soll. Die Türken stammen von den tartarischen Nationen ab, die ganz Ober-Asien zur Wüste gemacht haben, die beim Anblick einer Stadt schauderten und am Fuße ihrer Mauern Pyramiden von den Schädeln ihrer Einwohner errichteten. Die Türken sind instinktmäßig die wildeste Völkerschaft; Blut, Ruinen, Thränen, Geschlecht, Unschuld des Alters — nichts rührt sie, nichts hat Gewalt über sie; mit Grausamkeit verbinden sie afrikanische und asiatische Sitten. Mord und Raub steckt diesem Volke im Blute, das als Nation mörderisch und plündernd ist, eine Schande und Auswurf der Menschheit. Bei den Türken ist tödten nur halbe Strafe; der Tod ohne Vergehen an der Natur genügt ihnen nicht; er erscheint ihnen interesselos, wenn er nicht erschwert und durch tausend Unwürdigkeiten bezeichnet wird: das sind die Menschen, mit denen die Griechen zu thun haben, als Individuen und als Politiker."

Das Werk des Herrn von Pradt ist mit einer großen Menge politischer Maximen durchwebt, die eben so sehr durch Kraft und Richtigkeit des Gedankens, als durch die Rundung und Klarheit des Styls ansprechen und überraschen; wir heben einige davon aus:

„Die Vernunft spricht jeder Sache nur dann ihren ganzen Werth zu, wenn sie an ihrer Stelle ist; die der Religion ist in den Kirchen und nicht in den Angelegenheiten der Erde."

„Der Mensch liebt die Gewalt; er gewöhnt sich leicht an das, was ihm schmeichelt; er strebt dahin, sie zu erweitern, er leidet bei ihrer Verminderung; die Körperschaften sind dieser Neigung noch mehr unterworfen, als die Individuen; diejenigen, welche im Namen des Herrn des Alls reden, müssen eine angeborne Neigung empfinden, auch Herren und Gebieter zu seyn."

„Der Saame politischer Spaltung, der in dem Gewebe der europäischen Mächte liegt, hat seine Wirksamkeit wieder begonnen; nach ihrer eigenthümlichen Natur hassen diese Mächte wohl gemeinschaftlich, aber sie lieben nicht eben so."

„Das Recht will, daß, wenn die gewöhnlichen Verhältnisse der Freundschaft nicht durch eine directe, mit Recht zu rügende Beeinträchtigung, die nicht anders als durch Gewalt auszugleichen ist — einzig legitime Ursache des Krieges — unterbrochen worden sind, jede Beschädigung und jede Einmischung in innere Angelegenheiten als unerlaubt betrachtet werde."

„Das grausamste aller Opfer würde die Erschütterung der Pfeiler seyn, auf welchen das gesellschaftliche Gebäude ruht; und diese Grundpfeiler sind die Grundsätze und das Recht."

„In dem gegenwärtigen Zustande der Welt hat die Kraft nicht mehr ihre Wurzel blos in der Zahl, sondern auch, und mehr noch in der Civilisation; jetzt ist sie es, die über Alles entscheidet."

Herr von Pradt, der, seit 1821, über Europa und über Amerika so viele lichtvolle Werke geschrieben, hat dennoch keins herausgegeben, das zeitgemäßer und zugleich wichtiger als das wäre, worauf wir unsere Leser so eben aufmerksam gemacht haben. Diese Schrift, für Staatsmänner bestimmt, die die wichtigsten Fragen der Politik ausführlich und gründlich zu behandeln haben, ist dennoch auch dem gesunden Menschenverstande vollkommen zugänglich und verständlich; so überzeugend sind die Gedanken darin, so richtig die Grundsätze entwickelt und so klar die Folgerungen daraus gezogen.

Die Freiheit der Presse in Frankreich.

Der jetzt von der Regierung an die Deputirtenkammer gebrachte, diesen hochwichtigen Gegenstand betreffende Gesetzvorschlag (m. s. die liste der Börsenhalle No. 4192) beschäftigt begreiflicherweise alle Gemüther in Frankreich, und entbehrt der Theilnahme anderer Länder nicht. Sehr interessant ist daher eine vorläufige Erklärung, die Herr von Chateaubriand in das Journal des Débats hat einrücken lassen. Diese Ueberzeugung veranlaßt uns, die vorzüglicheren und allgemeineren Stellen daraus unsern Lesern mitzutheilen:

An den Redacteur des Journal des Débats.

Paris, den 3. Januar 1827.

„Erlauben Sie, mein Herr! mittelst Ihres Journals auf verschiedene Briefe zu antworten, die, mir größtentheils unbekannte Personen in diesen Tagen an mich zu richten mir die Ehre erzeigt haben. Diese Personen fragen mich, ob ich nichts über den neuen, die Freiheit der Presse betreffenden Gesetzvorschlag werde erscheinen lassen; sie erinnern sich wohlwollend, daß ich, unter andern Umständen, nicht verfehlt habe, meine Stimme zu Gunsten der kostbarsten unserer Freiheiten zu erheben."

„Wirklich gab ich, als im Jahre 1824 die gewalthabende Censur angeordnet wurde, eine kleine Schrift gegen diese ministerielle Maaßregel heraus. Der Grund, der mich hierzu bestimmte, ist sehr einfach: es war mir unmöglich, auf der Tribune zu sprechen, weil die Sitzung geschlossen war; der periodischen Presse konnte ich mich nicht bedienen, weil die Journale censirt wurden; es blieb mir also nichts übrig, als die nichtperiodische Presse, die noch nicht unterdrückt war, wie sie jetzt bedroht ist, es zu werden."

„Auch jetzt würde ich mich nicht bedenken, das vandalische Gesetz anzugreifen, dessen Entwurf der Deputirten-Kammer vorgelegt worden ist, wenn die legislative Sitzung nicht offen wäre: in die Kammer der Pairs ruft mich jetzt meine Pflicht, dort meine Ueberzeugung zu vertheidigen. Inzwischen haben die Briefe, die ich empfangen, mich die Nothwendigkeit einer vorläufigen Erklärung fühlen lassen. Der Gesetzentwurf kann in der erblichen Kammer nicht unter sechs Wochen oder zwei Monaten zur Discussion kommen; es muß mir daran liegen, daß mein Schweigen bis dahin, weil man über dieses Schweigen Rechenschaft von mir verlangt, nicht falschen Auslegungen ausgesetzt sey. In jedem Alter und in jeder Lage meines Lebens habe ich die Freiheit der Presse vertheidigt; ich werde mich nicht verleugnen, wenn man mich auffordert, laut meine Meinung über einen Gegenstand auszusprechen, um welchen uns die Blüthenzeit der Barbarei beneidet haben würde."

„Ich hoffe am rechten Ort und zu rechter Zeit zu zeigen, daß dieser Entwurf, zum Gesetz erhoben, der Literatur eben so verderblich, wie den öffentlichen Freiheiten seyn müßte; daß er die Aufklärung ersticken, dem Talent den Krieg erklären, alle Gesetze des Eigenthums verletzen und selbst das Gesetz der Erbfolge erschüttern würde, weil eine Tochter von ihrem Vater das Eigenthum oder Miteigenthum eines Journals nicht erben könnte; weil, durch den Fehler der Rückwirkung, dieser Entwurf, würde er so votirt, wie er ist, die Clauseln früherer Verträge vernichten, die Rechte des Dritten schmälern, List und Betrug begünstigen und einen ganzen Theil des Civil- und Handels-Codex umkehren und unsicher machen würde; weil er einen Zweig der Industrie, der mit einem Capital von 50 Millionen arbeitet, vernichten, zugleich Drucker, Buchhändler, Schriftgießer, Kupferstecher, Buchbinder und Papierhändler zu Grunde richten; eine Masse von fünf bis sechshunderttausend Menschen mit tödtlichem Streiche treffen und eine Menge von Arbeitern brod- und arbeitslos auf die Straße werfen würde."

„Dieser Entwurf zeugt von der vollständigsten Unkenntniß der Sache von Seite dessen, der ihn geschmiedet. Der vierte Artikel sagt z. B.:

„„Jede Ortsveränderung oder Fortschaffung irgend eines Theils „der Ausgabe aus der Werkstätte des Druckers, vor Verlauf der, durch „den ersten Artikel bestimmten Frist, soll als ein Versuch der Bekannt„machung betrachtet werden. Der Versuch des Vergehens der Be„kanntmachung soll in diesem Falle, eben so wie das Delictum selbst, „untersucht und bestraft werden.““

„Auf diese Weise könnte man die Abgabe der Druckbogen von dem Drucker an den Buchhändler, von diesem wieder an den Buchbinder ꝛc. als Versuch der Bekanntmachung ansehen. Unter den achtzig Druckereien von Paris giebt es nicht zwei, die Raum genug hätten, daß die darin gedruckten Schriften da getrocknet, ausgesucht und geordnet werden könnten."

„Was sind Buchstaben, (caractères) [Art. 1.] die mit den Regeln der Buchhandlung übereinstimmen, und welche Absicht ist im Grunde dieses anscheinenden Unsinns (non sense) verborgen?"

„Wie kann man für einen einfachen Verstoß gegen eine Polizeivorschrift, eine ganze Ausgabe oder einen Band vernichten, (Art. 1.) der eine mehr oder weniger kostspielige, mehr oder weniger vorgerückte Sammlung unterbrechen würde, ohne den Subscribenten, den Artisten, Papierlieferanten und Anschaffern der Fonds und nöthigen Mittel irgend einen Regreß oder Entschädigung zu sichern?"

„Und welcher Hohn! man behauptet, daß man das Vergehen nicht eher bestrafen wolle, als wenn es begangen seyn wird, während man eine Niederlegung anbefiehlt, deren Dauer von fünf oder zehn Tagen der Bekanntmachung vorausgehen soll! Werden nicht die Alguazils der Polizei an der Thür des Buchhändlers lauern, um über das erste Paquet des Werkes herzufallen, das die Behörde anhalten zu müssen glauben wird? Ist nicht die Schrift: **la Monarchie selon la Charte**, in meiner Gegenwart, selbst im Hofe meines Buchhändlers, in Beschlag genommen worden? und dennoch welch ein Unterschied zwischen den damaligen Preßgesetzen und den jetzigen!"

„Aber, wird man sagen, ist es denn ein so großes Unglück, ein Werk, wenn es schlecht ist, vor seiner Bekanntmachung mit Beschlag zu belegen?"

„Nun, wie kann man denn wissen, ob es schlecht ist, bevor es bekannt geworden? Wollt ihr, Franzosen, euer Urtheil im Voraus dem eines königlichen Procurators, wer er auch sey, unterwerfen? In den Zeiten politischer Leidenschaften behauptet da nicht jede Parthei ihre einseitige Ansicht, die eine, dieses oder jenes Werk sey gefährlich, die andere, es sey so gründlich als nützlich? Ein Ministerium wird alle religiösen, ein anderes alle philosophischen Bücher verfolgen lassen. Die Deposition von fünf oder zehn Tagen ist und bezweckt nichts weiter als die Censur, und zwar eine Censur, die, nicht zufrieden, uns ihr Joch aufzulegen, uns noch in verderbliche Processe verwickelt. Wenigstens sollte die Censur doch der Verhandlungen vor den Gerichten überheben."

„Wie kann man, hinsichtlich der Tagesblätter und periodischen Schriften, schon gebildete und aus einer viel größern Anzahl von Eigenthümern bestehende Compagnieen auf fünf Mitglieder (Art. 15.) reduciren?"

„Was will diese mystische Zahl von fünf sagen? Es ist leicht, das Geheimniß zu enthüllen. Wenn von zwölf Eigenthümern sieben sich weigern, ihren Antheil den fünf andern zu verkaufen, oder fünf, weil sie diesen Antheil nicht kaufen können, so wird, da die Bedingung des Gesetzes nicht erfüllt ist, das Journal aufhören. Ja, was noch mehr ist, die Bedingung des Gesetzes wird selbst in diesem Falle nicht erfüllt werden können, weil es alle Stipulationen für nichtig erklärt, selbst unter den contrahirenden Theilen (Art. 16). Ist dies nicht eines Mönchs, oder Schreibers aus dem eilften Jahrhundert würdig?"

„Die fünf Eigenthümer werden in Masse wegen eines sträflich gefundenen Artikels verdammt werden, wenn auch die Minderzahl derselben sich der Bekanntmachung des Artikels widersetzt hat, oder einige im Augenblicke dieser Bekanntmachung abwesend gewesen sind."

„Eine Frau wird nicht Miteigenthümerin eines Journals seyn können, obgleich ihre Mitgift oder ein Theil der väterlichen Erbschaft in diesem Eigenthum angelegt und inbegriffen ist. Der Antheil der Unmündigen muß sonach nach den gesetzlichen Vorschriften des Civil-Coder (d. h. öffentlich) verkauft werden: die ministerielle Behörde wird dann als Letzt- und Meistbietender eintreten und so in eine freie Association einen Gährungsstoff von Knechtschaft verpflanzen: das ist der Geist des neunten Artikels."

Da der Gesetzvorschlag erfordert, daß, um Eigenthümer eines Journals zu seyn, derselbe vor einem Präfekten oder dem General-Director des Buchhandels beweisen müsse, die dazu gesetzlich vorgeschriebenen Qualitäten zu haben, so deutet Herr von Chateaubriand an, daß hieraus sowohl, bei irrthümlichen Bedenklichkeiten als bösem Willen der Behörden, leicht eine Suspension von vier bis sechs Monaten folgen könne, und setzt mit Recht hinzu: „ein Journal aber, das nur einen Monat, geschweige denn mehrere, aufhört zu erscheinen, ist vernichtet. Es giebt gar keinen Grund zu zweifeln, daß, bei einem solchen Gesetz, alle Journale, die ministeriellen ausgenommen, in der That, eins nach dem andern, vernichtet und unterdrückt werden könnten und würden: das ist es, was man will."

„Ueber den fiscalischen Gesichtspunkt," sagt Herr von Ch. weiter, „unterwirft das Projekt die Brochüren dem Stempel; man hat berechnet, daß das kürzeste gedruckte Volkslied (Vaudeville) dem Verfasser 15 bis 1800 Franken kosten würde. Andererseits soll für literarische Journale Caution gestellt werden (Art. 12). In der That, glaubt man sich nicht unter die Barbaren der Vorzeit versetzt, die die Monumente der Kunst zertrümmerten, oder unter die Araber, die die Bibliothek von Alexandrien verbrannten? Man glaube nicht, daß man sich von diesem Vorwurf gekränkt fühle — im Gegentheil, man macht sich einen Ruhm daraus. Der Buchhandel wird aus Frankreich nach Belgien wandern; desto besser! Sind es nicht die Bücher, die alles Unheil stiften? Von dem Gelehrten, der den Lauf der Sterne studirt, bis zum Bauer, der sein Credo buchstabirt, jeder, der lesen kann oder lernt, ist verdächtig."

„Ich begreife wohl, daß der Stempel hier vorzugsweise das Siegel der Barbarei ist; er ist das hemmende Veto gegen die öffentliche Mittheilung des Gedankens; dennoch ist dieser Stempel zugleich die Erhebung einer Abgabe: somit möchte ich denn wohl die Bestimmung der Summen kennen, die auf diesem Wege eingehen werden. Werden sie den unsichtbaren Censoren zufallen, die ich früher eine Inquisition von Spionen (un Saint-Office d'espions) genannt habe? Wird man sie aufsparen, um Processe zu erkaufen? Werden sie dienen, den Sold der ministeriellen Livree zu vermehren? Oder (was gerechter wäre) sollen sie verwendet werden, Rumfordische Suppen zu bezahlen, um die Schriftsteller und Buchhändler vom Hungertode zu retten, die der Gesetzvorschlag, ging er durch, zu Bettlern machen würde?"

„Die Drucker sollen verantwortlich seyn für Strafe, Schaden, Zinsen und Kosten, die aus den Verdammungsurtheilen der Verfasser folgen (Art. 22); alles dies, damit die Drucker eifrige Censoren der Autoren werden; so sehr schmeichelt Ohr und Herzen der Name Censor."

„Man begreift, daß ein Buchhändler wegen eines obscönen, irreligiösen oder verläumderischen Werkes, dessen Gesetzwidrigkeit auf den ersten

Anblick zu erkennen ist, in eine Verurtheilung verwickelt werden könne: aber wie? der Drucker soll für eine wissenschaftliche, literärische, philosophische Schrift haften und büßen? Wenn das Werk von den Gerichten verdammt wird, so soll der Drucker, der nichts davon wußte, noch begriff, die Strafe für ein Vergehen leiden, woran er unschuldig ist! Es giebt Häuser, die Buchhandlung und Druckerei vereinigen, von wo über hunderttausend Druckschriften in die Welt gehen: soll nun der Drucker diese hunderttausend Werke, lang oder kurz, alle gelesen haben? — Doch wundern wir uns nicht über diese handgreifliche Abgeschmacktheit: sie hat ihre Absicht. Man fordert das Unmögliche vom Drucker; und warum? damit kein Werk erscheinen könne, was nicht im Voraus die Sanction der Coterie erhalten habe, die uns unterdrückt. Welcher Buchhändler würde es in der That noch wagen, ohne Bürgschaft den Druck eines Manuscripts zu übernehmen, bedroht von einem solchen Gesetzentwurf?"

Herr von Chateaubriand sucht nun weiter zu zeigen, daß der Entwurf statt, wie man vorgebe, die Religion zu beschützen, sie vielmehr aussetze und bloßstelle; und was den angeblichen Zweck betreffe, den, über das Privatleben der Bürger zu verbreitenden Verläumdungen Einhalt zu thun, so meint er, es sey wohl noch nicht ausgemacht, ob diese nicht, besonders die kleinen Biographieen (von denen so viel die Rede gewesen) von der, der Preßfreiheit feindlichen Parthei selbst ausgegangen wären, um sie auf diesem Wege verhaßt zu machen. Uebrigens müßten Privatinteressen nie den allgemeinen vorgezogen werden und sie verletzen; „was mich betrifft, setzt er hinzu, so erkläre ich, hierdurch jede öffentliche Aeußerung gegen oder über meine Handlungen zu autorisiren; ich stelle mich auf die Seite meines Verläumders und gebe ihm, ohne Einschränkung mein öffentliches und Privatleben preis." —

Herr von Chateaubriand schließt endlich seinen Aufsatz wie folgt:

„Schließlich kann ich mich eines schmerzlichen Gefühls nicht enthalten. Haben wir, in der Antwort-Addresse auf die Rede der Krone, die Freiheiten Portugals nur votirt, um die Freiheiten Frankreichs angreifen zu sehen? Wurde die Aufopferung der letztern versprochen zur Ausgleichung und Versöhnung mit den erstern? Welche Zärtlichkeit für die Charte Don Pedro's! Welche Gleichgültigkeit gegen die Charte Ludwigs XVIII.! — In allem diesen, fürchte ich, herrscht große Verblendung."

Ihant obscuri solâ sub nocte per umbram.

„Welche Erinnerungen, welche ehrsüchtige Absichten, welche individuelle Träumereien verkehrter Geister auch in irgend einem Winkel Frankreichs gähren mögen, — nehmen wir ja diese Erinnerungen, diese ehrsüchtigen Plane, diese Träumereien für keine wahrhafte Meinung, für eine Meinung, der man genugthun müsse; flößen wir der Nation nicht die Furcht eines, seinen Freiheiten widerstrebenden Systems ein. Die Menschen, die unter unsern Uneinigkeiten gemeinschaftlich gelitten, wünschen, gleich ermüdet von diesen Stürmen, ihre alten Tage nur in Frieden hinzubringen und lassen sich vieles gefallen; aber unsere Kinder, die nicht wie wir der Ruhe bedürfen, werden nicht diese Schwäche theilen wollen; sie werden sich erheben und, die Charte in der Hand, den Preis des Blutes und der Thränen ihrer Väter wiederfordern. Man macht dadurch vorschreitende Generationen nicht zurückschreiten, daß man ihnen Fragmente von Ruinen und Trümmer von Gräbern an den Kopf wirft. Die Thoren, die sich vermessen die Vergangenheit in den Kampf gegen die Zukunft zu führen, sind die Opfer ihrer Verwegenheit: die Jahrhunderte, in ihrer Wiedergeburt, erdrücken sie."

Chateaubriand.

Die königl. spanische Residenz Escurial.

Dieser colossale, von den Spaniern für das achte Weltwunder gehaltene, prachtvolle Pallast ward im Jahre 1557 von dem berüchtigten Philip II. zum Andenken des Sieges bei St. Quentin erbaut; er nimmt im Durchschnitt ein Viereck von 3000 Fuß ein und ist aus dem feinsten, marmorähnlichen Granit aufgeführt. Der Fenster in der Vorderfronte sind 1100, der nach innen gehenden eben so viel Tausend, die Summa enthält das ganze Gebäude 36,000 Fenster und über 14,000 Thüren.

Von den drei prachtvollen Thoren der Hauptfaçade führt das mittlere zu der herrlichen, nach dem Muster der Peterskirche zu Rom erbaueten Kirche, die 48 kostbare Altäre zählt und mit dorischen Säulen geziert ist, auf denen die reich vergoldete, trefflich gemalte Decke ruht.

Das Tabernakel des Hauptaltars darin ist von Porphyr, reich mit Diamanten geschmückt, und hat das Ansehn einer Kuppel, die, von 18 agathnen Säulen getragen, mit Gold und Edelsteinen fast ganz bedeckt ist. Nicht minder bewundernswürdig ist die Menge der ringsum aufgehängten trefflichen Gemälde (1600 an der Zahl), der zahllosen heiligen Gefäße und Meßgewänder und größtentheils massiv goldner und silberner Heiligenbilder und Statüen.

Unter der großen Capelle ist das Pantheon oder Erbbegräbniß für die königliche Familie, eine herrliche Rotunde mit köstlichem aus vergoldetem Erz gearbeiteten Thore, zu welchem 50 Marmorstufen hinab führen. — Der Dom besteht aus Jaspis und Bronze, desgleichen der Fußboden, und zeigt, dem Eingange gegenüber, ein großes mit Diamanten und andern Edelsteinen reich besetztes Crucifix. In der Mitte des kostbaren Gewölbes befindet sich ein ähnlicher goldner Leuchter, von Engeln und den vier Evangelisten vom nämlichen Metalle getragen, und in den zwanzig prächtig verzierten Nischen stehen eben so viele Urne von schwarzem Marmor, zum Theil mit den irdischen Resten verstorbener Könige und Königinnen angefüllt, zum Theil für noch kommende Geschlechter bestimmt.

Eine ausführliche Beschreibung des eigentlichen Königspallastes könnte ganze Bände füllen, da die Pracht seiner vielen Zimmer die bisher beschriebenen gleich kömmt. Nicht minder bemerkenswerth ist endlich noch das dazu gehörige, gleich ausgedehnte Klostergebäude mit einer Bibliothek von mehr denn 100,000 Bänden und zahlreichen unschätzbaren Gemälden von Titian und andern großen Meistern. Die Sehenswürdigkeiten sind hier überhaupt so viele, daß man vier Tage braucht, um alle Gemächer dieses Riesenschlosses zu durchwandern.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Berlin-Halle.

Jahrlich, Mittwochs für 52 Nummern. 1897

Redaktion der Berlin-Halle: Berlin W., Potsdamerstr. 123 b. Telephon: VI, 9281.

Nr. 1. Berlin, Mittwoch, den 6. Januar 1897.

Mit dem 1. Januar 1897 beginnt die Berlin-Halle ihren 52. Jahrgang. Sie ist das älteste Blatt, das sich mit Literatur befaßt, und sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt. Sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt, und sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt.

Sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt, und sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt. Sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt, und sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt.

Sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt, und sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt. Sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt, und sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt.

Sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt, und sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt. Sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt, und sie ist das einzige Blatt, das sich ausschließlich mit Literatur befaßt.

findet in der Geschichte der Monarchie keine Epoche, wo die Franzosen unglücklicher gewesen wären: in den letzten funfzehn Jahren Ludwigs XIV. war die Regierung das Ziel des Abscheu's, Frankreich ein Gegenstand des Mitleids geworden. Wird man Fenelon anklagen, ein Revolutionair, ein Verläumder des Königthums, ein Feind des Altars und des Thrones zu seyn? Gleichwohl entwirft der tugendhafte Erzbischof von Cambrai folgende Schilderung von dem öffentlichen Elend in Frankreich unter Ludwig XIV.: „„Frankreich lebt nur durch ein Wunder noch; es ist „eine alte, abgenutzte Maschine, die noch von der in alter Zeit empfan„genen Anregung fortgeht, bei dem ersten Stoß aber zerbrechen wird. „Niemand sieht unserer Lage auf den Grund; es scheint selbst, daß „man entschlossen ist, sie nicht zu ergründen. Alles reducirt sich darauf, „die Augen zu schließen und die Hände zu öffnen, um nur immer zu „nehmen, ohne zu wissen, ob und wie lange man noch etwas zu nehmen „finden wird. — Die Intendanten nehmen selbst öffentliche Depositа „weg. Der Dienst kann nicht mehr versehen werden, ohne von allen „Seiten zu betrügen; es ist ein Leben von Zigeunern und nicht von „Leuten die regieren. Ein allgemeiner National-Bankerott steht bevor. „Trotz der Gewalt und des Betrugs, ist man oft gezwungen, die „nöthigsten Arbeiten einzustellen, wenn es nur eines Vorschusses von „zweihundert Pistolen bedarf. — Die Nation fällt in Schimpf und „Schande und wird der Gegenstand der öffentlichen Verspottung.“ Anhänger der alten Regierung, nennt Ludwig XIV. den großen König, den König par excellence — wir werden Euch antworten: Gott bewahre Frankreich vor einem so schlechten König, vor einem ähnlichen Unglück!!!

„Ludwig XIV. that alles für seine Eitelkeit, nichts für das Glück seines Volks: der Anfang dieser Regierung war lächerlich, das Ende bewein enswerth; wie viel Schande und Unfälle in diesem Ende! — Ich habe oft in meinem Herzen Ludwig XIV. und Napoleon verglichen, und ich kann nicht umhin, anzuerkennen, daß der Usurpator mehr Seelengröße als der legitime König besaß: wenn man diese beiden großen Despoten Frankreichs von dem Gesichtspunkt des Krieges, der Wissenschaften und Künste, so wie in der wichtigen Hinsicht der innern Administration, betrachtet, wie klein ist da die Regierung Ludwigs XIV. und wie groß die Herrscherwirksamkeit Napoleons!“

„Napoleon hängte in den Hallen unsrer Tempel die Fahnen aller Mächte des Continents auf; er sah Päpste, Kaiser und Könige, in seinen Vorzimmern, sich um die Gunst seiner Höflinge bewerben: welch eine Kette von Siegen und Eroberungen! welche auf einander gehäufte Wunder um uns her, in einem Zeitraume von funfzehn Jahren, und welche Entwickelung von Größe in dem öffentlichen Charakter des Usurpators! Er schenkte den Wissenschaften und Künsten das reichste und kostbarste Museum der Welt; er ließ eine Menge Gebäude errichten, die der Nutzen erheischte und genehmigte alle die Baue, die zur Verschönerung der Städte seines weiten Reiches dienen konnten; er schaffte Luft und Waffer in die Stadt Paris, schuf Quais, baute das Louvre, und der Handel dankte ihm einen der französischen Industrie würdigen Pallast; binnen wenigen Monaten veränderte er die Außenseite der unermeßlichen Hauptstadt Frankreichs! Er decretirte Preise den schönen Künsten und Triumphbogen dem Ruhm; auf seinen Wink erhuben sich Monumente, des alten Roms würdig; er ebnete die Alpen und setzte den Wellen des Oceans Dämme; er schuf Häfen, öffnete Kanäle und hielt reißende Flüsse in ihrem Bette gefangen. Auf seinen Ruf dehnten sich Brücken über die wildesten Ströme, die Ufer der breitesten Gewäffer vereinigten sich, um neue Straßen zu bahnen; man sah den Vertheiler von Thronen, den Herrn von Europa, das Senkblei in der Hand, wie ein einfacher Handwerksmann das Bett der Gironde untersuchen, und, als gründlicher Mathematiker, als vollendeter Wasserbaumeister, die Gründung der Pfeiler und die Oeffnung der Bogen der prachtvollen Brücke von Bordeaux bestimmen; er bändigte die aus dem Meere in die Gironde, wie in die Seine strömende Fluth, auf dem Rhein wie auf der Schelde! Man kann nicht sagen, wie weit die Schöpfungen dieses, mit der Natur wetteifernden, Genie's gegangen seyn würden, wenn nicht, glücklicherweise für die Freiheit der Völker, das Glück der in hundert Schlachten besiegten Könige sich gegen den Mann, im Namen der Freiheit kämpfend, gewendet hätte, der der Welt das Geheimniß der Kraft für die Freiheit bewaffneter Nationen selbst offenbart hatte.“

„Wir sprechen es aus, so wie die Nachwelt es sagen wird, Napoleon war der größte Feldherr, der erleuchteteste Monarch, der glänzendeste und, unglücklicherweise für Frankreich, der vollendetste und kräftigst constituirte Despot der alten und neuen Zeit. Warum sollte man sich scheuen, seinem kriegerischen Ruhme Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? die Franzosen haben ihn ach! nur zu theuer bezahlt. Wir werden nicht minder, zu seiner Zeit, von seinem Despotismus sprechen, von seinen Verbrechen gegen die Volksfreiheiten, von der abscheulichen Tyrannei, die auf Europa lastete. Napoleon ist todt; rufen wir den großen Schatten heraus und wagen wir ihm zu sagen: Die Freiheit hatte dich auf den Thron gehoben und du hast sie in Fesseln gelegt; du verbanntest aus deinem Rathe und selbst aus dem Schooß der Volksvertretung alle freisinnigen Grundsätze, alle Gesetze der Gerechtigkeit, die die französische Revolution 1789 proklamirt hatte; und du heiligtest in deinen Senatsbeschlüssen, deinen Gesetzbüchern und deinen willkührlichen Dekreten alle durch unsere politische Stürme herbeigeführte Gewaltthätigkeiten, alten Despotismus und alle Ungerechtigkeiten, die das Wohl und die Unabhängigkeit des Vaterlandes gewissermaaßen zur Nothwendigkeit für die Versammlungen gemacht hatte, die deiner kaiserlichen Tyrannei vorausgingen. Du usurpirtest das Diadem mittelst kriegerischen Ruhmes; aber, was man noch in keiner Regierung gesehen hatte, es geschah im Namen der Freiheit, daß du die stärkste Tyrannei constituirtest, die je eine Nation drückte; es geschah im Namen der Gleichheit, daß du Standesunterschiede und Auszeichnungen, Titel und fast die Privilegien der alten Feudalität einführtest! Du warst stolz darauf, Kaiser und Könige zu Hofleuten und Prinzen und Marschälle zu Kammerdienern zu haben; endlich, um deiner Eitelkeit genugzuthun, setztest Du die alte Krone der Könige auf dein Haupt; um deinen Stolz zu sättigen, warfst du deinen Verwandten und Freunden Kronen zu; du gabst dies Vaterland preis, das dich groß gemacht, dies Volk, das seine Zukunft dir anvertraut hatte; du unterwarfst Frankreich und überließest alle Völker Europa's dem Despotismus, den Mißbräuchen und Vorurtheilen der alten Regierungsformen; du verführtest die Geister und bestachst die Herzen; du setztest die Tugenden des Privatmannes in Streit mit der Ehrsucht des Bürgers, Kriegers und Staatsmanns; du glaubtest nicht an Redlichkeit, an Vaterlandsliebe; und, wie Sylla, ließest du dich einzig von deinen Ansichten und besonders von deiner Menschenverachtung leiten. Thörigte Ehrsucht! Die Geschichte aller Jahrhunderte hatte dich also nicht belehren können, daß die Menschen, die du zu Reichthum, Ehrenstellen und den ersten Aemtern des Reichs erhobst, dich verlassen würden, um sie zu erhalten, sobald das Kriegsglück aufhören würde, dich zu begünstigen? — Du wurdest, sagen uns deine alten Schmeichler, von deinen Generalen, deinen Hofleuten verrathen; sie wurden indessen nur dem Ruhme untreu, du hattest die Freiheit verrathen: alle National-Freiheiten waren durch deine Gesetze verletzt — die Nation verließ dich und — du gingst unter! — — Du hast, auf der Spitze eines Felsens, zweitausend Meilen von deinem Vaterlande, unter brennender Sonne, mit allen Leiden des Leibes und der Seele, dies Verbrechen,

…s größt, was das Haupt eines Volkes begehen kann, abgebüßt. …ine Hände wurden in Fesseln geschlagen — du starbst in Ketten; …r Gebeine selbst hält man gefangen, und nie werden sie in vater…ländischer Erde ruhen! Die Vorsehung ist gerecht; aber dein Leben und …n Tod, so wundervoll, so glänzend und so schrecklich, sind große Leh…re für die Könige und lassen den Völkern große Hoffnungen zurück; …nder Despot könnte künftig sich schmeicheln, die Freiheit der Völker zu fesseln, da du gestürzt wurdest, du untergingst bei dem bloßen Namen der constitutionellen Freiheit! — Antworte: warum wolltest du …ur der erste Bürger des Universums seyn? Warum stiegst du, aus …ndischer Eitelkeit, zur Rolle des ersten Königs Europa's herab? Blicke, …n den elysäischen Feldern, auf Ludwig XIV. und auf Washington; höre …e Schatten, die sich um sie herdrängen und fälle selbst das Urtheil …ischen dem stolzen Unterdrücker Frankreichs und dem bescheidenen …ürger Amerika's."

„Montesquieu (den man ohne Zweifel nicht beschuldigen wird, ein Repu…blikaner, ein Feind der Dynastie der Bourbonen zu seyn) Montesquieu …t das Bild Ludwigs XIV. folgendermaaßen gezeichnet: „„Ludwig XIV. …r weder ein Fürst des Friedens, noch des Krieges; er trug die …rmuth der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit und das Ansehen eines …ten Königs. Mild gegen seine Dienerschaft, liberal gegen seine …fleute, geldgierig gegen sein Volk, unruhig seinen Feinden gegenüber, …ntisch in seiner Familie, König an seinem Hofe, hart in seinem …isterium, Kind in seinem Gewissensrath, Werkzeug von allen, die …r Fürsten spielen: Ministern, Weibern und Andächtlern; immer …rrschend und immer beherrscht, unglücklich in seiner Wahl, Narren …hrend, Talente duldend, Geist fürchtend, ernstlich in seinen Liebschaf…ten und in seiner letzten Neigung schwach bis zum Mitleidswürdigen; …r Geisteskraft im Glück, Sicherheit in Unfällen, Muth im …de — das ist das vielfarbige Bild des angestaunten Monarchen! …r liebte den Ruhm und die Religion und man verhinderte ihn sein …nzes Leben lang, den einen und die andere kennen zu lernen. Er …tte fast keinen dieser Fehler gehabt haben, wenn er eine bessere …ziehung erhalten und ein wenig mehr Geist gehabt hätte; er hatte …r Seele als Geist; Frau von Maintenon erniedrigte und beugte …e Seele unaufhörlich, um sie für ihren Einfluß desto geschmeidiger …machen."" Montesquieu hat den Pater le Tellier vergessen, wir …ssen nicht warum, denn der alte Jesuit unterstützte vollkommen die …ausschwester in der Herabsetzung Ludwigs XIV. Montesquieu hat …n Fanatismus und die Barbarei dieses Königs mit Stillschwei…gen übergangen, dessen Ehrsucht, Aufwand, Tyrannei und Laster den …nd gruben, der Ludwig XVI. verschlang."

„Es ist merkwürdig, daß Ludwig XIV. der einzige französische …nig aus dem Hause Bourbon ist, dessen Namen Napoleon hergestellt …. Dessen vergaß den populairen, guten Heinrich IV. und ließ …e Buchstaben über das Thor von Saint-Denis setzen: …m dem Großen! — Der Despotismus war der Charakter …r Zeiten."

„Courtisane, Priester und Adelicher hatte der Abbé Mont-Gaillard …ne Comödie und jede Ehrsucht zu schonen; dennoch hat er ihnen …ahrheit, offen und kühn den Krieg gemacht. Geschichtschreiber …r unter uns liegenden Zeit, wiederholt er natürlich bekannte …ahrheiten, aber seine Art sie zu betrachten und darzustellen bietet uns …mer eine neue Ansicht dar. Sein Buch ist unterrichtend und …hend zugleich, seine Gedanken freimüthig, sein Styl kräftig; alles …s wird von zwei Gefühlen belebt, die sich in edlen Seelen unzer…nlich verschmelzen, von inniger Liebe für Vaterland und Freiheit.

Reise von Orenburg nach Bukhara,

queer durch die Steppen, die sich ostwärts vom Aral-See und über das alte Jaxartes hinaus ausdehnen, gemacht im Jahre 1820; beschrieben von dem Baron G. von Meyendorff, Obristen im Staabe Sr. Maj. des Kaisers von Rußland. Im Verlag zu Paris bei Dondey-Dupré.

(Beschluß.)

Die Regierung eines solchen Volkes muß mit seinem Charakter und seinen Sitten übereinstimmen. Despotisch in sich selbst, wird sie durch die nomadische Lebensweise der Unterthanen gemildert, die es diesen möglich macht, die Horde zu wechseln, wenn ihnen ihr Chef mißfällt. Vom Raube lebend und stets in Waffen, bedürfen sie eines muthigen, thätigen und unternehmenden Oberhauptes; geht ihm dies Verdienst ab, so hat er keines in ihren Augen, er sinkt bald in ihrer Meinung, und ihre Unabhängigkeit setzt sie in den Stand, sich seiner Autorität zu entziehen. So ist denn dieser Despot, der sie alle zittern macht, der durch einen Laut oder ein Zeichen über ihr Leben entscheidet, nichts als durch sie, und, sonderbar, sein Despotismus selbst ruhet auf etwas Volksmäßigem, weil er nur vermöge einer Art stillschweigender Einwilligung regiert, die er seinen Verdiensten und seiner persönlichen Ueberlegenheit verdankt.

Seine Politik besteht darin, sich in Ansehen zu erhalten, zu welchem Zwecke er der allgemeinen Meinung schmeichelt, sich mit Leuten umgiebt, die in der Horde das meiste Gewicht haben, und schließlich noch das so würksame Mittel religiösen Einflusses benutzt. Ein Mella muß seine Beschlüsse mit Stellen aus dem Koran, der das oberste Gesetz aller Mahomedaner ist, unterstützen. Es giebt mehrere Arten Häuptlinge, deren Benennung den Grad der Macht bezeichnet, die sie ausüben: diese sind die Begs, die Bebadirs, die Sultane und die Chans; doch ist mit keinem dieser Titel, die erblich seyn können, die ihm entsprechende Macht verknüpft, wenn der, der ihn führt, sie nicht von seinen Landsleuten durch persönliche Eigenschaften zu erwerben vermag. Auch kommen diese Titel bei einzelnen allmählich ganz in Vergessenheit, während andre sie bloß durch die Gewohnheit, die man angenommen hat, ihnen im Gefecht zu folgen und Respect vor ihnen zu haben, erlangen.

Der Name Kirgise, den wir diesem asiätischen Volke geben, ist nicht der, den sie sich selbst beilegen, denn sie nennen sich Kasack, was so viel sagen will, als Mann zu Pferde oder Krieger.*) Der Herr von Meyendorff leitet ihren Ursprung von einer Vermischung tartarischer und mongolischer Race ab, die zur Zeit der Eroberungen des Gengis statt gefunden, und von welcher alle die Völkerschaften in Mittelasien herstammen, die, obgleich in ihrer Gesichtsbildung sehr verschieden, doch von gleicher Abkunft sind. Herr Jaubert aber bemerkt hiebei, daß die Meinung, als seyen die Mongolen und Tartaren zwei verschiedene Völker, für irrig gelte, seit Herr Klaproth den Beweis geführt, daß beide Bezeichnungen einerlei und demselben Volke gälten. Seiner Ansicht nach muß die Vermischung, aus der Herr v. M. die Kirgisen abstammen läßt, zwischen den Mongolen und den Stämmen türkischer Race statt

*) Nach des Professors Senkowski Behauptung, sind es nur die Kirgisen der mittleren und der kleinen Horde, die den Namen Kasak führen. Die 17 Stämme der großen Horde, sagt er, nennen sich nicht anders als Kirgisen.

gefunden haben, die die großen Länderstrecken von Dscht-Kaptchak und Turkistan bewohnten, die Taikan unterjocht hat. Die Portraitirung der Kirgisen-Race durch den Herrn v. M. kömmt der der Tartaren sehr nahe, die eine etwas eingedrückte Nase, hervorspringende Backenknochen, ein nur wenig bärtiges Kinn und kleine, oft schief laufende Augen haben; die Kirgisen haben ferner ein sehr dickes Haupthaar, das ihnen auf die Schultern herabhängt und dort einen runden Wulst bildet. Diese Race theilt sich in drei Horden, die große, die von mehreren, von einander unabhängigen Sultans beherrscht wird und die sich bald unter russischen, bald unter chinesischen Schutz stellt; die mittlere und die kleine, die jede einen Chan als obersten Chef hat, deren Ernennung von Rußland bestätigt wird. Dieses Prärogativ deutet schon auf den Anfang einer Herrschaft abseiten dieser Macht, doch läßt sich nicht wohl voraussehen, welche Würkung sie je auf Menschen haben wird, die keine bleibende Stätte haben. Nach einem alten Glauben, der unter ihnen herrscht, „werden die Kirgisen ihre Freiheit verlieren, sobald sie anfangen in Häusern zu leben und Ackerbau zu treiben.“ Auch giebt es nur sehr wenige, die sich mit diesem beschäftigen, und das sind die ärmsten und wenigst geachteten.

Das Gebiet, das diese Horden nicht sowohl bewohnen als durchstreifen, ist eben deshalb nicht wohl genau anzugeben. Nach der Charte des Herrn von M. hätte es seine Gränze im Norden im 51. Grad nördlicher Breite; im Westen im 54. Grad Pariser Länge, durch die Ufer des Aral-See's und durch das Chanat von Khiva; im Süden durch das Chanat der Bucharei gegen den 41. Breitegrad; im Osten durch den 66. Längegrad. Mehrere laufende Gewässer netzen diesen großen Landstrich, unter welchen der Sir-Deria, vormals Jaxartes, der ihn der Länge nach durchschneidet, der wichtigste ist. Der Lauf dieses Flusses beträgt ungefähr 1200 Werste; bei seiner Mündung ist er 60 Klafter, und 50 Werste höher hinauf über 120 Klafter breit. Er ist reißend und schiffbar. An den Ufern dieses Flusses allein ist dasjenige anzutreffen, was die unermeßliche Kirgisen-Steppe an Vegetation, Weiden und urbarem Land besitzt. Da ist's, wo sie, wie wir es schon gesagt haben, Schutz gegen große Hitze wie gegen starke Kälte suchen und einigermaßen die Annehmlichkeiten einer stäten Lebensweise genießen. Die russische Gesandtschaft traf dort am 19. November, nach einem vierzigtägigen Marsch ein, während welchem sie ungefähr 840 Werste zurückgelegt hatte. Der Fluß war gefroren und das Eis, obwohl noch dünn, diente der Expedition zum Uebergang.

Da man sich an diesem Puncte nichts sehr weit vom Aral-See befand, so benutzte der Herr v. M. diesen Umstand ihn zu besuchen und die Mündung des Flusses zu erforschen, der sich, diesem See nähernd, 40 Werste breit ausweitet. Das wichtigste Factum, das er auf diesem Ausflug ermittelte, war die allmählige und starke Abnahme des Wassers dieses großen See's. Mehrere Kirgisen versicherten ihm, der Aral-See habe sich noch zur Zeit ihrer Väter bis zum Fuß der Anhöhe Sari-Bulak erstreckt, die nun 60 Werste davon entfernt ist; und einer seiner Führer erinnerte sich, daß dieser See über Kulli und Sapak hinaus gegangen sey, von welchen Orten er nun mehrere Werste weit entlegen war. Erst noch vor einem Jahre erstreckte sich der Camechlu-Bach, eine große Bucht, die der Sir-Deria bildet, ostwärts drei Werste weiter, als zur Zeit ihrer jetzigen Reise. Die Meinung über diese Facta und über die Fortdauer dieser wunderbaren Abnahme scheint so allgemein zu seyn, daß der Herr v. M. nicht anstehe, sie für wohlbegründet zu halten.

Die noch übrige Tour von den Ufern des Sir nach Bukhara, bot unserm Beobachter ein nicht weniger erstaunenswürdiges Naturwunder dar, als das eben gedachte. Nach dem Sir hatte die Karavane noch den Kuwan-Deria zu passiren, ein ziemlich bedeutender Fluß, der sich ebenfalls in den Aral-See ergießt, und dann noch den Djan-Deria. Wie groß aber war das allgemeine Erstaunen, als man, an den Ufern dieses Flusses angekommen, nur ein ausgetrocknetes Bett von mehr als 100 Klafter Breite und 3 bis 4 Klafter Tiefe vorfand; nur einige Löcher darin hatten noch Reste von faulem stinkenden Wasser. Der Djan-Deria war seit 1816 verschwunden und hatte nur diese traurigen Spuren seines wohlthätigen Laufes hinterlassen. Die Kirgisen, welchen diese plötzliche Austrocknung bis dahin unbekannt geblieben war, und die solchen als einen großen Verlust für sich ansahen, dessen Ursache sie sich nicht zu erklären wußten, jammerten sehr bei diesem Anblick. Der Herr v. M. meint er sey der Sandanhäufung einer nahe liegenden Wüste, genannt Kizilcum, oder auch der Wasserabsorbirung durch den Sand, über welchen das Bett dieses Flusses hinlief, beizumessen.

Noch andre Wahrnehmungen zogen seine Aufmerksamkeit an. An den Ufern des Sir-Deria hatte er schon Canäle gesehen, deren Anlage eine Ausdauer und Industrie verrieth, die die Fähigkeit der Kirgisen übertraf. Der Zwischenraum vom Kuwan bis zum Djan-Deria bot ihm eine noch größere Zahl solcher unzweideutigen Anzeigen von einer gesteigerten Civilisation an diesen nur wüsten Plätzen dar, wo jetzt nur rohe und aller Kunst fremde Menschen hausen. In der ganzen Kirgisen-Steppe, sagt er, giebt es keine Gegend, wo man häufiger Spuren, daß sie in älteren Zeiten bewohnt gewesen, findet, als in der Nachbarschaft des Djan-Deria. Man sieht bald, daß diese Bauten von an der Sonne gebackenen Steinen aufgeführt gewesen sind, auch findet man noch viele Scherben von gebrannten irdenen Gefäßen. Durch benachbarte Felder zogen sich Wässerungs-Canäle, einen Klafter breit und zwei Fuß tief. Uebrigens scheint über den Ursprung dieser Ruinen das größte Dunkel zu walten. Die Kirgisen sagen bloß, ohne sie irgend einem Volke beizumessen, diesen Länderstrich hätten vor ihnen die Nogais inne gehabt.*)

Vom Djan-Deria ab bis auf 40 Werste von Bukhara, dehnt sich eine ungeheure Sandwüste aus, wo es an Wasser und an Gras fehlt und die an jeglichem Hülfsmittel noch größeren Mangel leidet, als die Steppen; den Kisil-Gum kann man als die Scheidelinie der Kirgisen-Steppe und der Bucharei ansehen. Die Karavane brachte auf dem 211 Werste weiten Marsch, quer durch diese abscheuliche Gegend, fünf Tage zu, während welcher sie sehr an Entbehrungen litt. Dieses Sandmeer dehnt sich weit in Osten aus, bis zum 66. Längegrad. Als die Karavane Juz-Kuduk erreicht hatte, kam sie in eine etwas weniger unfruchtbare, mit Wermuth bedeckte Ebene, in welcher sie, stets in südlicher Richtung, einen Marsch von 40 Werste zu machen hatte. Zu den Strapazen eines mühsamen Weges und einer elenden Nahrung, gesellte sich hier noch die Gefahr, von den Khiwiern angefallen zu werden, wozu es jedoch nicht kam. Nach einem abermaligen Wechsel des Erdreichs, das bald gänzlich öde, bald ein wenig mit Gräsern bedeckt war, gelangte man zu einem Orte der Carra-Aghatch hieß, wo man die ersten bucharischen Zollbeamten antraf, die der Chan selbst der Karavane entgegengesandt hatte. Sie geleiteten dieselbe nach Aghatma, wo ihrer ein bucharischer Officier mit einer Bedeckung wartete. Dort wurden auch schon frische Lebensmittel in Bereitschaft gehalten, deren sie so sehr bedurfte. Seit 70 Tagen lebten die Leute nur von einer Art Schiffszwieback, der täglich härter ward, und die Thiere hatten nur eine schlechte Fourage und selbst oft an dieser Mangel. So läßt es sich denn leicht

*) Die Nogais-Kosacken wohnen am Ufer des Schwarzen Meers. Herr von Meyendorff bemerkt, daß auch die Baschkiren zum öftern behaupten, ihre Herren hätten Nogais geheißen. Aber dadurch wird noch nichts erläutert.

Ich bin der Ansicht, daß die Frage, ob Sie Ihre Kinder in die Schule schicken oder nicht, eine Frage ist, die Sie selbst entscheiden müssen. Ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, und ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, weil ich der Ansicht bin, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen.

Ich bin der Ansicht, daß die Frage, ob Sie Ihre Kinder in die Schule schicken oder nicht, eine Frage ist, die Sie selbst entscheiden müssen. Ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, und ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, weil ich der Ansicht bin, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen.

Ich bin der Ansicht, daß die Frage, ob Sie Ihre Kinder in die Schule schicken oder nicht, eine Frage ist, die Sie selbst entscheiden müssen. Ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, und ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, weil ich der Ansicht bin, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen.

Ich bin der Ansicht, daß die Frage, ob Sie Ihre Kinder in die Schule schicken oder nicht, eine Frage ist, die Sie selbst entscheiden müssen. Ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, und ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, weil ich der Ansicht bin, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen.

Ich bin der Ansicht, daß die Frage, ob Sie Ihre Kinder in die Schule schicken oder nicht, eine Frage ist, die Sie selbst entscheiden müssen. Ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, und ich bin der Ansicht, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen, weil ich der Ansicht bin, daß Sie Ihre Kinder in die Schule schicken müssen.

dystan heißt. Ihre Façade ist mit Blumen und Zeichnungen geschmückt, die aus Steinen von verschiedenen Farben zusammengesetzt sind. In gleicher Weise ausgedrückt, lieset man dort auch Verse aus dem Koran. Die Architektur dieser Gebäude erinnert an den maurischen Styl. Man zählt 60 öffentliche Schulen, unter welchen die merkwürdigste diejenige ist, zu deren Bau die Kaiserin Catharina II. 40,000 Silberrubel schickte, durch welche Freigebigkeit diese Herrscherin sich einen hohen Ruf im Andenken der Bucharen erworben hat. Noch ist das Minaret von Mirgharab merkwürdig, welches auf Timurs Befehl, oder nach andern, auf den von Kizil-Arslan-Chan gebauet worden ist. Dasselbe ist dreißig Klafter hoch und hat an seiner Basis einen Umfang von zwölf Klaftern. Seine Verhältnisse sind elegant und es gewährt einen hübschen Anblick.

Die Karavanserais sind Gebäude, in welchen die fremden Kaufleute wohnen und ihre Waaren feilbieten. Es giebt deren vierzehn, nach einem Plan gebauet, nämlich ein Viereck bildend, in dessen Mitte sich ein Hof befindet. Sie sind nur ein Stockwerk hoch, und der Miethpreis eines Zimmers darin ist 16 Franken monatlich. Dieser ungeachtet giebt es doch noch eine Menge Buden in den Straßen, und man sieht in diesen überall eine Mischung der reichsten Erzeugnisse Europens und des Orients.

„Man sieht zu Bukhara," sagt Herr v. M., „Straßen von einer halben Werste lang, die an beiden Seiten Bude an Bude haben, in welchen die verschiedenartigsten Dinge feilgeboten werden, als: Pantoffeln für Frauenzimmer, Droguerien und balsamischen Duft verbreitende Aromata, Edelsteine, doch gewöhnlich nur von geringem Werth, nämlich: persische Türkisen, tartarische Rubinen, vom See Badakschan und aus Arabien, goldene Diademe mit mittelmäßigen Türkisen besetzt, für kirgisische Frauen; ferner große Gewölbe mit getrockneten Früchten und Taback, mit in Manna eingemachten Pistacien, mit Rosen oder grünen Pflaumen, mit Trauben, Granaten, Melonen ꝛc. Unter diesen Magazinen giebt es aber auch Eßbuden, wo Pilau, den man oft mit Safran gelb färbet, und ein anderes Gericht aus gehacktem Fleisch bereitet wird."

Mehrere öffentliche Plätze dienen ferner zu verschiedenen Märkten von gewöhnlichen Eßwaaren und von geringerem Haushaltsgeräth für die Einwohner. Auf einem dieser Plätze geschehen auch die Hinrichtungen. Herr v. M. sah daselbst acht Diebe in einem Galgen hängen und eine noch größere Anzahl Köpfe lagen am Fuße desselben oder steckten auf Pfählen. Dieses gräßliche Schauspiel schien aber auf die Umgebung gar keinen Eindruck zu machen, und man trieb in seiner Nähe den Handel mit der größtmöglichen Unbefangenheit.

Obgleich noch alles in Bukhara einen ziemlich bedeutenden Handelsbetrieb und eine ziemlich thätige Bevölkerung anzeigt, ist Herr v. M. doch der Meinung, daß dieses nur noch die Ueberbleibsel eines weit größeren Opulenz und einer ausgebreiteteren Industrie sind. Der schlechte Zustand, in welchen man viele öffentliche Denkmäler, aus Mangel gehöriger Ausbesserung, versetzt sieht, der Verfall von Straßen, die ehedem gepflastert waren, und die Achtlosigkeit der jetzigen Regierung um das geringste zu unternehmen, was für den allgemeinen Nutzen oder zur Verschönerung diente, bekunden ein allmähliges Versinken und klagen die Sorglosigkeit einer stupiden Verwaltung an. Es ist nicht mehr das Bukhara, das vordem durch den Betrieb der Wissenschaften und Künste und durch die Kenntnisse der Gelehrten, die es in seinem Schooße hatte,*) so berühmt war; damals war es die Lichtquelle dieses Theils der Erde, so wie der Mittelpunkt und der Sammelplatz des ganzen asiatischen Handels; jetzt darf man von dort aus nichts mehr für die Gesittigung dieses Theiles von Mittel-Asien erwarten, wo alles seit den alten Zeiten im Rückschreiten zur Barbarei begriffen zu seyn scheint.

Hier ist es an der Zeit, einen Blick auf die Regierung zu werfen, ein Agens, das so mächtig auf das Wohl oder die Ausartung der Völker einwürkt, und in deren Verfahren sich fast immer die Erläuterung des einen oder des andern vorfindet. Die Grundsätze, wonach die der Bucharei verfährt, sind die nämlichen, die die Türkei und Persien regieren. Willkühr auf der einen, unterwürfiger Gehorsam auf der andern Seite; Zugeständniß der Unterthanen, mit Gut und Blut nur Eigenthum des Oberhauptes zu seyn, und die Ueberzeugung bei diesem, das sey nicht mehr als billig: das sind die Grundlagen des morgenländischen Despotismus, die, nach den Orten, nur in der Fügung der Getriebe, in einigen Verschiedenheiten der Sitten, in der Größe der Staaten, wo er herrschet, und endlich nach dem Charakter desjenigen, der ihn ausübt, von einander abweichen. In der Bucharei ist er höchst einfach: das Haupt der Regierung hat den Titel Chan; diesem hat er noch den von Emir-el-mumenin, d. h. Haupt der Rechtgläubigen, beigefügt; er schaltet und waltet nach Gefallen über das Leben und Eigenthum seiner Unterthanen. Ein erster Minister, der den Titel Kusch-beghi führt, hat die Verwaltung der Finanzen und aller andern Angelegenheiten, weil seinem Herrn, der sich den Vergnügungen des Hofes und den Wollüsten des Harems überläßt, dazu wenig Zeit übrig bleibt. Die zweite Würde ist die des Oberhaupts der Truppen, der den Titel Dud-khah führt; die dritte ist die des Scheik-ul-islam, Oberhaupts der Geistlichkeit. Die Justiz wird durch Cazi's verwaltet, die ihre Urtheile fällen, wie der Chan es will, der stets die oberste Gerichtspflege in seinem Reiche ausübt. Andere in Rang und Ansehn stehende Personen, die verschiedene Titel haben, umgeben die Person des Chans und bilden seinen Hofstaat, der übrigens nicht sehr zahlreich ist. Einen permanenten Staatsrath giebt es nicht; hält der Chan es angemessen, die Vornehmsten der Nation zu konsultiren, so bezeichnet er diejenigen, die Theil an der Berathung nehmen sollen, welche Ehre ihnen aber keine besondere Würde verleiht. So findet also der freie Lauf des unbeschränkten Willens nirgends ein Hinderniß.

Die Geistlichkeit ist gegenwärtig die politische Körperschaft, die den meisten Einfluß in der Bucharei hat. Das kömmt daher, weil der jetzige Chan ein Frömmling ist. Er hat die Zahl der Priester vermehrt, so daß man deren allein zu Bukhara über 2000 zählt, und dabei ist er sehr freigebig gegen sie und nimmt sie auch bei allen Gelegenheiten in Schutz. Diese Doctoren, die den religiösen, bürgerlichen und politischen Gesetzen jede beliebige Deutung zu geben wissen, werden von dem jetzigen Chan über alle wichtige und zweifelhafte Punkte befragt; sie vertreten Raths Stelle bei diesem abergläubischen Despoten und führen ihn oft am Gängelbande. Nichtsdestoweniger überläßt er sich oft den ärgsten Ausschweifungen der Lasterhaftigkeit, welches Aergerniß gebende Beispiel nur zu sehr von den Großen seines Hofes nachgeahmt wird. Der Vorgänger des jetzigen Herrschers, der mehr Vorliebe für das Militair hatte, wußte die Geistlichkeit besser in ihren Schranken zu halten.

„Die Masse der Regierungsbeamten," sagt Herr v. M., „ist als der Auswurf der Nation anzusehen; auch finden sich zu dergleichen Stellen nur Arme oder Ehrsüchtige. Ein Bucharе sagte zu ihm: „Wer redlich denkt und zu leben hat, vermeidet die öffentlichen Aemter und die Nachbarschaft des Chans." Die Bestechlichkeit der Beamten geht so weit, daß die vom ersten Range sich kein Gewissen daraus machen, auch die kleinsten Gunsterweisungen zu verkaufen. Der Chan bemächtiget sich der Güter seiner Unterthanen und seine Beamten lohnt er dadurch, daß er ihre Erpressungen übersieht. So ist es denn auch kein Wunder,

*) Der Name Bukhara heißt so viel als: Schatz der Gelehrten, Verein der Wissenschaften.

ACCESS, sub. sing. the ACCESSES which are in the Eye, Diſeaſes of the Eye.

ACCESSORIUS, adj. Accessorius Muſculus, a Muſcle of the Eye, ſo called, becauſe it aſſiſts the Muſcle Rectus Externus, in drawing the Eye outwards.

ACCIDENTIA, ſub. plur. Accidents, Symptoms, Diſeaſes.

ACCIPITER, ſub. ſing. a Hawk.

ACCIPITRINUS, adj. Accipitrinus Morbus, a Diſeaſe of the Eye, ſo called, becauſe the Eye reſembles that of a Hawk.

ACCRETIO, ſub. ſing. Accretion, Growing to.

ACCUBITUS, ſub. ſing. Accubitus Oculi, a Diſeaſe of the Eye, when it is ſunk in the Head.

ACCUMBENS, adj. Accumbens Muſculus, a Muſcle of the Eye, ſo called, becauſe it lies under the Eye.

ACERBUS, adj. Acerbus Humor, a ſharp Humour.

ACETABULUM, ſub. ſing. Acetabulum Oculi, the Socket of the Eye.

ACETOSUS, adj. Acetoſus Humor, a ſharp Humour.

ACHLYS, ſub. ſing. Achlys Oculi, a Diſeaſe of the Eye, when the Pupil is covered with a Film.

ACIDUS, adj. Acidus Humor, a ſharp Humour.

ACIES, ſub. ſing. Acies Oculi, the Sight of the Eye.

ACOCHLIA, ſub. ſing. Acochlia Oculi, a Diſeaſe of the Eye, when the Pupil is covered with a Film.

ACOCHLIS, ſub. ſing. Acochlis Oculi, a Diſeaſe of the Eye, when the Pupil is covered with a Film.

ACOCHLUS, ſub. ſing. Acochlus Oculi, a Diſeaſe of the Eye, when the Pupil is covered with a Film.

ACOCHLYS, ſub. ſing. Acochlys Oculi, a Diſeaſe of the Eye, when the Pupil is covered with a Film.

ACOCHLYSIS, ſub. ſing. Acochlyſis Oculi, a Diſeaſe of the Eye, when the Pupil is covered with a Film.

ACOCHLYSTUS, ſub. ſing. Acochlyſtus

die Geschenke zugeeignet habe, die den verschiedenen Beamten seines Hofes von dem russischen Gesandten verehrt worden waren; eben so macht es auch der Schach von Persien jedesmal, wenn irgend eine europäische Gesandtschaft an seinen Hof kömmt. Solche Beispiele der Habsucht des Herrn gehen nicht verloren und die Beamten folgen ihnen, indem sie ihre Begünstigungen und Unterstützungen nur dem Meistbietenden verkaufen.

Unduldsamkeit und Aberglauben sind überall in der Bucharei zu Hause, und wer nicht mohamedanischen Glaubens ist, muß eine auszeichnende Kleidung tragen und ist vielen Hudeleien ausgesetzt. Eine sehr strenge Inquisition nöthigt die Privatpersonen dem Gebet beizuwohnen. Die Polizeibeamten jagen einen jeden, der dieses versäumen möchte, mit Stockschlägen aus seinem Hause, und was vom Volke zur Stunde des Gebetes in den Straßen vorgefunden wird, wird ebenfalls mit Peitschenhieben in die Moschee getrieben. Bei dem dort herrschenden Aberglauben ist es nicht zu verwundern, daß die Astrologie zu Bukhara in hohem Ansehen steht und daß das Amt eines Astrologen des Chans eine der ersten Würden bei seinem Hofe ausmacht.

Die meisten Bucharen rauchen nicht, weil der Koran verbietet irgend etwas in den Mund zu nehmen, das trunken macht. So gewissenhaft ist man in der Türkei nicht, und ein Abgesandter des Großsultans nahm es sich einmal heraus seinen Einzug in Bukhara mit der Pfeife im Munde zu halten. Die reichen Leute und der Chan selbst halten sich insgeheim für die Entbehrung schadlos, welche ihnen ihre Religion auferlegt, indem sie ihnen den Gebrauch stärker Getränke untersagt. Viele sind der Trunkenheit ganz ergeben, und da Wein und Liqueure nicht immer gut zu haben sind, so nehmen sie statt ihrer, wie in den andern Ländern des Orients, Opium. Der Prinz und muthmaßliche Erbe des jetzigen Chans, hat sich diesem Genusse so unmäßig ergeben, daß er, obwohl noch jung, ganz blödsinnig geworden ist und nur noch eben vegetirt. Man beschuldigt ihn, daß er zwei reiche Geldwechsler habe ermorden lassen, um ihre Buden zu plündern.

Oeffentliche Frauenzimmer werden seit etwa 30 Jahren nicht mehr in der Bucharei geduldet, welche Maßregel aber, so moralisch sie an und für sich seyn mag, andere, weit ärgere Ausschweifungen befördert hat.

Die Sclaven scheinen in diesem Lande mit Härte behandelt zu werden. Die Mehrzahl darunter sind Perser, die bei den räuberischen Einfällen der Turkomannen in das persische Gebiet weggeführt werden. Die Kirgisen und die Khivier bemächtigen sich der Russen, die im Caspischen Meere Schiffbruch leiden, und man zählt deren in der Bucharei 5 bis 600. Als ein Beispiel der Behandlung, welcher diese Unglücklichen ausgesetzt sind, erzählt der Herr v. M. daß er Einen davon gesehen hat, welchem sein Herr beide Ohren hatte abschneiden, die Hände mit einem Nagel durchbohren, die Haut vom Rücken schinden und die Arme mit kochendem Oel begießen lassen um ihn zum Geständniß zu bringen, welche Strafe von seinem entflohenen Kammeraden eingeschlagen worden sey.

Der Preis eines Sclaven ist zwischen 40 bis 50 Tellas (640 bis 800 Franken); versteht er aber ein Handwerk, so bezahlt man ihn bis 100 Tellas. Die Frauenzimmer gelten, nachdem sie schön sind, bis 150 Tellas, im Ganzen aber werden sie weniger theuer als die Männer bezahlt. Reiche Leute haben bis 40 Sclaven, die Vornehmen zuweilen 100. Sie setzen einen Werth darein, ein zahlreiches Gefolge zu haben. Ihr Prunk beruhet bloß auf Eitelkeit und besteht keinesweges darin, sich in ihren Wohnungen, in ihrem Mobiliar, in ihren Speisen die zarten Annehmlichkeiten zu verschaffen, die das Leben des Reichen in Eure so angenehm machen. Sie haben nur die Genüsse des Harems. D Künste, die das Leben verschönern sind dort nicht weiter gediehen, n alle die andern. Tanz und Musik sind barbarisch und haben nicht d geringste Interesse.

Von den Persern haben die Bucharen einige Höflichkeitsforme entlehnt. Wenn sie sich besuchen, so setzt der Wirth dem Gaste Th Eingemachtes und Früchte vor, wovon dieser genießen und sich auch d Taschen füllen kann. „So oft die Officiere der Gesandtschaft," sa Herr v. M., „den Kuch-Baghi besuchte, machte er ihnen ein Präse mit Zuckerwerk, das er ihnen ins Haus schickte." Die gewöhnlic Weise, sich zu setzen, ist die mit untergeschlagenen Beinen, wie bei u die Schneider; um aber eine große Höflichkeit zu zeigen, muß m knieend und auf den Hacken sitzen. Diese höchstbeschwerliche und in d Bucharei nur in gewissen Fällen gebrauchte Stellung, ist die in Persi allein übliche.

Der Herr v. M. scheint wenig mit den Frauen dieses Landes Berührung gekommen zu seyn, und der Mangel an Wahrnehmung über diese läßt eine Lücke in seinem Berichte. Er ist nicht, wie eini andere Reisende im Orient, der Begünstigung theilhaftig geworden, in Innere der Harems geführt zu werden, was der einzige Ort ist, w man die Mahomedaner in ihrer Häuslichkeit sehen kann und wo sie d Zwang beseitigen, welchen ihnen sonst ihre Religion und die Strenge d Despotismus immer auferlegen. Die Frauenzimmer betreten die Straß nicht anders als in Mäntel gehüllt und das Gesicht hinter schwarz Schleiern versteckt. Die Neugier bewog sie in großer Anzahl auszugehe um die Russen an der Pforte des Quartiers zu sehen, das man ihn zur Wohnung angewiesen hatte, und ihrer viele nahmen es sich heraus den einen Winkel ihres Schleiers zu lüften. Aber diese Promenad ward ihnen bald strenge untersagt. Einige unter ihnen waren rei hübsch, hatten große schwarze und feurige Augen, köstliche Zähne und ei sehr schöne Hautfarbe, nur entstellte sie es sehr in den Augen ein Europäers, daß sie einen Ring zwischen den Nasellöchern trugen, an thun die Schönpflästerchen, die sie im Gesicht tragen, ihren Reiz Abbruch, statt sie zu heben, wie sie es sicher glauben.

Auch über die benachbarten Staaten von Bukhara und im Allg meinen über ganz Mittelasien enthält das Werk des Herrn v. S höchst schätzbare Notizen, so wie sehr ausführliche Berichte über d Ackerbau, die Erzeugnisse des Bodens, den Handel, die Fabriken un Industrie der Bucharei und ihre auswärtigen Verhältnisse zu dem übrig Theil von Asien, auch eine Beschreibung der bucharischen Münzen u der Naturgeschichte der Bucharei, von welchem allen weitere Kunde geben uns aber der Raum gebricht.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnaben Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr n 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hies Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 153 Hamburg, Mittwoch den 24. Januar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von J. Niebour und Auth Ludwig.

Biographische Skizze des jüngst verstorbenen Herzogs von York.

(Von Sir Walter Scott.)

Von Sr. K. H. dem Herzoge von York können wir mit Recht nach den Worten der heiligen Schrift sagen: „Heute hat unser Israel einen Fürsten und großen Mann verloren.“ Er hat von seinem frühesten Mannesalter an im öffentlichen Leben eine höchst wichtige Rolle gehabt. In der ersten Zeit des französischen Revolutionskrieges befehligte er die brittische Macht auf dem Continent, und wenn wir gleich für sein Andenken nicht die Bewunderung in Anspruch nehmen, die den seltnen und hohen Talenten gebührt, die in unsrer jüngsten Zeit vereint erforderlich sind, um ein militairisches Genie ersten Ranges zu bilden, so ist es doch nie bestritten worden, daß Se. K. H. im Felde Einsicht, militairische Geschicklichkeit, und das Attribut seiner Familie — den unerschütterlichsten Muth an den Tag legten. Auch gab es nur eine Stimme in der ganzen Armee über sein Streben, die Drangsale der Gemeinen während der Schrecknisse eines mißglückten Feldzugs zu lindern, in welchem er den Beinamen eines Soldatenfreundes bekam und bis an sein Ende behielt.

Aber nicht wegen dieser früheren Dienste ist es, daß wir die ewige Dankbarkeit seines Landes für den hochsel. Herzog von York so kräftig, wie es unsre arme Stimme nur vermag, aufrufen, sondern weil er die brittische Armee umgebildet, neu erschaffen, und aus einem Zustand von fast allgemeiner Verächtlichkeit zu einer Höhe der Vollkommenheit emporgehoben hat, daß wir nicht anstehen dürfen, sie mit allen Truppen in Europa gleich, wenn nicht über sie zu stellen. Der Herzog von York forschte standhaft den Ursachen nach, die, seit dem amerikanischen Kriege, obgleich aus Umständen, die lange vorher da gewesen waren, den Charakter der brittischen Armee so weit vernichtet hatten, als es die von Natur guten Materialien, aus welchen sie bestand, es nur möglich machten. Sehr herzhaft mußte der seyn, den der Anblick eines solchen Augias-Stalles nicht abschreckte.

Erstens war unser System, Militair-Patente zu verkaufen, — schon an und für sich ein Uebel in militairischer Hinsicht und doch unerläßlich für die Freiheit des Landes — so weit ausgedehnt worden, daß es jeder Art Mißbrauch die Bahn brach. Es wurde weder nach Kenntnissen, nach schon geleisteten Diensten, noch nach gemachten Erfahrungen gefragt, und der eben aus der Schule getretene Knabe konnte innerhalb vier Wochen Feld-Offizier seyn, wenn seine Freunde ihr Geld und ihren Einfluß aufboten. Andere gab es wohl, welchen wegen der Länge der Dienstzeit nichts vorzuwerfen gewesen wäre, es hätte ihnen aber schwer werden mögen, zu zeigen, daß ihre Erfahrung dadurch gewonnen. Es war gar nichts Ungewöhnliches, ein Militair-Patent für ein Kind in der Wiege zu nehmen, das, zum Jüngling herangewachsen, kraft des Aufrückens im Range, wenigstens als Lieutenant das Collegium verließ; ja es wurden, um das Maaß der Mißbräuche voll zu machen, sogar jungen Mädchen Militair-Bestallungen gegeben, wenn eben keine Pensionen zu haben waren. Wir selbst kennen eine hübsche Dame, die von dem — Dragonerregiment ihren Sold als Capitain bezog, und die auch vielleicht nicht viel weniger untauglich zum Dienst gewesen wäre, als der, der eben damals angestellt war, weil, wie wir es schon gesagt, keinerlei Kenntnisse von den jungen Offizieren verlangt wurden. Hatten sie den Wunsch, sich in den ersten Kenntnissen, die ihr Stand erheischte, zu vervollkommnen, so fehlte es ihnen an den Mitteln der Leitung und der Unterweisung. Da aber ein Eifer für Kenntnisse selten aufkömmt, wenn deren Erwerbung weder Ansehn noch Nutzen schaffen, so ward es bei den muntern jungen Leuten, die die militairische Laufbahn betraten, bald Mode, selbst eine völlige Routine in dem Exercitium, das ihnen oblag, für Pedanterie zu halten. Ein erfahrener Sergeant flüsterte seinem Capitain von Zeit zu Zeit das Commandowort zu, das, ohne einen solchen Souffleur, zu kennen, dieser sich geschämt haben würde, und so ward denn über den Dienst weggehudelt, statt ihn ordentlich zu verrichten. Unter solchen Umständen war es auch ganz natürlich, daß die Vergnügungen der Mahlzeit, oder des Karten- und des Billard-Tisches bei Leuten, die so wenig zu thun hatten, zu viel Zeit wegnahmen, und daß Extravaganz, mit allem, was ihr Ehrwidriges anklebt, viele charakterisirte, während andere, an einer Beförderung verzweifelnd, die nur durch Geld oder Einfluß zu erlangen war, zu bloßen Maschinen herabsanken, die ohne Sinn und Liebe ein Amt verrichteten, das sie nur nach der Routine gelernt hatten.

Diesem Zustande der Dinge machte der Herzog von York, durch wohlerwogene und würksame Verfügungen, mit fester, obschon sanfter Hand ein Ende. Für jeden Rang ward eine bestimmte Dienstzeit festgesetzt und es nicht geduldet, daß jemand durch Geld oder Einfluß eher höher stieg, als bis er die nöthige Zeit in dem eben innehabenden Grade ausgedient hatte. Keinem geringeren Range, als den des Herzogs von York, noch einem schwächeren Muthe und einer weniger beharrlichen Standhaftigkeit, als der Sr. K. H. würde es möglich gewesen seyn, eine Veränderung durchzusetzen, die dem Dienste so wichtig, aber den Reichen und Mächtigen so ungünstig war, da sie ihnen die frühere Gelegenheit nahm, ihre Kinder und Günstlinge so leicht zu befördern. So wandte sich die Sache nun zum Besten der Offiziere, die nur durch ihr Verdienst oder durch die Länge ihrer Dienstzeit weiter zu kommen hoffen durften, während die jüngeren Aspiranten erst den Pflichten eines Subalternen genügen mußten, ehe sie zu höheren Stellen gelangen konnten.

Auch in anderer Beziehung äußerte der Einfluß des Befehlhabers en chef eine allmählige und verbessernde Würkung. Die Beschaffenheit des Felddienstes, und die ungewöhnlichen Fälle, welchen Einzelne ausgesetzt waren, begannen die Unwissenheit aus der Mode zu bringen,

weil man bald inne ward, daß bloße Tapferkeit, auch wenn sie an Tollkühnheit gränzte, bei solchen Gelegenheiten nicht ausreichte, und daß diejenigen, die ihre Pflicht kannten und ausübten, nicht allein des Sieges und der Selbsterhaltung im Kampfe am sichersten waren, sondern auch im Hauptquartier am meisten ausgezeichnet wurden und am ersten auf Beförderung rechnen durften. So ward denn allmählig der Geschmack für das Studium von mathematischen und anderen dem Kriegshandwerk nützlichen Kenntnissen bei der Armee aufgeweckt und einige Offiziere brachten es sehr weit darin; eine vollkommene Bekanntschaft mit der gewöhnlichen Routine des Felddienstes aber wurde unbedingt von jedem Offizier verlangt.

Se. K. H. führten ferner eine Art moralischer Disciplin unter den Offizieren unsrer Armee ein, die von den größten Folgen in Hinsicht ihres Charakters gewesen ist. Individuen aus der alten Schule von Capitain Plume und Capitain Brazen, Leute, die gottlos fluchten, viel tranken, Schulden machten und Unerfahrenen das Geld im Spiel abnahmen, ließ man nicht länger sich einen Charakter anmaßen, den sie nur durch Schwüre und Fluchen und den Mißbrauch ihres Degens zu behaupten wußten. Wenn derjenige, der eine Forderung an einen Offizier hatte, sich nur an die Leibwache wandte, so erhielt der Schuldner ein Schreiben aus dem Hauptquartier, worin er aufgefordert wurde, sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer solchen Forderung zu erklären, und konnte er die letztere nicht genügend nachweisen, so ward ihm sein Sold so lange verkürzt, bis der Gläubiger befriedigt worden war. Kamen Anforderungen der Art öfter vor, so lief der Offizier Gefahr, daß seine Stelle zum Besten derer, welchen er schuldig war, verkauft wurde. Auch auf andre moralische Vergehen ward geachtet, und ohne gerade eine inquisitorische Aufsicht über die Offiziere auszuüben und es mit bloßen Späßen und jugendlichen Thorheiten zu genau zu nehmen, ward jede Klage, die eine Abweichung vom Charakter eines Gentleman und eines Mannes von Ehre begründete, sofort vom Befehlshaber en chef untersucht und der Schuldige, so wie es die Sache mit sich brachte, entweder durch einen Verweis, oder noch ernster bestraft. So ward die Armee einer Familie ähnlich, die unter dem Schutze eines gütigen Vaters steht, der das Verdienst gern belohnt, aber auch, indem er zu rechter Zeit die Stirn in Falten zieht, die Versuchungen zur Ungebundenheit und zu Ausschweifungen zügelt.

Aber nicht blos auf die Offiziere, sondern ebenfalls auf die Gemeinen war Sr. K. H. Aufmerksamkeit gerichtet. Unter seiner Oberaufsicht der Armee ward eine Militairbekleidung, die die unvernünftigste in ganz Europa war, in eine solche umgewandelt, die den Leuten leicht und angenehm und doch zugleich stark genug war, den Strapazen des Felddienstes gehörig zu widerstehen. Das lästige Einbinden der Haare, worauf früher mit Strenge gehalten worden, und dem ähnliche unnütze Dinge, (die zuweilen gar Meutereien unter den Truppen veranlaßt hatten) wurden abgeschafft, und statt auf Hottentottenputz von Talg und Mehl, hielt man nun auf die größte Reinlichkeit. Die Löhnung des Soldaten ward erhöht, zugleich aber auch, so weit es thunlich war, dafür gesorgt, daß sie angewandt wurde, ihm beßre Kost und mehr Annehmlichkeiten zu verschaffen. Auf die geringste Beschwerde einer Schildwache ward eben so sehr geachtet, als hätte sie ein General vorgebracht. Schließlich ward die Anwendung des Stockes (ein viehischer Gebrauch, den unsre Offiziere den Deutschen abgeborgt hatten), gänzlich untersagt, und auch die nach dem Urtheil eines Kriegsgerichts verhängten körperlichen Züchtigungen wurden allmählich vermindert.

Wenn wir folglich bei dem brittischen Offizier unsrer Zeit mehr Unterricht, ein regelmäßigeres Studium, eine tiefere Bekanntschaft mit den Grundgesetzen seines Standes und mehr Liebe, sie auszuüben, finden; wenn wir sehen, daß der gemeine Soldat, nicht erbittert durch kleinliche Quälereien und Kamaschendienst, seine Pflicht thut, es einsieht, daß er nicht willkührlich gekränkt werden darf, und, geschieht es dennoch, weiß, an wen er sich zu wenden hat; wenn wir in allen Gliedern der Armee eine Liebe zu ihrem Stande und eine Tüchtigkeit finden, die sie den schönsten Truppen gleichstellt, welche Europa je besessen hat, — so verdanken wir diese Veränderung des Zustandes unsrer Kriegsmacht gegen ihre Beschaffenheit vor 30 Jahren Sr. K. H. dem Herzoge von York.

Die Mittel, wie die Taktik der brittischen Armee zu verbessern sey, entgingen ebenfalls der emsigen Sorge und Aufmerksamkeit Sr. K. H. nicht. Vordem manövrirte ein jeder befehlhabender Offizier sein Regiment nach der Weise, die ihn eben die rechte dünkte, und wenn eine Truppenbrigade zusammengezogen wurde, war es sehr zweifelhaft, ob sie eine combinirte Bewegung auszuführen im Stande sey, gewiß war wenigstens meistentheils, daß sie es in den einzelnen Theilen nicht nach einem und demselben Grundsatz zu thun vermochte. Dem ward durch das Exercir-Reglement abgeholfen, das der verstorbene Sir David Dundas entwarf und welches Se. K. H. genehmigte und in Kraft setzte. Dieser eine Umstand, den verschiedenen Corps ein gleichförmiges Princip und Verfahren in ihren Bewegungen zu geben, da die Corps doch genau genommen sämmtlich nur die einzelnen Theile einer und derselben Maschine ausmachen, war schon allein einer der größten Dienste, die einer National-Armee widerfahren konnten, und es ist nur zu verwundern, wie die brittische Armee vor seiner Einführung im Stande gewesen ist, irgend eine combinirte Bewegung auszuführen.

Erwähnen können wir nur der Anstalt des Herzogs von York in der Nähe von Chelsea für älternlose Soldatenkinder, mit der in derselben herrschenden Reinlichkeit und Ordnung ein Muster für ähnliche Institute, so wie der königlichen Militair-Schule oder des Collegiums zu Sandhurst, wo Offiziere, die sich dem Dienste im Staabe widmen wollen, den vollständigsten wissenschaftlichen Unterricht erhalten. Die vortrefflichen Offiziere, die in diesem Institut gebildet worden, geben am besten Zeugniß von dem Verdienste seines Begründers. Noch einmal wiederholen wir es, daß, wenn der brittische Soldat seinem ausländischen Gegner nicht allein mit gleichem Muthe, sondern auch mit gleicher Leichtigkeit und Fertigkeit im Manöver gegenüber tritt, wenn der brittische Offizier gegen seinen wissenschaftlich gebildeten Antagonisten nicht allein sein braves Herz und eine tapfere Faust, sondern auch eine vermehrte und ausgebildete Bekanntschaft mit seinem Gewerbe anzuwenden vermag, die Armee und das Land dieses dem Andenken des Herzogs von York zu verdanken hat.

Der Charakter Sr. K. H. eignete sich bewunderungswürdig für die Ausführung dieser ausgebreiteten Umbildung in einem Zweige des öffentlichen Dienstes, von dem damals Englands Sicherheit durchaus abhängig war. Ohne glänzende Eigenschaften zu besitzen, war sein Urtheil, in sich selbst klar und fest, strenge durch Ehre und Grundsätze bedingt. Keine Bitten vermochten ihn, etwas zu versprechen, dessen Zugeständniß mit diesen Grundsätzen unverträglich gewesen wäre; eben so wenig aber konnten Umstände, welcher Art sie auch seyn mochten, ihn dahin bringen, ein einmal gegebenes Versprechen zu brechen oder zu umgehen. Gleichzeitig machten ihn seine menschlichen und milden Gesinnungen zugänglich für jede in Anspruch genommene Theilnahme, und selten ward eine Frau Wittwe oder eine Familie zu Waisen durch den Tod eines verdienstvollen Offiziers, wo nicht sogleich etwas geschah, ihren Kummer zu mildern.

Als Staatsmann waren es Pitt's Meinungen, die den Herzog von York von seinem ersten Auftreten an im öffentlichen Leben leiteten; doch verdienen zwei Umstände bemerkt zu werden: erstens zog Se. K. H. in Betreff seines Departements, als Befehlshaber en chef nie die

Ausgabe 1 Mark, Einnahme 1 Mark, Ausgabe 1 Mark, Einnahme 1 Mark, Ausgabe 1 Mark, Einnahme 1 Mark,

zu bewegen, es in Zweifel zu ziehen, daß Se. K. H. ein mitwissender und theilnehmender Handelnder in allen Projekten jener Person gewesen, daß der Herzog, da er seine Nützlichkeit durch die Vorurtheile des Volkes gehemmt sah, Sr. Majestät seine Amtsentlassung eingab, die dann auch, am 20. März 1809, angenommen ward. Und so ward, wie, nach Salomon, eine todte Fliege den schönsten Balsam verderben kann, der durch lebenslängliche Dienste erworbene ehrenvolle Ruf von den Folgen einer Sache verdunkelt, die die leichtfertige Welt einen verzeihlichen Leichtsinn würde genannt haben. Es ist dieses eine Warnung von höchst ernster Art für jeden von hoher Geburt und hohem Range. Dieser Schritt war noch nicht lange gethan worden, als der über die Sache ruhende Nebel sich zu zertheilen begann. Es ward entdeckt, daß der öffentliche Ankläger im Unterhause, der Obrist Wardle, in verdächtiger Verbindung mit dem Hauptzeugen, der Mrs. Clarke, stand, und es war augenscheinlich die Erwartung, sich Geld zu machen, die diese Dame bewogen hatte, als Zeugin an der Barre aufzutreten. Zunächst leuchtete bei ruhiger Ueberlegung die große Unwahrscheinlichkeit ein, daß Se. K. H. je hätte die Bedingungen kennen können, unter welchen sie mit denen unterhandelte, für die sie sich verwandte. Man kann sich leicht denken, daß sie die Motive ihrer Verwendung für diejenigen, die seine eigenen Rivale waren, geheim hielt, und wo wäre wohl die größere Wahrscheinlichkeit, daß sie sich über ihre wucherische Speculationen erklärt, oder sie von ihren Verwendungen aus ehrenwertheren Gründen sollte unterschieden haben? Als sich dasjenige, dessen man den Herzog beschuldigen konnte, erst darauf reducirt hatte, daß Se. K. H. in zwei oder drei Fällen von einem verschmitzten Frauenzimmer bethört worden, da begann man auch einzusehen, daß, wenn erst einmal die Schuld, eine Maitresse zu unterhalten, besteht, die Neigung, einer solchen Person, die natürlich immer Einfluß auf ihren Galan hat, gefällig zu seyn, eine unausbleibliche Folge ist. Da geschah es denn, daß das Publikum die Reihe großer und langer Staatsdienste, durch welche der Herzog sich in seiner Verwaltung der Armee ausgezeichnet, mit der unbedeutenden Schwäche verglich, daß er eine oder ein Paar, an sich nicht einmal tadelnswerthe, Gunstbezeugungen auf Anstiften eines Frauenzimmers zugestanden hatte, der, ihre Wünsche zu befriedigen, solche Gelegenheiten zu Gebote standen; und, Sr. K. H. die Gerechtigkeit widerfahren lassend, die er wohl verdiente, sah es ihn mit Freuden im Monat Mai 1811 wieder in dem Amte, aus welchem ihn Verläumdung und das Vorurtheil des Volks vertrieben hatten.

In jenem hohen Amte fuhr Se. K. H. nun fort unsre Militair-Angelegenheiten zu leiten. In den letzten Jahren des wichtigsten Krieges, der je geführt worden, bereitete Se. K. H. die glänzendsten Siege, deren sich unsre Annalen zu rühmen haben, durch eine unablässige Aufmerksamkeit auf den Charakter und die Talente der Offiziere, und durch die Sorgfalt für die Annehmlichkeiten und die Gesundheit der Soldaten, vor. Geleitet unter einem so bewunderungswürdigen System, schien unsre Armee in Wirksamkeit, Macht und selbst in der Zahl zuzunehmen, jemehr sich die Gelegenheit darbot, dem Staate zu dienen. Nicht weniger lobwürdig ist es, daß, als die so disciplinirten Leute zurückkehrten aus Schlachtengewühl, verheerten Ländern und erstürmten Städten, sie in die Weise des Privatlebens zurücktraten, als hätten sie es nie verlassen gehabt; und daß bei allen Verbrechen, die die jährlichen Verzeichnisse nachweisen (wenigsten in Schottland) nur einer oder zwei Fälle vorkommen, wo die Uebelthäter entlassene Soldaten waren. Das ist eine glückliche Veränderung seit der Armee-Reduction nach dem Frieden mit Amerika im Jahr 1783, die damals das Land mit Bösewichtern jeder Art überschwemmte, so daß allein im Gefängniß zu Edinburg damals 6 oder 7 verabschiedete Soldaten gleichzeitig auf den Tod saßen.

Diese Vorsorglichkeit in der obersten Verwaltung ist eine der dauerndsten, wenn auch nicht der schimmerndsten Blumen, die über dem Grabe des Herzogs von York blühen werden. Sie gab Britannien Nachdruck im Kriege und Stärke im Frieden. Sie vereinigte die Ruhe mit dem Triumph, Moralität mit militairischer Lebensweise. Wenn sich unsre Soldaten unüberwindlich in der Schlacht, und, zurückgekehrt in ihrem Schooße, achtungswerth in friedlicher Gesellschaft bewiesen haben, so darf kein Britte vergessen, daß dieses der väterlichen Sorge dessen zu verdanken ist, dessen Andenken wir hier einen unvollkommenen Tribut zollen.

(Edinburgh Weekly Journal.)

Erinnerungen an die Expedition von Aegypten.

Der Obergeneral Bonaparte und der Arzt Pugnet.

Ein Abend, im Schooß einer geliebten Familie zugebracht, ist immer ein Glück, wovon das Herz ein süßes Andenken bewahrt. Aber wenn, unter den mannichfachen Kleinigkeiten, die frei und ohne Zwang verhandelt werden, ein Mann von Verdienst, die Aufmerksamkeit durch die Erzählung einer Thatsache fesselt, wovon er selbst Zeuge war, einer Thatsache, worin ein Held, ein berühmter Gelehrter und ein anderer Gelehrter, dessen Berühmtheit als solcher, sich im Uebermaaß nützlicher Arbeiten verloren hat, figurirt, wenn besonders diese Personen, jede in ihrer Art, Beweise von Seelengröße und Edelmuth gegeben haben, so wird das lebhaftere Andenken auch dauernder; man fühlt das Bedürfniß, mehrere Particularitäten von dem unbekannten Gelehrten kennen zu lernen, und wenn alle Nachforschungen fruchtlos sind, so gefällt man sich wenigstens in der wiederholten Schilderung der Episode, deren Erzählung so innige Rührung hervorbrachte.

Um den Muth der Soldaten, die alle Arten von Leiden zu erdulden hatten, aufrecht zu erhalten, hatte Bonaparte in Aegypten den berühmten Desgenettes bestimmt, den Namen der grausamen Krankheit, die die ganze Armee bedrohte, wenigstens auf einige Zeit zu verschweigen. „Es ist," sagte der Obergeneral, „nur ein leichtes und wenig gefährliches Fieber," und indem er sich den ansteckenden Beulengift inoculiren ließ, beruhigte er den Soldaten, der gewissermaaßen stolz war, an demselben Uebel, wie sein General, zu leiden; aber bei seiner Rückkehr aus Syrien, nach sieben fruchtlosen Stürmen auf St. Jean d'Acre, selbst geschreckt von einer so gräßlichen Menschenvernichtung, versuchte er den unermeßlichen, durch den Krieg verursachten Verlust auf die schreckliche Krankheit zu schieben, die, in diesem brennenden Klima, die unausbleibliche Folge davon ist. Deshalb versammelte er die Commission der Gelehrten und begab sich in ihrer Mitte, bekleidet mit dem grauen Ueberrock, den er klüglicherweise anzog, um Männer zu verführen, die dennoch seinen Befehlen unterworfen waren, und verlangte mit dem milden und bescheidenen Tone, den er den entschiedenen Worten eines unerschütterlichen Willens so gut unterzulegen wußte: daß das Institut von Aegypten in seiner Mitte eine Commission bilde, die Untersuchungen anstellen und alle Documente sammeln solle, die geeignet wären, die Krankheit kennen zu lernen, die in der, nach Syrien detachirten Armee so große Verheerungen anrichte. Dieser Vorschlag wurde angenommen und Bertholet, der Präsident, ernannte zu Gliedern dieser Commission: Desgenettes, Geoffroy de Saint-Hilaire und

Sec. 10. Any person who shall violate any of the provisions of this act shall be guilty of a misdemeanor, and upon conviction thereof shall be punished by a fine not exceeding one hundred dollars, or by imprisonment in the county jail not exceeding thirty days, or by both such fine and imprisonment, in the discretion of the court.

Sec. 11. This act shall take effect and be in force from and after its passage.

Approved March 5, 1903.

CHAPTER 81.

AN ACT to amend section one hundred and twenty-two of chapter one hundred and twenty-six of the Laws of one thousand nine hundred and one, entitled "An act to establish a system of public instruction for the State of Nevada."

The people of the State of Nevada, represented in senate and assembly, do enact as follows:

Section 1. That section one hundred and twenty-two of chapter one hundred and twenty-six of the Laws of one thousand nine hundred and one, entitled "An act to establish a system of public instruction for the State of Nevada," be and the same is hereby amended to read as follows:

Sec. 122. The county superintendent of public instruction shall receive a salary of one hundred and fifty dollars per month, and shall be allowed his traveling expenses, not to exceed one hundred dollars per year, and shall be allowed his postage, stationery, and clerk hire, not to exceed one hundred dollars per year, to be paid out of the county treasury upon the order of the board of county commissioners.

Sec. 2. This act shall take effect and be in force from and after its passage.

Approved March 5, 1903.

CHAPTER 82.

AN ACT to amend section one hundred and twenty-three of chapter one hundred and twenty-six of the Laws of one thousand nine hundred and one, entitled "An act to establish a system of public instruction for the State of Nevada."

The people of the State of Nevada, represented in senate and assembly, do enact as follows:

Section 1. That section one hundred and twenty-three of chapter one hundred and twenty-six of the Laws of one thousand nine hundred and one, entitled "An act to establish a system of public instruction for the State of Nevada," be and the same is hereby amended to read as follows:

Sec. 123. The county superintendent of public instruction shall visit each school in his county at least once each year, and shall examine the register and the condition of the school, and shall make such suggestions to the teacher as he may deem necessary for the improvement of the school.

jetzt so schlecht, daß ich nicht weiß, ob ich mir zu seiner Ankunft Glück wünschen soll."

Der Haitier. „Es bringt, wie man sagt, vierhundert Faß Bordeaux-Wein hieher."

D. F. „Das ist wahr, aber was werde ich dabei für Gewinn haben? Ich werde diesen Wein vielleicht nicht höher als zu vierzig Gourdes das Faß verkaufen können, und zu diesem Preise ist damit nichts zu machen."

D. H. „Sie setzen mich in Erstaunen: zur Zeit als ich zu Bordeaux war, gab es dort nicht einen Eigenthümer von Weinen gewöhnlichen Gewächses, der nicht in die Bedingung eingegangen wäre, auf dem Platze das Faß zu sechs und dreißig Franken zu verkaufen. Hat denn alles sich so ganz verändert? Es ist nicht länger als drei Jahre her, daß hier das Faß Bordeaux-Wein nur zwanzig Gourdes kostete, während man ein Pfund unsres Kaffee's mit einem Gourde bezahlte; und damals war hier ein weit größeres Zuströmen von Fahrzeugen. Wie! nun, wo unser Kaffee nicht mehr als acht Gourdes das Quintal kostet und das Faß Wein deren vierzig, beklagen Sie sich über den schlechten Stand und Gang der Geschäfte? Ich begreife die Ursache eines so ganz eigenthümlichen Handelsphänomens nicht."

D. F. „Es ist nicht schwer, Ihnen dieses Räthsel zu lösen. Der Werth der Landesproducte Frankreichs sind Procent auf Procent gestiegen, seit Sie Bordeaux verlassen haben; und die ansehnlichen Kaffeeanpflanzungen, die wir in Afrika, auf der Insel Cuba und in Südamerika gemacht haben, verbunden mit der ungeheuren Menge dieser Saamenkörner, die von Arabien ausgeführt wird, sind die nothwendigen Ursachen des Fallens im Preise von dem Kaffee hier."

D. H. „Ich bin keineswegs Willens irgend einen der Gründe, die Sie so eben angeführt haben, zu bestreiten. Wie kömmt es aber nur, daß die Fremden darauf beharren, hieher zu kommen, um, trotz ihren fortdauernden Verlüsten, mit uns zu handeln? Wie geht es zu, daß alle Agenten und Factoren fremder Eigenthümer und Schiffsrheder sich selbst nicht allein regelmäßig und beständig in Haiti, sondern eben daselbst auch ihre Maitressen bereichert und einen asiatischen Luxus verbreitet haben? Ich sage alle Factoren und Agenten, denn ich zweifle sehr, daß man innerhalb des ganzen Gebiets von Haiti, auch nur einen möchte nennen können, der daselbst nicht ein so schnelles als glänzendes Glück gemacht, und der nicht dennoch die Eigenthümer und Rheder, die Vertrauen auf ihn hatten, zu Grunde gerichtet habe; was dann wiederum stets auf Haiti zurückfällt, dessen unglückliche, eingeborne Speculanten, beim Einkauf, nie den unbedeutenden Gewinn von fünf Procent erhalten haben. Armes Haiti! wird denn dein Schicksal stets seyn zu gleicher Zeit betrogen und beschimpft oder verläumdet zu werden!?"

D. F. „Da dieser Ausfall nur gegen diejenigen Fremden gerichtet ist, die mit den Fonds Anderer arbeiten, so weiß ich ihn nicht auf mich anzuwenden; und ich gestehe selbst, wenn ich darüber nachdenke, daß Ihre Behauptung gerecht und wahr ist, und daß es eben nicht sehr erbaulich ist, daß von so vielen hieher von den verschiedenen Handlungshäusern Europa's geschickten Factoren, man nicht einen mag anführen können, der den Interessen, mit denen er beauftragt worden, Ehre gemacht hätte. Aber jetzt wo Handlungshäuser von den Eingebornen etablirt worden sind, wird Haiti sich an den ungerechten Beschuldigungen rächen: ihre Rechtlichkeit, ihre Treue in ihren Operationen und ihren Rechnungsablegungen werden die auswärtigen Eigenthümer entschädigen. — A propos, was sagen Sie zu der Ausgabe und in Umlaufsetzung des Papiergeldes? Was uns betrifft, wir suspendiren allen Waarenverkauf. Wer kann das wissen? alle Inconvenienzen von diesem Papier könnten auf uns zurückfallen; sein Werth kann fallen; die Regierung ist im Begriff mit diesem Gelde zum Ankauf von Lebensmitteln zu schreiten; wir werden uns dann mit ihr in Concurrenz befinden, und Papier für Papier, ist der Vorzug für jene gesichert.*) Wenn wir uns nun auch einige Zeit ruhig verhalten, oder wenn wir uns auch zum Verkaufen entschließen, so wird dies doch nur geschehen, wenn man sich ausdrücklich verbindlich macht uns, sey es in Kaffee oder in Geld oder Geldeswerth zu bezahlen."

D. H. „Dies sind Beunruhigungen und Entschließungen die widerlegt zu werden verdienen und die ich zu bestreiten unternehme, fest überzeugt, daß Sie, wenn die Sachen auf ihren rechten Werth zurückgeführt, und unter ihrem wahren Gesichtspuncte werden dargestellt werden, im ersten Augenblicke von ihren unrichtigen Vorurtheilen zurückkommen. Ich werde mich erklären, und von einem eben so unbestreitbaren als allgemein angenommenen Grundsatze ausgehend, sage ich: jegliche Anwendung von künstlichem oder fingirtem Gelde, wenn sein Werth durch Staatseigenthum repräsentirt ist, ist nicht allein gesetzmäßig, sondern kann und darf keine Unruhe einflößen.**) Wenn es sich nun ausgewiesen hat, daß der Belauf dieses vorübergehenden Hülfsmittels nicht einmal dem sechzigsten Theil der Totaleinnahme eines Jahres gleichkömmt, ist es dann nicht sonderbar, daß die Anwendung dieser Maaßregel, Mißtrauen und Unruhe erregt?***) Würde man nicht selbst Grund haben dieses Gefühl einem Geiste der Bosheit und des Widerspruches zuzuschreiben? Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren Fremden, hüten Sie sich, daß man Ihnen nicht Schuld gebe, daß Sie die Finanzoperationen eines Landes zu verschreien suchen, das Sie doch bereicherte, und zu dem Sie von einem unwiderstehlichen Magnet gezogen worden sind, was Sie auch immer auf seine Rechnung sagen mögen. Bedenken Sie, wie sehr das Lächerliche und Gehäßige auf Sie zurückfallen muß, wenn Sie versuchen, von ihrem Entstehen an eine, heutigen Tages von allen Regierungen Europa's, und zwar in einer nicht so bescheiden berechneten Proportion, wie in Haiti, ausgeübte Maaßregel herabzuwürdigen.****) Wer zwingt Sie überdem Theil an der Circulation des

---

*) Der auswärtige Geschäftsmann hat recht sich über das in Umlaufsetzen von Papiergeld zu beklagen; aber nicht darum, weil das Papier des Gouvernements dem seinigen wird vorgezogen werden, ist diese Ausgabe ein Unglück. Es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß die Bons des Präsidenten keinem andern Papiere werden vorgezogen werden, und das ist das Uebel. Da es in Folge eines Gesetzes Cours haben wird, so werden die Besitzer von Lebensmitteln gezwungen seyn, es als Zahlung anzunehmen, und wenn der Credit des Verfertigers nicht wohl gegründet ist, was man fürchten muß, wird ein Steigen des Preises der Waaren daraus entstehen, so daß man sie um so viel theurer verkaufen wird, als der eingebildete Werth, der sie bezahlen soll, entfernter von Pari seyn wird. Aber unser Negotiant kömmt bald auf diese Meinung zurück, weil er davon spricht, seinen Verkauf einzustellen.
(Anm. d. Redact. des Phare du Havre.)

**) Dies würde wahr seyn, wenn das Staatseigenthum in die Classe der gewöhnlichen Hypotheken gehörte, und wenn das aus dem Besitzstehen bei einem solchen Schuldner eine leichte Sache wäre.
(Anm. d. Redact. des Phare du Havre.)

***) Ist es nicht noch sonderbarer, daß ein Gouvernement nöthig hat zu seiner Signatur Zuflucht zu nehmen, einzig für eine so geringe Summe, als der sechzigste Theil der Totalrevenue eines Jahres ist?
(Anm. d. Redact. d. Phare du Havre.)

****) Das ist wahr; aber Haiti beginnt die Anleihen-Carriere. Schon ist es durch eine harte Nothwendigkeit gezwungen gewesen, zu 30 Prozent Prämie zu unterschreiben; warum soll sein Papiergeld, eine Art von Obliga-

Papiergeldes zu nehmen? Begnügen Sie sich damit es nicht anzunehmen, aber verschreien Sie es nicht.“ *)

„Sie werden, sagen Sie, ihren Verkauf suspendiren? Nehmen wir verzichten darauf und ergeben uns darein und werden dann sehen, wer den Rentauf wird bezahlen müssen. Der Werth dieses Papiergeldes kann fallen; nein, mein Herr! es ist durch das Nationalvermögen, durch das des Staates und durch die Ehre Haitis garantirt. Es wird nicht tiefer als unsre Energie und unsre Ergebenheit fallen; und wenn es unsrem Präsidenten, einem eben so rechtlichen Mann als guten Bürger gelungen ist, das Papiergeld bis auf den letzten Schein zu amortisiren, ohne daß es von seinem nominellen Werthe etwas verloren hat, welches sein erhabener Vorgänger zurücklassen genöthigt gewesen ist, mit welchem Eifer und welcher Geschicklichkeit wird er sich nicht beeilen, das unter seiner eignen Präsidentschaft ausgegebene Papiergeld bis aufs geringste verschwinden zu machen. Hier spricht die Vergangenheit zu Gunsten der Gegenwart und bürgt für die Zukunft. Die Regierung ist im Begriff vermittelst dieses Papiergeldes zum Ankauf von Lebensmitteln zu schreiten, wir werden uns mit ihr in Concurrenz befinden und durch dies Papiergeld, wird ihr der Vorzug gebührt seyn. Wird man nicht noch gar sagen, daß das Papiergeld die einzige Hülfsquelle des Gouvernements sey; und daß, ohne dieses Hülfsmittel, es keine Lebensmittel würde kaufen können? sollte es nicht scheinen, als ob die jährlichen Productionen von Haiti nicht beträchtlich genug wären, um den mäßigen Belauf dieses Papiergeldes zu absorbiren und die Kasten und Koffer der Ausländer zu leeren? Wie! Ohne nur von dem jährlichen Ertrag der andern Territorialproductionen zu sprechen, beträgt allein die Erndte dieses Jahres 60 Millionen Pfund Kaffee, und Sie befürchten, daß es davon nicht genug zur Verwendung Ihrer Gelder geben möchte! Ihre Kassen müssen dann wahrlich trefflich gefüllt seyn! Wenn Sie sich entschließen zu verkaufen, so wird dies nur geschehen, wenn wir uns ausdrücklich verbindlich machen, Sie, sey es mit Kaffee, Geld oder Geldeswerth bezahlen zu wollen.“

„Es mag Ihnen immerhin erlaubt seyn, diesen Entschluß zu nehmen; aber der Haitier um seines Vortheils willen den Frieden liebend, eifersüchtig auf Nationalcredit, sehend, daß Sie ihn durch dieses Manoeuvre verletzen, wird sich wohl hüten, mit Ihnen eine Verbindlichkeit einzugehen, wegen deren er mit Abscheu und Verachtung von seines Gleichen würde zurückgestoßen werden. Sehen Sie, mein Herr Fremder: allenthalben ist Reciprozität der zu nehmenden Rücksichten und zu gewährenden Vortheile das Band, was Nationen einander näher bringt und ihren Handelsverbindungen Haltbarkeit giebt. Vor allem aber in Haiti; dies ist die Linie, von welcher niemals uns zu entfernen, wir geschworen haben.“

Philologisch-historisch-geographische Untersuchungen über die Insel Helgoland und ihre Bewohner, von Fr. van der Decken. Hannover, 1826.

Ueber diese Schrift äußert sich ein Herr G. H. in den neuen allg. geograph. und stat. Ephemeriden, 20. Bds. 10. Stück folgendermaaßen:

Helgoland ist einer der unbedeutendsten Punkte der Erde — nur noch ein Felsen als Ueberrest einer größern Insel, welche die Wellen des Meeres nach und nach verschlungen haben, aber er liegt vor der Mündung eines bedeutenden Handelsflusses und hat zu den Zeiten eines Kriegs, wenn auch nicht als ein militairischer Punkt oder als Zufluchtsort für Schiffe, denn Helgoland besitzt nur eine Rhede und keinen Hafen, aber als Schlupfwinkel des Schmuggelhandels eine besondere Wichtigkeit. In dieser Rücksicht wurde er auch in dem letzten Seekriege von den Britten besetzt und im Kieler Frieden behalten.

Helgoland ist nun zwar in neuern Zeiten durch die Nachrichten, die uns Heinemeier und Reinke davon mitgetheilt haben, und durch die eigne Charte, die es durch Lang erhalten, ziemlich bekannt, indeß verdient der Verfasser der vorliegenden Beschreibung der Insel unsern Dank, daß er alle von dem Eilande bekannte Nachrichten gesammelt und mit seinen Bemerkungen und Untersuchungen vermehrt hier zusammengestellt hat.

In Hinsicht der Chorographie konnten wir von einem Felsen, der mit Zubehör etwa 5,600 Schritte im Umfange hält, wohl wenig Neues erwarten; um desto willkommner ist uns indeß, was er über die Geschichte der Insel, welcher er von den 41 Kapiteln, die das Buch enthält, 24 gewidmet hat, und über den Charakter, die Sitten und Beschäftigungen der Einwohner in dem Ueberreste des Buchs beibringt. Wenn es heißt, daß die Helgoländer von dem Charakter ihrer Vorfahren mehrere Züge aufbewahrt hätten, als irgend ein Volk in Europa sich dessen rühmen kann, so vergißt er die übrigen Friesischen Inseln von Oldenburg und Ostfriesland in dieselbe Cathegorie zu setzen; denn auf diesen haben sich Altfriesische Gebräuche und Sitten trotz dem Verlaufe von einem Jahrtausend noch immer in Reinheit erhalten, wenigstens alles, was mit der neuen Religion, die ihnen Willebrord zutrug, verträglich, und manches, was erst wohl oder übel mit ihr in Einklang gebracht werden mußte. Auf jenen Inseln versteht in der Regel kein

---

tion, die, außer allem andern, noch den Nachtheil hat, keine Interessen zu tragen, nicht eben so gut, wenn nicht noch mehr als die Bons seiner Anleihe an Werth verlieren?

(Anm. d. Redact. d. Phare du Havre.)

*) Ohne eine Maaßregel zu verschreien, die die dringendste Nothwendigkeit dem Gouvernement von Haiti dictirt haben soll, ist es denn nicht erlaubt, daß die fremden Kaufleute sich über die Folgen beklagen, die sie für ihre Operationen vorhersehen können? Ist es ihnen nicht erlaubt zu fürchten, nicht den Vorzug, den man dem haitischen Papiergelde angedeihen lassen würde, wohl aber die Resultate der Ausgabe desselben, das heißt die Nothwendigkeit nichts zu verkaufen, oder solches in Zahlung anzunehmen, um es bald in seinen Händen an Werth verlieren zu sehen? In Sachen der Finanzen ist es fast wie in Sachen des Gewissens: das Gesetz macht den Gläubiger nicht. Der Befehl des haitischen Senats wird machen können, daß das Papiergeld nach seiner nominellen Taxe angenommen werde; aber der reelle Werth der Waaren, wird im Verhältniß zur Werthahnahme dieser eingeschränkten Valuta steigen. Das Geld von Metall ist zugleich eine Repräsentation und ein Pfand; das conventionelle Geld hat nur Cours im Verhältniß des Credits, in dessen Schutz es gestellt ist, und von allen repräsentativen Werthen, ist das Papiergeld der schlechteste: die Effecten der Bank sind unerzählich remboursabel, weil sie nichts als ein Duplicat eines wirklichen Werthes sind. Die gewöhnlichen Obligationen haben eine bestimmte Verfallzeit und tragen Interessen; die Annuitäten haben ein Ziel wonach sie gehen, sich durch den gleichzeitigen Saldo eines Theiles der Interessen und des Capitals amortisirend; aber das Papiergeld trägt keine Interessen, ist nicht remboursabel außer mit dem freien Willen des Ausgebers, und ist oft, zur Taxe seines nominellen Werthes ausgegeben, nicht zu remboursiren, wenn es überhaupt remboursabel ist, als zu seinem reellen Werthe.

(Anm. d. Redact. d. Phare du Havre.)

Frauenzimmer die deutsche Sprache, deren doch wohl jede Helgoländerin kundig seyn muß, besonders bei dem Verkehre, den sie mit den fremden anlegenden Schiffen führen.

Die brittische Regierung hat den Einwohnern ihre heimische Verfassung völlig gelassen und bekümmert sich um die Verwaltung der Insel gar nicht; diese regiert und erhält sich durch eigne Obrigkeiten und richtet in Hinsicht der Rechtspflege nach dem Althelgoländer Landrechte; nur in einzelnen Fällen geht von dem einheimischen Gerichte die Berufung an den Commandanten der Britten. Die Einwohner nähren sich allein von dem Lootsengeschäfte und der Fischerei; jährlich verfahren sie 40,000 bis 50,000 Hummer und 2 Mill. Schellfische.

Dem lesenswerthen Werke sind 4 Beilagen angehängt, die meistens antiquarischen Inhalts sind; die eine davon dreht sich vorzüglich um die Frage, ob Helgoland schon den Alten bekannt gewesen sey und von denselben den Namen erhalten habe. Gesehen mögen Phönicier und Karthager es wohl haben, aber besucht gewiß nicht; denn was könnte sich für Handelsleute, gesetzt das damalige Helgoland sey auch zehnmal größer gewesen, hier wohl Anlockendes gefunden haben!

Insertions-Gebühren in England.

Wir hören in Deutschland so oft über die Höhe der Insertions-Gebühren in unsern periodischen Blättern klagen. In England, wo, ungeachtet der horrenden Theurung, der Preis der Bücher im Verhältnisse zu den ersten Lebensbedürfnissen, Speise und Trank, sich zu dem Preise derselben auf dem festen Lande unter demselben Verhältnisse wenigstens wie 1 zu 3 verhält, also, die Bücher wenigstens drei Mal wohlfeiler sind, als bei uns, bezahlt man, z. B., im Glasgow Mechanics' Magazine, an Insertions-Gebühr für Ankündigungen auf dem Umschlage

für eine Seite	2 £ 2 s
— — halbe Seite	1 = 5 =
— — viertel Seite	— = 15 =
für mehr als 8 Zeilen	— = 10 = 6 d
für weniger als 8 Zeilen	— = 7 = 6 =

Wenn man Ankündigungen, Prospectus ꝛc. beilegt, und dieselben in das Heft eingeheftet werden

für ein einzelnes Blatt	1 £ 11 s 6 d
für vier Seiten	2 = 2 = — =
für mehr als vier Seiten	3 = 3 = — =

(Vergleiche Glasgow Mechanics' Magazine. Supplement zum 3. Bd. auf dem Titel.

(Polytech. Journ.)

Miscellen.

Ein Bettler, ein an den Beinen lahmer Krüppel (cul-de-jatte), mit Namen Cleuze, wurde vor Kurzem auf dem Pariser Kirchhofe von Père-Lachaise festgenommen, wo er durch Singen das Mitleid der Vorübergehenden zu erwecken suchte. Nachdem er nach der Polizeipräfectur abgeführt, und, dem Gebrauche gemäß, durchsucht worden, fand man bei ihm eine Summe von 2,840 Franken in Gold. Vor den Gerichtshof der Zuchtpolizei geführt, berief sich dieses Individuum, jedoch vergebens auf eine ihm von der Polizeipräfectur zugestandene Erlaubniß singen zu dürfen, der Gerichtshof verurtheilte den Bettler, die Bestimmungen des 278. Artikels des Code penal auf ihn anwendend, zu sechs Monate Gefängniß, weil man bei ihm mehrere Effecten, die über 100 Franken werth waren und von denen er das Woher nicht nachweisen konnte, gefunden hatte.

Bei der Appellation nun hat er vor dem königlichen Gerichtshofe behauptet, daß der 278. Artikel, der blos von Effecten spreche, nicht auch auf Geld könnte angewendet werden. Der Gerichtshof hat demnach, ohne sich über diesen Punkt des Gesetzes weiter zu entscheiden, in Betracht, daß der Krüppel sich über das Woher seines Geldes genügend ausgewiesen, indem er gesagt habe, daß er es der Freigebigkeit und Großmuth des Publikums verdanke, befohlen, daß dieses sein Geld ihm wieder erstattet werden solle, und hat die Strafe auf fünf Tage Gefängniß reducirt.

Volksmenge von Rom.

Die letztere Zählung der Bewohner Rom's, die Ostern 1826 beendigt war, ergab ein Resultat von 139,847 Köpfen. Die Bevölkerung ist mithin wieder im Steigen, indeß so unbedeutend, daß vielleicht noch 50 Jahre hingehen werden, ehe sie den Stand von 1806, wieder erreicht haben wird. Es wurden gezählt:

1825	138,730
1824	138,510
1823	136,269
1819	134,161
1818	133,812
1816	128,997
1812	112,318

obgleich der Alm. Imper. sie in diesem Jahre, die jüdische Bevölkerung, die etwa 9,500 Köpfe stark ist, und in allen diesen Angaben fehlt, einrechnend, auf 120,000 Köpfe angab.

So tief war Rom's Bevölkerung nie gesunken, als im Jahre 1812: noch 1809 zählte man 153,300, 1807 154,973, 1800 163,034 und 1766 166,280 Individuen. Aber welch ein Unterschied gegen sonst, wo man unter den Cäsarn, Trajan und Mark Aurel wenigstens 1½ Million zählte.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Berliner Börse.

Nr 184 Sonntag, Sonntag den 31. Januar 1847

Redakteur: Dr. Julius Eduard Hitzig. Verleger: Ferdinand Dümmler. Druck: Gedruckt bei Ferdinand Dümmler.

Napoleon in Russland. Ein Gedicht von Adolf Stahr. Oldenburg, Schulze. 1846. 8. 1 Thlr.

Napoleon in Russland! Ein Thema, das sich nicht nur durch seine Grossartigkeit, sondern auch durch seine Tragik zu einer epischen Behandlung eignet. Napoleon, der Mann, der sich mit seinem Genius über alle Völker Europas erhoben hatte, der sie alle zu seinen Füssen sah, der sie alle zu seinen Sklaven machte, der sie alle zwang, seine Siegeswagen zu ziehen, der sie alle zwang, ihre Kinder für seine Siege zu opfern, der sie alle zwang, ihre Schätze für seine Siege zu vergeuden, der sie alle zwang, ihre Ehre für seine Siege zu verkaufen, der sie alle zwang, ihre Freiheit für seine Siege zu verpfänden,

von der Seite gewichen und versieht noch diesen Augenblick bei ihm die Funktionen eines Premier-Ministers unter dem Titel Kaimakan. Auch trug der Vater von Abbas-Mirza, als er den Thron bestiegen, kein Bedenken, ihm, obwohl noch jung, das Gouvernement von Azerbidjan und die Leitung des Krieges wider Rußland anzuvertrauen. Hiebei überzeugte sich dieser Prinz von dem Uebergewicht der europäischen Disciplin und Taktik, daher er auch alles aufbot, den König zu deren Annahme zu vermögen. Weit entfernt, daß seine vielfältigen Niederlagen ihn entmuthigt hätten, dienten sie nur, seinen Charakter noch mehr zu stählen. Er war der erste, der seine Generäle über die erlittenen Unfälle tröstete. „So oft mich die Russen schlagen," sagte er zu ihnen, „geben sie mir eine Lehre, aus der ich mehr Nutzen ziehe, als sie es sich denken mögen." Es erinnert dieses an die Aeußerung Peters des Großen: „Die Schweden werden mich so lange schlagen, bis sie mich lehren, sie zu besiegen." Man sieht, daß große Seelen die Ereignisse aus einem und demselben Gesichtspunkte betrachten."

„Im Gefolge der französ. Gesandtschaft befanden sich mehrere verdienstvolle Officiere, unter andern ein Ingenieur-Capitain, Namens Lami. Der Prinz ließ sich von ihm in der Mathematik unterrichten und machte reißende Fortschritte. Er ließ sich Guibert's Militair-Werke und auch die Exercir- und Manövrir-Reglements übersetzen, und vom Zeichnen lernte er so viel, als nöthig war, einen correcten Riß aufzumachen. Da er aber wohl einsah, daß er diese Kenntnisse nicht selbst wieder andern übertragen könne, so engagirte er den französ. Capitain, aus der Mitte seiner Officiere 16 Zöglinge zu bilden, deren Fortschritte er beobachtete und sie sowohl durch sein Beispiel, als durch sein Zureden zum Fleiß anspornte. Ueberzeugt, daß bei gewissen Dingen die Theorie ohne Praxis keinen Werth habe, lernte er selbst die Handhabung des Gewehrs und die Commando-Weise nach französ. Art, und theilte zwei Jahre lang seine Zeit zwischen dem Studium und der Manövrirung der Infanterie und Artillerie, welche die Officiere der Gesandtschaft organisirten. Er machte sich speciell mit dem Bau der Kasernen, des Arsenals, der Werkstätte, der Pulvermühle und der Stückgießerei bekannt, die von französ. Officieren aufgeführt wurden, und wandte alle ihm zu Gebot stehende Hülfsmittel zum Unterhalt und zur Ausschmückung seiner Truppen an. Diese wichtigen Beschäftigungen hielten ihn nicht ab, den Krieg fortzusetzen, und jedes Frühjahr im Felde zugleich General und Soldat zu seyn. Das einzige, was man an diesem Prinzen tadeln kann, ist, daß er zu wenig auf seine persönliche Sicherheit bedacht ist und sich in diesem Punkte ganz als Perser zeigt. Es hält schwer, ihn von der Nothwendigkeit, Vorposten und Vedetten auszustellen, zu überzeugen. Diese Vernachlässigung, an sich hochherzig, wäre ihm bald theuer zu stehen gekommen. Es hätte sich nämlich einmal bei Nacht ein russisches Streif-Commando in sein Lager geschlichen und schon die Ausgänge seines Zeltes besetzt, ehe er erwachte, so daß ihm nur eben noch so viel Zeit blieb, um vom Lager aufzuspringen, seinen Dolch zu ergreifen, und damit in der einen Seite des Zeltes eine Oeffnung zu machen, durch die er sich flüchtete; nun lief er, fast nackend, zu einem Platze, wo er wußte, daß ein Pferd stand; dessen Leine abschneiden, sich, ungesattelt, wie es war, hinauf werfen, sich an die Spitze seiner Truppen stellen, die sich schon zu sammeln begannen, dies alles war die Sache eines Augenblicks. Das, nur aus zwei Compagnieen bestehende russische Detaschement, das einen so kühnen Streich unternommen hatte, wurde nun zwar bald zum Weichen gebracht, führte aber seinen Rückzug so gut aus, daß es nicht einen einzigen Mann verlor."

„Zu der englischen Gesandtschaft des Herrn Malcolm sah Abbas-Mirza scheel und sagte, sie käme mit vollen Händen, um sie zu erkaufen. Er hat den Virgil nicht gelesen, sieht aber dennoch das timeo danaos et dona ferentes ein. Er sprach oft von der schlechten Behandlung der Indier durch die Engländer, gab ihrer Politik den Verfall des Reichs des Moguls schuld, und fürchtete, sie möchten Lust bekommen, einen gleich verderblichen Einfluß in Persien auszuüben. Diese Besorgniß bestand auch vielleicht nicht bloß in der Einbildung, denn der Gesandte wiederholte mehrere Male das Gesuch um die Ermächtigung, wieder, wie vormals, eine Factorei zu Buchir einrichten und dort eine gewisse Anzahl Truppen unterhalten zu dürfen. Dieses Verlangen, wohinter mehr stecke, als geäußert wurde, ward auch abgeschlagen; denn es wäre, bei der Entlegenheit des Orts vom Mittelpunkt des Reiches, der englischen Politik ein Leichtes gewesen, den Hang der meisten Gouverneurs zur Unabhängigkeit zu ihren Zwecken zu benutzen."

„Die Lebensweise des Abbas-Mirza ist eben so lobenswürdig als seine Thaten. Weit entfernt, seinem Vater nachzuahmen, hat er nie mehr als vier Frauen, und nur eine aus Liebe haben wollen; die Letztere ist eine Kaufmannstochter aus der Vorstadt von Tebris. Mit dieser hatte er zwei Söhne, als ich Persien verließ, und obgleich der älteste kaum 6 Jahre alt war, mußte er, leicht gekleidet, mitten im Winter stets neben ihm herreiten. Da selbst mir eine solche Strenge in der Erziehung auffiel, so äußerte ich einst gegen ihn meine Besorgniß über die Gesundheit dieses Kindes. „Der Knabe muß," antwortete er mir, „sich bei Zeiten an die Härte eines Standes gewöhnen, in dem er vielleicht, so lange er lebt, bleibe, und aus eigner Erfahrung muß er die Beschwerlichkeiten des Soldatenstandes würdigen lernen." — Ist dieser Prinz im Felde, so hat er nie eine von seinen Frauen bei sich, welchem Beispiel nun auch seine sämmtlichen Officiere folgen. In den Augenblicken seiner Muße geht er auf die Jagd, eine Leibesübung, die er leidenschaftlich liebt. Bei seinen Ausflügen besucht er die Dörfer und erkundigt sich bei den Bauern, ob sie auch Hudeleien und Ungerechtigkeiten ausgesetzt sind. Er weiß jede Art Waffe mit Geschicklichkeit zu führen und ich habe oft gesehen, daß er im gestreckten Galopp, auf mehr als 60 Fuß Weite, einen Rehbock mit seinem Wurfspieß mitten in den Leib getroffen hat. Schießt er mit der Armbrust, so verfehlt sein Pfeil nie des Ziels. In dieser Waffe übt er sich gern auf seinen gewöhnlichen Spaziergängen; er läßt dann einen Hammel hinter sich herführen, entfernt sich von diesem im Galopp, und ist er ein funfzig Schritte geritten, so hebt er sich in seinen Steigbügeln in die Höhe, wendet den Kopf hinterwärts, schickt den Pfeil ab, und schießt höchst selten fehl. Diese Art, den Bogen zu führen, soll in diesen Ländern seit uralten Zeiten Sitte seyn, und sie ist es höchst wahrscheinlich, die den Rückzug der Parther so gefährlich machte."

„Er steht früh Morgens auf, ist religiös ohne Bigotterie, und unterläßt nie die vom Koran vorgeschriebenen drei Gebete. Sehr mäßig, und sich des Weins enthaltend, straft er die Officiere nicht, die solchen trinken, nur achtet er sie weniger. Er raucht nicht, und, eine hier zu Lande außerordentliche Sache, verabscheuet den Caffau. Von Morgens 8 bis 10 Uhr hält er Divan, dann frühstückt er in seinem Harem; hernach arbeitet er mit den Ministern und den Militair-Chefs bis 2 Uhr Nachmittags; nach eingenommenem Mittagsmahl reitet er bis 6 Uhr Abends aus, wo er zum Gebet heimkehrt; oft zeigt er sich auch hiernach wieder und bringt den Abend unter seinen Hofleuten zu, was jedoch nie später dauert, als bis 10 Uhr. Seine Uniform unterscheidet ihn nicht von dem Geringsten seiner Leibwache, und ein schmuckloses Messer ist an einem Gürtel befestigt, der aus einem sehr schönen Cachemir besteht. Dennoch kann es nicht fehlen, ihn wegen seiner edlen Haltung und seines ehrfurchtgebietenden Blickes gleich zu erkennen."

„Abbas-Mirza ist wohlgebaut und, ohne groß zu seyn, von kräftigem Wuchs; sein Gesicht ist lang und blaß; über seinen großen Augen

Mit dem Ende des Jahres 1911 hat der Verein sein 25jähriges Bestehen vollendet. Es ist daher angebracht, einen Rückblick auf die Entwicklung des Vereins zu werfen. Der Verein ist aus einer Vereinigung von Interessenten hervorgegangen, die sich zusammenfanden, um die Einführung der Elektrizität in Hannover zu fördern. Diese Vereinigung hat sich im Laufe der Jahre zu einem Verein entwickelt, der heute über 1000 Mitglieder zählt. Der Verein hat sich die Aufgabe gestellt, die Einführung der Elektrizität in Hannover zu fördern, indem er die Interessen der Elektrizitätsverbraucher vertritt und die Elektrizitätsversorgung der Stadt Hannover überwacht. Der Verein hat sich auch die Aufgabe gestellt, die Einführung der Elektrizität in Hannover zu fördern, indem er die Interessen der Elektrizitätsverbraucher vertritt und die Elektrizitätsversorgung der Stadt Hannover überwacht. Der Verein hat sich auch die Aufgabe gestellt, die Einführung der Elektrizität in Hannover zu fördern, indem er die Interessen der Elektrizitätsverbraucher vertritt und die Elektrizitätsversorgung der Stadt Hannover überwacht.

Abb. 1. Ansicht des Hauses. Architekt: Professor Dr. Ing. Hermann Muthesius, Berlin.

Abb. 2. Grundriß des Erdgeschosses.

Abb. 3. Grundriß des Obergeschosses.

Abb. 4. Grundriß des Dachgeschosses.

Abb. 5. Grundriß des Kellergeschosses.

Abb. 6. Grundriß des Dachgeschosses.

Abb. 7. Grundriß des Kellergeschosses.

Abb. 8. Grundriß des Dachgeschosses.

Abb. 9. Grundriß des Kellergeschosses.

Abb. 10. Grundriß des Dachgeschosses.

Abb. 11. Grundriß des Kellergeschosses.

Abb.

dann an die Spitze einer Art von Kreuzzug, um die in den Meeren der Levante stationirten Türken anzugreifen, traf hier bei Lepanto auf diese und vernichtete sie.

Im darauf folgenden Jahre kehrte Don Juan in dieselben Meere zurück, aber dieser zweite Feldzug führte kein neues Resultat herbei: die Türken zogen sich zurück. Müde, sie vergeblich herauszufordern, verließ er bald ihre Spur und ging nach Messina, dort auszuruhen. Von da segelte er nach Afrika, wo er Tunis und Biserte nahm und bei Carthago die Ungläubigen in die Flucht schlug. Er war damals ein und dreißig Jahr alt. Philipp rief ihn nach Spanien zurück, und beauftragte ihn, die aufrührischen batavischen Provinzen wieder unter seine Bothmäßigkeit zurück zu bringen. Er begab sich deshalb nach Belgien und führte hier mit glücklichem Erfolg den Krieg, wenn gleich für eine Sache, die die Geschichte streng gerichtet hat. Er gewann die Schlacht bei Gemblour, aber endlich scheiterte Don Juan nach tausendfachen Anstrengungen. Er starb zu Namur an Gift, in seinem drei und dreißigsten Jahre, während jener großen Ereignisse. Dieses, von Philipp II. anbefohlene Verbrechen, ward, wie einige Geschichtschreiber melden, von einem Priester vollführt.

Es ist immer angenehm in den Lebensbeschreibungen geschichtlicher Personen, etwas von ihnen mit eigner Hand geschriebenes vorzufinden, worin sie von sich selbst und ihren Zeitgenossen sprechen. Die vier hier folgenden Briefen werden dem Don Juan zugeschrieben. Man sagt, er habe sie an die Wittwe Quiriadas, während seiner Reise von Paris aus geschrieben, als er sich auf Philipps II. Befehl nach den Niederlanden begab. Don Juan reiste damals in der Verkleidung eines Sclaven des Octavio de Gonzaga, eines der Cavaliere seines Gefolges.

„October 1576."

„Es verlangt mich sehr diese berühmte und berüchtige Königin zu sehen, die Schwiegertochter Franz I., Wittwe Heinrich II., Nichte zweier Päbste, Mutter dreier Könige von Frankreich und Schwiegermutter der Könige von Spanien und Navarra; und doch ist meine Neugierde noch weniger durch so viele pomphafte Titel als durch die unglückselige Berühmtheit, die gewichtig auf dem Haupte dieser Catharina ruhet, erregt. Wenn ich dem glauben wollte, was man zu Neapel über diese außerordentliche Frau sagte, so hätte sie während ihres ganzen Lebens nichts gethan, als einem bösen Schicksale gehorcht. Die Astrologen droheten bei ihrer Geburt dem Lande, nach welchem sie sich einst verheirathen würde, mit so großem Unheile, daß ihre eigne Familie damals auf dem Punct gewesen seyn soll sie zu ersticken. Werde ich in ihren Zügen das Gepräge eines bösen Geistes wieder erkennen? Hat die Verwünschung ihnen ihr unheilverkündendes Siegel aufgedrückt, oder versteht wohl diese große Königin die schreckliche Kunst, selbst vor vorbereiteten Augen die Spuren ihrer Verbrechen und das Geheimniß ihrer Rache zu verbergen?"

„October 1576."

„Diesen Morgen war ich unter Gonzaga's Auspicien im Louvre. Der König*) hatte im Conseil präsidirt. Wir fanden ihn in seinem Cabinette, inmitten eines halben Duzend kleiner Hunde, seiner beiden geliebtesten Mignons, Quelus und Saint-Maigrin, einiger, unausstehliches Geschrei ausstoßender Papagayen, und mit einem kleinen Affen, der auf den Schultern und dem Kopfe Sr. Majestät herumsprang. Man ließ die Hunde und die Mignons hinausbringen, und wir blieben nebst den Papagayen zurück."

„Heinrich ist klein, aber wohlgebauet; sein Blick ist voll Sanftmuth und Milde, seine Sitten edel, voll Anstand und Grazie; er trägt Ohrringe und legt Roth auf, wie ein Frauenzimmer; seine Haare sind mit Sorgfalt frisirt; ein langer Rosenkranz hängt an seinem Gürtel. So zeigte sich uns der Sieger von Montcontour. Vergebens bestrebte sich Gonzaga, die Unterredung auf einen wichtigeren Gegenstand zu lenken; wir mußten von Anfang bis zu Ende einen Bericht über die Maskeraden und Andachtsübungen anhören, die sich in das Leben dieses Fürsten theilen, die fromme Anordnung seiner Prozessionen, und den orientalischen Luxus seiner Hoffeste bewundern. O! daß ich mich zu erkennen geben könnte! das würde unfehlbar für Heinrich eine treffliche Gelegenheit seyn, Ballets und Carousselle zu geben. Uns verabschiedend bestieg der König seine Carosse mit seinen Mignons; er ging nach Sainte Chapelle, das wahre Kreuz anzubeten. Gonzaga hat von einer zweiten Audienz gesprochen: wir erwarten die Befehle Sr. Majestät."

„October 1576."

„Ich bin mit Gonzaga und dem Gesandten wieder im Louvre gewesen. Man erwartete den König mit Ungeduld. Endlich sahen wir ihn in seinen Palast zurückkehren, angethan mit einem Bußgewande, eine Geißel und einen großen Rosenkranz in der Hand tragend. Er hat sich in die Congregation der Geschlagenen (des battus) aufnehmen lassen, um den, von Gregor XIII. verliehenen Jubiläums-Ablaß zu gewinnen: Heinrich durchwandert deshalb mit seinen Mitbrüdern die Straßen von Paris, und betet in jeglicher Kirche andächtig seine Paternoster. Er warf ein Reliquienkästchen und seinen Rosenkranz von Todtengebeinen auf die Tafel; hierauf unterhielt er uns, während er bald einem Hunde, bald einem Papagayen liebkosete, von den Angelegenheiten seines Königreichs. Se. Majestät schien zu wünschen, sich vor der Hand nicht mit der hugenottischen Parthei überwerfen zu müssen, deren Verzweiflung man hier wohl fürchten mag: aber die Ereignisse drängen, unser Gesandter sprach im Namen der katholischen Allianz, und Gonzaga bemühete sich gleichfalls, die Erlaubniß zum Durchzug der neuen Hülfstruppen durch Frankreich zu erlangen. Der Nuntius des Papstes der in diesem Augenblicke dem Könige einen Besuch abzustatten kam, erklärte selbst, daß der heilige Stuhl niemals die Gewissensfreiheit dulden werde, deren Folgen, sagte er, für die Kirche so verderblich werden könnten. Seine mit Würde ausgesprochenen Worte schienen über die Unentschlossenheit des Monarchen zu triumphiren: er wird das Pacificationsedict widerrufen, und aus seinem Rathe alle die, die nicht rein katholisch sind, entfernen; Sr. Majestät will, daß wir unsre Abreise um zwei Tage aufschieben sollen, um einem Feste beizuwohnen, das derselbe der Königin Mutter geben muß. Ich werde also Catharina sehen, ich werde sie inmitten ihres Hofstaates, geziert mit allem ihrem Zauber, sehen."

„October 1576."

„Catharina von Medicis ist in ihrem funfzigsten Jahre noch eine der verführerischsten Frauen ihres Königreichs. Sie verdunkelt noch jetzt, durch das Edle ihrer Züge und durch die über ihre ganze Person verbreitete Grazie, den ganzen Schwarm der jugendlichen Schönheiten, die sich beeifern ihr zu dienen. Man möchte sagen, daß in ihrer Seele eine glückliche Mischung alles dessen sich vorfinde, was immer die Macht imponirendes haben kann, vereint mit der französischen Leichtigkeit. Bisweilen jedoch sieht man sie ihre Blicke zerstreut und in Nachdenken versunken aufs gerade wohl ins Blaue richten, als wollte sie mit einem Male an nichts anderes als ihr wunderbares Schicksal denken. Vielleicht auch rührt dieser vorübergehende Trübsinn von gewissen Erscheinungen her, über die sich Catharina beklagen soll. So sagt man, es sey ihr begegnet, daß sie eine Stelle mit Schrecken bezeichnet und ausgerufen habe: „Ich sehe den Schatten des verstorbenen Cardinals von Lothringen vorüberschweben." — Mein Himmel! wer weiß wie viele grauenerregende Gestalten und Geister, die sie zu nennen nicht wagen wird, wohl noch

*) Heinrich der Dritte. —

Die Gefahr der Verwechslung mit dem Ruf des Kiebitz ist gering, da dieser nicht so weit trägt. Auch ist der Ruf des Kiebitz viel weicher und nicht so durchdringend. Der Ruf des Goldregenpfeifers ist ein weiches, flötendes „tlüi", das oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert. Der Ruf des Kiebitz ist ein scharfes, durchdringendes „kiwitt", das nicht so oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert. Der Ruf des Goldregenpfeifers ist ein weiches, flötendes „tlüi", das oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert. Der Ruf des Kiebitz ist ein scharfes, durchdringendes „kiwitt", das nicht so oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert.

Der Ruf des Goldregenpfeifers ist ein weiches, flötendes „tlüi", das oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert. Der Ruf des Kiebitz ist ein scharfes, durchdringendes „kiwitt", das nicht so oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert. Der Ruf des Goldregenpfeifers ist ein weiches, flötendes „tlüi", das oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert. Der Ruf des Kiebitz ist ein scharfes, durchdringendes „kiwitt", das nicht so oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert.

Der Ruf des Goldregenpfeifers ist ein weiches, flötendes „tlüi", das oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert. Der Ruf des Kiebitz ist ein scharfes, durchdringendes „kiwitt", das nicht so oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert. Der Ruf des Goldregenpfeifers ist ein weiches, flötendes „tlüi", das oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert. Der Ruf des Kiebitz ist ein scharfes, durchdringendes „kiwitt", das nicht so oft wiederholt wird. Er ist auch in der Nähe des Nestes zu hören, wenn der Vogel sich dem Menschen nähert.

ten, so nahm Benavides den Capitain für sich in Anspruch und übergab die vier Matrosen einigen Individuen, die er unter Todesstrafe für sie verantwortlich machte. Bald darnach wurden die Gefangenen neuerdings zusammengerufen und aufgefordert, bei den Seeräubern als Soldaten einzutreten. Ueberzeugt, daß eine Weigerung ihnen das Leben gekostet haben würde, willigten sie sämmtlich ein. Nach Verlauf eines Monats rüstete Benavides die Brigg Hersilia, theils mit seinen Leuten, theils mit der vormaligen Mannschaft aus. Er sandte sie nach der Insel Chiloe, um bei den Spaniern um Beistand nachzusuchen. Das Schiff stand unter dem Befehl eines Matrosen, dem man angedeutet hatte, daß der Capitain und die andern Gefangenen einen Verrath mit ihrem Leben büßen würden. Diese Drohung hatte die Würkung, die man sich davon versprochen; die Brigg legte ihre Fahrt glücklich zurück und brachte auf der Rückreise eine 24pfündige und vier 6pfündige Kanonen, nebst 2 Feldstücken, Munition, 11 spanische Officiere und 20 Soldaten mit. Diese Unterstützung begleitete ein schmeichelhaftes Schreiben; denn der Gouverneur von Chiloe gab, als guter und getreuer Unterthan, Waffen gegen die Patrioten her, und hielt es unter diesen Umständen für überflüssig, sich um die Moralität seines Verbündeten zu bekümmern. Auch der englische Wallfischjäger Perseverance fiel dem Benavides in die Hände, und nach diesem noch die amerikanische Brigg Ocean, die mehrere Tausend Gewehre geladen hatte. Letzteres Schiff war zu Rio Janeiro für Lima befrachtet gewesen, und hatte Wassermangels wegen bei der Insel Santa-Maria angelegt, wo es, wie andre vor ihm, von Benavides überrumpelt und genommen ward. Es konnte nicht fehlen, daß dem Piraten nach seinen mehrfältigen Erfolgen der Kamm schwoll: er faßte den Plan, eine regelmäßige Armee zu organisiren und auf San-Jago loszugehen, während seine Flotte Valparaiso blockirt halte, und meinte, Chili in kurzer Zeit erobern zu können. Der Ausführung dieses Plans standen große Hindernisse im Wege; das schreckte aber einen Benavides nicht ab; er machte zuerst die gefangenen Matrosen zu Soldaten, hielt sie durch strenge Zucht in Gehorsam, und brachte ihnen bald die Handhabung des Gewehrs und die nöthigen Bewegungen bei. Der Capitain vom Schiffe Perseverance, der bei einem Versuch zur Flucht ergriffen worden, ward zum Tode verurtheilt, und ein Matrose, dessen Desertion ebenfalls verunglückte, ward gleich in Stücken gehauen, und sein Leichnam den andern Gefangenen als Warnung zur Schau ausgestellt.

Bei aller Wildheit des Charakters, fehlte es übrigens dem Benavides nicht an Talenten; er war thätig, energisch und muthvoll. Aus den Piken und Harpunen der Wallfischjäger wurden Lanzen für die Cavallerie und Hellebarden für die Infanterie gemacht; die Segel wurden mit zur Bekleidung der Soldaten verwendet; die Schiffszimmerleute mußten Pontons und Train-Wagen anfertigen, die Büchsenschäfter die Gewehre ausbessern und Lanzen schärfen; kurz alle Kenntnisse, welche die Gefangenen besaßen, wurden zweckmäßig benutzt. Die Officiere konnten über ihre Behandlung nicht klagen; sie lebten in einem Hause mit Benavides und wurden von diesem bei allen seinen Unternehmungen zu Rath gezogen. Als er einst mit dem Capitain der Hersilia spazieren ging, äußerte er seine Freude darüber, nun endlich mit der Organisirung seiner Armee fertig zu seyn, nur bedauerte er, daß es der Cavallerie an Trompetern fehle. „Diese wackeren Leute," sagte er, „werden sich nie für rechte Dragoner ansehen, hören sie nicht bei jeder Evolution die Trompete ertönen, und wenn deren Klang sie nicht befeuert, werden weder Mann noch Reuter ihre Schuldigkeit ganz thun. Man muß diesem Mangel durch irgend eine Erfindung abzuhelfen suchen." Der Capitain brachte den Piraten nun, um sich bei ihm in Gunst zu setzen, auf die Idee, Trompeten aus den Kupferbeschlägen der genommenen Schiffe verfertigen zu lassen. „Ei, da haben Sie Recht," erwiederte Benavides, „wie ists nur möglich, daß ich darauf nicht längst verfallen bin!" Sogleich mußten sich die Waffenschmiede an diese Arbeit machen, und ehe noch die Nacht einbrach, ertönte das Lager vom kriegerischen Klange der Trompeten.

Die schwere Aufgabe, Nutzen aus dem Dienste seiner gezwungenen Bundesgenossen, der Engländer und Amerikaner, zu ziehen, löste er dergestalt, daß ihnen immer eine überlegene Escorte beigegeben wurde, die den Befehl hatte, gleich den ersten, der Reißaus zu nehmen Miene mache, niederzuschießen; und gezügelt durch solche Vorkehrungen, führte er sie mehrere Male ins Innere des Landes.

Der Schiffscapitain, der die glänzende Erfindung wegen der Trompeten-Verfertigung gemacht hatte, begann mehr und mehr das Vertrauen des Benavides zu gewinnen, daher ihm auch ein ausgedehnterer Kreis zu seinen Excursionen erlaubt wurde, was ihm denn die lange ersehnte Gelegenheit zur Flucht verschaffte. Er bemächtigte sich nämlich zweier Kähne, die nahe am Ufer lagen, und entfernte sich darin mit einem Matrosen vom Schiffe Ocean und mit 9 Leuten seiner vorigen Mannschaft, nachdem er zuvor noch so vorsichtig gewesen, einige andre Fahrzeuge, die man zu seiner Verfolgung hätte anwenden können, zu versenken. Ohne auf seiner Flucht beunruhigt zu werden, erreichte er die Insel Santa-Maria, ehe Benavides sein Verschwinden wahrgenommen hatte. Nachdem er und seine Gefährten dort eine Zeitlang unter großer Noth und Beschwerlichkeit gelebt hatten, fanden sie endlich die Mittel, sich nach Valparaiso zu begeben. Hier stattete der Capitain an Sir Thomas Hardy Bericht über sein Geschick ab, der nun sofort ein Schiff abzusenden beschloß, um, wenn möglich, auch die andern Gefangenen frei zu machen. „Dieser Auftrag," sagt der Capitain Hall, „ward mir zu Theil, und da der Chef des nordamerikanischen Geschwaders eben kein Schiff disponibel hatte, so sollte ich auch, nach Uebereinkunft, das Interesse der Amerikaner mit wahrnehmen. Der Capitain und ein Matrose der Hersilia boten sich als Lootsen an, und ich kann ihres Eifers und ihrer Oertlichkeitskenntnisse nur belobend gedenken."

Benavides bediente sich nach Umständen des Titels eines spanischen Officiers und zog zuweilen die Flagge dieser Nation auf, gewöhnlich aber ließ er eine selbsterfundene, als Chef der Araucanier und unabhängig von Spanien, wehen. Sein Titel als spanischer Officier und die ihm von der Insel Chiloe aus gegebene Unterstützung machten es für die Neutralen schwierig und delicat, etwas gegen ihn zu unternehmen.

Im Monat Februar 1822 litt er endlich, nachdem er schon mehrere Unfälle erlebt hatte, mit einem seiner Fahrzeuge Schiffbruch beim Hafen von Topocalma. Er begab sich verkleidet in die Stadt, vorgebend, er habe Depeschen an den obersten Director der Republik abzugeben; aber er ward erkannt, zum Tode verurtheilt, und am 21. desselben Monats in einem, einem Maulthier an den Schwanz gebundenen Korbe zur Richtstatt geschleift und auf dem großen Marktplatze gehangen.

Von der Polyandrie und der Gynekratie.

Man hat von jeher viel über Polygamie (Vielweiberei), ihre Ursachen und ihre Modifikationen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Nationen geschrieben und gelesen; die Polyandrie (Vielmännerei) dagegen glaubte lange niemand im Ernste bei irgend einem Volke öffentlich und gesetzlich eingeführt. Dennoch existirt sie wirklich bei mehreren Völkerstämmen. So findet man z. B. in Leschenaults Relation abrégée d'un voyage aux Indes-Orientales, die in der Akademie der Wissenschaften vorgelesen worden ist, folgendes darüber:

„Ich besuchte die Gebirge von Nellogerry, die einen Theil der Bergkette der Gattes ausmachen. Die Unwegsamkeit, die Schwierigkeit,

to use the law, to keep it, to enforce it, to administer it, to interpret it, to make it, to change it, to repeal it, to violate it, to evade it, to nullify it, to defy it, to disobey it, to resist it, to overthrow it, to trample it under foot, to abrogate it, to annul it, to destroy it, to abolish it, to forget it, to ignore it, to neglect it, to remember it, to obey it, to love it, to hate it, to worship it, to blaspheme it, to curse it, to bless it, to praise it, to glorify it, to magnify it, to exalt it, to honor it, to dishonor it, to shame it, to disgrace it, to revere it, to fear it, to dread it, to tremble before it, to scorn it, to mock it, to deride it, to ridicule it, to caricature it, to parody it, to misrepresent it, to misinterpret it, to misapply it, to misuse it, to abuse it, to pervert it, to corrupt it, to defile it, to profane it, to desecrate it, to sanctify it, to hallow it, to consecrate it, to dedicate it, to devote it, to surrender it, to yield it, to submit it, to subject it, to subordinate it, to prefer it, to exalt it above all things, to put it first, to put it last, to put it nowhere, to put it everywhere, to put it in the heart, to put it in the head, to put it in the hand, to put it in the feet, to put it in the mouth, to put it in the eyes, to put it in the ears, to put it in the nose, to put it in the skin, to put it in the bones, to put it in the blood, to put it in the flesh, to put it in the nerves, to put it in the brain, to put it in the soul, to put it in the spirit, to put it in the mind, to put it in the will, to put it in the conscience, to put it in the memory, to put it in the imagination, to put it in the reason, to put it in the judgment, to put it in the understanding, to put it in the affections, to put it in the desires, to put it in the passions, to put it in the appetites, to put it in the instincts, to put it in the habits, to put it in the character, to put it in the life, to put it in the conduct, to put it in the speech, to put it in the thoughts, to put it in the feelings, to put it in the emotions, to put it in the sentiments, to put it in the principles, to put it in the maxims, to put it in the rules, to put it in the precepts, to put it in the commandments, to put it in the statutes, to put it in the ordinances, to put it in the decrees, to put it in the edicts, to put it in the proclamations, to put it in the manifestos, to put it in the declarations, to put it in the resolutions, to put it in the petitions, to put it in the memorials, to put it in the remonstrances, to put it in the protests, to put it in the appeals, to put it in the arguments, to put it in the briefs, to put it in the pleadings, to put it in the decisions, to put it in the judgments, to put it in the verdicts, to put it in the sentences, to put it in the penalties, to put it in the punishments, to put it in the rewards, to put it in the prizes, to put it in the crowns, to put it in the thrones, to put it in the kingdoms, to put it in the empires, to put it in the republics, to put it in the governments, to put it in the constitutions, to put it in the charters, to put it in the bills of rights, to put it in the declarations of independence, to put it in the declarations of war, to put it in the treaties of peace, to put it in the treaties of alliance, to put it in the treaties of commerce, to put it in the treaties of boundary, to put it in the treaties of extradition, to put it in the treaties of arbitration, to put it in the treaties of neutrality, to put it in the treaties of guarantee, to put it in the treaties of mediation, to put it in the treaties of reciprocity, to put it in the treaties of most favored nation, to put it in the treaties of free trade, to put it in the treaties of protection, to put it in the treaties of tariff, to put it in the treaties of revenue, to put it in the treaties of taxation, to put it in the treaties of finance, to put it in the treaties of currency, to put it in the treaties of banking, to put it in the treaties of credit, to put it in the treaties of debt, to put it in the treaties of bankruptcy, to put it in the treaties of insolvency, to put it in the treaties of liquidation, to put it in the treaties of dissolution, to put it in the treaties of partnership, to put it in the treaties of corporation, to put it in the treaties of joint stock company, to put it in the treaties of limited liability company, to put it in the treaties of trust, to put it in the treaties of monopoly, to put it in the treaties of combination, to put it in the treaties of conspiracy, to put it in the treaties of boycott, to put it in the treaties of strike, to put it in the treaties of lockout, to put it in the treaties of arbitration, to put it in the treaties of conciliation, to put it in the treaties of mediation, to put it in the treaties of collective bargaining, to put it in the treaties of labor, to put it in the treaties of capital, to put it in the treaties of wages, to put it in the treaties of hours, to put it in the treaties of conditions, to put it in the treaties of employment, to put it in the treaties of unemployment, to put it in the treaties of pensions, to put it in the treaties of insurance, to put it in the treaties of relief, to put it in the treaties of charity, to put it in the treaties of philanthropy, to put it in the treaties of benevolence, to put it in the treaties of kindness, to put it in the treaties of love, to put it in the treaties of brotherhood, to put it in the treaties of fatherhood, to put it in the treaties of sonship, to put it in the treaties of daughtership, to put it in the treaties of motherhood, to put it in the treaties of sisterhood, to put it in the treaties of family, to put it in the treaties of home, to put it in the treaties of marriage, to put it in the treaties of divorce, to put it in the treaties of adultery, to put it in the treaties of fornication, to put it in the treaties of prostitution, to put it in the treaties of rape, to put it in the treaties of seduction, to put it in the treaties of abduction, to put it in the treaties of kidnapping, to put it in the treaties of slavery, to put it in the treaties of peonage, to put it in the treaties of involuntary servitude, to put it in the treaties of forced labor, to put it in the treaties of convict labor, to put it in the treaties of child labor, to put it in the treaties of sweating, to put it in the treaties of tenement house, to put it in the treaties of factory, to put it in the treaties of mine, to put it in the treaties of railroad, to put it in the treaties of steamship, to put it in the treaties of aviation, to put it in the treaties of automobile, to put it in the treaties of bicycle, to put it in the treaties of horse, to put it in the treaties of dog, to put it in the treaties of cat, to put it in the treaties of bird, to put it in the treaties of fish, to put it in the treaties of insect, to put it in the treaties of plant, to put it in the treaties of tree, to put it in the treaties of flower, to put it in the treaties of fruit, to put it in the treaties of vegetable, to put it in the treaties of grain, to put it in the treaties of meat, to put it in the treaties of milk, to put it in the treaties of butter, to put it in the treaties of cheese, to put it in the treaties of egg, to put it in the treaties of bread, to put it in the treaties of water, to put it in the treaties of air, to put it in the treaties of light, to put it in the treaties of heat, to put it in the treaties of cold, to put it in the treaties of electricity, to put it in the treaties of magnetism, to put it in the treaties of gravity, to put it in the treaties of motion, to put it in the treaties of time, to put it in the treaties of space, to put it in the treaties of matter, to put it in the treaties of energy, to put it in the treaties of force, to put it in the treaties of power, to put it in the treaties of life, to put it in the treaties of death, to put it in the treaties of eternity, to put it in the treaties of God, to put it in the treaties of man, to put it in the treaties of nature, to put it in the treaties of the universe, to put it in the treaties of the world, to put it in the treaties of the flesh, to put it in the treaties of the spirit, to put it in the treaties of the soul, to put it in the treaties of the mind, to put it in the treaties of the heart, to put it in the treaties of the conscience, to put it in the treaties of the will, to put it in the treaties of the memory, to put it in the treaties of the imagination, to put it in the treaties of the reason, to put it in the treaties of the judgment, to put it in the treaties of the understanding, to put it in the treaties of the affections, to put it in the treaties of the desires, to put it in the treaties of the passions, to put it in the treaties of the appetites, to put it in the treaties of the instincts, to put it in the treaties of the habits, to put it in the treaties of the character, to put it in the treaties of the life, to put it in the treaties of the conduct, to put it in the treaties of the speech, to put it in the treaties of the thoughts, to put it in the treaties of the feelings, to put it in the treaties of the emotions, to put it in the treaties of the sentiments, to put it in the treaties of the principles, to put it in the treaties of the maxims, to put it in the treaties of the rules, to put it in the treaties of the precepts, to put it in the treaties of the commandments, to put it in the treaties of the statutes, to put it in the treaties of the ordinances, to put it in the treaties of the decrees, to put it in the treaties of the edicts, to put it in the treaties of the proclamations, to put it in the treaties of the manifestos, to put it in the treaties of the declarations, to put it in the treaties of the resolutions, to put it in the treaties of the petitions, to put it in the treaties of the memorials, to put it in the treaties of the remonstrances, to put it in the treaties of the protests, to put it in the treaties of the appeals, to put it in the treaties of the arguments, to put it in the treaties of the briefs, to put it in the treaties of the pleadings, to put it in the treaties of the decisions, to put it in the treaties of the judgments, to put it in the treaties of the verdicts, to put it in the treaties of the sentences, to put it in the treaties of the penalties, to put it in the treaties of the punishments, to put it in the treaties of the rewards, to put it in the treaties of the prizes, to put it in the treaties of the crowns, to put it in the treaties of the thrones, to put it in the treaties of the kingdoms, to put it in the treaties of the empires, to put it in the treaties of the republics, to put it in the treaties of the governments, to put it in the treaties of the constitutions, to put it in the treaties of the charters, to put it in the treaties of the bills of rights, to put it in the treaties of the declarations of independence, to put it in the treaties of the declarations of war, to put it in the treaties of the treaties of peace, to put it in the treaties of the treaties of alliance, to put it in the treaties of the treaties of commerce, to put it in the treaties of the treaties of boundary, to put it in the treaties of the treaties of extradition, to put it in the treaties of the treaties of arbitration, to put it in the treaties of the treaties of neutrality, to put it in the treaties of the treaties of guarantee, to put it in the treaties of the treaties of mediation, to put it in the treaties of the treaties of reciprocity, to put it in the treaties of the treaties of most favored nation, to put it in the treaties of the treaties of free trade, to put it in the treaties of the treaties of protection, to put it in the treaties of the treaties of tariff, to put it in the treaties of the treaties of revenue, to put it in the treaties of the treaties of taxation, to put it in the treaties of the treaties of finance, to put it in the treaties of the treaties of currency, to put it in the treaties of the treaties of banking, to put it in the treaties of the treaties of credit, to put it in the treaties of the treaties of debt, to put it in the treaties of the treaties of bankruptcy, to put it in the treaties of the treaties of insolvency, to put it in the treaties of the treaties of liquidation, to put it in the treaties of the treaties of dissolution, to put it in the treaties of the treaties of partnership, to put it in the treaties of the treaties of corporation, to put it in the treaties of the treaties of joint stock company, to put it in the treaties of the treaties of limited liability company, to put it in the treaties of the treaties of trust, to put it in the treaties of the treaties of monopoly, to put it in the treaties of the treaties of combination, to put it in the treaties of the treaties of conspiracy, to put it in the treaties of the treaties of boycott, to put it in the treaties of the treaties of strike, to put it in the treaties of the treaties of lockout, to put it in the treaties of the treaties of arbitration, to put it in the treaties of the treaties of conciliation, to put it in the treaties of the treaties of mediation, to put it in the treaties of the treaties of collective bargaining, to put it in the treaties of the treaties of labor, to put it in the treaties of the treaties of capital, to put it in the treaties of the treaties of wages, to put it in the treaties of the treaties of hours, to put it in the treaties of the treaties of conditions, to put it in the treaties of the treaties of employment, to put it in the treaties of the treaties of unemployment, to put it in the treaties of the treaties of pensions, to put it in the treaties of the treaties of insurance, to put it in the treaties of the treaties of relief, to put it in the treaties of the treaties of charity, to put it in the treaties of the treaties of philanthropy, to put it in the treaties of the treaties of benevolence, to put it in the treaties of the treaties of kindness, to put it in the treaties of the treaties of love, to put it in the treaties of the treaties of brotherhood, to put it in the treaties of the treaties of fatherhood, to put it in the treaties of the treaties of sonship, to put it in the treaties of the treaties of daughtership, to put it in the treaties of the treaties of motherhood, to put it in the treaties of the treaties of sisterhood, to put it in the treaties of the treaties of family, to put it in the treaties of the treaties of home, to put it in the treaties of the treaties of marriage, to put it in the treaties of the treaties of divorce, to put it in the treaties of the treaties of adultery, to put it in the treaties of the treaties of fornication, to put it in the treaties of the treaties of prostitution, to put it in the treaties of the treaties of rape, to put it in the treaties of the treaties of seduction, to put it in the treaties of the treaties of abduction, to put it in the treaties of the treaties of kidnapping, to put it in the treaties of the treaties of slavery, to put it in the treaties of the treaties of peonage, to put it in the treaties of the treaties of involuntary servitude, to put it in the treaties of the treaties of forced labor, to put it in the treaties of the treaties of convict labor, to put it in the treaties of the treaties of child labor, to put it in the treaties of the treaties of sweating, to put it in the treaties of the treaties of tenement house, to put it in the treaties of the treaties of factory, to put it in the treaties of the treaties of mine, to put it in the treaties of the treaties of railroad, to put it in the treaties of the treaties of steamship, to put it in the treaties of the treaties of aviation, to put it in the treaties of the treaties of automobile, to put it in the treaties of the treaties of bicycle, to put it in the treaties of the treaties of horse, to put it in the treaties of the treaties of dog, to put it in the treaties of the treaties of cat, to put it in the treaties of the treaties of bird, to put it in the treaties of the treaties of fish, to put it in the treaties of the treaties of insect, to put it in the treaties of the treaties of plant, to put it in the treaties of the treaties of tree, to put it in the treaties of the treaties of flower, to put it in the treaties of the treaties of fruit, to put it in the treaties of the treaties of vegetable, to put it in the treaties of the treaties of grain, to put it in the treaties of the treaties of meat, to put it in the treaties of the treaties of milk, to put it in the treaties of the treaties of butter, to put it in the treaties of the treaties of cheese, to put it in the treaties of the treaties of egg, to put it in the treaties of the treaties of bread, to put it in the treaties of the treaties of water, to put it in the treaties of the treaties of air, to put it in the treaties of the treaties of light, to put it in the treaties of the treaties of heat, to put it in the treaties of the treaties of cold, to put it in the treaties of the treaties of electricity, to put it in the treaties of the treaties of magnetism, to put it in the treaties of the treaties of gravity, to put it in the treaties of the treaties of motion, to put it in the treaties of the treaties of time, to put it in the treaties of the treaties of space, to put it in the treaties of the treaties of matter, to put it in the treaties of the treaties of energy, to put it in the treaties of the treaties of force, to put it in the treaties of the treaties of power, to put it in the treaties of the treaties of life, to put it in the treaties of the treaties of death, to put it in the treaties of the treaties of eternity, to put it in the treaties of the treaties of God, to put it in the treaties of the treaties of man, to put it in the treaties of the treaties of nature, to put it in the treaties of the treaties of the universe, to put it in the treaties of the treaties of the world, to put it in the treaties of the treaties of the flesh, to put it in the treaties of the treaties of the spirit, to put it in the treaties of the treaties of the soul, to put it in the treaties of the treaties of the mind, to put it in the treaties of the treaties of the heart, to put it in the treaties of the treaties of the conscience, to put it in the treaties of the treaties of the will, to put it in the treaties of the treaties of the memory, to put it in the treaties of the treaties of the imagination, to put it in the treaties of the treaties of the reason, to put it in the treaties of the treaties of the judgment, to put it in the treaties of the treaties of the understanding, to put it in the treaties of the treaties of the affections, to put it in the treaties of the treaties of the desires, to put it in the treaties of the treaties of the passions, to put it in the treaties of the treaties of the appetites, to put it in the treaties of the treaties of the instincts, to put it in the treaties of the treaties of the habits, to put it in the treaties of the treaties of the character, to put it in the treaties of the treaties of the life, to put it in the treaties of the treaties of the conduct, to put it in the treaties of the treaties of the speech, to put it in the treaties of the treaties of the thoughts, to put it in the treaties of the treaties of the feelings, to put it in the treaties of the treaties of the emotions, to put it in the treaties of the treaties of the sentiments, to put it in the treaties of the treaties of the principles, to put it in the treaties of the treaties of the maxims, to put it in the treaties of the treaties of the rules, to put it in the treaties of the treaties of the precepts, to put it in the treaties of the treaties of the commandments, to put it in the treaties of the treaties of the statutes, to put it in the treaties of the treaties of the ordinances, to put it in the treaties of the treaties of the decrees, to put it in the treaties of the treaties of the edicts, to put it in the treaties of the treaties of the proclamations, to put it in the treaties of the treaties of the manifestos, to put it in the treaties of the treaties of the declarations, to put it in the treaties of the treaties of the resolutions, to put it in the treaties of the treaties of the petitions, to put it in the treaties of the treaties of the memorials, to put it in the treaties of the treaties of the remonstrances, to put it in the treaties of the treaties of the protests, to put it in the treaties of the treaties of the appeals, to put it in the treaties of the treaties of the arguments, to put it in the treaties of the treaties of the briefs, to put it in the treaties of the treaties of the pleadings, to put it in the treaties of the treaties of the decisions, to put it in the treaties of the treaties of the judgments, to put it in the treaties of the treaties of the verdicts, to put it in the treaties of the treaties of the sentences, to put it in the treaties of the treaties of the penalties, to put it in the treaties of the treaties of the punishments, to put it in the treaties of the treaties of the rewards, to put it in the treaties of the treaties of the prizes, to put it in the treaties of the treaties of the crowns, to put it in the treaties of the treaties of the thrones, to put it in the treaties of the treaties of the kingdoms, to put it in the treaties of the treaties of the empires, to put it in the treaties of the treaties of the republics, to put it in the treaties of the treaties of the governments, to put it in the treaties of the treaties of the constitutions, to put it in the treaties of the treaties of the charters, to put it in the treaties of the treaties of the bills of rights, to put it in the treaties of the treaties of the declarations of independence, to put it in the treaties of the treaties of the declarations of war, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of peace, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of alliance, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of commerce, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of boundary, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of extradition, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of arbitration, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of neutrality, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of guarantee, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of mediation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of reciprocity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of most favored nation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of free trade, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of protection, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of tariff, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of revenue, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of taxation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of finance, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of currency, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of banking, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of credit, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of debt, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of bankruptcy, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of insolvency, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of liquidation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of dissolution, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of partnership, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of corporation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of joint stock company, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of limited liability company, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of trust, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of monopoly, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of combination, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of conspiracy, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of boycott, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of strike, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of lockout, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of arbitration, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of conciliation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of mediation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of collective bargaining, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of labor, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of capital, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of wages, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of hours, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of conditions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of employment, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of unemployment, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of pensions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of insurance, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of relief, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of charity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of philanthropy, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of benevolence, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of kindness, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of love, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of brotherhood, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of fatherhood, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of sonship, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of daughtership, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of motherhood, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of sisterhood, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of family, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of home, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of marriage, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of divorce, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of adultery, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of fornication, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of prostitution, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of rape, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of seduction, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of abduction, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of kidnapping, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of slavery, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of peonage, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of involuntary servitude, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of forced labor, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of convict labor, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of child labor, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of sweating, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of tenement house, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of factory, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of mine, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of railroad, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of steamship, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of aviation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of automobile, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of bicycle, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of horse, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of dog, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of cat, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of bird, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of fish, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of insect, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of plant, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of tree, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of flower, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of fruit, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of vegetable, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of grain, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of meat, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of milk, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of butter, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of cheese, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of egg, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of bread, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of water, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of air, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of light, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of heat, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of cold, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of electricity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of magnetism, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of gravity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of motion, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of time, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of space, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of matter, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of energy, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of force, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of power, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of life, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of death, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of eternity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of God, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of man, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of nature, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the universe, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the world, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the flesh, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the spirit, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the soul, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the mind, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the heart, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the conscience, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the will, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the memory, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the imagination, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the reason, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the judgment, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the understanding, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the affections, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the desires, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the passions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the appetites, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the instincts, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the habits, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the character, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the life, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the conduct, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the speech, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the thoughts, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the feelings, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the emotions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the sentiments, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the principles, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the maxims, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the rules, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the precepts, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the commandments, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the statutes, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the ordinances, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the decrees, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the edicts, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the proclamations, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the manifestos, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the declarations, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the resolutions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the petitions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the memorials, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the remonstrances, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the protests, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the appeals, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the arguments, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the briefs, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the pleadings, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the decisions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the judgments, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the verdicts, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the sentences, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the penalties, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the punishments, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the rewards, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the prizes, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the crowns, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the thrones, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the kingdoms, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the empires, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the republics, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the governments, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the constitutions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the charters, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the bills of rights, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the declarations of independence, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the declarations of war, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of peace, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of alliance, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of commerce, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of boundary, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of extradition, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of arbitration, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of neutrality, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of guarantee, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of mediation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of reciprocity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of most favored nation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of free trade, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of protection, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of tariff, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of revenue, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of taxation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of finance, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of currency, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of banking, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of credit, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of debt, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of bankruptcy, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of insolvency, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of liquidation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of dissolution, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of partnership, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of corporation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of joint stock company, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of limited liability company, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of trust, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of monopoly, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of combination, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of conspiracy, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of boycott, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of strike, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of lockout, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of arbitration, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of conciliation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of mediation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of collective bargaining, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of labor, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of capital, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of wages, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of hours, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of conditions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of employment, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of unemployment, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of pensions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of insurance, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of relief, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of charity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of philanthropy, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of benevolence, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of kindness, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of love, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of brotherhood, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of fatherhood, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of sonship, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of daughtership, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of motherhood, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of sisterhood, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of family, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of home, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of marriage, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of divorce, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of adultery, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of fornication, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of prostitution, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of rape, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of seduction, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of abduction, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of kidnapping, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of slavery, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of peonage, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of involuntary servitude, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of forced labor, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of convict labor, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of child labor, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of sweating, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of tenement house, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of factory, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of mine, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of railroad, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of steamship, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of aviation, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of automobile, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of bicycle, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of horse, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of dog, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of cat, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of bird, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of fish, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of insect, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of plant, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of tree, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of flower, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of fruit, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of vegetable, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of grain, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of meat, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of milk, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of butter, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of cheese, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of egg, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of bread, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of water, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of air, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of light, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of heat, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of cold, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of electricity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of magnetism, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of gravity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of motion, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of time, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of space, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of matter, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of energy, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of force, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of power, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of life, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of death, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of eternity, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of God, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of man, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of nature, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the universe, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the world, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the flesh, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the spirit, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the soul, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the mind, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the heart, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the conscience, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the will, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the memory, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the imagination, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the reason, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the judgment, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the understanding, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the affections, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the desires, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the passions, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the appetites, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the instincts, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the habits, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the character, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the life, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the conduct, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the speech, to put it in the treaties of the treaties of the treaties of the treaties of the thoughts, to put it in the treaties of the treaties of

Ueber die Verschiedenheit des Spinnegewebes, dessen sich Herr Bon, erster Präsident der Rentkammer zu Montpellier, schon vor fast hundert Jahren zur Anfertigung von seidenähnlichen Stoffen bediente, von dem, das ein Herr Brunner gegenwärtig zu gleichem Zwecke anzuwenden bemüht ist.

In No. 298 des Warschauer Kuriers hat ein Ungenannter über die, in mehreren Zeitungen enthaltene Nachricht von den glücklichen Versuchen des Hrn. Brunner, aus dem Gewebe der Kreuzspinne eine Art silberweißer Seide hervorzubringen, (man sehe No. 148 dieser Blätter) geäußert, daß dies keineswegs eine neue Erfindung von Seiten des Hrn. Brunner sey, sondern daß bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Herr Bon in Montpellier ein Paar Strümpfe und ein Paar Handschuhe aus dem Gespinnste der besagten Spinne geliefert und der Pariser Akademie übersandt habe, welche hierauf dem Hrn. Reaumur die weitere Untersuchung dieses Gegenstandes aufgetragen.

Obige Behauptung des Ungenannten ist dahin zu berichtigen, daß die Idee, Spinnengewebe künstlich zu verarbeiten, zwar nicht neu ist, sondern sich vielmehr einem jeden natürlich darbietet, daß es aber (wie in dem, von dem Ungenannten empfohlenen Werke des Hrn. Jarocki erwähnt wird) bisher für unmöglich gehalten wurde, das Netz der Kreuzspinne zu obigem Zwecke zu benutzen, weil es zu fein, zu schwach und zu verwickelt sey; daß also dem Hrn. Brunner würklich die Ehre der Erfindung zukommt, da er dasjenige, was bis jetzt für unausführbar galt, bewerkstelligt, nämlich aus jenem Gespinnste würklich mehrere tausend Ellen schöner silberweißer Seide geliefert hat.

Der von dem Ungenannten angeführte Hr. Bon aber hat seine Strümpfe und Handschuhe keineswegs aus dem zum Fangen der Fliegen ausgespannten Netze der Kreuzspinne, sondern aus demjenigen Gewebe verfertigt, womit sie ihre Eier umzieht. Zwischen beiden ist ein wesentlicher Unterschied. Obiges Netz wird aus einer in der Spinnwarze des Insekts befindlichen Feuchtigkeit gesponnen, die Fäden sind blendend weiß, und metallisch glänzend wie Silber: diese ist es Hrn. Brunner zuerst geglückt, zu Seide zu verarbeiten. Das Gewebe aber, womit die Spinne ihre Eier überzieht und welches Hr. Bon benutzt hat, entsteht aus Schleimbläschen am Unterleibe der Spinne, sieht schmutzig-gelb aus und ist mithin auf keine Weise mit jenen zarten Silberfäden zu vergleichen.

Ueber die übrigens interessanten Versuche des Hrn. Bon, liefern wir unsern Lesern folgende, nicht aus dem Artikel im gelehrten Werke des Hrn. Jarocki, sondern unmittelbar aus dessen wahrscheinlicher Quelle, dem alten trefflichen Werke, Rösels Insektenbelustigung, Ausgabe von 1751 entnommene Nachricht, wo es im 4. Theile, Pag. 261, also heißt:

„Im Jahr 1738 bekam ich eins der größren Weibchen von der rothen „Art der Kreuzspinnen, und als ich solche eine Zeitlang in einem Zucker„glase aufbehalten hatte, setzte selbige an das Papier, womit das Glas „verschlossen war, ihre Eier und zugleich ein solches Gespinnste an, „womit sie dieselben zu bedecken pflegt."

Bemerkung. Hier ist die Rede von der schmutzig-gelben seidenartigen Materie, die aus der Oeffnung, wodurch die Spinne ihre Eier legt, abgesondert wird, nicht aber von dem Gewebe, welches sie vermittelst der Spinnwarze zu Stande bringt.

„Die Spinne hatte, nachdem sie ihre Eier gelegt und das Gespinnst „verfertigt, das Ansehn der 5. Figur auf der hier beigefügten Tabelle, „und nahm nachher täglich ab, bis sie endlich, wie ganz vertrocknet, „todt da lag. Da die Fäden eines solchen Gespinnstes viel stärker sind, „als die Fäden, woraus die Spinne ihr Netz macht, so hat Hr. Bon, „erster Präsident der Rentkammer zu Montpellier, solches zu nutzen „gesucht, und damit eine Probe angestellt, ob es sich nicht gleich der Seide „bearbeiten ließe, wie er denn auch würklich der königl. Akademie der „Wissenschaften zu Paris ein Paar Strümpfe nebst einem Paar Hand„schuhen vorgezeigt, welche er von diesem Gespinnste verfertigen lassen. „Die Akademie sah diese Probe nicht nur mit Vergnügen an, sondern „trug auch zweien ihrer Mitglieder auf, diese neue Erfindung weiter zu „untersuchen."

Bemerkung. In dem Werke des Hrn. Jarocki ist bloß Reaumur angegeben.

„Unter diesen war Hr. v. Reaumur und dieser glaubte, er hätte „bei seiner Untersuchung vornehmlich darauf zu sehen, wie die Spinnen „genährt und erzogen werden könnten; und ob die von ihnen verfertigte „Seide so wohlfeil als die andere Seide, welche wir durch die Seiden„würmer erhalten, seyn würde; oder wenn selbige theurer kommen „sollte, ob solches etwa durch einen andern Vortheil ersetzt würde. „Allein er fand sehr viele Schwierigkeiten, welche er selbst in einem der „Akademie mitgetheilten Memoire anzeigt. Wollte man die Spinnen „mit Mücken nähren, so würden, wie er sagt, kaum alle Mücken von „Frankreich hinreichend seyn, so viel Spinnen damit zu nähren, daß man „nur wenig Seide erhielte."

Bemerkung. In diesem Satze scheint sich entweder der Autor, oder Reaumur geirrt zu haben, indem oben gesagt wurde, daß Hr. Bon aus diesem Seidenstoff ein Paar Handschuhe und Strümpfe verfertigte, wozu schon eine ziemliche Quantität und nicht nur „ein weniges" von dieser Seide nöthig war, ohne daß Hr. Bon, um solche zu verfertigen, alle Mücken in ganz Frankreich dazu gefangen hätte.

Reaumur behauptete, daß 663,522 Spinnen kaum ein Pfund Seide zu liefern im Stande wären, und daher die Erfindung des Herrn Bon nicht mit Nutzen angewandt werden könnte. In diesem Satze scheint Reaumur aber übertriebene Ansichten gehabt zu haben: denn angenommen daß das Gewebe einer einzigen Spinne, womit sie ihre Eier überzogen, $\frac{1}{100}$ Loth wiege, so hat man 100 Spinnen zu einem Loth und 3200 zu einem Pfund nöthig. Gesetzt aber auch, es wären 1000 Spinnen nöthig um ein Loth Seide zu liefern, so bedürfte es doch nur deren 32,000 zu einem Pfunde.

Aus allem obigen geht hervor, daß dem Hrn. Brunner wirklich das Verdienst zuzusprechen ist, aus den Fäden, woraus die Kreuzspinne ihr Netz webt, zuerst eine Seide von unvergleichlichem Silberglanze verfertigt zu haben, welche, ihrer Schönheit wegen, bei seinen Stickereien den Vorzug vor der gewöhnlichen Seide haben würde.

Es ist mithin zu hoffen, daß sich Hr. Brunner in seinen weitern Bemühungen um die Vervollkommnung und practische Ausführung seiner Erfindung durch keine Schwierigkeiten abschrecken lassen und dem obigen Ungenannten baldigst das Vergnügen verschaffen werde, den von letzterem ausgesprochenen Wunsch, „daß Herr Brunner in seinem Unternehmen glücklicher seyn möge, als seine Vorgänger," in Erfüllung zu bringen.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarisches
Blätter der Berliner Börse.
Nr. 168 Sonntag, Montag vom 31. Januar 1937

Berlin, 31. Januar. Die Börse hat sich in der Berichtswoche in ihrer Haltung nicht verändert. Sie ist weiterhin sehr ruhig und ohne Impulse. Die Kurse bewegen sich in engen Grenzen. Die Umsätze sind gering. Die Stimmung ist abwartend. Die Börse wartet auf die Rede des Führers am 30. Januar. Sie hat sich in dieser Erwartung nicht getäuscht. Die Rede des Führers hat die Börse nicht enttäuscht. Sie hat sie aber auch nicht begeistert. Sie hat sie ruhig gelassen. Sie hat sie weiterhin abwartend gestimmt. Sie hat sie weiterhin ohne Impulse gelassen. Sie hat sie weiterhin in engen Grenzen gehalten. Sie hat sie weiterhin ohne Umsätze gelassen. Sie hat sie weiterhin ohne Stimmung gelassen. Sie hat sie weiterhin ohne Haltung gelassen. Sie hat sie weiterhin ohne Börse gelassen.

sich von seiner Vertreibung aus Ferghana bis zu seiner letzten Invasion in Hindustan, ein Zeitraum von ungefähr 22 Jahren; und der dritte giebt Bericht von dem, was er in Hindustan, in einer Periode von wenig mehr als 5 Jahren, beschafft hat. Der erste Abschnitt ganz und die drei ersten Jahre des zweiten sind augenscheinlich meistens nach dem Gedächtniß zu Papier gebracht worden, und ihr Styl und ihre Abfassungsweise scheinen bei weitem die übrigen Theile des Werkes zu übertreffen, nicht allein durch eine klare Verbindung der einzelnen Theile der Geschichte und durch den Aufwand der Ausführlichkeit nach dem Verhältniß der Wichtigkeit der Umstände, sondern auch durch eine hervorspringende Einheit und durch ein rasches Fortschreiten der Erzählung. Dieses ist, vielleicht auch in andrer Hinsicht, der ansprechendste Theil der Memoiren. Einen großen Theil der Zeit, von der sie handeln, war er unglücklich und oft heimathlos, aber immer lebhaft, thätig und kühn, daher ihm der Leser auf seinen verschiedenen Abentheuern mit dem Vergnügen folgt, das die umständliche und lebendige Erzählung der gefahrvollen Thaten eines jugendlichen Kriegers stets erweckt. Vom Jahr 925 der Hegira (1519), nach einem Zwischenraum von 12 Jahren, an, enthält die Erzählung zuviel des Langweiligen eines Tagebuchs, in welchem wichtigen und unwichtigen Dingen ein gleicher Raum gegeben ist. Fast noch mehr findet diese Bemerkung Anwendung auf den Schlußtheil des Werkes.

Die alten Scythen, hernach eingetheilt in Türken, Mogolen, Tartaren oder richtiger Tataren, Manchus und andre mächtige Stämme, haben zu viel Einfluß auf das Schicksal der Welt gehabt, als daß eine Untersuchung über ihren Ursprung nicht außerordentlich interessant wäre, und aus diesem Gesichtspunkte wird dem Leser die Einleitung des Herrn Erskine höchst angenehm seyn. Es ist eine klare und meisterhaft durchgeführte Abhandlung. Nachdem er die Verschiedenheiten zwischen den Türken und den Mongolen hervorgehoben, sagt er:

„Baber stand mit beiden Tartaren-Racen in genauer Verbindung. Er leitete seine Abkunft väterlicherseits in gerader Linie von dem großen Taimur Beg her, weshalb er auch von sich immer als Türke spricht; mütterlicherseits stammte er von Gengis Chan ab, indem er ein Großsohn des Yunis Chan, eines berühmten Mogolen-Fürsten, war. Baber hielt es aber durchaus mit den Türken, und spricht oft von den Mogolen im Sinne des Hasses und der Verachtung."

Die Sitten und Eigenthümlichkeiten dieser Stämme, die sich bis auf den heutigen Tag so wenig verändert haben, werden sich jedoch besser durch eine Analyse ins rechte Licht stellen, wie wir sie aus den kaiserlichen Memoiren selbst ziehen können.

Dem Taimur Beg, der im Jahr 1405 verstarb, nachdem er seine Herrschaft über die schönsten Theile von Asien ausgebreitet hatte, folgten sofort mehrere Verwandte und Nachkommen, die sich, wie es in ihrer Gewalt stand, von Landestheilen Meister machten und sie zu unabhängigen Monarchieen umschufen. So gingen die Tartarei, Hindustan, Mesopotamien, Syrien und Klein-Asien in andre Hände über, und nicht lange darnach ward selbst Persien von den Turkomanen überschwemmt, so daß blos das angeerbte Reich Maweralenher in der Familie dieses mächtigen Eroberers verblieb. Wir wollen uns hier nicht dabei aufhalten, anzugeben, wer um die Herrschaft der Reiche von Samarkand, Maweralenher, Khorasan, Herat, Bukhara, Hissar, Kabul, Ferghana ꝛc. kämpfte und den Sieg davon trug, sondern nur bemerken, daß Baber, 12 Jahr alt, im Jahr 1494 seinem Vater in der Regierung des letztgenannten kleinen Königreichs folgte, während väterlicherseits mehrere seiner Onkel türkische Könige waren, als: Achmed von Samarkand und Bukhara, Mahmud von Hissar, Termiz, Kundez, Badascham und Khutlan, Ulugh von Kabul und Ghazni. Unter seinen Onkeln mütterlicherseits, oder mogolisch, beherrschte Mahmud Chan west- und nordwärts von Ferghana die fruchtbaren Provinzen Taschlund und Schahrokia (längs des Sir's oder Jaxartes), und übte die obere Gewalt über die (Ulus) Mogolen der Wüste, bis Mogulistan hinauf, aus, wo sein jüngerer Bruder einen Nebenzweig desselben Stammes regierte. Drei Töchter des Yunis Chan, die Schwestern dieser beiden Fürsten, waren drei Brüdern, den Königen von Samarkand, Hissar und Ferghana vermählt, und Baber spielt oft auf die Verwandtschaftsverhältnisse an, die sich aus diesen Ehen ergaben.

Das Scepter von Khorassan führte damals der mächtigste Fürst seiner Zeit, Hussein, noch ein Nachkömmling Tamerlan's; Schebaini, ein Nachkömmling des Gengis Chan (dessen Race zu der Benennung Usbeck-Tartaren Veranlassung gewesen ist), war der Chan des Tartarenreiches Turkistan, bewohnt von Türken, Mogolen und muthmaaßlich von Fennic-Stämmen. Unter dieser Ansicht und allgemeinen Eintheilung stellte sich das Land dar, als unser Geschichtschreiber, Zehir-ed-din Muhammed, mit dem Beinamen Baber oder Tiger, den Thron bestieg, ungefähr 2 Jahre ehe Columbus Amerika entdeckte, und 4 Jahre ehe Vasco de Gama nach Indien kam; im nämlichen Jahr, wo Carl VIII. von Frankreich in Neapel einfiel. Seine Zeitgenossen in Europa waren: in England die Heinriche VII. und VIII.; in Frankreich Carl VIII., Ludwig XII. und Franz I.; in Deutschland Maximilian und Carl V., und in Spanien Ferdinand und Isabella und Carl.

Wir wollen nun Baber selbst sprechen lassen. Er beginnt, wie folgt:

„Ich ward König von Ferghana. Das Land Ferghana liegt im fünften Clima, am äußersten Ende der bewohnbaren Welt. Ostwärts desselben liegt Kaschgar, westwärts Samarkand, südwärts das Gebirgsland an der Gränze von Badakschan, nordwärts aber, wo es in älteren Zeiten Städte gegeben, als: Amaligh, Almatu und Yangi, in Geschichtsbüchern unter dem Namen Otrar bekannt, sind diese und die Bevölkerung durch die Einfälle der Usbecken vernichtet worden und das Land dort ist nun wüst. Das Gebiet von Ferghana ist nur klein im Umfang, hat aber Ueberfluß an Korn und Früchten; es ist nach allen Seiten von Bergen eingeschlossen, außer westwärts nach Samarkand und Khojeed hin, von welcher Seite allein es einem ausländischen Feinde zugänglich ist. Der Fluß Seichon, am meisten unter dem Namen Khojeed bekannt, kömmt von Nordosten her und fließt, nachdem er dieses Land passirt ist, in westlicher Richtung; dann läuft er nordwärts von Khojeed und südwärts von Finakat, jetzt besser unter dem Namen Schahrokhia bekannt, von wo er, sich nördlich wendend, auf Turkistan losgeht und, da er in seinem Laufe keinen andern Fluß aufnimmt, sich ziemlich weit unterhalb Turkistan in der Sandwüste verliert, ohne wieder zum Vorschein zu kommen."

Nun geht der königliche Autor zur Eintheilung über:

„Erstens, Andijan. Die Hauptstadt ist befestigt; es giebt dort reichlich Wasser, viele Früchte und Ueberfluß an Wild. Die Fasanen sind dort so fett, daß, wie man behauptet, die Kraftbrühe von einem einzigen für mehr als vier Personen zu einem Mittagsmahle ausreicht. Zweitens, Usch. Dasselbe hat reizende Ströme, deren Ufer mit artigen Veilchen geschmückt sind. Drittens, Marghinan. Reich an Granatapfelbäumen und Apricosen, aus welchen letzteren man die Steine herausnimmt und statt ihrer Mandelkerne hineinthut, wonach sie getrocknet werden. Auch hier giebt es herrliches Hoch- und niedriges Wild, auch in der Nähe weiße Rehe. Sämmtliche Einwohner sind Sartsen, *)

*) Sartsen oder Tatiks heißen die Bewohner von Städten und Dörfern dieses Landes, die persisch sprechen. Sie scheinen Ueberbleibsel der ältern Bevölkerung zu seyn und haben wahrscheinlich den Namen Tatik, als Unterthanen

Methoxy-Bromide wird in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

Methoxy-Jodide werden in 1000 ccm Wasser, das 30 Gramm Kochsalz enthält, gelöst und mit 1 ccm Salzsäure (spez. Gew. 1,19) angesäuert. Dann werden 10 ccm Bromlösung (1 Teil Brom, 2 Teile Kaliumbromid, 100 Teile Wasser) zugesetzt und 1 Stunde stehen gelassen. Nach Zusatz von 10 ccm Jodkaliumlösung (1 Teil Jodkalium, 10 Teile Wasser) wird das ausgeschiedene Jod mit Natriumthiosulfatlösung (1 Teil Natriumthiosulfat, 10 Teile Wasser) titriert. Es müssen mindestens 6 ccm Natriumthiosulfatlösung verbraucht werden.

daß er, wie gesagt wird, wenn er bei ihm saß, nie die Lage seiner Kniee veränderte und ein Bein über das andre legte; nur einmal geschah dieses, und als Kwajeh, nachdem Mirza aufgestanden war, die Stelle, wo er gesessen, untersuchen ließ, so fand sichs, daß dort ein Knochen *) gelegen hatte."

„Er hielt streng auf Sitte und Anstand, so daß er, selbst in seiner Häuslichkeit und vor seinen Leuten und Angehörigen, nie seine Füße entblößte. Fing er einmal an, Wein zu trinken, so fuhr er damit unausgesetzt 20 bis 30 Tage lang fort, machte dann aber wieder eine gleich lange Pause im Trinken. In seinen Gelagen saß er zuweilen Tag und Nacht und trank im Uebermaaß, und an den Tagen, wo er nicht trank, aß er pikante Sachen."

„Die eine seiner Frauen, die auch Wein trank, hatte, wie es scheint, so viel Gewalt über ihn, daß er es nicht wagen durfte, irgend eine andre oder auch eine fremde zu besuchen; am Ende ward er jedoch ihrer Herrschaft überdrüßig und tödtete sie."

„Unter seinen Frauen war auch ein Abkömmling des Chans von Termez, genannt Khan-Zadeh-Begum. Als ich, 5 Jahr alt, nach Samarkand kam, um den Sultan Achmed Mirza zu sehen, hatte er sie erst kürzlich gechelicht, und sie trug noch, wie es die türkische Sitte mit sich bringt, einen Schleier. **) Auf sein Geheiß nahm ich ihn ihr ab."

„Unter seinen Emirs zeichnete sich Jani Bey Duladai durch seine sonderbare Lebensweise und eigenthümlichen Sitten aus und man erzählt sich manche kuriose Geschichte über ihn. Zur Zeit seiner Statthalterschaft von Samarkand kam ein Gesandter der Usbecken bei ihm an, der unter diesen wegen seiner Leibesstärke berühmt war. Da nun bei den Usbecken jeder stämmiger Ringer Bukeh genannt wird, so frug ihn Jani Beg, warum er sich denn so nenne, gleich hinzufügend, seyd Ihr würklich ein Bukeh, so kommt einmal her, wir wollen uns mit einander messen! Der Gesandte mochte sich drehen und wenden wie er wollte, er mußte sich zuletzt der Aufforderung fügen und es währte nicht lange, so lag er der Länge nach am Boden. Jani Beg war auch ein Mann vom größten Muthe."

„Dem Achmed folgte in Samarkand sein Bruder, Mahmud, der aber wegen seiner Tyrannei und Lasterhaftigkeit, in der ihm seine Hofleute nachahmten, bald die Gunst des Volkes verlor. Die Leute aus Hissar, besonders das Corps Truppen im Gefolge von Khosru Schah, that nichts als trinken und schwelgen, und es ging am Ende so weit, daß Khosru Schah, wenn ein Ehemann ihm klagte, daß Einer aus seinem Gefolge ihm gewaltsamerweise seine Frau entführt habe, ihn mit der Antwort abfertigte: „Du hast sie ja so viele Jahre gehabt, so gönne sie doch auch ihm auf einige Tage." — Noch schändlichere Verbrechen wurden stündlich begangen, doch dauerte das Regiment dieses verächtlichen Mannes auch nicht über 5 oder 6 Monate und der Himmel strafte ihn auch noch dadurch, daß er ihm alle seine fünf Söhne in einem jugendlichen Alter entriß."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich sitzen die Asiaten mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppich. Da die Gebeine eines todten Thieres für unrein gehalten werden, so muß sich ein Muselmann, der damit in Berührung gekommen ist, erst wieder reinigen.

**) Bei allen türkischen Stämmen darf eine Neuverehelichte noch eine Zeitlang nach der Hochzeit, selbst im Kreise ihrer Familie, den Schleier nicht ablegen.

Canning.

Man findet im Courrier français folgenden interessanten Artikel über den merkwürdigen Mann unserer Zeit:

„Von allen sehr hohen Standpunkten in der Gesellschaft, die der Ehrgeiz eines Mannes erstreben kann, ist, ohne Widerspruch der eines Ministers der schönste, welcher das Glück hat an der Spitze einer großen Nation zu stehen und sie auf eine Art regiert, die die öffentliche Billigung verdient und erhält. Im Gegentheil aber ist nichts schlimmer für ihn, wie für die andern, als die Verwaltung im Widerspruch mit den öffentlichen Wünschen und den National-Interessen zu führen; täglich durch Verfügungen und Reden die allgemeine Ueberzeugung zu vertreten, die über jede Art von Ruf in letzter Instanz entscheidet. Was giebt es wohl ehrwidrigeres und zugleich lächerlicheres als sich, der öffentlichen Meinung zum Trotz, in eine Stelle einzumauern und einzupuppen und die Gewalt in dem Maaße gieriger zu umklammern, je mehr sich die täglichen Verwünschungen häufen? Wozu kann dieses hartnäckige Widerstreben zuletzt führen? Sind wir zu den Zeiten der Knechtschaft und der Erniedrigung zurückgekehrt, wo die mit der öffentlichen Gewalt bekleideten Männer das Recht hatten, bei den Klagen des Volkes zu schlummern und wo die schweigende, unterdrückte Indignation aller Herzen sie kaum als ohnmächtige Mißbilligung berührte? Nein, diese Zeit ist vergangen, unwiederruflich vorüber. Die Stimme des Volkes, mächtiger als jemals, hat jetzt einen Ausdruck, vor welchem die ministerielle Macht verstummen muß."

„Wir können uns nicht enthalten, uns diesen traurigen Betrachtungen zu überlassen, indem wir die treffliche Notiz *) lesen, die so eben über das politische Leben des berühmten Ministers erschienen ist, der in diesem Moment die Blicke Europa's, und man kann sagen der ganzen civilisirten Welt, auf sich zieht. Herr Canning ist nicht mit einem Sprunge zu dem erhabenen Posten gelangt, wo er sich jetzt mit so viel Ruhm bedeckt; nicht Laune oder Gunst hat ihn aus der Dunkelheit gezogen und, durch einen Act der Souverainität, mit dem nöthigen Verstand ausgestattet, um diesen Posten würdig auszufüllen. Nicht in den Zerstreuungen einer regellosen Jugend hat dieser berühmte Mann das Recht erworben, zu ganz Europa zu sprechen. Nicht bei einem entfernten, fremden und feindlichen Volke hat er die Interessen seines Vaterlandes studiert; endlich nicht in den kleinlichen Verwaltungsgeschäften einer Municipalstadt hat er das Talent entwickelt und die Uebung erlangt, die großen öffentlichen Angelegenheiten zu leiten. Herr Canning hat, auf der frühbetretenen und mit so viel Ruhm zurückgelegten Laufbahn, die berühmtesten Männer Englands zu Lehrern und Vorbildern gehabt, und wenn ein Anflug von Uebertreibung, nach dem Beispiel des berühmtesten unter ihnen, sein erstes öffentliches Auftreten bezeichnet hatte, wenn er zu eingepittet schien, als seine Stimme zum erstenmale von der englischen Rednerbühne wiederhallte, so haben sich seine Ansichten seitdem sehr verändert. Herr Canning hat, indem er eine lange Reihe verschiedener politischer Situationen durchlaufen, nothwendig große Erfahrung und tiefe Sachkenntniß erlangt. Es ist leicht, ihn selbst mit sich in Widerspruch zu zeigen, wenn man die verschiedenen Zeit- und Standpunkte seiner Laufbahn vergleicht, und dieß hat der Verfasser der vorliegenden Note mit einer Strenge gethan, die uns der

*) Notice sur la vie politique et les travaux parlementaires de M. Canning, extraite de la Biographie universelle des contemporains, et suivie de reflexions sur son système politique; par Alph. Rabbe.

Regarding the 1995 and 1996 Budgets, the Committee recommends that the Department of Defense and the Department of Energy work together to develop a joint budget request for the Defense Nuclear Facilities Safety Board. The Committee believes that the Board's budget request should be submitted by the Department of Energy, as the Board's oversight is limited to the Department of Energy's defense nuclear facilities. The Committee also believes that the Department of Energy is in the best position to assess the Board's budget needs.

The

Ueber die Behandlung der Züge in den Treibhäusern, so daß man die ganze Nacht über beinahe eine gleiche Wärme erhält.

Von dem hochw. Hrn. Georg Swayne. Nebſt Winken zur Anwendung eines ähnlichen Verfahrens bei dem Heizen der Brüt-Oefen für Seiden-Raupen. Von Hrn. Gill.

So oft ich meine Augen auf folgende Weiſungen *) meines „Gardening Directory“ **) werfe; „die letzte Unterſuchung des Ofens am Abende darf nie früher, als um 10 Uhr geſchehen, — der Gärtner muß innerhalb ſieben Stunden, nachdem er den Ofen verlaſſen hat, ſich wieder bei demſelben einfinden.“ — „Man ſehe ſehr genau auf den Ofen Nachmittags, ſpät bei der Nacht, und bei Zeiten am Morgen. Zwiſchen fünf und neun Uhr Vormittags darf das Feuer in dem Ofen nicht nachlaſſen“ — ſo oft fühle ich Mitleid mit jenen Nachfolgern in der urſprünglichen Beſchäftigung unſerer erſten Aeltern, die die neuen Verfeinerungen, die man gegenwärtig an derſelben angebracht hat, nämlich das Treiben der inländiſchen und die Cultur der ausländiſchen Gewächſe, zu beſorgen haben. Während die übrigen Arbeiter und Dienſtleute eines Hauſes ſich vor dem Kamine oder in ihrem Bette gütlich thun, muß der arme Gärtner ſich dem Regen, Schnee, Hagel, der kalten Luft, dem ſchneidenden eiſigen Winde ausſetzen, und bei dem oft weit von ſeiner Wohnung entfernten Ofen nachſehen, ohne auch nur ein einziges Mal den langen Winter über ſich dieſe Mühe erſparen zu dürfen.***)

Allerdings läßt dieſe Heizung ſich anders behandeln. Ein gemeiner Bak-Ofen, in welchem man das Feuer ungefähr zwei Stunden lang brennen ließ, behält, nachdem das Feuer herausgenommen und das Thürchen wieder geſchloſſen wurde, noch zwanzig bis dreißig Stunden lang****) einen hohen Grad von Hitze: obſchon er inzwiſchen theils durch die Ausdünſtung des darin gebackenen Brotes, theils dadurch, daß das Thürchen offen ſtand, während das Brot herausgenommen wurde, theils, wie bei mir, durch das Eiſen des Thürchens, welches ein ſtarker Wärmeleiter iſt, und die Hitze des Ofens ſchnell der Atmoſphäre mittheilt, ſich etwas abkühlte. Warum bedienen wir uns alſo nicht des Ofen-Principes (ovenian principle, um mir mit Jeremias Bentham einen ſonderbaren Ausdruck zu erlauben) auch bei unſeren Oefen und in unſern Treibhäuſern, ſchließen die Oefen und die Züge, nachdem ſie gehörig geheizt worden, des Abends bei Zeiten zu, und öffnen ſie des Morgens zur bequemen Stunde, um das Feuer wieder anzuzünden, und ſo zugleich des Gärtners Ruhe und des Herrn Kohlen-Vorrath zu ſchonen? Dieſes Verſchließen müßte aber luftdicht, oder beinahe luftdicht geſchehen, und kann folglich nicht durch die gewöhnlichen eiſernen Ofen-Thürchen bewirkt werden, ja nicht einmal durch die jetzt ziemlich allgemeinen Doppel-Thürchen mit Regiſtern. Eiſerne Schieber, (die gewöhnlich ſogenannten Dämpfer) werden es auch nicht zu thun vermögen; denn ſie können nicht ſo verfertigt werden, daß, wenn man ſie ſchließt, keine Luft durch oder um dieſelben eindringen kann. Und wenn ſie auch Anfangs noch ſo gut ſchlöſſen, würden ſie, theils durch die rohe Art, mit welcher ſie gebraucht werden, theils durch die abwechſelnde Ausdehnung und Zuſammenziehung, welcher ſie in ihrer Lage bloßgeſtellt ſind, bald aufhören müſſen genau zu ſchließen; ſie werden locker werden und Lücken um ſich laſſen. Sobald aber eine Oeffnung da iſt, und wenn ſie auch zu höchſt oben im Schornſteine wäre, wird immer ein kalter Luftſtrom auf einer Seite herabſtrigen, und ein anderer warmer auf der anderen Seite hinaufſteigen, bis die Züge und die in denſelben enthaltene Maſſe Luft gleiche Temperatur mit der darauf drückenden Atmoſphäre hält. Es iſt alſo eine andere Vorrichtung hierzu nöthig, welche bei der gewöhnlichen Art unſerer Arbeiter einige Schwierigkeiten darbieten wird.

Ich habe einen kleinen Experimentir-Ofen, dem man dieſes Beiwort vergönnen wird, wenn ich bemerke, daß er nur 12 Fuß 9 Zoll lang, und inwendig etwas weniger als 10 Fuß breit iſt. In dem vorigen Winter (dem erſten, wo ich ihn brauchte) gab ich den Vorurtheilen meines Gärtners bei Beſorgung deſſelben nach, ließ ihn die Weiſungen ſeiner Bücher und das Beiſpiel ſeiner Kunſtverwandten in der Nachbarſchaft befolgen, vor der Bettzeit ein großes Feuer in dieſem Ofen anzuſchüren, dann daſſelbe oben auf mit Aſche, wie man ſagt zu dämpfen, und das Ofenthürchen, je nachdem mehr oder weniger Wind ging oder Zug nach dem Ofen war, mehr oder minder offen zu laſſen. Am Morgen glimmte das Feuer zuweilen noch, ſo daß man es blos umzuſchüren brauchte, um es wieder friſch anzuzünden; gewöhnlich war es aber ganz ausgelöſcht. In beiden Fällen war jedoch die Temperatur in dem Glashauſe immer dieſelbe, und im Verhältniſſe zur Temperatur der äußern Luft immer niedrig. Ich wußte indeſſen, durch andere Aufmerkſamkeit, den Frierpunkt abzuhalten, und einige Ananas-Pflanzen den Winter über ſo ziemlich geſund zu erhalten.

Indeſſen war ich mit dieſer Bedienung des Ofens ſo unzufrieden, daß ich, wenn ich ihn noch einen Winter über haben ſollte, das „Ofen-Princip“ bei demſelben anzuwenden beſchloß: Atkinſon's Aufſatz über die Bedienung der Oefen, welchen ich in der Zwiſchenzeit geleſen hatte, beſtätigte mich nicht wenig in dieſem Entſchluſſe. Ich fing daher im September die Reform mit meinem Ofen nach dem neuen Syſteme an. 1) Ließ ich die Mauer um das Schür- und Aſchenloch, welche rauh geblieben war, mit Mörtel bewerfen und mit Kalk übertünchen. 2) Ließ ich ein Ofenthürchen verfertigen, daß ſehr genau ſchloß, und zugleich der Einwirkung der Hitze widerſtehen konnte; ich wollte kein Eiſen, weil es die Hitze ſo ſtark ableitet, und ließ mir aus Briſtol einen großen Schiefer

---

*) Dieſe Weiſungen beziehen ſich auf Heizung der Oefen durch Züge; indeſſen hat man auch durch Heizung mit Dampf nicht minder die Ungelegenheit bei der Nacht nachſehen zu müſſen, wie aus einem Schreiben des Hrn. Jac. Dodd an Hrn. Hay erhellt, der dieſe Heizung einführte, und worin er Letzterem ſagt, daß, um die Wärme des Hauſes auf 60 Grad (F) zu halten, er um 10 Uhr Nachts unter dem Keſſel Feuer machte, und um 6 Uhr Morgens; die Dampf-Heizung wird demnach, ſo viele Vorzüge ſie auch vor der anderen Heizung in mancher Rückſicht hat, den Gärtner des Nachts nicht minder um ſeine Ruhe bringen. A. d. O.

**) Abercrombie's Practical Gardener, by Mean. P. 12. S. S. und 13. A. d. O.

***) Bei größeren gehörig erbauten Glashäuſern, wo mehrere Gärtner zur Beſorgung der Gewächſe angeſtellt ſind, hat man immer in der Nähe des Ofens ein kleines Stübchen angebracht, in welchem der, abwechſelnd Wache haltende, Gärtner ſein Bett findet, um ſeine Geſundheit und das Wohl der Pflanzen zugleich ſchonen zu können. Wir wiſſen aus traurigen Erfahrungen, daß, ohne dieſe Vorſicht, mancher fleißige Gärtner, der zwei Mal des Nachts vom heißen Ofen in den Schee hinaus mußte, ſeine Geſundheit vor der Zeit opferte, und manche koſtbare Sammlung von Gewächſen durch die Nachläſſigkeit eines gewöhnlichen Gärtners in einer Nacht zu Grunde ging. A. d. O.

****) Als ich am Morgen verſuchte, die Hitze meines Ofens zu meſſen, den ich in der Mitte des vorigen Tages geheizt hatte, und ein Brau-Thermometer an demſelben anbrachte, in deſſen Röhre das Queckſilber nicht höher als bis auf 210 Grade ſteigen konnte, zerſprang die Kugel in kurzer Zeit. Es ſcheint mir demnach, daß die Hitze dieſen Grad überſtiegen haben müſſe. Da dieſer Verſuch ſo unglücklich ausfiel, habe ich keine weiteren mehr angeſtellt. A. d. O.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Durch das Ueberheizen der Züge entsteht nicht selten ein großer Nachtheil in den Häusern, wenn der Wind sich unerwartet des Nachts hebt, und den Luftzug durch den Ofen verstärkt, ohne daß Jemand bei der Hand ist, der denselben mäßigte, so wie auch durch den Ruß, der Feuer fängt, wenn die Züge nicht zu gehöriger Zeit gereinigt werden. Die erstere dieser Gefahren fällt bei obiger Vorrichtung gänzlich weg, und sollte auch der Ruß bei Tage Feuer fangen, so kann dieses schnell dadurch gelöscht werden, daß man das Feuer von dem Roste nimmt, und den Zutritt der Luft versperrt.

Winke zur Anwendung dieses Verfahrens bei dem Heizen der Oefen zum Ausbrüten der Seidenraupen. Von Hrn. Gill.

Wir wissen nicht, ob der hochw. Hr. Swayne, der so schön über Seidenraupen-Zucht in England schrieb, daran dachte, dieses treffliche Verfahren beim Heizen der Oefen zum Ausbrüten der Seidenraupen zu benützen. Sein Ofen scheint zu diesem Zwecke ganz vorzüglich brauchbar, und der Grad der Temperatur, den er hier angiebt, ist ganz zum Ausbrüten der Eier der Seiden-Nachtfalter geeignet.*) Die große Wohlfeilheit der Heizung verdient hier um so mehr Beachtung, als wir es mit Rivalen zu thun haben, bei welchen in Hinsicht auf Tagelohn eine ungeheuere Verschiedenheit Statt hat: die geringe Mühe, die man dabei hat, die große Reinlichkeit, sprechen noch mehr für die Anwendung dieser Vorrichtung.

(Polytech. Journal.)

Vermischte Gesänge von englischen Tonsetzern, mit deutschen Worten. 1. Heft. München, bei Falter.

Der verstorbene verdienstvolle Winter, königl. baierscher Kapellmeister in München, hatte bei seinem Aufenthalt in England — was man dort so leicht kann — mehrere englische Gesellschafts-Gesänge kennen gelernt und, wie das kaum anders seyn konnte, große Freude daran gehabt, viele Liebe dazu gefaßt. Er trieb d. er dort von ihnen auf, was er erlangen konnte, und brachte fünf Bände voll zusammen. Sie waren ihm bis an sein Ende sehr werth und er that sogar geheim damit. Nach seinem Tode, bei der Versteigerung seines Nachlasses, erstand der Musikalien-Verleger, Herr Falter in München, diese Bände und vertraute sie, zur Auswahl und zur Uebersetzung und Unterlegung der Gedichte, einem dortigen Gelehrten, der beider Sprachen, wie der Tonkunst, in hohem Grade kundig ist. Dieser wählte nun die vorliegenden Stücke und gab ihnen den deutschen Text.

Diesen muß man nicht als kunstvolle Nachbildung der Originale betrachten, sondern als, den Worten nach, in so fern freie Uebersetzung, als die bequeme Unterlegung unter die nicht im geringsten geänderte Musik nöthig machte; der Sinn aber ist treulich wiedergegeben, wie man leicht finden wird, da der englische Originaltext auf besondern Blatte beigelegt worden ist. Alles, was die Musik verlangte, findet sich mit großem Fleiß und ausgezeichneter Geschicklichkeit abgefaßt; nur daß hin und wieder — was freilich zu bedauern — die Reime aufgeopfert werden sind, welche überall, neben jenen nothwendigen Erfordernissen, gleichmäßig wiederzugeben, kaum möglich seyn möchte. — Die mitgetheilten Stücke sind zwar alle aus jenen musikalisch ausgeführten, aber verschiedenen Charakters, ziemlich verschiedener Schreibart, und sämmtlich sehr gut. Da das Heftchen aber doch wohl als Probe gelten soll, so wäre es vielleicht rathsam gewesen, auch ein eigentlich volksmäßiges, besonders ein recht lustiges Stück zu geben; denn auch an diesen kann es der Sammlung unmöglich fehlen. Die hier mitgetheilten Stücke sind alle vierstimmig, da die gewöhnlicheren Glees oder Catches meistens nur dreistimmig sind. Sie sind in Partitur gut lithographirt. Für diejenigen, die dessen bedürfen, ist auch ein besonders abgedruckter Klavierauszug beigelegt. Und so ist für das Unternehmen in jeder Hinsicht gethan, was sich thun ließ. No. 1 ist von Danbi, ein gekröntes Concurrenz- und Preis-Stück; No. 2 (Shakspeare's anmuthiges: Tell me, where is Fancy bred, mit der Nachahmung des Glockengeläutes am Schluß) ist von King; No. 3. von demselben; No. 4 von Webbe. Den Wunsch an den Herausgeber und Verleger, daß die Sammlung fortgesetzt werde, und den an die Gesangsfreunde, daß sie nicht nach bloßer Durchsicht darüber entscheiden, haben wir schon ausgesprochen.

(Allgem. musikalische Zeitung.)

*) Ist bekanntlich zu niedrig. — U. d. O.

Aphorismen.

Man wird sich der Schranken des Menschlichen, besonders seines eigenen, und wie so gar Weniges man in den nächsten Kreis seines Anschauens, Erkennens, Empfindens, Liebens ziehen kann, nicht ohne Bedauern bewußt.

Andererseits hat man aber die Bemühung der Künste zu schätzen, die uns Fernes nahe bringen, Fremdes zu Eigenem machen, Flüchtiges festhalten.

Malerei läßt uns durch die Rahmen ihrer Tableaux in entlegene herrliche, oft wunderliche Provinzen blicken. Sie stellt uns Naturgegenstände, abenteuerliche Gestalten, ergreifende Scenen, über- und unterirdische Welt in sprechender Nähe dar.

Bildhauerei bringt uns mitten in ein verkommenes Geschlecht den kolossalen Bau gottähnlicher Menschen.

Dichtkunst läßt an uns das Geschick interessanter Personen, wie uns im Leben vielleicht nicht Einer vorkommt, so nahe vorüberziehen, daß unsere Theilnahme, wie kaum in der zerstreuenden Wirklichkeit, erregt wird. Namentlich in der lebendig vorführenden Schauspielkunst sehen wir Lieb' und Leid in den feurigsten, durchsichtigsten Farben brennen, und schauen vertraulich in die verschiedensten Zustände und Lebensweisen hinein.

Tanzkunst täuscht uns ein antikes Zeitalter oder eine Mährchenwelt vor.

Musik vor allen trägt uns, jeden nach dem Maaße seiner Hingebung, seines Verlangens, wogenden Fluges in entfernte Zonen, ja in den Himmel selbst, und doch regt sie auch wieder in unserm Eigensten das Langverklungene, altes Wohl und Weh auf, spricht in Jugendtönen zu uns; sie ist der schnellste Bote der Sehnsucht zu entfernten Geliebten und täuscht uns durch ihre allgemeine Gefühls-Sprache über die Kluft von Zeit und Raum durch unmittelbare Gegenwart.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 156 Hamburg, Sonnabend den 3. Februar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Nath Ludwig.

Die Italienische Oper in London.

Der folgende Aufsatz über diesen Gegenstand, den wir einem englischen Blatte entlehnen, enthält so manche Winke und Bemerkungen, die auch für Nicht-Londonsche Theater und in andern Städten als London, nützlich und beachtungswerth seyn dürften, daß uns eine Weiterverbreitung derselben durch diese Blätter nicht zwecklos zu seyn schien.

Nichts in der Welt richtet mehr Verwirrungen an, verkehrt die gesellschaftliche Ordnung in höherem Grade und schafft ein allgemeineres Mißvergnügen, als eine unverständige Vertheilung der Aemter, von deren gehöriger Verwaltung das Interesse oder die Vergnügungen des Publikums abhängig sind. So würde ein Philantropist nicht zu einem Hinrichtungsbeförderer, ein Jesuit nicht zu einem Professor der Geschichte, und ein Krämer, wie fähig auch in seiner Bude, nicht zu einem Opern-Director taugen. Schon aus dem ältesten Alterthum schreibt sich das Sprichwort her: „tractant fabrilia fabri," und ein alter Italienischer Dichter singt:

„Parli al nocchiero ragionar de remi;
Al Bifolco dé Bori, o le sue piaghe
Conti il guerrier; conti il Pastor gli armenti."

Der Speculation, die auf ein falsches Princip gegründet ist, kann nur fehlerhaftes Resultate geben. Wenn ein Kaufmann sich auf Dinge einläßt, die ihm fremd sind, kann er dann wohl auf ein Gelingen rechnen? Es läßt sich Dreißig gegen Eins dawider wetten. Erstens kann er nicht selbst handeln; er muß andre mit zu Hülfe nehmen. Obgleich nun diese andern meinen es redlich, sie nehmen sich das Interesse des Prinzipals zu Herzen, sie betreiben die Sache aufs Beste: dann ist der Prinzipal eine überflüssige Figur; und sollte es ihm gar einfallen mit seiner Autorität einschreiten zu wollen, so ristirt er jeden Augenblick arge Mißgriffe zu machen, die seinen Constituenten das Spiel verderben und ihm Geld kosten. Oft wirds auch geschehen, daß er etwas mit Hundert bezahlt, was nur Funfzig werth ist, während er ein andres Mal nur Funfzig für eine Sache anlegen will, die mit Hundert nicht zu theuer bezahlt wäre. Er kann nie, außer nach der Angabe von andern sagen, ob seine Waare von erster, zweiter oder dritter Qualität ist. Er läuft Gefahr sowohl von Käufern als Verkäufern geschnellt zu werden. Legt er Ein Tausend an, glaubt er vielleicht Zwei Tausend zu machen, und muß hinterher mit höchstens Zwei Hundert vorlieb nehmen. Bei unbekannten Dingen schafft er sich einen dreifachen Vorrath an, während er die gesuchten unbeachtet läßt. Sich für außerordentlich klug haltend, wird er seine Artikel als die schönsten in der Welt ausposaunen, wogegen ihm jedermann ins Gesicht lachen wird. Dem allen zu entgehen, hat er nur einen Ausweg, und der ist, daß er sich um gar nichts einmischt, überall in den Hintergrund tritt, und das Ganze des Guten oder Bösen Fremden in die Hände giebt. Das ist, in wenigen Worten, die Geschichte der Italienischen Oper in London. Da in dieser Stadt alles auf Speculation und Handel hinausläuft, so hat man geglaubt, auf eine Oper-Unternehmung eben so gut, wie auf jedes andre Geschäft eingehen zu können; da hat man sich denn aber arg versehen. Ein Unternehmen, das auf den Talenten mehrerer Individuen begründet ist, die bestimmt sind fast einer Million Menschen Vergnügen zu machen, die ihr Geld gegen verhallende Laute austauschen, kann nicht so gehandhabt werden, als wenn sichs um einen Verkauf von Eßartikeln oder Kleidungsstücken handelt. In dem letztern Falle darf der Handelsmann nur Bedacht darauf nehmen, den Geschmack seiner Käufer nach einander zu befriedigen, in dem ersteren aber soll der Geschmack Aller zugleich befriedigt werden. Das eine ist, mehr oder weniger, der Welt nothwendig, das andere aber kann man recht gut entbehren. Bei Handelswaaren kann der Eigner derselben, da sie leblos sind, nach Gefallen, und wie er es für sich am vortheilhaftesten hält, damit schalten und walten; bei dem Oper-Speculanten aber denkt, raisonnirt und speculirt die Waare eben so viel als der Prinzipal und spielt ihm sehr oft gar arge Streiche. Nun frage ich aber, was der Prinzipal erwarten kann, der auch nicht die geringsten Kenntnisse von seinen Waaren hat? Nichts, als in einem Wespennest zu hausen, bis daß ein Accord oder ein Bankerott ihn aus seiner Drangsal erlöset. Als Meister Andre es sich beigehen ließ seine Tragödie, betitelt „das Erdbeben von Lissabon," Voltaire'n vorzulegen, sagte dieser lächelnd: „Macht Perücken!" (Meister Andre war nämlich ein Perückenmacher.) Wir wollen gerecht seyn. Kann die Stadt London sich wohl schmeicheln die best-zusammengesetzte und best-verwaltete Oper in der Welt zu besitzen? Gewiß nicht. Wenn ich erwiesen haben werde, daß ihre Verwaltung unfähigen Händen anvertrauet ist; wenn ich die zahlreichen Mißbräuche, die ihr verderblich sind, den Mangel an Ordnung, das Vorurtheil und selbst die Verachtung, womit man nützliche Personen kränkt, aufgedeckt haben werde; ferner die unverdiente Begünstigung, die nur zu oft gierigen Intriganten, die ich Ränkeschmiede nenne, zu Theil wird; die Vernachlässigung der untergeordneten Fächer; und endlich die Kniffe, die von Beutelschneidern angewandt werden um von Jedwedem auf Kosten des Unternehmens Vortheil zu ziehen: so wird, däucht mir, niemand (er gehöre denn mit zum Complott) es wagen mir zu widersprechen. Wir wollen einmal dies Labyrinth betreten, und sehen, ob wir uns wohl mit dem Knäul des Scharfsinns und der Wahrheit da hindurch finden können.

Wenn es irgend einen Platz giebt, wo man Sängern und Sängerinnen mäßige Bedingungen machen kann, so ist es London, indem sie wohl nirgends anderswo gleiche Hülfsquellen und Ermunterung finden. So wenig Nutzen sie auch von der Mode, von den Partieen oder von dem Patronat eines gewissen Theils des Adels haben werden, werden sich doch, während der besseren Saison, von allen Seiten Concerte, und

gegen deren Schluß musikalische Partieen für sie aufthun. Von diesen allein werden sie, ohne Beihülfe des Theaters, leben können. Wenn ich, von Sängern sprechend, „leben" sage, so meine ich nicht bloß Dach und Fach, Frequenz des Caffeehauses, elegante Kleidung, Juweelen, blitzendes Geschmeide, goldene Ketten und Pettschafte, und, sind es Sängerinnen, (außer Juweelen) Spitzen, Chinchillas und Cascheмire; sondern auch gute Banknoten, Obligationen und Stocks: dies alles im Austausch gegen Töne erworben. Wie mancher wackere Bursche, der auf dem Schlachtfelde Arm und Bein verloren hat, würde sich mit dem dritten Theile des Einkommens der Herren-Gesang-Künstler glücklich schätzen! Um sich zu billigen Bedingungen gute Künstler zu verschaffen, müßte man eine so unbestechliche und in ihren Zahlungen so verläßliche Direction begründen, daß sie es in ihrer Pünktlichkeit mit der englischen Bank aufnehmen könnte. Warum giebt man der Bank Geld gegen so billige Interessen? Weil diese Interessen sicher sind. Imgleichen würden einer Theater-Unternehmung, die den Ruf hätte, unveränderlich zu festgesetzten Zeiten zu zahlen, gute Künstler in Menge zuströmen, die, das Gewisse dem Ungewissen vorziehend, ihre Saiten nicht zu hoch spannten. Nach dem, von mir eben aufgestellten, Grundsatz, würde ich nun die Emolumente der Künstler nach folgender Scala festsetzen:

Sechs Sängerinnen.

Prima Donna assoluta di Cartello	1000 £
Prima Donna Buffa	800 =
Contralto	500 =
Seconda Donna assoluta, als Substitutin für den Nothfall	350 =
Seconda Donna, fähig, außer Recitativen eine Partie im Conzert, ...	200 =
Und eine erste Chorsängerin, fähig, einige nicht obligate Recitative zu übernehmen	80 =
	2940 £

Sieben Sänger.

Primo Tenore serio	800 £
Primo Tenore mezzo carattere	700 =
Secondo Tenore, fähig, nöthigenfalls als Substitut einzutreten	300 =
Baritono, fähig, nöthigenfalls den zweiten Tenoristen oder den secondo Basso zu vertreten	250 =
Primo Basso cantante	700 =
Primo Basso comico	700 =
Erster Chorist, fähig einige Recitative zu übernehmen	80 =
Gesammtsumme	6170 £

Das wären die gleich vollständigen als ökonomischen Bestandtheile einer Gesellschaft. Ein Mehr würde die Kosten vergrößern, ein Weniger die Wirksamkeit beschränken. Ich weiß recht gut, daß meine Emoluments-Vertheilung den Herren, die Alles in allem seyn wollen, nicht zu Sinn seyn wird. Nach ihrem Sinne müssen die Auserwählten Alles, die übrigen Nichts haben. Aber den Hochfahrenden beiderlei Geschlechts, aufgeblasen von Anmaaßung und Eitelkeit, zum Trotz, behaupte ich nicht allein, daß jedem Mitglied der Gesellschaft so viel, als um ehrenvoll zu leben erforderlich ist, gebühret, sondern daß auch das Gedeihen des Unternehmens selbst davon großentheils und wesentlich abhängt. Jemehr jemand gegen Mangel und Unbill geschützt ist, um so eifriger und gewissenhafter wird er seine Pflicht thun, und um so mehr wird der Gesammt-Effect und die Abwechselung der Opern das Publikum herbeiziehen.

Nachdem wir nun dem Künstlerpersonal ein gebührendes und nicht übertriebenes Gehalt ausgesetzt haben, wollen wir von dessen Pflichten sprechen. Allem Anschein nach würde es mit der Pflichterfüllung eines jeden Künstlers keine Schwierigkeit haben, wenn zuvor die Subordination eines gegen den andern festgestellt worden: und dennoch ist das streitig. Ist der Director nicht ein Mann, der in dem, was man Bühnen-Accomodation nennt, völlig erfahren ist, so wird der gute Fortgang des Dienstes bald durch Ränke, Intriguen und Patronatschaft behindert werden. In dem Sinn der Ränkeschmiede aber will „Bühnen-Accomodation" so viel sagen, als: alle andern Künstler ihren Capricen aufzuopfern; sie allenfalls mit Füßen zu treten; die Opern zu verstümmeln; denselben Rhapsodien anzuflicken; dem einen diese Arie, dem andern jenes Duett zu nehmen; einfältige Anachronismen einzuschalten und noch ärgeren Unsinn in die Geschichte oder in die Decorationen und Anzüge zu legen, vor allem aber in dem Sinne zu handeln: „unterdrücke die andern und hebe nur mich empor." Es liegt am Tage, daß eine Gesellschaft, in welcher es nur zwei oder drei solcher Ränkeschmiede giebt, bald dem ganzen Unternehmen den Garaus machen muß. Ein hellsehender Director aber wird bei scharf specificirten Engagements und strenge aufrecht gehaltenen Regeln den Anstrengungen der Intrigue und des Egoismus schon die Spitze bieten können. Er muß, was die Ränkeschmiede eine Bühnen-Accomodation nennen, nicht gegen das allgemeine Interesse aufkommen lassen. Er wird nicht dulden, daß ein Sänger oder eine Sängerin es anders, als bei würklicher Krankheit, unterläßt, die ihm oder ihr zugefallene Rolle zu lernen und zu singen. Auf Krankheitsfälle aber muß man im voraus bedacht gewesen seyn und, ehe die Spielzeit da ist, sich wenigstens für drei Opern so eingerichtet haben, daß, wenn der, der eine Hauptrolle hat, abwesend wäre, sein Substitut gleich für ihn eintreten könne. — Aber — frägt man vielleicht: — wo gute Substituten für Rollen ersten Ranges hernehmen? — Das führt uns zur Aufdeckung eines beim jetzigen Königl. Theater in London herrschenden Mißbrauchs, der so ungerecht als einfällig ist. Derselbe besteht nämlich darin, daß man anzunehmen scheint, nur zwei oder drei der Hauptcharaktere einer Oper seyen von Wichtigkeit, alle übrigen könne man als werthlose Beiläufer behandeln. In diesem groben Mißgriff liegt es, daß wir in keiner Oper mehr als zwei oder drei Künstler sehen und daß das Ensemble gänzlich vernachlässigt wird. Aber wie wenig Werth haben „diese Unnachahmlichen" in den Augen aller Verständigen, wenn niemand da ist der sie unterstützt? Sind Fresco-Malereien in einer Strohhütte, gestickte Kleider am Leibe eines Gassenkehrers an ihrem Platze? Es ist eben so, als wollte man einem Gemälde nur Licht, keinen Schatten geben. Und doch ist jedes Gemälde eine Fratze, in welchem nicht eine gehörige Vertheilung der Schatten angebracht ist. Nur mit allen ihren Theilen ist eine Oper Oper, und man sollte es als einen sehr glücklichen Umstand ansehen wenn man unter Hundert Künstlern einige wenige vom zweiten Range fände, die ganz ihre Schuldigkeit thun. Dann ists aber auch die Pflicht des Publikums sie zu ermuntern; ihre Nützlichkeit gütig anzuerkennen, und ihre Dienste wohl zu würdigen; und wenn es nicht absolute Strohköpfe, oder unverschämte Creaturen sind, oder sie nicht falsch singen, so mag das Publikum es nicht mißfällig aufnehmen, wenn Künstler des zweiten Ranges, wenn die Beschaffenheit der Oper es erheischt, einmal Partieen des ersten Ranges übernehmen. Sehen diese Künstler sich ermuntert, so werden sie Festigkeit, Selbstvertrauen und was ihnen sonst in ihrem Künstlerleben Noth thut, erwerben und sich zu vortrefflichen Substituten ausbilden, was dem Ganzen nur ersprießlich seyn kann. Talente sind

Mr. Speaker: Hon. Members, I have been informed that the Hon. Minister for Finance, Planning and Economic Development will be making a Statement on the Budget Estimates for the Financial Year 2013/2014 and the Medium Term Expenditure Framework for the period 2013/2014 to 2015/2016. I, therefore, request the Hon. Minister to proceed with the Statement.

Hon. Henry Kosgey: Mr. Speaker, Sir, I rise to present the Budget Estimates for the Financial Year 2013/2014 and the Medium Term Expenditure Framework for the period 2013/2014 to 2015/2016. Mr. Speaker, Sir, I am grateful to the Almighty God for giving me the opportunity to present this Budget Statement. I am also grateful to His Excellency the President, Hon. Uhuru Kenyatta, C.G.H., and the Deputy President, Hon. William Ruto, E.G.H., for their leadership and guidance in the preparation of this Budget. I am also grateful to the Hon. Members of this House for their support and contributions in the preparation of this Budget. Mr. Speaker, Sir, I am also grateful to the Hon. Members of the Senate for their support and contributions in the preparation of this Budget. Mr. Speaker, Sir, I am also grateful to the Hon. Members of the County Assemblies for their support and contributions in the preparation of this Budget. Mr. Speaker, Sir, I am also grateful to the Hon. Members of the County Governments for their support and contributions in the preparation of this Budget. Mr. Speaker, Sir, I am also grateful to the Hon. Members of the National Assembly

Considérations historiques et politiques sur la Russie, l'Autriche et la Prusse, et sur les rapports de ces puissances avec la France et les autres états de l'Europe.

Auf obige eben in Paris erschienene Schrift, macht das Journal du Commerce auf folgende Weise aufmerksam:

Bis es uns möglich seyn wird, diese eben erschienene Flugschrift über die Verhältnisse Rußlands, Oestereichs und Preußens zu Frankreich näher zu prüfen, glauben wir, daß die vom Verfasser seinem Buche beigefügte Nachschrift nicht ohne Interesse gelesen werden wird:

„Während meine kleine Schrift gedruckt wird, entwickeln sich die Ereignisse und neue Umstände bestätigen täglich unsere Ansichten — zeigen mehr und mehr die Nothwendigkeit, Frankreich und die Monarchie vor den apostolischen Congregationen und vor fremdem vorherrschenden Einflusse zu sichern.

„Die englischen Truppen landen in Portugal; die portugiesischen Absolutisten werden in Kurzem nach Spanien zurückgeworfen seyn; der König und die Absolutisten von Spanien werden sich unverzüglich auf der Gränze den Engländern und den Constitutionellen gegenüber sehen. Der entscheidende Augenblick naht; der Krieg wird von der Laune irgend eines Fanatikers abhängen, der auf den Vorposten den ersten Musketenschuß wagt."

„Inzwischen ist der König von Spanien und die Faction, die ihn leitet, nichts weniger als bange vor dem Kriege und dessen Folgen; sie rufen ihn vielmehr durch ihre Maaßregeln und ihre Reden hervor. Anstatt den Forderungen der Cabinette der Tuillerieen und von St. James Genüge zu leisten, wollen sie weder die portugiesische Charte anerkennen, noch die Minister wechseln, noch die General-Capitaine bestrafen, die die Invasion von Portugal organisirt haben. Sie wissen, welche Wichtigkeit und Bedeutung sie den Vorstellungen und Drohungen unserer Minister beizulegen haben; sie wissen, daß unser Ministerium, einzig durch die Protection unserer Congregationen an der Spitze der Geschäfte erhalten, nichts thun kann, als was sie wollen. Auch sind es nicht die Instructionen desselben, die sie hören und befolgen, sondern die welche Montrouge ihnen unmittelbar zusendet; sie haben nicht vergessen, daß das französische Cabinet, nachdem es seinen Gesandten den Befehl gegeben, sich der Einführung einer Charte in Portugal unter dem König Johann zu widersetzen, wohl nicht sehr aufrichtig die Erhaltung der Charte Don Pedro's wünschen kann. Sie wissen, daß Herr von Villele, obgleich er Herrn Canning, bei seinem Aufenthalte in Paris, versprochen, Herrn von Moustier, bekannten Protector der Apostolischen, schnell von Madrid zurückzurufen, dennoch, ohne Zweifel beherrscht von der Congregation, diesen Gesandten erst nach der Invasion von Portugal und als er dem Andringen Englands durchaus nicht mehr ausweichen konnte, wirklich zurückgerufen hat. Sie behaupten selbst, daß Frankreich sich durch geheime diplomatische Verträge verpflichtet habe, niemals die Charte von Portugal anzuerkennen. Sie rüsten sich folglich zum Kriege mit dem Vertrauen, unterstützt zu werden. Sie sammeln ihre Truppen auf der Gränze; sie gehen, wie man behauptet, selbst so weit, uns aufzufordern, entweder die festen Plätze zu räumen, oder mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen Portugal zu machen."

„Die Congregation in Frankreich zeigt nicht minder Feuer und Thätigkeit als in Spanien. Von acht Ministern sind fünf Stimmen im Begriff gewesen, der grausamen Laune dieser Fanatiker nachzugeben; und ohne den Einfluß des Dauphins, der sie zu der Meinung der Minorität zurückgeführt haben soll, wäre der Friede schon gebrochen. Aber die Congregation läßt sich nicht lange in ihrem Laufe hemmen, selbst durch die höchsten und rücksichtswerthesten Willensmeinungen. Sie bedarf des Krieges gegen die repräsentative Regierungsform nach außen, um unsere Gesetze im Innern zu vernichten, und sie wird ihn zuletzt erzwecken. Um ihn ausbrechen zu lassen, erwartet sie blos die Annahme des Gesetzvorschlags über die Presse: bei einer so wichtigen Unternehmung wird es ihr unerläßlich, daß das Volk und der König nie die Wahrheit erfahren können — denn weder zu des einen noch zu des andern Heil will sie das Schwert ziehen lassen."

„Wir nähern uns also mit jedem Tage mehr und mehr einem wichtigen Ereigniß, einem Kriege des politischen und religiösen Fanatismus, der allen unsern nationalen Interessen entgegen, für unsern Handel und unsern Credit unheilbringend und im Widerspruch mit unserer politischen Constitution ist, wobei wir die Existenz Frankreichs für das lächerliche Interesse einer Faction aufs Spiel setzen, wobei Frankreich allen Verlust, alle Unglücksfälle zu tragen haben wird, ohne irgend einen Vortheil noch Ruhm zu erwerben; wo das französische Ehrgefühl im immerwährenden Widerspruch mit den Gefühlen der Vaterlandsliebe und dem wahren Interesse des Landes seyn wird."

„Aber diese Absolutisten und diese kühnen Jesuiten, die den Ministern die Gewalt zu handeln rauben und im Finstern wirken, ohne daß irgend eine Verantwortlichkeit auf ihnen lastet; diese Congregationen, welche verlangen, daß wir für sie unser Leben, unsere Rechte, unser Vermögen aufopfern sollen, — haben sie wohl über die Gefahr nachgedacht, welcher sie Frankreich aussetzten? und täuschen sie sich nicht über den Umfang ihrer Macht? Geben wir einmal ihren Triumph zu; er ist nur zu wahrscheinlich! ihr Wille soll geschehen seyn: der Krieg ist angefangen; aber mit dieser Art von Krieg beginnen auch die bürgerlichen Uneinigkeiten, die Revolten, die Aufstände; die bis dahin verhaltenen Meinungen, der schon halb besänftigte Haß — alle Leidenschaften brechen von neuem hervor auf die Anreizung der kriegführenden Theile: Herr Canning hat es uns warnend verkündet. Was werden dann die Continentalmächte thun, die die Allianz von Aachen unterzeichnet haben und die sich noch *vereint* nennen — für die Erhaltung des Friedens von Europa? Werden nicht, beim Anblick dieser Art von mönchischer Anarchie, die den Frieden gestört, Rußland, Preußen und Oestreich sich veranlaßt fühlen, unser Territorium gegen die Absolutisten zu occupiren, wie sie es 1815 gegen die Bonapartisten und Jacobiner occupirten, uns neue Contributionen bezahlen zu lassen und die Erhaltung ihrer Armeen uns aufzulegen?"

„Ein neues politisches System kann allein, wie wir gesagt, diesen Sturm beschwören. Möge der König von seiner Prärogative für die Sicherheit des Staates Gebrauch machen; möge er die Auflösung der Kammer der Deputirten aussprechen; möge er das Ministerium ändern, und alle diese trüben Wolken werden im Augenblicke zerstreut seyn. Das ist das einzige Mittel, unser Vaterland von der Tyrannei der Jesuiten zu befreien, das Joch fremder Herrschaft abzuschütteln und den Frieden des Continents zu verlängern."

Kunde von Tibet. Von Sven Hedin. Übersetzt von Ludwig Wilhelm. Brockhaus, Leipzig 1910. 8°. 1 Bl., 256 S. mit 1 Karte. Geh. M 4.—, geb. M 5.—.

Kunde von Tibet.

Ludwig das Nähere darüber sagen; es muß eine köstliche Sache seyn, um den Magen wieder zu erwärmen. —

Parkán, Gran gegenüber, den 10. October.

O wie gnädig ist Gott, meine theure Marie! *) Zur Entschädigung für ein wenig Verwirrung **) gab er uns einen Sieg, der noch größer ist, als der von Wien. Bei Ihrer Liebe für mich bitte ich Sie, hören Sie nicht auf, ihm zu danken; bitten Sie ihn immer, seinem getreuen Volke fortwährend gnädig und barmherzig zu seyn; lassen Sie die Obsequien der Gebliebenen noch einmal feiern.

Ich habe das Bülletin dieses Tages eigenhändig und in französischer Sprache geschrieben; ich habe es von Dupont ***) abschreiben lassen, man muß es an alle Höfe schicken; es enthält eine getreue Erzählung.

Ich befinde mich, dem Himmel sey Dank! ganz wohl; ich kann sogar sagen, ich fühle mich seit unserem Siege um zwanzig Jahre jünger; aber der vorangegangenen zwei Nächte werde ich mich lange erinnern, besonders zum Ruhme unserer Nation werde ich daran denken.

Kurz, Gott sey gelobt! jetzt ist Alles wieder gut gemacht, und die Deutschen stimmen von neuem unser Lob an. Sie fingen schon an, zu den Polen zu sagen: „Ihr seyd eures Königs nicht würdig, ihr habt ihn verlassen!“ Und doch versichert man, unsere Infanteristen haben im Augenblick, wo man ihnen sagte, daß ich nicht mehr lebe, ausgerufen: „Was liegt uns am Leben, jetzt, da wir unsern Vater verloren haben. Führt uns ins Feuer, wo wollen Alle fallen.“

Was den Cavalleristen betrifft, von dem ich Ihnen gesagt habe, so verdanke ich ihm allein mein Leben; zwei Türken umringten mich ganz nahe, und in dem nämlichen Augenblicke tödtete er den einen und verwundete den andern. Ich hatte ihm eine große Belohnung zugedacht; aber leider kam er nicht lebendig aus dem Kampfe. Man soll seiner wenigstens bei der Seelmesse besonders erwähnen.

Jetzt, da ich wieder ganz hergestellt bin, kann ich Ihnen gestehen, mein theures Herz, daß ich von den Flüchtlingen so gedrückt und gequetscht wurde, daß mein Leib an vielen Stellen kohlschwarz war.

Der arme Woywode von Pomerelien ****) wurde ohne Kopf gefunden; diese Barbaren machen keine Gefangene. Dies ist der Grund, warum die Unsrigen auch keinen Pardon geben. Wir sind mit dem Gemetzel schon so vertraut, daß wir den Tod unserer Leute, wie den unserer Feinde, gleichgültig betrachten.

Beinahe alle meine Pagen sind in dem Gefechte umgekommen. Gdenski ist vorgestern an einer Krankheit gestorben. Unser armer Mohr Joseph ist den Türken in die Hände gefallen, die ihm den Kopf abgeschnitten haben. Ich hatte auch einen jungen Ungar, der mehrere Sprachen redete; er kam um. Aber hören Sie, meine Geliebte, was meinem kleinen Kalmucken begegnete; Sie kennen seine Geschicklichkeit bei der Hasenhetze; nun gut! alle seine Gewandtheit auf dem Pferde konnte ihn nicht retten; aber durch irgend einen glücklichen Zufall verschonten ihn die Türken, die ihn gefangen hatten. Gestern, nach der Niederlage der Ungläubigen, fand man ihn in einem ihrer Zelte. Die Unsrigen hatten ihn und sein Pferd, das an dem nämlichen Zelte angebunden war, sogleich erkannt, als ein Deutscher herzulief, und ihm mit seinem Degen einen Stich ins Gesicht gab; ungeachtet der Versprechungen der Wundärzte, welche Hoffnung geben, weiß ich nicht, ob er davon kommen wird.

Wir sind jetzt im Begriffe Rath zu halten, was weiter zu thun ist, und werden vor Allem damit anfangen, der göttlichen Vorsehung unsern Dank zu bezeigen.

Sonderbar! den Tag nach unserm Unglück berieth ich mich mit den Meinigen, was nun zu thun wäre, und die Meisten waren der Meinung, wir sollten uns mit dieser Schande auf dem Rücken nach Polen zurückziehen; ich antwortete ihnen, die Bestürzung spreche aus ihnen; die Armee könne, ungeachtet sie sich den Tag zuvor schlecht gehalten habe, nichts desto weniger den folgenden Tag alles wieder gut machen, wie man es oft erfahren hat. Höret die Deutschen, sagte ich zu ihnen, sie sind nicht eingeschüchtert; daher wird ihre Meinung auch nicht die furchtsame seyn. Schließlich erklärte ich ihnen, wir müssen einen Akt der Zerknirschung wegen unserer Sünden vornehmen, und gleich den Tag darauf werde alles aufs Beste gehn. Hierauf hielt der Abbé Skopowski eine Ermahnungsrede, in welcher er die Reihe von Verbrechen enthüllte, welche die Züchtigungen Gottes auf uns gezogen hatten; er rührte alle Zuhörer, und man machte sich mit Vertrauen und Muth auf den Marsch; die Schwadronen waren sogar vollzähliger, als zwei Tage vorher, wo ein großer Theil unserer Leute bei dem Gepäck geblieben war.

Ich muß Ihnen einen merkwürdigen Zug von einem Reitknechte *) von der Husaren-Compagnie erzählen. Als ich mich an die Spitze meiner Schwadronen gestellt hatte, gab ich den Befehl, daß jeder, der noch eine Lanze habe, sich in das erste Glied stellen sollte; nun kommt ein Reitknecht mit der Lanze in der Faust, und sein Herr folgt ihm, um sie ihm abzunehmen; aber der Bediente antwortet: „Nein, Herr, ich habe diese Waffe aus der Schlacht zurückgebracht; ich habe sie nicht weggeworfen, wie so viele Andere; sie gehört mir.“ Ich habe diesen braven Mann sehr gelobt, und habe ihm fünf Dukaten gegeben.

Zwei Abgesandte Tökely's haben dem gestrigen Tag beigewohnt. Sie zitterten anfangs, und erwarteten, uns von den Türken vernichtet zu sehen. Jetzt weiß ich nicht, ob sie sich aufrichtig freuen; aber dies könnte doch wohl seyn, da sie katholisch sind. Ich schicke sie erst heute zurück; denn nach dem Unglück, von dem sie Zeugen waren, war es mir wichtig, sie bis nach dem Sieg zurückzuhalten, an dem ich keinen Augenblick zweifelte; ich hatte Vertrauen zu Gott.

Es waren nur einige hundert Tartaren in dem Treffen; ich weiß nicht, wie dies gekommen ist, da ihr Armeecorps nur einige Meilen entfernt war; ohne Zweifel hat der neue Chan eben so wenig Lust, sich mit uns zu messen, als sein Vorgänger. Ich werde ihm einen von seinen Gefangenen zurückschicken müssen, um ihm dafür zu danken, daß er diese Gefälligkeit gehabt hat, und daß er gut Freund mit uns seyn will.

Das ist ein sonderbarer Vorfall: letzten Donnerstag, **) als wir gegen den Feind marschirten, war ein schwarzer Hund, ohne Ohren, beständig vor uns, ohne daß es möglich war, ihn fortzujagen; ferner schwebte ein schwarzer Adler einige Zeit beinahe in gleicher Höhe mit unsern Köpfen, und flog dann hinter uns. Gestern hingegen setzte sich eine weiße Taube mehrmals vor unsere Schwadronen; ein sehr schöner Adler, der auch ganz weiß war, ließ sich vor unsern Linien nieder; und beinahe auf dem Boden schwebend, schien er uns gegen den Feind zu führen.

*) Dies ist der einzige Brief, in welchem der König Johann von seiner gewöhnlichen Formel: „Einzige Freude meiner Seele u. s. w.“ abweicht.

**) Der König hatte nämlich zwei Tage vorher ein unglückliches Gefecht gehabt.

***) Ein französischer Ingenieur im Dienste der polnischen Krone, von dem schon einmal die Rede war.

****) Dönhoff.

*) Um das Folgende zu verstehen, muß man wissen, daß in der alten Organisation der polnischen Cavallerie einige Schwadronen ausschließlich aus Adeligen zusammengesetzt waren, von denen jeder einen Reitknecht hatte.

**) Tag des unglücklichen Gefechts bei Parkan.

Buchdruck, Buchhandel und Buchhandwerk

Die Entwicklung des Buches

Die Geschichte des Buches ist ein Teil der Kulturgeschichte der Menschheit. Sie beginnt mit den ersten Versuchen, Gedanken und Erlebnisse festzuhalten und anderen mitzuteilen. Die Bilderschrift der Ägypter, die Keilschrift der Babylonier und Assyrer, die Runenschrift der Germanen sind Vorstufen unserer heutigen Schrift. Als Schreibstoffe dienten Stein, Ton, Wachstafeln, Leder, Papyrus und Pergament. Erst mit der Erfindung des Papiers durch die Chinesen und seiner Übernahme durch die Araber wurde die Voraussetzung für eine weite Verbreitung des Buches geschaffen.

Im Mittelalter waren die Bücher kostbare Handschriften, die in den Klöstern von Mönchen mühsam abgeschrieben und mit kunstvollen Miniaturen geschmückt wurden. Nur wenige Menschen konnten lesen, und Bücher waren so teuer, daß sich nur Fürsten und reiche Kirchen sie leisten konnten.

Mit der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch Johannes Gutenberg um 1450 begann eine neue Epoche. Die Bücher wurden billiger, und immer mehr Menschen lernten lesen. Die Reformation Martin Luthers wäre ohne den Buchdruck nicht denkbar gewesen. Seine Übersetzung der Bibel fand in kurzer Zeit eine große Verbreitung.

Heute ist das Buch in seiner Vielfalt ein unentbehrliches Medium der Information, der Bildung und der Unterhaltung. Es wird in großen Auflagen gedruckt und durch den Buchhandel vertrieben. Daneben gibt es Bibliotheken, in denen Bücher gesammelt und ausgeliehen werden.

Buchdruck, Buchhandel und Buchhandwerk

Die Entwicklung des Buches

Die Geschichte des Buches ist ein Teil der Kulturgeschichte der Menschheit. Sie beginnt mit den ersten Versuchen, Gedanken und Erlebnisse festzuhalten und anderen mitzuteilen. Die Bilderschrift der Ägypter, die Keilschrift der Babylonier und Assyrer, die Runenschrift der Germanen sind Vorstufen unserer heutigen Schrift. Als Schreibstoffe dienten Stein, Ton, Wachstafeln, Leder, Papyrus und Pergament. Erst mit der Erfindung des Papiers durch die Chinesen und seiner Übernahme durch die Araber wurde die Voraussetzung für eine weite Verbreitung des Buches geschaffen.

Im Mittelalter waren die Bücher kostbare Handschriften, die in den Klöstern von Mönchen mühsam abgeschrieben und mit kunstvollen Miniaturen geschmückt wurden. Nur wenige Menschen konnten lesen, und Bücher waren so teuer, daß sich nur Fürsten und reiche Kirchen sie leisten konnten.

Mit der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch Johannes Gutenberg um 1450 begann eine neue Epoche. Die Bücher wurden billiger, und immer mehr Menschen lernten lesen. Die Reformation Martin Luthers wäre ohne den Buchdruck nicht denkbar gewesen. Seine Übersetzung der Bibel fand in kurzer Zeit eine große Verbreitung.

Heute ist das Buch in seiner Vielfalt ein unentbehrliches Medium der Information, der Bildung und der Unterhaltung. Es wird in großen Auflagen gedruckt und durch den Buchhandel vertrieben. Daneben gibt es Bibliotheken, in denen Bücher gesammelt und ausgeliehen werden.

ten Stimme heraus, so hat sich der Kerl schon aufgerafft, ist seiner Sinne vollkommen mächtig, und sucht das weite Feld, indem er sich den Weg über ein Paar erstaunte Gaffer bahnt, die er über den Haufen rennt. Dadurch ist er der weitern Unterhaltung mit dem blauen Manne überhoben.

Weniger dreist, dem Scheine nach, kommen ein Paar Kinder, und stecken Euch ein Veilchen oder einen kleinen Kalender zu. Man nimmt das wenig in Acht, entdeckt aber beim Weitergehen, daß man beschenkt ist, und kann nun nicht umhin, sich an das Kind zu wenden, und zu fragen, was es für den Strauß oder das Büchelchen haben will, und giebt ihm dann etwas. Diese Manier zu betteln ist sehr einträglich, wofür viele Beispiele sprechen. So stand früher auf einer Brücke, die über die Seine führt, ein Knabe, der den Botenläufer machte, und da er seine Ausrichtungen prompt vollführte, öfters bestellt wurde. Auf einmal war er verschwunden. Einer seiner Kunden traf ihn endlich, nach Verlauf mehrerer Monate im Louvre an, wo er bettelte, und Sträußchen feil bot, und überhäufte ihn mit Vorwürfen über seine Faulheit, da er doch rüstig zum Arbeiten sey. „Ach mein Gott," entgegnete der Kleine, „ich habe müssen das Botengehen aufgeben, so gern ich auch thätig wäre, denn die Mutter will es haben, ich soll Allmosen fordern, und wenn ich dann Abends 3 Fr. mitbringe, und nicht mehr, so setzt es noch tüchtige Schläge." — Sonach ist ein niederträchtiger Betteljunge besser bezahlt, als der fleißige Arbeiter im Schweiß.

Vor nicht länger Zeit half in der Hauptstadt folgendes Künststück: Ein alter Mann, dem unter anderm sein ehrwürdiges Gesicht und ein schöner weißer Haarwuchs zu statten kamen, ging in einem Kleide herum, aus dem man auf ehemaligen Wohlstand schließen konnte, und, gestützt auf einen Stock, auf welchem ein goldener Knopf glänzte, nahte er sich den Vorübergehenden mit den Worten: „Mein Herr, so muß ich meinem Stück Brod nachgehen." — Erstaunt über den Contrast, der zwischen dem Aussehen des Bittenden im Vergleich mit seiner Lage Statt findet, fragt sich jeder, ob das nicht einer von jenen getreuen Franzosen sey, denen ihre Ergebenheit ihr Elend bereitet hat. Wer könnte da ohne Erröthen nach einer Kupfermünze greifen, — man drückt dem armen Greise von allen Seiten Silberstücke in die Hand, und doch — ist man geäfft.

Folgende Manier hat viel Glück gemacht, weil sie elektrisch auf unser Herz, auf die Einbildungskraft, und auf unsern Magen wirkt. Es kömmt ein Mann mit trübsinnigem hohläugigen Gesicht auf euch zu, und klagt mit matter, anscheinend vom Mangel veränderter Stimme: „Herr, ich und meine Kinder haben in 24 Stunden keinen Bissen genossen." — Ihr seyd eben auf dem Rückweg aus dem Café de Paris oder dem ersten Amphytrion de la Chaussée d'Antin, wo ihr ein schmackhaftes sehr reichliches Essen zu euch genommen habt. Rührt sich nun nichts in euren Eingeweiden, so müßt ihr ein harter Egoist seyn. Geht aber unserm Manne nach, oder kommt zufällig mehrere Tage nach einander an ihm vorbei. Wenn ihr da sein Lamentiren zusammennehmt, so kommt das Resultat heraus, daß der Kerl sammt seiner Familie seit einem Monat nüchtern geblieben seyn muß. Seine Kunst besteht darin, daß er oft seinen Standpunkt ändert, und die Gesichter studiert, damit er nicht auf seinen Lügen ertappt werde.

Ist aber gleich das Betteln in freier Luft recht einträglich, so führt es auf der andern Seite recht viel Ungemach mit sich. Daher machen andere ihre Sache besser, und gehen gerade in die Häuser betteln, wobei nur mehr Gewandtheit und mehr Geistesgegenwart erforderlich ist; — dagegen haben sie auch höchstens eine Demüthigung dabei zu befahren, und daraus machen Bettelleute sich nichts, sie helfen sich im Gegentheil mit einer recht plumpen Entgegnung, wenn es die Noth erfordert.

Es schellt an eurer Thür, und ein Mann von gesetztem Alter, von oben bis unten schwarz gekleidet, tritt gravitätisch ein. — „Was steht zu Ihren Diensten?" — „Ich wünsche Sie allein zu sprechen." — „Bemühen Sie sich ins Zimmer und sagen mir, was mich zu der Ehre Ihres Besuches bringt." — „Ich bin ein ehemaliger Beamter; unzählige Unglücksfälle, eine undankbare Familie, haben mich in den Zustand einer gänzlichen Entblößung gebracht . . . ." — „Ich bedaure Sie wahrhaft, mein Herr, allein es ist mir unmöglich, Ihnen behülflich zu seyn; als Beamter steht es Ihnen ja frei, sich an den Justizminister zu wenden; ich muß das, was ich an Hülflose gebe, genau abmessen, und habe das auf einen festen Fuß eingerichtet." — (Mit freierm Ton) „Wenigstens werden Sie ein Exemplar dieses Werkchens nehmen, welches ich kürzlich dem Druck übergeben habe?" — „Nein, mein Herr." — (Ironisch) „Ich sehe wohl, worau ich bin, Sie gehen für Ihr Geld lieber ins Theater." — „Ja wohl, ich sehe lieber gute Stücke, als daß ich schlechte lese, und ich bitte Sie, sogleich mein Zimmer zu räumen, worin ich keine Ungezogenheiten anhöre, weder von Beamten, noch von schönen Geistern, Bettlern . . . . ." — Es würde leicht seyn, den Mann, der einen solchen Bescheid bekommen, zu bezeichnen, allein, der Umstand, daß es doch möglich seyn könnte, daß er wirklich der war, für welchen er sich ausgab, hält uns davon zurück.

Ein anderer versichert, er habe die Aussicht, in einer Entfernung von 50 Stunden von Paris seine Versorgung zu finden, und bittet um das zur Hinreise nöthige Geld; oder ist im Begriff, eine starke Summe zu beziehen, hat aber die Paar Franken nicht, welche das darüber aufzunehmende Instrument kostet. — Da ist keine Fabel, keine Erzählung die nicht aufgetischt würde; verläßt den Bettler sein Gedächtniß, so ist er freilich verrathen; so sagte ein katholischer Priester einmal, nachdem er seine Noth geklagt, und darüber eine Viertelstunde hingebracht hatte „Ach, mein Herr, Sie werden einen armen Mann mit seiner Familie nicht im Stich lassen." — Dieser Mann war dabei aber doch so ehrlich daß er sogleich bei Entdeckung des Mißgriffes seinen Hut nahm, um sich auf der Stelle hinwegbegab.

Wollte man die Bettler alle herzählen, wovon Paris wimmelt man käme an kein Ende. Es wird erzählt, sie versammelten sich an gewissen Tagen des Jahres zu großen Innungsfesten, welche einen in seinem hellsten Glanz funkelnden Speiseluxus darstellten. Was möge da für Tischgespräche geführt werden, und wie mögen diese Leute sich über das ihnen zinsbare Publikum dabei lustig machen!

Man wird fragen, ob denn die Regierung diesen Uebelstand nicht sieht und ihm zu steuern sucht? Freilich wohl, und es sind Häuser vorhanden, worin Leute, die im Elend leben, und zur Arbeit unfähig sind aufgenommen werden. Niemand will aber hinein gehen. Ob aus Liebe zur Freiheit, ob aus Hoffnung, draußen etwas zusammenzubringen, oder weil die Behandlung dort abschreckend ist? wer kann das wissen? so viel ist aber wahr, daß angeschuldigte Bettler diesen ihren Stand vor den Gerichtshöfen verläugnet haben, welcher ihnen in solchen Häusern zum Unterkommen geholfen haben würde, und dagegen gestanden sie die Diebstähle verübt zu haben, welche sie zur Gefängnißstrafe reif machten. Sollte da die Eigenliebe nicht im Spiele seyn, oder das Studium der Welt, worin diese Leute gesehen haben, daß dem Schurken geschmeichelt, dem Armen aber Schimpf angethan wird?!

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarisches Blätter des Berliner-Börsen-Courier.

Nr 167 Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preis für 3 Monate 1 Mk. 50 Pf. 1897

Die Ehe.

Von Max Nordau. (Nachdruck verboten.)

Die Ehe bildet die Verbindung von zwei Menschen, die sich lieben, und die sich lieben, weil sie sich lieben.

Diese Definition ist, wie man sieht, eine tautologische. Sie ist aber auch eine ganz moderne. Sie ist nicht älter als etwa hundert Jahre. Sie ist nicht älter als die Romantik, die Poesie der Liebe, die Sehnsucht nach dem Glück, die Verachtung der Vernunft, die Verachtung der Tatsachen, die Verachtung der Wirklichkeit, die Verachtung der Gesellschaft, die Verachtung der Ordnung, die Verachtung der Gesetze, die Verachtung der Moral, die Verachtung der Religion, die Verachtung der Kirche, die Verachtung der Priester, die Verachtung der Könige, die Verachtung der Fürsten, die Verachtung der Adligen, die Verachtung der Reichen, die Verachtung der Armen, die Verachtung der Bauern, die Verachtung der Arbeiter, die Verachtung der Handwerker, die Verachtung der Kaufleute, die Verachtung der Beamten, die Verachtung der Soldaten, die Verachtung der Offiziere, die Verachtung der Generäle, die Verachtung der Minister, die Verachtung der Präsidenten, die Verachtung der Richter, die Verachtung der Anwälte, die Verachtung der Ärzte, die Verachtung der Professoren, die Verachtung der Lehrer, die Verachtung der Schüler, die Verachtung der Studenten, die Verachtung der Frauen, die Verachtung der Männer, die Verachtung der Kinder, die Verachtung der Alten, die Verachtung der Jungen, die Verachtung der Schönen, die Verachtung der Häßlichen, die Verachtung der Guten, die Verachtung der Bösen, die Verachtung der Weisen, die Verachtung der Narren, die Verachtung der Heiligen, die Verachtung der Sünder, die Verachtung der Engel, die Verachtung der Teufel, die Verachtung der Götter, die Verachtung der Menschen, die Verachtung der Tiere, die Verachtung der Pflanzen, die Verachtung der Steine, die Verachtung der Erde, die Verachtung der Sonne, die Verachtung der Sterne, die Verachtung der Planeten, die Verachtung der Kometen, die Verachtung der Nebelflecken, die Verachtung der Milchstraße, die Verachtung der Unendlichkeit, die Verachtung der Ewigkeit, die Verachtung der Zeit, die Verachtung des Raumes, die Verachtung der Bewegung, die Verachtung der Ruhe, die Verachtung der Kraft, die Verachtung der Materie, die Verachtung der Energie, die Verachtung der Gesetze der Natur, die Verachtung der Naturwissenschaften, die Verachtung der Mathematik, die Verachtung der Philosophie, die Verachtung der Geschichte, die Verachtung der Kunst, die Verachtung der Literatur, die Verachtung der Musik, die Verachtung der Malerei, die Verachtung der Bildhauerei, die Verachtung der Baukunst, die Verachtung der Schauspielkunst, die Verachtung der Tanzkunst, die Verachtung der Fechtkunst, die Verachtung der Reitkunst, die Verachtung der Jagdkunst, die Verachtung der Kochkunst, die Verachtung der Weinkunst, die Verachtung der Liebeskunst, die Verachtung der Ehekunst, die Verachtung der Scheidungskunst, die Verachtung der Wiederverheiratungskunst, die Verachtung der Kunst, die Verachtung der Kunst, die Verachtung der K

allen meinen Functionen beizustehen, und mir in Erfüllung der mir auferlegten Pflichten helfend zur Seite zu treten, die Hoffnung geschöpft, daß es mir, bei so wohlwollender Unterstützung, nicht unmöglich seyn werde, den in mich gesetzten Erwartungen zu entsprechen und habe mich darein ergeben."

„Als ich noch schwankte, die ehrenvolle Stelle, zu der ich mich jetzt erhoben sehe, anzunehmen, dachte ich an das, was die Universität bis dahin gewesen war, und was sie seyn soll: ich dachte an ihre neuen Verpflichtungen, an ihre literarische Jurisdiction, die neun Gouvernements umfaßt, wo sie die Anstalten des ersten Unterrichts vervielfältigen, die Schulen des zweiten Grades beaufsichtigen und endlich die Gymnasien leiten soll, während sie selbst gehalten ist, an der Vervollkommnung und Vervollständigung des Systems unsers National-Unterrichts zu arbeiten, indem sie, durch die öffentlichen Vorlesungen der Professoren, das vielumfassende Reich der Literatur, der wahren Philosophie und aller andern höheren Wissenschaften erweitert und erhellt."

„Das ist jetzt der Umfang der Pflichten der Universität, Pflichten, die, wohlverstanden, alles in sich begreifen, was in der menschlichen Natur groß, schön und gut ist."

„In der That soll sich die Universität nicht auf Unterricht beschränken, sie soll ihre Wirksamkeit auch auf die Erziehung erstrecken; d. h. mit Hülfe der literarischen Studien, die, allen Studirenden gemeinschaftlich, eng mit der Moral verwandt sind, so viel möglich in dem Herzen der Jugend die Keime zu Lastern ersticken und die Principien der Tugenden entwickeln, die der Religion, dem Vaterlande und der Menschheit die theuersten sind."

„Dann wird die öffentliche Erziehung in ihrer hohen Sphäre den Wünschen der Regierung und aller rechtlichen Leute entsprechen."

„Im Alterthum betrachteten sie die größten Staatsmänner als die Quelle des Glücks oder Unglücks der Gesellschaft, als die Bürgschaft der Dauer oder als den Grund beschleunigten Sturzes der Reiche. Sie behandelten sie daher als die wichtigste Angelegenheit der Verwaltung und bemühten sich vor Allem, durch sie Liebe zum Vaterlande einzuflößen, mittelst der innigsten Uebereinstimmung ihrer Lehren mit der herrschenden Regierungsform."

„Das ist aber auch ungefähr alles, was wir von ihren Systemen annehmen und in Ausübung bringen können. Weder die Größe der modernen Staaten, noch die Fortschritte der Civilisation erlauben uns, diese Republiken uns zum Muster zu nehmen, die nur einige tausend Einwohner zählten und deren einzige Beschäftigung war, mit den benachbarten Völkerstämmen oder Städten Krieg zu führen. Da konnte man sich wohl aller Kinder bei ihrer Geburt bemächtigen und sie in ihrem siebenten Jahre einer gemeinschaftlichen Anstalt und Uebungen unterwerfen, die ihre Kräfte entwickelten; da durfte man sie, unter dem Zujauchzen ihrer Aeltern, mit grausamen Peitschenhieben geißeln, zu dem einzigen Zwecke, sie gegen den Schmerz abzuhärten. Man wollte damals nur Bürger, die stets bereit wären, den Feind anzugreifen oder abzuschlagen. Die bürgerliche Gesellschaft hatte nicht diese Stufenleiter von Classen, Ständen, Rangordnungen, Gewerben und Professionen jeder Art, wo nichts gleich, nichts sich ähnlich ist, und folglich gehörte auch der intellectuelle und wissenschaftliche Unterricht, wie man ihn jetzt empfängt, nicht zu der öffentlichen Anstalt (der Erziehung) und selbst die moralische Unterweisung beschränkte sich darauf, die Achtung für das Haupt der Familie und für das Alter, so wie die Pflichten des Gehorsams und der Unterwürfigkeit, als Grundlage der Gesellschaft, einzuschärfen."

„Diese einfachen und zugleich rohen Sitten würden mit dem jetzigen Zustand civilisirter Völker nicht verträglich seyn. Wir bedürfen, wie ich schon gesagt, zugleich des Unterrichts und der Sittenlehre; des Unterrichts, der in Unterabtheilungen zerfällt und sich modificirt nach den verschiedenen Classen der Gesellschaft, und der Sittenlehre, die nur eine und dieselbe für Alle ist, und welcher die Autorität der Religion eine nöthige Stütze verleiht, damit sie in alle Sitten und Gewohnheiten des geselligen Lebens den Geist der Gerechtigkeit, der Mäßigung und des Wohlwollens übertrage, der vielleicht mehr als die Gesetze dazu beiträgt, Ordnung und Ruhe zwischen den Familien und Individuen zu erhalten."

„Die Universität von St. Petersburg hat nur klein angefangen; nicht mir kömmt es zu, die Ursachen davon anzugeben. Aber ohne den Glanz zu haben, der andere Universitäten, selbst neugestiftete, auszeichnet, z. B. die Berliner, wo sechs und achtzig Professoren und öffentliche Lehrer die Schätze der Wissenschaften an 1600 junge Leute ausspenden, die ihn benutzen, weil sie gehörig dazu vorbereitet und Kenntnisse in Preußen nöthig sind, um öffentliche Stellen und Auszeichnungen zu erhalten oder Vermögen zu erwerben, kann die Universität von St. Petersburg doch nichts destoweniger einen höhern Unterricht ertheilen, der dem Dienste des Vaterlandes eben so heilsam wie den Individuen ist, und, mit einigen leichten Verbesserungen, ihren nützlichen Wirkungskreis immer mehr und mehr erweitern."

„Unter den philosophischen Wissenschaften, die man daselbst lehrt, giebt es mehrere, welche einige Personen unterdrücken möchten, nicht bedenkend, daß die wahre Wissenschaft nie gefährlich ist, daß die Universitäten in Rußland die Stelle mehrerer Specialschulen vertreten und daß es Dienste giebt, für welche diese Wissenschaften nöthig sind. Uebrigens stehen alle menschlichen Kenntnisse in unzertrennlicher Verbindung mit einander. Literatur, Wissenschaften, Künste, sind drei allgemeine Worte, wodurch man gewöhnlich ihre Gesammtheit und ihren Inbegriff bezeichnet. Aber wenn man sie auf diesen einfachen Ausdruck zurückführt, so durchschaut der Geist nicht leicht die Verkettung, die unter ihnen statt findet. Man muß sie in mehrere Zweige und selbst in mehrere Aeste theilen, die sich berühren, und sie fast ins Unendliche analysiren, um das bewundernswürdige Band zu erkennen, das sie also vereinigt, daß sie sich alle zu wechselseitigen Fortschritten dienen und daß keiner sich umkehren kann, ohne die andern in ihre Rückschritte mit hineinzuziehen. Wenn es welche giebt, die still zu stehen scheinen, während die, welche einander und uns mehr oder minder nah liegen, reißend vorwärts schreiten, so liegt das nur daran, daß der menschliche Geist die Combinationen noch nicht hat finden können, durch die er die Beziehungen der neuen Entdeckungen zu den unbeweglichen Wissenschaften erfassen und begreifen muß, und die Zeit wird sie aufhellen."

„Man möchte vielleicht glauben, daß die Metaphysik nicht gelehrt werden solle, weil seit viertausend Jahren, wo sich die Menschen damit beschäftigen, man eine lange Reihe von Systemen erfunden hat, deren keins doch die Meinungen bestimmt oder allgemeine Anerkennung gefunden hat; aber, wie man schon lange richtig bemerkt hat, die Metaphysik ist die Gymnastik des Geistes. Die Anstrengung der Aufmerksamkeit, die erforderlich ist, um die subtilen Folgerungen abstracter Begriffe zu fassen, ist eine Uebung, welche ganz besonders die geistigen Fähigkeiten entwickelt und die Jugend geschickt macht, sich späterhin mit Erfolg auf bestimmte und positive Wissenschaften zu legen. Es ist überdies nicht ohne Nutzen, die, selbst abgeschmackten, Hypothesen der Philosophen über Gegenstände zu kennen, die sie seit so vielen Jahrhunderten beschäftigt haben und auf welche sie immer zurückkommen werden; man erspart sich und andern die Mühe, die schon vorhandenen Träume von neuem zu erfinden."

„Aber diese Art von Nutzen wird niemals von den Menschen gewürdigt werden, die das vergangene Unglück von Europa geschreckt

Art. 46. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinderatssitzungen einzuberufen, die Tagesordnung festzusetzen und die Sitzungen zu leiten. Er hat dafür zu sorgen, daß die Beschlüsse des Gemeinderates vollzogen werden.

Art. 47. Der Vorsitzende des Gemeinderates vertritt die Gemeinde nach außen. Er hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 48. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 49. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 50. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 51. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 52. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 53. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 54. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 55. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 56. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 57. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 58. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 59. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Art. 60. Der Vorsitzende des Gemeinderates hat die Gemeinde in allen Angelegenheiten, die nicht ausdrücklich dem Gemeinderat vorbehalten sind, zu verwalten und die Gemeindeangestellten zu ernennen, zu befördern, zu versetzen und zu entlassen.

Journal heraus, das uns mit den neueſten Entdeckungen bekannt macht, und Se. Maj. der Kaiſer hat ihm, in ſeinem Eifer für die Wiſſenſchaften, eine freigebige Aufmunterung gewährt."

„Verſchiedene Special-Schulen, unabhängig von denen, welche einen Theil des öffentlichen allgemeinen Erziehungsſyſtems ausmachen, ſind in dieſer Hauptſtadt für die Kinder armer fremder Künſtler und Handwerker eröffnet worden. Die Ruſſen hatten ſeit langer Zeit die ihrigen, und die kaiſerliche Wohlthätigkeit hat ſie in den letzten Jahren, beſonders zu Gunſten des Geſchlechts vermehrt, deſſen Unterweiſung in dem größten Theil von Europa noch viel zu ſehr vernachläſſigt wird. Aber Ruſſen und Fremde werden alle als zu derſelben Familie gehörig betrachtet."

„Die Kinder der Soldaten haben auch Theil an den Wohlthaten der Erziehung. Sonſt ſah man ſie in Unwiſſenheit und Müſſiggang (fruchtbare Mütter aller Laſter) heranwachſen. Jetzt ſind mehr als 80,000 dieſer Kinder auf verſchiedenen Punkten des Reichs in, ihnen ausſchließlich gewidmeten, Anſtalten vereinigt, wo ſie, mit Hülfe des wechſelſeitigen Unterrichts, die dem Militairſtande, der einſt der ihrige werden ſoll, nützlichſten Kenntniſſe erlangen."

„Die Ingenieurſchule hat ſich durch die neue Organiſation, die ſie vor wenigen Jahren erhalten, vervollkommnet und die Artillerieſchule, die eine Art neuer Schöpfung iſt, hat uns ſchon treffliche Officiere in dieſer für die Entſcheidung der Schlachten ſo wichtigen Waffengattung gegeben."

„Seereiſen ſind im Intereſſe der Länderkunde, des Handels und der Wiſſenſchaften gemacht worden. So ſind ſeit 1819 fünf von ruſſiſchen Officieren befehligte Expeditionen aus dem Hafen von Kronſtadt abgeſegelt, um das Eismeer, oder die Nord- und Süd-See zu durchſchiffen, man hat ſie ſelbſt nach dem Auſtral-Pol ihre Fahrt richten und nach Petersburg zurückkommen ſehen, reich an Beobachtungen aller Art und mit naturgeſchichtlichen Schätzen beladen. Bis jetzt hat Rußland viel von Europa empfangen; aber die Zeit iſt gekommen, wo es ſeine Schuld abtragen wird, glücklich, den Schatz der Wiſſenſchaften zu vermehren und ſein Contingent zu dieſer Art geiſtigen Handels beizutragen, den alle aufgeklärten Nationen unter ſich unterhalten."

„Die Entdeckungen, die man unſern gelehrten Schiffern dankt, ſind nach und nach in der Sammlung von Denkwürdigkeiten aufgezeichnet worden, die das Miniſterium der Marine herausgiebt. Das allgemeine Intereſſe der Schifffahrt hat auch die Regierung beſtimmt, die ſchöne analytiſche Arbeit bekannt zu machen, die einer der berühmteſten Seemänner von Europa redigirt hat, zu beſſerer Kenntniß der Geographie des ſtillen Meeres mittelſt einer Vergleichung der widerſprechenden Berichte der Reiſenden. Der Atlas, der dieſe Werke begleitet, wird aus den Seekarten eine Menge Irrthümer verſchwinden machen, die die Schifffahrt in dieſem Meere gefährlich machten und oft unglückliche Schiffbrüche veranlaßten."

„Eine Expedition anderer Art ins Innere von Braſilien, eine auch auf Koſten der Regierung von dem Ruſſiſchen General-Conſul zu Rio-Janeiro gemachte Unternehmung, hat keinen andern Zweck als die Beförderung der Fortſchritte der Naturgeſchichte und der Künſte. Durch ſie werden unſere Muſeen und Sammlungen mit eben ſo nützlichen als merkwürdigen Gegenſtänden bereichert werden, denn die Wiſſenſchaft zieht von Allem Nutzen."

„Das Miniſterium des Innern hat 1822 eine unentgeldliche Specialſchule der Pharmacie errichtet und ſeit der Zeit einen botaniſchen Garten damit verbunden, der bald den reichſten und ſchönſten von Europa den Vorzug ſtreitig machen wird."

„Das Miniſterium der Finanzen, das ſich, wie in andern Ländern, ſonſt nur mit den Auflagen beſchäftigte, hat ſeit zwei Jahren noch einen andern Charakter der Nützlichkeit angenommen. Es arbeitet mit Erfolg daran, die Kenntniſſe zu verbreiten, die dazu beitragen ſollen, den Reichthum und Wohlſtand auf allen Punkten des Reichs zu erzeugen und zu vertheilen. Die Künſte der Induſtrie danken ihm eine zu Moskau errichtete praktiſche Schule und eine temporaire Werkſtätte für Färbung und Appretur von Tüchern, wo 150 Zöglinge, denen andere folgen werden, ſich mit den beſten Grundſätzen und der ſicherſten Ausübung ihrer Kunſt vertraut machen, um ſie dann in den Manufakturen des Innern zu verbreiten."

„Man verdankt demſelben Miniſterium noch andere Verfügungen, von unbeſtreitbarem Nutzen. Es giebt in unſerer Sprache ſeit dem Jahre 1825 ein Journal der Bergwerke und ein Journal der Manufacturen heraus. Zugleich giebt eine Handelszeitung, in klaren und beſtimmten Artikeln, unſern Kaufleuten neue Ideen über Abſatz und Auswege unſerer Producte an die Hand und ſetzt ihnen die Motive aus einander, die die Vermehrung oder Verminderung gewiſſer Douanenabgaben beſtimmen, gewiſſe fremde Waaren zuzulaſſen oder auszuſchließen. Man wird in einigen Jahren die Dienſte erkennen, die alle dieſe Bemühungen der Verwaltung dem Ackerbau, der Induſtrie und dem Handel geleiſtet haben werden."

„Das Inſtitut der Communicationswege trägt gleicherweiſe ſeinerſeits mit unermüdlichem Eifer dazu bei, unſer Syſtem der innern Schifffahrt zu erweitern, um unſern Produkten minder lange, leichtere und wohlfeilere Transportmittel zu verſchaffen. Von allen Arbeiten, die es in dieſem Augenblicke beſchäftigen, will ich nur drei Kanäle anführen, die täglich zu ihrem Bau 60,000 Soldaten beſchäftigen. Welch ſchöne Verwendung der bewaffneten Macht! Sie beſchützt nicht nur das Vaterland, ſie öffnet, durch eine Arbeit, die mit den erſten Uebungen und dem urſprünglichen Beruf unſerer Krieger im vollkommenſten Einklange ſteht, dem Handel neue Wege; ſie befruchtet folglich den Boden und belebt die Induſtrie, während zugleich ihre Mühe von der Regierung belohnt wird."

„Der Kanal von Windau wird, indem er den Hafen dieſes Namens mit dem Niemen verbindet, den Produkten der weſtlichen Provinzen des Reichs und denen von Polen einen leichten und unabhängigen Ausweg ins baltiſche Meer gewähren."

„Ein anderer Kanal, der von Kiriloff, wird durch die Vereinigung der Chelsna mit der nördlichen Dwina um vieles die Entfernung abkürzen, die die Waaren zurückzulegen hatten, um in die am baltiſchen Meere gelegenen Provinzen zu gelangen und die Admiralitäten von St. Petersburg und Archangel verbinden."

„Endlich wird der Kanal von Moskau, indem er die obere Moskwa mit der Wolga bei Twer vereinigt, die Verbindung der beiden Hauptſtädte erleichtern und kann, aus dieſem Grunde nicht verfehlen, das Gedeihen ihres Handels zu befördern."

„Dies ſind denn ohne Streit große Dienſte, die man der Wiſſenſchaft nicht abſprechen kann, und die bald verſchwinden würden, wenn ſie nicht immer bereit wäre, ſie fortzuſetzen und zu erneuern."

„Will man noch eine Idee von den Wundern haben, die ſie in unſerm Vaterlande bewirkt? Durchwandere man dann die Umgebungen unſerer Hauptſtadt, die ſelbſt eins der erſtaunlichſten Wunder iſt. Angebaute Felder und Wohlſtand verkündigende Dörfer, Paläſte und zauberiſche Landhäuſer, Gebäude von weitem Umfange, den verſchiedenen Induſtriezweigen gewidmet, haben die Stelle ungeſunder Sümpfe und elender Hütten eingenommen. Wahrlich nicht die Unwiſſenheit hat dieſe Verwandlungen hervorgebracht! Der erſte Impuls iſt durch eine erleuchtete und väterliche Regierung gegeben worden: ſie hat Literatur, Wiſſenſchaften und Künſte, alle wirkſame Gewalten der Civiliſation aufgerufen

Ayrshire Cattle.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of Ayrshire cattle, and 10 classes of Polled Angus cattle. The Ayrshire classes were well filled, and the quality was very good. The Polled Angus classes were also well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Polled Angus classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Polled Angus classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Polled Angus Cattle.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of Polled Angus cattle, and 10 classes of Ayrshire cattle. The Polled Angus classes were well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were also well filled, and the quality was very good. The Polled Angus classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The Polled Angus classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Shorthorn Cattle.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of Shorthorn cattle, and 10 classes of Ayrshire cattle. The Shorthorn classes were well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were also well filled, and the quality was very good. The Shorthorn classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The Shorthorn classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Horses.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of horses, and 10 classes of Ayrshire cattle. The horse classes were well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were also well filled, and the quality was very good. The horse classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The horse classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Sheep.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of sheep, and 10 classes of Ayrshire cattle. The sheep classes were well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were also well filled, and the quality was very good. The sheep classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The sheep classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Pigs.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of pigs, and 10 classes of Ayrshire cattle. The pig classes were well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were also well filled, and the quality was very good. The pig classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The pig classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Poultry.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of poultry, and 10 classes of Ayrshire cattle. The poultry classes were well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were also well filled, and the quality was very good. The poultry classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The poultry classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Dairy Produce.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of dairy produce, and 10 classes of Ayrshire cattle. The dairy produce classes were well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were also well filled, and the quality was very good. The dairy produce classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The dairy produce classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Implements.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of implements, and 10 classes of Ayrshire cattle. The implement classes were well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were also well filled, and the quality was very good. The implement classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The implement classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Miscellaneous.—At the Kilmarnock Show, there were 14 classes of miscellaneous, and 10 classes of Ayrshire cattle. The miscellaneous classes were well filled, and the quality was very good. The Ayrshire classes were also well filled, and the quality was very good. The miscellaneous classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop. The miscellaneous classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop, and the Ayrshire classes were judged by Mr. John Gardner, Dunlop.

Inzwiſchen ruhen alle dieſe Regierungen feſt auf ihrer Grundlage; und trotz der demagogiſchen Prediger, die man in einer gewiſſen Epoche los gelaſſen oder bezahlt hatte, trotz aller Verführungen, die ſie anwendeten, um die Völker von ihren Pflichten abwendig zu machen, trotz der fremden Invaſionen, die ihre Intriguen begünſtigten, iſt in dieſem Lande ſelbſt nicht ein Dorf, das in ſeiner Treue gegen ſeinen Fürſten gewankt hätte — eine Treue, die wohl des Lobes werth iſt! In den Tagen des Unglücks erhob ſie vielmehr die Gemüther und bereitete im Stillen die Befreiung des deutſchen Gebietes vor; glückliches Vorzeichen der europäiſchen Unabhängigkeit und der Zurückberufung der königlichen Familie, die langes Mißgeſchick nicht entmuthigt hatte, eine Wiedereinſetzung, die für das Glück Frankreichs und die Ruhe Europa's ſo nöthig war."

„Klagen wir daher die Wiſſenſchaften nicht an: ſie umfaſſen nichts als Nützliches, Ehrenwerthes und Unſchuldiges — weit entfernt, den Aufruhr zu begünſtigen, bei welchem ſie nichts zu gewinnen, ſondern alles zu verlieren haben. Hat man nicht ſeit langer Zeit bemerkt, daß, um die Menſchen beſſer zu machen, man ſie nur aufklären müſſe, und daß das Laſter ſtets ein falſcher Calcul war? Man würde, zweifeln wir nicht, die Uebel nicht zu beweinen gehabt haben, die zum Vorwand gedient, den Unterricht zu verläumden, wenn die Jugend einen Grad mehr davon gehabt hätte, wenn ſie, bevor ſie in die Welt trat, nicht der rationellen Nachweiſung der Grundſätze der Moral beraubt worden wäre, die der religiöſe Unterricht in einem zarteren Alter ihr hätte geben ſollen; denn unabhängig von der Religion lehrt uns die wahre Philoſophie die Geſetze, die Inſtitutionen des Staates und beſonders den Monarchen reſpectiren, deſſen Glück, Ruhm und Daſeyn ſelbſt mit allen Intereſſen des Vaterlandes unzertrennlich verſchmolzen ſind."

„Dieſe Moral, wider welche zu deklamiren unglücklicherweiſe Mode geweſen iſt und deren Namen man ſelbſt nicht wollte ausgeſprochen wiſſen, zügelt, im Einklange mit der Religion, unſere Leidenſchaften, die, ihrem freien Laufe überlaſſen, keine Schranken kennen, vor allem die Ehrſucht, gehäſſig und verderblich, wenn ſie um jeden Preis Befriedigung ſucht, Triebfeder großer und ſchöner Thaten, wenn ſie durch das Gefühl unſerer Pflichten gemäßigt wird. Welche Gewalt erlangen die Gebote des Evangeliums über unſere Herzen für die Zukunft, wenn in dem Alter, wo der Geiſt der Prüfung ſich regt, ein richtiges Raiſonnement die innige Verbindung zeigt, die zwiſchen ihnen und der natürlichen Moral beſteht!"

„Seyen wir daher überzeugt, daß die Revolutionen nicht das Werk der Aufklärung, ſondern im Allgemeinen das örtlicher Urſachen ſind, die die Klugheit und eine weiſe Politik vermeiden können, und oft noch das kühner Ehrſucht, die ſich unter dem Mantel des öffentlichen Wohls verbirgt."

„Sicher iſt die Unwiſſenheit den Volksbewegungen weit günſtiger, weil es leicht iſt, Menſchen ohne Einſicht und Kenntniſſe über ihr eigenes Intereſſe zu täuſchen, die das Unglück nicht ahnen, womit ſie der Umſturz der öffentlichen Ordnung bedroht. Auch haben ſich mehr als einmal Verſchworene eines Menſchen aus dem Volke bemächtigt, um ihn zum Werkzeug ihrer verbrecheriſchen Plane zu machen; oft hat man nicht minder den Pöbel ſich um ein unwiſſendes Parteihaupt verſammeln und die ganze Geſellſchaft in Gefahr ſetzen ſehen. Gewiß war der Fleiſcherjunge kein unterrichteter Menſch, der ſich zu Dublin zum König krönen ließ, Heinrich VII. eine Schlacht lieferte und zuletzt in der Küche deſſelben Fürſten dienen mußte, auf deſſen Thron ihn eine Faction gewaltſam geſetzt hatte. Und der Schneider, Johann von Leyden, dieſer Schattenkönig der Wiedertäufer, der ſich der Stadt Münſter bemächtigte und dort namenloſe Gräuelthaten verübte — und Maſſaniello, dieſer arme Fiſcher, der das Volk von Neapel in Aufſtand brachte und auch ein König von acht Tagen war — und der Betrüger Pougatſcheff, dieſer Elende, von grauſamer Sinnesart, der weder Weiber, Kinder, Greiſe, noch ſelbſt diejenigen ſchonte, die, wie er, Soldaten waren — waren ſie unterrichtete Menſchen?"

„Betrachten wir daher alle Anklagen als Traumbilder, die gewiſſe Schriftſteller ohne Unterlaß gegen die Aufklärung wiederholen. Hinſichtlich der Völker kann man im Gegentheil ſagen, daß, wenn ſie ſich unter einer Nation verbreitet, ſie dem Nil zu vergleichen ſey, der überall das Land befruchtet, das ſeine Wellen wäſſern; und was die einzelnen Menſchen betrifft, wer weiß nicht, daß Unterricht den Gedanken ins Leben ruft? — und nur der denkende Menſch iſt ein Menſch."

„Der Unterricht nährt, ſtärkt, tröſtet die Seele. Er entwickelt ihre koſtbarſten Fähigkeiten und macht ſie der Tugend geneigt, indem er alle wohlthätigen Keime weckt, die in unſerm Herzen ſchlummern."

„Die Wiſſenſchaft und Bildung iſt eine Freundin, die uns nicht verläßt und deren Reize ſelbſt das Gefühl unſerer Körper- und Seelen-Leiden mildert und unſern Muth im Mißgeſchicke aufrecht hält."

„Wohl kannte er dieſen Troſt, der römiſche Redner, der ein ſo ſchönes Lob der Wiſſenſchaften ausſprach. Und die unterrichteten Männer, die unter dem Trauerſpiel der Revolutionen ihr Leben begannen und die unſchuldigen Opfer davon wurden, haben ſie nicht durch Bildung und Wiſſenſchaft ihr Unglück mit mehr Ruhe und Reſignation getragen? haben ſie nicht zuweilen ſich ſelbſt glücklich gefühlt, wenn ſie die kräftigen Stellen laſen, worin der gründlichſte der Geſchichtſchreiber, in prophetiſcher Anſchauung der Zukunft, ihre Verfolger und ihre Henker treffend geſchildert und verdammt zu haben ſchien?"

„Welche angenehme Stunden verlebt man mit einem guten Buche? welch Gefühl der Zufriedenheit bemeiſtert ſich unſerer Seele, wenn ſie von Gedanken und Ausdrücken ſich bewegt fühlt, die einem tugendhaften Gemüthe entfloſſen!"

„Von allen Neigungen ſind Wiſſenſchaft und Freundſchaft die einzigen, die mit ihren Genüſſen ſelbſt dem Alter nicht untreu werden. Unter dem Schnee des Greiſenhaares fühlt man das Herz noch jugendlich-freudig ſchlagen bei den Werken des Genies, wie wenn man einen Freund, eine Gattin, ein geliebtes Kind, nach langer Trennung, an den Buſen drückt. O Zauber der Wiſſenſchaften und der Freundſchaft, welch lindernden Balſam träufelſt du in die Wunden, die die harte Wirklichkeit, das kalte Leben uns ſchlug!"

„Soll ich noch von dem Enthuſiasmus reden, der den Gelehrten entzückt in dem Augenblicke, wo er eine neue Entdeckung gemacht hat? — man kennt die Anekdote von Archimedes — von dem Glücke des Künſtlers, wenn er eine neue Maſchine, eine neue Combination von Naturkräften erfunden hat? — Vaukanſon, Arkwright und Watt werden uns ihre Freude ſchildern; — von dem ſeligen Gefühl des Bildhauers vor ſeinem Werke? — die Fabel von Pygmalion giebt uns eine erhabene Idee davon; — von der Empfindung, die des Tonſetzers Herz hebt, wenn er harmoniſche Accorde einer himmliſchen Muſik hervorruft? — Hayden und Mozart werden ſtatt meiner antworten."

„Nein, es giebt keinen Zweig der menſchlichen Kenntniſſe, der die Individuen, die ſich ihm weihen, nicht ſehr glücklich machen könnte, und alle, mit Eifer und Weisheit cultivirt, tragen zum Ruhm der Staaten und zur Verbeſſerung des Looſes der Völker bei."

„Bringen wir den Monarchen unſern Dank, die die größten Anſtrengungen nicht geſcheut haben, um ſie unter uns einheimiſch zu machen. Der jetzige Erbe ihrer Macht und ihrer großen Ideen will eben ſo

neig, daß die Aufklärung uns fliehe, noch daß sie in ihrem progressiven Gang aufgehalten werde: er will nicht, daß Rußland, lange schon vertraut mit dem kriegerischen Ruhme, und wo ein Wink seines mächtigen Willens tausende von Helden aus dem vaterländischen Boden hervorruft, irgend einer andern Gattung von Ruhm fremd bleibe, namentlich dem der Wissenschaften und Künste, die allein Triumphe und alle großen und schönen Handlungen unsterblich machen können. Folgen wir den edlen Lehren, den seine Weisheit uns giebt und Rußland wird sich den Völkern zureihen, die die Welt erleuchteten."

Bibliothèques portatives de Napoleon.

Herr Barbier, sein Bibliothekar.

Wir entnehmen folgenden kleinen Aufsatz aus der, zu Anfang des vierten und letzten Theiles des, bei Barrois d. ält. so eben zu Paris erschienenen Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes, enthaltenen Notiz über Hrn. A. A. Barbier von dessen ältestem Sohne, Louis Barbier.

Als Bibliothekar des Kaisers wurde Barbier häufig zu diesem gerufen: Napoleon ließ sich mehrere Male die Woche über, gewöhnlich während und nach der Mahlzeit, bisweilen selbst in der Nacht, die besten Werke, die erschienen, oder die, welche die Verfasser geschickt hatten, um ihm vorgelegt zu werden, herbeibringen. Nachdem dann der Bibliothekar ihm über diese neuen literarischen Erscheinungen Bericht erstattet hatte, mußte er im Nothfall, wenn Napoleon, und das geschah häufig, nicht zufrieden mit dem Gutachten eines andern, selbst urtheilen wollte, sein Vorleser werden. Während seiner Feldzüge wurden täglich alle neuerscheinenden Schriften mit Analysen und Beurtheilungen über jede derselben an ihn expedirt. Bei seiner Abreise zur Armee nahm er eine Reisebibliothek mit sich, die in kleinem Formate alles das enthielt, was Besseres in der Literatur, in der Geschichte und an Werken, die sich auf die Länder bezogen, die er zu durchziehen hatte, nur zu finden war.

Da der Kaiser bemerkte, daß ihm in dieser Bibliothek mehrere wichtige Werke fehlten, wofür als Grund die Größe des Formats angegeben ward, faßte er zu verschiedenen Zeiten den Entschluß (der jedoch nie ausgeführt wurde), zu seinem Gebrauche eine Bibliothek drucken zu lassen, zu welcher er den Plan in den beiden folgenden Noten selbst entwarf, die dem Hrn. Barbier durch den Baron von Meneval, Secretair des Portefeuilles Napoleons, übersandt wurden.

Bayonne, den 17. July 1808.

„Der Kaiser wünscht sich eine portative Bibliothek, von circa 1000, mit schönen Lettern in Duodez gedruckten Bänden zu bilden. Die Absicht Sr. Majestät ist, diese Werke zu seinem besonderen Gebrauch drucken zu lassen und zwar ohne Ränder, um keinen Platz zu verlieren. Die Bände sollen 5 bis 600 Seiten enthalten, bloß geheftet seyn und möglichst dünne Umschläge haben. Diese Bibliothek soll ungefähr 40 Bände über Religion; 40 Bände epischer Dichtungen; 40 Bände für Theater; 60 Bände für Poesie überhaupt; 100 Bände für Romane; und 60 Bände für Geschichte enthalten. Der Rest, um die Zahl von Tausend vollzumachen, soll aus historischen Memoiren aus allen Zeiten bestehen."

„Unter den Werken über Religion sollen das alte und das neue Testament in der bestmöglichen Uebersetzung seyn; ferner einige Episteln und andere Werke der wichtigsten Kirchenväter; der Coran; einiges über Mythologie; einige auserlesene Dissertationen über die verschiedenen Secten, die den größten Einfluß in der Geschichte gehabt haben, als da sind die Arrianer, Calvinisten, die Reformirten ꝛc. ꝛc. auch eine Kirchengeschichte, wenn sie in der vorgeschriebenen Zahl der Bände einbegriffen seyn kann."

„Unter den epischen Dichtungen sollen sich Homer's, Lucian's und Tasso's Werke, Telemaque, die Henriade ꝛc. ꝛc. vorfinden."

„Bei den Schauspielen ist von Voltaire und Corneille nur das mitzunehmen, was der Kaiser noch nicht mit hat, von Racine sind zurückzulassen dessen **Frères ènemis**, **l'Alexandre** und **les Plaideurs**; von Crebillon dagegen nur **Rhadamiste**, **Atrée** und **Thyeste** beizufügen."

„In Betreff der Geschichte sind einige gute chronologische Werke, die vornehmlichsten alten Originale und vor Allem das auszuwählen, was die Geschichte Frankreichs im Detail kennen zu lernen, beitragen kann. Auch mögen unter dieser Rubrik sich Machiavell's **Discours sur Tite-Live**, **l'esprit des Lois**, **la Grandeur des Romains**, und das vorfinden, was von der **Histoire de Voltaire** zu nehmen für dienlich gehalten werden dürfte."

„Unter den Romanen seyen die **Nouvelle Heloise** und die **Confessions** von Rousseau; der Meisterwerke eines Fielding, Richardson, eines Le Sage ꝛc. braucht nicht gedacht zu werden, sie werden natürlich ihren Platz hier finden, so wie die **Contes de Voltaire**."

„NB. Von Rousseau darf weder der **Emile**, noch eine Menge von unnützen Briefen, Memoiren, Unterredungen und Dissertationen mitgenommen werden, dasselbe gilt von Voltaire."

„Der Kaiser wünscht überdem einen raisonnirenden Catalog, mit Noten, die das Vorzüglichste unter den Werken bezeichnen und ein Memoire darüber zu haben, was diese tausend Bände an Druck- und Buchbinderkosten machen könnten, was jeder Band von den Arbeiten jedes einzelnen Verfassers würde enthalten können; was jeder Band wiegen, wieviel Kisten und von welcher Größe zum Transport erfordert und welchen Raum diese einnehmen würden."

„Der Kaiser wünscht gleicherweise, daß Hr. Barbier sich mit einem unsrer besten Geographen mit folgender Arbeit beschäftigte: nämlich Memoires zu redigiren über die Feldzüge, die am Euphrat und gegen die Parther von der Zeit des Feldzuges des Crassus bis zum achten Jahrhunderte statt fanden, mit Inbegriff derer des Antonius, Trajans ꝛc.; auf Karten von paßlicher Größe den Weg zu bezeichnen, den jede jener Armeen nahm, und die alten und neuen Namen der Länder und vornehmsten Städte auf denselben anzugeben; und endlich geographische Beobachtungen über das Territorium und historische Berichte über jede dieser Expeditionen aus den Original-Autoren zu ziehen."

Schönbrunn, den 12. Juni 1809.

„Der Kaiser fühlt von Tag zu Tag mehr das Bedürfniß eine, aus geschichtlichen Werken zusammengesetzte Reisebibliothek zu haben. Se. Maj. wünscht die Zahl der Bände dieser Bibliothek auf 3000 zu erhöhen, alle vom Format von 18., wie die Werke in der Collection des Dauphin, jeder 4 bis 500 Seiten enthaltend und mit schönen Didotschen Lettern auf dünnes Velinpapier gedruckt. Das Format in 12. nimmt zuviel Platz ein, und überdem sind die in diesem Format gedruckten Werke fast alle schlechte Ausgaben."

„Die drei tausend Bände sollen in 30 Kisten, jede mit drei, ungefähr 33 Bände fassenden Abtheilungen gethan werden."

„Diese Sammlung wird einen allgemeinen Titel und Nummer der Bände, unabhängig vom Titel und der Zahl der Theile des Werkes haben. Sie kann in fünf oder sechs Unterabtheilungen eingetheilt werden."

„1) Chronologie und Universalhistorie."

„2) Alte Geſchichte nach den Originalen, und alte Geſchichte nach modernen Verfaſſern.“

„3) Geſchichte der letzten Zeit des römiſchen Reichs nach den Originalen, und nach oder von modernen Geſchichtſchreibern.“

„4) Allgemeine und ſpecielle Geſchichte, wie z. B. den Essai de Voltaire ꝛc.“

„5) Neuere Geſchichte der Staaten Europa's, namentlich Frankreichs, Italiens ꝛc. ꝛc.“

„Es müſſen hierbei auch die Schriften Strabo's, die alten Karten von Danville, die heilige Schrift und einiges die Kirchengeſchichte Betreffendes ſeyn.“

„Dies der vorläufige Entwurf von fünf oder ſechs Abtheilungen, die ſtudiert und mit Sorgfalt ausgefüllt werden müſſen. Es wird hierbei gefordert, daß eine Anzahl wiſſenſchaftlich gebildeter Männer von gutem Geſchmack damit beauftragt werden, dieſe Ausgaben wieder durchzuſehen, ſie zu corrigiren, alles Unnöthige, wie die Noten der Herausgeber ꝛc., allen griechiſchen oder lateiniſchen Text darin zu unterdrücken und nur die franzöſiſche Ueberſetzung beizubehalten. Blos einige italieniſche Werke, von denen keine gute Ueberſetzungen vorhanden ſeyn möchten, ſollen italieniſch beibehalten werden.“

„Der Kaiſer bittet Hrn. Barbier, den Plan dieſer Bibliothek zu entwerfen und ihm die vortheilhafteſten und ökonomiſchſten Mittel, dieſe drei tauſend Bände herzuſtellen, anzugeben und kennen zu lehren.“

„Wenn dieſe drei tauſend Bände vollendet ſeyn werden, wird man dazu thun, ihnen 3000 andere, naturhiſtoriſche Werke, Reiſebeſchreibungen und ſchönwiſſenſchaftliche Schriften enthaltende folgen zu laſſen. Der größte Theil dieſer wird leicht zuſammenzubringen ſeyn, weil ſchon viele dieſer Werke in dem vorgeſchriebenen Formate von 18. vorhanden ſind.“

„Hr. Barbier wird ebenfalls gebeten, eine Liſte dieſer Werke, mit klaren, und alles genau detaillirenden Noten, ſo wie ein Verzeichniß der Gelehrten, einzuſenden, die man mit dieſer Arbeit beauftragen könnte, auch anzugeben, wie lange Zeit man bedürfen und wieviel das Ganze koſten möchte ꝛc.“

In Folge und nach dieſen zwei Noten redigirte nun Hr. Barbier ſeinen Catalogue d'une Bibliothèque napoléonienne und den Catalogue d'une bibliothèque historique; er ließ dieſen einen Bericht vorangehen, in welchem er auf die verſchiedenen ihm von Napoleon vorgelegten Fragen Auskunft und Antwort gab und die bei Ausführung des Plans anzuwendenden Mittel bezeichnete.

Häufig auch, wie man aus dem letzten Paragraphen der erſten Note erſehen kann, beauftragte Napoleon Hrn. Barbier ihm Bericht über verſchiedene Punkte in der Geſchichte, und ſelbſt bisweilen über, die Religion betreffende Gegenſtände zu erſtatten.

Der Galvanismus, ein Mittel, um in Afrika vorwärts zu kommen.

Die neueſte No. der Literary Gazette berichtet Folgendes:

Wir haben Briefe aus der Sierra Leone bis zum 8. December v. J., zu welcher Zeit dort keine neuere Nachrichten vom Capitain Clapperton und vom Major Laing eingelaufen waren; doch meldet uns unſer Correſpondent, daß der Angabe vom Tode des Herrn Dickſon ſtark durch einen ſonderbaren Umſtand widerſprochen würde, der jenen Herrn eine ziemliche Celebrität verſchafft habe. Bei ſeiner Ankunft im Lande Shah ſcheint der Einfluß des Herrn de Souza, der ihm in der Nähe der Küſte ſo nützlich geweſen, ſeine Endſchaft erreicht zu haben, indem die dortigen Eingebornen (wie das häufig bei jenen afrikaniſchen Stämmen der Fall iſt) eine Menge gehaltloſer Vorwände brauchten, um ihn von der Fortſetzung ſeiner Reiſe abzuhalten, und ſich hauptſächlich darauf ſtützten, daß ihr Fetiſch dem entgegen ſey. Um dieſes Hinderniß zu beſeitigen, bat der Herr Dickſon nun um die Erlaubniß, auch einmal den Fetiſch der Weißen befragen zu dürfen, was ihm auch ſofort bewilligt wurde. Unter anderen Apparaten, womit er reichlich verſehen war, befand ſich auch eine galvaniſche Batterie, die er dann in Gegenwart der Leute von Shah aufſtellte. Hiermit fertig, verlangte er, man ſolle ein Huhn ſchlachten; als dies geſchehen war, nahm er das todte Thier, und machte, durch die Anwendung ſeiner Maſchine, bald, daß es, wie neu belebt, mit den Flügeln zu ſchlagen, den Kopf und die Glieder zu rühren begann und nahe daran zu ſeyn ſchien, ſich auf und daron machen zu wollen. Als die Eingebornen dies ſahen, bemächtigte ſich ihrer ein unbeſchreiblicher Schreck und ſie erklärten einmüthig, einen ſo wunderthätigen Fetiſch, wie der ſeinige, müſſe auf der Stelle gehorſamt werden, er möchte alſo nur machen, ſo ſchnell als immer möglich, daß er aus ihrem Lande komme. Herr Dickſon hatte nun, durch ſeinen zeitgemäßen Einfall, ſeinen Hauptzweck zwar erreicht, zugleich aber die Afrikaner ſo ſcheu gemacht, daß er große Mühe hatte unter ihnen Leute zu finden, die ihm ſein Gepäck fortzuſchaffen ſich bereden ließen. Seitdem hat man nichts weiter über ihn gehört, was aber der Berichtgeber gerade für ein gutes Zeiches hält, weil, wenn Herr Dickſon geſtorben wäre, dieſe Nachricht gewiß nach der Küſte gekommen ſeyn würde. (Muthmaaßlich hat man die vorſtehende Auskunft von Afrikanern erhalten, die aus dem Innern nach der Sierra Leone zu kommen pflegen.)

Das oben erwähnte Land Shah wird wohl das nämliche ſeyn, das in den Briefen vom vorigen Monat Mai, worin gemeldet ward, daß der Herr Dickſon vom Könige von Dahomey die Erlaubniß, dorthin zu kommen, erhalten und zu dem Ende deſſen Hof am 31. December 1825 unter Begleitung von 50 Bewaffneten und 100 Trägern verlaſſen habe, Shar genannt worden iſt. Dieſes Shar wird in beſagten Briefen als 17 Tagereiſen weit nach Norden, und im Südweſten von Yaury oder Yauri belegen, angegeben. Nach dieſem Yaury wollte, einer Angabe nach, der Major Laing im Auguſt von Timbuctu herabfahren, wenn der Fluß angeſchwollen ſey, auch ſagt der Capitain Clapperton in ſeinem Schreibem aus Hio vom 22. Februar v. J., daß er im Begriff ſey, eine Reiſe nach dem Yaury anzutreten.

☞ „Dieſe Zeitſchrift erſcheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt ſich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ßl Crt., oder 3 ℛ Sächſ. Auswärtige belieben ſich an die reſpectiven Poſtämter, oder an die unterzeichnete hieſige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
neben der Börſen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commiſſion in der P. J. L. Hoffmann'ſchen Buchhandlung.

SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 158 Hamburg, Sonnabend den 10. Februar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Memoiren des Zehir-ed-din Muhammed Baber, Kaisers von Hindustan,

von ihm selbst in der Jaghatai Turki Sprache geschrieben und zum Theil von dem verstorbenen Dr. Leyden, zum Theil von W. Erskine, Esq., ins Englische übersetzt.

(Fortsetzung. M. s. No. 155 d. Bl.)

Die Zeit, in welcher von dem jungen Fürsten von Ferghana da, wo wir unsern vorigen Bericht abschlossen, die Rede war, war im Jahr 902 der Hegira oder im Jahr 1496 — 1497 der christl. Zeitrechnung. Nach einer siebenmonatlichen Belagerung hielt er seinen Einzug in Samarkand als Eroberer dieser Stadt und des Landes Maweralnaher, das folgendermaaßen erzählt wird:

„Da sie noch nie von einem Feinde erstürmt und genommen gewesen war, so hatte man sie „die beschirmte Stadt" genannt. Durch Verwendung des Kasim-ibn-Abas, der dorthin gekommen war, ging Samarkand unter der Regierung Osmans, Befehlshaber der Gläubigen, zum Islamismus über. Des Abas Grab befindet sich dicht beim Sin-Thor und wird jetzt Mazar-i-Shah, d. h. Grab des Shah's, genannt. Die Stadt Samarkand ist von Sekander *) gegründet worden. Timur Beg machte sie zu seiner Hauptstadt. Vor ihm hatte noch kein so mächtiger Monarch sie zum Sitz seiner Regierung erwählt. Eine von mir anbefohlne Ausmessung der Mauer, welche sie umgiebt, wies einen Umfang von 10,600 Schritten **) aus. Die Bewohner sind sämmtlich orthodoxe Sunniten. Seit der Zeit des heiligen Propheten hat kein andres Land so viele Imams und so vortreffliche Theologen geliefert, als Maweralnaher. Unter diesen ist auch der große Imam Scheikh Abul Mansur Materidi, der hoch hervorragende Schrifterklärer, aus dem Bezirke Materid der Stadt Samarkand. Es giebt zwei Sekten Schrifterklärer oder Aimeh Kelami's, wovon die eine Materidiah, die andre Aschariah genannt wird. Dieser Scheik Abul Mansur war der Stifter der Sekte Materidiah. Ein andrer hochbedeutender Mann, Sahib Bekhari Khwajeh Ismael Khertang, stammte ebenfalls aus Maweralnaher ab. Auch der Verfasser der Hedaya, ***) ein juristisches Werk, dem, wie die Sekte Imam-Abu Hanifeh behauptet, kein andres gleich kömmt, stammte aus Marghinan in Ferghana ab, das gleichfalls in Maweralnaher, obgleich an der entferntesten Gränze des bevölkerten und angebaueten Landes, liegt. Im Osten gränzt es an Ferghana und Kaschghar; im Westen an Bukhara und Khwarizm; im Norden an Taschkend und Scharokhia, das gewöhnlich Schash und Benaket geschrieben wird, und im Süden an Balkh und Termez. Nordwärts Samarkand und zwei Kos (3 bis 4 Meilen) davon fließt der Fluß Kohik vorbei, der seinen Namen von einer gleichbenannten Anhöhe hat, die zwischen ihm und der Stadt liegt. Ein Arm des Flusses Kohik zieht sich südwärts von Samarkand und wird der Dargham-Fluß genannt. Dieser ist ungefähr ein Scharankoß (etwas mehr als anderthalb Meilen) von der Stadt entfernt und an seinem Ufer liegen die Gärten und die Vorstädte von Samarkand. Das ganze Land bis hinab nach Bukhara und Kara-kul, eine Strecke von fast 40 Farsengs (160 Meilen), ist stark bevölkert und wird von dem Flusse Kohik getränkt, der, so bedeutend er auch ist, kaum alle die Kanäle zur Befruchtung der Felder füllen und dem Bedarf der Paläste und Landhäuser genügen kann; in den drei oder vier heißen Sommermonaten wenigstens geht sein Wasser nicht bis Bukhara. Samarkand hat einen Ueberfluß an kostbaren Früchten, als: Trauben, Melonen, Aepfel, Granatäpfel ꝛc.; doch ist es besonders berühmt wegen einer Apfelart und einer Traube, die Sahibi *) genannt wird. Der Winter ist dort strenge, doch fällt daselbst weniger Schnee als zu Kabul. Das Klima ist schön, aber der Sommer doch dem zu Kabul nicht gleich."

Nachdem der Verfasser von Samarkand gerühmt, daß es das feinste Papier in der Welt und den schönsten Cramoisin-Sammt verfertige, auch dessen Bäcker und Köche hochbelobt, erwähnt er in Folgendem der Stadt Bukhara:

„Bukhara ist eine schöne Stadt und hat sieben Tumans oder Distrikte, deren jeder allein eine Stadt zu bilden scheint. Es hat sowohl reichliche als schöne Früchte, und ganz Maweralnaher hat nicht so viele, noch so auserlesene Melonen aufzuweisen, als es. Zu Akhsi, im Lande Ferghana, hat man freilich auch eine außerordentlich süße und leckere Art Melonen, die man Mir Taimuri nennt; aber zu Bukhara giebt es der Melonen jeder Gattung in großer Menge, die alle in ihrer Art gut sind. Die Bukhara-Pflaume ist ebenfalls berühmt, und diese Frucht wird auch nirgends anders in solcher Vollkommenheit gefunden. Diese Frucht wird abgehäutet und getrocknet, wonach sie als eine leckerhafte Seltenheit nach andern Ländern versandt wird. Sie ist auch, als Laxativ, ein medicinisches Mittel von anerkanntem Werth. Die Haushühner und Gänse sind dort ebenfalls von guter Zucht. In ganz Maweralnaher

*) Alexander der Große.

**) Ungefähr 5 Meilen.

***) Dieses von Burhan-ed-din-Ali-Marghinani in arabischer Sprache verfaßte Werk ist von dem Capitain C. Hamilton in 4 Quartbänden ins Englische übersetzt worden. Dieser erwähnt des berühmten Abu-Ali-Sena (oder Avicenna), eines Eingebornen von Bukhara, nicht.

*) Diese Traubenart wächst noch heutiges Tages zu Aurungabad im Dekhanischen und wird sehr hoch geschätzt.

giebt es keinen Wein, der den von Bukhara in Geist und Stärke überträfe. Wenn ich zu Samarkand an den Tagen meiner Trinkgelage Wein trank, bediente ich mich immer des Weines von Bukhara."

Der Eroberung von Samarkand folgte plötzlich einer der Unfälle, die in der asiatischen Geschichte so häufig vorkommen. Es entstand eine Rebellion, in Folge deren die meisten Truppen von Baber abfielen, und indem er von Samarkand abzog, um Andejan zu Hülfe zu kommen, verlor er beides und gerieth in eine sehr bedrängte Lage. Nur 2 bis 300 der Seinigen blieben ihm treu und theilten mit ihm das Geschick oder richtiger Mißgeschick der Verbannung und Drangsale.

„Ich war nun," erzählt er weiter, „in einer hart bedrängten Lage, und weinte bittre Thränen. Ich kehrte nach Khojend zurück, wohin man mir meine Mutter und meine Großmutter nachsandte, so wie auch die Frauen und Familien mehrerer von denen, die bei mir geblieben waren. Geizend nach Eroberungen und großer Herrschaft, wollte ich aber, einer oder ein Paar Niederlagen wegen, mich nicht auf müßige Betrachtungen beschränken; ich begab mich deshalb nach Taschkend, zum Chan, um von ihm einigen Beistand zur Erreichung meiner Plane auf Andejan zu erhalten. Diese Reise gab mir auch einen Vorwand, den Schach Begum und meine andern Verwandten zu besuchen, die ich in sieben oder acht Jahren nicht gesehen hatte."

Hiernach nahm er, an der Spitze von 7 bis 800 Mogolen, die Feste Nasuth ein, konnte sie aber nicht behaupten. In dieser Zeit eroberte Khosru Schach Hissar und bekam den Sultan von Khorassan nebst dessen Familie in seine Gewalt, worüber die Erzählung weiteres, wie folgt, berichtet:

„Einige übelgesinnte Rathgeber wollten Khosru Schach aufreizen, alle drei Prinzen zu tödten und das Khutbeh in seinem eignen Namen verlesen zu lassen. Dieses that er nun zwar nicht, aber im Sinn der sündhaften und treulosen Welt, die nie jemandem immer getreu gewesen ist, noch seyn wird, ersaßte dieser grausame und undankbare Mann den Sultan Massaud Mirza, einen Prinzen, den er selbst von Kindheit an auferzogen hatte und dessen Gouverneur er gewesen war, und stach ihm beide Augen aus. Einige von Massaud Mirza's Milchbrüdern, Stammverwandte und Gespielen, brachten ihn nun vorläufig nach Kesch, um ihn hernach dem Sultan Ali Mirza in Samarkand zuzuführen. Als sie dort aber in Erfahrung brachten, daß man einen Angriff auf sie vorhabe, so flüchteten sie sich, bei Eheharsui über den Fluß Amu setzend, zum Sultan Hussain Mirza. Mögen täglich, bis zum Tage des großen Gerichts, hunderttausend Flüche auf das Haupt dessen fallen, der so schwarzen Verrathes schuldig ist, so wie auf das desjenigen, der dazu den Plan entworfen; möge ein jeder, der von dieser That des Khosru Schach hört, ihn verwünschen: denn wer einen solchen Gräuel vernimmt und ihm nicht flucht, der ist selbst des Fluches würdig."

Baber fuhr fort, mit seinem kleinen Trupp die größten Anstrengungen, sein Reich wieder zu erobern, zu machen, und erzählt dieses mit großer Naivetät:

„Nach dem Mißlingen mehrmaliger Expeditionen gegen Samarkand und Andejan, kehrte ich abermals nach Khojend zurück. Khojend ist nur ein kleines Nest, wo es schwer hielt, ein Gefolge von 200 Mann unterzubringen; wie hätte sich da nun wohl ein Mann zufrieden geben können, dem nach einem Reiche gelüstete? Ein bloßer Bey hätte Mühe gehabt, sich darin einzurichten, und doch habe ich dort mit meiner ganzen Familie anderthalb bis zwei Jahre ausgedauert. Die Muselmänner daselbst hatten übrigens all die Zeit ihre ganze Geschicklichkeit aufgeboten, um mir zu dienen. Wie hätte ich ihnen aber noch einmal unter die Augen treten mögen, und was hätte das auch nutzen sollen?"

(Eine türkische Strophe.)

„Kein sichrer Ort wohin,
Kein Bleiben irgendwo."

„In diesem Zustande von Unschlüssigkeit und Ungewißheit, begab ich mich nach den Ailaks, im Süden von Uratippa, und hielt mich dort, verstimmt und niedergeschlagen über die hoffnungslose Lage meiner Angelegenheiten, eine Zeit lang auf. Eines Tages kam dort der Khwasch Abul Makaram, gleich mir verbannt und ohne bleibende Stätte, zu mir; ich benutzte dies, ihn über meine Lage und Angelegenheiten um Rath zu fragen: ob ich bleiben oder gehen, was ich thun, was unterlassen solle. Er nahm sich meine Lage so zu Herzen, daß er in Thränen ausbrach, mich segnete, und sich gleich wieder wegbegab. Auch ich war sehr erschüttert. Am nämlichen Tage, ungefähr zur Zeit des Nachmittage-Gebets, ging die Meldung ein, daß am Ende des Thales ein Mann zu Pferde gesehen werde. Es war dies ein Diener des Ali Dost Taghai, genannt Yuljuk. Er brachte mir eine Botschaft seines Herrn, besagend, er habe mich freilich tief gekränkt, hoffe aber, ich würde ihm, was einmal geschehen seyn, verzeihen; und wollte ich aufbrechen und zu ihm stoßen, so wolle er mir Marghinan ausliefern und mir so viel Gutes und Liebes erweisen, daß das Unrecht, was er mir gethan, dadurch abgewaschen würde. Sofort und ohne Verzug machte ich mich zur Stunde, eben vor Sonnenuntergang, auf den Weg nach Marghinan, welches von dem Orte meines Aufenthalts 24 bis 25 Farsangs entfernt war. In der ersten Nacht und bis zur Nachmittags-Verstunde am folgenden Tage, machte ich nirgends Halt, dann aber ließ ich in einem zu Khojend gehörigen Dorfe, Tunek-ab, die Pferde rasten, sütterten und tränken, wonach wir um Mitternacht wieder aufbrachen, die Nacht und den folgenden Tag bis Sonnenuntergang durchritten, und am nächsten Morgen, eben vor Sonnenaufgang, nur noch einen Farsang von Marghinan entfernt waren. Hier machte mich der Bey Weis und noch einige andre, die der Sache unterwegs mehr nachgedacht, darauf aufmerksam, daß Ali Dost Taghai ein Mann sey, der vor keinem Verbrechen zurückbebe; daß zwischen uns keine mehrfältigen Botschaften gewechselt, keine Bedingungen festgesetzt worden: wie wir es also wagen möchten, uns in seine Gewalt zu geben. Da diese Bemerkungen ganz verständig waren, so ließ ich einen Augenblick Halt machen, um mich mit den Meinigen zu berathen, was indessen zu dem Resultat führte, daß jene Bemerkungen jetzt zu spät kämen, wenn sie auch gegründet wären. Wir hatten schon drei Tage und drei Nächte rastlos zugebracht, ohne Halt einen Weg von 25 Farsangs zurückgelegt, Reuter und Roß waren erschöpft, und außer Stand, den Rückweg zu suchen, und hätten wir den Rückweg antreten können, so gab es wieder keinen Platz, wo wir auf Sicherheit Rechnung machen durften; es blieb uns demnach nichts übrig, als unsern Weg fortzusetzen. Es kann ja nichts geschehen ohne den Willen Gottes, und seinem Schutz vertrauend, gingen wir vorwärts. Gegen die Zeit des Morgengebets erreichten wir das Thor des Kastells von Marghinan. Ali Dost Taghai stand über dem Thor und unterhandelte von dort aus mit mir über die Bedingungen zwischen uns. Nachdem wir dieserhalb eins geworden, ließ er die Thore öffnen, bewillkommnete mich, und geleitete mich in ein paßliches Haus innerhalb des Forts. Die Leute, die mir gefolgt waren, beliefen sich, Groß und Klein, auf 240."

Hier trat abermals ein neuer Glückswechsel ein: Baber kam schnell wieder in den Besitz seines väterlichen Königreichs Andejan; da er aber übelberathene Maaßregeln gegen seine Feinde anbefahl, nachdem er zuvor mit ihnen verglichen gehabt, so ging der Kampf aufs neue an, und er ward zum zweiten Male vom Throne vertrieben.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Feinde waren wir nun entronnen. Die schurkischen Mogolen waren es hauptsächlich, die unsre Versprengten ihrer Pferde und Sachen beraubten und sie erschlugen, welches Mißgeschick außer vielen andern herrlichen Soldaten auch den Ibrahim Terkhan traf."

„Und stammten sie von Engeln, dennoch taugten
Die Moguln nicht, ein Abscheu bleibt ihr Name;
Daß keiner ihres Kornes Aehre breche,
Denn Gift, statt Frucht, kann ihre Saat nur geben!"

„An der Nordseite des Flusses Kohik aufwärts ziehend, überschritt ich ihn wieder in der Nähe von Kulbeh. Zwischen der Zeit des Nachmittags- und des Abendgebetes erreichte ich des Scheikh-Zadehs Thor und zog ein in die Citadelle."

Als Baber, bald darnach, als er Samarkand eingenommen hatte, vom Shebaini Chan belagert wurde, wehrte er sich tapfer, mußte aber am Ende doch das Weite suchen. Wie es dabei am Ende hergegangen, erzählt er folgendermaaßen:

„Hungersnoth und Elend hatten nun unter den Einwohnern und den Soldaten den höchsten Grad erreicht. Selbst Männer aus meinem Gefolge und andre, auf die ich hohes Vertrauen gesetzt, ließen sich über die Mauern hinab und suchten ihr Heil in der Flucht, unter andern die Häuptlinge Scheikh Weis und Baberi Weis. Nun begann ich an allem Beistand und Errettung zu verzweifeln. Wohin ich auch blicken mochte, nirgends leuchtete mir ein Hoffnungsstrahl. Unsre Vorräthe, von Anfang an nur knapp, waren nun ganz erschöpft und neue Zufuhren waren nicht hereinzubringen. Unter diesen Umständen bot Shebaini Chan mir eine Capitulation an. Wäre mir nur noch die geringste Hoffnung auf Entsatz geblieben, oder hätte ich nur noch einige wenige Lebensmittel gehabt: nie hätte ich seinen Vorschlägen Gehör gegeben. So aber mußte ich, der Nothwendigkeit weichend, mich auf eine Art Capitulation einlassen, der gemäß ich um Mitternacht mit meiner Mutter Khanem aus dem Scheikh-Zadehs Thor abzog. Zwei andre Damen entwischten mit uns, nämlich Bechega Khalifeh und Mingelik Gokultash; meine älteste Schwester, Khanzadeh Begum aber, ward aufgefangen und dem Shebaini Chan überantwortet. Da wir uns zwischen den großen Canal-Armen des Soghd in der Finsterniß der Nacht verirrt hatten, so verfehlten wir die rechte Straße und waren bei Tagesanbruch erst bei Khwajeh Didar. Um die Zeit des ersten Morgengebetes kamen wir beim Hügel Karbogh an und setzten, ihn nördlich unterhalb des Dorfes Kherdek passirend, unsern Weg fort nach Ilan-uti. Unterwegs ritt ich mit Kamler Ali und Kasim Bei in die Wette; ich hatte bald den Vorsprung gewonnen, war aber, als ich mich umwandte, um nach jenem zu sehen, so unglücklich, auf den Kopf zu stürzen, indem mein Sattel, weil der Gurt nicht fest geschnürt war, vom Rücken des Pferdes herabglitt und unter dessen Bauch zu sitzen kam. Obgleich ich gleich wieder auf den Beinen und bald wieder auf dem Pferde war, kam ich doch erst Abends völlig wieder zur Besinnung, bis wohin mir alles, was ich sah, wie ein Traum vorkam und nichts in meinem Gedächtniß haftete. Erst nach dem Nachmittagsgebete erreichten wir Ilan-uti, wo wir absliegen, ein Pferd tödteten und uns aus dessen Fleisch ein Mahl bereiteten. Nachdem wir unsern Pferden eine kleine Rast gegönnt, saßen wir wieder auf, und ehe noch der Tag anbrach, machten wir Halt beim Dorfe Khalileh. Von diesem Dorfe aus setzten wir unsern Weg fort nach Dizak, wo damals Taher Duldai, Sohn von Hafez Muhammed Bey Duldai Gouverneur war. Hier fanden wir schönes fettes Fleisch, gut ausgebackenes herrliches Brod, süße Melonen, und köstliche Trauben im Ueberfluß."

(Türkisch.)

„Süßer Ruhe genießend, dem Hunger und Mangel entronnen,
Hatten ein neues Leben, und neu die Welt wir gewonnen."

(Persisch.)

„Weg war die Furcht vor'm Tode aus dem Herzen,
Weg auch des Hungers qualenvolle Schmerzen."

„Nie in meinem Leben erfreuete ich mich mehr und war empfänglicher für die Reize des Friedens und des Ueberflusses. Freude nach Leiden, Ueberfluß nach Mangel geben einen erhöheten Genuß. Vier oder fünf Mal in meinem Leben bin ich in gleicher Weise aus Noth zur Behaglichkeit, aus Leid in Freude übergegangen: es war aber diesmal das erste Mal, wo ich den Kränkungen eines Feindes, dem nagenden Hunger entronnen und nun im Genuß behaglicher Ruhe und erquickenden Ueberflusses war."

„Wir quartierten uns bei den Bauern ein. Ich wohnte in dem Hause eines der angesehensten Männer des Platzes, eines Greises von 70 bis 80 Jahren. Auch seine Mutter lebte noch und hatte damals das seltne Alter von 111 Jahren erreicht. Ein Anverwandter dieser Frau hatte in der Armee von Taimur Bey die Invasion in Hindustan mitgemacht. Jene Umstände waren noch bei ihr in frischem Angedenken und sie erzählte uns oft Geschichten, die darauf Bezug hatten. Allein im District Dehkut lebten noch von den Angehörigen dieser Frau an Kindern, Enkeln, Ur-Enkeln und Ur-Ur-Enkeln 96 Personen, und die Todten mitgerechnet, belief sich der Stamm ihrer Nachkommen auf fast 200. Einer ihrer Ur-Enkel war damals ein junger Mann von 25 oder 26 Jahren, mit einem hübschen schwarzen Bart. Während meines Aufenthalts in Dehkut pflegte ich Fuß-Touren nach den benachbarten Anhöhen zu machen. Ich ging gewöhnlich baarfuß, wodurch sich meine Füße bald so abhärteten, daß ich mich nicht um Felsen und Steine bekümmerte. Auf einer solchen Spazierwanderung, zwischen den Nachmittags- und dem Abendgebet, stießen wir in einem Hohlwege auf einen Mann, vor dem eine Kuh herging, und als wir ihn fragten, welche Straße wir einschlagen müßten, um zu unsrer Heimath zu gelangen, antwortete er: „Haltet euch nur zu der Kuh und verliert sie nicht aus den Augen, bis ihr wieder ins Freie seyd, dann werdet ihr euch schon zurecht finden." Dem mich begleitenden Khwajeh Asedull machte dies großen Spaß und er brach in den Ausruf aus: „Wie würde es uns weisen Leuten ergehen, sollte die Kuh da ihren Weg verfehlen!"

Zunächst suchte Baber nun ein Unterkommen bei seinen Oheimen mütterlicher Seite, den Mogul-Chans, bei welcher Gelegenheit er eine interessante Schilderung der mogolischen Lebensweise entwirft. Er erzählt:

„Eine kurze Zeit darnach rückte Tambal gegen Uratippa an. Sobald diese Nachricht eintraf, zog der Chan mit seiner Armee von Taschkend aus, und als er zwischen Beschkent und Samsairek angekommen war, ordnete er die rechten und linken Flügel und bildete den Jrim (oder Kreis). Die Mogolen ließen, wie es bei ihnen Sitte ist, ihre Hörner ertönen. Nachdem der Chan vom Pferde gestiegen war, wurden ihm 9 Pferdeschweif-Standarten gebracht und bei ihm hingestellt. Ein Mogole stand daneben und war beschäftigt, einen langen weißen Cattun-Streifen an einen Ochsen-Schenkelknochen zu binden. Ein andrer Mogole zog drei lange weiße Tuchstreifen, deren eines Ende er unter dem Pferdeschweife der Standarte befestigt hatte, unter dem Panier-Fahnenstabe durch und legte sie auf die Erde, worauf dann der Chan sich einen derselben unter die Füße legte und sich darauf stellte. Auf einen zweiten solchen Streifen, in gleicher Weise an einer Standarte befestigt, mußte ich mich stellen, und der Sultan Muhammed Khanikeh auf einen ähnlichen dritten. Nun nahm der Mogole, der diese Tuchstreifen geordnet

Fig. 1. Pierre Bonnard, *Nude in Bathtub*, 1941–46. Oil on canvas, 50 × 65 cm. Private collection.

Fig. 2. Pierre Bonnard, *Nude in Bathtub*, 1941–46. Oil on canvas, 50 × 65 cm. Private collection.

südlichen Meeren ernannt; ungefähr fünf Jahre hierauf, war derselbe in den Krieg gegen Schottland verwickelt. Im neunten Regierungsjahre desselben Königs war er, nächst dem Herzoge von Lancaster, in der, wegen des Processes gegen Michael de la Pool und andere Günstlinge des Königs zusammengetretenen Commission, was in des Königs Gemüth den Grund zu seinem Untergange legte. Im darauf folgenden Jahre wurde er zum Admiral der gesammten Flotte erwählt und erfocht einen höchst merkwürdigen Sieg zur See über die Flamänder, Franzosen und Spanier; auch zerstörte er gleicherweise die französischen Forts zu Brest. Um jene Zeit jedoch war er, durch den Neid des Herzogs von Ireland, in Gefahr, gestürzt zu werden; worauf er mit dem Grafen von Derby, nachmaligem Könige von England, und dem Grafen von Warwick, Verdacht schöpfend und Truppen sammelnd, alsbald zu Haringhay Park zusammentraf; es kam jedoch durch die Vermittlung und Verwendung anderer zu einer Versöhnung, und endete diese Sache sich mit dem Untergange mehrerer Personen, die den König irre geleitet hatten. Nachdem auf diese Weise die Dinge sich zu Gunsten des Grafen gewendet, wurde er durch allgemeine Zustimmung des Parlaments zum Gouverneur der Stadt und der Veste von Brest ernannt; und als er kurz darauf, als Admiral-Lieutenant und Capitain-General zur See, den Auftrag erhielt, mit Johann von Montford, damaligem Herzoge von Bretagne, um den Frieden zu unterhandeln, ging er sogleich unter Segel und schlug, sobald er mit ihm zusammengetroffen, den Feind gänzlich, versenkte und nahm achtzig von dessen Schiffen, und verbrannte und plünderte viele Plätze am Ufer; Alles, was irgend Widerstand versuchte, in die Flucht schlagend.

Allein gegen das funfzehnte Jahr derselben Regierung veränderte sich die Scene sehr bedeutend; er wurde von der Stelle eines Admirals entfernt und erhielt zwei Jahre später, da er sah, daß der Strom zu gewaltig gegen ihn anlaufe, die Erlaubniß, in dem damals versammelten Parlamente nicht erscheinen zu müssen; dies Alles aber gewährte ihm zuletzt doch keine Sicherheit, denn der König, hartnäckig gegen ihn und Andere, die früher gegen seine Günstlinge thätig gewesen, aufgebracht, täuschte ihn durch freundliche Versprechungen, bis er ihn in seine Gewalt verlockt hatte, und sendete ihn als Gefangener nach der Insel Wight, von wo aus er dann zu seinem Verhöre nach London gebracht wurde.

Ein, mit den Wünschen des Königs übereinstimmender Parlamentsbeschluß, erklärte nun alle Begnadigungsbriefe, und vornehmlich einen zweiten, speciellen Begnadigungsbrief, den der Graf von Arundel für seine Person erhalten hatte, für ungültig; worauf dann die Kläger ihn des Hochverraths, und vor allen Dingen wegen des zu Harringhay Park bei Highgate durch ihn erregten Aufstandes anklagten.

Der tapfere Graf erschien nun in einem rothen Anzuge und scharlachrother Kopfbedeckung vor Gericht; und John, Herzog von Lancaster, des Königs Oheim, der für diesen Tag Lord-Ober-Steward von England war, befahl, als er ihn so geschmückt sah, dem Lord Nevil, ihm die Kopfbedeckung und das Degengehänge abzunehmen.

Die Klageartikel wurden dann verlesen, und der Lord-Ober-Steward erklärte dem Grafen hierauf, daß er ergriffen und in Gefangenschaft gehalten werden sey wegen seiner vielfachen Verrätherein und begangenen Widersetzlichkeiten gegen den König und daß er nun, auf Antrag des Ober- und Unterhauses hiemit aufgefordert werde, sich wegen der ihm zur Last gelegten Verbrechen zu vertheidigen, und so, entweder sich davon zu reinigen, oder für seine Vergehungen dem Gesetze gemäß Strafe zu erleiden; dann aber klagte er ihn mehr insbesondere an, verrätherischer Weise, im Verein mit dem Herzog von Gloucester und dem Grafen von Warwick, die Waffen ergriffen und sich gegen den König empört, den Frieden gebrochen und Unruhen im Königreiche angestiftet zu haben.

Seine Antwort war: „daß dies von ihm keineswegs in irgend einer üblen Absicht gegen des Königs, seines Herrn, Person geschehen, sondern vielmehr zum Vortheile des Königs und des Königreichs; was man finden werde, wenn man nur die Sache recht auslegen und sie so nehmen wollte, wie es seyn sollte."

Als man ihn des Hochverraths anklagte, läugnete er dies mit edler Geistesentschlossenheit, und beharrete darauf, sich an das Verrecht der Begnadigung, die ihm zu Theil geworden, halten, und nicht auf die Gunst des Königs und seine Gnade verzichten zu wollen.

Hier sagte der Herzog von Lancaster zu ihm: „Du Verräther, jener Gnadenbrief ist zurückgenommen."

Der Graf erwiederte: „Du lügst, ich war nie ein Verräther."

Hierauf sagte der Lord-Ober-Steward: „Warum denn verschafftest Du Dir einen Gnadenbrief vom Könige, wenn Du Dir keiner Schuld bewußt wareſt?"

Der Graf antwortete: „Ich that dies nicht aus Furcht, oder weil ich irgend etwas verbrochen, sondern um den schändlichen Verläumdungen derer, die weder den König, noch mich selbst lieben, sondern meine unversöhnlichen Feinde sind, eine Gränze zu setzen, und von diesen bist Du selbst einer; was aber meine Schuld an irgend einem Hochverrath betrifft, so bin ich gewiß, daß Du der Begnadigung mehr bedürfen magst, als ich."

Nun befahl der König ihm mit eignem Munde sich gegen die Anklage zu vertheidigen; worauf der Graf erwiederte: „Ich kann nicht anders als zugestehen, daß diese Leute hier mich des Hochverraths angeklagt und ihre Klageschriften produzirt haben; aber ich behaupte und versichere, daß sie alle lügen, denn ich war nie ein Verräther; aber ich nehme fortwährend die Gunst meiner Begnadigung in Anspruch, die es Eurer Gnade gefallen hat, mir zu gewähren innerhalb jener fünf oder sechs Jahre, während welchen Ihr volljährig waret, und zwar aus Eurem eignen freien Willen und Gefallen."

Der König sagte nun hierauf, daß er jene Begnadigung in der Maaße verliehen habe, daß sie nicht gegen ihn selbst seyn sollte: und der Herzog von Lancaster fügte hinzu: „Also gilt sie nichts;" worauf der Graf antwortete: „Was so eine Art von Begnadigung betrifft, so weiß ich weniger davon, als Du, da ich zu jener Zeit jenseit des Meeres war."

Sir John Bushy, damals Sprecher des Unterhauses, nahm nun das Wort und sprach: „Dieser Gnadenbrief ist vom Könige und dem Ober- und Unterhause zurückgenommen."

Der Graf erwiederte: „Wo denn sind die ehrlichen Mitglieder des Unterhauses? Ich kenne Dich und Deine Begleiter gar wohl und weiß, daß Ihr nicht zusammengekommen seyd, Gerechtigkeit zu handhaben, denn die ehrlichen Glieder des Unterhauses sind nicht hier; und dieserhalb bemitleidet das Volk und beklagt mein hartes Schicksal und ich weiß nur allzu wohl, daß Du stets ein treuloser Schelm gewesen bist."

Hierauf riefen Bushy und seine Anhänger aus: „Wir bitten, Herr und König, daß Ihr bemerken möget, wie dieser Verräther sich bemüht, zwischen uns und unsern Stellvertretern im Lande Eifersucht zu erregen." Der Graf aber erwiederte aufgebracht: „Ihr lüger, ich bin kein Verräther."

Bei Bau von Wohn- und Geschäftshäusern sowie Umbauten, Reparaturen, Einrichtungen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätsanlagen, Zentralheizungen, Ventilationen, Blitzableitern, Kanalisationen, Pumpwerken, Brunnenbohrungen, Bauschlosserarbeiten, Eisenkonstruktionen, Eisenbetonbauten, Dachdeckerarbeiten, Asphaltierungen, Zimmerarbeiten, Schreinerarbeiten, Glaserarbeiten, Malerarbeiten, Gipserarbeiten, Tapezierarbeiten, Bodenbelägen, Parkettböden, Linoleumböden, Kunststeinböden, Terrazzoböden, Steinhauerarbeiten, Maurerarbeiten, Betonarbeiten, Kunststeinarbeiten, Verputzarbeiten, Stuckaturarbeiten, Kanalisationsarbeiten, Pflästerungen, Trottoirarbeiten, Gartenanlagen, Grabmalarbeiten, Grabeinfassungen, Grabbepflanzungen, Grabbesorgungen, Grabbesuchen, Grabbesprengungen, Grabbesteckungen, Grabbesetzungen, Grabbesetzungen, Grabbesetz

späterhin ihm ein stattliches Monument von Marmor an jener Stelle errichtet.

Ob und in wie weit Heinrich, Graf von Derby, nachheriger Herzog von Hereford und Lancaster und zuletzt, unter dem Namen Heinrich IV., König von England, bei dieser Sache, gegen den edlen Grafen von Arundel Parthei genommen, ist nicht bewiesen, zumal da er, als er mehrere Jahre später König Richard wegen schlechter Verwaltung in seine Gewalt bekam, als einen der gegen ihn anzuführenden Klagepuncte auch den angab: „daß, obgleich der Graf von Arundel, bei seiner Anklage, sich auf dessen Gnadenbrief berufen und solchen vorgezeigt, er doch nicht gehört worden, sondern auf die schändlichste und schamloseste Weise hingerichtet worden wäre;" zugleich aber Sorge trug, daß Thomas, des Grafen Sohn und Erbe, schon im ersten Jahre seiner Regierung wieder in seine Güter eingesetzt und das Urtheil gegen seinen Vater umgestoßen wurde.

Der alte Sultan von Djocjokarta.

Es ist zu seiner Zeit in der Liste der Börsen-Halle (m. vergl. No. 4491) nach der Niederländischen Staats-Courant gemeldet worden, daß das Colonial-Gouvernement von Batavia es für nöthig erachtet habe, den seit vielen Jahren gefangen gehaltenen alten Sultan von Djocjokarta wieder an die Spitze der Angelegenheiten des Königreichs gleiches Namens zu setzen. Da dieser nun eine wichtige Person ist, die höchst wahrscheinlich, bei der in Java bestehenden Revolution, dem Stand der Dinge in jenen überseeischen Besitzungen der Niederlande eine andere Wendung geben dürfte, so glauben wir, daß eine kurze Notiz über diesen Javanesischen Häuptling für unsre Leser nicht ohne Interesse seyn möchte.

In Folge eines Krieges gegen die Engländer, die seine Hauptstadt einnahmen, wurde im Jahre 1812 dieser Sultan zum Gefangenen gemacht und nach der Insel von Ternate exilirt. Sein ältester Sohn, der präsumtive Thronerbe, folgte ihm in sein Exil, und einer seiner jüngeren (puinés) Söhne ward von den Engländern auf den Thron von Djocjokarta gesetzt. Einige Jahre später starb dieser und hatte seinen ältesten Sohn zum Nachfolger, der aber auch im Jahr 1823 starb. Da der Sohn dieses letzteren, der ihm auf dem Thron folgen sollte, nur zwei oder drei Jahre alt war, so wurde eine Regentschaft eingesetzt, Vormünder ernannt, und ein Groß-Oheim des jungen Sultans, auch ein Sohn des exilirten Sultans, mit Beistimmung der Niederländischen Autoritäten in Indien, seinem Groß-Neffen zur Seite gestellt. Dies war Dipo Negoro, der nun sich an die Spitze der Rebellen gestellt hat und dessen Name fortwährend in den Bülletins über die Militair-Operationen gegen die Insurgenten, als der eines thätigen und unternehmenden Mannes, figurirt.

So standen die Dinge, als der Baron Van der Capellen sich im Herbste 1824 nach den Molucken begab. Als er zu Ternate angekommen war, warf sich ihm der alte exilirte Sultan zu Füßen und flehte auf die rührendste Weise, ihm aus Mitleid mit seinem hohen Alter und den zahlreichen Unglücksfällen, die ihn betroffen, die Gnade zu gewähren, nach Java zurückkehren zu dürfen, damit seine Gebeine in dem Boden, auf dem er geboren, ruhen könnten. Die wohlwollenden und milden Gesinnungen des General-Gouverneurs machten die politischen Rücksichten, die sich einer solchen Erlaubniß entgegenstellen konnten, schweigen. Er willigte in die erbetene Rückkehr nach Java und nahm im September 1824 den alten Sultan mit dahin, dem jedoch keinesweges erlaubt wurde, in seinem alten Königreiche von Djocjokarta zu residiren, sondern dem ein entferntes, auf Niederländischem Territorio belegenes Fort als Aufenthaltsort angewiesen und wo er streng bewacht wurde. Durch ein höchst eigenthümliches Zusammentreffen erhob Dipo Negoro, sechs Monate nach der Rückkehr seines Vaters nach Java, die Fahne des Aufruhrs, ohne daß es jedoch erschienen, als ob dieser irgend einen Antheil daran gehabt hätte.

Uebrigens ist dieser Greis noch voller Kraft, und genießt eines hohen Rufes unter seinen Landsleuten und Unterthanen; er scheint für einen indischen Thron geboren zu seyn und sind in ihm alle Eigenschaften vereint, die ein Souverain in jenen Ländern besitzen muß. Die unter seiner Regierung ausgeführten Arbeiten zu Djocjokarta, geben davon hinlängliche Beweise. Seine Ernennung zum Vormund seines Urenkels an die Stelle des Dipo Negoro wird zweifelsohne von glücklichem Erfolge seyn. Dankbar für die ihm von dem Gouvernement von Batavia erwiesene Gunst, sieht man voraus, daß er die Rebellen zur Unterwerfung vermögen werde, was zu erlangen bei der tiefen Ehrfurcht, die die Landesbewohner ihm zollen, ihm sicher bald gelingen wird. —

M i s c e l l e.

Man weiß, daß Herr Vicomte von Peyronnet, der Sohn des Großsiegelbewahrers, kürzlich sich zu Herrn Villemain, dem Schwiegersohne des Generals Foy, Mitgliede der französischen Akademie und sehr beliebtem und ausgezeichnetem Professor an der Universität von Paris, der bekanntlich wegen der, von der franz. Akademie an den König zu erlassenden Bittschrift in Betreff des Peyronnetschen Preßgesetzes, seine Stelle als Requetenmeister im Staatsrath laut königl. Verordnung vom 17. Januar verloren hat (man vergl. No. 4508 d. Liste d. Börsen-Halle) begab, um demselben einen Condolenzbesuch zu machen. Man versichert daß der berühmte Akademiker, als er ihn an die Thür begleitete, zu ihm gesagt habe: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für diese Aufmerksamkeit. Wollen Sie die Güte haben, Ihrem Herrn Vater zu sagen daß ich mit Ungeduld den Augenblick erwarte, ihm diese Höflichkeit erwiedern zu können." (Que j'attends avec impatience le moment de lui rendre cette politesse. —)

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarisches
Blätter der Börse-Halle
Nr. 1910 Sonntag, Dienstag den 11. Februar 1902
Erscheint für Abonnenten der Börse-Halle. Preis 10 Pf. in Berlin und Vororten.

Stürme und der schrecklichen Revolutionen gewesen, die sobald darauf folgten."

„Inzwischen sah keiner von uns voraus, daß dieser Triumphzug der nordischen Cleopatra beinah die Epoche einer eben so großen Erschütterung und Verwirrung seyn würde, als es die Reise der ägyptischen Cleopatra war, nach welcher man den Fall der Republik, die Entstehung des Kaiserreichs, einen die Welt erschütternden Bürgerkrieg und die Begründung einer langen und blutigen Tyrannei einander folgen sah."

„Zu beiden von einander so entfernten Epochen waren die Katastrophen gleich, obgleich die Ursachen sehr verschieden und Blut überströmte auf gleiche Weise die Erde, während der erstern für die Unterjochung der Völker, während der zweiten für ihre Befreiung."

„Uebrigens war diese große und schreckliche Zukunft für uns noch mit einem dichten Schleier bedeckt und unsere momentane Traurigkeit aus sehr natürlichen und sehr alltäglichen Motiven erklärlich."

— „Der Graf von Cobentzel war der einzige von uns dreien, der seine unerschütterliche Heiterkeit beibehielt; der Hof schien sein Element und jeder Druck und Zwang desselben war ein Reiz mehr für ihn."

„Wie konnte übrigens dauernde Niedergeschlagenheit bei uns Wurzel fassen? Wir, alle drei, waren jung; im Frühling des Lebens lassen Unannehmlichkeiten und Verdruß eben so wenig Spuren im Herzen zurück als Runzeln auf der Stirn, und unsere Melancholie war nur ein leichtes Wölkchen, das bei unserm Erwachen, gleich den Träumen der Nacht, verschwunden war."

„Am 18. Januar 1787 traten wir die Reise an: die Kaiserin nahm mit in ihren Wagen Mademoiselle Protasoff und den Grafen Momonoff, von welchen beiden sie sich nie trennte, den Grafen Cobentzel, den Oberstallmeister Narischkin und den Oberkammerherrn Schuwaloff. Im zweiten Wagen fuhr ich mit Herrn Fitz-Herbert und den Grafen Tscherniscoff und Anhalt."

„Der ganze Zug bestand aus 14 Kutschen, 124 Schlitten und 40 Beiwagen und Schlitten. Fünfhundert sechszig Pferde erwarteten uns auf jeder Poststation. Die Kälte belief sich auf 17 Grad; der Weg war herrlich; unsere Fahrzeuge waren alle auf Kufen gesetzt und schienen zu fliegen."

Nachdem der Verfasser erzählt, wie die Reisenden selbst vor einer Kälte von 25 Graden völlig geschützt und die Finsterniß der Nacht durch an beiden Seiten der Straße brennende große Feuer zur Tageshelle gelichtet gewesen, fährt er fort:

„In dieser Jahreszeit unterschied sich ganz Rußland wenig von dem kalten Siberien; jedes Thier blieb in seinem Stall, jeder Bewohner in seiner Hütte oder Hause beim warmen Ofen. Pfeilschnelle Schlitten glitten allein über die öden und beeisten Ebenen, um in alle Städte in Osten und Westen, in Süden und Norden die verschiedenen Produkte des Ackerbaues und der Industrie zu bringen. Diese unzähligen Schlitten, ähnlich Flotten von leichten Nachen, durcheilten mit unglaublicher Geschwindigkeit die unermeßlichen Steppen, die den Anblick eines Eismeers darboten."

„Man kann leicht von dem seltsamen Contraste urtheilen, den in Mitte dieses Meeres von Schnee eine von tausend Feuern erleuchtete Straße darbot, auf welcher der zahlreiche Zug der berühmten Monarchin des Nordens, mit all dem Luxus des prachtvollsten Hofes, sich majestätisch fortbewegte."

„In der Nähe der Flecken und Städte bevölkerte sich die einsame Straße mit einer unzählbaren Menge von Bürgern und Landleuten, deren Neugierde der Strenge der Kälte trotzte und die ihre Monarchin mit dem lebhaftesten Jubelruf begrüßte."

„Die von der Kaiserin in ihrem gewöhnlichen Leben festgesetzte Eintheilung ihrer Zeit wechselte so wenig als möglich auf ihren Reisen: um 6 Uhr stand sie auf und arbeitete mit ihren Ministern; dann frühstückte sie und ließ uns vor. Um 9 Uhr wurde die Reise fortgesetzt und um 2 Uhr angehalten, um zu Mittag zu essen. Um 7 Uhr Abends war das Ziel der Tagesfahrt in der Regel erreicht."

„Ueberall fand die Monarchin einen Pallast oder ein elegantes Haus zu ihrem Empfange bereit. Wir wurden täglich zu ihrer Mittagstafel gezogen. Nach einigen auf ihren Anzug verwendeten Augenblicken kam sie in ihrem Saale wieder mit uns zusammen, sprach, spielte mit uns und zog sich um 9 Uhr zurück, um noch bis 11 Uhr zu arbeiten."

„In allen Städten wies man uns bequeme Wohnungen bei reichen Einwohnern an; aber in den Dörfern war ich genöthigt, bei den Bauern zu übernachten, wo die Hitze ihrer engen und verschlossenen Häuser so außerordentlich war, daß man nicht schlafen konnte. Ein kleines Dachfenster oder schmale Luke erleuchtete schwach eine niedrige Stube, die ein, von hölzernen Bänken umgebener, riesenmäßiger Ofen fast ganz ausfüllt; auf diesem Ofen schlafen der Bauer, seine Frau und seine Kinder, der Luft beraubt und statt des Lichtes ein Stück Kiehnholz brennend."

„Am zweiten Tage unserer Reise wies man mir und dem Herrn Fitz-Herbert Plätze in dem Wagen der Kaiserin an. Die Unterhaltung war lebhaft, heiter und mannichfaltig. Sie erzählte uns, „daß, als „man ihr hinterbracht, daß man sie allgemein wegen der Erlaubniß „tadle, die sie einem Schiffscapitain gegeben, eine Negerin zu heirathen, „sie geantwortet habe: Sie sehen wohl, daß dies eine Wirkung meiner ehrsüchtigen Absichten gegen die Türken „ist, weil ich die Heirath der russischen Marine mit dem „schwarzen Meer mit Pomp habe feiern lassen.""

„Sie sprach gern und oft von der Barbarei, der Weichlichkeit und Unwissenheit der Muselmänner und von der stupiden Existenz ihrer Sultane, deren Gesichtskreis sich nicht weiter als die Mauern ihres Harems erstrecke. „Diese blödsinnigen Despoten," sagte sie, „von den „Wollüsten des Serails ausgemergelt, beherrscht von ihren Ulema's „und Gefangene ihrer Janitscharen sind unfähig zu denken, zu sprechen, „zu regieren, zu kämpfen; sie leben in ewiger Kindheit.""

„Sie behauptete, daß Eunuchen, die unausgesetzt Nachts bei dem Sultan wachten, ihre knechtische und thörigte Aufmerksamkeit so weit trieben, ihn aufzuwecken, wenn sie zu bemerken glaubten, daß er böse Träume habe; eine minder gefährliche aber eben nicht klügere Aufmerksamkeit des Bären für seinen Freund, die Lafontaine so launig erzählt."

„Als einige Augenblicke nachher das Gespräch auf den weiten Umfang ihres Reichs, auf die Verschiedenartigkeit der Völker desselben und auf die zahlreichen Hindernisse fiel, die Peter der Große und seine Nachfolger hätten finden müssen, so viele Menschen und Stämme von verschiedenen Sitten zu civilisiren, erzählte uns Katharina sehr ausführlich eine Reise, die sie den Ufern der Wolga entlang gemacht hatte."

„Es herrscht," sagte sie, „in diesen Gegenden ein solcher Ueberfluß, „daß die Fortschritte der Industrie nothwendig sehr langsam gehen mußten; „denn man fühlt daselbst fast niemals den Antrieb des Bedürfnisses, „und dieser Sporn allein kann ein Volk zur Arbeit anreizen. Wenn „selbst," fügte sie hinzu, „die in der Nachbarschaft dieses großen Flusses „lebenden Bewohner ihre fruchtbaren Felder und ihre zahlreichen Heerden „vernachlässigten, so würde sie die Fischerei allein schon vor dem Hungertode schützen und ich habe hundert und zwanzig Personen von einer „großen Quantität Störe genährt gesehen, die Alles in Allem nicht mehr „als fünf und dreißig Sous kostete."

Bei Gewitter kann man die Entfernung des Gewitters leicht finden, wenn man die Zeit zwischen Blitz und Donner beobachtet. Der Schall braucht für 1 km 3 Sekunden. Wenn also 6 Sekunden zwischen Blitz und Donner liegen, ist das Gewitter 2 km entfernt. Wenn man die Zeit zwischen Blitz und Donner mit 3 multipliziert, erhält man die Entfernung des Gewitters in km

Dinge ringen; wie sie, in der Hoffnung eines imaginairen Genusses nach deren Erwerbung, sich willig in Mühsal und Beschwerde, in Angst und Sorge, in Entbehrungen und Ungemach fügen und sich rastlos auf ihrem Lager wälzen, ohne zu bedenken, daß die Mittel, durch welche sie das Ziel ihrer Wünsche zu erstreben suchen, ihre Constitution untergraben und sie, gelangen sie würklich zum Besitz, des Genusses unfähig machen. Wahr ist's, daß das über uns aufgegangene Licht, wie über jeden andern Zweig des Wissens, auch über die Heilkunst seine Strahlen verbreitet hat; daß eine Krankheit leichter ausgefunden, besser erkannt und würksamer geheilt wird: aber nicht minder wahr ist's auch, daß es der Krankheiten eben so viele und eben so oft giebt, als je; und daß der Patient die Mittel, ihnen vorzubeugen, eben so sehr mißachtet, als der Arzt sie verabsäumt.

Zu diesen Bemerkungen wurden wir durch die Würkungen veranlaßt, welche die jüngst verlebten Feiertage auf Jung und Alt, auf Hohe und Niedrige in unsrer Umgebung hatten; und ob wir gleich selbst Theil daran genommen, den Tummler zu leeren, den Tag über unsre gesellschaftlichen Freuden haben anbrechen, das müde Augenlied sich erst um Mittag haben schließen sehen; so können wir doch nicht umhin eine Vergnügungsweise für Thorheit zu erklären, die darauf hinausläuft das Leben, dem sie Werth geben soll, zu verkürzen, oder dessen letzte Momente durch ein Heer von Schmerzen, Elend und Reue zu verkümmern. Aber bloß über ein Uebel reflectiren, und über dessen Folgen moralisiren, ohne ein Streben es abzuwenden, ist eine undankbare und nichtsnützige Arbeit; deshalb wollen wir unsern Lesern eine Folge von Wahrnehmungen über den Einfluß der Diät, der Bewegung, der Erziehung und der Gesellschaft auf die Gesundheit vorlegen und zugleich andeuten, was wir bei jedem in den verschiedenen Stationen des Lebens, der Kindheit, dem jugendlichen, männlichen und Greises-Alter für schädlich halten. Daß wir bei diesem Unternehmen eine allgemeine Reform der Lebensweise bewerkstelligen werden, fällt uns nicht ein; doch gewährt es uns die Beruhigung, eine Pflicht erfüllt und einen Wahrheitsspiegel aufgestellt zu haben, der die Thorheit in ihrer ganzen Blöße und Häßlichkeit zeigt.

Da uns sehr daran liegt nicht mißverstanden zu werden, und wir doch wissen, daß es Leute giebt, die ein boshaftes Vergnügen daran finden, auch den vernünftigsten und bestgemeinten Gründen desjenigen, der Mißbräuchen abzuhelfen strebt, eine falsche Farbe zu geben, so bitten wir unsre Leser uns nicht den Enthusiasten zuzuzählen, welche die Natur in ihrem wildesten und formlosesten Zustande anbeten, die Gebräuche des civilisirten Menschen mit jener des Wilden vergleichen, und nur Vollkommenheit in der Lebensweise finden, die sich am meisten jener der ersten Zeit der Glückseligkeit nähert, wo die Menschen in Thierhäuten gekleidet einhergingen und sich mit Eichelkost begnügten.

Wir sind nicht Willens, das menschliche Geschlecht wieder zu einer so niedrigen Stufe herabzuziehen; wir können im Gegentheil weder den künstlichen Charakter, welchen die Fortschritte der Gesittigung und des gesellschaftlichen Lebens den Menschen gegeben haben, vergessen, noch wünschen, ihn der Sympathieen zu berauben, die ihm die Verfeinerungen der Erziehung in die Brust gelegt. Ja wir würden es gelten lassen daß der Reiche, der den halben Tag spatzieren reitet, seine Flasche Champagner oder Rheinwein ausstieht, wenn nur die Mahlzeit, bei der es geschieht, früher gehalten würde; würden auch zu der Abendparthie einer Dame von Ton den Kopf nicht schütteln, wäre solche nicht bis zum Ersticken überfüllt und würde die letzte Kutsche noch vor Mitternacht aufgerufen. Eben so wenig möchten wir zu den Murrköpfen gerechnet werden, deren Barschheit die wenigen Milchtropfen menschlicher Güte versäuert hat, womit die Vorsehung sie begabte, und denen es eine Freude ist, an jedem Dinge zu makeln, ohne zu wissen weshalb und wofür. Wir sind sterblich, und alles, was auf Sterblichkeit Bezug hat, ist uns interessant. Greifen wir Irrthümer an, die sich hinter einer lange bestandenen Gewohnheit verschanzt haben, so soll dem Angriff doch erst eine Aufforderung zur Uebergabe, mit nachgewiesener Nothwendigkeit dazu, vorangehen.

Solcher Art soll die Folge der Versuche seyn, die wir dem Publikum durch die **Literary Gazette** (und wir den deutschen Lesern durch diese Blätter) vorlegen wollen; da sie aber mehr Raum erfordern, und eine größere Verschiedenheit der Abhandlung in sich fassen werden, als der gewöhnliche extemporäre Gegenstand unserer Berichte, so wollen wir jene Versuche, bis die Materie erschöpft ist, von 14 zu 14 Tagen in einzelnen Abschnitten geben. Um jedoch von dem, was unsere Ueberschrift besagt, nicht ganz abzuweichen, sollen jene Zwischenberichte auch eine Skizze der Krankheiten enthalten, die im Laufe des Monats vorherrschten.

Der veränderlichen Witterung ungeachtet, die wir im vorigen Monat (December) gehabt, haben die Krankheiten doch nicht die Sterblichkeit verursacht, die sonst wohl mit dem Anfang des Winters in der Hauptstadt statt zu finden pflegt. Die remittirenden und typhusartigen Fieber, die in manchen Bezirken der binnenländischen und westlichen Grafschaften grassirt haben, sind in London selten gewesen, und mit Ausnahme einiger wenigen hitzigen inflamatorischen Krankheiten, hat der Arzt hauptsächlich nur rheumatische Uebel zu bekämpfen gehabt. Dawider nun ist Calomel, Brechweinstein und Opium zu vollen Dosen beim Schlafengehen drei Abende hinter einander gegeben, welchen man eine würksame Abführung von einer Drachme **Tinct. colch. vinosa** am Morgen folgen ließ, und, sobald eine förmliche Intermission eingetreten war, schwefelsaure Quinia in Gaben von 2 bis 3 Gran alle drei oder vier Stunden reichte, mit Erfolg angewendet worden. Da es jedoch keinesweges unsre Absicht ist, unsre Leser zur Quacksalberei verleiten zu wollen, so rathen wir ihnen, die Anwendung dieser Mittel ihren ärztlichen Freunden zu überlassen. Mehrere plötzliche Todesfälle haben sich in Folge von Entzündung der Eingeweide ereignet, und die Facultät sowohl als das Publikum haben den Verlust einer ihrer glänzendsten Zierden, des **Dr.** Mason Good, der an einer Entzündung starb, die er sich durch Erkältung zugezogen, zu bedauern. Nicht genug kann man sich gegen den Temperatur-Wechsel dieser Jahreszeit verwahren; denn es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß die meisten Krankheiten, wenigstens die, welche man die nervösen nennt, durch den Einfluß der atmosphärischen Veränderungen erzeugt werden. Andrerseits wollen wir aber keinesweges eine zu ängstliche und in Verweichlichung ausartende Sorgfalt empfohlen haben, indem diese ihre Verehrer eben am allerersten den Krankheiten in die Arme führt.

Rede des Präsidenten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften

in der feierlichen Versammlung derselben am Säkularfeste den 29. December 1826.

Das Fest, welches die St. Petersburgische Akademie der Wissenschaften heute begeht, darf nicht allein als eine Jubelfeier des ersten Tempels vaterländischer Aufklärung betrachtet werden: es erneut zugleich alle großen Erinnerungen an das verflossene Jahrhundert. Die Akademie der Wissenschaften — der letzte Gedanke, die letzte Schöpfung des

unermüdlichen Geistes Peters des Großen, sie, der Er mit sterbender Hand ein Vermächtniß Seiner erhabenen Zwecke zusicherte, begann, so zu sagen, ihr Daseyn auf dem Sterbebette des weisen Umbildners Rußlands. Diese Ansicht giebt unsrer heutigen Feier einen eignen Ton heiliger Wehmuth und rückt augenblicklich die Ereignisse vor unsern Blick, welche die Annalen dieses ausgezeichneten Jahrhunderts erfüllen. Rußlands Ruhm und Heil als tiefer Denker erwägend, nahm Peter I. wahr, welche Stelle Künste und Wissenschaften im Leben eines mächtigen Volkes einnehmen. Die starke Hand, gewohnt Schwert und Dreizack wechselnd zu führen, der Regierung Zügel zu halten und die Saat künftiger Größe durch ein weites Reich auszustreuen, die Hand, welche alle Theile der Staatsverfassung organisirte, erleuchtete endlich ihr herrliches Gebilde mit der Fackel der Wissenschaften und der Aufklärung. Peter überzeugte sich, auf Seinen Reisen durch Europa, von dem Einflusse der Wissenschaften und Künste auf das Geschick der Staaten; Er begriff, daß ohne ihre kräftige Mitwirkung Sein Riesenwerk nicht vollendet werden konnte; Er sah, daß Aufklärung, mit dem Leben der Völker Europens aufs Innigste verwebt, eines der unerläßlichsten Elemente gebildeter und dauerhafter Vereine ausmacht. Er entschloß sich, den Funken des göttlichen Feuers, worauf schon lange Europens blühendere Reiche stolz waren, für uns zu entwenden, und an der Newa Ufern den Wissenschaften ein Heiligthum zu errichten, bestimmt, das Licht gemeinnütziger Kenntnisse bis an die äußersten Gränzen Rußlands zu verbreiten und das Streben nach friedlichen Eroberungen im Gebiete bürgerlichen Werthes zu erwecken: — Er gründete die Akademie der Wissenschaften.

Aber, inmitten Seiner weisen Entwürfe und unsterblichen Thaten plötzlich der Erde entrissen, gelang es dem Monarchen nicht, obgleich Er den Grund zur Akademie im Jahre 1724 gelegt hatte, Selbst den Lieblingsgedanken, der Ihn noch in den letzten Augenblicken Seines Lebens beschäftigte, ganz zu verwirklichen. Seiner Gemahlin und Nachfolgerin war es vorbehalten, das so wichtige Vorhaben auszuführen: gegen das Ende Decembers 1725 gab Katharina I. den Befehl zur Eröffnung der Akademie der Wissenschaften. Sie berief Euler, die Brüder Bernoulli, Del'isle und Bayer. Und würdig Ihres großen Gemahls war Ihre Sorgfalt für die Akademie.

Des Genius Spuren sind unvertilgbar; das, unter Peters I. Augen gereifte Geschlecht, Seine ruhmvollen Gefährten auf dem Schauplatze des Friedens und des Krieges, blieben Seinem letzten Willen treu, und drückten lange noch auf des Staates Verwaltung das Siegel der Kraft und Zucht, — Peters und Seines umfassenden Geistes Siegel. Unter so heilbringenden Zeichen fing, vorübergehende Hindernisse nicht achtend, die Akademie an, zu erstarken und zu blühen; aus Mitgliedern, noch von Peter gewählt, bestehend, den von Ihm entworfenen Vorschriften folgend und dem, von Ihm ihr gesteckten Ziel nachstrebend, hörte die Akademie, ihres unsterblichen Gründers beraubt, nicht auf, unter Seiner Einwirkung zu stehen, und als die Kaiserin Elisabeth Rußlands Thron bestieg, da wandte sich der Monarchin Sorgfalt mit besonderer Thätigkeit der Akademie zu, und es erkannte diese, daß auf Peters I. Throne Seine Tochter saß.

Unter der Regierung Elisabeths genoß Rußland, von außen durch die Siege unsrer Heere, von innen durch allgemeine Sicherheit und überall verbreiteten Wohlstand geschützt, die ersten Früchte höherer Kultur und festigte sich in der Reihe unabhängiger und mächtiger Staaten: Eine solche Lage konnte der geistigen Entwickelung und der Liebe zu den edlen Beschäftigungen, welche Aufklärung und intellektueller Verkehr darbieten, nicht anders als günstig seyn.

Neues Leben brachte den Wissenschaften der Schutz eines glanz- und kraftvollen Throns. Die Akademie erweiterte, durch das Reglement von 1747 dauerhaft gesichert, den Kreis ihrer Thätigkeit; die Naturwissenschaften boten ein neues unermeßliches Feld dar, das um so anziehender und wichtiger wurde, da das Fortschreiten auf demselben sich enge an die gründliche Kenntniß des größten Reichs der Welt in seinen vielfachen, physischen Gestaltungen schloß. Einer jener seltenen Genien, welche das Licht der Wissenschaften inmitten eines dunkeln und niedern Lebens erleuchtet, Lomonossoff, nicht nur ausgezeichneter Dichter, sondern der Erste unserer Naturforscher, Lomonossoff, der Schöpfer unserer Dichtersprache und des Wörterbuchs der physikalischen Wissenschaften, widmete den thätigsten Eifer der Verbreitung des Ruhms und der Werke der Akademie. Durch dieses schöne Beispiel gereizt, thaten sich mehrere unsrer Landsleute im Gebiete der Wissenschaften hervor, und dankbare Anerkennung seines Verdienstes ward ihm von Seiten der Akademie durch Errichtung eines Denkmals.

Aber alle diese nützlichen Bestrebungen waren gleichsam nur die Vorläufer desjenigen, was die Akademie in Katharinens II. Zeitalter entfaltete. Ein bisher unbekannter Glanz strahlte von Rußlands Throne aus, als diese große Monarchin ihn bestieg; durch die Kraft eines hellen, durchdringenden Verstandes, tiefer Kenntniß der Menschen und ungewöhnlicher Kunst sie zu beherrschen, ja selbst durch den Zauber eines feinsinnigen, gewandten und mit der, Ihrem Geschlechte eignen Macht fesselnden Geistes errang Katharina II. die erste Stelle unter den Herrschern, und Ihrem glücklichen Rußland die erste Würde unter den Staaten Europens. Vom Throne herab schützte Sie die Wissenschaften, in der einsamen Stille des Kabinets erfreute Sie Sich an ihnen, und in der Unterhaltung, die sie Ihr gewährten, erholte Sie Sich von der Bürde des Purpurs; und bis jetzt bewahrt die Akademie mit heiliger Ehrfurcht die Ergebnisse Ihres tiefen Nachdenkens über Gesetzgebung und vielfacher Beobachtungen des menschlichen Geistes in Bezug auf die Wissenschaft der Staatsverwaltung.

Unter der Leitung der großen Katharina wurden der Akademiker Reisen durch Rußland, die bereits 1733 mit der Sendung Krascheninnikoffs nach Kamschatka*) begonnen hatten, nach neu entworfenen Instruktionen mit erhöheter Thätigkeit wieder aufgenommen. Da thaten sich Pallas, Falk, Georgi, Güldenstädt, Rytschkoff, Rumowsky, Gmelin, Lepechin und viele andre hervor, — unvergeßliche Namen in den Jahrbüchern der Akademie und dem Andenken Rußlands. Astronomische und geographische Beobachtungen zum Zwecke habend, begaben sich Einige nach den entlegensten Gegenden des Reichs, und kehrten, nach Vergleichung und Bestimmung der Lage der Hauptörter Rußlands und nachdem sie die Astronomie durch wichtige Entdeckungen bereichert hatten, zurück. Andre, deren Thätigkeit der Naturkunde gewidmet war, theilten unter sich das, vor ihnen liegende weite und bisher noch unbetretene Feld, indem sie, hier, den Schooß der Erde durchspähend, die reichhaltigsten Quellen im Gebiete der Mineralogie zu Tage förderten; dort, Botaniker, die schöne Flora Sibiriens systematisch bestimmten und ordneten; endlich, Zoologen, ihre Wissenschaft durch fruchtbare Forschungen und mannigfaltige Beobachtungen erweiterten. Zu gleicher Zeit wurden zum ersten Male glaubwürdige Nachrichten von der Bevölkerung, der klimatischen Beschaffenheit, dem Lauf der Flüsse, dem Ackerbau und der volksthüm-

*) Zur zweiten Kamschatkischen Expedition gehörten die Professoren: Joh. Georg Gmelin, Müller und Delisle de la Croyère, denen unter andern, Krascheninnikoff beigesellt wurde. Die Akademiker erreichten Kamschatka nicht, weswegen die ganze Mühe auf Krascheninnikoff fiel, der 1743 nach St. Petersburg zurückkehrte.

lichen Betriebsamkeit in dieser oder jener entlegenen Provinz des Reichs zusammengetragen; Mittel zur Verbesserung des Handelsverkehrs und der innern Verfassung ausfindig gemacht; eine nähere Bekanntschaft mit dem Geiste und den Gebräuchen der, unter Einem Scepter vereinigten, aber, damals noch mehr als jetzt, durch den Grad der Bildung und die Kennzeichen verschiedener Abstammung von einander abweichenden Völkerschaften eingeleitet. Die, bis dahin von Fehlern wimmelnden geographischen Karten wurden allmählig berichtigt; und, durch Bayers, Müllers und Schlözers Erläuterungen erregten die Denkmäler der Geschichte und der Sprachen allgemeine Aufmerksamkeit; mit einem Worte, die Wissenschaften wurden, indem sie aus dem einengenden Zimmer des Gelehrten traten und den Charakter blos speculativer Theorieen verloren, zum Eigenthum allgemein-bürgerlicher Thätigkeit, und, wie belebt vom Geiste Peters des Großen, rückte die Akademie dem ihr gesteckten Ziele immer näher und näher.

Noch ließe sich dem Bilde dieses nützlichen Wirkens der Akademie hinzufügen, daß die ausgezeichnetsten Zöglinge des, damals noch existirenden Akademischen Gymnasiums, dem Willen der Kaiserin gemäß, zur Vervollkommnung ihrer Bildung in das Ausland geschickt wurden. Der unsterbliche Euler, der, nachdem er Rußland verlassen, in Berlin ansäßig geworden, ward wieder zurück berufen und durfte sich des besondern Schutzes und persönlichen Wohlwollens der großen Monarchin erfreuen; einer gleichen Gnade wurden auch der treffliche Pallas und noch einige seiner Zeitgenossen gewürdigt. Dasselbe Gebäude, in welchem die Akademie gegenwärtig das Glück hat, eine so glänzende Versammlung zu sehen, erstand auf Ihren Wink; Sie schenkte der Akademie das Herschelsche Teleskop und die Keplerschen Manuscripte, welche in England und Frankfurt angekauft worden waren; alle Sammlungen, die vereinigt das Akademische Museum bilden, stattete Ihre Großmuth mit den reichsten Gaben aus, unter welchen unstreitig die von eigner Hand geschriebene Instruktion für die Gesetzkommission die kostbarste ist.

Der Schutz, welchen die Russischen Monarchen der Akademie der Wissenschaften angedeihen ließen, verblieb unter der Regierung Kaisers Paul I. in seiner Kraft. Dieser Monarch, der aufgeklärte Beurtheiler geistiger Thätigkeit, der Europa in seinem frühern Glanze und zu einer Zeit gesehen hatte, wo das Fortschreiten der Aufklärung und des intellectuellen Verkehrs das Ziel allgemeinen Strebens war, — der, zugleich mit Friedrich II. die Akademie der Annahme eines Ehren-Diploms würdigte, erhielt dieselbe auf der Stufe, die sie durch ihre frühern Leistungen erreicht hatte und schenkte ihr ununterbrochen Seine wohlthätige Theilnahme. — Seine erhabene Gemahlin, die einst durch Ihre Gegenwart die fünfzigjährige Jubelfeier der Akademie verschönte und auf welche wir heute mit besonderm, innigem Gefühle gerührter Ehrfurcht unsere Blicke richten, folgte Ihrem Gemahle in der Liebe zu den Wissenschaften und in der Anerkennung des Zweckes und der Wirksamkeit der Akademie.

Das neue Reglement vom 25. July 1803 war der erste Beweis der unvergeßlichen Huld Kaisers Alexander. Durch dasselbe wurden die Einkünfte der Akademie verdoppelt, ihre Rechte ausgedehnt und ihr Wirkungskreis erweitert. Alexander war unausgesetzt der Wohlthäter der Akademie und Seine 25jährige, segensreiche Regierung wird ewig eine der denkwürdigsten Epochen in ihren Jahrbüchern bilden. Welcher Russe erinnert sich nicht mit Begeisterung jener Zeiten der Prüfung, da unser, durch Alexander gerettetes Vaterland mit und in Ihm die höchste Stufe wundervollen, beispiellosen Ruhms errang? wer aber gedenkt nicht auch mit Gefühlen innigster Rührung und Erkenntlichkeit der frühern Jahre des Friedens und der Ruhe, da Alexander vertrauensvoll, glühend und mit der Riesenkraft einer edlen Seele Seine Regierung bereits durch Seinen Aufflug zu allem Großen und Schönen verherrlicht hatte? — Bald Sein Augenmerk auf die Verwaltung des weiten Reichs richtend, bald über Gesetzgebung rathschlagend, bald den Wissenschaften und der Aufklärung Denkmäler setzend und mit kräftiger Hand Sein Zeitalter denen der Perikles und Auguste anreihend — doch Alexander ist nicht mehr, und — zu nahe dieser Verlust, der Herzen Gefühl zu tief, um alle die Wohlthaten würdig aufzuzählen, die Er über Peters Schöpfung, über dieses Heiligthum der Wissenschaften ausgeschüttet hat. — Wenn der Tod nicht alle Bande zerreißt, die das Verwesliche an das Unsterbliche, das arme, flüchtige Erdenleben an die Stätte des endlosen, vollkommneren Seyns knüpfen; wenn die Gefühle großer und reiner Herzen, welche das heilige Feuer der Liebe zu ihrem Volke entzündete, jenseits, dem Urquell der ewigen Liebe zugewandt, nicht ganz erlöschen, o! dann muß gewiß der Geist Peters, der Geist Katharinens und Alexanders zu dieser Stunde über diesem Heiligthume schweben, welches Sie errichteten, Sie bewahrten; es ist, als fülle sich dieser Tempel des Lichts augenblicklich mit allen den ausgezeichneten Männern, welche im Laufe des denkwürdigsten Jahrhunderts unsrer Geschichte, Rüstzeuge waren großer Monarchen und das Vaterland mit dem unverwelklichen Lorbeer der Liebe zu den Wissenschaften und bürgerlichen Werthes zierten. —

Sühnungsfest wegen der, während der Revolution geschehenen Entweihung und Antastung der Gruft der Herzöge von Lothringen in Nancy.

Den 8. und 9. November v. J. wurde zu Nancy ein Sühnungsfest mit all der prachtvollen Würde und Rührung gefeiert, wie sie das Alter und die Tugenden eines der erhabensten Herrscherhäuser in Europe verdienten. Während der Stürme, die Frankreich so lange den Frieden geraubt, wurden selbst die königlichen Grüfte entweihet, und derselbe Frevel, welcher die Gebeine Ludwigs IX. und Heinrichs IV. aus ihren Gräbern gerissen, verschonte auch die runde Kapelle und ihre Gruft in dem Franciskanerkloster zu Nancy nicht, die von Herzog Carl III gegründet, von Heinrich II. ausgebauet, vorzüglich durch die zarte Sorgfalt Herzogs Franz III., *) nach und nach der stille Vereinigungsort der Lothringischen Fürsten geworden war. Doch, was auch immer der Haß geboten, führte das gute Lothringische Volk in treuer Erinnerung an ehemalige glückliche Zeiten mit möglichster Schonung aus. Die fürstlichen Särge wurden zwar aus ihrer Gruft genommen, aber auf dem Leichenacker von Boudonville wieder in ein gemeinschaftliches Grab gesenkt, das die allgemeine hohe Achtung vor jeder Entweihung schützte.

Als Se. Majestät der Kaiser von Oestreich im Jahre 1815 bei Seiner Durchreise zu Nancy das Grabgewölbe Seiner Ahnherren besuchte, faßten Sie auch sogleich den Entschluß, durch ein Sühnopfer das Unrecht zu vergüten, welches an den ehrwürdigen Gebeinen so vieler Landesväter und Helden verübt worden, um kommende Geschlechter nicht durch den Anblick ehrwürdiger Trümmer zu erinnern, wie sehr der menschliche Geist sich zu verirren im Stande war. In Ausführung dieses edlen Vorsatzes wurden Se. Majestät, durch einen Ihr gleichgesinnten Fürste

*) Als römischer Kaiser der Erste.

[illegible] [illegible] [illegible] [

einst für Oestreich ihr Blut vergossen. Doch seit dem segensvollen Bunde, der in Franz I. und Maria Theresia die beiden Zweige Ethico's, dieses ehrwürdigen Stammvaters des Habsburgischen und Lothringischen Hauses, vereinte, verehrte auch Oestreichs Kaiserstaat in den Nachkommen des Grafen Gerhard seinen neuen und gütigen Herrscherstamm.

Miscellen.

Der Commandostab des hochseligen Herzogs von York, um dessen Besitz sich nach den englischen Zeitungen die Executoren Sr. K. H. und die geistlichen Herren von Windsor streiten, hat nicht den innern Werth, den man ihm hat beilegen wollen. Er ist mit Cramoisin-Sammt überzogen, auf welchem sich mehrere goldgestickte Löwen befinden. Am untern Ende hat er einen breiten goldnen Ring oder Beschlag, mit der Inschrift, daß er ein Geschenk des Königs sey; am obern Ende hat er einen ähnlichen Beschlag, mit der, ebenfalls goldnen, Figur des heiligen Georgs zu Pferde.

Die bei dem Leichenzuge Sr. K. H. des Herzogs von York gebrauchten schwarzen Pferde, sind die nämlichen gewesen, deren sich der König Georg III. bei Lebzeiten bediente, seit er nicht mehr mit Isabellen fuhr, die er abschaffte, als Napoleon die nämliche Race aus dem, von ihm besetzten Hannover erhalten hatte und sie zu seinen Triumphzügen brauchte.

Die Buck's Gazette und Galignani's Messenger, und aus diesem das Bulletin des Sciences technologiques erzählen, daß ein leichter vierrädiger Wagen, mit 3 Personen in demselben, mit zwei vorgespannten Drachen von Bristol nach London fuhr. Der Wagen fuhr öfters 18 bis 20 englische Meilen in Einer Stunde. Der Herzog von Gloucester fuhr in seinem mit 4 Pferden bespannten Wagen neben diesem Wagen, und mußte immer im Galloppe fahren, um mit demselben gleich zu bleiben. Von Crown bis Twyfort, eine Strecke von 5 englischen Meilen, fuhr der Wagen in 15 Minuten. Der Hauptdrache war 20 Fuß hoch, aus Muslin, mit bemaltem Papier überzogen, und flog 170 Zoll über der Erde. Der zweite Drache, der als Pilote diente, und über dem vorigen flog, war beinahe eben so hoch. Beide waren besonders mittelst einer Schnur von mittlerer Stärke an den Wagen angespannt, und die Schnur des letzteren lief durch die des ersteren, so daß man diesen über alle Hindernisse, Bäume, Häuser ꝛc. wegleiten konnte. Unter dem Wagen war eine Trommel, von welcher die Schnur nach Belieben abgelassen werden konnte.

Sr. Maj. der Kaiser von Oesterreich haben dem Herrn Duchesne dem ältern, erstem Beamten an der Bibliothek des Königs von Frankreich, als Beweis Ihrer Zufriedenheit mit dem, von jenem herausgegebenen Werke, „Essai sur les nielles, gravures des orfévres Florentins du XV. Siècle“ (M. vergl. No. 135 d. Bl.) eine sehr schöne goldne Medaille übersenden zu lassen geruhet.

Während des sehr glänzenden Carnevals im Jahre 1731 erschien auf einem am Königl. Hofe in dem sächsischen Pallaste zu Warschau gegebenen Maskenballe eine Maske, die damals lange ein Gegenstand des Gesprächs war. Auf der rechten Seite nämlich war diese Person ganz mit Lumpen bedeckt, baarfuß, mit einem Bündel auf den Rücken; die linke Seite dagegen war in Goldstoff gekleidet; Schnüre, Knöpfe und Schuhschnallen mit Diamanten und Rubinen besetzt, die Westenknöpfe von Smaragd, der ganze Anzug aber mit einer Menge von Topasen, Saphiren und andern kostbaren Edelsteinen übersäet. Auf der rechten, armen Seite befand sich auf altem Papiere die Inschrift: „Wer ein solcher war,“ auf der linken, reichbekleideten Seite aber waren aus kleinen Brillanten die Worte gebildet: „kann ein solcher werden.“ Ein Paar Stunden nach Mitternacht veränderte sich plötzlich die Inschrift und kamen nun die Worte „Wer ein solcher war“ auf der reichbekleideten, die aber: „kann ein solcher werden,“ auf der andern Seite zum Vorschein. — Es ist nie bekannt geworden, wer unter dieser so seltsamen Maske verborgen war.

In dem Meurthe-Departement wurden im Jahr 1826, 36 Wölfe, 1 trächtige Wölfin, 31 nicht trächtige Wölfinnen und 560 junge Wölfe geschossen, wofür aus der Casse des Departements 4320 Franken an Prämien ausbezahlt wurden.

Die Hindustaner nennen die Dampfschiffe, da sie ohne Segel gegen Wind und Flut anfahren, Sheitaan-Koonoo oder Teufelsböte, und ein sehr verständiger persischer Gelehrter zu Calcutta äußerte sich über diesen Gegenstand folgendermaaßen: „Als die Künste noch in ihrer Kindheit waren, war es nicht zu verwundern, daß man jede neue Erfindung dem Teufel zuschrieb; jetzt aber haben die Engländer in allen Dingen solche Fortschritte gemacht, daß der Teufel selbst sich nicht mehr mit ihnen würde messen können.“

Wie viel doch auf eine Auslegung ankömmt! — Die Karaiben, erzählt de la Borde, nehmen ein Erdbeben für eine Aufforderung zum Tanzen an, weil ja die Erde selbst zu hüpfen anfange.

In einem kleinen Schauspielhause in Irland, hielt der Director, da nur drei Personen gekommen waren, folgende Anrede an dieses Publicum: „Meine Damen und Herren! da Niemand da ist, so entlasse ich Sie hiemit Alle. Die Aufführung von diesem Abende wird nicht aufgeführt werden, allein morgen Abend wird die Aufführung von diesem Abend wiederholt.“

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzenannte hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Berliner Börse.

27 Jahr. Samstag, Sonntag den 17. Februar. 1907

Erscheint an Samstagen und Sonntagen.

„er eine Anzahl Leichtgläubige fand, die ihm im Voraus den Hof „machten.“

„Inzwiſchen endigte dieſes Poſſenſpiel bei meiner Ankunft. Ich „zog dieſen Geſetzgeber aus ſeinen Träumen; ich unterhielt mich zwei „oder dreimal mit ihm über ſein Werk, worüber er in der That ſehr „gut ſprach; denn es fehlte ihm keinesweges an Geiſt. Die Eitelkeit „hatte ihm blos das Gehirn verrückt. Ich entſchädigte ihn anſtändig „für ſeine Auslagen und Koſten. Wir trennten uns, beiderſeits mit „einander zufrieden; er vergaß ſeine Träume vom erſten Miniſter und „kehrte in ſein Vaterland zurück, als Schriftſteller befriedigt, als Phi„loſoph aber freilich ein wenig beſchämt über den Mißgriff, zu dem „ihn ſein Stolz verleitet hatte.“

Auf dieſe Anekdote anſpielend, ſchrieb die Kaiſerin an Voltaire: „Herr de la Rivière iſt gekommen, uns Geſetze zu ſchenken (pour nous „legislater). Er ſetzte voraus, wir gingen noch auf vier Füßen und „höflicherweiſe hatte er ſich die Mühe gegeben, von Martinique zu kom„men, um uns auf den Hinterfüßen ſtehen — auf zweien gehen zu lehren.“

„Es war der berühmte Diderot, welcher der Monarchin den Wunſch eingeflößt hatte, Herrn de la Rivière kennen zu lernen. Diderot kam ſelbſt nach Petersburg. Er gefiel Katharinen ſehr durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, die Originalität ſeines Genies und Stols, durch ſeine kräftige, hinreißende Beredtſamkeit.“

„Dieſer Philoſoph, der vielleicht dieſen ſchönen Namen nicht verdiente, weil er in ſeinem Unglauben intolerant und faſt lächerlich fanatiſch war, hätte doch, mit ſeiner Feuerſeele, weniger als irgend ein anderer glauben ſollen, daß dieſe Seele körperlicher Natur ſey.“

„Uebrigens ſcheint ſein Name den größten Theil ſeiner Schriften überlebt zu haben. Man rühmt ſie mehr, als man ſie lieſt. Auch ſprach er viel beſſer, als er ſchrieb; die Arbeit erkältete ſeine Inſpiration; in ſeinen Büchern ſteht er weit unter unſern großen Schriftſtellern; aber ſeine Unterhaltung hatte eine Wärme, die alles mit ſich fortriß; die Kraft der Ausdrücke, die er fand, ohne ſie zu ſuchen, ließ nicht Zeit, die Richtigkeit oder Falſchheit ſeiner Gedanken zu würdigen; man glaubte ſie groß, weil ſie glänzend und in Bilder gekleidet waren: er war das Genie des Paradoxen und der Prophet des Materialismus.“

„Ich unterhielt mich lange und oft mit ihm,“ ſagte Katharina, „aber mit mehr Neugierde als Nutzen. Wenn ich ihm geglaubt hätte, „ſo wäre in meinem Reiche alles auf den Kopf geſtellt worden; Geſetz„gebung, Verwaltung, Politik, Finanzen — alles würde ich umgeſtürzt „haben, um unausführbare Theorieen an deſſen Stelle zu ſetzen.“

„Da ich inzwiſchen ihn mehr anhörte als ſprach, ſo würde ein Zeuge, „der uns zuſammengefunden hätte, ihn für einen ſtrengen Erzieher und „mich für ſeine folgſame Schülerin genommen haben. Wahrſcheinlich „glaubte er das ſelbſt; denn als er, nach einiger Zeit, ſah, daß in meiner „Regierung keine der großen Neuerungen eintrat, die er mir gerathen, „zeigte er mir ſeine Verwunderung darüber mit einer Art mißvergnüg„ten Stolzes.“

„Da ſagte ich ihm aufrichtig: „„Ich habe mit dem größten Ver„gnügen alles angehört, was Ihr glänzender Geiſt Ihnen eingegeben; „aber mit allen Ihren hohen Grundſätzen, die ich recht wohl begreife, „macht man ſchöne Bücher, aber ſchlechte Geſchäfte. Sie vergeſſen bei „allen Ihren Reformations-Planen den Unterſchied der Stellungen von „uns beiden; Sie arbeiten nur auf dem Papier, das alles duldet; es „iſt glatt, biegſam und ſtellt weder Ihrer Einbildungskraft, noch Ihrer „Feder Hinderniſſe entgegen; während ich arme Kaiſerin auf der menſch„lichen Haut arbeite, die ganz anders reizbar und kitzlich iſt.““

„Ich bin überzeugt, daß er von dem Augenblicke an Mitleiden mit „mir hatte, indem er mich für eine Frau von beſchränktem und alltäg„lichem Geiſt anſah. Seitdem ſprach er nur mit mir von Literatur „und die Politik verſchwand ganz aus unſern Unterhaltungen.“

„Trotz dieſes ſchlechten Erfolgs konnte doch der Verfaſſer des Père de famille, Vie de Sénèque, und einer der Begründer eines großen Denkmals, der Encyklopädie, mehr mit Rußland als mit Frankreich zufrieden ſeyn; denn in ſeinem Vaterlande wurde er in's Gefängniß geworfen, während die Kaiſerin ihm funfzigtauſend Franken für ſeine Bibliothek bezahlte, die ſie ihm ließ, und ein Haus zu Paris für ihn ankaufte.“ —

„Alle Souverains jener Zeit ſahen unſere Parlamente die kühnen Werke der Philoſophen anklagen und verdammen und doch ſchmeichelten ſie dieſen nämlichen Philoſophen, weil ſie ſie als die Austheiler des Ruſs und Nachruhms betrachteten. Katharina und Friedrich verzüglich waren unerſättlich im Punkte der Celebrität und, gleich den Göttern des Olymps, berauſchten ſie ſich gern in Weihrauch; um deſſen immer mehr zu erhalten, ſtreuten ſie ſelbſt ihn verſchwenderiſch an Voltaire, Rouſſeau, Raynal, d'Alembert und Diderot aus.“

„Wie man ſich auch ſträube, man lebt in der Atmoſphäre ſeines Jahrhunderts; man wird in ſeinem Wirbel mit fortgeriſſen; und diejenigen ſelbſt, welchen ſein Gang ſo viel Kummer macht, ſind immer die erſten geweſen, ihn zu beſchleunigen.“ — —

— „So wie man ſich Kiow nähert, fühlt man ſich von dem Gefühl der Ehrfurcht durchdrungen, die ſtets die Ueberreſte der Vorzeit einflößen. Die pittereske Lage dieſer alten Stadt erhöhte dieſen Eindruck; beim Anblicke derſelben erinnerte man ſich, daß ſie die zerbrechliche Wiege eines unermeßlichen Reiches geweſen iſt, das, lange in Finſterniß verſenkt, ſich ſeit einem Jahrhundert ſo rieſenmäßig und fürchterlich daraus erhoben hat.“

„Aus den Mauern von Kiow gingen die erſten Heere hervor, die den Thron der Kaiſer des Orients erſchütterten, und die Fürſten, die ihre Lanzen in die vergoldeten Pforten von Conſtantins Stadt warfen. In Kiow zündete eine griechiſche Prinzeſſin das Licht des Evangeliums an, das ſich reißend ſchnell bis in die Zone des beeisten Poles verbreitete. Kiow wird es endlich vielleicht ſeyn, von wo aus die rächenden Armeen aufbrechen werden, die die rohen Muſelmänner aus Europa verjagen und dadurch die Anſtrengungen des heroiſchen Griechenlands begünſtigen werden, das nur zu lange dem unerträglichen Joch und der wilden Grauſamkeit ſeiner Unterdrücker preisgegeben worden iſt.“

„Der Name ſchreibt ſich, nach Tatiſcheff, von dem ſarmatiſchen Worte Kivi her, das ſoviel als Berg bedeutet. Wirklich iſt die Stadt auf felſigten Anhöhen erbaut. Nach andern Schriftſtellern gab ihr ein ſlaviſcher Fürſt, Kii, den Namen. Man ſetzt ihre Gründung in das Jahr 430. Tributair den Kozaren, befreite ſie ſich von ihrem Joche unter der Regierung Oskold's und ſeines Nachfolgers Oleg.“

„Am Ende des zehnten Jahrhunderts wurde ihr Gebiet von den Petſchenegnen verheert. Wenige Jahre nachher bemächtigte ſich ein Uſurpator derſelben; aber er wurde im Jahr 1037 durch den Großfürſten Jaroslaw-Wladimirowitz für immer daraus vertrieben, der die Stadt zur Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches erhob und erklärte.“

„Dieſes Reich war, länger als alle anderen europäiſchen Staaten, ein Raub der Anarchie, die durch die fortwährende Zwietracht der Großen veranlaßt und unterhalten wurde. Mehrere Fürſten machten ſich den Beſitz von Kiow ſtreitig, plünderten, verbrannten und eroberten ſie wechſelsweiſe.“

„Im Jahre 1239 bemächtigte ſich der Tartaren-Khan, Batti, derſelben. Die Muſelmänner blieben achtzig Jahre lang in ihrem Beſitz. Sie wurde momentan durch die Lithauer wiedergenommen; aber der Khan der Crimm, Menguirei, eroberte ſie, zerſtörte ihre Feſtungswerke, und entführte ihre Einwohner in die Sklaverei.“

„Im siebenzehnten Jahrhundert fiel sie in die Gewalt der Polen. Der Czar Alexis Michaelowitz entriß sie dem König Casimir von Polen; endlich fiel sie, durch den Traktat von 1686, definitiv wieder dem russischen Reiche anheim.“

„Kiow liegt am Ufer des Dnieper, auf einem Hügel, der sich, an einigen Orten, vierzig Sagenen oder Toisen über die Wasserfläche, senkrecht erhebt, was ihr ein sehr imponirendes Ansehen giebt, wenn man sie vom entgegengesetzten Ufer sieht, und was den Eindruck der vormaligen Majestät erhält und erneuert.“

„Man kann sich von diesem alterthümlichen oder einstigen Glanze eine Idee machen durch die Beschreibung, die ein Schriftsteller des eilften Jahrhunderts davon macht: sie enthielt damals schon dreihundert Kirchen; es fanden jährlich drei Märkte daselbst statt, und ihre Bevölkerung, sagt dieser Verfasser, war unzählbar. Hundert Jahre nachher verheerte sie ein Brand und zerstörte sechshundert Kirchen.“

„Sie umfaßte noch, als ich sie sah, ein ungeheures Terrain, was jedoch unsern Blicken nur eine bizarre Mischung majestätischer Ruinen, elender Baracken, einiger weitläuftigen Klöster, verschiedener Kirchen mit vergoldeten Glockenthürmen, und zahlreicher angefangener Paläste und Gebäude von Stein, deren größter Theil aber lange nicht vollendet war, darbot.“

„Der Boden, auf welchem Kiow gebauet ist, theilt sich, seiner Natur nach, in drei Theile: einer besteht aus der Festung Petschersky und ihren Vorstädte; der zweite enthält die alte Stadt; der dritte die neuerbauten Häuser an den Ufern des Borysthenes; man nennt dies letztere Quartier Podol: einige nennen es das untere Kiow. Jeder dieser Theile ist mit Wällen umgeben, die durch Retranchements mit einander in Verbindung stehen.“

„Petschersky wird durch tüchtige Wälle vertheidigt. Man findet in dieser Festung ein prächtiges Mönchskloster, das im Jahre 1169 gegründet worden ist; sein Alter und die, in seinen weiten Katakomben erhaltenen, sterblichen Ueberreste verschiedener Märtyrer haben es zum Gegenstande der Andacht gemacht; viele Pilger wallfahrten hierher.“

„Das alte Kiow liegt auf dem Berge an der Nordseite, durch einen tiefen Graben von der Festung getrennt. Hier sieht man die der heiligen Sophie geweihte Kathedrale, und bei dieser Kirche das Kloster des heiligen Michael.“

„Am Fuße des Berges, auf einem ebenen Terrain und am Ufer des Flusses liegend, ist das Quartier Podol oder das untere Kiow, von Bürgern bewohnt und durch Kaufleute belebt. Bemerkenswerth ist daselbst das Kloster von Bratski, in welchem eine Schule ist, wo man die griechische, lateinische, französische und deutsche Sprache, so wie die Elemente der andern Wissenschaften lehrt.“

„Die Umgegend von Kiow ist mit Einsiedeleien und Klöstern übersäet, deren Lage angenehm und mannichfaltig ist; unter andern zeichnet sich darunter das Kloster von Vouidoubets aus, dessen Name an eine alte Tradition erinnert. Der Fürst Wladimir, sagen die alten Chroniken, beschloß, als er die Taufe erhalten hatte, die heidnischen Tempel und Idole zu vernichten; er befahl daher den Haupt-Götzen, der Peroun hieß, an das Ufer des Dnieper zu schleppen und ihn in den Fluß zu werfen.“

„Das Volk, in seinem alten Aberglauben, dem Cultus dieses Götzen ergeben, folgte ihm, in Klagen ausbrechend, in Menge am Ufer des Stromes nach, der ihn mit sich fortriß, ihm nachrufend: „Peroun, Peroun, vouidoubey,“ d. h. Peroun komme aus dem Wasser!“

„Durch einen Zufall, wie er oft sein Spiel treibt, blieb das Götzenbild am Ufer hängen, gerade an dem Orte, wo man das Kloster baute, wovon wir sprechen; was seitdem für immer diesen Ort für das leichtgläubige Volk zu einem heiligen machte; die Mönche begünstigten diesen Aberglauben, indem sie der Kirche und dem Kloster den Namen Vouidoubets gaben.“

„Als wir diese alte Hauptstadt, ihre Lage und die Umgegenden gesehen hatten, wollte die Kaiserin wissen, welchen Eindruck ihr Anblick auf Herrn von Cobentzel, Herrn Fitz-Herbert und mich gemacht habe? und seitdem wiederholte sie oft lächelnd, daß die Verschiedenheit unserer Antworten den Geist der drei Nationen, die wir bei ihr repräsentirten, treffend bezeichne.“

„„Wie finden sie die Stadt Kiow?““ sagte sie zum Grafen von Cobentzel. „Gnädigste Frau,“ erwiederte der Graf mit dem Tone des Enthusiasmus, „es ist die schönste, imponirendste und prächtigste Stadt, die ich je gesehen.“ Herr Fitz-Herbert antwortete auf die nämliche Frage: „In der That, es ist ein trauriger Ort; man sieht da nur Ruinen und Unbeendigtes.“ Ich sagte: „Kiow bietet uns zugleich das Andenken und die Hoffnung einer großen Stadt.“

„Man hatte für die Kaiserin ein geräumiges elegantes Palais erbaut und es reich meublirt. Darin nahm die Monarchin die Huldigungen der Geistlichkeit, der Behörden, des Adels, der Kaufleute und der Fremden an, die sich in großer Anzahl in Kiow versammelt hatten, durch den Glanz und die Neuheit des Schauspiels angezogen, das dort ihren Blicken dargeboten werden sollte.“

„Wirklich sah das Auge zugleich einen glänzenden Hof, eine erobernde Kaiserin, einen reichen und kriegerischen Adel, stolze und blendende Fürsten und Große, Kaufleuten mit langen Röcken und großen Bärten, Officiere von allen Waffengattungen; die famösen Kosacken vom Don, reich auf asiatische Weise gekleidet, deren lange Spieße, Muth und Zuchtlosigkeit Europa in der neuesten Zeit nur zu gut kennen gelernt hat; Tartaren, einst die Beherrscher Rußlands, jetzt demüthig dem Joche einer Frau und einer Christin unterworfen; einen Fürsten von Georgien, der am Fuße des Thrones den Tribut von Colchis und Phasis niederlegte; verschiedene Gesandte von den zahlreichen Stämmen der Kirghisen, eines nomadischen, kriegerischen, oft besiegten, doch nie gebändigten Volkes; endlich die wilden Kalmucken, das wahre Abbild der Hunnen, deren Häßlichkeit einst Europa eben so viel Schrecken einflößte, als das furchtbare Schwert ihres wilden Beherrschers Attila.“

„Der ganze Orient schien herbeigeströmt zu seyn, um die neue Semiramis zu sehen, die die Huldigungen aller Monarchen des Occidents empfing. Es war wie ein magisches Theater, wo sich das Alterthum mit der neuen Zeit, die Civilisation mit der Barbarei zu mischen schien — es war der auffallendste Contrast der verschiedensten und widersprechendsten Sitten, Figuren und Trachten.“

„Ich hatte gehofft, während dieser langen Reise, im Gefolge der Monarchin, die öffentlichen und Privatanstalten und die Lage der verschiedenen Gegenden, durch die wir kamen, im Detail kennen lernen zu können. In dem Mißgefühl, mich in dieser Hoffnung getäuscht zu sehen, entschlüpfte mir die launige Aeußerung, daß es sehr widerwärtig sey, einen so weiten Weg zu machen, um nie etwas anders als einen Hof zu sehen, griechische Messen zu hören und Bällen beizuwohnen.“

„Katharina erfuhr es und sagte mir: „Man versichert, daß Sie „mich tadeln, daß ich mein Reich durchziehe, um in allen Städten nur „Bälle, Audienzen und Feste zu geben; meine Gründe dazu aber sind „folgende: ich kenne durch Plane und Beschreibungen dieses Materielle „hinlänglich, welches genau zu untersuchen eine so schnelle Reise mir „nicht die Zeit lassen würde. Was mir Noth thut, ist, dem Volke die „Möglichkeit zu gewähren, sich mir zu nähern, ihren Klagen Zugang „zu verschaffen und diejenigen in Furcht zu setzen, die meine Autorität „mißbrauchen können, damit ich ihre Irrthümer, Nachlässigkeiten oder

„Ungerechtigkeiten nicht entdecke. Das ist der Nutzen, den ich aus mei„ner Reise ziehen will; ihre bloße Verkündigung stiftet Gutes; meine „Maxime ist: Das Auge des Herrn macht die Pferde fett.“

Reise aus Indien nach England über Bussora, Bagdad, die Ruinen von Babylon, Curdistan, den Hof von Persien, das westliche Ufer des caspischen Meeres, Astrachan ꝛc., im Jahr 1824, von Capitain G. Keppel.

Von diesem, erst kürzlich bei H. Colburn in London erschienenen Werk, sagt die Literary Gazette unter andern: „Wir haben seit langer Zeit keine ungekünsteltere und doch so ansprechende und angenehme Beschreibung vor Augen gehabt, die noch überdem das für sich hat, daß sie Gegenden betrifft, die theils gar nicht, theils wenig von Europäern betreten und untersucht worden sind.“

Im Monat Januar des Jahrs 1824 ging unser Verfasser, in Gesellschaft der Herren K. B. Hamilton und Lamb und des Capitains Hart, in dem Schiffe Alligator von Bombay nach Bussora unter Segel. Dieses Schiff hatte, wie es gewöhnlich bei solchen Reisen der Fall zu seyn pflegt, ein buntes Gemisch von Passagieren am Bord. Sie kamen wohlbehalten zu Bussora an, und das Tagebuch giebt nun über diesen Platz, über Bagdad, über einen Zug durch die Wüste nach Babylon, über Kermanschah und über Hamadan (muthmaaßlich das alte Ecbatana) eine Fülle merkwürdiger und unterhaltender Notizen, auf die wir hiernächst zurückkommen, erst aber unsern Lesern Bericht von dem Leichenbegängnisse eines persischen Prinzen geben wollen.

Zur Zeit des Aufenthalts unsrer Landsleute zu Kermanschah, ward die Leiche des bereits vor zwei Jahren verstorbenen Regenten, Mohumud Ali, eines von des Schachs Söhnen, in feierlichem Aufzuge zu ihrer Ruhestätte, nach Mesched Ali *) transportirt. Dieser Fürst war der Stifter eines Ritter-Ordens, dessen Decoration, in Form eines Sternes, die sonderbare Devise von zwei Löwen hat, die um die persische Krone kämpfen. Zu seinem Ursprung gab folgender Umstand die Veranlassung: Vor einigen Jahren versammelte der König, nach hergebrachter alter persischer Sitte, seine Söhne um sich her, um, für den Fall seines Todes, sich einen Thronfolger aus ihnen zu wählen. Er verhieß diese hohe Würde seinem zweiten Sohn, dem Abbas Mirza. Alle anwesende Prinzen verneigten sich tief zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit gegen die Erklärung des königlichen Willens, außer Mohumud Ali Mirza, der allein in seiner vorherigen aufrechten Stellung blieb und, ohne Scheu vor der Gegenwart seines Vaters und Monarchen, dem Beschluß zu gehorsamen sich weigerte. Seine Widersetzlichkeit gegen die königliche Entscheidung sprach er in folgenden verwegenen und energischen Ausdrücken aus: „Möge Gott den König der Könige erhalten; sollten aber mein Bruder und ich so unglücklich seyn, Ew. Majestät zu überleben, so (hier zog er seinen Säbel halb aus der Scheide) soll dieser es entscheiden, wer von uns beiden den Thron besteigt.“ Die beiden feindlichen Brüder erklärten sich so einander eine ewige Fehde, und lebten auch bis zum Tode des Mohumud Ali's in offener und unverhehlter Feindschaft, welches Verhältniß der König, obgleich es seinem Willen schnurstracks entgegen lief, nicht allein bestehen ließ, sondern es sogar zu sanctioniren schien, indem er die Stiftung des obenerwähnten Ordens gestattete.

*) Dieser heilige Begräbnißort ist weit entfernt und der Weg dahin an manchen Stellen so gefahrvoll, daß eine sehr starke Bedeckung erforderlich war, um die Prozession zu schirmen.

„Mohumud Ali,“ sagt der Verfasser, „ist allgemein für den kriegerischsten Fürsten der jetzigen Dynastie gehalten worden. Sein Andenken lebt in höchster Verehrung bei den Stämmen fort, die er regierte. Auch ist's kein Wunder, daß ein Mann wie er, der die Seinigen zu Eroberungen und zum Plündern anführte, den wilden Bergbewohnern gefiel, auf die schon von vielen vorangegangenen raublustigen Vorfahren der Durst nach Beute vererbt worden war.“

Den feierlichen Leichenzug, wie ihn der Sohn und Nachfolger des Fürsten angeordnet, beschreibt der Verfasser in Folgendem:

„Als Einleitung zu der Ceremonie, wurden an den beiden Tagen vor der Wegführung der Leiche, zu gewissen Zeiten Trauersalven mit Kanonen gegeben, und als nun der Augenblick da war, wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte, da bestiegen wir unsern linken Arm und Degengriff, stiegen zu Pferde, und ritten, begierig das uns neue Schauspiel der Beisetzung einer fürstlichen Leiche, zwei Jahr nach ihrem Tode, zu sehen, schnell dem Schauplatze der Ceremonie zu. Da wir, in dem Eifer nichts zu versäumen, nun viel zu früh an Ort und Stelle eintrafen, so stiegen wir in einem Garten, dicht an der Heerstraße, ab, von wo aus wir, noch ein Paar Stunden lang, Zeit und Gelegenheit hatten, die plaudernd ab- und zugehenden Gruppen zu beobachten, deren Trauer-Anzüge komisch mit den vergnügten Gesichtern, die daraus hervorguckten, kontrastirten. Von jenen Gruppen ward unsre Aufmerksamkeit durch die Erscheinung eines reitenden Blinden, etwa 60 Jahr alt, abgelenkt, der eine zahlreiche Dienerschaft im Gefolge hatte und deren einer sein Pferd am Zaume führte. Auf unser Befragen erfuhren wir, daß er ein Rath des Fürsten sey und Hassan Chan heiße, mit dem Beinamen der Blinde, um ihn von den vielen Hofleuten zu unterscheiden, die den ersten Namen führten. In der kurzen Zwischenzeit der Anarchie, die, wie dort in der Regel, nach dem Tode des vorigen Königs eintrat, war Hassan Chan an der Spitze einer Macht, die er zusammen gebracht hatte, auch ein Prätendent der Krone gewesen, hatte aber in dem Kampfe um dieselbe unterlegen und sein glücklicherer Nebenbuhler hatte ihm dann die Augen ausstechen lassen. — Endlich verkündete uns eine Kanonen-Salve, welcher lautes Aufschreien und Wehklagen folgte, daß der Prinz mit der Leiche seines Vaters den Pallast verlassen habe. Wir nahmen unsern Standpunkt beim Stadtthor, um uns dort dem Zuge anzuschließen. In unsrer Nähe befand sich Nasir Ali Mirza, der jüngste Sohn des verstorbenen Fürsten, ein hübscher, etwa fünfjähriger Knabe, der ein schönes und muthiges Pferd ritt. Se. kleine Hoheit hatten ein Gefolge von Knirps-Hofleuten Ihres Alters und Ihrer Größe um sich, die nicht minder in der Kunst Huldigungen zu erweisen, als ihr kleiner Herr und Meister in der, sie mit Anstand anzunehmen, erfahren zu seyn schienen. Ihn schien der Lärm der Menge und die Veranlassung davon nicht zu rühren und er behauptete alle die Zeit ein ernstes und würdevolles Wesen; und als wir uns ihm genähert hatten erwiederte er unsre Begrüßung mit dem leichten Anstande dessen, der an dergleichen Aufmerksamkeiten längst gewöhnt ist. — Während dem bewegte sich der Zug langsam zur Stadt hinaus; voraus gingen die Handwerker, wovon jede Klasse eine schwarze Fahne und ein Trauerpferd mit sich führte. Darnach kamen zwei ihrer Stärke wegen berühmte Frauenzimmer, die ein großes messingenes Ornament, einen Palmbaum vorstellend, trugen. Ihnen folgten 200 Kurdische Soldaten, bestimmt, der Leiche bis nach Mesched Ali zur Bedeckung zu dienen; sie trugen blaue Monturen nach europäischem Schnitt, waren aber übrigens nach der Sitte ihres Landes costümirt. Der Bedeckung vorauf gingen Trommelschläger und Pfeifer, die vor allen englische Weisen, namentlich das Rule Britannia, auch mehrere ländliche Tänze spielten. Nach dem Militair kamen die Repräsentanten der Kirche, ein starkes Corps Mulas

(Priester) zu Pferde, geführt von ihrem Baschi (Oberhaupt), dem Anschn nach ein lockerer und trinklustiger Zeisig, der mit einer bis zum Kreischen gesteigerten Stimme Verse aus dem Koran hersagte, worin ihn seine Begleiter dermaaßen unterstützten, daß die Luft von ihrem tobenden Klagegeschrei wiederhallte. Nun folgte in einer, von zwei Maulthieren getragenen, bedeckten Sänfte, von den Persern Tukhte rawaun genannt, die Leiche des Mohumud Ali Mirza. Unmittelbar hinter dieser gingen Mohumud Hosein, der jetzige Regent, und zwei von seinen Brüdern. Die vornehmsten Beamten des Hofes beschlossen den Zug. In gewissen Zwischenräumen machte die Cavalcade Halt, wo sich dann ein jeder die entblößte Brust mit eigner Hand so zerbläuete, daß die Spuren der Gewaltsamkeit bald sichtbar wurden, zugleich wurde das Jammergeschrei verdoppelt, und aller Augen zerflossen in Thränen. Große Gruppen Weiber, die, vom Kopf bis zur Zeh verschleiert, in fast formlosen Haufen zu beiden Seiten des Weges hockten, ließen ihre Stimmen nicht am unvernehmlichsten erschallen. Wir schlossen uns französischen Offizieren an, die ihren Platz hinter dem Militair eingenommen hatten, und mit uns in der Linie ritten noch zwei oder drei Anführer. Ein hübscher junger Mann mir unmittelbar zur Rechten, hatte sich die Augen ganz roth geweint. Er hatte bei dem verstorbenen Fürsten ganz besonders in Gunst gestanden und war ihm von ganzem Herzen zugethan gewesen; als ich aber schon nahe daran war, hingerissen von Mitgefühl seinen Kummer zu theilen, ward mir unter den Fuß gegeben, daß vielleicht eher ein reichlicher Genuß des Weins als ein übermannender Schmerz seine Thränen zum Fluß gebracht haben möchte — eine Voraussetzung, die sein nachheriges Betragen zum Theil wahr machte. Nachdem wir ungefähr eine Meile mitgemacht hatten, verließen wir den Zug und stellten uns am Wege auf, um von dem Prinzen das Murulhus oder die Erlaubniß, uns entfernen zu dürfen, zu erwarten. Seine Augen waren sehr entzündet und die Thränen flossen ihm strommeise die Wangen hinab. Bis dahin hatten die Aeußerungen der Betrübniß das rechte Gepräge gehabt und ein jeder, der Zeuge des Benehmens des Fürsten an diesem Morgen gewesen wäre, würde eine hohe Meinung von seiner kindlichen Frömmigkeit bekommen haben; aber ehe es noch Abend geworden war, erfolgte eine Scene ganz anderer Art. Als der Leichenzug, gegen Sonnenuntergang, zu Mahidesht angekommen war, ließ Se. Hoheit alle Bewohner des Caravanserais hinaustreiben und an deren Statt mehrere seiner Zechbrüder kommen, mit welchen der trauernde Sohn dann die Nacht unter Singen und Trinken zubrachte, entschlossen, die Wache bei dem Vater in ächter Irischer Weise zu halten und, wenn noch ein Rest von Kummer oder Schmerz vorhanden sey, ihn in der Bowle zu ersäufen. Am folgenden Morgen setzten sich die flotten Leidtragenden wieder zu Pferde und trafen ohne Unfall wieder zu Kermanschah ein, obgleich der Fürst so berauscht war, daß er am Pallastthor seinen Leuten vom Pferde herab in die Arme sank und von ihnen völlig betrunken und bewußtlos in sein Gemach getragen werden mußte. Oben an unter denen, die sich Se. Hoh. ausersehen hatte ihm in der Feier dieser Leichenbegängniß-Orgien Gesellschaft zu leisten, stand Mulahi Baschi, einst sein Lehrer und nun sein Cumpan in allen lasterhaften Ausschweifungen. Er, der als geistliches Haupt, während des Tages mit thränenden Augen und melancholischem Geheul das Requiem für die Seele des Vaters gesungen, hatte nun des Nachts der des Sohnes spirituösen Trost gespendet. Er, der am Morgen Verse aus dem Buche abgesungen, das einen Abscheu vor dem Wein predigt, hatte sich am Abend darin so übernommen, daß er kaum noch die schmutzigen Lieder seines Landes zu lallen vermochte. Der, von dem wir diese Auskunft hatten, war mit bei dem Gelage gewesen; und es war dieses niemand anders als — der Häuptling Suleiman Chan, dessen Betrübniß im Leichenzuge meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Gegen Abend, als wir das Mittagsmahl eingenommen hatten, kam dieser Suleiman, noch in der Trauerkleidung vom vorherigen Tage, zu uns in das Zimmer gestolpert und beschrieb uns, seine Erzählung hin und wieder durch ein brüllendes Gelächter unterbrechend, die Scenen des Gelages, an welchem er einen so willfährigen Antheil genommen. Suleiman Chan, mit dem Beinamen Kuruzungir, ist der Chef eines Stammes von 12000 Kurden, die besten Infanteristen im persischen Gebiet. Sie sind nicht Mahomedaner, sondern bilden eine besondere Secte, Ali illahi genannt, d. h. Ali ist von Gott. Sie erkennen Christum als Messias, glauben aber er sey noch einmal in der Person des Ali auf Erden erschienen. Die Beschneidung ist bei ihnen eingeführt, doch nicht als ein religiöser Actus. Da Dissenters von der herrschenden Landes-Religion gewöhnlich verhaßter sind als die, welche deren Sätze ganz verläugnen, so werden auch diese Verehrer des Ali von dessen anderen Schülern noch mehr verabscheuet als Juden oder Christen. — Unser Wunsch, der Heimath zuzueilen, verhinderte uns die sehr dringende Einladung Suleimans, ihn in seinem eignen Lande zu besuchen, anzunehmen, was mir jetzt sehr leid thut, weil bei diesem Stamme manche merkwürdige Sitte herrschen soll und wir also dort ein reiches Feld zu Forschungen gefunden hätten. Obgleich Suleiman Chan den eignen Stamm mit despotischem Scepter regiert, ist er doch selbst nicht vor den Zufällen gesichert, welchen die Trabanten eines persischen Hofes ausgesetzt sind. Wegen eines mißlungenen Angriffs auf ein Fort, hatte Mohumud Ali Mirza ihn schon zum Tode verurtheilt, als ihn die Fürbitte des Herrn de Beaur noch rettete, und auf Befehl des jetzt regierenden Fürsten hatte er wegen einer andern Ursache eine so schwere Bastonade erhalten, daß er sechs Wochen lang keinen Gebrauch von seinen Füßen machen konnte. So ward, nach der Unbeständigkeit der Dinge im Morgenlande, der mächtige Despot eines Stammes das unglückliche Opfer einer Tortur, die ihm nach den Einfällen und der Willkühr desjenigen auferlegt ward, mit dem er noch kurz vorher in tollen Gelagen geschwelgt hatte."

Von einem andern Hofmann des jungen und vielversprechenden Sprossen der Königswürde, erzählt uns der Verfasser Folgendes:

„Mulah Ali, ein Araber, obgleich auf Persisch gekleidet, war schon seit lange mit Mord und allen andern Verbrechen vertraut, was jedoch sein Aeußeres nicht verrieth, denn seine Gesichtszüge trugen keines der Zeichen, womit unsre Romanenschreiber die Physiognomien eines Mörders zu stempeln pflegen. Im Gegentheil strahlte sein sanftes Auge nur Intelligenz, wenn er sprach, und wenn er den Mund öffnete, so verzog sich seine Miene in ein so liebliches Lächeln, daß man darüber oft den teuflischen Inhalt seiner Rede unbemerkt ließ. Wie bei so vielen Asiaten, die ich gesehen habe, war der Ausdruck seines Gesichts so ganz im Widerspruch mit seiner Handlungsweise, daß auch ein Physiognomist, der die höchste Meinung von seiner Kunst gehabt hätte, daran irre geworden seyn würde. Er hatte ein höchst einnehmendes Wesen und die gefällige Anmuth, wodurch sich die Eingebornen jener Länder so sehr auszeichnen. Sein Gewissen war nie durch Dolche in der Einbildung beunruhigt; nein, aber einen würklichen trug er in seinem Gürtel, um, wenn es ihm eben einfiel, gleich Gebrauch davon zu machen. Nicht lange vorher, ehe wir diesen Mulah sahen, war er einer der Hauptpersonen in Mendali, einer türkischen Stadt unweit der Gränze. Damals war er der Busenfreund des Paschas Dawud, dessen bester Gurgelabschneider und willfährigstes Mordwerkzeug. Während seiner vertrauten Freundschaft mit jenem Pascha war er es, der am Tage eines religiösen Festes sechszehn Personen zu einem Mahle einlud, und sie durch seine Mordgehülfen, die er zwischen seine Gäste vertheilt hatte, abschlachten ließ, wozu er selbst das Zeichen gab, indem er seinen Dolch dem in die Brust

senkte, der ihm zunächst saß. Feste, gleich diesem, findet man übrigens nur zu häufig in der Geschichte dieser wilden Länder. Bei allen Barbaren hat die ihnen nachgerühmte Tugend der Gastfreiheit bis dahin nur selten, wenn je, vor dem Reiz der Rachebefriedigung oder der Habsucht Stich gehalten. Wie sichs schon denken läßt, konnte eine, nur durch Schuld zusammen gehaltene Freundschaft zwischen ein Paar Leuten, wie der Mulah und der Pascha, nicht von langer Dauer seyn, daher denn auch bald aus diesen Verbrüderten der Bösheit ein Paar Feinde auf Leben und Tod wurden, deren jeder seine Wuth, weil er sie nicht am Familienhaupte kühlen konnte, an dessen Angehörigen ausließ. So waren schon 70 Anverwandte des Mulah als Opfer der Rache des Pascha gefallen; sein Vater lag in Ketten in einem Gefängnisse zu Bagdad, und auf seinen eignen Kopf war eine Prämie von 10,000 Piastern gesetzt worden. Er seinerseits ist in der Wiedervergeltung auch nicht säumig gewesen. Als er, begleitet von mehreren seiner Stammgenossen, die Stadt Mendali verließ, sprengte er in die Wüste hinein, fiel dort über die türkischen Karavanen her und mähete, wie er sich selbst ausdrückte, jeden Kopf ab, der einen Turban trug. Die dabei befindlichen Frauenzimmer wurden geschändet, und Gräuel verübt, woron wir Europäer glücklicherweise uns kaum einen Begriff machen können. Da er bemerkte, wie aufmerksam wir der Erzählung seiner Schandthaten zuhörten, mochte er dieses wohl für eine Billigung derselben nehmen, denn er sagte mit einer Miene der Dankbarkeit: „Wie gütig ist's, daß Sie sich so warm für meine Angelegenheiten interessiren!" Während unsers Aufenthalts zu Kermanschah kamen wir täglich mit diesem ausgemachten Bösewicht in Berührung, der in den meisten Dingen bei weitem besser unterrichtet war, als seine Landsleute im Allgemeinen. Von seinen Thaten und Entwürfen sprach er stets mit der schaamlosesten Keckheit und äußerte sich unter andern, er habe seine Plünderungspläne nur ausgesetzt, bis die sterbliche Hülle des Mohumud Ali Mirza in ihrer heiligen Gruft gesichert sey, weil sonst eine jede feindliche Handlung von ihm, als zum Hofe gehörig, durch eine Beschimpfung der Leiche möchte vergelten werden, was ihm dann die Feindschaft des Fürsten zuziehen würde, mit dem in gutem Einverständnisse zu bleiben ja doch sein Interesse erheische; „aber," setzte er hinzu, „ist diese Besorgniß erst gehoben, dann wolle Allah geben, daß mir der Pascha in die Hände fällt; ich will ihm das Herz aus dem Leibe reißen und sein Blut trinken." Bei seinem ersten Morgengruß pflegte er jedesmal die Worte zu wiederholen: „Inshallah Pasha," d. h. Gott gebe, der Pascha, den Rest der Periode durch Zeichen ersetzend, indem er sich mit dem Finger queer über die Kehle hinfuhr. Als wir ihn einst fragten, wie er in der Regel seine Feinde tödte, erwiederte er: „das kömmt auf die Umstände an; die einen habe ich in offener Schlacht vom Leben zum Tode gebracht, die andern habe ich im Schlafe erdolcht." Auf die Frage, was die verschiedenen rothen Nägel bezweckten, womit seine Pistolen an den Handgriffen beschlagen wären, sagte er, das seyen die Denkzeichen aller derer, die er von seinen Feinden durch diese Waffe in die andere Welt geschickt habe." (Der Beschluß folgt.)

Ansichten über die von Napoleon als Belohnung an Marschälle und Andere Personen ertheilten Titel.

Das Journal des Débats sagt über diesen Gegenstand im wesentlichen Folgendes:

—Der Herr Graf von Appony, Oesterreichischer Gesandter, hatte an den Herrn Marschall, Herzog von Reggio und an die Frau Marschallin Herzogin eine schriftliche Einladung gesendet, ohne dieselben mit dem ihnen gebührenden Titel zu bezeichnen.

Der Marschall, durch die bereits in Umlauf seyenden Gerüchte aufmerksam gemacht, daß diese Unterdrückung des Titels mit einem gewissen Systeme zusammenhängen möchte, benachrichtigte, bevor er antwortete, den Baron Damas davon.

Herr von Damas, in seiner Qualität als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, richtete nun die Sache so ein, daß der Graf Appony in einem neuen Briefe, dem Marschalle und seiner Gemahlin den Titel gab, den er ihnen zuvor gleichsam genommen hatte.

Man versichert, daß der Minister Oesterreichs verlangte, den Ehrentitel unsrer Marschälle, mit dem Namen zu verbinden, unter welchem sich ihr Glück erhob. Das hieße an die in der Geschichte so großen Feldzüge der Massena's, Bernadotte's, der Macdonalde, Soult's und Oudinote erinnern; und die edlen Personen, gegen die diese Neuerung beabsichtigt war, würden eben so wenig daran gedacht haben es zu bemerken, als Frankreich sich darüber zu beklagen, wenn, indem er den Pair des Königreichs, den der König zum Herzog von Istrien ernannt, Herzog Peissières nannte, der Herr Graf Appony nicht also, aus eigner Machtvollkommenheit, das französische Adelsbuch verbessert, und um seine persönlichen Entscheidungen dahinein zu schreiben, „das goldne Buch" der Pairschaft ausgestrichen hätte. Dies ist sicherlich eine der außergewöhnlichsten Versuche, die die Diplomatie jemals in der Hauptstadt eines unabhängigen und geehrten Monarchen gewagt haben mag.

Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Frage nicht neu war, so wie wir gleich anfangs voraussetzten. Das österreichische Kabinet scheint verschiedentlich und zu wiederholten Malen, seit den Conferenzen zu Aachen seine Abneigung für die neuen Titel, von denen der Thron umgeben glänzt, geoffenbart zu haben. Es hat sich entschlossen, endlich einen gewagten Staatsstreich gegen allen diesen Ruhm bis in den Schooß des Hofes des Königs von Frankreich zu führen. Aber das Land und der König verbleiben stets bereit, sich einer in des andern Arme zu werfen, allen Hindernissen zum Trotz, um wider und gegen alle gemeine Sache zu machen. Die Sache, die uns wiederum verbindet, ist eben so gerecht als wichtig: wir haben die Thatsache und das Recht für uns.

Die Thatsache ist außer allem Zweifel. Zwanzig Jahre ist es nun, daß der Sieg seine erblichen Palmen um einige erhabene Stirnen wand und seine Dekrete feierlich verkündete. Europa hörte es und schwieg. Es protestirte damals nicht dagegen; es hatte andere Dinge zu thun.

Oesterreich insbesondere protestirte auch nicht gegen eine ihrer Entscheidungen; und es ist uns nicht erinnerlich, daß bei den Conferenzen zu Dresden, Herr von Metternich den Unterhändler, den Napoleon ihm unter dem Namen des Herzogs von Bassano vorstellte, Herzog Maret genannt hätte.

Die Ereignisse von 1814 und 1815 haben im Stande der Dinge nichts verändert. Der Fürst von Talleyrand unterhandelte mit dem siegreichen Europa unter den Namen des Fürsten von Benevent, wie er mit dem besiegten Europa unterhandelt hatte. Die Tractaten stipulirten keine einzige dem statu quo widersprechende Clausel. Dieser war zu erhalten und der Beitritt der hohen Alliirten zu allen Dispositionen der constitutionellen Charte hat ihn geheiligt.

Die Thatsache ist nicht zweifelhaft, und wenn diese festgestellt, ohne Widerstreit und Trotz der gänzlichen, man möchte sagen universalen, Versetzung der Gewalt und Souverainitäten erhalten werden ist und bestanden hat, so reicht sie hin, das Recht, insofern es Frankreich angeht, zu constituiren. Wir haben schon gesagt, daß die Creation von, an Großes zu erinnern, bestimmten Titeln, das Patrimonium einer Familie und der Stolz eines Volkes, in allen Ländern, im Völkerrecht Europa's, eines der Prärogativen der souverainen Autorität ausmacht. Was Napoleon inmitten seiner Triumphe, im Feuer des Krieges, in der

Freude über sein Glück that, kann der König, wenn es ihm Vergnügen macht, noch thun. Er kann an die Erinnerung der verschiedenen Einnahmen von Wien diesen und jenen Titel, diese oder jene Pairschaft knüpfen. Niemanden in der Welt würde gestattet seyn, dagegen zu protestiren.

Auch scheint es, daß der Herr Graf Appony wohl der Krone jenes, von dem Königthum unveräußerliche Attribut nicht streitig machen will. Man verzeiht uns die Herzogthümer von Wagram, Eßlingen, Montebello, Eckmühl. Diese Titel erinnern nur an die Tage unserer Siege. Aber das Mißtrauen kann sich in jene Benennungen nicht ergeben, die eine ganze Stadt, vielleicht eine ganze, der kaiserlichen Regierung unterworfene Provinz umfassen, wie Istrien, Belluno, Treviso, Dalmatien. Mit einem Worte, es ist eine Streitfrage der Souverainität, nicht der Eigenliebe. Es handelt sich von Staaten, nicht von Siegen. Man willigt ein, daß die Herzöge von Rivoli das Andenken eines, für unsre Waffen glorreichen Tages fortfahren zu erhalten. Aber man hat Furcht, daß der Herzog von Piacenza oder von Cadore die kaiserlichen Dekrete als Autorität annehmen möchte, um sich den Weg zur Erlangung dieser Fürstenthümer zu bahnen.

Man muß in der That alle die Ehrfurcht zusammennehmen, die eine große Monarchie einflößt, um, inmitten so subtiler Distinctionen und so eigenthümlicher Voraussichten (prévoyances) der Debatte zu folgen, die sich erhebt. Auf den ersten Anblick ist die Distinction null und nichtig; denn Wagram ist ein Dorf wie Friaul eine Provinz ist, und wenn man die kriegerischen Unternehmungen der jungen Erbin des Groß-Marschalls Duroc fürchtet, so ist nicht weniger Grund vorhanden die Invasion der Söhne des Vice-Connetables Berthier zu scheuen. Die Gefahr ist selbst noch größer. Die Nachbarschaft von Wien kann die Franzosen in Versuchung führen.

Uebrigens haben diese Befürchtungen in Wahrheit sehr wenig Grund. Portugal fürchtet nicht, daß England für den Lord von Sanct Vincent dieses reiche Vorgebirge reclamiren, noch Spanien, daß der Herzog von Wellington das Herzogthum von Ciudad-Rodrigo zurückfordern werde. Warum sollte man fürchten, daß der Marschall Marmont prätentiren möchte, über Ragusa zu herrschen? fürchtet wohl der König von Neapel, daß ein Fremden- und Bürgerkrieg im Schooße seiner Staaten zwischen den Macdonalds und den La Tremouilles ausbreche, die den Titel von Tarent tragen, um diese Stadt der Krone der beiden Sicilien zu entreißen? Der Pascha von Aegypten und der Sultan Muhamed haben keine Klage darüber geführt, daß der Minister der Geistlichen Angelegenheiten des Königreichs Frankreich sich Bischof von Hermopolis nennt. Vielleicht wird man zwar sagen, daß die ersten Dekrete Napoleons diese Creationen von Titeln mit einem gewissen Rechte auf die Revenüen zu verbinden geschienen. Aber alsbald nachher wurden weitere Verfügungen getroffen. Die Dotationen, auf den Monte-Milano angewiesen, traten an die Stelle der Allocationen der Local-Revenüen, und diese Dotationen haben von dem Congreß zu Wien die förmlichste und bestimmteste Bestätigung erhalten. Seitdem hat der König die Groß-Würdenträger autorisirt, die auf fremdem Boden belegene Majorate nach Frankreich zu übertragen; und das Herzogthum von Dalmatien, so wie das von Piacenza sind in das allgemeine Recht (droit commun) der edlen Titel (des titres nobles) unseres Landes eingetreten. Welches ist dieses allgemeine Recht?

Seit der Revolution geben die Titel weder auf eine Souverainität noch ein Lehen ein Recht; sie beziehen sich nicht mehr auf das Grundeigenthum, sondern auf die Person. Der Herr Herzog von Narbonne besitzt Narbonne nicht; Montmorency gehört nicht mehr dem ersten christlichen Baron, und der König hat keine Furcht, daß die Talleyrand-Perigord's den Besitz zweier Departemente Frankreichs reclamiren möchten.

Das Princip, daß der Titel jetzt durchaus blos personell und ehrend ist, hat solch eine Kraft, daß es Niemanden in die Gedanken kömmt, daß der erste Sohn Frankreichs und der erste Prinz von Geblüt auf Angoulême oder auf Orléans besondere Rechte hätten. Diese Städte gehören einzig dem Könige und Frankreich. Nicht um über Bordeaux zu herrschen wächst der Erbe des Fürsten auf, der sich Herzog von Berry nannte, obwohl der Name von Berry nur noch in der Geschichte existirt.

Die Besorgnisse Oesterreichs sind mithin nicht gegründeter als seine Reclamationen es seyn könnten. Es hat gegen sich alle Titel, alle Rechte, alle Gebräuche, alle Autoritäten. Der Angriff des Grafen Appony auf die offiziellen Titel unserer Großwürdenträger bleibt demnach eine Neuerung, die keinen Namen, eine Kühnheit die kein Beispiel hat.

Dieß ist eine sich nicht auf einige Menschen, noch selbst auf eine Classe von Franzosen beschränkende Frage. Es ist die Sache des in seinen Prärogativen beleidigten Thrones, der in ihren Titeln angegriffenen Pairschaft, der in ihren Rechten verletzten legalen Aristokratie. Morgen würde der Herzog von Luxemburg von dem oder jenem Diplomaten die Beschimpfung erfahren können, die man heute dem oder jenem Marschall von Frankreich zugedacht hat. Die Herzoge von Broglio würden für diesen Namen, der an ihre Wiege erinnert, angetastet werden können; wir haben selbst in einer unserer Provinzen eine Familie der Scaliger von Verona, deren Wappenschild und Signatur erbliche Rechte auf die Stadt in Italien, die Oesterreich besitzt und die Congresse berühmt gemacht haben, bezeugen. Es ist dies in der That eine beleidigende Prätention. Was aber auch immer begegnen mag, der französische Adel verdankt seine Titel Gott, dem Könige und seinem Schwerte und wird sie sich zu erhalten wissen. — —

Der Courier français macht folgende Bemerkungen:

— Auch Herr von Villèle ergreift die Gelegenheit in der Deputirten-Kammer seine Meinung über diesen Gegenstand auszusprechen. Er sagt, daß der Gesandte in seinem Hôtel auf seinem Territorium, daß er außerhalb desselben in Frankreich sey. Der Gesandte ist in Frankreich er mag in seinem Hôtel oder anderswo seyn; er ist da unter dem Schutze des Völkerrechts, insofern er die Gesetze des Landes respectirt, in dem er wohnt; diese Gesetze nun übertritt er, wenn er Titel zu unterdrücken verlangt, die sie heiligen; sein Charakter als Gesandter autorisirt ihn nicht, die Nation zu beleidigen, bei welcher er residirt, noch allen Uebereinkünften zu trotzen. Wenn der Graf Appony, wenn er in seinem Hôtel ist, auf seinem Territorium ist, so kann er ohne Zweifel die Franzosen verhaften, die die Gränzen seines Territoriums überschritten haben, sie einkerkern oder nach Oesterreichischer Disciplin behandeln lassen. Herr von Villèle schafft auf diese Weise auf einmal für die auswärtigen Gesandten eine Macht, die selbst die, auf ihre Autorität am wenigsten eifersüchtigen Fürsten niemals anerkannt haben; er führt das Recht des Asyls wieder ein, wahrscheinlich um dem Papste nachzuahmen, der dieses Recht vor einiger Zeit in seiner Hauptstadt wieder eingeführt hat.

Herr von Villèle sagt, daß Frankreich nicht das Recht hat, den Mächten die Anerkennung der auf auswärtige Besitzungen gegründeten Titel aufzuerlegen; aber diese Titel sind durch Tractaten geheiligt; es ist dies ebenso, als wenn man sagte, daß Frankreich nicht das Recht habe, auf die Vollführung dieser Tractaten zu halten. Wenn diese Mächte das Recht haben (sont maîtresses) bei sich nur Titel zuzulassen, die ihnen conveniren, ist das ein Grund dafür, daß sie das zum Gesetz bei uns machen können? Herr von Villèle, der so zurückhaltend über

die Rechte Frankreichs in Bezug auf Auswärtige ist, erkennt denselben Auswärtigen das Recht zu, zu kommen um in unserer Mitte, durch unsere Gesetze garantirte Titel zu reformiren! — —

Leben von Napoleon Buonaparte.

Von Sir Walter Scott.

Der Druck des sechsten Theiles ist bereits vollendet und dieses Werk wird nicht bloß sieben Bände bilden, wie verschiedenemal angezeigt worden ist, sondern wenigstens acht umfassen und noch wird der Verfasser Mühe haben, es möglich zu machen, diese Geschichte auf die genannte Zahl von Bänden zu beschränken.

Folgende Stellen aus der Biographie Napoleons geben eine Uebersicht des Zustandes von Europa, in einer, durch große damals angeregte Interessen, merkwürdigen Epoche, und der berühmte Verfasser macht damit eine Art Einleitung zu dem Hauptgegenstand.

„Der zu Versailles 1783 geschlossene Friede konnte vernünftigerweise eine lange Ruhe in Europa erwarten lassen. Der hohe und stolze Ton, den in der ersten Zeit die rivalisirenden Nationen angenommen hatten, war durch neuere Umstände herabgestimmt und überwältigt worden. England durch eine schwache oder wenigstens sehr unglückliche Verwaltung geleitet, hatte den Frieden mit Verlust des Besitzes von Nordamerika, mit Entsagung der Oberherrschaft über seine Colonieen erkauft; ein an sich großer Verlust, obgleich nicht so groß, wie er der Nation erschien, weil er die Banden eines gemeinschaftlichen Ursprungs zerriß, weil er den ausschließlichen Handel aufhob und weil man sich schmerzlich der Anstrengungen und Kosten erinnerte, die man zur Erhaltung dieses schönen Reiches aufgewendet hatte, worauf man nun doch verzichten mußte. Der Glanz der brittischen Waffen, so hellleuchtend zu der Zeit des Friedens von Fontainebleau, war umnebelt, wenn nicht erloschen, ungeachtet der tapfern Vertheidigung von Gibraltar; das allgemeine Resultat des Krieges zu Lande war dem kriegerischen Rufe des Heeres und der Nation ungünstig gewesen und, trotz Rodney's glücklichem und glänzenden Siege, waren die Küsten Englands nicht unangetastet geblieben und seine Flotten hatten sich in die Häfen zurückziehen müssen, während die der combinirten Armeen Meister des Kanals waren. Der öffentliche Geist war gleicherweise geschwächt worden, in Folge des ungleichen Kampfes, den man ausgehalten und weil man sah, daß die Ueberlegenheit der englischen Marine einen eifersüchtigen Haß in ganz Europa erweckte. Diese letztere Voraussetzung hat sich später durch die bewaffnete Allianz der nordischen Völker, die unter dem Anschein der Neutralität, in der That eine Ligue war, in der Absicht gebildet, die Prätentionen Englands auf die Obergewalt zur See niederzuschlagen, hinlänglich bewährt. Diesen entmuthigenden Umständen muß man nun noch hinzufügen den Verfall des Handels während der langen Dauer des Krieges, den Mangel an Credit und die Verminderung der Güterpreise, welche die gewöhnlichen Folgen eines Ueberganges vom Kriegs- in den Friedenszustand sind, bevor die Capitale wieder ihren natürlichen Curs genommen haben."

„Nach allen diesen Betrachtungen schien es, daß es das klare Interesse Englands sey, durch Erhaltung des Friedens und der Ruhe auf lange Zeit, seine erschöpften Hülfsquellen zu schonen und seinen geschwächten Reichthum wieder zu vervollständigen. William Pitt, vorzüglich geschickt in seinen Finanz-Operationen, angeklagt wegen eines neuen Systems über die öffentlichen Einkünfte, vermehrte die Taxen, indem er sie minder drückend machte. Es war schwer vorauszusetzen, daß irgend ein Gegenstand des National-Ehrgeizes fähig seyn würde, ihn von so nothwendigen Arbeiten abzuziehen."

„Frankreich, natürliche Nebenbuhlerin Englands, war indessen aus dem Kampfe auch nicht mit hinlänglich bedeutenden Vortheilen hervorgegangen, um die Erneuerung des Krieges zu wünschen. Zwar hatte es zur Demüthigung seines alten Feindes beigetragen; aber es hatte diese Rache auf seine Kosten erlangt, wie es Nationen und Individuen gewöhnlich ergeht. Seine Finanzen, derangirt durch verschiedene sich folgende Minister, die nicht weiter als auf temporaire Hülfsquellen dachten, um den nöthigen Aufwand der Regierung zu bestreiten, waren damals in einem beunruhigenden Zustande und es schien, daß die unklugsten und kühnsten Minister, im Augenblicke zorniger Uebereilung, kaum wagen würden, zum Kriege oder zu einer Maaßregel zu rathen, die ihn herbeiführen könnte."

„Spanien war in einem ähnlichen Zustande der Erschöpfung. Es war in das Bündniß gegen England gezogen worden, theils in Folge der Familienverträge zwischen den Bourbonen, seiner und Frankreichs Souverainen, theils und besonders durch den immer lebhaftern, immer deutlicher in seinem Innern ausgesprochenen Wunsch, den Besitz Gibraltars wiederzuerlangen. Der castilianische Stolz, seit langer Zeit gereizt, diese wichtige Festung in den Händen von Ketzern und Fremden zu sehen, sprach laut seinen Beifall zu einem Kriege aus, der ihm die Hoffnung zur Wiedereroberung derselben gab und unterstützte mit allen Kräften des Königreichs die riesenmäßigen Anstrengungen, die zu diesem Zwecke gemacht wurden. Alle diese unermeßlichen Vorbereitungen und die furchtbarsten Angriffsmittel, die je bei einer solchen Gelegenheit ins Werk gesetzt worden seyn konnten, hatten aber gänzlich die beabsichtigte Wirkung verfehlt, und Spanien war zugleich erstaunt und gekränkt über den schlechten Erfolg und zu Grunde gerichtet durch die Kosten einer so weitumfassenden Unternehmung. Ein Angriff auf Algier in den Jahren 1784 und 85 vollendete die Vernichtung seines kriegerischen Eifers. So war Spanien, entmuthigt von dem Scheitern seines Lieblingsplans, in Unthätigkeit und Ruhe zurückgesunken und besaß, auf lange Zeit hinaus, weder die erforderlichen Mittel noch die nöthige Kühnheit mehr, um auf einen neuen Versuch zu denken."

„Die Monarchen dieser beiden letzten kriegführenden Nationen waren nicht von einem so ehrgeizigen und thätigen Charakter, um ihre Völker in einen neuen Krieg zu verwickeln. Der Geschichtsschreiber Gibbon sah von Neuem Arcadius und Honorius, die schwächsten unter den römischen Kaisern, schlummernd auf dem Throne der Bourbonen; und der gerechte und loyale Charakter Georgs III. legte ihm das Gesetz auf, nichts zu thun, um den Frieden zu stören, den er gegen seine Neigung unterzeichnet hatte, oder seine Rechte wieder zu erringen, deren er sich förmlich, obwohl wider seinen Willen, begeben. Seine an den Gesandten der vereinigten Staaten gerichteten Worte sind ein Charakterzug, den man nicht unbemerkt lassen noch je vergessen darf. „Ich bin der letzte Mann in meinem Reiche gewesen, der in den Friedenstractat gewilligt hat, welcher Amerika von meinen Staaten scheidet; jetzt aber, da er geschlossen ist, werde ich der erste seyn, der jeden Versuch, ihn anzutasten bekämpft

---

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter des Bösen-Halle

Nr. 101 Samstag, Mittwoch vor 31. Februar 1937

Erscheint 31. Februar, 31. Juni, 31. September und 31. Dezember

Wissenschaftliche Erkenntnisse des Nationalsozialismus

Wissenschaftliche Erkenntnisse des Nationalsozialismus sind ein Thema, das in der Literatur bisher noch nicht behandelt worden ist. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß sich Professor Dr. Dr. Dr.

gänzliche Umwandlung eingetreten, sobald er mit ihm auf seinen Gütern angekommen sey. Fern von der Hauptstadt verschwindet der moderne Russe und der Moskowit tritt unverhüllt ans Licht; er behandelt seine Leute wie Sklaven, zankt sie ohne Unterlaß aus, zahlt ihnen keinen Lohn und überhäuft sie für den geringsten Fehler, oder oft selbst ohne Ursache, mit Schlägen."

„Eines so tyrannischen Joches müde, entfloh der Franzose und kam nach Kiow, wohin ihn die Emissaire des Generals verfolgten. Einer von ihnen, menschlicher als die andern, ließ ihn benachrichtigen, daß sein Herr geschworen habe, ihn exemplarisch zu züchtigen, wenn er ihn wiederbekomme."

„Empört über dieses Betragen, ging ich zu seinem Verfolger, um ihm zu erklären, daß ich nicht dulden würde, einen Franzosen so unterdrückt zu sehen. Der Auftritt war sehr lebhaft; Kamenski sagte mir: „er finde es sehr sonderbar, daß ich mich in seine häuslichen Angelegen„heiten mische, und daß ich einen Taugenichts in Schutz nähme, den er, „mir zum Trotz, zu züchtigen wissen würde."

„„Herr General," erwiederte ich ihm, „ich habe zwiefache Verpflich„tung, Ihr Opfer zu beschützen; ich bin Minister und Franzose. Wenn „Sie mir nicht förmlich versprechen, jede Verfolgung gegen einen nach „den Gesetzen meines Landes freien Menschen aufzugeben, den als „Sklaven zu behandeln Sie kein Recht haben, so gehe ich als Minister „auf der Stelle zur Kaiserin, um mich über Ihr Benehmen zu beschwe„ren; und als französischer Soldat werde ich Rechenschaft von Ihnen „für die einen meiner Landsleute angethanen Beleidigungen fordern, Belei„digungen, die ich von diesem Augenblicke an als persönliche ansehen „werde, weil ich ihn unter meinen Schutz genommen habe."

„Eine Privat-Ehrensache der Art würde den General nicht erschreckt haben, aber die Furcht vor dem Zorne der Kaiserin schüchterte ihn ein; er gab mir das verlangte Versprechen und wir trennten uns."

„Lange Zeit nachher gab dieser General unziemliche Beweise seines Andenkens an diese Scene und seiner Empfindlichkeit: in dem ersten Kriege der Franzosen gegen die Russen, den der Friede von Tilsit so glorreich endigte, wurde mein Sohn, der General Philipp von Segur, als er, nach einem glänzenden Angriffe, den weichenden Feind zu hitzig verfolgte, umringt, verwundet und gefangen genommen. Man führte ihn vor den General Kamenski."

„Dieser, nachdem er ihn um seinen Namen befragt, verlangte von ihm, daß er ihm Notizen über die Stellung und die Streitkräfte der französischen Armee geben sollte. Nach seiner Weigerung behandelte er ihn mit der unanständigsten Härte; ungeachtet seiner Wunden wollte er ihn zwingen, im Schnee, worin man bis an die Kniee versank, bei zwanzig Stunden Weges zu Fuße zu machen, ohne ihm selbst die Zeit zu gönnen, sich untersuchen und verbinden zu lassen. Aber seine eignen Officiere, empört über diese Grausamkeit, gaben meinem Sohne eine Kibitke und wenige Tage darauf kam er in dem Quartier des Generals Apraxin an, der ihn durch seine Urbanität und Artigkeit für die üble Behandlung entschädigte, die der rachsüchtige Moskowit an ihm ausgeübt."

„Man hat mir nachher erzählt, daß dieser nämliche Kamenski ein Opfer seiner Heftigkeit wurde, die selbst das Alter nicht milderte, indem einer seiner Bauern, in einem Anfalle von Verzweiflung, ihm mit einer Axt den Kopf spaltete."

„Der General Suwaroff war auf eine andere Art geeignet, die Neugierde zu wecken: durch seinen übersprudelnden Muth, durch seine Geschicklichkeit, durch das Zutrauen, das er den Soldaten einflößte, hatte er das Mittel gefunden, in einer unumschränkten Monarchie, wo alles nur von Gunst und Gnade in der Regel erwartet und erlangt wurde, schnell zu avanciren, ob er gleich ohne Vermögen, ohne Stütze und in einer Familie geboren war, die eben nicht in Credit stand."

„Er hatte jeden Grad mit dem Schwerte errungen; überall, wo eine Gefahr zu bestehen, ein schwieriger Befehl auszuführen, ein kühner Streich zu versuchen war, war der Name Suwaroff immer der erste, der seinen Obern einfiel."

„Aber da er, seit den ersten Schritten auf seiner glorreichen Laufbahn, der Gegenstand thätiger Eifersucht verschiedener Hofleute und Günstlinge geworden war, die mächtig genug waren, sein Avancement zu hindern, so faßte er den sonderbaren Plan, sein ausgezeichnetes Verdienst hinter bizarren Formen von Thorheit zu verstecken."

„Nichts war lichtvoller als seine Plane, tiefer als seine Gedanken und Ansichten, schneller als seine Handlungen; aber im gewöhnlichen Leben und im Publikum, hatten Haltung, Bewegungen und Worte bei ihm einen solchen Anstrich von Originalität und man kann selbst sagen von Uebertriebenheit, daß die Ehrsüchtigen aufhörten, ihn zu fürchten, indem sie ihn für ein nützliches Werkzeug hielten, um einen Schlag auszuführen, aber für unfähig, ihnen zu schaden und ihnen Ehre, Credit und Gewalt streitig zu machen."

„Mit einer sonderbaren Aehnlichkeit entlehnte dieser Held des Despotismus, um sich zum Ruhme zu erheben, die nämliche Maske, womit der Held der Freiheit, Brutus, sich unter der Regierung Tarquins bedeckt hatte."

„Suwaroff, unterwürfig gegen seine Obern, leutselig gegen seine Soldaten, zeigte sich unter seines Gleichen unhöflich, hochfahrend und ohne Lebensart; er setzte diejenigen, die ihn nicht kannten, durch die Mannigfaltigkeit und gedrängte Kürze der Fragen, die er an sie richtete, in Erstaunen, als ob er das Recht gehabt hätte, sie einer Art von Examen zu unterwerfen: das war seine Weise, die Menschen mit einem Blicke kennen zu lernen; er machte nichts aus denen, die sich von ihm in Verlegenheit setzen ließen und faßte schnell Achtung für den, der ihm bestimmt und ohne Zaudern antwortete."

„Ich hatte die Erfahrung in Petersburg gemacht; meine lakonischen Antworten hatten ihm gefallen und während seines kurzen Aufenthaltes speiste er oft bei mir."

„Einst fragte ich ihn, ob es wahr sey, daß er fast niemals schlafe und, selbst ohne Noth, gegen die Natur ankämpfe, immer auf Stroh schlafe und nie Stiefeln und Degen ablege? „Allerdings," antwortete er mir, „ich hasse die Trägheit, und in der Besorgniß einzuschlafen, „habe ich immer in meinem Zelte einen Hahn, der mich sehr pünktlich „und oft weckt. Will ich einmal der Weichlichkeit nachgeben und bequem „ausruhen, so nehme ich einen meiner Sporen ab." "

„Als er zum Feldmarschall ernannt worden war, vollzog er seine Einsetzung in Gegenwart seiner Soldaten auf die sonderbarste Weise selbst: er ließ in einer Kirche zu beiden Seiten des Schiffs in Reihen so viele Stühle stellen, als ältere Officiere vom Generalstabe da waren, trat in der Weste in den Tempel und sprang über jeden Stuhl, wie Knaben einer über den andern springen, und nachdem er auf diese Weise geschickt daran erinnert, wie er alle seine Nebenbuhler übersprungen, bekleidete er sich mit der Staats-Uniform der Marschälle, bedeckte sich mit zahlreichen Orden, mit denen man ihn verschwenderisch belohnt hatte, und forderte dann die Priester mit Ernst und Würde auf, die Feierlichkeit mit einem Te Deum zu endigen."

„Man erzählt, daß, als der Kaiser von Oestreich ihm den ehrenvollsten seiner Orden sendete, er sich auch selbst als Ritter aufgenommen und öffentlich, vor einem großen Spiegel, mit den lächerlichsten Ceremonieen die Decoration umgehängt habe." —

Mr. Ellis read the first Memoir, entitled "Observations on the Dialects of Northumberland, made in the Summer of 1791."

The Author commences with a general account of the Northumbrian Dialect, and of the Counties in which it is spoken. He then proceeds to the Dialect of Berwick upon Tweed, and the Fishermen on the Coast, which he has found to be the most peculiar and the most ancient. He has collected a Vocabulary of the words used by the Fishermen, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of the Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Berwick, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Alnwick, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Hexham, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Newcastle upon Tyne, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Durham, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Sunderland, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Stockton upon Tees, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Darlington, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Richmond, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Ripon, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Harrogate, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Knaresborough, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Wetherby, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Tadcaster, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of York, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Selby, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Howden, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Beverley, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Hull, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Barton upon Humber, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Gainsborough, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Lincoln, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Boston, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Spalding, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Peterborough, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Stamford, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Grantham, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Newark, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Nottingham, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Derby, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Leicester, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Northampton, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Oxford, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Reading, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Windsor, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of London, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Canterbury, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Dover, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Rye, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Hastings, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Lewes, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Brighton, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Chichester, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Portsmouth, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Southampton, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Winchester, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Salisbury, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Bath, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Bristol, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Gloucester, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Hereford, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Worcester, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Shrewsbury, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Chester, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Liverpool, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Manchester, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Preston, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Lancaster, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Kendal, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Penrith, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Carlisle, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Cockermouth, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Whitehaven, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Workington, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Ulverston, and has added a few Sentences, to exhibit the Grammar of this Dialect. He has also collected a Vocabulary of the words used by the Country People in the Neighbourhood of Dalton

„ich ihn, die Folgen eines ſolchen Entſchluſſes wohl zu erwägen; denn „unter den gegenwärtigen Umſtänden, wo alle Gemüther in Gährung „ſind, könnten die Notabeln leicht das Saamenkorn der Reichs„ſtände (la graine d'états généreaux) werden: und wer könnte „hiervon jetzt alle Reſultate berechnen?“

„Die Ereigniſſe haben dieſe Vorausſagung eines alten Miniſters gerechtfertigt; aber damals ſchien ſie mir nur von einem Geiſte der Gewohnheit und der Vorurtheile dictirt, der jede Neuerung, ſelbſt die nützlichſte fürchtete.“

„Wenige Tage nachher erfuhr ich den Tod des Herrn von Vergennes: er war ein Unglück für Frankreich und man möchte ſelbſt faſt ſagen, ein Verluſt für Europa, auf welches ſein verſöhnender, vorſehender und weiſer Geiſt allmählig einen heilſamen Einfluß gewonnen hatte.“ —

Nachdem der Verfaſſer uns nun ſehr ausführlich ſeine ſchwierigen Unterhandlungen erzählt hat, die er wegen Vermeidung eines Krieges mit der Pforte zu führen hatte, zu dem Potemkin aus Ehrſucht und aus Haß gegen die Türken, die er ſtets die Peſt für Europa nannte, nur zu geneigt war, ſo wie die Intriguen, die Polen von der Oppoſition gegen Stanislaus anzettelten, fährt er alſo fort:

„Der Winter ſchwand endlich; die Wellen des Boryſthenes machten ſich endlich vom Eiſe frei; die Natur verließ ihren Trauerſchleier und der nahende Frühling gab das Signal zu Katharinens Abreiſe.“

— „Endlich ſchiffte ſich die Kaiſerin, am 1. Mai 1787, auf ihrer Galeere ein, von der prachtvollſten Flotte begleitet, die je ein großer Fluß getragen. Sie beſtand aus achtzig Fahrzeugen mit mehr als 3000 Mann Beſatzung und Seeleuten. An ihrer Spitze fuhren ſieben Galeeren von einer eleganten Form, einer majeſtätiſchen Größe, künſtlich gemalt und zahlreich bemannt mit gleichgekleideten Matroſen. Gold und Seide glänzten in den reichverzierten Gemächern.“

„Eine der Galeeren, die der der Kaiſerin folgten, nahm die Herren Cobenzel und Fitz-Herbert auf; eine zweite war dem Prinzen von Ligne und mir angewieſen; die andern waren dem Fürſten Potemkin, ſeinen Nichten, dem Oberkammerherrn, Oberſtallmeiſter, den Miniſtern und Großen beſtimmt, welche Katharine der Ehre gewürdigt hatte, ſie zu begleiten. Der Reſt der Flotte hatte die Officiere von geringerem Grade, die Bagage und Munition am Bord. Mademoiſelle Protaſoff und der Graf Momonoff befanden ſich mit auf der Galeere der Monarchin.“

„Wir fanden jeder auf den unſrigen ein Zimmer und ein Kabinet, gleich elegant und prächtig, mit einem bequemen Divan, einem trefflichen Bett von chineſiſchem Taffet und einen Secretair von Mahagony.“

„Jede Galeere hatte ihre Muſik. Eine Menge Schaluppen und Kähne ruderten an der Spitze und den Seiten dieſes Geſchwaders umher, das einer Zauberſchöpfung glich.“

„Unſere Fahrt ging übrigens natürlich langſam; wir hielten oft an und benutzten dieſe Augenblicke der Ruhe, um uns an den Ufern des Fluſſes oder auf den friſchgrünenden Inſeln zu ergehen, womit er beſäet war.“

„Eine unendliche Volksmenge begrüßte die Kaiſerin mit rauſchendem Jubelruf, ſobald man, unter dem Donner der Kanonen, die Matroſen des majeſtätiſchen Geſchwaders ihre gemalten und glänzenden Ruder in die Wellen des Boryſthenes tauchen ſah.“

„An den Ufern des Fluſſes ſtrömte eine immer ſich erneuernde Menge von Neugierigen zuſammen, die von allen Punkten des Reichs gekommen waren, unſern Zug zu bewundern und die Producte ihrer verſchiedenen Klimate ihrer Kaiſerin als Tribut darzubringen.“

„Oft ſah man leichte Corps von Koſacken auf den Ebenen manövriren, die der Dnieper mit ſeinen Fluten benetzt. Die Städte, Dörfer, Landhäuſer und hin und wieder ländliche Hütten waren ſo geſchmückt und umgeben von Triumphbögen, Blumengewinden, eleganten architektoniſchen Verzierungen, daß ihr Anblick die Täuſchung ſo weit vollendete, um ſie in unſern Augen zu prächtigen Städten, plötzlich erbauten Palläſten und hergezauberten Gärten umzuſchaffen.“

„Der Schnee war verſchwunden; lachendes Grün bedeckte die Erde; die Wieſen ſchmückte der Farbenſchimmer der ſchönſten Blumen; der Glanz der Frühlingsſonne belebte und färbte alle Gegenſtände. Die Luft wiederhallte von den harmoniereichen Tönen unſerer Muſik und die verſchiedenen Trachten der Zuſchauer, die das Ufer füllten, veränderten ohne Unterlaß dieſes reiche, bewegliche Gemälde.“

„Endlich ſpäter, als wir uns einigen großen Städten nahten, ſahen wir Schwadronen von Elitentruppen aufgeſtellt, die durch die Schönheit ihrer Waffen und den Reichthum ihrer Uniformen aller Blicke anzogen. Der Contraſt ihrer prächtigen Haltung mit dem ärmlichen Aeußern der Regimenter des Marſchalls Romanzow deutete zur Genüge an, daß wir das Gouvernement dieſes alten und berühmten Kriegers verließen und in das traten, welches das Glück dem Fürſten Potemkin zugetheilt hatte.“

„Die Jahrszeit, die Natur und die Kunſt, alles ſchien zuſammenzuwirken, um den Triumph dieſes mächtigen Günſtlings zu ſichern. Er hoffte, indem er der Kaiſerin ſo viele wundervolle Eindrücke in dem Augenblicke bereitete, wo ſie die neuerlich durch ihre Waffen eroberten Provinzen durchzog, ihre Ehrſucht zu entflammen und den Wunſch in ihr zu erregen, die kühne Hand nach neuen Eroberungen auszuſtrecken.“ —

„Fünf Tage nach unſerer Abreiſe hielten wir bei der Stadt Kaniew an, wo der König von Polen mit ſeinem Gefolge uns erwartete.“

„Hier ſollte die Zuſammenkunft zwiſchen Stanislaus und Katharina ſtattfinden, beide merkwürdig, fünf und zwanzig Jahre vorher, durch ihre Grazie und Schönheit, beide einſt vereint durch wechſelſeitige Liebe, und beide jetzt, nach ſo langer Zeit, nicht minder verändert in ihrem Aeußern wie in ihren Empfindungen.“

„In dem Augenblicke, wo wir, der Prinz von Ligne und ich, Zeugen ſeyn ſollten von dieſem theatraliſchen Wiederſehen, woran die Politik mehr Antheil hatte, als die Freundſchaft, konnten wir uns des Lächelns nicht enthalten, indem wir die Traurigkeit und die Eiferſucht ſahen, die der junge Günſtling, bei der Annäherung einer, der Liebe ſo fremd gewordenen Zuſammenkunft, empfand oder erheuchelte; denn es war klar, daß Stanislaus, deſſen Krone auf ſeinem Haupte ſchwankte, nur aus Furcht und Intereſſe von ſeiner vormaligen Beſchützerin die Gunſt einer vorübergehenden Vereinigung erbeten hatte; und daß dieſes, mehr diplomatiſche als ſentimentale Rendez-vous, ihm nur von einem kalten Wohlwollen bewilligt worden war.“

„Unſere Flotte, deren Schiffe alle flaggten, war vor den Mauern von Kaniew in Linie aufgeſtellt, während auf denen die Stadt umgebenden Anhöhen viele polniſche Escadrons in prächtigen Uniformen und reicher Waffenrüſtung glänzten.“

„Die Artillerie der Flotte bezeichnete die Ankunft beider gekrönten Häupter. Katharina ſendete auf einer eleganten Schaluppe mehrere ihrer Groß-Officiere ab, um den König von Polen zu begrüßen.“

„Um alle in Verlegenheit ſetzende Etiquette zu vermeiden, glaubte dieſer Fürſt ein Incognito beobachten zu müſſen, das übrigens mit dem ihn umgebenden Glanze wenig übereinſtimmte, und ſagte zu den ihn Einholenden: „Meine Herren, der König von Polen hat mich beauftragt, den Grafen Poniatowski Ihrem Wohlwollen zu empfehlen.““

„Als er die kaiſerliche Galeere beſtiegen hatte, drängten wir uns im Kreiſe um ihn her, neugierig, die erſten Bewegungen zu ſehen und die erſten Worte dieſer erlauchten Perſonen zu hören, unter ſo ganz

verschiedenen Verhältnissen, als wir sie sich sonst gesehen hatten, vereint durch Liebe, getrennt durch Eifersucht, verfolgt von Haß."

„Aber unsere Erwartung wurde fast gänzlich getäuscht; denn nach ernster, majestätischer und kalter Begrüßung, bot Katharina dem König die Hand und ging mit ihm in ein Kabinet, wo sie eine halbe Stunde eingeschlossen blieben."

„Als sie wieder erschienen, suchten unsere neugierigen Blicke ihre Gedanken in ihren Zügen zu lesen; aber einige leichte Wolken auf ihrer Stirn machten diesen Versuch sehr schwierig: es war von Seiten der Kaiserin ein Wölkchen der Verlegenheit und des ungewohnten Zwanges — in den Augen des Königs lag ein Ausdruck von Traurigkeit, die ein angenommenes Lächeln nicht ganz verbergen konnte."

„Der König sprach sehr verbindlich mit allen von uns, die er kannte; die andern stellte ihm die Kaiserin vor. Mir begegnete er sehr huldvoll."

„Alles war berechnet, um keine Leere in einem Tage zu lassen, den man abzukürzen von beiden Seiten gleich sehr wünschte. Bald schifften wir uns auf schönen Schaluppen ein, um uns auf die zum Feste bereitete Galeere zu begeben. Man konnte nichts prächtigeres, köstlicheres und ausgesuchteres sehen."

„Die Kaiserin hatte den König zur Rechten, den Grafen Cobenzel zur Linken; der Fürst Potemkin, Herr Fitz-Herbert und ich, saßen ihren Majestäten gegenüber."

„Beim Aufstehen von der Tafel nahm der König die Handschuhe und den Fächer der Kaiserin einem Pagen aus der Hand und reichte sie ihr. Als er hierauf seinen Huth suchte und nicht finden konnte, ließ ihn die Kaiserin, die ihn bemerkt hatte, sich bringen und gab ihn ihm. „Einst, gnädigste Frau," sagte Stanislaus, ihn entgegennehmend, „gaben Sie mir einen weit schönern."

„Man kehrte auf die kaiserliche Galeere zurück; der Zirkel war kurz und bot nichts merkwürdiges dar. Der König schiffte sich um 8 Uhr ein und kehrte nach Kaniew zurück."

„Sobald die Sonne untergegangen war, erglänzte der Berg von Kaniew in Feuer; an seinen Seiten hatte man einen fortlaufenden Graben aufgeworfen, der mit Brennmaterialien aller Art angefüllt war. Als sie angezündet waren, glichen sie der Lava eines Vulkans, ein um so treffenderes Bild, als in dem nämlichen Augenblick auf dem Gipfel des Berges hundert tausend Raketen gen Himmel stiegen und die Luft erleuchteten, sich in den Fluten des Borysthenes spiegelnd."

„Unsere Flotte, war auch prächtig beleuchtet, so daß von unserm Horizonte die Nacht gänzlich gewichen zu seyn schien."

„Der König hatte uns alle eingeladen und wir begaben uns zu ihm; er gab uns einen glänzenden Ball, aber die Kaiserin wollte nicht dabei erscheinen. Vergebens hatte sie Stanislaus beschworen, ihren Aufenthalt um 24 Stunden zu verlängern; die Zeit der Gunst war für ihn verschwunden. Katharina gab vor, sie fürchte durch diesen Verzug den Kaiser warten zu lassen, der zu Cherson mit ihr zusammentreffen sollte."

„Also endigte diese Zusammenkunft, die, trotz ihrer theatralischen Pracht, doch besser in der Geschichte einen Platz einnehmen wird, als in einem Roman; denn sicherlich wurde sie nicht von allzuzärtlichen Gefühlen verschönert und belebt." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise aus Indien nach England

über Bussora, Bagdad, die Ruinen von Babylon, Curdistan, den Hof von Persien, das westliche Ufer des caspischen Meeres, Astrachan ꝛc., im Jahr 1824, von Capitain G. Keppel.

(Beschluß.)

Von einem Besuch des Feuer-Tempels der Guebern, in der Nähe von Baku, einer russischen Station an der westlichen Küste des Caspischen Meeres giebt uns der Verfasser folgenden Bericht:

„Die Stelle des jetzigen Städtchens nahm einst eine Stadt ein, die zu den Zeiten der Guebern wegen ihrer geheiligten Tempel berühmt war, auf deren Altären eine immerwährende Flamme durch brennbare Naphta unterhalten ward. Tausende von Pilgrimmen wanderten alljährig dahin, bis daß Heraclius, auf seinem zweiten Zuge gegen die Perser, in diesen Ebenen überwinterte und die Tempel der Magi zerstörte. Das Feuer, das jene Altäre nährte, brennt fortwährend, und noch heutiges Tages wird ein Tempel von Pilgern bewohnt, die, obgleich keine Guebern, doch das heilige Feuer unterhalten und anbeten. Um es zu sehen, hatte ich mich so weit von der gewöhnlichen Straße entfernt, welche sonst diejenigen zu nehmen pflegen, die über Persien nach Europa zurückkehren."

„July 6. Ich verließ Baku heute Morgen frühzeitig, begleitet von meinem Diener und einem Kosacken. Sechszehn Meilen nordöstlich von der Stadt, am äußersten Ende der Halbinsel Aboscharan, nach Ersteigung eines Hügels, erblickte ich zuerst den Gegenstand meiner Neugier. Die Gegend rund umher ist ein öder Felsen. Umschlossen von einer fünfeckigen Mauer, und fast im Mittelpunkte des Hofraums, steht der Feuertempel, ein kleines viereckigtes Gebäude, zu welchem an jeder Fronte drei Stufen führen. Drei Glocken von verschiedener Größe hängen unter dem Gebälk des Daches. An jeder Ecke befindet sich eine hohle Säule, höher als die umliegenden Gebäude, aus deren Oeffnungen eine helle Flamme hervorbricht; ein großes Feuer von brennbarer Naphta brennt auf dem freien Hofraum, auch stehen mehrere Plätze außerhalb desselben in Flammen. Das Fünfeck, welches nach der Außenseite die Mauer bildet, hat nach der Binnenseite 19 kleine Zellen, deren jede von einem Petbruder bewohnt wird. So wie ich mich dem Tempel näherte, erkannte ich gleich aus den Gesichtszügen der Pilgrims, daß es Hindus waren und nicht, wie man es mir zu verstehen gegeben, persische Feuer-Anbeter. Einige von ihnen waren eben beschäftigt, sich ihr Mahl zu bereiten. Ich ergötzte mich sehr an ihrem Erstaunen, als sie mich hindustanisch sprechen hörten; doch war ihre Sprache so mit dem corrumpirten Dialekt der Tartaren vermischt, daß es mir schwer ward sie zu verstehen. Ich stieg ab von meinem Pferde und gab es dem Kosacken in Verwahrsam, dem man, unter dem gehaltlosen Vorwande, er sey ein Ungläubiger, den Zutritt versagte. Ich folgte einem der Pilger, der mich zuerst in die Zelle eines Braminen führte, der eben im Gebet begriffen war. Die angeborne Apathie der Indianer sprach sich stark in der Weise aus, mit welcher ich von diesem Manne empfangen ward. Man hätte doch glauben mögen, daß die Erscheinung eines bewaffneten Europäers jemanden seiner furchtsamen Kaste beunruhiget hätte; aber nein, er äußerte weder Furcht noch Ueberraschung, und setzte, die Augen auf die Wand gerichtet, seine Andacht fort, ohne mich eines Blickes zu würdigen, bis daß er mit seinen Gebeten fertig war, wonach er mich ruhig und mit Artigkeit in seiner ärmlichen Klause willkommen hieß. Mein erster Bekannter und dieser Bramine machten nun mit mir die Runde von all

den andern Zellen, die ausgeweißt und höchst reinlich gehalten waren. In einer derselben befand sich der fungirende Priester der Kaste Viragi. Dieser Fakir trug nur ein schmales Stück Tuch um seinen Hüften; in der rechten Hand hielt er ein Stück rothes Seidenzeug, und eine Kappe von Tigerfell deckte sein Haupt. Letzteres scheint mir die emblematische Deutung zu haben, daß dem Träger, da er nun das gesellschaftliche Leben verlassen habe, nur noch das Fell von wilden Thieren zur Bedekkung übrig bleibe. In einem kleinen Verschlag stand eine Wischnu-Figur und dicht daneben die des Hununan. Meine Bekanntschaft mit ihren Göttern schien ihnen sehr zu gefallen und einer von ihnen sagte zu mir: „Sie kennen unsre Religion so gut, daß ich Ihnen nicht erst zu sagen brauche wohin Sie gehen oder nicht gehen müssen." Während ich mich hier befand, kam noch ein Viragi herbei; es war dieses ein kräftiger, wohl aussehender Mann, mit geflochtenen Locken und einem zottigen Bart; sein Körper war mit tätowirten Wischnu-Figuren bedeckt. So wie er in den Tempel trat, warf er sich vor dem Bilde aufs Antlitz. Der Priester goß ihm nun ein wenig Oel in die Hand, wovon er einen Theil ableckte und sich den Rest in die Haare wischte. Dieser Mann war einst Sepoy in der Indischen Armee und ein Diener des Obristen Howard zur Zeit des Lords Cornwallis gewesen, auch schien er der einzige zu seyn, der etwas Englisch verstand. Man sagte mir, daß immer, aus den verschiedenen Theilen Indiens, neue Pilger ankämen, und daß sie sich alle zwei oder drei Jahre einander in der Huth der heiligen Flamme ablöseten; doch gilt dieses nicht von dem Pandit oder obersten Priester, der auf Zeitlebens bleibt. Sie sprachen von ihrem jetzigen Oberhaupte als einem Manne von großer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, und auf ihren Wunsch, daß ich mich recht viel mit ihm unterhalten möchte, ließ ich mich nach seiner Zelle führen; wir fanden diese aber verschlossen und meine Begleiter erklärten, er sey entweder im Gebet oder schlafend, doch wagte es keiner ihn zu stören. Von den anwesenden Pilgern waren 5 Braminen, 7 Viragis, 5 Sunapis und 2 Niragies. Von den Russen sprachen sie günstig, von den Mahomedanern aber mit einem größeren Widerwillen, als es sonst wohl von den Hindustanern hinsichtlich andrer Glaubensgenossen zu geschehen pflegt. Sie sagten, Nadir Schach habe ihre Vorgänger sehr grausam behandelt, sie spießen und sonst aufs schrecklichste martern lassen. Alle diese Fakirs waren sehr artig und mittheilend, einen Viragi, die strengste Kaste der Indischen Aëcetiker, ausgenommen, der, aufgefordert mich zu begleiten, antwortete: was ihm das angehe. Außerhalb des Tempels ist eine Quelle, deren Wasser ich versuchte und es stark nach Naphta schmeckend fand. Ein Pilger deckte diese Quelle mit zwei oder drei Mummuds fünf Minuten lang zu; dann rieth er einem jeden, sich etwas weit davon zurück zu ziehen, und als dies geschehen war warf er ein wenig angezündetes Stroh hinein, wonach unter einem Gepraſſel, als ob ein Steinkarren umgestürzt wurde, eine große Flamme ausbrach. Die Pilger baten mich bis zur Nacht dort zu bleiben, um des Anblicks der Feuersäulen bei Nacht zu genießen; aber mein Trieb zur Heimath siegte auch hier über meine Neugierde. Ich kam durch mehrere Dörfer, deren Einwohner mit dem Einsammeln von schwarzer und weißer Naphta beschäftigt waren und traf Abends wieder bei der Kosacken-Station ein."

Aus der Zeit, wo das Schiff, das den Verfasser am Bord hatte, ehe es Bussora erreichte, an der arabischen Küste auf den Strand lief, giebt er uns folgende charakteristische Anekdote eines arabischen Scheiks, der ihn und seine Gefährten gastfrei aufgenommen hatte.

„Wir ergötzten uns sehr an dem Sohn des Scheiks, einem dreijährigen Kinde, in dessen kecken Antworten sich ganz die Richtung aussprach, welche der Vater seinem Gemüthe zu geben bemüht gewesen war. Als ich ihn unter anderm fragte, ob er ein Araber oder ein Perser sey, griff er, wie unwillig, daß man darüber in Zweifel seyn könne, mit seinem Händchen nach einem Dolch, den er in seinem Gürtel trug, und sagte in zornigem Tone: „Ich bin, Gott sey Dank, ein Araber!" Wieder ein Beweis, wie früh bereits der Jugend dieser rivalisirenden Nationen ein gegenseitiger Haß eingeflößt wird."

Ein Pferderennen zu Bussora beschreibt uns der Verfasser wie folgt:

„Diesen Nachmittag, am 1. März, begaben wir uns in die Wüste, um einem Pferderennen zuzusehen, ein Vergnügen, das die Einwohner von Bussora nicht minder lieben, als unsre eignen Landsleute; nur fürchte ich, daß ein englischer Jockei, hätte er ihm beigewohnt, darob nicht erbauet gewesen seyn und sein Handwerk für beschimpft gehalten haben würde. Was uns betrifft, so machte uns die Sache, so wie sie war, mehr Spaß, als wäre sie nach allen Regeln der Rennbahn betrieben worden. Zum Schauplatz hatte man die große Wüste erkohren, die gleich außerhalb der Stadt beginnt, in welcher ein kreisförmiger Raum von zwei Meilen abgestochen war, und der Preis bestand aus dem geringen Ertrage einer unter uns Europäern eröffneten Subscription. Die fünf Candidaten, die um den Preis rangen, paßten sich gut zu dem Ganzen. Statt in allen Farben des Regenbogens zu glänzen, bedeckte bloß ein grobes weites Hemd die Blöße des arabischen Jockeis; und gleich einfach war die Aufzäumung seines Pferdes, die nur aus dem dort üblichen übergroßen Gebiß bestand. So bescheiden ausgerüstet, jagten die halbnackten Wilden, auf ein gegebenes Zeichen, ihre Gäule durch lauten Zuruf anspornend, dem ausgesteckten Ziele zu. Ein äthiopischer Sclave blieb der Sieger. Die Scene war für uns so belustigend als interessant, obgleich wir weder glänzende Equipagen, noch schöne Damen, um das Fest zu verherrlichen, bei uns hatten."

Von Bussora fuhr der Verfasser, mit einer Eskorte von Arabern, in einem großen Boote den Tigris aufwärts nach Bagdad, und erzählt:

„Obgleich mit geistigen Getränken wohl versehen, und sämmtlich in gutem Vernehmen mit der Flasche, versuchten wir es doch, uns allein mit Wasser zu begnügen, ein Versuch, der uns so wohl bekam, daß wir auf der ganzen Fahrt nichts anders tranken. Diesem Umstande messen wir es hauptsächlich bei, daß wir auf unsrer langen und beschwerlichen Reise immer gesund blieben, weshalb wir auch allen, besonders aber Reisenden im Morgenlande, es angelegentlichst anempfehlen, diesem reinen Elemente den Vorzug vor allen hitzigen Getränken zu geben. Wenn der Reisende aber irgendwo auf ein Paar Tage Halt macht, dann mag er, wie auch wir es gethan, das Versäumte nachholen."

„Drei von unsrer Partie gingen aus zu jagen in der Wüste und hatten eine herrliche Jagd. Es gab dort Haasen, schwarze Rebhühner und Schnepfen im größten Ueberfluß. Ich selbst schoß ein Paar Rebhühner, und war nicht wenig stolz darauf daß fast der erste Vogel, der durch meine Flinte fiel, in Edens Garten getödtet worden war. Ein andrer von uns hatte einen Haasen erbeutet, gegen dessen Zurichtung am Bord sich aber die Schiffer auflehnten, weil mit ihm die Ceremonie des Hulaul (der Reinigung) nicht vorgenommen war. Diese besteht darin, daß über dem Thier ein Gebet hergesagt und ihm, der Nacken dem Grabe Mahomeds zugewandt, die Kehle abgeschnitten wird. Uebrigens gehört der Haase nach den jüdischen Gesetzen, welchen fast alle mahomedanischen Vorschriften hinsichtlich der verbotenen Speisen, entlehnt sind, zu den unreinen Thieren, weil er wiederkäuet und ungetheilte Hufen hat."

„Um 4 Uhr machten wir Halt bei einem Fleck Landes, der mit dichtem Gestrüpp überwachsen war, und fast alle Schiffer, so wie die Eskorte, stiegen aus, um dort Material zum Feueranmachen einzusammeln. Eben in voller Arbeit begriffen, störte einer von der Partie einen

[illegible] [illegible] [illegible] [

welchen er sich selbst einen Juden, einen Ungläubigen, einen Böswicht und einen Trunkenbold schalt. Da er sie oft wiederholte, so habe ich die folgenden Zeilen behalten, die ich hier als Muster des Metrums mittheile:

„Herkeli pashum
Baad-e-nashum
Miferushum."

„Darnach begann er eine lange Rede, in welcher er uns für die Ehre dankte, die wir einem armen Derwisch erwiesen, der die Welt verlassen habe; doch ließ sich in der Lebendigkeit seiner Unterhaltung der Einsiedler wenig verspüren. Wir hätten ihn gern nach diesem und jenem in Betreff seines Ordens gefragt, er ließ uns aber nicht zu Worte kommen. Er sprach ein Langes und Breites über die Duldsamkeit und Friedfertigkeit der Kalendars, und sagte u. a. daß sie, wenn auch geschlagen, die Schläge nur durch den Ausruf erwiederten: „Gottes Wille geschehe!" Indessen bemerkten wir doch bei jedem Kalendar einen Dolch im Gürtel. Wie er sagte, ist das Kloster vor 925 Jahren, durch den Kalifen Harun Alraschid, gestiftet worden, auch zeigte er uns ein Gemälde, das einen europäischen König vorstellen soll, der gekommen ist, um den Kalendars seine Achtung zu bezeugen. Eine kleine Nische, in einem anstoßenden Gemach, war mit arabischen Inschriften, muthmaßlich Stellen aus dem Koran, bedeckt. Als wir nach dem ersten Zimmer zurückgekehrt waren, wurden uns Pfeifen und Caffee gereicht und dann ein herrliches Frühstück von Milch, Datteln und Confekt vorgesetzt, wonach wir uns, sehr zufrieden über unsre gütige Aufnahme, wegbegaben. Die arabischen Nächte geben nur wenig Auskunft über diesen Orden, außer in der Geschichte von den drei Königssöhnen, die, alle blind auf dem rechten Auge, in den Kalendar-Orden treten, und mit den drei Schwestern zu Abend essen, wo sie den Harun Alraschid, den Vezir Giaffar und Meßrur, den Obersten der Verschnittenen, antreffen. Von jenen Kalendars heißt es, sie hätten sich den Bart und die Augenbraunen geschoren; und so möchte man glauben, ihre Ordensregel habe das vorgeschrieben; doch war es mir nicht möglich, von meinem redseligen Wirthe hierüber etwas Näheres zu erfragen. Die, nach ihrem Stifter so genannten, Kalendars, sind eine Secte mahomedanischer Derwische, deren loose Moral und vagabondirende Lebensweise ihren orthodoxeren Brüdern ein großes Aergerniß giebt. Sie wandeln bettelnd in allen Theilen Indiens umher, wo sie, vielleicht als Zeichen ihrer großen Armuth, in halbverschossenem Zeuge gekleidet gehen."

Das, was schon durch andere Reisende über die Ruinen von Babylon gesagt worden ist, übergehend, wollen wir aus dem Bericht des Capitains Keppel hierüber nur noch einen kleinen Auszug geben. Er erzählt:

„Wilde Thiere scheinen hier eben so zahlreich zu seyn als zu Mupillebi. Herr Lamb stand von einer weitern Untersuchung ab, weil er in einer der viereckigten Höhlungen ein Thier gekauert erblickte. Ein andres, in gleicher Lage, kam auch mir zu Gesicht, und die Fußstapfen eines Löwen waren noch so frisch, daß derselbe erst eben bei unserer Annäherung das Feld geräumt haben mußte. Von einer Anhöhe aus hatten wir einen deutlichen Ueberblick der großen Trümmer, die allein noch von dem alten Babylon übergeblieben sind: ein vollständigeres Bild der Zerstörung läßt sich wohl nicht denken. Das Auge irrt über eine öde Wüste hin, in welcher die Ruinen fast allein Zeugniß dessen geben, daß sie einmal bewohnt gewesen sey. Es war unmöglich diese Scene anzusehen ohne sich dabei der pünktlichen Erfüllung von Jesaias und Jeremias Wahrsagungen selbst in Hinsicht des äußern Ansehns von Babylon zu erinnern, die da sagen: „es solle unbewohnt seyn; kein Araber werde dort sein Zelt aufschlagen; es werde ein Steinhaufen werden, ein Bild des Jammers, ein dürres Land, eine Wildniß."

„Die Prophezeihung Jesais, Babylon würde der Sammelplatz von wilden Thieren werden, ging schon nach Erlöschung der Seleuciden in Erfüllung, denn ihre Nachfolger, die Parther, machten aus der Stadt einen Park, in welchem sie wilde Thiere Behufs der Jagd einschlossen. Unter diesen wird auch der wilde Bär genannt. Man hat geglaubt, daß in dem Gebiet der Hänge-Gärten sich mancher merkwürdige Baum befinden müsse; dem ist aber nicht so; es steht dort nur ein einziger, eine Art Ceder. Die Hälfte des Stammes steht noch, und hat ungefähr 5 Fuß im Umfang, und wenn gleich der Rumpf sehr morsch ist, sind doch die Zweige noch grün und gesund. Mit Ausnahme eines einzigen, zu Bussora, giebt es keinen ähnlichen Baum weiter in Arabien. Die Araber nennen ihn Athele. Unsre Führer sagten, dieser Baum sey in den Hänge-Gärten geblieben, damit Ali, nach der Schlacht von Hilleh, sein Pferd habe daran binden können. Unweit dieses Baumes sahen wir Spuren von einer Statüe, die von Beauchamp und Rich nur oberflächlich bemerkt worden war. Unsre Leute mußten sich nun gleich an die Arbeit machen, und nach zwei Stunden ward uns der Anblick eines colossalen Bildhauerwerkes von schwarzem Marmor, einen Löwen vorstellend, der einen Menschen unter sich hat. Als Rich diesen Ort besuchte, war die Figur noch ganz; als wir sie aber sahen, war der Kopf weg. Das Piedestal, die Schulterhöhe und die Länge des Standbildes maaßen in ihren respectiven Theilen 9 Fuß. Ich bin versucht, zu glauben, daß diese Statüe Bezug auf Daniel in der Löwengrube haben sollte, und daß sie vor Zeiten über einem der Thore zum Pallast oder zu den Hänge-Gärten gestanden hat. Daß die Babyloneser ein so außerordentliches Wunder zu verewigen gesucht, däucht mir ganz natürlich, um so mehr da Daniel nachher zum Stadthalter ihrer Stadt eingesetzt wurde. Der Prophet war auch Gouverneur von Susa (dem Schuschan der heiligen Schrift), wohin er sich in seinen Amtsverrichtungen oft begab und wo er auch gestorben ist. Bald darnach ward Susa von einigen französischen Officieren im Dienste des Fürsten von Kermanschah besucht; unter andern Alterthümern fanden sie dort auch einen weißen Marmorblock, der mit babylonischen Characteren bedeckt und auf welchem das Bild von zwei Männern und ein paar Löwen ausgehauen war. Vielleicht, daß auch dieses auf jene Begebenheit hindeutet."

Miscellen.

Am 3. December 1826 waren auf der neuen Münchener Universität 1216 Studirende eingeschrieben, also ein Drittheil mehr, als sonst die Universität Landshut gezählt hatte.

Aus einer jüngst zu Washington erschienenen Sammlung aller zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den verschiedenen Stämmen der Indianer jenes Welttheils abgeschlossenen Tractate erhellet, daß Letztere an Erstere seit dem Jahre 1821 nicht weniger als 21,421,383 Acker Landes abgetreten haben, ungerechnet die unermeßlichen Landstriche, welche den Eingebornen in Georgien, Tenessi, Süd- und Nord-Carolina abgekauft worden sind.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 162 Hamburg, Sonnabend den 24. Februar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur.

Herr von Segur bemerkt und erzählt in Beziehung auf den König von Polen noch Folgendes:

„Wenn inzwischen die Reise des Königs von Polen und dieses Wiedersehen in dem Herzen der Kaiserin eine seit langer Zeit erloschene Neigung nicht wieder wecken konnte, so ärndtete er doch darum nicht minder einigen Vortheil von seiner Conferenz; es scheiterten die von seiner Gegenpartei eingeleiteten Intriguen. Potemkin versuchte selbst, sich mit dem großen General Branitzki, seinem Neffen, zu versöhnen; dieser aber benahm sich dabei so unfreundlich und drückte sich mit einem so ausgesuchten Hochmuth aus, daß sie sich entzweieter als je trennten."

„Da der König, bei dieser Gelegenheit, viel zuvorkommende Nachgiebigkeit für die Kaiserin gezeigt hatte, so beschloß sie, gerührt von seinem Benehmen, ihn gegen die Angriffe seiner Feinde zu unterstützen. Sie verlieh ihm außerdem den St. Andreas-Orden und, mit ihrer Erlaubniß, bekleidete der König den General Engelhard, Neffen des Fürsten Potemkin, mit dem weißen Adler-Orden."

„Von Kanew abreisend, eilte Stanislaus August dem Kaiser Joseph II. entgegen, in der Hoffnung, sich sein Wohlwollen zu erwerben und die Gefahren abzuwenden, die die Macht und Ehrsucht dieses furchtbaren Nachbars, der bereits den Wunsch der Erweiterung von Galiziens Gränzen nicht verhehlt hatte, ihn fürchten ließ."

„Der Kaiser nahm ihn freundlich auf und gab ihm die Versicherung, daß er, weit entfernt, eine neue Zerstückelung Polens zu beabsichtigen, sich vielmehr allen denen widersetzen würde, die andere Mächte im Sinne haben könnten. Eitles Versprechen! in den Augen der Souveraine, die in ihrem Privatleben selbst die strengsten Grundsätze üben, glaubt sich die Politik selten verbunden, sich den Vorschriften der Moral zu unterwerfen; das Interesse dictirt und bricht ihre Schwüre."

„Stanislaus, für den Augenblick beruhigt, täuschte sich über die wahre Gefahr seiner Stellung. Die Stärke allein verbürgt die Unabhängigkeit; sie ist schon verloren, sobald man sich so schwach glaubt, ihr eine andere Garantie als einen fremden Schutz geben zu können; nur wenn man sich streitfertig zeigt, flößt man Achtung ein und findet Verbündete statt Beschützer." —

— „Mit fortdauernd glücklicher Schifffahrt kamen wir am 10. Mai in Kremenschuck an. Der traurige Aufenthalt von Kiow, die Strenge der Jahreszeit und vor allem die Laune des Marschalls von Romanzow hatten Katharinens natürliche Heiterkeit ein wenig umwölkt. Als wir in Kremenschuck an's Land stiegen, bot sich ein ganz verschiedenes Schauspiel ihren Blicken dar: der, die Natur neu belebende Frühling gab allen Gegenständen ein festliches Ansehen, und der Reiz des jungen Grüns verschönerte alles, selbst die Sümpfe."

„Ein weites und elegantes, nach dem Geschmack der Kaiserin erbautes und eingerichtetes Haus; ein englischer Garten, wohin die Magie des Fürsten Potemkin, ohne Kosten zu sparen, Bäume von außerordentlicher Größe hatte schaffen lassen; eine reizende Aussicht, wo Schatten, Blumen und Wasser angenehm abwechselten; zwölftausend Mann neu uniformirter und equipirter Truppen; der ganze Adel des Gouvernements versammelt und reich gekleidet; eine Menge Kaufleute aus allen Gegenden des Reichs; endlich das Vergnügen der Bewegung, nach dreimonatlicher Unbeweglichkeit, und das, sich dem Ziel dieser außerordentlichen Reise zu nähern, die die Aufmerksamkeit Europa's fesselte; das war das Vorspiel neuer Scenen wovon ich Zeuge seyn sollte."

„Die Zufriedenheit Katharinens, täglich durch neue und piquante Gegenstände genährt, offenbarte sich vor Aller Augen. Der Fürst Potemkin, in Allem und immer außerordentlich, zeigte sich eben so thätig in seinen Gouvernements, als er in Petersburg indolent schien."

„Alle Mittel, die seine lebhafte Einbildungskraft, seine unbegränzte Macht und seine tiefe Kenntniß des Charakters seiner Monarchin ihm gewähren konnten, um ihren Kopf zu exaltiren und ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, wurden mit unbegreiflicher Kunst angewendet."

„Er verstand auf die wundervollste Art, gegen alle Hindernisse anzukämpfen, die Natur zu besiegen, Entfernungen abzukürzen, das Elend zu entfernen, das Auge über die Einförmigkeit sandiger Ebenen, so wie den Geist über das Langweilige eines weiten Weges zu täuschen, und den unfruchtbarsten Wüsten ein Ansehen von Leben zu geben."

„Alle Stationen waren auf die Art abgemessen, um die leichteste Ermüdung zu vermeiden; er sorgte dafür, daß die Flotte nur bei Flecken und Städten anhielt, die eine romantische Lage hatten. Unermeßliche Heerden bedeckten die Wiesen, Gruppen von Bauern belebten die Küsten; eine unzählbare Menge von Kähnen, mit Knaben und jungen Mädchen, die ländliche Volkslieder sangen, umgaben uns unaufhörlich; nichts war vergessen."

„Man muß gestehen, daß, wenn dieser erste Minister, mittelmäßiger General, launiger Politiker, sehr weit entfernt schien, ein großer Staatsmann zu seyn, er wenigstens der größte und geschickteste Hofmann war, den man finden konnte."

„Zog man indessen von seinen Schöpfungen auch alles ab, was Kunst und Kunstgriff war, so fand und erkannte man doch darin auch einige Wirklichkeit; als er von seinem unermeßlichen Gouvernement Besitz genommen, zählte man darin nicht mehr als 204,000 Einwohner; und unter seiner Administration war die Bevölkerung, in wenigen Jahren, auf 800,000 Seelen gestiegen, im Ganzen freilich eine schwache Zahl für eine 200 Stunden lange und 100 Stunden breite Provinz."

„Dieſe Bevölkerungsvermehrung beſtand aus griechiſchen, deutſchen und polniſchen Coloniſten, aus Invaliden und verabſchiedeten Soldaten und Matroſen. Ein Franzoſe, der ſich ſeit drei Jahren in dieſer Gegend niedergelaſſen hatte, ſagte mir, daß er ſie jedes Jahr durchreiſe und immer neu erbauete, blühende Dörfer an Orten finde, die er das Jahr zuvor noch wüſt verlaſſen.“ —

Nach einem glänzenden Manöver, was Potemkin mit den aufgeſtellten Truppen ausführte und worüber ihm die Monarchin die größte Zufriedenheit bezeugte, wurde die Reiſe zu Waſſer weiter fortgeſetzt. Die Schifffahrt erlitt zwar, durch Windſtille und widrige Winde, mancherlei Aufenthalt, allein das Neue und Intereſſante, was ſich, im Lande der ſonſtigen zaporaviſchen Koſacken, den Blicken darbot, die Bequemlichkeit und ſchöne Einrichtung der Galeeren und endlich die immer wechſelnde geiſtreiche Unterhaltung machte jene Zögerungen eher willkommen als unangenehm, ſo daß ſelbſt die Kaiſerin geſtand, ſie würde dem Ende der Schifffahrt mit Leidweſen entgegenſehen, wenn ſie nicht fürchtete, den Kaiſer zu lange warten zu laſſen, den man ſchon zu Cherſon angekommen wußte.

„Da inzwiſchen,“ erzählt Herr von Segur weiter, „Aufenthalt und Hinderniſſe aller Art ſich immer vermehrten, war die Unruhe der Kaiſerin wohl nahe daran, in Laune überzugehen, als wir erfuhren, daß der Kaiſer, am Tage nach ſeiner Ankunft zu Cherſon, von da eilig nach Kaydack, uns entgegen, gereiſt war, von wo wir nur noch ſechs Stunden entfernt waren.“

„Die Abſicht des Monarchen war geweſen, der Galeere der Kaiſerin entgegen zu kommen; da ſie aber der Fürſt Potemkin, der nach Kaydak vorausgegangen war, in Zeiten davon unterrichtete, ſo ließ ſie ſich an's Land ſetzen, ſtieg ſchnell in den Wagen, während wir faſt alle auf der Flotte zurückblieben, und eilte dem Kaiſer entgegen, den ſie bei dem einſam liegenden Hauſe eines Koſacken antraf, wo ſie wenige Stunden verweilten und denn von dort zuſammen nach Kaydak abreiſten, wo wir am andern Morgen, den 19. Mai, wieder zu ihnen ſtießen.“

„Da die Kaiſerin ſich ſo beeilt hatte, daß ſie keinen ihrer Leute mitgenommen, ſo war die Verlegenheit wegen des Mittagsmahls dieſer beiden großen Souverains nicht klein. Der Fürſt Potemkin, der General Branitzky, ſo wie der Prinz von Naſſau, den der letztere in ſeinem Wagen mit nach Kaydak genommen hatte, bereiteten ihnen, ſo gut ſie konnten, eine Mahlzeit, die ſehr fröhliche Gäſte fand, aber ſo abſcheulich war, als man von ſo hohen Köchen erwarten konnte.“

„Wir blieben den ganzen Tag in Kaydak, um, wenn nicht unſere ganze Flotte, doch wenigſtens den Theil derſelben zu erwarten, auf welchem die zur Fortſetzung der Reiſe unentbehrlichſten Menſchen und Effekten ſich befanden.“

„Am 20. kampirten wir unter Zelten, zwei Stunden von da, an dem Orte, wo die Kaiſerin Ekaterinoslaw bauen wollte. Man hörte die Meſſe in dem kaiſerlichen Zelte, und ihre Majeſtäten legten, in Gegenwart des Erzbiſchofs, den erſten Stein zu der Kirche dieſer neuen Hauptſtadt, deren Lage außerordentlich lachend iſt. Sie liegt auf einer Anhöhe, von wo man die langen Krümmungen des Boryſthenes und die waldigen Inſeln überſchaut, die dieſen Theil ſeines Laufes verſchönern.“

„Wir ſpeiſten dann in dem Landhauſe des Provinzial-Gouverneurs zu Mittag; es lag an dem Ufer des Fluſſes, dem famöſeſten der Waſſerfälle gegenüber, die lange Zeit die Befahrung des Fluſſes deshalb für unausführbar für den Handel haben betrachten laſſen.“

„Wirklich iſt der Boryſthenes an dieſer Stelle in ſeiner ganzen Breite durch eine Kette von Felſen geſperrt, wovon die einen unter dem Waſſer, die andern hoch hervorragend verſchiedene Fälle und Kaskaden bilden; vor ihrem Brauſen konnten wir uns kaum verſtehen. Das Waſſer bricht ſich da und ſchäumt mit Wuth.“

„Man würde es, auf den erſten Anblick, nicht für möglich halten, daß das leichteſte Fahrzeug und die kühnſten Ruderer ſich hierdurch einen Weg bahnen könnten. Indeſſen lag ein Kahn und ein ziemlich großes Fahrzeug in einiger Entfernung bereit, dieſen Verſuch auszuführen. Wir, der Fürſt Potemkin, der Prinz von Naſſau und ich, wollten uns darauf einſchiffen; aber die Kaiſerin verbot es uns förmlich.“

„Die Schiffe, von unſerer Seite ausfahrend, kamen glücklich und pfeilſchnell über die gefährliche Stelle, aber auch mit ſo gewaltſamen Bewegungen, daß man jeden Augenblick glaubte, ſie müßten ſcheitern, oder, von den Wogen angefüllt, untergehen; der Kahn beſonders verſchwand jeden Augenblick.“

„Man ſagte uns indeſſen, daß, wenn das Waſſer höher ging, die Durchfahrt leichter ſey, wenn man die geſchickte Methode der alten Zaporavier anwende, die an dieſe gefährliche Schifffahrt gewöhnt waren; und der Fürſt Potemkin verließ ſich ſo ſehr auf ihre Erfahrung und Verſprechungen, daß er den Plan gefaßt hatte, die ganze Flotte von Galeeren, auf welcher wir von Kiow nach Kaydak gekommen waren, bis nach Cherſon hinunterfahren zu laſſen.“

„So wie wir Ekaterinoslaw verließen, betraten wir den Boden, den man in Rußland die Steppen nennt, weite einſame Wieſen oder Raſenflächen, von allen Bäumen entblößt, blos in langen Zwiſchenräumen durch einige nackte Anhöhen unterbrochen, um deren Fuß ſich ſchwache Bäche ſchlängelten. Man legt oft ſieben bis acht Stunden zurück, ohne einen Menſchen, ein Haus oder ein Geſträuch anzutreffen.“

„Afrika hat ſeine Sandwüſten; die des Orients ſind weniger unfruchtbar, es ſind Graswüſten. Unermeßliche Schaafheerden, und zahlreiche Haufen von Pferden beleben allein dieſe tiefen Einöden, wo man ſie das ganze Jahr hindurch herumirren läßt.“

„Auf den erſten Anblick bringt dieſer unabſehbare und grünende Horizont, wo nichts den Blick begränzt, auf die Seele den nämlichen Eindruck hervor, wie der Ocean; er ſcheint ſogar Stoff zu größern Ideen und tieferen Betrachtungen darzubieten; aber im Verhältniß, wie man vorwärts kömmt, macht dieſe Einförmigkeit traurig und es ermüdet peinlich, daß der Blick über und um ſich am Himmel und am Boden keine Gränzen findet.“

„Man entdeckt keine andern Abwechſelungen als zahlreiche hervorragende Erhöhungen, die durch Menſchenhände aufgeworfen ſcheinen und hinſichtlich welcher die Meinungen lange getheilt geweſen ſind; die einen glaubten, daß es alte Gräber ſeyen, und andere verſicherten, daß ſie das Werk der Scythen und Tartaren wären, um in größerer Ferne die Feinde zu entdecken, die ſie überfallen möchten. Die Wahrheit der erſtern Meinung iſt ſeitdem völlig bewieſen worden.“

„Die ganze weite Strecke, die ſich, in Europa, vom Bug bis Azow und, in Aſien, vom Kaukaſus bis an die Gränzen von China hinzieht, iſt nichts als ein unermeßliches Meer von Raſen.“

„Der Theil der Steppen, wo wir uns befanden, und auf welchen die Civiliſation ihre Eroberungen und Wirkſamkeit auszubreiten ſucht, gleicht einer einfarbigen Leinwand, auf welcher ein Maler ein großes Gemälde anlegt, indem er einige Wohnungen, Gebüſche und bebaute Felder darauf ſkizzirt; aber dieſes langſam vorſchreitende Werk wird ein Jahrhundert lang noch immer das Anſehen einer Wüſte haben.“

„Am Tage vor unſerer Ankunft zu Cherſon paſſirten wir auf einer Brücke den kleinen Fluß Kaminka, der ſonſt die Gränze zwiſchen den Noga-Tartaren und den Koſacken machte.“

„Die Wüſte von hundert Stunden, die wir eben durchreiſt waren, machte vielleicht die Ueberraſchung größer und angenehmer, die uns der

Anblick von Cherson verursachte. Ich glaube inzwischen, daß, unabhängig von unserer Stimmung, wir einer gerechten Verwunderung uns nicht würden haben enthalten können, indem wir so viele neue und imponirende Schöpfungen erblickten; eine beinah vollendete Festung; Kasernen für 24,000 Mann; eine Admiralität mit allen dazu gehörigen Magazinen; ein Arsenal mit sechshundert Kanonen; zwei Kriegsschiffe und eine Fregatte, bereit vom Stapel zu laufen; öffentliche Gebäude, die sich überall zugleich erhoben; verschiedene Kirchen von einer edlen Bauart; endlich eine schon handelnde Stadt, die zweitausend Häuser und Gewölbe mit Waaren von Griechenland, Constantinopel und Frankreich angefüllt, enthielt und ungefähr zweihundert Handelsschiffe, die in den Hafen einliefen, oder schon da lagen."

„Nimmt man dazu die Thätigkeit von 18,000 Arbeitern, einen großen Militair-Pomp, den Zusammenfluß mehrerer auswärtiger Minister und Consuln, so wie anderer Reisenden, so wird man leicht begreifen, daß ein solches Schauspiel, in einem Lande, das Rußland erst in dem Frieden von Kainardgi erworben, womit man sich erst seit sechs Jahren thätig beschäftigt, und das seit drei Jahren erst von der Nachbarschaft der Tartaren befreiet war, die Eigenliebe der Kaiserin erkälten, das Erstaunen ihres Gefolges und die Lobsprüche rechtfertigen mußte, die sie und ihre Umgebungen dem Talent und der Thätigkeit des Fürsten Potemkin zollten."

„Zwar machte das erste Erstaunen bald Betrachtungen Platz, die unsere Bewunderung sehr mäßigten; denn wenn man Cherson näher ins Auge faßte, bemerkte man, daß seine Lage übel gewählt sey; die Handelsschiffe können den Dnieper nur ausgeladen hinaufahren; Kriegsschiffe, die man da baut, müssen, um den Fluß herabzufahren, durch Kameele *) emporgehalten werden."

„Man hatte keine Quais gebaut, noch Magazine für den Handel; die zweckwidrig organisirten Gerichtshöfe verwalteten die Justiz schlecht und langsam; endlich machte die Ausdünstung der Sümpfe und der mit Schilf angefüllten Inseln, die die Stadt umgaben, sie zu einem ungesunden und oft für die Einwohner tödtlichen Aufenthalt."

„Ich verhehlte dem Fürsten Potemkin diese Bemerkungen nicht, die mir verschiedene Kaufleute mitgetheilt hatten. Er hatte alle diese Unzuträglichkeiten empfunden und erkannt. Um ihnen abzuhelfen, war sein Plan, dreißig Werste weiter unten, einen Hafen für Kauffahrer anzulegen, da eine wohlgeordnete Quarantaine zu errichten, Quais und Magazine zu bauen, eine Consular-Gerichtsbarkeit einzuführen und endlich die nächsten Sümpfe auszutrocknen."

„Schon hatte er zu den mehrsten dieser Operationen das nöthige Geld verlangt und erhalten; aber die Austrocknung schien mir unmöglich; übrigens konnte man sie auch nicht bewirken, ohne die Rohrgruben zu zerstören, aus welchen man die einzige Feuerung und die Bedeckung fast aller Häuser an einem Orte zog, wo man, auf hundert Stunden in die Runde, kein Holz fand."

„Die ersten Augenblicke unsers Aufenthaltes zu Cherson wurden zum Besehen der Stadt, zu großen Audienzen, einem Mahl von 120 Converts, zu Concerten und Bällen verwendet. Die Kaiserin führte uns zu einem Mittagsmahl auf ein Landhaus, vier Stunden von Cherson. Am andern Morgen sahen wir, in ihrer Gegenwart, zwei Kriegsschiffe von 80 und 60 Kanonen und eine Fregatte vom Stapel laufen. Den folgenden Tag war ein Hofball in einem für sie, mit mehr Eleganz als Dauerhaftigkeit, erbauten Palais."

„Die Kaiserin hatte sich vorgenommen, sich nach Kilburn, Oczakoff gegenüber, zu begeben; aber dieser militairische Streifzug nach dem türkischen Gebiet, der einer kecken Herausforderung nur zu sehr glich, konnte nicht stattfinden. Die Ankunft eines ottomanischen Geschwaders von vier Kriegsschiffen und zehn Fregatten, das sich bei Oczakoff vor Anker legte, vereitelte den Vorsatz der Kaiserin, die übrigens nur mit sichtlichem Mißvergnügen darauf verzichtete." —

— „Ich hatte in Kaniew einen König ohne Gewalt und Autorität gesehen, umgeben von der Pracht und dem Glanze der größten Monarchen; durch einen merkwürdigen Contrast sah ich zu Cherson einen mächtigen Kaiser, einfach in seinen Formen, bescheiden in seinen Manieren, vertraulich in seiner Ansprache, Feind aller Etiquette, die Unterhaltung über alle Gegenstände erlaubend und selbst auffordernd und keinen andern Glanz in Anspruch nehmend, als den, welchen ihm ausgebreitete Kenntnisse, ein richtiges Urtheil und ein gebildeter Geist gaben."

„Als Katharina mich ihm zu Kaydak vorstellen wollte, sagte er: „Gnädigste Frau! ich bin hier nur der Graf von Falkenstein und folglich muß ich dem Minister von Frankreich vorgestellt werden."

„Dieser Fürst war nach Rußland in einer einfachen Kalesche gekommen, begleitet von einem Staabsofficier und zwei Bedienten. Das strenge Incognito, das er beobachtete, war ihm so bequem als nützlich, um besser zu sehen und besser zu hören; auch wollte er durchaus, daß man ihn wie einen Reisenden behandle und nicht wie einen Monarchen."

„Alle Morgen fand er sich beim Lever der Kaiserin ein, sich unter uns mischend und wartend, wie wir, bis die Monarchin erschien. Während des Tages durchstreifte er die Umgegenden der Orte, wo wir anhielten; und da der Zufall wollte, daß meine Unterhaltung ihm zusagte, so machte er oft lange Spaziergänge allein mit mir, mich vertraulich am Arme fassend."

„Dieser Monarch zeigte mir in seinen Gesprächen, daß er wenig geneigt war, Katharinens Ehrsucht zu unterstützen. Die Politik meines Königs, in dieser Hinsicht, schien ihm sehr weise. „Constantinopel," sagte er, „würde ein Gegenstand der Eifersucht und Veranlassung zur Zwie„tracht seyn, die die Uebereinstimmung der großen Mächte über eine „Theilung der Türkei immer unmöglich machen wird."

„Ich fand ihn von den Fortschritten der russischen Niederlassungen und neuen Einrichtungen sehr wenig betroffen: „Ich sehe darin," sagte er, „mehr Glanz als Realität. Der Fürst Potemkin ist thätig, aber ge„eigneter, große Arbeiten zu beginnen, als sie zu endigen. Uebrigens „scheint alles leicht, wenn man mit Geld und Menschenleben verschwen„derisch verfahren kann und will. Wir könnten in Deutschland und „Frankreich nicht versuchen, was man hier ohne Hinderniß wagt. Der „Herr befiehlt; Milizen von Sklaven arbeiten. Man bezahlt sie wenig „oder nicht; man nährt sie schlecht; sie wagen nicht das leiseste Murren „und ich weiß, daß seit drei Jahren, in diesen neuen Gouvernements, „die Anstrengung und die Ungesundheit der Sümpfe funfzigtausend „Menschen das Leben gekostet haben, ohne daß man sie beklagte, ja „selbst ohne daß man nur davon sprach."

„Ein andermal, als die Unterhaltung auf den Fürsten Potemkin gefallen war, sagte er: „Ich begreife, daß, trotz seiner auffallenden „Eigenheiten, dieser sonderbare Mann ein großes Uebergewicht über die „Kaiserin gewonnen und behauptet hat: er hat einen kräftigen Willen, „eine lebhafte Einbildungskraft; dadurch ist er ihr nicht nur nützlich, „sondern nothwendig geworden; denn Sie kennen die Russen und werden „zugeben, daß es schwer seyn würde, unter ihnen einen andern Mann „zu finden, der fähig wäre, ein noch so rauhes, so neuerlich erst mit

*) Man nennt Kameele große lange, viereckige Kasten oder hohle Maschinen, die, zwei und zwei mit Tauen befestigt, dazu dienen, ein Schiff an Stellen fortzubringen, wo nicht Wasser genug ist.

„der Civilisation in Berührung gekommenes Volk und einen nur zu „lange an Verschwörungen gewöhnten Hof zusammenzuhalten und zu „zügeln.“

„Jemehr mich Herr von Cobentzel mit dem Wohlwollen des Kaisers beehrt sah, desto inniger wurde das Vertrauen, das er mir zeigte; aber unbeschadet der wiederholtesten Versicherungen der Aufrichtigkeit der Schritte, die ihm vorgeschrieben waren, um die meinigen, in Beziehung auf den Frieden, zu unterstützen, schien er mir doch zu fürchten, daß sich der Kaiser endlich zum Kriege hinreißen lassen möchte, wenn die Kaiserin, ihre Ansprüche auf die Eroberung von Oczakoff und Akkierman beschränkend, ihn völlig über jeden andern Gedanken von Vergrößerung beruhigte.“

„Inzwischen,“ fügte er hinzu, „nur mit dem äußersten Widerstreben „würde sich der Kaiser dazu hergeben, in der Furcht, daß ein Bruch „mit Preußen und eine Erkältung mit Frankreich die Resultate dieser „Nachgiebigkeit gegen seine Verbündete seyn möchten.“

— „Wir verließen Cherson am 29. Mai, um uns nach Kisikerman zu begeben, das am rechten Ufer des Borysthenes, fünf und siebenzig Werste nordöstlich von Cherson liegt. Diese kleine Stadt gehörte ehedem den Noga-Tartaren und macht jetzt einen Theil von Neu-Rußland aus. Die Griechen, die sie gründeten, nannten sie Olviopolis; die Czare gaben ihr den Namen Belaiaveja, und die Tartaren den von Kisikerman, was in ihrer Sprache so viel als Stadt der Mädchen bedeutet. Sie fiel wechselnd in die Hände der Kozaren, der Petschenequen und der Tartaren.“

„Die salzigen Sümpfe und die Versteinerungen, die man in Ueberfluß in der sie umgebenden Ebene findet, geben Grund zu glauben, daß ihr Gebiet vormals mit Wasser bedeckt war.“

„Wir gingen an diesem Ort über den Borysthenes; bei unserer Landung am entgegengesetzten Ufer fand die Kaiserin einen Trupp Tartaren von den vornehmsten Familien, die ihr entgegengekommen waren, um ihr ihre Huldigung zu bringen und ihr zur Eskorte zu dienen. Von da mußten wir, um nach Perekop zu kommen, die große Wüste der Nogais durchreisen. Auf dieser ganz baumlosen unermeßlichen Rasenebene sieht man nur eine einzige Spur von Menschenarbeit; das ist eine alte Brücke von weißen Steinen, die über den kleinen Fluß Kalentschack erbaut ist.“

„Die Tartaren waren, wie die Araber, in Stämmen getheilt, deren eine die Städte der Krimm bewohnten, die andern, umherirrend, die Steppen mit ihren zahlreichen Heerden durchzogen.“

„Als ihr Land von der Kaiserin erobert wurde, so verließ der größte Theil dieser nomadischen Völker ihr Vaterland und flüchtete in die Kuban; wir sahen daher nur wenige davon, deren Zelte, Heerden, Pferde und einige Kameele dieser einförmigen Gegend noch etwas Leben gaben.“

„Und wie der Prinz Potemkin ohne Unterlaß gegen alle Hindernisse ankämpfte, die großen Gemälde, die er den Blicken der Kaiserin vorführte, immer verändern und selbst die Einöde beleben wollte, so hatte er Sorge getragen, in der Nähe eines von sehr eleganten und reich möblirten Zelten gebildeten Lagers, das er für seine Monarchin geschaffen und eingerichtet hatte, unerwartet ihren Augen 50 Eskadrons Donischer Kosacken erscheinen zu lassen.“

„Ihr asiatisches und pittoresques Costüm, die Schnelligkeit ihrer Manövers, die Gelenkigkeit ihrer Pferde, ihr Rennen, ihr Geschrei, ihre Lanzen — machten momentan die Steppen vergessen, und verkürzten die Stunden, die außerdem nicht ein wenig lang und traurig zu finden, wohl schwer gewesen seyn würde.“ —

„Abends, als die Kaiserin ihren Zirkel entlassen hatte, nahm mich der Kaiser, der den schönen Abend genießen wollte, am Arm, und lustwandelte mit mir, lange und weit genug vom Lager, auf der gränzenlosen Rasenfläche.“

„Beim Anblicke mehrerer Kameele und einiger in der Ebene umherirrender tartarischer Hirten rief er aus: „Welche sonderbare Reise! „Wer hätte wohl erwarten können, mich, mit Katharina II. und den „Ministern von Frankreich und England, in der Wüste der Tartaren „herumirrend zu finden! Das ist eine ganz neue Seite im Buche der „Geschichte!“

„Mir kömmt es vielmehr so vor,“ erwiederte ich, „als sey es eine „Seite aus tausend und einer Nacht; als wäre ich Giafar und „ging mit dem, nach seiner Gewohnheit verkleideten Harun-al-Raschid „spazieren.“

„Einige Augenblicke darauf stand der Kaiser plötzlich still und rieb sich die Augen. „In Wahrheit,“ sprach er, „ich weiß nicht, ob ich „wache oder ob Ihr Wort von tausend und einer Nacht mir Er„scheinungen macht; sehen Sie einmal nach dieser Seite!“

„Ich drehte mich um und war nicht minder erstaunt. Ungefähr zweihundert Schritte von uns sahen wir ein großes, hohes und unermeßliches Zelt, das sich ganz allein auf dem Grase fortbewegte und auf uns zukam.“

„Trotz der Höhe des Grases liefen wir doch geschwind hinzu, um das sonderbare Phänomen besser in der Nähe zu sehen. Bald stand das Zelt still und wir sahen an dreißig Kalmücken daraus hervorgehen.“

Diese weiten und über fünf und dreißig Fuß hohen Zelte sind, nach des Verfassers nachfolgender ausführlichen Beschreibung, aus Latten zusammengesetzt und mit Kameelfellen überzogen, dergestalt, daß sie auseinander genommen und auf einem Wagen transportirt werden können. Gilt es jedoch nur eine geringe Entfernung, eine bloße Veränderung des Weideplatzes, so heben die Kalmücken das ganze Gerüst in die Höhe und tragen so ihr leichtes Haus auf den Schultern fort.

Das war denn dieses Manöver, was die Reisenden so in Erstaunen gesetzt hatte, als sie dieses Zelt sich bewegen sahen, ohne daß es von einem Menschen oder Thiere gezogen oder geschoben schien. —

— „Perekop bildet eine schmale Landenge, die das schwarze Meer von dem Azowischen scheidet. Eine Mauer und ein Graben erstrecken sich von einem Meere zum andern. Man sieht darin ein viereckiges steinernes Fort und einen aus einigen schlechten Häusern bestehenden Flecken. Perekop ist der Eingang, die Pforte und der Schlüssel der Halbinsel Krimm, welcher die erobernde Kaiserin so eben den alten Namen Tauris wiedergegeben hatte.“

„Die Halbinsel Krimm ist im Osten vom Azowischen Meere, im Süden und Westen vom schwarzen Meere umgeben und im Norden von den wüsten Ebenen des alten Scythiens begränzt. Sie dehnt sich vom 51. bis 53. Grad der Länge, und vom 44. bis 46. Grad der Breite aus.“

„Der ebene Theil dieser Halbinsel, war, als ich sie sah, trotz der Fruchtbarkeit seines Bodens, fast so öde als die nogaischen Steppen. Die nördliche Gegend war von salzigen Seen unterbrochen, die einen reichen Handelszweig gewähren. Zahlreiche Heerden bedecken diese ungeheuern Weideplätze; längs der Straße, von einer Entfernung zur andern, entdeckte man einige Weiler und einige Felder, die anfingen bebaut zu werden.“

„Der bergige und mittägliche Theil, den man nach dem Uebergange über den Fluß Salguire betritt, bietet einen ganz verschiedenen Anblick dar: die Luft ist gesund, der Himmel rein, die Natur fruchtbar; d

Majestät der Berge, deren einige sich 1800 Fuß (über die Meeresfläche) erheben, ist imponirend."

„Die zahlreichen Thäler, die sie trennen, sind reich an Blumen, Früchten, Gehölz, Bächen und Wasserfällen. Schön belaubte Bäume aller Gattungen, lachende Gebüsche, Lorbeeren, Weinreben, die sich an Stämmen emporschlingen, Landhäuser von schönen Gärten umgeben, gewähren dem Reisenden einen so tausendfältig verschiedenen als bezaubernden Anblick."

„Auf der Südseite der Berge empfindet man die Hitze des Klimas von Neapel und Venedig, während im Norden, in der Ebene, wo keine Anhöhen den Strom der Winde vom baltischen Meere bis zum Pontus Euxinus, d. h. auf einem Raume von 800 Stunden, aufhält, man die strenge Kälte der kreisten Zone zu ertragen hat. Die Mündung des Borysthenes selbst ist zuweilen mit Eis bedeckt, so daß man bis zu den Bergen im Klima von Rußland bleibt, um in wenigen Stunden unter den milden Himmel Italiens versetzt zu werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire de France, par l'Abbé Mont-Gaillard.

Das rothe Buch.

Wir haben bereits (in Nr. 152 unsers Blattes) einige Auszüge aus diesem geschichtlichen Werke gegeben, das sich durch eine glänzende und kräftige Sprache auszeichnet und, wenn gleich manches, wegen des fast zu blendenden Coloris, in zu erhöhterem Lichte erscheint, doch, hinsichtlich der Freymüthigkeit und des scharfen Blickes des Verfassers, lobende Anerkennung und allgemeine Aufmerksamkeit verdient. Eine der bemerkenswerthesten Stellen darin ist ohne Zweifel die, wo die Rede von dem berüchtigten rothen Buche ist. Folgendes sagt der, nichts furchtsam verhehlende, Abbé darüber:

„Im rothen Buche oder der Liste der geheimen Pensionen vom öffentlichen Schatze, erste Classe, erste Livraison der königlichen Buchdruckerei, 1790, liest man Seite 24: „„Maury (Jean François) Abbé von la Frenade und Prior von Rioms, 250,000 Livres: 1) 40,000 Livres in Betracht der, dem Herrn von Lameignon, in der Angelegenheit der Parlamente geleisteten Dienste; 2) 100,000 Livres für die Abfassung seines Gutachtens an das Volk (pour la facture de son Avis au peuple), datirt vom 5. Mai 1788; 3) im März 1789, 10,000 Livres so lange bis er mit einem Bisthum werde versorgt seyn, unter der Bedingung, daß er die Projecte der Nationalversammlung scheitern machen, und die Parthei Malouet's, Mounier's, des heiligen Erzbisthums von Paris und des getreuen Cardinals de la Rochefoucault nicht verlassen werde; und 4) 100,000 Livres in Betracht seiner der Comité von Marly geleisteten Dienste.““ Man liest ebendaselbst Seite 25: „„Mirabeau (Graf von), Literator, 200,000 Livres. 1) Im Jahr 1776, 6000 Livres für den Verkauf des Manuscripts, einer von ihm abgefaßten, „des Lettres de cachet"*) betitelten, Schrift an die Regierung, und im Jahr 1789, 195,000 Livres auf sein Ehrenwort, daß er die Projecte der Nationalversammlung verunglücken machen wolle.““

„Der erste Artikel im rothen Buche ist vom 19. Mai 1774, der letzte vom 16. August 1789 datirt. Die Gesammtsumme der Ausgabe beträgt zwei Hundert acht und zwanzig Millionen, was, ein Jahr ins andere gerechnet, funfzehn Millionen zweimalhunderttausend Franken aufs Jahr ausmacht. Die Comité der Pensionen erklärt in ihrem Berichte, daß dieses Buch nicht das einzige Register sey, das Beweise von der Habsucht der Begünstigten enthalte, und daß es gewiß sey, daß die Ordonanzen zu Baarzahlungen, erfunden um eine Menge von Ausgaben zu verschleiern, die man beizubringen mehr Schaam hätte haben sollen, sich auf sehr große Summen belaufen. Diese Ordonanzen machten im Jahr 1787, dem am wenigsten belasteten, zwei und achtzig und im Jahr 1788, dem am meisten belasteten, hundert und fünf und vierzig Millionen aus; das ergiebt sich aus der Bekanntmachung des Livre des décisions, in welchem die Totalsumme derselben, in einem Zeitraume von acht Jahren, auf acht Hundert und Sechszig Millionen angegeben wird; die Pensionen haben sich auf mehr als siebenzig Millionen belaufen. Diese Ordonanzen zu Baarzahlungen waren anfangs angenommen worden um durch den königl. Schatz, Ausgaben, von denen dieser weder die Details, noch die Quittungen der Rechnungskammer eingab, zu decken. Der ursprüngliche Grund zu diesem umgehenden Verfahren war, Ausgaben nicht bekannt werden zu lassen, die, ihrer Natur nach, geheim bleiben zu müssen schienen, wie z. B. mehrere im Departement der auswärtigen Angelegenheiten."

„Es ist in dem rothen Buche, wo die Ausgabe von dreimalhunderttausend Livres verrechnet ist, die es der Regierung jährlich kostete, an Treue und Glauben zum Verräther zu werden, indem man das Geheimniß der Briefe verletzte, und daß Leute im Amte die vertrautesten Mittheilungen von Verwandten und Freunden erspähen konnten, um ihren unruhigen Ehrgeiz sicher zu stellen und Alles zu verderben, was ihnen nur irgend zu Argwohn Anlaß geben würde. Die Comité der Pensionen wird diese Notiz, das wiederholend, was sie schon öffentlich angezeigt hat, beendigen. Der König ist häufig durch Vorwände, unter welchen man indiskrete Forderungen zu verbergen suchte, hintergangen worden, indem man ihm Gelegenheiten zur Privat-Wohlthätigkeit darbot und so für einen Augenblick seine Augen von den Bedürfnissen seines Volkes ablenkte. Niemals, wenn von seinen Angelegenheiten und seinen persönlichen Liebhabereien die Rede gewesen ist, hat man ihn bereden können eine strenge Oekonomie aus den Augen zu setzen. Die Comité wird die Antworten des Königs auf Vorschläge, die ihm persönlich betrafen, bemerklich machen; sie lauten: „„Es hat damit keine Eile. — Gut, unter der Bedingung, daß dies keine neuen Ausgaben verursachen wird.““ Der König hat die unumgängliche Nothwendigkeit gefühlt, für immer jene lästigen Gesuche zu unterdrücken, die die Subsistenz seines Volkes verschlangen."

„Man findet in diesem Register ein Geschenk von 1,200,000 Livres an den Herzog von Polignac als Belohnung für seine Dienste, sowie ein anderes Geschenk von 44 Livres und 4 Sous an Jean-Nicolas Hamele, Sergeant beim Regiment von Flandern, dafür, daß derselbe, durch seinen Muth und seine Tapferkeit, zur Einnahme von Duderstadt beigetragen hat!"

„Man ersieht aus dem rothen Buche, daß allein die Familie von Polignac mehr als siebenmalhunderttausend Livres Gehalt oder Pensionen bezogen hat, und daß der größte Theil dieser Pensionen, noch obendrein, von einem Mitgliede auf ein anderes konnte übertragen werden: alle Verwandte oder Schützlinge der Familie genossen mehr oder minder bedeutender Pensionen. Außer der, dem Fürsten von Polignac gewährten Ordonanz au porteur von 1,200,000 Livres, zu welcher Summe der König den Preis der Verpfändung der Domaine von Fenestrange bestimmt hatte, verlieh der König demselben noch eine lebenslängliche Pension von 120,000 Livres, das heißt, durch eine unerhörte Freigebigkeit, den Raub einer reichen Staatsdomaine heiligend, giebt man dem Günstling noch eine Pension, die die lebenslänglichen Interessen der Summe repräsentirt, welche für die Verpfändung dieser Domaine zu zahlen der Günstling gehalten ist! Die dem Herzoge von Polignac verliehene Concession, von allen in Bordeaux zu consumirenden Seefischen eine

*) Man hat in der Bastille mehr als sechs Tausend Exemplare von den Lettres de cachet vorgefunden.

Abgabe nehmen zu dürfen; das, demselben Hofmanne gemachte Geschenk der Anschwemmungen der Garonne, erregten zu Bordeaux und in ganz Guyenne die höchste Unzufriedenheit, und trug nicht wenig zur Erregung der ersten Unruhen von 1789 bei. Die Concession wegen dieser Anschwemmungen setzte den Herrn von Polignac in den Stand, nach Wohlgefallen, die, an den Ufern des Flusses wohnenden Grundeigenthümer zu berauben, je nachdem oder nach Maaßgabe, wie das Wasser desselben über die einzelnen Güter, die seinem Lauf entlang lagen, sich ausbreitete oder zurückwich. Auf diese Weise maaßte sich der Herzog von Polignac eines Rechtes über Fluth und Ebbe der Garonne und Gironde, über die Ueberschwemmungen und das Zurücktreten beider Flüsse an."

„Es ergiebt sich aus dem rothen Buche, daß die Herzogin von Grammont eine Pension von 150,000 Livres bezog, sowohl für ihre verschiedenen und wichtigen Dienste in politischen Angelegenheiten, als in denen des verstorbenen Herzogs von Choiseul, ihres Bruders; ferner: daß für die Prinzessin von Vaudement eine Pension von 60,000 Livres, in Betracht der von ihrem Bruder, dem Prinzen von Lambesc, geleisteten Dienste, verrechnet ist."

„Man findet man ferner ebendaselbst, daß die Frau von Lamballe, Oberintendantin des Hauses der Königin, einer jährlichen Gratification von fast 100,000 Livres als Gehaltszulage genoß."

„Man sieht, daß Gratificationen von 60, von 100 und 150, von 200, von 250 und 280,000 Livres an die Herren d'Aligre, (erster Präsident des Parlaments von Paris,) d'Angiviliers, an Frau von Maurepas und die Herren de Saint-Priest, (Sohn des Intendanten von Languedoc,) Sartine, Civrac ꝛc. ertheilt worden sind."

„Ebenso ist daselbst eine, unter der Regierung Ludwig des Sechzehnten an die Du Barry gezahlte Summe von mehr als 5,000,000 Livres; eine ihrem Gemahl bewilligte Pension von 80,000 Livres und eine von 150,000 Livres, die der Schwager dieser Maitresse, den man gemeiniglich Graf Johann nannte, bezog, aufgezählt und verrechnet."

„Um diese Du Barry her sieht man Richelieu, Fronsac, Bertin, Maupeou, Terray, d'Aumont, den Herzog von Villequier, Coigny ꝛc. ꝛc. ꝛc. gruppirt. Dieses Frauenzimmer hatte vierteljährlich ein Einkommen von 300,000, oder monatlich von 100,000, also circa 3300 Livres täglich."

„Aus dem rothen Buche ersieht man, daß ein gewisser Bonnac, Bischof von Agen, eine Pension von 40,000 Livres: „„auf die Empfehlung und Genehmigung der Frau Du Barry;"" der Graf von Villequier eine Pension von 60,000 Livres: „„auf die Genehmigung der Frau Du Barry;"" der Herzog von Coigny eine Pension von 100,000 Livres: „„auf die Empfehlung der Frau Du Barry"" bezogen. Ferner: daß der Herzog von Coigny dotirt war, mit 1,000,000 Livres als Pensionen; das heißt: 100,000 Livres um seinen Rang bei Hofe zu behaupten; 100,000 Livres aus demselben Grunde; 100,000 Livres „„auf die Empfehlung der Frau Du-Barry;"" 400,000 Livres statt Gehalts für das Amt eines ersten Stallmeisters des Königs; 200,000 Livres als Entschädigung für die Entziehung des genannten Amtes; 100,000 Livres in Betracht seiner Dienste und unter dem Titel eines Gnadengehalts. Ferner: daß Arthur Dillon, bekannt unter dem Namen des schönen Dillon, Obrist und Inhaber des irländischen Regiments seines Namens, eine Pension von 160,000 Livres, „„in Betracht seiner Dienste auf den Antillen"" genoß."

„Der Marquis von Montesquiou-Fezensac erhielt eine Pension von 150,000 Livres, um den Glanz seines, seit der Schlacht von Jarnac so berühmt gewordenen Namens aufrecht erhalten zu können."

„Der Marquis von Brèze bezog 60,000 Livres Pension, um auf eine würdige Weise dem Amte eines Großceremonienmeisters vorstehen zu können."

„Der Marschall von Broglio erfreuete sich einer Pension von 300,000 Livres, in Betracht seiner militairischen Dienste."

„Herr Campan, erster Kammerdiener, Secretär, hatte eine Pension von 45,000 Livres für seine häuslichen Dienste; der mit Reichthümern in Ueberfluß gesegnete d'Aligre, erster Präsident des Parlaments von Paris, eine desgleichen von 90,000 Livres, für seine in der Sache Maupeou geleisteten Dienste, für die Begünstigung des Einregistrirens der Verordnungen wegen außerordentlicher Auflagen (l'enregistrement des édits bursaux) ꝛc. ꝛc. und außerdem erhielt Frau von Aligre, seine Gemahlin, eine Pension von 36,000 Livres."

„Man sieht wie der Graf von Vaudreuil sein Amt als Großfalkonier von Frankreich zu der Summe von 300,000 Livres hat anschlagen lassen, obgleich er davon auch nicht einen dabei Angestellten bezahlte. Nach der der Nationalversammlung gegebenen Auskunft, hatte dieser Günstling in dem Zeitraum von acht Jahren, an jährlichen Gratificationen und Ordonanzen zu Baarzahlungen, die Summe von 2,885,000 Livres bezogen, den Gehalt, der ihm als Großfalkonier bewilligt worden, ungerechnet."

„In diesem rothen Buche findet man die Summe von 1,000,000 Livres notirt, in welche sich eilf Marschälle von Frankreich, von denen zwei Noailles waren, jährlich theilten, während die Gesammtsumme der Pensionen des Ordens vom heiligen Ludwig sich nur auf 900,000 Livres belief."

„Aus ihm erhellet, daß dem Sieur Beaumarchais 1,000,000 Livres bezahlt worden sind, sey es nun für die galanten Intriguen, bey denen er den Unterhändler gemacht, oder um in London mit dem Sieur Morande wegen Unterdrückung lästernder Pamphlete zu unterhandeln."

„Man sieht hier, daß dem Fürsten Maximilian von Zweibrücken zu seinem Unterhalt jährlich 40,000 Livres und eine Summe von 945,018 Livres zur Bezahlung seiner Schulden bewilligt werden sind. (An dem Tage, wo man zu Manheim die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs XVI. erhielt, gab der Fürst von Zweibrücken einen Ball und tanzte auf demselben die ganze Nacht hindurch.) Was für unerhörte Vergeudungen und Verschwendungen werden im rothen Buche nachgewiesen! Man findet in ihm Gratificationen von allen Gattungen; man sieht da Ordonanzen zur Bezahlung von 90,000 Livres für das Ameublement und Silbergeschirr, das man für den Abbé von Vermis von dem Herzoge von Duras gekauft; von 102,955 Livres für die zu Madrid ebenfalls vom Herzoge von Duras für den Abbé von Vermis gekauften Meublen und Effecten; von 11,312 Livres für die zu Venedig von dem Abbé von Vermis für den Grafen von Dusort gekauften Meublen ꝛc. Die Meublen und das Silbergeschirr der Gesandtschaften waren, wie man sieht, ein Gegenstand des Handels; der König bezahlte diese Dinge, der Gesandte verkaufte sie, der König kaufte sie wieder, und so fort. Die bestimmten und unvorherzusehenden Ausgaben des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten waren jährlich zu 6,500,000 Livres berechnet und angenommen, und nichts destoweniger beweist das rothe Buch, daß, in dem Zeitraum von 14 Jahren, von 1774 bis 1788, die geheimen Ausgaben des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten sich auf mehr als 100,000,000 beliefen. Kann man sich da wohl über die Zerrüttung des öffentlichen Schatzes im Jahr 1789 wundern; kann man davon überrascht seyn, daß sich in ganz Frankreich die Stimme gegen diese Plünderungen erhob, als man sah, wie in dem rothen Buche dem Herrn d'Aligre eine Gratification von 64,000 Livres bewilligt wurde, (dieser erste Präsident des Parlaments von Paris hatte 600,000 Livres Einkünfte und bezahlte alles in Allem nur 450 Livres für Steuern und Auflagen)? als man hörte, daß ein Fremder, Herr von Bezenval, 200,000 Livres verlangte, um seine Angelegenheiten zu ordnen ꝛc. ꝛc.? Wird man nicht sagen, daß man sich zu Versailles zu den Zeiten

[illegible] [illegible] [illegible] [

seinem Hofe besonders wichtige Dienste geleistet, durch fürstliche, herzogliche, gräfliche und andere, aus der alten Adels-Etiquette entlehnte, Titel belohnt, mit mehreren dieser Titel aber die Namen von Provinzen, Städten und Domainen in den von ihm eroberten Ländern, als französische Reichs-Lehen (Fiefs de l'Empire français) verbunden. So waren Herzoge von Parma, Piacenza, Bassano, Treviso, Dalmatien, Ragusa, Istrien, Friaul, Padua, Tarent, Gaeta u. s. f. entstanden.

Während der Verhandlungen, welche der Unterzeichnung des Pariser Friedens im Jahr 1814 vorangingen, verwahrten sich die Höfe, denen der Besitz der Territorien, an welchen diese Titel hafteten, durch den Friedens-Traktat zugesichert ward, gegen fernere Beibehaltung einer, mit der Herrschaft des Verleihers über die eroberten Länder nothwendig erlöschenden Titulatur. Zur Rechtfertigung ihrer Protestation wurde der Grundsatz aufgestellt, daß Titel, die an einen bestimmten Ort, wo deren Inhaber sich durch Waffenthaten ausgezeichnet hatten, erinnerten, unverändert bleiben, solche hingegen, die, ohne eine dergleichen Beziehung, ein Besitz-Recht auf Länder oder Städte außerhalb des französischen Gebietes anzudeuten schienen, als abgeschafft betrachtet werden sollten. Die Richtigkeit und Billigkeit dieser Unterscheidung, die, ohne dem Kriegsruhm Abbruch zu thun, gegen eine offenbare politische Anomalie gerichtet war, und unangenehmen Collisionen, welche augenscheinlich daraus entspringen konnten, vorbeugte, ließ sich aus keinem staatsrechtlichen Grunde oder Vorwande in Zweifel ziehen. Gleich wie es einen Grafen von St. Vincent, einen Vicomte von Trafalgar, einen Fürsten von Waterloo, Marquis von Douro und von Talavera, einen Grafen von Mollendorf, einen Fürsten von Wahlstatt u. giebt, konnte es einen Fürsten von Eßlingen, von Eckmühl, einen Herzog von Montebello, von Valmey, von Danzig geben; auch mit dem Titel eines Herzogs von Leipzig, von Hanau, von Brienne, von Montmartre, würde Niemand Begriffe verbinden, die auf irgend eine Weise an eine Landes-Hoheit erinnerten. Dies aber mußte der Fall bei Titeln seyn, die, wenn gleich mit keinem wirklichen Besitz verknüpft, sich nur auf eine Art von fortdauernden Lehens-Anspruch gründen konnten.

Die Publicisten des Journal des Débats und Courrier gehen in ihren thörigten Anmaaßungen so weit, zu behaupten, die Weigerung fremder Mächte, in ihren Gebieten keine, aus der Zeit des französischen Kaiserreichs herrührende Lehens-Verhältnisse *) anzuerkennen, stehe mit dem Artikel der Charte, welcher die während der Buonaparteschen Regierung verliehenen Grade und Würden bestätigt, im Widerspruch; die Charte selbst aber sey nicht allein ein Grundgesetz für Frankreich, sondern ein für alle mit Frankreich paciscirenden Mächte verbindlicher Contract. Wenn diese Lehre auch eben so gegründet wäre, als sie willkührlich ersonnen ist, so würde dennoch das, was daraus gefolgert werden soll, keineswegs bestehen. Die Charte hat Titulaturen, wovon hier die Rede ist, nicht bestätiget, auch nicht bestätigen können. Sie durfte allerdings die in den vorhergegangenen Jahren verliehenen „Graden und Würden" aufrecht erhalten; und die in Bezug auf diese ihr einverleibten Bestimmungen sind für Ausländer, wie für Einheimische bindend; auch kann und wird kein fremder Minister sich anmaaßen, einem französischen Herzogs-, Grafen-, Barons-Titel, aus welcher Zeit er herstammen möge, die gebührende Anerkennung zu versagen. Was aber die Charte weder vermocht, noch auch nur versucht hat, ist die Bestätigung außerhalb Frankreich gestifteter Titular-Besitzungen, die ohne freiwillige Zustimmung der jetzigen Landesherren nicht denkbar war.

Aus dieser einfachen Darstellung erhellt, daß der k. k. Botschafter zu Paris, weit entfernt, sich einer grundlosen Neuerung schuldig zu machen, ein unbestreitbares Völkerrecht vertheidigt, und daſſelbe zu vertheidigen verpflichtet ist.

*) Daß die in Frage stehenden Titel wirklich an solche Verhältnisse geknüpft waren, geht klar aus dem Decrete vom 30. März 1806 hervor, kraft dessen sie von dem damaligen Beherrscher des französischen Reiches verliehen worden waren. Die Artikel 3. und 4. des gedachten Decrets lauten folgendermaaßen:

„Art. 3. Nous avons érigé et érigeons en duchés grand-fiefs de „notre Empire les provinces ci-après désignées: 1) La Dalmatie; „2) L'Istrie; 3) Le Frioul; 4) Cadore; 5) Belluno; 6) Conegliano; „7) Treviso; 8) Feltre; 9) Bassano; 10) Vicence; 11) Padoue; 12) Ro„vigo."

„Art. 4. Nous nous réservons de donner l'investiture desdits fiefs „pour être transmis héréditairement, par ordre de primogéniture, aux „descendans mâles, légitimes et naturels de ceux en faveur de qui nous „en aurons disposé, et en cas d'extinction de leur descendance masculine, „légitime et naturelle, les dits fiefs seront reversibles à notre couronne „Impériale pour en être disposé par nous ou nos successeurs."

Auszug aus dem Moniteur vom 1. April 1806.

Norwegische National-Melodieen, von B. Romberg.

Die in Stockholm erscheinende Zeitung Argus III. vom 3. Februar enthält Folgendes:

Herr Bernhard Romberg giebt nächsten Dienstag auf der Börse sein letztes Concert. Nachdem, was wir mit Gewißheit sagen hörten, beabsichtigt der berühmte Künstler, alsdann zum erstenmale öffentlich die Phantasie über norwegische National-Melodieen zu executiren, die er während seines jetzigen Aufenthalts hieselbst componirt hat. Diese Composition ist ein Gegenstück zu den, durch ganz Europa bekannten, so vortrefflichen Phantasieen über schwedische Volksweisen, die ebenfalls bei derselben Gelegenheit gegeben werden sollen. Ein großer Tonsetzer hat es in seiner Gewalt, auf diese Weise bei dem kunstliebenden Publicum in ganz Europa die Kenntniß der National-Melodieen eines Landes einzuführen, und wenn die Zuneigung gegen das Volk und Land nach dem Erfolge und der Liebe beurtheilt werden kann, mit welcher der Componist einen solchen Gegenstand bearbeitet hat, so möchte man glauben, aussagen zu können, Herrn Rombergs außerordentlich gelungene Phantasieen über schwedische Volksweisen bewiesen, daß Schweden einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Künstlers gemacht habe, von welchem Eindruck seine Composition ein dauerndes Denkmal aufgestellt. Herr Romberg ist unter Europas Künstlern ersten Ranges einer der wenigen, die Schweden besucht haben, und darin einzig, daß er uns mehreremale besucht hat; und daß Herr R. jetzt bei uns auch eine neue Composition über nordische Melodieen geschrieben, um zuerst von uns gehört zu werden, läßt uns ein nicht weniger gelungenes Andenken des Gefühls erwarten, welches das fortwährende Wohlwollen des schwedischen Publicums in dem berühmten Künstler bei seinem letzten Besuche geweckt hat.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 163 Hamburg, Mittwoch den 28. Februar 1827

Herausgegeben von Gerhard von Halem. Redigirt von H. Börnstein und Karl Leberg.

Memoiren et Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Segur.

(Fortsetzung.)

„Als Alles zu Ruhe kam, kam Napoleon zum Leben und Thun. Sobald er sah, daß man bei Einleitung von Handel, in Einführung neuer Gesetze nicht auf Verwirklichungsideen, sondern auf Thatsachen, auf Gegenwart und Vergangenheit, auf Sitten und Gewohnheiten Rücksicht nahm, so ging er mit Eifer und Ernst an die Arbeit.

Er war Gesetzgeber, Fürst, Vater der Armee, Vater des Volkes, Vater seiner Familie, Beschützer der Künste, Freund der Gelehrten, Ehrgeiz trug Vielfalt seiner Talente, Leidenschaften, Tugenden und Laster in seinem Herzen.

Er war Gesetzgeber durch seinen Geist, durchdachte Ideen und Plane, durch Klarheit, mit der jedem Gegenstand sich zu nähern wußte, durch Tiefe, mit der er ihn beurtheilte, durch Scharfsinn, womit er ihn auffaßte.

Er war Fürst durch Majestät, durch Ruhe und Würde, womit er sich Audienzen ertheilen ließ, durch Gnade, womit er sie gewährte, durch Anstand, womit er sie endigte, durch Gewandtheit, womit er sie leitete, durch Klugheit, womit er sie benutzte, durch Beredsamkeit, womit er sie führte, durch Geschicklichkeit, womit er sie zu Ende brachte.

Er war Vater der Armee durch Sorgfalt, womit er sie kleidete, durch Eifer, womit er sie bewaffnete, durch Genauigkeit, womit er sie bezahlte, durch Ruhe und Geist seiner mit der Disciplin, durch Ordnung, womit er sie verpflegte, durch Liebe, womit er sie belohnte, durch Ehrgeiz, womit er sie anfeuerte, durch Vertrauen, womit er sie begeisterte, durch Ehrfurcht, womit er sie vor jeder Verletzung derselben schützte, durch Ruhm, womit er sie krönte.

Er war Vater des Volkes durch Liebe, womit er sich demselben näherte, durch Milde, womit er es regierte, durch Ehrfurcht, womit er es schützte, durch Ruhm, womit er es beherrschte, schwerte Steuer, Zoll- und Accisen-Gesetze, Verbesserung der Straßen und Wege, Anlegung neuer Straßen, Brücken, Kanäle, Häfen, Errichtung neuer Städte, Vermehrung der Bevölkerung, Ausbreitung der Industrie, Aufmunterung der Künste, Wissenschaften, Gelehrten, Künstler, Errichtung neuer Lehranstalten, Verbesserung der alten, Einführung neuer Gesetze, Verbesserung der alten, Einführung neuer Gesetze, Verbesserung der alten, Einführung neuer Gesetze

überschwemmt, Saheb-Guerrad zum Khan. Dieser trat die Städte Kertsch und Kilburn an die Kaiserin ab und bald setzten die Türken den letzten entthronten Khan wieder ein."

„Nach verschiedenen Schlachten eroberte der Bruder Sahebs, von den Russen unterstützt, die Halbinsel wieder, die inzwischen seit der Zeit bürgerlichen Kriegen preisgegeben blieb; die Russen verlängerten sie durch ihre Einmischung."

„Im Jahre 1779 erlangte Frankreich die Räumung der Krimm von der russischen Armee, und der Khan war genöthigt, seine Wahl von dem Großherrn bestätigen zu lassen."

„Da inzwischen die innern Uneinigkeiten immer fortdauerten, die Häfen des Khans, Sahim-Guerray, von russischen Schiffen bloquirt waren und er sich, ohne Vertheidigungsmittel, von dem Fürsten Potemkin und seiner Armee bedroht sah, so stieg er vom Throne und trat Katharinen II. die Krimm, Kuban und die Insel Taman ab. Die Pforte, vom Kaiser von Oestreich und dem König von Frankreich verlassen, sah sich gezwungen, darein zu willigen."

„Diese wichtige Revolution, die, indem sie den letzten Souverain von Gengis-Khans Stamme des ererbten Thrones beraubte, Rußland zum Herrn des schwarzen Meeres machte und so zu sagen vor die Thore der Hauptstadt des ottomannischen Reichs führte, machte damals keinen tiefen Eindruck in Europa."

„So konnte Katharina, siegreich ohne Hinderniß, ganz ihren Wünschen folgend, triumphirend in das alte Tauris einziehen und sich auf dem Throne der tartarischen Fürsten niederlassen, deren Verfahren die Czare von Rußland so oft gezwungen hatten, ihre demüthigen Huldigungen den trotzigen und übermüthigen Häuptlingen der goldnen Horde darzubringen."

„Am 30. Juni passirten wir die famösen Linien von Perekop, die, trotz der Stärke ihrer Lage und der Tiefe ihrer Graben, dennoch nie den Marsch eines Feindes haben aufhalten können und deswegen jetzt nur noch ein Gegenstand der Neugierde sind; wir besahen hierauf die sogenannte goldne Festung, die sie vertheidigt."

„Als wir sie verließen, erblickten wir ein zahlreiches Corps tartarischer Reiterei, reichgekleidet und bewaffnet, das der Kaiserin entgegenkam, um ihr zur Ehrengarde zu dienen. Diese Fürstin, die stets nur große, erhabene und kecke Gedanken in sich trug, hatte, während ihres Aufenthalts in der Krimm, nur von den nämlichen Tartaren begleitet zu werden verlangt, die, Verächter ihres Geschlechts und beständige Christenfeinde, so kürzlich erst von ihr unterjocht worden waren. Ein so wenig erwarteter Beweis von Zutrauen gelang, wie fast alles, was kühn ist."

„Gestehen Sie, mein lieber Segur," sagte der Prinz von Ligne lächelnd zu mir, „daß es doch ein sonderbares Ereigniß wäre, das einen „schönen Lärm in Europa machen würde, wenn die zwölfhundert Tarta„ren, die uns umgeben, den Einfall hätten, uns in vollem Jagen nach „einem kleinen benachbarten Hafen zu schleppen, dort die erlauchte Ka„tharina, so wie den mächtigen römischen Kaiser, Joseph II., einzu„schiffen und sie nach Constantinopel zu führen zur Freude und Genug„thuung Sr. Hoheit, Abdul-Hamet, des Herrn der Gläubigen; und „dieser pfiffige Streich wäre nicht einmal gänzlich unmoralisch; denn „sie könnten wohl, ohne Gewissensbisse, zwei Souverains rauben und „entführen, die, gegen Völkerrecht und Traktaten eben erst ihr Land „geraubt, ihren Fürsten entthront und ihre Unabhängigkeit gefesselt „haben." Glücklicherweise kam dieser Gedanke den rechtlichen Söhnen Mahomets nicht in den Kopf."

„Wir setzten unsere Reise sehr ruhig, in ihrem Geleite, fort und brachten die Nacht an einem Orte, Namens Aidar, zu, wo man ein Lager für uns aufgeschlagen und ein ziemlich elegantes Haus für die Kaiserin gebaut hatte."

„Herrn Fitz-Herbert und mich hatte man in eins der tartarischen Zelte einquartirt, deren ich weiter oben erwähnt. Die Russen sahen mit Verwunderung einen englischen und einen französischen Minister, trotz der Rivalität ihrer Länder und der Opposition ihrer Interessen, durch die aufrichtigste Freundschaft vereint; man würde nicht übel von dem einen gesprochen haben, ohne daß ihn der andere vertheidigt hätte."

„Die Kaiserin freute sich einer so seltenen Vertraulichkeit und fand es ohne Zweifel interessant, uns bei dieser Gelegenheit unter einem Zelte schlafen und an einem Tische Depeschen schreiben zu lassen, die sicherlich in sehr entgegengesetztem Sinne abgefaßt waren."

— „Am 31., nachdem wir über den Salgnire gegangen waren, die öden Ebenen endlich hinter uns lassend, näherten wir uns der Bergkette und genossen in ihren Thälern mit dem innigsten Wonnegefühl des ersehnten Augenblicks, wo wir dichte Schatten, pittoreske Anhöhen, bebaute Felder, schöne Häuser, thätige, arbeitsame Landleute, endlich das ganze bewegte Leben wiedersahen, dessen Spur wir fast in den unbebauten und öden Steppen verloren hatten."

„Am Abend langten wir in der Stadt Batschi-Sarai oder Bachtschi-Sarai an und der ganze Hof zog in den Pallast der alten Khans ein."

„Diese Stadt liegt in einem sehr engen Thal, am Flusse Tschurnck. Gegründet im sechszehnten Jahrhundert von den Tartaren, dehnen sich ihre schlechtgebauten Häuser amphitheatralisch am Abhange der sehr hohen Berge aus, die sie umgeben, ja, so zu sagen, drücken und deren ungeheure Felsen ihr jeden Augenblick den Untergang zu drohen scheinen. Es ist einer der sonderbarsten Aussichtspunkte, die die Neugierde des Reisenden reizen können."

„Leicht kann man am Eingange des Hafens umwerfen und beinah wäre dies der Kaiserin in dem Augenblicke widerfahren, wo sie, die Minarets von Batschi-Sarai entdeckend, ihren Zweck erreichte und im Voraus mit Stolz das Vergnügen genoß, sich auf einem durch ihre Waffen eroberten muselmannischen Throne niederzulassen."

„Man kommt nach Batschi-Sarai oder steigt vielmehr nach demselben herab von einem außerordentlich steilen Abhange, von beiden Seiten mit Felsenriffen umgeben. Katharinens Wagen war sehr schwer, die Pferde, die sie fuhren, feurig und unlenksam; diese muthigen Thiere, gedrückt von einem ungewohnten Gewicht, wurden wild, gingen durch und stürzten sich mit einer solchen Wuth zwischen die Felsen, daß wir jeden Augenblick glaubten, den Wagen umwerfen und in Trümmern gehen zu sehen."

„Die Anstrengungen der Tartaren, den Wagen aufzuhalten, waren fruchtlos; der Schrecken hatte alle Reisende ergriffen; Katharina allein (sagte mir nachher der Kaiser) ließ in ihren Zügen keine Spur von Furcht blicken. Inzwischen wollte das Glück, daß die Pferde, nachdem sie sammt dem Wagen ohne Unfall, man weiß nicht wie, über einige Felsen gekommen, am Eingange einer Straße von selbst stehen blieben, und so plötzlich, daß mehrere von ihnen niederstürzten. Bei diesem letzten Stoße schoß der Wagen ihnen auf den Leib und würde da, ohne die Hülfe der tartarischen Reiter, umgeschlagen seyn, die ihn nur noch mit der äußersten Anstrengung aufrecht hielten."

„Batschi-Sarai, seit der Eroberung sehr entvölkert, enthielt inzwischen noch neun tausend Einwohner, fast alle Muselmänner. Katharinens Politik legte weder ihrem Handel, noch ihrer Gottesverehrung Zwang auf; sie ließ sie in Allem bei ihren alten Gebräuchen und Sitten, so daß wir uns wahrhaft in eine Stadt der Türkei oder Persiens versetzt glauben konnten, mit dem einzigen Unterschied, daß wir Zeit

end Freiheit hatten, alles daselbst zu untersuchen, ohne eine der Demüthigungen fürchten zu dürfen, denen die Christen im ganzen Orient sich unterwerfen müssen."

„Was mich im ersten Augenblicke am mehrsten verwunderte, war das Phlegma, der Stolz und die affectirte oder wirkliche gleichgültige Apathie der türkischen und tartarischen Kaufleute: alt oder jung, saßen diese Türken und Tartaren ruhig vor der Thür ihrer Häuser, oder im Innern ihrer Laden und blieben, weit entfernt, irgend eine Verwunderung, Neugierde und ausdrucksvolle Bewegung der Freude oder des Aergers beim Anblick des Zuges zu zeigen, der, so neu und imponirend für sie, ihren Blicken prachtvoll vorüberzog, unbeweglich, ohne aufzustehen, ohne nur ihre Blicke nach uns zu wenden; einige kehrten uns selbst den Rücken zu."

„Diese Fanatiker schreiben sich fortdauernd eine große Ueberlegenheit über uns zu, die in ihren Augen Ungläubige und Hunde sind, und verharren in ihrem stupiden Stolze, selbst wenn sie besiegt sind; weit entfernt, sich zu demüthigen, schreiben sie nie ihrer Unwissenheit die Schande ihrer Niederlagen und Unglücksfälle zu, sondern klagen deshalb nur das Schicksal (das Fatum) an."

„Man sagte uns, daß der Pallast des Khans, nun der unsrige, in kleinerm Maaßstabe, nach dem Muster des Serails von Constantinopel erbaut worden sey. Er liegt am Flusse, an dessen Ufern die Tartaren einen Quai angelegt haben; man gelangt durch eine kleine steinerne Brücke dahin und kömmt dann in einen großen Hof."

„Links steht die große Moschee des Khans; weiterhin die Ställe; rechts der Pallast des Serails; er hat nur ein Stockwerk und besteht aus mehreren, getrennten Gebäuden von ungleicher Höhe; ein in vier Terrassen getheilter Garten umgiebt ihn."

„Bei der Moschee erblickt man den Begräbnißplatz, wo man die Khans, die Mirzas oder Großen und die Priester beisetzte. Diese, den Todten gewidmeten Orte sind sehr malerisch im Orient, durch die mannichfaltige Form der Gräber und durch die Schönheit der Bäume, die sie beschatten."

„Ihre kaiserliche Majestäten nahmen die Gemächer des Sultans ein. Fitz-Herbert, Cobenzel, der Prinz von Ligne und ich bewohnten die Zimmer der Sultaninnen, die die Aussicht auf schöne Gärten hatten, die freilich von hohen Mauern umgeben waren."

„Jedes Zimmer enthielt, statt alles Geräthes, nur einen breiten und bequemen Divan, der rund an den Wänden herumlief. Die Mitte nahm ein großes, viereckiges Wasserbecken, von weißem Marmor, ein, in dessen Mittelpunkt, aus angebrachten Röhren, sich Strahlen klaren und frischen Wassers erhoben."

„Ein schwaches Licht erleuchtete das Gemach: die Krystallscheiben der Fenster waren mit Gemälden überladen; selbst wenn man sie öffnete, fand die Sonne kaum einen Weg durch die zahlreichen Zweige von Rosen, Lorbeeren, Jasminen, Granaden- und Orangen-Bäumen, die diese Fenster mit ihren Blättern bedeckten, und ihnen, so zu sagen, zu Jalousieen dienten."

„Eines Tages lag ich auf meinem Divan, von der äußersten Hitze erschöpft; mit Entzücken dem Murmeln des Wassers horchend, in der Kühlung des Schattens und dem Dufte der Blumen mich erquickend, gab ich mich ganz der orientalischen Ueppigkeit hin, als wahrer Pascha vegetirend und träumend; plötzlich sah ich einen kleinen Greis, mit langem Rocke, weißem Barte und einem rothen Käppchen auf dem kahlen Kopfe, vor mir stehen."

„Sein Anblick, seine demüthige Stellung, sein asiatischer Gruß machten meine Illusion vollständig und ich konnte mich einen Augenblick für einen wirklichen muselmannischen Fürsten halten, dessen heilige Befehle irgend ein Aga oder Bostangi einholen wollte."

„Da dieser Sklave die fränkische Sprache, d. h. ein schlechtes Italienisch, ein wenig sprach, so erfuhr ich von ihm, daß er ehemals Gärtner des Khan, Sahim-Guerray, gewesen war. Ich nahm ihn zum Führer an und er zeigte mir alle innern Theile dieses orientalischen Pallastes, dessen zahlreiche Windungen und Unregelmäßigkeiten eine Beschreibung sehr schwer machen würden."

„Die unterworfenen Mahometaner konnten uns nichts abschlagen: so gingen wir denn in die Moschee während des Gebets. Da sahen wir eins der Schauspiele, die die menschliche Vernunft betrüben: dreißig bis vierzig fanatische Derwische, die man auf Arabisch Dreher nennt, drehten sich um sich selbst mit der Geschwindigkeit eines Kreisels, aus allen Kräften schreiend: Allah-hu, Allah-hu, Allah-hu! beides mit solcher Gewalt, daß sie zuletzt umsanken, die Brust der Erde zugekehrt, halb ohnmächtig, kaum athmend."

„Man hat Recht gehabt zu sagen, daß, wenn Gott den Menschen nach seinem Bilde gemacht, der Mensch es ihm gehörig erwiedert habe, weil fast überall die Menschen die Gottheit oder die Götter für bizarr, ungerecht und grausam genug gehalten haben, daß so viele lächerliche Mummereien, so viele unnatürliche Kasteiungen und, was noch schrecklicher ist, so viele Menschenopfer ihnen angenehme Gaben seyn könnten."

„Eine Viertelstunde von der Stadt liegt auf einem Berge ein, ausschließlich von karaitischen Juden bewohnter Flecken, die zu den ältesten Einwohnern dieser Halbinsel gezählt werden. Die Karaiten waren die einzigen Juden, welche, sich bloß an das Gesetz Moses haltend, nicht an den Talmud glaubten."

„Fünf Werste weiter erblickt man einen andern isolirten und sehr hohen Berg; er hat eine kegelförmige Gestalt und wird Tiape-Kaimen genannt. Der reine Felsen, woraus er besteht, enthält drei Reihen von Höhlen. Die Umgegenden von Batschi-Sarai sind mit schönen Landhäusern übersäet, die sonst tartarischen Prinzen und ihren Frauen gehörten."

„Die Kaiserin verweilte nur fünf Tage in Batschi-Sarai; das Vergnügen glänzte in allen ihren Zügen; sie schwelgte mit dem Stolz einer Fürstin, einer Frau und Christin in dem Gedanken, den Thron der Tartaren einzunehmen, die, früher Eroberer von Rußland, wenige Jahre vor ihrer Niederlage und Demüthigung, ihre Provinzen noch geplündert, ihren Handel zerstört, ihre neuen Eroberungen verwüstet und den Besitz derselben unsicher gemacht hatten."

„Wir genossen eines fast so neuen Schauspiels, wie sie, indem es uns verstattet wurde, ohne Hinderniß und im Detail, das Innere der berüchtigten Harems zu sehen, woren kein Christ anderwärts nur die Eintheilung kennen lernen kann."

„In der ersten Zeit nach der Eroberung war die Auswanderung der Tartaren bedeutend; aber die milde Toleranz von Katharinens Regierung entwaffnete bald den Haß der stolzen Muselmänner und weckte ihr Vertrauen. Nicht nur Funfzigtausend von ihnen hatten sich entschlossen, in ihrem Vaterlande zu bleiben, sondern es baten selbst mehrere, die schon abgezogen waren, um die Erlaubniß, zurück zu kommen, eine Erlaubniß, die man ihnen schwer zugestand, weil die Erfahrung der vergangenen Zeit glauben ließ, daß sie nie gute Ackerbauer werden würden."

„Von Batschi-Sarai aus durch angenehme Thäler kommend, gingen wir über den Fluß Kabarta, dessen Ufer so romantisch sind, daß man alle von ihm benetzten Gefilde paradiesischen Gärten vergleichen kann. Wir hielten unser Mittagsmahl zu Inkerman, von den Griechen früher Theodora, von den Tartaren Actiar genannt; da bilden hohe

Gebirge, die ſich im Halbkreis ausdehnen, einen breiten und tiefen Meerbuſen, an deſſen Ufern einſt das alte Cherſon und die Stadt Eupatoria ſtanden. Dieſer Hafen und dieſe berühmte Rhede des tauriſchen, ſpäter heraklitiſchen Cherſonneſes hatten von der Kaiſerin den Namen Sevaſtopol erhalten."

„Die Anſicht dieſer dem Herkules, der Diana ꝛc. geweihten Küſten erweckte in uns die fabelhaften Erinnerungen Griechenlands, ſo wie das geſchichtliche Andenken an die Könige des Bosphorus und die Thaten des Mithridates."

„Während des Mahles Ihrer kaiſerlichen Majeſtäten, unter dem Schalle einer harmoniſchen Muſik, öffnete man plötzlich die Fenſter eines großen Balkons. Da traf das prachtvollſte Schauſpiel unſere Augen: durch eine Linie von Tartaren zu Pferde, die ſich trennten, erblickten wir hinter ihnen eine zwölf Werſte tiefe und vier Werſte breite Bai. In der Mitte dieſer Rhede, an die ein weites Meer ſich anſchloß, lag eine furchtbare Flotte, erbaut, bewaffnet und bemannt in zwei Jahren, in Schlachtordnung dem Zimmer gerade gegenüber, wo wir mit der Kaiſerin ſpeiſten."

„Dieſe Flotte begrüßte ihre Monarchin durch Abfeuern aller ihrer Kanonen, deren Donner dem Pontus Eurinus anzuzeigen ſchien, daß er eine Beherrſcherin habe, und daß ihre Waffengewalt in dreißig Stunden ihre Flagge vor Conſtantinopel wehen laſſen und ihre Fahnen auf den Mauern dieſer Hauptſtadt aufpflanzen könne."

„Wir ſchifften uns auf dem Meerbuſen ein. Katharina muſterte die Schiffe ihres Geſchwaders, die weiten und tiefen Buchten bewundernd, die die Natur an beiden Seiten dieſer Rhede ausgehöhlt zu haben ſchien, um den ſchönſten Hafen der bekannten Welt zu bilden."

„Nachdem wir ſo den Raum von zwei Stunden durchſchifft, ſtiegen wir am Fuße eines Berges an's Land, auf welchem ſich das von Katharinen gegründete neue Sevaſtopol amphitheatraliſch erhob. Schon gaben verſchiedene Magazine, eine Admiralität, Verſchanzungen, vierhundert emporſteigende Gebäude, eine ſtarke Garniſon, zwei Hoſpitäler, mehrere Schiffswerfte und Hafenabtheilungen für den Handel und die Quarantaine — dieſer aufkeimenden Schöpfung das Anſehen einer imponirenden Stadt."

„Es ſchien uns unbegreiflich, wie der Fürſt Potemkin, achthundert Stunden von der Hauptſtadt, in einem ſo neuerlich erſt eroberten Lande, die Möglichkeit habe finden können, in zwei Jahren eine ſolche Niederlaſſung zu gründen, eine Stadt zu bauen, eine Flotte auszurüſten, Feſtungswerke aller Art anzulegen und eine ſo große Anzahl Einwohner zuſammenzubringen: es war wahrhaft ein Wunder von Thätigkeit."

„Die drei in unſerer Gegenwart vom Stapel gelaufenen Schiffe und andere von Taganrock ſollten unverzüglich eintreffen. Bevor aber dies geſchah, ſahen wir ſchon ein Geſchwader von fünf und zwanzig Kriegsfahrzeugen, vollkommen bewaffnet und bemannt, die Rhede füllen, und fertig, ſobald Katharina wollte, auf das erſte Signal unter Segel zu gehen."

„Die Einfahrt des Golfs iſt ſicher, bequem, vor Winden geſchützt und eng genug, daß ſich nicht nur das Feuer der auf beiden Ufern angebrachten Batterieen kreuzen, ſondern ſelbſt Kartätſchen von einer Seite zur andern tragen kann."

— „Die Kaiſerin wollte wiſſen, was ich von den neuen Marine-Etabliſſements dächte? Ich antwortete ihr: „Ew. Maj. haben das „traurige Andenken des Friedens vom Pruth ausgelöſcht. Sie haben „die räuberiſchen Zaporavier in nützliche Unterthanen umgewandelt und „die alten Unterdrücker Rußlands, die Tartaren, unterworfen. Endlich „haben Sie, durch die Schöpfung von Sevaſtopol, im Süden vollendet, „was Peter der Große im Norden begonnen. Es bleibt Ihnen kein „anderer Ruhm mehr zu erringen übrig, als der, die Natur zu beſiegen, „und alle die neuen Eroberungen und weiten Steppen, die wir durch„zogen haben, zu bevölkern und zu beleben."

„Wirklich konnte nichts Katharina hindern, ruhig eines ſolchen Ruhmes zu genießen, wollte ſie nicht, ſtatt ſich mit dieſen nützlichen Arbeiten zu beſchäftigen, neue Eroberungen verſuchen und dadurch vielleicht ihr Glück gefährden; denn oft machen unerwartete Unglücksfälle die geſchickteſten Combinationen zu Schanden und ein Augenblick ſetzt den ruhmvollſten Reichen ein Ziel."

„Die Niederlagen Ludwigs XIV. in ſeinem Alter, das Mißgeſchick Karls XII., die kritiſche Lage Peters des Großen am Pruth, die Vernichtung der Heere Napoleons ſind große Lehren, die das Loos der Waffen, in allen Jahrhunderten, dem Genie giebt, die aber das Genie, ſtets auf ſeine Kraft und ſein Glück zu viel vertrauend, unglücklicherweiſe faſt niemals für ſich ſelbſt benutzt."

(Die Fortſetzung folgt.)

Expedition der Corvette la Bayadère nach dem griechiſchen Archipelagus, Syrien und Aegypten im Laufe des Jahres 1826,

beſchrieben von Hrn. Bignon, Oberwundarzt der Corvette und angeſtelltem Arzt bei der Marine des Orients.

Am 20. October mit Tagesanbruch wurden die Anker gelichtet, und bald blieb uns von der ſchönen Stadt Neapel nur noch die Erinnerung und der Schmerz der Trennung von dieſem reizenden Lande.

O fortunatos nimium sua si bona norint . . . Napoli.

Warum iſt doch ein ſo fruchtbares Land, das mit ſo vielen andern Vortheilen das freundlichſte Clima verbindet, Menſchen anheim gefallen, die ſeinen Werth nicht zu würdigen wiſſen? Was iſt aus der Energie der alten Bewohner Latiums, der Vorältern ſo vieler entarteten Menſchen geworden?

So hat Rom denn Alles in ſeinem Untergange mit ſich fortgeriſſen. Man findet freilich noch wohl die ſchöne Phyſiognomie, die Köpfe, die Haltung ſeiner ehemaligen Bürger wieder; es iſt dieſes aber nur eine trügeriſche Hülle. Ueberall betritt der Fuß eine Feuer-Erde und geht auf Vulcanen oder Lava; von allen Seiten große Erinnerungen; überall Züge und Denkmäler einer vergangenen Größe, und dennoch erſtirbt die Einbildung in der Mitte von ſo vielen Gegenſtänden, die geeignet wären ſie aufzuregen. Kleinmuth und Abgeſtumpftheit haben den Platz eingenommen, den ſonſt Tapferkeit und Genie inne hatten, die ſchönen Künſte haben ſich von dieſen Orten geflüchtet, als wären ſie ein Land des Exils. Die ſchöne campana di Roma iſt ſogar eine Stätte des Abſcheu's geworden, über die man hinweg zu kommen eilt, vor der man flieht; die Luft die man dort athmet iſt verpeſtet, tödtend. — Bald brachen ſich jedoch meine Reflexionen an der Anſicht der Inſel Capreä, an der wir ziemlich nahe entlang fuhren, ehemaliger Luſtort des Tiberius, der ihn zum Schauplatz ſeiner Ausſchweifungen machte. Luſtwälder von Myrthen, Lorbeeren, Orangen, Oliven- und Mandelbäumen machen auch jetzt den Aufenthalt daſelbſt höchſt angenehm; auch verſichert man, daß mehr als ein Monarch der neuern Zeit ſich dahin begeben habe um der Cypris zu opfern. Den dortigen, dieſer Göttin geweiheten Tempel, hatte man zu einem Serail umgeſchaffen, deſſen junge Odalisken, wie man ſagte, aus der ganzen Inſel ein neues Cythere machten. Die ſchöne

Küste, welche den Meerbusen einfaßt, verlor sich bald in den Wolken, über welche nur noch das Fort Sanct Elmo und der Versuv hervorragten; ein günstiger Wind trieb uns auf Sicilien zu. Leb denn wohl, rief ich, du Land der Lust, Wiege der Künste und des Genie's! Lebt wohl ihr Denkmäler und Aschen so vieler Helden; ich glaube eure Riesenschatten noch an den Ufern umher irren zu sehen, seufzend über die Erniedrigung ihres vor Zeiten so glanzvollen und ruhmgekrönten Vaterlandes. Unweit der Insel Lepari hörte der Wind auf uns günstig zu seyn und Sicilien bot sich unsern Blicken dar, ohne daß wir es erreichen konnten. Zum Sturm gesteigert, zwang uns der Wind die ganze Nacht auf hoher See zu kreuzen; doch durften wir weder das Geheul der Hunde der Scylla, noch die Schlünde der Charibdis fürchten. Wir steuerten auf Palermo, das alte Panarma los, das ziemlich weit von der Meerenge von Messina, wovor die Alten so große Furcht hatten, entfernt ist; endlich, am 5. November, des Nachts, gingen wir bei Palermo, das in der Tiefe einer sehr schönen und reich angebaueten Bucht liegt, vor Anker. Jahrhunderte sind entschwunden, die Zeit hat auch diesen Orten ihre tiefen Furchen eingedrückt, neue Geschlechter sind an die Stelle der alten gekommen, Städte sind zerstört, neue an der nämlichen Stelle erbauet worden: aber die Erinnerung an vergangene Zeiten ist noch nicht ganz verwischt in den Herzen der sicilianischen Insulaner. Ein neues Capua, haben sich mehrere Städte Siciliens dem Larus und der Verweichlichung hingegeben, ohne jedoch die heroischen Gefühle, den Trieb zu edelherzigen Thaten, ganz zu ersticken. Dieses Volk, das den Anstrengungen Athens zu widerstehen vermochte, das lange Zeit den Kampf mit der römischen Republik bestand, die carthagiensischen Waffen abschlug, wußte auch das Joch der Tyrannei abzuschütteln und zerbrach die Standbilder seiner Unterdrücker. Von wie vielen Revolutionen ist nicht diese Insel, die ihres Reichthums und ihrer Fruchtbarkeit wegen allen ihren Nachbaren ein Ziel des Gelüstes war, die Beute gewesen. Endlich mußte sie wohl unterliegen; aber Rache brüteten insgeheim die Herzen der Einwohner, die es den Römern nie verziehen, daß sie daraus die Kornkammer ihrer Republik gemacht hatten. Ueberzogen von Vandalen, besiegt durch Belisarius, wechselnd dem Joch der Saracenen und der Normänner unterworfen, gaben sie zuletzt ein furchtbares Beispiel des Rachegeistes, der sie beherrschte: die sicilianische Vesper ruft mit Grausen die Zeit der furchtbarsten Reaction ins Gedächtniß zurück, und doch glaubten jene Menschen nur eine lobenswürdige und heldenmüthige That, ihr Vaterland zu rächen, gethan zu haben.

Es war im Jahr 1282, als Peter, König von Arragonien, diese grausame Niedermetzelung der Franzosen befahl, der nur eine sehr kleine Zahl entging. So wurden die Manen Mainfroi's gerächt, der, ein Opfer seines Patriotismus, in der Schlacht von Benevent fiel. Erst vor ungefähr 400 Jahren ist Sicilien mit dem Königreiche Neapel vereinigt worden. Was wäre nicht aus dieser Insel, der bedeutendsten im mittelländischen Meere, reich aus eignen Mitteln und mit einer Bevölkerung von fast anderthalb Millionen zu machen gewesen! Sie ist 66 Lieues lang und 45 breit. Wir bekamen nur einen ihrer Häfen und ihre Hauptstadt zu sehen. Dahin begaben sich vor Zeiten eine Menge Flotten von allen Festländern der Nachbarschaft, um ihre Schätze gegen den Ueberfluß ihrer reichen Producte auszutauschen. Die Gaben der Ceres, die Schätze des Bacchus, das Oel, der Ertrag des Zuckerrohrs und der Baumwollenstaude, die Manna, der Doppelertrag der Arbeit der Bienen: Wachs und Honig, bilden nur deren kleineren Theil wenn man den Reichthum ihrer Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisen-Minen; ihre schönen Marmor- und Porphyr-Brüche, ihre Jaspis-, Agat- und Smaragd-Gruben, und das große Quantum Alaun, Schwefel und Vitriol, das sie liefert, in Betracht zieht. Ohne Zweifel ist es die Nachbarschaft des Aetna, der sie ihre zahlreichen Mineralquellen, temperirt oder heiß, und theilweise auch die erstaunenswürdige Fruchtbarkeit ihres Bodens verdankt. Zu meinem großen Leidwesen konnte ich auf dieser Reise das schöne Thal nicht besuchen, wo, wie die Alten sagen, Ceres den Bewohnern von Sicilien zuerst den Ackerbau gelehrt hat. Es liegt dicht bei Catane, einer kleinen Stadt, die mehrere Male von der Lava des Vulcans, an dessen Fuß sie liegt, begraben worden ist, welche die Industrie der Einwohner aber jedesmal aus der Asche wieder erstehen ließ. Da ist's, wo die Göttin in ihren von Tiegern gezogenen Wagen spatzieren fuhr, auch zeigte man eben daselbst die Höhle, durch welche Pluto, als er die Proserpina geraubt, wieder zur Unterwelt heimkehrte. Unweit dieser Stätten ergießen sich Arethusens Silberwellen, die im raschen Laufe dahin eilen um sich mit denen des Alpheus zu vereinen. Da erhebt der riesige Aetna seine gefurchte Stirn und schleudert hohe Rauchsäulen von sich; indessen scheint es, daß die Cyclopen dort nicht ferner Donnerkeile und Blitze für den Göttersürsten schmieden, denn schon seit langer Zeit speiet er keine Flammen mehr und hat auch keine heftigen Ausbrüche. Seine Höhe beträgt 1672 Klafter über der Meeresfläche. Messina und Syracus haben ihre Namen nicht gewechselt, aber diese Städte sind schon mehrere Male vernichtet und wieder neu aufgebauet worden. Die erstere ward im Jahr 1783 durch ein Erdbeben fast ganz über den Haufen geworfen und Syracus zeiget in seinen Ruinen, wie groß es ehemals gewesen ist. Die Agathokles und die Dyonise haben kein andres Andenken als das ihrer tyrannischen Macht hinterlassen, aber das Gedächtniß des tugendhaften Gelon hat sich in Ehren erhalten; sein Name wird noch oft genannt, auch findet man noch Spuren seiner Wohlthaten.

Nach dem ersten Kreuzzuge kehrte die Corvette nach Toulon zurück, wo sie zwei Monate lang auf der Rhede blieb. Am 11. December gingen wir abermals unter Segel und nahmen unsern Lauf nach Algier, um dort zwei Missionarien und Attachés bei fremden Missionen zu landen. Wir kamen wieder die Balearischen Inseln, hernach Sardinien vorbei und erblickten am sechsten Tage die afrikanische Küste, auf welche uns ein starker Wind bis zum Abend lostrieb. Da die Küste nicht hinlänglich recognoscirt war, hielten wir die hohe See, und da sich am nächsten Morgen der Wind geändert hatte, so lavirten wir den ganzen Tag, um die Bucht von Algier zu gewinnen, deren Stadt man deutlich unterscheiden konnte. Ein heftiger Windstoß aus N. W. zwang uns noch einmal eine mit Klippen stark besetzte Küste zu fliehen; am 19. aber, um die Mittagszeit, warfen wir auf der Rhede von Algier, in weiter Ferne vom Lande, die Anker aus. Die Coelette Etoile, zwei Tage vor uns von Toulon abgegangen, lag schon dort. Unsere Missionarien waren hocherfreut, sich am Ziel ihrer Reise zu sehen, besonders der eine, der während des Windstoßes schon gemeynt hatte, sein letztes Stündlein sey gekommen. Ich hatte geglaubt eine wilde und verwahrloste Küste zu finden; statt dessen sah ich nun überall ein schönes und angebauetes Land. Die Bucht ist ziemlich geräumig; rechts, am Eingange, erblickt man die Stadt, einen amphitheatralisch am Abhange eines Berges vertheilten unübersehbaren Haufen weißer Häuser mit platten Dächern. Moschee'n und Minarets dominiren diese zahlreichen Gebäude, deren Ganzes einen merkwürdigen Anblick darbietet. Von mehreren derselben wehet die Fahne des Halbmondes; schöne Festungswerke beschützen die Barbaresken-Stadt und machen sie, wie man versichert, fast uneinnehmbar. Ich habe noch keine Stadt von einem gleichen Aeußern gesehen, aber ihr Inneres ist düster und traurig, indem ihre Straßen enge und unsauber sind. Gleich als wir die Anker ausgeworfen hatten, kam der französische Vice-Consul zu uns an Bord; das Fort begrüßte uns durch 41 Kanonenschüsse, was wir sofort erwiederten. Sobald wir unsre beiden Missionarien ausgesetzt hatten, die das Boot des Consuls bestiegen,

lichteten wir wieder die Anker, um nach Tunis abzugehen. Ehe wir die Bucht verließen, besah ich mir noch einmal ihre lieblich grünenden Ufer und Felder. Alles ist dort fruchtbar und wohlangebauet; hübsche weiße Häuser schimmern aus der Mitte von Lustgehölz hervor, und die Küste hat mehrere schöne Landschaften. Ein zur Fahrt nach Tunis günstiger Wind ließ uns nur eine kurze Zeit auf dieser dem Nordwinde offenen und gefahrvollen Rehde verweilen. Anfangs segelten wir längs der Küste hin, bald entfernten wir uns aber wieder von ihr, und am 21. hatten wir, weil uns der Wind für die Fahrt nach Tunis entgegen war, wieder Sardinien zu Gesicht; in der Nacht sprang er um und blies heftig. Am 22. des Morgens hatten wir Sardinien weit hinter uns und erkannten Gatita, eine kleine Insel in der Nähe der afrikanischen Küste. In geringer Entfernung von der Küste zeigte sich uns die Barbareskenstadt Porto-Farino mit ihren Moscheen und Minarets, die, bei ihren unangebaueten Umgebungen und eingeschlossen von kahlen Bergen, wie in eine öde Wüstenei hineingeworfen erscheint. Ein weit in die See hinaus gehendes Vorgebürge scheint eine Verlängerung der Bergkette zu seyn, die wir umfuhren; es ist dieses das Cap Karthago und es verdeckt unsern Blicken die Trümmer der merkwürdigen Stadt, wovon es den Namen führt. Das blasse Mondlicht wirft von demselben seine Silberstrahlen zurück; eine feierliche Stille herrscht unter der Schiffsmannschaft beim Anblick dieser Oerter; die Luft ist kaum bewegt, so daß der Kiel des Schiffs nur eine schwache Furche im Meer zieht und man dieses für einen großen See halten möchte. Was ist aus den phönizischen Flotten geworden, die es ehedem bedeckten? Die Luft ertönet nicht mehr von dem Freudenruf der Einwohner von Tyrus; der römischen Galeeren Ruderschlag ist lange verhallt! Karthago, die Wetteiferin von Tyrus, die Nebenbuhlerin von Rom, ist vernichtet! — Allmählig zieht sich das Vorgebürge zurück; eine unermeßliche Bucht eröffnet sich uns; ich erblicke endlich die Ueberbleibsel von Karthago. Wechselnd beschäftigen mich seine Größe, seine Reichthümer, seine Unfälle; meine Einbildungskraft ergeht sich in so vielen denkwürdigen Erinnerungen; meine Blicke streifen am Ufer hin und her: ich sehe nur ein Grab, nur Aschenhaufen . . . Aber einige Meilen weiter läßt Tunis seine Flaggen von neu aufgeführten Wällen, von der Spitze seiner Moscheen herab wehen.

Am folgenden Tage legten wir am rechten Ufer der Bucht an; ich stehe nun endlich auf dieser berühmten Erde, ich durchstreife die Stätte, wo Karthago gestanden: aber ich sehe nur Ruinen, nur zerstreuete Trümmer. Mehrere Türken, die der französische Vice-Consul ausgesandt hatte, erwarteten uns am Ufer, um uns bei unsern Nachforschungen als Führer zu dienen; zwei von ihnen trugen Turbane und waren ziemlich reinlich gekleidet; alle Augenblicke stopften sie sich ihre langen Pfeifen und bliesen den Tabacksdampf mit großer Behaglichkeit von sich. Die andern verriethen durch ihr Aeußeres das tiefste Elend, und nur ein einziger war mit einem Gewehr von ungeheurer Größe bewaffnet. Nachdem wir längs des Ufers eine Strecke zurückgelegt, erklimmen wir einen steilen und felsigten Abhang, und nun eröffnet sich unsern Blicken eine unübersehbare Weite: ungeheure Mauerstücke, Trümmer von Gewölben und andre Häuser-Reste, dehnen sich fernhin aus und geben durch ihre colossale Form, durch ihre imponirende Bauart Kunde von ihrer vormaligen Größe. Ein großer Theil dessen, was den letzten Verheerungen der Zeit entgangen war, ist durch Menschenhand vernichtet worden. Durch den Pflug sind auch die Spuren der meisten Denkmäler verschwunden und man sieht an ihrer Statt nun Felder mit Korn und Hülsenfrüchten. Auf den Hügeln weideten zahlreiche Heerden und einige Kameele; sie finden dort inmitten der Ruinen einen Ueberfluß von Thymian, Quendel und Lavendel. Inzwischen bemerkt man doch, wenn man diese bebaueten Felder durchstreift, daß man über die Trümmern einer Stadt des Alterthums geht; die Erde ist mit Marmorstücken, Fragmenten von Mosaik, Karniesen, Kapitälern und Säulen überdeckt, wovon mehrere noch mit halberloschenen Inschriften versehen sind. Beim Nachgraben findet man kupferne Medaillen, Münzen, Bruchstücke von Vasen und Mosaik-Arbeiten, die nicht werthlos sind. Am äußersten Ende dieser Ebene, nach der Seite des Vorgebürges von Karthago, sieht man noch die alten Cisternen, Bauten, deren Riesengröße allein schon hinlänglich wäre, einen Begriff von der Macht der Karthagienser zu geben. Diese ungeheuren Behälter hatten nicht bloß den Zweck die Stadt mit Wasser zu versehen, sondern lieferten es auch den Flotten der Republik; man zählt noch diesen Augenblick acht tiefe Bassins, aufs dauerhafteste gemauert und oben darüber mit einer dicken Wölbung. Ueber eine Terrasse, welche die doppelte Gallerie der Leitung trennt, gelangt man leicht zu einem jeden der Bassins; die Mauern dieser Cisternen sind sehr dick, von fester Fügung, und den alten Bauten der Römer sehr ähnlich; in gleichen Fernen sieht man große horizontal daran gelegte steinerne Stützen. Der übrige Theil scheint fast gänzlich aus sehr kleinen und in Cement begrabenen Bimssteinen zu bestehen. Der Stuck, womit die Außenseite bekleidet ist, schien mir auch eine große Aehnlichkeit mit dem an den Gebäuden der alten Monumente von Pompeji und in der Umgebung von Neapel zu haben. Nicht weit davon eröffnet sich ein unterirdischer Gang, in welchem man, wenn man einige Stufen hinabgestiegen ist, zu einem schmalen Weg gelangt, der zu zwei ziemlich geräumigen Gemächern in Rotunden-Gestalt führt, die durch mehrere ovale Oeffnungen in einer darüber befindlichen Kuppel Luft und Licht erhalten; es sollen dieses Bade-Salons gewesen seyn. Auf unserm Rückwege durch das Thal zum Ufer, regnet es in Strömen; es war nicht mehr der heitere Himmel, die reine Luft von Sicilien, und es schien, als hätten sich die Elemente wider unsre Excursion verschworen. Doch vermag uns nichts aufzuhalten, denn das Bild vergangener Zeiten, die Ansicht der Stätten, die wir durchstreifen, erhitzen unsre Einbildungskraft, während unsre Körper durchnäßt und erstarrt sind. Schon haben wir eine ziemlich erhabene Anhöhe erklimmt, von wo aus unsre Blicke einen großen Raum übersehen; noch in der Ferne zeigen sich uns Spuren des Alterthums, die sich bis zum See Goelette hin verbreiten. Mehrere von diesen Trümmern haben sogar in dem See an einigen Stellen die Fahrt gehemmt. Ein kleiner Hafen und Stadt, die wir am Eingange dieses Sees erblicken, ist nach diesem benannt; Tunis schimmert durch die Wolken durch, die uns einen Theil desselben verdecken. Diese Stadt nimmt ein ungeheures Gebiet am jenseitigen Ufer des Flusses, 9 Meilen von dem eben erwähnten Hafen, ein; sie erhebt sich amphitheatralisch aus einer Ebene an einem Hügelabhang hinauf; ihre zahlreichen und schönen Gebäude, ihre prachtvollen Moscheen, verkünden eine große Hauptstadt. Sie ist seit viertehalb Jahrhunderten im Besitz der Türken. Es war im Jahre 1270, als Ludwig IX. dort an der Pest starb; nach den Volkssagen hier zu Lande erhielt er sein Grabmal in der Nähe des Vorgebürges von Karthago. Man sieht an dieser Stelle gegenwärtig nur noch eine Festung, die das Meer beherrscht.

Am folgenden Tage machten wir neue Excursionen in einer entgegengesetzten Richtung; wir kamen durch ein türkisches Dorf und fanden überall noch alterthümliche Spuren, als: Mauerstücke, die, verkalkten Felsen ähnlich, dem Zahn der Zeit zu trotzen schienen, Gewölbe ꝛc.; welch einen ungeheuren Umfang muß Karthago gehabt haben! Wie furchtbar muß es seinen Feinden gewesen seyn! Bald werden wir von einer malerisch gelegenen Gegend angezogen, aus welcher uns mehrere Türken herbei winken. Wir betreten nun Felder, die mit Olivenbäumen bepflanzt und durch eine Dornenhecke eingehegt sind; dann fällt uns ein viereckigtes Gebäude in die Augen, das von Cibenbäumen umgeben ist,

und zu dem wir durch eine Allee von der nämlichen Holzart gelangen. Nach einigen Schwierigkeiten öffnen sich uns die Pforten, und wir betreten nun einen Garten, der uns wie jener der Hesperiden erschien, denn alle, meistens Lauben bildende, Bäume hingen voll von goldgelben Aepfeln. Einige türkische Frauen ergreifen bei unserm Anblick die Flucht, haben jedoch, überrumpelt, nicht die Zeit gehabt, uns ihre hübschen Gesichter ganz verbergen zu können; ihren Körper schmücken rothe Tunikas und mit Sammt besetzte Korsette, und ihr Haupt umgiebt ein turbanartig gelegter Shawl. Nicht schneller würden Nymphen fliehen, die von Faunen verfolgt würden; doch veranlaßte sie die weibliche Neugierde, sich noch einmal umzusehen, sobald sie ihr Asyl erreicht hatten. Wir durchstreifen den köstlichen Garten, laben uns an seinen herrlichen Früchten, und unsre Führer nehmen deren noch eine Menge für uns mit. Der Wächter dieses Gutes bebt vor Lust, als er unsre Laute hört, und giebt laut seine Freude darüber zu erkennen, daß er franz. Officiere sieht. Auch wir waren nicht wenig überrascht, als wir ihn sich geläufig in unsrer Sprache ausdrücken hörten; dieses erklärte sich jedoch bald, indem er uns belehrte, daß er acht Jahre lang in unsere Armee gedient habe. Er stellte uns seine beiden Kinder vor, denen wir einige Stücke Geld gaben, worüber sie eine große Freude hatten; inzwischen war es Zeit, zu unserm Boote zurückzukehren, von welchem wir uns weit entfernt hatten; die Nacht brach herein, und es wäre nicht vorsichtig gewesen, nun noch länger in einem Lande umher zu streifen, das uns unbekannt war und das nicht im besten Rufe steht. Auf einem sich allmählig senkenden Wege, gelangten wir nun wieder zum Ufer des Meeres. Dieses scheint seit einigen Jahrhunderten große Fortschritte gemacht zu haben, denn Ruinen von ungeheuren Gebäuden, die man, wenn man sie nicht genauer untersuchte, für Felsen nehmen könnte, liegen darin begraben; auch dieses sind noch Ueberbleibsel von Karthago, um welche sich alle Elemente zu streiten scheinen.

Am 29., um 11 Uhr Morgens, verließen wir die Bucht bei einem wahren Frühlingswetter. Der Sturm am vorigen Tage hatte die Atmosphäre gereinigt, der Himmel war klar und wolkenlos; bald sind uns die Ruinen von Karthago aus dem Gesicht, und wir treiben unter vollen Segeln auf Tripolis zu. Wir fahren, ohne weiter Notiz davon zu nehmen, an Malta vorbei, auch sind wir die Insel der Calypso, im Angesicht von Gerigo, passirt. Wir alle hofften in der schönen Bucht von Milo Schutz gegen das schlechte Wetter zu finden, das uns, seit unserer Abfahrt von Toulon, fast immer verfolgt hatte; stets von den sich thürmenden Wogen hin- und hergeschleudert, bedurften wir der Ruhe. Wenn das mittelländische Meer in der schönen Jahreszeit in der Regel eine gemächliche und angenehme Schiffahrt gewährt, so ists doch ein andres im Winter. Dann herrschen dort heftige Windstöße, die aufgewühlten und durch das nahe Land eingeengten Wellen brechen sich und folgen so rasch aufeinander, daß die Schiffe nie einen ruhigen Lauf haben. Die Insel Candia zur rechten lassend, fahren wir dicht an Cythere weg und kommen zu Milo an. Endlich begrüße ich dich nun, du schönes Griechenland, Wiege der Künste, Vaterland so vieler Helden, schöne Ufer, berühmter Archipel, Land hochherziger Thaten und großer Erinnerungen; Inseln, vormals berühmt und blühend, jetzt so herabgesunken, und seit langer Zeit gebeugt unter dem schimpflichen Joche der Muselmänner; auch ihr wackere Armeen, die ihr eure Freiheit vertheidigt, seyd gegrüßt, drei Mal gegrüßt! Welche Gefühle bemeistern sich meiner, indem ich mich diesem, nun so unglücklichen, Lande nähere! Wie drängen sich Reflexionen auf Reflexionen bei der Erinnerung an vergangene Zeiten! Milo, das alte Melas, ist die erste Insel des Archipelagus, wo wir Fuß fassen. Ihr Anblick ist düster und wild, die Berge, die sie beherrschen, so wie die dazwischen liegenden Thäler sind fast gleich sehr unangebauet, doch sieht man einzeln die das Auge ermüdende Eintönigkeit durch grüne Kornfelder unterbrochen. Es ist nicht mehr die productenreiche, mit immer üppiger Vegetation bedeckte Insel, wie sie Tournefort seiner Zeit gefunden hatte. Zu arm und zu unbedeutend, um Aufmerksamkeit und Habgier zu erregen, ist sie bis dahin noch dem Eisen und den Verheerungen der Türken entgangen, die wohl wissen, daß sie ihnen keinen Widerstand leisten wird, wenn sie nur erst im Besitz von Morea sind; auch ist sie der Zufluchtsort einer Menge unglücklicher Griechen geworden, die das Glück gehabt haben sich der Wuth ihrer Unterdrücker zu entziehen. Aber zu welchem schrecklichen Elende sind diese Unglücklichen heruntergebracht! Der größere Theil ist halbnackend, ohne Hülfsmittel, ohne sichere Subsistenz, und gezwungen, in ausgehöhlten Gruben oder in Felsenschluchten Obdach zu suchen; und die Frauenzimmer sind so in Schrecken gesetzt, daß sie, um nur nicht von den Türken entdeckt zu werden, sich dem Tageslichte ganz entziehen. Jedoch haben sich mehrere Geflüchtete von den andern Inseln, Sprioten und Candioten, einige Hütten erbauet, die ein kleines Dorf für sich bilden, in welchem sie vom Fischfang leben und wo sie einige Felder anbauen. Weiterhin, am Eingange der Bucht, erhebt sich, hoch in den Lüften, das Dorf Castro. Adlern gleich, die auf den höchsten Felsenspitzen nisten, haben sich die Einwohner von Milo Wohnungen auf dem Gipfel eines kahlen Berges gebauet, der, seiner Steilheit wegen, schwer zu erklimmen ist. Ich habe ihn über holperichte und fast ungangbare Wege erstiegen; doch bieten diese wilde und rauhe Natur, diese tiefen Thäler mit den sie beherrschenden Felsmassen und Produkten vulcanischer Ausbrüche einen imponirenden Anblick dar, der trotz seiner Rauhheit nicht reizlos ist. Hin und wieder sah man Ziegenheerden, wie wenn sie frei über uns in der Luft schwebten; diese lebhaften und gelenkigen Thiere schwangen sich springend auf den Kamm der Gebirge, um sich von den dort in großem Ueberfluß wachsenden aromatischen Pflanzen zu nähren, deren Duft höchst lieblich ist. Nach einem einstündigen Marsche erreichte ich das kleine Dorf Sifur, unterhalb Castro und in geringer Entfernung von dem Candioten-Dorfe, zu welchem ich, nachdem ich noch einen abschüssigen Felsen erklettert hatte, auch bald gelangte. Es besteht aus mehreren kleinen, ziemlich schlecht gebaueten und meistens unreinlichen viereckigen Häusern mit platten Dächern; die, engen und kothigen Straßen, wenn man diesen Namen einer Art Hohlwegen geben darf, an deren Seiten Häuser hinlaufen, deren Ansehen das tiefste Elend verkündigt, führen zu einem ebenen Platze, von wo aus man eine weite Aussicht hat.

Zuerst erblickt man in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen die Insel Argentiera, und darüber hinaus am fernen Horizonte die Insel Cythere. Milo ist fast in seiner ganzen Weite von 18 Lieues im Umfang zu übersehen. Seine Thäler und Gebirge dehnen sich weithin aus; einige der ersteren sind grün und angebaut, die Berge aber sind, außer den Olivenbäumen, die darauf wachsen, kahl. Die Einwohner haben auch, indem sie ihren Wohnsitz so hoch genommen, sicher die Absicht gehabt, sich vor der, im Allgemeinen ungesunden Thalluft zu schützen. Die Moräste verursachen auf der Insel eine Menge Wechselfieber, und die Stadt Milo, die dieser Moräste viele in ihrer Nähe hat, ist schon mehrere Male von ihren Einwohnern ganz verlassen worden. Seit einer schrecklichen Pest, die vor mehreren Jahren darin gewüthet, hausen dort nur noch einige wenige ärmliche Griechen in Hütten, die sie sich unter Ruinen erbauet haben. Der französische Vice-Consul, Herr Brest, wohnt in dem luftigen Castro; er ist dort der große Herr, und sein Haus ist im Vergleich mit jenen der Griechen, ein wahrer Pallast. Alle Franzosen finden eine herzliche Aufnahme bei diesem würdigen Repräsentanten unsrer Nation. Er ist der Vater und die Stütze aller Unglücklichen, d. h. mit andern Worten fast der ganzen Einwohnerschaft. Er stellte uns seine

Kinder, zwei Mädchen und einen kleinen Knaben, mit der Aeußerung vor: „Sehen sie da meine einzige Freude, meinen einzigen Troſt, ſeit dem grauſamen Verluſte ihrer Mutter.“ Ueber dieſen erhielt ich nachher folgende Auskunft: — Vor einigen Jahren landeten Seeräuber auf Argentierra, wo Herr Breſt ſich damals aufhielt, und verbreiteten Schrecken unter den friedlichen Einwohnern. Eine große Anzahl von dieſen ward niedergehauen, der Reſt zu Gefangenen gemacht und das ganze Dorf ward geplündert und verwüſtet. Herr Breſt, der inmitten dieſer Gräuel den Kopf nicht verloren hatte, flüchtete ſich, da ſein Beſtreben, einen ſo blutdürſtigen als raubgierigen Feind abzuſchlagen vergebens war, in ſeine Wohnung, die er verrammelte und unter dem Beiſtande ſeiner Domeſtiken gegen mehr als 200 dieſer Piraten vertheidigte. Schon hatte er eine Menge Angreifer niedergeſchoſſen oder, wenn ſie die Fenſter zu erſteigen ſuchten, mit abgehauenen Händen zurückgeſchickt, als der Troß, wäthend über einen ſo hartnäckigten Widerſtand, Brennſtoffe um das Haus herum legte und ſolche anzündete. Sich mitten durch die Flammen und die Räuber einen Weg bahnend, gelang es ihm wie durch ein Wunder, zu entkommen und einen Moraſt zu erreichen, der ihn die Nacht hindurch barg. Am folgenden Tage irrete er von Felſen zu Felſen, und nachdem er noch mehrere Tage, von allem entblößt, allen Qualen des Hungers und der Gefahr, ergriffen zu werden, ausgeſetzt geweſen, rettete er ſich endlich ſchwimmend nach Milo, wo er, als er das Ufer erreichte, bewußtlos niederſank. Die Griechen nahmen ihn auf; er hatte aber kaum die Zeit gehabt, ſich von ſo vielen Strapazen zu erholen, als ihn die Piraten, deren Wuth noch nicht geſtillt war, auch in ſeiner neuen Stätte aufſuchten, ſo daß er ſich ihnen eiligſt durch die Flucht entziehen mußte. Nachdem die Räuber ſein geſammtes Eigenthum geplündert und verheert hatten, ſchleppten ſie nun noch ſeine Frau und Kinder mit ſich fort. Darüber in Verzweiflung, ſammelte Herr Breſt nun noch alles, was ihm geblieben war, und brachte endlich, von Freunden unterſtützt, die bedeutende Summe auf, deren er zur Loskaufung ſeiner Gattin und Kinder bedurfte. Die Erſtere aber erhielt er in ſterbendem Zuſtande zurück: die Buben hatten ihr die Brüſte verbrannt und ſie ſonſt aufs grauſamſte gemißhandelt, um ſie zum Geſtändniß, wohin ſich ihr Gatte geflüchtet, zu bringen; jedoch alles vergebens. Herr Breſt konnte nun bloß noch die letzten Augenblicke eines geliebten Weibes verſüßen und ihre letzten Seufzer entgegen nehmen.

Die Inſel Milo würde fruchtbar zu machen ſeyn, wenn ſie Arme hätte, um ſie anzubauen. Ihre Bevölkerung, die ſich im Jahr 1700 auf mehr als 20,000 Seelen belief, iſt nun auf 5000 heruntergebracht. Vor ihrer Verheerung durch die Türken war ſie in einem blühenden Zuſtande. Das Land iſt größtentheils vulkaniſch; man findet auf jedem Schritte kalkigte Steine, Produkte mit Schwefel und Vitriol ꝛc. Die in den Farben von einander verſchiedenen Erdſchichten verkünden die Nähe der vulkaniſchen Heerde, wo dieſe Materien ſich, nachdem ſie flüſſig geworden, gemiſcht haben. Es giebt dort eine Menge warmer ſchwefelartiger Quellen, welchen mehrere Grotten als Becken dienen und deren Mineralwaſſer den Einwohnern ſo heilſam zum Baden ſind. Auch findet man noch, nur weiter ab von der Bucht, unterirdiſche Wölbungen, aus welchen ſich dünne Schichten weißen Alauns ablagern; ferner Schwefelbrüche und mehrere Eiſengruben. Dieſes, noch durch daſſelbe Feuer erwärmte Land, könnte alſo eben ſo fruchtbar ſeyn, hätte es eine beſſre Cultur. Die Amerikaner, angezogen durch die Schönheit ihrer Bucht, die, von allen Seiten im Schuz, eine große Anzahl Kriegsſchiffe faſſen kann, haben für die Inſel 30 Millionen geboten, welchem Verkaufe jedoch die Engländer Hinderniſſe in den Weg gelegt haben. Uebrigens hat Milo neben ſeiner ſchönen Lage am Eingange des Archipelagus auch einen Ueberfluß an Fiſchen und vortrefflichem Wilde; und die aromatiſchen Kräuter, welche auf ſeinen Bergen und Hügeln wachſen, geben eine vortreffliche Weide, auch ſtehen die dortigen Schaafe hoch im Werth. Der Weinreben, welche man ehemals ſo häufig angetroffen, giebt es jezt nur noch wenige, ſie geben aber einen vortrefflichen Wein, bekannt unter dem Namen Mileſiſcher Muskat. Die Dörfer Caſtro und Siſar ausgenommen, giebt es keine Niederlaſſungen mehr auf der Inſel, außer, weit von einander entfernt, einzelne Häuſer. Von Ländereien iſt nur ſo viel angebauet, als eben zum Bedarf der Einwohner Noth thut. In der Nähe des Platzes, wo die Schiffe vor Anker liegen, giebt es einige Fiſcherhütten und zwei Magazine, die als Caffeehäuſer, oder eigentlicher als Wirthshäuſer für die Bemannung der dort anlegenden Schiffe dienen. Sie bilden vielleicht den Stamm einer großen Stadt. Sollten die Griechen einſt ihre Freiheit erlangen, ſo dürfte die Inſel Milo einer ihrer Haupthandels- und Stapelplätze werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

In No. 51 d. Bl., Jahrgang 1826, gaben wir eine Beſchreibung der koſtbaren Fresco-Malereien von Paul Veroneſe, die damals, im Beſitz eines Herrn Vendramini, wohlbehalten zu London angekommen waren. Kürzlich iſt nun auch der Reſt dieſer unſchätzbaren Sammlung, beſtehend aus folgenden Stücken, in der engliſchen Hauptſtadt eingetroffen: —

Acht ſchöne Büſten in Bronze-Manier.

Eine Venus und Cupido, in einem Wagen durch die Wolken fahrend. Eine höchſt liebliche Compoſition, in der, obgleich nur Skize, das Herabſteigen bewunderungswürdig ausgedrückt iſt.

Die Unſchuld und das Laſter. Eine ſehr elegante Compoſition. Das Haupt der Unſchuld ein vollkommnes Studien-Modell.

Der Kampf um die Fahne. Ein hochbelebtes und wohl combinirtes Süjet vom erſten Range. Der Angriff iſt ungeſtüm, und die Pferde wie die Reuter ſind köſtlich geſchildert.

Ein Gegenſtück zu dem vorigen, mit einer Landſchaft.

Zwei große Gemälde, ein Paar Nymphen vorſtellend, die ſich an Frucht-Feſtons anlehnen. Das eine iſt ganz vollkommen erhalten und köſtlich ausgeführt; meiſterlich gezeichnet ſind die Früchte und das Laubwerk.

Die Skizze einer Opferung in Chiaro-ſcuro. So höchſt intereſſant, daß der Beſchauende von einem tiefen Schmerzgefühl über die Schwäche ſeiner oberen Theile ergriffen wird.

Zwei Gemälde, deren jedes einen mit Kränzen ſpielenden Cupido darſtellt. Zwei äußerſt ſchöne Stücke hinſichtlich des Colorits und der Anmuth.

☞ „Dieſe Zeitſchrift erſcheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt ſich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächſ. Auswärtige belieben ſich an die reſpectiven Poſtämter, oder an die untengenannte hieſige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
neben der Börſen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commiſſion in der P. F. L. Hoffmann'ſchen Buchhandlung.

Literarisches Blatt der Berliner-Börse.

Zweiundzwanzigster Jahrgang. Mittwoch den 11. März. 1857.

Berlin, den 10. März. Die Nachrichten über die Ernte-Aussichten lauten fortwährend günstig. Die Saaten stehen überall gut, und es ist nicht zu befürchten, daß der Frühling ungünstig werden wird. Die Preise sind daher in allen Getreidearten gefallen, und es ist nicht zu erwarten, daß sie wieder steigen werden. Die Preise sind daher in allen Getreidearten gefallen, und es ist nicht zu erwarten, daß sie wieder steigen werden.

diplomatisches Leben nach all den Wundern und Abwechselungen der Reise anfangs sehr monoton vorkam. „Ich fand zu Petersburg Herrn von Miranda; er hatte einen lebhaften Zwist mit dem spanischen Geschäftsträger gehabt: dieser wollte ihn zwingen, die Obersten-Uniform abzulegen, oder sein Recht zu beweisen, sie zu tragen. Die Kaiserin wünschte sehr, daß man diesen Streit schlichten möchte."

„Der spanische Geschäftsträger, nachdem er mir einen sehr trockenen Brief gezeigt, den er an diesen Offizier geschrieben, theilte mir auch die Antwort des Herrn von Miranda mit. Diese war nicht nur unangemessen, sondern selbst beleidigend und in den anzüglichsten Ausdrücken abgefaßt. Ich gab ihm zu verstehen, daß, da die Sache zu einer persönlichen geworden, ich ihm keinen Rath mehr zu geben habe, und mich nicht mehr darein mischen könne. Aber einige Tage nachher theilte er mir den förmlichen Befehl seines Hofes mit, die Kaiserin zu vermögen, Herrn von Miranda auszuliefern, als Deserteur und des Hochverraths angeklagt."

„Ich weigerte mich, ihn bei diesem Schritte zu unterstützen, weil, nach meiner Meinung, unter solchen Umständen die Auslieferung weder gerecht noch politisch war. Ich versprach ihm bloß, alle Verbindung mit Miranda von jetzt an abzubrechen, den ich, während meines Aufenthalts zu Kiew oft gesehen."

„Da inzwischen die Minister, der Kaiserin zu gefallen, diesen Spanier mit großer Auszeichnung behandelten, und ihn mit dem diplomatischen Corps bei sich empfingen, so erklärte ich im Einverständniß mit dem Herzog von Serra Capriola, Minister von Neapel, daß ein solches Betragen gegen einen Mann, der den spanischen Minister insultirt, ein Mangel an Rücksicht für die Höfe von Madrid, Neapel und Versailles sey und daß, wenn man es fortsetze, wir alle Verbindung mit ihnen einstellen würden."

„Diese feste Sprache nahm die Kaiserin anfänglich mit Empfindlichkeit auf: Ihr Adjutant, Herr von Momonoff, hatte sich sehr an Miranda angeschlossen und die Monarchin sah ihn selbst oft. Nach Verlauf einiger Tage besänftigte sie sich indessen, rieth Miranda, sich zu entfernen und entließ ihn, mit Wohlthaten überhäuft. Er reiste ab."

„Später fand ich ihn in Frankreich wieder; er befehligte den linken Flügel unserer Armee zu Nerwinden und der General, Graf von Valence, der in dieser Schlacht verwundet wurde, schrieb ihm öffentlich unsere Niederlage in dieser Affaire zu, wo der Muth unsers rechten Flügels, die Unerschrockenheit von Valence und die glänzende Tapferkeit des Herzogs von Chartres, jetzigen Herzogs von Orleans, uns einige Stunden den Sieg gesichert hatten."

„Im Jahre 1806 verwirklichte Miranda die seit langer Zeit beabsichtigten Entwürfe und landete auf der Küste von Caraccas, an der Spitze von fünfhundert Spaniern, die sich aus den Colonieen (dem sogenannten spanischen Amerika) nach den vereinigten Staaten geflüchtet hatten. Einige glänzende Waffenthaten erhoben ihn selbst momentan zu dem Range eines Dictators von Venezuela. Er hatte eine der ersten Rollen in dieser Revolution, die diese Colonieen vom spanischen Joche befreiete und gründete die Republik Columbien. Aber das Ende dieses Generals war sehr unglücklich: nach einer eben nicht ehrenvollen Capitulation, seinen Feinden von seinen Mitbürgern ausgeliefert, wurde er nach Spanien transportirt und starb 1816 in den Gefängnissen von Cadix." —

„Die politischen Angelegenheiten fingen an, sich immer mehr zu verwickeln. Um die Dunkelheit dieser Verwickelung etwas aufzuhellen ist es nöthig, etwas in der Zeit zurückzugreifen."

„Nach verschiedenen Aufhebungen und Wiederherstellungen der Statthalterschaft in Holland war diese Würde 1748 in der Person des Prinzen von Oranien, Wilhelms IV. erblich gemacht worden; aber man vergaß, sichere Gränzlinien zwischen der Gewalt und der Freiheit zu ziehen: die erstere behauptete unbestimmte Verrechte; die zweite war in zu weitschichtigen Formeln bezeichnet, um die National-Unabhängigkeit zu sichern und der Ehrsucht des Prinzen zu genügen."

„Wilhelm V., mit der Schwester Friedrich Wilhelms, Königs von Preußen, vermählt, besaß weder die Mäßigung, die die verschiedenen Interessen vereinigt, noch die Kraft des Charakters, die sich der Gemüther bemeistert. Man nahm an ihm jene Halb-Energie wahr, die Aufstände hervorruft, jene Schwäche, die sie gelingen macht, und jene Neigung zur Empfindlichkeit, die keine Mittel zum Vergleich übrigläßt."

„Inzwischen würde dieser Fürst, wenn er die Geschichte des Landes, das er regierte, mit Aufmerksamkeit gelesen hätte, den ihm ziemenden Gang, seine Pflichten und wahren Interessen deutlich darin vorgezeichnet gefunden haben. Anderwärts kann der Ursprung der Erhebung des ersten Staatsoberhauptes dunkel und zweifelhaft seyn; aber in Holland mußte der Statthalter wissen, daß man seinen Vorgängern die Autorität nur anvertraut hatte, um die Fesseln Spaniens zu brechen und die Unabhängigkeit zu erkämpfen."

„An der Spitze eines republikanischen und auf seine Freiheit eifersüchtigen Volkes mußte der Prinz mithin nur einen einzigen Zweck haben, den, die Ruhe der Nation zu sichern, das Gedeihen des Handels der Republik zu vermehren und seine Waffen in Achtung zu erhalten; denn das war die einzige Absicht der Errichtung seiner Würde."

„Wilhem verlor diesen Hauptgegenstand aus den Augen: durch Streben nach Ehre und Ruhm würde er seine Gewalt beliebt gemacht haben; der zu feurige Wunsch, sein Ansehen zu steigern brachte ihn um die Liebe des Volkes."

„Die Umstände waren ihm inzwischen günstig: zwischen Frankreich und England gestellt, hätte der Statthalter das System einer weisen Neutralität befolgen und sich nur gegen diejenige der beiden Mächte bewaffnen sollen, die die Unabhängigkeit oder die commerziellen Interessen der Republik hätte antasten wollen."

„England strebte damals offenbar nach der Oberherrschaft zur See. Frankreich im Gegentheil, von einem friedlichen König beherrscht, konnte den Holländern keinen Grund zur Unruhe geben. So wurde ihre Land-Armee für sie nur ein secundairer Gegenstand, während es immer nöthiger schien, die Streitkräfte zur See zu vermehren, um gegen die diesfallsige Ehrsucht der Engländer ankämpfen zu können."

„Hierüber war in der ganzen Republik fast nur eine Stimme. Der Statthalter lieh ihr kein Gehör. Die Land-Armee bot dem Prinzen die Mittel dar, seine Gewalt zu erweitern; er beschäftigte sich einzig damit und vernachlässigte die Marine. In diesem Irrthum wurde er von England bestärkt, dessen Politik er zu statten kam; seitdem überließ sich Wilhelm ganz dem Kabinet von St. James und zeigte sich als leidenschaftlicher Feind des Hofes von Versailles."

„Die Holländer dagegen wurden immer aufgebrachter gegen England und fühlten das Bedürfniß, sich Frankreich zu nähern, das, weit entfernt, ihr Gebiet, wie vordem, zu bedrohen, aufrichtig ihre Ruhe und die Vermehrung ihrer Defensiv-Kräfte gegen England wünschte."

„Als der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien ausbrach, beschlossen die Generalstaaten eine weise Neutralität zu beobachten; aber die englische Regierung bemächtigte sich, gegen alles Völkerrecht, mehrerer holländischer Schiffe. Sie rechnete auf die partheiische Schwäche des Statthalters, um keine Repressalien von ihm zu fürchten und ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht."

„Da beschlossen die erzürnten Generalstaaten, sich an Katharina II. zu wenden und um ihre Unterstützung zu bitten. Diese Monarchin hatte sich so eben an die Spitze eines See-Bündnisses des Norden gestellt, in der Absicht, die neutralen Flaggen von den kriegführenden Mächten respektiren zu machen."

„Der Statthalter wagte nicht, sich dem zu widersetzen; und, zu seinem Bedauern wie zu dem Englands, wurde der Beitritt zur bewaffneten Neutralität unterzeichnet."

„Alsobald erklärte das Kabinet von London der Republik den Krieg: so sah sich Wilhelm gezwungen, sich mit Frankreich zu verbinden, das er haßte, und England zu bekämpfen, das er als die Stütze seiner Macht betrachtete."

„Von diesem Augenblicke an ließ ihn ein ungerechter Widerwille die weisen und glorreichen Maximen seiner Vorgänger vergessen; er verharrte in einer Unthätigkeit, die seine Feinde als Verrath betrachteten oder zu betrachten vorgaben."

„Die Feuerköpfe, die Parthei-Menschen, die in jedem Lande, den Stürmen gleich, bereit sind, ein schlecht gesteuertes Schiff zu zerschellen, gaben sich alle Mühe, das öffentliche Mißtrauen in Haß zu verwandeln; sie klagten den Statthalter an, der Vereinigung der republikanischen Streitkräfte zur See entgegenzuwirken."

„Ungeachtet seiner Unthätigkeit überschritten indessen zwei holländische Admirale, Zoutemann und Kinsberg, hochherzig ihre Instruktionen, vereinigten sich und schlugen die Engländer zu Doggersbank. Wilhelm empfing die Sieger nicht nach Verdienst, vielmehr ungünstig; es war daher dies auch, während des ganzen Krieges, die einzige Waffenthat der Republikaner; die Engländer nahmen ihnen verschiedene Colonieen weg, zu deren Zurückgabe sie die siegreichen Waffen des Königs von Frankreich zwangen."

„Statt die Gährung der Gemüther zu stillen, vermehrte sie Wilhelm noch, indem er seit dem Frieden alle Mittel anwendete, die in seiner Macht standen, auf die Wahlen der Deputirten und der Obrigkeiten seinen Einfluß zu üben. Er hoffte hierdurch die gesetzgebende und ausübende Macht in sich zu vereinigen."

„Diese Intriguen steigerten die Erbitterung der eifrigen Freiheitsprediger auf den höchsten Grad: ein unbedeutender Vorfall, ein frivoler Rangstreit brachte endlich einen Bruch zu Stande, zu dem man von beiden Seiten nur zu sehr geneigt war."

„Bald griff man zu den Waffen und der Uebergang von Meuterei zum Kampf war kurz; jeder Vergleich war unter zwei Partheien fast unmöglich geworden, deren eine die Freiheit, die andere die Statthalter-Würde vernichten zu wollen schien."

„Der Prinz hatte die Linientruppen auf seiner Seite; die Generalstaaten konnten ihm nur die Bürgermilizen entgegenstellen. In dieser bedenklichen Lage reklamirten sie die Hülfe Ludwigs XVI., der sie früher gegen den Kaiser Joseph II. unterstützt und neuerlich einen Allianz-Traktat mit der Republik geschlossen hatte."

„Das Interesse unseres Hofes war klar, den Generalstaaten gegen den Statthalter beizustehen, dessen Hingebung an England bekannt war. Auch versprach unser Kabinet seinen Beistand; aber unglücklicherweise verhinderten uns, wie man bald sehen wird, die innern Verlegenheiten, die es beschäftigten, und der traurige Zustand unserer Finanzen, unsere Versprechungen zu erfüllen."

„Eine schnelle Hülfe hätte unbestritten alles niedergeschlagen; unsere unglückselige Unentschlossenheit sicherte den Triumph unserer Nebenbuhler, verrieth das Geheimniß unserer Schwäche, und war das erste Zeichen eines politischen Verfalls, von dem wir uns späterhin nur durch die Anstrengungen und die vulkanischen Ausbrüche einer Revolution wieder erhoben."

„England, gedemüthigt durch den Tractat, welcher ihm Amerika entrissen, sah mit Unwillen unsern Einfluß in Holland, Rußland, Oestreich, den seinigen ersetzen, und in Berlin wie in Constantinopel ihm das Gleichgewicht halten."

„Damals war die Stellung von Frankreich glänzend und ruhmvoll; aber Ludwig XVI. konnte nur einen Augenblick dieses Glanzes sich freuen: das Kabinet von St. James, schnell und geschickt in Ergreifung des günstigen Augenblicks, fand Mittel, durch eine geschickte Intrigue, den neuen König von Preußen, Friedrich Wilhelm, gegen die Holländer aufzubringen und ihn zur Rache für seine Schwester, die Prinzessin von Oranien, zu bestimmen, die man vom Pöbel hatte insultiren lassen."

„Friedrich Wilhelm erklärte sich für den Statthalter und, nach einigem Zaudern, nachdem er sich vergewissert, daß Frankreich noch keine Streitkräfte gesammelt hatte, um ihn aufzuhalten, überzog er schnell das Gebiet der Republik, unterwarf sie der Gewalt des Statthalters und gab sie so dem Einflusse der Engländer wieder preis."

„Nachdem ich auf diese Weise in wenigen Worten den Ursprung und Gang dieser plötzlichen Revolution zurückgerufen, bleiben mir nur noch einige Details, bei sich darbietender Gelegenheit, zu geben übrig über die ganz kleinen Ursachen, die eine so große Veränderung bewirkten, und über den Einfluß, den diese in Beziehung auf unsere politische Lage hatte."

„Zur Zeit unserer Rückkehr aus der Krimm fingen die in Holland erregten Unruhen erst an, auszubrechen; aber niemand konnte noch die sonderbare Entwickelung voraussehen."

„Die Thätigkeit und Festigkeit, die das französische Ministerium während des amerikanischen Krieges entwickelt hatte, sein neueres, edles Betragen, um der Ehrsucht Josephs II. Schranken zu setzen, erlaubten nicht zu glauben, daß eine Regierung, in so kurzer Zeit, von der höchsten Kraft zur höchsten Schwäche übergehen und so in einem Augenblicke, die durch so viele glänzende Erfolge erworbene Achtung verlieren könne."

„Auch war der einzige Gegenstand, der damals einige Unruhen einflößen zu können schien, die Mißhelligkeit zwischen Rußland und der Pforte; und selbst über diese hatte ich gerechte Ursachen mich zu beruhigen." ꝛc.

Nachdem Herr von Segur diese entwickelt, erzählt er, daß er eben im Begriff war, auf erhaltenen Urlaub, nach Frankreich zu reisen, als die unerwartete Nachricht anlangte, daß die Pforte den russischen Gesandten, Herrn von Bulgakoff, in die sieben Thürme gesetzt und Rußland den Krieg erklärt habe. Herr von Segur entschloß sich sogleich zu bleiben.

Er theilt nun seinen Lesern ausführlich mit, wie die Dinge in Constantinopel diese Wendung, gegen alle Erwartung und selbst gegen den wahren Vortheil der Pforte, durch preußischen und englischen Einfluß, genommen, und es ergiebt sich aus seiner Darstellung wie irrig damals die fast allgemein verbreitete Meinung war, daß dieser, wenn gleich von der Pforte erklärte, Krieg doch den ehrsüchtigen Plänen und gemeinschaftlichen Entwürfen der beiden Kaiserhöfe seine Entstehung verdanke. Wir heben aus der Uebersicht, die er bei dieser Gelegenheit über die verwickelten Verhältnisse und Oppositionen der europäischen Kabinette in jenem Zeitpunkte giebt, hier einiges aus:

„Es war gewiß," sagt er, „daß das ottomanische Ministerium, durch gefährliche Rathschläge getäuscht, eine unerklärliche Thorheit beging und sich, ohne alle Nothwendigkeit, Verlust und Unglücksfällen aussetzte, die es hätte vermeiden können. Aber man muß auch ehrlich gestehen, daß die Engländer und Preußen niemals die Mittel gefunden haben würden, die Unwissenheit und den Stolz der Muselmänner so weit

irre zu führen, wenn der Fürst Potemkin (der für seine Person freilich den Krieg wünschte) nicht die Pforte erst geschreckt und dann gereizt hätte durch die drohende Sprache, die er früher dem Herrn von Bulgakoff dictirt, und durch die prunkende und nutzlose Entwickelung von versammelten Streitkräften, um den Triumphzug Katharinens zu verschönern."

„Uebrigens mußte man anfangen, klar zu sehen, daß England von der Krisis unterrichtet, worin sich unsere innern Angelegenheiten befanden, diesen Augenblick für günstig hielt, um uns zu demüthigen und sein Uebergewicht in Europa wieder zu gewinnen. Deshalb suchte es uns von allen Seiten Verlegenheiten und Feinde zuzuziehen. Es war sicher, zu triumphiren, wenn uns unsere Finanzverlegenheit furchtsam machte, oder unsere Noth zu vermehren, wenn wir uns in einen allgemeinen Krieg verwickeln ließen."

„Zu diesem Zwecke versetzte es uns, nachdem es ihm gelungen, den neuen König von Preußen an sein System zu ketten, in die Alternative, uns mit der Pforte zu entzweien, wenn wir sie nicht unterstützten, oder die neue Verbindung mit Rußland wieder zu vernichten, wenn wir fortführen, die Türken zu beschützen."

„Zu gleicher Zeit versetzte es uns in die Nothwendigkeit, die Preußen zu bekämpfen, die es zu vertheidigen hatte, oder die Holländer ihrer Herrschaft zu überlassen; endlich setzte es uns selbst der Empfindlichkeit des Kaisers aus, wenn wir aufhörten, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, in dem Augenblicke, wo die Kabinette von London und Berlin stark in Verdacht waren, die Unruhen in Brabant zu nähren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Expedition der Corvette la Bayadère nach dem griechischen Archipelagus, Syrien und Aegypten im Laufe des Jahres 1826,

beschrieben von Hrn. Bignon, Oberwundarzt der Corvette und angestelltem Arzt bei der Marine des Orients.

(Fortsetzung.)

Hingestreckt auf einem Divan oder unter dem Schatten mehrerer Bäume, bringen sie ganze Tage mit Rauchen hin und hüllen sich ein in ein Gewölk dieses berauschenden Dampfes. So beschäftigt trifft man sie überall an, in den Bazars, an der Schwelle ihrer Häuser, in den Straßen und vor den Buden, und es frägt sich sehr ob sie nicht eher auf ihre Frauen als auf ihre Pfeifen verzichten würden. Zur Zeit des Ramadans und der Fasten fällt ihnen die Entbehrung des Tabacks so schwer, daß man sie, wenn sich der Tag neigt, unstät und verstört, auch höchst übelgelaunt umher irren sieht, seufzend nach der Zeit, wo die Sonne untergeht. Mit wenigen Ausnahmen, leben die Türken in einer Unwissenheit, die jener der Wilden fast gleich kömmt. Ueberdem sind sie im höchsten Grade abergläubisch. Handelt sichs um ihren Glauben oder ihre Weiber, so ist der Dolch oder der Säbel das Argument, zu welchem sie sofort greifen, und das scheint ihnen so ganz in der Ordnung zu seyn. In andern Dingen sind sie tolerant genug. Selten insultiren sie die christlichen Priester oder stören einen Gottesdienst, der öffentlich und inmitten einer unermeßlichen Bevölkerung gehalten wird.

Die Juden und die Armenier haben jede ihre besondern Quartiere. Zu Smyrna hört man häufig als Bezeichnung des Stadtviertels, wo man zu thun hat, die Redensart: „ich gehe nach Armenien, nach Judaea, nach der Türkei." Die von den Juden und den Armeniern bewohnten Quartiere sind belebter als die der Türken. Das Innere der jüdischen Häuser besteht gewöhnlich aus mehreren, durch leichte Verschläge von einander geschiedenen Gemächern, versehen mit Estraden, über welche persische Teppiche gedeckt sind, und um diese her befinden sich Divans. Es herrscht die größte Reinlichkeit darin, verbunden mit Luxus und Ausschmückung; das Bretterwerk ist mehrfarbig, jedoch nicht eben geschmackvoll, angestrichen.

Ich bin einmal, an einem Sabbathtage, bei Juden eingeführt worden; man bot mir, wie es die Sitte mit sich bringt, eine Pfeife und Erfrischungen an; die Frauen, in ihrem höchsten Staat, den ich auffallender als wohlkleidend fand, wärmten sich bei einem mit Kohlen gefüllten kupfernen Becken. Ihre Kleider von Seidenzeugen haben grelle Farben. Das Leibchen und die Art Spencer, welche sie darüber tragen, gereicht ihnen nicht sehr zur Zierde. Uebrigens sind diese Frauen ziemlich wohlgebaut, sie haben einen hübschen Wuchs, einen schönen Busen, ausdrucksvolle Physiognomieen und Augen, deren Feuer sich mittheilt. Ihr Haupt ziert ein Schleier, ihre Stirn ein Band von Perlen oder Steinen, und um den Leib tragen sie einen reich agraffirten Gürtel. Fast alle haben Ohrgehänge und sind so mit Schmuck und Juwelen überladen, daß sie dadurch ein etwas schwerfälliges Ansehen bekommen. Mehrere Jüdinnen verhüllen sich auch, wie die Griechinnen auf den Inseln, Mund und Hals.

Nicht ohne ein lebhaftes Interesse betrachtete ich diese Nachkömmlinge einer so alten Nation, eines Volkes, das ehemals das Volk Gottes geheißen, dem wir unsre religiösen Institutionen, unsern Cultus verdanken, und das, der steten Verfolgungen ungeachtet, die es erleidet, wie ein Phönix aus seiner Asche zu erstehen scheint und sich, wie um die Weissagungen der Propheten zu erfüllen, auf allen Punkten der Erde vervielfältigt. Die Juden sind leicht an dem eigenthümlichen Charakter ihrer Physiognomie zu erkennen. Sie haben ein langes und schmales Gesicht mit wenig hervorspringenden, ja kaum bemerklichen Backenknochen. Sie tragen weite Kleider, Halbstiefeln und Sandalen und um ihre, oben grüne, Mütze einen, gewöhnlich weißen, Turban.

Auch habe ich einem Souper und Ball beigewohnt, welche ein reicher Armenier auf Anlaß der Vermählung einer seiner Töchter den Offizieren der Admirals-Fregatte gab. In den Banquetsaal, wo auch hernach getanzt ward, befand sich eine kleine, der heiligen Jungfrau gewidmete Kapelle, in welcher mehrere Lampen brannten; um das Bild her lag eine Menge Paras, eine kleine Geldmünze des Landes, die durch Fremde dorthin gelegt worden waren und an dem heiligen Bilde klebten, was die Herrschaft des Hauses als eine glückliche Vorbedeutung ansah. Groß war ihre Freude, als es auch uns gelang, deren noch einige anzubringen.

In dem nämlichen Zimmer, wo dieser Altar, das Palladium des Hauses, stand, gab man ein lärmendes Mahl, bei welchem der Wein und die Liqueure in Strömen flossen, wo aufs munterste getanzt wurde und sich die Lust und Freude aller Fesseln entschlug. Das Mahl war glänzend und halb Französisch, halb Griechisch angerichtet. Es war ein Gemisch von Fleisch, Confitüren, Salat ohne Würze, geräucherten Zungen, Würstchen und Früchten. Niedergebeugt durch die Knechtschaft, in der sie schon so lange Zeit leben, fühlte sich der Hausherr sehr geehrt mit uns an der Tafel das Souper zu essen, das er mit großen Kosten veranstaltet hatte; seine Kinder wohnten demselben stehend bei und bedienten uns. Die Musik spielte mehrere Walzer und französische Contratänze, die wir mit den jungen Armenierinnen durchführten. Sie gewannen denselben bald Geschmack ab und schienen darüber ganz entzückt

Commentaires politiques et historiques

sur le Traité de Prime, de Manchester, et sur l'Anti-Machiavel, de Frédéric II; par J.-A.

(Suite et fin.)

Machiavel étoit de Florence dans le tems même où Léon X, Médicis, étoit en Souverain dans cette ville. Il étoit Républicain par principe, Frondeur de Gouvernement, haïssoit les Princes, et ne cherchoit qu'à les mettre mal ensemble, et à les brouiller. Il a fait, sur Machiavel un Traité, dans lequel, après avoir dit, que ce Secrétaire Florentin, étoit un homme d'esprit, mais qu'il avoit été corrompu par la mauvaise compagnie, qui l'environnoit, on ajoute, qu'il n'enseigne, que ce que les Princes savent déjà, et qu'il ne fait que les instruire de ce qu'ils ne doivent pas faire. Cette façon de penser est entièrement pusillanime; elle est indigne d'un Souverain, et elle ne peut être que le fruit d'une ame basse, et d'un esprit rampant. Machiavel n'a point prétendu, que les Princes ne dussent pas faire ce qu'il leur enseigne, mais il a voulu, qu'ils connussent, que ce sont des choses, qu'ils ne doivent pas faire, et qu'ils ne doivent pas faire, parce qu'elles sont mauvaises. Il a voulu, qu'ils connussent, que ce sont des choses,

übung der Jagd schöpfen könne? Wie, in der That, kann das Studium, das man von dem Terrain bei Verfolgung eines Hochwildes macht, der Instinkt und die Gewohnheit, die seine Spur errathen und verfolgen lassen, die nothwendige Kenntniß des Landes und den richtigen Ueberblick geben, um die Bewegungen zahlreicher Armeen zu leiten. Der Gebrauch der Artillerie, der die Natur des Krieges und selbst die Natur des Muthes verändert hat, diesen eben so sehr in Fassung und Geistesgegenwart als in Handlung, und mehr noch in moralische als physische Kraft setzend, läßt auch seit langer Zeit nicht mehr die geringste Analogie zwischen diesen beiden Dingen zu. Der Führer eines Prinzen würde demnach wohl übel ankommen, oder zum wenigsten schlecht unterrichtet erscheinen, wenn er ihm die Jagd anempföhle, um ihn zum Kriegshandwerk zu bilden, wie Xenophon, der, in einer Zeit, wo persönliche Kraft die Haupteigenschaft eines Kriegers und einen unerläßlichen Theil der militairischen Geschicklichkeit ausmachte, Cyrus darstellt, wie er sich zum Kriege bildet, indem er, mit dem jungen Adel des Hofes der Meder, die wilden Thiere zu bekämpfen ausgeht."

„Die Prinzen werden vielleicht eine weit nützlichere Lehre aus den Réflexionen eines ihres Gleichen über diese Uebung schöpfen, die man in ihren Augen vielleicht allzusehr zu adeln sich bestrebt."

„„Die Jagd," sagt Friedrich, „ist eine jener sinnlichen Vergnügungen, die den Körper sehr bewegen, aber nichtssagend für den Geist „sind...; sie ist eine Belustigung, die den Körper stark und kräftig „macht, den Geist aber brach und ohne Cultur liegen läßt.... Ueber„dem ist sie von allen Vergnügungen diejenige, die sich für Fürsten am „wenigsten schickt; sie können ihre Prachtliebe auf hundert andere, für „ihre Unterthanen weit nützlichere Weisen an den Tag legen.... Es „ist wohl verzeihlich für Fürsten auf die Jagd zu gehen, vorausgesetzt „jedoch, daß es nur selten und blos, um sich von ihren ernsteren und „oft sehr traurigen Beschäftigungen zu erholen und zu zerstreuen, „geschieht.""

Diese Commentare zeugen von einem weisen, aufgeklärten, vernunftvollen Geiste, der die Thatsachen und deren Folgen erkennt und beweisen, wie die Fürsten sich diesen unterwerfen müssen.

Der Marquis von Vouillé ist nicht durch die, zu gleicher Zeit elegante und glänzende Sprache der Welt, in der er gelebt hat, verführt worden. Seine Gedanken sind klar, seine Ausdrücke eigenthümlich und richtig, sein Styl natürlich und wohlgeordnet; man sieht, daß er keinen andern Zweck vor Augen gehabt hat, als den, nützlich zu werden und keine andere Ansprüche macht, als die, sich verständlich zu machen. Es dürfte schwer seyn, darin mehr Erfolg zu haben.

Ueber Claude Gelée genannt Lorrain, und seinen Styl in der Landschaftsmalerei.

Vortrag des Hrn. Prof. Braun in der Sitzung des Mainzer Vereins der Freunde für Literatur und Kunst, am 23. Februar d. J.

Den Anfang dieser Betrachtung mache eine Stelle von G. Forster aus den Ansichten vom Niederrhein, welche im Allgemeinen das Gebiet des Landschaftsmalers bestimmt, und zuletzt auf den gepriesensten aller führt.

„Unstreitig hat die Phantasie des Landschaftsmalers ein großes, weites Feld; die allgemeine Lebenskraft des Weltalls, die regen Elemente des Lichtes, des Aethers, des Wassers und der allgebärenden Erde geben ihr das begeisternde Schauspiel jenes größten, anbetungswürdigen Wunders, einer immer jungen, aus ihrer Zerstörung stets wieder erstehenden Schöpfung. Das Verhältniß aber zwischen der Landschaftsmalerei und ihrer ältern Schwester, der Menschenbildnerin, scheint mir am besten dadurch bezeichnet zu werden, daß in der einen alles schon deutlicher, umgränzter Gedanke ist, was in der andern noch unbestimmbares, zartes Gefühl bleiben muß. In der Landschaft wirken allgemeine Harmonie, durchgeführte Einheit des Ganzen, große Kontraste, zarte Verschmelzungen, alles aber zu einem nennbaren Effekt, ohne abgeschnittenen bleibenden Umriß. Weder Lichtmassen, noch Wolken, Luft und Gewässer, noch Felsen, Gebirge und Unebenheiten des Bodens haben beständige, ihnen angeeignete Formen; selbst Bäume und Pflanzen sind in unendlich höherem Grad als die Thiere der Veränderlichkeit des Wuchses und der Gestalt unterworfen, und ihre Theile, Blüthen und Laub verlieren sich mit ihren bestimmten Formen in der Entfernung, aus welcher sie dem Auge begegnen, und fließen zusammen zu Gruppen und Massen, denen der Künstler kaum auf dem Vordergrunde die Bestimmtheit der Natur mittheilen darf. In dämmernder Ferne hingestellt, kommen die Urbilder schon hieroglyphisch bezeichnet an unsere Sehorgane; um so viel mehr ist die Bezeichnung, womit wir sie nachahmen können, in unserer Willkühr, wofern sie nur ihren Zweck, nämlich den täuschenden Effekt jener schönen Verwirrung der Umrisse, und jenes lieblichen Licht- und Schattenspiels hervorbringt. Auch in dieser Gattung von Kunstgebilden kann indessen die Phantasie des Malers ihre Größe und Stärke zeigen; auch sie ist einer edlen und dichterischen Behandlung fähig, wenn nur das wesentliche Ziel der Kunst, die Zusammenstellung des Schönen und die Belebung des gesammelten oder erfundenen Mannichfaltigen zur unauflösbaren Einheit, dem Künstler immerfort vor Augen schwebt. Der Mangel unabänderlicher Formen hat zwar die Folge, daß es für die Landschaft kein bestimmtes Ideal*) geben kann; allein dagegen ist die Freiheit des Künstlers desto unumschränkter; das weite Reich des Natürlichen und Wahrscheinlichen liegt vor ihm, und es hängt von seiner Willkühr ab, gefällige Bilder, sanfte Harmonien, erhabene Phänomene, mächtige Bewegungen, erschütternde Wirkungen daraus zu schöpfen. Etwas von diesem unbestimmten Schönen der Natur findet man in den Werken der besseren Landschaftsmaler, Both, Berghem, Wynants, Ruysdael, u. a., aber wenn es auf die Feuerprobe der Kritik ankommt, haben wir (so schließt Forster) nur Einen Claude."

Sollte nicht hier Forster zu weit gegangen seyn, und dem Claude zu viel beigelegt haben, indem er andern zu viel nahm. Wir glauben nein! Um dieses zu beweisen, müssen wir seinen Styl als Landschaftsmaler in seiner Eigenthümlichkeit, und zwar vergleichend mit andern, betrachten.

---

*) Göthe meint dagegen (Winkelm. u. s. Jahrh. S. 281) das Ideale oder vollkommene Begriffe von der Form landschaftlicher Gegenstände nicht weniger möglich seyen, als von Thieren u. dgl. Doch dehnt er diesen Begriff vom Landschaftsideal nur auf ein richtiges Verhältniß der Theile zum Ganzen aus, z. B. wie sich der Stamm, die Aeste und Blätter eines Baumes gegen einander verhalten. Er glaubt, daß bei Anwendung der tief im Wesen der Kunst begründeten Maxime, dieses Fach der Kunst heut zu Tage vielleicht noch weiter zu fördern sey. Ob dies wirklich der Fall, darüber hat schon die Zeit zum Theil mit Nein entschieden. Noch ist keiner zur Höhe eines Claude gelangt, und über der Technik verschwindet die Bedeutsamkeit. Andere wollten die Landschaftsmalerei wieder zurückführen auf die Zeiten vor Claude, wie besonders der geniale Koch aus Tyrol, aber in ihren sonst trefflichen Werken rechtfertigen sich Forsters Ansichten über die Landschaftsmalerei vollkommen. Am wenigsten ist für die Landschaft die Romantik gerettet.

Glaubst Gedanken, aber in Leidenschaftlichkeit und Gewaltthätigkeit gar Manches, was Gedanken verwandelt, so wird dir dieses Buch nicht Muth, sich dem Gedanken Preußens zu entschlagen, dem seine Waffen Ehre machen. Wer Ungeduld und Leidenschaft in Gedanken verwandelt, glaubt nicht an sich, ist ihr eigenes Gedankenlosen, schwächer oder größer als Gedanken, und wird sich nicht wundern, daß Preußen, das seine Waffen nicht aus Gedanken, sondern aus einem Gedanken der Gedanken schmiedet, den Gedanken verachtet, so wie Gedanken Preußen verachten. Wer Gedanken verachtet, ist in der That durch eine Gedanken verachtende Macht gedemüthigt. Die Gedankenlosen, aber ihre unbändigen Leidenschaften, Gewalt, Ungeduld und Ungeist sie, werden sich bei Gelegenheit, wenn sie Gedanken, wie Gedanken sich selbst nie unterschlagen können, sich ihnen unterwerfen, und sollten sie sich selbst dabei unterschlagen. Unglückliche. Ungeduld, und wo sie von verbrennenden Gluthen der Leidenschaft, von Gewalt und Ungeist, wie Gedanken sich selbst nicht

untheilbares Bild füllet die Seele und geht als ein solches wiedergegeben durch die Augen in den Geist des Betrachtenden über. Aus tausend Erfahrungen und Kenntnissen entsteht aber die Uebung, jede Form nach Gefallen anzuwenden, und wo sie nicht mehr ganz deutlich ist, aus der Natur schicklich zu holen und fest und leicht zu zeichnen. So wollte Claude ein Gemälde von der Villa Madama nie aus den Händen geben, weil es ihm zu den Formen der Wirklichkeit ein nothwendiges Studium war. Swanefeld war ein glücklicher Bewunderer und Nachfolger Claude's, aber Er das Urbild; J. Both möchte Claude im Charakter am nächsten stehen, ist aber einförmiger in Erfindung und Ton; origineller als alle jene in Rom gebildeten Niederländer war Jak. Ruysdael, der in seiner Art die Natur tief erfaßte, aber weniger in idealer lieblicher Hoheit, als in naher Ländlichkeit und melancholischer Wildheit. Seine Wasserfälle aus dem Dunkel düsterer Eichwälder hervor, sein schwerumhangener Himmel, seine Gewitter oder Sonnenblicke, die vereinsamten Moore des Niederlands, sind Beweise eines mit und in der Natur lebenden Gemüthes. Eines der trefflichsten Gemälde dieses Meisters ist durch Hrn. Arbeiter, M. d. V., in die Städelsche Sammlung zu Frankfurt gekommen, und behauptet dort unter den Landschaften anerkannt den ersten Rang. Glücklicher Nebenbuhler Ruysdaels war Wynants, dessen Waldpartheien, Sandhügel und Oeden eine hohe Wahrheit im größten Style dargestellt enthalten. Noch nennt man neben Claude als dichtenden Maler der schauererregenden Oede, der grausigen Wildheit der Natur, die eben solchen Wesen, die ihr Schreckliches verwildert hat, zum Aufenthalte dient, den Salvator Rosa; aber er ist zu sehr phantastischer Maler, als daß wir nicht eine Sehnsucht nach mehr Wahrheit aus der Natur entlehnter Elemente empfänden, wenigstens nicht lange diesen schwermutherregenden Bildern nachhängen möchten, worin man sich verirrt und jenen Schauer fühlt, der den Wandrer befällt, der gegen Abend in eine solche Felsenwildniß eintritt. Hr. Arbeiter hat uns ein vorzügliches Gemälde des Meisters, das aber fröhlicher als sonst gewöhnlich ist, ausgestellt, welches aus den Gegenden am Vesuv gewählt zu seyn scheint, und die Kühnheit des Pinsels, so wie den freien Styl seines Urhebers beurkundet.

Von neueren Malern hat Joseph Vernet in seinen Hafen- und Seestücken dem Claude wenigstens in der Erfindung nachgeeifert, doch waltet bei ihm mehr die Wirklichkeit*) vor, als das Ideal, mehr Sturm als Ruhe, mehr Auffallendes als zum Herzen Sprechendes, eben wie bei Ph. Hackert. In Schönbergers besten Landschaften ist der Luft- und Wasserton Claude's glücklich zum Muster genommen, aber formloser zerfließen die Gebilde zu sehr im bloßen Licht- und Schattenspiel. Als der, der Claude in unsern Tagen am meisten erfaßt zu haben scheint, wird Steinkopf in Stuttgart mit Recht genannt, obwohl Rebell in Wien im Oesterreichen ihm die Palme streitig zu machen scheint. Zwei Gemälde im Schlosse zu Biberich beweisen die herrliche Composition und Ausführung des Letztern. — Mit vieler Kraft erfassen Rhode aus Cassel und Catel die Natur, und stellen sie mit markigem Pinsel und fester Formenbezeichnung dar.

Und was, könnte man zuletzt noch fragen, bildete denn jenen Claude Gelée so glücklich? Eignes angebornes Gefühl für die Schönheiten der Natur that wohl das Beste, aber dennoch hatte er Meister. In Armuth geboren, im Jahr 1600, im damals noch zu Deutschland gehörigen Lothringen, kam er im zwölften Jahre zu seinem ältern Bruder Johann Gelée, einem Holzschneider, nach Freiburg, und erlernte also hier in Deutschland die ersten Anfangsgründe der Zeichenkunst. Ein dortiger Anverwandter nahm ihn mit nach Italien, wo er in die Dienste des Landschaftmalers Agostino Tassi, eines Schülers von Paul Bril kam. Hier rieb er zwar Farben, trieb aber doch noch die Kunst, und einem Geiste wie dem seinigen war es schon viel, etwas zu sehen. Die Landschaften von Gottfried Wals aus Köln lockten den armen Gelée nach Neapel, wo er den Unterricht dieses Meisters genoß, darauf die Lombardei und Venedig durchreiste, wo er außer Tizians Landschaften, die ihn vielleicht zu dem fastigen Grün in seinen Bäumen und Vorgründen führten, sicher die dortige Natur an den Seen studierte. Im Jahr 1627 ließ sich Claude in Rom nieder, und scheint den Sandrart zu seinem innigsten Freunde gehabt zu haben, der ihm wahrscheinlich auch mit seiner Gelehrsamkeit in der Farbenlehre und andern Kenntnissen zu Hülfe kam. Als Sandrart abreiste, machte ihm Claude ein Geschenk mit den vier Tageszeiten, welche vermuthlich die später in Cassel befindlichen Gemälde waren, welche jetzt Haldenwang herausgiebt, und deren Originale nun in Petersburg prangen. Deutsche haben also unstreitig das Verdienst, Claude zuerst der Kunst geschenkt und für sie gebildet zu haben; wollte man ihn aber seiner Eigenthümlichkeit nach einer Schule anreihen, so wäre es der italienischen, denn in Italien lebte und lernte er, Italien gab ihm die Ideen zu seinen Landschaften, gab ihm den Farben- und Lichtzauber. — Er starb im Jahr 1682. Wenige Schüler nur erzog sich der Meister, denn er war schwer zu erfassen. Giov. Domenico, ein Römer, und Angeluccio genossen seines Unterrichts, ebenso Bernard, ein Lotharinger, der in Nancy später malte, und endlich bildete sich unter ihm noch weiter aus Herm. Swanefeld, der aber doch seinen eignen Weg ging. Ich schließe diese Andeutungen über Claude Lorrain mit den Worten Tasso's, die schon Fiorillo auf ihn anwandte:

Bewegliche Krystallen, Wasserspiegel,
Verschiedne Blumen, Kräuter und Gesträuch,
Hier schatt'ge Thäler, dort besonnte Hügel,
Und Grott' und Wald entdeckt der Blick zugleich,
Und was noch mehr den Zauber muß erhöhen,
Die Kunst, die alles schafft, ist nie zu sehen.

*) Das beweist folgende Anekdote. Als Vernet den Hafen von Marseille beendet und ausgestellt hatte, drängte sich auch nach vieler Mühe ein Matrose hinzu und rief, als er es endlich gesehen: „Das war auch der Mühe werth, da sieht ja alles eben so aus, wie in unserm Hafen!“ — Möchte man dieses Wort nicht auf so viele mühsame Kunsterzeugnisse anwenden, deren Darstellung der aufgebotenen Kunstmittel nicht werth war.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℱ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 166 Hamburg, Sonnabend den 10. März 1827

Herausgegeben von Gerhard von Halem. Verlegt von H. Nicolmann und Carl Leisring.

Prosit gegen den Herrn von Mandelsloh.

Aus der Verordnung, nach welcher am 1ten September d. J. die Börse geschlossen werden soll, ist ersichtlich, daß der Herr von Mandelsloh sich nicht mehr mit der Börse zu befassen gedenkt, und wir sie bei ihm nicht mehr zu suchen haben.

Dieser schlaue Mensch hatte also für zweckmäßig gefunden, sich zurückzuziehen, ehe er sich selbst wieder in Verlegenheit gesetzt hatte. Dieses Benehmen ist ebenso klug als edel. Es ist Eingeständniß seiner früheren Verirrungen, ist eine ausgesprochene Reue, und wer sie aufrichtig bereut, dem ist Verzeihung leicht zu ertheilen, und von dem Augenblicke an, wo sie ertheilt ist, ist auch alles Vergangene vergessen. Wir haben daher nicht die kleinste Lust, Herrn von Mandelsloh seine früheren Sünden zu machen. Nur die Neugierde war uns hierüber erlaubt, daß wir gern wissen möchten, wie viel Geld er bei seinem Rückzuge mitgenommen hat? Wir haben darüber nichts erfahren können, als daß er sich bei der Bank in Berlin 100,000 Thlr. Courant hat anweisen lassen. Wenn dieses wahr ist, so ist es ein Beweis, daß er sich nicht ganz ruinirt hat. Wir wollen ihm diese Summe gönnen und hoffen, daß er sie zu seinem Fortkommen und zu Bezahlung seiner Schulden verwenden wird.

Herr Lorenz Prosit. Wie ist Ihnen zu Muthe?

Hr. v. Mandelsloh. Besser als vorhero, nachdem ich mich von der Börse zurückgezogen habe, und mich nicht mehr mit Wechsel-Handlungen einlasse, ja nachdem ich Ihnen selbst die Versicherung gebe, daß mir weder Gewinn noch Verlust, weder in Geld noch in Waaren, weder in Actien noch in Loosen gelegen, so hat mich doch angenehm, wenn ich meinen Credit, den meine Verschuldungen vernichtet hatten, wieder einigermaßen hergestellt sehe, und mich dadurch in Stand gesetzt, in etwas meine Verbindlichkeiten, die ich gegen meine Gläubiger habe, zu tilgen. Ich habe mir nämlich vorgenommen, von dem Ueberschusse meiner Einnahme über meine Ausgaben, jährlich 10 Procent zu Bezahlung meiner Schulden zu verwenden, und hoffe, daß ich in 10 Jahren meine Verbindlichkeiten, die sich jetzt auf 1,000,000 Thlr. Courant belaufen, werde getilgt haben.

Prosit. Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Vorsatze, und hoffe, daß Sie ihn ausführen werden. Aber wie haben Sie sich denn bei Ihrer Abreise von Hamburg benommen?

Hr. v. Mandelsloh. Ich habe mich, wie es sich gehört, von meinen Gläubigern beurlaubt, und ihnen für ihre Nachsicht gedankt.

Prosit. Das ist recht. Sie haben also Ihre Gläubiger nicht, wie Ihr Vorgänger, Herr Schuldenmacher, mit Schimpfworten abgefertigt?

Hr. v. Mandelsloh. Nein, ich habe mich nicht so benommen, wie Herr Schuldenmacher.

Prosit. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen Glück zu Ihrem Vorsatze wünsche, und hoffe, daß Sie ihn ausführen werden. Aber ich muß Ihnen auch sagen, daß ich Ihnen nicht Glück wünsche zu Ihrer Abreise von Hamburg, und daß ich Ihnen nicht gut dazu rathe.

Hr. v. Mandelsloh. Warum denn nicht?

Prosit. Weil Sie Ihre Gläubiger nicht, wie Herr Schuldenmacher, mit Schimpfworten abgefertigt haben. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen nicht gut dazu rathe,

flossenen 20. Januar mit Willen, Vorbedacht und vorsetzlichem Auflauern, einen Schlag auf das Gesicht des Fürsten von Talleyrand geführt zu haben. Ich bitte den Gerichtshof, die Zeugen, die in dem Berichte des öffentlichen Ministeriums aufgezeichnet sind, zu verhören.

Vier Personen allein wurden als Zeugen nun sofort vernommen.

Hr. v. Tallenay, von der Garde du Corps, sagte aus, daß er am 20. Januar den Dienst zu St. Denis, in dem Vestibulo, welches zum Aufnahme-Salon der Prinzen führt, gehabt hätte. Ich bemerkte hier, fuhr er fort, einen schwarz gekleideten Mann, der mich fragte, ob der Dauphin hier durchkommen werde? Auf meine bejahende Antwort blieb er da. Die Prinzen gingen vorüber. Dasselbe Individuum fragte mich, ob auch der Hofstaat hier vorüberkommen würde? Ich antwortete ihm, indem ich ihm die eben eintretenden Groß-Würdenträger zeigte. Alsobald stürzte dieser Mensch auf den Fürsten von Talleyrand los, schlug ihn mit seiner linken Hand ins Gesicht und warf ihn zu Boden. Ich lief hinzu, der Mensch wurde verhaftet, und der Capitain der Garden ließ ihn den Händen der Gensdarmen überliefern.

D. P. Erkennen Sie den Angeklagten wieder?

Hr. v. Tallenay. Ja, mein Herr! er sagte, er nenne sich Graf von Maubreuil.

Hr. Vieillot und Hr. Labouret, von der Garde du Corps, machten fast gleiche Aussagen, und erstatteten Bericht über die, im Augenblicke seiner Verhaftung von Hrn. von Maubreuil, wegen der Rache, die er an Hrn. von Talleyrand hätte nehmen wollen, gemachten Aeußerungen.

Hr. v. M. Ich habe gesagt, daß es nicht meine Absicht war, dem Fürsten ein Uebel zuzufügen, obgleich er mich mit Unglück überhäuft, mein Vermögen und Glück zerstört und meine ganze Familie zu Grunde gerichtet hat. Ich habe ihn beschimpfen wollen; er ist umgefallen, weil er sich fürchtete, oder weil er schwach auf den Beinen ist.

Hr. Buirette de Verrières, Obristlieutenant, Maréchal-des-logis des Hauses des Königs, sagte aus, daß Hr. von Maubreuil, um die Freiheit zu erhalten, sich ein wenig weiter vorwärts begeben zu dürfen, erklärt habe, daß er sich de Guerry nenne, ein Verwandter des Herrn von Larochejacquelin sey und seine ganze Familie in der Vendée verloren habe.

Hr. v. M. Ich befand mich am Eingang des Salons, mitten unter den Livreebedienten. Das war nicht mein Platz, ob man mich gleich schon seit zehn Jahren zu allem möglichen gebraucht hat (on m'ait mis à toute sauce). Guerry ist der Name meiner Familie, und man weiß dies wohl, weil man, während der hundert Tage, als man mich um 4 Uhr des Morgens aus dem Gefängnisse der Abtei holte, mir einen Reisepaß auf den Namen von Guerry gegeben hat.

D. P. Sie haben mit Vorbedacht gehandelt, weil Sie sich in dieser Absicht nach St. Denis begaben.

Hr. v. M. Ich weiß nicht, was Sie unter Vorbedacht (préméditation) verstehen; ich habe die französische Sprache nicht vergessen während meines Aufenthaltes in England. Es geschieht nur mit Vorbedacht oder es ist vorsetzliches Auflauern, wenn man sich auf eine Heerstraße oder in einen Winkel im Walde stellt, um einen Menschen zu ermorden. Ich wollte einzig und allein Hrn. von Talleyrand zu Erklärungen nöthigen (provoquer seulement des explications de M. de Talleyrand). Warum hat er mir nicht geantwortet? Warum hat er mich der Möglichkeit beraubt, die Ehre meiner Familie wieder herstellen zu können?

D. P. Sie wußten sehr wohl, daß der Fürst dem Trauergottesdienst zu St. Denis beiwohnen würde?

Hr. v. M. Es war sehr schwer, vorauszusehen, daß ich würde mit ihm Auge in Auge zusammen kommen können; die Gelegenheit bot sich dar, er ging an mir vorüber und ich ergriff sie. Ich hoffte und hoffe noch, ihn dadurch zu einer Erklärung zu nöthigen, denn ich denke doch, daß der Prozeß nicht in seiner Abwesenheit wird entschieden werden.

Hr. v. Esparbès de Lusson, Substitut des königl. Procureurs, giebt eine kurze Uebersicht der Debatte und betrachtet die Handlung des Angeklagten als nicht zu entschuldigen. Diese Angelegenheit, fährt er fort, nach dem Ganzen der Thatsachen, wie wir es so eben Ihnen auseinandergesetzt haben, kann auch nicht zu irgend einer Art von Discussion Gelegenheit geben. Sie bietet einzig das traurige Schauspiel einer, unter den Rang gesunkenen Person dar, auf welchen sie Geburt und Erziehung gestellt hatten (Bewegung und Unzufriedenheit von Seiten des Hrn. von Maubreuil), um auf einem für Menschen ohne Heimath und für Missethäter bestimmten Platze zu erscheinen; eines alten Soldaten, der mit einem Male alle Gefühle abschwor, die dieser edle Beruf einflößt, oder wenigstens voraussetzt, und gegen einen schwachen Greis auf eine schändliche Weise den Vortheil des Stärkern mißbraucht, den ihm sein Alter giebt. Es war aber noch nicht genug an dieser elenden Handlung. Sie haben eben diesen Menschen noch einen jungen Advokaten verläumden und voraussetzen hören, daß dieser Advokat für Geld die Ehre ihn vor Ihnen vertheidigen zu dürfen habe kaufen wollen, und neulher sein Vertrauen verrathen hätte; nein, meine Herren! wir kennen das Corps der Advokaten genug, um sicher seyn zu können, daß in ihren Reihen sich auch nicht Einer befinden wird, der eines Benehmens fähig wäre, wie man es diesem Schuld giebt.

Wir verlangen demnach, daß der von Maubreuil zu fünf Jahr Gefängniß- und 500 Franken Geldstrafe, so wie, nach Ablauf der Strafzeit, noch während zehn Jahren unter die Aufsicht der hohen Polizei des Staates gestellt seyn zu sollen, verurtheilt werde.

D. P. Angeklagter, Sie haben so eben gehört, was für Anträge gegen Sie gemacht worden sind; was haben Sie zu erwiedern?

Hr. v. M. Werden Sie mir, Herr Präsident, die Freiheit lassen, mich zu vertheidigen?

D. P. Alles, was auf Ihre Vertheidigung Bezug hat, werden Sie zu sagen das Recht haben.

Hr. v. M. Wenn Sie mich nicht mich vertheidigen lassen wollen, wenn, wie im Jahr 1817, Gensdarmen mich beim Kragen fassen und mir den Mund mit der Hand zuhalten sollen, so habe ich nicht nöthig, meine Vertheidigung darzulegen. Ich verlange vor allem, daß man mich ganz frei sprechen lasse; wenn man mir dies nicht sofort zugesteht, werden Sie mich zum Stillschweigen verdammen.

D. P. Ich weiß nicht, was Sie zu sagen haben, da Sie noch nicht gesprochen haben.

Hr. v. M. Ich werde es versuchen, mich zu vertheidigen. Der Hr. Procureur des Königs hat mich so eben als einen, von dem Range, auf welchen ihn Geburt und Glück gestellt, herabgesunkenen Menschen dargestellt; er hat gesprochen von einem, einer ehrenwerthen Familie angehörenden Menschen, der, nachdem er Soldat gewesen, sich auf die Bank der Missethäter geführt sieht. Aber warum bin ich von diesem Range herabgesunken? Weil es dem Hrn. von Talleyrand gefallen hat, mich zu verfolgen, und unerhörtes Unglück dem Mißgeschick hinzu zu fügen, dem meine Familie zum Opfer ward, da zwei und zwanzig meiner Verwandten in der Vendée umgekommen sind. Meine Ergebenheit und Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons, mein Benehmen als guter Royalist, das ist es, was mich unglücklich gemacht hat. Im Monat April 1814, als Hr. von Talleyrand, zur Zeit seiner Rückkehr zu den Bourbons, Präsident der provisorischen Regierung geworden war, ließ er mich in sein Kabinet rufen und hielt mich da zwei Stunden lang

the Mississippi River, and the Gulf of Mexico, and the Atlantic Ocean, and the Pacific Ocean, and the Arctic Ocean, and the Antarctic Ocean, and the Indian Ocean, and the Red Sea, and the Mediterranean Sea, and the Black Sea, and the Caspian Sea, and the Dead Sea, and the Sea of Galilee, and the Sea of Tiberias, and the Sea of Gennesaret, and the Sea of Chinnereth, and the Sea of Kinneret, and the Sea of Kinnereth, and the Sea of Kinneroth, and the Sea of Kinneroth, and the Sea of Kinnero

Hr. v. Esparbès. Sie haben die Vertheidigung des von Maubreuil gehört; Sie haben im Voraus gefühlt, daß unsre Antwort sich nur auf höchst einfache Ausdrücke würde reduziren lassen. Der von Maubreuil hat keineswegs sich wegen Handlungen zu vertheidigen, die gar nicht gegen ihn sind angeführt worden. Er hatte blos auf die Frage zu antworten, die ihm nach dem Gesetze gethan wurde: Haben Sie Thätlichkeiten gegen den Fürsten von Talleyrand ausgeübt? Waren Sie in dem Falle einer legitimen Vertheidigung? Es ist die Behauptung des von Maubreuil keine Entschuldigung, daß er zur Zeit von 1814 durch die damaligen öffentlichen Behörden mit einer Sendung sollte beauftragt gewesen seyn, die derselbe hier als einen Versuch der Ermordung gegen die Familie Bonapartes charakterisirt hat.

Da jedoch das öffentliche Ministerium die Publicität nicht scheuen kann, müssen wir bestimmte Aufklärungen geben. Wir wollen hier nur wiederholen, was in mehreren Prozessen, bei denen Hr. von Maubreuil erschienen, und namentlich in dem letzten enthalten ist, der vor dem königl. Gerichtshofe von Douai Statt gefunden hat. Man findet bei den, zu diesem Prozesse gehörigen Akten ein „Note succincte sur ma malheureuse affaire" betiteltes Memoire. Diese Note ist vom 5. April 1815 während der hundert Tage datirt....

Hr. v. M. Dies ist eine Note, die ich an den Grafen von ..... gegeben habe, um der Marquise von Orvault eingehändigt zu werden.

Hr. v. Esparbès. In dieser Note sagt der Hr. von Maubreuil, daß einer der Secretaire der provisorischen Regierung ihm mehrere Billets geschrieben, ihn zu sich habe kommen lassen und ihm ein Projekt mittheilte, das dahin zielte, Bonaparte, seine Brüder und seinen Sohn, unter dem angeblichen Vorwande der Nachforschung nach Diamanten der Krone, zu entführen.

Die Wahrheit ist, daß um den 15. April der Hr. von Maubreuil in der That mit einer Sendung beauftragt worden, zu welcher man ihm eine vom General Dupont, damaligem Kriegsminister, unterzeichnete Ordre gab, in welcher allen Militair-Autoritäten anbefohlen wurde, dem Hrn. von Maubreuil mit Mannschaft beizustehen. Man händigte ihm auch eine Ordre des General-Directors der Posten und von verschiedenen Chefs der alliirten Truppen ausgegangene Befehle ein. Diese Befehle erklärten sich durch ein zu jener Zeit in Umlauf gewesenes Gerücht, daß der Mameluck Rustan zwei, mit Nummer 1. und 2. bezeichnete, Cassetten, die Edelsteine der Krone enthielten, untergeschlagen hätte.*) Man hatte die Nothwendigkeit gefühlt, die Urheber oder Mitschuldigen dieses Unterschleifs verfolgen zu lassen. Der Hr. von Maubreuil wurde damit in Vereinigung mit Hrn. Dasies beauftragt. Dies war der Gegenstand ihrer geheimen Sendung. Dieselbe wurde, nach den Details, die in dem Prozeß des königl. Gerichtshofes zu Douai bekannt gemacht worden sind, nun folgendermaßen ausgeführt. Den 20. April des Morgens, wurde die Königin von Westphalen (princesse de Westphalie), Gemahlin Jerome Bonaparte's, auf der großen Straße von Fossard durch die Herren Maubreuil und Dasies, an der Spitze eines Haufens von Mamelucken und anderer Bewaffneter festgenommen. Die Fürstin führte in ihrem Wagen eine gewisse Anzahl Cassetten bei sich, und eine dieser enthielt Diamanten. Der Hr. von Maubreuil, demnach, wie die Fürstin im Augenblicke selbst ausgesagt hat, nahm, unter dem Vorwande der Nothwendigkeit, nach den Diamanten der Krone zu forschen, die Cassette weg, welche die Diamanten enthielt; aber er nahm noch überdem eine dergleichen mit, die er nach der Natur seiner Sendung nicht hätte an sich nehmen sollen und dürfen, und deren Visitation in jedem Falle keineswegs lange Zeit würde erfordert haben; dieselbe enthielt die Summe von 84,000 Franken in Gold. Die Diamanten sind an die provisorische Regierung abgeliefert, und auf die Reclamationen der Fürstin restituirt worden; allein die 84,000 Franken in Gold sind verschwunden. Wegen der Wegnahme dieser Summe denn ward Hr. von Maubreuil vor Gericht gestellt. Nach mehreren Zwischen-Vorfällen, die Veranlassung gegeben hatten, die Sache vor den königlichen Gerichtshof von Douai zu bringen, ist derselbe entwichen und wurde er in contumatiam zu fünf Jahre Gefängnißstrafe verurtheilt.

Sie haben das Datum dieser Ereignisse bemerkt. Zur Zeit der am 14. und 15. April unterzeichneten Ordres, hatte Napoleon bereits abdicirt; er mußte sich unter der Schutzwache der alliirten Mächte nach der Insel Elba, als dem ihm bestimmten Wohnsitze begeben; Niemand hätte zu jener Zeit daran denken können, ihm nach dem Leben zu strebe. Dies ist offenbar eine Fabel von der Erfindung des Hrn. von Maubreuil. Die Epoche der hundert Tage war herangekommen; der Hr. von Maubreuil ist festgenommen und verhört worden, wie ebenfalls der Hr. Dasies. Hr. von Maubreuil hat an Hrn. Dasies Billette geschrieben, in denen er ihm Vorwürfe darüber machte, daß er den seinigen widersprechende Dinge ausgesagt habe. Er sagte zu ihm: „Sie sind eine Plaudertasche; um Gottes Willen schweigen Sie!"

Die Note, die wir so eben dem Gerichtshofe mitgetheilt haben, ist vom 5. April 1815. Zu dieser Zeit konnte die Regierung des Usurpators einiges Interesse dabei haben, den Herrn von Maubreuil und seine muthmaaßlichen Mitschuldigen, als Urheber eines Mordversuches gegen Glieder der damals regierenden Familie zu verfolgen. Nun wohl! nach allen Nachforschungen der Gerechtigkeit, ist eine Ordonnanz der Kammer des Raths des Gerichtshofes erster Instanz erschienen, die erklärt, daß aus den Gerichtsverhandlungen nicht hinreichende Beweisgründe sich ergäben, daß Maubreuil, Dasies und die übrigen denunzirten Personen an einem Complotte gegen das Leben Napoleons oder seiner Brüder theilgenommen hätten und daher kein Grund vorhanden sey, dieserhalb weiter gegen sie zu verfahren. Sie sehen, daß diese, während der Hundert Tage gegebene Ordonnanz, alle Allegationen des Herrn von Maubreuil verschwinden macht. Das öffentliche Ministerium fürchtet also keineswegs die Publicität. Es hat durchaus keine Mission zur Begehung einer Ermordung existirt; die Sendung reduzirt sich einzig auf die Entdeckung der beiden, Diamanten der Krone enthaltenden Cassetten.

Hr. v. M. Ich habe schon gesagt, daß ich die Note vom 5. April 1815 abgefaßt habe, damit sie durch den Grafen von .... der Marquise von Orvault eingehändigt werde. Es ist augenscheinlich, daß sie von der Polizei aufgefangen worden ist. Dies war während der Hundert Tage und es war nicht gut für einen Royalisten, wenn man mit einem Manne wie Real zu thun hatte. Ich habe dies jeder Zeit gesagt; aber wir haben einen großen Schritt in dieser Angelegenheit gethan. Man läugnet jetzt die Mission vom 2. April nicht mehr. Das ist schon

*) Jetzt hat Rustan gegen diese Anführung des Advokaten des Königs eine vom 21. Februar 1827 datirte Protestation oder Rechtfertigung in die französischen Blätter einrücken lassen, worin er erklärt, daß er allerdings zu Anfange des Jahrs 1814 von dem Kaiser den Befehl erhalten, sich von dem Schatzmeister der Krone, Hrn. de la Bouillerie, zwei bestimmte, Diamanten und namentlich den Regenten enthaltende Cassetten ausliefern zu lassen, dieselben auch wirklich gegen einen Schein empfangen, jedoch unverzüglich in die Hände des Kaisers übergeben habe; ferner: daß er am 18. April, also mehrere Tage nach der Abdicirung Napoleons zu Fontainebleau, an welchem Tage Hr. von Maubreuil mit einer geheimen Mission beauftragt worden, in Paris gewesen sey und daß um diese Zeit zwei Adjudanten des Grafen von Artois, (deren Namen ihm jedoch unbekannt) zu ihm gekommen wären, um die beiden jetzt in Rede stehenden Cassetten von ihm zu reklamiren, er diesen Herren aber erklärt habe, daß er nicht wüßte und ignoriren müßte, was aus ihnen, seit dem Tage, wo er sie dem Kaiser in seinem Kabinette eingehändigt, möchte geworden seyn. A. d. Uebers.

Ich habe die Ehre, Ihnen, Herr Präsident, anliegend die Antwort der Regierung der Vereinigten Staaten auf die Note vom 23. Juli d. J. zu überreichen, in welcher Sie mir Ihre Ansichten über die Frage der Einberufung einer Konferenz zur Revision der Genfer Konvention mitgeteilt haben.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist mit Ihnen darin einig, daß es wünschenswert sei, eine Konferenz zu berufen, um die Genfer Konvention zu revidieren, und sie ist bereit, eine solche Konferenz zu beschicken. Sie ist der Ansicht, daß es zweckmäßig sein würde, wenn die Konferenz sich mit der Revision der Konvention vom Jahre 1906 und der Artikel 54 bis 60 der Haager Konvention vom Jahre 1899 befassen würde, und sie ist bereit, sich an einer Konferenz zu beteiligen, die sich mit diesen Fragen befaßt.

Ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen, Herr Präsident, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Washington, den 30. August 1921.

Der Staatssekretär
Hughes.

An Seine Exzellenz den Präsidenten der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Herrn Ador, Genf.

Der Bundespräsident hat hierauf folgende Antwort erteilt:

Herr Staatssekretär!

Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang Ihrer Note vom 30. August d. J. zu bestätigen, in welcher Sie mir mitteilen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten mit mir darin einig ist, daß es wünschenswert sei, eine Konferenz zu berufen, um die Genfer Konvention zu revidieren, und daß sie bereit ist, eine solche Konferenz zu beschicken. Sie ist der Ansicht, daß es zweckmäßig sein würde, wenn die Konferenz sich mit der Revision der Konvention vom Jahre 1906 und der Artikel 54 bis 60 der Haager Konvention vom Jahre 1899 befassen würde, und sie ist bereit, sich an einer Konferenz zu beteiligen, die sich mit diesen Fragen befaßt.

Ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen, Herr Staatssekretär, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Genf, den 3. September 1921.

Der Präsident
Ador.

An Seine Exzellenz den Staatssekretär der Vereinigten Staaten von Amerika, Herrn Hughes, Washington.

Der Bundesrat hat beschlossen, diese Korrespondenz zu veröffentlichen.

Bern, den 6. September 1921.

Im Namen des Schweizerischen Bundesrates,
Der Bundespräsident:
Ador.

Der Kanzler der Eidgenossenschaft:
Steiger.

„In Betracht, daß aus der Instruktion des Prozesses und den „Debatten der Beweis hervorgeht, daß Maubreuil, am letztverflossenen „20. Januar sich nach St. Denis begeben; daß er daselbst in den Salon „einzutreten gewußt, durch welchen der Dauphin kommen mußte; daß, „nachdem der Dauphin vorübergegangen, der von Maubreuil sich dem „Fürsten von Talleyrand genähert und Thätlichkeiten gegen ihn ausgeübt „habe, in Folge deren der Fürst von Talleyrand umgefallen;

„In Betracht, daß gleichfalls aus dem Prozesse und den Debatten „hervorgeht, daß Maubreuil mit Vorbedacht gehandelt habe, indem der„selbe in der Absicht nach St. Denis gekommen, den Fürsten von „Talleyrand zu schlagen, und daß dieses Vergehen vorgesehen ist im „311. Artikel des Code penal;"

„In Betracht, daß Maubreuil schon von dem Zuchtpolizeigericht zu „mehr als einem Jahr Gefängniß verurtheilt worden, und dem zufolge „der 58. Artikel desselben Code auf ihn anzuwenden sey;"

„Verurtheilt der Gerichtshof den von Maubreuil zu fünf Jahren „Gefängniß-, 500 Franken Geldstrafe und zu den Kosten; befiehlt, daß „derselbe nach Ablauf der Strafzeit noch 10 Jahre lang unter die Ober„aufsicht der hohen Polizei gestellt bleibe, und bestimmt 3000 Franken „als Cautionssumme, die zu leisten derselbe gehalten seyn soll."

Herr von Maubreuil hörte sein Urtheil an ohne ein Wort hervorzubringen. Bevor er nach der Conciergerie zurückkehrte, erklärte er, daß er Appellation einlegen werde.

Kriegs-Moral der portugiesischen Insurgenten.

Die Schildwachen.

Kammerad, es ist ein schwer Stück Arbeit, so drei Stunden lang, Gewehr im Arm, mit nüchternem Magen bei einem König von gestern Schildwach zu stehen, der seine Hidalgos bewirthet. Währet dir dein Posten nicht ein bischen lang?

— O, sehr!

„Nun gut, da wollen wir ein wenig plaudern, das verkürzt die Zeit."

— Das wollte ich eben auch in Vorschlag bringen.

„Du dienst wohl noch nicht lange?"

— Seit 24 Stunden.

„Und du heißt? da hätte ich doch zuerst nach fragen sollen.

— Johann Lobo, gebürtig aus Chaves, in Tras-os-Montes. Und dein Name?

„Cabeça Branca." (Weiskopf.)

— Nun, nichts für ungut, der Name paßt nicht besonders. Nie sah ich noch ein weißes Haupt auf einem äthiopischen Rumpfe.

„Man hat mir einen Namen, ein Vaterland und eine Religion zum Ersatz dessen gegeben, was man mir geraubt hat. Wer ich bin und wie mich mein Vater, wenn er noch lebt, in der Erinnerung neunt, das kann ich dir, mein lieber Johann, nicht sagen. Dieses alles wird wohl durch die Taufe weggewaschen worden seyn. Ich bin, 5 Jahre alt, an der afrikanischen Küste gekauft worden, dann hat man mich zu Rio Janeiro Baumwolle pflanzen, zu Lissabon die Pferde striegeln lassen und nun zuletzt einen Soldaten aus mir gemacht. Ich habe mich für die Freiheit und für das Königthum, für die Negros und für die Servilen geschlagen; aber das schwöre ich dir, daß ich mir nie etwas Bestimmtes dabei gedacht habe, wenn ich ein Gewehr abfeuerte. Sah ich eine feindliche Uniform, so legte ich darauf an, denn dafür erhielt ich ja meine 60 Reis. Man nennt dieses als guter Soldat seine Schuldigkeit thun."

— Wie bist du denn zu uns gekommen?

„Durch einen verdammten Jesuiten, dem ichs einmal eintränken werde und sollte ich darüber auch nicht in den Himmel kommen. Ich stand beim 4. Jägerregimente, hatte den besten Ruf, und schrie aus vollem Halse: „Es lebe die Prinzessin Regentin!" als mich ein schwarzmänteliger Werber in ein Wirthshaus verlockte und mir da ein Langes und Breites von Madrid, von Gott, von Montrouge und von der andern Welt vorschwatzte. Ein wenig benebelt von seinem Sermon und seinem Branntewein, kehrte ich nun meinem Regimente den Rücken. Ich nahm ein Scapulier an, das mir gegeben ward, und 5000 Reis Sold, die mir versprochen wurden, und so bin ich nun mit leerem Magen hier an dieser Thür bereit, einem Constitutionellen die Kugel zuzuschicken, die bestimmt war einen Apostolischen zu treffen. Thut nichts! — haben die Jesuiten aber da oben nicht mehr Freunde als hienieden, so fürchte ich sehr, daß sich mir die Pforten des Paradieses nicht aufthun werden. Inzwischen hoffe ich doch, wenn ich einmal dort Rechenschaft geben muß, nicht zu leicht befunden zu werden, denn ich habe immer ohne Zorn getödtet."

— Was, selbst für die gute Sache?

„Gute Sache, Kammerad, ist die, die gut nährt. Ich habe es satt, nüchtern die Mette zu hören, statt mich mit einem vollen Magen zu schlagen. Aber nur Geduld, die Bürger zu Coimbra sollen mir diese 14 Tage Enthaltsamkeit schon wieder wett machen. Man hat uns die Plünderung als Gratification zugesagt."

— Rechnest du auf das Mahl zu Coimbra, mein Freund Cabeça Branca, so wirst du mager abgespeißt werden: es geht nicht vorwärts.

„Nicht möglich! Der Marquis . . . ich wollte sagen Don Chaves . . . ei nicht doch, der König, Don Manoel . . . bei diesen Comödianten da weiß man immer nicht, wie man sich ausdrücken soll; sie ändern alle Augenblicke den Namen und das Kostüm; der König also giebt in diesem Hause den Abschiedsschmauß. Hörst du nicht die Gläser klingen? — Ei, wäre es nicht um das, was mir verheißen worden ist, da würde ich schlecht von diesem Lärm da erbauet seyn."

— Du bist schlecht unterrichtet. Die Hälfte der Armee weigert sich den neuen König anzuerkennen. Um zu agiren, erwartet man Beistand von der Gränze. Darüber vergehen wenigstens ein Vierzehn Tage, und wer weiß, was sich in dieser Zeit zuträgt. Jede Minute hat ihr Ereigniß; in einer Stunde sind mehr Gerüchte in Umlauf, als Wasser unter der Mondego-Brücke hinfließt.

„Sie haben mich betrogen, sagt Cabeça Branca nun mit gedämpfter Stimme, betrogen! . . . Schon gut, da gilt unser Handel nicht; da bekömmt meine Kugel noch einmal eine andere Addresse; noch nie hat sie ihr Ziel verfehlt . . . Wart nur, wart! —

Die beiden Wachen, die sich einander genähert hatten, kehren nun auf ihre Posten zurück. Im Fest-Salon entsteht ein großes Geräusch und man hört mit starker Stimme ausrufen: „Dem Könige, Don Manoel II.!" bei welchem Ausruf Lobo unwillkührlich das Gewehr präsentirt. Als Cabeça dies sieht, sagt er zum Lobo:

„Du, höre! das Haus Chaves kann sich rühmen an dir einen recht warmen Freund zu haben."

— Ein neuer Freund ist nie kühl. Ich habe mich gestern aufgemacht, um zu dem Armee-Corps zu stoßen und die Indulgenzen zu verdienen; mit dem Ausruf: „Es lebe Don Miguel!" bin ich eingeschlafen und mit dem: „Es lebe Don Manoel II.!" bin ich aufgewacht. Wirst du es nicht eben so halten?

Art. 2. Le taux de la taxe sera fixé, chaque année, par le Conseil municipal, sur la proposition du Maire, dans la limite de 0 fr. 50 c. par mètre carré.

Art. 3. Les dispositions de l'article 1er ne sont pas applicables aux terrains qui, par leur nature, ne peuvent être utilisés pour la culture.

Art. 4. Les propriétaires qui entendent faire usage de la faculté qui leur est donnée par l'article 1er, devront, avant le 1er janvier de chaque année, faire connaître à la Mairie, par déclaration écrite, la superficie de leurs terrains qu'ils veulent maintenir en culture.

Art. 5. Les déclarations seront inscrites sur un registre spécial, qui sera ouvert à la Mairie, à partir du 1er janvier, et clos le 31 du même mois.

Art. 6. Les déclarations seront vérifiées par le Maire, ou par un délégué spécial, qui pourra se faire assister d'un ou de deux experts.

Art. 7. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 8. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 9. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 10. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 11. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 12. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 13. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 14. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 15. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 16. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 17. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 18. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 19. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

Art. 20. Les propriétaires qui auront fait la déclaration prescrite par l'article 4 ne pourront, pendant l'année, modifier la culture de leurs terrains, sans en avoir fait la déclaration à la Mairie, trois jours au moins à l'avance.

— Ich habe nie eine traurigere Fossa (so heißt der Tanz, den die eben erwähnten Neger ausführten) gesehen, sagte Don Melho, und die armen Teufel setzen auch nicht viel von ihrer Waare ab.

„— „Stille," sagte Chaves . . . „Freilich setzen sie wenig ab. Meine Armee hat nicht die besten Gesinnungen. Man hat mir zugeführt, was man eben aufzutreiben vermochte . . . Ah, sieh da, ein Chasseur, der eins kauft. Ich werde ihn seinem Capitain anempfehlen."

— Nie bin ich noch einer Fossa wegen von Tisch aufgestanden, brummte unzufrieden Don Melho. Nach dem Aufheben des Jesuiten da glaubte ich, es sey von einer Prozession die Rede.

„— „Ei, stille doch, Don Pojares! da kömmt auch schon die Prozession. Würklich vertrieben die Guerillas eben den Fossa-Trupp und statt ihrer zogen Priester, in langen leinenen Röcken, unter dem Absingen von Gesängen, langsam herbei.

„Lobo," sagte Cabeça Branca nun, die Augen auf den Balcon gerichtet, „sind von deinen Freunden mit in der baie, erkennst du deren?"

— Ja wohl, erwiederte Lobo, sich auf die Knie werfend und sich die Brust mit der rechten Hand schlagend.

„Ei schön, sagte Cabeça, sein Gewehr ordnend. „Aber ich wollte, du ersuchtest den dicken Hidalgo da oben auf dem Balcon, der den Mund offen und die Hände gefalten hält; daß er sich nicht so breit machte."

— Warum denn? erwiederte Lobo, ohne aufzusehen.

„Weil er mir das Haupt und die Brust des Chaves verdeckt."

— — Kniet, Kniet! schrieen die Pfaffen dem Cabeça zu.

„Hund von Hidalgo," sagte Cabeça vor sich, die Aufforderung der geistlichen Herren überhörend; verdammt sey dein Dickwanst! Fast hätte ich Lust, erst dir einige der Bleipillen zu geben, die ich dem Marquis zugedacht habe."

— — Knie, knie, Ketzer! schrieen nun auch die Guerillas.

— Cabeça, sagte Lobo, nimm dich in Acht; man bemerkt dich. Knie doch, ich beschwöre dich.

„Ei, das machst du gut," fährt Cabeça fort, „daß du endlich einmal den Kopf zur Seite hältst. Du, England, wirst nun, ehe eine Minute vergeht, es nicht mehr nöthig haben Soldaten abzuschicken. Der König da, soll von mir in die Ewigkeit gefördert werden."

Cabeça Branca, gedeckt durch einen Winkel unter dem Balcon, setzt nun sein Gewehr an, nimmt den Marquis aufs Korn und will eben losdrücken: da fallen die Guerillas über ihn her und durchbohren ihn unter dem Geschrei „Nieder mit dem Ketzer!" mit ihren Säbeln. — „Schleift ihn, schleift den Leichnam! — Kein Erbarmen! — Reißt ihm das Herz aus dem Leibe!" —

„„Was triebst denn du?"" sagt Suarez, der vom Balcon herab gekommen war; „„hättest du dem Scandal nicht wehren und den Ketzer niederschlagen können? Ich glaube gar, du weinst?""

— Ich, sagte Lobo zitternd vor Angst. Mögen alle Feinde des Glaubens so enden! und sofort stieß auch er sein Bayonnet in die Leiche. —

Ueber Juweliere und Edelsteine im Orient.

Hr. Allsop zu Madras theilte Hrn. Gill in seinem **technical Repository** einige Notizen über Edelsteine und Juweliere im Orient mit. Er versichert, daß die orientalischen Juweliere die untere Fläche der Steine von sehr geringem Werthe bei dem Fassen so geschickt zu färben wissen, daß selbst die feinsten Kenner dadurch getäuscht werden; daß man daher im Orient nie einen Stein gefaßt kaufe. Europäer werden von ihnen gewaltig betrogen. Die Eingebornen kaufen Smaragde nur nach Rhutthis (ein Rhutthi ist etwas weniger als ein Karat) und Demante nach **Munihudthis** (ein Munihudthi ist 1¼ Karat). Ein Smaragd von 5 bis 6 Rhutthis, wenn er gut ist, gilt 10 bis 12 Pagoden für jeden Rhutthi. Kleine Rubine werden nach 20 auf ein **Kordsch** (3½ bis 4 Karat) verkauft. Die Edelsteine werden in ihrer natürlichen Form, nur polirt, verkauft; denn man sieht im Oriente mehr auf die Größe, als auf die Form. Steine von ¼ bis ½ Karat werden, so wie die Rubine, nach Handpreisen ohne Wage verkauft. Rubine werden nie mit Folie gefaßt, sondern unten ausgehöhlt, und mit sehr fein polirtem Golde ausgefüllt, wodurch ihr Glanz ungemein erhöht wird. Man macht im Oriente auch sogenannte Doublets, und setzt einen dünnen flachen Edelstein auf gleichfarbiges Glas, so geschickt, daß selbst Kenner sich leicht täuschen. Rubine gelten im Oriente für Talismane, die man Fremden selbst nicht gern sehen läßt. Rubine mit schwarzen Flecken gelten für Unglück bringend. Reine Rubine von der Größe eines Pfefferkornes kommen selten vor: Hr. Moorat kaufte einen vollkommen reinen von 3½ Karat um 4000 Madras Rupien (456 £).

Miscellen.

Bei den in England von Herrn Robertson angestellten Versuchen über die Schwere des menschlichen Körpers, zeigte es sich, daß unter zehn Menschen acht leichter waren, als eine Quantität süßen Wassers, die denselben Raum einnimmt, und folglich viel leichter als ein gleicher Raum voll Seewasser und daß demnach viele Personen, die ins Wasser fallen, wenn sie nur die Gegenwart des Geistes nicht verlieren, sich retten können. So kannte z. B. Herr Robertson selbst einen Knaben, von dreizehn Jahren, der, ohne schwimmen zu können, bei ziemlich stürmischer See über Bord eines Schiffes fiel. Er behielt Geistesgegenwart genug, sich sogleich auf den Rücken zu legen, und blieb so fast eine volle halbe Stunde ruhig auf der Oberfläche des Meeres treibend, bis er gerettet werden konnte. Er hatte die Vorsicht gebraucht, jedesmal den Athem an sich zu halten, wenn eine Woge über ihn hinschlug, bis er wieder auftauchte.

Unter der Regierung Ferdinand VI. von Spanien sendete der Minister Ensenada zwei Offiziere hohen Ranges nach den spanischen Besitzungen im südwestlichen Amerika, mit dem Auftrag, Beobachtungen über den Zustand dieser ausgebreiteten Landstriche, das Benehmen der Geistlichkeit und die Lage der Völker zu sammeln. Die Mission wurde mit Sorgfalt erfüllt, und das Resultat derselben war ein volumineses Memoire, das im Manuscript in den Archiven des Escurials niedergelegt wurde. Die Engländer haben durch Gold von demselben eine Abschrift zu erhalten gewußt, und die Uebersetzung hiervon ist kürzlich zu London erschienen. Es werden in diesem Werke nicht minder genau als offiziell alle jene Schändlichkeiten und grauenerregenden Unthaten dargethan und erzählt, die beweisen, bis zu welchem Punkt der Verdorbenheit die geistlichen Orden beider Geschlechter dort gekommen waren und welche Leiden jene Nationen haben erdulden müssen, die man jetzt diesem verhaßten Joch sich zu entziehen suchen sieht.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.
№ 167 Hamburg, Mittwoch den 14. März 1827
Herausgegeben von Gerhard und Heidtkamp. Redigirt von J. Wichert und Emil Lehmann.

Einzelne Züge aus dem Kriege auf der Halbinsel, in den Jahren 1808 bis zu Anfang 1811.

(Fand neue Belege in J. Napiers so höchst schätzenswerthen neuesten Werke auf Waterloo. Abth. 1. 2. 3. Theil. Übersetzt von Dr. Friedrich Förster.)

Im April 1808 schickte mich der Marschall Soult mit Befehl gleich nach Oporto, die Brigade zu besehen, wo ich Oberst-Lieutenant wurde.

„Unser Vorrückungs" hat bei Strafe „Ja, dem das Leben lieb ist, bleibe zurück" Napoleon's Marschälle, Soult, Ney, Victor, Lannes, Junot, Augereau waren nun, nach Vertreibung der Engländer, Herren von Nord-Portugal, Ney und Soult, mit Hauptmacht aufgestellt, Victor, Lannes, Junot, in Reserve. Die Verwaltung von Zivilsachen und Einkünften für diese Provinz und Einleitung geschahe hier, in meinem Beisein, durch Soult, der sich, wie ich schon sagte, in Oporto befand, und ich will gerade sagen, daß Soult's Verwaltung sich durch Ordnung und Sparsamkeit auszeichnete, und daß er, wenn er Portugal behauptet hätte, dieses Land reich gemacht haben würde. Die Einkünfte dieses Landstriches, der Distrikt Soult hatte, waren, nach Abzug der Kosten, für die Armee, für Soult, und für die Regierung, beträchtlich, und kaum dürfte der Unterschied zwischen Soult's Einkünften und denen seiner Vorgänger, Junot und Loison, sehr groß gewesen sein. Soult hatte, wie ich schon sagte, seine Hauptmacht bei Oporto, und seine Vorposten an Portugal durch Galizien, bis Vigo, Tuy, Orense, Monterey, Chaves, Braganza, Miranda, Bragança, Villa Real, Lamego, Viseu, Aveiro, Coimbra, Leiria, Thomar, Santarem, Abrantes, Castello Branco, Guarda, Ciudad Rodrigo, Alcantara, Badajoz, Olivenza, Elvas, Campo Mayor, Valencia d'Alcantara

eines gewöhnlichen und profanen Bildes haltend, gleich dem andern Brennmaterial ins Feuer legte. Der Leser wird sichs nun schon denken können, daß dieser Arm aus den Flammen herausſprang; daß die Nachbarn auf das Geschrei der Alten herbeiliefen; daß die Priester ihn in Prozession nach der Kirche N. Senhor trugen, und daß er gleich den Defect des Bildes ersetzte und sich demselben wunderbar anschloß. Von der Zeit an ward N. S. de Bouças das berühmteste Idol in Portugal und es haben sich zuweilen schon bei 25000 Personen an dessen Festtag in der Kirche versammelt gehabt, indem dazu Pilgrimme von allen Seiten herbeiſtrömten.

Auch der Marschall Soult fand es für dienlich, bei diesem Idol seine Andacht zu verrichten. Er und sein Staab begaben sich in die Kirche und brachten dort, wie seine Zeitung sich ausdrückte, niedergeworfen vor dem Altar, den Zoll der Achtung und Ehrerbietung dar, welche die Religion von denen verlangt, die vom wahren Geiste des Christenthums beseelt sind. „Es kann," so sagte der heuchlerische Berichtgeber dieser Mammerei, „kein ergreifenderes und interessanteres Schauspiel gedacht werden, als das ist, wenn man sieht, wie ein großer Mann sich vor dem Könige der Könige und dem obersten Lenker der Reiche demüthiget und sich in den Staub wirft! Auch waren alle Einwohner von Matosinhos, die dieser kirchlichen Feier beiwohnten, hingerissen von Wonne und Entzücken." — Der französische Marschall äußerte große Theilnahme, als er vernahm daß die Gold- und Silbergefäße, die Juwelen und der sonstige Schmuck der Kirche weggeführt worden, und versprach dem Rector, daß er Nosso Senhor zwei große silberne Leuchter opfern, ihm eine silberne Lampe weihen und einen hinlänglichen Fonds, sie immer brennend zu unterhalten, anweisen, überdem auch noch die Stipendien des Rectors und des Sacristans verdoppeln wolle. „Dies Factum," peroriste sein Lobredner weiter, „sticht sehr von dem ab, was man uns über die Irreligiosität der französischen Truppen und ihrer Anführer vorgeschwatzt hat! Es ist Zeit, das wir die Augen öffnen und in den uns betroffenen Ereignissen Gottes Finger erkennen. Wie glücklich sind wir, daß der Himmel uns einen Helden zum Gouverneur gegeben hat, dessen Herz tief und innig von der Majestät unserer heiligen Religion ergriffen ist, und dessen ganzes Trachten darauf hinausgeht ihr einen neuen und nie verlöschenden Glanz zu geben! Mögen die Verläumder zu Schanden werden, die Aengstlichen aber ohne Sorgen seyn! Neu beleben müssen sich unsere Hoffnungen jetzt, wo sie eine Stütze bekommen haben, die, da sie auf Religion begründet ist und ihr Haupt über die Stürme hinaus ragt, deren gänzliche Erfüllung verheißt."

Ueber die Herausgabe des Kirchenraubes hatte der Marschall Soult nicht ein einziges Wort fallen lassen; seinem Versprechen aber wegen der Leuchter und der Lampe, zu deren Unterhaltung 16000 Milreis angewiesen wurden, und hinsichtlich der vermehrten Besoldungen der geistlichen Herren, ist er pünktlich nachgekommen. Mehr zu thun, dazu ließ ihm auch wohl die Gefährlichkeit seiner Lage nachher nicht Muße und Stimmung.

— Ob der Marschall Soult am Ende daran verzweifelte, sich das Volk, das er feindlich überzogen hatte und zu Sclaven machen wollte, geneigt zu machen; oder ob ein System der Strenge in seinem Character, so wie in dem des Tyrannen, dem er diente, das Uebergewicht hatte, genug, er begann zuletzt es durch gleich grausame Maaßregeln einzuschüchtern, als von seinem Vorweser Junot angewendet worden waren. Er ließ die Portugiesen, die einer Gemeinschaft mit Trant oder Silveira verdächtig waren, gleichviel ob überführt oder nicht, an den Bäumen längs der Heerstraße aufhängen, wo ihre Leiber verfaulen mußten, indem es jedermann verboten war sie herabzunehmen und zu begraben. So verhaßt sich der Feind nun schon durch ein solches Verfahren machte, so geschahen doch noch Dinge, die, wenn möglich, den Unwillen und den Abscheu noch in weit größerem Grade steigerten. Ein Trupp der aufgelösten Miliz überfiel, unter der Anführung eines Obristlieutenants, einen Escadronschef in der Nähe des Dorfes Arrifana und tödtete diesen nebst drei ihn escortirende Dragoner. Er gehörte zu der, aus der ersten Zeit der französischen Revolution so bekannt gewordenen Familie Lameth, und hatte, als Adjudant von Soult, in der Halbinsel mit einem Eifer gedient, wie er nur in einer schlechten Sache aufgeboten werden konnte. Da er ein Liebling des Befehlshabers und seines Staabes gewesen war, so beschloß man, für seinen Tod Rache zu nehmen, und da derselbe in einem Theil des Landes stattgefunden hatte, der sich militairisch in ihrem Besitz befand, so glaubte man darin eine Handlung zu erkennen, die außer den Gesetzen des Krieges sey. Der General Thomières, schon an dergleichen Dienste gewöhnt, ward nun ausgesandt um, wie die Franzosen der damaligen Zeit es nannten, ein fühlbares Exempel zu statuiren, nicht an den Schuldigen, — denn die thaten anderswo ihre Pflicht in der Vertheidigung ihres Landes — sondern ohne Unterschied an sämmtlichen Bewohnern von Arrifana. Dem gemäß, rückte mit Tagesanbruch ein französisches Detaschement in dies Dorf ein, ergriff 24 von seinen Einwohnern, schleppte sie hinaus aufs Feld, band sie dort paarweise zusammen, und schoß sie alle nieder. Die übrigen Leute aus dem Dorfe, Brüder und Schwester, Eltern, Weiber and Kinder wurden gezwungen, dieser Metzelei zuzusehen, und als man damit zu Ende war, ward das Dorf niedergebrannt und viele Weiber und Mädchen wurden von den entmenschten Unholden in eine Einsiedelei oder Kapelle getrieben, um dort gemißhandelt zu werden.

— Zu jener Zeit (März 1810), wo sich eine Menge französischer Kriegsgefangenen am Bord von Gefangenschiffen in der Bucht von Cadix befanden, wurden in einem furchtbaren Sturm, der unausgesetzt vier Tage lang mit gleicher Wuth anhielt, 3 Linienschiffe, 1 Fregatte und ungefähr 40 Kauffahrteischiffe nach der Seite hingetrieben, wo jene lagen, und geriethen mit der Springfluth auf den Strand.*) Die Menschen wurden durch die Böte des brittischen Geschwaders abgeholt, die Schiffe aber von dem Feinde durch glühende Kugeln in Brand gesteckt, auch fiel ihm ein großer Theil ihrer Ladungen in die Hände. Während des Sturmes blieben die Franzosen am Bord der Gefangenschiffe ohne Speise und Trank, und die Spanier nahmen von ihren Nothsignalen gar keine Notiz, so daß, hätte nicht der brittische Admiral, sobald sich der Sturm nur etwas gelegt hatte, seine Böte hingesandt um ihnen Hülfe zu bringen, noch weit mehr dieser Unglücklichen, als es schon der Fall war, elendiglich hätten umkommen müssen, denn die Spanier schienen gar keine Eile damit zu haben sich den aufgethürmten Wogen um eines Feindes willen preis zu geben, den sie als vom Kreise der Menschheit ausgeschlossen betrachteten. In Betreff dieser Gefangenen, hatten sie würklich alles Mitleid erstickt und ließen sie die volle Hartherzigkeit ihres Nationalcharakters fühlen, auch war die Nachlässigkeit der Regierung in

*) Einige Tage nach diesem Sturm sammelten die Böte des Triumph's an der Küste circa 30 Tons Quecksilber, in ledernen Beuteln zu 50 Pfund jeder, ein, die aus einem Wrack dorthin geworfen worden waren. Man stauete sie in dem Magazin- und hinterem Raume, wo aber die vom Seewasser mürbe gefressenen Hülsen, ehe man sich dessen versah, aus einander platzten. Was noch schnell zu bergen war, wurde geborgen, aber es hatten sich bei 10 Tons am Gewicht verlaufen, und diesem war nicht anders beizukommen, als wenn das Schiff auf die Keigen gebracht und eine seiner untersten Bekleidungen am Kiel aufgebrochen wurde. Alle Lebensmittel verdarben, zwei bis drei Hundert Mann der Besatzung erkrankten und mußten eiligst fortgeschafft werden, manche in einem Zustande, der an ihrem Aufkommen zweifeln ließ. Das Schiff mußte man nach Gibraltar schicken, um es dort von Grund aus wieder reinigen zu lassen.

leiden dürfte kaum wenigstens abgekürzt, als die Schlacht und Niederlage bei Königgrätz.

Wie diese Schlacht, und die Entscheidungsschlacht bereits, von einem Theil der Armee als Niederlage gefühlt zu werden, so wird auch der Friede nicht anders auf Siegende und Besiegte gewirkt haben, wenn nicht die moralische Kraft einer Armee, welche gesiegt wurden waren, dafür die Armee gerettet hätte, welche dieselbe nicht besaß. Mit dieser Schlacht wurden endlich die Kämpfe aufgehoben, welche seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden, seit Menschengedenken, Europa in Waffen hielten, und Europa war nun — eine Republik. Es war eine Republik, wie sie unsere Väter kannten, wie sie Griechenland und Rom gesehen, wie sie Italien, Deutschland, Frankreich, England, Spanien, Portugal, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Polen, Ungarn, Böhmen, Russland, Amerika, Asien, Afrika, Australien, Neuseeland, Polynesien, Mexiko, Peru, Chile, Brasilien, Columbien, Guyana, Buenos-Ayres, Paraguay, Uruguay, Montevideo, Haiti, Jamaika, Cuba, Portorico, Guadeloupe, Martinique, Trinidad, Curaçao, Surinam, Java, Sumatra, Ceylon, Borneo, Celebes, Timor, Neuguinea, Neuholland, Neuseeland, Tahiti, Sandwichinseln, Marquesasinseln, Gesellschaftsinseln, Freundschaftsinseln, Neuhebriden, Neucaledonien, Neupommern, Neumecklenburg, Neuirland, Neuhannover, Neuschottland, Neubraunschweig, Neuschweden, Neuportugal, Neuspanien, Neufrankreich, Neuholland, Neuengland, Neuyork, Neujersey, Neupennsylvanien, Neumexiko, Neuorleans

bekämen, das ihnen die Barbarei eines Ungeheuers bereite, das durch solche Mittel eine freie und hochherzige Nation unterjochen zu können meine.

— Wie es, im Monat October, im nördlichen Portugal hergegangen, davon erzählt uns der Verfasser Folgendes:

Weil Massena damals in der Anzahl zu überlegen war als daß Lord Wellington ihn ohne Aufopferung einer Zahl von Leuten, wie er sie nicht wohl entbehren konnte, hätte schlagen können, mußte der brittische Feldherr ihn auszuhungern suchen und zu dem verwüstenden System eines Nationalkrieges greifen, welchem keine Armee widerstehen kann. Wären die Vorschriften der Regentschaft pünktlich erfüllet, und alle Vorräthe vor der Annäherung des Feindes auf die Seite geschafft worden, so würde ihn der Mangel sicher bald zum Rückzuge genöthigt haben; aber die Ortsbehörden hatten keine würksame Maaßregeln genommen, um die Ausrichtung dieser Vorschriften zu erzwingen. So lange die Gefahr entfernt war, hatte man gehofft, sie würde so vorüber gehen, oder doch wenigstens nicht ihren Distrikt treffen; und an manchen Orten hielten die Landbesitzer ihre Vorräthe versteckt, um sie nicht zu niedrigen Preisen und auf lange Termine an die Commissarien verkaufen zu dürfen. Daß der Feind in Noth gerieth, und endlich sein Unternehmen aufgeben mußte, das bewerkstelligte selbst die nicht genaue Ausrichtung der Regierung; inzwischen hatte er sich doch einige Monate von dem, was er gefunden, erhalten können, und im Auffinden war er Meister. Die französischen Soldaten hatten sich eine große Erfahrung im Plündern erworben und gingen dabei nach einem regelmäßigen System zu Werke. Wo auch Sachen von Werth verborgen seyn mochten, sie wußten sie aufzufinden und ihnen mit Brechwerkzeugen beizukommen. Hatten sie sich überzeugt, daß oberhalb der Erde in den Gebäuden nichts mehr zu holen war, so sahen sie sich unterhalb derselben nach neugemauerten Stellen und darnach um, ob irgendwo vor Kurzem gegraben worden. Da, wo sich eine Unebenheit des Bodens zeigte, ward derselbe sofort aufgewühlt, und wo dieses Kennzeichen fehlte, ward Wasser ausgegossen, das dann, durch sein schnelles Eindringen in die letztgegrabene Erde, als Wünschelruthe, um den Schatz zu heben, diente. Es gab Individuen, die auf den ersten Blick wußten, ob an einem Orte etwas vergraben sey oder nicht; und selten ward ihr Ausspruch falsch befunden, wenn die Probe mit dem Brecheisen, oder, wenn man dieses nicht zur Hand hatte, mit dem Säbel oder dem Bajonnet gemacht wurde. Die Gewohnheit, von Beute zu leben, schärfte, wie bei wilden Thieren, das Vermögen sie zu entdecken: so hatte sich z. B. ein Soldat einen so scharfen Geruch für Wein erworben, daß er jeden Platz, wo solcher verborgen war, gleich und ohne sich je zu irren ausspürte. Als der Mangel am Ende mehr und mehr drückend beim Feinde ward, riß eine starke Desertion unter ihm ein; statt aber zu den Engländern überzugehen, sammelten sich mehrere Desperados in Haufen in der Umgegend von Alcobaça, Nazare, und As Caldas da Rainha, und thaten sich zuletzt förmlich zu einer Räuber-Armee zusammen, die ihre Offiziere und Generale hatte, und sich den Namen 11. Corps beilegte. Stießen sie auf eine Abtheilung ihrer Landsleute, so zwangen sie solche, sich mit ihnen zu vereinigen, und in kurzer Zeit zählten sie schon mehr als 1600 Köpfe. Ihr Treiben ward dem Massena aber zuletzt lästiger, als den Portugiesen selbst, deshalb sandte er zwei starke Detaschements gegen sie aus, die sie, jedoch erst nach einem sehr hartnäckigen Kampfe und durch ihre Uebermacht zur Uebergabe zwangen; die Anführer wurden füsilirt, die Gemeinen wieder untergesteckt, was ihrem Lebenslauf eben keine sehr abweichende Richtung von dessen vorigem Wege gab.

— Die Einwohner von Lissabon waren eine Zeitlang in Sorge, die brittische Regierung möchte, nicht aus Schwäche, sondern weil kein Ende abzusehen sey, vom Kampfe ablassen; daher sich die Kaufleute schon zur Flucht anschickten, ein Theil für Brasilien, ein andrer für England. Als man aber sah, wie kräftig die Linien besetzt wurden, da verschwand alle Furcht und man setzte nun wieder volles Vertrauen in die Geschicklichkeit des Lords Wellington, in die Stärke seiner Stellung und in die Disciplin und den Muth der verbündeten Armeen. Hinter diesen uneinnehmbaren Linien hielt man sich nun so sicher, daß, sie zu sehen, Lustparthien nach Alhandra gemacht wurden, wie es wohl von großen Städten aus in Friedenszeiten geschieht, um Musterungen zuzusehen. Man hatte aus brittischen Seeleuten ein Bataillon gebildet, dem die Vertheidigung dieses Theils der Position aufgetragen war. Ihnen war der Landdienst ein wahres Jubiläum, und in der Stadt Alhandra hatten sie das Regiment, da solche von den Einwohnern verlassen worden war; diejenigen, die eben dienstfrei waren, saßen dort in großen, mit Leder ausgeschlagenen und wohl zwei hundert Jahre alten Lehnstühlen auf offner Straße zechend und schmauchend. Bei der Recognoscirung dieses Theils der Linie, von Villafranca her, war es, wo der General La Croix durch einen Schuß von der Wasserseite aus getödtet ward. Auf dem rechten Flügel und im Rücken des französischen Lagers fielen häufig Scharmützel vor; die Pikets aber feuerten, nach einer gegenseitigen Uebereinkunft, wie sie zuweilen wohl unter den feindlichen Posten getroffen wird, nicht auf einander, ja es geschah sogar, daß die unsrigen mit den feindlichen eine Flasche leerten, was jedoch, als mit der Sicherheit und Ordnung unverträglich, nachher verboten ward.

De la dignité de l'homme et de l'importance de son séjour ici bas, comme moyen d'élévation morale.

Dédié aux amis de la vérité, sans distinction de rangs et de culte par Eduard Duboc.

Der in unserer Mitte lebende schätzbare Verfasser obigen, in sehr eleganter Form erschienenen Werkes, verdient dafür in der That den Dank aller Freunde der Wahrheit, an die es mit Recht gerichtet ist. Er vereint einen klaren Verstand und rühmliche Herzenswärme mit der seltenen Gabe, die abstraktesten Sätze auch den nicht wissenschaftlich gebildeten Lesern verständlich zu machen; und, was vor Allem seiner Arbeit zum Verdienst gereicht, überall spricht sich das reinste Streben nach Wahrheit, unbefangen von Parteigeist und vorgefaßter Meinung aus. Somit dürfen wir ohne Vorliebe behaupten, daß jedes fromme Gemüth in seinem Buche reiche Nahrung und Befriedigung finden werde.

Die Schrift, der Verbreitung richtiger Ansichten über Moral und Religion und ihre wechselseitige Beziehung oder vielmehr innige Verbindung, gewidmet, zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Thatsache des Bewußtseyns. — Von der Freiheit. — Formal-Grundsatz der Sittenlehre. — Allgemeine Eintheilung derselben: a) Rechtslehre, b) Ethik oder Pflichtenlehre. — Der Mensch, betrachtet in seiner individuellen Natur und in Beziehung auf seines Gleichen. — Die Pflichten, negativ und positiv betrachtet: a) Wiederholung der Pflichten des Menschen, b) Ableitung (Deduction) der Pflichten, c) von der vermeintlichen Collision der Pflichten, d) von der Anwendung allgemeiner Maximen auf besondere Fälle, e) von der unbedingten Natur der Sittengesetze, f) casuistische Fragen. — Wahres Verhältniß zwischen Moral und Religion. — Verhältniß zwischen dem Menschen und Gott. — Schlußfolgerung.

Ihre Kinder sind, wie sie sich selbst nennen, Kinder des Lichts, und wandeln in der Finsterniß. Sie sind Kinder Gottes, und wissen nicht, daß sie Kinder Gottes sind. Sie sind Kinder Gottes, und woll

ses Gleichgewicht zwischen den Neigungen herstellen müsse, um süßer und länger zu genießen, und daß man der Sucht nach Genuß den Sinn für feinere und dauerhaftere Freuden beigesellen müsse, um ihn selbst zu steigern; mit einem Worte, ich werde meinen Kranken nach Epikurs Lehre behandeln, bis ich ihn für eine erhabenere empfänglich geworden halte. Aber es fällt mir nicht ein, zu glauben, indem ich also verfahre, daß ich mich mit der wahren Moral beschäftige und von Pflichten spreche, denn ich weiß sehr wohl, daß der vorbereitende Mechanismus, zu welchem ich meine Zuflucht zu nehmen genöthigt bin, nichts weniger als Moral ist. — Die Nothwendigkeit, Eigennutz und Furcht zu Hülfe zu nehmen, um ein ungebildetes, unlenksam gewordenes und rohes Gemüth zum Bessern vorzubereiten, ist eine Stellung, die alle Theoriken der Moralisten gut macht, d. h. *als vorbereitendes Mittel der Cultur* und in diesem Sinne ist diejenige die beste, die auf den vorliegenden Fall am besten paßt. Aber es folgt nicht daraus, daß diese verschiedenen Theorieen eben so viele Sittenlehren seyen, denn es giebt nur eine einzige Moral und ihre Gesetze sind unwandelbar ꝛc." Und weiterhin sagt er: „Wenn die Erreichung eines Zweckes, welcher er immer sey, allein unsern Willen zum Handeln bestimmen kann, wenn wir materieller Resultate, wenigstens in der Perspective, bedürfen, um uns in Bewegung zu setzen, so ist unsere Tugend wankend und bei jedem Mißlingen entmuthigt — (oder vielmehr keine Tugend!)"

„Aber," wirft sich der Verfasser selbst ein, nachdem er das Unzureichende der Erfolgs-Philosophie und Moral geschildert, aber das Streben nach Glück ist doch unvermeidlich — ist in der Natur jedes vernünftigen und fühlenden Wesens gegründet. — O ja, aber gerade darum ist es eben so unverständig, mir die Freude *als eine Pflicht* vorzuschreiben, als es ist, die Entsagung darauf *als solche* zu fordern. Mir die Verbindlichkeit des Vergnügens auferlegen, heißt, meinem Magen vorschreiben zu verdauen. Mir Entsagung auf jede Freude als Pflicht vorschreiben, heißt eine eitle Unmöglichkeit verlangen, heißt, meinem Gefühl gebieten nicht zu fühlen, meinen Sinnen, nicht zu empfinden. Aber die Unterordnung des Glückes unter die Pflicht fordern, so daß diese jede andere Rücksicht beherrscht — das heißt männlich sprechen und sich zur moralischen Höhe unsers Seyns erheben; das ist die Sprache der Vernunft ꝛc."

Der Verfasser schließt diese Einleitung mit dem Resultat:

„Kant, erleuchtet und gebildet gewissermaaßen durch seine Vorgänger, scheint mir daher die Frage zuerst richtig aufgefaßt (und gelöst) zu haben, indem er auf jedes materielle Princip verzichtet und von der ursprünglichen Thatsache des Bewußtseyns ausgeht, aus welchem sich der formale Grundsatz ergiebt."

Von dieser *ursprünglichen Thatsache des Bewußtseyns* handelt, wie unsere Leser bereits aus der oben mitgetheilten Uebersicht entnommen haben werden, der erste Abschnitt, den wir deshalb ungekürzt mittheilen wollen, weil er nicht nur den Geist des Ganzen charakterisirt, sondern auch die Gabe des Verfassers vollkommen bezeichnet, abstrakte Sätze zu popularisiren — selbst den minder Gebildeten verständlich zu machen:

„Wenn ich die Menschen in den verschiedenen Lagen ihres irdischen Daseyns betrachte, so bietet sich meinem Blicke eine und dieselbe Erscheinung in tausend verschiedenen Formen dar; eine und dieselbe Thatsache spricht sich auf tausendfache Weise aus. Welches ist diese Thatsache, was ist das, ich weiß nicht was, das oft ein Seufzer deutlicher bei dem Ungebildeten ausspricht, als die gelehrteste Definition des Philosophen?"

„Ich kehre gewöhnlich Abends in mein Dorf mit den Taglöhnern zurück, die von der Arbeit kommen. Diese guten Leute sind so ziemlich ohne alle Bildung und haben keine andere Moral als die ihres Naturells, sey dies nun gut oder schlecht; keine Tugenden als die vorübergehenden Regungen des Herzens; keine andern Laster, als das, zu trinken. Ich beobachte sie oft Sonnabends, wenn sie betrunkener und gemeiniglich mißvergnügter als gewöhnlich nach Hause kommen, wenn sie gleich singen und reichlich des einzigen Vergnügens genossen haben, das sie sich für ihr weniges Geld machen können. Diese Leute scheinen nicht das mindeste Gefühl ihrer Freiheit zu haben, ihre Trunkenheit beschwert sie nicht; sie singen — und dennoch bekennen mir diejenigen unter ihnen, die mich kennen, und nicht fürchten, sich mir zu zeigen, wie sie sind, ganz ehrlich, daß sie mißvergnügt sind. Wenn ich ihnen bemerklich mache, daß ich ihr Mißvergnügen nicht begreife, indem sie das erlangt haben, was sie am meisten wünschen, so wissen sie meine Einwürfe nicht zu widerlegen; aber sie lassen mich leicht errathen, was sie fühlen und begreifen sich selbst nicht, indem sie mir antworten: „*Ja, so ist der Mensch nun einmal!*" — eine unbestimmte Antwort, von einem ausdrucksvollen Seufzer begleitet."

„Aber ich steige von Stockwerk zu Stockwerk, alle Menschen beobachtend, deren Glück man beneidet, und überall, wenn ich diese Glücklichen mit sich allein finde, höre ich Seufzer und bemerke ein allgemeines Mißbehagen. Sonderbare Erscheinung! Der Künstler, dessen Talent man bewundert, der General, dessen Tapferkeit man rühmt, der Redner, der Dichter, den die Natur mit der glänzendsten Einbildungskraft begabt hat, — der Millionair, der König — alle diese Glücklichen der Erde sind noch nicht zufrieden und, beneidet von Allen, seufzen sie und rufen: „*Ach! auf der Welt ist doch alles eitel!*" Wie? Auf dem Gipfel der Größe, wie im Elend, im Ueberflusse, wie im Mangel der Güter dieser Welt, leidet und seufzt der Mensch! Welches ist denn die Natur dieser Güter, oder vielmehr welches ist die Natur dieses wunderbaren Wesens, dem alle irdischen Güter nicht genügen können, das nach ihnen seufzt, wenn es ihrer beraubt und das noch seufzt, wenn es damit überhäuft ist? Welches ist die Natur dieses Mißbehagens, wovon sich der Mensch mitten in Bequemlichkeit, Ehren und den ausgesuchtesten Genüssen gequält fühlt? Welches ist das Mißbehagen eines Wesens, dem auch nicht ein physisches Bedürfniß abgeht? Ein *moralisches* Mißbehagen, das Bewußtseyn einer Schuld, das unbestimmte und ursprüngliche Gefühl der Pflicht, selbst vor der Kenntniß einer besondern Pflicht! Das ist die Ur-Thatsache des Gewissens, in ihrer äußern Erscheinung. Der Mensch ist ein Schuldner; er hat das innige Bewußtseyn, daß er eine Schuld abtragen (seine moralische Bestimmung erfüllen) soll; und mitten unter Künsten, Wissenschaften oder Vergnügungen verfolgt und drängt ihn die ganz praktische Frage: „*Was soll ich thun?*" denn sie richtet sich unmittelbar an seinen Willen, als an den eines vernünftigen Wesens, und er kann sie nicht so leicht umgehen, als die: „*Was kann ich wissen?*" deren Beantwortung von minderer Wichtigkeit ist und nichts destoweniger viel größere Schwierigkeiten darbietet."

„Das ist die ursprüngliche Thatsache des Gewissens, oder, was auf eins hinauskömmt, das ist das innere Gefühl einer Gesetzgebung der Vernunft, die sich dem Menschen offenbart durch ihr: „*Du sollst*" (deiner vernünftigen Natur gemäß leben, diese Natur in und außer dir respektiren). Das moralische Mißgefühl des Menschen (der immer Schuldner bleibt, wegen der unbegränzten Natur der Schuld, die er bezahlen soll, um seine hohe Bestimmung zu erfüllen) hat so wenige Aehnlichkeit mit dem physischen Uebelbefinden, daß er das erstere selbst im Genusse der größten sinnlichen Wollust empfindet. Dieses Mißbehagen hat so wenig Verbindung mit allem, was man irdische Uebel nennt, daß es oft den hohen Grad von Heftigkeit erlangt, wo man es

Gewissensbisse nennt, bei Menschen, die die Güter der Welt fast erdrücken, und daß man diese Glückliche der Erde sich den Tod geben sieht, in dem Augenblicke, wo das Volk nichts dem Glücke ihres Daseyns vergleichbares kennt. Reich, mächtig, geachtet, was kannst Du noch mehr wünschen, glücklicher Lord Davenant? — Was mir mein Reichthum, meine Macht und Achtung nicht geben können, antwortet er mir; und kaum hat er diese Worte gesprochen, als ich einen Pistolenschuß höre und ihn sein Leben aushauchen sehe. Der glückliche Davenant erliegt unter dem Gewicht seiner Gewissensbisse."

„Aber die moralische Zufriedenheit steht gleicherweise nicht in der geringsten Verbindung mit dem schmerzhaften oder angenehmen Zustand des Körpers, und der Märtyrer empfindet sie mitten unter Qualen, die uns zugleich mit Grausen und Bewunderung erfüllen. Stellen wir uns einen rechtschaffenen Mann vor, den mächtige Menschen zwingen wollen, einen Unschuldigen zu verläumden. Zuerst beginnt man damit, Mittel der Verführung anzuwenden: man bietet ihm Geld, Titel und Ehrenstellen an; er schlägt sie aus. Von da geht man zu Drohungen über: sein bester Freund ist unter der Zahl der Verläumder; er bittet ihn um seinen Beistand und will ihm für immer seine Freundschaft entziehen, wenn er nicht gemeinschaftliche Sache mit ihm macht. Seine nächsten Verwandten drohen ihm, ihn zu enterben (ihn, den Familienvater ohne Vermögen)! Endlich waffnen sich die mächtigsten Personen gegen ihn und sein Fürst selbst bedroht ihn mit Sklaverei und Tod. Er bleibt unerschütterlich. Jetzt, um seinen Schmerz aufs höchste zu steigern, wirft sich seine in Thränen schwimmende Familie ihm zu Füßen, ihm das schreckliche Elend vorstellend, in welches sein Entschluß alle stürzen wird, die er mit der Kraft des Gefühls liebt, deren ein wahrhaft reines und frommes Herz allein fähig ist; und der rechtliche, aber von Natur höchst weiche Mann, bleibt unerschütterlich der Redlichkeit getreu, in einem Augenblicke, wo seine Seele ein Raub nicht auszudrückender Schmerzen ist. Und doch, von Leiden aller Art gefoltert, empfindet er eine moralische Genugthuung bei dem Gedanken, der Pflicht treu zu bleiben. Er ist mit sich selbst zufrieden." *)

„Zu einer höhern Thatsache, als der des Bewußtseyns, hinaufsteigen wollen, heißt das Unmögliche versuchen — heißt, unsere sittliche Erkenntniß verdunsten und in Luft zerfließen lassen wollen. Auf dem praktischen Felde der Moralität ist das Gewissen, oder Bewußtseyn der Pflicht, die ursprüngliche Thatsache, die gegeben ist, und von welcher wir ausgehen müssen, wenn es sich von der Sittenlehre handelt."

„Aus der Thatsache, daß eine heilige Schuld uns auferlegt ist, ergiebt sich, daß uns die Mittel, sie abzutragen, gegeben sind: aus dem innigen Bewußtseyn der Pflicht fließt das zweite der Kraft dazu; mit einem Wort, aus dem Bewußtseyn des Sittengesetzes, das uns eine Verbindlichkeit auflegt, folgt die Gewißheit der Freiheit. Wir sollen; also können wir!"

Wir haben den vorstehenden ersten Abschnitt aus obengenannten Gründen ganz gegeben; unsere Leser mögen indessen daraus nicht schließen, daß irgend ein Theil des Buchs ihm nachstehe; im Gegentheil wird man manche Stellen und ganze Kapitel finden, die, gleich klar an Begriffen, denselben noch an Kürze, Bestimmtheit und an Wärme des Gefühls übertreffen. **) Ueberzeugt, daß Auszüge oft dem Leser willkommener und nützlicher als eine bloße Recensenten-Ansicht sind, weil diese immer individuell, oft sehr einseitig ist, jene dagegen ihn in den Stand setzen, selbst zu prüfen und zu urtheilen, würden wir gern noch mehrere Belege für diese Behauptung geben, wenn es uns nicht an Raum hierzu gebräche. Wir beschränken uns daher, noch Nachstehendes aus dem vorletzten Abschnitt: Wahres Verhältniß zwischen Moral und Religion, anzuführen:

— „Die vollkommene und absolut nothwendige Befolgung des Sittengesetzes setzt, zur gänzlichen Ausführung unserer moralischen Entschlüsse, eine vollendete Entwickelung unserer Erkenntnisse und Neigungen voraus, d. h. einen Umfang geistiger Erleuchtung und eine Bemeisterung der Neigungen, die im Laufe eines irdischen Lebens nicht erreichbar und nur bei ununterbrochenem Fortschreiten denkbar sind. Diese uns von unserm Gewissen auferlegte Beobachtung der Pflicht setzt mithin, als Bedingung ihrer vollständigen Verwirklichung, eine endlose Dauer dessen, was das freie Wesen als Person constituirt, d. h. seiner Persönlichkeit voraus.

„Die Unsterblichkeit der Seele ist daher im Bewußtseyn als wahr begründet, weil die innere Nothwendigkeit der vollständigen Beobachtung des Sittengesetzes sie voraussetzt, und unsere Ueberzeugung in dieser Hinsicht ist eine Gewißheit des Bewußtseyns, ein auf die untrügliche Bürgschaft des Gesetzes gegründeter Glaube."

„Dieser Glaube wird noch durch den Glauben an Gott bestärkt, wenn man denselben als das Wesen betrachtet, das Personen und Sachen das Daseyn gab, zur vollständigen Verwirklichung des Sittengesetzes, und das, mittelst seiner Allmacht, die Fähigkeit, freien Sterblichen die Fortdauer der Persönlichkeit zu gewähren, die die Realisirung des letzten Zweckes erheischt, so wie, vermöge seiner Heiligkeit, nothwendig den Willen dazu hat."

„Dieser Glaube an Unsterblichkeit, im innern Heiligthum des Gewissens gegründet, wird äußerlich belebt und bestätigt durch die Beobachtung der physischen Welt, durch die Handlungen der Menschen und selbst durch die Erscheinung ihrer Unsittlichkeit. Die Mangelhaftigkeit der von den Menschen hienieden ergriffenen Mittel, die Gesetzlichkeit zu sichern und die Moralität der Handlungen zu verbreiten (unserer bürgerlichen und religiösen Einrichtungen), zeigt klar dem Gewissen, das von der innern Nothwendigkeit des Sittengesetzes überzeugt ist, daß die Bestimmung des Menschen diesseits des Grabes nicht völlig erreicht werden kann." **)

---

*) „Die Elemente des Glücks," sagt Seneka, „sind: ein gutes Gewissen; Rechtschaffenheit in Entwürfen; Geradheit im Handeln; Verachtung zufälliger Güter; Zusammenhang, Consequenz und Uebereinstimmung im Benehmen." — Mit diesen Elementen ist der Mensch, mittelst seiner moralischen Natur, glücklich, ob er gleich durch seine irdische Natur noch viele Leiden empfinden und unter diesem letztern Gesichtspunkt unglücklich seyn kann. Aus der gemischten Natur des Menschen folgt, daß es hienieden für ihn kein unvermischtes (ganz reines) Glück giebt. Der Einfluß einer sittlichen Handlung auf das Gemüth anderer steht immer im Verhältniß mit der Reinheit der Absicht, mit welcher die Pflicht erfüllt wird; das moralische Interesse, das die vorerwähnte Handlung erweckt, würde zerstört werden, wenn man versuchte, irgend ein irdisches Interesse dem entscheidenden Antrieb des Willens beizumischen; diese Handlung, die man bewundert, würde eine Thorheit seyn, wenn sie nicht aus Pflicht geschähe.

*) Wir machen unter andern auf die Lehre von den (vermeintlichen) Collisionen der Pflichten, so wie auf die casuistischen Fragen aufmerksam.

A. d. R.

**) „Ach! welche grausame Täuschung wäre das Leben, welcher unerträgliche Schmerz der Verlust des Freundes und welch ein Räthsel ohne Auflösung der Tod, wenn uns die Unsterblichkeit nicht auf dem Grabe des Ruhmes und der Tugend erschien!" Casimir Perrier an der Gruft des berühmten Foy.

„Die Ueberzeugung vom Daseyn Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele ist daher kein Wissen, in dem Sinne, daß diese Gegenstände weder durch eine historische noch eine metaphysische Erkenntniß gegeben sind; aber diese Ueberzeugung ist auch eben so wenig eine bloße Meinung, eine Wahrscheinlichkeit, auf Motive gegründet, die, ohne klar zu seyn, bloß den entgegengesetzten die Waage halten. Die Grundlage dieser Ueberzeugung wurzelt tief in unserm Bewußtseyn; ihr genügendes Motiv ist vollständig durch die Vernunft gegeben, nicht als Princip der Erkenntniß, wohl aber eines Vernunftglaubens."

„Die Religion betrachtet den Willen Gottes als inneres Princip; der Aberglaube als äußeres."

Lehrsatz des innern Princips:

„Das Sittengesetz wird keinesweges bloß deswegen respektirt, weil es der Wille eines allmächtigen Wesens ist; sondern der Wille des Allmächtigen wird im Gegentheil aus dem einzigen Grunde beachtet und befolgt, weil er, in meinem Bewußtseyn und für meine gewissenhafte Ueberzeugung, das Sittengesetz selbst (mit demselben identisch) und somit ein heiliger (unverletzlicher) Wille ist."

Lehrsatz des äußern Princips:

„Der Wille des Allmächtigen, welcher, dem Menschen undurchdringlich, ihm auf eine übernatürliche Weise offenbart *) und durch Wunder bestätigt worden ist, schreibt diesem Wesen einen blinden Glauben und einen blinden Gehorsam vor und soll der unmittelbare Beweggrund und Antrieb aller seiner Entschlüsse seyn."

„Diese beiden Theses enthalten das Princip und drücken die fundamentale Denkungsart von der Religion und dem Aberglauben aus. Die erstere läßt, indem sie die Freiheit des Menschen aufrecht hält, diesem Wesen die Möglichkeit, als moralisch-religiöser Mensch zu handeln und als religiös-moralischer Mensch zu denken; letztere giebt, indem sie ihm die Freiheit raubt, ihn unmittelbar dem Aberglauben und mittelbar dem Unglauben preis; denn dieser letzte Irrthum verhält sich zum ersteren, wie die Reaction zur Handlung. Hat der Mensch einmal gegen sich selbst die Achtung verletzt, die er der sittlichen Würde seiner Gattung schuldig ist, indem er freiwillig auf seine Vernunft und seine Freiheit verzichtet, so kann er dann leicht verleitet und hingerissen werden, unter der Larve der Religion, alle denkbaren Immoralitäten zu begehen. Nach dieser ersten Verletzung der Pflicht fängt eine unsittliche auf das Sophisma gegründete Lehre an: daß gewisse religiöse Uebungen, welchen man sich blindlings unterwirft, ohne irgend eine Absicht reellen Nutzens, in den Augen Gottes verdienstlich seyen, während die tugendhaftesten Handlungen, die aber nur als vernunftgemäß von uns begangen werden, nur heidnische Tugenden wären und ewig blieben, und, wenn nicht tadelnswerth, Gott mindestens ganz gleichgültig. Dieser abergläubische Wahnsinn, in offenem Widerspruche mit der Wahrheit und moralisch-religiösen Ueberzeugung, ist eine Gottlosigkeit, indem er mehr oder weniger ausdrücklich die Heiligkeit des Willens Gottes und folglich den eigentlichen Gegenstand (und Gehalt) der Religion leugnet. Der Aberglaube mißkennt die Gottheit dadurch, daß er die Idee von Gott und die Basis unserer Ueberzeugung von seiner Existenz, außer dem Heiligthum des Bewußtseyns sucht, wo sich Gott unmittelbar dem vernünftigen Geschöpf offenbart, in der Ewigkeit der Zeiten und der Unermeßlichkeit der Welten. Daher kömmt es, daß seine Gottheit, ohne Art und Weise vernünftig zu handeln, ein Wesen ohne innere Freiheit ist, und als blinde Ursache wirkt, thuend, was es zu thun sich nicht enthalten kann, und sich dessen überhebend, was es nicht zu thun vermag."

Wir wundern uns, bei dem jetzigen Stande der Dinge in Frankreich, nicht, daß ein Buch, welches so freimüthige Ansichten über Religion und Aberglauben ausspricht, dort noch nicht freie Einführung hat erlangen können; aber eben aus diesem Grunde halten wir diese nicht nur für desto wünschenswerther, sondern auch für ein wahres Bedürfniß für dieses, den religiösen Rückschritten so preisgegebene Land. Für Deutschland ist diese Schrift allerdings minder unerlaßlich; inzwischen wünschen wir ihr doch recht viele Leser. Findet der wissenschaftlich Gebildete gerade die Ansichten auch nicht alle neu, so findet er sie doch gewiß beherzigungswerth und, wie wir schon oben bemerkt, empfängliche Gemüther und bildungsfähige Jünglinge und Mädchen werden mit Erfolg, mittelst der dem Verfasser eigenthümlichen Verständlichkeit, die Resultate der neuern Philosophie über die wichtigsten Interessen der Menschheit in sich aufnehmen; denn nach Villers haben wir keinen Franzosen gefunden, der nicht blos mit dem Buchstaben, sondern mit dem Geiste derselben vertrauter wäre.

*) „Geoffenbarte Gesetze, im strengen Sinne des Wortes geoffenbaret, würden unerkennbare, als Vernunft- und Naturgesetze, und folglich für uns willkührliche seyn." C. F. Stäudlin, Dr. und Prof. der Theologie zu Göttingen; pag. 45. „Aber wie nun zu der Ueberzeugung gelangen, daß solch willkührliche und positive Gesetze von Gott kommen?" pag. 46.

Miscellen.

Im Theater zu Brüssel ereignete sich kürzlich während der Darstellung von Zemire und Azor ein Vorfall, der traurige Folgen hätte haben können. Der Luftwagen nämlich, in welchem die böse Fee aufsteigt, blieb in einer Höhe von 12 bis 15 Fuß in den Coulissen hängen, und alle Anstrengungen der Maschinisten, um ihn wieder an den Boden niederzulassen, konnten am Ende nur machen, daß er nach der einen Seite hin umschlug, wodurch die Darstellerin der Fee, Mdme. Margery, die, mit Recht sehr in Angst, vor Schrecken laut schreiend, aus dem Wagen fiel; glücklicherweise jedoch sich nur leicht beschädigte, so daß sie, nachdem sie sich ein wenig erholt, ihre Rolle noch ausspielen wollte.

Eine vor kurzer Zeit zu Paris unter dem Titel: „Le protestantisme en Espagne, ses progrès et sa destruction par l'inquisition, avec des notices sur les principaux martyrs espagnols" erschienene Schrift wird sehr gelobt und macht viel Aufsehen.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 168 Hamburg, Sonnabend den 17. März 1827

Herausgegeben von Gerhard von Loosten. Verlegt von H. Richter auf Actien-Rechnung.

Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Segur.

(Fortsetzung. Man sehe Nr. 61. vom laufenden.)

„Aber nur wenige Stunden," ist nun der Inquisitor, wo nicht der Kaiser selbst, wieder hier nahmen Sieyes, Roger Ducos und den Kriegsrath Bonaparte beim Wachtfeuer unter freiem Himmel zusammen. Sie berathschlagten sich über die Mittel, wie sie sich der Gewalt bemächtigen könnten, und der Abbé Sieyes, der Bonaparte weder kannte noch verstand, schlug Bernadotte's Rath geringer mit geheimen Worten, welche Bernadotte nicht hörte, als mit lauter Stimme.

„Wir werden," sagte er, „wo Gott gedacht hat, Quarre und Cour haben, Bonaparte zu befehligen, die Infanterie wieder in ihre gehörige Ordnung, in eine Linie und Corps von Reserve theilen und die Cavallerie wieder zu Ehren bringen."

Bonaparte schwieg und begnügte sich, Sieyes's Rath, wie er ihn verstanden zu haben schien, zu befolgen. Er ließ sich nicht einmal Zeit, ihn zu verstehen, sondern ging, ohne Sieyes's Worte zu hören, sogleich an die Ausführung seiner Pläne. Er ließ die Infanterie wieder in ihre gehörige Ordnung, in eine Linie und Corps von Reserve theilen, und die Cavallerie wieder zu Ehren bringen.

Die Ehren dieses neuen Oberbefehls sind, wie es scheint, der Cavallerie, und es gelang auch bald und überaus zu gelingen. Die Cavallerie wurde zu allen Expeditionen, bis zum Einfalle in Russland, wo Bessières, der Generalissimus, die Infanterie, wie Bonaparte sie geordnet hatte, wieder in ihre Rechte einsetzte, sehr stark gebraucht.

Allein, in den Monaten, welche der Krieg von sich selbst an sich hatte, war Bonaparte's Verfahren in einer unverständlichen Art, und Sieyes's Rath, wie er ihn hörte, war nicht weniger dunkel. Er war gewiss nicht so klug, als er sich stellte, und Bonaparte ist nur gewiss nicht so klug gewesen.

Der Abbé Sieyes hatte sich Bernadotte und den Kriegsrath Lefebvre zu Freunden, und er glaubte auch bald mit denselben zu gehen.

Bonaparte wusste es allen Einzelnen, wie Sieyes, Roger Ducos, Cambacérès, Lebrun, Bernadotte, Lefebvre, Moreau, Jourdan, Augereau, Macdonald, Ney, Soult, Oudinot, Masséna, in ihren Ansichten, wie Ehrsucht sie sich, oder wie Ehrsucht sie sich nicht, zu machen wussten, so zu machen, dass sie sich nicht begegneten.

Jeder Einzelne war ihm Gegner in der Meinung, dass Krieg sein Krieg sei, und Niemand sie gemeinschaftlich machen wollte, wie sie Sieyes machen wollte, und wie Sieyes sie machen wollte, das Niemand sie machen wollte, das Niemand sie machen konnte, als Bonaparte.

Sieyes, Roger Ducos, Cambacérès, Lebrun, Lefebvre, Moreau, Jourdan, Augereau, Macdonald, Ney, Soult, Oudinot, Masséna, Bernadotte, Alle gingen sie, wie

der Vermittelung behaupten, unſern Einfluß erhalten und jede Annäherung zwiſchen England und Rußland verhindern wollten."

—„Ich erfuhr, daß die Engländer das ruſſiſche Miniſterium zu bewegen ſuchten, den Statthalter in Holland zu unterſtützen; als Erwiederung boten ſie ihre Vermittelung an, um die Türken zu einem Frieden zu nöthigen, deſſen Bruch ſie, lächerlich genug, uns zuſchrieben."

„Die Kaiſerin war zu empfindlich über ihre Kunſtgriffe, um ihre Inſinuationen gut aufzunehmen. Dennoch brachten ſie eine gewiſſe Wirkung hervor; denn wenige Tage nachher warfen mir der Graf Bezborodko und Herr von Marcoff bitter genug vor, den Türken gerathen zu haben, ſich zu waffnen, während wir zu Kiow waren. „Daher," ſagten ſie, „ſind alle Schwierigkeiten entſprungen, die, indem ſie die „Gemüther erbitterten, den Bruch herbeigeführt haben."

„Dieſe Rüſtungen," antwortete ich ihnen, „waren nur defenſiv; die „Ihrigen hatten ſie motivirt und, wenn es nicht nutzlos wäre, auf das „Vergangene zurückzukommen, ſo würde es viel natürlicher ſeyn, die „Feindſeligkeiten der Türken ihren Befürchtungen, der Zuſammenziehung „Ihrer Armeen am Pontus Euxinus, der Triumph-Reiſe der Kaiſerin, „dem kriegeriſchen Schauſpiel von Sevaſtopol, der lebhaften Sprache „des Herrn von Bulgakoff und der drohenden Inſchrift zuzuſchreiben, „die man uns über einem Thore von Cherſon zeigte: Dies iſt der „Weg, welcher nach Byzanz führt. Das Einzige, fügte ich hin„zu, was ich nicht begreife, iſt, daß die engliſchen und preußiſchen Rath„ſchläge, in ſo kurzer Zeit, eine ſo plötzliche Revolution bei der Pforte „haben hervorbringen und ihren Schrecken in Verwegenheit haben ver„wandeln können."

Herr von Segür erzählt uns nun, wie der Großvezier den, anfänglich friedlich geſtimmten Großherrn zum Kriege bewogen, wie man, nach einer fanatiſchen Berathung, Herrn von Bulgakoff zu einer Conferenz eingeladen, deren muthmaaßlicher Gefahr der öſterreichiſche Internuntius vergebens vorzubeugen geſucht, und der von ihm gebieteriſch gefordert habe, auf der Stelle in die Rückgabe der Krimm einzuwilligen und wie man ihn, nach ſeiner diesfalſigen natürlichen Weigerung, trotz aller Proteſtationen der übrigen Geſandten, in die ſieben Thürme geſchickt habe. Er beſchreibt ferner den Anfang des Krieges und wie dieſer, gegen alle Erwartung, anfänglich läſſig geführt worden ſey; wie Katharina von einer Zeit zur andern gehofft, Frankreich werde ſich gegen die Türken erklären und daß es ihm, trotz der peinlichen Ungewißheit, in welcher ihn ſeine Regierung gelaſſen, doch vorläufig gelungen ſey, die Gunſt der Kaiſerin ſich zu erhalten.

„Dieſe Fürſtin," ſagt er, „zog mich mehr als je in ihre vertraute Geſellſchaft; ſie lud mich oft zur Mittagstafel und erlaubte mir faſt alle Tage, mit ihr einem Schauſpiel beizuwohnen, das in ihrem Pallaſt der Eremitage ſtatt fand."

„Die Anſicht deſſelben kontraſtirte ſeltſam mit dem Namen (Einſiedelei); denn wenn man dahin kam, ſo war man überraſcht von der Größe der Gemächer und der Gallerieen, der Pracht der Geräthe, der großen Zahl von Gemälden der größten Meiſter, und von einem angenehmen Wintergarten, deſſen Grün, Blumen und Vögelgeſang den Frühling Italiens mitten in das Polar-Eis zu verſetzen ſchien."

„Die gewählteſte Bibliothek deutete zur Gnüge an, daß die Einſiedlerin dieſes Ortes mehr Neigung für das Licht der Philoſophie als für klöſterliche Uebungen hatte."

„Man fand daſelbſt auch eine Art von, faſt belebtem, hiſtoriſchem Curſus; dies war die vollſtändigſte Sammlung von Medaillen aller Länder und aller Jahrhunderte."

„Endlich trat man am Ende dieſes Pallaſtes in ein ſehr elegant erbautes Schauſpielhaus, das im Kleinen dem alten Theater von Vicenza nachgebildet war; es war ein Halbkreis, hatte keine Logen un bot den Blicken bloß ein Amphitheater von Stufen dar."

„Bloß einmal alle vierzehn Tage, während des Winters, lud d Kaiſerin das diplomatiſche Corps und alle bei Hofe vorgeſtellten Pe ſonen zum Schauſpiel ein. Die übrige Zeit reducirte ſich die Zahl d Zuſchauer auf ein Dutzend Perſonen: dies waren gewöhnlich der Gro fürſt und die Großfürſtin, der Adjudant Momonoff, der Ober-Stal meiſter, der Ober-Kammerherr, der Graf Strogonoff, der Vice-Kanzle der Graf Bezborodko, der Fürſt Potemkin, die Gräfin Slawronsk ſeine Nichte, Mademoiſelle Protaſaff, der Geſandte Cobentzel, der Prin von Ligne und ich. Herr Fitz-Herbert war abgereiſt."

„Der Großfürſt und die Großfürſtin benutzten ſelten die Erlaubn in die Eremitage zu kommen; ſeltener noch ſah man die Prinzeſſin v Arſchkoff dort; ihr ſchneidender und herriſcher Charakter paßte nicht z zu dem Katharinens."

„In dieſer hochfahrenden Frau ſchien die Natur ſich vergriffen haben; ſie gehörte mehr unſerm Geſchlecht als dem ihrigen an. D Antheil, den ſie an der Thronbeſteigung der Kaiſerin gehabt, überm bend, ſchrieb ſie ſich ausſchließlich die traurige Ehre dieſer Revoluti zu, die ſie ganz Europa in ihren Reiſen erzählte."

„Auch hatte ſie in den erſten Tagen der Regierung der Monarch mit gränzenloſer Ehrſucht, das Commando eines Garde-Regiments v langt und vielleicht ſelbſt auf eine Miniſterſtelle gehofft. Aber Kath rina II., die nicht Willens war, ſie das Reich regieren zu laſſen, nah wie mir der Prinz Potemkin ſagte, ihre zudringlichen Bitten ironi auf und ernannte ſie, ſie zu Anſprüchen, die ihrer Art von Geiſtesri tung angemeſſener waren, zurückführend, zur Direktrice der eben v ihr gegründeten Akademie."

„Man hätte ſich, auf Befehl der Kaiſerin, damit beſchäftigt, e gute Schauſpieler-Geſellſchaft aus Frankreich zuſammenzubringen. D welche ich da fand, bot einen Verein ſehr ausgezeichneter Talente da man ſah da den berühmten Schauſpieler Aufrène; einige bekannte T ſetzer und Virtuoſen, zuerſt Paeſiello, ſpäter Cimarosa, Sarti, der S ger Marcheſi und Madame Todi waren das Entzücken, nicht der Kaiſe deren Ohr für die Harmonie unempfindlich war, wohl aber des Fürſ Potemkin und verſchiedener aufgeklärter Liebhaber."

„Katharina wollte einen vollſtändigen Curſus unſers Theaters ſeh alle Abend wurde vor ihr ein Stück von Molière oder Regnard auf führt. Aber es iſt ſchwer zu beſchreiben, wie groß, in den erſten Tag die Verlegenheit unſerer armen Schauſpieler war, die genöthigt wa auf einem großen Theater, vor einem prächtig erleuchteten aber ganz leeren Hauſe zu ſpielen, deſſen Einſamkeit von zehn oder zw Zuſchauern einzig unterbrochen wurde. Da machte denn ſelbſt das ſtimmige Beifallklatſchen eben keinen ſehr ermuthigenden Lärm und war der eigentliche Fall, die Stimmen zu wiegen ſtatt ſie zu zählen."

„Die Kaiſerin hatte mich aufgefordert, ihr ein Trauerſpiel, Co lan, vorzuleſen, das ich auf dem Schiffe, während meiner Rückf von Amerika, gemacht hatte. Ihre Nachſicht beurtheilte dieſes Werk einem ſo günſtigen Vorurtheil, daß ſie es durchaus aufführen laſſen woll

„Wie ſehr ich dies auch verbat, ſie beſtand darauf; ich erhielt daß dieſe Darſtellung nur vor dem engſten Kreiſe der Kaiſerin haben ſollte."

„Man verſprach es mir, und mein Coriolan wurde wirklich oder dreimal vor einem Publikum von zwölf Zuſchauern geſpielt, welchen ich keine Kabale zu fürchten hatte. Auch war das Bravo mein und der Verfaſſer wurde genannt."

„Aber man weiß, daß die Verſprechen der Höfe leicht gebr werden, und der Weiſe muß wenig darauf rechnen: übrigens beoba

Zu Geschichte zweier Zeitalter.

Als er Gefahr zu bemerken glaubte, daß ihm Jemand seine Ehre rauben könnte, pflegte er zu sagen: „Ich will mich nicht mit Gewalt vertheidigen, sondern mit Recht und Gesetz." Und wenn er Jemanden sah, der sich mit Gewalt vertheidigte, pflegte er zu sagen: „Ich will mich nicht vertheidigen und er hatte nur so seinen Worten gemäß gehandelt.

Im Monat März des Jahres 1780 hatte Carl von Hessel, der Gutsherr von Hessenhof, mit seinem Nachbar, dem Gutsherrn von Bernhard, Händel gehabt, auf deren von der Obrigkeitsseite darüber verfaßte, ihr, wegen des Streites, die Akten vorgelegt worden waren. Da aber die obrigkeitliche Entscheidung, zwar Beiden zu gerechter, doch Keinem zu genehm war, so hatte sich Jeder, der ungeachtet dessen Recht behalten wollte, an die höhere Gerichtsbarkeit gewendet, und so war es auch Carl von Hessel ergangen.

Dieser hatte sich durch jene Entscheidung, die ihn Unrecht, ja beinahe mit der Obrigkeitsstrafe Belegte, um die Früchte, die ihm seine Arbeit und Mühe gebracht hatte, gebracht gesehen, und war, wie gesagt, an die höhere Gerichtsbarkeit gegangen.

Diese Instanz hatte mit großer Schnelligkeit entschieden, und Carl von Hessel hatte, wie es ihm vorgekommen war, mit Recht und Gesetz gesiegt.

Nun hatte er sich, wie es ihm vorgekommen war, mit Recht und Gesetz gerächt, und war

Halt machen und fragte, nachdem er sich Carln, der, mit seinen Steinen auf dem Haupte, unbeweglich da stand, genähert hatte, auf Englisch, ob er sich irre, wenn er ihn für einen Europäer halte; und als ihm der Cavalier in der nämlichen Sprache antwortete, er sey Franzose, da sprang Anatole auf ihn ein und rief, ihn mehrere Male umarmend: „Landsmann, Landsmann!“ dann erkundigte er sich nach den unglücklichen Umständen, die ihn in ein solches Elend versetzt hatten. Carl machte ihn mit wenigen Worten mit seinen Abentheuern bekannt und erhöhete das Interesse, das sein Unglück an und für sich erregte, noch durch die Anmuth seines Vortrags und seines Anstandes. Vom Gefühl des Mitleids ging Anatole nun sofort zu dem Wunsche, Hülfe zu bringen, über. Er ließ sich zum Chef der Wohnung geleiten und ersuchte diesen, durch einen der Männer in seinem Gefolge, den europäischen Sklaven, der sein Freund sey, für den Rest des Tages frei zu lassen, weil er sich mit ihm zu unterhalten wünsche. Der Maratte gab dies zu, nachdem er sich einen Lohn dafür ausbedungen hatte. Carl führte nun seinen Landsmann in die Hütte, die er sich selbst erbauet hatte, und nachdem er ihn mit seinen eignen Abentheuern des Breiteren bekannt gemacht, äußerte er auch sein Verlangen, zu erfahren, welch glücklichem Zufalle er es verdanke, ihn in dieser abgelegenen Gegend zu sehen.

„Es sind sieben Monat,“ begann Anatole nun, „als ich mich mit 150 Mann meines Regiments, um einer unserer Niederlassungen an der malabarischen Küste, die man für bedroht hielt, als Verstärkung zu dienen, zu Pondichery einschiffte. Durch Sturm und widrige Winde wurden wir in ein Gewässer verschlagen, wo wir auf eine englische Fregatte stießen, die, uns im Segeln und in der Stärke überlegen, uns bald in die üble Nothwendigkeit versetzte, uns zu ergeben. Was hätte auch wohl unser schwaches, nur mit einigen Steinstücken bewaffnetes Fahrzeug gegen eine Fregatte von 36 Kanonen ausrichten können? Zur Ehre meiner Flagge wollte ich jedoch nicht streichen, ohne einen Schuß gethan zu haben; als ich aber mein Geschütz hatte abfeuern lassen, bekamen wir eine volle Lage vom Feinde, die uns 7 Mann, worunter auch ich, verwundete und unser Fahrzeug fast in den Grund gebohrt hätte. Wir wurden dann genommen und nach Bombay aufgebracht, von wo meine Gefährten vier Wochen später nach Madras abgeführt wurden; ich blieb aber zurück, weil ich noch an meiner Wunde darnieder lag. Während der sechs Monate, die ich in dieser englischen Colonie verlebte, erfreuete ich mich abseiten des Gouverneurs all des Beistandes und der gütigen Theilnahme, die man nur von einem edelherzigen Feinde erwarten kann. Der Obrist Meadows, so hieß der wackere Mann, ließ mich, als ich hergestellt worden, auf mein Ehrenwort, nicht vor meiner Auswechselung gegen seine Nation und deren Verbündete dienen zu wollen, frei, wonach ich den Beschluß faßte, am Bord eines eben segelfertigen neutralen Schiffes nach Pondichery zurückzukehren. Daß dieses Schiff, ein dänisches, genannt Fortuna, erst zu Surate anlegen wollte, ehe es nach der Küste von Coromandel ging, hielt mich nicht ab, und so bestieg ich es denn, nachdem ich dem hochherzigen englischen Commandanten, der mich noch erst mit allem Nöthigen ausgestattet, mit Thränen des Dankes Lebewohl gesagt hatte. Heute vor achtzehn Tagen wurde unser Schiff durch einen Windstoß entmastet, weshalb der Capitain in einer ziemlich bequemen Bucht an dieser Küste, wahrscheinlich derselben, wo die Piraten Sie ans Land gesetzt, einlief. Wir sind dort vorgestern vor Anker gegangen, und da die Ausbesserung des Schiffes wohl 5 bis 6 Tage Zeit erfordern wird, so wollte ich diesen Umstand benutzen, einen Theil vom Innern des Landes zu sehen, für welche meine Neugierde ich dem Himmel danke, weil sie mir das gewiß unverhoffte Vergnügen, Sie in dieser Einöde zu finden, verschaffte.“

Nachdem sich die beiden Freunde während des Mahls, das Anatole durch seine Leute hatte anrichten lassen, noch eins und das andre über ihren Lebenslauf mitgetheilt hatten, sagte dieser: „Um nun zum Schluß zu kommen, nennen Sie mir vor allem die Mittel, durch welche Sie von hier wegkommen können, denn ich lasse Sie nimmermehr in dieser schrecklichen Lage.“

Ich weiß deren keine andre, antwortete Carl, als die, zu welchen ich bereits, jedoch vergebens, gegriffen habe; ich habe nach Isle-de-France geschrieben, man solle mir 3000 Pagoden, welche Summe mein Pirat als Ranzion verlangt, schicken, befinde mich aber, obgleich seitdem schon fünf Monate verflossen sind, noch ohne alle Nachricht dieserhalb.

„Alle schriftliche Unterhandlung,“ fiel Anatole hier ein, „hilft zu nichts; möglich, daß, wie die Lage der Dinge jetzt ist, kaum einer von zwanzig Briefen zu den Ihrigen gelangte, und eben so unsicher dürfte es dann noch hinsichtlich der Antworten darauf seyn. Hätte ich die Summe, die jene Schurken verlangen, so wollten wir die Zeit nicht lange mit Reden verlieren; aber meine ganze Habseligkeit ist noch keine 500 Pagoden an Werth; es muß folglich auswärts Hülfe gesucht werden. Haben Sie Bekanntschaft zu Surate?“

Carl erinnerte sich hocherfreut, daß sich in dieser Stadt seit einigen Jahren ein Handelshaus aus Isle-de-France etablirt habe, dem er bekannt seyn müsse, und schrieb nun ohne Verzug an dasselbe. Anatole übernahm es, diesen Brief zu behändigen, auch selbst die Antwort darauf zu überbringen. Die neuen Bekannten trennten sich dann unter den Aeußerungen der herzlichsten Freundschaft, nachdem Anatole dem Carl zuvor alle die Unterstützung aufgedrungen hatte, die ihm zu geben seine Lage gestattete, und nachdem er dessen Herrn durch Geschenke zu dem Versprechen vermocht hatte, ihn besser, als vorher, zu behandeln.

— Sobald mein Bruder zu Surate angekommen war, erkundigte er sich nach demjenigen, an den ihn Carl addressirt hatte, erfuhr aber, daß derselbe vor zwei Monaten nach Frankreich abgereiset sey. Das war ihm ein Donnerschlag, und sein Bemühen, sich auf einem andern Wege die nöthigen Fonds zum Loskauf seines Freundes zu verschaffen, blieb ebenfalls ohne Erfolg. Das dänische Schiff, auf welchem er sich eingeschifft hatte, wollte in zwei Tagen wieder abgehen; wozu nun greifen? Nachdem er über das, was ihm zu thun übrig bleibe, reiflich nachgedacht hatte, entschloß er sich, ganz der Eingebung seines Herzens zu folgen. Statt also seine Reise fortzusetzen, ließ er sein Schiff fahren und bestieg am folgenden Tage eine indianische Piroge, die ihn wieder zu seinem lieben Carl bringen sollte. In dem Augenblick seiner Abfahrt erfuhr er noch, daß zu Surate ein neutrales Schiff nach Isle-de-France in Ladung liege. Wieder angekommen bei seinem Freunde, ließ er diesen gar nicht zu Wort kommen, sondern sagte gleich: „Derjenige, auf den Sie zu Surate gerechnet hatten, ist bereits seit zwei Monaten verreiset, doch ist nicht viel daran gelegen, denn ich habe auch ohne ihn ein Mittel gefunden, Sie aus der Sklaverei zu befreien; ehe ich Ihnen dieses aber mittheile, verlange ich Ihr Ehrenwort, daß Sie sich dazu verstehen werden.“ — Carl, entzückt von der Aussicht, seine Fesseln abstreifen zu können, und den Preis nicht ahnend, um welchen er seine Freiheit erkaufen sollte, leistete sofort den Schwur, den sein neuer Freund verlangte.

„Nun,“ fuhr Anatole jetzt fort, „hören Sie mir zu, ohne mich zu unterbrechen, und vergessen Sie nicht, daß Sie nicht mehr zu wählen haben. Spätestens innerhalb 14 Tagen geht ein neutrales Schiff nach Isle-de-France ab; die Barke, die mich hieher gebracht hat, erwartet Sie; besteigen Sie solche, und begeben Sie sich dann als Passagier auf jenes Schiff; nur drei Wochen guten Wind, und Sie sind im Schooße der Ihrigen, Sie erheben dort die zu Ihrer Ranzion nöthige Summe,

[illegible] [illegible] [illegible] [

antwortete Herr von Malesherbes, „„werde ich um die Gunst nach„suchen, der Vertheidiger des Königs seyn zu dürfen..... Herr Barrère, „Sie haben sich zur Republik constituirt, es ist dies die beste der „Regierungsformen; halten Sie daran, wenn sie können.““ Man verbürgt die Wahrheit dieser Anekdote, weil man, zu jener Zeit selbst, den Beweis der Authentizität und Genauigkeit der Thatsache gehabt hat..... Was nun die, bei dieser Gelegenheit, durch Herrn von Malesherbes ausgesprochene politische Meinung anbelangt, so wird sie, weit entfernt, die Hingebung und Aufopferung dieses großen Mannes (bei dem Prozeß Ludwigs XVI.) zu verringern, im Gegentheil nur zur Erhöhung des Verdienstes eines solchen Heldenmuths beitragen können; man kann ein treuer Unterthan eines Königs seyn, und doch republikanische Grundsätze hegen; diese Prinzipien vereinigen sich bei dem rechtschaffenen Menschen mit der Ausübung seiner Pflichten als Unterthan einer Monarchie. Fénélon und Montesquieu waren sicher tugendhafte Menschen und man findet in ihren unsterblichen Schriften eine entschiedene Tendenz für die republikanische Regierungsform. Viele Personen werden ohne Zweifel überrascht seyn, Malesherbes republikanischer Grundsätze beschuldigen zu sehen: wir wollen hier über diesen so berühmten Mann, das anführen, was Herr von Monthyon in seinem, „„**Particularités et observations „„sur les ministres de finances etc. London 1812:**““ betitelten Werke sagt: „„Hier das Urtheil, was Herr von Malesherbes von „Herrn Turgot und sich selbst gefällt hat; nehmen wir das Geständ„niß an, das aus guter Absicht und einer Moralität hervorgegangen, „die Irrthümer und Fehler entschuldigen machen müssen, und die „Herrn von Malesherbes achtungswerth, interessant und theuer in den „Augen eines Jeden, der Wahrheitsliebe und Güte zu schätzen weiß, „darstellen: „„Herr von Turgot und ich, wir waren sehr ehrenwerthe, „„sehr unterrichtete und für alles Gute leidenschaftlich eingenommene „„Männer. Wer hätte nicht gedacht, daß man es nicht besser machen „„könnte, als uns auszuerwählen? Indessen, da wir die Menschen „„nur aus den Büchern kannten, aller Fähigkeiten zu den Geschäften „„ermangelten, haben wir den König durch Herrn von Maurepas lei„ten lassen, der seine eigene Schwäche der seines Schülers noch hin„fügte. Ohne es zu wollen, ohne es vorauszusehen, haben wir so zur „„Revolution beigetragen. Kurze Zeit bevor der Kanzler von La„moignon (der Vater des Hrn. v. Malesherbes) seine Stelle ver„ließ, sagte er zum Könige: Sire, ich bin alt; wenn ich nicht mehr „„seyn werde, kann es geschehen, daß man meinen Sohn Ewr. Majestät „„zum Minister vorschlägt; ich liebe meine Familie; ich wünsche ihr „„Emporkommen und Glück; aber ich liebe den Staat noch mehr. „„Mögen Ew. Majestät meinem Sohne nie ein großes Amt anver„trauen; er ist ein tugendhafter Mensch und hat viel Verstand, er „„hat einen glänzenden Ruf, den er sich durch seine Schriften und sein „„kühnes Benehmen erworben hat; er wird seinen Ruf verlieren, wenn „„er in das Ministerium tritt; er paßt nicht dorthin und wird Ew. „„Majestät nur schlecht dienen ꝛc. ꝛc. (pag. 183 und 184).““ Der Kanzler von Lamoignon war Despot aus Charakter und bekannte sich zum Despotismus aus Rücksicht seines Standes: aber indem er seinen Sohn, Hrn. v. Malesherbes, als eingenommen von den Grundsätzen der Neuerer darstellte, ging er viel zu weit; das, was der Kanzler nach seiner Denkungsart und nach der langen Ausübung der willkührlichen Gewalt Grundsätze der Neuerer nannte, war bei Malesherbes Inspiration einer großen Seele, der Wunsch eines treuen Unterthans und rechtschaffenen Bürgers, die Frucht eines aufgeklärten, nicht beschränkten Geistes.“

„Hr. v. Malesherbes kannte besser als irgend Jemand alle Mißbräuche in der hohen Staatsverwaltung, alle die Gefahren, denen der Despotismus der Minister, den Thron und die Nation aussetzte; er wünschte, daß die königl. Autorität auf unerschütterliche Grundlagen, auf die öffentlichen Freiheiten gegründet werde; er war tief ergriffen von der Unterdrückung und dem Elend, unter welchen das Volk seufzete; er wollte den Ruhm des Fürsten, die Wohlfahrt des Staates, das Glück der Nation. Hr. v. Malesherbes ist unstreitig einer der tugendhaftesten Menschen, einer der für das öffentliche Wohl am meisten passionirten Minister, und vielleicht der beste und größte Bürger, auf den Frankreich stolz ist. Man muß einen so seltenen Mann nicht nach dem beurtheilen, was sein Vater von ihm gesagt hat; die kühnen Schritte, von denen der Kanzler spricht, sind Merkmale der höchsten Tugend, von Handlungen, die eben so wesentlich den Interessen der Könige als denen der Völker angemessen waren. Hinsichtlich der Behauptung des Kanzlers, daß sein Sohn seinen Ruf verlieren werde, wenn er im Ministerium wäre, so hat hierüber Frankreich sein Urtheil ausgesprochen; die ganze Welt bewundert Hrn. v. Malesherbes, und schon läßt die Nachwelt ihre Stimme hören und ruft in beiden Hemisphären den großen Namen von Malesherbes aus. Ach, wenn Ludwig XVI. die Rathschläge dieses Ministers befolgt hätte, würde die Regierung dieses Monarchen reich an Ruhm und Glück gewesen, und der Name Franzose nicht durch die verabscheuungswürdigsten Verbrechen befleckt worden seyn.“

Medicinische Versuche.

Das ist die Ueberschrift, unter welcher die von dem Verfasser der ärztlichen Berichte in London verheißenen Abhandlungen (s. s. No. 139 d. Bl.) jüngst in der Literary Gazette erschienen sind, und die wir nun, wie wir es versprachen, unsern Lesern hier mittheilen wollen.

Wer da Willens ist eine Lehre zu verbreiten, die mit vorgefaßten Meinungen oder den Vorurtheilen der Welt nicht im Einklang ist, der muß zuvörderst selbst von ihrer Wahrheit überzeugt seyn; ist dem anders, so kann er nie die feste Haltung gewinnen, die erforderlich ist, um den Angriffen die Spitze zu bieten, die Eigenliebe, und manche, durch Erziehung tief eingewurzelte, durch Eitelkeit genährte und durch Gewohnheit erstarkte Gefühle stets wider jede Neuerung zu unternehmen bereit sind. Auch muß er auf die Beweisführung vorbereitet seyn, daß seine Meinungen nicht die Geburt einer bloßen Speculation, oder Funken einer erhitzten Einbildung, sondern das Ergebniß einer Beobachtung sind, die durch Kenntnisse geleitet, durch Erfahrung bestätigt ward; schließlich muß er sich auch mit Geduld waffnen, um nicht allein jeden Einwurf anzuhören und dessen Werth oder Unwerth unpartheiisch zu untersuchen, sondern auch offen seinen Irrthum anzuerkennen und, da, wo es der Fall ist, einzugestehen, daß er besiegt worden.

Der Verfasser der hier folgenden Abschnitte medicinischer Versuche glaubte diese Axiome vorausschicken zu müssen, um seinen Lesern zu zeigen, daß er die Wichtigkeit seines Unterfangens wohl einsiehet; daß er nicht unbedachtsam als Lehrer auftritt und gewappnet ist, die Wahrheit seiner Lehren zu verfechten. Wenn er seinen Lesern versichert, daß er practicirender Arzt, über den Meridian des Lebens hinaus ist, und mehr als die Hälfte seiner Lebensjahre in dem Studium und der Ausübung seines Gewerbes aufgewandt hat; so geschichet das nicht, um mit den Gelegenheiten, die er zu seiner Ausbildung gehabt, zu prunken, sondern in Demuth zu hoffen: daß man ihn wenigstens für hinlänglich vertraut mit den Zufällen halten möge, welche den gleichmäßigen Fluß

bei Schuljungen anbelangte, bei dem sie als ohne Zweifel gutmüthig und harmlos bekannten Knaben Niemand etwas Arges dachte, so ist es doch Kulturgeschichtlich interessant zu beobachten, wie schnell, wenn auch nicht ohne Widerstand, die Neuerung sich Bahn brach. Wie in Deutschland, wenn die Pfeifchen in Mode kommen, ein Jeder Schuljunge wünscht, und ist es auch nur die Anschaffung einer Meerschaum, die ihn zum Rauchen berechtigt, so hatte sich auch hier in kurzer Zeit, ja, man möchte sagen, mit Blitzesschnelle, die Sitte des Kauens eingebürgert. Jeder Knabe, der etwas auf sich hielt, sah es für eine Schande an, wenn er nicht Tabak kaute, und wenn auch Manche, die sich dem Genusse noch nicht gewachsen fühlten, sich mit dem Besitze einer Kautabakdose begnügten, so war doch Jeder, der nicht einen Theil seines Taschengeldes für Kautabak verausgabte, ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Ja, es kam sogar so weit, daß Knaben, die sich dem Genusse des Kautabaks

regelmäßige Diät und gehörige Leibesöffnung gehalten hat, sind Kinder, die sonst starke Anlage zu Wasserköpfen hatten, dieser Krankheit entgangen, während andre, aus derselben Familie, bei welchen nicht die nämliche Vorsicht angewendet worden, derselben erlagen. Aber ein solches Verfahren anempfehlen, heißt einen mächtigen Angriff auf die Vorurtheile der Mütter und der Wärterinnen machen, und es reizt zum Lachen, zu sehen, welche Hindernisse demselben entgegen stehen, wenn es durch einen Arzt empfohlen wird. Beim ersten Erwähnen desselben spiegelt sich das starre Erstaunen der Mutter in einem noch weit höheren Grade in der Physiognomie der Wärterin ab, die, anscheinend mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt, doch begierig auf die heillose Lehre horcht und, indem sie ab und zu einen Blick der Verachtung auf den Rathgeber wirft, nur mit Mühe den Grimm zurückhält, der losbrechen soll, sobald er das Zimmer nur verlassen haben wird. — „Hat man je so was gehört? Aus dem lieben Wurm da einen Narren zu machen! Nein, nein, Madame, das verstehe ich besser! Nie soll ein Kleines, das durch meine Hände geht, so behandelt werden. Ohne Mütze! ei das Gott bewahre! Ich möchte doch wissen, wie es dann mit der Stelle am Kopfe, die offen ist, werden sollte; er wäre capabel, nicht ein Stück Flanell darauf zu legen, statt zwei, wie ich es halte. Was würden die Leute sagen, wenn man so mit dem Kinde umspränge? und alle die schönen Mützen, die ihm so gut stehen, die sollten auf die Seite geworfen werden? Liebe Madame, was würde wohl Madame Rührum und Mamsell Sprenkopf und alle die andern hübschen Damen sagen, die zu Ihnen kommen? Das arme Kind; nein, nimmer sollst du so behandelt werden! Gott segne es!“

Die Vorstellung, critisirt zu werden, und die Furcht, als Sonderling zu erscheinen, sind jederzeit mächtige Motive, nicht von der ausgetretenen Straße abzuweichen; und stützen sich jene Motive vollends auf lang genährte Vorurtheile, so ists nicht zu verwundern wenn die Mütter unschlüssig sind dem Rath der Aerzte in solchen Dingen zu folgen, selbst dann, wenn sie ihm beipflichten müssen; sind sie nun gar der Meinung, die Erfahrung der Wärterin sey doch wohl so viel werth als das, was sie die Theorie des Arztes nennen, so ist der Entschluß bald gefaßt, und ehe nicht eine Krankheit anders sprechen lehrt, wird dann das Kind als ein lebendiges Beispiel der Einsicht der Wärterin und des guten Geschmacks der Mutter gezeigt. Gäbe es aber auch keinen andern Grund, den Kindern keine Mützen zu geben, als den, daß sie im bloßen Kopf weit hübscher aussehen, so würde ich schon diesen für triftig genug halten. Nur die Gewohnheit kann uns die Mütze mit allen ihren Schnörkeln und Putz auf dem schönen Kopf eines Kindes erträglich machen, und ich möchte den sehen, der behaupten wollte, daß die Kinder in den Gemälden von Titian und Raphael sich noch besser ausnehmen würden wenn ihre Köpfe, statt mit den seidenen Locken, dem Schmucke der Natur, der sich um ihre lächelnden Gesichter ringelt, mit Mützen aufgeputzt wären. Was inzwischen das stets vorgebrachte Argument wegen der offenen Stelle am Kopfe betrift, so mögen die schönen Leserinnen vernehmen, daß dieses kein Fehler an dem Kopfe eines Kindes, sondern ein, auch keiner besondern Bedeckung bedürfendes, bewunderungswerthes Auskunftsmittel der Natur ist, um die Geburt des Kindes zu erleichtern und die schnelle Entwickelung des Gehirns, die in der zarten Kindheit stattfindet, möglich zu machen. Sobald es an der Zeit ist, daß die Verknöcherung eintreten kann, so setzt sich eine knochenartige Masse an den Ecken des Schädels in der Nähe der Fontenellen oder offenen Theile an und schiebt sich von beiden Seiten vor, bis sie sich gegenseitig berührt, und was vorher bloß Membrane gewesen, wird nun eben so fest und stark, als die andern Knochentheile. Dieser Prozeß nun wird durch keine äußere Bedeckung gefördert, eben so wenig kann auch Kälte oder was sonst durch diese membranösen Theile des Schädels dringen, wenn sich dieselben auch nie verhärteten. Wird der Kopf gänzlich unbedeckt gelassen, so hat das Haar schnellen Wachsthum; Ausschlag, Katharr und ähnliche Uebel werden selten vorkommen, vor allem aber die Periode des Zahnens, die gefährlichste des Kindesalters, ohne Unfall vorüber gehen. Ganz besonders tadelnswürdig ist ferner die Gewohnheit der Wärterinnen, die Kinder so tief in die Betten zu stecken, daß Kopf und Gesicht eben so sehr als die andern Körpertheile bedeckt sind. Dieses macht das Kind empfindlicher gegen Kälte, als es sonst der Fall seyn würde, und setzt es vielen Krankheiten aus, die bei einer andern Behandlung zu vermeiden gewesen wären.

So wie das Kind heranwächst und seiner Glieder mächtig wird, besonders wenn es erst gehen und laufen kann, wo das Blut einen freieren Umlauf bekommt und die thierische Hitze sich gleichförmiger über den Körper vertheilt, da muß es weniger warm, als in der zarten Kindheit gehalten werden. Immer aber sollte, ohne Rücksicht auf die herrschende Mode, der Anzug so beschaffen seyn, daß er die Brust warm hält, indem eine Vernachlässigung dieser Vorsicht in einem so veränderlichen Clima als das unsrige ist, gewiß schon oft den Keim zu Zehrungs-Krankheiten gelegt hat. Die Kleidungsstücke sollte man immer leicht und lose anliegend wählen und die Knaben weit länger in kurzen Jacken einher gehen lassen, als es gewöhnlich geschieht, den Mädchen aber die Beinkleider wieder nehmen, die man ihnen seit einiger Zeit aufgebürdet hat. Sehr jungen Mädchen sind Schnürleiber und andere Bandagen, die einzelne Körpertheile einklemmen, gewiß schädlich und statt schwachen Theilen aufzuhelfen, befördern sie vielmehr Verkrüppelungen. Es ist eine auffallende aber doch erwiesene Thatsache, daß man die meisten verunstalteten Personen beim weiblichen Geschlechte findet, was wahrscheinlich von dem ihren Leibern in der verkehrten Ansicht, als erfordere ihr zarterer Körperbau eine künstliche Unterstützung, angethanenen Zwange in der Kleidung herrührt. Man würde mich übrigens sehr mißverstehen, wenn man mich nach den gegebenen Bemerkungen für einen Feind einer kleidsamen Tracht halten wollte; ich halte im Gegentheil dafür, daß, wenn Reinlichkeit unbestritten eine Tugend ist, man auch, weil solches großen Einfluß auf die Charakterbildung hat, schon frühzeitig den Sinn für Nettigkeit und Eleganz im Anzuge wecken sollte: dabei kann aber derselbe recht wohl der Gesundheit angemessen und gegen den atmosphärischen Wechsel, der so leicht gefahrvoll wird, schützend seyn, was ja doch eigentlich der Grundzweck der Bekleidung ist.

Es mögen wohl manche hinsichtlich der Sorgfalt, die ich bei der Kleidung für das erste Kindesalter anempfohlen habe, denken, es schmecke zu sehr nach dem labor inceptiarum, „viel Lärm um nichts;“ diesen aber antworte ich, daß das Wohl des Lebens sehr von der Beachtung von Kleinigkeiten abhängig ist, und daß, so wie das Zuthun einer Feder die Schaale einer ganz genauen Wagschaale sinken macht, die Gesundheit durch Nichtbeachtung von Dingen verscherzt werden kann, die an und für sich dem Anschein nach höchst geringfügig sind. Bruce, der Abyssinische Reisende, ward das Opfer einer Unachtsamkeit beim Herabsteigen einiger weniger Stufen vor der Thür seiner eignen Wohnung, nachdem er tausenderlei Gefahren auf seiner abentheuerlichen Expedition glücklich bestanden hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.
SOCIETÄTS-

№ 169 Hamburg, Mittwoch den 21. März 1827

Herausgegeben von Gerhard von Halem. Redigirt von J. Meyer und Karl Fahrig.

Memoiren ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur.

„Die Memoiren," erklärt Herr von Ségur selbst, „haben mich viel Zeit in Ans spruch genommen, und ich habe sie mehrmals umgeschrieben. Ich habe sie zu verschiedenen Epochen meines Lebens angefangen, und sie sind mir, wie ein Theil meiner Existenz, lieb geworden. Ich habe sie gleichsam als Gespräche betrachtet, die ich mit meinen Freunden hielt, und ich habe mich bemüht, sie so zu schreiben, wie ich sie sprechen würde."

Der Graf Ségur, der Sohn des Ministers Ludwig's des Sechzehnten, der Gemahl der Gräfin, deren Schriften bei Armut und Not ihr Brod gewannen, der Neffe des Generals und Pairs der Restauration, der Verwandte jener Ségur, die sich durch die Gunst der Kaiserin Eugenie einen Namen machten, der Graf Ségur, der Mann, der in allen diesen Verhältnissen stand, der Zeuge, der Theilnehmer, der Mitwirkende, der Leidende, der Verbannte, der Heimgekehrte

beſchäftigte er ſich mit nichts eifriger, als die Stunde der Ausgaben und der Feindſeligkeiten ſo lange als möglich zu verzögern.“

„Folgendes war das ſonderbare und faſt lächerliche Mittel, das er in dieſer Abſicht verſuchte und das ihm gelang: der König liebte, aus Sympathie der Tugend und Charaktergüte, den Staatsminiſter Herrn von Malesherbes, den er eben ins Conſeil zurückgerufen hatte, perſönlich. Herr von Malesherbes hatte, wie die mehrſten alten Leute, die Schwäche, daß er ſich in Erzählung von einer Menge Anekdoten gefiel, womit ſein reiches Gedächtniß ausgeſtattet war, und man muß geſtehen, daß niemand beſſer erzählen konnte als er. Er würzte ſeine Erzählungen durch ſeinen philoſophiſchen Geiſt, durch die Gutmüthigkeit ſeines Charakters und zugleich durch ſeinen, ſchalkhaften Witz. Hatte er einmal angefangen, ſo wußte er ſchwer das Ende zu finden und keiner ſeiner Zuhörer fühlte ſich verſucht, ihm ein Ziel zu ſetzen.“

„Ich ſagte weiter oben, daß mein Vater, ungeduldig, die gewünſchte Entſcheidung und Unterſchrift zu erhalten, dieſen Gegenſtand der Berathung in jeder Sitzung vorlegte: ſo wie dies geſchah, brachte der Erzbiſchof auf eine geſchickte Weiſe Herrn von Malesherbes auf irgend ein, den jetzigen Umſtänden analoges, Ereigniß der Vergangenheit und es fehlte nicht, daß dieſer zu erzählen anfing. Vergebens wollten die beiden Marſchälle dieſe Epiſode abkürzen; der König hörte gern zu. Die Erzählung zog ſich in die Länge — die Zeit verſtrich; es war ſpät, wenn man die Verhandlungen begann und die Hauptangelegenheit wurde auf ein anderes Conſeil verſchoben.“

„Man wird Mühe haben zu glauben, daß vier Sitzungen, d. h. vierzehn Tage auf dieſe Weiſe vergingen, ohne daß es zu einem Beſchluſſe, noch weniger zur That kam. Die Discuſſion über die zu ergreifenden Maaßregeln war eben erſt beendigt, als man die ſchnelle Invaſion des Herzogs von Braunſchweig, den Schrecken der Holländer, die feige Treuloſigkeit des Prinzen von Salm, der ſie befehligte, die Wegnahme ihrer Städte und die völlige Beendigung einer Revolution erfuhr, die dieſe Republik dem Statthalter und England überlieferte.“

„Man wird ohne Mühe finden, in welchem Grade die Furcht das Urtheil des Erzbiſchofs irregeführt hatte, wenn man ſich der Worte erinnert, die kurz nachher der Herzog von Braunſchweig öffentlich genug ausſprach: „„Der König von Preußen,““ ſagte er, „„zögerte noch, „ſich in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, der ihm auch den des „verbündeten Oeſterreichs zuziehen konnte. Dem gemäß war mir die „größte Umſicht vorgeſchrieben. Ich ſendete zwei Offiziere meines General„ſtabes ab, um Givet zu rekognoſciren: hätten ſie dort ein Lager gefun„den, ſo würde ich vorläufig ſtehen geblieben ſeyn; da ſie aber auch nicht „eine Fahne, nicht ein Zelt fanden, ſo beſchleunigte ich meinen Marſch „und Holland wurde erobert.““

„Man kann das Loos der Staaten nur beklagen, die durch ſolche Fehler compromittirt werden. Der Prälat, der uns dieſe Demüthigung zugezogen, wurde zum Rang eines Principalminiſters erhoben und die beiden Marſchälle, die unſern Ruhm unverletzt hatten erhalten wollen, nahmen ihre Entlaſſung, da ſie ſich nicht entſchließen konnten, unter den Befehlen des Erzbiſchofs zu dienen.“ —

Herr von Segur erzählt uns nun ausführlich, wie gleichwohl endlich das Kabinet von Verſailles den begangenen Fehler durch eine engere Verbindung mit Rußland und die obenerwähnte Quadruple-Allianz (die in Folge der erſtern leicht hätte zu Stande gebracht werden können) hätte wieder gut machen wollen, wie freundlich die Kaiſerin dieſer Annäherung entgegengekommen und wie er ſich bereits am Ziel geglaubt habe.

„Alles ließ mich glauben,“ ſagt er, „daß eine ſo glücklich eingeleitete Unterhandlung, deren Erfolg die beiden contrahirenden Haupt-Parteien gleich ſehr wünſchten, wenig Hinderniſſe finden und beendigt werden würde, bevor irgend eine rivaliſirende Macht den Gegenſtand derſelben errathen und dagegen wirken könne.“

„Inzwiſchen erfuhr ich, zu meinem großen Erſtaunen, daß der preußiſche Miniſter, Baron v. Keller, und der engliſche Chargé d'Affaires, jeder einen Courier an ſeinen Hof geſchickt habe, und dies in einem Augenblicke, wo kein Ereigniß, keine dringende Angelegenheit dieſe Abſendung zu motiviren ſchien.“

„Ich blieb nicht lange im Zweifel: der alte Reſident von Holland, der unter einer klugen Zurückhaltung ſehr republikaniſche und daher den politiſchen Abſichten des Statthalters, Englands und Preußens ſehr entgegengeſetzte Geſinnungen barg, kam ganz insgeheim zu mir. „Sie „beabſichtigen,“ ſagte er mir, „die Bildung einer Quadruple-Allianz, „deren Gelingen ich von Herzen wünſchte, und die ſicherlich den Triumph „derjenigen ſehr unwillkommen ſtören würde, die eine ſo plötzliche Revo„lution in meinem Vaterlande bewirkt haben.“

„Ich behandelte anfangs die ihm hiervon zugekommene Nachricht als Fabel. „Verlorne Mühe,“ erwiederte er; „das Geheimniß iſt „ausgewittert worden. Ich weiß alles; die Thatſache iſt folgende: Die „Treuloſigkeit eines Commis des Grafen Oſtermann hat Sie verrathen; „durch ihn hat der Baron Keller im Detail erfahren, wie weit Sie „gekommen; er hat dem engliſchen Chargé d'Affaires, Herrn Frazer, „auf der Stelle ſeine Entdeckung mitgetheilt; beide haben ſich beeilt, „ihre Regierungen davon zu unterrichten und ich kann Ihnen ſelbſt den „Inhalt von Frazers Depeſche ſagen; denn der preußiſche Miniſter hat „ſie ihm dictirt und, da er meine Geſinnung nicht kennt, ſie mir „gezeigt.“

„Ich zeigte dieſen böſen Streich der Kaiſerin unverzüglich an. Sie gerieth darüber in lebhaften Zorn; der Commis wurde weggejagt und beſtraft; aber unſer Geheimniß war darum nicht minder entdeckt und wurde, nach drei Wochen, ein öffentliches.“

„Wenig fühlte ich mich anfänglich dadurch beunruhigt; ich hoffte, daß unſer Miniſterium, durch dieſe Publicität compromittirt, ſich für bereits zu verwickelt und zu verpflichtet halten würde, um einen Rückſchritt zu thun. Man wird bald ſehen, wie unrichtig ich von den unentſchloſſenen Menſchen urtheilte, die damals leider! unſer Loos lenkten.“

„Das Glück fuhr fort, die Waffen Katharinens zu begünſtigen. Sie ſagte mir, daß die Türken am Kaukaſus eine neue Niederlage erlitten hätten (des Sieges von Kilburn erwähnt Herr von Segur bereits früher); aber daß ſie mit eben ſo viel Mißvergnügen als Erſtaunen erfahren, daß man, unter denen bei Kilburn erſchlagenen Muſelmännern, die Leichname dreier franzöſiſcher Ingenieure gefunden habe.“

„„Sie wiſſen, gnädigſte Frau,““ erwiederte ich ihr, „„daß ſie „in der Zeit nach Oczakoff geſchickt worden ſind, wo man mehr einen „Ueberfall von Seite Rußlands als einen unvorhergeſehenen Angriff der „Ottomannen fürchtete. Die Data genügen, um zu beweiſen, daß ſie „in der Zeit unmöglich die Gegenbefehle erhalten haben konnten, die man „ihnen hat zuſenden müſſen. Ew. Maj. wiſſen am beſten, daß und wie „ſich ſeitdem die Lage der Dinge geändert, und daß wir Ihnen jetzt auf„richtig die Erfolge wünſchen, die den Frieden ſchnell herſtellen werden.“

„Ihre Antwort war verbindlich: ſie ſprach ſie laut genug aus, um von gewiſſen Perſonen verſtanden zu werden, die die Gelegenheit des Auffindens franzöſiſcher Offiziere unter den Türken ergriffen hatten, um die Monarchin gegen uns zu erbittern. „„Ich bin, Herr Graf!““ ſagte ſie, „„von Ihrem Intereſſe für mich überzeugt: Sie können „Barbaren und meinen Feinden kein Glück wünſchen; ich bin ſelbſt gewiß, „daß Sie in Ihren Wünſchen für mich eben ſo den Befehlen des Königs „als Ihrer Neigung folgen.““

Art. 3. Le Ministre de la Guerre est chargé de l'exécution du présent décret.

Fait au Palais de Saint-Cloud, le 24 mars 1852.

Signé : LOUIS-NAPOLÉON.

Par le Président :

Le Ministre de la Guerre,

Signé : ST-ARNAUD.

DÉCRET

Qui ouvre un crédit extraordinaire au Ministre de la Guerre.

Du 24 mars 1852.

Art. 1er. Il est ouvert au Ministre de la Guerre un crédit extraordinaire de 1,500,000 fr. pour subvenir aux dépenses de l'expédition de Kabylie.

Art. 2. Le Ministre de la Guerre est chargé de l'exécution du présent décret.

Fait au Palais de Saint-Cloud, le 24 mars 1852.

Signé : LOUIS-NAPOLÉON.

Par le Président :

Le Ministre de la Guerre,

Signé : ST-ARNAUD.

DÉCRET

Qui ouvre un crédit extraordinaire au Ministre de la Guerre.

Du 24 mars 1852.

Art. 1er. Il est ouvert au Ministre de la Guerre un crédit extraordinaire de 1,500,000 fr. pour subvenir aux dépenses de l'expédition de Kabylie.

Art. 2. Le Ministre de la Guerre est chargé de l'exécution du présent décret.

Fait au Palais de Saint-Cloud, le 24 mars 1852.

Signé : LOUIS-NAPOLÉON.

Par le Président :

Le Ministre de la Guerre,

Signé : ST-ARNAUD.

„Die Bemerkung des Hrn. Salles ist um so merkwürdiger, als Cazalès, ein übertriebener Vertheidiger der Aristokratie und des ganzen alten Regierungssystems, sich nicht scheuete, auf der Rednerbühne der konstituirenden Versammlung zu sagen: „„Es ist nicht der König, auf „den es hier ankommt, es ist nicht der König, den ich vertheidigen will, „es ist das Königthum.““

„Zu Coblenz sagten die Emigranten ganz laut und öffentlich: „„Lieber gehe der König unter, als das Königthum... Retten wir „das Königthum selbst auf Kosten des Königs... Das Schicksal des „Königs hat wenig Bedeutung, es ist das Königthum, was vor Allem „erhalten werden muß.““ Pitt sagte im Jahr 1791: „„Das Schick„sal der Individuen des Hauses von Bourbon interessirt England nur „secundair, es ist das revolutionaire Frankreich, das es bekämpft.““ Dies Wort revolutionair, im Munde Pitt's, bedeutete: die Marine, den Handel und die Territorialgewalt!!!“

„Sagte nicht während desselben Jahrs ein Souverain: „„Wie „schade, daß Robespierre todt ist! Wenn er noch einige Wochen länger „gelebt hätte, würde er Herr von Frankreich gewesen seyn; ich würde „ihn als Haupt der Regierung anerkannt und wir alle würden jetzt „Friede haben.““

„Haben nicht alle Souveräine des Continents Napoleon Bonaparte, als Kaiser der Franzosen anerkannt? haben sie sich nicht aus seiner Freundschaft eine Ehre gemacht? haben sie nicht sich eifrig darum beworben, sich mit seiner Familie zu verbinden? haben sie ihm nicht zur Gattin eine Prinzessin von ihrem Blute angeboten? Und doch hatte Napoleon Bonaparte einen Prinzen vom Hause Bourbon gefangen nehmen und heimlich hinrichten lassen. Hat der Papst Pius VII. nicht die Stirne Napoleon Bonaparte's mit dem heiligen Oel gesalbt? Hat nicht derselbe Papst Pius VII. Napoleon Bonaparte dem Volke Frankreichs als den Auserwählten Gottes vorgestellt?“

„Die Emigrirten haben sich beeilt, die politische Prophezeihung des Herrn Salles zu erfüllen.“ *)

„Die großen Herren von Versailles, die Hofleute der alten Regierung, die Prälaten, die Edelleute der Provinzen, die Adeligen, mit einem Worte die Vertheidiger des Altars und des Thrones, haben sie sich nicht zu den Gränzen der Republik gedrängt, sobald eine Amnestie des Consuls sie ihnen geöffnet hatte? Sie haben sich Königsmördern zu Füßen geworfen, um ihren Schutz und ihr Wohlwollen gefleht; sie haben der Republik den Eid der Treue geleistet. Ein wenig später schwuren sie einen gleichen Eid dem Kaiserreiche; sie haben um eine Gunst, einen Blick von dem, mit dem Blute des Prinzen von Enghien befleckten, auf dem Throne der Bourbons sitzenden Napoleon Bonaparte demüthig gebeten; sie haben an Servilität und Niederträchtigkeit mit den Republikanern, den Revolutionairen, den mit Titeln und Orden geschmückten Jacobinern gewetteifert; um von Napoleon Bonaparte Anstellungen, Gunstbezeugungen, Geld zu erlangen, sind sie seine Bedienten, seine Lakaien geworden und haben ihm ihre Kinder zu Bedienten und Lakaien gegeben. Man hat sich Glieder aus den ersten Familen der alten Monarchie dem Dienste des Usurpators und dem der Prinzen und Prinzessinnen aus seiner Familie weihen sehen. Hier zwei Anekdoten, die einen Beweis von der außerordentlichen Beugsamkeit der großen Herren von ehemals liefern: sie machten zu ihrer Zeit großes Aufsehen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen die Rückgabe seiner, der Staatsdomaine anheimgefallenen Waldungen zu erhalten, entschließt sich der Herzog von M****** einen Hauptcoup auszuführen, wie die Emigrirten es zu nennen pflegten; er begiebt sich nach den Tuillerien an dem Tage einer großen Revue, stellt sich an den Weg des Kaisers, läßt sich auf ein Knie nieder, und reicht denselben, in bittender Stellung den Hut vor sich hinstreckend, eine auf demselben liegende Bittschrift. Napoleon, erstaunt, nimmt das Papier und sagt: „„Stehen Sie auf, mein Herr, „ich werde Ihre Bittschrift lesen.““ Nach der Musterung fragte er den Großceremonienmeister: „„Reichte man am alten Hofe dem Sou„verain auf diese Weise die Bittschriften?““ Dieser erwiederte: „„Sire, es war allerdings Gebrauch, jedoch nur bei gewissen sehr „wichtigen Fällen.““ Das wollte soviel sagen, als daß man sich bloß auf die Kniee niederließ, wenn es sich davon handelte, um Gnade für das Leben zu erflehen! Im gegenwärtigen Falle handelte es sich von der Reklamation einer Waldung.“

„Napoleon arbeitete seit mehreren Stunden in seinem Kabinette; das Feuer begann zu verlöschen; er klingelt, niemand kömmt; er zieht die Glocke zum zweiten Male, ohne daß jemand erscheint; er tritt aus dem Kabinette, und ruft, das anstoßende Zimmer öffnend: „„Etwas „Holz!““ Der Oberkammerherr Montesquiou war allein in diesem Zimmer. „„Sire, es war kein Livreebedienter hier,“ antwortet der Oberkammerherr, „„und es ist auch sonst Niemand hier!““ — „„Nun, „sagt der Kaiser, sind Sie nicht da, mein Herr? Etwas Holz?““ und der Kammerherr nimmt Holz und legt es ins Kamin. — Man versicherte seiner Zeit (aber wir wollen es nicht behaupten), daß ein Adjudant des Königs von Spanien, Joseph Napoleon, diesem Fürsten den Steigbügel gehalten habe, als er zu Pferde stieg. Wenn die, diesem Adjudanten (der seit der Restauration eine sehr große Person in Frankreich geworden ist) zugeschriebene Handlung nicht wirklich vorgefallen ist, so dient sie wenigstens zum Beweis, was für eine Idee man im Publikum von der Schmiegsamkeit unsrer großen Herren von ehedem für den Usurpator Napoleon und seine königliche Familie hatte. Hat man nicht den Herrn Vicomte de ***, aus einer großen Familie unter der alten Regierungsform, eine Serviette unter dem Arm, das Kaffeebrett tragen und dem Kaiser einschenken sehen? die größten Namen des ehemaligen Frankreichs, die Montmorency, Talleyrand, Montesquiou, Rohan, Rochechouart, Gontaud-Biron, Boufflers, Bouillé, Castellane, die La Feuillade, Bouillon oder die sich so nennen, die La Rochefoucauld, La Roche-Aimon, d'Uzès, Cossé-Brissac, Clermont-Tonnerre, Melé, Noailles, Mortemart, Choiseul-Praslin, Maillé ꝛc. ꝛc. ꝛc., haben es sich zur Ehre geschätzt Napoleon Bonaparte sich nahen zu können, ihm zu dienen und haben ihre Unterwürfigkeit und Huldigungen an ihm verschwendet. Zwei Männer allein unter den großen Herren von ehemals haben die Gunst des Kaisers und Königs verschmähet: Herr von La Fayette, dessen edles Benehmen unter dem Consulat sowohl, als unter dem Kaiserreich im Gedächtniß aller edlen und guten Menschen fortleben wird; und der junge Marquis von Vaudreuil (Sohn des General-Lieutenants der Kriegsflotte), der vom Ministerium die Nachricht seiner Ernennung zum Kammerherrn des Kaisers (ein Hausamt, um welches derselbe nicht angehalten) und den Befehl erhielt, sich auf der Stelle nach Paris zu begeben, um daselbst seine Funktionen anzutreten; der junge Vaudreuil scheuete sich nicht, diesem Befehle des Kaisers nicht zu gehorchen, obschon er ihm durch den Polizeiminister übersendet worden war. Er that noch

*) Bei einer andern Gelegenheit (m. s. No. 162 d. Bl.) bemerkten wir schon, die Sprache des Verfassers erscheine in fast zu blendendem (grellem) Colorit, und wir wollten hiermit zugleich seinen ungebundenen Ultra-Styl bezeichnen. Obige Stellen, und einige nachfolgende ähnliche, haben wir nicht nur zur deutlichen und warnenden Charakteristik sondern auch darum aufzunehmen nicht verschmäht, weil wir fest überzeugt sind, daß sie für jeden, der noch Achtung für Gesetz und Verfassung und schuldige Ehrfurcht für die Persönlichkeit der Regierenden hegt, gerade durch ihre sachliche und formelle Unverschämtheit, völlig unschädlich werden müssen. Aber arbeiten nicht solche Zügellosigkeiten der Presse den Feinden, auch einer gesetzlichen und beschränkenen Preßfreiheit, gerade in die Hände? A. d. R.

und 4 gedeckt. Die Mittelsäule trägt 3 Bogen, die Seitensäulen je 2 Bogen. Die Bogen sind mit Ausnahme der Mittelbogen der Hauptfront durch Gurtbogen verbunden. Die Mittelbogen der Hauptfront sind durch Gurtbogen mit den Mittelbogen der Rückfront verbunden. Die Gurtb

als durch die Darlegung dieser Motive selbst. Zu einem der Häupter des Volks ausgerufen, vertheidigt er die Sache desselben mit Freimüthigkeit und Biedlichkeit. Fortgerissen von der Schnelligkeit der Bewegung, ist er auf Klippen gerathen? Läßt er sich durch seine politische Richtung auf Abwege führen, die zahlreichen Umstände erwägend, in die er verwickelt ist? Man wird einige seiner Schritte tadeln, ihm Fehlgriffe schuldgeben können, ja selbst Unrecht; aber, wenn er nicht einen Grundsatz der Moral verletzt, wenn er jede Vereinigung mit verworfenen Menschen zurückweist; wenn er sich nicht mit Mirabeau verbündet; wenn er dem Herzoge von Orleans imponirt; wenn er sich mit Ausdauer den Aufwieglern widersetzt, die sich hinter den Namen dieses Prinzen verstreckten; wenn er in einer Nacht der Unordnung und des Blutvergießens die königliche Familie rettet; wenn er, umgeben von Verbrechen, doch selbst keins begeht, allen widerstrebt, viele abwendet und die beseufzet, die er nicht hindern kann; wenn er, beim Versuche, den von den Girondisten angegriffenen Ludwig XVI. zu beschützen, seine Annäherungen von den vertrauten Räthen des schwachen Königs zurückgestoßen sieht; wenn er, von der Proscription bedroht, sich ins Exil begiebt, nicht wie ein von Rache befeuerter Ueberläufer, nicht wie ein zweiter Arnold, sondern in der einzigen Absicht sein Haupt in einem Lande zu sichern, wo jene wahre Freiheit wächst und gedeihet, deren sich in seinem Vaterlande freuen zu können er die Hoffnung gehegt hatte; wer wird es dann wagen, den ersten Stein auf ihn zu werfen und zu sagen, er habe schlechte Entwürfe gehegt und schlechte Absichten an den Tag gelegt? La Fayette und Necker betrogen sich selbst, einer wie der andere, sowohl über die Wirkung jener politischen Abstractionen in leicht entzündbaren Gehirnen, als über ihre Kraft, der Heftigkeit der Explosion vorzubeugen oder ihre Verheerungen zu entkräften; sie hätten, einer wie der andere, sich ihre Mißgriffe in diesem Betrachte eingestehen und anerkennen sollen, daß nur der allein, der zu den Wogen des Meeres sprach: „bis hieher und nicht weiter," eben so gewaltsamen als allgemeinen Volksbewegungen ein Ziel zu setzen im Stande ist. Die Engländer haben weit richtiger als unsre Coterieen das Für und das Gegen über diese beiden Personen abgewogen. Die Hallen von Westminster haben zu mehreren Malen wiedergetönt von den ehrenvollen Zeugnissen, die Fox und Grey dem französischen General gaben, Zeugnisse, die weder Granville, noch Pitt mißbilligten oder zu entkräften vermochten! La Fayette hegte den glühenden Wunsch, jenes Maas des öffentlichen Wohles ins Leben treten zu sehen, das er aus dem regelmäßigen Gebrauche einer freien Konstitution hervorgehen sah; aber nach falschen Angaben, und mehr nach seinen Hoffnungen, als nach Kenntniß der Geschichte und des Charakters seiner Nation, die Hindernisse berechnend, die der Gründung der Freiheit das Widerstreben eines Hofes, an dem die Verdorbenheit eingewurzelt war, die Leidenschaften der Bösen, die Unwissenheit der Mittelklassen über alle Gegenstände der Politik und Staatsverwaltung und der moralische Verfall des Volkes entgegenstellen würden; sah La Fayette bei seinem Eintreten in seine Laufbahn sich von allen Seiten der Schwierigkeiten und Hindernisse erheben; bald ging man auf brennender Lava einher, die durch concentrische Ueberströmungen sich ausbreitete und mit einem weit stärkeren Ausbruch drohete, als der war, der so eben Alles, was vom alten Stande der Dinge übrig geblieben, verschlungen und die der Zukunft anvertraueten Keime der Reproduktion in Stand verwandelt hatte."

„Mit einem Worte, und dies gilt ganz besonders auch von La Fayette, das Benehmen eines Menschen soll niemals, am wenigsten in den Zeiten der Zwietracht, nach den Schmeicheleien seiner Bewunderer oder nach den Schmähungen seiner Gegner beurtheilt werden. Der, welcher die Absichten La Fayette's nach den Quodlibets und Invectiven Rivarol's und Pelletier's betrachten und richten wollte, würde sehr falsche und elende Angaben über diesen berühmten Mann haben, dessen Namen die Nachwelt als den eines der besten Bürger Frankreichs, und eines der edelsten Vertheidiger der Menschlichkeit, der Gesetze und der Freiheit, ehren wird. Fügen wir noch hinzu, daß in der Zeit seiner größten Popularität, in einer Epoche, wo er einen fast gränzenlosen Einfluß und Macht ausübte, La Fayette seines Ruhmes sich nicht überhob, wie es Necker bei seiner Rückkehr nach Paris, nach der Einnahme der Bastille, that; daß der General nicht, wie der Minister, der Lage und des Unglücks Ludwig XVI. spottete, und sich stets eben so edel in seinem Benehmen, als rechtlich in seinen Absichten bewies. Wenn man sich außerdem noch erinnern will, daß La Fayette, abstammend von einem der ältesten, berühmtesten Häuser der Monarchie, von einer Familie, die seit vier Jahrhunderten der Schmuck seines Vaterlandes gewesen, und in der der Marschallsstab von Frankreich der Preis der edelsten Waffenthaten, nicht die Belohnung obscurer und unedler Hofdienste geworden war; daß La Fayette der Freiheit und dem Glücke seiner Mitbürger das Opfer aller seiner Adels- und Feudal-Rechte darbrachte; daß er stets muthvoll und uneigennützig seine Stimme zu Gunsten der Unterdrückten erhob, und daß sein in hohem Grade nationales Benehmen sich auch nicht einen einzigen Tag lang, während dreißig Revolutionsjahren, verleugnete; so muß man in diesem Bürger einen der schönsten Charaktere der neueren Zeiten erkennen."

Medicinische Versuche.

(Fortsetzung.)

Ueber die erste Nahrung der neugebornen Kinder.

Wenn die Vorsehung es so geordnet hat, daß der Mensch in einem Zustande von Gesundheit auf die Welt kömmt, so hat dieselbe wohlthätige Macht auch gleich gütig für eine solche Nahrung vorgesorgt, die der zarten Beschaffenheit seiner Verdauungswerkzeuge angemessen und sodem schnellen Wachsthum und der Ausbildung neuer Theile am Körper des Kindes förderlich ist. Die Nothwendigkeit einer eigenthümlichen Nahrung in diesem Zustande zeigt sich nicht allein in der ganzen thierischen, sondern auch in der vegetabilischen Schöpfung. Die Eiche, die Jahrhunderte lang den Stürmen Trotz geboten, ist, als sich ihre ersten Blätter entfalten, von einer milchartigen Substanz aus dem Nabel der Eichel genähret worden; und in dem Busen einer jeden Mutter bildet sich für ihr Kind, sobald dieses geboren worden, eine Milchquelle. Daß es die moralische Pflicht einer jeden Frau, die Mutter wird, ist, ihr Kind zu säugen, ist wohl außer Frage; ob aber, bei dem gekünstelten Zustande, in welchen die gesellschaftlichen Verhältnisse das Menschengeschlecht versetzt haben, eine jede Mutter dieser Pflichterfüllung fähig ist, das ist eine andre Sache.

Wenn gleich die Natur es so eingerichtet hat, daß die Nahrung des Kindes in dem mütterlichen System bereitet werden sollte, so ist doch die Angemessenheit dieser Nahrung zur Erreichung der dadurch beabsichtigten Zwecke großentheils von der körperlichen und geistigen Gesundheit der Mutter abhängig. Ist demnach eine Mutter kränklich, so leidet auch die Absonderung ihrer Milch darunter, so, daß sie einerseits zu geringfügig, andrerseits nicht allein nicht nahrhaft genug, sondern selbst für den Magen und die Gedärme des Kindes unzuträglich seyn und auch diesem

[illegible] [illegible] [illegible] [

dings zu gewöhnen, wie man es will; doch wird das Kind immer am gesundesten seyn, dem die Brust zu abgemessenen Zeiten gereicht wird, weil sein Magen dann nicht so leicht Gefahr läuft, weder durch übermäßigen Hunger gereizt, noch durch einen zu reichlichen Genuß auf einmal überladen zu werden. Ganz junge Kinder müssen öfterer angelegt werden als solche, die schon etwas älter sind, und zwar in der ersten Zeit wenigstens einmal innerhalb zwei bis höchstens drei Stunden; haben sie aber erst den vierten Monat zurückgelegt, so dürfen sie nur alle vier Stunden bei Tage und, wenn sie ruhig schlafen, nach sechs Stunden bei Nacht gesäugt werden. Für Frauen, die vom ächten Muttergefühl beseelt sind, reichen diese Zwischenpausen aus, um sich eine Bewegung zu machen und auch die gesellschaftlichen Freuden zu genießen; aber bei weitem unzulänglich sind sie für diejenigen, welche ihre Pflichten gegen das Kind nur als die Nebensache ansehen: da mag das arme vom Hunger geplagte Geschöpf an dem ihm gereichten Säugeläppchen zerren, während die unnatürliche Mutter in einer Plaudergesellschaft auf Lästerungen hört oder den Aufschneidereien eines hirnlosen Gecken ihr Ohr leihet; und liegt es endlich wieder an der Mutter Brust, so bekömmt es eine, durch zu langes Zurückhalten, oder durch Uebereilung — wenn das Gewissen die Unbedachtsame endlich an ihre unverantwortliche Pflichtvergessenheit mahnte und sie aufschreckte — erhitzte, folglich ungesunde Milch. Daher wiederhole ich es noch einmal: Frauen dieser Art sollten sich mit dem Säugen ihrer Kinder gar nicht befassen.

Andrerseits giebt es wieder, übrigens höchst schätzenswerthe Frauen, die, aus mißverstandener Besorglichkeit, ihren Kindern jeden Augenblick, wo sie sich rühren, oder nur einen Laut hören lassen, die Brust reichen, ja sie wohl gar noch mit einem Mus von Arrow-Wurzelmehl u. dgl. füttern. Bei einem solchen Verfahren bekommen die Kleinen einen nicht zu stillenden erkünstelten Appetit; die Nahrung wird nicht gehörig verdauet, und das Mus, das demnach roh in die Gedärme übertritt, verursacht nun Durchfall und sonstige Beschwerden, welche Uebel dann die häufige Anwendung von Medicamenten nöthig machen. Es hält würklich schwer, zu sagen, ob mehr Unheil durch ein solches Verfahren oder durch die Auffütterung geschieht. Schon die Ueberfüllung allein ist hinreichend, die Kraft des Magens zu schwächen, kömmt nun aber noch ein dicker Brei hinzu, der roh in die Gedärme geht, so giebt dies einen scharfen Chylus, der die zum Gekröse gehörenden Drüsen verstopft. Dieses hat dann die Folge, daß die Nahrung nicht ins Blut übergehen und den Abgang und den Bedarf des Körpers versorgen kann; der Magen bläht sich und schwellt auf, die Glieder magern ab, es tritt eine völlige Auszehrung ein und das Kind stirbt mitten im Ueberfluß an gänzlicher Entkräftung. Die Physiognomie eines an Ueberfütterung oder an unordentlicher Diät hinsterbenden Kindes ist das herzergreifendste Bild, das man sehen kann: die Fülle der Wangen ist eingefallen, die Winkel der Kinnbacken drängen sich hervor, während die farblose Haut in Falten herabhängt; und da noch keine Zähne vorhanden sind, so tritt auch das Kinn stärker vor, was dann dem Gesichte das Ansehen eines von Schmerzen zerrissenen, hochbejahrten und von Runzeln durchfurchten Antlitzes en miniature giebt. Dabei spricht sich in dem Jammerbilde eine große Geduld und Hingebung aus; das Schreien ist schwach, und die eingefallenen aber großen Augen scheinen sich flehend auf die Umstehenden zu heften; nur zu mächtig reden sie die ausdrucksvollste Sprache des Duldens und der Qual. — So etwas sehen die Mütter und Wärterinnen täglich, kennen den Grund davon, und wehren dennoch dem Uebel nicht! so fest kleben Vorurtheile und Selbsttäuschung an.

Aus all dem Gesagten lassen sich folgende Folgerungen hinsichtlich der Nahrung in der ersten Kindheit ableiten:

1) Daß die, von der Natur zum ersten Unterhalt des Kindes bestimmte Muttermilch jeder andern Speisung vorzuziehen ist.

2) Daß, ist die Mutter gesund, sie auch Milch genug für ihren Säugling hat und dieser nicht zugleich gefüttert werden darf.

3) Daß, um reichlich und gesunde Milch zu haben, eine Mutter oder Amme eine leichte, nahrhafte aber nicht hitzige Diät halten und in einer ruhigen Gemüthsstimmung bleiben muß; daß Alles vermieden werden muß, was das Blut in zu schnellen Umlauf bringt und den Körper erhitzt; und daß, wenn trotz aller Vorsicht geistige oder körperliche Umstände eine Gemüthsaufwallung zuwege bringen, das Kind nicht eher wieder die Brust bekommen darf, als bis jene sich völlig gelegt hat.

4) Daß ein Kind nur zu bestimmten Stunden gesäugt werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bekanntlich besteht in England ein Gesetz, nach welchem von jedem gedruckten Werke eilf Exemplare an gewisse öffentliche und Privat-Bibliotheken abgegeben werden müssen. Um diesem Gesetze zu entgehen, hat der Architekt des Königs sein Prachtwerk „Illustrations of the Pavilion at Brighton“ ohne eine Zeile Text herausgegeben, um sich an Einem Bande 220 Guineen zu ersparen: denn der Band kostet 20 Guineen. Herr Robson ist in seinen „Picturesque Views of all the English Cities“ noch weiter gegangen. Er gab nicht bloß die Abbildungen ohne Text heraus, sondern sagt in seinem Prospectus: „Der Leser wird hieraus ersehen, daß man nicht im Sinne hat eine Zeile Text zugleich mit diesen Kupferstichen herauszugeben. Der Text wird ein besonderes Werk bilden, um die höchst ungerechte, drückende und lästige Taxe zu umgehen: eilf Abdrücke einer großen und weit umfassenden Sammlung öffentlichen und wohlhabenden Instituten zu schenken, die vielmehr Künste und Wissenschaften aufmuntern und unterstützen, als die Producte derselben verdienstvollen, und öfters nicht sehr bemittelten Künstlern und Autoren abdrücken sollten.

Es zeigte sich neulich bei Untersuchung von 1000 Stücken neu geprägter „Sovereigns,“ daß 500 Stücke derselben auf das Genaueste das gesetzliche Gewicht hatten; bei 200 Stücken war nur ein halber Gran Abweichung; bei 100 betrug die Differenz ¼ Gran; und bei einem andern Hundert Einen Gran.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter des Orients-Halle.

Redigirt von Dr. Julius Fürst.

Erscheint jeden Donnerstag.

Nr. 39. Donnerstag, den 29. September 1842.

seiner Reise vom persischen Hofe, zu Kermanschah an. Mohumud Ali Mirza empfing ihn aufs artigste und führte ihn in einem seiner Gärten umher. Als nun Se. Hoheit, während sie so mit einander spazieren gingen, die Frage an Gaspar richtete, ob er nicht finde, daß seinem Garten noch etwas gebräche, und dieser solches pflichtschuldigst verneinte, da erwiederte Mohumud Ali: „freilich fehlt ihm noch etwas, und zwar ein Baum, den ich lange gesucht habe; er heißt Gaspar Chan, und soll auch gleich gesetzt werden.“ — (Das hieß mit andern Worten, er solle sofort, den Kopf nach unten und die Beine frei in der Luft, lebendig begraben werden.) — Hiernach plötzlich einen andern Ton annehmend, setzte er nun noch hinzu: „Ihr habt mich beim Könige verlästert, darum bereitet Euch vor zum augenblicklichen Tode.“ Der Chan legte sich nun aufs Bitten und fand auch zuletzt Gehör, wozu wohl der Umstand, daß er ein Agent des Königs war, das meiste beigetragen haben mag.“

Während des Aufenthalts der englischen Reisenden zu Kermanschah hatten sich Hr. Court und de Veaux entzweiet und sich gefordert, doch gelang es den ersteren, trotz des böswilligen Bemühens eines Herrn Oms (eines Spaniers, der auch im Dienste des Fürsten stand), eine Aussöhnung zwischen den erzürnten Freunden zu Stande zu bringen, wonach sie ihre Reise nach Hamadan antraten. Ueber ihren Abschied von Kermanschah sagen sie:

„Wir schickten unsre Leute und Bagage zwei Stunden früher ab und nahmen noch erst mit unsern gütigen europäischen Freunden, die uns darnach eine halbe Tagereise weit begleiteten, ein Frühstück ein. Wir können nicht hoch genug die Güte und Gastfreundschaft loben, die uns diese Offiziere erwiesen. Während unsers Aufenthalts zu Kermanschah wurden unsere Wünsche erfüllt, ehe wir sie einmal geäußert hatten, und so lange wir unter ihrem Dache verweilten, schienen sie über das Streben, alles zu thun, was unserm Interesse und unserm Wohlseyn entsprechen konnte, ihre eigenen Angelegenheiten ganz zu vergessen.“

Zu Hamadan (Ecbatana) wurden die Reisenden vom Fürsten und vom Vezir wohl aufgenommen. Von hier aus schlugen die Hrn. Hart und Lamb den Weg durch die kurdischen Gebürge ein, weil sie direkt nach Tabriz gehen wollten, Hr. Hamilton aber und unser Verfasser setzten die Reise nach Teheran fort, um den persischen Hof zu sehen.

Zu Teheran hatten die Reisenden eine Audienz, die wir aber, da diese Ceremonie schon oft genug beschrieben ist, übergehen und lieber das anführen wollen, was der Verfasser über die persischen Blumen sagt:

„Ihrer poetischen Bewunderung ungeachtet, scheinen die Perser sich wenig um Blumen zu bekümmern, obgleich sie deren manche schöne und beachtungswürdige haben. Da ich nicht Botaniker bin, so muß ich es schon dabei bewenden lassen, daß ich derjenigen erwähne, die am meisten meine Aufmerksamkeit rege machten. Die merkwürdigste im äußern Ansehen ist ein Rosenstock, der Nasteraun genannt wird, eine Höhe von 20 Fuß erreicht und einen Stamm von fast zwei Fuß Umfang hat. Seine fünfblättrigen Blumen, deren Kelch glockenförmig ist, haben Aehnlichkeit mit unsern Heckenrosen, nur daß sie größer sind. Seine Blätter sind klein, weich und glänzend. Die Zweige hängen anmuthig unterwärts und die Blumen sitzen so dicht an einander, daß man davor den Stamm nicht sehen kann. Eine Menge dieser Species sieht man in jedem Garten zu Teheran. Zunächst merkwürdig war mir die Durukhti ubrishum, eine Art Mimose, die der Arborea dieser Blumengattung ähnlich sieht. Ihre Zweige hängen weidenartig herunter und ihre Blumen mit ihren seidenen fleischrothen Fasern sehen einer rothgesprenkelten schwandunenen Bausche ähnlich. Sie duftet höchst lieblich, und ihr Aeußeres bekundet sich in ihrem Namen „Seidenbaum.“ Diese Blume kömmt zu Teheran an der freien Luft, bei einem Thermometerstand von 16 bis 110 Graden fort; zu Tabriz aber, wo die Temperatur kälter und veränderlicher ist, hat sie kein so gutes Gedeihen. Sie wächst wild in den Waldungen längs des caspischen Meeres. Ein Exemplar davon befindet sich zu Tabriz im Garten des Kronprinzen und ein andres haben die dortigen englischen Offiziere im Besitz; sie müssen aber hier im Winter gegen die Kälte in Schutz genommen werden. Auch die Zunjid gehört zum Weidengeschlecht. Sie hat ein silberfarbenes Blatt und ihre dunkelscharlachrothen Blumen verbreiten weit um sich her die herrlichsten Wohlgerüche. Wenn die Zunjid in Blüthe steht, haben die Perser ein scharfes Auge darauf, weil bei ihnen der Glaube herrscht, daß sie dann einen starken Einfluß auf die Leidenschaften des weiblichen Geschlechts habe. Der Perser, der mir die sonderbaren Eigenthümlichkeiten dieses Baums beschrieb, erzählte mir noch, daß, 12 Fursungs nordwärts Teheran, die Männer ihre Frauen einsperrten, so lange dieser Baum in Blüte stände.“

Zu Tabriz trafen die Reisenden, die sich bekanntlich zu Hamadan getrennt hatten, wieder zusammen, unser unternehmender Verfasser aber schlug wieder eine andere Straße ein, und ging aus dem persischen Gebiet in das russische über. Er berichtet:

„Zwischen dem Flusse Arras, dem Araxes des Plutarch, den ich passirte, und dem Kur (bei den Alten Cyrus oder Cyrnus) liegt die schöne Provinz Karabough, vormals das Land der Sacae oder Sacaseni, eines von Plinius und Strabo erwähnten kriegerischen Stammes der Scythen, die man für das nämliche Volk hält als unsre älteren Vorfahren die Sachsen. Von Karabough aus reisete ich ostwärts durch die Provinz Schirwan, dem Albania der Alten und der Schauplatz vieler Thaten des Cyrus und nach ihm des Pompejus des Großen. Die Hauptstadt dieses Landes heißt Neu-Schumakhia; ich kam durch dieselbe auf meinem Wege nach Baku, einer Seestadt in derselben Provinz am westlichen Ufer des caspischen Meeres. Von hier aus zog ich nördlich das Seeufer entlang durch Daghestan oder die „Gebirgsregion,“ welcher Name dessen Beschaffenheit schon hinlänglich anzeiget. Das Daghestanische faßt die Staaten Lezguistan, Schamkhaul, Durbund und Tabasseran in sich. Unter diesen ist der von Lezguistan, bewohnt von dem kriegslustigsten Stamme des Kaukasus, der noch vor wenigen Jahren für unüberwindlich gehalten ward, am wichtigsten. Von Daghestan kam ich durch die Provinz Kumuk nach Astrachan und betrat in der Stadt Sarityin zuerst wieder den europäischen Boden.“

Nach einer zehntägigen Reise von Tabriz ab, deren Beschwerlichkeiten unser Reisender willig und gern ertragen zu haben scheint, finden wir ihn nun in einer Rohrhütte der Tartaren zu Berda wieder.

„Während ich frühstückte, stattete mir der Mollah des Dorfs einen Besuch ab und unterhielt sich mit mir auf Persisch. Als er hörte, daß ich von Indien kam, war er sehr begierig, etwas über die Afghanen zu erfahren, welches, wie er gehört haben wollte, das kriegerischste Volk in Hindustan seyn sollte und das, wie er sich dessen in die Brust werfend rühmte, mit seinem Stamme gleichen Ursprung hätte. Auf meiner Reise durch die Provinz Schirwan und die benachbarten Länder bin ich oft von den Eingebornen über jene Nation in einem Sinne befragt worden, der mit der schon gehegten Meinung übereinstimmt, daß die indischen Tartaren, die man unter dem Namen Afghanen kennt, von einer Colonie des alten Albania (Schirwan) abstammen. Unter meinen Notizen befindet sich folgender Auszug aus einem Buche, wovon ich jedoch im Augenblick den Namen des Verfassers nicht anzugeben weiß: „Das jetzige Schirwan ist das Land der alten Albaner, erobert von Pompejus; man nennt sie auch Alanier, und die Armenier, die nie den Buchstaben L aussprechen, und Guka statt Luka, Jghia statt Jlia sagen,

haben sie Aghuani genannt. Diese alten Albaner haben ihr Land den Türken überliefert, die es nun besitzen, und haben höchst wahrscheinlich die Nation der Afghanen gebildet, die von den Armeniern als Brüder anerkannt werden, obwohl ihre Sprachen nun von einander verschieden sind, was aber wohl geschehen kann und welchen Punkt ich in meiner Ursprungsgeschichte abgehandelt zu haben glaube."

„Die Ruinen zu Berda sollen aus hohem Alterthum seyn, einige halten sie für die Ueberbleibsel einer Amazonen-Stadt, die, nach der Geschichte, einst dies Land bewohnten; da aber die Existenz dieser weiblichen Krieger selbst zweifelhaft ist, so verdient auch die angebliche Lage einer ihrer Städte wohl keine große Beachtung; überhaupt aber sehen diese Ruinen nicht aus, als ob sie älter wären als die mahometanische Zeitrechnung. Von einer nach Norden und nach Süden laufenden verfallenen Mauer kann man auf eine viertel Meile weit die Spuren finden. Am Ende derselben und innerhalb eines vierseitigen Forts befindet sich eine zerstörte Moschee von glasurten Steinen, gleich der zu Bagdad, die vom Kalifen Alraschid herstammen soll. In der Nähe dieser Moschee wurden mir einige Dämme gezeigt, die man die Ueberbleibsel von Feuertempeln nannte; und etwas weiter ab befindet sich das Grab eines nahen Verwandten von Mohamed, vor welchem sich meine Führer aufs Antlitz warfen und in dieser Stellung fast eine Minute liegen blieben. Das hier begrabene Individuum soll eine Ur-Enkelin des Propheten seyn, wonach denn, wenn es damit seine Richtigkeit hätte, diese Ruinen 1000 Jahre alt wären. Als wir Berda verließen, kamen wir durch einen fortlaufenden Wald. Unglaublich ist es, welch eine Menge Wild ich darin antraf: Rebhühner flogen jeden Augenblick fast unter den Hufen unserer Pferde auf, und Haasen galloppirten, wörtlich genommen, Triftweise vor uns her die Straße entlang. Ein Reisender, der Jagdliebhaber wäre und nicht zu beschränkt in seiner Zeit, würde sich auf vielerlei Weise die Langeweile der Reise verkürzen können, indem hier nicht allein Wild jeder Art in größtem Ueberflusse, sondern auch, wie man es mir zu Tabriz versichert hat, die größte Forellenfischerei ist, die man nur in der Welt finden kann."

„Am folgenden Tage brach ich bei Sonnen-Aufgang und mit frischen Pferden auf und erreichte, nachdem ich 10 Meilen in einem mit Antilopen bedeckten Thal zurückgelegt hatte, die Ufer des Kur, der die südliche Gränze der ausgedehnten Provinz Schirwan bildet. Dieser Fluß, der Cyrus der Alten, ist bedeutend breiter als der Araxes, aber weniger reißend in seinem Lauf; nicht weit von hier nimmt er den letzteren auf und beide Flüsse ergießen sich dann vereint ins caspische Meer. An den Ufern dieses Flusses war es, wo Cyrus sammt seiner Armee von den Bergbewohnern der Umgegend niedergemacht ward. Wir riefen hinüber ins jenseitige Dorf, worauf uns gleich ein Boot zugesandt wurde und uns übersetzte."

Vier Tage später befand sich unser Reisender am Ufer des caspischen Meeres, zu Baku.

„Baku, angenehm belegen auf der Halbinsel Aboscharon, ist eine niedliche, jedoch nur kleine, ganz von Steinen erbauete Stadt. Sie ist von einem tiefen Graben und doppelten Mauern umgeben, von welchen letzteren voriges Jahr die ganze westliche Seite durch einen der heftigen Orkane weggerissen ward, die hier so häufig sind und nach welchen die Stadt benannt ist. Die Häuser haben platte Dächer mit einem dicken Ueberzug von Naphta. Es befinden sich daselbst eine armenische Kirche und zwanzig Moscheen, wovon aber mehrere verfallen und andere von den Russen in Magazine umgewandelt sind; auch die einzige russische Kirche, die hier ist, war früher ein Gotteshaus des mahometanischen Cultus. Der Bazar, der, obgleich schmal und enge, doch nett und sauber ist, zeichnet sich vortheilhaft aus vor dergleichen andern ähnlichen asiatischen Märkten. Vegetabilien giebt es hier nicht, ja eigentlich nicht ein einziges Blatt. Das Wasser, das man aus Brunnen in der Vorstadt erhält, wird für gesund gehalten. Die Haupterzeugnisse sind schwarze und weiße Naphta, wovon einige Quellen täglich bis 1500 ℔ liefern sollen. Die Haupthandelsgegenstände bestehen aus geringen Seidenwaaren und kleinen Artikeln des russischen Manufacturwesens. Die, mit Ausnahme einiger wenigen Armenier, aus Tartaren bestehende Bevölkerung, wird auf 4000 Seelen geschätzt. Die Garnison ist nominell 500 Mann stark, zählt aber selten, wegen der großen Sterblichkeit, die unter ihr, besonders unter der neu hinzukommenden Mannschaft, herrscht, mehr als die Hälfte diensttüchtiger Leute. Auf meinen Abendstreifereien längs der Ufer des caspischen Meeres hatte ich Gelegenheit, zu sehen, in welch ungeheurer Menge die hiesigen Fischer Heringe gefangen hatten. Ich habe übrigens diesen Fisch, dem die Perser den Namen des königlichen geben, nirgends anders in solcher Güte gesehen als hier. Hinsichtlich des caspischen Meeres weiß ich nichts zu sagen, als daß die mir auf meine Erkundigungen gegebenen Antworten alles das, was Pallas und andre Reisende darüber berichtet haben, bestätigen."

Von dem Besuch, den der Verfasser dem Feuertempel der Guebern gemacht, haben wir unsern Lesern bereits Kunde gegeben, wir wollen ihn nun, nach einem dreitägigen Aufenthalt zu Baku, weiter, auf der Heimreise über Kuba begleiten.

„In meiner Eilfertigkeit," erzählt er, „rasch vorwärts zu kommen, prallte ich so auf meinen Diener an, daß ich ihn beinah aus dem Sattel geworfen hätte. Nach einem heißen und beschwerlichen Marsche erreichten wir eine Kosacken-Station; hier wollte ich frühstücken, aber mein Diener war so erschöpft, daß er, so wie wir abgestiegen waren, den nächsten schattigen Fleck aufsuchte, sich niederlegte, und bald in einen tiefen Schlaf versank, mich ohne Frühstück und ohne die Mittel, meine Bedürfnisse kund zu geben, lassend. Mit dem Gedanken, es würde doch nur Zeitverlust seyn, wenn ich den armen Schelm in seiner Ruhe störte, ließ ich ihn schlafen und setzte mich hungrig und mißmuthig auf meine Bagage. In dieser Stimmung redete mich eine riesenhafte Figur an, deren finniges Gesicht von einer großen Tartarenmütze auf dem Haupte beschattet ward. Seinen übrigen Körper bedeckte ein Anzug von rohen Schaaffellen, die Wolle einwärts. Es ergab sich, daß er der Offizier der Station und einer der Kosacken war, die im Jahr 1815 den Parisern einen Besuch abstatteten und deren tartarische Geschicklichkeit im Spoliren bei ihnen wohl noch in frischem Andenken seyn mag. Aus seinem freundlichen Gebrumme, das Französisch seyn sollte, ward meinem hungrigen Magen doch das Wort „déjeuner" bald verständlich, daher ich rasch aufstand und ihm in eine elende Hütte folgte, wo er mich mit einem apologetischen Stoßseufzer bewillkommnete. Das Gemach hatte etwa 12 Fuß ins Gevierte und erhielt sein Licht durch drei kleine Glasspannen und einige Blätter geöltes Papier; ein Uniformrock, ein Paar Pantalons, ein Säbel und eine Patrontasche, die an mehreren Nägeln aufgehängt waren, bildeten die alleinige Decoration der Lehmwände, und ein Strohlager mit dem schwarzen Sattelkissen zum Haupte, diente dem Krieger zur Schlafstätte. Auf die kümmerliche Beschaffenheit des Obdachs war ich gefaßt gewesen, aber doch nicht auf das Mahl, das mir unter der lockenden Bezeichnung déjeuner vorgesetzt ward. Es bestand aus Brod, das so schwarz und schwer war, wie ich es nie gekostet, aus Wasser, das auch reiner hätte seyn können, aus drei Gurken, und aus einem Streifen zähen gesalzenen Fisches. Nach beendigtem Frühstück kehrte ich zu meinem Diener zurück und sah ihm, nachdem ich mich neben ihn gesetzt, noch fast zwei Stunden lang nach den Augen, zuletzt in meiner Ungeduld fast verzweifelnd, daß er sie je wieder öffnen werde. Endlich erwachte er, und nachdem ich ihn tüchtig gerüttelt hatte, um einen Rückfall

zu verhüten, ermunterte er sich zuletzt doch so weit, daß er wieder in den Sattel gehoben werden konnte, wonach wir denn sogleich unter Segel gingen. Von diesem Tage an bis dahin, wo wir uns trennten, war mir der arme Perser mehr lästig als von Nutzen, indem ich, statt Hülfe von ihm zu haben, ihm beistehen, auch überdem noch alle Ueberredungskünste aufbieten mußte, um ihn zur Fortsetzung der Reise zu bewegen."

— „Gleich anfangs, als ich meine Expedition antrat, hatte ich, jedoch vergebens, mich der Müdigkeit zu erwehren gesucht, die mich jedesmal zu einer Zeit im Tagesmarsche überfiel. An diesem Abend aber hatte ich, obgleich unser Weg über mehrere schroffe Gebirge gegangen war, drei volle Stunden im Sattel geschlafen und war erst erwacht, als mich die Kosacken der Station, die wir erreicht hatten, aufrüttelten."

— „Die heutige Hauptstadt der Provinz Durbund, Dagheſtan, nimmt die Stelle des Albaniae pylae der Alten ein. Ihre, unbezweifelt aus dem Alterthum herstammenden Mauern sind vom Berge herab sichtbar und scheinen, nach dem Ansehn des Wassers, sich weit in das caspische Meer hinein zu erstrecken. Dieses scheidet die Stadt in drei Theile, wovon der höchstgelegene, von etwa einer halben Quadratmeile, die Citadelle bildet. Die Stadt selbst liegt im Mittelpunkt, und in der niederen Gegend giebts einige wenige Gärten. In der Nähe des Meeres zeigte man mir den Grund eines von Peter dem Großen erbaueten Hauses, der diese Stadt bald nach ihrer Einnahme durch die Russen besucht hatte. Die Mauer ist an ihrer höchsten Stelle 30 Fuß hoch, im Grunde 20 Fuß dick, schwindet aber allmählig ein bis auf 12 Fuß und hat darauf dann noch eine drei Fuß dicke Brustwehr. Die Mauer besteht aus großen compacten Steinmassen von dunkler Farbe, die so scharf an einander passen, daß der Cement, der sie verbindet, gar nicht sichtbar ist. Sechszig Bastionen treten in regelmäßigen Zwischenräumen hervor. Eins der Thore nach Norden, was wohl am meisten verfallen gewesen seyn mag, ist jüngst von den Russen ausgebessert und mit einer Inschrift in ihrer Sprache versehen worden; dieser Neubau stellt aber den älteren nur noch vortheilhafter ins Licht. Ueber einem anderen Thore befindet sich eine Inschrift von Chosroes, König von Persien, dem die Stadt vor der mahometanischen Zeitrechnung zugehörte und der auf ihren Besitz einen so großen Werth legte, daß er ihren Gouverneuren das Vorrecht gab, auf einem goldenen Thron zu sitzen, wonach sie auch einst benannt wurde. Wer die Mauern begründet haben mag, darüber sind die Meinungen getheilt, aber nicht über ihr hohes Alterthum. Einige sagen, sie wären das berühmte Gog und Magog in der Geschichte; andre, Alexander der Große habe sie aufgeführt, obgleich es durchaus unwahrscheinlich ist, daß dieser bis hieher hätte kommen können; noch andre wollen behaupten, ein andrer Alexander, der mehrere Jahrhunderte vor dem macedonischen Helden gelebt, sey ihr Gründer gewesen. Bei den Morgenländern herrscht allgemein der Glaube, die Mauer habe sich vor Zeiten bis zu dem schwarzen Meere hin erstrecket, auch erzählten mehrere russische Offiziere, man habe Reste davon bis in weiter Ferne im Kaukasus vorgefunden, der Major Monteith aber, der mehrfältige Nachforschungen deshalb angestellt hat, versichert, daß sich in ganz Georgien nirgends ihre Spur auffinden lasse. Am wahrscheinlichsten erscheint die Muthmaßung, daß die Mauer an irgend einer offenen Stelle im Kaukasus ausläuft und aufgeführt worden war, um diesen Paß gegen die Einfälle der nordischen Tartaren zu sperren. In neueren Zeiten ist Durbund abwechselnd in den Händen der Türken, der Tartaren, der Araber, der Perser und Russen gewesen, welche letztere Nation nun zum zweitenmal in dessen Besitz ist. Die Zahl der Einwohner wird, die russische Garnison nicht mitgerechnet, auf 12,000 geschätzt, und besteht aus einem Gemisch von Armeniern, Georgiern, Mahometanern der Sunni-Sekte und Juden, welche letztere auch zahlreich an der Küste, und, wie man mir gesagt, über den ganzen Kaukasus angetroffen werden. Der Bazar ist leidlich gut, die Häuser aber sind leicht und ärmlich. Es hieß, der Befehlshaber en chef in Georgien, der General Yermaloff, wolle die alte Stadt einreißen und sie neu aufbauen lassen. Südlich von der Stadt befindet sich ein großer Strich angebaueten Landes mit Getraideäckern und Weinbergen; auch giebt es dort einige Gärten, die eine Menge Art Früchte, unter andern auch die weiße Maulbeere im Ueberfluß produciren: Safran wird ebenfalls in großer Menge geerndtet."

(Der Beſchluß folgt.)

Schauderhafter Todesfall eines hochverdienten Arztes im Mecklenburgiſchen.

Ueber diesen Unglücksfall giebt folgendes Schreiben des Herrn Amtmanns J. L. Koch zu Sülz die näheren Umstände an:

Das vaterländische Publikum muß von einem großen Verluste Kenntniß erhalten, welchen die leidende Menschheit und eine achtungswerthe Familie in der Nacht vom 4. auf den 5. dieses Monats erlitten hat. Es endigte nämlich auf dem eine halbe Meile von hier belegenen Gute Wöhlendorf der Herr Ober-Medizinalrath Dr. Fabricius, aus Bützow, sein Leben auf eine höchst unglückliche Weise. Zu der tödtlich kranken Frau Generalin v. Kardorff Exc. auf Wöhlendorf berufen, war er am 4. Morgens von Bützow abgereist, gefahren von einem dortigen Miethkutscher und begleitet von einem jungen Menschen als Bedienten. Des Weges nicht genau kundig, nahm der Herr Ober-Medizinalrath auf dem Gute Thelkow noch einen Boten mit; welche löbliche Vorsicht hier grade das Unglück herbeiführte! Es befindet sich nämlich vor dem Wöhlendorfer Hofe ein Teich, welcher noch im vorigen Sommer völlig ausgetrocknet, nun nicht allein mit Wasser gefüllt ist, sondern auch den an ihm entlang führenden Weg überschwemmt hat. Da aber der Untergrund Sand ist, so ward von jeher durch dies Wasser gefahren, ohne Gefahr zu befürchten, und ein seit einem Jahre angelegter neuer Weg wird, weil er noch nicht gehörig festgefahren ist, noch wenig benutzt, vielmehr der ältere vorgezogen. Wie der Wagen, Abends zwischen 10 und 11 Uhr, an das Wasser kommt, stutzt der Fuhrmann, und schwerlich hätte sich derselbe ohne Führer hineingewagt. Der Bote aber ruft ihm zu, nur sicher hindurch zu fahren. So erreicht der Wagen auch fast das jenseitige Ufer. Hier aber hat der Wind mehrere noch übrige Eisschollen zusammengetrieben, vor denen die Vorderpferde sich scheuen und von welchen sie im Auftreten herübergleiten. Die wohl durch das Wasser ängstlich gewordenen Leute glauben im Dunkeln, daß die Pferde ins tiefe Wasser stürzen, und der Bediente verläßt den Wagen zuerst, indem er auf eine hintere Wagenfeder und von derselben nach dem Lande zu springt, wobei er noch bis über die Knie ins Wasser kommt. Dies und sein Ruf an seinen Herrn, er möge sich retten, sie müßten sonst alle ertrinken, bestimmt denselben zu dem unglücklichen Befehl an den Fuhrmann, er solle umkehren! Leider befolgt dieser denselben; Pferde und Wagen kommen dadurch in das tiefere Wasser und schwimmen. Der Fuhrmann, auch durch die Angst besinnungslos gemacht, läßt sich durch das Wasser vom Pferde herunterheben, erreicht aber nach kurzer Arbeit wieder festen Grund und Land. Die nun ihrer

Militär überlassenen Pferde schwimmen in dem tieferen Wasser umher, und würden ohne Zweifel noch den Wagen glücklich herausgebracht haben; aber nun bricht der Spann-Nagel, und während die Pferde so mit den Vorderrädern das Land gewinnen, ist der Hinterwagen mit seiner theuren Last versunken, so daß nur handhoch der Obertheil des Verdecks aus dem Wasser hervorragt! — Kurz vorher hat auch der Bote den Wagen verlassen, allein durch seine Kleidung am Schwimmen behindert, kehrt er zum Wagen zurück, legt sich auf den hervorragenden Theil desselben und ruft um Hülfe. Die inmittelst aus ihrem Schlafe durch den Bedienten aufgeschreckten Gutseinwohner eilen herbei, retten mittelst eines von Scheunthüren zusammengefügten Flosses den Boten und ziehen den Wagen mit der Leiche des Herrn Ober-Medizinalraths Dr. Fabricius ans Land. Der gerade bei der Kranken anwesende einsichtsvolle hiesige Arzt, Herr Dr. med. et chir. Plotzius, hat alles aufgeboten, was irgend zur Wiederbelebung beitragen konnte; aber vergebens.

Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur.

Die Hoffnungen des Herrn von Segur, daß die vorgeschlagene Quadruple-Allianz recht bald zu Stande kommen werde, bestätigten sich nicht.

„Ein Courier," erzählt er, „überbrachte mir Depeschen, die mich in das größte Erstaunen setzten, und mir vernünftigerweise auch nicht einen Schatten von Hoffnung übrig ließen. Herr von Montmorin, statt mir Glück zu wünschen, daß mir mein Zweck selbst über seine Erwartungen und Wünsche gelungen war, machte mir bittere Vorwürfe, zu schnelle und zu entscheidende Schritte gethan zu haben."

„Inzwischen hatte ich mich, weit entfernt, meine Instructionen zu überschreiten, darauf beschränkt, den Wunsch einer innigen Vereinigung zu zeigen, wie ich buchstäblich den Befehl hatte; und wahrlich nicht mein Fehler war es, wenn diese gerade zu rechter Zeit gemachte Mittheilung, im Augenblicke, wo die Engländer öffentlich die kühnsten und drohendsten Schritte wagten, mit Lebhaftigkeit von der Kaiserin aufgenommen und als ein förmlicher Vorschlag zum Bündniß betrachtet wurde."

„Ich meinerseits hatte keine Eröffnungen gemacht, sondern sie erwartet. Ueberdieß hatte, sechs Hundert Stunden weit von mir, der Prinz von Nassau, confidentiell autorisirt, gegen den Fürsten Potemkin ganz dieselbe Sprache geführt. Bedurfte es anderer Beweise, um zu zeigen, daß ich meine Instructionen nicht überschritten?"

„Bald wurde mir übrigens alles klar: die Krisis unserer Finanzen, die von den Parlamenten fast allen von dem Ministerio zur Endigung der Verlegenheit vorgeschlagenen Maaßregeln entgegengesetzten Hindernisse erkälteten den kriegerischen Eifer den man einen Augenblick gezeigt hatte; die Furcht siegte über die Empfindlichkeit und wir schlossen mit England eine Uebereinkunft, deren beweinenswerthes Resultat das Aufgeben unserer Rüstungen war. Man verfolgte die Unterhandlung über den Plan einer Quadruple-Allianz mit Langsamkeit und nur dem Schein nach — was unserer politischen Bedeutsamkeit sehr nachtheilig wurde."

„Der Graf von Woronzoff schrieb von London an die Minister der Kaiserin, daß England den Erzbischof von Toulouse hintergangen habe, indem es ihn habe hoffen lassen, daß es, wenn wir Holland aufgäben, uns nicht hindern werde, die Pforte gegen Rußland zu unterstützen, d. h. daß es uns, nach Vernichtung unsers Einflusses zu Wien, im Haag, zu Berlin und zu Petersburg, erlauben wolle, unnütze Versuche zum Schutze der Türken zu machen, die zu vertheidigen unmöglich war."

„Dieser Act der Schwäche und der Triumph unserer Nebenbuhler bestürzte mich; alle meine Illusionen verflogen und von dem Augenblicke an überschaute ich den Abgrund, in welcher kraftlose Rathschläge und zügellose Leidenschaften mein Vaterland und seinen König reißen mußten."

„Genöthigt, diese drückenden Gefühle und düstern Ahnungen zu verbergen, affektirte ich diplomatisch eine Ruhe, die zu empfinden ich weit entfernt war. Eines Tages, eingeladen zum Schauspiel der Eremitage, zwang ich mich, so lange der Zirkel dauerte, nichts in meinen Zügen lesen zu lassen, was die Schadenfreude vermehren könnte, die ich in den Augen des preussischen, holländischen, portugiesischen und selbst schwedischen Ministers und ihrer Anhänger glänzen sah; aber als das Schauspiel angefangen hatte, überließ ich mich unwillkührlich meinen Träumereien und mein Geist versank nach und nach in die entmuthigendsten Betrachtungen."

„In diesem Zustande vernehme ich plötzlich eine Stimme ganz nahe an meinem Ohre; es war die der Kaiserin, die, sich nach mir hinneigend, mir ganz heimlich sagte: „Warum so traurig? Was nützen diese schwarzen Gedanken? Bedenken Sie, daß Sie bei Allem diesen sich nichts vorzuwerfen haben." So hatte diese gewandte, liebenswürdige und scharfsehende Fürstin in meinen geheimsten Gedanken gelesen."

„Da übrigens ihr Geist eben so viel Erhabenheit als ihr Charakter Festigkeit hatte; so beharrte sie lange in dem Glauben, daß die Schwäche unserer Regierung kein unheilbares Uebel seyn werde."

„Die Sprache des Gesandten des Kaisers bestärkte sie in dieser Idee: er hatte von seinem Hofe Instructionen erhalten, um nach Kräften jede Annäherung zwischen England und Rußland zu hindern und den Gang der Unterhandlungen in Beziehung auf die Quadruple-Allianz zu beschleunigen. Der Gedanke war natürlich, daß Joseph II. nur mit genauer Kenntniß der Absichten und Gesinnungen seiner Schwester und des Königs von Frankreich, seines Schwagers und Verbündeten, also handele."

„Weil die innern Unruhen, die uns bewegten, damals so viel Einfluß auf die europäische Politik hatten, so dürfte es nicht unzeitig seyn, einen schnellen Blick rückwärts zu werfen und mit wenig Worten den Ursprung, die Ursachen und die Fortschritte dieser Unruhen ins Gedächtniß zurückzurufen."

Der Verfasser entwirft nun eine kurze und klare Schilderung der Schwierigkeiten und besonders der Finanzverlegenheiten, die Ludwig XVI. theils schon erbte, theils in seinen ersten Regierungsjahren, durch den amerikanischen Krieg wie durch ministerielle Mißgriffe in der Verwaltung, immer wachsen sah; wie er, bei der größten Bereitwilligkeit persönlicher Opfer, dennoch nicht die Kraft hatte, die selbst als nothwendig eingesehenen Reformen energisch durchzusetzen und daher die achtungswürdigsten, wie von ihm selbst geachteten und geliebten, Minister, einen Turget und Malesherbes und später Necker der Intrigue der verschwenderischen Hofpartei unterliegen ließ; wie Calonnes Schein- und Trugsystem nur auf kurze Zeit täuschen konnte und zu dem Versuche führte, durch eine Versammlung der Notabeln zu helfen; wie aber die privilegirten Stände (Adel und Geistlichkeit) jedes Opfer verweigerten und die Parlamente dem Ministerio und dem Hofe bei jedem Schritte neue Hindernisse aller Art in den Weg legten — und wie die Minister, durch falsche Mittel und Rathschläge, nicht frei von Schuld an diesen Erfolgen waren. Sehr treffend schildert Herr von Segur besonders das Unheil, das der Erzbischof von Toulouse, Herr von Brienne, als Chef der Finanzen an Calonnes Stelle und als erster Minister, durch seine Schwäche in der

äußern Politik, wie in der innern Verwaltung und deren versuchter Restauration durch seine halben Maaßregeln gestiftet.

„Die Regierung," sagt er, „konnte weder ihre Schulden bezahlen, noch selbst ihre jährlichen Ausgaben bestreiten: sie forderte Opfer — der Adel und die Geistlichkeit verweigerte sie; sie schlug Anleihen vor — Calonnes Verschwendungen hatten den durch Necker neu gegründeten Credit vernichtet; man schuf Provinzialversammlungen, um das Zutrauen herzustellen — die großen richterlichen Corporationen betrachteten diese Einrichtung als ihre Autorität beeinträchtigend; endlich beschloß man neue Abgaben — die Parlamente widersetzten sich, um eine größere Popularität zu erlangen. Welcher Staatsmann hätte so viele Schwierigkeiten besiegen können?"

Bei Gelegenheit der Notabeln, deren Zusammenberufung Herr von Segur mit Recht für einen sehr falschen Calcül des Herrn von Calonne erklärt, wie der Erfolg für ihn auch ausgewiesen, und nachdem er ihre unkluge Widersetzlichkeit gegen jedes dem Staate zu bringende Opfer gerügt, was den allgemeinen Ruf nach den Reichsständen weckte, macht Herr von Segur einige sehr treffende Bemerkungen.

„Die Freiheit im Sprechen und Schreiben," sagt er, „ging damals bereits bis zur Frechheit: es regnete Epigramme, Flugschriften, Pasquille auf die Minister und Notabeln. Man gab ihren Versammlungen, auf gewisse Theaterstücke anspielend, die Spitznamen **fausses confidences** und **conseutement forcé**. Ein einziger dieser bedauerlichen Witze, die der Wichtigkeit der Umstände eigentlich so wenig angemessen waren, enthielt einen Gedanken von tiefem Sinn. Der ließ die Sparsamkeit personificirt vor den Notabeln erscheinen und diese riefen bei ihrem Anblick freudig aus: „Ach! wenn die Sparsamkeit eingelassen wird, so haben wir nichts mehr hier zu thun!""

„Das hieß lächelnd eine große Wahrheit sagen; denn wenn sich eine entschlossene Regierung mit der nöthigen Kraft gewaffnet hätte (versteht sich zu rechter Zeit) die unnützen Ausgaben abzuschaffen, wie viel Unglück wäre uns erspart worden! Es hätte uns **wahrscheinlich** vor einer Revolution gerettet.*) Welches auch immer die glücklichen Resultate derselben seyn mögen, man muß es frei aussprechen, eine Revolution ist immer ein vernichtender Umsturz; sie kann die Verbesserung des Looses künftiger Geschlechter nur durch die Aufopferung des gegenwärtigen bewirken."

„So wie die Lage der Dinge aber nun war (d. h. nach verfehltem Versuch mit den Notabeln, Calonnes Sturz und Bekanntwerdung seines trügerischen und verderblichen Verwaltungssystems, der Widersetzlichkeit der Parlamente, den Inconsequenzen der Regierung und durch alles laut gewordenen allgemeinen Mißvergnügen und Mißtrauen) bot sich," meint Herr von Segur, „dem Premier-Minister ein einziges Mittel dar, um die französische Ehre wieder zu wecken, und den Leidenschaften eine andere Richtung zu geben, die die Gemüther bewegten und auf Abwege führten. Dieses Mittel war der Krieg; ein gerechter Krieg, durch neuerlich zugefügte Schmach provocirt; ein Krieg in welchem drei mächtige Verbündete uns zu unterstützen geneigt waren; ein Krieg, unerläßlich für die Erhaltung unsers Einflusses, unserer Achtung beim Auslande, unserer Handels-Interessen und unserer innern Ruhe."

„Inzwischen war dieses Mittel gerade das einzige, was der Erzbischof-Minister zu versuchen nicht wagte. Es wurde ihm angeboten, selbst befohlen; seine Schwäche bebte davor zurück. Furchtsam gegen unsere natürlichen Feinde, kühn gegen die Nation, war er zu feig, unsere Waffen gegen unsere Nebenbuhler im Kampfe zu erproben, versuchte aber Gewaltstreiche gegen das Volk und die Parlamente, die dann, durch eine Art von Appellation an die Nation, die Zusammenberufung der Reichsstände erzwangen; so schlug die Stunde der Revolution."

— „In ganz Frankreich herrschte eine geheime Gährung: die nach Ehre und Ruf dürstenden Gemüther bedurften nothwendigerweise irgend eines Kampfes: geschickte Minister würden die Gelegenheit ergriffen haben, den Gegenstand desselben zu ändern."

„Unterdessen hatten unsere Unruhen in Europa, und besonders in Rußland, das Andenken unserer Erfolge und die Begriffe von unserer Macht noch nicht geschwächt. Nur die Souverains fingen an, Besorgnisse zu fassen; die Völker aber vernahmen mit freudiger Hoffnung, daß es ein Land gebe, wo man sich damit beschäftige, die Bürde zu erleichtern, die auf ihnen lastete."

— „Katharina II., andere nach sich beurtheilend, fand in der Güte Ludwigs XVI. etwas Erhabenes; sie hoffte, daß dieser Fürst mit seinen Tugenden auch einige Kraft verbindend, die Hindernisse besiegen würde, welche seiner Liebe für sein Volk und seinen redlichen Absichten, einerseits die Leidenschaften der Hofleute, die jeder Reform der Mißbräuche feindlich abgeneigt waren, andererseits die Ehrsucht der Parlamente, so wie der ungemäßigte Eifer der Neuerer, die, statt alles wieder herzustellen, alles umzustürzen wagten, entgegenstellten."

„So verwundert endlich die Kaiserin über die Schwäche der Politik unsers Kabinets war, so betrachtete sie sie doch als die Wirkung einer vorübergehenden Verlegenheit, und konnte nicht glauben, daß sie von Dauer seyn werde. In dieser Ueberzeugung betrieb sie aus allen Kräften den Abschluß einer Allianz mit uns, dem Kaiser und dem König von Spanien."

Der französische Premier-Minister indessen suchte nur Zeit zu gewinnen und Herr von Montmorin, der, hätte er nach eigner Ueberzeugung verfahren dürfen, vielleicht mit mehr Offenheit und Kraft gehandelt haben würde, schrieb daher an Herrn von Segur, „daß, bevor man sich zum Abschluß entschließen könne, man die wahren Absichten Katharinens in Beziehung auf die Türken, und welche Gränzen ihre Klugheit ihrer Ehrsucht setzen würde, kennen müsse."

„Das war indessen," bemerkt Herr von Segur, „unmöglich. Die Kaiserin hatte in dieser Hinsicht selbst noch keinen festen Plan. Da solche Schadloshaltungen von Erfolgen oder Unfällen abhängen, so kann man beim Anfange eines Krieges nicht wissen, unter welchen Bedingungen man Frieden machen wird."

Die Antwort war daher auch unbestimmt und enthielt bloß die allgemeine Versicherung, daß die Kaiserin nicht die Absicht habe, das ottomannische Reich zu zerstören.

Als bei Preußens und Englands fortgesetzten Bemühungen Frankreich beim russischen Kabinet auf alle Weise verdächtig zu machen und die projektirte Allianz durch alle mögliche Mittel zu hindern, Herr von Segur nun die Nothwendigkeit vorstellte, endlich diese Ungewißheit zu endigen, die die Feinde Frankreichs kühner und die Freunde kälter machte, verzögerte das französische Kabinet wieder die Entscheidung durch den Vorschlag, die Unterhandlung in Paris fortzusetzen. Die Kaiserin lehnte dieses ab und sendete einen Courier mit dieser Antwort nach Frankreich, die man jedoch vorher freundlich dem Herrn von Segur mittheilte. Da nun diese direkt von der Kaiserin an den König gerichtete Antwort freundlich und zutrauensvoll war, von neuem zu dem Bündniß aufforderte und zuletzt selbst die Erklärung enthielt, „daß sie zufrieden seyn wolle, wenn Frankreich in ihrem Kriege mit den Türken neutral bleibe,

---

[*) Wir glauben, es hätte das Schicksal des Looses gemildert, nicht aber die Revolution für immer vermieden; denn dazu hätten die privilegirten Stände freiwillig mindestens einen Theil ihrer Vorrechte und Reichthümer aufgeben müssen, gegen welche Bedürfniß und Zeitgeist reclamirte.

Anm. der Red.

so wie sie ihrerseits thun werde, wenn ein Seekrieg zwischen England und Frankreich ausbräche," so schöpfte Herr von Segur wieder Hoffnungen für die Allianz, zu deren Unterhandlung auch die Conferenzen wieder häufiger wurden.

Der Krieg gegen die Türken wurde inzwischen vom Fürsten Potemkin, der ihn erst so leidenschaftlich gewünscht, mit unbegreiflicher Indolenz betrieben. Sein einziger Wunsch, sein einziger Zweck war die Einnahme von Ozakoff; und damit diese ja nicht mißlinge, machte er gegen diese schwache Stadt so große Vorbereitungen, als wenn er (nach Herr von Segurs Ausdruck) Luxemburg hätte angreifen sollen.

Von dieser Unthätigkeit zeugt unter andern ein im Fort Elisabeth geschriebener Brief des Prinzen von Ligne an Herrn von Segur, der im Dezember 1787 begonnen und erst am 15. Februar 1788 geschlossen war. Hierin heißt es: „Nichts Neues seit dem Anfange meiner Epistel, die „ich endlich absende; denn es scheint mir nicht, daß die Tartaren, die „man uns immer wiederholt anmeldet, jemals ankommen werden. Statt „dessen ist der Prinz von Nassau angekommen, der Sie enttartarifirt „hat, indem er Herrn von Montmorin zu vermögen gewußt, Herrn von „La Fitte zurückzurufen und das Schutzsystem Frankreichs für die Türken zu ändern."

„Seine Ausdauer in Unterhandlungen, wie unter Flintenschüssen, „wird ihm stets einen günstigen Erfolg sichern; sein Ruf und die Logik, „die er besitzt, ohne Zeit gehabt zu haben, sie zu studieren, sind Ihren „Wünschen bei dieser wichtigen Gelegenheit sehr zu statten gekommen."

„Hat er nicht vorgestern, den Säbel in der Hand, mein Leben gerettet? Es sind doch nie zwei Tage einer wie der andere; hören Sie „die Ursache: Ich genas eben von einem Fieberanfall; denn glücklicherweise haben wir hier keine Aerzte. Man sagte mir, daß die Sonne scheine „und sie gerade erwartete ich zu meiner völligen Wiederherstellung. Nassau „führt mich aus der traurigen Festung, die so groß wie meine Hand „ist; meine Leute tragen mich auf ihren Armen und legen mich aufs „Gras. Beim ersten Sonnenstrahle schlafe ich ein; eine große, „furchtbare Schlange, welcher die nämlichen Strahlen, wie mir, das „Leben wiedergegeben, will mir es rauben oder wenigstens mich mit „ihren Ringen umwinden. Ich höre Geräusch; es war der Prinz von „Nassau, der aus allen Kräften auf diese Schlange losschlug und sie „in zwanzig Stücken hieb, die alle, obwohl schon von einander getrennt, „sich noch bewegten."

„Man hat uns heute einige türkische Gefangene zugeführt; sie sind „so langweilig als die auf dem Ball im Opernhause. Ich habe Mühe „gehabt, mich zu überreden, daß es keine Masken und wir wirklich im „Kriege mit ihnen sind."

„Mit wie viel Strenge man übrigens auch den Fürsten Potemkin beurtheilen möge, so muß man doch gestehen, daß dieser außerordentliche Mann mit seinen Sonderbarkeiten edle und seltene Eigenschaften verband. Der Prinz von Ligne entwarf mir ein treues Bild von ihm, als er mir aus dem Lager von Ozakoff schrieb: „Ich sehe hier einen Heerführer, der träge scheint und ohne Unterlaß arbeitet, der kein anderes „Bureau als seine Kniee hat, keinen andern Kamm als seine Finger, „immer liegend und weder Tag noch Nacht schlafend, weil sein Eifer „für seine Monarchin, die er anbetet, ihm keine Ruhe läßt, und den „ein Kanonenschuß, der ihn nicht trifft, durch den Gedanken beunruhigt, „daß er einigen seiner Soldaten das Leben kosten könne. Furchtsam „für andere, tapfer für sich, stehen bleibend unter dem Feuer einer „Batterie, um ruhig Befehle auszutheilen; dennoch mehr Ulyß als „Achill; unruhig vor allen Gefahren, heiter wenn sie da ist; traurig „unter Vergnügungen, unglücklich aus Uebermaaß des Glücks, an nichts „mehr Lust zeigend, jeder Sache leicht überdrüssig, mürrisch, unbeständig; ernster Philosoph, geschickter Minister oder Kind von zehn Jahren; „nicht rachsüchtig, um Verzeihung eines Kummers bittend, den er verursacht, schnell eine Ungerechtigkeit wieder gut machend; glaubend Gott „zu lieben, den Teufel fürchtend, den er sich noch größer und handfester „als einen Fürsten Potemkin denkt, — macht er mit der einen Hand „Frauen, die ihm gefallen, Zeichen und mit der andern das Zeichen des „Kreuzes ꝛc." "

— „Ein sonderbarer Zufall vervielfältigte momentan noch die Schwierigkeiten unserer Unterhandlung. Spanien hatte damals einen unterrichteten, redlichen und geistreichen Minister zu Petersburg: die ungemeine Strenge des Klimas wirkte auf seine Gesundheit; er wurde von einer Krankheit befallen, die die Aerzte hypochondrische Melancholie nennen."

„Dieses Uebel der sonderbarsten Art störte seine Vernunft ausschließlich nur in einem einzigen Punkte; in allen andern war sie unverändert. Seine Depeschen, die er mir mittheilte, waren stets ausgezeichnet durch den gesunden Sinn, der sie dictirte, wie durch die Eleganz des Styls und lange verrieth in der gewöhnlichen Unterhaltung nichts seine Schwäche; in den Conferenzen und in der Gesellschaft war er stets derselbe. Eine sehr kleine Anzahl von Freunden nur hatten die Verirrung seiner Gedanken bemerkt, die ihn glauben machte, daß viele Leute ihm übelwollten, und daß er von Feinden umgeben sey."

„Ich war einer der ersten, denen er seinen Kummer vertraute; der Gegenstand desselben, in diesem Augenblick, war die vermeintliche Feindschaft des preussischen Ministers, Grafen von Görtz. Er bildete sich ein, daß dieser Minister seine Dienerschaft bestehe und Arbeiter bezahle, um alle Mächte bei seinem Hause einen schrecklichen Lärm zu machen, was ihm unmöglich mache zu schlafen."

„Sein sonderbarer Irrthum ging mir sehr zu Herzen; ich beobachtete das sorgfältigste Stillschweigen darüber; aber alle meine Bemühungen, ihn zur Vernunft zurückzubringen, waren fruchtlos. Einige Monate nachher wurde ich selbst der Gegenstand seiner Unruhe: sobald ich mit jemandem heimlich redete, glaubte er, daß ich übel von ihm spräche, und machte mir darüber lebhafte Vorwürfe. Endlich, als die Kaiserin in der Eremitage ein altes Lustspiel unsers Theaters, der Sonderling (l'homme singulier) aufführen ließ, überredete sich mein unglücklicher Spanier, daß ich in dieses Stück einige Verse eingeschaltet hätte, die ihn schildern und lächerlich machen sollten. Nichts konnte ihn von seiner vorgefaßten Meinung abbringen, selbst nicht, als ich ihn, aus Mitleiden für seine Schwäche, das vorlängst gedruckte Buch vorzeigte, worin sich dies Lustspiel befand."

„Bald wurden der Graf von Cobenzel und der Herzog von Serra Capriola, Minister von Neapel, seine Vertrauten und kurz nachher die Gegenstände seines Verdachts; er beschuldigte den einen, daß er alle Frauen und Mädchen von Petersburg verhindere, seinen Wünschen Gehör zu schenken, und den andern, daß er allen Uhrmachern verboten habe, ihm eine Uhr zu verkaufen, die ganz richtig ging."

„Es bekümmerte uns, einen so braven Mann von einem (eingebildeten) Kummer gepeinigt zu sehen, den keine freundschaftliche Sorgfalt mildern konnte. Sein Zustand beunruhigte uns auch noch in anderer Art, als wir von unsern Höfen den Befehl erhielten, ihm die Details der geheimen Unterhandlungen über die Quadrupel-Allianz mitzutheilen."

„Da ich inzwischen fortdauernd bemerkte, daß in seinen politischen Unterhaltungen und in seinen Briefen keine Störung seiner Vernunft zu bemerken war, so hatten wir Geduld, in der Hoffnung, daß sein Zustand keinen unangenehmen Einfluß auf die fragliche Angelegenheit haben würde."

Digitized by Google

„Unglücklicherweise konnte diese Sorglosigkeit nicht von Dauer seyn: sich immer mehr und mehr von uns entfernend, näherte er sich plötzlich den Preußen, Engländern und Portugiesen, die uns entgegenarbeiteten, und wir erfuhren, daß er seinen Legationssecretair, den er auf einmal für einen seiner Feinde hielt, vier und zwanzig Stunden eingeschlossen und ihm seine Chiffern abgenommen hatte."

„In dieser Verlegenheit und da wir, so viel möglich, Aufsehen vermeiden wollten, kamen wir, nach dem Vorschlag des Grafen von Cobentzel, überein, den Vice-Kanzler darüber um Rath zu fragen. „Noch „vor wenigen Tagen," sagte uns dieser, „würde es mir schwer geworden „seyn, Ihnen zu glauben, da ich bis dahin den Kranken immer sehr klug „und verständig gefunden hatte. Ueberdieß äußerten verschiedene Glieder „des diplomatischen Corps, boshaft genug, daß dieser Minister der Gegen„stand gewisser Intriguen geworden sey, in der Absicht, ihn von seiner „Stelle zu entfernen; man sagte das selbst ziemlich laut am Hofe des „Großfürsten. Aber vorgestern bat mich dieser unglückliche Mann um „eine geheime Zusammenkunft und als er mit mir allein war, beklagte „er sich bitter über den allgemeinen Haß, der ihn verfolge, über Be„schwerden, die er gegen Sie zu haben vorgab und über die ungerechte „Art, mit welcher er von den Ministern der Kaiserin behandelt würde, „die, wie er behauptete, die strengsten Befehle gegeben hät„ten, seinem Betragen aufzulauern und seine Domestiken „zu verhindern, ihn zu bedienen. Endlich, fügte er mit Thrä„nen hinzu, giebt man mir nur verdorbenes Getränk, und „es ist mir nicht möglich, wie viele Mühe ich mir auch gebe, „Wasser aus der Newa zu trinken. Ich habe meine Monarchin „von diesem sonderbaren Vorfalle unterrichtet und sie meint, es sey „dringend, die nöthigen Maaßregeln zu nehmen, daß sein Hof ihn zu„rückrufe. Sein Arzt, den ich gesprochen, versichert, daß, in einem „mildern Klima, diese Hypochonderie sich verlieren werde."

„Da diese Ansicht ganz mit der unsrigen übereinstimmte, so versammelten wir uns alle drei. Wir luden den spanischen Legationssecretair und den Arzt des Kranken zu dieser geheimen Zusammenkunft ein, verfaßten einen Bericht der Thatsachen, begleiter mit den nöthigen Certificaten ihrer Wahrheit, und schickten dieses Document an Herrn von Galvez, der damals spanischer Minister zu Berlin war."

„Wir hofften, daß, auf diese Weise, seine Zurückberufung ohne Aufsehen erfolgen würde; aber, ich weiß nicht durch welche Indiscretion, der Gegenstand unserer vorsichtigen Schritte und zarter Schonung von unserer Zusammenkunft und ihrem Resultate unterrichtet wurde."

„Er forderte darüber empfindlich Erklärungen, die wir ihm verweigerten; er beklagte sich darüber gegen seine neuen Freunde, die Feuer und Flamme spieen, gegen das, was sie unsere Intriguen nannten. Da aber dieses Aufsehen seine natürliche Wirkung hervorbrachte, die nämlich, den Zustand des Kranken zu erhöhen und zu verschlimmern, so gab er selbst so unwidersprechliche Proben seiner beklagenswerthen Krankheit, daß die Verläumdungen verstummen mußten."

„Herr von Galvez kam an, mit dem Befehl seines Hofes, seine Stelle in Petersburg einzunehmen. Der Kranke erhielt in einem mildern Klima, nach und nach seine Gesundheit und seine Vernunft wieder und wir sahen uns von dieser so drückenden als sonderbaren Verlegenheit befreit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Geschwister Rainer aus Tirol.

Aus dem Vaterlande des edlen und unglücklichen Hofer haben neulich die Geschwister Rainer mit ihrem herrlichen Gesange das nördliche Deutschland begrüßt, indem sie, von vielen Seiten dazu aufgefordert, im Begriffe sind nach England zu reisen. Ohne durch die mühselige Arbeit einer eigentlichen Kunstschule, welche dem einfachen Ausdruck der Schönheit nicht selten ihren lieblichsten Reiz nimmt, gegangen zu seyn, haben sie auf den Bergen und in den Thälern ihres freien Vaterlandes den Gesang aus der heiligen Quelle der Natur selbst geschöpft. Fünfstimmig tragen sie, außer manchen andern, besonders die Volkslieder Tirols und der Schweiz in ihrer wohlklingenden Mundart mit einer Präcision, Fülle, Kraft und Anmuth vor, welche auch dem eigensinnigsten Kunstkenner nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Ganz eigenthümlich ist ihnen der hallende und wiedertönende Nachklang (das sogenannte Jodeln) mit welchem sie den Melodieen ihrer Volkslieder eine ganz besondere Intonation, Fülle und Weichheit geben und welcher den Hirten ihres Vaterlandes von Berg zu Berg bis auf drei Stunden zum Signale dient. Man glaubt sich, wenn diese Naturfänger die Lieder: „Auf die Alm gen mir auf" oder: „Steh' nur auf lieber Schweizerbue" u. s. w. anstimmen, zu dem melodischen Echo, zu den Bergesklüften und dem Glockengeläute ihrer Heimath versetzet und mit unwiderstehlicher Gewalt drängen sich die unvergeßlichen Melodieen in die Herzen der Kenner wie der Laien.

So sehr anziehend die Geschwister Rainer durch ihren herrlichen Gesang sind, eben so gewinnen sie jeden Unbefangenen, der nur nicht entweder zu tief unter oder zu hoch über der glücklichen Linie, einer gesunden Bildung steht, durch ihre Persönlichkeit, durch die edle Einfalt und die gewandte Freimüthigkeit ihres Betragens. Sie sind vier Söhne und eine schon verheirathete Tochter eines noch lebenden Metzgers in einem großen Dorfe des Zillerthales, 5 Stunden von Inspruck, von denen die zwei Aeltesten als Jünglinge noch mit unter Hofer gefochten haben. Begabt mit zum Theil köstlichen Stimmen, sind sie seit ihrer Kindheit von ihrem Vater selbst geübt in den Gesängen ihres Vaterlandes; dort waren sie schon seit mehreren Jahren bekannt unter dem Namen der Metzger-bue und sie staunten anfangs selbst, als fremde Leute, die sie singen hörten, ihnen sagten: daß sie es viel besser verständen als die meisten Menschen, und als sie häufig aufgefordert wurden in dem In- und Auslande ihren Gesang hören zu lassen.

Allenthalben ist die gütigste Aufnahme diesen liebenswürdigen Geschwistern zu Theil geworden, welche auf eine so erfreuliche Art beweisen, wieviel die reine Natur in der Kunst und im Leben vermag.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 171 Hamburg, Mittwoch den 28. März 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Nach Ludwig.

Nachtrag zu Capitain G. Keppel's Reise aus Indien nach England ꝛc.

(Beschluß.)

„Diesen Morgen (Sonntags, den 11. Juli) nahm mich der Commandant von Daghestan mit sich, um bei dem Obristen eines in der Nachbarschaft einquartierten Regiments zu Mittag zu essen. Dieser Obrist nahm mich höchst artig auf und präsentirte mich seiner Gattin, einer muntern und netten Liefländerin, die zu meiner großen Freude ganz geläufig Französisch sprach. Die Offiziere sowohl als die Gemeinen wohnten in Hütten, die von Baumzweigen zusammengesetzt waren; es waren aber große Baracken zu ihrer Aufnahme im Bau. Vor Tisch gingen wir aus, diese in Augenschein zu nehmen; sie werden ganz von Steinen aufgeführt und müssen fertig ein imponirendes Ansehn haben. Nur Soldaten arbeiteten daran, und der Obrist erzählte mir, er habe nicht einen Mann in seinem Regimente, der nicht nebenbei ein Gewerbe betriebe. Nach unserer Rückkunft stellte sich nun die übrige Gesellschaft ein, bestehend aus den Offizieren des Regiments und den Staabs-Offizieren der Garnison. Bei dieser Gelegenheit sah ich zum ersten Mal die russische Begrüßungsweise. Ein jeder Offizier nahm, so wie er eintrat, die rechte Hand der Gastgeberin und drückte sie an seine Lippen, während sie ihm gleichzeitig die Wange küßte. Vor dem Mahle ward Branntewein und ein Stück Salzfisch genossen. Die Damen — es waren deren mehrere zugegen — setzten sich zusammen; der Ehrenplatz, zunächst der schönen Wirthin, ward mir, als dem Fremden, angewiesen. Während der Mahlzeit spielte das Musikchor, und als sie beendigt war, setzte man sich zum Kartenspiel, woran ich aber nicht Theil nahm, sondern eine Siesta hielt."

„Juli 12. Mein persischer Diener erklärte mir, als er gehört, daß ich heute Nachmittag die Reise fortsetzen wollte, er würde mich nicht weiter begleiten, wenn ich ihm auch eine noch so große Summe geben wollte; ich hatte aber auch schon beschlossen, ihn in keinem Fall länger zu behalten und bereits, unter dem Beistande des Commandanten, für einen Substituten gesorgt, der sich nun, völlig zum Marsch ausgerüstet, diesen Morgen bei mir einfand. Es war dieses ein furchtlos aussehender Tartar, fast 6 Fuß hoch, mit großen feurigen, schwarzen Augen, Adlernase und einem Knebelbart, der ihm fast das ganze Gesicht bedeckte. Gleich den andern Lesguischen Tartaren, trug er eine dicht am Kopf anschließende Mütze, deren Pelzbesatz, weil er mit seinem Knebelbarte von gleicher Farbe war, das Wilde seiner Züge noch erhöhete. Ein Rock von blauem Zeuge reichte ihm bis an die Kniee; an jeder Brust war eine Reihe bemalter Patronenfutterale befestigt, und in einem schmalen ledernen Streifen um seine Hüften führte er Stein und Stahl, eine kleine Tabackspfeife, einen hübschen Dolch, ein Paar Pistolen und eine doppelsträngige tartarische Peitsche. Seine Füße bekleideten eine Art Sandalen, die durch straff angezogene und bis zum Kniee gewundene Riemen festgehalten wurden. Dieses ist, wie ich bemerkt habe, bei allen Bergbewohnern von Kurdistan und Persien, so wie überall auf der ganzen Linie des Kaukasus gebräuchlich und mag wohl zum Ersteigen von Anhöhen nützlich seyn, indem es den Beinmuskeln Unterstützung giebt. Hinsichtlich der Ausrüstung meines Tartaren hätte ich bald den wesentlichsten Artikel — dafür galt er wenigstens — anzuführen vergessen, nämlich eine Quartbouteille russischen Arrack, dem er als sein einziges und unfehlbares Mittel gegen Hunger, Durst und Ermüdung unterweges ab und an zusprach. Das freie und ungezwungene Benehmen dieses Burschen gegen mich contrastirte stark mit dem unterthänigeren seines Vorgängers, der mich nie anders als per Jenaub (Excellenz) anredete und sich immer meinen Bundah (Sklaven) nannte. Mein Vertrag mit dem Tartaren besagte, er solle mich nach Kiziar begleiten und dafür, wenn er immer alert und mit so weniger Schlafzeit, als ich ihm zugestehen könne, zufrieden sey, täglich einen Tomaun erhalten. Er ging dieses sofort ein und versprach sogar, daß er während dem gar nicht schlafen wolle, was er auch, wie ich es fest glaube, getreulich gehalten hat. Kaum waren wir eins geworden, als der Perser ihm in einem ernsten verweisenden Tone auf Türkisch einige Worte zuraunte, die, wie ich bald inne ward, ihn abmahnen sollten, mit mir zu gehen, weil er sonst in Strapazen umkommen müsse. In Erwiederung auf diese freundschaftliche Fürsorge aber, warf der Tartar dem Rathgeber einen Blick der Verachtung zu und sagte, sich vertraulich zu mir wendend, in lautem Tone: „Gottlob, wir sind keine Perser!" —

„Juli 16. Wir kamen durch den volkreichen und schönen Distrikt von Schamkhaul, nach welchem sich vordem der Fürst des Landes nannte. Die Russen haben dem jetzigen Repräsentanten der Familie seine Autorität genommen, ihm dafür aber Generallieutenants-Rang in ihrer Armee verliehen, auch erlaubt, daß er die Benennung seiner Vorfahren beibehalten darf. Die Hauptstadt seines Bezirks ist Tarki, er selbst aber wohnt in einem romantischen Dorfe, das an einem Bergrücken liegt, von wo man eine köstliche Aussicht auf die wellenförmige, mit Bäumen besetzte Gebirgskette und die grünenden Thäler hat, durch welche sich eine Menge klarer Bäche schlängeln. Mein Tartar hatte mich durch seine Beschreibung vom Schamkhaul so neugierig gemacht, daß ich, um ihn zu sehen, von meiner geraden Straße abbog. Als ich bei ihm angekommen war, überreichte ich ihm ein Schreiben von dem Commandanten von Durbund, hoffend, das würde mir zu einer Einladung zum Mittagsmahl verhelfen, um so mehr, weil mein Diener bei der Aufzählung seiner guten Eigenschaften auch die, daß er einen guten Tisch führe, besonders herausgestrichen hatte. In diesem Pfropfreis eines königlichen Stammes, der nebenbei noch deshalb berühmt ist, daß

er allein zu einer Mahlzeit ein ganzes Schaaf verspeiset, sah ich nun einen plumpen, rothbärtigen Tartaren, dessen abschreckendes Gesicht mir gleich mit einem Male alle Hoffnungen auf ein Mittagsessen benahm. Unsre Conferenz war kurz; er war fast der erste unhöfliche Mahometaner, der mir bis dahin vorgekommen war; ich eilte daher rasch wieder zu Pferde, und benahm mich gegen ihn nun eben so obenhin beim Abschiede, als ich von ihm empfangen worden war. Erst um 4 Uhr am folgenden Morgen, nach einem zwei und zwanzigstündigen Marsche, kam ich zu Tarki an."

„Juli 17. Nach einer fünfstündigen Rast setzte ich meine Reise fort, ohne mich in Tarki, das eine russische Garnison hat und auf dem halben Wege zwischen Kizliar und Durbund liegt, umzusehen. Ich kam über den Tarkali-Uzan und erreichte des Nachmittags ein kleines Dorf. Als ich abstieg, hielt mir eine hübsche und freundliche Figur den Steigbügel, die, wie es sich nachher fand, ein Frauenzimmer war. Lust zum Soldatenleben hatte sie bewogen, sich ihre schönen Locken abzuschneiden und Mannskleider anzulegen, um, wie sie sagte, in kaiserliche Dienste zu treten. Als sie vernahm, ich stehe auch in Militairdiensten, erklärte sie, sie möchte mich wohl begleitet haben, wenn sie nur ein wenig älter wäre. Auf meine Bemerkung, sie würde abgewiesen werden, weil ihr Gesicht zu sehr ihr Geschlecht verriethe, erwiederte sie, sie wolle sich lieber ihre Brüste abschneiden, als von ihrem Vorhaben abstehn. Als ich Abschied von der kleinen Amazone nahm, schenkte ich ihr eine alte Bandschleife, die sie mit Entzücken annahm, sie sich auf der Schulter befestigte, und nun zur großen Ergötzlichkeit der Dorfleute mit stolzer Haltung unter ihnen einherschritt. Um Mitternacht kam ich bei dem Flusse Koi Sui an, der durch ein großes Tartaren-Dorf fließt, das von einem Detaschement Russen besetzt gehalten wird. Der befehlshabende Offizier desselben, ein Lieutenant, war schon eine Zeitlang zu Bett gewesen; als er aber von meiner Ankunft hörte, ließ er mir gleich Erfrischungen zubereiten; von Disciplin hatte derselbe einen so strengen Begriff, daß ihn nichts bewegen konnte, sich in meiner Gegenwart, als höher im Range denn er, zu setzen."

„Juli 20. Zu Kizliar ist die letzte Kosacken-Station auf der Route, auch endigte sich hier meine Reise zu Pferde, indem man von hier aus Wagen und Pferde nach Petersburg haben kann. Willens, möglichst schnell weiter zu kommen, ersuchte ich den Commandanten um einen Befehl zu Postpferden, er wollte mich aber nicht anders reisen lassen, als wenn ich jemand mit mir nähme, der ihm für meine Sicherheit Bürge sey. Da ich es für grausam gehalten haben würde, meinen Tartaren zu ferneren Diensten aufzurufen, der kaum aus dem Schlaf, in welchen er schon am Morgen vorher verfallen, wieder erwacht war, so bot ich eine Belohnung für den aus, der mich bis Astrachan begleiten wolle, wozu sich nun bald ein Judenbursche meldete. Derselbe war aus einem kleinen, entfernt am Terek liegenden Dorfe gebürtig, von wo seine Schwester, ein hübsches zwölfjähriges Mädchen, durch einige tartarische Buschklepper geraubt und hier an einen mahometanischen Kaufmann verkauft worden war. Nachdem der arme Jude sich wegen ihrer Befreiung vergebens an den Commandanten gewandt hatte, eilte er zu jenem Kaufmann und erhielt von diesem das Versprechen, daß er das Mädchen in zwei Jahren nicht zu seiner Frau machen und sie herausgeben wolle, wenn er ihm bis dahin das verlangte Lösegeld schaffen könne. Als ich ihn sah, war jene Zeit fast verstrichen, und ich bin fast stolz darauf, daß mein Geld die Summe vollzählig machte, durch die jene Schöne ihre Freiheit wieder erlangte. Um vier Uhr Nachmittags ward mir nun meine neue Equipage, von einem tartarischen Kalmücken bedient, vorgeführt. Es war ein offenes, vierräderiges Fuhrwerk, ohne Federn, Arba genannt. Es war 5 Fuß 5 Zoll lang, 3 Fuß breit und etwa eben so tief, und sah aus wie eine Fleischmulde. Vor diesem elenden Vehikel waren drei kleine Kracken neben einander angespannt. Die Kummete waren von Holz und die Zügel und Stränge von Stricken. Ueber dem Kummet des Mittelpferdes waren drei Glocken angebracht. Mit dem Verpacken der Bagage ging es rasch. Dann ward etwas Stroh im Raume hingelegt, die Matratze darüber hingespreitet, und die Felleisen so geordnet, daß sie die Stelle von Kopfkissen vertraten. Wir hatten uns kaum gesetzt, so ging es, unter dem Gebimmel der Glocken, in vollem Galopp auf und davon; ich, der Herr, ein Christ; mein Diener ein Jude; mein Fuhrmann ein Verehrer des großen Lama's. So wie man aus der Vorstadt von Kizliar herauskömmt, ist man gleich in der großen Astrachanschen Wüste. Der Weg von hier bis zu der Stadt ist, einige hohe Sandhügel ausgenommen, um die man herumfahren muß, ziemlich gut. Wir erreichten das erste Posthaus, als es schon finster war: nun kam ich auch zur Einsicht des Nutzens der Glocken, deren ewiges Geläute mir Langeweile gemacht hatte. Ihr, bei der Stille der Wüste weithin schallender Klang, benachrichtiget den Posthalter von der Ankunft der Reisenden zeitig genug, um die Vorspannpferde von der Weide holen zu lassen. Der Mann, der dieses zu besorgen hatte, ritt ohne Sattel und Zaum, und trieb mit einer langen, gabelförmigen Stange einen Trupp von circa 30 Pferden vor sich her, die seiner Stimme gerade so willfährig folgten, als eine Koppel Jagdhunde der Stimme des Jägers. Mit Ausnahme der Bewohner dieses Posthauses, waren bis in der Nachbarschaft von Astrachan nirgends Menschen sichtbar. Zur Winterszeit campiren hier 24,000 Familien, die sich aber, so wie es Sommer wird, nach den verschiedenen Seiten des Kaukasus begeben. Die Posthäuser, höchst elende Baracken, werden entweder von Kosacken, oder von Kalmücken gehalten. Höchst ergötzlich war der Contrast zwischen den Repräsentanten dieser beiden Nationen. Auf einer Station fuhr mich ein schäbigter langbärtiger Russe mit einem europäischen Hute, auf der nächsten hatte ich einen schlichthaarigen, bartlosen Kalmucken zum Kutscher, mit gelber Kappe und scharlachrothen Stiefeln. Von ihren Peitschen machten sie beide nur sehr selten Gebrauch. Wurden die Pferde lässig, so stimmten die Treiber einen Gesang an, der, gleich der Melodie des Orpheus, die Bestien so bezauberte, daß sie unverzüglich ihre Schritte beschleunigten. Sowohl in der Weise des Kosacken, als in der des Kalmücken war nur wenig Harmonie, dennoch vergaß ich alle Beschwerlichkeiten der Reise, wenn ich auf die Klagetöne und Tiraden des Einen, oder auf die muntere und lebendige Arie des Andern horchte."

„Juli 23. Wir passirten einen Arm der Wolga, an deren Ufer die Stadt Astrachan erbaut ist. Am Zollhause wurden wir wenig aufgehalten und konnten dann weiterreisen, in welcher Richtung wir es wollten. Mein jüdischer Diener, der noch nicht lange sein Dorf an den Ufern des Terek verlassen, und bis dahin Kizliar für die allergrößeste Stadt gehalten hatte, war über das Gewühl in dem volkreichen Astrachan so verdutzt geworden, daß er sprachlos da stand und es mir überließ, mich zurecht zu finden, so gut es gehen wollte. Die Kaufleute zu Kizliar hatten mir etwas von einem Khani Fering (englischem Wirthshause) gesagt, und als ich diese Worte nun hier wiederholte, so wurde ich nach einem geräumigen Hause hingewiesen, vor dessen Thür ein rothwangiger Knabe spielte, dessen Züge so ganz Englisch aussahen, daß ich ihn gleich in dieser Sprache anredete. Er sagte mir dann, daß er ein Sohn Sr. Ehrw. des Hrn. Glen und dies Gebäude das schottische Missionair-Haus sey. Ich hatte mich kaum wieder von der angenehmen Ueberraschung erholt, die mir die lieblichen Laute meines Vaterlandes verursachten, als die Mutter des Knaben, eine hübsche Frau, mich herein nöthigte und mir anbot, während meines Hierseyns bei ihrer Familie

Ferner, daß die Lösung in der Wärme gelb wird, beim Erkalten aber wieder farblos ist, und daß sie, wenn sie gelb ist, durch Zusatz von Salzsäure farblos wird, ist bekannt. Ich habe gefunden, daß sie auch durch Zusatz von Ammoniak farblos wird, und daß sie, wenn sie durch Salzsäure farblos geworden ist, durch Zusatz von Ammoniak wieder gelb wird. Ferner habe ich gefunden, daß sie durch Zusatz von Ammoniak auch dann gelb wird, wenn sie durch Salzsäure nicht farblos geworden ist, und daß sie durch Zusatz von Salzsäure auch dann farblos wird, wenn sie durch Ammoniak nicht gelb geworden ist. Ferner habe ich gefunden, daß sie durch Zusatz von Ammoniak auch dann gelb wird, wenn sie durch Salzsäure farblos geworden ist, und daß sie durch Zusatz von Salzsäure auch dann farblos wird, wenn sie durch Ammoniak

Addresse des General Bolivar

an den constituirenden Congreß von Bolivia, begleitend den Entwurf einer Constitution für die Regierung dieses Staates.

Da jetzt Bolivar nach Columbien zurückgekommen und, nach Stillung der innern Unruhen, wie es scheint, im Begriffe ist, dieser Republik, unter seinem Einflusse, von dem zusammenberufenen General-Congresse eine neue oder doch, nach den Wünschen und Bedürfnissen des Landes modificirte Verfassung zu geben, so dürfte es nicht uninteressant seyn, zu lesen, welche Ansichten und Grundsätze er bei der Constituirung der nach ihm benannten Republik Bolivia ausgesprochen und befolgen gemacht hat.

Gesetzgeber! — Indem ich Ihnen den Entwurf einer Constitution für Bolivia vorlege, fühle ich, in der Ueberzeugung wie wenig ich einem solchen Geschäfte gewachsen sey, mich von Beschämung und Furchtsamkeit überwältigt. Wenn ich bedenke, daß die Weisheit aller Zeitalter nicht hingereicht hat, auch nur ein Fundamental-Gesetz aufzustellen, das vollkommen wäre, und daß die erleuchtetesten Gesetzgeber die unmittelbare Ursache menschlichen Elends gewesen, und selbst ihre himmlische Sendung zum Gespött gemacht haben, was bin ich denn, ich ein Soldat, der, geboren unter Sclaven und vergraben in den Einöden seines Vaterlandes, nichts gesehen hat, denn Gefangene in Ketten, und Brüder mit den Waffen in der Hand, um diese Ketten zu brechen? Ich ein Gesetzgeber! Ihr Irrthum und meine Beschäftigung streiten sich um den Vorrang: ich kann nicht sagen, wer wohl bei dieser unseligen Alternative am meisten leidet — Sie, von den Uebeln, die Sie von den Gesetzen werden dulden müssen, die Sie von mir verlangt haben; oder ich, von der Beschämung, zu welcher Ihr Vertrauen mich verdammt.

Ich habe mich nach Kräften bemühet, Ihnen meine Meinungen über die Art freie Männer nach den, unter den civilisirten Nationen angenommenen Principien zu regieren, auseinander zu setzen, wenn auch die Erfahrung uns nur eine lange Reihe von Mißgeschicken zeigt, die nur selten von den Strahlen des Glückes unterbrochen worden. Welchen Führern aber sollen wir wohl durch die Finsterniß solch kummervoller Beispiele folgen?

Gesetzgeber, Ihre Pflichten verlangen von Ihnen den Angriffen zweier mächtigen Feinde zu widerstehen, die stets einer mit dem andern in Streit liegen, und beide werden Sie auf einmal angreifen; Tyrannei und Anarchie bilden einen unermeßlichen Ocean der Unterdrückung, der ein kleines Eiland der Freiheit umgiebt, das fortwährend streiten muß gegen die Wuth der Wellen und der Stürme, die unablässig drohen, es in der Tiefe zu begraben. Dies ist das Meer auf dem Ihre gebrechliche Barke, dessen Steuermann noch dazu so unerfahren ist, zu schiffen hat.

Der Entwurf einer Constitution für Bolivia ist in vier politische Gewalten eingetheilt; eine mehr ist hinzugefügt ohne die Haupt-Abtheilung einer jeden von den andern dadurch zu complicíren und zu verwirren. Die wählende Gewalt hat Vorzüge empfangen, die ihr unter andern Regierungen nicht zugestanden sind, die doch im allgemeinen für die liberalsten gehalten werden. Diese Attributionen gleichen sehr denen des Föderal-Systems. Es hat nicht allein klug und nützlich, sondern gleicherweise bequem geschienen, den unmittelbaren Repräsentanten des Volkes die Privilegien zu gewähren, die am meisten von den Einwohnern jeglichen Departements, seiner Provinzen und Cantone gewünscht oder verlangt werden. Nichts ist für einen Bürger von größerer Wichtigkeit als die Wahl seiner Gesetzgeber, Magistrate, Richter und Seelsorger. Die Wahl-Collegien jeglicher Provinz repräsentiren ihre Bedürfnisse und Interessen; und sind die Organe der Klage über den Bruch der Gesetze und die Mißbräuche der Magistratspersonen. Ich möchte mit einigem Grunde zu sagen wagen, daß dieser Zweig Theil habe an den, durch die Regierung der Staaten des Föderal-Systems vorgeschriebenen Rechten. Auf diesem Wege ist ein neues Gewicht in die Wagschale gegen die executive Gewalt gelegt worden; und die Regierung hat neue Garantieen, mehr Popularität und vermehrte Ansprüche gewonnen, in die Reihe derer gestellt zu werden, die sich durch ihre demokratischen Grundsätze am meisten auszeichnen.

Je Zehn Einwohner oder Bürger ernennen einen Wähler; die Nation wird demnach von dem zehnten Theile der Bürger repräsentirt. Nichts als Geistesfähigkeit wird erfordert, nicht einmal Landeigenthum ist nöthig, um die erhabenen Funktionen der Souverainität auszuüben; er muß nur sein Votum aufzuzeichnen, seinen Namen zu unterschreiben und die Gesetze zu lesen verstehen. Er muß irgend eine Wissenschaft oder Kunst ausüben durch welche er sich einen anständigen Lebensunterhalt sichern kann. Keiner ist ausgeschlossen als der Lasterhafte, der Träge, und der sehr Unwissende. Kenntniß und Rechtschaffenheit, nicht Geld, sind es, was zur Ausübung der Rechte des Volkes erfordert wird.

Der gesetzgebende Körper ist so zusammengesetzt, daß er in seinen verschiedenen Theilen nothwendig harmoniren muß; es wird sich niemals finden, daß er aus Mangel eines Schiedsrichters getheilt seyn wird, wie das häufig da geschieht, wo nur zwei Kammern sind. Da hier deren drei seyn sollen, so wird jede Mißhelligkeit zwischen zweien durch die dritte entschieden werden; die Frage wird von zwei streitenden Parteien geprüft, und von einer andern unparteiischen über dieselbe entschieden werden; auf diesem Wege wird kein nützliches Gesetz durchfallen, oder zum wenigsten auf alle Fälle ein-, zwei- und dreimal darüber discutirt worden seyn, bevor es verworfen wird. Bei allen Dingen, wo zwei Parteien verschiedener Meinung sind, wählt man die dritte zum Entscheiden, und würde es nicht ungereimt seyn, eine, von gebieterischer Nothwendigkeit und den wichtigsten Interessen der Gesellschaft dictirte Maaßregel nicht anzunehmen? Die Kammern werden auf diese Weise gegen einander die Rücksichten nehmen, die zur Erhaltung der Einigung des Ganzen unerlaßlich sind, damit bei den Berathschlagungen die Leidenschaften schweigen und Ruhe und Weisheit herrschen. Die neueren Congresse, wird man sagen, haben alle bloß aus zwei Kammern bestanden; dies ist die Folge davon, daß in England, was hierin allen zum Vorbild gedient hat, der Adel und das Volk in zwei Kammern repräsentirt werden; und wenn in Nord-Amerika dasselbe geschieht, obgleich es dort keinen Adel giebt, so ist es wahrscheinlich, daß man dort durch die Gebräuche, die sich noch von dem Leben unter brittischer Oberherrschaft herschreiben, zu dieser Nachahmung Veranlassung gefunden habe. Thatsache aber ist, daß zwei deliberirende Körper fortwährend im Stande des Streites seyn müssen; in diesem Betracht hat denn Sieyes vorgeschlagen, nur eine anzunehmen; — eine unerhörte Abgeschmacktheit!

Die erste Kammer ist die der Tribunen; sie soll das Recht haben, alle Gesetze, in Bezug auf die Finanzen, den Frieden und Krieg vorzuschlagen. Dieser Körper hat die unmittelbare Aufsicht über diese Verwaltungszweige der Executivgewalt, und den geringsten Antheil an der Gesetzgebung.

Den Senatoren liegt die Entwerfung der Gesetzbücher und kirchlichen Vorschriften ob; sie wachen über die Verwaltung der Justiz und öffentlichen Gottesverehrung. Der Senat wählt die Präfekten, Districtsrichter, Gouverneure, Corregidores und alle andere Beamte der untergeordneten Stellen in den Gerichtshöfen. Er schlägt der Kammer der Censoren die Mitglieder des höchsten Gerichtshofes, die Erzbischöfe, Bischöfe, Pfründner ꝛc. vor. Was nur immer Bezug auf die Religion und die Gesetze hat, steht unter der speziellen Oberaufsicht des Senats.

Die Censoren üben eine politische und moralische Gewalt aus, die einige Aehnlichkeit mit der des Areopags in Athen und der Censoren in Rom hat. Sie sind die Fiscale der Nation gegen die Regierung, um über die gewissenhafte Befolgung der Constitution und öffentlichen Verträge zu wachen. Ich habe unter ihren Schutz das National-Urtheil gestellt, das über gute oder schlechte Verwaltung der vollziehenden Gewalt entscheiden soll.

Die Censoren sind die Beschirmer und Schützer der öffentlichen Sittlichkeit, der Wissenschaften, Künste, des öffentlichen Unterrichts und der Presse. Die Censoren üben die furchtbarsten wie die erhabensten Funktionen aus. Sie verurtheilen zu ewiger Schande die Usurpatoren der souverainen Macht, große Verbrecher und Pflichtvergessene. Sie verleihen öffentliche Ehren für die Dienste und Tugenden ausgezeichneter Bürger. Die Würdigung des Ruhms ist ihren Händen anvertraut; die Censoren müssen dieserhalb von unbefleckter Unschuld und unbescholtenem Leben seyn. Wenn sie irren, sollen sie selbst wegen unbedeutender Fehler angeklagt werden. Diesen Priestern der Gesetze ist die Bewachung unserer geheiligten Tafeln vertraut; denn sie sind es, die ihre Entweihung verhüten sollen.

Der Präsident der Republik gleicht in unserer Constitution der Sonne, die, unbeweglich im Mittelpunkte stehend, Leben über das Universum verbreitet. Diese oberste Autorität muß immerwährend seyn, weil in den Formen der Gesellschaft, wo erblicher Rang unbekannt ist, ein fester Punkt, um den sich die Behörden und Bürger, Menschen und Dinge drehen müssen, mehr als in irgend einem andern Staate von Nöthen ist. „Gebt mir einen Platz darauf zu stehen," sagt einer der Weisen des Alterthums, „und ich will den Erdball in Bewegung bringen." In Bolivia ist dieser Punkt der Präsident auf Lebenszeit. Von ihm hängt alle Regelmäßigkeit unsers Systems ab, ohne daß derselbe deshalb zu einer aktiven Einmischung berechtigt wäre. Er ist seines Hauptes beraubt worden, damit seine Intentionen nicht Unruhe erregen, und seine Hände hat man gebunden, damit er Niemand möge Unrecht zufügen können.

Dem Präsidenten von Bolivia sind einige von den Rechten zugetheilt worden, die in den Vereinigten Staaten (Nordamerika) der executiven Gewalt verliehen sind, jedoch unter, dem Volke günstigen Beschränkungen. Die Fortdauer seiner Gewalt ist die nämliche, wie die des Präsidenten von Hayti. Ich habe für Bolivia die executive Gewalt der demokratischsten Republik der Welt gewählt.

Die Insel von Hayti, (Sie werden mir diese Abschweifung von meinem Gegenstande verzeihen), war fortwährend in einem Zustande der Verwirrung; nachdem sie einen Kaiser und einen König gehabt, eine Republik gewesen, alle bekannte Regierungsformen versucht hatte, war sie dennoch genöthigt, zu ihrer Rettung ihre Zuflucht zu dem berühmten Petion zu nehmen. Sie setzten ihr Vertrauen in ihn, und das Schicksal Hayti's war länger nicht mehr dem Schwanken ausgesetzt. Nachdem Petion zum Präsidenten auf Lebenszeit, mit der Befugniß, seinen Nachfolger selber zu ernennen, gewählt worden war, hat weder der Tod dieses großen Mannes, noch die Nachfolge des neuen Präsidenten auch nur die geringste Bewegung im Staate verursacht; alles ist unter der ausgezeichneten Leitung Boyer's mit der Ruhe einer legitimen Monarchie von statten gegangen; — ein siegreicher Beweis, daß ein Präsident auf Lebenszeit, mit der Gewalt seinen Nachfolger zu ernennen, der bewunderungswertheste Zug in dem republikanischen Systeme ist.

Der Präsident von Bolivia wird minder gefährlich seyn als der von Hayti, da die Art der Nachfolge für die Wohlfahrt des Staates sicherer ist. Ueberdem ist der Präsident von Bolivia alles Einflusses beraubt: er setzt weder Magistratspersonen, noch Richter, noch kirchliche und geistliche Beamten ein, sie mögen so subordinirt seyn, als sie immer wollen. Diese Beraubung jeglicher Gewalt hat noch in keiner constituirten Regierung statt gefunden; sie fügt Hinderniß zu Hinderniß auf dem Wege der Autorität eines Chefs, der stets das ganze Volk unter dem Einflusse derer finden wird, die die wichtigsten Funktionen in der Gesellschaft ausüben. Die Priesterschaft hat die Controle über die Gewissen der Bürger, die Richter über deren Eigenthum, Ehre und Leben, und die Magistrate über die öffentlichen Akte der Nation. Da diese alle nun dem Volke ihre Würde, ihren Ruhm und ihr Glück verdanken, kann der Präsident nicht hoffen, sie in seine ehrgeizigen Pläne zu ziehen. Fügen wir nun dieser Betrachtung noch die bei, die von einer beständigen Opposition entspringt, die eine demokratische Regierung auf jedem Schritte ihrer Verwaltung antrifft, so scheint es nicht unvernünftig, vorauszusetzen, daß eine Usurpation der Rechte des Volkes unter dieser Regierungsform weniger leicht werde vorkommen können, als unter irgend einer andern.

Gesetzgeber! hinfort wird in Amerika die Freiheit nicht zerstörbar seyn. Man betrachte nur den unkultivirten Zustand dieses Continents, was allein schon hinreicht, die Idee an eine monarchische Regierungsform zu verbannen: diese wüsten Einöden laden uns zur Unabhängigkeit ein. Hier giebt es keinen hohen Adel, keine hohen geistlichen Würden. Unser Reichthum bestand fast in Nichts, und ist selbst jetzt nur noch unbedeutend. Wenn gleich die Kirche Einfluß besitzt, so ist sie doch fern, auf die Herrschaft Ansprüche zu machen, sich mit ihrer eignen Erhaltung begnügend. Ohne den Beistand dieser kann die Tyrannei nie von Dauer seyn; und wenn ehrgeizige Charaktere darnach streben sollten, neue Reiche zu errichten, so mögen ihnen die Beispiele Dessalines, Christophs und Iturbides zeigen, was ihrer wartet. Keine Macht ist so schwer zu erhalten, als die einer neuen Dynastie. Bonaparte, der Ueberwinder alles dessen, was sich ihm widersetzte, war nicht im Stande, diese, mächtiger als alle Reiche seyende Ordnung umzustoßen. Und wenn der große Napoleon nicht im Stande war, sich gegen das Bündniß der Republikaner und Aristokraten aufrecht zu erhalten, wer könnte Monarchieen in Amerika gründen wollen, auf einem, von der glänzenden Flamme der Freiheit erleuchteten Boden, die die Materialien verzehrt, von denen diese königlichen Schandgerüste erbaut werden müßten? Nein, Gesetzgeber! fürchten Sie keine Prätendenten nach der Krone; über ihren Häuptern würde ein Schwert hangen, wie über dem des Dionysius. Diese Gründer moderner Dynastieen, die blind genug sind, Throne auf den Ruinen der Freiheit zu erbauen, werden Gräber graben für ihre Asche, die künftigen Generationen Zeugniß geben werden, wie sie ihren thörigten Ehrgeiz der Freiheit und dem Ruhme vorgezogen haben.

Die constitutionelle Autorität des Präsidenten von Bolivia ist die beschränkteste von allen je bekannten; er ernennet nur die Beamten in den Departementen der Finanzen, des Friedens und des Krieges; er befehligt die Armee. Dies ist die Ausdehnung seiner Macht.

Die Administration liegt ganz in den Händen des Ministeriums, das den Censoren verantwortlich und ein Gegenstand der eifersüchtigen Wachsamkeit aller Mitglieder der gesetzgebenden Gewalt, des Magistrats, der Richter und Bürger ist. Die Zoll- und Militair-Beamten, die einzigen Agenten dieses Ministeriums, sind in der That wohl am wenigsten geeignet, die Gunst des Volkes auf ihre Seite zu ziehen; ihr Einfluß wird dieserhalb so gut wie nichts seyn.

Der Vicepräsident ist die, von Einschränkungen am meisten gefesselte obrigkeitliche Person, die jemals den Befehl gehabt; er gehorcht gemeinschaftlich der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt eines republikanischen Gouvernements. Von der ersteren empfängt er Gesetze, von der letzteren Befehle; und zwischen diesen beiden Schranken muß er einen Pfad

voller Schwierigkeiten und Hindernisse, den Abgründe allenthalben umgeben, wandern. Ungeachtet dieser Inconvenienzen ist es der absoluten Gewalt vorzuziehen, so zu regieren. Diese constitutionellen Schranken befestigen und stärken sein politisches Gewissen und bieten ihm wohlgegründete Hoffnungen dar, ein Licht aufzufinden, ihn durch die ihn umgebenden Felsen zu leiten; sie agiren gleichsam wie Hülfstruppen gegen die Angriffe unserer, mit dem Selbstinteresse der andern im Kampfe stehenden Leidenschaften.

Bei der Regierung der Vereinigten Staaten ist zuletzt der Gebrauch gewesen, den ersten Minister zum Nachfolger des Präsidenten zu erwählen. Nichts ist in einer Republik so verständig wie dies; es hat den Vortheil, daß man eine, mit den Angelegenheiten der Regierung wohl bekannte und vertraute Person an die Spitze der Administration stellt. Wenn er die Ausübung seiner Funktionen beginnt, so ist er dann schon vorbereitet und bringt einen Anstrich von Popularität und praktische Geschäftskenntniß dazu mit. Ich habe diese Idee sehr vorzüglich gefunden und habe sie als Gesetz angegeben und angenommen.

Der Präsident ernennet den Vicepräsidenten, der den Staat regieren und ihm im Commando folgen mag. Auf diese Weise wird das Periodische der Wahlen vermieden, was nur zu leicht jene Geißel für Republiken herbei zu führen pflegt — Anarchie und Ausartung in Tyrannei, die furchtbarste sowohl als unmittelbarste Gefahr, die Volksregierungen drohet. Vermittelst dieser Maaßregel wird dann diese gefahrvolle Crisis in Republiken eben so wie in legitimen Monarchieen vorübergehen.

Der Vice-Präsident muß ein Mann von vollkommener Unbescholtenheit seyn: denn wenn der erste Beamte nicht einen rechtschaffenen Bürger auswählt, muß er ihn stets als seinen gefährlichsten Feind fürchten, und in fortwährender Besorgniß vor seinen ehrgeizigen Absichten und Planen schweben. Der Vicepräsident muß sich bestreben, durch seine Dienste das Vertrauen zu verdienen, was dazu nothwendig ist, ihn in den Stand zu setzen, die Pflichten seines hohen Amtes in Ausführung zu bringen und hoffen zu können, von der Nation die hohe Belohnung zu erhalten, — nämlich das oberste Commando. Der gesetzgebende Körper und das Volk werden von diesem Beamten Fassungskraft, Geist und Talente verlangen, und von ihm blinden Gehorsam gegen die Gesetze der Freiheit erwarten.

Die erbliche Nachfolge ist es, die vornämlich dazu dient, monarchische Einrichtungen stets zu erhalten, und die sie durch die ganze Welt so allgemein gemacht hat; um wie vieles vortheilhafter ist die Nachfolge-Ordnung die ich für den Vicepräsident vorgeschlagen habe? Wenn die Erben der Fürsten nach ihren Verdiensten gewählt würden, und nicht nach dem Zufall; und anstatt in Unthätigkeit und Unwissenheit zu verharren, an die Spitze der Verwaltung gestellt würden, dürften sie Zweifelsohne erleuchtetere Monarchen werden und die Freude ihrer Unterthanen seyn. Ja, Gesetzgeber! diese monarchischen Satzungen, die die Welt beherrschen, gründen ihre Ansprüche auf Billigung, auf die Einrichtung der erblichen Nachfolge, die sie dauerhaft, und auf Einigkeit, die sie stark macht. Denn, wenn auch ein souverainer Fürst, ein verzogenes, in seinem Pallaste herangewachsenes und von der Schmeichelei unterrichtetes Kind, und ein Opfer seiner Leidenschaften ist: so beherrscht doch ein solcher Fürst, den ich einen Spott der Menschheit zu nennen wage, eine Anzahl seiner Nebenmenschen, weil er durch die Unwandelbarkeit seiner Macht und die Festigkeit seiner Politik die Ordnung in dem Stande der Dinge, und Subordination unter seinen Unterthanen erhält. Beobachten Sie, Gesetzgeber! daß diese großen Vortheile in einem Präsidenten auf Lebenszeit und einem erblichen Vicepräsidenten vereint sind.

Die richterliche Gewalt, die ich vorschlage, ist im höchsten Grade völlig unabhängig; nirgends ist sie es so sehr. Das Volk schlägt die Candidaten vor und die gesetzgebende Macht wählt die, die auf den Sitzen der Gerichte Platz nehmen sollen. Wenn die Richter ihren Ursprung nicht von dem Volke herleiten, so ist es unmöglich diese Schutzwache für die Rechte der Individuen in aller ihrer Reinheit zu erhalten. Diese Rechte sind es, Gesetzgeber! die Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und alle die Garantieen des gesellschaftlichen Lebens constituiren. Die wahrhaft freie Constitution ist in den Civil- und Criminalgesetzbüchern enthalten und niedergeschrieben; und die Tyrannei, die am meisten zu fürchten ist, ist die von den Tribunalen im Namen der Gesetze ausgeübte. Im Allgemeinen ist die ausübende Gewalt blos der Depositar des gemeinen Wesens und Wohles; die Gerichtshöfe aber sind die Schiedsrichter über das, was unser Eigenthum ist, über die Gerechtsame der Individuen. Die richterliche Gewalt ist der Maaßstab der Wohlfahrt oder des Unglücks des Volkes; und wenn Freiheit, wenn Gerechtigkeit in einer Republik vorhanden sind, so werden diese von ihr ertheilt, hängen sie von ihr ab. Die politische Organisation ist, wenn anders die bürgerliche vollkommen ist, im Durchschnitt von wenig Wichtigkeit; wenn die Gesetze nur pünktlich und getreulich erfüllt und beachtet werden; man lasse diese nur unerbittlich seyn, wie das Schicksal.

Den Meinungen unserer Zeit angemessen, habe ich die Folter und alle andern Arten Geständnisse zu erpressen, verboten; auch habe ich gleichfalls die Möglichkeit der Verzögerungen der Prozesse in dem verworrenen Labyrinthe der Appellationen gehoben.

Das Gebiet der Republik wird von Präfekten, Statthaltern, Correjidores, Friedensrichtern und Alkaden verwaltet und regiert. Der Raum und meine Zeit haben mir nicht erlaubt, hier in die Details der Organisation dieser und der, einem jeden von ihnen zu ertheilenden Ausdehnung seiner Gerichtsbarkeit einzugehen; es ist indessen meine Pflicht, dem Congresse einige Anordnungen und Vorschläge in Bezug auf die Regierung der Departements und Provinzen vorzulegen. Bedenken Sie wohl, Gesetzgeber! daß ein Land aus Städten und Dörfern zusammengesetzt ist; und daß von der Wohlfahrt dieser, das Glück und der Bestand des Staates abhängt. Sie können nie zu viel Aufmerksamkeit auf die Regierung der Departements verwenden. Dieser Punkt ist von der äußersten Wichtigkeit in der Wissenschaft der Gesetzgebung; und nichts destoweniger wird er nur allzuoft übersehen.

Die bewaffnete Macht ist in vier Theile abgetheilt worden; — in die Linientruppen; die Seemacht; die National-Miliz; und die militairischen Corps der Zollbeamten. Die Pflicht der Linientruppen ist, die Gränzen zu vertheidigen. Gott verhüte es, daß sie je ihre Waffen gegen ihre Mitbürger erheben sollten! Die National-Miliz ist hinreichend die Ruhe im Innern zu erhalten. Bolivia besitzt noch keine ausgebreitete Seeküste und eine Seemacht würde dieserhalb unnütz seyn; einst aber möchten wir nichts destoweniger beides, die eine wie die andere, haben. Ein Corps von, unter militairischer Disciplin stehenden Zollbeamten, ist in jeder Rücksicht den simplen Zollbeamten vorzuziehen; dieser Dienst ist mehr unmoralisch als überflüssig; es ist deshalb das Interesse der Republik, ihre Gränzen von Linientruppen und kriegerisch bewaffneten Haufen von Zollbeamten gegen die Machinationen des Betruges bewachen zu lassen.

Ich habe vorgeschlagen, daß die Constitution von Bolivia in gewissen Perioden einer Reform, in Uebereinstimmung mit den Bewegungen der intellectuellen Welt, sollte unterworfen werden. Die bei Einführung solcher Reformen zu beobachtenden Schritte, habe ich, in der Art wie es mir am rathsamsten vorgekommen ist, angegeben.

Die Verantwortlichkeit der in öffentlichen Aemtern stehenden Personen ist in der Constitution von Bolivia in den deutlichsten Ausdrücken vorgezeichnet. Ohne Verantwortlichkeit, ohne Einschränkung, wird der

Zum Ver. Beschl. d. Ges. d. Ges. d. Wissenschaften zu Göttingen. 109

Bemerkungen zu Einsteins Gravitationstheorie.

Von

David Hilbert.

Vorgelegt in der Sitzung vom 20. November 1915.

Die Einsteinsche Gravitationstheorie, welche in ihrer endgültigen Form in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften vom 25. November 1915 niedergelegt ist, scheint mir das Ideal einer allgemeinen Relativitätstheorie zu verwirklichen.

„„Der König erwartet ein Ja oder Nein und kann nicht die „geringste Modification annehmen, ohne den Ruhm und das Interesse „seiner Völker zu gefährden.““

„„Das ist es, was der Unterzeichnete die Ehre hat, auf Befehl „des Königs, Sr. Excellenz dem Herrn Vice-Kanzler zu erklären und „was er baldmöglichst der Kaiserin vorzulegen diesen Minister bittet, „damit er die Antwort unverzüglich an den König, seinen Herrn, gelan„gen lassen könne.““

St. Petersburg, den 1. Juli 1787.

Unterz. G. von Schlaff,
Legations-Secretair ꝛc.

„Es ist leichter, das Erstaunen zu begreifen, als auszudrücken, das die Durchlesung einer so seltsamen Erklärung erweckte. Der Großherr selbst würde kaum gewagt haben, eine ähnliche einem schwachen Hospadar der Moldau zuzuschicken.“

„Die Kaiserin äußerte sich mit ironischer Indignation darüber und fragte mich, wie ich sie abgefaßt fände? „Mich dünkt, antwortete ich, „der König von Schweden muß, von einem trügerischen Zauber umstrickt, „geträumt haben, daß er schon drei große Schlachten gegen Ew. Maj. „gewonnen habe.““

„„Wenn er drei große Siege erfochten hätte, mein Herr Graf!“ erwiederte Katharine mit Feuer, „und wenn er selbst jetzt Meister von „Petersburg und Moskau wäre, so würde ich ihm noch zeigen, was, an „der Spitze eines tapfern und treuen Volkes, eine Frau von großem „Charakter, auf den Trümmern eines großen Reiches, vermag.““

„Gewiß ist, daß der König von Schweden, indem er ganz allein Rußland angriff, selbst im Falle glücklichen Erfolgs, hätte erwarten sollen, von den vereinten Streitkräften einer so mächtigen Monarchie bald erdrückt zu werden; aber andrerseits waren die Umstände ihm günstig; und da er, in Folge einer unbegreiflichen Nachlässigkeit, Rußland in vertheidigungslosem Zustande angriff, so wäre nichts leichter gewesen, als die Kaiserin momentan aus ihrer Hauptstadt zu vertreiben und Liefland wiederzunehmen.“

„Diese Provinz hatte nicht mehr als zwei Regimenter zu ihrer Vertheidigung: die angebliche, russische Armee von 26,000 Mann belief sich auf noch nicht mehr als 6000 Mann wirklicher Combattanten, und es war keine Hoffnung, sie, selbst mit den größten Anstrengungen, unter vierzehn Tagen, auf 12,000 Mann zu bringen. Die Schweden bedurften nur einer glücklichen Kühnheit, eines schnellen Marsches; aber Gustav, schnell in seinen Drohungen, war langsam im Handeln.“

„Inzwischen glaubten wir jeden Augenblick ihn ankommen zu sehen: man erfuhr, daß er im Voraus die Damen von Stockholm zu einem Balle eingeladen habe, den er ihnen zu Peterhof zu geben versprach, und zu dem Te Deum, daß er in der Kathedrale von Petersburg, an einem schon von ihm bezeichneten und nah liegenden Tage, feiern wollte.“

„Unruhe und bange Bewegung herrschten in der Hauptstadt; man sammelte, equipirte und exercirte in der Eil den größten Theil der Kutscher, Bedienten, Handwerker und Arbeiter der Stadt, jung oder alt, gleichviel. Ich habe noch eine Karrikatur aus jener Zeit, worauf grotesque und colossale Rekruten dargestellt sind, im Marschiren und Exerciren von, aus der kaiserlichen Militairschule gezogenen Kindern unterrichtet, die auf Stühle und Bänke stiegen, um Hals, Kopf und Brust dieser riesenhaften Lümmel zu richten und ihnen die Flinte auf den Schultern zurecht zu legen.“

„Bald erfuhr man, daß der König von Schweden in Nislot eingezogen war, das Fort dieser Stadt beschoß und daß seine Armee auf die kleine Stadt Frederikshamm vorrücke, die einem ernstlichen Angriffe keinen Widerstand leisten konnte.“

„Von allen Seiten verbreitete sich damals das Gerücht, daß der Schrecken im Pallaste herrschte; daß man alles Silber, Kostbarkeiten, Kunstsachen, Mobilien und die Papiere des Kabinets der Kaiserin einpacke; daß eine große Anzahl von Pferden auf allen Posten in Bereitschaft gehalten werde, kurz daß Katharina, überrascht und vertheidigungslos, in der Nacht abreisen und nach Moskau fliehen werde.“

„Die Verlegenheit in diesem kritischen Augenblick war für die fremden Minister nicht gering: jeder von ihnen fürchtete, indem er einen Courier zur Abreise bereit hielt, seinem Hofe eine falsche Nachricht zu geben, wenn der Erfolg den Anschein und die empfangenen Berichte Lügen strafte; andererseits fand er es lächerlich, seine Regierung nicht von einer solchen Katastrophe zu unterrichten und mit der Meldung derselben zu warten, bis sie sich wirklich ereignet.“

„Eben so ungewiß wie die andern, begab ich mich nach der Eremitage, in der Hoffnung, daß meine Augen, meine Ohren, eine Indiscretion oder ein glücklicher Zufall meine Zweifel aufklären würden; dieser Zufall diente mir nach Wunsch.“

„Sobald mich die Kaiserin sah, rief sie mich; und nachdem sie von gleichgültigen Dingen gesprochen, sagte sie: „Das diplomatische Corps zerbricht sich wohl jetzt die Köpfe sehr mit Vermuthungen; sind viele Gerüchte in der Stadt im Umlauf?““

„Schnell meinen Entschluß nehmend, und, indem ich in den Augen der Kaiserin den Eindruck zu lesen suchte, den ein so unerwarteter, kecker Angriff auf sie hervorbrächte, antwortete ich ihr: „Man verbreitet eins, „ein recht großes, recht sonderbares, und das man doch fast überall für „gewiß giebt: das nämlich, daß Ew. Maj. diese oder die nächste Nacht „nach Moskau abreisen würden.““

„„Haben Sie es geglaubt, Herr Graf?“ fragte sie mit sich gleich bleibender Ruhe. „Gnädigste Frau,“ erwiederte ich, „die Quellen, aus „welchen dieses Gerücht fließt, geben ihm einen hohen Grad von Wahr„scheinlichkeit; Ihr Charakter allein läßt mich daran zweifeln.““

„„Daran thun Sie wohl,“ antwortete die Kaiserin; „hören Sie: „was diesen Lärm verursacht, ist der Befehl, den ich gegeben, auf der „Straße von Moskau schnell auf jeder Station fünfhundert Pferde zu „stellen, aber in der einzigen Absicht, die von mir bestellten Regimenter „mit der Post kommen zu lassen. Seyn Sie versichert, ich bleibe. Ich „weiß, daß Ihre Kollegen, die fremden Minister, hinlänglich in Unge„wißheit sind, was sie denken, verschweigen oder schreiben sollen. Ich „will Ihnen diese Verlegenheit ersparen; Sie können mit Sicherheit „besser errathen als die andern; berichten Sie daher Ihrem Hofe, daß „ich in meiner Hauptstadt bleibe und daß, wenn ich sie verließe, dieß nur „geschehen würde, um dem König von Schweden entgegen zu gehen.““

„Ich glaubte dieser Versicherung und besonders dem Stolz, mit welcher sie mir gegeben wurde. Nichts desto weniger erfuhr ich nachher, durch sehr vertraute Personen, daß, während der Dauer dieser kurzen Krisis, der Entschluß der Monarchin nicht immer unerschütterlich geblieben sey und daß es Augenblicke gegeben habe, wo die Furcht, in die Hände ihres Feindes zu fallen, ihren heroischen Stolz überwunden und zu den schleunigen Einpackungen und Vorbereitungen zur Abreise Veranlassung gegeben habe, wovon das Gerücht sich so plötzlich verbreitet. — Wie dem aber auch sey, sie blieb.“ (Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 172 Hamburg, Sonnabend den 31. März 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Medicinische Versuche.

(Beschluß.)

In meiner vorigen Abhandlung habe ich mich über das Gefährliche, ein Kind anders als durch die Muttermilch groß zu machen erklärt; indessen können doch Verhältnisse, ökonomische oder andre, eintreten, die zum Versuch der Aufsütterung zwingen, und ist dem leider einmal so, so ist's doch wichtig zu wissen, welche Art Nahrung dazu die beste sey. Bei der Wahl der Speisen für ein ganz junges Kind sollten wir hauptsächlich auf Ingredienzen sehen, die sich leicht in Wasser auflösen, leicht, nährsam und nicht säuernd sind; am passendsten dürften deshalb Gersten-Welgen mit einem schwachen Zusatz von Kuhmilch, oder ein dünnes Mus von Arrow-Wurzel, auch mit Milch verdünnter Gries, ein wenig versüßt, seyn. Eine jede Art Brodspeisung ist sehr jungen Kindern schädlich: denn noch so sehr zerrieben, bleibt sie doch zu dick, und da sie leicht säuert, so bringt sie die Gedärme des Kindes in Unordnung. Die Fütterung selbst sollte immer vermittelst einer Fütterungs-Flasche beschafft werden, deren Oeffnung mit einem Schwamm in einem durchlöcherten Stücke Waschleder verwahrt wäre, so daß das Kind saugend nur die Theile in sich aufnähme, die dünn genug sind um den Schwamm passiren zu können. Das Quantum der Nahrung muß der Größe und Stärke des Kindes angemessen seyn; doch giebt es wenig Kinder, die mehr als eine Viertelpinte zu einem Mahl bedürfen, und da die beste künstliche Speisung der von der Natur bereiteten stets in Nahrhaftigkeit nachsteht, so muß das Kind öfterer gefüttert als gesäugt werden. Manche halten Eselsmilch für ein vortreffliches Surrogat, ich aber bin der Meinung, daß sie vielen Kindern nicht wohl bekömmt *) und daß Gerstenschleim und Milch im Allgemeinen das Beste ist.

Ueber die Speisung der Kinder nach ihrer Entwöhnung. Ehe wir auf diesen Gegenstand eingehen, dürfte eine Untersuchung, welches die rechte Zeit der Entwöhnung sey, hier zweckgemäß seyn. Eine feste Zeitbestimmung dafür anzugeben, macht das Zusammentreffen mancherlei Umstände unmöglich; **) doch giebt uns die Natur dieserhalb einen Fingerzeig in dem Durchbruch der Zähne, indem sich wohl annehmen läßt, daß der Magen zur Verdauung solider Speisen die Kraft haben wird, nachdem der Mund mit den Werkzeugen, sie zu zermalmen, versehen worden ist. Demgemäß wäre ein gesundes Kind zu entwöhnen, wenn die Schneidezähne beider Kinnladen durchgebrochen sind; doch muß die ihm gereichte Nahrung noch immer von einer leicht auflöslichen Beschaffenheit seyn, so lange noch die Backenzähne fehlen. Haben sich auch diese eingestellt, so kann man dem Kinde schon, anfangs einen Tag um den andern, späterhin ein Mal täglich, Fleischspeisen, und zum Mittagsmahl gut durchgekochte Gemüse mit geben, von ersteren jedoch nur Hühner- oder Hammelfleisch, und in keinem Falle sehr fette oder scharf gewürzte und gepökelte Gerichte. Kinder der niedrigern Classen bekommen oft Convulsionen in Folge des Genusses von Speck und anderer starken und fetten Fleischspeisen; und auf Island sterben mehr als Zweidrittel der gebornen Kinder am Kinnbackenkrampfe, weil sie hauptsächlich mit dem Fleisch der Tauchente und dgl. gefüttert werden und nie Gemüse bekommen. Aber nicht allein die Qualität der Speisen, sondern auch deren Quantität ist mit Sorgfalt zu berücksichtigen. Nur zu sehr haben die Mütter ihre Freude daran, wenn ihre Kinder recht fett sind, und tragen gern dazu bei, daß sie es werden; mir ist aber immer ängstlich, wenn ich corpulente Kinder ansehe, denn, so lange sie wohlauf sind, mögen ihre pausbackigten runden Gesichter wohl ein Gegenstand der Lust und des Stolzes der Mütter seyn, überfällt sie aber eine Krankheit, so gewinnt eben sie an Nahrung durch die Corpulenz und den hochreizbaren Zustand des kindlichen Körpers und nimmt dann oft ein schlimmes Ende, während minder starke Kinder, wenn nur einigermaßen bei Kräften, den Kampf mit der Krankheit schon eher bestehen, eben weil diese bei ihnen weniger Nahrung findet.

„Flumine perpetuo torrens solet acrius ire,
Sed tamen hic brevis est, illa perennis aqua."

Ovid.

So wie die Kinder mehr heranwachsen, alle ihre Zähne bekommen, und im Stande sind Theil an kräftigeren Leibesübungen zu nehmen, braucht man weniger sorglich in der Diät zu seyn; es ist im Gegentheil gut, wenn der Magen nun an jegliche Art gewöhnlicher Speisen gewöhnt wird. Zu große Aengstlichkeit in der Diät kann der Gesundheit eben so schädlich werden, als der Genuß von ungesunder Kost; denn der Magen ist durch Gewohnheit dahin zu bringen, daß er zuletzt nur eine Art Speise zu verdauen fähig ist. So hat Spallanzani, ein italienischer Naturforscher und Physiker, ein Schaaf zum Fleischfressen und einen Raben an vegetabilische Kost gewöhnt.

Das nun sind die Regeln, die meiner Meinung nach beim Füttern der Kinder befolgt werden sollten. Wenn auch nach dem ersten Schein trivial, sind sie doch höchst wichtig, indem ja jedermanns Glück, in welchen Verhältnissen er auch stehe, großen Theils von dem Wohlbefinden der Seinigen abhängig ist.

Ueber die Bewegung, die jungen Kindern dienlich ist. Bewegung ist einem Kinde zu seiner Erhaltung fast so nothwendig als

*) Bemerklich ist es, daß Kinder die in London zum Verkauf gebrachte Eselsmilch von Thieren, die mit Heu gefüttert werden, selten vertragen können, während sie bei der von weidenden Eseln oft recht gut gedeihen.

**) Die syrischen Frauen säugen ihre Kinder zwei Jahre lang und man sieht bei ihnen deren häufig von zwei Wochenbetten sich an einer und derselben Brust nähren. In Afrika werden die Kinder oft drei Jahre lang gestillet.

die Nahrung; doch muß mit großer Umsicht über das Wieviel, die Beschaffenheit und die passende Zeit gewacht werden.

Obgleich der Umlauf des Blutes bei jedem Thier durch das Lebensprincip im Gange gehalten wird und, so lange ein solches lebt, ohne irgend eine Bewegung der einzelnen Körpertheile oder einer Ortsveränderung des ganzen Körpers fortdauern würde, so hat die Erfahrung doch gelehrt daß eine Muskelbewegung dem Umlauf sehr nachhilft, folglich die Absonderung und Assimilation befördert und in Wahrheit zur Erhaltung der Gesundheit sehr wesentlich ist. Bei sehr jungen Geschöpfen aber, besonders bei denen des Menschengeschlechts, muß die dem Körper mitgetheilte Bewegung nur wenige Minuten dauern und in paßlichen Zwischenräumen wiederholt werden. In den ersten Monaten des Lebens eines Kindes will die Natur, daß es den größeren Theil der jedesmaligen 24 Stunden mit Schlafen und der Füllung seines Magens hinbringe; deshalb sollte es auch nur dann, wenn es erwacht ist und eine kurze Zeit vorher, ehe es gesäugt wird, gerührt werden; denn nun ist dessen Magen leer und derselbe folglich unthätig. Die säugenden Frauen verfahren aber in der Regel gerade ganz entgegengesetzt. Statt das Kind, nachdem sie es von der Brust herabgenommen haben, sanft niederzulegen, damit es nun in Ruhe die Verdauung beschaffen könne, halten sie es kerzengerade, klopfen es auf den Rücken, um die Blähungen zu vertreiben, und schaukeln es auf den Knieen bis dem armen Geschöpfe übel wird und es nun Alles, was es eben zu sich genommen, wieder von sich giebt. In Folge dieses verkehrten Benehmens wimmert das Kind nun wieder nach der Brust; da diese aber noch nicht Zeit gehabt, sich wieder zu füllen, so schreit das Kind nun so lange, bis es entweder durch Fütterung gestillet, oder durchs Wiegen oder Rütteln auf den Knieen endlich in Schlaf gelullt worden ist. Ein solches Verfahren aber ist der Agenz des Verdauens durchaus zuwider. Die Verdauungs-Thätigkeit gehet nur im Stande der Ruhe gehörig von Statten, daher dieser Zustand, wenn möglich so lange beibehalten werden sollte, bis die gesammte Nahrung sich in Magensaft verwandelt hat und in die Gedärme getreten ist. Man hat sich durch Secirung von ein Paar Hunden, die man in gleicher Weise und in gleichem Maaße gefüttert, den einen aber dann gehetzt, den andern ruhig schlafen lassen, überzeugt, daß der Magen des ersteren die eingenommene Kost fast in noch gänzlich unverändertem Zustande enthielt, während der des andern die seinige beinahe völlig verdauet hatte. Der durchs Wiegen oder durch das Schaukeln auf den Knieen herbeigeführte Schlaf eines Kindes ist unnatürlich und gewiß nachtheilig. Ob das Resultat eines partiellen Druckes auf das Gehirn, indem sich das Blut dahin drängt, oder ob, wie wenn einem Huhn der Kopf unter seine Flügel gesteckt und das Thier dann rundum gedreht wird, sich die Kopfgefäße leeren, indem die Flüssigkeiten eine Centrifugal-Bewegung erhalten, und so dem Gehirn die nöthige Reizbarkeit entzogen wird: das zu untersuchen will ich mich hier nicht aufhalten: aber ausgemacht ist es, daß ein Kind, das nicht an solche gewaltsame Bewegungen gewöhnt ist, einen gesunderen Schlaf hat. Ein Kind bei guter Gesundheit wird, wenn gut genährt und gehörig behandelt, einschlafen, so wie man es ins Bett legt, und ruhiger und länger schlafen, als wenn es erst gerumpelt worden; daher fort mit den Wiegen und was dem ähnlich ist!

So wie das Kind älter wird, schläft es weniger und muß mehr Bewegung haben; doch pflegt es in der Regel, wenn es sich wohl befindet, gleich nachdem es die Brust genommen, wieder in Schlaf zu verfallen. Ist es aber wach, so will es immer Bewegung haben, und giebt den Wunsch darnach, wenn die Mutter oder Wärterin aufhört, es auf den Händen tanzen zu lassen, durch die Bewegung seiner Füßchen, so wie seine Zufriedenheit bei solchem Schaukeln durch freundliche Töne zu erkennen; deshalb ist es sehr wichtig, daß eine säugende Mutter oder Amme kräftig, lebhaft und freundlich sey. Kann eine Mutter sich keine Wärterin halten und ist sie selbst zu schwach, um ihr Kind in ebenbesagter Weise zu handhaben, so thut sie wohl, wenn sie dasselbe täglich drei oder vier Mal mit den Händen reibt, besonders den Rückgrath. Viele Mütter und Wärterinnen halten die Kinder, wenn sie sie tragen oder hüpfen lassen, in der Biegung des Arms, statt, wie es immer geschehen sollte, auf der flachen Hand. Das Tragen und Spielen mit einem Kinde in der Armbiegung, ist freilich wohl weniger beschwerlich; es gereicht aber Kindern vom weiblichen Geschlechte zu großem Nachtheil; denn, da ihre Knochen noch weich und biegsam sind, so werden ihnen die Hüften zusammengedrückt und der untere Theil des Körpers wird selbst oft verunstaltet; kurz, es werden Umstände herbeigeführt, die der künftigen Frau, wenn sie Mutter wird, viele Schmerzen und Elend bereiten können. Armuth zwingt, wie ich es schon bemerkte, die Mütter wohl oft bei dem Aufziehen ihrer Kinder zu einem Verfahren, das der Gesundheit schädlich ist. Eine vielbeschäftigte und zur Arbeit gezwungene Mutter bindet ihr Kind wohl in einen Stuhl, wo es dann stundenlang sitzen muß; der, dem Kindesalter nöthigen Bewegung beraubt, wächst es dann rachitisch und kränklich auf, wenn es am Leben bleibt. Da ist dann eher zu beklagen als zu tadeln; aber auch bei den wohlhabenderen Classen läßt man die Kinder zuweilen die Qual des Stillsitzens empfinden; entweder weil es der trägen Wärterin so gefällt, oder gar nach der Vorschrift der Mütter, die da meynen, sie müßten schon zeitig an das, was sie Ruhe und Ordnung nennen, gewöhnt werden. Ueber diese thörichte Ansicht werde ich mich inzwischen bei meiner Abhandlung über die physische Erziehung der Kinder des Breiteren äußern.

Die Kinder spielend hoch in die Höhe werfen und dann rasch wieder herunter ziehen, taugt ebenfalls nicht. Das unbehaglichs Gefühl das eine solche Bewegung erregt, spricht sich sichtlich in dem Benehmen des Kindes aus, das sich an die Arme seiner Mutter oder Wärterin anklammert und in seinen Zügen wie durch sein Geschrei die größte Aengstlichkeit verräth. Man hat es schon erlebt, daß Kinder, die so in die Höhe geschnellt wurden, Krämpfe bekamen, und die Schnelligkeit womit sie so durch die Luft fahren, macht ihnen das Blut zu Kopf steigen, was oft die schlimmsten Folgen hat.

Ist ein Kind erst 8 oder 9 Monate alt, so hat es in der Regel schon Kraft genug, um sich in vorübergebeugter Stellung bewegen zu können; doch giebt es nur wenige Wärterinnen, die die Kleinen gehen kriechen lassen, sie bemühen sich vielmehr, sie zeitig auf die Beine zu bringen. Und doch ist große Vorsicht vonnöthen, wenn man den Versuch machen will, die Natur in dieser Operation zu beflügeln; entweder werden die Glieder verbogen, weil sie zu früh die Last des Körpers tragen, oder, was noch schlimmer ist, es wird durch eine frühe Anstrengung und Kraftverwendung der Grund zu Krankheiten auf die ganze Lebenszeit gelegt. Man sollte ein Kind, wenn es auch erst einige Monate alt wäre, recht oft auf einen weichen Teppich oder auf eine Matratze hinlegen; anfangs ergötzt es sich an der Freiheit, Arme und Beine frei und nach allen Seiten hin bewegen zu können; hernach erlangt es allmählig die Kraft, sich herum zu kollern und seine Lage zu verändern; nun folgen Versuche zu kriechen, wonach es, so wie seine Glieder mehr Stärke gewinnen, sich an dem Fuße eines Stuhles oder eines andern Gegenstandes aufzurichten strebt und der Macht, eine aufrechte Stellung zu behaupten, inne wird. Das Kind geht jedoch noch nicht; es übt sich noch, und erst wenn es sich durch mehrere Versuche von seinem Vermögen, das Gleichgewicht zu halten, überzeugt hat, schreitet es vor, zieht aber anfangs den Fuß noch ängstlich wieder zurück, bis daß es Tag für Tag mehr Selbstvertrauen gewinnend, und sich endlich stark genug fühlend, den Versuch wagt und nun mit einem Male die Füße

Ausgabe der Bücher, Zeitschriften und Karten, die Verwaltung der Bestände, die Aufstellung der Bücher, die Führung der Kataloge, die Benutzung der Bücherei, die Ausleihe, die Einrichtung der Lesesäle, die Aufsicht über die Lesesäle, die Verwaltung der Handbibliothek, die Verwaltung der Zeitschriftenbestände, die Verwaltung der Kartenbestände, die Verwaltung der Musikbestände, die Verwaltung der Bestände an Bildern, die Verwaltung der Bestände an Plänen, die Verwaltung der Bestände an Modellen, die Verwaltung der Bestände an Apparaten, die Verwaltung der Bestände an Instrumenten, die Verwaltung der Bestände an Maschinen, die Verwaltung der Bestände an Werkzeugen, die Verwaltung der Bestände an Geräten, die Verwaltung der Bestände an Möbeln, die Verwaltung der Bestände an Einrichtungsgegenständen, die Verwaltung der Bestände an Kleidungsstücken, die Verwaltung der Bestände an Schuhwerk, die Verwaltung der Bestände an Wäsche, die Verwaltung der Bestände an Bettzeug, die Verwaltung der Bestände an Vorhängen, die Verwaltung der Bestände an Teppichen, die Verwaltung der Bestände an Läufern, die Verwaltung der Bestände an Matten, die Verwaltung der Bestände an Fußbodenbelägen, die Verwaltung der Bestände an Wandbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fußleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Kehlleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Deckenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Wandleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Türleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Fensterleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Treppenleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Geländerleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Handlaufleistenbekleidungen, die Verwaltung der Bestände an Sockelleisten

sind halb offen, gleich als wenn er eben mit ihnen die Segeltaue gehandhabt und es nichts in der Welt weiter mit ihnen zu thun gäbe, als diese wiederum zu erfassen. Er ist stolz darauf, in einem neuen Hut und Anzug, ein buntes Tuch lose um den Hals gewunden, das Ende eines andern aus seiner Tasche hervorsehend, zu erscheinen. So ausgerüstet, Schnallen von Similor (die er für goldene gekauft hat) in seinen Schuhen, nimmt er ein wenig Taback in seinen Mund, nicht als ob er Willens wäre, diesen gleich zu gebrauchen, sondern, wie der Pelikan es mit einem Fische zu thun pflegt, legt er es, gleichsam wie in einen Beutel, auf eine Seite neben die Zähne, um späterhin es zu benutzen; und so, mit Betty Monson an seiner Seite und vielleicht einen Stock oder spanisches Rohr unter seinem andern Arm, schreitet er vorwärts, um Besitz von ganz Schlaraffenland zu nehmen. Er kauft alles, worauf er gerade zufällig stößt: Nüsse, Pfefferkuchen, Aepfel, Schuhbänder, Bier, Branntewein, Genever, Schnallen, Messer, eine Uhr, (zwei, wenn er Geld genug hat) Kleider und Tücher für Betty, seine Mutter und seine Schwestern, Dutzende von „superfeinen baumwollenen Mannsstrümpfen," Dutzende von „superfeinen dito Weiberstrümpfen," beste feine Leinewand zu Hemden (obschon er deren bereits mehr als genug hat), eine ungeheure Menge von Nadeln und Zwirn (um einstmals seine Beinkleider auszubessern) einen betreßten Bedientenhut, Bärenfett, seine Haare wachsen zu machen, mehrere Stöcke, alle Arten von Juden-Artikeln, eine Flöte (auf der er nicht spielen kann, es auch zu lernen nicht gesonnen ist), eine Hammelkeule, die er mitnimmt, um sie irgendwo braten zu lassen, — kurz, all sein Geld muß fort; er würde lieber all die gemalten Papagayen auf dem Kopfe eines Italieners, der mit Gypsfiguren handelt, kaufen, um sie zu zerschlagen, als sein Geld nicht ausgeben. Er hat Geigen und Tanz auf dem Schiffe, und ganze Meere von Flipp und Grog; und giebt dem blinden Geiger Taback zur Belohnung, und eine halbe Krone aus, um sich auf den Fußspitzen herumzudrehen. Er fragt mit einem Seufzer die Wirthin nach ihrer Tochter Nanette, die zuerst sein Herz durch ihre seidenen Strümpfe in Flammen gesetzt; und wenn er hört, daß sie verheirathet und in Noth ist, läßt er fünf Kronen für sie zurück, die die Alte sich als einen Theil der Bezahlung für einen Schilling Vorschuß selbst zueignet. Er geht mit Betty Monson und mit einem großen rothen Schnupftuche voll von Aepfeln, Pfefferkuchen, Nüssen und frischem Fleische, nach dem Hafen-Schauspielhause; ruft die Musikanten auf und verlangt **Rule Britannia** zu hören und zu singen; wirft den Tom Sikes in das Parterre und vergleicht den Othello mit dem schwarzen Schiffskoche in seiner weißen Nachtmütze. Wenn er nach London kömmt, so nehmen er und einige seiner Schüsselkammeraden eine Miethkutsche, setzen sich mit ihren Betty Monsons und ihren Tabackspfeifen dahinein und lassen sich, rauchend und aus den Kutschenschlägen sich herauslegend, durch die Straßen fahren. Er hat stets eine Art von Furcht vor dem Reiten empfunden und erzählt daher mit ungekünstelter Verwunderung, bei Erwähnung der verschiedenen Dinge, die er in fremden Landen erfahren, wie er die Türken hat reiten sehen, — „nur haben sie," sagt er, sich gegen die Ungläubigkeit des Zuhörers verwahrend, „hinten und vorn an dem Sattel eine Vorkehrung, sie darauf festzuhalten, und Steigbügel so groß wie die Schaufeln." Er wird Euch erzählen, wie der Chinese trinkt, und die Neger tanzen und die Affen mit Kokosnüssen werfen; und wie König Domy ihm würde eine Hütte von Lehm aufgebaut und ihn zum Pair seines Königreichs gemacht haben, wenn er nur bei ihm hätte bleiben und ihn Hosen machen lehren wollen. Er hat eine Schwester in einer „Schule für junge Mädchen," die mit einer Mischung von Freude und Schaam bei seiner Erscheinung erröthet und deren Verwirrung er vollkommen macht, indem er ein Vierpence-Stück in ihre Hand gleiten läßt, und dabei laut sagt, daß er „nicht mehr Kupfer" bei sich habe. Seine Mutter und älteren Schwestern zu Hause sind in Alles vernarrt, was er sagt und thut, während sie ihn für einen großen Seehelden erklären, und ihm erzählen, wie er stets ein wilder Bursche gewesen, von der Zeit an, als er noch ein kleiner Springinsfeld, kaum so hoch als die Fensterbrüstung, war. Er sagt seiner Mutter, wie sie zu Paranabu eine Herzogin würde haben werden können; worüber die gute alte ernste Dame lacht und stolz umherblickt. Wenn sich seine Schwestern über seine Neckereien beklagen, sagt er ihnen, daß sie bloß traurig wären, daß es nicht der oder jener sey. Er erschreckt sie mit einer dem Ansehen eines Neuseeländers nachgebildeten Larve, und erhält für seine Belehrung ihre Verzeihung. Er schenkt ihnen Muschelschaalen und Haysischzähne; und wenn er wiederum zur See geht, wird der Thränen, des glückliche Reise und Gott segne Dich Wünschens und der im Hause gebackenen Pfefferkuchen kein Ende."

„Sein Offizier thut, wenn er ans Land geht, von Alle dem sehr viel, blos, im Allgemeinen zu reden, in einem höheren Geschmacke. Im Augenblicke, wo er gelandet ist, kauft er eine Menge Juwelierarbeit und andere Dinge von Werth, für alle Frauenzimmer aus seiner Bekanntschaft, und läßt sich fast bei jedem Artikel anführen. Er schickt einen mit frischem Fleische beladenen Karren nach dem Schiffe, obgleich er den nächsten Tag nach der Hauptstadt zu gehen Willens ist, und in den Laden eines Lichtziehers gerufen, um dort einige Kerzen zu kaufen, läßt er sich bereden ein Dutzend frischer Wachskerzen zu nehmen, mit denen er sich des Abends nach seinem Schiffe leuchten läßt, bedauernd, daß das schöne Mondlicht den Effekt ihres Leuchtens schwächt. Ein Mann, ein großes Packet unter dem Arm, redet ihn im unterwürfigen Tone an; und, mit einem Blick, in welchen sich Respekt vor seiner Sachkenntniß, vermischt mit einem unverkennbaren Eifer für sein eignes Interesse, spiegelt, frägt er, ob der ehrenwerthe Herr nicht unter den bedeckten Gang treten und einige ächte indische Shawls betrachten wolle. Der galante Lieutenant sagt zu sich selbst, „der Kerl sieht es mir am Gesichte an, daß mit mir etwas zu machen ist;" und beweist dies, indem er sich auf der Stelle betrügen läßt. Wenn er die Shawls nach Hause bringt, sagt er zu seiner Schwester mit triumphirender Miene, „hier, Marie, hier ist etwas für Dich; es kostet mich nicht mehr als zwölf und ist zwanzig werth, wenn es überhaupt einen Dollar werth ist." Sie erblaßt, sich nach ihm umwendend — „Was zwanzig, mein theurer Georg? Wie, Du wirst doch nicht zwölf Dollars dafür ausgegeben haben, will ich hoffen?" Nein, beim Himmel nicht.... „Nun das ist auch ein Glück, denn sieh nur lieber Georg, alles dieß zusammen ist nicht mehr als vierzehn oder funfzehn Schillinge werth?" — Was, vierzehn oder funfzehn Schillinge? Es ist ächt Judisch, ist es nicht? Der Schelm sagte mir es doch; ei so wollte ich doch; (hier sucht er sein Erröthen unter Aufbrausen und Poltern zu verbergen), ei so wollte ich doch, daß ich ihm lieber zwölf Maulschellen als zwölf Guineen gegeben hätte!! — „Zwölf Guineen!" ruft die Schwester aus, und fährt dann fort, während sie den armen Georg bedauert, ihm zu erklären, was ihm diese Artikel bei Condells würden gekostet haben, bis er sie unterbricht, indem er sie ersucht hinzugehen und für sich ein Theeservice selbst auszusuchen; dann entwischt er ihr und eilt zu einigen Kameraden nach einem Kaffeehause, ertränkt seinen Aerger über die Shawls im besten Wein, und vergißt ihn bei einer Discussion und Vergleichung der Verdienste der Englischen und West-Indischen Schönheiten und Tafelfreuden. Späterhin im Theater wo er früher nie gewesen ist, bält er ein Frauenzimmer in der Vertiefung einer der Logen, für eine Dame von Stande: und wenn diese nun, nachdem sie sein langes respektvolles Anstarren mit einem Lächeln oder einem freundlichen Blicke erwiedert hat, sich nach der Seite wendet und

Schlüsse zu ziehen, die mit der Erfahrung übereinstimmen. Wenn wir z. B. wissen, daß ein Körper, der sich in einer Flüssigkeit befindet, einen Auftrieb erfährt, der gleich ist dem Gewicht der verdrängten Flüssigkeit, so können wir daraus schließen, daß ein Körper, der leichter ist als die Flüssigkeit, in der er sich befindet, nicht ganz untersinken kann, sondern nur so weit, daß das Gewicht der verdrängten Flüssigkeit gleich ist dem Gewicht des Körpers. Wenn wir wissen, daß ein Körper, der sich in einer Flüssigkeit befindet, einen Auftrieb erfährt, der gleich ist dem Gewicht der verdrängten Flüssigkeit, so können wir daraus schließen, daß ein Körper, der schwerer ist als die Flüssigkeit, in der er sich befindet, nicht ganz untersinken kann, sondern nur so weit, daß das Gewicht der verdrängten Flüssigkeit gleich ist dem Gewicht des Körpers. Wenn wir wissen, daß ein Körper, der sich in einer Flüssigkeit befindet, einen Auftrieb erfährt, der gleich ist dem Gewicht der verdrängten Flüssigkeit, so können wir daraus schließen, daß ein Körper, der gleich schwer ist wie die Flüssigkeit, in der er sich befindet, ganz untersinken kann, sondern nur so weit, daß das Gewicht der verdrängten Flüssigkeit gleich ist dem Gewicht des Körpers. Wenn wir wissen, daß ein Körper, der sich in einer Flüssigkeit befindet, einen Auftrieb erfährt, der gleich ist dem Gewicht der verdrängten Flüssigkeit, so können wir daraus schließen, daß ein Körper, der gleich schwer ist wie die Flüssigkeit, in der er sich befindet, ganz untersinken kann, sondern nur so weit, daß das Gewicht der verdrängten Flüssigkeit gleich ist dem Gewicht des Körpers.

Fig. 1. Ein Körper, der sich in einer Flüssigkeit befindet, erfährt einen Auftrieb, der gleich ist dem Gewicht der verdrängten Flüssigkeit.

das ganze Gebiet und die Gränzen der Wirksamkeit seines Instruments so genau ermessen hat und, Meister aller technischen Mittel, zugleich als Tonseher seinen meisterhaften Leistungen einen würdigen Inhalt zu geben im Stande ist, nur der vermag auf einen ähnlichen Erfolg zu rechnen, wie er, durch den seltenen Verein aller genannten Erfordernisse, Herrn Gugel überall zu Theil werden muß.

Miscelle.

Beethoven liegt beinahe schon volle vier Monate an einer äußerst langwierigen und schmerzhaften Krankheit, der Wassersucht, darnieder, welche, wenn sie nicht sein Leben bedroht, ihn doch für lange Zeit in der Thätigkeit seines regen Geistes hindern dürfte. Kaum erfuhr man in London den traurigen Zustand dieses hochgefeierten Meisters, als einer seiner wärmsten Freunde und Verehrer, Herr Moscheles, mit regem Eifer die Sache der dortigen philharmonischen Gesellschaft vortrug, welche dann in einer großen Versammlung einstimmig beschloß, ihn nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft mit allem zu unterstützen, was er nur immer bedürfe. In Folge dessen ließ die Gesellschaft Hrn. v. Beethoven durch das Haus Rothschild einstweilen 1000 fl. CM. übermachen, mit dem Beisatze, nichts zu sparen, was ihm seine Gesundheit, und damit wieder sein freies Wirken im Reiche der Töne, verschaffen könne. — Mit welcher innigen Rührung Beethoven diese edelmüthige Handlung vernahm, läßt sich wohl kaum beschreiben, und hätten die würdigen Männer in London davon Zeuge seyn können, so würde dies schon allein hinreichende Belohnung für sie gewesen seyn. Beethoven ist in ärztlicher Hinsicht in den besten Händen. Seine Umgebung besteht aus seinem Jugendfreunde, dem kais. königl. wirklichen Hofrathe von Breuning, und seinem vieljährig erprobten Freunde, Hrn. Musikdirektor Schindler, der ihm mit aller Aufopferung die Dienste eines wahren Freundes erweiset. Möge es der Vorsehung gefallen, uns und der gesammten Kunstwelt diesen Heros der Tonkunst noch lange zu erhalten.

Prospectus.

Indem der Unterzeichnete eine malerische Reise von den Quellen des Rheins bis zu seiner Mündung hier ankündigt, glaubt er sein Unternehmen durch folgende Motive rechtfertigen und empfehlen zu können. An den Ufern des herrlichen Stroms, welcher die Schweiz, Deutschland und Holland durchfließt, bilden sich eine Menge der interessantesten Landschaften, bald im wilden, kühnen Styl von Salvator Rosa, bald reich und dichterisch wie die Szenereien Claude Gelées, bald anmuthig und idyllenartig, wie in den Schöpfungen Geßners. Dem Reisenden treten außerdem noch allenthalben große Erinnerungen aus der Römerzeit und dem Mittelalter entgegen, und die Natur selbst entfaltet einen Reichthum an Formationen und Erzeugnissen, der den Geognosten, den Mineralogen, den Botaniker erfreulich überrascht. Bis jetzt fehlt es noch an einem Werke, welches die schönsten und merkwürdigsten Partieen an beiden Ufern des Rheins, von den Alpen, bis wo er sich als kleiner Bach in das Meer einmündet, in einer Folge umfaßte. Besonders sind die eigenthümlich gestalteten Thäler und Berge Graubündens, und überhaupt die Gestade des Flusses bis Schaffhausen herab, und von da wieder bis Basel, den einzigen Rheinfall ausgenommen, weit weniger, als die so oft besuchten Gegenden von Mainz bis Köln, bekannt. Der Unterzeichnete hat sich verschiedene Male an den Quellen des Rheins aufgehalten, er hat die Natur daselbst mit treuem Auge beobachtet, und sie in ihren abwechselnden Formen und Tönen nachzubilden versucht. Seine Arbeiten in Gouache haben ihm auch den Beifall heimischer und fremder Kunstfreunde erworben. Dies hat ihm Muth gemacht, seit Jahren das Werk vorzubereiten, welches er nun ankündigt.

Seine malerische Reise von dem Ursprung des Rheins an bis in die Ebenen Hollands wird aus 60 bis 70 Blättern bestehen, und in einer doppelten Ausgabe. Von der ersten und Hauptausgabe erhalten die Blätter die Breite von 1′ 6″ und die Höhe von 1′ alt französischen Maaßes; die zweite Ausgabe, in aqua tinta geätzt, und in Aquarell gut und fleißig gemalt, wird 11″ breit, und 7½″ hoch.

Von der ersten Ausgabe

kostet das Blatt für Subscribenten . . . . . 18 fl. rh.
von der zweiten . . . . . 5 „ —

Jede Zeichnung erhält zur Erklärung ein Contour-Blatt mit Bezifferung im verkleinerten Maaßstabe, und da, wo allenfalls dicht hinter einander liegende Berge oder viele Verzweigungen des Rheins, wie dieses bei seinem Ursprunge der Fall ist, noch etwas weiteres für die Deutlichkeit zu wünschen übrig lassen, wird ohne Preiserhöhung, jeder Ausgabe ein drittes Blatt gleichsam als Panorama beigegeben.

In diesem Jahre werden noch vier Blätter von jeder Ausgabe fertig und bis Ostern künftigen Jahrs an die verehrlichen Subscribenten abgeliefert. Die Bezahlung geschieht beim Empfang.

Der Unternehmer arbeitet an dem Werke mit Liebe. Es ist sein Streben, die Anforderungen der Kunst und ihrer Kenner zu befriedigen und seinem Namen Ehre zu erwerben. Nichts mittelmäßiges soll aus seiner Hand ins Publikum kommen, und kein Vertrauen durch ihn getäuscht werden. Wie schnell die Blätter aufeinander folgen sollen, erfahren die verehrten Abnehmer bei der ersten Lieferung.

Jedem Heft wird ein Text in deutscher und französischer Sprache beigegeben, der nicht blos die nöthigen topographischen Nachweisungen enthält, sondern auch alles, was eine Gegend für den Geschichtsfreund, den Geognosten, den Mineralogen und Kunstliebhaber interessant macht. Die Besorgung dieses Textes hat Herr Hofrath Schreiber in Karlsruhe übernommen, den das Publikum aus seinem auch ins englische und französische übersetzten Handbuch für Rheinreisende so wie aus andern Schriften kennt.

Daß die Subscribenten, neben dem geringern Preis auch sorgfältiger behandelte Exemplare erhalten, versteht sich von selbst. Später wird der Preis erhöht.

Die bis jetzt fertigen Probeblätter mögen den Kunstliebhabern einstweilen andeuten, was sie zu erwarten haben.

Das Unternehmen ist groß und kostbar. Nur eine warme Theilnahme des Publikums kann das Gelingen desselben möglich machen.

Schaffhausen, 1826.

Ludwig Bleuler, Maler und Herausgeber.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Jahrgang 1891. Mit 1 Tafel und 1 Figur im Text. Preis 4 Mk. 50 Pf.

Inhalt: Die Sonne. — Die Planeten. — Die Kometen. — Die Sternschnuppen. — Die Fixsterne. — Veränderliche Sterne. — Doppelsterne. — Sternhaufen. — Nebelflecken. — Die Milchstraße. — Die Bewegung der Fixsterne. — Die Entfernung der Fixsterne. — Die Zeitbestimmung. — Die Bestimmung der Länge. — Die Bestimmung der Breite. — Die Bestimmung des Azimuts. — Die Bestimmung der Schwere. — Die Bestimmung der Figur der Erde. — Die Bestimmung der Größe der Erde. — Die Bestimmung der Masse der Erde. — Die Bestimmung der Dichtigkeit der Erde. — Die Bestimmung der Gestalt

No. 158. Memoiren des Zehir-ed-din Muhammed Baber, Kaisers von Hindustan ꝛc. (Fortsetzung, s. No. 155). — Celebrated Trials and remarkable Cases of criminal Jurisprudence. From the earliest Records to the year 1825. Richard Fitz-Alan, Graf von Arundel, unter der Regierung Richard II., wegen Hochverraths hingerichtet. — Der alte Sultan von Djocjokarta. — Miscellen.

No. 159. Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Aerztlicher Bericht aus London. — Rede des Präsidenten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in der feierlichen Versammlung derselben am Säcularfeste den 29. December 1826. — Sühnungsfest wegen der, während der Revolution geschehenen Entweihung und Antastung der Gruft der Herzöge von Lothringen in Nancy. — Miscellen.

No. 160. Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Reise aus Indien nach England von Capitain G. Keppel im Jahre 1824 über Bussora, Bagdad ꝛc. — Ansichten über die von Napoleon an Marschälle und andere Personen ertheilten Titel. — Leben von Napoleon Buonaparte, von Sir Walter Scott.

No. 161. Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Reise aus Indien nach England, von Capitain Keppel. (Beschluß.) — Miscellen.

No. 162. Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Histoire de France par l'Abbé de Mont-Gaillard; das rothe Buch. — Nekrolog; Christian (Johann Philipp) Schultz. — Ueber die von Napoleon als Belohnung an Marschälle und andere Personen verliehenen Titel. — Norwegische National-Melodieen von Bernhard Romberg.

No. 163. Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Expedition der Corvette la Bayadère nach dem griechischen Archipelagus, Syrien und Aegypten im Laufe des Jahrs 1826, beschrieben von Hrn. Bignon, Oberwundarzt der Corvette und angestelltem Arzt bei der Marine des Orients. — Miscelle.

No. 164. Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Expedition der Corvette la Bayadère nach dem griechischen Archipelagus ꝛc. ꝛc., von Bignon, (Fortsetzung). — Tod des Reisenden Moorcroft.

No. 165. Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Expedition der Corvette la Bayadère nach dem griechischen Archipelagus ꝛc. ꝛc., von Bignon, (Fortsetzung). — Commentaires politiques et historiques sur le Traité du Prince, de Macchiavel, et sur l'Anti-Macchiavel, de Frédéric II.; par L-J-A. Marquis de Bouillé, lieutenant-général. — Ueber Claude Gelée genannt Lorrain und seinen Styl in der Landschafts-Malerei.

No. 166. Prozeß gegen den Herrn von Maubreuil. — Kriegsmeral der portugiesischen Insurgenten; die Schildwachen. — Ueber Juweliere und Edelsteine im Orient. — Miscellen.

No. 167. Einzelne Züge aus dem Kriege auf der Halbinsel in den Jahren 1809 bis zu Anfang 1811. — De la dignité de l'homme et de l'importance de son séjour ici bas, comme moyen d'élévation morale. Dédié aux amis de la vérité, sans distinction de rangs et de culte par Edouard Duboc. — Miscellen.

No. 168. Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Die Geschichte zweier Freunde. — Histoire de France par l'Abbé de Mont-Gaillard; Malesherbes. — Medicinische Versuche.

No. 169. Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Histoire de France par l'Abbé de Mont-Gaillard. — Medicinische Versuche, (Fortsetzung). — Miscellen.

No. 170. Nachtrag zu Capitain G. Keppel's Reise aus Indien nach England ꝛc. — Schauderhafter Todesfall eines hochverdienten Arztes im Mecklenburgischen. — Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur. — Die Geschwister Rainer aus Tirol.

No. 171. Nachtrag zu Capitain G. Keppel's Reise aus Indien nach England ꝛc. (Beschluß). — Addresse des General Bolivar an den constituirenden Congreß von Bolivia, begleitend den Entwurf einer Constitution für die Regierung dieses Staates. — Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur.

No. 172. Medicinische Versuche (Beschluß). — Der brittische Seemann am Lande. — Der Hornist Gugel der jüngere. — Miscelle. — Prospectus. — Inhaltsverzeichniß.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ⅓ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die resp. Postämter, oder an die hiesige P. F. L. Hoffmann'sche Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Literarische Blätter des Berliner Tageblatt.

Nr. 33. Redaktion: Montag, den 11. Mai. 1891

Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

Die Bibliothek des Deutschen Reichstages.

Von Dr. Paul Trommer.

Die Bibliothek des Deutschen Reichstages ist eine Schöpfung des Präsidenten Simson, der sie im Jahre 1871 ins Leben rief. Sie ist also noch nicht zwanzig Jahre alt, und doch hat sie sich in dieser kurzen Zeit zu einer Sammlung ersten Ranges entwickelt, die in ihrer Art nicht ihresgleichen hat. Sie ist eine Spezialbibliothek, wie sie sich in dieser Vollkommenheit nur wenige finden. Ihr Zweck ist, den Mitgliedern des Reichstages und den Beamten des Hauses die Literatur zu bieten, die sie für ihre Arbeiten brauchen. Sie ist also eine Gebrauchsbibliothek, und ihre Bestände sind dementsprechend ausgewählt. Sie ist keine Bibliothek, die Bücher sammelt, um sie zu sammeln, sondern sie sammelt nur, was sie braucht. Sie ist keine Bibliothek, die Bücher sammelt, um sie aufzubewahren, sondern sie sammelt, um sie zu benutzen. Sie ist keine Bibliothek, die Bücher sammelt, um sie zu verwahren, sondern sie sammelt, um sie zu verwenden. Sie ist keine Bibliothek, die Bücher sammelt, um sie zu verstauben, sondern sie sammelt, um sie zu verbrauchen. Sie ist keine Bibliothek, die Bücher sammelt, um sie zu verschließen, sondern sie sammelt, um sie zu verleihen. Sie ist keine Bibliothek, die Bücher sammelt, um sie zu verschenken, sondern sie sammelt, um sie zu verkaufen. Sie ist keine Bibliothek, die Bücher sammelt, um sie zu verschwenden, sondern sie sammelt, um sie zu verdienen. Sie ist keine Bibliothek, die Bücher sammelt, um sie zu verlieren, sondern sie sammelt, um sie zu finden. Sie ist keine Bibliothek, die Bücher sammelt, um sie zu verlieren, sondern sie sammelt, um sie zu finden.

„der Philosophie und der Freiheit; sie verbreitet sich mild überall und „dringt in die Paläste wie in die Hütten. Man kann sie nicht einengen; „und wenn die Gewalt es versuchte, wie England in Amerika es gethan, „so würde sie sie in einen wüthenden Orkan verwandeln.“ Der Prinz von Ligne spottete über diesen philosophischen Traum. Wir ahneten damals nicht, daß es eine Prophezeihung war.“

„Nach der Rückkehr in das Serail des Khan war es natürlich, daß der Anblick und die Luft dieser wollüstigen Gemächer einige lüsterne Gedanken in uns weckten. Die Neugierde des Prinzen von Ligne, der mit funfzig Jahren jünger war, als ich mit dreißig, riß mich zu einer Unvorsichtigkeit mit hin, die glücklicherweise die Folgen nicht hatte, die wir hätten erwarten können, die uns aber einen gerechten und strengen Verweis zuzog.“

„Man kann den Muselmännern keine größere Schmach anthun, als sich ihren Frauen zu nähern; in dieser Hinsicht ist alles Vergnügen, selbst das der Augen, jedem andern Manne, als ihrem Gatten, versagt.“

„Dieser Zwang reizte die neugierigen Wünsche des Prinzen. „Wo„zu nützt es,“ sagte er, „einen großen Garten zu durchwandeln, dessen „Blumen man nicht untersuchen darf? Ich muß, ehe ich Tauris ver„lasse, mindestens eine tartarische Frau ohne Schleier sehen; das ist „mein fester Entschluß. Wollen Sie mich bei dieser Unternehmung „begleiten?“

„Ich widerstand dieser Versuchung nicht und wir durchzogen verschiedene Thäler mit lange getäuschter Hoffnung. Endlich entdeckten wir, nicht weit von einem einzelnen Hause, am Ausgange eines kleinen Gehölzes, drei sitzende Frauen, die ihre Füße in einem klaren Bache wuschen.“

„Wir schlichen uns hinter den Bäumen näher, das leichteste Geräusch vermeidend, und gelangten glücklich, von einem Gebüsch bedeckt, zu ihrer vollen Anschauung.“

„Die Schleier der Frauen lagen neben ihnen auf dem Boden; wir konnten sie also mit aller Bequemlichkeit betrachten. Aber welch Mißgeschick! nicht eine von ihnen war schön, noch jung, noch selbst nur erträglich. „Nun wahrlich,“ rief mein Gefährte unbesonnenerweise, „Mahomet hat so Unrecht nicht, wenn er will, daß sie sich verbergen.“

„Hatten sie das nun gehört, oder hatte das Geräusch der Blätter uns verrathen, genug unsere drei Muselmänninnen rafften sich plötzlich auf und flohen mit großem Geschrei.“

„Wir eilten ihnen nach, um sie zu beschwichtigen, als wir vom Berge herab einige Tartaren herbeilaufen sahen, die noch lauter wie sie schrieen, uns mit ihren Dolchen bedrohten und mit Steinen nach uns warfen.“

„Da wir nicht zum Kampfe ausgezogen waren, so hüteten wir uns wohl, sie zu erwarten; unser schneller Lauf und der dichte Wald setzte uns bald vor ihrer Verfolgung in Sicherheit.“

„Bis dahin war das Uebel nicht groß, nach der laren Moral wenigstens, welche lehrt: daß eine geheime Sünde eine halb verziehene sey; aber mein unvorsichtiger Freund blieb dabei nicht stehen.“

„Am andern Tage fanden wir die Kaiserin bei Tafel melancholisch und wortkarg, den Kaiser in Gedanken versunken, den Fürsten Potemkin düster und zerstreut: die Unterhaltung stockte.“

„Da, um die Wolken von der Stirn der Kaiserin zu vertreiben und seine Tischgenossen zu erheitern, läßt sich der Prinz von Ligne, der selbst den Schein von Langeweile nicht ertragen konnte, einfallen, unsere Heldenthaten und Abentheuer von gestern zum Besten zu geben. Ich hatte gut ihn anstoßen, er setzte, ohne sich daran zu kehren, seine Erzählung fort.“

„Man fing, seiner Erwartung gemäß, bereits an zu lachen, als Katharine, uns mit strengem Blicke fixirend, sagte: „Meine Herren, „dieser Scherz ist nicht von der besten Art und zugleich ein schlechtes „Beispiel. Sie befinden sich in der Mitte eines durch meine Waffen „eroberten Volkes; ich will, daß man seine Gesetze, seinen Gottesdienst, „seine Sitten und selbst seine Vorurtheile respektire. Wenn man mir „dieses Abentheuer erzählt hätte, ohne mir die Helden desselben zu nen„nen, so hätte ich, weit entfernt, auf Sie Verdacht zu werfen, vielmehr „einige meiner Pagen für die Schuldigen gehalten und würde sie streng „bestraft haben.“

„Wir hatten nichts zu erwiedern. Der Prinz von Ligne blieb stumm, wie ich, und dabei noch ein wenig verwirrt über seine unkluge Geschwätzigkeit. Unsere Resignation genügte der Kaiserin, die bald ihre liebenswürdige Heiterkeit wieder annahm; einige Tage nachher erlaubte sie uns selbst, bei einer Audienz, die sie einer muselmännischen Prinzessin, Nichte von Sahim-Guerray gab, uns so zu verbergen, um alles sehen zu können, ohne selbst gesehen zu werden.“

„Die Prinzessin war schöner als unsere drei tartarischen Frauen; inzwischen machten die gemalten Augenbrauen und die glänzende Schminke, die sie ganz bedeckte, trotz ihrer schönen Augen, sie wahrhaft zu einem Gesicht von Porzellan.“ —

„Unsere Rast war kurz: wir verließen die Felsen von Batschi-Sarai, den Pallast des Khans und sein Serail und kamen an den Ufern des Salguire in die Stadt Achmetschet, von Katharinen Sympheropol genannt. Dies ist jetzt die Hauptstadt der Halbinsel; sie liegt in der Mitte einer einförmigen Ebene, umgeben in einiger Entfernung von Hügeln, deren Thäler von frischen Gebüschen, lachenden Gärten und majestätischen Pappeln in pyramidalischer Form belebt sind.“

„Die reichen Tartaren, Bewohner dieser Thäler, wählen die schönsten Bäume, deren Zweige sich kreisförmig ausdehnen, und bauen im Mittelpunkte dieses Korbes von Blättern, niedliche Kiosks; die lebhaften und mannichfaltigen Farben dieser leichten, in die Luft sich erhebenden Pavillons bieten den Reisenden einen unerwarteten und anziehenden Anblick dar.“ —

Der Verfasser führt dann seine Leser nach Sudack und von da nach dem einst so reichen, so blühenden Theodosia, von den Tartaren Constantinopel der Krimm, Kerim-Stambuly, späterhin Kaffa genannt. Ihre günstige Lage erhub diese Stadt über viele andere im Orient; sie soll, zur Zeit ihres größten Flors, 40,000 Häuser gezählt haben und mehrmals, selbst nach großer Verwüstung und Zerstörung, schien sie sich wieder zu neuem Glanze erheben zu wollen. Jetzt fanden die hohen Reisenden kaum zweitausend Einwohner daselbst, herumirrend zwischen den Trümmern von Kirchen, Pallästen und einst prächtigen Gebäuden; Schweigen und Vernichtung herrschte auf den verödeten Resten.

„Beim Anblick dieses düstern Schauspiels,“ sagt Herr von Segur, „das einen so traurigen Contrast mit den magischen Schöpfungen bildete, die bis dahin die Blicke der Kaiserin überrascht hatten, konnte diese Fürstin sich einiger Thränen nicht enthalten: es schien, als hätte das Schicksal, am Ziel ihrer Triumph-Reise, den Stolz derselben durch den traurigen Anblick dieser feierlichen Zeugen der Unbeständigkeit menschlichen Glücks und der Zerstörung mäßigen wollen, die zuletzt das Loos auch der blühendsten Städte ist, welchem selbst die größten Reiche nimmer entrinnen werden ꝛc.“ —

— „Theodosia war das Ziel dieser großen Reise. Im Moment, wo wir diese bewundernswerthen Ruinen verlassen wollten, begegnete mir

[illegible] [illegible] [illegible] [

„Berg gewählt, wo man eine sehr schöne Aussicht, aber durchaus kein „Wasser hat.“

„„Das schlecht liegende Cherson hat bereits zwanzigtausend Men„schen gekostet; es ist von pestilenzialischen Sümpfen umgeben. Die „Schiffe können beladen nicht daselbst einlaufen.““

„„Seit sechs Jahren sind die Steppen noch öder als sie vorher „waren. Die Krimm hat zwei Drittheile ihrer Bevölkerung verloren. „Kaffa ist zu Grunde gerichtet und wird nicht wieder erstehen. Seva„stopol allein ist bereits eine imponirende Niederlassung; aber es gehört „noch lange Zeit dazu, ehe es eine wirkliche Stadt genannt werden „kann.““

„„Man hat das Möglichste aufgeboten, alles zu schmücken, alles zu „verschönern und alles momentan in den Augen der Kaiserin zu bele„ben; aber, ist Katharina einmal wieder abgereist, so werden mit „ihr alle die Wunder aus diesen unermeßlichen Länderstrecken ver„schwinden.““

„„Ich kenne den Fürsten Potemkin; sein Schauspiel ist aufgeführt, „der Vorhang gefallen; jetzt wird er sich mit andern Scenen, sey es „in Polen oder der Türkei, beschäftigen. Die Verwaltung und alles, „was Ausdauer erheischt, ist mit seinem Charakter unvereinbar; der „Krieg selbst, wenn er ihn anfing, würde ihm bald zur Last werden; „und hätte er einmal das große Band des St. Georgordens gewonnen, „so würden wir ihn eben so eilig den Frieden suchen sehen, als er jetzt „Eifer zeigt, ihn zu brechen.““

„„Das gebe ich alles zu,“ erwiederte der Kaiser; „man hat uns „von Täuschungen zu Täuschungen geführt. Alles Innere hat hier „große Fehler; aber das Aeußere hat eben so viel Realität als Glanz. „Der Soldat, der leibeigne Bauer sind Werkzeuge, deren man sich „bedient, zu Boden zu schlagen, was man will. Der unterjochte Adel „kennt kein anderes Gesetz als den Willen seiner Monarchin, keinen „andern Zweck als ihre Gunst. Sie befiehlt — die Truppen brechen „auf, die Schiffe segeln ab. Es giebt in Rußland keinen Zwischenraum „zwischen dem Befehl, wie launig er immer sey, und seiner Ausführung. „Wenn ein Karl XII. an der Spitze dieser Nation stände, er würde „mit sechsmal hunderttausend Mann den Schrecken bis ans äußerste „Ende Europa's getragen haben.““

„Der Kaiser, ob er sich gleich über die Fehler des Fürsten Potemkin aufhielt, begriff doch das Gewicht sehr wohl, das er über Katharina gewonnen. „Aber, was ich nicht begreife,“ sagte er eines Tages, „ist, „daß eine so stolze, auf ihren Ruhm so eifersüchtige Frau eine so son„derbare Schwäche für die Launen ihres jungen Adjudanten Momonoff „zeigt, der in der That nichts als ein ungezogenes Kind ist.““

„„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welches Mißgefühl ich bei „einer Ungeschicklichkeit gehabt habe, die Sie so gut wie ich haben bemer„ken müssen: mehreremale, besonders zu Cherson, vor einem zahlreichen „d. h. öffentlichen Zirkel zog sie ihn mit den vornehmsten Personen zu „ihrer Whist-Partie; ja sie litt geduldig, daß dieser junge Mensch, un„anständig zerstreut, mit der Reißkreide, womit man in Rußland die „Stiche markirt, Figuren oder Landschaften auf den Teppich malte und „daß jedermann, unbeweglich und die Augen niederschlagend, wartete, „um seine Karten wiederzunehmen, bis er sein kindisches Spiel geendigt „hatte.““

„Die Bemerkung hatte Grund; Katharina, von einem viel weichern und nachgiebigern Charakter, als es diejenigen glaubten, die nicht in ihrer nähern Umgebung waren, trieb vielleicht ihre nachsichtige Güte gegen die Verkehrtheiten des Fürsten Potemkin, die Thorheiten ihres Oberstallmeisters und Momonoffs Zerstreuungen zu weit: aber diese etwas satyrische Glosse verlor in dem Munde dessen, der sie machte, viel von ihrer Kraft; denn er selbst, zu beiseret, Katharinen zu gefallen, verschwendete an den jungen Günstling häufige Beweise von Aufmerksamkeit und Wohlwollen und ließ sich, den bizarren Uebermuth Potemkins duldend, gefallen, daß ihn bisweilen dieser stolze Minister lange in seinem Saale, wie die andern Hofleute der Kaiserin, warten ließ.“

„Was beweisen solche Inconsequenzen? Daß die Fürsten Menschen sind, und daß, wenn ihre Eitelkeit es zuweilen vergißt, ihre Schwächen nur zu oft ihre Unterthanen und selbst ihre eifrigsten Schmeichler daran erinnern.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Expédition der Corvette la Bayadère nach dem griechischen Archipelagus, Syrien und Aegypten im Laufe des Jahres 1826,

beschrieben von Hrn. Bignon, Oberwundarzt der Corvette und angestelltem Arzt bei der Marine des Orients.

(Fortsetzung.)

Ich habe die Ruinen des alten, von den Phöniziern erbaueten, Milos gesehen. Die Athenienser verheerten es zur Zeit des Peloponesischen Krieges, wo sie, nachdem sie alles umgebracht, was die Waffen getragen hatte, die Frauen und Kinder gefangen mit sich fortführten. Die Lacedämonier, die in diesem furchtbaren Kampfe zuletzt die Oberhand behielten, setzten die vertriebenen unglücklichen Mileten in ihre Rechte wieder ein. Lysander ehrte seinen Sieg durch diese großmüthige That. Späterhin den Römern, den morgenländischen Kaisern, und zuletzt dem mahomedanischen Joche unterworfen, ist Milo jetzt nur noch eine Zufluchtsstätte einer kleinen Anzahl Griechen. Fast alle Schiffe, die den Archipelagus befahren, nehmen hier Lootsen ein. Von der alten Helenenstadt sind nur noch wenige Spuren vorhanden, doch sieht man daraus, daß sie wohl eher bedeutend gewesen seyn muß. Ihr Theater ist eben so groß als das von Pompeji; es ist, wie dieses, kreisförmig; seine Stufen von weißem, und einige Säulenfragmente von Paros-Marmor liegen zwischen Resten alten Mauerwerkes von großer Festigkeit, zum Theil aus Lavasteinen bestehend. Es sind mehrfältige Nachgrabungen gemacht worden und man hat in Gräbern alte Vasen und verschiedene Zierrathen vorgefunden. Herr Brest, der sich zuerst mit solchen Nachgrabungen befaßt hat, hat auch den glücklichsten Erfolg gehabt. Er hat einen Marmor-Grabstein mit folgender Inschrift gefunden: „Hier ruhen die Reste des Meneſtheus, Königs von Athen, gestorben auf Milos bei seiner Heimkehr von der Belagerung von Troja.“ Unter dem Stein befanden sich der Helm und die Rüstung dieses Kriegers. Bei einer andern Nachgrabung hat man ein massiv goldnes, neun Pfund schweres Diadem gefunden, wie man meint der Grabesschmuck einer vormaligen Königin von Milo. Dieses alles hat man dem Museum zu Paris zugesandt. Das, von mir schon erwähnte Milo ist eine Stadt neueren Ursprunges. Sie hatte vor 100 Jahren eine Bevölkerung von 50,000 Seelen und stand in hohem Flor. Französische Kaufleute hatten dort mehrere Handlungshäuser und zahlreiche Schiffe füllten ihre Rhede; aber die Türken kamen mit Feuer und Schwert dahin und zerstörten sie fast gänzlich. Um das Jahr 1700 hatte sie nur noch 20,000 Einwohner, und jetzt geben ihre zahlreichen

Mayor of the city, the Governor, Mayor, Judge, Commissioner, Collector, Assessor, Sheriff, Clerk of the Court, and all other officers, civil and military, in the State of Texas, and in every county, city, town, village, and precinct in said State, and all persons in the employment of the United States, and all persons in the employment of the State of Texas, and all persons in the employment of any county, city, town, village, and precinct in said State, and all persons in the employment of any corporation, company, or association in said State, and all persons in the employment of any individual in said State, and all persons in the employment of any firm in said State, and all persons in the employment of any partnership in said State, and all persons in the employment of any trust in said State, and all persons in the employment of any syndicate in said State, and all persons in the employment of any combination in said State, and all persons in the employment of any monopoly in said State, and all persons in the employment of any trust company in said State, and all persons in the employment of any bank in said State, and all persons in the employment of any insurance company in said State, and all persons in the employment of any railroad company in said State, and all persons in the employment of any telegraph company in said State, and all persons in the employment of any telephone company in said State, and all persons in the employment of any express company in said State, and all persons in the employment of any steamship company in said State, and all persons in the employment of any canal company in said State, and all persons in the employment of any ferry company in said State, and all persons in the employment of any bridge company in said State, and all persons in the employment of any turnpike company in said State, and all persons in the employment of any plank road company in said State, and all persons in the employment of any gravel road company in said State, and all persons in the employment of any macadamized road company in said State, and all persons in the employment of any paved road company in said State, and all persons in the employment of any asphalt road company in said State, and all persons in the employment of any brick road company in said State, and all persons in the employment of any stone road company in said State, and all persons in the employment of any concrete road company in said State, and all persons in the employment of any wood road company in said State, and all persons in the employment of any iron road company in said State, and all persons in the employment of any steel road company in said State, and all persons in the employment of any aluminum road company in said State, and all persons in the employment of any copper road company in said State, and all persons in the employment of any brass road company in said State, and all persons in the employment of any bronze road company in said State, and all persons in the employment of any nickel road company in said State, and all persons in the employment of any zinc road company in said State, and all persons in the employment of any lead road company in said State, and all persons in the employment of any tin road company in said State, and all persons in the employment of any gold road company in said State, and all persons in the employment of any silver road company in said State, and all persons in the employment of any platinum road company in said State, and all persons in the employment of any iridium road company in said State, and all persons in the employment of any osmium road company in said State, and all persons in the employment of any ruthenium road company in said State, and all persons in the employment of any rhodium road company in said State, and all persons in the employment of any palladium road company in said State, and all persons in the employment of any mercury road company in said State, and all persons in the employment of any cadmium road company in said State, and all persons in the employment of any bismuth road company in said State, and all persons in the employment of any antimony road company in said State, and all persons in the employment of any arsenic road company in said State, and all persons in the employment of any selenium road company in said State, and all persons in the employment of any tellurium road company in said State, and all persons in the employment of any iodine road company in said State, and all persons in the employment of any bromine road company in said State, and all persons in the employment of any chlorine road company in said State, and all persons in the employment of any fluorine road company in said State, and all persons in the employment of any boron road company in said State, and all persons in the employment of any silicon road company in said State, and all persons in the employment of any carbon road company in said State, and all persons in the employment of any nitrogen road company in said State, and all persons in the employment of any phosphorus road company in said State, and all persons in the employment of any sulphur road company in said State, and all persons in the employment of any hydrogen road company in said State, and all persons in the employment of any oxygen road company in said State, and all persons in the employment of any helium road company in said State, and all persons in the employment of any neon road company in said State, and all persons in the employment of any argon road company in said State, and all persons in the employment of any krypton road company in said State, and all persons in the employment of any xenon road company in said State, and all persons in the employment of any radium road company in said State, and all persons in the employment of any thorium road company in said State, and all persons in the employment of any uranium road company in said State, and all persons in the employment of any plutonium road company in said State, and all persons in the employment of any neptunium road company in said State, and all persons in the employment of any americium road company in said State, and all persons in the employment of any curium road company in said State, and all persons in the employment of any berkelium road company in said State, and all persons in the employment of any californium road company in said State, and all persons in the employment of any einsteinium road company in said State, and all persons in the employment of any fermium road company in said State, and all persons in the employment of any mendelevium road company in said State, and all persons in the employment of any nobelium road company in said State, and all persons in the employment of any lawrencium road company in said State, and all persons in the employment of any rutherfordium road company in said State, and all persons in the employment of any dubnium road company in said State, and all persons in the employment of any seaborgium road company in said State, and all persons in the employment of any bohrium road company in said State, and all persons in the employment of any hassium road company in said State, and all persons in the employment of any meitnerium road company in said State, and all persons in the employment of any darmstadtium road company in said State, and all persons in the employment of any roentgenium road company in said State, and all persons in the employment of any copernicium road company in said State, and all persons in the employment of any nihonium road company in said State, and all persons in the employment of any flerovium road company in said State, and all persons in the employment of any moscovium road company in said State, and all persons in the employment of any livermorium road company in said State, and all persons in the employment of any tennessine road company in said State, and all persons in the employment of any oganesson road company in said State, and all persons in the employment of any ununennium road company in said State, and all persons in the employment of any unbinilium road company in said State, and all persons in the employment of any unbiunium road company in said State, and all persons in the employment of any unbibium road company in said State, and all persons in the employment of any unbitrium road company in said State, and all persons in the employment of any unbiquadium road company in said State, and all persons in the employment of any unbipentium road company in said State, and all persons in the employment of any unbihexium road company in said State, and all persons in the employment of any unbiseptium road company in said State, and all persons in the employment of any unbioctium road company in said State, and all persons in the employment of any unbiennium road company in said State, and all persons in the employment of any bitrium road company in said State, and all persons in the employment of any biquadium road company in said State, and all persons in the employment of any bipentium road company in said State, and all persons in the employment of any bihexium road company in said State, and all persons in the employment of any biseptium road company in said State, and all persons in the employment of any bioctium road company in said State, and all persons in the employment of any biennium road company in said State, and all persons in the employment of any trinilium road company in said State, and all persons in the employment of any triunium road company in said State, and all persons in the employment of any tribium road company in said State, and all persons in the employment of any tritrium road company in said State, and all persons in the employment of any triquadium road company in said State, and all persons in the employment of any tripentium road company in said State, and all persons in the employment of any trihexium road company in said State, and all persons in the employment of any triseptium road company in said State, and all persons in the employment of any trioctium road company in said State, and all persons in the employment of any triennium road company in said State, and all persons in the employment of any quadnilium road company in said State, and all persons in the employment of any quadunium road company in said State, and all persons in the employment of any quadbium road company in said State, and all persons in the employment of any quadtrium road company in said State, and all persons in the employment of any quadquadium road company in said State, and all persons in the employment of any quadpentium road company in said State, and all persons in the employment of any quadhexium road company in said State, and all persons in the employment of any quadseptium road company in said State, and all persons in the employment of any quadoctium road company in said State, and all persons in the employment of any quadennium road company in said State, and all persons in the employment of any pentnilium road company in said State, and all persons in the employment of any pentunium road company in said State, and all persons in the employment of any pentbium road company in said State, and all persons in the employment of any pentrium road company in said State, and all persons in the employment of any pentquadium road company in said State, and all persons in the employment of any pentpentium road company in said State, and all persons in the employment of any penthexium road company in said State, and all persons in the employment of any pentseptium road company in said State, and all persons in the employment of any pentoctium road company in said State, and all persons in the employment of any pentennium road company in said State, and all persons in the employment of any hexnilium road company in said State, and all persons in the employment of any hexunium road company in said State, and all persons in the employment of any hexbium road company in said State, and all persons in the employment of any hextrium road company in said State, and all persons in the employment of any hexquadium road company in said State, and all persons in the employment of any hexpentium road company in said State, and all persons in the employment of any hexhexium road company in said State, and all persons in the employment of any hexseptium road company in said State, and all persons in the employment of any hexoctium road company in said State, and all persons in the employment of any hexennium road company in said State, and all persons in the employment of any septnilium road company in said State, and all persons in the employment of any septunium road company in said State, and all persons in the employment of any septbium road company in said State, and all persons in the employment of any septrium road company in said State, and all persons in the employment of any septquadium road company in said State, and all persons in the employment of any septpentium road company in said State, and all persons in the employment of any septhexium road company in said State, and all persons in the employment of any septseptium road company in said State, and all persons in the employment of any septoctium road company in said State, and all persons in the employment of any septennium road company in said State, and all persons in the employment of any octnilium road company in said State, and all persons in the employment of any octunium road company in said State, and all persons in the employment of any octbium road company in said State, and all persons in the employment of any octrium road company in said State, and all persons in the employment of any octquadium road company in said State, and all persons in the employment of any octpentium road company in said State, and all persons in the employment of any octhexium road company in said State, and all persons in the employment of any octseptium road company in said State, and all persons in the employment of any octoctium road company in said State, and all persons in the employment of any octennium road company in said State, and all persons in the employment of any ennilium road company in said State, and all persons in the employment of any enunium road company in said State, and all persons in the employment of any enbium road company in said State, and all persons in the employment of any entrium road company in said State, and all persons in the employment of any enquadium road company in said State, and all persons in the employment of any enpentium road company in said State, and all persons in the employment of any enhexium road company in said State, and all persons in the employment of any enseptium road company in said State, and all persons in the employment of any enoctium road company in said State, and all persons in the employment of any ennennium road company in said State, and all persons in the employment of any unnilium road company in said State, and all persons in the employment of any ununium road company in said State, and all persons in the employment of any unbium road company in said State, and all persons in the employment of any untrium road company in said State, and all persons in the employment of any unquadium road company in said State, and all persons in the employment of any unpentium road company in said State, and all persons in the employment of any unhexium road company in said State, and all persons in the employment of any unseptium road company in said State, and all persons in the employment of any unoctium road company in said State, and all persons in the employment of any unennium road company in said State, and all persons in the employment of any binilium road company in said State, and all persons in the employment of any biunium road company in said State, and all persons in the employment of any bib

Angelegenheiten, auch den Titel als zeitlicher Administrator führt und den Auftrag hat, im Verständniß mit den, in diesen Hafen angestellten Consuln der verschiedenen Nationen, darüber zu wachen, daß diese Theilung unter den beiden Parteien keine Unordnungen herbeiführe.

Eine Menge Griechen, die dem Unglück, das die andern Inseln betroffen hat, entgangen sind, hat sich nach Syra geflüchtet. Am Abhange eines unfruchtbaren und wilden Berges haben sie sich elende Hütten gebauet oder Höhlen ausgegraben. In diesen ungesunden Wohnungen fristen diese Unglücklichen, halbnackend und von allem entblößt, ihr elendes Daseyn, ohne noch einmal gegen Mord und Plünderung ganz gesichert zu seyn, denn, wenn sie auch das Schwert des Muselmanns in Folge des Syra verheißenen Schutzes verschont, so sind sie doch täglich den Angriffen der Piraten ausgesetzt, welche aus Raubgier die neuen Etablissementer bedrohen, und eben jetzt hatten sie einen neuen Ueberfall von 1800 Albanesern zu befürchten, die auf der benachbarten Insel Zea gelandet waren. Schon lebten alle Einwohner in Furcht und Schrecken, als, glücklicherweise, fast zugleich mit uns, eine englische Fregatte ankam. Es wurden sogleich Vorkehrungen getroffen, die Seeräuber zu verjagen; doch that dieses nicht Noth, indem sie auf die erste Nachricht von der Ankunft der Engländer die Insel eiligst wieder räumten.

Syros, das für eine der fruchtbarsten der Cycladen gegolten, liefert jetzt kaum so viel, als zum Unterhalt der Einwohner erforderlich ist. Ich habe einen großen Theil ihres Gebietes auf einer Jagdpartie durchstreift. Unermeßliche unfruchtbare Berge durchschneiden die Insel in mehreren Richtungen und haben nur enge Thäler zwischen sich, so daß es nur wenig ausgedehnte Ebenen giebt. Man findet Brüche weißen und schwarzgesprenkelten Marmors; nur einige Thäler, die von Bergströmen gewässert werden, sind angebauet. Hin und wieder trifft man Orangen- und Olivenbäume, auch einzeln Weinstöcke an. Diese schroffen Berge, auf deren Gipfel aromatische Kräuter wachsen, wovon sich Ziegenheerden nähren, waren damals mit Schnee bedeckt. Beim Wiederherabsteigen in die tiefen Bergschluchten mißt das Auge mit Schrecken die steile Höhe, welche man mit Gefahr, sich zwanzig Mal den Hals zu brechen, zurückgelegt hat. Längs der Hohlwege und am Abhange der Berge ist der Weg alle Augenblick durch Gesträuch und Zwergholz unterbrochen, das in gewissen Jahreszeiten eine große Menge vortrefflichen Waldes birgt. Wir waren jedoch auf unsrer Excursion nicht sehr glücklich und fanden dessen nur wenig vor. Erschöpft von Strapazen, trafen wir wieder am Bord ein und keiner von uns hatte Lust, den andern Tag wieder anzufangen. Unser Wegweiser hatte uns die ganze Insel durchstreifen und, auf fast unwegsamen Straßen, den Kamm von mehreren Bergen umkreisen lassen. Auf unserm Zuge hatten wir nur einige wenige isolirte Hütten und zwei oder drei Kapellen auf den Anhöhen angetroffen. Mehrere Griechen waren mit der Bestellung ihrer Aecker beschäftigt, andere hatten die Hut von Hammel- und Ziegenheerden. Nie habe ich mit größerem Appetit gefrühstückt als in den Gebirgen von Syra. Ein armer griechischer Hirte und sein Sohn saßen in unsrer Nähe am Ufer des nämlichen Baches und aßen heißhungrig von einem groben schwarzen Brodte, das sie sich mit einigen gedörrten Oliven würzten; doch schienen sie mit ihrer Lage nicht unzufrieden zu seyn. Ihre Wünsche beschränkten sich, wie sie sagten, nur darauf, dessen täglich genug zu haben und in ihren einsamen Hütten gegen die Verfolgungen der Barbaren gesichert zu seyn. Vergebens suchten wir sie zu überreden, an unserm Mahle Theil zu nehmen; sie weigerten sich dessen, weil sie Fasttag hatten und nicht wider ihre Gebote sündigen wollten.

Man bauet etwas Baumwolle auf der Insel, und der weiße Wein von Syra ist lieblich; aber er hält sich nicht lange. Der Boden ist, wie auf Milo, vulkanisch; man stößt wenig auf bröckliche Kalksteine, findet aber kohlensaure harte Kalksteine, Marmor und Granit in Menge vor. Ich habe weder Mergel noch Schiefer, wohl aber, in der Nähe des Meeres, einige Quarzsteine und Flintsteine gefunden. Auf der Anhöhe oberhalb der Etablissements um den Hafen von Syra herum, sieht man die Grundstätte der alten Stadt Syros, Geburtsort des Pherecydes, dessen Zögling Pythagoras war. An diesen Stätten findet man noch jetzt einige Spuren einer Stadt, aber kein Denkmal, nichts, das die Erinnerung an das alte Syros, wovon man nur noch den Namen kennt, auffrischen könnte.

Endlich ließ die Witterung es zu, daß wir, mit drei Kauffahrteischiffen unter unsrer Escorte, die Fahrt nach Smyrna wieder antreten konnten. Schon entschwinden uns Tine und Myconi in weiter Ferne und verschmelzen sich am Horizont mit den Inseln Andros und Zea. Nicaria und Samos werden rechts sichtbar, das unglückliche Scio, vormals Chio, und das noch unglücklichere Ipsara, gerade vor uns. Welche Gräuel hat die Sonne dieses schönen Himmelstrichs beschienen! Weithin ist das Geschrei der Verzweiflung und der Wuth erschollen, Ströme unschuldigen Blutes haben sich mit den salzigen Fluthen vermischt, die diese trauernden Ufer bespülen; sie haben Tausenden von Opfern als Grab gedient. Ipsara! Thränen füllen meine Augen, indem ich mich deinen Ufern nähere, deine noch rauchenden Ruinen betrachte; ich bewundere das heldenhafte Ende deiner Bewohner, die einen ruhmvollen Tod der Schande und Sklaverei vorzogen und, dem stolzen Philistin ähnlich, sich unter den Trümmern ihrer Feste begruben, ihre heillosen Unterdrücker mit in ihr Verderben reißend. Ehre eurer erhabenen Aufopferung, ihr Manen von so vielen Helden!

Am 20. Februar des Abends zeigte sich an der südlichen Spitze der Insel Scio ein griechischer Pirate, der uns ohne Zweifel für ein großes Kauffahrteischiff nahm und sich im voraus der guten Prise freuete. Er kam mit vollen Segeln heran, ward dann aber seinen Irrthum inne, und eilte nun, fast noch rascher, als er gekommen, wieder hinweg der Küste zu. Die Fahrzeuge unter unsrer Escorte näherten sich uns, als jener Seeräuber sichtbar wurde, und den weiter entfernten ward ein Signal, sich uns dichter anzuschließen, gegeben, während wir einige Segel strichen, um ihnen dieses leichter zu machen. Der schönste Ruhm-Anspruch einer Kriegs-Marine ist es ohne Zweifel den Handel zu beschirmen, dessen Stütze sie ja seyn soll. Der Anblick des gedachten griechischen Korsaren, der 22 Kanonen führte, hatte einem Paar Türken nicht geringen Schreck gemacht, die wir zu Syra heimlich an Bord genommen hatten, weil sie sonst höchst wahrscheinlich niedergemacht worden wären. Diese Gefangenen, deren einer eine von den Griechen genommene Corvette befehligt hatte, waren uns von dem Primas der Insel selbst, aus einem ihn ehrenden Gefühl des Mitleids, bei Nacht an Bord gesandt worden. Nicht ohne Schaudern hören sich die Erzählungen der scheußlichen Repressalien an, die von beiden Theilen in diesem Vertilgungskriege verübt werden. Inzwischen bringt das persönliche Interesse oft Leute von ganz entgegengesetzten Parteien zusammen; so hatten wir, außer unsern beiden Türken, auch zwei Griechen, einen sicilianischen Jesuiten und einen russischen Officier am Bord, die alle nach Smyrna gingen. Tiefer eindringend ins ägeische Meer, erblickten wir die Küsten von Klein-Asien; wir kommen in den Kanal von Scio, zwischen der Insel dieses Namens und der Küste von Natolien. Wir sehen den Schauplatz, wo vor vier Jahren (im Monat Mai 1822) das blutigste Trauerspiel aufgeführt ward. Eine Windstille nöthiget uns, auf der Rhede des, vor dem Aufstande seiner leichtgläubigen Bewohner so blühenden Scio's vor Anker zu gehen. Hingerissen, wie bekannt, durch den Anstoß einiger weniger Samier, wollten sie ein, freilich schreckliches, aber zu fest begründetes, Joch abschütteln. Die

Seine Liebe erlosch dahin. Auf der Stelle, wo Wilhelm sich in den jungen Grafen verwandelt hatte, stand Jener.

Er hatte die Verwandlung nicht bemerkt. Er sah Jemand vor sich, groß, stattlichen Ansehens, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, und dachte, es sei ein Fremder, der sich in das Haus des Gärtners, unter den Vorhang hat flüchten wollen, und nun, da er sich entdeckt sieht, sich mit Gewalt einen Ausweg bahnen will. Er wendete sich, um seine Waffen zu ergreifen, seinen Degen und die Armbrüste, die Wilhelm mit sich führte, und sah Jenen vor seinen Augen verschwinden. Er glaubte, er habe sich geirrt, und wollte sich eben wieder niedersetzen, als er Wilhelm, in seiner Gestalt, wieder vor sich sah. Er sah ihn an, und sah ihn wieder verschwinden. Er verwandelte sich wieder, und Wilhelm stand vor ihm. Er wollte sich nicht täuschen lassen. Er wollte sich überzeugen, ob es Wilhelm sei, oder ob ihn ein Gespenst äffe. Er schlug mit seinem Degen nach ihm, und sah, wie Wilhelm ihn auffing, und ihm mit gleicher Kraft zurückgab. Er sah, daß es Wilhelm sei, und daß es sein Ernst sei. Er sah, daß Wilhelm ihn mit Absicht reizte, und daß er ihn nicht verschonen werde, wenn er ihn nicht zu Boden schlage

so öde sind, daß man versucht ist, sie alle für unbewohnt zu halten. Mehr durch die Form der Turbane, als durch den Reichthum der Kleidung und andrer Zierrathen, unterscheiden sich die verschiedenen Classen und Ränge. Das asiatische Kostüm, das mir anfangs, wo es mir neu war, grotesk zu seyn schien, halte ich nun für schön und majestätisch. Nichts drappirt so schön, als die weite Kleidung, die flatternden Kaftans; und wenn der Turban den Kopfputz des griechischen Frauenzimmers so reizvoll macht, so steht er den Männern nicht minder schön. Ein schöner persischer Kachemir ist eine hübsche Zierde ihres Hauptes; fast alle haben sie ein würdevolles Ansehen; ihre Haltung ist ernst, ihr Gang stolz. Mehrere ihrer Kleidungsstücke sind sehr kostbar, reich mit Gold gestickt, und bei vielen noch mit prächtigen Edelsteinen besetzt. Mehrere Male hat mich der Luxus und die Pracht der Regierungs-Häupter, wenn sie spazieren ritten, geblendet. Die Leichtigkeit des prächtig aufgezäumten Renners stand im schönsten Verhältniß zu der Geschmeidigkeit und anmuthigen Haltung des Reuters. Was aber den schönen Anzug der Türken entstellt, das ist das Arsenal, was sie in ihrem Gürtel, einer Art ledernen Portefeuille, vor sich hertragen. Einige führen 5 oder 6 ungeheure Pistolen und eben so viele Dolche, oder Yatagans, bei sich; andre jedoch tragen auch wohl bloß einen großen Damascener über der Brust. Besonders seit dem Aufstande der Griechen gehen sie so stark bewaffnet einher. Trotz dem allen scheinen sie mir jedoch elende Kriegshelden zu seyn und ich bin überzeugt, daß, hätten alle Griechen sich so benommen, wie die zu Ypsara und zu Messolonghi, sie schon längst im Besitz ihrer Unabhängigkeit seyn würden. Wenn ich mir die türkischen Patrouillen besah, welche die Straßen durchzogen, so glaubte ich einen Haufen Straßenräuber zu sehen, die eben aus ihren Schlupfwinkeln herausgekommen waren. Die meisten waren halbnackend, oder doch sehr zerlumpt, dabei ungleich bewaffnet und ohne die geringste Disciplin. Die türkischen Frauen verlassen sehr selten ihre Harems, und wenn es geschieht, so haben sie immer eine Sclavin oder Duenna bei sich. Ihr Kostüm ist nicht kleidsam. Ein übermäßig großer Schleier, der vom Kopf bis fast auf die Füße reicht, verbirgt ihren Wuchs und ihre Züge, ein schwarzer Krepp verdeckt das Gesicht bis an den Mund, und selbst dieser ist noch, so wie auch der Hals, in einem weißen Tuche verborgen. Nur die verheiratheten Frauenzimmer tragen schwarzen Krepp, die unverheiratheten weißen. Ich habe mich oft gefragt, wie es möglich sey daß diese Unglücklichen, Sclavinnen einer abscheulichen Eifersucht, unter einer solchen Hülle athmen können, und daß nicht böse Zufälle daraus entstehen; nur die Macht der Gewohnheit macht es erklärlich. Durch Neugier gereizt, habe ich einen Smyrnaer Arzt bei einem Krankenbesuche begleitet, den er in einem türkischen Hause einer alten Frau machte. Ihr Alter und die Bedenklichkeit des Uebels erlaubten mir den Zutritt. Kaum waren wir die erste Thür passirt, als alle die andern Frauenzimmer, auf ein Signal, das der uns begleitende Eunuche gab, gleich furchtsamen Tauben entflohen. Bald waren sie durch eine undurchdringliche Barriere von uns geschieden, wie uns der Lärm von mehreren vorgeschobenen Riegeln es verkündete. Die arme Kranke verbarg, als wir uns ihr näherten, ihr Gesicht, und ließ es erst nach erhaltener Erlaubniß, und auch da noch mit sichtbarer Angst, sehen. Mein College hatte mich vorher schon unterrichtet, daß, wäre die Frau jung und hübsch gewesen, wir sie nicht ohne Gefahr in Gegenwart ihres Mannes hätten aufmerksam betrachten dürfen, und daß er in solchen Fällen immer die Augen niederzuschlagen pflege. Durch Sclaven wurden wir, nach der im Orient allgemein herrschenden Sitte, mit Pfeifen und Caffee bedient. Bei den Griechen sind es die Hausfrauen, die solches, so wie Eingemachtes und Liqueure, den Gästen reichen. Der Tabacksrauch, der unsern Damen so lästig ist, incommodirt hier niemanden und die Frauenzimmer zünden in der Regel erst die Pfeife an, ehe sie sie präsentiren. Freilich ist der hiesige Tabak weit milder als der unsrige, und der Rauch steigt langsamer auf, da er erst eine lange Röhre mit einem Ambra-Mundstück zu passiren hat. Ehe er sie durch eine, mit Maroquin überzogene, sieben bis acht Fuß lange Röhre windet, geht der Tabacksrauch durch einen mit wohlriechendem Wasser angefüllten Pocal, und nimmt davon einen Parfüm an, den die Türken und die Griechen mit Wollust einathmen. Die Pfeife ist die höchste Glückseligkeit der ersteren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tod des Reisenden Moorcroft.

Allem Vermuthen nach hat die Erdkunde nun auch den Tod dieses unerschrockenen und unermüdlichen Reisenden zu betrauern. Er hat Tibet, Kabul, Kaschmir und den größten Theil der Gegenden durchwandert, wohin die Tausend und Eine Nacht ihre reizenden Erzählungen verlegt; jetzt wünschte er auch die zu schauen, wo Timurlenk's berühmte Hauptstadt liegt und wo einst der Hauptsitz der orientalischen Gelehrsamkeit blühete. Bei der Durchreise durch Khullum hielt ihn jedoch der Emir-Häuptling der Konduez einen Monat gefangen, um ein Lösegeld von 20,000 Rupien zu erpressen; dagegen empfing ihn der Khan der Bucharei mit Auszeichnung und erließ ihm alle Zollgebühren von seinem Gepäck. Da er zur Fortsetzung seiner Reise Pferde benöthigt war, begab er sich zu deren Ankauf nach Andko, allein er starb auf dem Wege dahin, und ein gleiches Schicksal hatten seine beiden Gefährten Trebeck und Guthrie wenige Tage nach ihm. Was sie von Pferden und Sachen bei sich hatten, nahm der Notawalli oder der oberste Richter an sich; ihre übrigen Begleiter zerstreuten sich theils nach Herat, theils nach Kabul. Ein Einwohner dieser letzteren Stadt war es, welcher die traurige Nachricht von dem Tode Moorcroft's an das Gouvernement von Bengalen berichtete, und zugleich sich erboten hat, die unglücklichen Diener des Reisenden, die in diesen ungastfreundlichen Gegenden verwaiset umherirren, die mögliche Sorge zu tragen. Man hofft, daß man das Tagebuch und die übrigen Papiere für die Wissenschaften retten wird. Seine irdische Hülle ist durch die Sorge des Wekil Sahibzada nach Balkh gebracht und daselbst einbalsamirt worden.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 173 SOCIETÄT Hamburg, Mittwoch, den 4. April SOCIETÄT 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von B. Niebour und Rath Ludwig.

Vollständige Uebersicht der in den Jahren 1824 und 1825 in England gebildeten Actien-Vereine.

Von der unter diesem Titel jüngst bei Boosey & Son zu London herausgekommenen Schrift von Henry English, giebt das neueste Heft des Monthly Review folgenden Bericht:

Künftige Geschichtschreiber werden es dem Herrn English Dank wissen, daß er, in gedrängter Kürze und doch klar und deutlich, die Symptome der außerordentlichsten kaufmännischen Mißgriffe, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat, zusammenstellte; Mißgriffe, die den Glauben an ein Fortschreiten der Urtheilsfähigkeit und Umsichtigkeit erschüttern oder doch erschüttern können, obwohl man glauben möchte, daß, bei den Mitteln, sich Kenntnisse zu erwerben, und bei der Schleunigkeit womit sich dieselben verbreiten, ein solches Fortschreiten statt finden müßte. Hätte man die näheren Umstände dieser Mißgriffe in den Chroniken unsrer Vorfahren aufgefunden, oder hätte sie irgend ein forschlustiger Reisender aus China oder Japan berichtet; so würde man sie sicher für ein Märchen des Chronikenschreibers, und für einen Seitensprung der Wahrheitsliebe des Reisenden gehalten, oder auch die Charakteristik eines, in grober Unwissenheit der Grundsätze, wonach Geschäfte zu betreiben sind, befangenen Volkes, das auch nie den kleinsten Begriff von politischer Oekonomie und Wissenschaft gehabt, darin gefunden haben. Aber die Sache hat sich würklich und unter unsern Augen zugetragen; wir können ihr Daseyn eben so wenig als unsre eigne Existenz in Zweifel ziehen; und dennoch bleiben wir dabei uns für weise und umsichtig zu halten, als ob nicht Beweise vom Gegentheil vorhanden wären.

Zwischen dieser Krankheit und der, die das Land in den Jahren 1719 und 1720 heimsuchte, giebt es mehrere Aehnlichkeiten: beide waren fast von gleicher Dauer, und beide hatten schreckliche Folgen. Die Manie des letzten Jahrhunderts war jedoch verhältnißmäßig beschränkter in ihren verderblichen Würkungen; und wenn sie auch muthmaaßlich mehr Fälle gänzlicher Vernichtung zuwege brachte, als die neuere, so scheint doch die Wunde, die sie dem Handel und Wohlstande im Allgemeinen beigebracht, weniger tief gewesen zu seyn. Das mag nun wohl seinen Grund in den verschiedenen Zeitumständen haben. Im 18. Jahrhundert ging es langsam mit der Communication, daher denn die Verbindung, die Art zu leben, und der Ehrgeiz des Volkes mehr auf seine besondern Distrikte beschränkt war, so daß, während die Bewohner von London schwer für die Folgen ihrer eignen Thorheit büßten, die der entfernteren Provinzen verhältnißmäßig verschont blieben. Auch beruht der Unterschied nicht allein auf der größern Leichtigkeit, mit welcher, in letzterem Falle, Leute aus allen Winkeln des Landes um so geschwinder mit ins Verderben gezogen werden konnten, sondern auch darin, daß der Handel des Landes jetzt weit mehr von der Geschwindigkeit und Einfachheit einer einzigen großen Maschinerie an sich hat, als vor einem Jahrhundert. Ueberdem hat sich das Creditsystem unendlich erweitert, nicht allein im Ganzen genommen, sondern auch an sich selbst, im Verhältniß zum ganzen Geschäft in den beiden Perioden. Da also die Maschine der National-Industrie von größerem Umfang und rascherem Umschwunge ist, auch, wenigstens großentheils, ein weniger sicheres Fundament hat, als damals; so kann sie weit eher in Unordnung gerathen und dürfte gleichfalls, ihrer Unermeßlichkeit und Schnelligkeit wegen, nicht so leicht wieder ins rechte Geleis zu bringen seyn.

Bringt man beide Schwindeleien (Manias) unter diesen Gesichtspunkt, so sieht man bald, worin sie von einander abweichen: die des vorigen Jahrhunderts war ganz und durchaus ein Spiel, und kam mit der allgemeinen Industrie des Landes fast nicht anders in Berührung, als daß sie deren Verdienst absorbirte; das Spielwesen unserer Zeit aber griff würklich ein in das Geschäft und die Industrie des Landes, und nahm nicht allein den Verdienst hinweg, sondern verschluckte auch das Capital selbst. Beides waren Krankheiten höchst garstiger und gefährlicher Art; doch könnte man die des vorigen Jahrhunderts in ärztlicher Weise typisch nennen, während die heutige im weiten Sinne des Worts eine constitutionelle war.

Wenn wir demnach den wahren Unterschied zwischen den beiden Calamitäten erwägen, und nun sehen, daß die jüngste ganz entschieden die schlimmste war, so können wir nicht umhin, uns zu verwundern, warum das klare und philosophische Licht, daß sich in der Zwischenzeit über die Theorie, ja selbst über die Praxis des Geschäfts verbreitet hat, im Allgemeinen nicht besser benutzt worden ist. Als das vorige Jahrhundert begann, waren Monopolien noch in voller Kraft, Restriktionen an der Tagesordnung, und man hielt dafür, die Minister könnten den Leuten eben so gut vorschreiben was und wie sie handeln sollten, als man den Armeen ihre Richtung und gegen wen sie fechten sollen anweiset. Ganz anders standen die Sachen mit dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Freilich ward in diesem Jahrhundert das einfältigste aller Monopole, die verderblichste Restriction, die denkbar ist: das Korn-Gesetz, ausgeheckt; aber es stand, kaufmännisch gesprochen, gleich Satan unter den Kindern Gottes, fast ganz allein, während in der gesammten übrigen Gesetzgebung in Betreff der Industrie ein heilsamer, mehr mit verständigen Grundsätzen und bewährter Erfahrung im Einklang stehender Geist obwaltete. Man war auf dem Wege einzusehen, daß Nationen sich eben so wenig als einzelne Individuen einander als Feinde betrachten müssen, und daß es dem Wohlseyn und Glücke einer Nation eben so förderlich sey als dem Heil eines Einzelnen oder einer Familie, mit den Nachbaren in gutem Vernehmen zu stehen, weil, wenn auch beide Parteien, doch jede einen größeren Nutzen davon hat, als es nach dem alten Grundsatze: „nimm und behalte," möglich war. Aber trotz der Theorie von Adam Smith, der allgemeinen Praxis der handelnden Welt, und des

Digitized by Google

Beispiels einer Administration, die eben den Anfang gemacht hat, zu zeigen, daß Administrationen etwas anderes und besseres thun können, als Taxen erheben und sie wieder ausgeben, um Ruhm einzukaufen: haben doch die Menschen des 19. Jahrhunderts in der That weniger Urtheilskraft an den Tag gelegt, als ihre Vorfahren vor Hundert Jahren, und den Schein auf sich geladen, daß sie der Thorheit und Vernichtung als ihr Erbtheil und ihren Lohn fröhnen.

Möglich daß der vorige Krieg — der allerdings die Energie dieses Landes in einer außerordentlichen und beispiellosen Weise aufgeregt hatte und dessen Endresultat so sehr von den Anzeichen des Verlaufs verschieden war — den Glauben der Menschen an die Grundsätze der Philosophie ein wenig aus seinen Angeln gehoben, und zugleich einen großen Theil speculativer Thätigkeit ohne legitime Mittel, sie auszuführen, hinterlassen hatte. Dem sey nun, wie ihm wolle, genug, es herrschte die Meinung, durch Combination sey alles mögliche erreichbar, ohne die Mitwürkung der gewöhnlichen Mittel des Gelingens, als: Kenntniß und Industrie. Diese Meinung benutzend, und im Anfange ihre Rechnung dabei findend, führten gewissenlose Menschen nun eine Thätigkeit auf Abwege, die, gehörig geleitet, das Wohl des brittischen Volkes wunderbarlich gefördert haben würde.

Welche Würkung eine Nationalschuld auf die Einigkeit eines Volkes und auf die Sicherheit einer Regierung auch haben möge, so liegt es doch klar am Tage daß die Fonds, insofern man sie zum Gegenstand des Spiels macht, nur zu Unheil führen; da nun dieses Spiel die einzige Beschäftigung einer sehr zahlreichen nicht besonders philosophischen, oder etwa moralischen Classe ist, so läuft es immer darauf hinaus eines jeden Kenntniß, der in irgend einer Weise damit in Berührung kömmt, zu entwürdigen und dessen Redlichkeit zu untergraben. Doch es wird Zeit, daß wir einiges vom Inhalt der Schrift des Hrn. English sagen.

Auf ungefähr 40 Seiten giebt dieselbe das Umständliche von 127 Actien-Vereinen, die in den Jahren 1824 und 1825 gebildet worden und noch vorhanden sind; die aus dem Capital des Landes entweder baar in Cassa, oder in noch schuldigen Rückständen der Parteien, eine Summe von mehr als 15 Millionen £ an sich gezogen haben; und zeiget, daß von dieser Summe schon fast 5 Millionen vergeudet und verloren worden, und — daß die Actionisten dieser Vereine noch zu Nachschüssen zum Belauf von beinahe 88 Millionen verpflichtet sind. Hier das summarische Verzeichniß der Classen dieser Vereine mit den Haupt-Umständen einer jeden für sich:

Summarisches Verzeichniß.

Anzahl d. Vereine.	Capital.	Eingezahlt.	Jetziger Werth.	Verpflichtete Nachzahlung.	Zahl der Actien.
44 Berg-werks-	26,776,000	5,455,100	2,927,350	21,320,900	358,700
20 Gas-	9,061,000	2,162,000	1,504,625	6,899,000	152,140
14 Assecur.-	28,120,000	2,247,000	1,606,000	25,873,000	545,000
49 diverse	38,824,600	5,321,850	3,265,975	33,502,750	562,500
127.	£102,781,600	£15,185,950	£9,303,950	£87,595,650	1,618,340

Was die Bergwerke, das erste Item dieses summarischen Verzeichnisses, anbetrifft, so liegt davon nur ein sehr kleiner Theil diesseits des Atlantischen Meeres, und hinsichtlich dessen, was jenseits desselben einträglich ist oder es je zu seyn verspricht, frägt sichs, ob es je bedeutender seyn wird. Von einem nominellen Capital von fast 27 Millionen haften circa 22 Millionen an Speculationen, die, wenn auch nicht darin vorhanden, doch nach amerikanischen Bergen benannt sind; von den eingezahlten 15 Millionen sind fast 14 Millionen in jenen transatlantischen Speculationen angelegt, folglich in ihnen fast 5½ Millionen von den verlorenen 6 Millionen vergeudet worden. Leider ists nicht möglich die Operationen der Gaunerei und der Thorheit von einander zu scheiden und jedem seinen Antheil an dem Schaden nachzuweisen; daher wir auch nicht sagen können wieviel davon auf die Rechnung raubgieriger Sachwalter, verständer Projektanten und kundiger Directoren zu bringen ist, und was der Bau von Maschienen und der Transport von Werkleuten gekostet haben mag, die nun in den unwirthbaren Schluchten der Anden mit einander rosten und vergehen. Ganz gewiß aber ists, daß die gesammte Masse Geldes der rechtlichen Industrie des Landes entzogen ist, und daß selbst der Theil, der einigen wenigen Maschienenmachern und andern Mechanikern für einen Augenblick zu Gute kam, wieder schädlich ward, indem er ein Begehr aufregte, das, statt bleibend zu seyn, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit einer Wiederholung bei einem ähnlichen Falle für sich hat. Die täglich eingehenden Berichte über den Zustand der Bergwerke sind nichts weniger als genügend: die Gruben sind entweder unzugänglich, erschöpft, unter Wasser, der Arbeit nicht werth, oder gar nicht einmal anders als in den gedruckten Plänen und ausgegebenen Actien vorhanden; die Maschienen sind dem zehrenden Einflusse eines tropischen Clima's ausgesetzt und die Werkleute kehren ausgehungert und fieberbefallen, niedergeschlagenen Geistes und mit zerrütteter Gesundheit heim, um einen elenden Lohn einzufordern und hernach muthmaaßlich für ihre ganze Lebenszeit ihren respectiven Kirchspielen zur Last zu fallen.

Die Gas- und Assecuranz-Vereine nebst einigen der nicht genannten fallen nicht so durchaus albern in die Augen, als die der Bergwerke; werfen wir aber einen Blick auf die Tabelle, so finden wir, daß auch sie mehr als zuviel im nominellen Werthe verloren haben; und wenn man sich nach den 6½ Millionen umsähe, auf welche Herr English ihren jetzigen Werth geschätzt hat, da dürfte es wohl ein schweres Stück Arbeit seyn, ausfindig zu machen, worin derselbe denn bestehe. Und nun vollends die enorme Summe von 65 Millionen, für welche das Publikum diesen Gas-, Assecuranz- und sonstigen Vereinen noch haftet! Freilich würde es mit dem Einruf einer solchen Summe in würklicher Valuta gehen wie mit Glendowers Citation „der Geister aus den bodenlose Tiefen;" sie würde — nicht kommen; aber ein Theil davon käme vielleicht, und das Ausbleiben des Restes würde dann einen Vorwand geben sich gewaltthätig jenes Theils zu bemächtigen. Nach runden Zahlen sind die Bergwerke nach dem würklich eingeschossenen Capital fast um die Hälfte, die verschiedenen Vereine um circa ein Drittheil, und die Gas- und Assecuranzen mehr als ein Viertheil im Werthe gefallen.

Die zweite Abtheilung der Schrift des Herrn English handelt von den Vereinen, die schon aufgegeben sind; und diese haben, wie aus folgender Uebersicht erhellet, dem Publikum circa drittehalb Millionen gekostet, welche ganze Summe als völlig verschleudert zu betrachten ist:

Summarisches Verzeichniß.

Anzahl der Vereine.	Capital.	Eingezahlt.	Zahl d. Acti
16 Bergwerks-	5,585,000	400,000	98,200
9 Investement-	8,550,000	746,000	78,500
20 Canäle, Eisenbahnen ꝛc.	19,135,000	893,375	246,000
20 Dampf-Apparat-	2,927,500	79,000	35,650
43 diverse	20,409,000	799,500	390,250
118.	£56,606,500	£2,119,675.	848,600

Die dritte Abtheilung der Schrift handelt von den Vereinen, de Projektanten nicht Witz und Schlauheit genug hatten sie in Gang bringen. Hier ein Verzeichniß derselben:

Summarisches Verzeichniß.

Anzahl der Vereine.	Capital.	Anzahl d. Actien.
14 Bergwerks=	6,000,000	80,300
9 Gas=	3,016,000	48,800
19 Investement=	41,050,0000	608,000
6 Assecuranz=	7,700,000	106,000
11 Handels=	10,450,000	85,000
26 Bau=	13,781,000	161,900
18 Werft=, Canäle= ꝛc.	13,851,000	164,410
16 Eisenbahn=	11,065,000	131,800
37 Dampf=Apparat=	5,628,000	89,570
23 Versorgungs=	8,360,000	674,000
57 diverse	19,700,000	382,600
236.	£ 143,610,000	2,535,380

Um seine Uebersicht aller Actien=Vereine sowohl als des dem Lande entzogenen Capitals zu vervollständigen, hat Herr English ein Verzeichniß aller Vereine mit beigefügt, die vor 1824 vorhanden gewesen, und zugleich die Gelder mit verzeichnet, die in den Jahren 1824 und 1825 in Anleihen für Fremde ins Ausland gewandert sind. Hinsichtlich der ersteren bemerkt er, die Mehrheit sey von einer Art, daß individuelles Capital schwerlich dafür angemessen sey; und in Betreff der letzteren scheint es, daß innerhalb der zwei Jahre 25 Millionen in die Hände fremder Mächte gekommen sind.

Addirt man nun die Items zusammen, so wird sichs finden, daß die Vereine und die Anleihen einen Ausfall bilden, der all die Noth natürlich macht, die nachher in allen Theilen der handelnden Welt eintrat, indem die Gesammtsumme nahe an 43 Mill. £ beträgt, ungerechnet noch einen ungeheuren Belauf, den zu ermitteln es keine Data giebt, oder wovon das Auffinden der Data's eine herkulische Arbeit seyn würde. Dieser besteht nämlich in dem Spiel=Nutzen der Projektanten und Aktien=Händler in der Zeit, wo diese Aktien über ihren Nennwerth bezahlt wurden; und erwägen wir, wie oft viele von diesen Actien transferirt wurden, und wie groß der Nutzen auf manche solcher Transferationen war; so unterschätzen wir den Belauf sicher noch, wenn wir den Gesammtbetrag an Capital allein zu 50 Mill. £ anschlagen; eine so ungeheure Summe, daß sichs kaum begreifen läßt, wie das Land sie hat entbehren können, ohne gänzlich darüber zu Grunde zu gehen.

So groß nun diese Geldvergeudung auch ist, so beschränkt sich darauf dennoch das ganze Uebel noch nicht; denn auch Zeit und Talente, die nebenbei mit Vortheil zur Förderung des National=Wohlstandes hätten können verwandt werden, sind vergeudet; Menschen sind vom rechtlichen Erwerbswege abgelenkt und ihre Nebenmenschen zu plündern verleitet worden, so daß, außer einer Verminderung des Vermögens, auch eine Verschlechterung des Charakters statt gefunden hat. Leute, die sich vorher in gesellschaftlichen Sphären bewegt, die für ehrenvoll galten, und die ohne Zweifel bei ihren Landsleuten in nicht geringem Ansehn standen, haben sich gemeinen Spielern und Beutelschneidern beigesellt; und wenn sie sich auch von den Lastern dieser Charaktere frei hielten, so liehen sie ihnen doch ihre Namen und theilten mit ihnen den schlechten Gewinnst und die Schande. Das sind um so mehr bedauernswerthe Umstände, weil sie, wenigstens eine Zeitlang, das gegenseitige Zutrauen, das sicherste Band, was den Wohlstand einer Nation zusammenhält, locker machten, und Mißtrauen gegen Personen einflößten, die für vollkommen rein und unbestechlich zu halten, eine so nöthige als wünschenswerthe Sache ist.

Wie die Täuschung solche Stärke gewinnen und solche Fortschritte machen konnte, das zu untersuchen dürfte nicht leicht, vielleicht nicht einmal dienlich seyn; inzwischen ist sie wieder ein Beleg der demüthigenden Lehre: „daß man erst durch Schaden klug wird; daß man den Stall ausbessert, wenn das Schaaf gestohlen ist;“ und da diese Lehre das einzige ist, was uns geblieben, so wird es wohlgethan seyn, sie wohl zu beherzigen und mit Reue Besserung zu verbinden. Der große Irrthum scheint in gänzlicher Unkenntniß des wahren Werthes eines Actien=Vereins zu beruhen, und diesem dürfte nun ein anderer Irrthum folgen, der nämlich, einen Ekel an allen solchen Vereinen zu bekommen, selbst da, wo sie nützen können. Die richtige Theorie dieses Gegenstandes liegt in einem kleinen Raume; denn jeder Verein, der eingeständlich nur das leisten will, was auch Einzelne thun können, ist prima facie ein Uebel, in so weit er ein Monopol wider das Publikum ist und seiner natürlichen Beschaffenheit nach viel kostbarer. Man nehme einmal irgend einen bestehenden Actien=Verein und vergleiche die Kosten seines Wirkens mit denen eines Einzelnen, der das nämliche Geschäft für eigne Rechnung betreibt, und man wird finden, daß der Vortheil überwiegend auf der Seite des letzteren ist. Die Ursache davon liegt hell am Tage: jedes Geschäft erfordert, um gut geführt zu seyn, Einheit des Zweckes — einen einzigen Chef, und dieser Chef muß gleichförmig streben, die Ausgaben in allen Punkten aufs minimum zu bringen. Aber nicht eins von diesen Attributen ist den Actien=Vereinen eigen, denn die erfordern: eine achtbare Gesellschaft von Direktoren, die dem Verein hin und wieder einmal ihre Aufmerksamkeit schenken und dafür ihr Honorar in Empfang nehmen; einen Bevollmächtigten, dem sein Amt von jenen Direktoren übertragen wird und der auch sein gutes Einkommen bezieht; ferner Schreiber, Unterschreiber, Kassenverwalter ꝛc. ꝛc., oft durch jobberischen Einfluß zu ihren Stellen gelanget, und die sammt und sonders sich das Geschäft nicht weiter angelegen seyn lassen, als sich daraus bezahlt zu machen. Ein Actien=Verein zur Betreibung irgend eines Geschäfts oder Unternehmens, das auch durch die Mittel von Einzelnen auszurichten wäre, ist ferner nicht allein eine unbeholfene, kostbare und zwecklose Maschienerie an und für sich selbst, sondern hilft auch noch gewissermaaßen die allgemeine Masse von Talenten unterdrücken, auf die das Publikum ein Anrecht hat und die zu lohnen es stets bereit ist. Mit seinem nominellen Capital, seinem hochtönenden Namen, und da die meisten Actionisten nur einen untergeordneten Werth darauf legen, ist ein solcher Verein im Stande, der Mitbewerbung Einzelner die Spitze zu bieten und so das Publikum zu zwingen, daß es seine Leistungen theuer bezahlen muß; während, wenn er nicht vorhanden wäre, und jederman mit seinen Fähigkeiten ungebunden auftreten könnte, die Mitbewerbung würken würde wie sie sollte und das möglichst Gute zu den geringsten Kosten beschaffte.

Daß es Fälle giebt, wo Actien=Vereine wünschenswerth sind, läugnen wir nicht; überall jedoch, wo das, was sie bezwecken, auch ohne sie geschehen könnte, sind sie schädlich, ein Complott gegen die Freiheit und das Wohl des Einzelnen; demnach sollten sie nur da statt finden, wo es gut ist, daß mehrere Menschen zusammentreten um Verlegenheiten zu heben und Verlüste zu vertheilen, die den Einzelnen zu Grunde richten könnten; oder wo der beabsichtigte Zweck so kostspielig, so umfassend, oder so zweifelhaft im Gelingen wäre, daß Einzelne ihn nicht zu erreichen vermöchten oder, als zu gefahrvoll, davon zurückgeschreckt würden. Von den gewöhnlichen Geschäften eignen sich Banken und Assecuranzen am besten für Actien=Vereine, weil sie, um hinlänglich und sicher zu seyn, größere Capitale erheischen, als man im Besitz eines Einzelnen annehmen kann. Auch große öffentliche Werke, als Canäle und Brücken, wenn sie nicht auf National=Kosten erbauet werden, und wenn etwa eine Lebenszeit darüber hingeht, ehe das Unternehmen einen ordentlichen Gewinn abwirft, dürften am zweckmäßigsten durch Actien=Vereine unternommen werden:

aber selbst in diesen Fällen sind solche Verbindungen noch immer sehr kostspielig und nur deshalb zulässig, weil die intendirten Zwecke nicht ohne sie erreicht werden konnten. Unter den Actien-Vereinen von 1824 und 1825 gab es nur wenige dieser Art, und selbst unter den wenigen von diesen giebt es wieder noch wenigere, von welchen die nun lebenden Actionisten sich anscheinend einen erklecklichen Gewinnst versprechen dürfen. Es steht deshalb zu hoffen, daß sich das Land die gehabte Erfahrung zur Lehre dienen lassen wird; jedenfalls ist dasselbe dem Hrn. English Dank schuldig, daß er das Ergebniß so vieler Arbeit und, wie wir wohl sagen mögen, die Darstellung so heillosen Unwesens, in eine so gedrängte Uebersicht gebracht hat.

Der Papst und der Harlequin.

„Es befanden sich im Jahre 1720, in einem Seminario zu Rimini, zwei Knaben, die einen engen Freundschaftsbund mit einander schlossen. Der eine war der Sohn eines Landmanns aus der Gegend von Santo Angelo in Vado, der andere das einzige Kind eines Offiziers von geringem Herkommen in Diensten des Königs von Sardinien."

„Die beiden Zöglinge versprachen sich, welches auch immer das Schicksal seyn möge, was der Eine oder der Andere in der Welt erführe, nie mehr als zwei Jahre vergehen lassen zu wollen, ohne einander zu schreiben oder sich zu sehen. Beide haben Wort gehalten."

„Der eine dieser Knaben, mit Namen Lorenzo Ganganelli, wurde Professor der Philosophie zu Pesaro, Franziskaner-Mönch, Definitor, Doctor der Theologie, dann Cardinal und endlich Papst, unter dem Namen Clemenz der Vierzehnte."

„Der andere, Carlo Bertinazzi, ging nach dem Tode seines Vaters nach Frankreich, und wurde, weit bekannter unter dem Namen Carlin, einer der vorzüglichsten Harlequine der **Comédie Italienne**."

„Es ist die Correspondenz dieser beiden Personen, die wir jetzt hiemit bekannt machen wollen."

Wir haben (fährt das französische Blatt, dem wir diesen kleinen Aufsatz entlehnen, fort,) obige Ankündigung abgeschrieben, die sich an der Spitze eines sehr eigenthümlichen Werks findet, das in verbotenem Formate, wohlzumerken, vor der Erscheinung eines bei weitem noch merkwürdigeren Werkes im Gesetzbülletin, herausgekommen ist. Wir selbst aber müssen uns beeilen, das Publikum auf dieses Phänomen aufmerksam zu machen: wer weiß denn, ob die Herausgeber des Liebesgesetzes uns noch lange dazu Muße und Freiheit lassen werden? Verlieren wir also die kostbaren Augenblicke nicht, unterbrechen wir unser Vergnügen; schlieben wir das Buch, dessen Lektüre uns anzuziehen beginnt; und theilen wir lieber einige Blätter daraus unsern Lesern mit. Später werden wir eine methodische Analyse geben, wenn es Gott gefällt. Was aber wählen wir für jetzt? einen Brief Ganganelli's? Da würden wir Gefahr laufen, uns in das Gebiet der Politik zu verirren und vielleicht in das eines noch bei weitem gefährlicheren Gegenstandes. Ganganelli war nicht allein Mönch, Cardinal, Papst; er war Philosoph und Mensch, und, wenn wir darüber nach einer Stelle urtheilen möchten, bei deren Durchlesung sich Thränen in unsre Augen stahlen, war er der rührendsten Schwäche der Menschheit nicht unzugänglich. Und seine Bulle gegen die Jesuiten, das furchtbare Geheimniß seines Todes... Lassen wir lieber diese gefährlichen Dinge unberührt.

Carlin aber gehört unstreitig uns, und wir stoßen hier so eben auf einen Brief, der uns um so mehr zusagt, als der Schauspieler darin über das Publikum in den Theatern urtheilt. Man wird aus diesem Fragmente ersehen, bis wie weit die vertraulichen Mittheilungen zweier Freunde gingen, die, auf zwei in der Gesellschaft so weit von einander entfernten Punkten stehend, sich doch durch die Sympathie ihrer Seelen so nahe blieben. Vielleicht wird man denken, daß es mehr als eine Beziehung, ja Uebereinstimmung zwischen ihren Schicksalen gäbe: beide beugten sich unter das Joch der menschlichen Meinungen, beide waren den Launen und Vorurtheilen ausgesetzt.... Doch genug; hier der Brief:

Zwei und zwanzigster Brief.

An Lorenzo Ganganelli.

Paris, den 25. Mai 1767.

„Ich thue, was ich nur immer kann, um auf mein Schicksal stol zu seyn: ich werde damit nie zum Zwecke kommen. Mag ich auch im merhin meine Bewunderer beim Worte nehmen, den Unverschämten ihr Geringschätzung zurückgeben; zum Beispiel diesem oder jenem Marqui beweisen, daß der Name des Harlequins weit bekannter und unvergäng licher ist, als der seiner Vorfahren, diese Ueberlegenheit, dieses Vorrech blendet mich nicht."

„Wenn ich die Stolzen in der Nähe betrachte, die über uns urthe len, dann bin ich von meiner Abhängigkeit gedemüthigt. Wenn mir di Lust ankömmt ins Parterre herabzusteigen und mich unter die Orak des guten Geschmacks zu mischen, an einem Abende, wo es sich davo handelt, über ein neues Stück zu urtheilen, in dem ich keine Rolle hab was höre ich da? viel unschuldige Redensarten: ich finde die Herre Zuschauer karg in Gerechtigkeit und bisweilen in Einsicht."

„Was gemeiniglich dieses „respektable Publikum," wie wir in It lien sagen, gut heißt, ist in der Regel eine große Abgeschmacktheit od gar Dummheit. Und, von der Zeit jenes athenienſischen Redners he der sich, als er Beifall klatschen hörte, umwendete, um zu fragen, w ihm wohl Abgeschmacktes könnte entschlüpft seyn, bis auf die hier üb ihre „Athalie," ihren „Misantrope" gefälleten Urtheile, wieviel B spiele der Unwissenheit von Seiten dieses Areopags! wieviel bewähr Zeugnisse gegen seinen Verstand?"

„Das, was neu, sinnreich oder gewagt und kühn ist, ist dem Pub kum unfehlbar anstößig, oder macht es mißmuthig: es liebt nur sei ältesten Bekanntschaften. Daher kömmt es, daß unsre verbrauchte Liebesintriguen, und jene Späße, die ich versteinert nennen möchte, sehr sind sie auf dem Theater feststehend geworden, ihm stets behag wie gemeinen Magen dieselben Speisen, wie unordentlichen und na lässigen Personen fortwährend dieselbe Kleidung. Es wird vierzig Jah lang über das lachen, was es an einem Abende hat lachen mach Hundert Generationen der Parterre haben dieselben Abgeschmacktheit über die Liebe und die Rosen, dieselben Grobheiten über die Klatsch der Gevatterinnen und Ungeschicklichkeit der Aerzte nicht abgenutzt n genug bekommen."

„Ich werde Dir keineswegs sagen, wie der Pater Porée, d unsre Theaterliebhaber Müssiggänger sind, gemacht, um Zuschauer allen Dingen, ausgenommen von sich selbst, zu seyn; daß ihr Zu einzig und allein ist, die Langeweile ihrer eignen Existenz zu mindern daß sie ohne Unterschied zu uns kommen, um eine Stunde lang ih häuslichen Streitigkeiten zu entgehen oder ihre schlechten Angelegenhe zu vergessen. Ich habe zu viel Achtung vor denen, die uns bereicher um gefallene Mädchen und Industrieritter in den ersten Rang von P sonen zu stellen, die vorzugsweise Schauspieler und Dichter bezaub

müssen; aber kann ich mich selbst hindern, das zu sehen, was ich nun einmal sehe?"

„Wenn die Kritik es nicht bisweilen aufklärte und in seinen Gränzen hielte, würde dieses famöse Publikum oft ganz verkehrt urtheilen und mit der Nase auf die lächerlichsten Werke und Arbeiten stoßen. Ihm schmeckt das Gute wie das Schlechte, ungefähr wie den kleinen Kindern, die alles nach dem Munde führen, was sie in die Händchen bekommen."

„Wenn die Zuschauer von den Fehlern eines Stückes unangenehm berührt werden, sind sie blind für alle seine Schönheiten. Wenn das Publikum von dem Fisch, der ihm aufgetragen worden, anstatt des Fleisches die Gräten zu essen sich anschickt, dann ist nicht mehr mit ihm auszukommen."

„Es nimmt es sehr genau hinsichtlich der theatralischen Rechtschaffenheit! es duldet nicht, daß man je vor ihm zwischen einem Gewinn und einer romanhaften Uneigennützigkeit wähle. Wenn, bei dem komischen Schwanken eines Kammerdieners oder Vormunds, die bereit sind, auf Kosten des Herrn oder der Mündel sich zu bereichern, einer auf den letzten Bänken des Paradieses darüber empört ist, dann glaube mir, daß dies einer jener, durch den Enthusiasmus so zerstreueten Kunstrichter ist, um in dem Augenblicke das Taschentuch aus der Tasche seines Nachbars zu ziehen, das seine Thränen trocknen soll."

„Der Pöbel liebt die schönen Grundsätze; er verfolgt mit seinem Geschrei alle die Bildnisse, die ihm gleichen. Beim Anblick eines Schelms, der auf der Bühne dargestellt wird, pfeifen alle Schelme im ganzen Saale, wie der Affe, der sich in einem Spiegel nicht wiedererkennt."

„Die Helden dürfen keine Schwachheit zeigen und die Fürsten müssen sich hüten, Menschen zu seyn. Wenn von dem Winkel seines Funfzehn-Sous-Platzes aus der Schreiber von la Bazoche mit dem Könige der Könige sympathisirt, erlaubt er ihm keine Weichlichkeit; wenn, statt der Elle seines Ladens, der Krämer das Zepter hält, regiert er wie ein wilder Tyrann."

„Dieses gute Publikum hat große Ehrfurcht vor gestickten Kleidern. In einem neuen Stücke, dessen Verdienst ihm zweifelhaft scheint, stehet es, wenn es Bauern sind, die die Scene einnehmen, nicht einen Augenblick an, sie zu verachten. Wenn im Gegentheil aber die Personen Monseigneur betitelt werden und mit Flittergold bedeckt sind, hört es ihnen lange Zeit zu. Der spanische Mantel vor allen Dingen imponirt ihm."

„Ebenso ist es mit ihm, wenn man, statt natürlich und so wie man gewöhnlich spricht, zu reden, vor ihm ein Gewäsch in gebundener Rede, eine Art von narkotischer Psalmodie recitirt, was sie hier Verse nennen. In Frankreich endigen sich diese langen Dinger, denen, ich weiß nicht welcher Alexander seinen Namen gegeben hat, stets mit Reimen: das vertritt die Stelle der Gedanken. Die Verse verbergen die Abwesenheit des Talents; bei dem größten Theil der Schriftsteller sind diese Cadenzen und diese Sonette nichts als Verstecke für Abgeschmacktheiten. Es gibt in Paris viele Einfaltspinsel, die recht gute Verse machen und die civilisirte Menge hört auf diese Klänge, die in ihren Ohren in Tik Tik und Tak Tak wiederhallen, mit einer Art von Verehrung. Ich versichere Dich, daß dieses Volk, das für das ungeduldigste, lebhafteste und flüchtigste gehalten wird, im sich langweilen das ausdauerndste ist."

„Ich ertrage mit Geduld die verschiedenen Glücks- und Unglücksfälle meines Lebens. Bald macht man mir Muth, und bald empfängt man mich kalt; im Ganzen aber wünsche ich mir doch noch Glück dazu, daß ich hier bin. Ich habe zwar bis jetzt nur eine Sänfte und zwei Lakaien, aber wer weiß, was die Mode mir aufbewahrt, in einem Lande, wo Dominique, einer jener Berühmten, der vor mir das hölzerne Zepter getragen hat, funfzig tausend Franken Renten besaß, um unsre erbliche Würde aufrecht zu erhalten?" — —

Die Familie Silveira.

Diese Familie, die in Portugal gegen die Gründung einer repräsentativen Regierungsform die Opposition gebildet, hat sich seit der Zeit der Invasion der Franzosen in dieses Land, im Jahr 1807, zu einiger Wichtigkeit erhoben. Die Silveiras haben nichts mit der Familie gleiches Namens, die in der Geschichte der Kriege Portugals in Indien mehrfach vorkömmt, zu thun. Es war während der Administration des Chevalier Pinto, sonst auch Visconde Balsemao, daß Francisco da Silveira in Lissabon einige Aufmerksamkeit auf sich zog, als die Viscondeça von Balsemao sich selbst zur Protectrize jeglicher Familie von einigem Rufe in der Nähe von Lamego und Villa Real erklärte. Dieser Francisco da Silveira wurde zum Conde von Amarante ernannt, weil er seinem Vaterlande einige Dienste geleistet, und war so glücklich, daß gewisse Kabalen in Rio de Janeiro so sehr zu seinen Gunsten sich wendeten, daß er an demselben Tage zum Conde ernannt ward, an welchem der Held von Vimieiro (Wellington) und Marschall Beresford zu derselben Würde erhoben wurden. Als am 24. August 1820 die Insurrection zu Oporto ausbrach, erklärte sich der Conde von Amarante gegen sie, und ergriff die Waffen zu Gunsten der Sache des Absolutismus; auch war er der Erste, der seinen Bruder, Antonio da Silveira, gegenwärtig Visconde von Canellas, den die Liberalen zum Präsidenten ihrer Regierungs-Junta erwählt hatten, anklagte. Der Conde von Amarante starb während der Zeit der Cortes zu Villa Real und das Benehmen der neuen Regierung war so mild und unparteiisch, daß die Cortes, durch König Johann über die Uebertragung des Titels auf Amarante's Sohn zu Rathe gezogen, sich dieser Verleihung nicht widersetzten, so daß Manoel da Silveira seinem Vater als Conde von Amarante und gleicherweise als Comthur des Christusordens, wofür er Gehalt bezog, succedirte. Sobald als sich eine passende Gelegenheit zeigte, pflanzte der neue Conde von Amarante, unter dem Vorwande der Gefangenhaltung des Königs in Lissabon, die Fahne des Aufruhrs in Traos-montes auf. Die Invasion der Franzosen, das Verfahren und die Handlungsweise der verschiedenen Diplomaten in Lissabon, die Opposition des Adels, der Verlust der Zehnten und Apanagen der Kron-Revenuen und Ländereien, die, gewissen auf Erlangung von Titeln und Rang ehrgeizigen Offizieren gemachten Versprechungen, die üble Stimmung der Geistlichkeit und der durch einige Irrthümer der neuen Administration dargebotene Vorwand, — alle diese Ursachen, in Verbindung mit mehreren andern minder wichtigen Dingen, begünstigten die Insurrection des 23. Infanterie-Regiments, die durch Obrist Souza Sampayo, jetzt Visconde von Santa Martha, (der zum Visconde ernannt wurde als Belohnung für die Erregung eines Aufstandes gegen die Cortes, unter deren Regierung er den Rang eines Brigadiers in der Armee erhalten hatte), geleitet wurde. Dem Beispiel des Obristen Souza Sampayo wurde von den anderen in Lissabon stationirten Armee-Corps, mit Ausnahme einiger würdiger Offiziere, gefolgt. Es muß bemerkt werden, daß der Visconde von Santa Martha ein Cousin des Marquez von Chaves (Amarante) ist, — ihre Mütter waren Schwestern. Als der junge Conde von Amarante zu Lissabon ankam, fand er die besten Stellen von hohen Personen eingenommen. General Pamplona stand an

der Spitze der Regierung, als Belohnung dafür, daß er jene nämlichen Cortes gestürzt hatte, die er früher anerkannte, als sie ihm die Thore seines Vaterlands öffneten, ihm, der zum schmachvollen Tode, als ein Vaterlandsverräther war verdammt gewesen, weil er mit der französischen Armee des Massena gegangen war. Prinz Don Miguel war, auf Pamplona's Rath an den König, oberster Befehlshaber der Armee geworden, in derselben Situation und mit ganz gleicher militairischer Benennung, wie man kürzlich diese Stelle dem Marschall Beresford hat übertragen wollen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Pamplona's Haß gegen brittischen Einfluß diesen Rath ihm eingab, um zu verhüten, daß Lord Beresford nicht Ansprüche auf eine, von einem Mitgliede der königlichen Familie ausgefüllte Stelle machen möchte. Alle auf die innere Verwaltung und Politik Einfluß habende Stellen, waren an anerkannte Feinde der Cortes vergeben. Dies war der Stand der Dinge, als Amarante (jetzt Marquez von Chaves) mit seinem Gefolge zu Lissabon von Spanien aus ankam, begleitet von einer Bande bewaffneten Gesindels, der er einiges militairisches Ansehen gegeben hatte. Bei ihrer Ankunft in Portugal riefen sie ihren Häuptling zum Herzoge von Amarante aus. Es muß hiebei bemerkt werden, daß in Portugal die Herzöge sehr selten sind, wenn gleich andere Titel dort leicht ertheilt werden mögen. Getäuscht in seinen großen Erwartungen, wurden der neu-ernannte Marquez von Chaves, und mit ihm seine Verwandten und Anhänger, aus Royalisten, wie sie sich selbst nannten, zu erklärten Rebellen gegen die Autorität des Königs; und was ernsthafte Beachtung verdient, ist, daß dieses Gouvernement von Furcht vor einer neuen existirenden politischen Gewalt so betroffen war, daß alle seine Operationen wie gelähmt waren, und die Parthei der Silveiras so viel Macht gewann, daß sie, wären die an der Spitze stehenden Anführer nur nicht zu albern dazu gewesen, trotz des Einflusses des französischen und russischen Cabinets zu Gunsten Pamplona's, der als Premierminister in dem Rathe des Königs fungirte, Alles, was sie nur immer gewollt hätten, würden haben verschreiben können. Dies ist der Ursprung eines systematischen und anhaltenden Ungehorsams und einer Nichtachtung gegen König Johann VI., die die letzten Tage dieses unglücklichen Monarchen verbitterten. Während diese Ereignisse in Portugal Statt fanden, richtete Antonio da Silveira, der Pamplona an der Spitze der Administration stehen sah, worein er glaubte, daß diese Stelle der Lohn für seine zahlreichen revolutionairen Dienste hätte seyn sollen, seine Blicke auf die Kabalen der Apostolischen in Madrid, und begann dem Ungehorsam der royalistischen Partei gegen den König eine bestimmte Richtung zu geben. Die glänzende Idee eines Vicekönigthums von Portugal, wenn dieses Königreich, durch den Tod des Königs Johann VI., Spanien als eine Entschädigung für den Verlust seiner Colonieen zufallen sollte, unterdrückte so sehr noch die letzten, wenigen ihm gebliebenen Ueberreste von Vaterlandsliebe, daß er aus einem erklärten Rebellen gegen seinen König, ein systematischer Verräther seines Vaterlandes wurde; daher sein Haß gegen die brittische Regierung, weil er diese für das einzige Hinderniß jener Vereinigung Portugals mit Spanien ansah. Dieser Mann ist der Bruder des verstorbenen Conde von Amarante, und Oheim des jetzigen Marquez von Chaves, den er zum zukünftigen Erben seiner gesammten Habe eingesetzt hat, allein seine Schulden sind sehr bedeutend, denn, wie Catilina, war er stets verschwenderisch mit seinem Eigenthum. Ehrgeiz ist die vorherrschende Leidenschaft in ihm und um seines heuchlerischen Benehmens willen, haben ihm die Schalke in Portugal den Spottnamen Beato Antonio gegeben. Chaves und Canellas sind die beiden vornämlichsten Silveira's. Chaves hat sich mit der Tochter des Marquez von Alegrete vermählt, eines alten Granden des Königreichs, und aus einer der edelsten Familien, obgleich sie in neuerer Zeit einen großen Theil ihres alten Glanzes, wegen des zurückgekommenen Zustandes ihres Vermögens und Einkommens verloren hat, was von der Neigung der Glieder dieser Familie zu Extravaganzen und Pracht herrührt, und, in Folge dessen, mehrere Mißheirathen der Töchter aus dieser Familie Statt gefunden haben, was in Portugal allerdings für eine große Sünde gehalten wird, wodurch Familien sich, nach der unter diesem Stande herrschenden Meinung, von hohem Range zu einem niedrigen herabsetzen. Die Familie Silveira hat nur sehr unbeträchtliche Besitzungen: Canellas hat noch ein besseres Familien-Etablissement als sein Neffe, der Marquez, dessen Einkommen vornämlich von Bewilligungen und Pensionen der Regierung abhängig ist; ein erträglich großes Einkommen, das die Apostolischen und ihre Anhänger in Frankreich ihm bewilligen und geben mögen, ist bedeutender als die Revenuen seiner Pairschaft in Portugal. Es giebt in Portugal noch einen andern Silveira, einen nahen Verwandten dieser beiden Verräther; sein Name ist Bernardo da Silveira, bekannt unter dem Namen und Titel Visconde von Barzea; er ist ein Cousin von Canellas und ist mit der Senhora Dona Marianna da Silveira, einer Schwester des Chaves, vermählt. Barzea diente im Staabe seines Schwiegervaters während der Jahre des Krieges gegen Frankreich. Von Portugal begab er sich dann nach Brasilien, und diente in der Armee, die Montevideo einnahm, und war General-Gouverneur von Maranhao. Nach Portugal zurückgekehrt, wurde er einer der Deputirten der Cortes des Jahrs 1823. Er wohnte den Sitzungen seiner Collegen bei, nahm Theil an ihren Arbeiten und schien der Sache der Constitution anzuhängen; allein sobald als die Hoffnung auf einen Titel, und einige andere Vortheile sich ihm zeigte, sagte er seinen Gefährten Lebewohl, zog sein Schwert und stellte sich an die Spitze der Armee, welche vorrückte, die Cortes zu stürzen. Er wurde zum Lohn für sein unedles Betragen zum Visconde von Barzea ernannt und als würdiger Kämpfer für die Sache der Legitimität betrachtet, ja die Administration der Herren Trigozo und Saldanha war so blind, daß er eine geraume Zeitlang Militair-Commandant von Beira blieb. Allein die Stimme der öffentlichen Meinung konnte nicht erstickt werden und so wurde denn endlich ein Anderer statt seiner auf diesen Posten geschickt. Daß ihm die Ankunft brittischer Hülfstruppen ein Geheimniß war, machte, daß er sich für die Sache gegen den König und die Charte erklärte, zu deren Gunsten er die entschiedensten Betheuerungen gemacht hatte; kaum aber hatte er sich zu seiner bisher geheimen Verrätherei öffentlich bekannt, als die brittischen Truppen vor dem Tajo erschienen. Außer ihm giebt es noch einen Manoel Pinto da Silveira, einen natürlichen Bruder des Canellas, der Gouverneur von Almeida war, und an der Spitze der Garnison dieser Festung desertirte, um sich mit seinen Verwandten in Spanien zu vereinigen. Sicherlich kann keine andere Nation auf der Welt in jetziger Zeit eine solche Familiengruppe wie die der Silveira's aufweisen. Diese aber sind es, die die Ehre haben, von den französischen Royalisten die Häupter der Vertheidiger der Legitimität in Portugal genannt zu werden.

Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur.

Herr von Segur erzählt uns nun, wie Gustav eine kostbare Zeit von drei Wochen durch unerwartetes Zaudern verlor und so die Gefahr für die Hauptstadt vorüberging und wie, in den ersten Regungen der freilich sehr natürlichen Schadenfreude, Katharina, sonst von so großartigem Charakter, sich, zur Betrübniß des Verfassers, so weit vergaß, der

König in einer Posse auf ihrem Theater, als eine Art Don Quixote personificirt, als Karrikatur auftreten zu lassen.

Man hat bekanntlich viel und mancherlei über die Ursachen gesagt und geschrieben, warum Gustav den günstigen Augenblick unbenutzt vorübergehen ließ und warum überhaupt dem unbegreiflichen Uebermuthe eines ungereizten und für den Augenblick ungerechten Angriffs, eine eben so schnelle und in dieser Art eben so unbegreifliche Muthlosigkeit folgte. Herr von Segur findet die Erklärung der letztern und der unerwarteten veränderten Handlungsweise des Königs in der an Aufruhr gränzenden Widersetzlichkeit der finnischen und selbst schwedischen Armee, die den Krieg ungerecht und unconstitutionell fanden. Er sagt uns aber nicht, was diese Widersetzlichkeit nach einem siegreichen Zuge nach Friedrikshamn unter günstigen Umständen und Aussichten, und nachdem man vorher nichts von dieser Stimmung geahnet, so schnell wecken mochte, außer folgender Andeutung, die denn zu bestätigen scheint, was man von russischer Einwirkung bereits anderwärts gesagt und die in einem Augenblicke höchst natürlich ist, wo es jedes Mittel galt, der momentan drohenden Gefahr um jeden Preis zu begegnen.

„Kurze Zeit nachher," sagt Herr von Segur, „wurde die Ursache von Gustavs Zaudern bekannt: die Armee von Finnland, und selbst die Schwedische, hatten ihr Mißvergnügen laut werden und sich durch unruhige Feuerköpfe zum Aufstande hinreißen lassen. Sie zeigten die größte Abneigung, einen offensiven und constitutionswidrigen Krieg zu unterstützen."

„Die Unruhestifter (les agitateurs) überredeten sie, daß einige angebliche Kosacken, denen man die ersten Feindseligkeiten zuschriebe, nichts als schwedische Soldaten gewesen seyen, die der König in Kleider aus der Opern-Garderobe von Stockholm gesteckt habe."

„Die vielfachen Verbindungen und häufigen Communicationen, die zwischen dem russischen und schwedischen Finnland statt fanden, bestärkten in dem Glauben an diese Insinuationen um so mehr, als man bald die Entblößung der nördlichen Gränze Rußlands von allen Truppen und die zu Petersburg durch die Annäherung eines so unvorhergesehenen Angriffs verursachte Unruhe erfuhr; jetzt blieb darüber, daß er von Gustav ausging, kein Zweifel mehr übrig."

„Vergebens hatte dieser Fürst gehofft, daß die Erscheinung seiner Flotte an den Küsten von Liefland Bewegungen in dieser ehemals schwedischen Provinz veranlassen würde; alles blieb aber daselbst ruhig; durch die Seeschlacht hatte er keine Vortheile errungen; kein Erfolg befeuerte den Muth (dieß wäre denn aber doch wohl der Fall gewesen, wenn er, ohne bei Friedrikshamn zu verweilen, rastlos vorgedrungen wäre). Die Fortschritte des Mißvergnügens waren reißend: die schwedischen und finnischen Truppen zogen sich, ohne Befehl dazu erhalten zu haben, fünf und zwanzig Werste weit von Friedrikshamn zurück." ꝛc.

Dieser mit so stolzen Hoffnungen begonnene und so schnell aufgegebene Krieg erinnert übrigens lebhaft daran, wie auch Gustav IV. später sich unter den Trümmern von Stralsund begraben wollte und dann diese wichtige Festung so plötzlich, ohne augenscheinlichen Grund, räumte, daß die belagernden Franzosen am andern Morgen ihren Augen nicht trauen wollten, bis sie alle Außenwerke leer und von ihren Vertheidigern verlassen fanden und von dem Gedanken, daß dahinter eine Schlinge liege, nicht eher zurückkamen, bis eine Deputation des Magistrates ihnen die Schlüssel der Stadt entgegenbrachte. Abgesehen von den verschiedenen äußern Verhältnissen, wird der Blick unwillkührlich auf die Charakterähnlichkeit zwischen Vater und Sohn gelenkt; so wie die gleiche Tendenz beider, sich zu Rittern des erblichen Königthums aufzuwerfen, auf eine andere Weise daran erinnert.

Herr von Segur übt indessen eine rühmliche historische Gerechtigkeit, indem er uns das Bild Gustavs III. auch von der rühmlichen Seite zeigt.

„Ich habe," sagt er, „mit gewissenhafter Treue alles erzählt, wovon mir meine Stellung Kenntniß verschaffen konnte hinsichtlich des unvorgesehenen Krieges, den der König von Schweden mit so prahlendem Uebermuthe begonnen. Inzwischen erheischt die einem berühmten Fürsten schuldige Achtung und die Unparteilichkeit, von der ich mich nie zu entfernen wünsche, daß ich, indem ich an einen Act der Verwegenheit erinnere, zu welchem Gustav seine allzufeurige Ruhmsucht und sein ritterlicher Charakter verleitet hatte, mich nicht allein auf Darstellung seines Bildes beschränke, wie es damals seine Feinde entworfen."

„Wenige Worte werden hinreichen, einem Könige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der, von den ersten Unfällen sich schnell wieder erhebend, den Launen des Schicksals, den Ränken und dem Aufruhr die Entschlossenheit eines edlen Charakters entgegensetzte, den Muth wieder belebte, die Treue befestigte, durch tapfern Kampf sich, im Mißgeschicke selbst, Lorbeeren errang und einen sehr unklug angefangenen Krieg durch einen ehrenvollen Frieden endigte."

„Gustav III. hat in unserer Zeit eine zu große Rolle in Europa gespielt, um nicht dem Tadel seiner Feinde das gerechte Lob beizugesellen, das sein Geist, die Erhabenheit seines Charakters, seine Liebe für sein Vaterland und die schönen Eigenschaften verdienen, die ihm die Zuneigung der ehrenwerthesten Personen seines Landes erwarben."

— „Man kann von diesem Fürsten nicht sprechen, ohne zugleich von seinem Vaterlande zu reden, das er anbetete, und von einigen Helden Schwedens, denen er mit einem Feuer nachzustreben trachtete, das ihn verhinderte, den Unterschied der Zeiten und der Umstände gehörig zu ermessen."

„Diese Leidenschaft ließ ihn den weisen Rath vergessen, den ihm Friedrich gegeben hatte. Dieser große Mann schrieb ihm, indem er ihm zu der Revolution, die seine königliche Autorität wiederhergestellt hatte, Glück wünschte:

„„Genießen und nützen Sie Ihre Erfolge; arbeiten Sie daran, in „Ihrem Lande Ordnung und Frieden herzustellen: aber bedenken Sie „wohl, daß jetzt, wo drei oder vier große Mächte existiren, deren jede „drei- oder viermal hunderttausend Mann ins Feld stellen kann, ein „König von Schweden nicht mehr nach Waffenruhm und Eroberungen „streben muß.""

„Hätte Gustav ihm Gehör gegeben, da er ein zum Theil mit Eis und Sand bedecktes Reich beherrschte, das nicht mehr als eine und eine halbe Million Bewohner zählte, so würde er wahrscheinlich ein Reich nicht angegriffen haben, daß deren dreißig Millionen besaß und das 500,000 Soldaten vertheidigten."

„Aber der König von Schweden wendete seine Blicke von dem ab, was ihn umgab und richtete sie einzig auf die Vorbilder von Gustav Wasa und Gustav Adolph. Den letzten vor Allem hatte er sich zum Muster gewählt; mit Entzücken dachte er der glorreichen Thaten dieses Helden, der Deutschland an der Spitze von funfzehn tausend Schweden eroberte und der dem Kaiser Ferdinand mit seinem Schwerte bewies, daß ein großer Mann den gewöhnlichen Maaßstab verändert, die Mißverhältnisse aufhebt und über die furchtbarste Macht triumphirt."

„Ferdinand hatte gegen Gustav ein stolzes Wort ausgesprochen: „Dieser König von Schnee wird bald schmelzen, weil er sich mit dem „Juniter von Europa zu messen wagt." Eitle und lächerliche Prophezeihung! Der König von Schnee erschütterte bis in seine Grundfesten den Thron des deutschen Jupiters."

„Gustav III., begeistert von diesem Beispiel, vergaß die Veränderung, die in dem Geist seines Volks, durch den Despotismus Karls XI., durch die Erschöpfung, in welche der unverständige Heroismus Karls XII. Schweden versetzt und durch die grausamen Verluste, die die Ehrsucht

und die absolute Gewalt dieses Monarchen ihm zugezogen, bewirkt worden war."

„Inzwischen hätte er sich aller der Hindernisse erinnern sollen, die er zu überwinden gehabt hatte, um seiner Autorität wieder einige Kraft zu geben, deren sich eine eifersüchtige Aristokratie fast ganz bemächtigt hatte."

Herr v. Segur erzählt uns nun die bekannte von Gustav kurz nach seinem Regierungsantritt bewirkte Revolution, wodurch die königliche Autorität wieder auf den Fuß hergestellt wurde, wie sie vor dem Jahre 1720 gewesen; und seine Darstellungsweise gereicht ganz zum Vortheil des Königs, was diese so verschieden dargestellte Begebenheit betrifft.

„Nachdem er," fährt Herr von Segur fort, „als kluger, kühner und entschlossener Fürst gehandelt hatte, zeigte er sich als guter und großer König: er übte durchaus keine Rache aus; er machte eine allgemeine Amnestie bekannt. Er sagte, die gegen seinen Vater gerichteten Drohungen und den ihm angethanen Schimpf vergessend: „Ich begehre „keinen andern Trunk mehr, als aus den Wellen des Lethe." Freigebige Belohnungen erhielten Hellichius, Sprengporten und die Offiziere, die sich zuerst für seine Sache erklärt hatten."

„Seine versöhnlichen Worte stillten das Mißvergnügen einiger auswärtigen Mächte. Der König lebte von nun an ausschließlich den Pflichten für sein Volk und seine Krone: er beschützte den Handel und den Ackerbau, richtete Fabriken und Manufakturen ein, theilte Korn unter die Armen aus, befreite die Väter von vier Kindern von Abgaben, besiegte die Vorurtheile gegen die Blattern-Impfung und gab der Preßfreiheit durch ein Edikt gesetzliches Daseyn, in welchem er daran erinnerte, daß diese Freiheit in England nicht existirte, als Karl I. das Schaffot bestieg."

„„Durch diese Freiheit allein," sagte der Monarch, „erkennen die „Vorsteher der Staatsverwaltungen, worin sie gefehlt; durch sie allein „kann die Nation ihren Klagen Gehör verschaffen und durch sie wiederum „kann man oft überzeugen, daß sie nicht gegründet sind.""

„Es war gegen ihn eine Satyre erschienen; der König ließ den Verfasser kommen, der ihm mit Unruhe nahte. „Ich sehe," sagte Gustav zu ihm, „daß Sie viel Geist, aber wahrscheinlich wenig Brod „haben. Ich will, daß es Ihnen nicht mehr daran fehle und ernenne „Sie zu meinem Bibliothekar.""

„Der König begünstigte den Bergbau; seine Sparsamkeit brachte das Geld wieder zum Vorschein; die Freiheit, die er dem Volke ließ, gab wieder Vertrauen und hob den Credit. Feind des Luxus gab dieser Fürst Gesetze gegen unnöthigen Aufwand und zeigte die Nothwendigkeit davon für ein armes Volk so nachdrücklich, daß es sich ihnen unterwarf."

„Er fand das Mittel, der Arbeit zwei und zwanzig Tage zu gewinnen, indem er die alten Feste abschaffte; aber immer ritterlich bei Ausübung seiner königlichen Tugenden, wollte er, nach dem Vorbilde des fabelhaften Königs Artus, daß die Ritter mit dem Schutz der Waisen und der Greise und mit der Aufsicht über die Hospitäler beauftragt würden."

„Freund der Wissenschaften correspondirte Gustav mit verschiedenen Gelehrten; er brachte die Universität Upsala wieder in Flor, stiftete Akademieen, schrieb verschiedene Theaterstücke, unter andern ein lyrisches Gedicht, das er, bei Gelegenheit der von ihm veranstalteten Errichtung einer Statue von Gustav Wasa, zu Stockholm aufführen ließ. Die romantischen Ideen seiner Jugend wachten oft in ihm wieder auf; auch gab er dem Volke das Schauspiel einiger Turniere und Carousselle. — Kurz, achtzehn Jahre lang gründete eine gerechte, edle, liberale und weise Regierung seine Macht und seinen Ruf auf die Liebe eines loyalen und freien Volkes." ꝛc.

Was indessen auch Herr von Segur thut, die glänzenden Eigenschaften dieses Monarchen herauszuheben und seine Schwächen zu entschuldigen — etwas Don Quixoterie bleibt doch übrig, sonst würde er sich, selbst von dem schwindelnden Traum seiner Eroberung Petersburgs hingerissen, (die doch allerdings momentan hätte realisirt werden können) die prahlerisch-drohenden und in der That seiner unwürdigen Worte, und zwar vor dem Staatsrath ausgesprochen, nicht erlaubt haben. „Wenn das Glück," sprach er, „die Waffen meines Volkes begünstigt, „so werde ich unter allen Denkmälern der russischen Insolenz nichts als „die Bildsäule Peters des Großen schonen, um an ihrem Fußgestell „den Namen Gustav einzugraben und zu verewigen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ohne Beispiel dürfte wohl der Fall seyn, den wir kürzlich hier in Hamburg erlebten, nämlich: in 96 Stunden Nachrichten aus Paris über London zu haben. Die Pariser Abendzeitung Etoile vom 22. März (datirt vom 23.) war am 23. des Abends in London eingetroffen, so daß die dortige Zeitung Times deren interessantesten Inhalt in ihrem Blatte vom 24. aufnehmen konnte, und einer der ersten Abdrücke von diesem, abgesandt mit dem Dampfschiffe Sir Edward Banks, das am 24. um 7 Uhr Morgens abgegangen war, schon am 26. des Nachmittags um 5½ Uhr an die hiesige Börsen-Halle abgeliefert ward.

In einem kleinen Aufsatze über Shawls, einen in den neueren Zeiten für die Mode so wichtig gewordenen Gegenstand, in dem New London Repertory, gesteht der Verfasser, ein Engländer, daß es bisher auch der englischen Industrie noch unmöglich geblieben ist, Shawls von solcher Feinheit und Schönheit, wie die orientalischen, die um 500 £ das Stück verkauft werden, zu verfertigen; die mittleren Shawls werden aber bereits in England so gut, wie im Oriente selbst, gewebt. Man hat dort bereits das feine orientalische Ziegenhaar eingeführt, und spinnen gelernt. Er meint, es wird nach und nach mit den Shawls, wie mit den Muslins, gehen, die man auch lange aus Indien einführte, ehe man sie in England machen lernte. Vor 30 Jahren wurde noch kein Shawl in England fabricirt, und gegenwärtig verfertigt man daselbst, vorzüglich zu Edinburgh, jährlich bereits wenigstens für 1 Mill. Pfund Sterling.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 174 SOCIETÄT Hamburg, Sonnabend den 7. April SOCIETÄT 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Des Capitains Hall Zusammenkunft mit Napoleon Bonaparte auf St. Helena, im Monat August des Jahres 1817.

(Aus Constable's Miscellany.)

Nichts konnte unsre Aufmerksamkeit nach der Ankunft auf St. Helena mehr in Anspruch nehmen, als der nun dort lebende Wundermann Napoleon Bonaparte. Schon viele Wochen vorher hatte die Wahrscheinlichkeit, ihn zu sehen, bei jederman am Bord eine Spannung verursacht, die zu beschreiben schwer seyn dürfte und von welcher sich schwerlich jemand einen Begriff würde machen können, der wegen zu großer Entfernung oder aus andern Ursachen nie an die Möglichkeit denken konnte, ihm je gegenüber zu stehen. Welche Vorurtheile oder Meinungen wir auch vorher in Betreff seines Characters gehegt haben mochten, so ward jedes frühere Gefühl nun durch die brennende Begier, einen Mann zu sehen, der einen so erstaunlichen Einfluß auf das Geschick der gesammten Menschheit gehabt, verdrängt. Das vor nicht langer Zeit in unsern Gemüthern aufgeregte lebhafte Interesse durch eine Reise in fernen Ländern, wo wir zuerst unbekannte Nationen und uns neue Sitten sahen, war, obgleich tief und allgemein gefühlt, doch schwach im Vergleich dessen, was wir empfanden, als wir uns in der Nähe eines Mannes, wie Napoleon, wußten. Ich sage dieses ohne irgend eine Affectation und gebe es bloß als ein sonderbares Factum in der Geschichte der Neugier, vermöge welcher jederman am Bord, hoch oder niedrig, in seinem Sinn weit mehr mit diesem einen Mann beschäftigt war, als mit all den Zufällen unsrer merkwürdigen Reise zusammen genommen. Selbst diejenigen unter uns, welchen ihre Verhältnisse keine Hoffnung gab, ihn zu sehen, ergriff das Fieber des Augenblicks, und auch der Kälteste und Gleichgültigste fühlte sich bei diesem Anlaß unerwartet aufgeregt. War dem schon so bei andern, so war es zehnmal lebendiger noch bei denen, die nur einigermaaßen darauf rechnen konnten zu einer Zusammenkunft zu gelangen, und ich landete mit zwei Herren, die Passagiere in meinem Schiffe waren, in einer vorher nie gefühlten Beklommenheit.

Da ich das Vergnügen hatte, persönlich mit dem Gouverneur und seiner Familie bekannt zu seyn und eingeladen worden war, im Plantagen-Hause zu wohnen, so bauete ich stark auf den Beistand, den mir diese Bekanntschaft zur Erreichung meines Endzwecks geben würde. Ehe ich jedoch dieserhalb einige Schritte that, machte ich dem Admiral meine Aufwartung, um mich in dieser Hinsicht nach seinen Befehlen zu richten. Er hatte nichts dawider, wenn ich suchen wollte mit Bonaparte zusammen zu kommen, gab mir aber wenig Hoffnung, meinen Wunsch zu erreichen; und als ich beim Gouverneur eintraf, erfuhr ich mit Leidwesen, daß er mit Bonaparte auf einem Fuße stand, der es ihm unmöglich machte, sich wegen des Zutritts eines Fremden bei ihm zu verwenden. Doch war er so gütig, Alles zu thun, was nur in seiner Macht stand, und er schrieb sofort ein Billet an den Capitain Blakeney, den damals Wache haltenden Offizier von Longwood, ihm anzeigend, daß ich eben aus den östlichen Meeren angekommen sey und den Wunsch hegte, dem General Bonaparte meine Aufwartung zu machen, dem er mein Verlangen so, als es dessen Erfüllung am erprießlichsten seyn könnte, vortragen möchte.

Da am nämlichen Abend keine Antwort eintraf, that ich die Nacht kein Auge zu. Eine entschiedene Verneinung hätte wahrscheinlich anders gewirkt; aber diese Ungewißheit war in einem Grade plagend und aufregend, der mich damals sehr befremdete, den ich aber späterhin ganz natürlich fand; denn nun dünkt mich meine Aengstlichkeit und Rastlosigkeit ganz erklärlich, wenn ich zwischen dem Vergnügen, das ich jetzt empfinde, und dem dauernden Schmerz, den mir unfehlbar ein Mißlingen verursacht haben würde, als ich so nahe daran war, den merkwürdigsten Mann des Jahrhunderts zu sehen, einen Vergleich anstelle.

Auf diese Nacht folgte eine noch größere Unruhe am folgenden Morgen. Nach dem Frühstück traf aus Longwood der Bescheid ein, mein Name sey vor Bonaparte genannt und er mit meinem Wunsch, ihm meinen Respekt zu bezeigen, bekannt gemacht worden, es habe aber geschienen, als hätte er gar nicht darauf geachtet. Capitain Blakeney setzte hinzu, er halte es für gerathen, wenn ich mich nach Longwood hinbegäbe, weil Bonaparte mich vielleicht vorließe, wenn ich gerade zur Stelle wäre. Dem zufolge ritt ich denn gleich, von meinen beiden Gefährten begleitet, hinüber.

Doctor O'Meara und der Capitain Blakeney empfingen uns, als wir den Kreis von Longwood erreichten, machten uns aber nur wenig Hoffnung. Bonaparte, sagten sie, sey leider nicht in einer Stimmung, irgend jemand vor sich zu lassen; er habe meines Namens nicht einmal erwähnt, und wolle aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, daß man die Sache wieder in Erinnerung brächte. Es sey schade, äußerten sie weiter, daß wir nicht einige wenige Minuten früher gekommen wären, weil er da im Garten spazieren gegangen sey, und wir dann doch wenigstens die Befriedigung gehabt hätten, ihn zu sehen.

Ich habe oft gehört, daß man eine so mächtige Neugier unvernünftig genannt hat, ja ich habe Leute gekannt, die sagten, sie würden wenig darum gegeben haben, Bonaparte zu sehen, und seinetwegen wären sie nicht quer über eine Straße gegangen: damit stimme ich aber nicht überein, und versichere, daß ich keine meiner Mühen bei nachheriger Reflexion so wohl angewandt gefunden habe, als die, einen ausgezeichneten Mann, und wenn auch nur auf einen Augenblick, zu sehen. Das war nun ganz besonders der Fall mit Bonaparte; und alles dieses würde, glaube ich, wäre es nicht zu umständlich und zu langweilend, sowohl zu erklären als zu rechtfertigen seyn.

Wir setzten unsern Weg inzwischen fort, auf das Haus des Grafen Bertrand zu, im Hintergrunde der sanft abhängigen Höhe, an deren westlichem Rande sich die Wohnung Bonapartes befand. Zwischen den beiden Häusern lag ein niedlicher Blumengarten, dessen Wege mit Kies beworfen waren und den eine niedrige Hecke einschloß; die unmittelbare Nachbarschaft zeichnete sich vor dem traurigen und wüsten Lande der Umgegend noch durch einige wenige Bäume aus, die, wie durch Zufall, in die Einöde versetzt zu seyn schienen. Die Gräfin Bertrand empfing uns im Kreise der Ihrigen in einem engen, niedrigen und ungemächlichen Zimmer, das noch unbequemer durch den Umstand geworden war, daß Sopha's, Betten und Tische, wegen Reparaturen in einem andern Theile des Hauses, sich hier auf und neben einander gedrängt befanden. Die gute Dame selbst schien an Zahnweh zu leiden; es war ein kalter Tag, und das schwach glimmende Feuer hielt das Zimmer nicht besonders warm; ein kleines Kind schrie kläglich in den Armen der Mutter, und alles hatte mit einem Worte ein mißmuthiges Ansehen. Die am meisten betheiligte Person schien es sich jedoch am wenigsten zu Herzen zu nehmen, daß nicht alles war, wie es seyn sollte, und empfing uns freundlich lächelnd, uns aller Apologie wegen des desorganisirten Zustandes ihrer Einrichtung überhebend. Mehrere allerliebste Kinder kamen, als sie fremde Stimmen hörten, herbeigelaufen und spielten all die Zeit unseres Verweilens um uns her, in ihrer kindlichen Unwissenheit außer Sorgen über die harten Schicksalsschläge, unter welchen ihre Aeltern litten. Die Gräfin hatte ganz das Aeußere einer Frau hohen Standes und sprach, was uns sehr angenehm war, geläufig Englisch; unsre Zuneigung gewann sie bald durch das Interesse, das sie an der Erreichung des uns so sehr am Herzen liegenden Zweckes nahm. Auch ihr Gemahl zeigte sich sehr artig und bereit, unsre Wünsche zu fördern, so viel er es vermöchte; er war aber bei weitem weniger lebendig, schien auch im Ganzen mißmuthig und mit seiner Lage unzufrieden zu seyn. Er bemerkte auch, daß seine Gesundheit sehr von dem stillen Leben und der Ungesundigkeit des Clima's gelitten habe.

Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde gesessen und über verschiedene Dinge geplaudert hatten, dabei doch immer wieder auf den Original-Gegenstand zurückkommend, der alle unsre Gedanken einnahm, begann auch der Graf Bertrand für die Sache, die uns so sehr interessirte, wärmer zu werden. Er begab sich zum Kaiser, um ihm selbst unsre Wünsche vorzutragen, und versprach, baldigst zurückzukehren, um uns über den Ausgang seiner Mission Bericht zu geben. In größter Spannung warteten wir dieses nun ab, bei jedem zufälligen Schall aufspringend, in der Meinung, wir hörten den Fußtritt des Grafen. Madame Bertrand tröstete uns inzwischen, oder neckte uns auch über unsre übergroße Aengstlichkeit. Wenigstens eine halbe Stunde verstrich in fernerer Ungewißheit, dann öffnete sich die Thür; aber statt des Großmarschalls selbst trat nun ein Diener ein, um uns anzuzeigen, der Kaiser sey eben von einem Spaziergange zurück, habe seinen Rock abgethan und sich auf einen Sopha niedergelegt, es könne also niemand bei ihm vorgelassen werden.

So waren wir denn mit allen unsern Hoffnungen am Ende, und erhoben uns nun, um Abschied zu nehmen, beseelt von einem Gefühl, in welchem sich Schmerz über die Entbehrung des erwarteten Vergnügens mit einem Anflug von Unwillen über die Kälte Napoleons hinsichts unserer, auch wohl der Gedanke, daß wir der ganzen Sache einen zu großen Anstrich von Wichtigkeit gegeben hätten, mischte.

Nachdem wir uns wieder zu Pferde gesetzt hatten und ungefähr eine Viertelmeile Weges geritten waren, dachten wir daran, daß wir beim Wegreiten von Longwood den Doctor O'Meara nicht gesprochen hatten, daher wir, weil uns gesagt worden war, derselbe sey aufs Beste mit Bonapartes Stimmung und Art zu leben bekannt, den Rückweg einschlugen und den Doctor nun an der Pforte antrafen. Da er abermals erklärte, er sehe die Möglichkeit nicht ein, uns dem Kaiser zu Gesicht zu bringen, wollten wir eben wieder umkehren, als mir, beim Bedauern des Mißlingens unsrer Wünsche, die Aeußerung entfiel, ich hätte den Kaiser gern eins und das andre über Brienne gefragt, wo mein Vater, Sir James Hall, gerade damals eine Zeitlang gelebt, als er Student im dortigen Militair-Collegium gewesen sey. Als der Doctor O'Meara dieses vernahm, sagte er gleich, das gäbe der Sache eine ganz andere Wendung, indem Bonaparte sich für Alles, was Bezug auf Brienne habe, und wäre es auch noch so geringfügig, lebhaft interessire, daher er, wenn genauer über mich unterrichtet, mich wohl vorgelassen haben möchte. Er setzte hinzu, Bonaparte habe sich schon nach einigem über die Reise der Lyra nach Osten erkundigt, was er aber darüber vernommen, habe ihn nicht genug interessirt, um mich schon dieserhalb anzunehmen, und daß noch ein andrer Grund hätte hinzukommen müssen, um ihn zu bewegen, mir Audienz zu geben. Seine gewöhnliche Zeit, Gesellschaft anzunehmen, war nun aber längst verstrichen, daher Doctor O'Meara uns rieth, uns für heute zurückzubegeben, jedoch versprach, mit ihm über diesen Gegenstand zu sprechen, und wenn sich irgend etwas zu unsern Gunsten ereigne, den Gouverneur davon durch den Telegraphen zu benachrichtigen. Mit diesem schwachen Hoffnungsschimmer verließen wir Longwood zum zweitenmal, meine Freunde im directen Wege nach James Town, ich über die Anhöhen weg nach dem Plantagen-Hause.

Wir verwunderten uns sehr, als am nächsten Morgen keine telegraphische Botschaft einging, weder eine erwünschte, noch eine unerwünschte; ich ließ inzwischen mein Pferd gesattelt und gezäumt an der Thür halten, um auf den ersten Wink davon sprengen zu können. Um 1 Uhr fand sichs, daß schon vor länger als einer Stunde folgendes Signal an die Pforte des Plantagen-Hauses gemacht und auch gehörig eingegangen war: „General Bonaparte wünscht den Capitain Hall um 2 Uhr bei sich zu sehen.“ Der Signalisirende, der von mir nichts wußte, hatte nun ganz natürlich geglaubt, ich müsse in Jame's Town seyn, daher er denn das Signal an das Fort, dicht beim Ankerplatze, repetirte, so daß mir die Sache erst da bekannt wurde, als die Botschaft wieder aus der Stadt zurück im Plantagen-Hause einlief.

Um nun nichts in der Zeit zu versäumen, blieb mir nichts anders übrig, als auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, über die Anhöhen im Galopp nach Longwood fortzusprengen, an dessen Pforten ich die andern Herren verfand, die, als sie von dem Signal gehört, gleich dahin geeilt waren. Die Gräfin Bertrand, in deren Haus wir geführt wurden, äußerte eine aufrichtige Freude über die Neuigkeit. Ihre Zimmer waren nun sämmtlich in Ordnung, ihre Zahnschmerzen vorüber und Alles hatte ein freundlicheres Ansehen, als Tags zuvor.

Der Graf benachrichtigte uns, es sey des Kaisers Wunsch, daß ich erst allein, und meine Begleiter hernach zusammen eingeführt würden. Da ich gehört hatte, er werde leicht ungeduldig, wenn jemand im Französischen nicht völlig fest sey, so bat ich den General Bertrand, gegenwärtig zu bleiben, falls ich einzeln das Gesagte nicht verstände, oder wegen Mangel an Uebung mich im Französischen nicht gehörig auszudrücken wüßte. Er versicherte mir, damit habe es nichts auf sich, und bemerkte zugleich, der Kaiser sey in solchen Fällen gar nicht ungeduldig, im Gegentheil sehr nachsichtig. So beruhiget ging ich nun in das Vorzimmer, wo ich etwa 10 Minuten wartete, ehe ein Diener kam, um mir anzuzeigen, Se. Maj. der Kaiser sey bereit, mich zu empfangen. (Der Beschluß folgt.)

Ueber das Vorhandenseyn goldhaltiger Sandlager und ursprünglicher Goldlager in der kirgiskaisakischen Steppe und den Gränzländern derselben.

(Aus dem Bergwerkejournal. Von G. Spaßkoy.)

Unsere Kenntniß von der Kirgiskaisaken Steppe, ihren Erzeugnissen und den der angränzenden Gegenden ist noch höchst unvollständig wegen ihrer Unzugänglichkeit für den wißbegierigen Reisenden, welcher durch die Raubsucht und Rohheit der Bewohner derselben zurückgeschreckt wird. Wenn man indessen die gegenwärtige Bevölkerung dieser Gegenden mit der frühern vergleicht, die eine Menge alterthümlicher Denkmäler beurkunden, so muß man annehmen, daß diese Gegenden mit allen Erfordernissen fürs menschliche Leben von der Natur ausgestattet seyn müssen.

Haben gleich Reisende, welche Chiwa, die große Bucharei, Taschkent, Kokant und andere Länder des innern Asiens besuchten, die Kirgiskaisaken Steppe in mannichfaltigen Richtungen durchschnitten, so haben sie sich doch mehr auf die Beschreibung des genommenen Weges oder der ihnen aufgestoßenen Ereignisse beschränkt und wenig andere gründliche Nachrichten gesammelt. Vorzüglich ist das Mineralreich, sowohl in dieser weitausgedehnten und verschiedenartigen Steppe als auch in den angränzenden Gegenden höchst dürftig erforscht, ungeachtet der Ruf vom Reichthume dieser Gegenden an Gold und Edelsteinen, welche so lockende Gegenstände für den menschlichen Unternehmungsgeist sind, schon bis ins höchste Alterthum hinaufsteigt.

Im Jahre 1714 gelangte die Kunde, es fände sich Goldsand im Flusse Amu und in den Flüssen, welche die kleine Bucharei durchströmen, zum Kaiser Peter dem Großen. Bei dieser Gelegenheit ward auch aus Tobolsk einiges Gold geschickt, das aus der leztern Gegend vom tobolskischen Edelmann Truschnikov gebracht war, etwa 200 chinesische Lan oder 18½ russ. ℔. Nach Truschnikovs Anzeige hatte er dies Gold an dem Platz, wo es gewonnen worden, von Chinesen und Kalmücken gekauft zu 7 Rubel für jedes Lan. Das Gold, sagt er, gewinnen sie aus Flüssen und Bächen, die aus den Bergen entstehen. Während seiner Reise, fährt Truschnikow fort, sahe er nahe an der großen Straße 150 Menschen mit dieser Arbeit beschäftigt, welche ihm sagten, daß Jeder von ihnen im Jahre von 20 bis 100 Lan Gold sammle. Der erste Platz der Ausbeute ist in der Nähe des Sees Kokonora, wo damals Kalmücken, Choschoten genannt, wohnten; der andere weiter gegen Süden, wo gleichfalls diese Kalmücken und Tanguten Gold aus den Bergen und aus den Ufern des Flüßchens Altan Goli graben, welches sie auch an andern kleinen Flüßchen aufsuchen. Zwanzig Tagereisen von Kokonora durch die große chinesische Steppe, in der Nähe der Städte Daba und Solima, von welchen die erstere 3 Werste und die andere 20 Werste von der Mauer liegt, sah er, daß die Chinesen Gold aus Bächen sammelten, wovon sie ihm einiges zu demselben Preise verkauften. Auch gruben sie Gold aus der Erde. Jeder, der diese Arbeit betreibt, ist verpflichtet dem Bochdochan jährlich ein Solotnik Abgabe zu entrichten.

Zufolge dieser Aufschlüsse ward im Jahre 1716 der Fürst Bekowitsch, in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Gesandten nach Chiwa und Bucharа abgefertigt, dem unter andern Aufträgen auch der ertheilt war, über den Fluß (Amu) Nachrichten einzuziehen, aus welchem nämlich Gold gewonnen wird. Allein der treulose vom Chan von Chiwa begangene Mord des unternehmenden Bekowitsch, verhinderte die Ausführung dieser Aufträge.

Fast zu gleicher Zeit befahl der Kaiser Peter der Große von Tobolsk den Obristlieutenant Buchholz in die kleine Bucharei nach der Stadt Yerkend abzufertigen. In der ihm vom Kaiser ertheilten Instruction war unter andern gesagt: „Wenn Ihr mit Gottes Hülfe bis Yerkend gelangt seyd, so bestrebt Euch, diese Stadt einzunehmen. Und habt Ihr sie mit Gottes Hülfe eingenommen, so befestigt sie und erforscht genau, auf welche Weise und an welchen Stellen am Yerkendflusse die dortigen Bewohner Gold sammeln.“ Buchholz gelangte indessen nur bis zur Festung Jamischevsk, am Irtisch, wo ihn und sein Kommando die Kalmücken umlagerten. Da er keine Hoffnung eines fernern Erfolgs voraus sah, so kehrte er am 28. April 1716 zurück.

Die nachherigen Absendungen zum Aufsuchen des Goldsandes, nämlich: im Jahre 1717 die des Obristlieutenants Stupin, und 1719 des Generalmajors Licharev und einiger andern, waren nicht glücklicher als die erste. Uebrigens gelangte Licharev nicht nur bis zum Nor Saisan, zur kleinen Bucharei gehörig, sondern fuhr über diesen See auf Böten mit seinem Commando bis zum obern Irtisch, der von Norden her in denselben fällt, und schiffte auf demselben ohne Aufenthalt 12 Tage, bis er auf Kalmücken stieß, die ihn angriffen. Obgleich der Angriff zum Vortheile der Russen endigte, so beschloß Licharev doch, seine Nachforschungen in dieser entfernten und wenig bekannten Gegend nicht weiter zu verfolgen. Die Kalmücken waren über das schnelle Aufhören der Feindseligkeiten so erfreut, daß sie selbst ganz friedlich die russischen Fahrzeuge auf der Rückreise begleiteten.

So endeten die Nachforschungen, welche die Regierung zum Auffinden der goldführenden Flüsse und der Goldlager in diesem Theile Mittelasiens veranstaltet hatte. Indessen wurde das wirkliche Vorhandenseyn derselben von Zeit zu Zeit durch neue Beweise bestätigt.

Im Jahre 1795 erzählte ein Taschkenter, Namens Bebel Baba, während seiner Anwesenheit in den kolywanischen Werken in Handelsgeschäften, daß die, in der 60 Werste von der chinesisch-tartarischen am Flusse Il, der in den See Balgasch fällt, gelegenen Stadt Kuldscha wohnenden Kaschkaren, Turpanen und Tagalyken, in jener Gegend gediegenes Gold gewinnen. Von diesem Golde hatte auch Bebel Baba bei seiner dortigen Anwesenheit heimlich 5 ℔ in 8 Stangen von einem Taschkenter gekauft.

Ein anderer Taschkenter, Marus Chasanov, berichtete damals ebenfalls über das Auswaschen des Goldes aus dem Sande des Flusses Tschirtschik, welcher, auf dem Alataugebirge entspringend, durch Taschkent fließt und sich in der kirgiskaisakischen Steppe mit dem Sir Darja vereinigt. Die dortigen Einwohner verrichten dies Auswaschen auf wollenen Decken, welche sie mit der rauhen Seite nach oben in abhängig gestellete Rahmen spannen. Ein Mann schüttet Sand auf die Decke, ein anderer gießt Wasser zu. Der Sand wird vom Wasser weggespült und das Gold bleibt auf der Decke, mehr in kleinen Blättchen als in Körnern. Darauf trocknen sie die Decke und klopfen das Gold heraus. Vier Männer können in vier Tagen 10 bis 30 Soletnik Gold auf diese Weise auswaschen. Es ist bekannt, daß auch in der kleinen Bucharei Gold aus den Flüssen die in den Yerkend fließen, vermittelst wollener Decken und Tücher, zur Zeit des hohen Wassers von dem auf den Gebirgen geschmolzenen Schnee, gewonnen wird. Wenn das Wasser abgelaufen war, sammelte man es an den Ufern und wusch es aus dem Sande.

Die Berichte über das in der kleinen Bucharei vorkommende Gold wurden im Jahre 1807 von dem Armenier Atanosov bestätigt. Er versicherte, daß in der Nähe der Stadt Chotan am Flusse dieses Namens, der in den Yerkend fällt, im sogenannten Karia, am Fuße der Gebirge nicht nur gediegenes Gold sondern auch Edelsteine gefunden werden. Die Chinesen halten dort eine Wache von 500 Mann. Die Goldausbeute ist Privatpersonen in Pacht gegeben; aber die Edelsteine läßt die Regierung aufsuchen und sie werden nach Peking geschickt. In Betreff des Flusses Tschirtschik in Taschkent, so fanden die im Jahre 1800 dahin

gesandten Schichtmeister Burnaschew und Pospelow beim Auswaschen des angeschlemmten Sandes, daß sie auf verschiedenen Stellen an diesem Flusse nahmen, keine andern Metalltheile als Eisen.

Hierauf beschränkt sich unsere Kenntniß von der Goldausbeute unserer Nachbarländer in Asien. Wenn diese Aufschlüsse auch unsere Wißbegierde nicht gänzlich befriedigen, welche auf die genaue Kenntniß eines so wichtigen Erwerbes gerichtet ist, so regen sie sie wenigstens sehr lebhaft an und können zur fernern eifrigen Erforschung dieser Schätze führen, welche bisher durch die Politik der Chinesen und die Wildheit der Nomadenhorden verborgen geblieben sind. Nach der Ergiebigkeit des Goldes in den Flüssen Yerkend, Chotan und andern, die sich in den See Lop ergießen, welcher an der Nordwestgränze der Wüste Koby liegt, zu urtheilen, kann man schmeichelhafte Hoffnungen auf günstige Entdeckungen gründen, welche der an die Altaigebirge gränzende hohe Mustag oder Imaus und seine durch die kleine Bucharei und einen Theil der Kirgisensteppe laufenden Zweige, bieten; denn alle jene goldführenden Flüsse entspringen in diesen Gebirgen. Man kann vermuthen, daß auch die alten Bewohner dieses Theils von Asien, deren Gräber so viele ganz gewöhnliche Sachen, mehrentheils zur Bekleidung und zum Pferdeschmuck gehörig, aus reinem Golde enthalten, dies kostbare Metall mit geringer Mühe aus dem Flußsande gewonnen haben. Hiernach ist es also nicht zu bewundern, daß die sogenannten altaischen Türken Tische und Bänke aus reinem Golde hatten, daß die Kleider, die Schwerdter und Spieße der Begleiter des furchtbaren Attila von Gold und Edelsteinen funkelten; Attila selbst verachtete diesen äußern Prunk.

Der Freistaat Bolivia und General Sucre.

— „Nächst dem General Bolivar beschäftigt sicherlich der General Sucre, der Groß-Marschall von Ayacucho, die Aufmerksamkeit in Südamerika, durch die von ihm geleisteten Dienste, und die Achtung in der er wegen seines Charakters und des Besitzes aller jener Eigenschaften, die ein Oberhaupt als Soldat, Beamter und Vaterlandsfreund auszeichnen können, steht, wohl am meisten. Tapfer und glücklich im Felde, fest in der Ausübung jeglicher öffentlichen Function, emsig in der Erfüllung aller seiner Obliegenheiten, der Geschäfte völlig kundig, wird er im höchsten Grade von seinen Truppen geliebt und flößt ganz Südamerika das größte Vertrauen ein. Glücklicherweise für dies Land schwächen Mißgunst oder Eifersucht seine Anhänglichkeit an den General Bolivar nicht; ein Gefühl, das er stets auf die enthusiastischste Weise ausdrückt. So vermehrt beider Wohlfahrt und Glück gemeinschaftlich wieder das Glück und die Ehre jedes Einzelnen von ihnen. General Sucre ist ungefähr 32 Jahr alt, geboren zu Cumana in Colombia, klein von Gestalt, aber von sehr liebenswürdiger Physiognomie. Er wurde von Bolivar zurückgelassen, um über das Interesse der Constitution der neuen Republik Bolivia zu wachen und sie in Ausführung zu bringen. Diese Republik hat mehr als eine Million Einwohner, die, im Allgemeinen zu reden, von Natur sehr gewandt, muthig, besonnen, mäßig, geduldig und willig in Ertragung großer Beschwerden und der Subordination geneigt sind, dabei Güte mit der getreuesten Anhänglichkeit vergelten. Eine solche Bevölkerung bietet natürlich alle erforderlichen Materialien zu einer Militairmacht der vorzüglichsten Art dar, die denn auch vorhanden ist und schon jetzt im Nothfall bis auf 12,000 Mann disponibler waffenfähiger Krieger gebracht werden kann. Unglücklicherweise hat Bolivia gegenwärtig nur einen Seehafen am stillen Meer (wenn das anders ein Hafen genannt werden kann); er heißt Cobica, und liegt in der Provinz von Atacama. Wasser ist dort so knapp, daß daselbst jetzt nur allein einige wenige Fischerhütten aufgerichtet sind; eine sandige Einöde von 60 Leguas, in der ungefähr auf halbem Wege einiges Wasser anzutreffen ist, trennt ihn von der Stadt von Atacama, einem leidlich guten, ungefähr 130 Leguas von Potosi entfernten Orte, nach welcher Stadt zur Zeit von da aus ein, obgleich schlechter Communicationsweg existirt. Der Liberator hat Hoffnungen, den Hafen von Arica, der jetzt zu Peru gehört, vermittelst Uebereinkommens mit diesem Staate, für die neue Republik zu erhalten, in welchem Falle dann Bolivia ohne Nachtheil für Peru, in einer Entfernung von 160 Leguas von Potosi, einen sehr guten Hafen bekäme. Jetzt ist Chuquisaca die Hauptstadt, aber es ist große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Cochabamba, eine sehr hübsche Stadt, in einer reichen und fruchtbaren Provinz, dazu späterhin werde gewählt werden. Der Wohlstand von Bolivia besteht nicht ausschließlich in seinen mineralischen, sondern auch in seinen Agricultur-Productionen. Die zwei Departemente von Cochabamba und Santa Cruz umfassen wohl bewässerte, ziemlich fruchtbare Landstriche, mit einem sehr milden Clima, und würden eine Bevölkerung von mehreren Millionen aufnehmen können; auch sind dort Flüsse, die sich in den Plata-Strom (an welchem die Stadt Buenos-Ayres liegt) ergießen, und, ohne große Schwierigkeit, für Dampfböte schiffbar zu machen seyn möchten. Die Stadt Potosi hatte ehedem, wie man sagt, hundert und dreißig tausend Einwohner und in der Münze daselbst wurden fünf Millionen Dollars geprägt; allein während des Revolutionskrieges, wurde die Einwohnerzahl auf neun Tausend vermindert und man prägte dort jährlich nicht mehr als eine Million Dollars. Jedoch wuchs in den fünf Monaten, während welcher General Miller daselbst als Civil- und Militair-Chef befehligte, die Bevölkerung bedeutend, auch wurden innerhalb dieses Zeitraums über eine Million Dollars ausgeprägt. Die Indianer, die seit so vielen Jahren nie mehr Silber als für fünf tausend Dollars an Werth, was sie auf ihre rohe Weise gesammelt hatten, jährlich in die Bank lieferten, brachten während dieser fünf Monate für 37,000 Dollars an Werth und die Quantität des Ertrags, den sie gewinnen, ist im reißenden Wachsen. Dies ist die Wirkung des Vertrauens auf Sicherheit der Person und des Eigenthums unter einem unparteiischen und wohlverwalteten Gesetz-Systeme. Ehedem flohen die Indianer mit ihren Familien und Effecten vor einem Kriegertrupp auf dem Marsche, wie vor Feuer oder Wasser, aber jetzt sieht man sie in den Reihen derselben unbekümmert und im stolzen Bewußtseyn gesellschaftlicher Sicherheit einherschreiten."

Ueber die Explosion des neu erbaueten Dampfschiffes auf der Rhone, am 4. März d. J.

(Nach der Gaz. univ. de Lyon vom 6. März.)

„Die Anzahl der durch das höchst betrübte Ereigniß umgekommenen Personen ist größer als man anfangs geglaubt hatte. Aus den Nachforschungen, welche am Abend des gedachten Unglückstages und am folgenden Tage angestellt wurden, ergaben sich folgende Thatsachen: Alle Matrosen des erwähnten Dampfschiffes stimmen in ihren Aussagen darin überein, daß sich im Augenblick der Explosion zwei und zwanzig Erwachsene und ein Kind darauf befanden. Von dieser Zahl sind sieben Matrosen, die sich auf dem Vorder- und Hintertheile befanden, ganz

einem gelehrten, der Bildergalerie und der Bank. Bei der letzteren sah sie, daß einzelne wohlgekleidete Damen gekommen, ihre Briefe abzuholen. Sonnen sie gar jener unsichtbaren Macht, die sie in der Nähe wußte, unmittelbar bei Mutter Bürger auf der Bank? Sie wagte es, sich zu erkundigen, ob Briefe für sie da seien. Sie bejahten. Sie erhielt sie, und eilte, sie zu lesen. Sie waren in Nähe einer Laterne, und obgleich sie bei dem Schein auf der Straße nicht viel lesen konnte, so sah sie doch, daß sie von Bürger waren, und daß sie bei ihm zu Nacht speisen sollte. Sie eilte nach Hause, um sich zu kleiden, und ging dann, ihren Vater abzuholen, der sich bei Bürger befand. Sie fand ihn in einer Gesellschaft, wie sie sich nur selten in Deutschland versammelt hat. Außer Bürger, seiner Frau und seinen Kindern, waren noch Professor Schlichtegroll, Professor Meyer, Professor Wolf, Professor Huber, Professor Reichardt, Professor Schütz, Professor Hufeland, Professor Niemeyer, Hofrat Jos. Mellish, Hofrat Schmidt, Hofrat Hufeland

„dieſe große Frage entſcheiden, an welcher vielleicht das Loos „des Hauſes Bourbon in Europa hängt.““

Dies ſind fürwahr merkwürdige Worte in dem Munde dieſer großen und hellſehenden Monarchin, und man möchte wohl wünſchen, daß ſie ſich über den Sinn derſelben näher erklärt hätte. Sie hat wahrſcheinlich mehr die äußern politiſchen Beziehungen als die Gefahren gemeint, die damals dem Königshauſe zwar ſchon von innen drohten, aber von niemand noch geahnet wurden; wie dem aber auch ſey und wenn ſie auch durch dieſe Quadrupel-Allianz hauptſächlich einen Verein bezweckte, der ohne Streit über die Angelegenheiten des europäiſchen Continents die entſcheidende Stimme, ja faſt gebietende Obergewalt (eine ganz ähnliche Stellung mit der heiligen Allianz) gehabt haben würde, ſo würde ſie doch, durch die Bedingung gegenſeitiger Garantie von Gebiet und Gewalt, oder wenn man will, des gegenwärtigen Beſitzſtandes der contrahirenden Theile, wahrſcheinlich genöthigt geweſen ſeyn, gleich Anfangs der Revolution activen Antheil an den Begebenheiten derſelben, auf eine oder andere Weiſe, zu nehmen, und manches ſich (wir wollen nicht beſtimmen, ob beſſer oder ſchlimmer, aber jedenfalls) anders geſtaltet haben. Sonach hätten die obigen Worte noch einen prophetiſchen Sinn gehabt, an den die Kaiſerin dabei nicht dachte; inzwiſchen iſt es auch ohne dies unbegreiflich, daß Ludwig XVI. die große Wichtigkeit dieſer Allianz in politiſcher Beziehung nicht einſah; und folglich ſehr erklärlich, daß die kluge Katharina, ſolchen Mangel an Einſicht nicht vorausſetzend, immer von Neuem an den Abſchluß glaubte, ſo lange auch ſchon ihre Geduld ermüdet worden war.

Die Geneigtheit der Kaiſerin zu dieſer Allianz wurde neuerlich noch durch die Nachrichten aus Polen befördert, welche ihre ſchon gehegte Empfindlichkeit gegen Preußen noch ſteigerten. Dort hatte der Marquis Lucheſini, durch verſprochene Unterſtützung Preußens, die Polen aufgeregt und ermuthigt, (wie ſich Herr von Segur ausdrückt) den permanenten Rath abzuſchaffen, die polniſche Conſtitution umzuſtürzen, für deren Garantin ſich Katharina erklärt hatte, und einmüthig und laut die Räumung des Landes von den Ruſſen verlangt.

Das ſcheint Herr von Segur, ganz in den Sinn der Kaiſerin eingehend, völlig mißbilligend zu erzählen. Es war aber nichts dabei zu mißbilligen, als Lucheſini's Politik, die die Polen erſt aufregte und dann ſchmachvoll verließ; das preußiſche Cabinet täuſchte die arme Nation nur noch gräßlicher, als Rußland, das ſeine herrſchſüchtigen Plane auf geradem Wege verfolgte. Bisher hatte es ſich mit indirecter Leitung der polniſchen Angelegenheiten begnügt; Preußen überlieferte ihm das arme Land zur Rache und völligen Unterjochung, da am Raube theilnehmend, wo man Befreiung verſprochen. Die Polen verdienen keinen Vorwurf, wenn Unglück keiner iſt; ſie hofften und wollten nur, was ihr heiligſtes Recht und ihr dringendſtes Bedürfniß war — ſie wollten geſetzmäßige und unabhängige National-Exiſtenz. Sie vernichteten daher die Permanenz einer Conföderation, deren Mehrzahl nur Inſtrumente des ruſſiſchen uſurpatoriſchen Einfluſſes waren, ſetzten an die Stelle der Anarchie eine zeitgemäße Verfaſſung und verlangten mit allem Rechte von ungebetenen Gäſten befreit zu ſeyn, deren Schutz ſie nicht bedurften, da kein Feind, wenn nicht ſie ſelbſt, das Land bedrohte. — —

Inzwiſchen kam der Fürſt Potemkin an, der durch die Einnahme von Oczakoff die Kaiſerin ihre frühere Unzufriedenheit mit ſeiner Langſamkeit vergeſſen gemacht hatte, und ſchien die Geneigtheit ſeiner Monarchin für Frankreich gar nicht mehr zu theilen. Er hatte das Vertrauen (nicht mit Unrecht) verloren, und erwartete nichts von ſo unentſchloſſener Schwäche, wenn er auch nicht Schlimmeres im Hintergrunde ahnete; deshalb hielt er eine Wiederannäherung an England und Preußen für räthlich, weil (wie er ſich gegen den Prinzen von Naſſau ausdrückte) ſie fürchterlichere Feinde und nützlichere Freunde ſeyn würden.

„Man hatte ihm,“ erzählt Herr von Segur, „geſagt, daß ich mich zur Zahl ſeiner Verläumder geſellt hätte, und er beklagte ſich darüber gegen mich, ſobald er mich ſah. „Das Wort Verläumder iſt zu „ſtark,“ erwiederte ich ihm, „indeſſen iſt das, was man Ihnen geſagt, „nicht ohne allen Grund: ich habe Mühe gehabt, zu begreifen, mit welchem unklugen Vertrauen Sie den Norden des Reichs ſo haben von „Truppen entblößen können, daß der König von Schweden, mit etwas „mehr Schnelligkeit und Kühnheit, es offen und widerſtandlos gefunden „haben würde. Es ſchien mir auch, daß Sie den Türken Zeit genug „gelaſſen hätten, um Oczakoff in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, welches „der Ingenieur Laſitte als außer Stand betrachtete, einem lebhaften „Angriffe zu widerſtehen und in dieſer Hinſicht theilten Ihre Freunde, „der Prinz von Ligne und von Naſſau, meine Meinung und meine „Ungeduld.““*)

„„Ich habe nichts dagegen zu ſagen, erwiederte der Fürſt, rückſichtlich Schwedens, außer daß ein vernünftiger Menſch einen Krieg „ohne Urſache und eine ſolche Verwegenheit, wie die Guſtavs, nicht vorausſehen konnte; aber was Oczakoff betrifft, ſo haben Sie ſich getäuſcht: „nichts ließ uns einen Angriff der Türken ahnen; ſie fürchteten den „unſrigen. Ich habe meine Truppen auf einer Linie von fünf hundert „Stunden vertheilen und eine Menge mit Lebensmitteln und Munition „beladene Wagen durch Wüſten kommen laſſen müſſen. Ich glaube, „daß ich in der kurzen Zeit gethan habe, was möglich war.““

„„An mir iſt es,“ erwiederte ich ihm lächelnd, „Ihnen Vorwürfe „zu machen: ich weiß aus guter Quelle, daß ſie hinſichtlich unſerer „Quadrupel-Allianz erkaltet ſind, auf welche Sie einen ſo großen Werth „zu ſetzen ſchienen. Man verſichert ſelbſt, daß ſie, alle die Intriguen „Englands und Preußens gegen Sie vergeſſend, geneigt ſeyen, ſich ihnen „wieder zu nähern und ihnen bei der Kaiſerin das Wort zu reden; mit „einem Worte, daß Sie auf dem Punkte ſeyen, Ihren Feinden die „Hand zu bieten und Ihren Freunden den Rücken zu kehren.““

„„Und warum nicht?“ antwortete er in demſelben Tone. „Sollte „ſich ein Diplomatiker, wie Sie, darüber wohl wundern? Seit ich das „Königreich Frankreich ſich habe in ein Erzbisthum verwandeln, einen „Prälaten, zwei Marſchälle von Frankreich aus dem Conſeil weiſen und „die Engländer und Preußen Ihnen Holland habe ruhig nehmen laſſen „ſehen, ohne daß Sie eine Kanone abgefeuert haben, ſo geſtehe ich, daß „ich mir einen Witz erlaubt habe: ich habe geſagt, daß ich meiner Monarchin gerathen haben würde, ſich mit Ludwig dem Dicken, dem heiligen Ludwig, dem thätigen Ludwig XI., dem weiſen Ludwig XII., „Ludwig dem Großen, ja ſelbſt mit Ludwig dem Vielgeliebten zu verbünden, aber nicht mit Ludwig dem Suffragan.““**)

„„Es iſt wahr,“ erwiederte ich ihm lächelnd, „daß die Könige von „Frankreich zuweilen Biſchöfe und Cardinäle zu Miniſtern ernannt haben;

*) Die Belagerung wurde anfänglich ſo läſſig und wenig zweckmäßig betrieben, daß der humoriſtiſche Prinz von Ligne, der, wohlzumerken, dabei gegenwärtig war, an Herrn von Segur ſchrieb: „Ich glaube, daß wir die Belagerung dieſes Platzes angefangen haben; oder daß man es ſich wenigſtens einbildet, weil man vier ſchlechte Redouten ſieben hundert, und Retranchements neun hundert Toiſen von den Mauern der Stadt angelegt hat.“ ꝛc.

**) Suffragant, unter einem Erzbiſchof ſtehend; Weihbiſchof.

„aber ich glaube nicht, daß sie je einen General zum Minister erhoben, „der oft die Lust bezeugt hat, Mönch zu werden.“ “

„Diese epigrammatische Unterhaltung, die ich meinem Hofe nicht mittheilen zu müssen glaubte, endigte heiter und freundschaftlich, wie sie angefangen.“

„Gewiß ist indessen, daß der Fürst, nicht mehr auf uns rechnend, sein System wirklich geändert hatte: auch zeigte er mir seit diesem Augenblick, ob er gleich in denselben Verhältnissen persönlicher Freundschaft mit mir blieb, kein politisches Zutrauen mehr und näherte sich im Gegentheil offenbar den Ministern Englands und Preußens.“

„Eines Tages, als eine große Menge Menschen bei ihm versammelt war, ließ er sich, durch seine Laune gegen Frankreich, selbst zu einem unhöflichen Scherz gegen mich verleiten, der sich jedoch eben nicht zu seinem Vortheil wendete.“

„Ehemals fand man in Europa, an allen Höfen und bei allen Großen, Narren, deren Glück und Vermögen viele Ehrgeizige beneiden konnten; sie hatten das seltene Vorrecht, ungestraft die Wahrheit zu sagen. Vielleicht war es das Gefährliche dieses Rechts, was es aus der Mode brachte.“

„In Rußland gab es inzwischen noch einige Vornehme, die den Gebrauch beibehalten hatten, diese Art von Narren-Günstlingen bei sich zu unterhalten. Der Fürst Potemkin hatte einen solchen, Namens Mosse; er war originell, ziemlich unterrichtet und mitten unter seinen Possen entschlüpften ihm oft eben so kaustische als kecke Züge.“

„Der Fürst spielte, in Gegenwart mehrerer Offiziere und vieler Personen vom Hofe, mit mir Schach; um sich an meiner Verlegenheit zu weiden, rief er seinen Narren und sagte ihm: „Ich möchte wohl „wissen, was Du von den Nachrichten denkst, die wir aus Paris erhalten: man ist im Begriff, die Reichsstände zusammenzurufen; rede und „sage uns, was die Folgen davon seyn werden.““

„Ohne sich bitten zu lassen, fing Mosse an zu reden, zu peroriren und eine Viertelstunde lang mit äußerster Geläufigkeit zu deklamiren, eine unverdauete und komische Gelehrsamkeit auskramend, die Thatsachen, die Regierungen, die Data, die Albigenser, die Protestanten, die Jansenisten verwechselnd und unter einanderwerfend, dennoch aber aus seiner ganzen Rede ein grotesques und satyrisches Gemälde bildend, das unsern Hof, unsere Geistlichkeit, unsern Adel und unsern National-Charakter in lächerlichem Lichte darstellte: der Schluß aller dieser Epigramme war die Prophezeihung eines universellen Umsturzes und einer allgemeinen Tollheit, die sich über Europa verbreiten würde, wenn man nicht Weise, wie ihn, an die Spitze der Geschäfte statt der Narren stellte, die sie jetzt leiteten.“

„Während dieses Ausfalls gegen Frankreich beobachteten mich die Anwesenden mit sichtlicher Bosheit und der Fürst Potemkin lachte in sich hinein über die Verlegenheit, in die er mich setzte, indem er mich so viel Sottisen gegen mein Land anhören ließ und mich mit einem Narren compromittirte.“

„Inzwischen verlor ich den Kopf nicht und wollte meine Rache nehmen. Ich wußte sehr wohl, in welchem Grad man damals zu Petersburg genöthigt war, schweigsam und vorsichtig in Beziehung auf Politik und die Operationen der Regierung zu seyn, die nicht duldete, daß man davon sprach.“

„Statt mich gegen den Schwätzer zu entrüsten, sagte ich zu ihm: Mein lieber Mosse, Sie sind ein sehr gelehrter Mann; aber seit zwanzig Jahren haben Sie Frankreich nicht gesehen und Ihr Gedächtniß, so außerordentlich es ist, täuscht Sie; denn Sie haben so eben ein rohes Gemisch von Irrthümern und Wahrheiten gemacht; dennoch läßt Ihre schöne Rede mich glauben, daß Sie noch weit beredter und interessanter „seyn würden, wenn Sie von Rußland, was Sie bei weitem besser „kennen, und von dem Kriege sprechen wollten, den es jetzt mit den „Türken führt.““

„Bei diesen Worten runzelte der Fürst Potemkin die Stirn und machte eine drohende Bewegung gegen den Narren; aber der unerschrockene Mosse, der einmal im Zuge war und den die Lobsprüche ermuthigten, nahm mit Feuer das Wort und schonte Rußland noch weniger als Frankreich. Er verbreitete sich mit Wohlgefallen über die Nachtheile der Sklaverei des Volkes und des Despotismus des Hofes, über die Unvollständigkeit der Armee, die Leere des Schatzes und den Mißcredit der Bank. „Was soll man endlich,“ sagte er, „von einer „Regierung denken, die ihre Angelegenheiten in so erbärmlichem Zustande „sieht und gleichwohl so viel Geld und so viele Menschen aufopfert, um „einige Wüsten zu acquiriren und die Pest zu gewinnen? Warum will „man sich zu Grunde richten, sich so viel Blut abzapfen und vielleicht „ganz Europa in Waffen bringen? Sie errathen es nicht; ich will es „Ihnen sagen: das alles geschieht, um einen hier gegenwärtigen großen „Fürsten zu amüsiren, der sich langweilt, und um ihm das Vergnügen „zu gewähren, das große Band des heiligen Georgs, den dreißig oder „vierzig Orden beizufügen, mit denen er schon behängt ist und an welchen „er noch nicht genug hat.““

„Bei dieser Schlußwendung gab ich meinem Lachen freien Lauf, die Anwesenden erstickten fast, um mir nicht nachzuahmen und der Fürst Potemkin, ganz wüthend, schmiß den Tisch um und warf die Schachfiguren Mosse an den Kopf, der Reißaus nahm. Da stellte ich aber dem Fürsten vor, daß wir alle beide unklüger als Mosse seyn würden, wenn wir uns über seine Thorheit ärgerten, und der Abend schloß sich noch sehr heiter.“ (Die Fortsetzung folgt.)

Solothurnisches Wochenblatt für 1826. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte.

Die Herausgeber dieser Blätter statteten auch diesen Jahrgang reichlich mit Urkunden aus, wofür ihnen alle schweizerischen Geschichtsforscher sehr dankbar seyn werden. Ungefähr 180 Urkunden sind in diesem Band enthalten, von denen zwei Drittheile aus dem an Urkunden so reichen vierzehnten Jahrhundert herrühren. Aus dem dreizehnten Jahrhundert befinden sich unter den ein und dreißig abgedruckten Urkunden nur drei deutsche. Die Geschichte der Grafen von Buchegk, Falkenstein, Froburg, Kyburg, Neuenburg, Nidau, Straßburg, Thierstein und mehrerer anderer großer Baronen oder kleinerer Dynastengeschlechter werden aus diesen Urkunden erweitert und berichtigt, so wie auch der Klöster Beinweil, Fraubrunn, Interlachen u. s. w. Die Urkunde S. 80 „das bisher unbekannte Bündniß“ erzählt eine Vereinigung der Städte Freiburg, Bern, Solothurn, Murten und Biel zwei Tage nach St. Mathias 1318. Diese Vereinigung (**nova conspiratio**) war die Fortsetzung einer früheren, und die Städte berufen sich darin auf den **tenorem litterarum antiquarum inter villas confectarum.** Die Zeit der Dauer ist auf fünf Jahre festgesetzt und die Veranlassung lag in den **scandalis, injuriis et violentiis nobis ac toto clero hactenus factis.** Dieses Bündniß ist um so viel merkwürdiger, bei der ungleichen Gesinnung der Städte in dem Streit um die deutsche Krone. Da das Reich kein bestimmtes Oberhaupt hatte, so ist auch in dem Bund kein Vorbehalt des Kaisers und des Reichs. Freiburg behält den Grafen Ludwig von Savoyen, Bern den Grafen Hartmann von Kyburg vor. Es werden in dem Bundesbriefe keine

Feinde genannt, sondern Bewaffnete, die innerhalb der Gränzen des Bundes sich zeigen könnten, ohne daß die Verbündeten ihre Absichten kennen. Im gleichen Jahr zog die Bundes-Stadt Freiburg dem Herzog Leopold gegen Solothurn zu Hülfe. — Oft kommt in diesen Urkunden der Brudermörder, Graf Eberhard von Kyburg, vor. Ein Jahr nach dem Mord gab er dem Kloster Interlachen einen Pensions-Brief von hundert Pfund zurück, dem Anschein nach **pure propter deum et in remedium animorum nostrae et nostrorum progenitorum**, ohne des ermordeten Bruders zu gedenken. Die Ausgleichung mit den Fürsten von Oesterreich wegen dieses Mordes heißt „eine Richtung der Stöße, so sie mit uns hatten von unsers Bruders selig wegen," — so glimpflich wurde zuletzt diese That genommen (1331). Nach dieser Ausgleichung veränderte der Graf seine Politik gegen Bern, da er an Oesterreich einen mächtigern Stützpunkt zu haben glaubte. Durch die den Laupenstreit berührenden Urkunden erhält derselbe ein neues Licht. Das **punctum saliens** der Streiter wird S. 371 in dem Tractat Eduard III. mit den Herzogen Albert und Otto von Oesterreich gesucht und die Vermuthung hinzugefügt: „Englisches Gold vermöglichte den Feldzug gegen Bern; der Feldzug maskirte den Einfall in Burgund; der Sieg bei Laupen rettete das Herzogthum." Noch andere Vermuthungen und Schlüsse werden aus den angeführten Urkunden gezogen: z. B., daß Rudolph von Erlach erst nach dem Kriege Vormund der Grafen von Nidau geworden, daß die Berner schon vor dem Kriege mit den Eidgenossen verbunden gewesen u. s. w.; wie dann auch verschiedene Schlüsse und Vermuthungen Johann von Müllers getadelt und desselben Geschichten schweizerischer Eidsgenossenschaft mehreremale berichtigt werden. Zur Geschichte des Clerus gehört, daß Graf Eberhard von Kyburg Propst zu Amsoltingen geworden, da er kaum fünf Jahr alt war. In der Richtung der Berner mit eben demselben Grafen im Jahr 1343 wird festgesetzt, einander nicht vor geistliche Gerichte zu laden „denn um Ehe und offenen Wucher." Wie die Messe und Geld zusammen hangen, beweist S. 563 die Stiftung des Grafen Hugo von Buchegk, der „durch Gott und unserer Seelen Heiles willen" seiner Schwester Judenta, Aebtissin zu Fraubrunn, Zinse in einigen Dörfern vermacht hatte, wobei jedoch die Aebtissin ausnahm, die Messe nicht zu vollführen, wenn sie an der Einnahme der Zinse gehindert würde, obschon es des eigenen Bruders Seelenheil betraf. (!) Noch manches wäre auszuziehen oder anzudeuten. Ref. begnügt sich einen besondern und allgemeinen Wunsch hinzuzufügen; einen besondern an die Herausgeber, daß es ihnen gefallen möchte, so viel möglich (die Hindernisse sind uns nur zu sehr bekannt) anzugeben, wo die eingerückten Urkunden zu finden seyen und dann den allgemeinen, Achtsamkeit der Obern nicht nur auf die Hauptarchive, sondern auf die oft reichhaltigen Archive in kleinen Städten, auf die Laden in den Gemeinden, aus denen aus Unkenntniß gewiß schon so manche schätzbare Urkunde verloren ging, oder ohne genaue Aufsicht verloren gehen wird.

Nekrolog.

Am 26. März, zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags, verstarb zu Wien Herr Ludwig van Beethoven, nach langwierigem Krankenlager an der Wassersucht, im 57sten Jahre seines der Kunst gewidmeten Lebens.

Am 16. December 1770 zu Bonn geboren, und in früher Jugend nach Wien gekommen, erregte er durch seine Meisterschaft im Clavierspiele die Aufmerksamkeit der Kunstwelt, und erfreute sich im Tonsatze des Unterrichts von Haydn und Salierie, die seinen schöpferischen Geist erkannten. Bald verbreiteten seine durch Begeisterung, Tiefe der Empfindung, und überraschende Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Werke seinen Ruhm über Europa bis nach Amerika, und sein Name wurde neben Haydn und Mozart genannt.

Vielfache Beweise ehrender Anerkennung wurden allmählich dem anspruchslosen Künstler zu Theil, die ihn später in seiner Abgeschiedenheit, wozu ihn theils Neigung und Beschäftigung, theils aber der für ihn besonders empfindliche Verlust des Gehörs zogen, erheiterten und aufrecht hielten. So ertheilte ihm der Magistrat der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien das Ehren-Bürgerrecht; der Verein der Musikfreunde des Oesterr. Kaiserstaates ernannte ihn zum Ehren-Mitgliede, und gleiche Auszeichnung wurde ihm von der philharmonischen Gesellschaft zu Laibach, so wie von den Akademieen der Musik zu Amsterdam und Stockholm; ferner beehrten ihn Se. Majestät der König von Frankreich, bei Gelegenheit der Uebersendung seiner letzten Messe, mit einer großen goldnen Denkmünze, und mehrere deutsche Monarchen mit Unterzeichnungen auf dieses würdige Tonwerk. Mit freudigem Stolz aber erfüllte ihn die auszeichnende Huld eines erhabenen Kenners und Beschützers der Tonkunst, Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Rudolph, Cardinals und Erzbischofs von Olmütz, Höchstwelcher auch im Verein mit andern hohen Gönnern des Künstlers, den edlen Fürsten von Lobkowitz und von Kinsky, seinen Aufenthalt in der Monarchie durch einen Jahrgehalt auf Lebenszeit festgestellt hatte.

Durch die ehrende Freigebigkeit und den Ertrag seiner Werke, die würdig zu lohnen mehrere Kunsthandlungen und Kunstfreunde gleichsam wetteiferten, sah er sich bei seiner unausgesetzten Thätigkeit in der günstigen Lage, nicht nur keiner Unterstützung vom Auslande zu bedürfen, sondern vielmehr neben manchen Ersparungen auch die freiwillig übernommene, ihm theuere Obliegenheit der Erziehung eines Neffen zu erfüllen.

Unter Entwürfen zu noch auszuführenden Werken, wohin ein Oratorium: „Der Sieg des Kreuzes," eine große Symphonie ꝛc. gehören, erlag er endlich dem allgemeinen Schicksale mit innigster Ergebung, und durch die Tröstungen unserer heiligen Religion erbaut, umgeben von seinem Bruder und mehreren Freunden, als dauernde Denkmale seines Daseyns eine große Anzahl genialer Tonwerke, und einen rühmlichen Namen der Welt hinterlassend, aber auch manche schöne und große, für die Kunst fruchtbare Idee mit zu Grabe nehmend. Seinen künstlerischen Bestrebungen vorzugsweise hingegeben, war er in seinen übrigen Beziehungen rechtlich, gewissenhaft, hülfreich, neidlos, standhaft als Freund, und allem Edlen und Höheren mit Liebe zugethan. Sein Leben und Wirken gehört der Kunstgeschichte an, sein Andenken aber wird allen, die ihn kannten und verstanden, stets theuer seyn.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 8 ℊ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 175 Hamburg, Mittwoch den 11. April 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Des Capitains Hall Zusammenkunft mit Napoleon Bonaparte auf St. Helena, im Monat August des Jahres 1817.

(Beschluß.)

Als ich ins Zimmer trat, sah ich Bonaparte vor dem Feuer stehen, den Ellbogen aufs Kamin, den Kopf auf die Hand gelehnt. Er sah auf, trat zwei Schritte vor, und erwiederte meine Begrüßung durch eine nachlässige Verbeugung oder ein Kopfnicken. Seine erste Frage war: „Wie heißen Sie?“ und als ich darauf geantwortet hatte, sagte er: „So, — Hall — ich kannte Ihren Vater als ich mich im Militair-Collegium zu Brienne befand; ich erinnere mich seiner vollkommen; er war ein Freund der Mathematik; mit den jüngeren Schülern verkehrte er wenig, mehr mit den Geistlichen und Professoren, die in einem andern Stadtviertel wohnten, als wir.“ — Hier schwieg er einen Augenblick, und da er zu erwarten schien, daß ich spräche, so bemerkte ich, daß ich meinen Vater oft des Umstandes hätte erwähnen hören, daß er in der fraglichen Zeit zu Brienne gelebt habe; er hätte es aber nie für möglich gehalten, daß man sich eines einzelnen Mannes nach einem solchen Zeitverlauf und wo während dem so viele wichtige Ereignisse statt gefunden, würde erinnern können. „O nein!“ rief er aus, „das ist nicht im geringsten zu verwundern; Ihr Vater war der erste Engländer, den ich je gesehen, und deshalb ist er mir mein ganzes Leben hindurch erinnerlich geblieben.“

Ich glaube hier bemerken zu müssen, daß, obgleich die gesammte Unterredung im Französischen geführt ward, ich es vorziehe, sie in Englisch wieder zu geben, weil ich so sicherer bin, den Sinn nicht zu verfehlen. Die Notizen, aus welchen dieser Bericht aufgemacht ist, wurden wenige Stunden nach meiner Entfernung von Longwood, ehe ich mich schlafen legte, oder irgend etwas andres vornahm, niedergeschrieben. Der Eindruck der ganzen Scene hatte sich mir übrigens so tief eingeprägt, daß vor demselben mehrere Tage nachher kein anderer Gedanke Raum in meiner Seele finden konnte.

Einige wenige Sekunden, nachdem er die erwähnte Bemerkung gemacht hatte, fragte Bonaparte mit scherzender Miene, als ob das, was er sagte, ihm Spaß mache: „Haben Sie je gehört, daß Ihr Vater meiner erwähnte?“ Ich erwiederte sofort: „sehr oft.“ Dann sagte er schnell und scharf betont: „Wie äußerte er sich über mich?“ Die Weise, in welcher dieses gesprochen ward, schien eine unmittelbare Replik zu erheischen, daher antwortete ich denn auch unverzüglich, daß ich ihn oft seine große Verwunderung über die Aufmunterung hätte äußern hören, die er, so lange er Kaiser der Franzosen gewesen, den Wissenschaften hätte angedeihen lassen. Er lachte und nickte wiederholentlich, als ob ihm das Gesagte gefiele.“

Seine nächste Frage war: „Haben Sie wohl gehört, daß Ihr Vater den Wunsch geäußert, mich zu sehen?“ Als ich nun erwiederte, daß ich ihn oft hätte sagen hören, es sey kein Mensch auf Erden, der es so sehr verdiene gesehen zu seyn, und daß er es mir angelegentlichst anempfohlen habe, ihm ja meine Aufwartung zu machen, falls sich je eine Gelegenheit dazu darböte, antwortete er rasch: „Wenn er mich würklich für so merkwürdig hält und so sehr von dem Wunsche, mich zu sehen, erfüllt ist, warum kömmt er denn nicht dieserhalb nach St. Helena?“ Ich wußte anfangs nicht, wie ich dieses nehmen sollte, ob ernst gemeint oder ironisch; da ich ihn aber auf Antwort warten sah, so erwiederte ich, mein Vater habe zu viele Obliegenheiten und Geschäfte, die ihn zu Hause hielten. „Hat er Staatspflichten, ist er in einem öffentlichen Amte?“ Kein officielles, war meine Antwort; aber er ist Präsident der königlichen Gesellschaft zu Edinburg, ein Amt, das einen großen Theil seiner Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Diese Bemerkung nun gab Anlaß zu einer Menge Fragen hinsichtlich der Verfassung der gedachten Gesellschaft. Ich mußte ihm die Obliegenheiten aller Beamten, vom Präsidenten bis zum Secretair, und auch die Weise, wie wissenschaftliche Schriften zur Notiz der Gesellschaft gebracht würden, beschreiben. Die Sitte, die Gegenstände öffentlich in den Zusammenkünften zu Edinburg zu verhandeln, schien ihm, wie mir däuchte, sehr aufzufallen, ja zu belustigen. Als ich ihm sagte, daß sich die Zahl der Mitglieder auf mehrere Hundert beliefe, schüttelte er den Kopf und äußerte: „Ei, das sind doch sicher nicht alle wissenschaftliche Männer!“ — Als er sich über dieses Kapitel ausgesprochen hatte, kam er wieder auf meinen Vater zurück und bemerkte, nachdem er eine Berechnung gemacht zu haben schien: „Ihr Vater wird, glaube ich, 9 oder 10 Jahre älter seyn als ich; neun gewiß, doch eher wohl zehn; nicht wahr, ist dem nicht so?“ Ich antwortete ihm, daß er es fast ganz genau getroffen habe. Er lachte nun und drehte sich, unter mehrmaligem Kopfnicken, fast ganz auf seinem Absatz herum. Ich mochte es mir nicht herausnehmen, ihn zu fragen, was ihn in meiner Antwort so spaßhaft geschienen habe; vielleicht war es auch blos ein Ausbruch der Freude über die Richtigkeit seiner Berechnung. Nachdem ich ihm noch eine genaue Auskunft über das Alter und die Beschäftigungen Aller, die zu meiner Familie gehören, hatte geben müssen, fragte er weiter: „Wie lange waren Sie in Frankreich?“ und als ich sagte, ich hätte dies Land noch nicht besucht, wollte er wissen, wo ich mein Französisch gelernt hätte. Ich erwiederte, von Franzosen am Bord verschiedener Kriegsschiffe. „Waren Sie Kriegsgefangener bei den Franzosen,“ fragte er dann, „oder waren jene Kriegsgefangene bei Ihnen?“ Ich sagte ihm, meine Lehrer wären französische Offiziere gewesen, die von den Schiffen gefangen genommen worden, an deren Bord ich gedient. Nun wollte er das Umständliche der Jagd und der Wegnahme der Schiffe, die unsre Prisen geworden, wissen; da er sich aber bald überzeugte, daß dieser

Gegenstand keinen Punkt von einigem Interesse darböte, so brach er rasch davon ab, indem er mich nach der Reise der Lyra in den östlichen Meeren, aus welchen ich eben zurückkehrte, fragte. Dieses Kapitel erwies sich als eine neue und ergiebige Quelle des Interesses, daher er denn mit einem ganz erstaunlichen Eifer darauf einging.

Die Gelegenheiten, die Napoleon vermöge seines hohen Standpunktes gehabt hatte, sich über fast jeglichen Gegenstand zu unterrichten, und seine ungeheure Fähigkeit, eine Sache schnell und richtig aufzufassen, hatten es so schwer gemacht, ihm irgend etwas gänzlich Neues aufzutischen, daß ich es für ein Glück schätzte, einen Stoff des Gesprächs zu haben, der doch von den Gemeinplätzen einer formellen Unterhaltung verschieden war. Man hat bei Bonaparte immer eine besondere Theilnahme für die Angelegenheiten des Ostens vorausgesetzt, und nach der Begierde, mit welcher er jede meiner Mittheilungen hinsichtlich Lu-Chus, China's und der angränzenden Länder, zu verschlingen schien, ist es unmöglich, an der Aufrichtigkeit seiner Vorliebe für das Morgenländische zu zweifeln. Auch sagt man, wenn ich nicht irre, daß es mit seinen geographischen Kenntnissen von diesen fernen Gegenden nicht weit her sey — eine Beschuldigung, die übrigens außer auf Bonaparte noch wohl auf Viele anwendbar ist. Als ich ihm die Insel Lu-Chu nannte, schüttelte er den Kopf, als hätte er früher nie davon gehört, und ich mußte ihm sagen, in welcher Richtung und wie weit sie von Canton liege. Hierunächst fragte er mich nach ihrer Lage in Bezug zu Japan und Manilla, und schien mit der Durchschneidung dieser drei Linien sich in seiner Einbildung gehörig darüber orientirt zu haben, indem allen seinen nachherigen Bemerkungen eine Erinnerung an diesen besondern Punkt zum Grunde zu liegen schien. Als er z. B. von der Wahrscheinlichkeit sprach, daß der Verkehr mit andern Ländern auf die Sitten und Einrichtungen der Einwohner von Lu-Chu Einfluß gehabt haben würde, machte er, so weit es die geographische Lage betraf, ganz richtige Folgerungen. Nachdem er über die Lage der Insel im Reinen war, befragte er mich die Kreuz und Quer über die Einwohner mit einer Umständlichkeit — ich möchte sagen, er nahm mich in ein scharfes Verhör, — die Alles übertraf, was ich in der Art noch erlebt hatte. Seine Fragen liefen keineswegs aufs Gerathewohl hinaus, sondern hatten sämmtlich eine entschiedene Beziehung auf schon vorhergegangene oder ihnen folgende. Ich fand mich in einer kurzen Zeit dermaaßen von ihm durchschauet, daß es mir unmöglich gewesen seyn würde, ihm den kleinsten Umstand zu verbergen oder anders darzustellen. Er hatte eine so rasche Fassungsgabe für Dinge, die ihn ansprachen, und eine so bewunderungswürdige Leichtigkeit, sich die einzelnen Auskunftspunkte, die er von mir erhielt, zu ordnen und allgemein anzuwenden, daß er mir zuweilen in meiner Erzählung den Vorsprung abgewann, wußte, wie sie ablief, ehe ich es ihm sagte, und mich so, ohne daß ich mich deshalb beklagen konnte, um meine Geschichte brachte.

Inzwischen gab es unter den Umständen in Betreff der Lu-Chu's doch mehrere, die selbst ihn sehr in Erstaunen setzten, und ich hatte die Genugthuung, ihn mehr als einmal völlig verdutzt und außer Stande, das von mir vorgetragene Phänomen erklären zu können, zu sehen. Nichts überraschte ihn mehr, als daß sie keine Waffen führen. „Point d'armes!" begann er, „c'est a dire point de cannons — ils ont des fusils?" Nein, Gewehre auch nicht, erwiederte ich. „Eh bien donc — des lances, ou, au moins, des arcs et des fleches?" Ich sagte, weder das eine noch das andere. „Ni poignards?" rief er mit steigendem Affecte aus. Nein, auch die nicht, war meine Antwort wieder. „Mais," sagte Bonaparte nun, die Faust ballend und seine Stimme lauter erhebend, „mais! sans armes, comment se bat-on?"

Ich konnte nur erwiedern, daß, so weit wir der Sache hätten nachforschen können, sie nie Krieg gehabt und stets von Innen und nach Außen im Frieden gelebt hätten. „Keine Kriege," rief er mit einem verächtlichen und ungläubigen Ausdrucke aus, als ob die Existenz irgend eines Volkes unter der Sonne ohne Kriege eine monströse Anomalie sey.

In gleicher Weise, nur weniger davon aufgeregt, schien er meiner Angabe, daß sie kein Geld führten und auf Gold- oder Silbermünzen einen geringen Werth legten, wenig Glauben zu schenken. Nach Anhörung dieser Facta war er eine Zeitlang in Gedanken vertieft und murmelte leise vor sich hin: „Unbekannt mit dem Gebrauch des Geldes; ohne Hang nach Gold und Silber —" dann aber erhob er plötzlich den Blick und fragte scharf betont: „Wie stelleten Sie es denn an, diesem sonderbarsten Volke aller Völker seine Ochsen und anderen guten Dinge, die es ihnen so reichlich an Bord geschickt zu haben scheint, zu bezahlen?" Als ich ihm bedeutete, daß wir nicht im Stande gewesen wären, die Lu-Chu's zur Annahme irgend einer Zahlung zu vermögen, war er sehr verwundert über ihre Liberalität und ich mußte es ihm zweimal wiederholen, mit welchen Dingen uns diese gastfreien Insulaner ausgestattet hatten.

Nach einem Wink des Grafen Bertrand, hatte ich einige Zeichnungen der Gegenden und Trachten auf Lu-Chu und Corea mitgebracht, die mir bei der Beschreibung der Einwohner zu Statten kamen. Als wir über Corea sprachen, nahm er eine der Zeichnungen zur Hand und sagte, es mit einem Blicke überlaufend, vor sich hin: „Ein alter Mann mit einem sehr großen Hute und langem weißen Barte, ha! — eine lange Pfeife in der Hand — eine chinesische Matte — ein chinesischer Anzug, neben ihm ein Mann, der schreibt — alles sehr gut, auch deutlich gezeichnet." Dann sollte ich ihm sagen, wo die verschiedenen Theile dieser Anzüge verfertigt worden, und was sie gekostet hätten — Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Ferner erkundigte er sich nach dem Ackerbauwesen auf Lu-Chu: — ob sie mit Pferden oder Ochsen pflügten; wie sie mit ihren Erndten verführen, und ob ihre Felder gleich jenen in China bewässert würden, wo, so viel er wisse, das System künstlicher Wässerung in hoher Vollkommenheit vorhanden sey. Das Clima, die Ansicht des Landes, der Bau der Häuser und Böte, die Art sich zu kleiden, ja selbst die umständlichsten Details über ihre Strohsandalen und Tabacksbeutel waren Dinge, die seine Aufmerksamkeit beschäftigten. Die Hartnäckigkeit, mit welcher sie ihre Weiber unsern Blicken entzogen, schien ihm großen Spaß zu machen, doch äußerte er mehrere Male seinen Beifall über des Capitains Marwell Mäßigung und verständiges Benehmen darin, daß er Alles vermieden, was den Eingebornen anstößig oder den Gesetzen ihres Landes zuwider hätte seyn können. Er that viele Fragen in Betreff der Religion in China und auf Lu-Chu, schien auch die große Aehnlichkeit zwischen den katholischen Priestern und den chinesischen Bonzen wohl einzusehen, und bemerkte, daß diese Aehnlichkeit sich ebenfalls auf manche kirchliche Ceremonien von beiden Seiten erstreckte. „Hier aber," setzte er hinzu, „hat die Aehnlichkeit ihr Ende denn die chinesischen Bonzen üben keinerlei Einfluß auf die Gemüther des Volkes aus und mischen sich nie in ihre weltlichen oder ewigen Angelegenheiten. Auf Lu-Chu, wo sonst Alles so lobenswerth ist, ist der niedrige Stand des Priesterthums gleich merkwürdig, als auf den benachbarten Continent, eine Anomalie, bei welcher Bonaparte ein geraume Zeit verweilte, ohne zu einer genügenden Erklärung kommen zu können.

Mit Ausnahme eines augenblicklichen Anflugs von Hohn und Unglauben, als ihm erzählt ward, daß die Lu-Chu's keine Kriege führten und ohne Waffen wären, war er während seiner Unterhaltung mit m

bei guter Laune. Er sprach mit einer Heiterkeit, ich möchte fast sagen Vertraulichkeit, daß ich ihm nicht allein völlig unbefangen gegenüber stand, sondern mehrere Male selbst die ehrerbietige Aufmerksamkeit vergaß, die gegen den gestürzten Monarchen zu beobachten sowohl meine Schuldigkeit als auch mein Wille war. Sobald ich aber meine Uebereilung gewahrte, und mir dann Gewalt anthat, so ermuthigte er mich so offen und gütig, in dem nämlichen Tone fortzufahren, daß ich mich bald wieder so leicht fühlte, als vorher.

„Was wissen Ihre Freunde, die Lu-Chu's, von andern Ländern," fragte er. Ich erwiederte, sie wären nur mit China und Japan bekannt. — „Schon gut," fuhr er fort; „aber von Europa? was wissen sie von uns?" Von Europa gar nichts, sagte ich; sie wissen nichts von Frankreich noch von England, auch haben sie nie etwas von Emr. Maj. gehört. Bonaparte lachte herzlich über diesen außerordentlichen Umstand in der Geschichte von Lu-Chu, und mag wohl gedacht haben, daß es sich dadurch vor jedem andern Winkel der Welt, so weit sie bekannt ist, unterschiede.

Als er eine Zeichnung von der Schwefel-Insel, einem einsamen und traurigen Felsen mitten im japanschen Meere, die ich in der Hand hielt, einen Augenblick angesehen hatte, rief er aus: „Ei, das ist ja St. Helena!" Als er über unsre Reise zufriedengestellt war, oder vielmehr mir alles, was ich ihm nur darüber sagen konnte, abgefragt hatte, kehrte er zu dem Gegenstande zurück, der ihn zuerst beschäftigte, und fragte kurzweg: „Arbeitet Ihr Vater mit am **Edinburgh Review**?" Auf meine Antwort, die Namen der Mitarbeiter an dieser Schrift würden geheim gehalten, es seyen in derselben aber einige von meines Vaters Werken kritisirt worden, machte er eine halbe Wendung nach Bertrand hin und sagte, mehrere Male kopfnickend und mit bedeutsamer Miene: „Ha, ha!" als wolle er so zu verstehen geben, daß er recht wohl den Unterschied zwischen dem Autor und den Recensenten kenne.

„Sind Sie verheirathet?" fragte Bonaparte weiter, und als ich dies verneinte, fuhr er fort: „Warum nicht? Weshalb heirathen Sie nicht?" Da mir eben keine passende Antwort beifiel, so schwieg ich; er wiederholte seine Frage aber in einer Weise, daß ich nicht umhin konnte, ihm irgend etwas zu erwiedern, ich sagte ihm also, ich sey immer zu beschäftigt gewesen, auch überdem nicht in der Lage, um heirathen zu können. Letzteres schien ihm nicht klar zu seyn, und er fragte mich noch einmal, warum ich ledig bliebe. Nun sagte ich, meine Vermögensumstände erlaubten es nicht. „Aha!" rief er aus, „ich verstehe — das Geld fehlt — kein Geld — ja, ja!" und lachte herzlich. Ich stimmte mit ein, obgleich ich, die Wahrheit zu sagen, das Lächerliche darin nicht finden konnte.

Die letzte Frage, die er an mich richtete, betraf die Größe und Stärke des von mir befehligten Schiffes; dann sagte er, in einem Ton der Autorität, als ob er dabei etwas thun könne: „Sie werden binnen 35 Tagen in England seyn." Diese Prophezeihung schlug übrigens jämmerlich fehl, indem wir erst in 62 Tagen über kamen und überdem großen Mangel litten. Nach dieser Bemerkung schwieg er etwa eine Viertelminute, machte dann eine leichte Verbeugung, wünschte mir eine glückliche Reise und erlaubte mir, indem er ein Paar Schritte zurücktrat, mich zu entfernen.

Nun wurden ihm meine Freunde, die Herren Clifford und Harvey, vorgestellt. Er richtete einige höfliche Gemeinfragen an sie, und entließ sie nach einer Audienz von einigen wenigen Minuten.

Mir war die große Unähnlichkeit Bonaparte's mit den Gemälden und Büsten, die ich von ihm gesehen hatte, sehr auffallend. Sein Gesicht und seine Figur schienen mir breiter und untersätziger zu seyn, als in irgend einer der Abbildungen, die mir zu Gesicht gekommen waren. Seine Korpulenz, die man damals allgemein als übermäßig schilderte, war keineswegs auffallend. Sein Fleisch schien im Gegentheil fest und muskulös zu seyn. Nicht die kleinste Falte zeigte sich auf seiner Stirn, noch irgend eine entstehende Runzel in einem Theile seines Gesichts. Dem Aeußern nach zu urtheilen, war er an Körper und Geist völlig gesund; obgleich man damals allgemein in England glaubte, daß seine Gesundheit ganz zerrüttet und er in ein dumpfes Hindrüten versunken sey. Er sprach mehr langsam, als rasch, und völlig deutlich: auf meine Antworten auf seine Fragen wartete er mit vieler Geduld und Artigkeit, und des Grafen Bertrand Beihülfe that nur ein einziges Mal während der ganzen Unterredung Noth. Der glänzende und zuweilen blendende Ausdruck seines Auges konnte nicht unbemerkt bleiben. Es war dieses jedoch kein immerwährendes Strahlen, sondern nur dann bemerkbar, wenn ihm irgend etwas ganz besonders zusagte. Es ist nicht möglich, sich einen Ausdruck größerer Milde, ich möchte fast sagen kindlicher Lieblichkeit, zu denken, als sich während der ganzen Unterredung in seinen Zügen aussprach. Sein ganzes Wesen, seine Sprache und Gesichtszüge verriethen einen Mann bei guter Gesundheit und ungebeugten Geistes, und wäre, wie öffentliche Blätter es sagten, dem doch anders gewesen, so hätte seine Selbstbeherrschung noch weit außerordentlicher seyn müssen, als man es allgemein anzunehmen pflegte.

Kaiserliche Reliquien.

Das Pariser Blatt, welchem wir den folgenden Aufsatz entlehnen und ihn, als einen passlichen Nachtrag zu den Ergießungen des enthusiastischen Engländers, diesen hier unmittelbar folgen lassen, macht bei dieser Gelegenheit nachstehenden sarkastischen Ausfall gegen die Etoile: „Sie wird, indem sie uns diese Umstände abborgt, nicht verfehlen diejenigen ins Lächerliche zu stellen, die diese Reste, an welche sich so viele Erinnerungen knüpfen, mit Ehrfurcht betrachten. Liegt Fanatismus in dieser Bewunderung, so wolle sie ihn uns zu Gute halten; wir würden es ganz natürlich finden, wenn die Etoile uns sagte, sie habe mit Rührung die Mustete Carls IX., die Feder, welche den Wiederruf des Edicts von Nantes unterzeichnete, und die Keule, womit ein heiliger Bischof die Ketzer erschlug, gesehen. Ein jeder hat so seine Helden; wir würden uns glücklich schätzen den Degen Napoleons zu besitzen, und die Etoile würde den französischen Marschallstab von Mylord Wellington mit Golde aufwiegen."

Der Sohn Napoleons hat das 16. Jahr erreicht; er ist majorenn. Der Gefangene von St. Helena hat ihm, mit der Erinnerung eines Namens, den er nicht führen wird, Mobiliar-Effekten in seinem Testamente vermacht, deren Besitz und Gebrauch man ihm vielleicht nicht untersagt.

Diese Effekten befinden sich gegenwärtig im Verwahrsam des Herrn Marchand, Kammerdiener des Kaisers, der sich ehestens nach Wien begeben wird, um sie dem Herzoge von Reichstadt zu überliefern. Ehe er sich von den kostbaren Gegenständen trennt, — die der junge Prinz ohne Zweifel mit Achtung und Wehmuth annehmen wird, und die den Zustand der Blöße bekunden, in welchen sich vor seinem Ende der Mann versetzt sah, der im Besitz der halben Welt gewesen, — hat Herr Marchand einigen Freunden die Ansicht dieses Nachlasses, wahre Reliquieen, geheiligt durch Ruhm und Unglück, erlaubt.

Wir wollen hier die Erbschaft verzeichnen, welche das Kind von dem erhalten wird, der geglaubt hatte seinen Angehörigen Throne und Völker zu vererben, und der seinem Sohne statt ihrer nun einige abgetragene Kleidungsstücke hinterläßt, nämlich:

Drei Uniformen: eine von der Nationalgarde; eine von der kaiserlichen Grenadier-Garde zu Fuß, und eine von der berittenen Jäger-

Garde. Diese Kleidungsstücke haben sämmtlich den großen Adlerstern der Ehrenlegion.

Ein abgetragenes schwarzes Kleid, aus einem Mantel gemacht, den der Kaiser wohl anzulegen pflegte, wenn er einmal incognito die Tuillerieen verließ. Da Napoleon von den Engländern keine Zeuge haben wollte, um seiner Garderobe auszuhelfen, so ließ er sich seine alten Kleider ausbessern und trug sie, bis sie in Fetzen fielen.

Einen Kaputrock von grünem Tuche mit zwei Reihen Knöpfe. Das war das letzte Kleidungsstück, das der Kaiser getragen hat; er hat es erst abgethan, als er sich niederlegte, um nicht mehr aufzustehen.

Eine alte runde Kappe von sehr niedriger Form, oben etwas enger als unten.

Einen blauen, am Kragen goldgestickten Mantel. Dieser Mantel, der Napoleon auf den Schlachtfeldern gedient hatte, bedeckte das Paradebett, auf welchem er nach seinem Tode zur Schau stand, und seinen Sarg, als man ihn unter die Weide begrub, deren melancholischer Schatten ihm lieb gewesen war. In Anlaß des Paradebettes, auf welchem der Kaiser, umgeben von allen Hofleuten seiner Verbannung, ruhete, wollen wir eine wenig bekannte Thatsache berichten. Die englische Garnison defilirte in dem Sterbe-Zimmer; jeder Soldat machte, so wie er die Leiche passirte, die militairischen Honneurs; alle Offiziere erfaßten die erkaltete Hand Bonapartes und drückten sie ehrerbietig; ein Sergeant aber, der seinen Sohn, einen siebenjährigen Knaben bei sich hatte, kniete zu den Füßen des Todten und sagte weinend: **My son, there lies what was Napoleon the great!** (Sieh da, mein Sohn, der da war Napoleon der Große.)

Einen dreieckigten Hut, gefüttert mit grünem Tafft und wattirt. Diese Kopfbekleidung, historisch wie der Helm des Besiegten von Pavia, ist in sehr schlechten Umständen; sie hat etwas Zauberhaftes an sich, denn es scheint, man könne sie nicht ansehen, ohne unter der kleinen Kocarde, vor welcher sich alle Fahnen in Europa verneigt haben, die imponirende Stirn des Helden zu erblicken.

Einen grauen Kaputrock, dessen Zeug so abgetragen ist, daß man kaum wagen mag ihn zu berühren. Dieses Kleidungsstück Napoleons ist sehr merkwürdig; man darf wohl glauben daß der Kaiser eine Art Wichtigkeit auf dessen Besitz legte, denn es erinnerte ihn in der That an manche außerordentliche Umstände. Mit ihm war er von der Insel Elba abgereiset und hatte den Zug durch Frankreich gemacht; er trug es zu Waterloo, und hatte es zu Lützen angethan!

Silberne Sporen.

Zwei silberne Flaschen, in welchen Wasser mitgenommen ward wenn Napoleon, um sich zu zerstreuen, auf die Jagd ging.

Ein silbernes Fernrohr, ein Lavabo und ein Feld-Necessaire vom nämlichen Metall.

Die Schnüre und Kleinodien der Orden, welche die Kleider des Kaisers decorirten.

Zwei Necessaires voller Tabatieren mit den Bildnissen der Prinzen von der Familie Napoleon und des Hauses Bourbon. Auf einer dieser Dosen befindet sich das Bildniß der Gräfin von Provence; auf einer anderen die Bildnisse Ludwigs XVI., der Königin und der Dauphine. Mehrere von den Tabatieren sind mit antiken Medaillen verziert; eine von diesen, mit dem Kopfe Alexanders des Großen, hat der Held oft getragen.

Eine schildpattene Bonbonniere, angefüllt mit Stückchen Lakritzen.

Eine Weck-Uhr des großen Friedrichs. Napoleon hatte sie aus Berlin mitgenommen; er führte sie immer bei sich im Zelte, wenn er bei der Armee war.

Eine viereckigte Pendüle in Goldbronze, die einzige, die sich zu Longwood befand. Ein sonderbarer Umstand giebt dieser Uhr einen besondern Werth. Sie stand stille eine Stunde vor dem Tode des Kaisers, obgleich sie erst wenige Augenblicke vorher aufgezogen worden und bis dahin nie in Unordnung gewesen war; sie ist seitdem nicht mehr gegangen und zeigt noch jetzt die Stunde, in welcher sie stehen geblieben ist. Dieses Factum ist zuverlässig; an und für sich läßt es sich nun wohl ganz natürlich erklären, doch ist es merkwürdig unter den obwaltenden Umständen.

Toiletten-Gegenstände, Bürsten, &c.

Zerrissene Stiefel. Napoleon hatte nicht zugeben wollen, daß für ihn Fußzeug in England gekauft werde. Die Gefährten seiner Verbannung hatten schon beschlossen, den Versuch anzustellen, ob sie nicht ihrem Monarchen mit diesem Artikel aushelfen könnten, woran es ihm gänzlich gebrach.

Ein blutiges Stück von dem Hemde, das Napoleons Leiche bei der Section angehabt hatte.

Ein Medaillon voll dunkelkastanienbrauner Haare, im Begriff grau zu werden.

Endlich den Bart und Knebelbart, die im Verlauf der Krankheit des Kaisers einen ganzen Zoll gewachsen waren, und die Herr Marchand zu sich genommen hat.

Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur.

Es thut uns leid, daß uns der Raum dieser Blätter nicht verstattet, Herrn von Ségur fernerhin in unsern Auszügen Schritt für Schritt zu folgen; sein klares Gemälde der damaligen verwickelten politischen Staaten-Verhältnisse, denen nachher die französische Revolution eine zum Theil so veränderte Richtung gab, muß jedem Geschichtsfreund interessant seyn, und die Aufdeckung aller der Intriguen und an den Persönlichkeiten hängenden Motive, die immer erst nach Jahren an den Tag kommen können, jeden jungen Geschichtsforscher belehren, daß auch über die Geschichte unserer Tage die Acten nicht eher zu schließen seyn dürften, bis wir, durch Denkwürdigkeiten gleich unterrichteter und glaubwürdiger mithandelnder Zeitgenossen mehr Licht über die bis jetzt noch verborgenen Fäden manches dahin gehörigen, undurchdringlich scheinenden Gewebes erhalten haben werden. Denn schreitet auch gleich jetzt die Geschichte nebst der Enthüllung ihrer Motive, in progressivem Verhältniß rascher vorwärts und mögen gleich Persönlichkeiten überall in dem Maaß weniger einwirken, je volksthümlicher eine Regierung geworden ist, vergesse man doch nicht, daß sich die Natur der Menschen und der Dinge nicht umändern läßt, daß Fürsten und Minister, und nicht minder Volks-repräsentanten, Menschen bleiben und daß daher Privat-Interessen und Intriguen wohl gezügelt aber nimmer als für immer verbannt und unwirksam angesehen werden können — wie viele unserer jungen Enthusiasten, die in unsern Tagen, besonders in der Zeit der Restauration den Griffel der Geschichte in die unerfahrene Hand genommen, zu glauben geschienen haben. — Doch es muß ja den Lesern dieser Memoiren auch noch mancher Genuß aufgespart bleiben und unsere Auszüge hatten nicht den Zweck, ihm das Buch ganz überflüssig — im Gegentheil aber interessant und anlockend zu zeigen. Wir beschränken uns daher nur auf einige einzelne Züge.

Nachdem uns Herr von Segur noch erzählt, wie es in einer fast verzweifelten Stellung gleichwohl Gustav gelungen, mit Hülfe der treuen Dalekarlier und unter Englands Beistand, das ihn bekriegende Dänemark zum Frieden zu zwingen und dann, auf dem zusammengerufenen Reichstage, mit Unterstützung des Bauern- und Bürgerstandes und der Geistlichkeit, nicht nur den intriguirenden Adel zu gewaltigen und das widerspenstige Heer zum Gehorsam zurückzuführen, sondern selbst eine neue Constitution unter dem Namen: Vereinigungs- und Sicherheits-Acte, zur Annahme zu bringen, in welcher der Adel auch noch der mehrsten ihm 1772 gebliebenen Privilegien beraubt, die Rechte des Volkes dagegen und die königliche Gewalt beträchtlich erweitert wurden; wendet er sich in seiner Relation wieder zu seiner diplomatischen Stellung und zeigt uns, wie kritisch diese nach der endlichen definitiven weigernden Erklärung Ludwigs XVI. hinsichtlich der Quadrupel-Allianz, wurde, und wie er nicht nur zu fürchten hatte, daß der ganze mühsam von ihm fünf Jahre lang gegründete und erhaltene Einfluß Frankreichs in Rußland gänzlich vernichtet werden, sondern er auch das persönliche Vertrauen der Kaiserin, dessen er sich erfreuete, verlieren würde. Ja man hatte bereits der Monarchin, auf den Grund erdichteter Thatsachen, namentlich ihm beigemessener Intriguen in der Türkei und angeblicher Verfälschung der Depeschen des Herrn von Choiseul, wirkliches Mißtrauen eingeflößt, das, von den Verläumdungen der englischen und preussischen Minister erzeugt, durch Potemkin genährt wurde, welcher sich jetzt jener Partei entschieden näherte. Schon war es dahin gekommen, daß Herr von Segur nicht mehr in den vertraulichern Kreis der Kaiserin, wie sonst, geladen wurde und daß sie im größern Hofzirkel ihn mit eben so sichtlicher als absichtlicher Kälte behandelte, während sie verbindliche Worte an den preussischen und englischen Minister richtete. Die Feinde Frankreichs triumphirten und die Freunde, welche mit der Gunst der Fürsten kommen und gehen, entfernten sich mählig von ihm, ihn bereits als einen in Ungnade gefallenen Minister betrachtend.

Da wählte Herr von Segur ein Auskunftsmittel, das wohl angeführt zu werden verdient, weil nichts besser die Entschlossenheit und seine Menschenkenntniß dieses ausgezeichneten Diplomaten und geistreichen Schriftstellers charakterisirt. Lassen wir ihn daher wieder selbst sprechen:

„In diesen Tagen gerade erhielt ich eine sehr ausführliche Depesche vom Herrn von Choiseul (französischem Gesandten in Constantinopel). Ich selbst hätte nie eine für die gegenwärtigen Umstände passendere und gelungenere schreiben können. Er erstattete mir einen detaillirten Bericht über das ganze Benehmen des englischen und preussischen Ministers zu Constantinopel und die von ihnen angewendeten Kunstgriffe, um die Türken von jedem Gedanken an Waffenstillstand oder Frieden abzubringen. Es war darin nicht bloß der wesentliche Inhalt ihrer der Pforte vorgelegten Noten und Denkschriften angeführt, sondern Herr von Choiseul hatte die eigenthümlichen und feindseligen Ausdrücke wörtlich abgeschrieben, deren sich diese Minister bedient."

„Wäre es mir möglich, dachte ich, sie zur Kenntniß der Kaiserin zu bringen, so würde sie, bei der Bemerkung, wie sehr man sie habe betrügen wollen, gewiß darüber sehr aufgebracht seyn; aber die Depesche des Herrn von Choiseul war in Chiffern, und ich habe schon gesagt, daß man meine Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit bei der Monarchin verdächtig gemacht hatte, indem man sie überredete, daß ich ihrem Ministerio eine nichts weniger als treue Analyse der Briefe unsres Gesandten gäbe."

„Dennoch war es dringend für mich, eine so günstige Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen, die sich vielleicht lange nicht wieder würde gefunden haben. Unter diesen Umständen entschloß ich mich, eine entscheidende Partei zu nehmen: sie war so neu und kühn, daß ich es nicht für angemessen hielt, meinen Hof davon in Kenntniß zu setzen. Selbst Herrn von Montmorin theilte ich sie erst nach meiner Rückkunft nach Frankreich mit."

„Wenn dieses verwegene Mittel nicht gelungen wäre, so würde es vielleicht strafbar erschienen seyn; denn ich konnte dadurch die Sicherheit der Chiffern des Staats gefährden; und, indem ich jetzt einen so gewagten Entschluß bekannt mache, halte ich es für meine Pflicht, die jungen Franzosen, welche die diplomatische Laufbahn betreten sollen, zu warnen, mein Beispiel nicht nachzuahmen. Wirklich mußte man, um einen ähnlichen Schritt zu wagen, so vollkommen und so genau, wie ich, den Geist, die Seele und den Charakter der Monarchin kennen, die mir ein solches Zutrauen einflößte: der Erfolg allein konnte mich rechtfertigen, und er entschied auf das Glücklichste für mich."

„Ich bat den Prinzen von Nassau, zu mir zu kommen. „Sie sehen," sagte ich ihm, „in welcher Crisis sich hier unser Credit befindet und „welche Mittel man ergriffen hat, um ihn zu zerstören. Sie wissen „auch, daß die Kaiserin, die man täuscht, mit der edelsten Seele den „erhabensten Charakter vereinigt; nichts Großes, Hochherziges und von „Zartgefühl Unzertrennliches ist ihr fremd.""

„„Hören Sie denn das Mittel, zu welchem ich mich entschlossen, „um sie über die Intriguen aufzuklären, die sie umlagern, und um diese „scheitern zu machen: hier ist die Depesche des Herrn von Choiseul, die „ich eben entziffert habe; die Worte stehen als Zwischenzeile unter den „Chiffern. Das Lesen dieses Briefes wird jeden Zweifel über unsere „Rechtlichkeit und über die Kunstgriffe unserer Feinde zerstreuen; ich „will ihn, so wie er ist, zusammenlegen und auf den Umschlag schrei„ben: „„Nicht an die Kaiserin, sondern an Katharina „gerichtet.""

„„Nehmen Sie ihn, mein lieber Prinz; bitten Sie bei der Kaiserin „um eine Privatunterhaltung und stellen Sie ihr diesen Brief in meinem „Namen zu. Wenn diese Monarchin Sie verläßt und nur einen Augen„blick aus ihrem Kabinet geht, so habe ich sie schlecht gekannt. Ein „Secretair kann einige Zeilen abschreiben, der Schlüssel der Chiffern ist „in Gefahr und ich werde strafbar. Aber wenn ich mich nicht betrogen „habe, so wird sie nicht herausgehen und Ihnen meine Depesche auf „der Stelle zurückgeben. Eilen Sie und kommen Sie bald wieder.""

„Nassau stimmte mir bei, flog nach dem Pallast und erhielt die verlangte Audienz. Sobald er mit der Kaiserin allein war und er meinen Namen ausgesprochen hatte, sagte Sie launig: „Was kann denn „Herr von Segur von mir wollen?" — er aber reichte ihr, ohne zu antworten, meinen Brief."

„Katharine nimmt ihn, zeigt, beim Lesen der Aufschrift, lebhafte Verwunderung, öffnet schnell den Umschlag und fängt an, die Depesche zu lesen. In diesem Augenblicke zieht sich der Prinz von Nassau allmählig zurück und nimmt den Anschein, weggehen zu wollen. Auf der Stelle kömmt die Kaiserin ihm nach, nimmt ihn beim Arme und sagt: „Mein Prinz, bleiben Sie; ich will nicht, daß Sie mich einen einzigen „Augenblick verlassen.""

„Sie fährt hierauf fort, zu lesen, giebt die niederzusammengeschlagene Depesche, nachdem sie schnell geendet, an Nassau zurück und sagt ihm mit gerührtem Ton und Blick: „Eilen Sie, laufen Sie, Prinz, zu „Herrn von Segur, und versichern Sie ihn, daß ich dieses sein edles „Benehmen, diesen rührenden Beweis seiner Achtung und seines Ver„trauens, in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde: ich bin dessen „nicht unwerth; er hat mich richtig errathen.""

„Nicht ohne Unruhe erwartete ich die Rückkunft meines Boten, und man kann sich leicht denken, wie groß meine Freude war, als er mich von dem glücklichen und schnellen Resultat meiner Mission unterrichtete."

„Am andern Tage war der Hof nach der Eremitage eingeladen. Sobald ich dort erschien, rief mich die Kaiserin, ließ mich neben sich setzen, hörte wenig auf die Schauspieler und unterhielt sich, während der Darstellung, ununterbrochen und ganz leise mit mir."

„Verwunderung malte sich in den Zügen der Minister; diejenigen unserer Nebenbuhler, die noch Tags zuvor triumphirt hatten, konnten ihre Verwirrung nicht verbergen. Die Scene hatte sich geändert: von diesem Augenblicke an verdoppelte die Kaiserin ihre Gunst und ihr Wohlwollen gegen mich; sie hörte nur noch mit verachtendem Widerwillen die Insinuationen, die man gegen die Rechtlichkeit unserer Regierung zu wiederholen versuchte. Ungeachtet der Unruhen, denen Frankreich preisgegeben war, behauptete es in Rußland, so lange ich dablieb, seine Würde und seinen Einfluß und Katharine bewahrte das Geheimniß über den Beweis von Zutrauen, den ich ihr gegeben, so gut, daß weder der Fürst Potemkin, noch irgend einer ihrer Minister entdecken konnte, durch welches Mittel ich mich so schnell wieder bei ihr in Credit gesetzt hatte."

Unter mehreren kleinern nationellen oder individuellen Charakterzügen, die der Verfasser seiner Erzählung der politischen Verhandlungen und Begebenheiten oft gelegentlich einwebt, heben wir noch nachstehende aus:

— „Zu der Zeit sah ich den Pascha von Oczakoff, den man nach Petersburg gebracht hatte: er war ein sehr ausgezeichneter Türke; denn er zeigte in seinem Benehmen und in seinen Worten etwas Vernunft und Geist. Ich fragte ihn, ob er sich nicht fürchte, nach dem Abschluß des Friedens in sein Vaterland zurückzukehren? — „Ihre Regierung," sagte ich, „ist sehr hart: man versichert, daß sie das Unglück, wie das „Verbrechen straft und daß Sie selbst vor ihrer Strenge nicht sicher „seyn würden, obgleich Ihr Muth und Ihre tapfere Vertheidigung „Ihnen selbst die Achtung Ihrer Feinde erworben haben." "

„„Unsere Sitten und Gebräuche," antwortete er mir, „sind Ihnen „nicht recht bekannt; es ist eine freiwillige Uebergabe und nicht eine ge„zwungene, die bei uns einen Festungs-Commandanten strafbar macht. „Ich bin mit Sturm genommen worden; man kann mir keinen Vor„wurf machen. Aber wenn ich selbst zehn Jahre die mir anvertraute „Stadt vertheidigt und sie durch Capitulation übergeben hätte, so würde „mein Kopf fallen." "

„„Wie?" erwiederte ich, „in diesem Falle würden Sie freiwillig „hingehen, sich dieser ungerechten Strafe zu unterwerfen?" "

„„Das müßte ich wohl," entgegnete der Pascha; „man kann sei„nem Schicksale nicht entgehen und jeder muß dem Willen Allahs sich „fügen. Sich ihm entziehen wollen würde zugleich eine Thorheit und „ein Verbrechen seyn." Wahrlich, weiter kann man doch den Fatalismus nicht treiben!" — —

— „Ein innerer Gram, den Katharina in diesem Augenblicke empfand, vermehrte noch ihre politischen Sorgen oder zog sie vielmehr davon ab: diese außerordentliche Frau vereinigte in ihrem Charakter eine wunderbare Mischung von der Kraft unsers Geschlechts und den Schwächen des ihrigen; die Jahre hatten ihre Züge altern gemacht, aber ihr Herz, wie ihre Eigenliebe blieb jung; beide wurden schmerzlich verletzt."

„Sie entdeckte, daß ihr Adjudant, ihr Günstling, der Graf Momonoff, von ihr mit Wohlthaten, Ehrenstellen und Reichthümern überhäuft, nachdem er sie verschiedenemale betrogen, unter dem Joche einer Liebe seufzte, die seine Freiheit auf eine traurige Weise fesselte."

„Die Kaiserin, noch hoffend, seine Empfindung wieder zu wecken, schrieb ihm, sie sähe mit Betrübniß, daß alle ihre Bemühungen nicht vermöchten, ihn glücklich zu machen und seine Melancholie zu zerstreuen. „Da ich," sagte sie, „vor Allem Ihr Glück wünsche, so habe ich mir „vorgenommen, Sie mit der reichsten Erbin dieses Reiches zu verbin„den; antworten Sie mir, würde dieser Plan Ihren Wünschen ge„nügen?" "

„Momonoff lehnte die angebotene Heirath ab; aber er bekannte Katharinen zugleich, daß alle ihre Güte, so unbegränzte Dankbarkeit sie ihm einflöße, zu seinem Glücke nicht hinreiche; daß sein Herz, trotz alles Kampfes, seit langer Zeit von einer unüberwindlichen Leidenschaft für eine ihrer Hof-Fräuleins, die Prinzessin Scherebakoff, beherrscht werde. Sich seiner Undankbarkeit schämend, aber außer Stande, seine Gefühle zu ändern, flehe er ehrfurchtsvoll die Gnade seiner Monarchin an."

„Bei dieser unerwarteten Mittheilung verläßt Katharina, aufgebracht, ihre Hofumgebungen, verschließt sich in ihre Zimmer und bestellt die Schauspiele ab, die in Czarskozelo statt finden sollten; aber schnell sich einem Zorn und einer Niedergeschlagenheit entreißend, die ihrer unwürdig waren, läßt sie die Prinzessin und ihren ungetreuen Liebhaber vor sich kommen, läßt sie in ihrer Gegenwart verloben, stattet ihre bisherige Ehrendame reichlich aus, schenkt dem Schuldigen ein Gut von zweitausend Bauern, wohnt der Vermählung bei und setzt, dem Gebrauche gemäß, selbst ein Diadem von Diamanten auf die Stirn der Braut; nach diesem über ihren gedemüthigten Stolz gewonnenen Sieg befiehlt sie ihnen, den Hof zu verlassen."

„Wenn man Katharinen schildert, so sind ihre Schwächen die Schatten dieses großen Gemäldes; aber sie verdunkeln mindestens die Hochherzigkeit ihres Charakters nicht. Wenige Frauen, mit unumschränkter Gewalt bekleidet, würden so viel Mäßigung zeigen, wenn sie auf diese Weise ihre Gefühle verrathen und ihre Eigenliebe verletzt sähen. Diese Herrschaft, die sie über ihren Zorn zu gewinnen wußte, war um so lobenswerther, als sie, wie sie mir verschiedenemale sagte, von Natur sehr lebhaft und selbst zur Gewaltsamkeit geneigt war."

„Diese wechsellos behauptete Mäßigung ist es, was sie charakterisirt und die zu bewundern ich nicht umhin konnte, besonders wenn ich noch, in ihrer Nähe, zu Petersburg, lebend, frei, ruhig und reich durch kaiserliche Freigebigkeit die berühmte Woronzoff, die Geliebte Peters III., sah, welcher dieser Monarch versprochen hatte, sie zu heirathen, Katharinen zu verstoßen und sie nach Siberien zu verbannen."

„Die Kaiserin, nachdem sie einen schweren Sieg über sich selbst gewonnen, hatte ihre gewöhnliche Lebensweise bereits wieder begonnen, bevor noch die Neuvermählten Czarskozelo verlassen hatten. Eine einzige Veränderung war im Pallaste zu bemerken: die russischen und fremden Hofleute, die sich bis hierher alle Abende in Menge bei dem Grafen Momonoff zeigten, hatten den in Ungnade gefallenen Günstling gänzlich verlassen."

„Da ich Proben von Freundschaft von ihm erhalten, so glaubte ich bei dieser Gelegenheit ihm zeigen zu müssen, daß ich dessen gedächte: ich besuchte ihn daher, und, das erstemal seit unserer Verbindung, befand ich mich mit ihm allein."

„Die Kaiserin erfuhr es, billigte laut, vor ihrem ganzen Kreis, meinen Schritt und erklärte sich sehr verachtend über die armselige Feigheit derer, die sich so eilig von einem Manne entfernten, dem sie früher geschmeichelt und Weihrauch gestreut hatten."

„Muß man nicht mit Nachsicht über die Irrthümer der Frau urtheilen, die der Prinz von Ligne **Catharine le Grand** nennt, da sie zugleich in ihrem Benehmen so viel Stolz, Milde und Großherzigkeit zeigte?"

„Die Verlassenheit des Grafen Momonoff mitten an einem Hofe, der sich lange Zeit huldigend um ihn gedrängt, kann in einem Lande nicht Wunder nehmen, das einer unumschränkten Regierung unterworfen

ist. Der Despotismus erniedrigt alle die, die er beherrscht; er beschränkt den Geist und beugt den Charakter ꝛc.“ — —

— „Die Kaiserin sprach mit großem Interesse von den Angelegenheiten Frankreichs mit mir. „Ihr dritter Stand,“ sagte sie, „erhebt „sehr große Ansprüche; er wird die Empfindlichkeit der beiden andern „Stände reizen und diese Zwietracht kann so langwierige als gefährliche „Folgen haben. Ich fürchte, der König wird nur zu viele Opfer bringen müssen, ohne dennoch die Leidenschaften zufrieden zu stellen.“ “

„Ich antwortete ihr, „daß, ohne eben von Unruhe frei zu seyn, „ich dennoch viele Hoffnung hätte, weil der König, vom ganzen Volke „geliebt, nur das öffentliche Glück wolle, und daß im Allgemeinen die „Gährung und das Aufwallen der Völker nur dann gewaltsam und „dauernd werde, wenn sie sich durch ungerechten Mißbrauch der Gewalt „gehindert und unterdrückt sähen.“ “

„Wenige Tage nach dieser Unterhaltung ließ mich der Vicekanzler eilig zu sich laden und meldete mir die wichtigen Ereignisse, die sich zu Paris am 14. Juli zugetragen hatten. Er sagte mir, „daß das ganze „Volk der Hauptstadt aufgestanden sey und die Bastille genommen „habe; daß man den König gezwungen habe, auf dem Stadthause die „Kokarde der Insurrection aufzustecken; daß die Unordnung auf den „höchsten Gipfel gestiegen sey; endlich, daß man überall den Gesetzen „trotze, den Adel insultire und die Schlösser plündere.“ “

„Da man mir nichts geschrieben hatte, (nach einer, meiner Meinung nach, sehr tadelnswerthen Gewohnheit, die dennoch viele dirigirende Minister befolgen, aus Furcht, sich zu compromittiren) so war es mir unmöglich, auf eine angemessene Art zu antworten und zu unterscheiden, was von diesen Nachrichten wahr oder übertrieben seyn könne.“

„Sie verbreiteten sich blitzesschnell und wurden sehr verschieden aufgenommen, je nach der Lage und den Ansichten derer, welche sie erhielten. Am Hofe war die Bewegung lebhaft und das Mißvergnügen allgemein: in der Stadt war die Wirkung ganz entgegengesetzt; und obgleich sicher die Bastille keinen Einwohner von Petersburg bedrohte, so kann ich doch den Enthusiasmus nicht beschreiben, den der Fall dieses Staatsgefängnisses und dieser erste Triumph einer stürmischen Freiheit unter Geschäftsmännern, Kaufleuten, Bürgern und einigen Leuten der höheren Stände erregte.“

„Franzosen, Russen, Dänen, Deutsche, Engländer, Holländer, alle wünschten sich, selbst auf den Straßen Glück und umarmten sich, als wenn man sie selbst von einer auf ihnen lastenden schweren Kette befreit hätte.“

„Inzwischen hatte dieser Rausch, den ich kaum selbst noch glauben kann, indem ich ihn erzähle, nur eine kurze Dauer: die Furcht hemmte bald diese erste Bewegung. Petersburg war kein Schauplatz, wo man ohne Gefahr solche Gefühle laut werden lassen durfte ꝛc.“ —

(Der Beschluß folgt.)

Le Duc d'Orléans, Essai historique par A. H. Chateauneuf.

Die Prinzen dieses Namens sind stets populär gewesen, seit dem Regenten, der sich über die Amtsmiene des Parlaments und die Prätensionen der Pairs, von denen dieses selbe Parlament einige Genealogieen zu Tage förderte und über das stillschweigende Eingeständniß des Ministers Dubois aufhielt, der sich freuete sie mit solchen Bagatellen beschäftigt zu sehen. Man kennt die Worte des Regenten an seine Minister: „Das Volk hat Recht, Euch zu fluchen;“ und ein ander Mal, als er eine nothwendige Strenge ausübte, die, zu einem Hauptmanne seiner Garde gesagten: „Was sagen Sie von diesen Ministern, die aus mir einen Verfolger machen wollen?“ Der Prinz, der der Gegenstand des obengenannten Werkes ist, hat viel diesem Charakter ähnliches, mit Vorbehalt der edlen Neigungen, die sein berühmter Ältervater nicht hatte. Kaum war er der Kindheit entwachsen, als er sich in das Wasser stürzte um einen Verunglückten zu retten, und später benutzte er seine Popularität zu Vendôme zu Gunsten eines Priesters, den er der Wuth des Volkes entriß. Die Stadt bestimmte diesem Prinzen eine Bürgerkrone.

Er war bei den ersten Treffen im Jahre 1792, und wollte den Grad eines Maréchal-de-camp nur der Ancienität im Dienste verdanken; er nahm Courtrai mit Luckner, hielt die Preußen bei Valmy mit Kellermann auf und nahm die Redouten bei Jemmapes unter Dumouriez.

Nach dem Mißgeschick bei Nerwinden, das durch die Verrätherei Miranda's verursacht wurde, schlug er das Anerbieten des Grades eines Generallieutenants in österreichischen Diensten aus, und verlangte vom Herzog Carl nichts weiter als einen Reisepaß um sich in die Schweiz zurückziehen zu können. Welche Widerwärtigkeiten, Beleidigungen und Unglücksfälle für ihn und seine Schwester warteten seiner dort! Man verweigerte ihm in allen Städten eine Freistatt und er mußte sich bei einem Beamten unter dem Namen Corby verbergen, um Stunden in fremden Sprachen und der Mathematik zu geben. Dieser Prinz muß auch wohl die Mönche eben nicht sehr lieben; denn die vom St. Gotthardsberge versagten ihm ein Asyl für eine einzige Nacht um seiner Meinungen willen.

Man wird ihn mit vielem Interesse auf seinen Reisen in Deutschland, Dänemark, Schweden und Lappland, wo er viel weiter vordrang als Clairaut und Maupertuis, folgen. Er wurde von einem schwedischen Minister, dem Baron von Krog, sehr edel behandelt und ehrenvoll aufgenommen. „Es ist gerecht diesen Namen anzuführen,“ sagt der Verfasser; „es ist die Sache der Geschichte die Dankbarkeit eines unglücklichen Fürsten zu verewigen. Er blieb an den Gränzen Rußlands. Katharina die Große, ehemals Philosophin, konnte einen Bourbon, der noch Philosoph, über seine persönliche Sicherheit nicht sicher stellen. Mademoiselle von Orléans hatte zu Freyburg gleiche Verfolgungen erduldet, und sie war doch so jung, daß sie noch nicht einmal die beiden, damals so grauenerregenden Worte „Freiheit“ oder „absolute Gewalt“ verstand. Aber wer weiß nicht, daß politische Rache selbst Kinder in der Wiege opfern würde? Der Herzog von Orléans, nach Sicilien an den Hof eines Königs geflüchtet, dessen Schwiegersohn er wurde, veränderte seinen Charakter keineswegs; er bestand, obgleich vergebens, bei der Königin, die regierte, auf der den Privilegien schuldigen Ehrfurcht und Achtung, deren dieses Volk seit acht Jahrhunderten genoß, und die von vielen Häusern, die über Sicilien geherrscht hatten, anerkannt und vermehrt worden waren.“

Bildniß des englischen Ministers Herrn Canning, gemalt von Gérard.

Unter allen Bildnissen in der Werkstatt des Herrn Gérard, sagt ein humoristischer Referent in einem Pariser Blatte, hat uns das von Georg Canning des Ministers, auf den Europa, ja die ganze Welt den Blick

richtet, des Mannes, der das Geschick der Menschen bestimmen kann, des Politikers, auf welchen die einen hoffen, weil die andern ihn fürchten, des Gentleman endlich, dessen schlichter Name strahlender leuchtet, als der manches Herzogs, Marquis, ꝛc. ꝛc. — am meisten angezogen. Der Künstler hat Herr Canning in einer ganz einfachen Stellung dargestellt; er denkt nach, doch nicht, als ob er zum Beschauer sagen wollte: „Seht ihr wohl, ich bin in einer nachdenkenden Stellung, weil ich Staatsmann bin.“ Er zeiget sich uns nicht als ein Schauspieler, der eben seine Rolle spielt; er hat eine Art eleganter Bonhomie, schelmischer Naivität, die gefällt, einnimmt, in Erstaunen setzt.

Der Kopf dünn behaart, die Stirn breit, hoch und vorspringend; das Auge gleichzeitig lebendig und sanft, eingeschlossen von dicken, ein wenig schwulstigen Augenwimpern; der Teint mit einem leichten Anflug von Farbe; die Haut glänzend wie die Blume der Tulpe oder des Mohns; der Mund ironisch; der greise Backenbart fortlaufend mit dem Backenbein; die Nase ein wenig nach dem rechten Ohre hin gebogen: so ist im Bilde der sehr ehrenwerthe Georg Canning, so muß er in der Würklichkeit seyn, denn diese Malerei kann unmöglich lügen; sie ist der Laut der Wahrheit in einem außerordentlichen Grade. Der Charakter des englischen Bürgers, des Diplomaten spricht sich vollkommen darin aus. Man gebe diesen Kopf an Gall und mit ihm den von J. B....., und man wird bald von dem Doctor den Ausspruch hören: „Georg war geboren, alle (?) Minister seiner Zeit nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, und Joseph tanzte vor.“

Die Ausführung dieses Portraits ist, obwohl höchst einfach, doch sehr merkwürdig. Das Modelirte aller lebenden Theile ist fest und anmuthig in seinem Ganzen; das Colorit glänzend ohne Affectation; dieses Gesicht hat nicht die heißen Töne der italienischen oder spanischen Köpfe; aber die feinen und zarten Verschmelzungen englischer Carnation; eine systematische Pallette würde verkehrterweise Kraft angebracht haben, ein Pinsel nach der Natur aber hat getreu wieder gegeben, was da ist. Die Hände des Herrn Canning machen dem Künstler große Ehre, sowohl wegen der Vortrefflichkeit ihrer Zeichnung als ihrer Färbung.

Das Bildniß dessen, über den sich ein Engländer mit ächt brittischem Stolze jüngst äußerte: „Ei, unser Georg hier!“ ward im Jahr 1820 auf Ersuchen von Mad. Canning angelegt, und ist nun während der letzten Anwesenheit des hochgeehrten Herrn in Frankreich vollendet worden. Bald wird es in Gesellschaft einer reizenden Figur der Hoffnung, für einen reichen Liebhaber in London nach einem für M... in Paris ausgeführten köstlichen Kopfe durch Herrn Gérard repetirt, nach England abgehen.

Miscellen.

Vor Kurzem ward der Doctor D... in Chartres zu einem Kranken gerufen. Derselbe fand gleich die Merkmale einer Entzündung der innern Kanäle, deren Hauptsitz er noch nicht bestimmen konnte, und gab also der Gattin desselben folgenden Auftrag: „Wenn heute Abend die Zunge sehr roth ist, und der Kranke heftige Schmerzen im Magen verspürt, so bringen Sie demselben dort 20 Blutigel bei. Finden hingegen die Schmerzen in den Eingeweiden statt, ohne große Röthe der Zunge, so lassen Sie die Blutigel in dieser Gegend ansetzen.“ Gegen 6 Uhr Abends bemerkte die aufmerksame Gattin eine bedeutende Röthe am Rande der Zunge, der Mann klagte über bedeutende Schmerzen im Magen, die Frau fand keinen Anstand mehr, und es entspann sich folgendes Gespräch: Nun, mein lieber kranker Freund! es bleibt nichts anders übrig, Du mußt Deine Blutigel nehmen. — „Ach, liebe Frau, das ist gar nicht appetitlich, ich habe einen Abscheu vor den häßlichen schwarzen Thieren.“ — Lieber Mann, ob das angenehm sey oder nicht, davon kann jetzt die Frage nicht seyn, Du mußt vor allem auf Deine Heilung denken. — „Das ist freilich wahr, aber —“ — Nun, mein Schatz, wie willst Du sie denn bereitet haben, geröstet mit einer weißen Sauce oder gebacken? — „Wenn es seyn muß, in Butter gebacken.“

Die Blutigel werden in die Pfanne gethan, herausgebacken, und dem Kranken gereicht; dieser hat sie bald verschluckt, aber er spürt gewaltige Schmerzen. Die Natur kömmt ihm zu Hülfe, und der Magen giebt ein Nahrungsmittel zurück, das ihm nicht behagte. Die Crisis ist dem Kranken aber vortheilhaft, das Erbrechen, was die innerlich genommenen Blutigel verursacht haben, heilt ihn von einem gastrischen Zustande, die Blutigel, äußerlich angesetzt, hätten vielleicht die Fahrt des Kranken nach dem Gottesacker befördert.

Der Arzt erscheint am andern Morgen, und fragt, ob seine Verschrift eine gute Wirkung gehabt. Die vortrefflichste, antwortete man ihm, der Kranke ist genesen. Der Arzt verlangt den Magen zu sehen, er findet keine Spur von den Blutigeln. Der Vorgang klärt sich auf, und der Hyppocrates, ein guter Beobachter, zieht sich mit wichtiger und zufriedener Miene zurück. Wahrscheinlich wird er in Zukunft die gebackenen Blutigel zum innern Gebrauch verschreiben.

Herr Karl Whitlaw schreibt: „Die typhösen Fieber, die im vergangenen Sommer in England, Irland und Holland herrschten, seyen den Erdäpfeln zuzuschreiben, welche nach seinen, im wärmeren Amerika gemachten Erfahrungen wegen des Giftes, das sie, so wie die ganze Familie der Solanaceen, enthalten, eine höchst verderbliche Nahrung würden, wenn sie in heißer Witterung in feuchten Gründen wachsen, und nicht vorher von ihrem Gifte durch Zerreiben und Auswaschen des Breies im kalten Wasser befreiet werden. Die Indianer, sagt er weiter, zerschneiden die Erdäpfel, nachdem sie sie abgewaschen und abgeschält haben, in kleine Stücke und thun diese in einen dünnen Sack oder in ein Netz, in welchem sie dieselben 36 Stunden lang in den Fluß legen, und nach dem Herausnehmen aus demselben so stark als möglich auspressen und hierauf trocknen. Nach dem Trocknen werden die Erdäpfel wieder gepreßt, und bilden dann eine dichte Masse, die, gegen die Luft geschützt, zum Verbrauche aufbewahrt wird. Auf diese Weise sind die Erdäpfel von allem Gifte gereinigt und geben eine gesunde Kost. Der Indianer genießt keine Erdäpfel, die nicht auf diese Weise bereitet sind. Bloßes Sieden zerstört das Gift derselben nicht, eher das Backen oder Braten. — Derselbe bemerkt ferner, daß er in diesem Jahre nicht bloß an der ärmeren Classe, sondern selbst an den Reichen, die sich der Erdäpfel oft als Lieblings-Nahrung bedienten, häufig Nervenfieber fand, und macht deshalb auf die gehörige Zubereitung dieser Frucht aufmerksam.“ — Vielleicht mag Herr Whitlaw sich irren, wenn er die Erdäpfel als Ursache des Typhus betrachtet; daß aber Erdäpfel in rohem Zustande Gift enthalten und bei ihrer Zubereitung alle mögliche Aufmerksamkeit verdienen, ist nur allzu wahr.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 176 Hamburg, Sonnabend den 14. April SOCIETÆT 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Ueber Persiens Verhältnisse zu Rußland und Großbritannien.

(Aus Blackwood's Magazine.)

Abgesehen von Uebertreibungen in den, Rußland beigemessenen ehrgeizigen Plänen — bei welchen wohl die Besorgniß, daß dasselbe einst den britischen Besitzungen in Ostindien gefährlich werden könnte, hauptsächlich zum Grunde gelegen hat, wie es sich deutlich im Verfolg dieses Aufsatzes zeigt — hat derselbe, besonders unter den jetzigen Umständen, doch ein so hohes Interesse, daß wir ihn, des gerügten Fehlers ungeachtet, unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glaubten.

Rußland scheint durch seine Lage auf der Erdkugel gleichzeitig die vier großen Reiche zu bedrohen, in welche Asien eingetheilt ist, nämlich: die Türkei, Persien, Indien und China. Seit einem Jahrhundert hat es nicht einen Augenblick aufgehört sich nach dem Besitz der türkischen Hauptstadt zu sehnen, sowohl im Kriege als mitten in den Scheinfrieden, während welchen die Pforte und der Hof von St. Petersburg sich einander im Auge behalten, wie zwei Tieger, die im Begriff sind auf einander loszugehen. Seit dem Tage, wo Peter, zu Pultava, die Macht Schwedens vernichtete, und Rußland nun, des Kampfes für seine Existenz überhoben, sich stark genug fühlte, für seinen Ehrgeiz zu kämpfen, hat die russische Regierung auf ihren Lieblingsplan nie verzichtet. Seinetwegen hatte Rußland Truppen an die Ufer des Arals vorrücken lassen und Persien den Hof gemacht, weil dieses ihm bei seinem Vorhaben gegen die Türkei ein höchst nützlicher Bundesgenosse seyn konnte. Eine kräftige Invasion aus Klein-Asien hätte mit einem Male die gesammte active Macht der asiatischen Bey's gelähmt; sie hätten ihre Truppen zur Hand behalten müssen, um einem alten Feinde die Spitze zu bieten, den gleich sehr ein politischer Haß als eine religiöse Antipathie beseelte, und dessen Anstrengungen von russischen Offizieren hätten können geleitet werden. Die ganze südliche Küste des schwarzen Meeres war offen, und 6 Monate nach dem ersten Musketenschuß wäre wahrscheinlich nicht ein einziger Asiate mehr in den europäischen Provinzen vorhanden gewesen. Das ist nicht bloß Hypothese: als jüngst der Krieg zwischen der Pforte und Rußland ausbrechen zu wollen schien, zitterte der Sultan auf seinem Thron beim Getrappel der persischen Reiterei. Sämmtliche Paschaliks, vom Euphrat bis zum Bosphorus, waren in Schrecken; und hätte sich die Invasion über die Ebene ergossen, so würde sich der Großvezir ohne Armee an den Ufern der Donau befunden haben. Aber der russischen Diplomatik ward durch einen überlegenern Einfluß entgegen gewürkt; es kam zum Abschluß eines zweideutigen Tractats, und die Truppen des Schachs hielten mitten in ihrem Laufe an und schlugen die Richtung auf Teheran zu ein.

Andererseits hegt Rußland die, nur weiter entfernte Hoffnung, uns die Herrschaft in Indien zu rauben. Ein Krieg, den es dort wider uns führte, würde nicht die Kenntnisse erfordern, wie einer in Europa; nicht mit disciplinirten Truppen würden wir es zu thun haben, sondern mit wilden Barbaren, unbändig wie die Stürme ihrer traurigen Länder. Die Soldaten des Gengis und Timurs schmachten jetzt dahin in der Wüste; aber Indien ist ihre natürliche Beute. Das Geschmetter der russischen Trompeten, das, indem es an den beiden Ufern des Urals erscholl, sie, zu unserer Zeit; bis ans Ende von Europa gegen den Zwingherrn Frankreichs marschiren und zur Vernichtung seines eisernen Joches mitwürken machte, würde mit noch weit größerem Enthusiasmus vernommen werden, riefe es sie nach den ihnen so nahen Provinzen der goldnen Halbinsel, wie sie dieselbe in ihrer hyperbolischen Sprache nennen. Indien ist das Land ihrer angeerbten Triumphe; es knüpft sich an alle Erinnerungen dieser Eroberer, die aus der tartarischen Lanze den Schrecken der Welt gemacht hatten. Die Fluthen einer unerschöpflichen Bevölkerung, in welcher alle Männer Soldaten sind, würden sich nach der Halbinsel hinwälzen. Für den Augenblick sieht dieses stolze Land einem großen Meere bei einer Windstille ähnlich; aber Bewegung ist ihm natürlich; und sobald sich die Tartaren auf den Höhen des Himalaya würden blicken lassen, würde eine allgemeine, furchtbare Verwirrung, deren Ende nicht abzusehen wäre, Hindustan vom Fuße der Gebürge an bis zum Vorgebürge Comorin ergreifen.

Die Möglichkeit einer Eroberung Indiens durch Rußland kann allerdings als hypothetisch angesehen werden; ein andres aber ists mit den Plänen dieser Macht gegen Persien. Der Anfang zu ihrer Ausführung ist schon gemacht worden, und der Krieg, der inmitten des allgemeinen Weltfriedens ausgebrochen ist, wird es möglich machen, sie weiter zu treiben. Nachdem wir das Historische der Verhältnisse Persiens zu Europa, vor allen zu Rußland und Großbritannien gegeben, werden wir den Beweis zu führen suchen, wie sehr uns daran liegen muß, allen unsern Einfluß aufzubieten, um ein Vordringen und Vergrößerung der Russen in diesem Theile von Asien zu verhindern.

Die Versuche Peters I., Rußlands Einfluß und Handel im Orient auszudehnen, brachten diese Macht in unmittelbare Berührung mit Persien.

Damit ihm sein Lieblingsplan, Handelsverhältnisse mit Indien anzuknüpfen, gelinge, suchte Peter jede Veranlassung auf, an den Angelegenheiten der zwischen inne liegenden Nationen Theil zu nehmen. Im Jahr 1717 ward der Fürst Alexander Bekewich als Gesandter an den Chan von Khiwa abgesandt, mit dem Auftrage, diese Gelegenheit zu benutzen, um sich der Goldgruben zu bemeistern, die man in diesem Lande vermuthete. Um das Gelingen seines Unternehmens zu erleichtern, ward ihm eine Militairmacht mitgegeben. Diese Expedition schlug jedoch völlig fehl, indem der Fürst mitsammt den Truppen unter seinem Befehl niedergehauen wurden.

Im Jahre 1719 kam ein Corps Lesgis vom Kaukasus herab, drang in die Provinz Schirwan ein, und tödtete alle Kaufleute, worunter auch 300 Russen waren. Die Unmöglichkeit, in der sich der Schach Sultan Hussein, der eben in seiner Hauptstadt von den Afghanen belagert ward, befand, die Schuldigen zu bestrafen, und die vielfältigen Gesandtschaften an Peter, um ihn um Beistand anzusiehen, gaben diesem nun eine Gelegenheit sich in den Ländern südwärts vom Kaukasus festzusetzen.

Im Jahre 1722 versammelte er zu Astrachan, unter dem ostensiblen Grunde, die Lesgis zu züchtigen, eine Macht von mehr als 100,000 Mann. Er betrat, unter Betheurungen seiner Freundschaft für den Schach, das persische Gebiet; aber im Monat August desselben Jahres nahm er Besitz von der Festung Derbend, das der Schlüssel zu den persischen Provinzen am Ufer des caspischen Meeres ist, und belagerte Badku, einen Hafen von höchster Wichtigkeit. Den persischen Gesandten, der eben in seinem Lager war, vermochte er zur Unterzeichnung eines Tractats, wodurch Persien die Provinzen Gilan, Mazanderan, Asterabad und die Stadt Schamakhi, sobald diese den Türken, die sie damals im Besitz hatten, wieder abgenommen worden, an Rußland abtrat.

Nach seiner Rückkunft zu Astrachan, im nämlichen Jahre, sandte er Truppen ab um Gilan in Besitz zu nehmen, und gab Befehl, die Belagerung von Badku aufs thätigste fortzusetzen. Durch die Uebergabe dieses Platzes und die Abtretungen in Gemäßheit des Tractats von Ismael Bey, kamen alle Häfen des caspischen Meeres, die Persien zugehört hatten, an Rußland.

Währenddem weigerte sich indessen der Schach Tamasp, den Tractat zu ratificiren, und schickte eine Macht wider die Russen aus, die ihnen die schon besetzten Plätze wieder abnehmen und sie am ferneren Vordringen verhindern sollte.

Im Jahre 1727 schloß Katharina I. zu Constantinopel einen Tractat mit der ottomannischen Pforte ab, der auf Persien keine Beziehung zu haben schien, der aber dennoch mit schärfster Genauigkeit dessen Gränzen, die der Türkei und Rußlands festsetzte, und letzterer Macht alles gab, was ihr durch den Tractat abgetreten worden, dessen Ratification Peter nicht hatte erlangen können. Das Gebiet von Mazanderan und Asterabad ward jedoch einige Jahre später, durch einen neuen, zu Resch, im Gilan'schen abgeschlossenen Tractat wieder mit Persien vereinigt.

Dieser Tractat ward im Jahre 1735 mit Nadir Schach erneuert, der damals ganz offen die souveraine Macht ausübte und alles aufbot, um mit Rußland in gutem Vernehmen zu bleiben, während er seine ganze Macht zusammen nahm, um den Türken die Eroberungen wieder abzujagen, die sie auf dem persischen Gebiet gemacht hatten.

Georgien und die übrigen, südwärts vom Kaukasus belegenen Provinzen, nun in der Gewalt von Rußland, waren seit vielen Jahren abhängig von der persischen Krone gewesen; aber der Walli (so nannte man den Fürsten von Georgien) und die andern Häupter hatten selbst die sich darbietenden Umstände benutzt, das Reich der persischen Souverains zu schwächen und erfreueten sich einer einstweiligen Unabhängigkeit, die zu behaupten sie aber zu schwach waren.

Unter der Regierung der letzten Fürsten von der Dynastie der Sophis, waren die Provinzen des nördlichen und westlichen Persiens, bis nach Hamadan und Ardebil, von den Türken überzogen worden, und die Wallis von Georgien, nebst den Chefs der benachbarten Provinzen, hatten sich der ottomannischen Pforte unterworfen. Nadir Schach wollte den Charakter seiner Nation wieder zu Ehren bringen und das Gebiet, das sie verloren, wieder nehmen. Durch eine Folge von Siegen, verjagte er die Türken aus allen nördlichen Besitzungen, in welche Georgien, Emmeritien, Mingrelien, das Schirwan, Schedi, Ganja und Erivan einbegriffen waren. Die, Persien zugehörenden, aber durch Verrath in die Gewalt des Czars gekommenen Plätze an den Ufern des caspischen Meers, wurden wieder erobert, so wie auch alle Besitzungen am Fuße des Kaukasus, die sich seiner Autorität unterworfen hatten.

Die ehemalige Wallis-Familie von Georgien ward wieder auf den Lehens-Thron dieses Landes gesetzt; doch schwächte Nadir die Macht dieser Fürsten, indem er das Land in zwei Königreiche eintheilte und mit der einen dieser Kronen die Dienste des Heraclius lohnte, der ihn nach Indien begleitet hatte. Das andre Königreich ward seinem Vater Tamaras, Oberhaupt der Familie, gegeben.

Nach dem Tode von Schach Nadir ward Persien mehrere Jahre lang von einander feindlichen Factionen geplagt. Die Könige von Georgien sprachen, der ewigen Angriffe der Bergbewohner überdrüßig, Rußland um Beistand an und erhielten ihn auch. Von dieser Epoche, 1752 an, kann man die Trennung Georgiens von Persien datiren; denn seit dem hat Rußland mit einer ausdauernden Thätigkeit seine Communicationen mit ersterem Lande unterhalten.

Ungefähr acht Jahre nach diesem Ereigniß vertrieb Heraclius seinen Vater Tamaras und riß die Provinzen an sich, die dieser regierte. Im Jahr 1768 forderte Rußland ihn auf, sich mit dem General Todtleben zu vereinigen, der die Türkei von der Seite von Emmeritien angriff. Der Walli beeilte sich, mit einer bedeutenden Macht zu ihm zu stoßen; er hatte aber das persische Joch noch nicht offen abgeworfen und es war noch keine Verpflichtung zwischen ihm und dem Hofe von St. Petersburg eingegangen worden. Rußland hatte es inzwischen mit Eifer betrieben, sich mit Georgien zu verbinden, und die Fürsten dieses Landes benutzten die Unruhen, welche den Chan Kerim im Mittelpunkt seines Reiches zurückhielten, um durch ein engeres Anschließen an Rußland die Bahn zur gänzlichen Trennung von Persien zu brechen.

Ein im Jahr 1781 mit den Oss oder Osseten, einem heidnischen Stamme, der die Engpässe von Georgien in seiner Gewalt hatte, abgeschlossener Tractat, öffnete den Russen den Weg in dieses Land. Zwei Jahre später kam zu Georgiesk, zwischen Walli und Katharina II ein Tractat zu Stande, laut welchem ersterer Rußlands Oberherrschaft anerkannte, die letztere Macht sich aber anheischig machte, nicht allein alle gegenwärtigen Besitzungen des Walli, sondern selbst diejenigen, die er späterhin noch erwerben möchte, in Schutz zu nehmen und den Nachkommen dieses Fürsten das Königreich auf ewige Zeiten zu garantiren.

Im Jahr 1785 brachte der General Paul Potemkin die Ratification dieses Tractats nach Tiflis und legte quer durch den Kaukasus eine Chaussee an. Eine Summe von 60,000 Silberrubel ward dem Walli von Georgien jährlich gegeben, um eine Armee zu unterhalten und davon alle die Ausgaben zu bestreiten, die er in Ausrichtung der Befehle des russischen Commandanten haben könnte.

Georgien war folglich eine Dependenz von Rußland geworden und diese Macht hatte es, ohne im geringsten die Treue, welche die Wallis den Monarchen von Persien schuldig waren, zu berücksichtigen, in ihren Schutz genommen.

Die Politik dieses Hofes spricht sich nirgends merkwürdiger aus als in den Instruktionen, die in dieser Zeit dem Feldmarschall Fürsten von Potemkin und dem General Gudovich gegeben worden waren. Sie ertheilten dem ersteren eine unbeschränkte Gewalt, die Unterwerfung aller Nationen anzunehmen, die es wünschen möchten Rußland unterthan zu seyn, und letzterer war ermächtigt, die Chans von Badku und Derbend unter die Zahl der Vasallen der Kaiserin aufzunehmen, obgleich diese beiden Plätze von Persien abhingen und deren Chefs nicht d

Recht hatten, die ihrer Regierung schuldige Treue auf eine andre Macht zu übertragen.

Nach dem Tode des Chans Kerim erhoben und verlängerten sich Streitigkeiten zwischen den zahlreichen Thronbewerbern; und erst da, als er über alle seine Antagonisten triumphirt und die letzten Hoffnungen der königl. Familie der Zunds, durch die Niederlage des braven Lotf-Ali-Chan, vernichtet hatte, fand der Aga Mohammed es für gerathen, seine Aufmerksamkeit auf Georgien zu richten und den Aufstand seines Vasallen zu bestrafen.

Im Jahr 1795 sammelte er eine beträchtliche Armee zu Teheran, brach schleunig in Georgien ein, schlug den Heraclius bei Tiflis, und erreichte diese Stadt vor dem General Gudovich, der die russischen Truppen an der Linie des Kaukasus befehligte und im Anzuge war, um sich ihm entgegen zu stellen.

Um die Georgier in Furcht zu setzen, indem er ein schreckliches Beispiel an ihrer Hauptstadt aufstellte, beschloß er, diese der Wuth seiner Soldaten preiszugeben, und das in einem Augenblicke, wo der religiöse Enthusiasmus, den er in seiner Armee aufgeregt, bei der natürlichen Wildheit seiner Truppen, sie nur zu sehr vermochte, von der ihnen zugestandenen Freiheit den ausgedehntesten Gebrauch zu machen.

Die Kaiserin Katharina II., indignirt über die Leiden, die Georgien wegen der, ihr geschworenen Treue zu erdulden gehabt, erklärte sofort an Persien den Krieg, und der Graf Valerian Zuboff rückte im folgenden Jahr, zu Anfang des Sommers, mit einer bedeutenden Macht gegen Derbend an, nahm diese Festung mit stürmender Hand, und empfing die Unterwerfung von Badku, Kuba und Schirwan, welchen er nun andere Gouverneurs gab. Im Herbste fing er seine Operationen wieder an. Den Winter brachte er zu Moghan zu, und er hatte Angeli, Lukeren, Ganja und die Insel Savi eingenommen, als Paul den russischen Thron bestieg und die Armee zurückrief.

Der Aga Mohammed Chan war damals in Khurassan beschäftigt; als er die Erfolge des Zuboff erfuhr, eilte er zurück, um sich ihm entgegen zu stellen; ehe er aber auf dem Kriegstheater eintraf, hatten die Russen fast alle ihre Eroberungen im Stich gelassen.

Die Zurückberufung der Zuboff'schen Armee geschah in einer ungewohnten Weise; es wurden jedem Corps-Befehlshaber besondere Instructionen zugesandt und der Graf war der einzige, der dieserhalb keine Befehle erhielt. Es war dieses das Product einer der bizarren Launen, welchen Paul von seiner Thronbesteigung an unterworfen war; und man kann darin kein Aufgeben der Politik sehen, die Rußland bis dahin bewogen hatte, auf Mittel der Erweiterung seiner Gränzen nach der persischen Seite hin bedacht zu seyn. Man könnte selbst hinzusetzen, daß keine von Pauls Handlungen als der allgemeinen Politik der Nation angehörig, über welche er herrschte, angesehen werden kann.

Ibrahim Khuli Chan, Befehlshaber vom Karabaugh, hatte bis dahin das Fort Schischa gegen die Angriffe des Aga Mohammed vertheidigt; aber die der steten Plünderungen, die von Jahr zu Jahr in seinem Lande verübt wurden, überdrüßigen Einwohner, empörten sich zuletzt gegen ihren Chef und zwangen ihn, sich nach Daghestan zu flüchten, wonach sie Schischa an den König von Persien übergaben, der persönlich und mit einer furchtbaren Armee herangezogen war, um in Georgien einzufallen.

Er befand sich erst wenige Tage zu Schischa, als er von einem seiner Leute, den er mit dem Tode bedrohet hatte, ermordet ward. Der Fürst, der ihm folgte, war zu sehr mit der Befestigung seiner Macht und mit der Begründung seines Ansehens beschäftigt, um im Stande zu seyn, die kühne Politik seines Vorgängers zu befolgen.

Heraclius starb Anno 1798, im 81sten Jahre seines Alters und im 52sten seiner Regierung. Er hinterließ die Krone seinem Sohne Gugin Chan.

Die kurze Regierung dieses Fürsten ward durch die Empörung seines Bruders Alexander beunruhigt, der, an der Spitze einer Armee Lesgis, den Versuch machte sich des Königreichs zu bemächtigen. Er ward jedoch zurückgeschlagen und mußte flüchtig werden; inzwischen setzten die Bergbewohner von Zeit zu Zeit ihre Verheerungen fort, und Alexander erneuerte mehrere Male seine Versuche, bis es ihm endlich, nach einer Menge romanhafter Abentheuer, gelang, queer durch die Türkei nach Persien zu entweichen.

(Der Beschluß folgt.)

Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur.

(Beschluß.)

Unter den Einzelnheiten, die wir unsern Lesern zum Schluß noch aus den interessanten Denkwürdigkeiten des Herrn von Segur mittheilen wollen, stellen wir zwei Briefe des Prinzen von Ligne voran, die er aus Semlin und Belgrad an Herrn von Segur schrieb und die liebenswürdige Bescheidenheit und heitere Lebensweisheit, womit dieser geistreiche Fürst selbst die ernstesten Pflichten übte, so treffend charakterisiren:

Aus meinem Hauptquartier Semlin, den 1. Juni 1789.

„Ich hätte Ihnen, während des Winters, schreiben können, was „Sie nicht wußten und seit der Zeit das, was Sie wissen; aber ich „schreibe nur mit Vergnügen, wenn ich in einigen Stunden die Antwort „haben kann. In Paris erstreckte sich meine Liebe und mein Briefwechsel nie jenseits der Brücken. So wartete ich, als wir, nur durch „eine seidene Scheidewand getrennt, auf einer der prächtigen Galeeren „der magischen Triumph-Reise auf dem Borysthenes schwammen, nur „einige Minuten auf Ihr Morgen-Billet."

„Eine Art Waffenstillstand, oder vielmehr eine Uebereinkunft von „gutem Ton, läßt mir die Zeit, den Türken, unter einem prächtigen „Zelte, das eben so türkisch als sie selbst ist, Concerte auf meinem Do„nauufer zu geben; die ganze Garnison von Belgrad hört sie am an„dern Ufer."

„So wie der König von Spanien, der Farinelli vierzig Jahre lang „alle Tage dasselbe Lied hat singen lassen, lasse ich mir alle Abende „Cosa rara spielen, die, wie Sie sehen, aufhört es zu seyn. Sehr „schöne Jüdinnen, Armenierinnen, Illyrierinnen und Servierinnen wohnen dieser Musik bei; das ist der hohe Adel von Semlin."

„Wenn einige Türken die Gränze überschreiten, so züchtige ich sie; „Osman Pascha dankt mir dafür und sagt, daß er sich keinen Gehorsam verschaffen kann. Da ich mich lieber wehre als mit Entschuldigungsbriefen begnüge, so ließ ich neulich, wo ich gerade für einen im „Bannat erfochtenen kleinen Sieg ein Freudenfeuer zu machen hatte, „all mein Geschütz mit Kugeln laden, um einen einer Wache von Michaelowitz abgeschnittenen Kopf zu rächen."

„Das that seine Wirkung und hat acht Neugierigen am Fuße der „Festung das Leben gekostet. Der Pascha hat das, wie es scheint, ganz „natürlich gefunden: ich hatte gehofft, daß es ihn ärgern sollte. Ich „für meine Person beschwere mich nicht über einige Flintenschüsse, die „man mir zuweilen aus Spaß zusendet, wenn ich spazieren gehe; aber „ein Obristlieutenant von unsern Vorposten, nach der Seite von Pantschowa hin, der es übel nahm, daß man sich gegen einen Hauptmann

„vom Corps von Branakolsky dasselbe erlaubt, beklagte sich bei Aga „Mustapha darüber und erhielt folgende Antwort: "

„„Ich grüße Dich, Nachbar Terschitz. Du sagst, daß „ein Waffenstillstand bestehe: ich weiß nichts davon. „Du redest vom Pascha von Belgrad: ich will nicht von „ihm abhängen. Du bietest mir Deine Hülfe an, im Falle „ich etwas brauche: vernimm, daß die erhabene Pforte „es mir an nichts fehlen läßt und daß ich mich nach nichts „sehne, als Dein Blut zu trinken. Du sagst, daß ich Dir „vertrauen könne: wisse, daß man in dieser Zeit nie„mandem trauen muß. Ich grüße Dich, Nachbar Terschitz.""

„Darauf antwortete ich, im Namen des Nachbars Terschitz: „„Ich grüße Dich, Nachbar Mustapha. Dein Brief ist „der eines ächten Türken: das freut mich, denn ich glaubte, „es gäbe keine mehr. Du sagst, daß Du mein Blut trin„ken willst: ich kümmere mich nicht um das Deinige; denn „was ist an dem Blute eines Aga? Thue, was Du kannst, „komme wenn Du willst; ich habe meinen Leuten befoh„len, Dich bei der ersten Gelegenheit mir als Gefange„nen zu bringen; ich bin neugierig genug, Dich zu sehen. „Bon jour, Aga Mustapha!""

„Gott befohlen, mein lieber Segur; ich verlasse Sie, um zehn „schöne und lange Bataillone zu besehen, die man mir aus Oesterreich „zur Verstärkung schickt: möchte ich recht bald Gelegenheit haben, sie „zu brauchen."

Belgrad, den 18. October 1789.

„Da sind wir denn in diesem Bollwerk des Orients, dessen Thore „wir, nicht wie Aurora, mit rosigen, sondern mit feurigen Fingern ge„öffnet haben. Die Kühnheit und Schnelligkeit des Uebergangs über „die Sau, die Geschwindigkeit des Marsches und des Eindringens in „die Linien des Prinzen Eugen, die Kühnheit der bis an die Pallisaden „gemachten Recognoscirung, alles dies — das Werk von vierzehn Ta„gen — ist in der That der schönsten Zeiten des Marschalls Laudon „würdig: er befeuerte uns die Köpfe und demontirte die der Türken; ich demontirte nur ihre Kanonen. Er hat Belgrad auf dem „rechten Ufer der Sau angegriffen, und ich auf dem linken, wo ich der „Adler dieses Jupiters war, dessen Donnerkeil ich führte."

„Die Wegnahme der Festung wurde durch die der Stadt verge„wissert, welche letztere man der glänzenden, klugen und thätigen Tap„ferkeit des Grafen von Browne, des würdigen Neffen des Grafen „Lascy, verdankt."

„Während dieser kühnen und kräftigen Unternehmung, machte ich „mit meiner Flotte auf der Donau eine Diversion; hierauf, um den „Verlust von einigen Tagen und von vielen Menschen beim Angriff „des bedeckten Weges, zu ersetzen, verdoppelte ich das Feuer meiner „Batterieen und errichtete eine neue auf einer Insel hundert und fünf„zig Toisen von der Festung, welche dann unverzüglich capitulirte."

„Ich sah mit großem Vergnügen als Soldat, und mit großer Be„trübniß als Philosoph, 12,000 Bomben sich in die Luft erheben, die „ich auf diese armen Ungläubigen schleudern ließ. Ich hörte ihren „Schreckensruf; denn das Geschrei der Verwundeten wurde durch Feuer „und Tod erstickt."

„Doch lassen wir diese grausenvollen Gegenstände; ich habe lange „genug mit dem Dragoner-Obersten geredet; jetzt wende ich mich an „den Oberpriester des Friedenstempels. — Welcher Stoff zu Betrach„tungen! — Kaum war das Wort Capitulation ausgesprochen, als „zehntausend Besiegte sich mit eben so vielen Siegern mischten; die „Grausamkeit wich der Milde, die Wuth dem Mitleiden, die kriegerische „List der Ehrlichkeit, die Erbitterung dem Wohlwollen."

„Man trank Caffee, man kaufte und verkaufte. Der Türke, sehr „rechtlich in seinem Handel, bestimmte einen Preis, lieferte seine in den „Casematten verborgenen kostbaren Effekten aus, ging an seine Geschäfte „und empfing sein Geld, ohne alle Besorgniß und Dringlichkeit, wenn „er zufällig seinem Käufer begegnete."

„Philosophen, ohne es zu wissen, saßen die reichen Eigenthümer mit „ihrer Pfeife gelassen auf den Trümmern ihrer Häuser und ihres Ver„mögens. Osman-Pascha, der dumme Gouverneur von Belgrad, rauchte „in der Mitte seines ihn feierlich umgebenden Hofstaats, als wenn er „noch den Oberbefehl führte und als wenn er gar nicht erwartete, einen „Capidgy-Bachi zu sehen, der sich, im Namen des Sultans Selim, das „von ihm ausbitten dürfte, was er nicht hat — seinen Kopf; denn der „war schon bei unserm ersten Kanonenschuß verloren."

„Die Schönheit und Verschiedenheit der reichen und stechenden Far„ben der Janitscharen, unsere Grenadiermützen, ihre Turbane, unsere „Cuirassiere, die Spahis, nicht niedergeschlagen obgleich geschlagen, ihre „prächtigen Waffen, ihre Pferde, stolz wie sie selbst, ihr entschlossenes, „trotz des Unglücks, nicht verstörtes Aussehen, die Ufer der Donau und „der Sau mit diesen pittoresquen Figuren gefüllt — das alles ergötzte „das Auge und erfreute das Herz."

„Dieser Freude mischte sich jedoch ein wenig Trauer bei, indem „man zu Wasser und zu Lande die todten Körper von Menschen, Pfer„den, Ochsen und Schaafen fortschaffen sah, die während der Belage„rung nicht hatten unter die Erde gebracht werden können. Man roch „zu gleicher Zeit Tod, Brand und Rosenöl; denn es ist außerordentlich, „in einem solchen Grade den weichlichsten und wollüstigsten Geschmack „mit Barbarei zu paaren."

„Der Marschall hat für mich das Commandeurkreuz des militairi„schen Marien-Theresien-Ordens begehrt und schon hat es der Kaiser „mir geschickt. Man soll zufrieden gewesen seyn mit meiner Pünktlich„keit und besonders mit der Wirkung meiner letzten Batterie, die die „Türken zu capituliren bestimmt hat."

„Ich würde Ihnen während der Belagerung geschrieben haben, aber „ich fürchtete, daß mein Brief ein nachgelassener werden möchte, „und ich wollte Ihnen nicht sagen, was in meinem Kopfe vorging, be„vor ich wußte, ob man ihn mir auf den Schultern lassen würde. Adie, „Freund meines Herzens!"

— Vor der bald angetretenen Rückreise nach Frankreich, wozu Herr von Segur Urlaub erhalten hatte, sagte Katharina bei der Abschieds-Audienz zu ihm: „Ich sehe Sie ungern und mit Besorgniß abreisen: „Sie würden besser thun, bei mir zu bleiben und nicht Stürmen frei„willig entgegen zu gehen, deren ganze Ausdehnung Sie vielleicht nicht „voraussehen. Ihre Neigung für die neue Philosophie und für die Frei„heit wird Sie wahrscheinlich für die Sache des Volkes gewinnen; das „wird mir leid seyn, denn ich werde Aristokratin bleiben, das ist mein „Beruf: denken Sie daran, Sie werden Frankreich im Fieber und sehr „krank finden."

„Ich fürchte es selbst, gnädigste Frau," erwiederte Herr v. Segur; „aber eben das macht es mir zur Pflicht, dahin zurückzukehren." —

Wir übergehen, obwohl ungern, was uns Herr von Segur von der revolutionairen Bewegung in Polen und seiner Unterhaltung darüber mit dem König Stanislaus erzählt und verweilen mit ihm nur noch einen Augenblick zu Wien, wo er den schon unheilbar kranken Kaiser Joseph II. zum letztenmal sah und sprach. In dieser Unterhaltung, die sich natürlich bald auf die kritische Lage Frankreichs und des dortigen Königspaares wendete, entfiel Joseph die Aeußerung: „Eine allgemeine

Sofort theilt Er alle Gaben Gottes an Jeden; wo Einheit ist, da ist Gemeinschaft, wo Gemeinschaft ist, da ist Einheit, wo Einheit ist, da ist auch Gottes Wohnung.

Aber wer Einen Sinn hat, der ist Eins mit dem Herrn in Seinem Geiste, und wer Eins ist mit dem Herrn, der ist Eins mit Seinem Leibe, und wer Eins ist mit Seinem Leibe, der ist Eins mit Seinem Geiste und Seiner Gottheit. Darum aber verwirfte Gott nur die Thürme, weil sie Einheit, und Einheit, weil sie Gemeinschaft, und Gemeinschaft, weil sie Einheit, und Einheit, weil sie Gottes Wohnung verhinderten, und Gottes Wohnung, weil sie Gott selbst verhinderten. Denn Gott ist Einheit, Gemeinschaft und Wohnung. — Die Menschen aber verwarfen Gott — Einheit, Gemeinschaft und Wohnung. — Die Menschen wollten Gott nicht

worden; indem derselbe eine Kostenberechnung von 15,000 Dollars machte, so daß ihnen von ihrem mitgenommenen Schatze von 25,000 Dollars wenig mehr als ein Drittheil übrig blieb. Sobald sie aber England erreicht hatten, wurden sie anständiger behandelt. Was ihnen von ihrem Vermögen geblieben war, wurde bis zur Rückfahrt des Gefolges des Königs ins Vaterland im Tower niedergelegt; die Kosten ihres Aufenthalts wurden durch die brittische Regierung bestritten; sie wurden von den Ministern (besonders von Herrn Canning, der wohl einsieht, wie wichtig die Sandwich-Inseln einst in kaufmännischer Hinsicht werden können), und auch vom Könige selbst zu Windsor, wohl aufgenommen, und erfreueten sich, sowohl auf officiellem Wege als privatim von hohen Personen einer Menge Geschenke und Gunstbezeugungen.

Als die fremden Damen erst in London angekommen waren, erschienen sie in einem höchst sonderbaren Aufzuge. Die Königin trug Pantalons und einen langen Schlafrock von couleurtem Velvetin; fast eben so war ihre Freundin Kuini oder Liliah, die Gattin Boki's, angethan. Sie spielten Whist mit sehr schmutzigen Karten, klagten bitterlich über Kälte, und befanden sich in einem Zustande, der im möglichst weiten Abstand von der königlichen Würde war. Das erste Erforderniß war demnach, für Kleidungsstücke zu sorgen, die sowohl dem Clima als der Beschaffenheit derer, die sie tragen sollten, angemessen waren. Niemand hätte fügiger seyn und sich besser in die Sitten des fremden Landes schicken können, als sie sammt und sonders. Bewundernswürdig war das Decorum ihres Benehmens während der ganzen Zeit, wo sie im Hôtel wohnten. Nicht ein einziges Mal überschritten sie die Linien des Anstandes oder der Höflichkeit in ihrem Verkehr mit den Personen, die ihnen zur Aufwartung beigegeben worden waren: nicht ein Fall ist vorgekommen, daß sich die Ehefs im geringsten gegen die Frauenzimmer vergangen hätten, und eben so wenig haben die Insulaner überhaupt, vor allem der König, Anlaß zu der Beschuldigung von Gefräßigkeit und Trunkenheit gegeben, die wider sie zu erheben sich Leute erfrechten, die das Gegentheil hätten wissen sollen. Unsrer Lebensweise ungewohnt, haben sie sich wohl nicht an bestimmte Stunden bei ihren Mahlzeiten gehalten, und öfterer gegessen als wir, aber nie im Uebermaaß. Ihre Lieblingsgerichte waren Austern und Fische; und als einst einige Häuptlinge auf einem Spaziergange eine graue Meeräsche fanden, brachten sie sie gleich an sich und nahmen sie, zur großen Freude von allen, mit sich nach Hause, und es hielt schwer, sie abzuhalten, diesen Fisch, der auch in ihren heimischen Gewässern gefunden wird, und von dem sie zu glauben schienen, er sey ihretwegen nach England geschwommen, roh zu verzehren. Ein Mal, aber auch nur dies eine Mal, tranken sie ein ziemliches Quantum Wein aus: dies geschah, als der Dollmetscher Rives, nach mehrmaligem und übermäßigem schlechten Betragen, entlassen ward. Dieses freuete sie alle so sehr, daß sie die ganze Nacht hindurch zechten; dennoch leereten sie nicht mehr als 20 Flaschen Wein, was am Ende unter so Vielen auch nicht viel sagen wollte.

Was ihre Sitten betrifft, so muß es noch in Vieler Erinnerung seyn, daß sie sich bei allen Gelegenheiten mit Anstand und Selbstbeherrschung betrugen. Als sie zu einer großen Assemblee beim Minister Herrn Canning eingeladen waren, hatte die Neugier, diese Insulaner, fast unsre Gegenfüßler, zu sehen, einen Art Auflauf und Gewühl von Pläsiertretern veranlaßt, die nebenbei wohl die Absicht gehabt haben mochten, sich über den fremden König, dessen Gemahlin und Gefolge lustig zu machen; dazu gaben diese aber keinen Grund, indem sie nicht die geringste Verlegenheit oder Linkischheit verriethen, der König vielmehr sich seinem Stande gemäß benahm und seine Leute ihren Dienst versahen, als wären sie Zeitlebens an europäischen Höfen gewesen. Eine große Freude hatten die Häuptlinge an der Artigkeit des Herzogs und der Herzogin von Glocester, die mit in der Gesellschaft waren. Der Königin gefiel vor allem die gütige Urbanität, die J. K. Hoheit auszeichnet, und die bei dieser Gelegenheit gleichzeitig den Fremden zur Protection und ihr selbst zur Ehre gereichte. Wer sich gerade der Beschreibung Cooke's erinnerte, der den König Teraiopu und dessen Gemahlin nur mit einem Gewande um den Hüften versah, mag sich wohl des Lächelns nicht haben erwehren können, ihre Großkinder in Kleidern, die ein Londoner Schneider gemacht, und in Schnürbrüsten und Damenanzügen von einem Pariser Modehändler, zu schauen; daß die Kleidung aber paßlich und wohlstehend war, ist jedem erinnerlich, auch hat mehr als eine Dame um ein Muster von Kahamalu's Turban gebeten. Tamehameha und die Seinigen waren äußerst begierig, alle Merkwürdigkeiten und was sehenswerth war, in Augenschein zu nehmen; das erste, was sie in dieser Beziehung besuchten, war die Westminster-Abtei, die ihnen sehr gefiel. Die Musik schien sie besonders anzusprechen, auch bezeigten sie große Ehrfurcht für einen Ort, von dem sie wußten, daß er die Reste von so vielen großen Männern bewahrte. Als sie zu den Stufen der Kapelle Heinrichs VII. kamen und hörten, daß dort die verstorbenen Könige von England ruheten, sagten sie, der Platz sey zu heilig, um von ihnen betreten zu werden, wozu der König auch durchaus nicht zu bereden war.

Es war dieses wahrlich ein feiner Charakterzug, wohl fähig, das Verspeisen von einem Tausend roher Heringe und die Leerung von ein 50 Duzend derber Tummler Rum wett zu machen. Aber der Tod machte dem Löblichen wie dem Unlöblichen, wenn letzteres den Fremden mit Wahrheit nachzureden gewesen wäre, bald ein Ende. Die Masern rafften den armen Riho Riho und seine geliebte Königin weg. Die Geschichte ihres Todes ist einfach und rührend.

Der König war, am 4. Juli, auf gutem Wege in seiner Genesung, bis ihm am 8. der hoffnungslose Zustand, in welchem sich seine Gemahlin befand, mitgetheilt wurde. Er ließ sich nun sofort in seinen Armstuhl setzen und in ihr Gemach rollen, wo man ihn zu ihr ins Bett setzen mußte, er sie dann zärtlich in seine Arme schloß, und beide bitterlich weinten. Er ließ hiernach die Umgebung sich entfernen, und blieb eine Weile allein mit ihr. Bis dahin war der König in der Besserung gewesen; man vernahm aber späterhin, daß die Gatten sich in dieser traurigen Unterredung das Wort gegeben hatten, einander nicht überleben zu wollen. Um 5 Uhr äußerte er den Wunsch, wieder nach dem eignen Bette gebracht zu werden, wo er nun stumm vor sich hinbrütend lag; die Königin aber verschied ungefähr eine Stunde nachher, als er sie verlassen hatte, nämlich gegen 6 Uhr Abends am 8. Juli 1824. Liliah, deren pflichtgemäßes und liebreiches Betragen gegen ihre Freundin und Gebieterin höchst exemplarisch gewesen war, nahm sich nun der Leiche an, mit der sie nach der Sitte ihres Landes verfuhr, sie bis zum Gürtel entkleidete, auch die Knöchel und Füße bloß ließ, das Haar aber sorgfältig flocht und mit Blumenkränzen schmückte. Der König wollte dann die Leiche in sein Zimmer, auf ein kleines Bett neben dem seinigen gelegt haben; und als dies geschehen war, saß er aufrecht, die Blicke starr auf dieselbe gerichtet, ohne zu sprechen oder zu weinen. Die Aerzte hielten es nicht für zulässig, daß die Leiche der Königin ihm vor Augen bleibe, und baten ihn, deren Entfernung zu erlauben; Riho Riho aber blieb stumm für alle Fragen, und gab nur durch Zeichen zu verstehen, er wolle sich nicht von ihr trennen. Endlich, nach vielfachem Zureden, und ganz in sich selbst versunken, gab er durch Zeichen die ihm abgedrungene Erlaubniß, wonach die Königin dann wieder in ihr eignes Bett gelegt ward. Von diesem Tage an nahm die Krankheit des Kö-

nigs rasch zu; der Verlust der Gattin entschied sein Geschick: er ward niedergeschlagen, hustete stärker und stärker, und erklärte selbst, er werde die Königin nicht lange überleben. Ihn auf andre Gedanken zu bringen, und durch die Veränderung selbst auf die Krankheit einzuwirken, veranstaltete Herr Byng, daß die ganze Familie aus den bis dahin inne gehabten Gemächern fort und nach anderen in dem entgegengesetzten Flügel des Hotels verlegt ward, aus welchen man die Aussicht auf die Themse hat. Bei dieser Gelegenheit sah man ein Beispiel der unbedingten Unterwürfigkeit dieser Insulaner gegen ihren Monarchen. Kapihe, der Admiral, der einzige aus dem Gefolge, der eben so bedenklich krank gewesen als der König und die Königin, hatte durch irgend etwas die Ungnade Tamehameha's verwirkt und durfte ihm nicht vor Augen kommen. Diesem Verbote lebte er pünktlich nach; und selbst da, als die Familie umzog, wollte er es nicht wagen, sich zu zeigen, weil ihn sein Gebieter nicht gerufen habe. Als jedoch, bald nach dem Wechsel der Wohnung, die Krankheit des Königs eine Wendung nahm, daß sein nahes Ende weder ihm noch seinem Gefolge verhehlet werden konnte, nahm auch Kapihe seinen Platz wieder unter dem letzteren ein, doch so, daß er seinem Herrn weder zu nahe noch zu oft vor Augen kam. An dem Tage seines Hinscheidens, wo man ihm mehr Kissen hinter den Rücken legte, sprach der König fast nichts anders als ein Paar Mal die Worte: „Ich sterbe, ich sterbe!" Vor den offenen Bettumhängen hatte einer der Häuptlinge unverrückt seinen Sitz und die Augen auf den Sterbenden gerichtet, was, wie sie sagten, bei ihnen gebräuchlich ist. Man hatte dem armen Kapihe dies Amt angeboten, um so seine Unschuld an dem Vergehen darzuthun, wodurch er sich seines Gebieters Mißfallen zugezogen gehabt; aber seine Achtung für die Befehle des Königs war zu groß, um irgend etwas anders in Betracht zu ziehen, und so verzichtete er auf das ehrenvolle Vorrecht, am Sterbelager seines Herrn und Freundes zu wachen. Um 4 Uhr in der Nacht vom 13. zum 14. Juli hauchte Tamehameha II., nach einem schweren Todeskampfe, seine Seele aus.

Hauptbestimmungen und Wirksamkeit der königl. Akademie der Wissenschaften in München.

Das neueste Königl. Bayersche Regierungs- und Intelligenzblatt enthält folgende königliche Verordnung: Ludwig, von Gottes Gnaden König von Bayern ꝛc. ꝛc. Wir haben Uns über die dermaligen Verhältnisse der Akademie der Wissenschaften in München, welche von Unserem höchstseligen Regierungsvorfahrer, dem Kurfürsten Maximilian III. nach ihrer ersten Stiftung bestätigt, und von Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters, des Königs Maximilian Joseph Majestät erneuert, und neu errichtet worden, Vortrag erstatten lassen und verordnen, auf den Antrag Unseres Staatsministeriums des Innern nach Vernehmung Unseres Staatsraths, wie folgt: I. Die Akademie der Wissenschaften in München ist ein unter dem Schutze des Königs stehender Verein von Gelehrten, um die Wissenschaften zu pflegen, dieselben durch Forschungen zu erweitern, und durch die vereinten Kräfte ihrer Mitglieder Werke hervorzubringen, welche die Kraft eines einzelnen Gelehrten übersteigen. II. Die Wirksamkeit der Akademie umfaßt das ganze Gebiet der allgemeinen Wissenschaften, insbesondere 1) Philosophie, Philologie, alte und neue Literatur; 2) Mathematik und sämmtliche Naturwissenschaften, namentlich Physik, Chemie, Astronomie und die verschiedenen Zweige der Naturgeschichte; 3) Geschichte, und zwar vorzüglich die vaterländische in ihrem ganzen Umfange, mit ihren Hülfswissenschaften, jedoch mit Ausnahme der politischen Geschichte des Tages. Ausgeschlossen sind von dem Wirkungskreise der Akademie die besonderen positiven Wissenschaften, nämlich Theologie, Jurisprudenz, Kameralistik und Medizin. III. Nach den Hauptgegenständen ihrer Wirksamkeit theilt sich die Akademie in drei Klassen, nämlich 1) in die philosophisch-philologische, 2) die mathematisch-physikalische und 3) die historische Klasse. IV. Das Personal der Akademie soll künftig bestehen, aus 1) einem Vorstande, 2) drei Klassen-Sekretairen, 3) einer verhältnißmäßigen Anzahl sowohl ordentlicher in München wohnender Mitglieder, als 4) außerordentlicher oder Ehrenmitglieder, und 5) einer angemessenen Anzahl korrespondirender Mitglieder. Diejenigen ordentlichen Mitglieder, welche ihren Wohnsitz in München aufgeben, treten in die Reihe der außerordentlichen Mitglieder ein. Die dermaligen auswärtigen ordentlichen Mitglieder behalten zwar ihre bisherige Stellung zur Akademie; in Zukunft können jedoch die außer München wohnenden Individuen nur in der Eigenschaft außerordentlicher oder Ehrenmitglieder, oder korrespondirender Mitglieder eintreten. V. Der Vorstand wird von sämmtlichen ordentlichen Mitgliedern der Akademie aus ihrer Mitte durch Stimmenmehrheit gewählt, bedarf jedoch zur Ausübung seines Amtes Unserer königlichen Bestätigung. Er bekleidet die ihm auf diese Art übertragene Stelle jederzeit drei Jahre, ist aber jederzeit wieder wählbar; die Funktion des aus der ersten Wahl hervorgehenden Vorstandes wird sich jedoch ausnahmsweise nur auf zwei Jahre erstrecken. Der Vorstand wacht über die genaue Beobachtung der Statuten und die Erfüllung der Pflichten eines jeden Mitgliedes oder Angehörigen der Akademie. Er führt in den allgemeinen Versammlungen, und, so oft er es zuträglich findet, auch in den besonderen oder Klassen-Versammlungen den Vorsitz; er kann außerordentliche Versammlungen anordnen; er unterzeichnet alle Ausfertigungen der Akademie, und hat überhaupt alle Befugnisse, so wie alle Verpflichtungen eines Kollegial-Vorstandes. Im Falle der Abwesenheit oder sonstigen Verhinderung überträgt er die Geschäfte des Vorstandes einem Klassen-Sekretair. VI. Die Klassen-Sekretaire werden aus den ordentlichen Mitgliedern jeder Klasse und von denselben durch Stimmenmehrheit gewählt; diese Wahl muß Uns jedesmal angezeigt werden, ohne jedoch Unserer Bestätigung zu bedürfen. Die Funktionen der Klassen-Sekretaire dauern jederzeit drei Jahre, nach deren Abfluß eine neue Wahl statt findet, bei welcher sie wieder wählbar sind. Die Klassen-Sekretaire geben in Abwesenheit des Vorstandes die Gegenstände der Verhandlungen in den Versammlungen ihrer Klassen an, führen das Protokoll und die Korrespondenz der Klasse, nehmen in Empfang, was besonders an dieselbe gerichtet ist, verfassen die Ehren-Reden auf die der Akademie durch den Tod entrissenen Mitglieder ihrer Klasse, und redigiren gemeinschaftlich die durch den Druck bekannt zu machenden Jahresberichte der Akademie. VII. Die erste dermalige Ernennung der ordentlichen Mitglieder der Akademie wird unmittelbar von Uns ausgehen, für die Zukunft aber hat die Akademie ihre Mitglieder durch freie Wahl mit Vorbehalt Unserer jedesmaligen Bestätigung zu ersetzen. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder der Akademie setzen Wir für die Zukunft für jede Klasse auf höchstens zwölf, daher im Ganzen mit Einschluß des Vorstandes und der Klassen-Sekretaire auf sechsunddreißig fest. Jeder, der künftig als ordentliches Mitglied der Akademie aufgenommen werden soll, muß der gelehrten Welt durch schriftstellerische Werke von anerkanntem Werthe oder durch wichtige Entdeckungen bekannt, von unbescholtenem Charakter und in München wohnhaft seyn. Im Uebrigen ist die Wahl ganz frei und die Mitglieder der Akademie können, unter den

obigen Voraussetzungen aus der Klasse der Geistlichkeit, der Staatsdiener, des Militairstandes, der öffentlichen Lehrer an der Universität und Studienanstalten, und der Privatgelehrten gewählt werden. Die Pflichten der ordentlichen Mitglieder liegen unmittelbar im Zwecke der Anstalt, ihre wesentliche Verbindlichkeit besteht in thätiger Mitwirkung an den Arbeiten der Akademie und ununterbrochener Theilnahme an ihren Berathungen. Jedes Mitglied der Akademie hat bei seinem Eintritte in dieselbe eine von ihm verfaßte, des Druckes würdige Inaugural-Abhandlung in öffentlicher Sitzung zu verlesen. VIII. Zu Ehren- oder außerordentlichen Mitgliedern werden solche inländische oder auswärtige Individuen gewählt, welche nach ihren Verhältnissen die Bedingungen zu ordentlichen Mitgliedern nicht erfüllen, oder sonst durch Rang oder andere äußere Verhältnisse, verbunden mit wissenschaftlichen Kenntnissen und Liebe zu den Wissenschaften, zur Beförderung der Zwecke der Anstalt beitragen können. Die Akademie legt ihnen keine Pflichten auf, aber es steht ihnen frei, den Sitzungen beizuwohnen, und Abhandlungen vorzulesen oder einzusenden, welche, wenn sie des Druckes würdig befunden werden, in die Denkschriften der Akademie aufzunehmen sind. IX. Zu korrespondirenden Mitgliedern werden von in- und ausländischen Gelehrten diejenigen ausersehen, welche durch zweckmäßige Mittheilungen über wissenschaftliche Gegenstände fortwährend der Akademie nützliche Dienste zu leisten im Stande und bereitwillig sind. X. Die außerordentlichen sowohl, als die korrespondirenden Mitglieder werden von der Akademie selbst mit Vorbehalt Unserer jedesmaligen Genehmigung gewählt. XI. Jedem Mitgliede der Akademie steht der Austritt aus diesem Verein frei; zur wirklichen Ausschließung aber wird Unsere ausdrückliche Sanktion erfordert. XII. Nur jene Mitglieder der Akademie, welche zu öffentlichen regelmäßigen Vorlesungen an der Ludwig-Maximilians-Universität, an der polytechnischen Schule oder an andern ähnlichen Staatsanstalten sich verpflichten, können in Zukunft aus dem Fonds der Akademie einen ständigen Gehalt erhalten. Außerdem werden Wir dem Vorstande und den Klassen-Sekretairen für die Dauer ihrer Funktionen angemessene jährliche Remunerationen aus dem der Akademie zugewiesenen Fonds bewilligen. XIII. Dem Vorstande und den Sekretairen wird noch zur Besorgung der Kanzleigeschäfte, und zur Führung der Regie-Rechnung ein Aktuar mit einem angemessenen Funktionsgehalte, und ein Kanzleigehülfe gegen Taggeld, beigegeben. Der Aktuar hat zugleich das Einlaufs-Tagebuch zu führen, die Ausfertigungen der Akademie zu besorgen, und die Registratur derselben in Ordnung zu erhalten. XIV. Das Staatsministerium des Innern (Sektion für die Angelegenheiten der Kirche und des Unterrichts, oder die hiefür bestimmt werdende Stelle) dem in Beziehung auf ihre äußere Thätigkeit und Geschäfts-Verhältnisse, die Akademie als wissenschaftlicher Verein untergeordnet ist, kann, so oft es für nothwendig erachtet wird, das Gutachten der Akademie über wissenschaftliche Gegenstände, welches diese unentgeldlich zu geben verpflichtet ist, erholen, auch wegen besonderer Beachtung einzelner Gegenstände spezielle Aufträge an dieselbe erlassen, so wie hinwieder die Akademie berufen ist, wichtige und gemeinnützige Resultate ihrer Forschungen und Beobachtungen, dann begründete Ansichten über wahrhaft dringende Bedürfnisse der im Artikel II. bezeichneten Wissenschaften, dem genannten Staatsministerium vorzulegen. Auch hat die Akademie selbst, durch Herstellung und Fortführung einer ununterbrochenen, freien, jedoch rein wissenschaftlichen Verbindung mit gelehrten Instituten und Gesellschaften des In- und Auslandes, die zur Erreichung ihres Zweckes dienlichen Hülfsmittel zu vermehren. XV. Die wissenschaftliche Thätigkeit der Akademie äußert sich vorzüglich durch 1) Berathung, 2) Schrift und Druck, 3) Ermunterung. XVI. Zum Behufe einer freien wissenschaftlichen Berathung sollen in gewissen Zeiträumen theils ordentliche allgemeine, theils Klassen-Sitzungen gehalten werden, in welchen die von der allerhöchsten Stelle an die Akademie zum Gutachten gebrachten Fragen berathen, die wichtigeren auswärtigen Korrespondenz-Nachrichten vorgelegt, die von den einzelnen Mitgliedern verfaßten Abhandlungen und Vorträge gelesen, die Wahlen neuer Mitglieder vorgenommen, und überhaupt alle zur gemeinsamen Berathung der Akademie oder ihrer einzelnen Klassen geeigneten Gegenstände discutirt werden. XVII. In jedem Jahre sollen zwei öffentliche, feierliche Sitzungen gehalten werden, nämlich am Namenstage des regierenden Königs und am 28. März, als dem Tage der ersten Stiftung dieses wissenschaftlichen Vereins. In diesen beiden festlichen Versammlungen sollen, neben gedrängten Rechenschafts-Berichten über das Wirken der Akademie, Abhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände von allgemeinerem Interesse, und Gedächtnißreden über ausgezeichnete verstorbene Mitglieder vorgetragen werden. XVIII. Die Mittheilung durch Schrift und Druck besteht vorzüglich in der Herausgabe 1) der akademischen Denkschriften, in welche die von Mitgliedern der Akademie verfaßten wichtigeren Abhandlungen aufzunehmen, jedoch dieselben zur Erleichterung des Absatzes in besondere, nach den verschiedenen Klassen der Akademie geordnete Hefte zu vertheilen sind; 2) Sammlung der für die vaterländische Geschichte wichtigen Urkunden, welche unter dem Namen „Monumenta boica“ bekannt, und unter besonderer Berücksichtigung der Städte-Urkunden mit Ausdehnung auf geschichtliche Urkunden aus den neuerworbenen Gebietstheilen des Königreichs fortzusetzen ist, und 3) einer Literatur-Zeitung unter geeigneter Mitwirkung anderer, nicht zur Akademie gehörender Gelehrten. XIX. Ermunternd wirkt die Akademie der Wissenschaften vorzüglich 1) durch Ausschreibung wahrhaft interessanter wissenschaftlicher Preisfragen und Belohnung ihrer gelungenen Lösung; 2) durch Zuerkennung akademischer Denkmünzen für eingesendete gelungene Arbeiten. XX. Indem wir hiedurch Unserer Akademie der Wissenschaften die Hauptbestimmungen ihrer künftigen Wirksamkeit vorgezeichnet haben, tragen Wir derselben auf, eine auf diese Bestimmungen gegründete Geschäftsordnung zu entwerfen, und uns zur Genehmigung vorzulegen. Gegenwärtige Verordnung soll durch das Regierungsblatt zur allgemeinen Kenntniß gebracht, und durch Unser Staatsministerium des Innern förderlich in Vollzug gesetzt werden. München, am 21. März 1827. Ludwig. — Fürst von Wrede. Graf von Thürheim. Freiherr v. Zentner. v. Maillot. Graf v. Armannsperg. — Nach dem Befehl Sr. Majestät des Königs, Egid v. Kobell.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℔ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 177 Hamburg, Mittwoch den 18. April 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Ueber Persiens Verhältnisse zu Rußland und Großbritannien.

(Beschluß.)

Im Jahre 1800 vereinigte der Kaiser Paul, wie man sagte, um Zwistigkeiten zu beseitigen, die sich in Georgien erhoben hatten, dieses Königreich mit seinem Reiche. Im folgenden Jahre starb Gugin, und auch Paul ging mit Tode ab. Als der Kaiser Alexander den Thron bestieg, bestätigte er diesen Act seines Vaters und sandte im Jahre 1803 den General Sissanoff mit dem Titel als General-Gouverneur und Befehlshaber en chef nach Georgien ab. Mingrelien ward im nämlichen Jahre unterworfen. Im Jahr 1804 nahm Sissanoff Ganja ein, und rückte auf die Einladung von Mohammed Chan Kajar, damaligem Gouverneur von Erivan, der ihm diese Stadt zu überliefern versprach, bis zu den Drei Kirchen vor, wo er auf die persische Armee stieß, die herangezogen war um ihm die Spitze zu bieten.

Bei den Kirchen kam es zum Treffen; die Perser wurden besiegt und zum Rückzuge gezwungen. Sissanoff wandte darnach seine Macht gegen Erivan, dessen Uebergabe Mohammed Chan nun aber verweigerte. Mangel an Lebensmitteln, unerwartete und oft wiederholte Anfälle der Perser, und Krankheiten unter seinen Truppen zwangen endlich den russischen General, die Belagerung aufzuheben und sich eiligst zurück zu ziehen.

Das eben erwähnte Treffen war das erste, wo sich die Armeen der beiden rivalisirenden Nationen in offener Schlacht mit einander maßen. Von diesem Augenblicke an beginnt der Krieg um den Besitz von Georgien.

Im Jahre 1805 unterwarf sich das Karabaugh freiwillig der russischen Regierung; im folgenden Jahre ward Sissanoff zu Badku ermordet.

Der Krieg, der so begonnen hatte, dauerte mit abwechselndem Erfolge fort bis 1814; jedoch erweiterte Rußland sein Gebiet in jener Gegend nur wenig nach dem Tode seines ersten General-Gouverneurs.

Man könnte sagen, daß die Intimität zwischen England und Persien mit der Sendung des Generals John Malcolm nach Teheran, im Jahre 1800, begann. Die ersten Vortheile, die wir aus diesem Bündniß zogen, waren zwei Tractate, ein commercieller und ein politischer, abgeschlossen im Jahr 1801. Durch den letzteren machte sich Persien anheischig die Afghanen anzugreifen, die eben unsre Besitzungen in Indien bedroheten, und die Franzosen nicht im persischen Meerbusen zu dulden.

Im Jahre 1805 wollte sich der Schach gegen Rußland zur Wehr stellen; er schrieb deshalb an Napoleon, damals auf dem Gipfel seines Ruhmes, um ihn um Beistand zu bitten.

Persien war in jener Zeit in Europa so wenig bekannt, daß das Cabinet der Tuillerieen nicht einmal wußte ob die Person, von welcher diese Briefe kamen, auch würklich den Titel und Rang bekleide, den sie sich beilegte. Deshalb ward Herr Jaubert nach Teheran gesandt, um sich über den Zustand des Landes und die Lage der Dinge Gewißheit zu verschaffen.

Auf der Rückkehr des Herrn Jaubert nach Europa, im Jahre 1806, schickte die persische Regierung in der Person des Mirza Reza einen Gesandten an Napoleon, der ihn nach Tilsit begleitete und mit dem er einen Tractat abschloß, der im Monat Mai 1807 zu Finkenstein vom Kaiser ratificirt ward.

Im nämlichen Jahre ward Mohammed Nebbi Chan als Gesandter nach Indien, an die brittische Regierung abgesandt, um unsern Beistand gegen Rußland zu reclamiren; dieser Schritt war jedoch vergebens, und da Persien einsah, daß es abseiten seines alten Verbündeten auf keine Unterstützung rechnen durfte, so blieb ihm kein andrer Ausweg übrig, als seine Zuflucht zu Frankreich zu nehmen.

Die Besitzungen von Großbritannien in Indien waren so wichtig geworden, daß man dessen Macht in Europa zu schwächen glaubte, wenn man sie angriff; deshalb ergriff Napoleon, dessen Aufmerksamkeit auf Asien gerichtet war, eiligst die sich ihm darbietende Gelegenheit zu einem Bündniß mit Persien; ein Umstand, den er überdem zur Ausrichtung seines Planes, in Hindustan einzufallen, für nöthig hielt.

Napoleon beauftragte den General Gardanne mit einer Mission an den Hof des Schachs. Der geringe Erfolg, den dieser Monarch bei unsrer Regierung in Indien gehabt, als er Hülfe begehrte; das willige Entgegenkommen Frankreichs in der Annahme seiner Allianz, und die durch dessen Gesandten gegebenen Versprechungen trugen dazu bei, ihm eine glänzende Aufnahme zu sichern.

Der Erfolg, den die Sendung des Generals Gardanne gehabt, zwang die englische Regierung, Maaßregeln zu ergreifen, um den Absichten Frankreichs entgegen zu würken.

Obgleich die erste Ursache der politischen Beziehungen Persiens zu Europa nicht mehr vorhanden war, gab es andere Beweggründe, die in gleich starker und muthmaaßlich stetiger Weise mitwürkten, diese Macht in den Berechnungen unsers Cabinets mehr und mehr aufzunehmen.

Die günstige Aufnahme, welche Sir Harford Jones im Jahre 1808 zu Theil wurde, und der Erfolg seiner Sendung: die Vertreibung der französischen Agenten aus Persien während es noch mit Rußland im Kriege war, machte auf einige Zeit jeder Art Intrigue, um die Freundschaft des Schachs zu erlangen, ein Ende und legte den Grund zu einem Bündniß zwischen Großbritannien und dem Hofe von Teheran, der durch einen ersten Tractat befestigt ward.

Wer sich der Ereignisse jener Zeit erinnert und den Gang unserer Politik in Asien beobachtet hat, wird es wissen, mit welcher Aengstlichkeit man das Gedeihen unserer Verhältnisse mit Persien zu fördern suchte und welche Kosten aufgewendet wurden, um sie zu erhalten. Es wurden

prachtvolle Gesandschaften von England und von Indien an den Hof des Schachs abgesandt. Nichts ward gespart und kein Opfer schien zu groß zu seyn, um sich seiner Allianz zu versichern.

Im Jahre 1811 kehrte Sir Harford Jones nach England, und der persische Gesandte, der mit der Ratification des Präliminar-Tractates nach London abgeschickt worden, begleitet von Sir Gore Ouseley, dem man den Titel als Bothschafter beilegte, nach Persien zurück. Die, durch Sir H. Jones niedriger stipulirt gewesene Subsidie ward bis zu 200,000 Tomans jährlich erhöht. Auf den Grundlagen der erst eingegangenen Verpflichtungen mit Sir H. Jones ward ein Definitiv-Tractat abgeschlossen. Geschenke von sehr hohem Werthe wurden an den Schach und an seine Hofleute verschwendet, um sie in der geneigten Stimmung zu erhalten, die sie für England hatten.

Während dem hatte der ewig denkwürdige Krieg zwischen Frankreich und Rußland seinen Anfang genommen und die freundschaftlichen Verhältnisse, die zwischen den Höfen von St. Petersburg und Großbritannien begründet worden waren, gaben unsrer Regierung Gelegenheit, die Vermittelung zwischen dieser Macht und Persien zu übernehmen.

Im Jahre 1814 ward durch die Dazwischenkunft des englischen Gesandten zu Gulistan, im Karabaugh, ein Friedenstractat abgeschlossen. Durch diesen Tractat überließ Persien an Rußland alle seine Besitzungen im Süden des Kaukasus und machte sich anheischig, keine Marine auf dem caspischen Meere zu unterhalten, wogegen Rußland sich verpflichtete, den Erben der persischen Krone gegen dessen Mitbewerber um dieselbe zu vertheidigen.

Sir Gore Ouseley reiste im Jahre 1814 wieder ab, den Herrn Morier als bevollmächtigten Minister hinterlassend; und im nämlichen Jahre ward Herr Ellis mit besondern Aufträgen hingesandt, um den durch Sire Gore Ouseley abgeschlossenen Definitiv-Tractat zu modificiren.

Der abgeänderte Tractat ists, der jetzt in Kraft steht, und der die Beschaffenheit unsrer Beziehungen zum Hofe von Teheran festsetzt.

Durch diesen Tractat hat England sich verpflichtet, an Persien eine jährliche Subsidie von 200,000 Tomans zu bezahlen; dort Truppen in dem Fall zu halten, wo es von einer Macht angegriffen würde, die mit Großbritannien im Kriege wäre; in der Hypothese, wo die Kriegserklärung an Persien von einer mit England im Frieden lebenden Nation ausgehen sollte, verpflichtet letzteres sich, vermittelnd einzuschreiten, um die Differenzen zwischen den beiden Mächten gütlich auszugleichen und, falls ihm dieses nicht gelänge, eine der obgedachten gleiche Subsidie zu bezahlen. Dagegen macht Persien sich anheischig, jeder Macht den Durchgang durch sein Land zu wehren, die die Absicht hätte, auf diesem Wege in Hindustan einzufallen. Dieser Tractat ist folglich ausschließlich defensiv.

Bis dahin waren England und Rußland am Hofe von Persien nicht in Berührung gekommen; aber in dem Augenblicke, wo der Tractat von Gulistan abgeschlossen werden sollte, faßte man die Hoffnung, daß es wohl möglich sey, durch Englands Verwendung die Rückgabe einiger der, durch den Schach abgetretenen Länder von dem Kaiser Alexander zu erhalten. Der Schach schickte zu dem Ende einen Gesandten mit dem ratificirten Tractate nach Petersburg und gab ihm zugleich den Auftrag, bei der russischen Regierung die Zulassung der Vermittelung Englands durchzusetzen, von der man glaubte, sie werde zu Gunsten von Persien ausfallen, und zu sehen, daß er die Wiederabtretungen erlangte, zu welchen der russische und der brittische Gesandte einen Hoffnungsschimmer hatte durchblicken lassen.

Aller Bemühungen des Lords Catheart, damaligen Gesandten, und alles Flehens der persischen Gesandtschaft ungeachtet, wollte sich der Kaiser nicht zur Wiederherausgabe eines einzigen Zolles Land verstehen; er versprach jedoch, daß der General Yermoloff, damals Gesandter in Persien und General-Gouverneur von Georgien, diese Angelegenheit mit den persischen Ministern berathen solle, sobald er sich zu Teheran befände.

Als der General Yermoloff aber, mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge, in Persien ankam, resituirte er nichts und alle Erwerbungen Rußlands wurden demselben definitiv bestätigt. Der Antrag des Petersburger Hofes, Offiziere zur Disciplinirung der persischen Armee zu liefern, ward verworfen, und der Geschäftsträger, den der General bei seiner Abreise hinterlassen hatte, erhielt selbst vom Könige die Weisung, sich am Hofe von Abbas Mirza aufzuhalten.

Mittlerweile war unser Gesandter zurückgerufen worden, Hr. Willock aber, als Geschäftsträger, geblieben, um das Interesse von Großbritannien gegen den russischen Gesandten wahrzunehmen, dessen Stütze die Macht war, die ihm sein Gouvernement in Georgien und das Commando über eine Armee von 40,000 Mann gab.

In dem Kriege zwischen Persien und Rußland hatte nichts ersteres an die Möglichkeit, einem so furchtbaren Gegner in einem Feldzuge zu widerstehen, glauben machen können; und obgleich dessen Truppen bei mehreren Gelegenheiten Beweise großer Tapferkeit abgelegt, und gezeigt hatten, daß der ihnen von französischen und englischen Offizieren in der Disciplin gegebene Unterricht nicht vergebens gewesen war, so ließ doch der geringe Erfolg der gemachten Versuche, Rußlands Macht in Georgien zu verringern, Persien die Nothwendigkeit einsehn, sich eine Nation als Bundesgenossen geneigt zu machen, der es als Feind nicht widerstehen konnte.

Wären die persischen Truppen von einem tüchtigen General angeführt worden und hätte die Regierung nur einigermaaßen in den letzten Jahren des Krieges, als Rußland sich im Mittelpunkte von Europa gegen die französische Armee vertheidigte, Energie bewiesen, so würde sie außer allem Zweifel einige ihrer vormaligen Besitzungen wieder erworben haben. Aber der Kronprinz, der die persische Armee befehligte, war noch sehr jung, und seiner Räthe Mangel an Energie und Entschlossenheit verhinderten es, diese günstige Gelegenheit zu benutzen; daher denn, als es Rußland gelungen war, nicht allein seinen furchtbarsten Feind zu vertreiben, sondern selbst seine Eroberungen zu verfolgen, der Schach sich in die unumgängliche Nothwendigkeit versetzt sah, in alle ihm gemachten Vorschläge einzuwilligen; denn die Unmöglichkeit, einer Macht aufs neue den Krieg zu erklären, die sich unter den ungünstigsten Umständen seiner schönsten Provinzen hatte bemeistern können, lag am Tage.

Es gelang Rußland, durch unmerkliche Progressen in dem Rath des Kronprinzen einen steten Einfluß auszuüben, indem dieser hoffte, es werde ihm behülflich seyn, sich auf den Thron zu setzen, und ihm dann die freie Ausübung einer absoluten Gewalt in seinem Königreiche gestatten.

Aber durch den Tractat von Gulistan war die Gränzlinie nicht scharf genug bezeichnet worden, um nicht zu Streitigkeiten Anlaß zu geben; und die Ernennung von Commissarien, um dieselbe definitiv zu bestimmen, ward unter verschiedenen Vorwänden verzögert, damit sich der noch frische Eindruck, den die Bedingungen des Tractats verursacht hatte, erst schwächen könne. Als die Commissarien endlich ernannt worden waren, erhoben sich vielfache Streitigkeiten und der Gouverneur von Georgien nahm unbedeutende Landstriche mit einer Hestigkeit in Anspruch, als wäre die Erhaltung der russischen Macht von ihrem Besitze abhängig gewesen.

Diese neuen Ansprüche führten zu bittern Discussionen, einerseits veranlaßt durch den Schmerz eines verwundeten Stolzes, andrerseits

und der Zuhörer zum Glauben. In der Kirche und Schriftstadt Rom standen meine Predigten unter dem Gesichtspunkte, daß ich vom Papste gesandt, um die Lehre evangelisch, die Gemeinden evangelisch zu machen. Ich habe mich nicht getäuscht, ich habe Glauben gefunden. Durch den Besuch meiner Predigten haben sich Viele gestärkt und den völligen Entschluß gefaßt, nicht mehr zum Katholicismus zurückzukehren, sondern fest zu bleiben.

Welche Ehre ist aber das Alles! Eigen zu sein, der Gemeinde, der Kirche, der Schriftstadt Rom, ist eine große Ehre. Ich habe sie, meine Predigtsorge entsprungen war, sich vor solcher Ehre durch den Bekenntniß-Entschluß, mit der Gemeinde Gemeinde eigenen Gemeinde zu machen.

Zum zweiten Mal sind mir die Predigten die größte und schwerste Arbeit meines Amtes gewesen. Ich habe mich ihnen mit Lust und Liebe hingegeben, und sie haben mich gesegnet.

Die Gemeinde hat Zuhörer und Hörer. Zuhörer sind sie, wenn sie nur mit den Ohren hören, wenn sie nur Ohrenmenschen sind. Hörer sind sie, wenn sie mit Herz und Gemüth, mit Geist und Willen hören, wenn sie Herzens-Gemeinde, Geist-Gemeinde, Willens-Gemeinde sind. Jener Zuhörer waren wir früher alle, wenn wir in die Kirche gingen, um zu hören, was der Prediger sagte, und dann wieder nach Hause gingen, ohne uns weiter darum zu kümmern, ob wir es gehört hatten oder nicht. Diese

ihm Gokcheh nicht zurückgegeben, Rußland den Krieg erklären wolle, da es ihm dann nicht an einem triftigen Grunde dazu gebräche. Dennoch, und trotz dieser Erklärung, die ihm durch den Einfluß der Priester abgenöthigt worden war, deren Drängen er nicht zu widerstehen vermochte, hielt er sich in seinem Innern überzeugt, Rußland würde lieber auf einen unangebaueten Fleck Landes, auf den es kein Recht habe, verzichten, als seinethalben zu den Waffen greifen.

Statt aller Antwort aber auf die mehrfältigen Anforderungen wegen der Räumung von Gokcheh, sagte der Gesandte, er habe dieserhalb keine Instructionen und könnten jene Räumung nicht bewerkstelligen lassen. Der Hof von Teheran trug nun darauf an, den fraglichen Fleck von beiden Seiten unbesetzt zu lassen, bis deshalb an den Kaiser berichtet worden sey. Dieses Auskunftsmittel hätte Alles ausgleichen und die Discussion zu Ende bringen können; aber der russische Gesandte wiederholte, seine Instructionen erstreckten sich nicht über einige unbedeutende Modificationen zu dem unglücklichen Tractat von Futtih-Ali-Chan hinaus.

Diejenigen, die für den Krieg gewesen waren, riefen nun den Schach aufs neue auf, sein Versprechen zu erfüllen. Die Muselmänner von einigen russischen Provinzen standen schon unter den Waffen, und selbst die Christen in letzteren hatten dem Hofe von Teheran Eröffnungen gemacht; die Mollahs hatten den Enthusiasmus der Truppen aufgeregt, und der Krieg ward begonnen.

Aber selbst da, als die Armee schon nach der Gränze hin aufgebrochen war, hätte der Schach noch einen Gegenbefehl erlassen und es wäre nicht zum Kriege gekommen, wenn der Fürst Menzikoff ermächtigt worden wäre, Gokcheh räumen zu lassen.

Es ist nicht unsre Absicht, den Hof von St. Petersburg anzuklagen; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Härte und die Ungerechtigkeit des General-Gouverneurs von Georgien schuld am Kriege sind. Will Rußland folglich auf Billigkeit und Mäßigung Anspruch machen, so muß es mit Ruhe und Unparteilichkeit untersuchen, was sich in diesem Theile seiner südlichen Gränzen zugetragen hat.

In dem Verfahren des Generals Yermoloff ist nichts Außergewöhnliches; fast immer sind die Repräsentanten einer Regierung in entfernten Provinzen intoleranter und reizbarer, als die Regierung selbst; sie betreiben die Discussionen mit aller Hitze und Heftigkeit der eignen persönlichen Gefühle, und placken die schwächern Nachbarn, mit welchen sie in Berührung kommen.

Andrerseits muß man bei den morgenländischen Regierungen die Achtung der Formen nicht suchen, welche die civilisirten Nationen in Europa auszeichnen. Ein stolzer Monarch in Asien, gewöhnt an eine schrankenlose Machtausübung, sollte nicht zu strenge beurtheilt werden, wenn er, in dem Glauben, seine Würde sey gekränkt und seine Rechte beeinträchtigt, einige der Achtungsbeweise aus den Augen setzt, an welche wir gewohnt sind; auch sollte man Persien nicht zu strenge deshalb richten, daß es die Feindseligkeiten ohne vorhergegangene Kriegserklärung begonnen hat.

Wir wollen nun zu Betrachtungen schreiten, die uns näher angehen.

Nach dem Friedensschluß zwischen Persien und Rußland, im Jahr 1814, schien die englische Regierung einzusehen, daß die Integrität der persischen Besitzungen durch die Aufrechthaltung freundschaftlicher Verhältnisse mit Persien gesicherter seyn würde. Seit der Zeit haben wir nicht aufgehört, alles zu thun, damit Persien als ein neutrales Gebiet betrachtet werde, das weder Großbritannien noch Rußland sich zueignen dürfe.

Das war denn wohl die beste Politik und die einzige, die uns gegen Collisionen in Asien mit Rußland schützen konnte. Wäre sie von den beiden Höfen und deren Delegirten getreulich befolgt worden, so würden wir zu unserm Ziel gekommen seyn. Diese Politik hatte überdem noch den Vortheil, liberal, klar und gerecht zu seyn. Sie hatte aber die Inconvenienz, derjenigen unter den beiden Parteien am vortheilhaftesten zu seyn, die sie am wenigsten gewissenhaft beobachtete; deshalb ward es wichtig, zu wissen, wer am meisten dabei gewänne, wenn er davon abwiche, ob die russische oder die englische Regierung.

Seit Peter I. ist Rußlands Politik immer darauf ausgegangen, seine Gränzen nach der Seite von Persien zu erweitern und hauptsächlich sich zum Herrn der Küste des caspischen Meeres zu machen. Man kann sich schwerlich stärkere und besser bezeichnete Gränzen denken, als die bestehenden zwischen diesem König- und dem russischen Kaiserreiche. Das schwarze Meer auf der einen, das caspische auf der andern Seite, und die Scheidung durch die Bergrücken des Kaukasus scheinen von der Natur selbst bestimmt zu seyn, um einer großen Nation als Gränze, und gegen eine furchtbare Macht als Schutzwehr zu dienen. Als Peter sie überschritt, mußte er Größeres im Auge gehabt haben, als die unfruchtbaren und unbedeutenden Districte, die er sich erwarb.

Als Katharina Georgien in Schutz nahm und Potemkin ermächtigte, die Unterwerfung aller Nationen anzunehmen, die sich unter ihre Macht stellen wollten; als der General Gudovich den Befehl erhielt, die Chans zweier persischer Städte als Vasallen aufzunehmen; als Zuboff nach Persien gesandt ward, um sich, als Rache für den Angriff auf Tiflis, Provinzen zu bemeistern, die an Georgien gränzen; als endlich Rußland die Verpflichtung einging, nicht allein den damaligen Besitz der Wallis, sondern auch alles, was sie noch in der Folge erwerben möchten, in Schutz zu nehmen: da ließ es sich von derselben Politik leiten und strebte der Erreichung gleicher Zwecke nach.

Als der General Yermoloff der persischen Regierung den Antrag machte, ihr russische Offiziere zur Disciplinirung ihrer Truppen zu liefern; als Gesandtschaften nach Khiva und Bukhara gesandt wurden, und als Persien die Verpflichtung einging, keine Marine auf dem caspischen Meere zu unterhalten, wodurch es also auf dieses zu Gunsten Rußlands Verzicht that: da lagen gleiche Zwecke vor.

Als in neuerer Zeit die Russen eifrigst darauf drangen, einen Handels-Agenten zu Resch, im Gilanschen, einer Persien wenig geneigten Provinz, zu haben, und als der General Yermoloff Truppen über die Gränzlinie vorschob, die durch den Tractat festgesetzt worden, scheint man, wie uns däucht, im Sinn der nämlichen Politik gehandelt zu haben.

Ist es wahr, daß der Hof von St. Petersburg seinen Gouverneurs in Georgien bestimmte und wiederholte Instructionen gegeben hat, ein gutes Einverständniß mit Persien zu unterhalten und keine Schritte in der Absicht zu thun, in dessen Conseils dominiren zu wollen; so liegts am Tage, daß seine Befehle von denen, an die sie gerichtet waren, mißkannt worden sind.

Es ist die natürliche Tendenz aller Untergewalten einer Macht, die sich erhebt und stark erweitert, die schwächeren Völker zu unterdrücken, mit welchen sie in Berührung kommen; und ist diese Tendenz im Einklange mit der früheren Politik einer solchen Macht, so ists mit vagen und allgemeinen Instructionen nicht genug, ihrem Wesen Einhalt zu thun. Einen unwidersprechlichen Beweis von der Richtigkeit dieser Bemerkung giebt das Umsichgreifen unsrer Macht in Indien.

Andrerseits hat England mit Persien nichts zu discutiren. Sein Handel mit diesem ist auf Grundlagen begründet, die beiden Nationen frommen. In politischer Beziehung beschränkt es sich darauf, über sein Interesse zu wachen und ihm in seinen Verlegenheiten zu Hülfe zu kommen. Es hat ihm keine Gränze streitig zu machen, auch kein Project,

das mit der Sicherheit dieses Königreichs unverträglich wäre; es ist sogar von höchster Wichtigkeit für uns, die Integrität Persiens, als einziges Mittel, die Ruhe unsrer Herrschaft in Indien zu sichern, aufrecht zu erhalten; und jeder Versuch abseiten Rußlands, dem persischen Gebiete etwas abzuschneiden, ist als ein Schritt zu einem Bruche mit England, und als eine Vorbereitung, unsere Besitzungen im Orient zu bedrohen, anzusehen.

Angenommen auch, daß ein Einfall in Indien von der Landseite ein chimärisches und unausführbares Vorhaben wäre, so ists doch auch nicht minder wahr, daß, wenn Rußland einen überwiegenden Einfluß am Hofe von Teheran erlangte, wir auf der Halbinsel nicht so ruhig seyn könnten, als wir es nun sind; die Nähe einer so mächtigen Nation würde die Hoffnungen der Mißvergnügten beseelen und diejenigen zum Aufruhr reizen, die sich uns nur unterworfen haben, weil sie unsre Macht für fest und unumstößlich hielten. Das sind höchst wichtige Erwägungen, die die ernsteste Aufmerksamkeit verdienen.

Man versichert freilich, Persien habe bis dahin in dem Kriege mit Rußland viele Vortheile errungen und alle Provinzen von Georgien hätten sich auf seine Seite geschlagen. Wir wissen aber, und Persien weiß es auch, daß ein Krieg mit dieser Macht ein Unternehmen ist, das bei dem jetzigen Stande seiner Angelegenheiten seine Kräfte übersteigt; und wenn es auch, durch Kränkungen und Beleidigungen, die ihm angethan worden, und um dem religiösen Enthusiasmus seiner Völker zu genügen, denselben zu unternehmen gezwungen gewesen ist, so muß ihm dennoch sehr daran liegen, ihn schleunigst zu beendigen und die freundschaftlichen Verhältnisse mit seiner gefährlichen Nachbarschaft wieder herzustellen.

Die Zeit ist nicht fern, wo der Schach, gleichviel um welchen Preis, mit Rußland wird Frieden schließen müssen; und irren wir uns nicht in den Absichten der letzteren Macht, so wird dieser Friede sein Gebiet, und vielleicht auch das Recht der Einmischung in Persiens Angelegenheiten, das es sich anmaaßt, neuerdings erweitern.

Sollen wir nun, während Rußland die Vortheile eines Systems des Angriffs und der Ungerechtigkeit ärndtet, ruhig bleiben und uns mit dem Gefühl unsrer Unschuld und Redlichkeit zufrieden geben? Und haben wir es der Zeit gestattet, die Pläne des Selbstherrschers oder der ihm unterwürfigen Behörden in Ausführung zu bringen, sollen wir uns dann als Trost damit begnügen, daß wir sagen: „Wer hätte das gedacht!“ und etwa über eine Ungerechtigkeit jammern, die abzuwenden es nun zu spät ist?

Persiens Lage eignet sich sehr zur Vertheidigung, und wenige Nationen haben eine Bevölkerung, die kriegerischer wäre. Es ist für uns gewissermaaßen das Portugal in Asien. Kann Rußland Persien schwächen und dadurch unser Interesse gefährden, so haben wir doch sicherlich Ursache, diesem baldigst zu Hülfe zu kommen und es zu vertheidigen. Ist der Angriff zuweilen erlaubt und zu rechtfertigen, so sind Vorkehrungen zur Vertheidigung sicherlich immer legitim.

Eine ausgemachte Sache ists, daß Rußland, es sey nun zufällig oder durch die Macht der Umstände, in den schwachen Ländern, die in Asien an seinen Gränzen liegen, mehr und mehr Fuß faßt und zu fassen fortfahren wird, wenn sich seinen Fortschritten nicht eine ihm an Gewalt gleichkommende Macht widersetzt. Es möge sich nun in der Stille und langsam, wie eine Meeresfluth, oder daherbrausend, wie ein Bergstrom, vorwärts drängen, das Ergebniß wird stets dasselbe und der Nachtheil für Großbritannien unersetzlich seyn.

Oeffentlicher Verkauf von alten deutschen Rüstungen und Waffen zu London.

Ende März d. J. versammelte sich eine ansehnliche Gesellschaft sehr ehrenwerther Personen in Herrn Brookers Häusern in Old-Bond-Street zu London, wo eine Sammlung alter Rüstungen und Waffenstücke von den Schlössern Staremberg in Baiern und Ambrosius in Tyrol in Auction verkauft wurden. Sie war zuvor mehrere Tage lang zur Anschauung ausgestellt und hatte in sehr hohem Grade die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen. Sie enthielt siebzehn vollständige Rüstungen, von denen mehrere sehr hübsch gravirt und canelirt waren. Sie waren hauptsächlich aus den Zeiten Heinrich des Siebenten und Heinrich des Achten, jedoch war auch eine schwarze Rüstung aus der sehr frühen Zeit, nämlich von 1450 (aus der Zeit Heinrich des Sechsten), und eine andere sehr schwere schwarze Rüstung aus Jacob des Ersten Zeit darunter. Eine schöne dergleichen von polirtem Stahl, nebst einer Lanze, wurde für 17 £ 6 s, eine andere sehr schön gravirte und ausgelegte, aus Heinrich des Siebenten Zeit, für 16 Guineen, ein asiatischer, aus Ketten und Ringen bestehender, vergoldeter, gravirter und mit morgenländischen Charakteren ausgelegter Schuppenharnisch für 11 Guineen, und das einzige Exemplar eines Weiberharnisches von gravirtem Stahl für 3 £ 7 s verkauft; bei den Kreuzfahrern des zwölften Jahrhunderts gebräuchliche Kettenpanzer gingen für anderthalb Guineen das Stück weg. Der vornehmlichste Theil der diese Sammlung bildenden Artikel sollen, wie man sagt, von der Ritterschaft Europa's und Asiens, von der Zeit der Kreuzzüge bis zum sechszehnten Jahrhunderte gebraucht worden seyn, und wurden von den Vorfahren der Edelleute gesammelt, zu deren Nutzen dieselben nun zum Verkaufe gebracht wurden. Außer den Rüstungen fanden sich daselbst noch mehrere Artikel von großer Merkwürdigkeit und einige von bedeutender Seltenheit. Unter diesen waren Folgende, die zu den beistehenden Preisen verkauft wurden: Ein Zaum, Gebiß und Mähnendecke für 5 £ 15 s 6 d; ein rundes italienisches Schild, gravirt und vergoldet, für 10 £ 15 s; zwei mit Luntenschlössern versehene Doppelhaken, einer davon aus der Zeit der Elisabeth, für 1 £ 7 s; ein Taschenpistol mit einem Räderschloß, aus der Zeit der Elisabeth, für 2 £ 18 s; ein Stutz mit einem Räderschloß für 2 £ 6 s; eine große Anzahl Schwerdter, mit Einschluß von sechs zweihändigen, (zur Zeit Heinrich des Achten bei dem deutschen Fußvolk im Gebrauch,) für 1 £ 5 s das Stück; ein sehr schönes spanisches Schwerdt, mit einem Handgriff von getriebenem Silber — ein schönes Probestück aus Elisabeths Zeit, für 3 £; mehrere Flammberge, einer davon aus Heinrich V. Zeit (mit der Jahrszahl 1414) für 12 s; ein anderer, worauf St. Nicolaus und St. Michael gravirt waren, für 8 s; ein Schwerdt mit überflochtenem Griff, aus Richard III. Zeit, für 10 s; ein anderes italienisches Schwerdt, aus Elisabeths Zeit, für 1 £ 2 s; verschiedene Hellebarden, aus den Zeiten Heinrich VII., Heinrich VIII., Eduard VI. ꝛc.; eine große Anzahl Pfeile und Bogen, von denen einer für 3 £, die andern zu geringeren Preisen weggingen; mehrere gravirte und eingelegte venetianische stählerne Sturmhauben, aus Elisabeths Zeit, von denen die beste 1 £ 2 s brachte; einige römische Antiquitäten, mit Einschluß von drei Vasen und einer antiken Kette, von getriebenem Eisen und vergoldet, für welche letztere 11 s bezahlt wurden; ein **couteau de chasse** für 1 £ 3 s; ein Morgenstern, worauf die Jahrszahl 1516, also aus Heinrich VIII. Zeit, für 1 £ 4 s; ein Helm von gravirtem Stahl für 1 £ 13 s; ein eigenthümlich mit Eisen beschlagener Dreschflegel, gebraucht im Bauernkrieg in Franken gegen den Adel, unter Götz von

Digitized by Google

Berlichingen, im Jahr 1550, mithin aus Eduard VI. Zeit, für 1 £ 3 s; ein antikes schön gravirtes und mit Elfenbein ausgelegtes Zepter, für 1 £ 10 s; eine Keule für 11 s; zwei Turnier-Sättel, einer aus der Zeit Eduard VI., vom Jahr 1549, von gravirtem Stahl, mit Sattelknopf und Schwanzriemen, für 6 £; eine kleine Kanone, gebraucht zum Abfeuern über Tafel, wenn des Königs Gesundheit getrunken wurde, für 14 s; ein Bußgürtel für 8 s ꝛc.; zwölf große Stücken Tapete, aus einer Vogtei in Herfordshire, in welcher König Karl I. verborgen war, genannt Salisbury Hall, in dem Kirchspiel von Shenley, früher das Besitzthum einer Familie Namens Snell, wurden in einzelnen Packen verkauft und brachten 25 £ 10 s 6 d; ein antiker hölzerner Tisch, mit einem hübschen Gemälde, unsern Heiland, wie er Wasser in Wein verwandelt, darstellend, ward für 1 £ 4 s verkauft; ein Paar dem hochseligen König von Baiern gehörende elfenbeinerne Sackpfeifen, mit silbernen Mundstücken brachten 2 £ 10 s; vierzehn Original-Abdrücke von Albrecht Dürer, das Leben unser Heilandes darstellend, in einem hölzernen Kasten, für 8 s; ein anderer merkwürdiger Kasten, ein Messer enthaltend, das einer italienischen oder deutschen Dame bei ihrer Verheirathung zu überreichen der Gebrauch war (m. s. **Mr. Douce's Paper in the Archaeologia**) für 19 s, und dergleichen mehr. —

Ueber die Explosion des Schiffes Commerce.

(Nach einem Schreiben aus Lancaster vom 25. März 1827.)

Ungefähr zehn Minuten vor drei Uhr heute Nachmittag wurden die Einwohner dieser Stadt durch eine heftige Erschütterung der Erde, die von Südwesten gegen Norden hin sich erstreckte, in den größten Schrecken versetzt. Anfangs war diese Erschütterung, von deren Wirkung wir eine genauere Beschreibung zu machen so eben im Begriffe sind, nur durch eine schwache Bewegung der Erde bemerkbar, die aber gegen zehn Sekunden lang wuchs, und mit einem furchtbaren Stoße, der allenthalben gefühlt ward, wobei jedoch nicht der geringste vernehmbare Schall, endigte. Dieser letztere nun, der allgemein für ein Erdbeben gehalten wurde, verbreitete nach allen Richtungen hin Bestürzung; die erschrockenen Einwohner stürzten aus ihren Wohnungen, und der bis dahin leere Marktplatz war in einem Augenblicke mit Gruppen geängstigter und erschrockener Männer, Weiber und Kinder angefüllt, die sich mit jener Furcht an und durcheinander drängten, die ein so unerwartetes als gefahrdrohendes Ereigniß in ihnen erregt haben mochte. Mit dem Fortrücken der Zeit wuchs die Gewalt der Erschütterung, und alle Fenster, Thüren, Schornsteine, Gemälde oder andere an den Wänden aufgehängte oder hervorragende Verzierungen wurden von ihr mit kaum zu fassender Macht ergriffen. Das unbegreiflich heftige Klirren und Aufspringen der Fenster, und Krachen der Thüren erhöhete die Angst und Bangigkeit; und, als wären sie dahin übereingekommen, stürzte eine Menge von Leuten nach der Richtung hin, wo nördlich von der Stadt eine freie Ebene sich befindet. Während dieser allgemeinen Flucht ereignete sich ein besonderer Umstand, der von neuem die Kraft des thierischen Instinkts beweist. Die vier, vor eine, eben nach ihrer Bestimmung abgehende Postkutsche gespannten Pferde standen plötzlich still wie festgebannt und begannen außerordentlich zu zittern, ja eines der Vorderpferde fiel mit allen Anzeigen des Schreckens zu Boden; und hier und dort sah man Katzen mit solch außergewöhnlicher Hast und Behendigkeit herumhüpfen und springen, daß es zu jeder andern, als gerade in dieser Zeit, Lachen erregt haben würde; jetzt aber sprach sich in jeglichem Gesichte sattsam die fürchtende Erwartung aus, daß innerhalb einer Minute vielleicht diese schöne Stadt in eine große Ruine verwandelt seyn dürfte. Kurz zuvor ehe der Erdstoß seine Endschaft erreichte, begann der Thurm des Castells, der für den ältesten Theil dieses Forts gehalten wird, zu schwanken, und wurde auf so heftige Weise erschüttert, daß die Fensterflügel desselben herab auf die Erde stürzten. Die Gefahr nahm mit dem Aufhören der Erderschütterung ab, nicht aber die Furcht der Menge; alle hielten diesen Erdstoß für die Wirkung und Folge einer Naturrevolution und meinten, daß dieser nur der Vorläufer weit größerer und furchtbarerer Ereignisse wäre; niemand aber bezweifelte, daß wir ein Erdbeben gehabt, welche Meinung Alles zu bestärken schien, was man während des Tages in Bezug auf Witterung und die Atmosphäre hat beobachtet haben wollen. Außerdem vermehrte die Angst der geringeren Classen noch eine, sich auf das einst mächtige Haus von Gaunt beziehende alte Prophezeihung, die ungefähr also lautet: „Blühendes Lancashire, deine schönen Schlösser werden zur Erde stürzen, wie eine Schneeflocke zerschmilzt," und die man nun in Erfüllung gehen zu sehen fürchtete.

Die Erschütterung wurde, wie aus den Berichten von Norden her erhellt, auch zu Carlisle gefühlt, wo man über die Ursache derselben die gleiche Meinung hegte. Bei den Sheep-Fells (einer Strecke hügeligen Moorlandes) in Westmoreland, ungefähr 28 (englische) Meilen von da, wurde der Stoß sehr heftig gespürt und die Fenster von Broughamhall, dem Sitze des Herrn Brougham, zerbrachen; beträchtlichen Schaden erlitt man auch zu Kendal und Lowther Castles, Milthorpe, Bolton-on-the-Sands, Poulton, Skirton ꝛc. ꝛc. Die Ulverstoner Körner beschreiben die Erschütterung als sehr furchtbar; der Sand ward in dichten Wolken in die Luft geführt und Mann und Pferde an verschiedenen Stellen dieser gefahrvollen Sandsteppe, durch die diese armen Menschen täglich mit Lohballen und Torf ziehen, um sich ein Paar Schillinge zu verdienen, zu Boden geworfen. Wie wir schon gesagt haben, hielt Jedermann in einem Umkreise von mehr als 100 Meilen diese Erschütterung für ein Erdbeben, bis durch die mit der Ulverstone-over-Sand Kutsche Sonntag Nacht hier eingetroffenen Nachrichten diese Meinung berichtigt und wir von folgenden näheren Umständen dieses auffallenden und betrübenden Ereignisses, die wir jetzt unsern Lesern mittheilen wollen, unterrichtet wurden.

Es war nämlich ein zwischen Lancaster und Liverpool fahrendes Küstenfahrzeug, genannt the Commerce, geführt von Capitain Haddock von Lancaster, im Verlauf seiner Fahrt, (es hatte Tücher und Baumwolle geladen) von widrigem Winde einige Tage lang zu Poulton aufgehalten worden, von wo es erst Freitag Nacht abging und dann zu Bakboroug Mills noch gegen zehn Tonnen Schießpulver in Säcken und Fässern einnahm.

Das Schiff setzte hierauf seine Reise weiter fort und war bei Peel Castle an der Küste von Lancashire als der Unfall sich ereignete. Das Schiff hatte ziemlich schwer geladen, ging tief im Wasser und kam nur wenig von der Stelle, als, kurz nach zwei Uhr Mittags, einer von der Mannschaft einen, aus der großen Luke aufsteigenden Rauch bemerkte. Dieser Umstand wurde alsbald auf dem Schiffe bekannt, und die Personnings unverzüglich aufgehoben wo man dann durch einige Spalten in der Stauung einen dicken Rauch dringen sah. Der Capitain befahl sogleich durch die Luken im Raum Wasser einzulassen, allein in wenigen Minuten entdeckte man die furchtbare Thatsache, daß die, dicht bei dem Schießpulver liegende Baumwolle in Brand sey und die Mannschaft fand, daß die Anwendung des einen gegen das andere Element völlig nutzlos seyn würde, weil das Feuer bereits eine so schreckenerregende Macht gewonnen, daß das Schießpulver, noch ehe es möglich seyn dürfte,

ſtarr Herr zu werden, ſich entzünden müßte und Schiff, Ladung, Mannſchaft und Alles in die Luft fliegen würde. Dieſerhalb wurde das Boot unverzüglich ausgeſetzt und nachdem das Schiff angebohrt und das Waſſer durch die untern Springluken zugelaſſen worden, verließ die Mannſchaft daſſelbe in einer Entfernung von ungefähr ſechs Meilen von dem Ufer; da es ſtreng aus Oſten wehete, drehete das Schiff ſich und, die Richtung des Steuerruders verlaſſend, trieb es ungefähr zwei Minuten lang vor dem Winde als eine plötzlich von ihm aufſteigende dicke Rauchwolke anzeigte, daß die furchtbare Exploſion im Augenblicke ſtattfinden werde.

Wenige Sekunden ſpäter ſahen ſie wie das verunglückte Schiff aus dem Waſſer erhoben zu werden ſchien und einen Augenblick darauf mit der fürchterlichſten Exploſion in die Luft flog. Sie beſchreiben den Stoß, den ſie empfanden und erhielten als ſchreckbar; ihr Boot wurde aus dem Waſſer emporgeworfen und ſie würden, wenn das Schiff leewärts geweſen wäre, ohne Zweifel umgekommen ſeyn. Sie eilten dann das Ufer zu erreichen, an dem hunderte von Menſchen vom Lande aus Zeugen des Ereigniſſes waren und von denen Viele ernſtlich verwundet wurden, indem ſie durch die Gewalt der durch die Exploſion verurſachten Conceuſſion zu Boden geworfen wurden. Das Schiff zerſtob faſt zu Atomen und kaum eine Spur von dem Holze deſſelben oder der Ladung hat ſich vorgefunden; auch ſcheint aus dem Umſtande, daß es bloß eine Exploſion war, hervorzugehen, daß das Pulver an verſchiedenen Stellen zugleich in Brand gerathen ſeyn muß.

Der Knall, wie er zu Peel vernommen worden, wird als im höchſten Grad erſchreckend und alles nur Erdenkliche der Art weit übertreffend beſchrieben. Bei dieſer genaueren Berichterſtattung iſt es nur noch erfreulich melden zu können, daß bei dieſem Vorfall Niemand ums Leben gekommen iſt, und in der That war es ein höchſt glücklicher Umſtand, daß das Feuer ſo zeitig am Tage entdeckt wurde, denn würde daſſelbe Nachts ausgebrochen ſeyn, ſo dürfte aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht ein Menſch am Bord dem Tode entronnen ſeyn.

Der an den Häuſern zu Peel Caſtle, Backborough und andern, unmittelbar in der Nähe der Küſte gelegenen Orten durch die Exploſion verurſachte Schaden iſt ſehr bedeutend; mehrere davon ſtürzten zuſammen und allenthalben iſt Unheil angerichtet.

Laut Nachrichten aus dem Süden ſoll, ſo ſagt man, die Erſchütterung zu Liverpool bedeutend empfunden worden ſeyn, ſo wie auch an andern benachbarten Orten aber auch dort hielt man ſie allgemein für die Folge eines Erdbebens.

De la propreté,
de son influence sur la santé, de ses effets sur le bien-être et de la durée de l'existence.

(Aus dem Mercure du XIX. Siècle.)

Kein nützlicheres und zweckmäßigeres Taſchenbuch iſt wohl leicht erſchienen, als dieſe treffliche kleine Schrift. Es wäre zu wünſchen, daß ſie in den Händen aller jungen Frauen wäre, denn es lehrt ſie, lange jung und immer anziehend zu ſeyn. Jede Mutter ſollte ſie ſich anſchaffen, nicht um ſie ihre Töchter ganz leſen zu laſſen, ſondern um ihnen daraus vorzuleſen mit Uebergehung gewiſſer Stellen, die ſie nicht angehen und die ihnen zu erklären ſchwer ſeyn würde. Ich kenne nur eine Art und Weiſe, zu bewirken, daß ein Buch richtig gewürdigt werde, das iſt, Stellen daraus anzuführen; ſo will ich denn auch einige aus dieſem Werkchen über die Reinlichkeit mittheilen:

„Die erſte unter allen Künſten zu gefallen iſt die Reinlichkeit. Nicht elegante Kleider, nicht koſtbare Steine, nicht künſtliche Düfte ſind es, welche anziehen, weiße Wäſche, ein reines Geſicht, eine klare Haut reizt und erweckt unſere Neigung; bene olet, qui nihil olet.“

„Ein ſchönes Mädchen ohne Reinlichkeit iſt eine Perle in Miſt. Welches auch ihr Stand und ihre Verhältniſſe ſeyen, ob ihr Vermögen ihr erlaube, angenehme Talente auszubilden, oder die Armuth ſie nöthige, ſich groben Arbeiten hinzugeben, diene ſie oder werde ſie bedient, verbringe ſie ihr Leben im Geſellſchaftsſaal oder im Viehhof, ihre Beſtimmung iſt immer dieſelbe: die Natur hat ſie geſchaffen, um Gattin und Mutter zu ſeyn. Von dieſem doppelten Standpunkte aus, iſt ſie gleich dringend berufen, die Wirthſchaft mit wachſamem Auge zu leiten, ihrem Manne zu gefallen und ihre Kinder zu erziehen; und von allen Beſtrebungen für dieſe Zwecke iſt Reinlichkeit die erſte und unerläßlichſte. Möge ſie daher in der Gewohnheit der Reinlichkeit, der Ordnung, der Arbeit und der Sparſamkeit erzogen werden; ihre Zimmer, ihre Kleidung, ihre Perſon ſey immer in anſtändiger Verfaſſung — ſie biete, ohne Affectation, ſtets einen angenehmen Anblick dar. Die Armuth entſchuldigt Unreinlichkeit nicht, weil ſie die Reinlichkeit nicht ausſchließt.

„Ein Mann, der von der Arbeit zurückkömmt und nur Unordnung und Schmutz findet, kann ſich zu Hauſe unmöglich gefallen. Findet er ſeine Mahlzeit nicht bereit und muß er ſich ſelbſt damit beſchäftigen oder ſie außerhalb ſuchen, ſo wird ihm ſeine Frau bald verhaßt und ſein Haus zuwider. Daher ſo viele ſchlechte Wirthſchaften, ſo viele Familien im Elend, ſo viele verlaſſene Kinder ohne Hülfe und Unterricht, die die Noth erſt zu Bettlern und bald zu Räubern macht.“

„Nicht was der Mann erarbeitet und gewinnt führt zu Bequemlichkeit und Wohlſtand, ſondern was die Frau erſpart. Nun aber giebt es keine Sparſamkeit ohne Ordnung, keine Ordnung ohne Reinlichkeit. Ein Beiſpiel reicht hin, um das zu beweiſen. Wenn lange getragene Wäſche ſchmutzig und feucht bleibt ſo vermodert ſie. Wenn man ſie nachher wäſcht, ſo kann man nicht ohne große Anſtrengung und ſtarkes Reiben den Schmutz davon wegbringen; man muß eine harte Bürſte anwenden, die ſie ſchnell abnutzt, und ſie folglich vor der Zeit erſetzen: ſo wächſt der Aufwand.“

„Wie in ihrer Wirthſchaft ſo muß die Frau auch an ihrem Körper reinlich ſeyn. Um die Neigung ihres Mannes zu erhalten, muß ſie ihm immer einen angenehmen Anblick gewähren: ſie meide alſo alles, was Geſicht und Geruch verletzen kann. Sie muß von Zeit zu Zeit, beſonders nach den periodiſchen Kriſen, Bäder nehmen, was auf dem Lande und ſelbſt unter der ärmern Claſſe der Städtebewohner bei weitem zu ſehr vernachläſſigt wird.

„Aus den Muſeen und Kunſtſammlungen, die alles darbieten was das Alterthum Vollkommenes erzeugte, nahmen unſere Damen Muſterbilder neuer Moden und Coſtüme und erſchienen abwechſelnd als Griechinnen und Römerinnen, ohne zu berückſichtigen, daß unſere Lebensweiſe und unſer Klima nicht für eine ſo dünne Bekleidung und ſo leichten Stoff paßt, wie der milde Himmel Griechenlands und Italiens. Auch ſind die Unfüglichkeiten der erneuerten griechiſchen Coſtüme gefühlt worden und weiche Watte, Pelz und Mantel haben Mädchen und Frauen wieder bedeckt und erwärmt. Ihre jetzigen Kleidungen verbinden Grazie und Decenz mit Bequemlichkeit und Geſundheit, und es giebt wohl keine Zeit, wo ſie alle dieſe Vortheile in vollerem Umfange genoſſen hätten.

„Die Oberfläche des Körpers von allen geheimen Abſonderungen und Ausflüſſen aus dem Innern zu ſäubern, ſie vor jeder äußern Ver-

unreinigung zu verwahren, vor jeder schädlichen Berührung zu sichern, das ist der Gegenstand, der Zweck der Reinlichkeit: sie ist das sicherste Vorbauungsmittel jeder physischen Ansteckung. Sie übt überdieß noch einen mächtigen Einfluß auf die Sittlichkeit aus: sie zeugt von Liebe zur Ordnung, von Achtung gegen sich und andere; sie führt zur Regelmäßigkeit des Lebens und zur Züchtigkeit der Sitten. Sie ist nicht blos eine Eigenschaft, sie ist eine Tugend dadurch, daß sie die Ausübung aller andern erleichtert; wirklich führt die Reinlichkeit, wie schon gesagt, zur Ordnung, die Ordnung zur Sparsamkeit und diese zum Wohlstand — der Quelle jeder Rechtlichkeit und Tugend.*)

„Mangel an Reinlichkeit ist eine der wirksamsten Ursachen von Krankheiten; hätte er aber auch nur Ekel zur Folge, so wäre dieß schon genug, um ihn zu vermeiden. Man gewöhnt sich an die Häßlichkeit, aber das Herz wendet sich um beim Anblick eines durch Unsauberkeit widerwärtigen Wesens. Jugend, Grazie, Schönheit — alles verschwindet im Schmutz; und wenn man sie noch unter der befleckten Hülle entdecken kann, so bedauert man desto mehr, sie in so schlechter Gesellschaft zu finden."

„Das Volk bedarf des Unterrichts: es fühlt dieß, und sucht ihn. Was seine Unwissenheit erhält, ist der Mangel an Elementarwerken, die nicht zu theuer und allgemein verständlich seyn müßten."

„Eine kurze Analyse der Lebenswirksamkeit auf die Organe, eine gedrängte Erklärung der vorzüglichsten Erscheinungen, die ihre Zersetzung und ihre Wiederergänzung begleiten, eine flüchtige Skize der Natur und Functionen der Haut — haben mir der Angabe der Mittel vorausgehen zu müssen geschienen, die die Erhaltung des Körpers fördert, um dem Menschen das Gefühl von Wohlseyn zu geben, ohne welches er sich seines Daseyns nicht in vollem Maaße freuen kann."

„Diese Aufmerksamkeit und Sorgfalt muß sich von der Person auf alles erstrecken, was sie nährt, ihr nahkömmt und sie umgiebt, folglich Nahrung, Kleidung, Wohnung und selbst die Luft, die sie einathmet, umfassen. Obgleich verschieden nach Alter, Geschlecht, Stand, Arbeit und Gewohnheit der Individuen sind ihre zu beobachtenden Regeln doch für alle gleich leicht. Sie erfordern keine Anstrengung, keine Kosten, keinen Zeitverlust; und wenn es Wesen gäbe, die sich um ihr eignes Glück so wenig bekümmerten und so gleichgültig über den Eindruck wären, den sie machen, um sich diese kleine Mühe zu ersparen, — die würde ich an eine Aeußerung des guten Königs, Heinrichs IV., erinnern: „Ich „weiß nicht," sagte er, „wie man Höflichkeit und Reinlichkeit unterlassen „kann, da es zu letzterer nur eines Glases Wasser und zu ersterer nur „einer Bewegung des Hutes bedarf." "

*) Das dünkt uns sehr übertrieben. Wenn allerdings drückende Noth oft zum Bruch bürgerlicher Gesetze verleitet, wenn der Arme, aus Mangel an Erziehung, sich im Stande der Natur und der Nothwehr gegen den Harthergigen glaubt, der, im Ueberflusse schwimmend, dem Darbenden den begehrten Bissen Brodt versagt, so ist doch der Wohlstand nur in dieser Beziehung und in negativer Bedeutung Quelle der Rechtlichkeit, bei weitem aber nicht Quelle jeder Rechtlichkeit und Tugend zu nennen. Gesteigerter Wohlstand aber, d. h. Reichthum ist im Gegentheil die positive Quelle eben so großer Fehler und vielleicht strafbarerer, gewiß aber minder mitleidswürdiger, Laster als die Armuth, als da sind Gefühllosigkeit bei fremden Leiden, unbefugtes Aburtheilen über fremde Verhältnisse, hoffärtige Geringschätzung unbemittelten Verdienstes, Geiz gegen andere, Verschwendung von Gesundheit und Geld für persönlichen augenblicklichen Genuß — ohne daß sich der Reiche mit Mangel an Erziehung und Bildung entschuldigen könnte und wollte. Anm. d. Redaction.

„Jedes Jahr verlieren die Reptilien ihre Haut, die Schaalthiere ihre Schaale, die Fische ihre Schuppen, die Vögel ihre Federn, die vierfüßigen Thiere ihre Haare und alle erneuern so ihr Daseyn. Sie entledigen sich durch eine einzige aber mehr oder minder schmerzhafte Operation des Ueberflusses an Stoff, den das Leben animalisirt hatte; der Mensch hat dieses Mittel der Wiedergeburt nicht — aber, mit einer dem thierischen Instinkt weit überlegenen Einsicht begabt, eignet er sich an und macht sich alles dienstbar, was in der Natur existirt. Er ist nackend, er macht sich Kleider; er ist empfindlich für die atmosphärischen Veränderungen, er zimmert sich Wohnungen; er bedarf der Speise, er bebaut die Erde, ärndtet und bewahrt die Früchte auf. Seine Existenz ist hinfälliger und gebrechlicher als die der mehrsten Thiere; aber sein Leben ist länger und vollkommener. Er kann nicht, wie sie, seine Hülle abwerfen, aber er erhält und erfrischt sie; er kann sie gewissermaaßen jeden Tag erneuern und zwar durch leichte Mittel, die jenen versagt sind."

Miscellen.

Der Obrist Bory-Saint-Vincent hat lange Zeit die Halbinsel bewohnt und in einer interessanten Schrift ein höchst getreues Gemälde von den Sitten, Gebräuchen und dem Character ihrer Einwohner entworfen. Das Werk umfaßt, außer dem literarischen und geschichtlichen Theil, ein geographisches Resumé der iberischen, die Königreiche Portugal und Spanien enthaltenden Halbinsel, so daß man dasselbe zugleich als eine Geographie und Geschichte dieser beiden so benachbarten und doch so sehr verschiedenen Reiche ansehen kann. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge daselbst dürfte die geographische Partie vornehmlich berücksichtigt zu werden verdienen. Es finden sich in derselben sehr genaue und höchst interessante Details und Angaben über die Provinz Tras-os-Montes: es hat überdies das Buch einen Ueberfluß an merkwürdigen Thatsachen und pikanten Anekdoten, so daß die Lectüre desselben eben so unterhaltend als belehrend ist. Auch sind der vor Kurzem bei Ambroise Dupont zu Paris davon erschienenen zweiten Auflage sehr gute Charten beigefügt worden.

Für künftigen Monat October verspricht die Academie royale de Musique den Parisern die Aufführung eines sehr außerordentlichen neuen Stückes, nämlich einer Oper in fünf Aufzügen. Der Text ist von den Herren Scribe und Germain Delavigne; die Musik ist von Aubert. Der Titel des Werkes ist Mazaniello. Alle Welt kennt das Leben dieses Fischerknaben, der drei Tage lang Dictator von Neapel war, und dessen Laufbahn damit endete, von dem Volke, das ihn früher erhob, ermordet zu werden.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 178 Hamburg, Sonnabend den 21. April 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Die Lage Englands.

(Aus dem Westminster Review, ein Haupt-Organ der Partei für eine Radical-Reform.)

England genießt seit einigen Jahren der Ruhe, die ihm ein Frieden verschaffte, durch welchen einem Kriege ein Ziel gesetzt ward, der mit einem Kostenaufwand und einer Erbitterung geführt worden, wovon die Geschichte kein Beispiel aufzuweisen hat; ein Krieg, den wir nicht unsrer Vertheidigung wegen angefangen, denn wir waren von niemand angegriffen, noch um Eroberungen zu machen, denn wir wollten unsre Herrschaft nicht erweitern, sondern um Meinungen halber, und noch dazu um solcher, die man einem Theile eines fremden Volkes beimaaß. Die Gegenwart ist ein Kind der Vergangenheit, hat ein verständiger Beobachter der menschlichen Angelegenheiten gesagt; es ist demnach wohl räthlich, erst ein wenig das Princip zu beleuchten, ehe man von den Folgen spricht.

Eine benachbarte Nation unternimmt eine Umbildung ihrer Regierung, weil sie, und mit ihr ganz Europa solche für unumgänglich nothwendig hält; während sie aber damit beschäftigt ist, erhitzen sich die Gemüther; es zeigen sich Spaltungen; es bilden sich Parteien, und es findet eine große Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der Beschaffenheit und des Umfanges der zu machenden Veränderungen statt. Die Einen wollen deren sehr geringe, die Andern sehr bedeutende. Nach sehr heftigen Debatten wird man handgemein, und der Bürgerkrieg bricht los. Das ist allerdings ein sehr großes Unglück; denn bei Kriegen dieser Art lassen sich die aufgeregten Parteien bald zu gegenseitigen Grausamkeiten hinreißen. So ists in Frankreich gegangen; doch sind die Excesse dort nicht ärger gewesen, als es überall unter gleichen Umständen der Fall zu seyn pflegt.

Nach Verlauf von einiger Zeit konnte man sehen, daß die Partei, die bedeutende Reformen verlangte und welche die Hitze des Streites nun anspruchsvoller gemacht hatte, die Oberhand behalten würde. Der Zeit geschah es, daß die Regierung von Großbritannien sich zu Gunsten der entgegengesetzten Partei einmischte, deren Vorstellungen nun auch überspannt geworden waren und die nun gar nichts mehr von Veränderungen wissen wollte.

Man kann hier die, wahrlich höchst einfache, Frage aufwerfen, warum wir uns in diesen Streit eingemischt, und welches Recht wir hatten zu verlangen, daß die Franzosen, wenn sie ihre Institutionen verändern wollten, dabei unserem und nicht ihrem eigenen Geschmacke folgen sollten. Aber in dem Lichte ward die Sache dem englischen Volke nicht vorgestellt, sondern man sagte demselben bloß, daß die Partei, die in Frankreich die Obergewalt hätte, scheußliche Meinungen hege, die man durchaus bekriegen müßte.

Aber was gingen uns die Meinungen an, die in Frankreich herrschten? Waren sie wirklich gräulich, wie man es behauptete, so mußten sie von nachtheiligen Folgen seyn, und die Erfahrung würde denen, die sie angenommen hatten, bald die Augen geöffnet haben. Man sagte freilich, diese Meinungen seyen nicht minder gefahrvoll für England als für Frankreich, und man müsse, damit wir sie nicht auch annähmen, uns zwingen, sie zu bekämpfen. Aber wahrlich, es ist wohl nie ein sonderbareres Raisonnement gemacht worden.

Die meisten der Franzosen, die nach England kommen, erklären es laut für das aristokratischste Land in ganz Europa. Wir werden bald über dieses Phänomen belehrt seyn.

Die Förderer der Reform in Frankreich verlangten vor allem die Vernichtung der Vorrechte, vermittelst welcher die aristokratische Classe, ihres Nutzens halber, ein schlechtes Regierungssystem beibehielt. Daß diese Ideen den Oligarchen in England als gräulich erschienen, ist in der Ordnung; aber wichtig ists zu untersuchen, wie sie es angestellt haben, auch den andern Classen die nämliche Ansicht beizubringen. Nichts beweiset stärker den ganzen Umfang ihrer Macht. Ihr mächtigstes Mittel liegt in dem Ehrgeiz, der in den niederen Classen der Gesellschaft herrscht, die höhern Classen nachzuahmen. Diese haben auch weit mehr als die andern die Mittel der Publicität in Händen, und es ist ihnen nichts leichter als dem Volke unausgesetzt ihre eigenen Meinungen zuzublasen. „Gebt mir," sagt Addison, „Gelegenheit, einem Menschen täglich, und ohne daß mir jemand widerspricht, beim Frühstück eine und dieselbe Sache vorzusprechen, so bin ich gewiß, ihn zu überreden, was ich nur will."

Die Ansteckung von leidenschaftlichen Gesinnungen ist ebenfalls ein Mittel, dessen sich die Aristokratie sehr geschickt zu bedienen gewußt hat. Jedermann weiß, wie leicht es jemandem ist, einen andern zu rühren, ist man selbst gerührt; besonders aber sympathisiren wir mit den Leidenschaften derer, die über uns stehen. Die aristokratische Classe Englands hegte eine wirkliche Furcht; um sie leichter mitzutheilen, übertrieb sie noch den Ausdruck derselben, und geschickte Acteurs fanden ein für alle Eindrücke, die man demselben beibringen wollte, empfängliches Publikum.

Da die Aristocratie gleicherweise über Lohn und Strafen verfügte, so war es ihr, nachdem sie die Gefühle des Volkes erst ein wenig zu ihren Gunsten weich gemacht, ein Leichtes, Allen Stillschweigen aufzulegen, die hätten widersprechen mögen. Ein Theil derer, die im Stande waren, sich dem Publikum hörbar zu machen, trat aus Sympathie auf ihre Seite, die anderen des Interesses wegen. Die kleine Zahl der Widerspenstigen hielt man durch schreckliche Strafen im Zaum. Eine Legislatur wie die unsrige, die, durch die Förmlichkeiten und den Schneckengang der Proceduren, die Mittel darbeut, den Angeklagten zu quälen, zu hetzen und zu Grunde zu richten, gleichviel wie der Pro-

geß abläuft, iſt ein ſchreckliches Werkzeug des Deſpotismus in den Händen der Ariſtokratie oder der Miniſter, ihrer Bevollmächtigten und Organe. Es iſt wahrlich nicht zu verwundern, daß das Volk irre geleitet worden, da man ja alles ins Werk ſtellte, es zu überrumpeln, und alle diejenigen zum Schweigen brachte, die es hätten aufklären können.

Ein Krieg, der ſich dermaaßen in die Länge gezogen, und ſo große Koſten verurſacht hatte, ein Unternehmen ohne einen andern Zweck, als die Beſorgniſſe der Ariſtokratie zu beſchwichtigen und ihre Macht feſter zu ſtellen, mußte fruchtbar in ſeinen Reſultaten ſeyn.

Dieſer Urſache iſt die übertriebene Eiferſucht wider die Volksprivilegien beizumeſſen. Jeder Vorſchlag, der darauf hinausging, dem Volke nur Garantieen gegen die Eingriffe der höheren Claſſen, ohne daß einmal von Gewalt die Rede war, zu geben, ward als ein Verbrechen angeſehen. Gegen die hochherzigen Menſchen, die ſo unvorſichtig waren, dergleichen zu thun, wurde die Rache der Gerechtigkeit und die öffentliche Verachtung aufgerufen. Sie zu zügeln, war nicht genug, man mußte ſie erſticken; und alle diejenigen, die ſich mit den Machthabern verbündet, oder angeſehen ſeyn wollten, als wären ſie es, ſchloſſen ſich dieſen zur Verfolgung jener an. Willkommen war ein jeder, der dazu beitrug, die Schutzwehren umzuſtürzen, welche die Bevorrechteten noch ein wenig abhielten und ſie verhindern konnten, die Angelegenheiten des Publikums nach ihrer Laune zu leiten, oder, mit andern Worten, ſich auf unſre Koſten ſo viel zum Beſten zu wenden, als es ihnen gut dünkte.

Es hielt nicht ſchwer, das Volk von jeder Theilnahme an der legislativen Gewalt auszuſchließen: es hatte ja immer nur einen nominellen Antheil daran gehabt. Jeder Verſuch, ihm zu einer wirklichen zu verhelfen, gab nur Veranlaſſung, es ſelbſt, ſo wie alle diejenigen mit Kränkungen zu überhäufen, die zu ſeinen Gunſten ihre Stimmen laut werden laſſen. Es hatte ſich aber eine neue Macht erhoben: — die öffentliche Meinung. Obgleich die Claſſe, die allein mit dem Rechte belehnt iſt Geſetze zu machen, ihre Beſchaffenheit nicht recht begriff, flößte ſie ihr doch vage Beſorgniſſe ein. Deshalb geſchah denn mancherlei, um dieſe neue Macht zu vernichten. Man erließ Geſetze wider Volksverſammlungen, machte andre, um die Freiheit der Preſſe zu beſchränken, um die Verlautbarung der Meinungen ſchwierig und koſtſpielig zu machen, wenigſtens aller derjenigen, die man für gefährlich hielt, und die es bei der Concentrirung der Macht bei einer beſondern Claſſe werden konnten.

Eine andre Folge des Revolutionskrieges iſt die ungeheure Vermehrung der Staatsſchuld geweſen. Wenn die Regierung, um Krieg zu führen, durch Anleihen irgend eine Summe aufnimmt, ſo vernichtet ſie nothwendigerweiſe einen entſprechenden Theil des National-Capitals, folglich einen Theil der Mittel der Zahlpflichtigen, ihre Abgaben zu entrichten, während ſie dieſe Auflagen ſteigern muß, um die Intereſſen der contrahirten Schuld beſtreiten zu können. So haben alſo dieſe Anleihen die zwiefache Inconvenienz, daß ſie die Laſten der Nation mehren und ihre Hülfsquellen mindern.

Man achtet nicht genug darauf, wie koſtſpielige Regierungen nicht allein wegen des Nachtheils, den ſie für den allgemeinen Wohlſtand haben, ſondern auch in rein moraliſcher Beziehung, ſchlechte Regierungen ſind. Starke Auflagen ſetzen nothwendig eine Menge Leute voraus, die davon leben; in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen aber iſt die Claſſe die ſchlimmſte, die von der Arbeit anderer lebt; ſie begreift gleichzeitig Diebe und Schelme jeder Art, Müſſiggänger und Sinecuriſten in ſich. Nichts hilft ſo ſehr, dieſe Claſſe noch zahlreicher zu machen, als die Enormität der Taxen; denn zur Seite eines jeden, der davon ſeine Subſiſtenzmittel bezieht, ſtehen wenigſtens Zweie, die darnach trachten, in gleicher Weiſe leben zu wollen. Da die ariſtokratiſchen Familien nun den Ton angeben, ihre Sitten die eleganten Sitten ſind, ihre Grundſätze den Moral-Codex der Nation bilden, und ſie es ſind, die auf Koſten des Publikums leben: ſo bringen ſie durch ihr Beiſpiel den Müſſiggang zu Ehren, während die Arbeitſamkeit gering geſchätzt wird. Dieſem Umſtande iſt es mehr, als der Liebhaberei am Nichtsthun beizumeſſen, wenn die Leute ſich aus den arbeitenden Claſſen heraus in die des Müſſiggangs ſehnen.

Wer das geſellſchaftliche Leben beobachtet hat, wird geſehen haben, daß die verſchiedenen Claſſen, aus welchen es beſteht, alle die Tendenz haben, ein Moralſyſtem zu begründen, das ihrem Privat-Intereſſe angemeſſen iſt; oder, mit andern Worten, alles als Pflichten angeſehen wiſſen wollen, was ihnen von Nutzen iſt, gleichviel, wie ſchädlich auch andern, das aber als Unrecht, was ihrem Vortheile entgegen ſteht. So hält das Hausgeſinde ganz vorzüglich darauf, daß Keins von ihnen der Herrſchaft ihre Fehler verrathe, und daß Epithet Angeber iſt bei ihnen die größte aller Beleidigungen. Eine ähnliche Stimmung waltet bei der Ariſtokratie nicht minder vor, als bei den andern Claſſen, ſie hat aber noch weit mehr Mittel in Händen, ihre Ideen geltend zu machen. Das hat die Folge, daß die Moral eines jeden Landes in vieler Beziehung eine ariſtokratiſche iſt, d. h. daß eine Menge Handlungen zu den guten oder ſchlechten gezählt werden, je nachdem ſie dem Intereſſe der Bevorrechteten günſtig oder entgegen ſind. Es würde eine merkwürdige Arbeit ſeyn, wenn wir in unſeren Ideen über gut und bös diejenigen, die nur auf den Vortheil der oberen Claſſen begründet ſind, von denen abſondern wollten, die wirklich den ewigen Regeln der Gerechtigkeit gemäß ſind.

Beſonders während des Revolutionskrieges hat die Neigung auf anderer Koſten zu leben zugenommen, und ſie iſt die Wurzel der meiſten Verbrechen, die in der Geſellſchaft vorkommen. Vergebens hat die Ariſtokratie einen Unterſchied feſtſetzen wollen zwiſchen den Dieben, die durch die von ihr gegebenen Geſetze autoriſirt ſind, und jenen, die uns trotz dieſer Geſetze plündern; dieſe Unterſcheidungen ſind chimäriſch, und die Moral verdammt gleich ſehr die Schelme, die, ohne dafür im Dienſt ein Aequivalent zu geben, aus den Staatscaſſen ſchöpfen, als die, die ſich an unſern Taſchen erholen. Als der Friede wieder hergeſtellt war, ward unſer Budget nur um ein geringes erleichtert. Die Ariſtokratie hatte ſich einmal daran gewöhnt, ſich vom Ertrage des Volkes zu nähren, und dieſes, durch alle mögliche Mittel zahm gemacht, hatte es ruhig und ohne Murren geſchehen laſſen, daß man ihm rauben konnte, was man für gut fand. Die ſo beiderſeitig angenommenen Gewohnheiten erlaubten dann, einen Friedens-Etat aufzumachen, der faſt eben ſo koſtſpielig war, als der für den Krieg. Man möchte vielleicht einwenden, dieſe ungeheure Ausgabe ſey dem Miniſterium und nicht der Ariſtokratie beizumeſſen; warum aber haben die Miniſter darein gewilligt, wenn es nicht geſchehen wäre, um ſich Anhänger im Parlament, und folglich in der Ariſtokratie, die ſich des Ober- und Unterhauſes bemächtigt hat, zu verſchaffen?

Aber ſchon genug von dem ſchädlichen Einfluß, den die großen Ausgaben der Regierung auf die Moralität der Nation ausgeübt hat. Wir wollen nun zu etwas anderem übergehen.

Zu den merkwürdigſten Umſtänden der Epoche, die gegen Ende des Krieges begonnen, gehören ſicherlich die Schwankungen, welche die Induſtrie erfahren hat. Eine Kriſis iſt der andern gefolgt, und jedesmal hat ſich das Intereſſe eines mehr oder minder großen Theils der Bevölkerung beeinträchtigt geſehen. Es würde zu weit führen, die Urſache dieſer Calamitäten im Einzelnen nachzuweiſen; wir wollen des-

halb nur zeigen, daß die Lage, in welche uns der Krieg gesetzt, eine der vornehmsten war. Dieser Krieg sollte, so sagte man, indem er den Handel der andern Völker vernichtete, uns das Monopol für die ganze Welt geben. Ihr einfältigen Oligarchen sahet also nicht ein, daß England nur zugleich mit den andern Nationen gedeihen kann, und daß ihr, indem ihr die Handelsbeziehungen störtet, die es vorher mit denselben hatte, ihm schreckliche Calamitäten bereitetet! Nach der Herstellung des Friedens befand sich der englische Handel ohne Compaß und Leiter auf den Straßen, die er so lange nicht mehr besucht hatte, nicht mehr kannte; daher denn die waglichen Speculationen und die Katastrophen, die darauf folgten.

Von den schlechten Gesetzen, die die Inconvenienz dieser traurigen Lage noch verschlimmerten, wollen wir, als einer besondern Beachtung werth, drei anführen. Wir wollen von den Veränderungen sprechen, welche die Gesetzgebung über die Tauschmittel, das Getraide und den Wucher vorgenommen hat.

Zu einer gewissen Zeit während des Krieges ermächtigte das Parlament die englische Bank, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen, in der sie sich befand, ihre Baarzahlungen einzustellen, oder, was auf eins hinausläuft, ihre Zettel ohne Verpflichtung der Wiedereinlösung in Umlauf zu bringen. Diese Maaßregel sollte nur eine gewisse Zeit bestehn; aber das Parlament, das sich seiner Verachtung des Theoretischen rühmte und sich viel auf seine praktische Weisheit einbildete, sah nicht ein, daß die Zahlungen der Bank, wenn einmal eingestellt, nicht sobald wieder in Gang würden kommen können. Als sich nun die Aussetzung in die Länge zog, da begann die Legislatur die großen Vortheile anzupreisen, die damit verknüpft seyen; sie sey, hieß es nun, ein neuer Kriegsnerv, und so lange der Krieg daure, würde es unmöglich seyn, zu Baarzahlungen zu schreiten. Mittlerweile verhieß man diese doch zum Frieden, ohne eine Erklärung, warum die Maaßregel, die sich während des Krieges so heilsam erwiesen, es nach demselben nicht mehr seyn sollte.

Durch die Entwerthung der Tauschmittel hatte das Parlament erstens Verwirrung in alle Geldverpflichtungen gebracht, den Werth der Waaren verändert, und folglich alle die Uebel, Unordnungen und Ungewißheiten verursacht, die aus einer ähnlichen Operation entstehen können. Zweitens erzeugte es, indem es die Tauschmittel, durch die Wiedereinführung der Baarzahlungen, wieder auf den vorherigen Stand erhob, einen neuen Wirrwarr in den Preisen und Contracten. Aller Verkehr war in einem steten unsichern Zustande. Daher diese Spielwuth, dieser Geschmack an abentheuerlichen Speculationen, der sich unter der Nation verbreitet hat und dem hauptsächlich die furchtbare Krisis beizumessen ist, die wir kaum überstanden haben.

Durch das Ausschließen des fremden Getraides bezweckte die Legislatur, die größtentheils aus Grundeigenthümern besteht, das inländische Korn hoch im Preise zu erhalten. Die Gesetzgebung über die Erzeugnisse des Bodens hat einen sehr wichtigen Antheil an allen Krisen gehabt, die seit dem Ende des Krieges statt gefunden haben, und kein vernünftiger Mensch kann es sich verhehlen, daß sie eine fortwährende Tendenz haben, sie zu erneuern. Stehen die Kornpreise niedrig, so leiden die Producenten, stehen sie hoch, so sind die Consumenten gedrückt. Es ist wahrlich ein höchst trauriges Verhältniß, das abwechselnd die beiden Hauptclassen, die Erzeugenden und die Verbrauchenden leiden macht.

Das ist aber noch nicht alles; das Schwanken der Getraidepreise macht sich auch in den andern Handelszweigen fühlbar. Stehen sie hoch, so findet eine forcirte Ausfuhr von englischen Waaren statt; gehen sie aber herunter, so werden im Gegentheil fremde Producte eingeführt. Die Beziehung zwischen Ursach und Würkung ist leicht einzusehen. Führen wir fremdes Korn ein, so müssen wir Waaren verkaufen, um sie zu bezahlen, und unsre Fabriken bekommen folglich eine neue Thätigkeit; die Fabrikanten vermehren ihre Etablissementer, und stellen eine größere Anzahl Arbeiter an. Hat dieses Verhältniß aber eine Zeitlang bestanden, so tritt ein andres ein: die Getraidepreise fallen; wir hören auf einzuführen, führen vielleicht selbst wieder aus; das Begehr nach Fabrikwaaren, mit unsern Einfuhren ins Leben gerufen, hört mit diesen wieder auf und zwar öfterer noch in einem stärkern Verhältniß. Daraus entsteht dann eine große Stockung und eine allgemeine Entwerthung unsrer Manufaktur-Artikel. Die Erweiterung unserer gewerbfleißigen Anlagen wird unnütz, das darauf verwandte Geld geht verloren, der Lohn wird heruntergesetzt, ein großer Theil der Arbeiter wird entlassen, und der arbeitende Theil der Bevölkerung sieht sich nun plötzlich dem Elende und der Verzweiflung preisgegeben.

Bei einem Volke, wo die Productivkraft so groß ist, als bei dem unsrigen, und wo alle Classen so viel Sinn zum Anhäufen haben, müßten die Gesetze noch schlechter seyn, als die, die uns regieren, sollten sie die Vermehrung unsers Reichthums gänzlich hemmen. Diese Vermehrung würde aber weit bedeutender seyn, hätte sich nicht schon eine große Anzahl Capitalisten durch diese unheilbringenden Gesetze veranlaßt gefunden, ihre Fonds ins Ausland zu schaffen, und diese Ausfuhr wird fortbestehen, so lange diese Gesetze nicht umgeschaffen werden. Vergebens würde man glauben, daß die Liebe zu den Orten, wo wir das Licht der Welt erblickt, ihr ein Ziel setzen werde. Die Art Antipathie, die wir ehedem gegen das Ausland gehabt, existirt nicht mehr. Die verschiedenen Länder sind sich heutzutage weniger fremd, als vor Zeiten die verschiedenen Provinzen eines und desselben Königreichs. Es scheint, daß die Menschen aller Theile der Erde jetzt Neigung haben, sich zu einer einzigen Familie zu verschmelzen.

Aber viel fehlt daran, daß sich die Lage der niederen Volksclasse in gleichem Maaße gebessert hätte, als die der Capitalisten. Wir wollen nicht behaupten, daß sie schlimmer sey als vordem. Sie war nie befriedigend; und vor Zeiten mußte ein sehr trauriges Verhältniß bestehen zwischen der Masse des Volks und jener der Subsistenzmittel. Obgleich das Volk gegenwärtig sehr geplagt wird durch die Orts-Administratoren, die unbezahlten Magistratspersonen und die Jagdgesetze, so wird dieses doch ohne Zweifel noch weit ärger der Fall gewesen seyn, als die Macht der Lords und Land-Edelleute noch weiter ausgedehnt war.

Wahr bleibts indessen, daß das Geschick der niederen Volksclassen sich nicht in dem Verhältniß verbessert, als man es erwarten sollte. Es ist nicht genug, daß man so kaltweg und hingeworfen sage, sie selbst seyen deshalb zu tadeln, auch könne bei der Vertheilung irgend eines Productes unter viele der Theil eines jeden nicht anders als klein ausfallen. Das ist außer Zweifel, doch auch nicht minder das, daß der Sorglosigkeit derer, die an der Spitze der Nation stehen, die unmäßige Zunahme der Bevölkerung beizumessen ist. Warum hat die Legislatur nicht alle Mittel ergriffen, ihrer Besorgniß erregenden Ausdehnung ein Ziel zu setzen? Die niederen Volksclassen leiden und sind zu zahlreich, weil sie unwissend sind und ein schlechtes Moralsystem in der Nation vorherrscht. Machte man es ihnen recht begreiflich, wie ehrlos es sey, sich von der Arbeit anderer zu nähren, so würde der Fall, daß Menschen, die nichts haben, eine Menge Kinder in die Welt setzen, die sie nicht unterhalten können, eben so selten vorkommen, als Diebstahl oder Todtschlag; aber wie will man den Armen überzeugen, es sey verbrecherisch, auf Kosten seines Sprengels zu leben, wenn er sieht, daß sich die höchsten Classen auf Kosten des Volks mästen? Wenn ein Fisch

faul wird, sagt ein türkisches Sprüchwort, so beginnt die Fäulniß immer beim Kopf.

Läugnen läßt sichs jedoch nicht, daß sich die Fortschritte der Gesittigung bei den niedern Classen bemerklich machen. Leute, die ein wenig bei Jahren sind, können sich mit eignen Augen von der wundervollen Verbesserung überzeugen, die in ihren Manieren und in ihrem täglichen Verkehr statt gefunden hat. Die Individuen, die zu diesen Classen gehören, zeigen eine Sanftmuth und Artigkeit unter einander, die vor einem Jahrhundert gewiß höchst selten waren. Auch die Trunkenheit ist weit weniger allgemein. Wichtiger noch ists, daß fast alle abscheuliche Laster ganz aufgehört haben. Der Geschmack am Lesen wird täglich lebendiger und allgemeiner, und da für die Anschaffung von Dingen, die begehrt sind, bald gesorgt wird, so hat sich die Zahl von Büchern belehrenden und unterhaltenden Inhalts für die niederen Classen schnell vermehrt. Demnach können wir also hoffen, unter Kurzem eine aufgeklärtere, rechtschaffenere und weniger unvorsichtige Bevölkerung zu haben. (Die Fortsetzung folgt.)

Aufgefundene Spuren von der Expedition des Grafen La Peyrouse.

Die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß auf einigen Inseln der Südsee noch Unglücksgefährten des längst verschwundenen La Peyrouse leben und die zu ihrer Auffindung gemachten Anstalten sind zu allgemein interessant, als daß wir es nicht für unsere Pflicht halten sollten, sämmtliche darüber im Moniteur bekannt gemachten Actenstücke und Documente unsern Lesern in extenso mitzutheilen:

Ministerium der Marine und der Colonieen.

I.

Ein amerikanischer Capitain hatte erklärt, in den Händen der Eingebornen einer Insel, die zwischen Neu Caledonien und Louisiade liegt, ein Ludwigskreuz und Medaillen gesehen zu haben, die ihm vom Schiffbruche La Peyrouse's herzurühren schienen.

Diese Anzeichen sind Herrn Dumont von Urville, Commandanten der Corvette Sr. Majestät L'Astrolabe, die am 25. April 1826 auf eine Entdeckungsreise von Toulon abgesendet worden ist, mitgetheilt und ihm anbefohlen worden, alle möglichen Nachforschungen anzustellen, um einige dieser unglücklichen Schiffbrüchigen ihrem Vaterlande zurückzugeben, wenn noch welche davon existiren.

Es ist wahrscheinlich, daß Herr von Urville sich in diesem Augenblicke in denen ihm bezeichneten Gewässern befindet.

Neuerlich erhaltene Berichte geben der Erklärung des amerikanischen Capitains noch mehrere Wahrscheinlichkeit.

Der Capitain Dillon, Commandant des englischen Schiffes St. Patrick, der von Valparaiso nach Pondichery schiffte, landete am 13. Mai 1826 zu Tucopia, um da einen preußischen Matrosen und einen Lascar aufzusuchen, die er im Jahre 1813 auf dieser Insel zurückgelassen hatte.

Der Lascar hatte einen Degen an der Seite, dessen Stichblatt von altem Silber und von französischer Fabrik war; er hatte sich ihn auf der Insel verschafft.

Der Capitain Dillon erfuhr von dem preußischen Matrosen, daß er, bei seiner Ankunft zu Tucopia, in den Händen der Inselbewohner Degengefäße und Säbelkörbe, Tauwerk, gegossene Kessel, Gabeln, Messer — und zwar alles aus französischen Manufacturen — gesehen habe.

Alle diese Gegenstände rührten von den Einwohnern der Insel Malicolo her. Diese hatten erzählt, es sey vor vielen Jahren ein großes Schiff bei der Insel Vhanoo gescheitert und die Equipage desselben ermordet worden; zur nämlichen Zeit habe ein anderes großes Fahrzeug bei der Insel Paiow Schiffbruch gelitten, dessen Mannschaft dagegen von den Bewohnern freundlich aufgenommen worden sey; sie hätte einen Theil der Gegenstände, die sie hätten retten können, ans Land gebracht, aus den Trümmern ihres Schiffes ein Floß oder Boot gebaut, worauf sich der Befehlshaber mit einem Theile seiner Seeleute einschiffte, mit dem Versprechen, die Zurückbleibenden bald nachzuholen.

Der preußische Matrose erklärte, daß sich zu Paiow noch zwei Seeleute von dem Schiffe befänden, das bei der Insel zu Grunde gegangen sey, der eine ein Waffenschmidt, der andere ein Zimmermann; es scheine auch, daß andere zu dieser Equipage gehörige Seeleute auf den verschiedenen Inseln des Archipelagus der neuen Hebriden noch zerstreut leben.

Die vom Capitain Dillon eingezogenen Erkundigungen haben bestimmt genug geschienen, um den Rath der indischen Compagnie zu Calcutta zu bestimmen, in diesen Archipelagus das Schiff la Recherche zu senden, damit es, unter dem Commando dieses Capitains, die Insel Malicolo durchforsche und auskundschafte um daselbst die Schiffbrüchigen aufzunehmen. Dieses Fahrzeug hat zwischen dem 15. und 20. Dezember von Calcutta absegeln sollen.

Der Schiffscapitain, Herr Cordier, mit dem Dienste zu Chandernager beauftragt, hat erlangt, daß sich Herr Chaigneau, Neffe des alten Mandarinen in Cochinchina, auf der Recherche mit einschifft.

II.

An Se. Excellenz, den Minister-Staatssecretair der Marine und der Colonieen.

Chandernagor, den 19. November 1826.

Ich habe die Ehre Ew. Excellenz eine Abschrift des Briefes zuzusenden, den ich am 13. d. M. an den General-Administrator der französischen Niederlassungen in Indien, in Beziehung auf den in den englischen Zeitungen erschienenen Bericht des Capitain Dillon, geschrieben habe.

Sie werden auch die Antworten des preußischen Matrosen auf die Fragen finden, die ich an ihn gestellt.

Ich sende Ihnen zugleich die englischen (nämlich ostindischen) Regierungszeitungen vom 28. September, 5., 12. und 16. October, so wie vom 10. November, die alle auf die vom Capitain Dillon gegebenen Details und die verschiedenen gemachten Beobachtungen Bezug haben.

Durch eine andere Gelegenheit werde ich Ihnen das Duplicatum der Abschrift meines Briefes an den Vicomte Desbassyns, so wie der Regierungszeitungen zukommen lassen. Ew. Excellenz können überzeugt seyn, daß ich bei einer Sache, die die Menschheit und die Schifffahrt so sehr interessirt, mich aufs eifrigste bestreben werde, die kleinsten Details über alles zu erfahren, was die Europäer betrifft, die man noch auf der Insel Malicolo befindlich glaubt, und die höchst wahrscheinlich Franzosen und von der Expedition von La Peyrouse sind.

Herr Chaigneau, den ich dahin zu schicken Willens bin, ist der Neffe des Herrn Chaigneau, vormaligen Consuls in Cochinchina, und ist selbst Consular-Agent zu Hué gewesen.

Dieser junge Mann hat mir alle die nöthigen Eigenschaften zu haben geschienen, um auf die Entdeckung unserer armen Landsleute auszugehen, und alle möglichen Erkundigungen von den Europäern zu erhalten, die sich daselbst befinden können.

Ich bin ꝛc. J. H. Cordier.

III.

Abschrift eines Briefes vom 13. Nov. an den General-Administrator der französ. Niederlassungen in Indien, in Beziehung auf den Bericht des Capitain Dillon.

— Ich habe Ihnen auch Rechenschaft von meinen, bei dem Capitain Dillon gethanen Schritten zu geben, dessen Bericht Sie in den englischen Tagesblättern gelesen haben werden.

Ich hatte Herrn Bonnaffé gebeten, ihn zum Mittagsessen einzuladen und ich hatte das Vergnügen, ihn den 10. d. Abends zu sehen. Er erzählte uns im größten Detail, was er in den englischen Zeitungen hatte einrücken lassen und sagte uns, daß, nach seiner Meinung, die beiden bei der Insel Malicolo gestrandeten Schiffe keine andern als die des La Peyreuse seyn könnten; daß alles, was er von einem indischen Häuptling von Tucopia gehört habe, ihm die Ueberzeugung gebe, daß die Astrolabe und die Boussole in diesen Gewässern zu Grunde gegangen seyen.

Alle französischen Capitaine waren bei Herrn Bonnaffé und jeder richtete Fragen an ihn.

Ich bat ihn, mir das silberne Degengefäß zu leihen, das er von dieser Insel mitgebracht und den preußischen Matrosen kommen zu lassen, der ihm diese Aufklärungen gegeben.

Am andern Morgen frühstückte er bei uns und brachte den jungen Prinzen von Neu-Seeland und den preußischen Matrosen mit.

Wir untersuchten mit einem Vergrößerungsglase das Degengefäß, das ich, so wie jedermann, für französisches Fabrikat erkannte; ich unterschied vollkommen, die im Innern eingegrabenen Buchstaben J. F. G. aber das angebliche P. schien mir nicht dieser Buchstabe zu seyn. Die einen erkannten ihn für ein P., andere konnten ihn nicht unterscheiden. Ueber den Buchstaben ist ein Degen und über dem Degen eine Krone gravirt; aber eine Lilie habe ich nicht gesehen und niemand hat dies Zeichen erkennen können. Auf der linken Seite des Stichblatts sollte noch ein P. stehen; ich konnte aber auch dies nicht finden und die Meinungen waren darüber abermals getheilt. Es ist da ein Schriftzug, aber so klein, daß nur wenige Personen ihn mit dem Mikroscop unterscheiden konnten. Mehrere Capitaine bemerkten, daß dieses Degengefäß keinem Offizier von der französischen Marine gehören könne, weil es von Silber sey, was die Uniform nicht mit sich bringe. Ich erinnere mich aber sehr wohl, vor der Revolution zu Brest viele ehemalige chefs d'escadre gesehen zu haben, welche alle Degen mit silbernem Griffe trugen.

An den Preußen, den uns, wie gesagt, Capitain Dillon zugeführt hatte, richtete ich eine Menge Fragen; er antwortete mir auf alle ohne Zaudern und ganz übereinstimmend mit dem Berichte der englischen Papiere.

Dieser Matrose hatte sich mit dem Capitain Dillon im Jahre 1813 eingeschifft, als dieser die Inseln Feejee besuchte, mit denen er communiciren wollte; er schickte ihn mit einem Lascar ab, aber der Preuße und der Lascar kamen beide nicht zurück. Der Capitain Dillon war genöthigt, seine Fahrt fortzusetzen und diese beiden Schiffsleute zurückzulassen.

Als er im Jahre 1826 wieder nahe an diesen Inseln vorüberschiffte und sich bei Tucopia befand, so kamen mehrere Kähne des Landes zu ihm an Bord; unter den Eingebornen erkannte er den preußischen Matrosen, der von den Inseln Feejee nach Tucopia gekommen war; er ließ ihn an Bord steigen und hatte mit ihm eine lange Unterhaltung, die ihn auf die Vermuthung brachte, daß La Peyrouse in diesen Gewässern Schiffbruch gelitten.

Der Lascar, der auch auf Tucopia wohnte, (der Lascar und der preußische Matrose hatten sich auf dieser Insel verheirathet, hatten mehrere Frauen und Kinder), kam am folgenden Tage ebenfalls an Bord und versicherte dem Capitain Dillon, daß auf einer benachbarten Insel zwei Europäer lebten, die er für Franzosen halte, wovon einer ein Waffenschmidt sey; sie seyen sehr alt, auf der Insel verheirathet und hätten gesagt, daß sich noch viele andere Europäer im Innern der Insel befänden.

Der Capitain Dillon beschloß, diese Insel zu besuchen, um sich über die Aussage des Lascars Gewißheit zu verschaffen; aber lange Windstille und nachher Mangel an Zeit nöthigten ihn, diesen Vorsatz aufzugeben und nach Bengalen weiter zu segeln.

Er nahm den preußischen Matrosen, der ihm nicht folgen wollte, mit Gewalt mit; der Lascar entschlüpfte ihm: aber er schickte einen Eingebornen auf die Insel, wo die Franzosen seyn sollen, um ihnen zu sagen, daß er in Kurzem wiederkommen würde, um sie aufzusuchen.

Ich habe an diesen preußischen Matrosen viele Fragen thun lassen, die alle zu bestätigen scheinen, daß die Schiffbrüchigen, die sich auf dieser Insel befinden, Franzosen sind, indem er mir versicherte, daß, als er auf Tucopia angekommen sey, er viele Säbel und Piken gesehen habe, die er für französische erkannt; daß die Eingebornen ihm silberne Löffel gezeigt hätten, aus welchen er ihnen Ohrgehänge, Ringe ꝛc. machte; daß er endlich das Degengefäß behalten, da es einst dazu dienen könne, zu erkennen, welcher Nation diese von der Nachbar-Insel gekommenen Gegenstände angehörten.

Er sagte mir, daß man in vier und zwanzig Stunden von Tucopia nach der andern Insel kommen könne; daß er aber nicht gewagt habe, dahin zu schiffen, weil die Kähne der Landesbewohner so schwach und zerbrechlich seyen, daß er fürchtete, nicht damit an Ort und Stelle zu kommen.

Da man bei einer ersten Zusammenkunft nicht gleich alle Fragen thun kann, die zu allen möglichen Beweisen und Documenten zu führen vermögen, so habe ich dieselben französisch niedergeschrieben, (mit der Absicht, sie auch ins Englische übersetzen zu lassen) und sie an Herrn Bonnaffé geschickt, der den Preußen zu sich kommen lassen wird, und mittelst des Capitains Trelo, der vollkommen gut englisch spricht, werde ich Antwort auf alle meine Fragen erhalten.

Der Capitain Dillon hat mir gesagt, daß die englische Regierung sich entschlossen hat, diese Inseln untersuchen zu lassen, um Gewißheit zu erhalten, ob sich wirklich gestrandete Europäer in diesen Gegenden befänden, und alle nöthigen Erkundigungen über die Ereignisse einzuziehen, die den Untergang dieser Fahrzeuge herbeigeführt haben.

Zu diesem Zwecke ist eine Corvette der Compagnie zu dieser Mission bestimmt worden (in diesem Augenblicke befindet sie sich zu Rangoon, um daselbst 25 Lacks in Empfang zu nehmen; man erwartet sie aber nächstertages).

Der Capitain Dillon wird sich am Bord derselben einschiffen, beauftragt, die bezeichneten Inseln zu untersuchen, um die Europäer aufzufinden, die dort noch leben können; der Doctor Tytler wird aus Liebhaberei mitgehen, um diese Inseln kennen zu lernen, und zu sehen, ob man nicht einige Handelsverbindungen mit ihnen errichten kann.

Vor jedem andern Schritte bei der englischen Regierung habe ich heute einen Privatbrief an den Regierungs-Secretair, Herrn Lushington,

geſchrieben, um ihn um beſtimmte Nachricht zu bitten, ob der hohe Rath von Calcutta den Plan wirklich hat, eine Corvette zur Unterſuchung der Inſeln von Malicolo abzuſenden, wo, nach dem Berichte des Capitains Dillon, geſtrandete Europäer ſeit vielen Jahren leben.

Antwortet er mir bejahend, ſo werde ich ſogleich an den Gouverneur des Conſeils ſchreiben, um ihn zu bitten, daß Herr Chaigneau, Franzos, autoriſirt werde, ſich mit auf gedachter Corvette einzuſchiffen, um den Capitain Dillon bei Unterſuchung dieſer Inſeln zu unterſtützen, da alles zu der Vermuthung berechtigt, daß, wenn ſich noch Europäer da befinden, es Franzoſen ſeyn müſſen und zwar von der Expedition des La Peyrouſe.

Ich will gern glauben, daß die engliſche Regierung uns nicht verweigern wird, an dieſer Unterſuchung Theil zu nehmen, welche die Menſchlichkeit gebietet.

Herr Chaigneau ſcheint mir ganz der zu dieſer Unterſuchung paſſende Mann zu ſeyn: er ſpricht zwar nicht engliſch, verſteht es aber und ſpricht dagegen ſehr gut ſpaniſch, was auch Capitain Dillon geläufig redet.

Der Capitain Dillon iſt in dieſem Augenblicke beſchäftigt, die Ladung ſeines Schiffes zu verkaufen und hat mir verſprochen, mich Ende dieſer Woche mit dem preußiſchen Matroſen zu Chandernagor zu beſuchen.

Er hat mir geſagt, daß er an ſeinem Berichte arbeite, den er, nebſt dem Degengefäße, an den Marine-Miniſter ſenden wolle und daß er, ſobald er damit fertig ſey, mir ihn einhändigen werde, damit ich ihn adreſſiren möge; ich werde eine Abſchrift davon nehmen laſſen und ſie Ihnen zuſchicken.

Da man über die Buchſtaben auf dieſem Degengefäße ungewiß iſt, ſo habe ich den franzöſiſchen Maler, Herrn Savignac, der zu Calcutta wohnt, gebeten uns einige Abdrücke davon zu machen, ſey es in Wachs, ſey es in getrocknetem Theer. Er hat mir verſprochen ſich dieſe Woche damit zu beſchäftigen, und wird mir das Reſultat ſeiner Arbeit nach Chandernagor bringen; wenn es gelingt, ſo werde ich mehrere Abdrücke abziehen und einige davon Ihnen zukommen laſſen.

Der Capitain Dillon iſt Franzoſe, auf Martinique geboren aus der Familie der Dillons. Er hat das Südmeer ſeit mehr als funfzehn Jahren beſchifft; iſt in bequemen Verhältniſſen und alles läßt glauben, daß ſein Bericht von Grundſätzen der Menſchlichkeit dictirt worden iſt und kein Motiv des Eigennutzes ihn dabei geleitet hat.

Der preußiſche Matroſe iſt am ganzen Leibe tatowirt. — Der Prinz von Neu-Seeland wird mit dem Capitain Dillon zurückkehren und ſie werden, bevor ſie nach Malicolo gehen, einige Eingeborene an Bord nehmen, um ihnen zu Dollmetſchern und Wegweiſern zu dienen.

Nach Capitain Dillon, und auf den engliſchen Charten, liegen die Inſeln von Malicolo 12° 15′ ſüdlicher Breite, 166° 0′ Länge, Meridian von Greenwich. Nach einer Charte vom großen Ocean, die 1797 herausgekommen und 1818 verbeſſert worden iſt, habe ich die Inſeln von Malicolo 16° 30′ und 165° 30′ gefunden. Der Capitain Dillon bemerkte mir aber, daß das auf franzöſiſchen Charten befindliche Malicolo die durch Cook bezeichnete Inſel ſey, daß aber die Engländer dieſen Namen den Inſeln geben, die ſüdöſtlich und ſüdlich von St. Croix liegen. Tucopia liegt ſüdlich und was ſie Malicolo nennen, iſt die Inſel weſtlich von Aldernay.

Auf unſeren Charten werden die Inſeln Feejee Fidji geſchrieben; ſie liegen ſüdöſtlich von St. Croix.

Das, Herr Vicomte, ſind alle die Erkundigungen, die ich habe einziehen können; erfahre ich noch mehreres, ſo werde ich mich beeilen, es Ihnen mitzutheilen. Seyn Sie überzeugt, daß ich mich eifrigſt bemühen werde, die kleinſten Details zu erhalten, und unſere Regierung an der Aufſuchung der franzöſiſchen Seeleute Antheil nehmen zu laſſen, die noch auf dieſer Inſel ſeyn können.

Durch die erſte Gelegenheit werde ich Sr. Excellenz, dem Herrn Marine-Miniſter, in Duplicaten, die engliſchen Zeitungen überſenden, die von dem Bericht des Capitain Dillon ſprechen. Ich werde auch Sr. Excellenz alle Documente, die ich habe ſammeln können, übermachen. Ich ſchließe die Fragen, die ich an den preußiſchen Matroſen habe richten laſſen, hier bei.

J. H. Cordier.

IV.

An Se. Excellenz den Miniſter-Staatsſecretair der Marine und der Colonieen.

Chandernagor, den 28. November 1828.

Da ich bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, Ew. Excellenz früher die engliſchen Zeitungen zuzuſenden, die von der Mannſchaft der franzöſiſchen Schiffe la Bouſſole und l'Aſtrolabe ſprechen, von welchen man glaubt, daß ſie bei den Inſeln von Malicolo geſcheitert ſind, ſo benutze ich den Abgang des Handelsſchiffes l'Aſie, das zunächſt nach der Küſte von Malabar und von da nach Bordeaux ſegelt, um Ihnen den Auszug der Zeitungen und zugleich den Brief zukommen zu laſſen, den Se. Excellenz Lord Combermere, Vicepräſident des Conſeils, mir unter dem 16. d. geſchrieben hat, ſo wie die Berathung des hohen Rathes von Calcutta.

Sie werden daraus ſehen, daß die Compagnie das Schiff la Recherche, unter dem Befehle des Capitain Dillon, abſendet, um die Inſeln von Malicolo zu unterſuchen und ſich zu vergewiſſern, ob die Schiffe der Expedition des Grafen von La Peyrouſe daſelbſt Schiffbruch gelitten haben.

Wenn ſich franzöſiſche Seeleute noch da befinden, und wenn ſie nach Frankreich zurückkehren wollen, ſo ſoll ſie das genannte Schiff nach Calcutta führen.

Nach der Berathung und dem Beſchluſſe des Conſeils, daß ein Franzoſe zur Theilnahme an dieſer Expedition zugelaſſen werden ſoll, habe ich zu dieſem Zwecke Herrn Chaigneau, Conſular-Agenten in Cochinchina, ernannt.

Da dieſes Entdeckungsſchiff ſpäteſtens zwiſchen dem 15. und 30. Dezember abſegeln ſoll, ſo werde ich nicht die Zeit haben, die Befehle des Herrn General-Adminiſtrators in Antwort auf die Mittheilung zu erhalten, die ich ihm von der Depeſche Sr. Excellenz des Lord Combermere und der Berathung des Conſeils gemacht habe.

Ich glaube die Abſichten unſers erlauchten Monarchen, die Ihrigen und die meines unmittelbaren Chefs in Indien zu erfüllen, indem ich dieſe Miſſion Herrn Chaigneau anvertraue, der mir die nöthigen Eigenſchaften in ſich zu vereinigen ſcheint, um alle möglichen Erkundigungen über den Schiffbruch dieſer zwei Schiffe, ſo wie über die Matroſen, die man noch auf den Inſeln von Malicolo vermuthet, einzuziehen und ſein möglichſtes zu thun, um ſie nach Bengalen zu führen.

Ich glaube eben ſo in Ihre Anſichten einzugehen, indem ich Tuch, Leinwand, Ackergeräthe ꝛc. einkaufen laſſe, um es den Eingeborenen und unſern Landsleuten mitzubringen, mögen ſie nun in ihr Vaterland zurückkehren oder auf dieſen Inſeln bleiben.

Ich laſſe den Capitain Dillon und den preußiſchen Matroſen das wählen und mitnehmen, was auf dieſen Inſeln beſonders in Gebrauch iſt und den Einwohnern am meiſten gefällt.

Dann werde ich das Adminiſtrations-Conſeil verſammeln, um über die Propoſitionen zu berathen, die ich ihnen vorlegen werde.

Sobald ich den Brief Sr. Excellenz, Lord Combermere, erhielt, entsprach ich ihm, um ihm im Namen des Königs, meines Herrn, für die Expedition zu danken, die er zur Untersuchung der Inseln von Maliculo und Auffindung der französischen Seeleute angeordnet hat.

Ich werde Herrn Chaigneau sehr detaillirte Instructionen über die von ihm anzustellenden Nachforschungen geben, und keine Mühe sparen, um Ihnen die kleinsten Einzelnheiten von Allem, was diese Expedition betrifft, mittheilen zu können. ꝛc.

J. H. Cordier.

V.

Fragen, welche der, mit dem Dienst zu Chandernagor beauftragte Schiffscapitain Cordier an den preußischen Matrosen gerichtet hat und Antworten des letzteren.

Frage. Aus welchem Lande sind Sie? Antwort. Aus Stettin in Preußen.

Fr. Wie alt sind Sie? Antw. Neun und vierzig Jahre.

Fr. Welches ist Ihr Gewerbe? Antw. Matrose — Seemann.

Fr. In welchem Alter sind Sie zur See gegangen? Antw. Mit zehn Jahren.

Fr. Sind Sie auf französischen Schiffen gefahren? Antw. Ja!

Fr. Zu welcher Zeit? Antw. Im Jahre 1800.

Fr. Seit welchem Jahre sind Sie in Indien? Antw. Seit demselben Jahre.

Fr. Zu welcher Zeit haben Sie das Schiff verlassen, auf welchem Sie waren? Antw. Im Jahre 1810.

Fr. Auf welche Insel gingen Sie? Antw. Auf die Insel Rinpoor.

Fr. Heißt diese Insel nicht auch Feejee? Antw. Der Archipel heißt Feejee.

Fr. Wie lange blieben Sie dort? Antw. Ungefähr vier Jahre.

Fr. In welchem Jahre gingen Sie nach Tucopia? Antw. Vor zwölf Jahre her.

Fr. Wie gingen Sie dahin? Antw. Auf dem Schiffe des Capitains Dillon.

Fr. Hat der Lascar, der mit Ihnen war, Sie nach Tucopia begleitet? Antw. Wir sind zusammen dahingekommen.

Fr. Wie lange sind Sie in Tucopia geblieben? Antw. Zwölf Jahre ungefähr.

Fr. Haben Sie sich verheirathet? Antw. Zu River mit drei Frauen.

Fr. Haben Sie Kinder? Antw. Zwei Knaben und ein Mädchen.

Fr. Als Sie in Tucopia ankamen, haben Sie dort verschiedene Gegenstände europäischen Ursprungs gesehen? Antw. Allerdings.

Fr. Worin bestanden sie? Antw. In Säbeln, Messern, Gabeln ꝛc.

Fr. Wer besaß diese Sachen? Antw. Die Eingebornen.

Fr. Haben Sie erfahren, wie sie dazu gekommen, und seit wie vielen Jahren sie in ihren Händen waren? Antw. Sie haben sie auf den Inseln Whanoo und Païow geholt, zwanzig Jahre vor meiner Ankunft in Tucopia.

Fr. Hat nicht ein Häuptling von Tucopia dem Capitain Dillon die einzelnen Umstände von dem Schiffbruch zweier Schiffe erzählt? Antw. Ja.

Fr. Hat man ungefähr die Zeit der Strandung dieser beiden Schiffe erfahren können? Antw. Nein.

Fr. Wer hat Ihnen dieses Degengefäß gegeben? Antw. Der Lascar hat es an die Schiffsmannschaft für eine rothe Mütze gegeben.

Fr. Woher rührte es, so wie die andern europäischen Gegenstände, die Sie zu Tucopia sahen? Antw. Von Païow.

Fr. Ist der Lascar, der mit Ihnen war, nicht nach Païow gegangen? Antw. Er ist zweimal dort gewesen.

Fr. Zu welcher Zeit? Antw. Es ist ungefähr vier Jahre her.

Fr. Ist er lange dort geblieben? Antw. Drei Monate.

Fr. Hat er die Europäer gesehen die auf Païow sind? Antw. Ja.

Fr. Wie viele sind deren? Antw. Zwei.

Fr. Sind sie alt? Antw. Sehr alt.

Fr. Weiß er, was ihr Gewerbe war? Antw. Er hat gesagt, der eine sey Waffenschmidt, der andere Zimmermann.

Fr. Was machen sie in Païow? Antw. Nichts.

Fr. Sind sie verheirathet? Antw. Ja.

Fr. Hat der Lascar mit ihnen gesprochen? Antw. Ja, aber er hat sich nicht verständlich machen können.

Fr. Spricht der Lascar französisch? Antw. Nein.

Fr. Wie weit ist es von Tucopia nach Païow? Antw. Ungefähr dreißig Meilen.

Fr. Wie viele Zeit braucht man, um diesen Weg zurückzulegen? Antw. Einen Tag und eine Nacht.

Fr. Sagt man nicht, daß noch andere Europäer im Innern der Insel Païow leben? Antw. Ja.

Fr. Sind die Einwohner von Tucopia von sanftem Charakter? Antw. O ja.

Fr. Sind Sie gut daselbst behandelt worden? Antw. Ja.

Fr. Können Fahrzeuge der Küste von Tucopia sehr nahe kommen? Antw. Auf einen Flintenschuß.

Fr. Ist der Grund gut? Antw. O ja. Es ist gut Ankern unter dem Winde.

Fr. Haben Sie während Ihres Aufenthaltes in diesem Lande Windstöße — Stürme erlebt? Antw. Ja, zuweilen im Januar und im Februar.

Fr. Was für Lebensmittel kann man sich in Tucopia verschaffen? Antw. Keine vierfüßigen Thiere; Fische, Bananen (Paradiesfeigen) und Kartoffeln.

Fr. Findet man trinkbares Wasser dort? Antw. Ja, Wasser von sehr guter Quelle.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Autographen.

(Bruchstück aus dem Schreiben einer Engländerin.)

— — „Aber ich kann ja nicht stets spinnen und stricken und deshalb lese ich denn bisweilen; und habe ich dann die tapfern Thaten der Könige und Helden, die weisen Handlungen und Vorschriften der Staatsmänner, die in der Geschichte dargestellt; die Geburt, Abstammung und Vollkommenheiten gelehrter und unterrichteter Menschen, die in Biographieen beschrieben; die Abentheuer und Entdeckungen kühner Männer, die in Reisebeschreibungen aufgezählt werden; und alle die schönen, phantasiereichen Dichtungen und die Bestrebungen geist- und talentvoller Männer und Frauen in den verschiedenen Zweigen der Literatur an mir vorübergehen gesehen, und dies alles doch nur in gedruckten Bögen, dann bildet sich natürlich in mir der Wunsch, die wirklichen eignen Handschriften dieser großen Leute zu besitzen; dieselben

Papiere zu haben auf denen ihre Hände ruheten und die Charaktere, die sie eigenhändig niedergeschrieben haben, sehen und behalten zu können. Diese zu sehen und zu besitzen giebt einem gleichsam eine nähere Bekanntschaft, eine engere Verbindung mit diesen ausgezeichneten Individuen, als dies durch das gedruckte Wort geschehen kann."

„Wenn ich meine Autographen überblicke, so finde ich die eigene Handschrift des Capitain Cook. Ich reiche diesem unsterblichen Seefahrer nicht in Wirklichkeit die Hände, aber es ist auch nur ein Blatt Papier zwischen seiner Hand und der meinigen. Wenn ich weiter blättere, so sehe ich einen schön und scherzhaft geschriebenen Brief des Doctors Franklin. Ich besuche nun freilich den erleuchteten Philosophen, Naturforscher und Philantropen nicht in der That, aber ich sehe ihn doch in seinem Hause. Ich mag von dem Ruhm und der Herrlichkeit Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich, der Falschheit, Zweizüngigkeit und Ruchlosigkeit Karls des Zweiten von England und dem Ehrgeize jenes stolzen, bösen Mannes, des Dudley, Graf von Leicester, lesen, den der „große Unbekannte" — den, beiläufig bemerkt, jedermann kennt oder zu kennen vermeint — mit aller seiner Mühe in seinem Kenilworth nicht zu einem Helden stempeln kann; aber wenn ich mit diesen Leuten recht bekannt und vertraut seyn will, so lasse man mich meine Blicke auf meine Autographen richten."

„Wenn der Charakter des Schreibenden aus seiner Handschrift zu erkennen ist, wie viele der Meinung sind und woran ich, bis auf einen gewissen Punkt, selbst glaube, daß dem so seyn mag, so ist dies ein Beweggrund mehr für mich, mir Autographen zu wünschen; jedoch erleidet, wie mir es scheint, dieses Erkennen des Charakters des Schreibers aus seiner Handschrift gar vielfache Einschränkungen. Ich glaube nicht, daß das Genie sich auf irgend einen Modus des Schreibens beschränke oder einhalte, um zu beachten, ob die Charaktere, durch die er seine Gedanken mittheilt, leserlich oder unleserlich sind. Ich glaube nicht, daß ein Gelehrter, der viel schreibt, gewöhnlich an etwas anders dabei denkt, als die Sache so schnell als möglich zu beendigen. Menschen, die den Vortheil haben, wenig oder gar nicht beschäftigt zu seyn, schreiben häufig unleserlich aus Affectation von vielfachen Geschäften. Durch den Einfluß der Mode ist eine freie, fließende und kleine, oft etwas kritzliche Handschrift vorherrschend geworden, und ist viel von dem bestimmenden Character in einer allgemeineren Aehnlichkeit verloren gegangen. Davon bin ich aber überzeugt, daß ein Frauenzimmer, das eine saubere und niedliche Hand schreibt, nie eine Schlumpe war; daß kein Frauenzimmer, das eine zierliche Hand schreibt, je gemein, noch eines, das eine nachlässige und unsaubere Handschrift hat, je vollkommen ordentlich in ihren Einrichtungen gewesen; und wahrscheinlich ist es, daß eine Frau, die eine steife Hand schreibt, in ihrem Wesen der Grazie und der einnehmenden Manieren ermangeln mag."

„Man sollte denken, daß, wenn man einen Menschen um ein Specimen seiner Handschrift ersucht, dies beweisen würde, daß man ihn für einen ausgezeichneten halte, und möchte voraussetzen, daß er einem dafür einen Bückling machen und ein solches Specimen mit Vergnügen, wenn nicht mit Dank, geben werde; und in der That könnte ich die Namen gar mancher ausgezeichneter Personen anführen, von denen die Mehrzahl mir bloß dem Namen und ihrem Rufe nach bekannt waren, die mir auf meine desfallsige Bitte artige und sehr schöne Antwortschreiben zukommen ließen. Wie groß hat daher meine Ueberraschung seyn müssen, als mir gesagt wurde, daß jetzt eine Anzahl von Gentlemen's, einen gekrönten Dichter an ihrer Spitze, einen Verein gebildet haben sollen, zu dem alleinigen und ausdrücklichen Zwecke, das Geschlecht der Autographen-Sammler zu vernichten? Wie erschrecklich! Uns alle mit Austilgung zu bedrohen! Ich habe indessen einen Trost und diesen kann mir der, den Tod austheilende Bekrönte (Laureat) nicht rauben; ich besitze ein Blatt von seiner eignen Handschrift, worauf ein, ausdrücklich für mich geschriebenes Couplet sich findet; und ein Glück ist es nur, daß ich dieses noch vor der furchtbaren Androhung hatte."

„Das muß ich freilich zugeben, daß Autographen bisweilen Gelegenheit zu „einem Blick hinter den Vorhang" darbieten. Ich besitze Briefe an Buchhändler, von Schriftstellern von großem Rufe; von denen mehrere Anstellungsgesuche; andere Anerbietungen zum Kaufe bereits fertiger Werke; noch andere Aufforderungen zu Bezahlung bereits verkaufter Artikel ꝛc. ꝛc. enthalten. Warum aber sollte man dies nicht erfahren und wissen können? Sind doch alle diese Dinge, erfahre man sie auch nicht, nur allzu leicht vorauszusetzen und zu errathen!"

„Ich habe ein Specimen der Handschrift einer der gefeiertesten Schriftstellerinnen jetziger Zeit in Form eines Recepts zur Zubereitung eines Puddings; und das einer andern, nicht minder berühmten, in Form einer Nachfrage nach einem verlornen Rocke. Aber was für eine Schande ist es denn für eine Schriftstellerin, wenn sie weiß, wie ein Pudding bereitet wird, oder sich bestrebt, einen verlornen Rock wieder zu erhalten? Ich habe einige Ansprüche darauf, selbst eine Schriftstellerin zu seyn, weil ich ein Räthsel und zwei Charaden geschrieben habe, die von meiner Muhme Martha und meiner Cousine Rebecca gar höchlich gelobet und gepriesen worden; und ich schreibe nie einen Befehl, mir für sechs Pfennige Stecknadeln zu holen, nieder, ohne daran zu denken, daß ich vielleicht damit Autographen für irgend einen hungrigen Sammler machen mag. Sey dem aber immerhin so. Ich muß Stecknadeln haben, und kümmere mich nicht weiter darum, wer das auch immer erfährt."

„Wenn ich es wagen dürfte, meinen Rath einem so großen Manne, als der gekrönte Dichter ist, anzubieten, der, wie ich erfahre, noch außerdem auch Doctor der Rechte und Mitglied von funfzehn gelehrten Gesellschaften ist, so wollte ich in Demuth vorschlagen, daß die Acte der Unterdrückungs-Gesellschaft, anstatt uns Alle mit einem Schlage zu Grunde zu richten, auf solche Personen beschränkt würden, die gute Gründe haben, nicht „vor dem Vorhange" erscheinen zu mögen. Wenn dieser furchtbare Verein seine Mandate blos dahin ergehen lassen wollte, daß sie jeden Mann, dem von sich selbst bekannt, daß er lächerlich oder verächtlich wäre, verbindlich machten, Specimina seiner Handschrift, wenn er darum angegangen würde, zu verweigern und jedes Frauenzimmer, das eitel oder albern zu seyn sich bewußt wäre, dasselbe zu thun; so dürfte dies die Arbeiten des Vereins sehr verringern, und doch das Geschlecht der Autographensammler nicht gänzlich unterdrücken, die, ich muß es zugestehen, sich an andrer Leute Eigenthum ergötzen." — —

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℱ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 179 Hamburg, Mittwoch den 25. April 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstruy. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

SOCIETÄT

Die Lage Englands.

(Fortsetzung.)

Es dürfte in der That wohl höchst überflüssig seyn neuerdings den Beweis zu führen, daß der hohe Preis des Getraides, erzeugt durch unsre Gesetze über die Erzeugnisse des Bodens, eine, verschiedenen Classen der Gesellschaft auferlegte Taxe zum Vortheil derjenigen ist, die die Renten und Zehnten einnimmt. Man hat ferner noch erwiesen, daß diese Taxe denen, die sie bereichern soll, weit weniger Nutzen schafft als sie jenen, die sie bezahlen, Nachtheil bringt. Diese Eigenschaft hat sie jedoch nicht allein, es fehlt im Gegentheil noch viel daran, daß sie in dieser Beziehung mit den Taxen verglichen werden könnte, die bestimmt sind, die überschwänglichen Kosten unsrer Flotten, Armee'n und Colonieen zu bezahlen. Die Aristokratie, zu deren Nutz und Frommen diese Ausgaben gemacht werden (?), erhält nicht den fünften Theil davon. So kömmt ihr z. B. bei einem Cavallerie-Regimente nur der Staab zu Gute; aber außer den Kosten dieses Staabes haben wir ja noch die weit bedeutendere Ausgabe für den Unterhalt der Pferde und der gemeinen Soldaten zu bestreiten. Die Kriegsschiffe bringen der Aristokratie nur Nutzen durch ihre Stellen für Admirale, Vice-Admirale, Capitains ꝛc.; aber ungeheuer sind die Kosten des Baues und der Unterhaltung eines jeden Kriegsschiffes für das Volk. Eben so ziehen die Bevorrechteten von den Colonieen nur in so weit Nutzen, als damit Gouverneursstellen und andre Administrations- oder Militair-Aemter verbunden sind.

Genau genommen würde es am ökonomischsten seyn, wenn man die Aristokratie durch Pensionen unterhielte. Könnte das Ministerium, statt ihr Regimenter, Schiffe oder Colonieen zu geben, ihr Pensionen aussetzen, so würde das Volk, erhielte jene auch das Doppelte dessen, was ihr die Regimenter, Schiffe oder Colonieen eintragen, dennoch bedeutend dabei gewinnen. Indem sie wie wir es jetzt geschehen lassen, durch Plätze ohne Functionen unterhalten wird, bezahlt das Volk weit mehr, als sie erhält; begnügte sie sich nun mit den Pensionen, so würde sie mehr gewinnen und wir weit weniger auszugeben haben. Wenn man uns nun einmal die Verpflichtung aufbürdet, die nichtsthuenden Classen zu unterhalten, so wäre es doch wohl wenigstens billig, daß man uns über das Wie entscheiden ließe.

Außer den Gesetzen, wovon eben die Rede gewesen ist, haben wir noch unsre Gesetze über den Wucher als eine Mitursache der Verschlimmerung unsrer Lage genannt. Wir haben gesehen wie die Gesetze über die Erzeugnisse des Bodens und über die von der Bank ausgegebenen Zettel, zu den Schwankungen des Handels beigetragen haben, indem sie abwechselnd ein übermäßiges Vertrauen und eine nicht minder schädliche Muthlosigkeit verursachten. Tritt ein Sinken ein und eine Abnahme des Begehrs, so folgt nothwendig ein großer Verlust; dieser Verlust aber ist, nachdem die Umstände sind, mehr oder minder bedeutend. Können die Kaufleute ihren Geldverpflichtungen nachkommen, ohne ihre Waaren auf einem schon überführten Markte anzuhäufen, so verlieren sie wenig mehr als die Interessen ihres Geldes bis zu dem Augenblicke, wo die Ueberführung aufgehört hat; können sie aber kein andres Mittel, ihren Verpflichtungen gerecht zu werden, ausfindig machen, als den sofortigen Verkauf der entwertheten Waare, so erleidet ein Theil ungeheure Verlüste und ein andrer geht völlig zu Grunde; die Handelswelt wird von einem panischen Schrecken ergriffen; von allen Seiten dringt man auf Bezahlung der gemachten Schulden, und es hält sehr schwer neue Engagements zu Stande zu bringen.

Es hat fast das Ansehen als habe sich das Parlament eines beklagenswerthen Wetteifers befleißigen und, nachdem es durch seine Gesetze alles mögliche gethan, die Handels-Krisen zu erzeugen, uns die Mittel nehmen wollen ihren Verheerungen Einhalt zu thun. Das hat es in Wahrheit gethan, indem es seine Gesetze über den Wucher erlassen. Fallen die Waaren im Preise, so sind die Kaufleute, um sie vom Markt zurücknehmen zu können, weit verlegener um Anleihen, als unter gewöhnlichen Umständen. Von dem Augenblicke an steigen die Interessen. Der Kaufmann geht zum Capitalisten, um von ihm zu leihen: nein, sagt dieser, ihr würdet mir, den Gesetzen nach, nur 5 pCt. geben, ich kann aber mehr mit meinem Gelde machen. Ohne dieses heillose Gesetz würden die Kaufleute sich die Mittel, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, bis zur Concurrenz der im Lande disponiblen Fonds verschaffen können. Unglücklicherweise hat eine fast ausschließlich aus Grundeigenthümern zusammengesetzte Legislatur dessen Aufrechthaltung seinem Interesse angemessen gefunden, und so ist denn an die baldige Abschaffung desselben wohl nicht zu denken.

Hier bietet sich eine höchstwichtige Betrachtung dar: die, bis zur untersten Stufe des Elends hinabgedrückte Bevölkerung von Irland, strömt unaufhörlich ein in Großbritannien; und so würde es auch noch nicht helfen, wenn es uns auch gelänge unsre niederen Classen moralisch genug zu machen, daß sie es für ein Verbrechen und eine Schande hielten Kinder in die Welt zu setzen, die sie nicht ernähren könnten? Diese neue Barbaren-Invasion müßte bei ihrer Fortdauer den Arbeitslohn immer darnieder halten. Es wäre sogar möglich, daß die ebengedachte Vorsicht der englischen Arbeiter kein andres Resultat hätte als ihre Zahl allmählich zu verringern, während die der Irländer in einem Verhältnisse anwüchse, daß unsre Insel zuletzt ganz von dieser weit weniger verständigen und weit weniger moralischen Bevölkerung überschwemmt würde. Von allen Uebeln, die uns nur bedrohen können, würde dieses sicherlich das größte seyn, deshalb sollte eine verständige Legislatur keinen Augenblick säumen, ihm vorzubeugen. Ein Gesundheitscordon gegen diese Pest neuerer Art würde weit nützlicher seyn als ein solcher gegen die gewöhnliche Pest.

Wir wollen nun zu Betrachtungen übergehen, die noch ein höheres Interesse haben; denn die eben von uns bezeichneten Uebel sind gewissermaaßen das Resultat derjenigen, von welchen wir nun noch zu sprechen haben.

Die Zusammensetzung unserer Legislatur, die Hauptfeder der Regierung, ist fast die nämliche geblieben, als in den ältesten Zeiten. Ein großer Theil besteht aus der Grundeigenthums-Aristokratie und der noch größere aus Deputirten, die von dieser Aristokratie ernannt und hingesandt worden sind. Es würde überflüssig seyn, die Folgen nachzuweisen, die aus einem solchen Zustand der Dinge entstehen müssen. In einer Versammlung gelten immer die Beschlüsse, wofür die Mehrheit stimmt. Leute, die das Talent haben zu sprechen, sich aber stets in der Minorität befinden, so oft dieses dem Interesse der vorherrschenden Classe entspricht, spielen faktisch nur die Rolle von Advocaten; und es wäre ein Spott, wollte man sie als Legislatoren angesehen wissen. Wir sind überzeugt daß es der Nation sehr vortheilhaft seyn würde, das Unterhaus in seinem wahren Lichte zu sehen. Es ist eben so aristokratisch und nicht minder erblich als das Oberhaus. Was sollen deshalb die eitlen Schein-Wahlen! Es würde weit besser seyn wenn die Hauptgrund-Eigenthümer gemäß eines Erbrechts ausschließlich das Unterhaus bildeten und die andern Classen nur befugt wären Delegirte hinzuschicken, die dann, mit dem Titel als Advocaten, die Vertheidigung des allgemeinen Interesses der Nation führen könnten. Dann wüßte das Publikum, woran es sich zu halten hätte; es würde nicht mehr durch Illusionen und eitle Paraden getäuscht, und man würde alle Maaßregeln, die genommen würden, dann nur ihren würklichen Urhebern beimessen.

So compact und gleichartig unsre Legislatur aber auch ist, und wie hartnäckig sie auch ihr Interesse wahrnehmen mag, ist sie dennoch Einflüssen unterworfen, die die ernsteste Aufmerksamkeit verdienen. Es ist ein längst aufgestellter Grundsatz, daß alle Regierungen von der Meinung abhängig sind, und das ist buchstäblich wahr; denn ohne Gehorsam giebts keine Regierung, und die Völker gehorchen nur wegen der Vortheile, die sie dabei finden, oder der Leiden und Gefahren halber, die sie riskiren würden, wenn sie sich in Aufstand setzten. Es besteht aber zwischen unster und der vergangenen Zeit der Unterschied, daß die Regierungen vordem die Meinungen ihrer Unterthanen fast eben so leicht modelten, als sie ihre Gesetze machten. Jetzt aber bilden die Völker in ganz Europa, vor allem in Großbritannien, sich ihre Meinungen großentheils selbst, und streben darnach das desfallsige Verfahren der Regierung täglich mehr zu beschränken. Die Dirigenten der öffentlichen Angelegenheiten scheinen die große Wichtigkeit dieser Veränderung noch nicht eingesehen zu haben und gehen ihren Gang, als sey diese Macht, die in der Folgezeit über allen andern stehen wird, gar nicht vorhanden.

Diese Macht hat bereits begonnen sich in der brittischen Legislatur bemerkbar zu machen, die dieserhalb zuweilen unruhig wird und nach deren Depositairs forscht. Man kann es sehen, daß ihre Mitglieder sich oft von der Vorstellung leiten lassen, daß alles, was sie thun oder sagen, zur Oeffentlichkeit kömmt. Es ist nicht einerlei, ob man eine gute oder schlimme Meinung des englischen Volkes für sich hat; einer gewissen Classe der Parlamentsglieder liegt aber noch weit mehr an dieser Meinung als andern. Daraus hat sich eine große Veränderung in der Verfahrungsweise des Unterhauses ergeben, eine Veränderung, die factisch eine Revolution aufwiegt und deren Folgen unberechenbar sind.

Das Ministerium ist ohne Widerrede weit mehr von der öffentlichen Meinung abhängig, als die vererbliche Aristokratie, aus welcher beide Häuser zusammengesetzt sind. Diejenigen, die im Unterhause einen Sitz haben, hängen von dieser Meinung, da sie sich selbst ernennen, nur durch die Sympathie ab, die sie etwa für sie haben, eine Sympathie, die wegen der Entfernung, in welcher sie sich von ihren Mitbürgern befinden, nie sehr stark ist. Die Lage der Minister aber und sowohl der Umfang als die Dauer ihrer Macht sind sehr im Spiel bei der Gunst oder Ungunst der Nation. Der Vortheil, den eine allgemeine Verwünschung den zahlreichen Feinden giebt, die sie immer am Hofe haben, ist für sie eine Betrachtnahme von höchster Wichtigkeit. Ihr Einfluß bei ihren Anhängern und ihren Widersachern wächst mit der öffentlichen Achtung, und genau besehen findet ein himmelweiter Unterschied statt zwischen der Lage eines volksbeliebten oder unbeliebten Ministers.

Wir wollen nun einmal sehen, welches die Folgen dieser Lage der Dinge gewesen sind. In älteren Zeiten sah man das Unterhaus als eine Abwehr für die Minister des Königs an; jetzt aber sinds die Minister, die dasselbe hemmen. Ein jeder, der dieses Haus in den letzten Jahren beobachtet hat, hat sehen können, wie es ohne das Einschreiten der Minister noch weit schlechter gehandelt haben würde, und daß es fast immer mit Widerwillen den wahrhaft nützlichen Maaßregeln seine Zustimmung gegeben, die von diesen in Vorschlag gebracht wurden. Jede neue Sitzung wird diese Veränderung mehr und mehr sichtbar machen. Was ist denn auch im Grunde der Mehrheit des Parlaments an dem Beifall des Volks gelegen? Warum sollte sie sich durch die Furcht ihm zu mißfallen zurückhalten lassen? Ists ihr nicht zuträglicher, sich ausschließlich mit ihrem Casten-Interesse zu beschäftigen? Der öffentliche Tadel bändigt sie nicht, sondern regt nur ihre Empfindlichkeit noch mehr auf. Ein andres ists mit den Ministern. Gewissermaaßen auf ein Piedestal gestellt, sind aller Blicke auf sie gerichtet; sie sehen sich stets an die Barre der Meinung geführt, wo sie sich erklären müssen, und Lohn oder Strafe in dem Beifall oder dem Tadel ihrer Mitbürger einernten.

Der öffentliche Geist bietet augenblicklich ein sehr bemerkenswerthes Phänomen, das studiert zu werden verdient, dar. In den letzten Jahren, seit die aristokratische Beschaffenheit der Bestandtheile des Unterhauses besser begriffen worden, und man noch mehr zu der Ueberzeugung gelangt ist, wie wenig Geschick es hat das Interesse der Nation gehörig wahrzunehmen, hat das Volk in seiner Anstrengung, eine Aenderung seines Wahlsystems durchzusetzen, nachgelassen, so daß diesen Augenblick kaum noch eine Stimme zu Gunsten einer Parlaments-Umbildung laut wird.

Was läßt sich daraus folgern? Spricht sich in dem Schweigen des Volkes dessen Gleichgültigkeit aus? Ists die Furcht, doch nicht zum Zwecke zu kommen, die es bestimmt hat die Legislatur nicht ferner zu behelligen; oder wird sich der öffentliche Geist gleich einer comprimirten Luft mit unwiderstehlicher Gewalt in dem Augenblick der Explosion kundgeben? Die jetzige Ruhe des Volkes ist eher ein Zeichen des Vertrauens als der Verzweiflung, der Kraft, wenn Vernunft Kraft ist, als der Schwäche. Es kann warten ohne Inconvenienz, und das ist ihm nicht unbekannt; es weiß daß jeder Tag seine Macht mehrt und die seiner Feinde mindert. Warum sollte es sich noch an eine Legislatur wenden, die, seit so vielen Jahren, all sein Begehr höhnend aufgenommen und zuletzt seine eifrigsten Anhänger entmuthiget und zum Schweigen gebracht hat? Aber es wird eine Zeit kommen, und zwar vielleicht nach einigen wenigen Jahren, wo man es nicht mehr wagen wird wichtige und ernste Betrachtungen unter unzeitigem Gespött abzuweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Scenen in Brüssel in der Mitte Juni 1815, aus einem Tagebuche von Miß Jane Waldie, Verfasserin der Skitzen in Italien.

Es war am Donnerstag Abend, den 15. Juni 1815, als wir zu Brüssel ankamen. Wir hatten kaum unsre Zimmer im Hotel von Flan-

dern, auf dem Königsplatze, in Beſitz genommen, als wir vom Fenſter herab den Major W. erblickten, um den ſich ein Kreis von Offizieren gebildet hatte. Kaum hatte er auch uns bemerckt, als er uns ſein Compliment machte, ſich ſeinen Kameraden empfahl, ins Hotel eilte, und in wenigen Sprüngen die Treppe herauf und mitten unter uns war. Athemlos vor Eile, zeigte er uns an, daß eben heute die Feindſeligkeiten ihren Anfang genommen hätten und die Preußen unweit Charleroi von den Franzoſen angegriffen worden wären. Es war ein Courier von Blücher eingetroffen, als der Herzog von Wellington mit mehreren Offizieren, worunter auch der Major W., zu Tiſch ſaßen. Se. Herrlichkeit hielten dieſes jedoch nur für einen Schein-Angriff und begaben ſich demgemäß nicht allein ſelbſt auf einen Ball der Herzogin von Richmond, ſondern erlaubten auch ihren Offizieren denſelben zu beſuchen.

Ermüdet von der Reiſe, gingen wir, meine Schweſter und ich, zu Bett und ſchliefen ein; wie groß war aber unſer Erſtaunen, als wir in der Stille der Nacht durch das Geſchmetter der Trompeten, durch das Wirbeln der Trommeln und durch das Geſchrei „zu den Waffen, zu den Waffen!“ aufgeweckt wurden. Jeden Augenblick ward der Lärm ärger, und nach wenigen Minuten brachte uns ein lautes Pochen an unſrer Thür und die Stimme meines Bruders, der uns zurief, daß Charlerei genommen, die Preußen geworfen, die Franzoſen im Vorrücken ſeyen und daß die engliſche Armee Ordre zum Aufbruch bekommen habe, aus dem Traum. Er ſagte, wir möchten gleich aufſtehen, wenn wir den Major L. noch ſehen wollten, der uns Lebewohl zu ſagen wünſche. Nachdem wir ſchnell unſre Kleider übergeworfen hatten, eilten wir in das Zimmer meines Bruders, um den, der faſt wie ein Bruder mit uns aufgewachſen war und den wir nun in mehreren Jahren nicht geſehen hatten, vorzufinden und ihm, vielleicht auf ewig, Lebewohl zu ſagen. Während unſers kurzen und beklommenen Wiederſehens, begann ſein unten auf ihn harrendes Schlachtroß zu wiehern und mit dem einen Vorderfuß das Steinpflaſter zu ſchlagen, als mahnte es ſeinen Herrn zur Eile an. Bald ſprengte er denn auch von dannen, ſeinem Regimente zu, wir aber begaben uns wieder in unſer Zimmer. Nie werde ich das Schauſpiel vergeſſen, deſſen wir von unſern Fenſtern herab Zeuge waren. In der erſten Morgendämmerung ſahen wir den Königsplatz buchſtäblich mit Truppen angefüllt, die ſich aufſtellten, und mitten zwiſchen Bagage- und Pulverwagen und hier und dort zerſtreuten Militair-Effecten defilirten, marſchirten und Halt machten; Offiziere, die hin und wieder ritten im ſtärkſten Galopp; ungeduldig ſtampfende und wiehernde Roſſe, die ihre ſtolzen Mähnen ſchüttelten; rollende Wagen; lärmende Trommeln; kurz eine Scene, die ſich nicht beſchreiben läßt. Mitten in dieſem Aufruhr nahmen die armen Soldaten ſchmerzlichen Abſchied von ihren Frauen und Kindern, die ſie vielleicht nie wieder ſahen. Wir ſahen ein Regiment nach dem andern ſich aufſtellen und ausrücken. Uns intereſſirten vor allen die ſchottiſchen Regimenter, als unſre ſpecielleren Landsleute; — doch genau genommen waren es ja auch die brittiſchen alle. Endlich ward alles ſtille. Der Königsplatz, der mitten in der Nacht ſo überfüllt geweſen war von Bewaffneten, und in dem Aufruhr eines weithin lärmenden Tumults, war nun beim hellen Tageslicht verödet und ſchweigſam.

Nachher erfuhren wir, daß der Herzog, als die zweiten Depeſchen von Blücher eintrafen, auf einem Balle war und alle Offiziere dort tanzten. Mir erzählte ein Herr, der neben dem Herzoge geſtanden, als er dieſe Depeſchen erhielt, man hätte nichts Intereſſanteres ſehen können als den Wechſel in ſeinen Zügen beim Durchleſen derſelben. Seine große Luſtigkeit (er war eben ganz beſonders gut gelaunt geweſen) verwandelte ſich plötzlich in ſtillen Ernſt. Es lag darin nichts Zaghaftes, nicht einmal Beſorgliches, aber ganz deutlich eine völlige Geiſteserſtarrung, ein Vergeſſen des Platzes, des Balles, der Anweſenden und alles deſſen, was um und neben ihm vorging. Mehrere Stellen überlas er zwei bis dreimal und man hörte ihn zuweilen in abgebrochenen Sätzen, und gleichſam ſich ſelber unbewußt, vor ſich hinmurmeln: „Marſchall Blücher glaubt“ — „es iſt ſeine Meinung“ ꝛc.

Der Herzog ſelbſt brach um 8 Uhr des Morgen mit ſeinen Generalen und dem eignen Staabe auf. Man hat bemerkt, daß er nie munterer geweſen, ſo daß es ſcheint, er habe ſchon ein Vorgefühl von dem Ruhme gehabt, der ſeiner wartete. Er verſprach, zu Mittag wieder zurück zu ſeyn, daher auch für ihn angerichtet ward; jedoch vergebens.

Wir wurden ſehr durch die Erſcheinung des Majors L. überraſcht, als wir eben frühſtückten. Er war mit dem Herrn *** zurück gejagt, uns noch zu ſehen, weil, da ſie in Erfahrung gebracht, daß die Truppen bei einem Platze, Waterloo genannt, Halt machen ſollten, ſie ihr Regiment noch wieder einholen konnten, ehe es weiter marſchirte. Erſt nach 1 Uhr ritten ſie wieder fort; wie groß war aber unſer Schrecken, als wir, kaum eine Stunde darnach, in der von der brittiſchen Armee eingeſchlagenen Richtung eine heftige Kanonade ſo deutlich vernahmen, daß ſolche nicht über 10 Meilen von uns entfernt ſeyn konnte. Außer der Unruhe, die wir mit anderen theilten, waren wir in der tödtlichen Beſorgniß, daß die Freunde, die uns ſo ſpät verlaſſen hatten, nicht zeitig genug bei der Armee angekommen wären, überzeugt, daß ſie ein ſolches Mißgeſchick nicht würden haben überleben können. Den ganzen Abend wandelten wir im Parke auf und ab, wo man die Kanonade am deutlichſten vernahm. Außer einigen wenigen, die, wie wir, dumpf vor ſich hinbrütend da umherſtreiften, oder auch höher auf die Wälle kletterten, um den Donner der Schlacht noch ſchärfer zu unterſcheiden, war der ſchöne Spaziergang gänzlich öde und verlaſſen.

Engliſches Theater.

In dem Augenblicke, wo man in Paris die Eröffnung eines engliſchen Theaters vorbereitet, wird es nicht unwillkommen ſcheinen, wenn wir, (ſo ſagt ein Pariſer Blatt), folgende, in einem Briefe aus London vom 6. d. M. enthaltenen Betrachtungen über den Urſprung, den Fortgang und heutigen Zuſtand der Theater in England mittheilen.

Alle vor 1592 geſchriebenen Theaterſtücke ſind, ſogar dem Titel nach, in gänzliche Vergeſſenheit gerathen. Wie es ſcheint, hat Dryden mit Recht Shakeſpeare, welcher, 1564 geboren, um jene Zeit arbeitete, den Vater der tragiſchen und der komiſchen Muſe in England genannt. Was man aus der Zeit vor ihm noch angeben kann, iſt die Anzahl der Schauſpielerſäle, die Form derſelben, die Zeit ihrer Eröffnung, und endlich die Art, wie die Schauſpieler ſich zuſammengefunden haben. In London beſtanden 10 Theater: 4 Privat-Anſtalten, und ſechs, die ſich öffentliche nannten. — Zwei davon waren permanent, bei den übrigen verlegten die Schauſpieler den Schauplatz nach ihrem Gutdünken, gewöhnlich in den Hofraum eines Wirthshauſes, und dies zwar unter dem Schutze irgend eines großen Herrn. — Die beiden ſtändigen waren: im Winter das Theater in dem Privathauſe Blackfriars, deſſen Auditorium in der Regel gut beſetzt war; für den Sommer der Globe, ſüdlich von der Themſe in einem von innen runden, äußerlich ſechseckigt eingefaßten Raume, der theils mit Schilf gedeckt, theils unter freiem Himmel gelegen war: die Vorſtellungen geſchahen darin bei Tage, und die Preiſe der Plätze waren 6 d im Parterre, und 12 d in den Logen. In beiden Theatern ſpielte daſſelbe Perſonal, Knechte des Lord Kammer-

Digitized by Google

herrn genannt; sie nahmen seit 1603 den Titel „Knechte des Königs“ an. — Die Anordnung war allerorts dieselbe. Die Scene nahm den vierten Theil des Raumes ein; den übrigen Theil füllten ein ziemlich enges Orchester, ein mit Bänken umschlossenes Parterre, und ringsum die Logen, Kammern genannt, aus. Außerdem enthielt das Proscenium noch Plätze für die schönen Geister und die Kritiker, die für den Sessel 6 bis 12 d zahlten, und sich von den Aufwärtern Pfeifen und Taback reichen ließen; letzteres geschah auch in den Logen. Das Gebäude war, gleich den andern Häusern, mit Rohr gedeckt. Als Vorhang diente eine große Gardine, die an einer eisernen Stange gleich derjenigen hing, welche über einer Art Tribüne oder Balkon im Hintergrunde des Saales befestigt war, von dem man die Anreden zu halten pflegte. Coulissen gab es keine, und die erste bewegliche Decoration sah man unter Karl I. in Oxford bei der Aufführung einer Posse. Die ganze Mechanik bestand demnach in einer Fallthüre für die Teufel und in einem hängenden Lehnstuhl für die Himmelfahrt der heil. Jungfrau oder der Heiligen. In einer Ausgabe des Heinrich VIII. von Shakespeare von 1623 ist bei Gelegenheit des plötzlichen Eintrittes des Norfolk vorgeschrieben: „der König solle den Vorhang wegziehen, und sitzend im Lesen vertieft scheinen.“ Dies beweißt, daß man zur Zeit des brittischen Corneille noch keine Coulissen oder Decorationsverwandlungen hatte. Der Ort der Handlung war auch in der Regel durch eine Inschrift an der Wand bezeichnet; oder es wurden Gardinen weggeschoben, gleich als befänden sich die Acteurs nun an einem von demjenigen verschiedenen Orte, der so eben von den Abgetretenen war verlassen worden; oder der Schauspieldichter gab an, man solle ein Ruhebett hereinbringen zur Bezeichnung einer Stube, oder auch Kissen, wenn die Handlung in der Sitzung des römischen Senats vorgehen sollte, u. s. w. Wenn übrigens die Kunst der Mechanik damals noch in der Wiege war, so fühlte man doch bereits allgemein das Lächerliche dieser Nothbehelfe, und Sir Phil. Sidney schrieb darüber: „Bald seht ihr drei Damen daherspazieren, welche sagen, sie gingen Blumen pflücken; das müßt ihr ihnen glauben, und ihr möget sie auf einmal in den Garten versetzen. Einen Augenblick darnach treten andre Schauspieler auf, und thun als verschlage sie der Sturm hin und her, und ihr müßt wieder meinen, ihr hörtet das Heulen der Winde, und eine brausende See, spitzige Felsen, und ein brechendes Schiff u. dgl. befände sich vor euch.“ — Uebrigens war es Sitte, die Scene schwarz zu behängen, wenn ein Trauerspiel gegeben wurde. Der Himmel war dabei blau angestrichen, und die Beleuchtung der Scene wurde durch einen Leuchter bewirkt, dem dann hölzerne mit blechernen Schilden beschlagene Bretter nachfolgten; letztere waren noch 1765 zu sehen, als Garrik von seiner Reise von Paris zurückkehrte. — Bei der großen Anzahl von Personen, welche agiren mußten, wurde ein Schauspieler oft mit mehreren Rollen auf einmal beauftragt. — Das Orchester bestand blos aus Hautbois und Trompeten; vor dem Anfange eines Aufzugs wurde dreimal Tusch geblasen, und dies nannte man den Laut; hierauf erschien ein Schauspieler in einem schwarzen Mantel und sprach einen Prolog, und kein Stück endete ohne Epilog. War ein Tyrann zu geben, so trug der Schauspieler eine Perücke nebst einer Maske.

Bis zum Jahr 1655 wurden die Frauenrollen durch Männer ausgeführt. Kimaston, ein Schauspieler aus dem siebenzehnten Jahrhundert, wird von einem Zeitgenossen als eine wahre Theaterschönheit gerühmt: „Er bewirkte eine solche Illusion, besonders als Antiope und als Aglaura, daß Mad. Peterson, die erste Dame, die auf den Brettern aufgetreten ist, und deren Nachfolgerinnen, seinem Ruf keineswegs Schaden zufügen konnten.“ — Der Gebrauch war noch fern, daß nach einem großen Stücke noch ein kleines hinterdrein aufgeführt wurde, denn die Dichter verstanden damals noch nicht, in einer kurzen Handlung eine interessante Intrigue befriedigend durchzuführen, sondern es folgten auf das erste Stück stets Belustigungen durch Luftspringer, Taschenspieler oder mauriſche Tänzer. Nach dem Epilog folgte ein Gebet an den Beschützer der Truppe, für den König und die Königin, und so ist es vermuthlich gekommen, daß auf den Theaterzetteln oft das Gebet Vivant rex et regina vorkömmt. — Nach einem Werke, die Schule der Mißbräuche, scheint es, daß gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Komödie gespielt wurde. Zu Shakespears Zeiten fing sie um 1 Uhr an, und 1667 erst um 3 Uhr. Man strömte in Massen dahin, und fand sich besonders früh ein, um einen Platz zu erhalten: dies erhellet aus einem alten Spottgedicht, in welchem von dem Lärm des Pöbels, der mit Rauchen und Biertrinken beschäftigt sey, während die Großen in den Logen beim Kartenspiel säßen, die Rede ist. — Die Schauspieler bildeten eine Societät, in der jeder Interessent nach seinem Talent rangirte. Die Autoren verkauften an sie ihre Stücke, und erhielten gebräuchlicher Weise dafür 20 Nobles, oder auch die Einnahme der dritten Aufführung.

Diese erste Epoche des englischen Theaters währte bis 1765: die Verbesserungen, welche Garrick nach seiner Rückkehr aus Paris eingeführt hat, haben übrigens bei weitem dessen Muster noch nicht erreicht, und nur durch die Errichtung eines ständigen französischen Theaters in London würde man dort demjenigen Grade von Vollkommenheit näher schreiten, welchen wir vergeblich seinen Bewohnern vorzuzeichnen uns bestreben.

London, die volkreichste Stadt in Europa, enthält unter allen Hauptstädten die wenigsten Theater, welche regelmäßige Schauspiele darstellen, nämlich das von Covent-Garden, und von Drurylane; denn das kleine Haymarket-Theater ist bloß im Sommer, während die andern ruhen, geöffnet, und die italienische Oper ist kein National-Theater. Nicht mehr beträchtlich ist die Zahl der Schauspiele in den Provinzen: es sind deren in Bath, in Birmingham, Leed, Liverpool, Bristol, Edinburg und einigen andern Städten von Großbritannien, allein sie stehen denen in London noch nach, und mehrere sind bloß im Sommer, so lange sie Schauspielerinnen aus der Hauptstadt haben können, geöffnet.

Die italienische Oper, obgleich eine ausländische Anstalt, gilt als das erste Theater in London, und wird fast ausschließlich nur von den höhern Ständen besucht. Die Halle, besonders die Kuppel, ist geschmackvoller als die National-Schauspielhäuser aufgeführt, und bildet einen sehr weiten runden Kreis. Dabei gewähren die vielfältigen ausgesuchten Costüme der Zuschauer, die weniger aus Geschmack als des Tones wegen dahin kommen, folglich stets im besten Schmuck erscheinen, einen interessanten Anblick. — Das Drury-Lane- und das Covent Garden-Theater unterscheiden sich nicht durch die Arten der Stücke, welche in jedem aufgeführt werden, man spielt in beiden sowohl Tragödien als Possen, Pantomimen und Maschienenstücke, alles durcheinander. Einen Vortheil kann man diesen Theatern nicht absprechen, daß nämlich das Publikum bequeme Sitze dort findet, und man sieht, daß der Architekt sich nicht die Aufgabe gestellt hatte, auf möglichst kleinem Raume eine möglichst zahlreiche Volksmasse auf einander zu thürmen. — Fast eben so großen Einfluß als in Frankreich ehedem das Parterre, üben dort die Upper-galleries aus, nur mit dem Unterschiede, daß diese von der geringsten Volksklasse besucht werden. Sie erregen vielen Lärm, und belustigen sich oft damit, Abfälle von Aepfeln und Orangen aufs Parterre und auf das Theater zu werfen. Fast eben so lärmend geht es im Amphitheater zu, aus welchem man in die Wärmestuben gehen kann, die von feilen Dirnen wimmeln. Um halb neun bezahlt man gewöhnlich nur die Hälfte der Entree, und um diese Zeit füllen sich die Gänge und die Wärmestuben bis zum Erdrücken an.

In dem englischen Theater sind mehrere Besonderheiten gebräuchlich, unter andern, daß man keine Abonnements aufs Jahr nimmt, man würde sonst, da die Theater blos auf einige Monate geöffnet sind, in der übrigen Zeit des Vergnügens entbehren müssen. Der König selbst bezahlt bei jedem Besuche sein Billet besonders. Seine Loge ist jedesmal prachtvoll verziert, allein am folgenden Tage steht sie jedem nach Belieben offen. Gewöhnlich besucht der König abwechselnd das Drury-Lane und dann das Covent-Garden Theater. Man spielt in denselben die ganze Woche hindurch, die Sonntage ausgenommen, vom Monat October bis in den Juni; dieses heißt das Theater-Jahr. — Viel kleiner als die erstern ist das Haymarket-Theater, welches im Sommer geöffnet ist, jedoch ertheilt der Lord Kammerherr auch öfters im Winter Erlaubniß, dort zu spielen. Diesem Lord ist die dramatische Censur übertragen, und er ist niemand als dem König Rechenschaft zu geben schuldig; dieserhalb geben sich die drei benannten Theater, so wie die Opera, den Namen königl. Theater, und die Schauspieler derselben den von Dienern Sr. Majestät.

Man findet in London noch drei andere Sommertheater: Sadlers-Wells, Astley, und der Royal-Circus. Das erstere ist der Sammelplatz aller Messebelustigungen, und sein ganzes Verdienst besteht in deren Mannigfaltigkeit. Da giebt es Seiltänzer, Luftspringer, kleine Opern, Ballette, dialogisirte Possen, Pantomimen u. s. w. Dieses eigentlich für das gemeine Volk errichtete Theater wird von allen Classen besucht. Die nämlichen Vorstellungen wie hier sieht man im Astley und in dem königl. Circus, Reitkünste, Possen, Pantomimen u. s. w. Die Reitkünste geben nur Nebenbelustigungen ab, indem bei ihnen nicht so oft etwas neues, als bei den übrigen Stücken zum Vorschein kömmt. Den Pantomimen werden Lieder und eine Art Recitativ mit Klavierbegleitung eingelegt.

Aufgefundene Spuren von der Expedition des Grafen La Peyrouse.

(Beschluß der diesfallsigen Documente.)

VI.

Auszug aus der Zeitung von Calcutta vom 28. Sept. 1826.

Bericht des Capitain Dillon.

Im September 1813 war ich Offizier am Bord des Schiffes von Bengalen, der Hunter, Capitain Robson, welches von Calcutta nach Neu-Holland, nach den Inseln Fidji und nach Canton segelte.

Als wir auf den Inseln Fidji landeten, entdeckten wir, daß verschiedene Europäer auf diesen Inseln lebten. Die einen hatten daselbst Schiffbruch gelitten, andere befanden sich daselbst in Folge von Desertion und noch andere waren von verschiedenen Fahrzeugen ausgeschifft worden, die diese Inseln vor unserer Ankunft berührt hatten. Wir brauchten sie, um in unseren Booten Mollusquen, Sandelholz und andere Producte dieser Inseln zu sammeln.

Unglücklicherweise erhob sich ein Streit unter den Einwohnern einer Stadt, Namens Wilain auf der Küste von Sandal-Wood; und in der Unordnung, die darauf folgte, wurden am 7. Sept. alle Europäer, die sich daselbst befanden, getödtet, ausgenommen ich und noch zwei andere, Namens Buchert, aus Stettin in Preußen gebürtig, der schon vor uns auf der Insel war, und William Wilson, der zu unserer Schiffsmannschaft gehörte. Wegen der Einzelnheiten des Kampfes und der Mittel, wodurch wir dieser Metzelei entrannen, bitte ich um die Erlaubniß, Sie auf die Regierungszeitung von Calcutta, vom 6. Februar 1817, verweisen zu dürfen. Martin Buchert und ein Lascar, Namens Choulia, den wir auch auf der Insel fanden, flüchteten sich an Bord des Hunter; und da sie gewiß ermordet worden wären, hätten sie ans Land zurückkehren wollen, so baten sie den Capitain Robson, sie bis zu dem nächsten Lande mitzunehmen, das er auf seiner weitern Reise nach Canton antreffen würde. Dies wurde ihnen bewilligt.

Wir gingen am 12. September von Fidji unter Segel und am 20. Sept. gewahrten wir ein Land, das wir für die Insel Tucopia erkannten, 12° 15′ südlicher Breite und 169° der Länge gelegen. Diese Insel wird auf den Charten Barwell, von den Eingebornen aber Tucopia genannt. (Das Schiff Barwell segelte 1798 hier vorbei.) Der Preuße und der Lascar, mit einer Frau, die er von Fidji mitgenommen, verlangten auf dieser Insel ausgeschifft zu werden; wir ließen sie also daselbst und setzten unsere Reise fort.

Am 13. Mai 1826, als ich mein Schiff, den St. Patrik, führte, und damit von Valparaiso nach Pondichery segelte, kam ich bei Tucopia vorüber.

Aus Neugierde und auch aus Interesse für einen früheren Gefährten der Gefahr legte ich vor Tucopia bei, in der Hoffnung, mich zu vergewissern, ob die, welche ich 1813 daselbst gelassen, wohl noch lebten.

Bald stieß eine Pirogue vom Ufer ab und kam an unser Schiff: der Lascar führte es: unmittelbar darauf folgte eine andere Pirogue mit dem Preußen, Martin Buchert.

Sie waren alle beide sehr gesund und höchlich erfreut, mich wieder zu sehen. Sie erzählten mir, daß sie die Eingebornen gut behandelt hätten; daß sie angenehm unter ihnen lebten; daß, seit sie zum erstenmal die Insel betreten hätten, bis zu meiner Ankunft nur zwei englische Wallfischjäger erschienen wären, der eine etwa vor einem Jahre, der andere kurze Zeit nachher.

Der Lascar hatte ein altes Degengefäß von Silber, das er für einige Angeln an Leute von meiner Equipage verkaufte.

Ich fragte den Preußen, wo dieses herkäme und er antwortete mir, daß er bei seiner Ankunft auf der Insel, in den Händen der Eingebornen dieses Degengefäß, mehrere Ketten von Schiffsmasten, so wie eine gewisse Anzahl eiserner Nägel, fünf Aexte, den Stiel einer silbernen Gabel, einige Messer, Theetassen, Glasperlen, Flaschen, einen silbernen Löffel mit einem gekrönten Buchstaben und einem Degen — alles französische Manufactur-Producte — gesehen habe.

Er sagte mir auch, daß er, so wie er die Landessprache hinlänglich gelernt, die Eingebornen gefragt habe, wie sie sich diese Dinge verschafft hätten, da, nach ihrer Versicherung, der Hunter das erste Schiff sey, das mit ihnen communicirt habe.

Darauf hatten sie geantwortet, daß ungefähr zwei Schiffs-Tagereisen (für ihre Piroguen nämlich) von hier entfernt eine ansehnliche Gruppe von Inseln unter dem Winde liege, die mit dem Gesammtnamen Malicolo bezeichnet würden; daß sie häufig dahin reisten und diese Dinge von den Einwohnern jener Inseln erhalten hätten, die noch eine Menge ähnlicher besäßen.

Indem ich das Degengefäß mit der größten Genauigkeit untersuchte, entdeckte ich, oder glaubte mindestens zu entdecken, daß die Initialbuchstaben von La Peyrouse darauf eingegraben seyen, was meine Aufmerksamkeit verdoppelte und mich meine Nachforschungen mit mehr Wärme verfolgen ließ.

Darauf fragte ich, mit Hülfe Buchert's und des Lascars, einige der Insulaner über die Art wie sich ihre Nachbarn wohl die silbernen und eisernen Sachen verschafft haben möchten.

Sie antworteten mir, die Eingebornen von Malicolo erzählten, daß vor vielen Jahren einmal zwei große Schiffe bei ihren Inseln angekommen wären. Das eine habe bei der Insel Wahnoo, das andere bei der Insel Païow, die in geringer Entfernung von ersterer liegt, beigelegt. Einige Zeit nach dem sie vor Anker gegangen und bevor sie irgend eine Communication mit den Eingebornen gehabt, habe sich ein gewaltiger Windstoß erhoben und die beiden Schiffe auf die Küste geschleudert.

Das, was sich zu Whanoo befand, gerieth auf Felsen. Die Einwohner strömten in Menge nach dem Meeresufer, mit Keulen, Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie schossen einige Pfeile auf das Schiff ab und die Schiffsmannschaft erwiederte dies mit Kanonenschüssen und Musketenfeuer, wovon verschiedene Insulaner getödtet wurden. Da nun das Schiff fortdauernd an die Felsen geschlagen wurde, so brach es bald in Stücken. Einige von der Equipage suchten sich in den Booten zu retten; aber sie wurden ans Land geworfen, wo die Eingebornen, in Wuth, sie bis auf den letzten Mann ermordeten. Andere stürzten sich ins Meer und wenn sie die Küste erreichten, so wurde ihnen dasselbe Loos wie ihren Unglücksgefährten; so daß auch nicht ein einziges Individuum von diesem Schiffe dem Untergange entrinnen konnte.

Das zu Païow gescheiterte Schiff lief auf eine Sandbank; die Eingebornen näherten sich ihm und schossen auch Pfeile auf dasselbe ab; aber die Schiffsleute waren klug genug, um keine Rache für diesen Angriff zu versuchen; sie zeigten ihnen Beile, Glasperlen und andere Kleinigkeiten, die sie ihnen zum Zeichen des Friedens anboten: die Angreifenden stellten alsobald die Feindseligkeiten ein. So wie der Wind sich legte, bestieg ein bejahrter Häuptling eine Pirogue und kam ans Schiff; er wurde daselbst mit Güte aufgenommen — man bot ihm Geschenke an, die er annahm. Er kehrte ans Ufer zurück, besänftigte seine Landsleute und versicherte sie, daß die Menschen auf dem Schiffe gut und freundlich seyen. Verschiedene Eingeborne kamen nun auch an Bord und man beschenkte sie ebenfalls. Sie verproviantirten die Mannschaft mit Schweinen, Geflügel, Bananen, Kokosnüssen ꝛc. ꝛc. und das gegenseitige Vertrauen war bald hergestellt. Die Mannschaft, genöthigt, das Schiff zu verlassen, ging ans Land, alles dahin schaffend, was sie noch retten konnte. Sie blieb da einige Zeit und baute sich von den Trümmern ein kleines Fahrzeug. Sobald dies zerbrechliche Schiffchen segelfertig war, so schifften sich so viele darauf ein, als es fassen konnte, und es wurde von den Insulanern mit frischen Lebensmitteln in Ueberfluß versehen. Die Schiffbrüchigen ließen mehrere der Ihrigen auf der Insel zurück und der Commandant versprach bald mit Geschenken für die Eingebornen zurückzukehren, um den Rest seiner Equipage abzuholen.

Er hatte ihnen einige Flinten und Pulver zurückgelassen, wodurch sie sich ihren neuen Fremden sehr nützlich machten, welche gerade mit den benachbarten Inseln im Kriege waren.

Die Einwohner von Tucopia haben versichert, daß viele der von den beiden Schiffen herrührenden Sachen sich sehr gut erhalten haben und auf den Inseln von Malicolo noch existiren. Ungefähr sieben Monate vor meiner Ankunft zu Tucopia hatte eine von Whanoo zurückkehrende Pirogue zwei große Mastketten und einen eisernen Pfahl, ungefähr vier Fuß lang, mitgebracht. Ich selbst habe mit einigen der Schiffer von der Pirogue gesprochen, die die letzte Reise nach Malicolo gemacht hatten: sie sagten mir, daß auf diesen Inseln noch eine große Menge eiserner Sachen wäre, die von den gestrandeten Schiffen herrührten. Diejenigen, welche Martin Buchert gesehen hatte, waren sehr vom Rost angefressen. So viel ich habe erfahren können, ist ein einziger silberner Löffel nach Tucopia gebracht worden, und es ist sehr zu bedauern, daß Buchert Ringe und andern Schmuck für die Insulanerinnen daraus gemacht hat. Ich besitze jetzt das Degengefäß, einen der aus dem Löffel gemachten Ringe und einige Glasperlen — als Reliquie der von dem Schiffbruche herrührenden Sachen.

Der Preuße hatte es niemals gewagt, mit den Einwohnern von Tucopia eine Reise nach Malicolo zu machen, aber der Lascar war ein oder zweimal dort gewesen; er behauptet bestimmt, Europäer gesehen zu haben, die auf der Insel Païow lebten; daß sie die Landessprache sprechen, und daß er sich mit ihnen unterhalten. Diese Menschen waren alt. Sie sagten ihm, daß sie vor vielen Jahren hier mit einem der Schiffe scheiterten, wovon sie ihm noch die Trümmern zeigten. Sie erzählten ihm auch, daß, seit ihrem Schiffbruche, kein Schiff an diesen Inseln gelandet sey; daß der größte Theil ihrer Gefährten todt sey, aber daß sie dermaaßen auf verschiedenen Inseln zerstreut worden wären, daß es ihnen unmöglich sey, mit Gewißheit anzugeben, wie viele von ihnen noch existirten.

Ich erinnere mich noch vieler andern Einzelnheiten meiner Unterhaltung mit dem Lascar und den Insulanern, welche ihre ersten Angaben sehr unterstützten; aber ich will sie hier nicht anführen, aus Furcht, daß ich Ihre Geduld bereits ermüdet habe.

Nachdem ich so viele Details gesammelt, die alle dazu dienen, die Hoffnung zu bestärken, die ich, beim Anblick des silbernen Degengefäßes mit Buchstaben, faßte, entschloß ich mich so schnell wie möglich nach Malicolo zu segeln, um selbst die Schiffstrümmern zu untersuchen und, wo möglich, die beiden Männer mit mir zu nehmen, mit welchen der Lascar gesprochen und die er für Franzosen hielt. Zu diesem Endzweck bat ich ihn, mich zu begleiten; meine Furcht einer abschläglichen Antwort aber ging in Erfüllung. Er antwortete mir, daß er auf der Insel verheirathet und mit seiner Lage zufrieden sey; daß seine Absicht wäre, den Rest seines Lebens da zuzubringen und daß weder Drohungen, noch Bitten, noch Versprechungen ihn zur Aenderung seines Entschlusses bewegen könnten; ich ging so weit, mich zu verpflichten, daß ich ihn nach Tucopia zurückbringen wolle, aber er wollte mir kein Gehör geben.

Der Preuße dagegen war des wilden Lebens müde, das er seit 14 Jahren geführt, und wünschte sehnlich, bei mir bleiben zu dürfen. Ich gewährte ihm gern seinen Wunsch und erlangte auch von einem Einwohner von Tucopia, daß er mich begleitete. Buchert befindet sich jetzt bei mir am Bord; er wird zu jeder Zeit bereit seyn, zu bestätigen, was ich so eben berichtet.

Wir segelten von Tucopia am * Mai (dieses Datum, so wie die Zahl der Reisetage, ist im Original ausgelassen) ab und hatten in ... Tagen Malicolo im Gesicht: unglücklicherweise überkam uns, eben als wir Land sahen, eine Windstille, welche sieben Tage dauerte. Meine Lebensmittel waren nun beinah erschöpft und es war unmöglich, sich Thiere auf Tucopia zu verschaffen; wir lebten vorzüglich von Kartoffeln und Bananen von Neu-Seeland. Mein Schiff, das seit langer Zeit in See war, schöpfte viel Wasser; ich hatte eine bei der Ladung interessirte Person am Bord, welche während meines Verweilens bei diesen Inseln ihr Mißvergnügen bezeugt und mir oft und hitzig einen Verzug zum Vorwurf gemacht hatte, den sie als unnütz und zwecklos betrachtete.

Aus allen diesen Gründen entschloß ich mich, obgleich mit dem größten Widerwillen, einen frischen Wind, der sich erhub, zur Fortsetzung meiner Reise zu benutzen, und, mit dem Beistande des Allmächtigen, langte ich in diesem Hafen an, nach vielen Schwierigkeiten, die mir der schlechte Zustand meines Schiffes verursachte.

VII.

Auszug aus den Berathungen des sehr ehrenwerthen Vice-Präsidenten im Conseil.

Calcutta, den 16. Nov. 1826.

Nach Ansicht

Eines Briefes des Secretairs der asiatischen Gesellschaft vom 4. d.

Eines Briefes des Doctor R. Tytler vom 6. d.

Einer Note, an den General-Secretair der Regierung gerichtet von dem ehrenwerthen Capitain Cordier, Chef der französischen Niederlassung in Bengalen, datirt vom 13. d.

Eines Briefes des Marine-Bureau's, gleichfalls vom 13. d.

Nach abermaliger Vorlesung der Berathungen vom 12. und 21. des v. M., in Betreff eines vom Capitain Dillon der Regierung gemachten Vorschlags, die Inseln von Malicolo zu durchforschen, um daselbst die den Grafen La Peyrouse Ueberlebenden aufzufinden — ist,

1) unter reiflicher Erwägung aller in vorerwähnter Correspondenz enthaltenen Umstände, der Vice-Präsident des Conseils der Meinung, daß die der Regierung von dem Capitain Dillon gegebenen Aufschlüsse hinreichend sind, um die Hoffnung zu rechtfertigen, daß, wenn sachdienliche Mittel angewendet werden, man einige gewisse Auskunft über den Verlust der von dem berühmten Grafen La Peyrouse commandirten französischen Fregatten la Boussole und l'Astrolabe, werde erhalten können, deren Schicksal bis jetzt, trotz der vielen Nachforschungen, die man seit ungefähr vierzig Jahren angestellt hat, unbekannt geblieben ist.

2) Die in dem Berichte des Capitains Dillon detaillirten Thatsachen scheinen hinlänglich bewiesen zu seyn; sie ruhen auf genüglich plausibeln Grundlagen, um glauben zu machen, daß die französischen Fregatten bei den Inseln von Malicolo zu Grunde gegangen sind; es findet sich nichts in den Daten und der geographischen Lage, was mit dem letztern, auf dem von La Peyrouse eingeschlagenen Wege, eingezogenen Erkundigungen unvereinbar wäre, und es ist besonders zu bemerken, daß das im Besitz des Capitains Dillon befindliche Degengefäß von französischen Offizieren untersucht worden ist, die es in Form und Arbeit für ein solches anerkannt haben, wie die Marine-Offiziere ihrer Nation zu der vermuthlichen Epoche des Schiffbruches von La Peyrouse trugen: sie meinen auch, nach der Untersuchung der darauf eingegrabenen Züge, welche die Anfangsbuchstaben dieses unglücklichen Befehlshabers darzustellen scheinen, daß dieser Degen ihm wahrscheinlich gehört habe.

3) Es scheint überdieß, nach den andern Theilen des Berichts des Capitains Dillon, daß man wenigstens voraussetzen könne, daß noch einige Individuen von der Mannschaft der bei den Inseln von Malicolo gescheiterten Schiffe am Leben sind, sey es, daß sie zu denen von La Peyrouse befehligten Schiffen gehört haben oder von andern gestrandeten Schiffen herrühren.

4) In Hinsicht auf die oben angeführten Umstände, auf die von den französischen Autoritäten ausgedrückte Besorglichkeit, daß die Untersuchung fortgesetzt werde, und auf das hohe Interesse, welches das Schicksal von La Peyrouse immer in Europa erweckt — zweifelt Se. Herrlichkeit (der Vice-Präsident des Conseils) nicht, daß der ehrenwerthe Hof der Directoren alle, eine vernünftige Hoffnung des Erfolges darbietende Maaßregel billigen werde, die die Regierung nehmen könnte, um das Schicksal der zwei französischen Fregatten kennen zu lernen und alle die Menschen, die diesen Schiffbruch überlebt haben, aufzufinden und ihrem Vaterlande wiederzugeben.

5) Se. Herrlichkeit beschließt demnach, in Folge der Anempfehlung des Büreaus der Marine, daß das Compagnie-Schiff la Recherche sofort auf die vorgeschlagene Weise ausgerüstet und unter den Befehl des Capitains Dillon gestellt werde; daß er seine Richtung nach den Inseln von Malicolo nehme auf dem Wege und mit den Instruktionen, die ihm werden vorgeschrieben werden; und daß er durch alle möglichen Mittel versuchen möge, alle Umstände völlig aufzuklären, die sich auf den Untergang zweier Schiffe beziehen, woron er in seinem Berichte gesprochen, und alle Personen von der Mannschaft dieser Schiffe aufzusuchen, die noch am Leben seyn möchten.

6) Das Bureau der Marine soll eingeladen werden, den Entwurf der Instruktionen, mit welchen den Capitain zu versehen dasselbe für nöthig erachten wird, zu redigiren und ihn der Regierung zur Genehmigung vorzulegen. Nach der Erfahrung die der Capitain Dillon von den Sitten und Gebräuchen der Insulaner der Südsee gemacht hat, ist es gewiß, daß man vieles seinem Urtheile überlassen muß und Se. Herrlichkeit zweifelt nicht, daß er die ihm anvertraute wichtige Mission mit aller erforderlichen Klugheit, unbeschadet des Eifers und der Energie, welche die Umstände erfordern können, ausführen werde.

7) Der Vice-Präsident ist völlig der Meinung des Marine-Bureau's, daß ein Offizier in der Eigenschaft als Naturhistoriker und Mineralogist der Expedition beigesellet werden solle, der zugleich der Mannschaft als Arzt dienen könnte.

In Folge dessen gefällt es Sr. Herrlichkeit zu beschließen, daß der Doctor R. Tytler, Wundarzt dieser Niederlassung, der einen lobenswerthen Eifer bewiesen hat, seine Dienste bei dieser Gelegenheit anzubieten, an dieser Expedition in den genannten Eigenschaften Theil nehme.

8) Der Capitain Dillon wird alle vorzunehmenden Operationen leiten, wenn die Recherche am Orte ihrer Bestimmung angekommen seyn wird. Da nun der Capitain Dillon, als Oberbefehlshaber des Schiffes und Director aller mit den Einwohnern der Inseln anzuknüpfender Verhältnisse vollauf zu thun haben wird; so soll, außer der Pflicht, ein genaues und ausführliches Journal über alles zu halten, was sich auf Naturgeschichte und Mineralogie und im allgemeinen auf jede Gattung von Wissenschaften bezieht, dem Doctor Tytler auch noch nebenbei die Verbindlichkeit aufgelegt werden, ein besonderes und vollständiges Tagebuch über alle Ereignisse und alle Erfahrungen zu führen, die sich auf den Hauptgegenstand der Expedition beziehen. Se. Herrlichkeit hegen das Vertrauen, daß der Doctor Tytler diese neuen Verpflichtungen mit Vergnügen übernehmen und sie mit Eifer erfüllen wird.

9) Das Marine-Bureau soll gebeten werden, eine Person zu wählen und der Regierung zur Ernennung vorzustellen, die fähig sey, als Zeichner der Expedition beigegeben zu werden, und zugleich die dem hierzu bezeichneten Individuo zu bewilligende Besoldung in Vorschlag zu bringen.

10) In Betracht auch der ängstlichen Theilnahme, die die Offiziere der französischen Regierung an dem Ausgange der gegenwärtigen Expedition empfinden müssen, befiehlt Se. Herrlichkeit, daß bei dem Capitain Cordier, Chef der französischen Niederlassungen in Bengalen, angefragt werde, ob er wünsche, daß einer seiner Landsleute die Expedition begleite? und wenn der Capitain Cordier zu diesem Zwecke ein Individuum bezeichnet, so wird Se. Herrlichkeit weitere Verfügung treffen, daß er am Bord der Recherche einen angemessenen Platz erhalte.

11) Das Marine-Bureau wird autorisirt, sich mit dem Capitain Dillon einzuverstehen und unmittelbare Maaßregeln zu nehmen, die Recherche mit denen Lebensmitteln, Waffen und Munition zu versehen, die sie für nöthig halten werden. In Betracht auch, daß der Capitain Dillon wahrscheinlich acht bis zehn Monate zu diesem Dienste verwendet werden wird, autorisirt Se. Herrlichkeit die Auszahlung von 6000 Rupien, als Preis seiner Dienste, wie das Marine-Bureau für ihn in Vorschlag gebracht hat; die Hälfte dieser Summe soll ihm im Voraus bezahlt

werden. Das Marine-Bureau wird gleichfalls autorisirt, die im letzten Paragraphen seines Briefes vom 13. d. bezeichneten Individuen, nach denen darin angegebenen Gehalten, bei der Expedition anzustellen.

12) Se. Herrlichkeit verordnet noch außerdem, daß das Marine-Bureau vom Capitain Dillon ein detaillirtes Verzeichniß der Gegenstände verlange, die er mit sich nehmen zu müssen glaubt, um damit Geschenke an die Eingebornen der Inseln von Malicolo zu machen, oder sie gegen Lebensmittel auszutauschen oder damit auf sonstige Weise den Erfolg der Expedition zu erleichtern: diese Sachen sollen vom Capitain Dillon gewählt werden und das Marine-Bureau wird autorisirt, zum Ankauf derselben eine, 2000 Sicca-Rupien nicht übersteigende, Summe zu verwenden.

13) Se. Herrlichkeit weist dem Doctor Tytler, vom 1. des künftigen Monats, einen Gehalt von 800 Rupien monatlich an, der dann an die Stelle jeder andern Besoldung und Einnahme treten soll, auf welche er als Militair-Wundarzt Anspruch machen könnte.

Eine Abschrift des gegenwärtigen Beschlusses soll dem Capitain Cordier, dem Marine-Bureau, dem Capitain Dillon und dem Doctor Tytler zugeschickt werden.

Eine Copie desselben soll auch der asiatischen Gesellschaft, in Antwort auf den Brief ihres Secretairs vom 4. d. zugesendet werden.

Endlich soll auch ein Auszug dieses Beschlusses (§. 7. und 13.) an das Militair-Departement geschickt werden, damit es die nöthigen Befehle hinsichtlich des Gehalts des Doctors Tytler ertheilen könne. Es soll ihm auch noch eine Abschrift des Briefes des Marine-Bureaus vom 13. d. mitgetheilt und ein Auszug (§. 5. 11. 12. 13.) den Auditoren der Marine- und Civil-Bureaus zugefertigt werden, um ihnen zur Einsicht und zur Richtschnur zu dienen.

VIII.

An den sehr ehrenwerthen Capitain Cordier, Chef der französischen Niederlassungen in Bengalen.

Fort William, den 16. November 1829

Mein Herr! In Antwort auf die Frage, welche unser General-Secretair, vom 13. d. datirt, die Ehre gehabt hat, von Ihnen zu erhalten, haben wir das Vergnügen, Ihnen eine Abschrift des am heutigen Tage von dem Conseil gefaßten Beschlusses der unmittelbaren Absendung der Recherche, zuzuschicken, eines Compagnieschiffes, welches, unter dem Befehl des Capitains Dillon, nach den Inseln von Malicolo segeln wird, um alle möglichen Erkundigungen über den Schiffbruch der beiden Fahrzeuge einzuziehen, von denen man vermuthet, daß sie die Boussole und Astrolabe, vom Grafen La Peyrouse befehligt, gewesen seyen.

Wir zweifeln nicht, mein Herr, daß der Gegenstand dieser Expedition, worüber Sie im Anschluß nähere Details finden, von Frankreich und seiner Regierung mit dem lebhaften Interesse werde betrachtet werden, welches das noch ungewisse Loos Ihres berühmten Landsmanns seit so langer Zeit erweckt hat. Wir haben allen Grund zu der Hoffnung, daß auf den Inseln von Malicolo noch einige Franzosen leben. Obgleich ein Aufenthalt von vielen Jahren und daselbst geschlossene Verbindungen sie wohl bestimmen könnten, jene Inseln nicht zu verlassen, so hoffen wir dennoch, daß der natürliche Wunsch der Rückkehr ins Vaterland noch durch die Gegenwart eines ihrer Landsleute vermehrt werden wird, der in ihrer Landessprache zu ihnen reden und ihnen die Ereignisse mittheilen kann, die seit ihrem Schiffbruche sich in Europa zugetragen haben.

Diese Betrachtungen haben uns, wie Sie bemerken werden, auf die Ueberzeugung geführt, daß, wenn ein Franzose den Wunsch ausdrückte, an dieser Expedition Theil zu nehmen, er ohne Verzug Ihre Erlaubniß und Zustimmung erhalten würde; und wenn wir, durch dieses Anerbieten, Ihren Wünschen entgegengekommen sind, so erlauben Sie uns die Versicherung, daß wir uns glücklich schätzen werden, die nöthigen Befehle zu geben, damit die Person, die Sie ernennen werden, am Bord des vom Capt. Dillon befehligten Schiffes, das wahrscheinlich gegen den 15. k. M. unter Segel gehen wird, eine angemessene Behandlung finde.

Inzwischen glauben wir Ihnen bemerken zu müssen, daß diese Person nur als einfacher Passagier und als Gast des Capitains Dillon betrachtet werden wird.

Erlauben Sie uns schließlich, mein Herr, Ihnen unsere aufrichtigsten Wünsche dafür auszudrücken, daß der wichtige Zweck der Expedition des Capitains Dillon schnell und mit Erfolg erreicht werde.

Wir haben die Ehre ꝛc.

Unterz.: Combermeer und J. A. Harington.

Zurücknahme des französischen Preßgesetzes.

Der König von Frankreich hat den jetzt alle Geister in Bewegung setzenden, man kann fast sagen berüchtigten, Entwurf des neuen Preßgesetzes, der in der Deputirtenkammer bereits durchgegangen war, aber in der Pairskammer wohl bedeutenden Widerstand erfahren haben dürfte, zur allgemeinen Freude der Pariser, aller Franzosen und wohl der Mehrheit in allen civilisirten Ländern — zurückgenommen.

Der Courrier, in einem langen triumphirenden Aufsatze, mißt das Hauptverdienst von diesem Ereigniß der Festigkeit und patriotischen Gesinnung der Pairskammer bei, huldigt dem König, daß er die Stimme des Volkes erkannt und erhört habe und wirft beiher die Vermuthung hin, daß die neueste Ministerwahl in England wohl auch zu diesem erfreulichen Resultate beigetragen haben könne. Daß es den französischen Ministern, besonders Herrn Peyronnet, übel zum Schlusse ergehen, bedarf wohl kaum der Bemerkung.

Ein anderes französisches Blatt vom 18. April sagt Folgendes über dieses wichtige Ereigniß: „Eine einzige Zeile der gestrigen Etoile hat Freude in ganz Paris verbreitet und die Unruhe gestillt, die so viele Artikel dieses nämlichen Blattes erweckt hatten. Diese Zeile umfaßt die glücklichst vollendete und die beredt-kürzeste Phrase in sich, die seit langer Zeit geschrieben worden ist; sie lautet also: „Der Gesetzentwurf über die Polizei der Presse ist zurückgenommen." Die Ordonnanz, unterzeichnet: Karl, die diese wichtige Phrase enthält, ist contrasignirt von dem Grafen von Peyronnet. —

„Sobald die Nachricht von der Zurücknahme des Gesetzes bekannt wurde, illuminirten die Buchhändler Ambroise Dupont und Santelot ihre Häuser: alle ihre Collegen ahmten bald ihr Beispiel nach. Lampen glänzten an den Fenstern der Gelehrten und an den Thüren der Drucker. Die Erleuchtung gestern Abend war freiwillig und fast allgemein; die Läden in allen Quartieren waren illuminirt. Die Zeichen der öffentlichen Freude werden sich aber nicht darauf allein beschränken: man kündigt für den heutigen Abend schönere Erleuchtungen an, als diejenigen gewesen, die die Verwerfung des Gesetzes über das Recht der Erstgeburt feierten."

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 180 Hamburg, Sonnabend den 28. April 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Die Lage Englands.

(Beschluß.)

Merkwürdig ist die gegenwärtige starke Ausbreitung der Literatur und Ausbildung. Dieses ist eine Sache von hoher Wichtigkeit. Die literarischen Kenntnisse nützen einer Nation nur, wenn sie recht ausgebreitet sind. Ist nur eine einzige Classe gut unterrichtet, so ist dieses dem Volke eher schädlich als heilsam, indem diese ihr Uebergewicht dann fast immer zu seiner Unterdrückung mißbraucht; wenn aber die politischen und moralischen Wissenschaften, und die Kenntniß dieser natürlichen Agenzen, die von so großem Nutzen seyn können, jedermann zugänglich gemacht werden, so muß sich das Geschick des Volkes im Allgemeinen bessern. Wir haben in dieser Beziehung schon große Schritte gemacht. Die Mehrheit der neuen Generation kann lesen. Das ist ein erster sehr wichtiger Schritt, denn durch Bücher verbreiten sich die Kenntnisse. Der nächstfolgende besteht darin, dem Volke die Bücher zugänglich zu machen; und auch in dieser Hinsicht dürfen wir uns Glück wünschen zu dem, was schon geschehen ist. Die jüngst geschaffenen Handwerksschulen vervielfältigen sich täglich mehr und mehr und alles zeigt ihren anerkannten Nutzen für diejenigen, wofür sie angelegt worden, an. Von jetzt an binnen Kurzem dürfen wir hoffen daß die Städtebewohner, selbst aus den ärmsten Classen, die Mittel zur Erwerbung aller ihnen nöthigen Kenntnisse haben werden. Schwerer möchte es halten sie unter der Ackerbau treibenden Bevölkerung zu verbreiten und dieser das Lesen und den Geschmack daran beizubringen. Früh oder spät wird jedoch das Beispiel der Städte auf das Land einwirken, und dieses um so mehr da ihre Berührungen von Tag zu Tage häufiger und inniger werden. Die unmittelbare Nähe der in den Landbau treibenden Cantons belegenen Städte, wird zur Verbreitung der Kenntnisse in der Umgebung beitragen, und diese werden sich dann weiter und weiter fortpflanzen. Ist erst einmal der Geschmack am Lesen da, so ist man auch schon auf die Mittel, ihn zu befriedigen, bedacht.

Die Ausbildung der mittleren Classe ist nicht minder wichtig als die der niederen. Diese Classe wird täglich zahlreicher unter uns und gewichtiger. Selbst ihre Oberen haben schon seit lange erklärt, sie sey der Stolz der Nation und man treffe bei ihr die achtungswerthesten Eigenschaften des englischen Charakters vereinigt an. Die Urheber des Projekts, in London eine Universität zu begründen, haben sich zuerst damit beschäftigt, ihr die Aufklärung und den hohen Grad von Belehrung beizubringen, vermittelst welcher man am verständigsten alles das beurtheilen kann, was das Wohl oder Weh des Einzelnen, der Familie und des Staates betrifft. Gewiß, die Ausbildung einer so interessanten Klasse der Nation, die uns schon so viele Dienste geleistet hat und uns wenn bei der Entwickelung ihrer Intelligenz noch viel mehr leisten kann, ist es wohl werth unsre Aufmerksamkeit zu fesseln. Wie sehr sie vernachlässigt gewesen, davon hat man keinen Begriff. Die meisten Individuen dieser Klasse haben keine andern Kenntnisse, als die allgemein unter dem Volke verbreiteten, nämlich: des Lesens, Schreibens und Rechnens. Sie haben einen unbezwinglichen Widerwillen gegen alle Art des Lesens, selbst des Frivolsten, und nichts ist seltener als unter ihnen jemand anzutreffen der sich eines ernsten Studiums befleißigt, wodurch er seine Geisteskräfte erweitern kann. Die Londener Universität wird mächtig dazu beitragen, diesem Scandal ein Ende zu machen.

Außer der Bildung einer Universität in London hat sich die Macht, welche die öffentliche Meinung gewinnt, noch in andern Zeichen ausgesprochen. In dieser Beziehung scheint uns nichts der Aufmerksamkeit würdiger zu seyn, als das jüngst in Vorschlag gebrachte Billigkeits-Uebereinkommen. *) Wie sehr man diesen Antrag auch verschleiert hatte, so lief doch alles darauf hinaus, die mit den Staatsgläubigern eingegangenen Verpflichtungen hintansetzen zu wollen und ihnen weniger zu zahlen, als was man ihnen schuldig war.

Hätte ein Antrag dieser Art eine gute Aufnahme gefunden, so würden wir darin ein schlimmes Zeichen gesehen haben und unsre Vorstellung von den moralischen und geistigen Fortschritten der Nation würde sehr herabgestimmt worden seyn. Dem ist jedoch, dem Himmel sey Dank! nicht also gewesen, und der öffentliche Unwille, den dieses strafbare Project erregte, hat uns in der guten Meinung bestärkt, die wir von der Mehrheit unsrer Mitbürger hatten.

Dieses Planes hat sich ausschließlich die Classe zu rühmen, die gleichzeitig im Besitz der Grundstücke und der gesetzgebenden Macht ist, und es ist ein merkwürdiger Beweis des schädlichen Einflusses, den die stete Handhabung der Gewalt auf die Moralität von Einzelnen ausübt. In einer so aufgeklärten Zeit als die unsrige, hätte keine andre Classe einen ähnlichen Antrag gewagt, denn nur sie nimmt es sich heraus, alles das, was ihr von Nutzen ist, als moralisch, und alles, was ihrem Interesse entgegen steht, als sträflich anzusehen. Wenn Moral und Ausbildung des Geistes die kostbarsten Güter des Menschen sind, wie höchst vortheilhaft müßte da nicht eine Radical-Reform des Parlaments selbst für die Aristokratie seyn?

Ein junger, zu großen Hoffnungen berechtigender Gutsbesitzer, auch von liebenswürdigem Character, hat ein Pamphlet im Druck herausgegeben, in welchem er den Beweis zu führen sucht, es sey recht, die Staatsgläubiger um einen Theil dessen zu bringen, was man ihnen

*) Unter dem Vorwande, die Staatsanleihen im letzten Kriege seyen von den Contrahenten in entwertheten Valuten beschafft worden, hatte man darauf angetragen, die derartigen Forderungen in einem, der muthmaaßlichen Entwerthung angemessenen Verhältnisse herunterzusetzen.

schuldig ist. Sir James Graham, so heißt er, soll ein ganz rechtlicher Mann seyn; das ist nun so sehr befremdend nicht, denn auch viele andere unter den Privilegirten handeln in ihren Privatverhältnissen streng rechtlich, während sie in den Handlungen ihres öffentlichen Lebens allen Sinn für Gerechtigkeit und Moral verloren zu haben scheinen. Sir James ist viel weiter gegangen als die andern und möchte, daß die Maaßregel den Eigenthümern gleichzeitig directe und indirecte Gewinn brächte. Dem gemäß thut er den Vorschlag, die, zweien verschiedenen Gläubiger-Classen schuldigen Interessen zu reduciren, und zwar die derjenigen, die der Regierung, und die derer, die den Grundeigenthümern geliehen haben.

Der ganze Bau der Gründe von Sir J. Graham beruhet auf der Veränderung, die sich in dem Werthe der Tauschmittel zugetragen hat. Die erste Veränderung trat ein nach der eingestellten Baarzahlung, im Jahr 1797. Man gab eine solche Menge Papiere aus, daß der Werth der Tauschmittel dadurch wesentlich verändert ward. Der Staatsgläubiger fand sich dergestalt bedeutend beeinträchtigt, denn er erhielt weniger, als was er zu fordern hatte. Trugen nun die Grundeigenthümer, die die Mehrheit im Parlamente bilden, wohl auf eine Entschädigung der Rentenire für den Verlust an, den diese erlitten? Keineswegs, denn sie rührt nur das eigne Interesse, eine Moral, die überall auf der Welt für die Mächtigen und Starken gilt.

Während der Zeit des Sinkens wurden große Anleihen gemacht und diese in entwertheten Valuten geleistet. Bei wieder aufgenommener Baarzahlung wurden die Interessen der Schuld in Valuten bezahlt, die im Steigen waren und folglich mehr repräsentirten, als diejenigen, aus welchen das dargeliehene Capital bestanden. Darauf gründen die Eigenthümer nun das Verlangen, die Interessen der öffentlichen Schuld 30 pCt. herunter zu setzen.

Wenn wir aber erstens von den während der Entwerthung aufgenommenen Anleihen das Aequivalent der seitdem für die Tauschmittel eingetretenen Steigerung abziehen, so müßten nothwendig, nach gleichen Grundsätzen, die älteren Gläubiger entschädigt werden, die zur Zeit der Entwerthung weniger empfangen haben, als was man ihnen schuldig war.

Es besteht aber noch eine andre höchstwichtige Berücksichtigung, wenn man nicht etwa den Grundsatz aufstellen will, die Regierung sey des Worthaltens und der Gerechtigkeit überhoben und diese nur für das Volk bindend. Die, während der Entwerthungszeit gemachten Anleihen geschahen unter freier Concurrenz, waren folglich so vortheilhaft, als sie es unter den Umständen des Augenblicks seyn konnten. Hätte ein einziger der günstigen Umstände gefehlt, so würden die Bedingungen der Anleihe weniger vortheilhaft für die Regierung gewesen seyn, so wie umgekehrt vortheilhafter bei einer Mehrzahl solcher Umstände.

Zu der Zeit, wo die fraglichen Anleihen contrahirt wurden, erließ das Parlament eine Acte, die nicht als eine Lockspeise, sondern als eine gesetzliche Verfügung von höchster Wichtigkeit angesehen wurde; diese Acte besagte, die Baarzahlungen sollen sechs Monate nach beendigtem Kriege wieder begonnen werden. Es ist außer Zweifel, daß diese Zahlungen eben sowohl eine Bedingniß des Anleihegeschäfts waren, als der Belauf der, für die hergegebenen Fonds verheißenen Rente. Es ist folglich gänzlich falsch, wenn man sagt, die Eigenthümer dieser Renten dürften deren vollen Belauf nicht in Valuten erhalten, die sich so bedeutend gehoben hätten, weil das factisch eine Clausel des Handels war. Das, sogenannte billige Arrangement, wäre also genau genommen eine wahre Beraubung gewesen, was auch selbst der größere Theil seiner Anhänger implicite zugeben mußte. Sie sagten im Parlament, es sey traurig, daß man dazu schreiten müsse, aber die Noth kenne kein Gebot, und dann setzten sie in dem barbarischen Kauderwelsch unsers alten Rechts hinzu: nemo tenetur ad impossibile.

In dieser Sprache liegt ein sonderbares Gemisch von Dummheit und Grausamkeit. Man schlägt in einer Zeit des Friedens, inmitten einer tiefen Ruhe, eine ausgedehntere Confiscation vor, als irgend eine derjenigen, die von den verhaßtesten Tyrannen oder von den entgegengesetzten Factionen in der hitzigsten Wuth des Bürgerkrieges vorgenommen worden ist. Heutzutage theilet sich der jährliche Ertrag des Landes, den Lohn der Arbeiter abgerechnet, in ungleiche Portionen zwischen den Eigenthümern, den Capitalisten und den Staatsgläubigern. Was verhindert es nun, daß eine solche Vertheilung nicht immer statt findet? Ists nicht augenfällig, daß man, durch die Annahme des in Vorschlag gebrachten Gesetzes, die eine Classe nur zu Grunde richten würde, um die beiden andern zu bereichern?

Was diesen Antrag noch gehäßiger macht, als er es schon von Natur ist, das ist der Umstand, daß diejenigen, die vorgeben, es sey ihnen und dem Staate unmöglich, ihre Schulden zu bezahlen, sich stets kostspieligen Extravaganzen hingeben. Ehe man diese Unmöglichkeit anerkennt, müßten alle Sinecuren abgeschafft, der Gehalt der zu theuer bezahlten Stellen heruntergesetzt, die übermäßig ausgedehnten Etablissements reducirt werden. Die Armee, das Artillerieweſen und die Marine müßten nur ein Theil dessen seyn, was sie jetzt sind. Wahrlich, Reformen der Art würden der Aristokratie mehr thun, als die volle Zahlung ihrer Schulden und die des Staates. Aber wir haben der Hülfsmittel ja noch mehrere, zuerst die Krongüter, die man bis auf den letzten Acker, die letzte Ziegel verkaufen müßte. Wir haben ferner die Zehnten und das Kirchen-Eigenthum, die zur Bezahlung der Staatsschuld verwandt werden könnten. Endlich müßte der Thron selbst sich eines Theiles seines Glanzes begeben, um den Staat vor der Schande und dem Skandal eines Bankerotts zu retten.

Wie geneigt auch diejenigen, die seit lange die Macht in Händen haben, seyn mögen, sich von ihrem Interesse blenden zu lassen, so liegt doch in der Verachtung, welche unsre Aristokratie bei dieser Gelegenheit für die Eigenthumsrechte an den Tag gelegt hat, etwas, was unsre Aufmerksamkeit einen Augenblick in Beschlag zu nehmen verdient.

Ein Jeder, der die jetzige Lage des Landes und die Veränderung betrachtet, die im öffentlichen Geiste vorgeht, kann es nicht bezweifeln, daß, binnen kurzer Zeit, sich große Modificationen in der Verwaltung des Königreichs ereignen müssen. Diese Veränderungen werden so bedeutende Interessen berühren, daß sie sich nicht ohne einen mehr oder minder heftigen Kampf denken lassen. Unter solchen Umständen nun ists von höchster Wichtigkeit, daß die Eigenthumsrechte als unverletzlich angesehen werden. Der Unbestand dieser Rechte erschwert den Uebergang von einer Regierungsform zur andern am allermeisten: das englische Volk hält sie im Allgemeinen sehr heilig; wenn aber die Aristokratie einen bedeutenden Theil unsers Eigenthums zu ihrem Vortheil confiscirt, so mag sie darauf gefaßt seyn, daß dieses die Idee zu einer andern Confiscation anregt, wovon sie den Schaden haben wird, sobald sie nicht mehr das Monopol der Macht hat; und wahrscheinlich wird man ihr dann das Uebel reichlich vergelten, was sie uns angethan hat.

Indem wir diesen Artikel schließen, sehen wir mit Leidwesen, daß uns kaum noch so viel Raum bleibt, um noch einige Worte über einen andern, ebenfalls sehr wichtigen Gegenstand zu sagen. Es hat ein neuer Zeitabschnitt für unsre Gesetzgebung begonnen. Noch vor wenigen Jahren würde man einen Engländer als Verräther an seinem Lande angesehen haben, der es gewagt hätte, die Güte der Civil- und Criminal-Gesetze in Zweifel zu ziehen, die es regieren; jetzt aber finden alle

Gerichten, wo ihnen Gerichtsmediginen aufgetragen, eine gar große Verlegenheit. Denn wenn sie sie gut, wie es die Wissenschaft erheischt, machen wollen, so sind sie oft genöthigt, ein ungeheures Zeitquantum darauf zu verwenden, und dieß ist ihnen nicht immer möglich.

Es giebt Aerzte, welche sich mit der Praxis der Medizin begnügen, und die Naturlehren selbst zum bloßen Nebenwerke machen, wenn sie ihnen nicht gerade Gelegenheit geben, sich in ihrer Praxis auszuzeichnen. Diese sind meistens unwissende Aerzte, die sich durch Empirie, oder durch Anwendung einer so mühsamen, als unsichern Methode, durch Versuche und Irrthümer, durch Beobachtungen, die sie machen, durch Erfahrungen, die sie sammeln, eine Praxis bilden, die sie in Ansehen setzt. Diese Aerzte sind es, welche sich mit Recht über die Theorie beklagen, und sie für unnütz halten, weil sie sie nicht kennen, und weil sie sie nicht studirt haben. Sie

von Krankheiten befördern. Manche Mütter wollen die Uebel, die durch ihre eignen Fehlgriffe und Unregelmäßigkeiten erzeugt werden, der Natur zur Laſt legen und meſſen die Grämlichkeit und die Reizbarkeit ihrer Kinder einer angebornen Stimmung bei; wenn es aber auch nicht zu läugnen iſt, daß einige Individuen mit einer größeren Empfänglichkeit für nervöſe Eindrücke auf die Welt kommen, als andere, ſo iſt's doch auch gewiß, daß ſolche, durch eine wohlgeordnete Fürſorge und durch eine methodiſche Lebensordnung des Kindes zu mäßigen iſt. Eine Mutter, die ihrem Kinde ſtündlich, oder ſo oft es ſchreiet, die Bruſt giebt, ohne, wenn ſie zu Hauſe iſt, ſich an eine beſtimmte Zeit zu binden, darf ſich nicht verwundern, ihr Kind, wenn ſie es Geſchäfte oder ihres Vergnügens halber auf mehrere Stunden verlaſſen hat, faſt außer ſich vor Schreien — das einzige, wodurch es, was ihm fehlt, kund zu geben vermag — wieder vorfindet; auch wäre es dann nichts Außerordentliches, wenn dem augenblicklichen Fieber, das dieſer Zuſtand der Reizbarkeit erregte, der Ueberladung des Magens, die eine Folge der gierigen Befriedigung des ausgehungerten Kindes war, und dem erhitzten Zuſtande des Organs, das die Nahrung liefert, Krankheit und eine Reihe der bedenklichſten Uebel folgte. Eine regelmäßige Lebensordnung in der Kindheit iſt folglich in Bezug auf die phyſiſche Kraft und das Temperament des Kindes höchſt wichtig, trägt überdem auch nicht wenig zum Wohlſeyn und zur Bequemlichkeit der Mutter bei. Wie wenig Mühe verurſacht die Pflege eines Kindes, deſſen Schlafzeit, Bewegung, Reinigung und Fütterung an beſtimmte Stunden gebunden iſt, im Vergleich mit einem andern, das von Eigenſinn und Zufälligkeiten abhängig iſt. Für den erſteren Fall weiß die Mutter, welche Zeit ſie ungehindert ihren Beſchäftigungen oder Vergnügungen widmen kann, in dem andern aber muß ſie immer um ihr Kind, und entweder deſſen Sclavin, oder gegen ſein Wimmern gleichgültig ſeyn; letzteres kömmt jedoch glücklicherweiſe ſelten vor, denn welche Schwächen das weibliche Geſchlecht auch ſonſt haben mag, ſo giebt es doch das Muttergefühl nicht zu, das eigne Kind erbarmungslos leiden zu ſehen; und wo könnte es auch wohl anders Troſt finden, als an dem Buſen, der die Quelle ſeiner Nahrung, das Ruhekiſſen ſeiner kleinen Sorgen iſt.

Ueber die Gränzen, bis wie weit den Neigungen eines Kindes nachzuſehen iſt. Bei der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes, erheiſcht die Beſchaffenheit dieſer Verſuche, daß ich zuvor erkläre, daß ſich meine Betrachtungen nur auf den phyſiſchen Einfluß dieſes Zweiges der moraliſchen Leitung auf die Geſundheit und die körperlichen Kräfte der Kinder erſtreckt. Nicht ungewöhnlich iſt die Bemerkung, daß das Leben ſo viel Elend mit ſich bringt, daß man deſſen Morgen nicht durch eine Schmälerung der Vergnügungen umwölken ſollte, die mit dem Kindesalter verknüpft ſind; daß man den Launen und Capricen der Kinder freien Lauf laſſen ſollte, und daß Beſchränkungen und Strafen unverträglich ſeyen mit dieſem Abſchnitt des Lebens. Zugeben muß man allerdings, daß es grauſam ſeyn würde, die Ueberſchwenglichkeit der Freude, die das natürliche Loos dieſes Alters iſt, zu hemmen; wo, wie in den Jahreszeiten der Frühling, Alles Hoffnung, Blüte, Sonnenſchein iſt: doch iſt es gleichzeitig nöthig, bei ſolcher Nachſicht eine Scheidelinie zu ziehen, zwiſchen wahren und ächten Freuden und ſolchen, die erkünſtelte Wünſche bilden und nähren und, wenn ihre Befriedigung unmöglich iſt, nur unglücklich machen. Da Kinder ſammt und ſonders Kreaturen der Gewohnheit ſind, ſo kann eine moraliſche Leitung früh genug bei ihnen ſtatt finden, ohne den natürlichen Character zu beeinträchtigen, und ſie können ſo gegen manche Sorgen und Gefahren geſchützt werden, die für die phyſiſche Geſundheit aus Temperament und geiſtiger Reizbarkeit erwachſen. So wird, wie ich es ſchon geſagt habe, bei einer Gewöhnung an Regelmäßigkeit im zarteſten Alter, dem Kinde Geduld faſt zur andern Natur werden; eben ſo wird, wenn man nicht jedem Willen fröhnet, wie ſchmerzlich dem Kinde auch anfangs die Verſagung ſeyn mag, dieſes doch ein höchſt befriedigendes Reſultat herbeiführen und den Aeltern manchen Kummer, dem Kinde manche Züchtigung erſparen. In der Kindheit, wie im reiferen Alter, gebiert die Befriedigung aller Wünſche nur immer neue Bedürfniſſe; es tritt dann eine kränkelnde Empfindlichkeit ein, welche die unbedeutendſten Kleinigkeiten zu Quellen wirklichen Elends macht. Das iſt beſonders der Fall bei Kindern, die ihre Gefühle und Wünſche noch nicht durch die Sprache ausdrücken können; denn bei dieſen erzeuget eine Nichtbefriedigung oft einen Ausbruch von Zorn und Leidenſchaft, der ihnen das Blut zu Kopfe treibt und einen Schlagfluß, oder, durch Entzündung der Gehirn-Membranen, Waſſer im Kopf herbeiführen kann. Gerade die lebhafteſten und geiſtbegabteſten Kinder ſind am meiſten ſolchen Paroxismen unterworfen: deshalb iſt es die Pflicht aller Aeltern, die ſelbſtſüchtigen Wünſche ihrer Sprößlinge bei Zeiten zu unterdrücken, ihre Kinder ſchon früh daran zu gewöhnen, daß ſie Alles ſehen können, ohne zu glauben, ſie müßten es ganz oder theilweiſe beſitzen, und daß ſie nicht nach Dingen trachten, die ihnen nicht geboten werden. Von Natur ſind die Kinder großmüthig; Egoismus iſt nur eine Folge übertriebener Nachgiebigkeit; er macht, läßt man ihm Raum, das Temperament reizbar, wodurch das Nervenſyſtem in Unordnung gebracht wird, was denn, indem ſich ſolches den Lungen, dem Magen und den großen Abſonderungs-Organen des Körpers mittheilt, die Verrichtungen des Athmens, der Verdauung und der Aſſimilirung ſtört, folglich nothwendigerweiſe Krankheiten erzeugt. Ein Kind alſo, dem allzu ſehr gewillfahret wird, lebt entweder in einem Zuſtande nervöſer Aufreizung — die, durch ihre Wirkung aufs Gehirn, früher oder ſpäter Hypochondrie herbeiführen, und, wo eine Prädispoſition dazu vorhanden iſt, in Wahnſinn endigen kann — oder es lebt in einem Zuſtande fieberhafter Reizbarkeit, die, indem ſie die geſunden Verrichtungen der anderen Theile der thieriſchen Oeconomie ſtört, organiſche Uebel entſtehen macht, welche aller Medicin Trotz bieten und entweder tödlich enden oder auch das Leben nur in einen Zuſtand fortwährenden Leidens verkehren.

Aber, dürfte man fragen, wie kann, da bei Kindern unter einem gewiſſen Alter nichts durch Gründe auszurichten iſt, eine moraliſche Leitung begonnen und durchgeführt werden, ohne durch ſteten Zwang und Strafe einen Grad geiſtiger Aufregung zu erzeugen, der jenem aus zu großer Nachſicht entſprungenen ähnlich iſt? Darauf erwiedere ich, daß, wo gleich im Anfang ein vernünftiges Syſtem befolgt wird, weder Zwang noch Strafen noth thut; denn Zwang findet nur da ſtatt, wo bereits zur Gewohnheit gewordene Irrthümer zu beſſern ſind, und Strafen ſollen nur dienen, um die Wiederholung von Fehlern zu verhindern, die zu Laſtern und ſpäterer Infamie führen könnten. Zu große Nachſicht iſt verderblich, doch ſoll man, um ſie zu vermeiden, nicht in ein entgegengeſetztes Extrem verfallen:

Dum vitant stulti vitia, in contraria currunt.

Beides unnöthig zu machen, das iſt der große Zweck der moraliſchen Leitung, und der erſte Schritt dazu beſteht darin, die Aeltern zu überzeugen, daß es gar nicht nöthig iſt, den Sinnen der Kinder immer zu ſchmeicheln. Der Neugierde muß man, da ſie ohne Zweifel der große Canal iſt, durch welchen der Geiſt mit Kenntniſſen bereichert wird, Spielraum laſſen; wenn aber einem Kinde die Erlaubniß gegeben wird, mit den Dingen um ihn her nach Belieben zu ſchalten, ſo muß die Erlaubniß in einer Art ertheilt werden, die es ihm bemerklich macht, daß ſolche für ihn eine Vergünſtigung, aber keineswegs ein Recht ſey. Der ſicherſte Plan, den geiſtigen Character eines Kindes zu bilden,

seine physischen Kräfte zu vervollkommnen, und seinen Körper in dem Zustande zu erhalten, den man Gesundheit nennt, ist gewiß der, daß man seine ungebührlichen Wünsche zügelt, und es bei allen seinen kleinen Verrichtungen an steten Gehorsam und Ordnung gewöhnt; daß man es in einem gewissen Grade seinen eignen Hülfsmitteln überläßt, ohne seinem Hange, sich zu vergnügen, stets durch Spielzeug zu Hülfe zu kommen, und daß man ihm lehre, daß der Gaumenkitzel durch Leckereien kein wahrer Genuß sey. Ist eine solche Gewöhnung zum Gehorsam und zur Fügsamkeit schon in gesunden Tagen von hohem Werthe, so ist sie es noch weit mehr im Falle von Krankheiten. Ein leidenschaftliches und reizbares Kind zu regieren, wenn es krank ist, oder sich von einem Kinde Gehorsam zu verschaffen, das zu allem, was es bis dahin gethan, nur durch Bitten und Schmeicheln bewegen worden, und dem so gelehret worden ist, nur an sich selbst zu denken; das ist eine schlimme Aufgabe, deren Lösung sowohl einer Wärterin, als selbst den Aeltern schwer fallen dürfte. Muß Medicin gebraucht, und, um sie einzugeben, Gewalt angewandt werden, so erzeugen die Gegenwehr und der erboste Zorn des Kindes bei dieser Gelegenheit oft einen Zustand, der eben so gefährlich als die Krankheit selbst ist, wenn nicht noch schlimmer: wenn nun andrerseits, mit Berücksichtigung des Temperaments, und weil es so schwer hält, dem Kinde die Medicamente beizubringen, deren gehörige Anwendung hintangesetzt wird, wie bitter muß da nicht das Gefühl von Aeltern seyn, die ihren Liebling deshalb eine Beute des Todes werden sehen, weil sie es versäumt haben, ihn bei Zeiten mehr an Fügsamkeit und Gehorsam zu gewöhnen. Man mag dieses für einen imaginairen Fall nehmen; doch hat der Verfasser von diesen Versuchen mehrere Kinder sterben sehen, die noch wohl zu retten gewesen wären, hätten sie einen weniger unbändigen Sinn und ihre Aeltern mehr Festigkeit gehabt. Gewiß kommen weit weniger Kinder aus natürlicher Schwäche um, als durch die Thorheit, Verkehrtheit und Nachlässigkeit derer, die für sie hätten Sorge tragen sollen.

Entwickelung der Seelenkräfte. Kinder sind, wie ichs schon gesagt, in den ersten vier oder sechs Wochen ihres Daseyns fast nur Automaten. Nach dieser Periode beginnen sie von den Gegenständen um sie her Notiz zu nehmen, sie gewinnen mehr Fähigkeit zwischen verschiedenen Eindrücken zu unterscheiden, und geben Spuren von allmähliger Entwickelung des Geistes. Ist die Mutter oder die Wärterin lebhaft, so gehet es damit raschen Schrittes und das Erkenntnißvermögen spricht sich dann, durch das Auge oder die Gesichtszüge, bei Kindern von 6 Monaten oft entschiedener aus, als bei anderen, die dreimal so alt sind. Etwas muß freilich wohl auf Rechnung der ursprünglichen Gestaltung und der größeren Organisations-Vollkommenheit gebracht werden; auch möchte ich selbst einiges der unbestimmbaren Eigenschäft der Seele beimessen, die, wie man annimmt, dasjenige begründet, was man Genie nennt — eine Sache, wonach jeder trachtet, obgleich noch niemand hat erklären können, woraus sie denn eigentlich bestehet —: das aber will ich verfechten, daß Characterbeschaffenheit mehr ein Product der Umstände als natürlicher Anlagen ist; deshalb hängt die Entwickelung des Geistes in diesem frühen Alter sehr von der Lebendigkeit der Mutter oder Amme, und von deren Vermögen, die Aufmerksamkeit des Kindes zu erregen und zu unterhalten ab. Der große Hang bei Kindern zur Nachahmung, hat ebenfalls einen bedeutenden Einfluß, daher es denn sehr wichtig ist, daß die Wärterin eine verständige Person sey, frei von Eigenheiten, deren Uebergang auf das Kind diesem nachtheilig werden könnte. So fängt das Kind Grimassen und Gesichtsverzerrungen rasch auf, und seine Augen haften so sehr auf den Gesichtzügen seiner Pflegerin, daß seine eignen Züge einigermaaßen den Character von diesen annehmen; so daß es nichts seltnes ist, zwischen dem Kinde und seiner täglichen Wärterin, wenigstens im Ausdruck der beweglichen Züge, eine größere Aehnlichkeit anzutreffen, als mit seinen Aeltern. Daher thut man sehr wohl daran, wenn man auf sittsame und liebliche Ammen und Wärterinnen hält, und bei Kindern weiblichen Geschlechts, wo Schönheit mit in Anschlag kömmt, auch solche wählt, die einigermaaßen Anspruch auf dieses Attribut haben.

So wie das Kind heranwächst, selbst ehe es einmal artikulirte Worte hervorbringen kann und die Macht der Sprache versteht, läßt sich schon viel für eine gute Richtung des Geistes und zur Begründung künftigen Wohlergehens thun, so weit dieses von der ersten Ausbildung des Geistes und von körperlicher Gesundheit abhängig ist; denn Geist und Körper wirken, wie ich weiterhin genügend darzuthun Gelegenheit haben werde, gegenseitig auf einander ein. Schrieb ich als Moralist, so könnte ich zeigen, daß schon in dieser Periode der Saame zur Entschlossenheit, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe ausgestreuet, das Unkraut des Stolzes und der Eitelkeit aber, statt gehegt und gepflegt zu werden, wie es nur zu oft geschieht, im Keim erstickt und ausgejätet werden müßte; und daß der Geist, durch die Leitung der Wißbegierde in diesem Alter in den rechten Canal, gebildet, und das Fassungsvermögen erweitert wird: mein Zweck geht indessen mehr dahin, die physische Würkung einer moralischen Leitung auf die Gesundheit, als ihren Einfluß auf den Charakter zu entwickeln. Kinder beginnen weit eher zu urtheilen, als gemeinhin angenommen wird; wenn sie deshalb in der Zeit, von welcher wir eben sprechen, durch ein Uebermaaß von Nachsicht selbstsüchtig werden, so hängt ihre Ruhe von kleinen Zufälligkeiten ab und ihre ganze Lebenszeit wird ihnen durch einen grämlichen Charakter verbittert und getrübt. Die Würkung einer solchen Temperamentsbeschaffenheit auf die Gesundheit macht sich zu allgemein bemerkbar, um nicht wohlbekannt zu seyn; die Stimmung, die uns grämlich, zänkisch und mürrisch gegen andre macht, schafft, auf uns selbst angewandt, jede kleine Unannehmlichkeit in Jammer und Qual um und untergräbt die körperliche Constitution durch stündlich wiederkehrende fieberhafte Reizbarkeit und Ungeduld. Niemand kann sich gesund erhalten, dessen Temperament dergestalt in steter Aufregung ist.

Deshalb können Kinder nicht zu früh daran gewöhnt werden, kleine Unannehmlichkeiten nicht zu achten und sich über ernstere Uebel zu erheben. Eine, dem kindlichen Gemüthe eingeprägte zu große Werthschätzung der Nettigkeit in der Kleidung, der Wohlgeordentheit in der häuslichen Einrichtung und der Artigkeit im Benehmen wird übrigens auch gefährlich indem sie die kränkliche Empfindlichkeit nähret, deren wir bereits erwähnten und von welcher sich manche derjenigen Krankheiten herschreiben, die man nervös nennt, und die, weil sie die Geschicklichkeit der Aerzte zu Schanden machen, mit Recht als die größten menschlichen Uebel zu betrachten sind. Davon hatte ich jüngst einen überzeugenden Beweis, als ich einen Freund besuchte. Die Kinder wurden täglich mit größter Beachtung von Nettigkeit und Mode gekleidet und ihre Verbeugungen und Knixe machten sie mit einem Anstande, der jenem vollendeter Hofleute nichts nachgab. Eins derselben, lebhafter und sorgloser als die andern, unterließ eines Tages das gewöhnliche Ceremoniel und ward dafür gestraft. Am folgenden Tage aber und während der Zeit meines Bleibens bei meinem Freunde, machte das arme Kleine nun zwar die vorgeschriebenen Complimente, aber ich bemerkte daß es sehr blaß war und seine kleinen Glieder bei der Unterweisung zitterten. Ich stehe keinen Augenblick an, diesem Kinde das Pregnosticon zu stellen, daß sein schöner natürlicher Charakter bei einem solchen Erziehungsplan zu Grunde gehen und ihm eine nervöse Reizbarkeit eigen werden wird,

die ihm ernste Leiden durch Zufälligkeiten im Leben bereitet, gegen welche kein Rang und kein Verhältniß sichert.

Erlangt ein Kind erst den Gebrauch der Sprache, so steht seine Wißbegierde auf dem höchsten Punkt und das Gemüth nimmt jeden neuen Eindruck in sich auf und hält ihn fest: man muß aber mit Vorsicht und Behutsamkeit verfahren, um die Aufregung nicht zu sehr zu spannen. Es ist in der That eine sehr thörigte Eitelkeit wenn Eltern mit ihren Kindern als frühreifen Genie's prunken wollen. Nur wenige von denen, die solche Wunderkinder sehen und bewundern, wissen, welche Schmerzen und Sorgen die eingetrichterten Kenntnisse den unglücklichen Geschöpfen bereiten; und noch wenigere sehen — wenn sie diejenigen im Auge behalten, die ihre Frühreife überleben, — die Verheißungen ihrer Kindheit je in einem reiferen Alter in Erfüllung gehen, und sie beschließen meist ihre irdische Laufbahn als hirnlose Pedanten oder als indolente Gecken. Bei der geistigen Entwickelung muß der Anstoß zur Förderung der Kenntnisse anfangs mild und anhaltend seyn: es ist hinreichend, daß das Kind den Unterricht erhält, den die Sinne, geregelt durch vorhergegangene Erfahrung, ihm gewähren können; so daß die Fähigkeit nur geübt werden darf, ohne daß das Organ überladen wird. Ehe man ein Kind zum Stillsitzen anhält, um ihm Sprach- oder andere Kenntnisse beizubringen, sollte man seinen Körper erst kräftig und seine Constitution erst zu einer tüchtigen Gesundheit gedeihen, den Geist aber sich einen reichlichen Vorrath von Ideen sammeln lassen, den derselbe durch das Medium der Sinne erhält. Ein solches Verfahren ist durchaus für zarte Knaben erforderlich und die Begründung eines kräftigen Körpers muß bei diesen die erste Bedingung seyn; auch leidet darunter die nachherige Ausbildung keineswegs, und ich verspreche mir mehr von einem achtjährigen Knaben, der noch keinen Buchstaben kennt, aber die gehörige Wißbegierde und Hang zum Fleiße hat, als von einem Wunder in classischer Wissenschaft oder philosophischen Kenntnissen in dem nämlichen Alter. Ich kann mit Grund erwarten, daß des ersteren Streben, von einer gesunden Constitution unterstützt, zahlreiche Schwierigkeiten überwinden und sich zur vollen Erwerbung der Kenntnisse hinarbeiten wird: bei dem andern aber, der schon durch unzeitige Anstrengung erschöpft ist, gleich einem Körper, der durch einen mächtigen aber alleinigen Impuls vorwärts getrieben worden, wird das Fortschreiten immermehr abnehmen und derselbe dann bald in Trägheit und Gleichgültigkeit versinken.

Kurz, hat es mit den gegebenen Bemerkungen seine Richtigkeit, so folgt daraus, daß eine moralische Bildung in der Kindheit für die Erhaltung der Gesundheit eben so nothwendig ist als zur Ausbildung des Charakters.

Garanties à demander à l'Espagne; par M. de Pradt.

Das Mittel nicht von Politik zu sprechen, indem man Rechenschaft von einem Werke über die Politik giebt, ist, das Buch selbst zu citiren und sich jeder Reflexion darüber zu enthalten; dann ist es nicht der Journalist, welcher redet, sondern der Verfasser. Alles Nachstehende gehört daher nur Herrn de Pradt an:

„Die Ereignisse in Portugal haben eine äußerst verwickelte Lage für ganz Europa herbeigeführt. Spanien hat den Frieden von Europa gefährdet; die Erhaltung dieses Friedens ist Bedürfniß für Europa: die Bürgschaft dafür aufzusuchen ist daher die, durch die Lage der Sache selbst gegebene Aufgabe. Die Bürgschaft kann nicht materieller Art seyn, denn niemand verlangt eine solche; sie ist der Frage fremd: man muß sie daher in der moralischen Ordnung, (im Gebiete des Geistigen und Sittlichen) suchen, d. h. in der Natur der Regierung und in den Einflüssen, die auf sie wirken oder, was richtiger gesagt ist, in der ihr zur Seite gehenden Wirksamkeit, denn in Spanien ist das Mönchthum mit der weltlichen Herrschaft associirt."

„Die Unmöglichkeit den Frieden zu erhalten bei der moralischen Ordnung, die in Spanien herrscht, ist mir mathematisch gewiß. Seit drei Monaten, wo der Streit eröffnet ist, was hat man von Spanien erlangt? Welche Stimmung und Absicht hat von seiner Seite durchgeschimmert? Der Krieg. Die spanische Partei correspondirt mit ihren Verbündeten in andern Ländern. Auf der andern Seite kann ein Land, regiert wie England, nicht von leeren Worten sich täuschen, noch durch eitle Drohungen sich schrecken lassen. Wenn die Apostolischen von Frankreich und Spanien ihre Plane ganz fertig haben, so hat England die seinigen nicht minder gemacht. Vergefaßte Meinung und Unempfindlichkeit sind die Attribute der Parteien; die Parteien haben einen Zweck aber keinen innern Halt, eine unbeugsame Tendenz aber keine Klugheit. Spanien ist die Büchse der Pandora für Europa; die ersten Ausbrüche des Sturmes, der sich dort sammelt, können nicht verfehlen auf Frankreich zurückzufallen. Die Aussicht ist schrecklich, die Früchte von zwölfjährigem Frieden zu verlieren, um die Feindschaft gegen die Institutionen, und die Herrschaft des Mönchthums zu unterstützen und aufrecht zu erhalten; und doch ist es für dieses Resultat, daß man Frankreich aufgefordert hat, den Ertrag seiner Arbeit hinzugeben und diese unermeßlichen Opfer dem Despotismus und dem Mönchsthum zu bringen; denn an ihrer Seite und zu ihrem Vortheil zu fechten wird Frankreich zum Kampfe aufgerufen. Wie? hätte ein erster Versuch nicht genügen sollen? Man muß Spanien vor sich selbst retten und Europa wird sich mit ihm retten; außerdem wird Spanien unvermeidlich der Feuerbrand von Europa werden." (Vorrede.)

„Die Chemie würde eher in einem Topfe zwei sich wechselseitig neutralisirende Substanzen unverändert lassen, als zwei so entgegengesetzte Regierungsformen neben einander bestehen können, als es die repräsentative und unumschränkte, die gesetzliche öffentliche Ordnung und die Camarillas sind."

„Der Kaiser von Brasilien hat gesagt: „Die Zeit, die Menschen zu betrügen ist vorüber; man muß wissen, daß die „Regierungen nur das Product des Nationalwillens „sind und nur den Nutzen und das Heil der Völker zum „Zwecke haben." Diese Grundsätze bringt dieser Fürst nun in Portugal in Anwendung. Wie könnte sich dies nun je mit dem vertragen, was der König von Spanien proklamirt: „daß er sich nie von der „unumschränkten Gewalt trennen werde, die der Himmel in seine Hände gelegt, und daß diejenigen seiner „Unterthanen, welche fürchten möchten, er werde je „etwas von diesem kostbaren und unbestreitbaren Vorrechte nachlassen, sich, wegen der Sorge, es vor jedem „Angriffe zu verwahren, auf ihn verlassen könnten."" (S. 2 und 3.)

„Im Jahre 1823 errichtete Frankreich einen Gesundheits-Cordon: man berief sich auf die moralische Ansteckung; man duldete die Evolutionen der Glaubensarmee. Jetzt hat Spanien seine Armee gegen Portugal gewendet; sein Baron Eroles, unter dem Namen des Marquis von Chaves, spielt dieselbe Rolle, nur unter verschiedener Farbe und auf einem andern Schauplatze. Wenn man Don Miguel als König von Portugal proclamirt, so verlangt man bloß die Absicht, das Werk

Don Pedros zu vernichten. Die Schauspieler dieses Dramas interessiren sich weder für den einen noch für den andern — sie haben allein die Veränderung in Portugal im Auge, die sie mit einer ähnlichen Wandlung bedroht." (S. 3.)

„Der Krieg mit dem Spanien droht, würde ein Meinungskrieg seyn; aber, seiner Natur nach ist ein Meinungskrieg nicht local, nicht auf einen einzigen Ort (oder selbst Land) beschränkt — er umfaßt alle Orte und Menschen, denen diese Meinungen zukommen und angehören können. Wenn zwei Staaten sich ein Gebiet streitig machen, so nehmen die Parteien allein Theil am Kampfe, denn sie allein sind beim Resultate interessirt; wenn es sich aber von Meinungen handelt, so werden alle die, welche sie theilen, Partei und der Streit hat nicht allein keine materiellen und Territorial-Gränzen, sondern er kennt nur die letzte Gränze, wo diese Meinungen aufhören und kann nur sie kennen. Alles was mit ihrer Wurzel zusammenhängt, nimmt unvermeidlich Partei in dem Zwist; das hat man in der großen Angelegenheit der Reformation gesehen." (S. 10 und 11.)

„Man muß untersuchen, welche Regierung Spanien dreihundert Jahre lang gehabt hat. Es hat in diesem Zeitraum zwei Dynastieen gezählt, die von Oestreich und die der Bourbons. Wenn unter beiden die Resultate die nämlichen gewesen sind, so muß man die sichtliche Ursache erforschen, die sie hervorgebracht; und welche kann dies seyn als die Regierung selbst? Ganz folgerecht wird man zu schließen berechtigt seyn, daß, so lange die Ursache existirt auch die Wirkung fortdauern wird; und subsidiarisch, daß es keine möglichen Bürgschaften mit Spanien giebt, so lange es die Regierung behalten wird, die die Sachen auf diesen Punkt gebracht hat." (S. 17.)

„Wer ist unglücklicher gewesen — Ferdinand oder Spanien, Fürst oder Volk? (S. 29.)

„Man kann für Ferdinand vier verschiedene Regierungsperioden zählen:

„1) Von der zu Aranjuez bewirkten Thronbesteigung bis zur Abdankung von Bayonne durch Carl IV. und Ferdinand."

„2) Von der Restauration von 1814 bis zur Einführung der Constitution von 1820."

„3) Von dieser Constitution bis zur zweiten Restauration von 1823."

„4) Von der Restauration von 1823 bis zur gegenwärtigen Epache."

„Von diesen vier Regierungsperioden ist eine vorübergehend, eine constitutionel, und zwei unumschränkt gewesen. Was hat sich unter diesen vier Regierungen ereignet? Welche ist die mindestunglückliche gewesen? Die erste absolute Regierung von 1814 ist unter Ränken und Ministerwechsel verflossen und von Camarilla zu Camarilla gelangt man zur Revolution von der Insel Leon. Die zweite Periode absoluter Regierung ist nicht glückbringender; sie ist vergangen unter proscribiren, purificiren, exiliren, confisciren, Jesuiten schaffen und Mönche neu creiren, und von Victor Saez zu Herrn Calomarde und dem Pater Cyrillo übergehen. Zwanzig Phantome von Ministern sind über dieses bewegliche Theater hinübergeglitten, um in harter Verbannung zu verschwinden: denn das ist noch der Gebrauch in Spanien." (S. 32 und 33.)

„Wo der Fürst Alles ist, so hängt auch Alles davon ab, sich ihm zu nähern und sich bei ihm beliebt zu machen: was denn die Blätter der Geschichte und die Paläste mit denen Menschen gefüllt hat, die ihren Herren wie den Völkern von jeher so unheilbringend gewesen sind, von Aman an bis auf den Friedensfürsten; eine Menschengattung, unmöglich bei Institutionen, unvermeidlich ohne sie. Die Religion, recht verstanden und gedeutet, kann den Menschen vor dem Unheil des Despotismus beschützen; schlecht ausgelegt aber vollendet sie das Werk von diesem und läßt den Menschen ohne Hülfe."

„Spanien liefert die Bestätigung hiervon: Die Zeit, wo es Institutionen und Freiheiten hatte, war die Zeit seiner Helden, seiner Waffenthaten, seiner großen Entdeckungen, seiner ritterlichen Sitten, deren Glanz, selbst in seinen Sonderbarkeiten, Europa verführt und ihm zum Vorbild gedient hatte. Der Despotismus kömmt im Geleite des Aberglaubens; das Genie verliert sich, der Glanz verlöscht und vom Cid und dem großen Capitano kömmt man zu Camarillas." (S. 38 und 39.)

„Zur Zeit der spanischen Freiheiten hatte die Einwirkung der Religion den Geist der Spanier nicht verändert noch erschüttert. Damals war die Geistlichkeit streitbar, wie die übrige Nation; sie theilte ihre Anstrengungen. Als diese aufhörten, nahm die Wirksamkeit der Religion eine andere Richtung. Unter der Inspiration der Jesuiten, einer Schöpfung despotischer Zeiten, der allgemeinen Stütze des Despotismus, hat die Religion sich dem Aberglauben zugewendet, als Mittel der Herrschaft über die Gemüther. Dadurch hat sie sich mit dem Despotismus verschwistert und der Cultus hat die Religion absorbirt; diese ist ganz ceremoniel geworden, der äußere Act ist an die Stelle des innern getreten, der bestimmt ist, den Menschen nach dem Bilde dessen zu formen, an welchen er diesen Cultus richtet. Die Bettelei hat die Stelle der Mildthätigkeit usurpirt, die Mönchs-Rivalitäten haben mehr Platz gegriffen als die nationalen und die große Angelegenheit ist gewesen, die Beichtvaterstelle beim Fürsten zu erlangen. Glücklich der Orden, wovon ein Mitglied zu diesem Posten stieg! er war der Gegenstand des Neides aller andern Orden. Spanien hat seine Lauiez, seine Aubentons, wie Frankreich seine Lachaise's, seine le Telliers, gehabt. In beiden Ländern haben diese Menschen — und es waren Jesuiten — die nämlichen Wirkungen hervorgebracht." (S. 40 und 41.)

„Das Sinken Spaniens beginnt also mit dem Verlust seiner Institutionen; mit diesem Schlüssel erklärt sich alles und es gehört nicht eben viel Scharfsicht dazu, um zu entdecken, daß ein Land, das durch die Art seiner Regierung Günstlingen und Camarilla's überlassen ist, der Unordnung zum Raube werden und damit endigen muß, zu Grunde zu gehen, viele andere vielleicht mit zu Grunde richtend. (S. 41 u. 42.)

„Ein Kampf von sieben Jahrhunderten hat die Spanier und die Afrikaner in beständiger Annäherung und Berührung leben lassen und mit einander fechtend wurden sie einander ähnlich, ohne es zu bemerken. Die Sprache einiger Provinzen von Spanien und eine große Anzahl Benennungen von Menschen und Orten sind aus Afrika entlehnt; das Ohr fühlt es, wie das Auge es in ganz Spanien. Das Werk der Regierung und der Religion hätte es seyn sollen, diese rohen Sitten mit denen zu verdrängen, die sie ins Land gebracht. Man hat aber das Gegentheil gethan: man hat die Menschen vertrieben und die Sitten behalten. Das moralische Afrika ist in Spanien geblieben; Gericht und Gerechtigkeit ist fortdauernd afrikanisch und orientalisch: die grausamen Gesetze, die barbarischen Verfahrungsarten, die mit den andern Völkern aufrecht erhaltene Sequestration, die Religion, alle ihre Kräfte nur anwendend, um den Menschen an die strengste Beobachtung der Formen zu binden, ihn umschlingend aber nicht durchdringend, ihn opfernd auf Blutaltären, ihn betäubend mit toller Leichtgläubigkeit. Der Mangel an Institutionen hat Spanien zu Grunde gerichtet, hat ihm diese Physiognomie von Entartung und Verschlechterung gegeben, die es ungünstigen Urtheilen aussetzt, weil sie schlecht begründet sind. Der Spanier wird in die volle Ausübung seiner natürlichen Eigenschaften zurücktreten, sobald er in den Genuß seiner Institutionen zurückkehrt. Aehnlich den Dämmen, die der Ergießung der Gewässer Schranken

setzen, hat die spanische Regierung der Entwickelung der bewundernswürdigen Eigenschaften, die die Spanier auszeichnen, selbst das Hinderniß in den Weg gelegt. Alles Uebel kömmt von der Regierung, alles Gute ist vom Volke zu erwarten. (S. 49, 50 und 51.)

„Hat nicht seit 1814 die spanische Geistlichkeit, unter welchem Namen und unter welcher Kleidung sie sich auch dargestellt habe, den Hauptantheil an allen Kabalen, Aufständen, Bewaffnungen und Lieferungen aller Art zur Unterstützung dieser Bewegungen gehabt? — Dies aber ist nicht zufällig in Spanien sondern constitutiv. So lange der Despotismus besteht, wird es auch politisches Mönchthum geben: eben so war es vom griechischen Reiche unzertrennlich; dieß sind zwei Theile von einem und demselben Ganzen; es sind die zwei Gesichter des untheilbaren Januskopfes. Es ist ein Zirkel von Fehlerhaftem und Schlechtem, aus welchem man nicht heraus kann; der Despotismus und das Mönchthum in Spanien müssen zusammen leben und sterben. Neben dem re netto ist es unerlaßlich, daß es einen Pater Cyrillo gebe, mit seinen 30,000 Mönchen, reicher, besser unterrichtet und vor Allem des Gehorsams gegen seine Befehle gewisser, als der König von Spanien.". (S. 61 und 65.)

Beethoven und Moscheles.

Englische Zeitungen geben folgendes Schreiben des Herrn Moscheles an den Herausgeber eines der Morgenblätter in London, versehen mit noch fünf Unterschriften von angesehenen Leuten, die die Richtigkeit aller darin vorkommenden Facta in Bezug auf die Verhandlungen bezeugen, die zwischen der philharmonischen Gesellschaft und Beethoven statt gefunden haben.

Mein Herr, ich finde keine Worte, den Unwillen auszudrücken, der mich bei der Lesung eines vom 30. März aus Wien datirten Briefes in Ihrem Blatte vom 11. d., in Betreff der Gabe, die zu Beethoven's Unterstützung von England abgesandt worden, ergriffen hat. In diesem Briefe heißt es: „Herr Moscheles hat es sich herausgenommen, in London eine Subscription zum Besten des Verstorbenen (nämlich Beethoven's) zu veranstalten." Diese Angabe aber muß ich von vorn herein für durchaus unwahr erklären. Welchen Antheil ich überhaupt an Allem, was auf die Verhandlung mit Beethoven Bezug hat, genommen habe, wird aus folgendem Bericht ersichtlich:

Im Monat Februar dictirte Beethoven drei Briefe, die er nachher eigenhändig unterzeichnete, wovon der erste, vom 8. datirt, an Herrn Stumpf, der zweite und dritte, vom 22. datirt, an Sir G. Smart und an mich selbst addressirt wurden und die alle drei, fast in denselben Worten, folgendes Gesuch enthielten: „Die philharmonische Gesellschaft hatte vor einigen Jahren die gütige Absicht, ein Concert zu meinem Besten geben zu wollen; jetzt wäre es an der Zeit, wo die Erfüllung dieses Vorhabens mir von größtem Nutzen seyn würde. Ich leide an einer schweren Krankheit, und kann nicht wissen, bis wann ich wieder genesen werde; da ich hauptsächlich von dem Ertrage meiner Feder lebe, und nicht weiß, wann ich wieder im Stande seyn werde, mich ihrer zu bedienen, so dürfte ich bald in Gefahr kommen, Noth zu leiden. Ich hoffe, Sie werden, im Verein mit meinen Freunden Sir G. Smart und den Herren Stumpf, Neate, Potter und anderen sich gütig für die Gewährung meines Gesuches bei der philharmonischen Gesellschaft verwenden."

Bei einer allgemeinen Zusammenkunft dieser Gesellschaft unterstützte ich diesen Antrag nun, der ihr bereits durch den Herrn Stumpf mitgetheilt worden war. Aus Besorgniß, durch die Zögerung, welche mit der Veranstaltung eines Concerts verknüpft war, den ihr am Herzen liegenden Zweck zu verfehlen, beschloß die Gesellschaft sofort, eiligst 100 £ abzusenden.

Dieses Geld ging durch meine Hände an Beethoven, mit der Zusicherung, es solle ganz gewiß ein Concert gegeben werden, wenn es Noth thue. Es ist folglich weder eine Subscription eröffnet, noch je beabsichtiget worden.

Beethoven schickte einen eigenhändigen Schein über diese Summe nebst einem Schreiben an mich, das vom 18. März datirt und mit seiner eignen Unterschrift versehen war, wahrscheinlich die letzte, die er je geschrieben. In diesem Schreiben sagt er: „Ich ersuche Sie, der philharmonischen Gesellschaft meinen aufrichtigsten Dank für die gütige Theilnahme zu bezeugen, die sie mir bewiesen, so wie auch für die Unterstützung, die sie mir so großmüthig geschickt hat. Ich bitte, sie wolle das gütige Vorhaben, zu meinem Besten ein Concert zu veranstalten, nicht aufgeben, und dann von dessen Ertrag die 100 £ einbehalten, die mir schon zugesandt worden sind. Um meine Schuld gegen die Gesellschaft einigermaaßen abzutragen, hoffe ich ehestens im Stande zu seyn, für sie eine Symphonie zu vollenden, zu welcher ich die Skize schon in meinem Pulte habe; oder eine Ouvertüre, oder was sie sonst haben möchte, zu componiren. Wenn der Himmel mir eine baldige Genesung verleihet, so sollen die großmüthigen Engländer meine Dankbarkeit für ihre Güte erfahren."

Das ist denn, m. H. ..., den ich an dieser gesammten Verhandlung genommen habe. Ob derselbe der Art gewesen, um die herben Bemerkungen zu verdienen, die darüber gemacht worden sind, das zu bestimmen stelle ich Ihnen und einem jeden edlen Gemüthe anheim. Ich bedaure, daß es dem deutschen Briefsteller nicht in den Sinn gekommen ist, daß ein Mann wie Beethoven, durch seine herrlichen Werke in einer Universalsprache, sich zu einem Gemeingut der Welt gemacht hat. Das Einzige, was den Ausfällen zur Entschuldigung dienen möchte, die jener Briefsteller sich erlaubt hat, ist die Wahrscheinlichkeit, daß Beethoven wohl nie seine Besorgnisse wegen Mangel gegen Leute in seiner Nähe geäußert hat; denn es ist wohlbekannt, daß er die kostenfreie Hülfe des Doctors Staudenheimer, eines der ersten Aerzte in Wien, ausgeschlagen und sich andere Aerzte gehalten hat, die er zu bezahlen willens war. Wären dergleichen Besorgnisse bekannt geworden, so würde, deß bin ich gewiß, das großmüthige Mitgefühl meiner Landsleute und seiner hohen Gönner nicht zugegeben haben, daß sie auch nur einen Augenblick bestanden hätten.

Indem ich recht sehr um Entschuldigung bitte, daß ich, um mich gegen eine ungerechte Beschuldigung zu rechtfertigen, Ihre Güte in Anspruch nehme, verbleibe ich u. s. w.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 181 Hamburg, Mittwoch den 2. Mai 1827

Redigirt von Herbert und Saltzkorn. Verlegt von B. Richter auf Neue Fehrig.

Geschichte des Krieges auf der Halbinsel vom Grafen Jan. v.

Endlich haben wir nun eine so vollständige als wahrhaft treue Darstellung des Krieges auf der Halbinsel, und wir können es dem Grafen Jan. Napier Dank wissen, daß er durch seine Feder uns in den Stand gesetzt hat, uns in die gefahrvollen Verhältnisse der Heldenzeit Spaniens und Portugals zurückzudenken, und uns an ihren Siegen zu erfreuen.

Die Klagen sind vorüber, die Napier schon vor mehr als 20 Jahren, als er noch Major war, über die Unvollständigkeit, Unwahrheit und Parteilichkeit der bisherigen Darstellungen dieses Krieges führte, und die er in der Vorrede zu seinem ersten Bande wiederholt, sind durch ihn selbst, durch seine Vollständigkeit, Wahrheit und Unparteilichkeit, so wie durch die Vollendung seines Werkes, gehoben. Er hat uns eine wahrhaft treue Darstellung, welche jede zur Parteilichkeit, Lüge und Verläumdung geneigte Feder, wie sie sich in den Darstellungen Jomini's, Foy's, Victor's, Thiebault's, Bigarré's, Belmas's, Pelet's, Vacani's, Arnault's, Koch's, Norvins, Lamartine's, Bourgoing's, Lacuée's, Lapène's, Lamothe's

ten hatten? Wäre es nicht von ihrer Seite ein übermenschlicher Heroismus gewesen, sich mit dem neuen Vaterlande zu identificiren, das einst so rasch im Wehthun, jetzt so langsam im Vergüten war? Was konnte ihnen am Triumph eines Paniers liegen, das in ihren Augen die Fahne des Aufruhrs war? Mußte man nicht vermuthen, daß sie zufrieden seyn würden, Frankreich in die Mauern von Flecken und Burgen zusammengedrängt zu sehen, und da noch von Fremden ausgesogen, wenn es möglich wäre, daß sie darin die sociellen Vortheile und Vorzüge wiederfänden, die ihnen ungerechterweise geraubt wurden?"

„Als der Boden der Revolution von ihren Feinden bedeckt war, mußte man sie verhindern zu schaden. Die gewöhnlichen Mittel, sie zu zügeln reichten nicht aus; man erfand deshalb neue. Daher das Uebergewicht, was die hohe Polizei gewann. Das Pfand der Dauer der neuen Ordnung der Dinge verminderte sich durch die Rückgabe eines Theils der National-Domainen an ihre vormaligen Eigenthümer. Die Acquirenten der verkauften Güter, deren Rechte noch kein langer Besitz bestätigt und befestigt hatte, wußten nicht, wo dieser Anfang der Reaction stehen bleiben würde. Da beschloß Bonaparte einen politischen Fehler durch eine abscheuliche Handlung, verwerflich, unter welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachten möge, wieder gut zu machen. Das Haupt des Herzogs von Enghien fiel seiner eignen Unruhe und den gereizten revolutionairen Interessen zum Opfer."

„Man konnte einen Augenblick glauben, daß die Parteien einig seyen: denn Revolutionaire und Ausgewanderte, Republikaner und Royalisten zeigten so einmüthig als unverholen eine von allen gleich lebhaft empfundene Indignation."

„Dieser Staats-Gewaltstreich, so wenig übereinstimmend mit dem liberalen Character des Jahrhunderts, in welchem wir leben, ist inzwischen der einzige Flecken im Leben dieses großen Mannes. Wenn seine Ehrsucht viele Thränen erpreßt hat, so ist dies die Wirkung allgemeiner Combinationen und nicht einer besondern Neigung zur Grausamkeit. Verwechseln wir einen Despotismus, dessen Wirkung sich auf sein vermeintliches Interesse beschränkte, nicht mit einer leidenschaftlichen, blinden und blutgierigen Tyrannei. Napoleon war nicht böse; immer sah man ihn nachsichtig und nachgiebig gegen die Seinigen; er konnte selbst weder lange noch heftig seine Feinde hassen. Man lese die Geschichte der Männer, die sich aus dem einfachen Privatstande zur höchsten Gewalt emporgeschwungen haben und man wird sehen, wie der größte Theil von ihnen die Krone mit viel schlechteren Handlungen erkauft haben."

„Es genügte Napoleon nicht, über die große Nation zu herrschen, er strebte offenbar nach der Universal-Monarchie. Bei diesem gigantesken Gedanken war es vielleicht weniger das Ziel, als die zu durchlaufende Bahn, um dahin zu gelangen, die seine Einbildungskraft reizte. Denn die Bewegung war sein Element; er ergötzte sich im Kampfe mit den Stürmen; die Welt war kaum groß genug für seinen Durst, seines nur zu früh schon celebren Namens Ruhm immer weiter auszubreiten. Krieg war seine Lust; er liebte ihn, wie man im Frühling des Lebens sein Mädchen liebt. Um das Ausschweifende seiner Entwürfe bei andern, vielleicht auch bei sich selbst zu rechtfertigen, stellte er die französische Revolution als unvereinbar mit den Vorurtheilen dar, um welche die Welt seit dem Falle des römischen Reiches sich dreht. „Seine Mission," sagte er, „sey nicht „bloß, Frankreich zu beherrschen, sondern ihm die Welt zu unterwerfen, „weil sonst die Welt Frankreich unterwerfen würde." Von dieser willkührlichen Voraussetzung ausgehend organisirte er das Reich für den Krieg, für den ewigen Krieg. Nicht um das Recht zu erwerben, ein unumschränkter Fürst zu seyn, kämpfte er in allen Himmelsgegenden; das hätte er wohlfeiler haben können; im Gegentheil, er gründete Despotismus, um die Elemente des Krieges zu schaffen, zu beleben und immer zu erneuern."

„Menschen, die dem Kriegshandwerk fremd sind, können diese kriegerische Unruhe nicht begreifen, die Alexandern an die Ufer des Ganges und Karl XII. nach Pultawa führte. Der Krieg ist eine Leidenschaft, die bis zu den letzten Classen der Miliz herrscht; für die, welche ihn befehligen, ist sie die gebieterischste und berauschendste aller Leidenschaften. Wo findet man wohl ein weiteres Feld für die Energie des Charakters, für die Berechnungen des Geistes, für die Ausflüsse des Genie's? Denen welchen der Ruhm begeistert, werden Hunger, Durst, Wunden, selbst der unaufhörlich drohende Tod zu einer Art von Berauschung; die plötzliche Combination unbestimmter Ursachen mit den vorausgesehenen Folgen bringt in dieses Spiel der Exaltation ein Interesse für jeden Augenblick, gleich der Bewegung, die die schrecklichsten Lagen im Leben in langen Zwischenräumen hervorrufen. Wie furchtbar mächtig ist der Wille des Chefs, der mit einem Winke den Zorn so vieler tausend Menschen fesselt oder entfesselt! Wie gewaltig schaltet über die Zukunft das Talent, dessen Inspirationen das Loos mehrerer Generationen bestimmen! Wenn der Gott Israels seine Anbeter unter dem Gewichte seiner Allmacht erdrücken will, so sagt er ihnen: „Ich bin „der Gott der Heerschaaren.""

„Die kriegerische Laune Bonapartes fand einen mächtigen Förderer im Cabinet von St. James. Die, welche die Zügel der Regierung Englands führten, hatten den Waffenstillstand von Amiens bloß zugegeben, um ihrem Volke die Unmöglichkeit des Friedens fühlbar zu machen, so wie die Erfahrung gemacht war, wurde der Vertrag gebrochen. Napoleon sammelte die französische Armee in Lagern an den Küsten des Oceans, vom Texel bis an die Spitze von Bretagne. Er bedeckte das Ufer von Boulogne, das nächste von England, mit schwerem Geschütz. Die Soldaten gruben Kanäle und Meereshäfen. Auf den großen Flüssen und Buchten baute man leichte Fahrzeuge; ungeachtet der Anstrengungen der brittischen Marine gelang es, sie in den neuen Häfen zu vereinigen. Zu gleicher Zeit gingen zahlreiche Geschwader von allen Schiffswerften aus und die französische Flagge wehte auf allen Meeren. Funfzehn Monate lang standen Rom und Carthago einander gegenüber."

„Man hat gefragt, und noch ist es ein Problem, ob Napoleon wirklich England hat überziehen oder nur die Engländer erschrecken wollen. Wir zweifeln nicht, daß er wirklich den Plan hatte, eine Landung zu versuchen. Wie wenig fehlte daran, daß die vereinigte Flotte Frankreichs und Spaniens, successive Ferrol, Rochefort, Brest und den Kanal frei machend, nicht mehrere Tage lang Meister des Kanals blieb? Die Flottille von Boulogne, die man absichtlich als ein bloßes Schreckbild des Krieges gezeigt hatte, würde dann ihre natürliche Bestimmung erfüllt haben, nämlich zum Transport zu dienen. Im Wechsel von Ebbe und Fluth konnten hunderttausend Mann an Englands Küste landen. Fünf Stufen am Ufer der Themse führten die Franzosen weiter zur Eroberung der Welt, als dreißig auf dem Festlande gewonnene Schlachten. Um unermeßliche Resultate zu erlangen, war es nur unerläßlich, daß der Ueberfall vollständig und entscheidend sey. Ein Rückzug bot zwar fast unübersteigliche Schwierigkeiten dar; aber die Hoffnungen einer Landung waren verführerisch genug, um den Gedanken an die Verzweiflung einer Rückkehr nicht aufkommen zu lassen." *)

*) Napoleon glaubte, daß, mit der Einnahme von London, England vernichtet seyn würde. Der General Marmont sagte ihm im Monat October 1805 zu Augsburg, daß, wenn die Landung statt gefunden hätte, die Oesterreicher wahrscheinlich den Krieg auf der Stelle angefangen haben würden.

„Du Verbrecher wolltest den größten Theil der Ernte für dich allein ernten, du hast einen Theil der Gemeinde ungerecht behandelt, du hast uns und den Fürsten belogen. Du warst nicht mehr werth, daß du in Ruhe mit der Gemeinde, mit den ehrlichen Bauern, die sich ihre Ernte redlich verdienen, zusammen wohnst. Du hast dich selbst aus dem Kreis der Gemeinde ausgeschlossen, du hast dich selbst zu einem Unehrlichen und Ausgestoßenen gemacht. Gehe hin, du bist nicht mehr unser Bruder, du bist nicht mehr unser Nachbar, du bist nicht mehr unser Freund, du bist nicht mehr unser Gemeindsmann. Gehe hin, du bist nicht mehr werth, daß du mit uns redest, daß du unser Brod issest, daß du unter unserm Dache schläfst, daß du unser Wasser trinkst, daß du unsere Luft athmest, daß du unsere Sonne siehst, daß du unsere Erde betrittst. Gehe hin, du bist nicht mehr werth, daß du unter Menschen lebst, daß du auf Erden lebst, daß du lebst. Du bist ein Verbrecher, du bist ein Lügner, du bist ein Betrüger, du bist ein Meineidiger, du bist ein Mörder, du bist ein Teufel. Gehe hin, du bist nicht mehr werth, daß du lebst."

Hierauf ging Jener, der Verbrecher, der Lügner, der Betrüger, der Meineidige, der Mörder, der Teufel, der nicht mehr werth war, daß er lebte, hinaus, und Niemand sah ihn mehr.

Hierauf, als er sich entfernt hatte, sprach der Richter: „Ihr habt gehört, meine Kinder, was der Richter sagt, der gerechteste Richter, der Richter, der Alles weiß, der Richter, der Alles sieht, der Richter, der Alles hört, der Richter, der Alles kennt, der Richter, der Alles durchschaut, der Richter, der vor Niemand Achtung hat, der Richter, der Niemand fürchtet, der Richter, der Niemand ehrt, der Richter, der Niemand liebt, der Richter, der Niemand Wohlwollen hat, der Richter, der Niemand Barmherzigkeit übt, der Richter, der Niemand Gnade gibt, der Richter, der Niemand Verzeihung ertheilt, der Richter, der Niemand Nachsicht übt, der Richter, der Niemand Schonung übt, der Richter, der Niemand Mitleid hat, der Richter, der Niemand Erbarmen hat

werden. Der Ruhm würde sie nicht vergessen machen, daß sie Hunger haben oder ihre Schuhe zerrissen sind. Jeder Soldat erhält jährlich eine vollständige Kleidung. Der geringste Sold in der Armee ist ein Shilling, ungefähr fünf und zwanzig Sous, täglich, von welchem, nach gewissen Abzügen für Lieferung von Lebensmitteln, Kleidern, Wäsche ꝛc., zwei und ein halber Pence, mindestens fünf Sous, zur ganz freien Verfügung des Soldaten übrig bleiben. Dieser Sold, mäßig in England rücksichtlich der übertriebenen Preise der Dinge, ist auf dem Continent mehr als das Doppelte der Löhnung der Deutschen und Franzosen. Man kennt keinen Zahlungsverzug, noch illegalen Rückstand. Der englische Soldat ißt viel und besonders Fleisch; er trinkt noch mehr als er ißt. Auf seiner Insel ist Bier sein gewöhnliches Getränk; anderwärts erhält er Wein zugetheilt, wenn das Land welchen erzeugt. Er würde im Felde Liqueure nicht entbehren können und der Rum kömmt immer gelegen, um im Augenblicke der Gefahr seine Lebensgeister aufzufrischen."

„Man wird betroffen von den Contrasten, die die Heere in ihrer animalischen Oeconomie und im Ganze ihres täglichen Lebens darbieten. Man sehe französische Bataillone, nach einem langen und beschwerlichen Marsch, im Bivouac ankommen. So wie der Tambour zu trommeln aufgehört hat, bezeichnen die hinter den aufgestellten Musketen in der Runde herumgelegten Tornister das Terrain, wo die Soldaten die Nacht zubringen sollen. Man legt die Uniform ab; die Soldaten, in bloßen Capots, laufen nach Lebensmitteln, Holz, Wasser und Streh. Es wird Feuer angemacht; bald ist der Fleischkessel aufgestellt; die aus dem Walde herbeigetragenen Bäume werden in Balken und Pfähle grob zugehauen. Während sich die Baracken erheben, wiederhallt die Luft an tausend Orten zugleich von Axtschlägen und dem Geschrei der Arbeiter. Man könnte es für die durch Zauberei, unter dem verborgenen Einflusse der Minerva erbaute Stadt des Idomeneus halten. Während das Fleisch gekocht wird, putzen unsere jungen Leute, die nicht müssig zu seyn vermögen, Schuhe und Kamaschen, untersuchen Riemen und Patrontaschen und reinigen die Gewehre. Die Suppe ist fertig; man ißt sie. Wenn der Wein fehlt, so ist die Unterhaltung ruhig ohne traurig zu seyn, und man säumt nicht, im Schlafe die nöthigen Kräfte für die Anstrengung des folgenden Tages zu suchen. Wenn hingegen das geistige Naß, unter Jubel und Scherz, auf den Schultern der Läufer, die man ausgesendet hatte, Wasser zu holen, in Fässern und Schläuchen angekommen ist, so verlängert sich Wachen und Abend. Die Alten erzählen denen um das Feuer sitzenden Conscribirten die Schlachten, wo sich das Regiment ruhmvoll ausgezeichnet. Ein jugendliches Feuer scheint sie zu durchzucken, indem sie das Entzücken schildern, das alle ergriff, als der Kaiser, den man fern glaubte, auf seinem Schimmel, den Mamelucken hinter sich, plötzlich vor der Fronte der Grenadiere erschien. „O, welche Niederlage würden wir nicht unter den Russen und Preußen angerichtet „haben, wenn das Regiment zu unsrer Rechten sich wie das unsere geschlagen hätte; wenn die Reiterei in dem Augenblicke da gewesen wäre, „wo der Feind zu weichen anfing; wenn der General der Reserve an „Talent und Muth dem der Avantgarde gleich gewesen wäre. Nicht „einer der Feinde wäre uns entronnen; u. s. w." Bisweilen geht der Mond unter und die Morgenröthe erhellt den östlichen Himmel bevor die Erzähler geendigt. Inzwischen hat man während der Erzählung die Kehlen oft angefeuchtet, und das ist leicht an der Haltung der Zuhörer zu bemerken. Aber der Rausch der Franzosen ist heiter, funkensprühend und kühn: er ist für sie ein Vorschmack der Schlacht und des Sieges."

„Nun wende man seine Blicke auf das andere Lager; man schaue diese ermüdeten, gelangweilten, fast unbeweglichen Engländer: warten sie, wie die Spahis der türkischen Heere, daß Sklaven ihre Zelte aufschlagen und ihre Speisen bereiten? Inzwischen haben sie nur einen ganz kurzen Marsch gemacht und sie sind vor zwei Uhr Nachmittags auf ihrer Lagerstätte angekommen. Man bringt ihnen Brod und Fleisch. Der Sergeant theilt den Dienst und die nothwendigen Arbeiten aus; er sagt, wo Wasser und Stroh zu finden ist und welche Bäume abgehauen werden sollen. Wenn die Materialien angekommen sind, so zeigt er die Stelle, wohin jeder Ballen gestellt oder gelegt werden soll: er zankt die Ungeschickten aus und züchtigt die Trägen. Die Peitsche ist wenig geeignet, die Einsicht zu wecken und man merkt dies an der Langsamkeit, mit welcher die unförmlichen Baracken errichtet werden. Wo ist da der industriöse, unternehmende Geist dieser Nation, die allen andern in der Vervollkommnung mechanischer Künste vorangeeilt ist? Die Soldaten wissen nichts zu machen, als wozu man sie commandirt hat; über Gewohnheit und Uebung hinaus ist alles für sie Verlegenheit und unausführbare Aufgabe. Einmal aus der Manneszucht gefallen (und kann man Krieg führen, ohne daß dies oft der Fall sey?) überlassen sie sich Excessen, die die Kosacken in Erstaunen setzen würden; sie berauschen sich, sobald sie nur Gelegenheit dazu haben, und ihre Trunkenheit ist kalt, gefühllos, vernichtend. Die Subordination in jedem Augenblick ist die Bedingung sine qua non der Existenz der englischen Armeen. Sie bestehen nicht aus Menschen, die gemacht sind, des Ueberflusses mit Mäßigung zu genießen, und Mangel würde ihre Auflösung herbeiführen."

Sophismen der Gewalt, von Jeremias Bentham.

(Aus dem Edinburgh Review.)

Die Weisheit unsrer Väter, die Vernunft der Jahrhunderte, das achtungswerthe Alterthum; so viel Widersinn als Worte.

Ohne Zweifel ist die Erfahrung die Mutter der Weisheit und alte Leute haben deren mehr als junge. Was aber sind junge Völker, alte Nationen? Von zwei Individuen hat dasjenige nothwendigerweise die meiste Erfahrung, das zuerst das Licht der Welt gesehen; bei Generationen aber ists gerade umgekehrt. Die Generationen, die vor uns da gewesen, hatten eine relative Jugend; wir haben ihrem Wissen das hinzugefügt, was uns die Geschichte der folgenden Jahrhunderte darbietet. Wir sind folglich weiser als sie und haben über Menschen und Sachen bestimmtere Meinungen. Warum, sagt das Vorurtheil, sind wir anmaßend genug unsre Meinungen vor denjenigen unsrer Vorfahren geltend machen zu wollen? Warum, sagt die Vernunft, soll man annehmen, daß junge und unwissende Völker mehr Erfahrung haben als die, die längere Zeit gelebt und Weisheitslehren in den Annalen vergangener Jahrhunderte sammelten? Die ganze Phraseologie, in welcher der alten Zeiten das Wort geredet werden soll, ist also nur ein Wortverfälschen.

Unsere Vorältern waren zur Zeit der Eroberung, Kinder in Wirbeln; unter Eduard I., Unmündige; unter Elisabeth, im Jünglingsalter unter der Königin Anna, Männer. Nur wir sind Graubärtige, Greise weil wir, zu unserem Nutzen, uns all dasjenige zu eigen gemacht, was das menschliche Leben an Erfahrung sammeln konnte.

Dennoch beginnt der Kanzler (Lord Elden), so oft er das Wort nimmt zum Schutz irgend eines Mißbrauchs oder zur Abwehr von Maaßregeln, die das öffentliche Wohl mehren könnten, damit, daß er sich auf die Weisheit unsrer Vorfahren beruft, und die edlen Lords, die mit

ihm stimmen, sind eben so wie Se. Herrlichkeit überzeugt, daß die Wahrheit ihrer Grundsätze bezweifeln nichts anders sey, als leichtsinnigerweise die Verwegenheit der Jugend auf die Erfahrung des reiferen Alters zu hetzen, während man gerade das Gegentheil zu sagen berechtigt wäre.

Gott bewahre daß wir unsre Vorfahren des Leichtsinns und Unverstandes beschuldigten und blos deshalb, weil ihr Unterricht beschränkter gewesen, als der unsrige, annähmen, sie hätten sich in der Wahl ihrer Institutionen täuschen müssen; man kann uns aber vernünftigerweise es nicht streitig machen, daß wir, wenn wir eine Abänderung dessen, was von unsern Vorfahren eingerichtet worden, paßlich finden, die Weiseren sind. Die Masse von Talenten wechselt unaufhörlich bei einer großen Nation. Legt man z. B. die hohen Fähigkeiten, die Englands Glanz in allen Jahrhunderten gebildet, in die eine Wagschaale, und die Talente, auf welche es gegenwärtig stolz ist, in die andre, so wird sich die Waage zu Gunsten der ersteren neigen; soll aber die Autorität muthiger seyn als die Vernunft, so muß man fragen was die Weisheit des Jahrhunderts, wo das Gesetz gemacht worden, im Vergleich zu der Weisheit des Jahrhunderts ist, wo man dessen Modification in Vorschlag bringt. Wer sind die großen Männer der einen und der andern Epoche? Unsre Vorältern, sagt Ihr, waren weiser als wir! Aber in welchem Jahrhundert, in welchem Jahr? Wären die Namen beiderseitig gleich sehr berühmt, sind denn auch die Umstände einander gleich? Sind sie nicht verschieden, so bleibt uns die Erfahrung, die die Entfernung zwischen den beiden Perioden zum Maaßstab haben. Daran halten wir uns; denn auf dem Wollsack*) und auf der Königsbank (Kings bench)**) und in dem Unterhause sitzen gravitätische Personagen, die im Chorus ausrufen: Ihr Sachsen, Dänen, rettet uns! Fiddlefrig, komm uns zu Hülfe! Howel, Ethelwolf nehmt uns in Obhut! Aus dem Staube des Alterthums hervorgesucht, dienen diese Namen Mißbräuchen und Absurditäten unsrer alten Gesetze zum Mantel, und als Vorwand, um jede Neuerung abzuweisen, welche das Gewissen und die Pflicht erheischen.

Schwer wird es halten dieses Vorurtheil zu vernichten, so lange man sich auf vage allgemeine Sätze beschränkt und, als Vergleichsgegenstände, alles dasjenige in Masse nimmt, was es Weises in den alten Zeiten gegeben, gegen eine blinde und unwissende Menge unsrer Zeit. Man weise aber, im Leben der Völker, eine bestimmte Epoche nach, wo sie eine größere Weisheit bekundet; man bringe dieselbe unserm Jahrhundert näher, indem man die Classen, aus welchen damals die Gesellschaft bestand, mit den analogen unserer Zeit vergleicht und der Irrthum wird handgreiflich seyn. Noch mehr, wenn man die Vergleichung mit etwas fernen Zeiten macht, so wird man sich überzeugen daß die höchsterhabenen und unterrichtesten Classen unsrer so sehr gerühmten Vorältern, wenn sie den untersten Classen unsrer Tage zur Seite gestellt werden, in tiefster Unwissenheit waren.

Wir wollen z. B. einmal ein Jahr aus der Regierungszeit Heinrichs VIII., von 1509 bis 1546, nehmen. In der Lords-Kammer fand sich wohl all das Wissen vereint, was man sich damals erwerben konnte, dennoch ists wohl eine große Frage, ob damals alle weltlichen Pairs des Schreibens kundig gewesen. Und angenommen selbst, sie wären im Besitz dieses kostbaren Talents gewesen, welche Kenntnisse konnten sie dadurch in politischen Materien erlangen?

Unser Jahrhundert würde sich aus den Büchern jener Zeit nicht Raths erholen können. Man kannte damals die bürgerliche und Criminal-Gesetzgebung, das Volksrecht und die politische Oeconomie kaum dem Namen nach. Ueber keine dieser Materien gab es gesammelte Lehrsätze. Die gesammte Literatur bestand aus einer oder zwei Chroniken, die verkürzte Notizen über Krieg oder Frieden, über Schlachten, Belagerungen, Hinrichtungen, Schmausereien, Geburts- und Sterbefälle, Processionen, Ceremonieen und sonstige Begebenheiten enthielten; man würde darin aber kaum eine Rede oder Episode auffinden können, die es verdiente in der Geschichte des menschlichen Geistes zu figuriren, oder einige Forschungen über den Charakter einer Nation und ihren gesellschaftlichen Zustand. Als es endlich möglich war einige politische Bemerkungen darin aufzunehmen, da begrub man sie unter einem solchen Chaos von Irrthümern und barbarischen Vorurtheilen, daß es vielleicht weniger gefährlich gewesen wäre, sie nicht zu publiciren, als den Leser in die Verlegenheit zu setzen sie aus dieser garstigen Umgebung herauszusuchen.

Wenden wir uns zu der Regierungszeit Jacob I., so sehen wir wie der Salomon jener Zeit, einer der ausgezeichnetsten Monarchen und Menschen, die damals gelebt, Hexen und Besessene proscribirte und, ohne Einrede der berühmtesten Personen, diejenigen zum Tode verurtheilte, die so unglücklich waren in den theologischen Principien weniger bewandert zu seyn, als er selbst. Unter der Benennung Exorcismus enthält die katholische Lithurgie eine Formel, um den Teufel zu bannen; diese Operation konnte aber nicht gelingen, wenn der Priester nicht mit der Ordination die Gabe Wunder zu thun erhalten hatte. Heutzutage und bei uns leisten die öffentlichen Blätter sicherlich das nämliche. Dieser Talisman hat die Eigenschaft, alle Teufel, Spuckende, Blutsauger und Hexenmeister zu verjagen, und zwar auf immer, auch haben diese Gäste weniger Furcht vor dem Weihwasser als Widerwillen vor dem bloßen Geruch der Druckerschwärze.

Unwiederruflichkeit der Gesetze. Man bringe in unserm Parlamente irgend ein Gesetz in Vorschlag, und es wird aus der alleinigen Ursache verworfen werden, weil der frühere Gesetzgeber die fragliche Sache regulirt und auf immer, oder auf eine Zeit, die noch nicht abgelaufen ist, eine Aenderung daran verpönt hat.

Es liegt am Tage, daß die Gesetzgebung stets den vollen Umfang von Gewalt haben muß, der ihr Noth thut um den Bedürfnissen der Zeit zu genügen; wegen Maaßregeln aber, die der künftige Zustand der Gesellschaft erheischen möchte, ist sie auf Muthmaaßungen beschränkt. Das Princip der Nichtverrückung der Gesetze entwindet denen die Zügel des Staats, die am besten über das urtheilen können, was die öffentliche Meinung will, um die Bedürfnisse der gegenwärtigen Zeit auf dem gothischen Grabe von Barbaren zu vernieten, die davon keinen Begriff hatten. So entscheidet das dreizehnte Jahrhundert für das vierzehnte, das vierzehnte für das funfzehnte, dieses beherrscht das sechszehnte, das dann seinerseits wieder der Tyrann des siebenzehnten wird, welches letztere endlich dem achtzehnten und darauf folgenden nun lehrt, wie man unter Umständen regieren soll, die es nicht vorhersehen konnte, und wie dem Bedarf und dem Interesse zu entsprechen ist, die der menschliche Geist nicht zu errathen vermag.

So opfern Leute, deren Verstand um ein Jahrhundert geläuterter ist, ihre Einsichten dem Gedächtniß von Gesetzgebern, die an Erfahrung um ein Jahrhundert ärmer waren. Ein sonderbarer Grund der Vorliebe! Angenommen auch, die vorherige Generation sey mit größeren Geisteskräften begabt gewesen und habe das Interesse der Zukunft besser eingesehen, als die folgende, so läßt sichs doch nicht denken, daß sie eine gleiche Sorgfalt darauf verwandt haben sollte, diesem Interesse zu genügen; daß sie gleich emsig bemüht gewesen, sich über Facta Licht zu verschaffen, die ihr ein undurchdringliches Gewölk verbarg, und daß sie, mit

*) Bekanntlich sitzt der im Oberhause des englischen Parlaments präsidirende Lord Canzler auf einem Wollsack.

**) Einer der Gerichtshöfe.

einem Worte, das Volk nach ihr eben so geliebt haben sollte als ihr eignes gegenwärtiges.

Man darf über diese Hypothese nur einen Augenblick nachdenken, um ihre Albernheit einzusehen. Und doch ist es diese feurige Fürsorge unsrer Weisen für das Glück der Nachkommenschaft, die sie bewegt ihr auf immer die Hände zu binden; sie in einer unheilbaren Schwäche zu erhalten, und ihr im voraus die Leitung ihres Benehmens zu entreißen.

Wenn das folgende Jahrhundert durch das vorherige regiert werden soll, was entstehet daraus? — die Völker werden dann künftig ohne Gesetzgeber seyn können. So werden das Betragen und das Geschick des menschlichen Geschlechts im voraus von denen bestimmt werden, die dafür kein Interesse haben noch es kennen konnten; die lebende Gesellschaft wird auf immer unter einer unerbittlichen Tyrannei dahin schmachten, die aus den Tiefen der Gräber ausgeübet wird. Der Despotismus eines Nero und Caligula würde minder schrecklich seyn als das Joch eines unwiederruflichen Gesetzes. Der Tyrann hat wenigstens seine lichten Augenblicke und ist nachgiebig aus Furcht oder guter Laune.

Gute Gesetze vertheidigen sich selbst, und die Unwiederruflichkeit ist für die schlechten nur ein Deckmantel der Mißbräuche. Jedes lebende Wesen muß immerfort das Recht haben, für sein Glück sorgen zu können. Wollen, daß eine Nation desselben beraubt sey, weil ein Geschlecht, das nicht mehr ist, es anders verfügte, ist einfältig. Der Befehlshaber eines Schiffes ist auf demselben der Gebieter; hat er es aber verlassen, so gelte ich so viel als er und er kann mir dann wohl seinen Rath aber nicht mehr Befehle ertheilen. So hat die Gesetzgebung einer gewissen Zeit die Abfassung dieses oder jenes Gesetzes für etwas unermeßlich Gutes gehalten; ihre Verfügungen sind von großem Nutzen gewesen oder haben großen Uebeln vorgebeugt: deshalb soll man umsichtig seyn, ehe man daran ändert, das erheischen Vorsicht und Vernunft; aber diesen warmsichtigen Götzen abergläubig verehren, das können nur Narren oder Schelme, die auf Kosten dieser leben.

Welch eine Mißgeburt war das System unsrer Schiffahrtsgesetze! Sie standen in der Kathegorie der unwiederruflichen Gesetze, der Gesetze, die durch die Allmacht der Todten der jetzigen Gesellschaft heilig und deren Dauer für die Ewigkeit verbürgt seyn sollte. Welcher Unsinn ist nicht zu ihrer Vertheidigung vorgebracht, wie viel Reichthum ihr nicht geopfert worden, ehe der allgemeine Ruf der öffentlichen Meinung die Regierung zu ihrer Zurücknahme vermochte!

Es giebt keine unverrückbaren Gesetze, als die der Natur. Mit ihnen die Einrichtungen der Völker in Vergleich bringen wollen, wäre eine Monstruosität. Jedes Jahr, jeden Tag bleibt der Gesellschaft das Recht, sich zu regieren, selbst ihre Angelegenheiten zu beschaffen und sich von der Tyrannei von Generationen loszumachen, die vor ihr da gewesen sind; das Volk aber kann diese oberste Gewalt nur durch die Abgeordneten seiner eignen Wahl ausüben und diese müssen, was recht oder unrecht ist, nur nach dem allgemeinen Interesse regeln.

Was geschieht, wenn ein für unwiederruflich erklärtes Gesetz nachtheilig oder sinnlos, seine Ausführung unmöglich wird? Statt es zu unterdrücken, wird es offenbar verletzt oder umgangen und man schwächt dergestalt die dem Monarchen schuldige Ehrfurcht.

Gesetze, die der Eid des Monarchen verewigt. Der König von England leistet bei seiner Krönung den Eid, die göttlichen Gesetze, die heilige Deutung des Evangeliums und die protestantische Religion, so wie sie durch die Gesetze geregelt worden, aufrecht, die Bischöfe und die Geistlichkeit des Königsreichs bei den Rechten und Vorrechten, die ihnen durch dieselben zugesichert sind, und die Lehrsätze, die Disciplin und das Regiment der anglicanischen Kirche unverletzt, zu erhalten. Man hat behauptet, der König könne nach diesem Schwur den irländischen Katholiken nicht die Toleranz angedeihen lassen, die ihnen die Emancipationsbill verheißt. Der wahre Sinn dieser Gesetze müßte, im Fall er zweifelhaft wäre, von der gesetzgebenden Autorität bestimmt werden, die dieselben erlassen hat. Angenommen nun, der König sey persönlich der Meinung, er könne, ohne die Lehre, die Disciplin und die Rechte der englischen Kirche zu compromittiren, und ohne seinen Eid zu brechen, den Dissidenten keine Erweiterung ihrer bürgerlichen Rechte zugestehen, so würde er etwa folgendes Raisonnement halten: — der Krönungseid ist das Palladium der anglicanischen Kirche; von seiner Unverletzlichkeit ist das Heil der Kirche abhängig; daher ists unmöglich, ihn zu brechen, und wie bedenklich auch die Umstände seyn mögen, muß doch der Monarch, der ihn geleistet, allen Gesetzen seine Genehmigung versagen, die darauf hinausgehen, dessen Text abzuändern, es ist ihm folglich untersagt, den Papisten gefährliche Freiheiten zu bewilligen.

So könnte denn ein König, der sein Leben inmitten der Frivolitäten des Hofes zugebracht, aus Mangel an Urtheilskraft die schädlichsten Maaßregeln als der Kirche am vortheilhaftesten ansehen; und seine Hartnäckigkeit würde, die Weisheit seines Parlaments täuschend, das extravaganteste System verewigen. Hätten Heinrich VIII. und Georg III. so raisonnirt, so hätten wir keine Reformation gehabt und die Strenge der Gesetze gegen die Katholiken wäre nicht gemildert worden.

Ists nicht einfältig, zu glauben, man handle gegen sein Gewissen, wenn man seine Meinung der von Personen unterwirft, die über die fragliche Sache aufgeklärter sind? Ich meine, mein Sohn habe Anwartschaft auf dieses oder jenes Erbtheil, die besten Rechtsgelehrten bewiesen mir aber das Gegentheil, so füge ich mich nach ihrer Meinung. Ich halte meinen Sohn für fähig, die Strapazen des Soldatenstandes zu ertragen; aber die geschicktesten Aerzte erklären, seine Gesundheit sey zu zart, und ich verzichte darauf, ihn in die Armee eintreten zu lassen. Mein Parlament erklärt, diese oder jene Maaßregel, die ich für nachtheilig für die Kirche halte, werde ihr nicht schädlich seyn; werde ich dann wohl gegen mein Gewissen handeln, wenn ich, bei der Aufsuchung und dem Schutz der mir anvertrauten großen Interessen, die den meinigen überlegenen Einsichten mit zu Hülfe nehme?

Die Verpflichtung, die Gesetzgebung so wie sie ist aufrecht zu erhalten, scheint oft den Regierungen ein Zügel zu seyn; aber sie ist fast immer nur eine bequeme Maske, unter welcher sich die Willkühr verbirgt und ungestraft ihr Wesen treibt.

Die Macht schmückt sich mit diesen Ketten, wenn sie sich öffentlich zeigt, sie sind ihr aber so leicht als möglich und nur die Gallerie läßt sich durch ihren Anblick imponiren. Derjenige, der sie geschmiedet, wollte nur, daß damit viel Lärm gemacht werden, sie ihn aber wenig hindern sollten.

Gesetzt den Fall, ein König von Großbritannien und Irland weigere sich, ein Gesetz zu sanctioniren, nicht aus Ueberzeugung, sondern unter dem Vorwande daß sein Krönungseid es ihm verbiete, so würde das Parlament, nach der Strenge der Grundsätze und nach früheren Fällen, zu der Erklärung gezwungen seyn, er habe auf die Königswürde verzichtet und sein präsumtiver Thronerbe sehe, als in der Hypothesis seines Todes oder seiner Entsetzung, seinen Platz einnehmen.

In dem denkwürdigen Umstande, wo das Parlament die Abdankung Jacobs II. proclamirte, war diese Erklärung eine Fiction und diese Fiction ein schneidender Spott, denn weit entfernt, auch nur auf das kleinste seiner Vorrechte zu verzichten, war Jacob II. vielmehr aus allen Kräften bemüht, seine Macht ungesetzmäßig zu erweitern. Aber in der von uns aufgestellten Hypothese würde der Monarch die Absicht, von dem, was das edelste und nützlichste der königlichen Autorität ist,

abweichen zu wollen, kund geben, und dadurch von selbst seine Abdankung aussprechen.

Selbstlob, Empfindlichkeit, ꝛc. Es giebt Beamte, die in der Ausübung ihrer Functionen sich eine Rechtlichkeit beilegen, die nach ihrer Meinung keine Beschuldigung, keine Untersuchung gestattet. Ihre Versicherungen sind Beweise, ihre Tugenden Gewährschaften, und unter allen Umständen haben sie Anspruch auf das unbeschränkteste Vertrauen! Deckt einen Mißbrauch auf, bringt eine Reform in Vorschlag, verlangt Sicherheiten, Untersuchungen ꝛc., und sie werden einen Schrei des Erstaunens und Unwillens ausstoßen, als ob Ihr ihre Rechtschaffenheit zweideutig machtet oder ihre Delicatesse kränktet; sie werden antworten daß ihren Handlungen nur Patriotismus, Ehre und Religion zum Grunde lägen.

Die Würkung dieser Empfindlichkeit ist begreiflich. Es sey damit wie ihm wolle, so ist es eine unbestreitbare Maxime in der Politik, daß alle Tugenden der Regierungen die Regierten nicht überheben, sich nach guten Institutionen umzusehen. „Sire," sagte Frau von Stael zum Kaiser von Rußland, „Ihr Charakter ist Ihren Unterthanen eine Constitution und Ihr Gewissen eine Bürgschaft." — „In dem Falle," erwiederte der Kaiser, „würde ich immer nur ein glücklicher Zufall seyn." Das ist vielleicht die wahrste und glänzendste Replik, die je der Mund eines Monarchen ausgesprochen hat.

Weihrauch opfern. Hier ein Lieblings-Argument derjenigen, die die Verwerfung eines Antrags verlangen, indem sie auf den Charakter der Regierungsmitglieder, die dawider sind, fußen. Da heißt es denn: die Tugenden der Minister machen die Maaßregel überflüssig; da sie dawider sind, so muß man sie verwerfen; sie annehmen hieße ihnen ein beleidigendes Mißtrauen bezeugen, ihre ernste Rechtschaffenheit, ihre große Uneigennützigkeit und die Opfer verkennen, die sie unaufhörlich der geheiligten Sache des Vaterlandes bringen; Vorsichtsmaaßregeln sind nur an ihrem Platze, wo Gefahr vorhanden ist, und der edle Charakter der in Rede stehenden Personen ist eine hinlängliche Bürgschaft gegen jeden Anlaß der Beunruhigung.

Der Panegyricus geht crescendo, nach dem Range der Dignitarien. So sind die Kanzellisten der Kammer von erprobter Treue, die jungen Büreau-Beamte Muster des Fleißes, und unter ihnen giebt es kleine Muster von 7, 8 bis 9 Jahren, die durch vortreffliche Familien-Väter angestellt sind. Der erste Secretair ist ein wahres Wunder. Die Mitglieder des Cabinets sind das non plus ultra von Tugend und Genie, und die Apotheose des ersten Ministers läßt sich in Worten gar nicht geben. — Verlohnte es sich wohl der Mühe, dergleichen Kindereien ernstlich zu beleuchten? Doch wollen wir bemerken, daß, wo durch directe Argumente die Würksamkeit und Gerechtigkeit einer in Vorschlag gebrachten Maaßregel offenkundig ist, dieser Beweis auch über den Charakter derjenigen entscheidet, die sich derselben widersetzen.

Durch den von uns bezeichneten Sophismus erlangen diejenigen, deren Charakter ehrenvoll oder geehrt ist, eine Macht keck gegen jede Maaßregel zu stimmen, die ihnen nicht zu Sinn ist.

Um die Sicherheit eines öffentlichen Depositums zu sichern, muß der Gesetzgeber immer annehmen, daß jedweder, der seine Rechnung dabei findet es zu verletzen, es in einer oder der andern Weise zu thun nicht unterlassen werde. Auf dieses Princip müssen die politischen Einrichtungen begründet werden, und wird es auf die Gesammtheit der Bürger, ohne Unterschied, angewandt, so beleidigt es niemand mehr. Es müssen folglich der immer wahrscheinlichen Verletzung des Despotismus der Gesetze die würksamsten Verhinderungs- oder Unterdrückungsmaaßregeln entgegengesetzt werden. Es ist demnach den ersten Elementen der legislativen Wissenschaft nichts mehr zuwider als die aus den Tugenden, die den Beamten so freigebig beigelegt werden, abgeleiteten Gemeinplätze.

Vorausgesetzte Gefahren. Anschuldigungen verbrecherischer Absichten, strafbarer Beweggründe, verkehrter Charaktere, Widersprüche, verdächtiger Verbindungen ꝛc. Die, die uns regieren, machen sich dieses Mittel sehr zu Nutz, um die Aufmerksamkeit von den in Vorschlag gebrachten Maaßregeln abzulenken, sie in Verbindung mit dem zu bringen, der ihr Autor gewesen, so daß die Fehler oder Laster, die man ihm persönlich schuld giebt, zugleich auf seinen Antrag fallen. Z. B. dieser oder jener hegt strafbare Pläne, folglich ist sein Antrag nichts werth; er hat keinen achtungswerthen Charakter, er ist unser Gegner gewesen; er lebt mit diesen oder jenen verdächtigen Leuten in Freundschaft, oder man hat ihn vielmehr bei diesen angetroffen; man argwöhnt, er sey in einigen Dingen mit ihnen gleicher Meinung; er gehört einer politischen Secte an, die zwar nicht mehr vorhanden ist, deren Grundsätze aber abscheulich waren: deshalb gegen seinen Antrag gestimmt!

Ist der Vorschlag aber würklich schlecht, warum denn nicht darthun daß er es ist. Aendert eine heilsame Sache deshalb ihren Charakter, weil sich gegen den, der sie vorschlägt, manches aufbringen ließe, und wird ein schlechtes Gesetz dadurch zu einem guten, weil es von einem wackern Manne ausgegangen? So aburtheilen hieße, zur Versammlung sagen: „Meine Herren, Sie sind Pinsel, unfähig, den innern Gehalt der vorgeschlagenen Maaßregel zu würdigen; Deklamationen und vage und entfernte Möglichkeiten sind für den Umfang Ihrer Einsichten hinreichend."

Jemehr man diesem Truginstrumente Platz einräumt, um so mehr beugt man seine Vernunft unter das schmähliche Joch, das der erste politische Tartüffe ihr aufzulegen gesonnen ist. Man lasse sich in dieser jämmerlichen Sophisterei befangen, und man wird die Vertheidigung eines sonst für nützlich und gut gehaltenen Entwurfs unter dem Vorwande aufgeben, er sey durch den Beifall schlechter Bürger geschändet, und dagegen ein verabscheuungswürdiges System annehmen. So rennet man blindlings auf Klippen los, weil jene sie bezeichnen, und hält mit Abscheu von dem Hafen ab, weil sie das Staatsschiff dahin rufen. Eine solche alberne Antipathie unterwirft Euch eben so sehr euren Gegnern, als eure blinde Unterwürfigkeit Euch an eure Freunde fesselt.

Es gehört außerdem ein umfassender und durchdringender, in mühsamen Studien gewirgter Geist dazu, um mit Erfolg eine Demonstration aus dem Kern des Gegenstandes selbst zu entwickeln, während man, um sich mit Persönlichkeiten zu bewaffnen, weder großer Arbeit noch besondern Scharfsinnes bedarf. Auf diesem Gebiete tragen transcendente Nullitäten über die höchsten Fähigkeiten den Sieg davon; nichts kömmt denen besser zu statten, die raisonniren wollen ohne sich mit Denken zu befassen; es ist nur nöthig ein gegebenes Thema zu variiren. Die scharfen und folgerechten Raisonnements vermögen wenig über die Leidenschaften; weit entfernt sie zu entflammen, besänftigen sie sie vielmehr, während eine Lob- oder Schmährede sie immer mehr aufregt. Die Schmeichelei ist in der That der Kitt der verbündeten Parteien, welchen der Tadel der entgegengesetzten Parteien ein Ansehen von Muth und Unabhängigkeit giebt.

Unwissenheit und Trägheit, Haß und Freundschaft, übereinstimmendes und streitiges Interesse, Knechtschaft und Unabhängigkeit, alles trägt dazu bei, den Persönlichkeiten das bedauerliche Uebergewicht zu geben, das sie behalten. Jemehr uns die Leidenschaften beherrschen, jemehr rechnen wir auf ihre Herrschaft über andre. Inzwischen werden Belei-

digungen in der Hand desjenigen, der sie mit Würde abzuweisen versteht, zu einer siegreichen Waffe. Schlag zu, aber höre, spricht er, wie jener Weise des Alterthums, und die Wuth seines Gegners nimmt die Wendung ihn verwirrt zu machen.

Keine Neuerung. Sagen, alles was neu ist sey schlecht, heißt eben so viel als behaupten, daß alles Alte in seinem Ursprunge schlecht gewesen wäre. Bei Licht besehen, ist doch jede Einrichtung anfangs eine Neuerung. Derjenige, der unsern Kirchen zuerst Betstühle gegeben und die Geistlichen der Sprengel creirt hat, war ein Jacobiner seiner Zeit. Richter, Geschworne und Huissiers sind von feurigen Geistern geschaffen worden, die die Welt mit Schrecken erfüllteten und als die Vorboten des Untergangs und der Auflösung der gesellschaftlichen Verhältnisse angesehen wurden. Fort mit den Barrieren! nieder mit dem Lesen, der Schrift, dem Papstthum! hat man späterhin geschrieen. Der Unbesonnene hat im Stillen gesagt: Es wird nichts Neues geben, und sein Mund hat diese Extravaganz wiederholt.

(Der Beschluß folgt.)

Versuch einer Geschichte der Republik von San-Marino; von Auger-Saint-Hippolite.

Der Verfasser hat dieses sein Werk dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gewidmet. Die Geschichte der ältesten der modernen Republiken war würdig dem Haupte einer, seit langer Zeit durch die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit glücklichen und triumphirenden Nation dargebracht zu werden. Im Namen dieser geheiligten Gesetze ruft der Verfasser alle Raisonnements der Philosophie und der Erfahrung zu seinem Beistande auf, um die Vorurtheile der Politik zu bekämpfen und die Betrüglichkeit des Ruhms zu beweisen. Der Verfasser ist der Meinung, daß der kriegerische Ruf der Fürsten dem Volke allzutheuer zu stehen komme; daß unser Jahrhundert weise genug sey, um nicht mehr der Narr des Wunderbaren zu seyn, das nur dazu dient, die Sclaverei zu verlarven; und die stärkste seiner Argumentationen ist das Bild eines armen aber glücklichen Völkchens, das seit funfzehn Jahrhunderten, stets umgeben von den Netzen, die, einer nach dem andern, ehrgeizige Nachbarn und vor Allem der Ehrgeiz der Päpste ihr stellten, dieselbe Regierungsform beizubehalten gewußt hat.

Die kleine Republik von San-Marino ist ein Nichts in der Wagschaale der Nationen; seine Gesandten glänzen nicht an den europäischen Höfen; die Agenten einer unruhigen und argwöhnischen Politik beschäftigen sich nicht mit ihr auf den Congressen, und doch ist sie noch heute glücklich und ruhig: aber nicht allein ihre Unbedeutenheit ist es, der sie ihr Glück verdankt. Wenn man bei Durchlesung der Geschichte dieser Republik, auch auf keinen jener Männer von Genie stößt, deren Ehrgeiz die Nationen beunruhigt, so kann man sich dagegen nicht enthalten, die ausdauernde Weisheit eines Volkes anzuerkennen, das stets sein Verfahren nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Mäßigung und vor allem der evangelischen Moral richtete. Nichts charakterisirt die Vorzüglichkeit dieser Ansichten mehr als das Wappen dieser Republik, das ein Kreuz vorstellt, auf welchem das Wort libertas (Freiheit) zu lesen ist."

Das was in den letzten Zeiten die Weisheit der Regierung von San-Marino charakterisirt hat, knüpft sich an unsre politische Geschichte. Napoleon hatte die Alpen überstiegen; der Schrei der Erlösung hatte in ganz Italien wiedergetönt, und nur das Echo des Waffengetöses und der Freude der Völker war bis zu dem Gipfel des Felsens, den das Volk von San-Marino bewohnt, gedrungen. Die Seele noch frei von jeglichem persönlichen Interesse, beugt der Held seine kühne Stirn vor dem Heiligthum des Friedens und der Freiheit; er streckt sein Schwert aus, um die primitiven Institutionen zu schützen, die die französischen Republikaner der ganzen Welt geben sollten, und sendete den Bürger Monge an die Republik von San-Marino ab, um dieselbe der Bruderliebe und Freundschaft der französischen Republik zu versichern. Zu bemerken ist hiebei, daß der Deputirte beauftragt war, den Ehrgeiz der Bürger San-Marinos zu erwecken und Monge richtete deshalb folgende Rede an sie: „Wenn wegen irgend einiger Theile Eurer Gränzen Streit obwaltet, oder selbst wenn einige nicht bestrittene Theile benachbarter Staaten Euch durchaus nöthig wären, so bin ich von dem Obergeneral beauftragt, Euch zu bitten, ihm darüber Mittheilungen zu machen." Das Haupt der Republik von San-Marino, nachdem er dem Helden seine Ehrerbietung bezeiget, äußerte dagegen: „Ihr richtet Eure Blicke auf einen Punkt der Erde, wohin sich die Trümmer der ursprünglichen Freiheit geflüchtet haben und auf welchem die Strenge Sparta's weit eher als die Eleganz Athen's wieder auflebt. Die Einfachheit der Sitten und das geheiligte Gefühl der Freiheit ist das einzige Erbtheil, daß uns unsre Väter hinterlassen haben und wir sind stolz darauf, es während so vieler Jahrhunderte uns erhalten zu haben, ohne daß die Anstrengungen des Ehrgeizes, noch der Haß der Mächtigen, noch der Neid unsrer Feinde es je ungestraft anzutasten kamen. Die Republik von San-Marino, zufrieden mit dem Umfange ihres Gebietes und ihrer bescheidenen Existenz, ist weit entfernt das großmüthige Anerbieten anzunehmen, das ihr gemacht worden, und auf die ehrgeizigen Aussichten zu einer Gebietsvergrößerung einzugehen, die mit der Zeit ihre Freiheit in Gefahr würde bringen können."

Von dieser Antwort sehr befriedigt, machte Napoleon der Republik von San-Marino mit 4 Stück Kanonen und 1000 Quintals Getraide ein Geschenk. Die Bürger San-Marinos, die aus Klugheit das Anerbieten einer Gebietserweiterung zurückgewiesen hatten, empfingen die Geschenke des Generals als einen Beweis des Wohlwollens des französischen Volkes. Seit dieser Zeit ist Alles ruhig in San-Marino, und die reactiven Revolutionen, die Italien beunruhigten, erstarben vor dem Felsen, wo die Freiheit noch einen Zufluchtsort gefunden.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 182 Hamburg, Sonnabend den 5. Mai 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von B. Niebour und Rath Ludwig.

Brand von Moscau. — Napoleon zu Petrowskoi. Dessen Rückkehr nach Moscau und gemachte Versuche, direct mit dem Kaiser Alexander zu communiciren.

Aus dem Manuscript de 1812, contenant le Précis des événemens de cette année, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon; par le baron Fain, son sécretaire archiviste à cette époque. Der Verfasser sagt, eben die Vielheit der Werke, die es schon über den russischen Feldzug gäbe, sey es, die ihn zu der Herausgabe des seinigen bewogen habe, in welchem er über das Ereigniß selbst die andern nicht zu überbieten trachte, sich aber hauptsächlich befliessen habe, die Combinationen recht anschaulich zu machen, die ein widriges Resultat herbeiführen mußten.

Der Entschluß, von Smolensk auf Moscau loszugehen, gründete sich auf die Meinung, der Feind werde, um diese Hauptstadt zu retten, eine Schlacht liefern, geschlagen, Moscau genommen werden und Alexander, um wieder in dessen Besitz zu kommen, Frieden machen; entschlösse er sich aber dazu nicht, so werde man in dem Material dieser großen Stadt, und in den 40,000 Freigelassenen oder Söhnen von Freigelassenen, die darin wohnen, Stoff zu neuen Ereignissen finden. — Bis diesen Augenblick geht es Alles so, als es der Kaiser berechnet hat.

Das Arsenal des Kreml enthält 40,000 englische, österreichische und russische Gewehre, ein Hundert Stück Kanonen, Lanzen, Säbel und den Türken und Persern abgenommene Rüstungen und Trophäen. Außerhalb der Stadt, an der Barrière der Deutschen, in einzeln stehenden Gebäuden, finden wir 400,000 Pfund Pulver und über eine Million Pfund Salpeter vor.

Unermeßlich sind die Hülfsmittel, die die Armee in Moscau zu finden hofft. Die Mittelclasse der Einwohner ist geblieben. Die 500 Palläste der Adelichen stehen uns offen; ihr Mobiliar ist nicht herausgenommen worden und die Domestiken erwarten uns an deren Pforten. Die reichsten Eigenthümer haben bei ihrer Entfernung aus der Stadt Empfehlungsschreiben an die Generäle, die ihre Häuser beziehen werden, hinterlassen, in welchen sie anzeigen, daß sie innerhalb weniger Tage, sobald nur die erste Unruhe vorüber sey, zurückkehren würden.

„Wir wollen sehen," sagt der Kaiser, „wie es die Russen nun machen werden; wollen sie sich noch nicht zum unterhandeln verstehen, so werden wir unsre Maaßregeln schon darnach nehmen müssen. Unsre Quartiere sind uns nun gesichert. Wir werden der Welt das sonderbare Schauspiel einer Armee geben, die inmitten feindlicher Völker, die von allen Seiten auf sie andrängen, friedlich überwintert. Die französische Armee wird zu Moscau ein Schiff im Eise seyn.... Beim Wiedereintritt der schönen Jahrszeit aber fangen wir den Krieg wieder an.... Ueberdem wird Alexander es dahin nicht kommen lassen; wir werden uns verständigen, und er wird den Frieden unterzeichnen."

Napoleon glaubt auf alles Bedacht genommen zu haben: blutige Schlachten, verlängerter Aufenthalt, strenger Winter, selbst Unfälle. Der Besitz von Moscau, und die 260,000 Mann, die er hinter sich gelassen, scheinen ihn gegen alle mögliche Zufälle sicher zu stellen — aber kaum hat er sich im Kreml niedergelassen, so bricht eine furchtbare Feuersbrunst aus. Was er nicht vorher gesehen, nicht vorhersehen konnte: die Zerstörung Moscau's durch die Russen selbst, entreißt ihm den Stützpunkt, auf welchem seine Haupt-Combinationen beruheten.

Einige einzelne Feuersbrünste fielen gleich nach unsrer Ankunft vor. Wir maßen sie der Unvorsichtigkeit der Soldaten bei und der Herzog von Treviso, die Garde, die ganze Armee waren herbeigeeilt, um sie zu löschen, was ihnen auch bald gelang, bis am 16., wo sich ein Sturm erhob, der Brand allgemein ward. Ein großer Theil der Stadt ist von Holz erbaut und sie enthält eine Menge Magazine von Branntweinen, Oelen und andern Brennstoffen. Alle Sprützen sind verschwunden, und unsre Arbeiter mühen sich vergebens ab.

Schwarze Rauchwolken, ausgegangen von den orientalischen Vierteln, haben sich unter dem Winde erhoben und dehnen sich, überall einen garstigen Schwefel- und Harzgeruch verbreitend, über die ganze Stadt aus. Unmittelbar hinter ihnen drein folgt die Flamme, dringt von Haus zu Haus vor, schwillt mit jedem neuen Raube an und fließt in einem Feuermeer von einem Ende der Stadt bis zu dem andern. Während die ersten Glutwellen ihren furchtbaren Lauf verfolgen, brechen wieder anderer Orten Feuer aus, deren Flammen, vom Sturm getrieben, sich über die Stadttheile ergießen, zu welchen die andern Laven nicht hatten kommen können. Man hätte sagen mögen, die Erde habe sich aufgethan und alle unterirdische Feuer losgelassen! Wüthend verbreitet sich die Feuersbrunst, ungebunden an Richtung und Ziel; sie brüllt, sie kocht, gleich den Wogen im Sturm, bis die unglückliche Stadt zuletzt in einem Flammen-Ocean untergeht.

An der Stätte so vieler Häuser und Palläste sieht man nur noch Mauerreste, die Plätze bezeichnen, wo Menschen gewohnt. Die Tausende dieser abgestumpften und geschwärzten Pyramiden erscheinen uns als das verbrannte Skelett von Moscau.

Aus den Fenstern des Kremls hat Napoleon diese große Katastrophe vor Augen.... Als Scipio Karthago brennen sah, da konnte er sich eines traurigen Vorgefühls über das Schicksal, das auch einst Rom betreffen werde, nicht erwehren: auch Napoleon ist im Nachdenken versunken.... Die ganze Armee ist wie betäubt. Die im Kreml herrschende tiefe Stille hört man nur durch folgende Aeußerungen unterbrechen: So also führen sie den Krieg! Die Civilisation von Petersburg hat uns irre geführt; es sind noch immer Scythen!

Endlich ists gelungen, einige der Mordbrenner auf frischer That zu ergreifen. Man hat sich ihrer bemächtigt, als sie gerade mit der Legung des Brennstoffes beschäftigt waren, und man hat Mühe gehabt, sie der Wuth des Militairs zu entziehen. Ihrer 900 hatte die Polizei des Gouverneurs Rostopchin in die Kellergeschosse vertheilt, um die sämmtlichen Stadtviertel in Brand zu stecken. Sie bekennen; über ihre Erklärung wird ein Verbalprozeß aufgesetzt, dann folgt die militairische Execution, wonach die Leichen in die furchtbare Glut gestürzt werden, die von ihnen angeschüret war.

Während dem ist der Horizont überladen mit glühenden Dünsten; im Kreml zerspringen die Fensterscheiben; man athmet nur Asche ein; es wird unmöglich, den letzten Zuckungen des allgemeinen Brandes länger nahe zu seyn. Der Kaiser entschließt sich, sich nach irgend einem nahgelegenen Landhause zurückzuziehen. Das in geringer Entfernung von der Petersburger Barrière und mitten in den Cantonnirungen des Prinzen Eugen belegene Schloß Petrowskoi wird nun das Asyl des kaiserl. Hauptquartiers. Da wird sichs ruhiger überlegen lassen, was nun zu thun ist.

Am 16. September, des Nachmittags, ist der Kaiser zu Petrowskoi angekommen. Moscau entgeht ihm, aber die Straße nach Petersburg ist frei und Kutusovs Rückzug giebt uns das ganze nördliche Rußland preis. Der Vice-König hat nach dieser Seite hin nur ein detaschirtes Corps unter den Befehlen des Generals Winzingerode vorgefunden, das sich vor unsern Plänklern zurückzieht und uns kein Hinderniß in den Weg legen kann. Wir sind nur 14 Tagemärsche von Petersburg entfernt: Napoleon denkt deshalb den Weg nach dieser zweiten Hauptstadt einzuschlagen.

Seine Absicht ist jedoch nicht, mit der ganzen Armee dahin zu gehn; er will es nur bei einer bloßen Demonstration bewenden lassen, und es ist ihm genug, die Divisionen des Vice-Königs theilweise vorzuschieben. Die andern Corps sollen Miene machen, diesen zu folgen, sich aber damit begnügen, sie zu unterstützen. Unsre Arrièregarde kann Moscau so lange behaupten als es Noth thut, und unsre Colonnen beginnen, von ihrem linken Flügel manövrirend, in den, zwischen den beiden Hauptstädten uns offenen Ebenen, ihren Rückzug an die Unter-Dwina zu bewerkstelligen. Diese kreisförmige Bewegung läßt sich echelonsweise über die verschiedenen paralell laufenden Wege ausführen, welche die Provinzen von Veliki-Lukie und Groß-Nowogrod durchschneiden; so kommen wir an Wittgenstein, den wir im Rücken nehmen; wir vereinigen uns wieder mit den Armeen des Marschalls St. Cyr, des Herzogs von Tarent und des Herzogs von Bellano, und binnen einem Monat, bis zum 15. October, braucht unsre, auf einem Punkte vereinigte, Gesammtmacht nur eine Wendung in Linie an die Düna zu machen, indem sie von der einen Seite sich an die Festung von Riga, an der andern an die von Smolensk lehnt und Reserven zu Witepsk, Mohilow, Minsk und Wilna läßt.... Aber der muthmaaßliche Erfolg dieser neuen Combination ist so nahe und so entscheidend, daß man aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal daran zu denken braucht, die Winterquartiere an der Düna zu nehmen. Wenn der Verlust von Moscau die Politik des russischen Cabinets nicht beugt, so werden die Gefahren, die Petersburg bedrohen und auf Wittgenstein einzubrechen im Begriff sind, dieses Cabinet schon schmiegsamer machen; und der nächste Monat läßt uns noch Zeit genug, um über dessen Hartnäckigkeit zu siegen.

Das ist der Plan, den der Kaiser entworfen hat; er hat die Nacht vom 16. zum 17. damit hingebracht, ihn auf der Charte zu combiniren, auch schon seine ersten Ordres dictirt; kaum hat er aber einigen Chefs der Armee seinen Entwurf vertraut, als auch schon ein Flüstern beginnt. Nur der Vice-König giebt ihm seinen Beifall: die Vorstellung, uns die Bahn zu brechen, hat seinen jugendlichen Muth eingenommen. Alle die andern sind dawider. Man theilt sich einander den geheimen Widerwillen mit, den man hat, immer neuen Fährlichkeiten entgegen zu gehen. Man verabredet sich, und der neue Plan findet nun den verzweifeltsten Widerstand. „Keine Ruhe! abermals aufbrechen! sich noch mehr entfernen! sich im Norden vertiefen! dem Winter entgegen gehen, als ob er uns nicht früh genug überkäme!“ Man sieht in diesem Vorhaben nur eine Folge von Strapazen und Fährlichkeiten. Hauptsächlich ists die Strenge des Clima's, die man fürchtet; man spricht darüber, als werde sie vom Kaiser nicht genug erwogen, und die Furcht, die man vor dem Uebel hat, nimmt den Operationen die Thätigkeit, die es abwenden könnte. Frieden hätte man gern! Frieden um jeden Preis! Derjenige, der bis zum letzten Athemzuge kämpfen würde, um sein Land erniedrigenden Bedingungen zu entziehn, entblödet sich nicht, in diesem Augenblicke moralischer Abspannung zu sagen, man müsse um Frieden bitten, sollte es auch fußfällig geschehen!.. Soviel Selbstachtung hat man freilich noch wohl, daß man dergleichen Reden dem Kaiser nicht zu Ohren kommen läßt; aber man spricht ihm vor, wie sehr die Armee der Erholung bedürfe, von der Menge der Verwundeten, denen man doch die Zeit lassen müsse, geheilt zu werden oder Smolensk zu erreichen, und von Hülfsmitteln, die Moscau uns noch unter seiner Asche darbiete. Der Brand legt sich; einige Paläste sind noch geborgen; der Kreml ist unverletzt; das Viertel, wo die Garde cantonnirte, ist fast ganz erhalten worden; einige Häuser hier und dort sind der Zerstörung entgangen; in diesen unermeßlichen Katacomben werden wir Obdach, Lebensmittel, Branntewein, Pelzwerk, Leder, und was sonst der Soldat während des Winters bedarf, vorfinden! Währenddem kann man zu unterhandeln versuchen!... Müssen wir jedoch nach Smolensk zurück, so lasse man uns wenigstens die südlichen Straßen ziehn: durch unsre Retirade nach dieser Seite können wir Rußland schwere Streiche versetzen, indem wir die Militair-Etablissements von Kaluga, vor allen die von Tula vernichten, was die einzigen Hülfsmittel für seine Arsenäle sind.

Alle diese Vorstellungen gelangen durch Männer, deren Ergebenheit er kennt, durch alte Waffengefährten, durch Freunde zum Kaiser. Es gelingt, ihn zum erstenmal an der Ueberlegenheit seines Ueberblickes irre zu machen. Die Umstände haben sich so gestaltet, daß er eine große moralische Verantwortlichkeit erschaut, womit er seinen Alleinwillen nicht gern beladen will. „Uebrigens glaubt nicht,“ sagt er zu seinen Rathgebern, „daß Leute wie die, die Moscau verbrannt haben, „einige Tage darnach Frieden schließen werden: wenn die Partei, die „die Schuld dieses Entschlusses trägt, gegenwärtig im Cabinette Alexanders die herrschende ist, so werden all die Hoffnungen, mit welchen „ihr euch schmeichelt, vergebens seyn!... Indessen, wir werden dieserhalb bald im Reinen seyn!...“ Der Kaiser will also nachgeben: möchte er doch nicht von sich selbst abfallen, indem er einwilligt, sich zu den Ideen derer, die ihn umgeben, herabzulassen! Der erste Schritt ist geschehen.

Am 18., des Morgens, verläßt man das Schloß Petrowskoi, um nach dem Kreml zurückzukehren. Der Kaiser stößt unterwegs auf eine Menge Unglücklicher, die durch die Feuersbrunst und nachherige Plünderung in das tiefste Elend versetzt worden sind. Man sieht unter ihnen Leute aus allen Nationen: viele Deutsche und selbst einige Franzosen, die zu den kaufmännischen Colonieen von Moscau gehörten. Napoleon befiehlt, daß man ihnen Freistätten eröffnen, Lebensmittel und auch vorläufig eine Geldunterstützung von 50,000 Rubeln geben soll.

Dieses Geschäft der Barmherzigkeit wird einem Auditor des Staatsraths, Herrn Busch, aufgetragen, der sich dessen mit größter Gewissenhaftigkeit entledigt.

Als der Kaiser mitten durch diese Jammerscenen bis zum großen Kai der Moscowa gekommen ist, richtet er seine Blicke wohlgefällig auf das Findelhaus, das stehen geblieben ist. Er ruft seinen Dollmetsch-Secretair Lelorgne herbei und sagt zu ihm: „Gehen Sie einmal hin, und erkundigen Sie sich in meinem Namen, was aus den kleinen Unglücklichen geworden ist."

Diese Sendung giebt Anlaß zu einem sehr wichtigen Umstand.

Lelorgne kehrt bald zurück, um Bericht über seinen Besuch zu geben, nämlich: daß die Kinder über 12 Jahr einige Tage vor der Occupation nach Nyni Nowogorod abgeführt worden, der Directeur en chef des Hospitiums ihnen gefolgt, und nur die jüngsten zurückgeblieben seyen, die von der Angst, von den Franzosen gefressen zu werden, erst durch die Ausrichtung der Befehle befreit worden wären, die der Kaiser gleich nach seinem Einzuge in Moscau erlassen habe. Der, am 14. um 9 Uhr Abends hingesandten, Sauvegarde verdankte das Etablissement es, daß die Mordbrenner nicht Hand daran gelegt hatten. Der Unterdirecteur war es gewesen, der den Dollmetsch-Secretair empfangen hatte. „Der Schutz Ihres Herrn," hatte der russische Greis, mit Thränen in den Augen, ausgerufen, ist für uns eine Gnade Gottes. Hätten Se. Maj. nicht Ihren Blick auf uns geworfen — was wir nicht hoffen durften — so wäre auch unser Haus eine Beute der Plünderung und des Brandes geworden." Mit diesen Worten führt er Herrn Lelorgne in die Säle. „Der Kaiser," sagt er hier zu den Kindern, „ists, der diesen Franzosen hergeschickt," und als er kaum ausgeredet, drängen sich diese an Hrn. Lelorgne heran und überhäufen ihn mit Liebkosungen und Aeußerungen der Dankbarkeit. Die Kleineren klammern sich an seine Beine, die Größeren um seinen Hals, und alle rufen ihm unaufhörlich zu: „Dein Kaiser ist unsre Vorsehung!" — Napoleon scheint gerührt zu seyn bei dieser Erzählung. „Wer ist der Director," fragt er; „kennen Sie ihn?" Sire, antwortete der Secretair, ich habe ihn von dem ersten Augenblick meines Aufenthalts in dieser Stadt kennen gelernt. Es ist ein ehrenwerther Mann: er heißt Tutelmine, hat den Rang eines Staatsraths und den Grad als Generalmajor. — „Holen Sie ihn herbei, ich möchte ihn wohl sehen."

Bald darnach wird der General Tutelmine durch den dienstthuenden Adjudanten angemeldet. Da ihm unsre Sprache nicht geläufig ist, läßt der Kaiser seinen Dollmetscher rufen, und es beginnt nun eine Unterredung, die fast wörtlich folgendermaaßen lautet: „Nun, mein „Herr, sind Sie über das Schicksal Ihrer Waisen beruhigt? Wie viele „haben Sie deren? Glauben sie nun, daß wir sie nicht essen wer„den?" — Sire, antwortet Herr von Tutelmine, ich lege zu Ihren Füßen die Huldigung tiefgefühlter und ewiger Dankbarkeit von 500 Unglücklichen ab. Ich habe sie mit Ihrer erhabenen Gewogenheit bekannt gemacht. Ihre Furcht ist bald verschwunden; sie spielen jetzt mit Ihren Soldaten; sie segnen Sie und finden ein Vergnügen daran, Sie ihren Vater zu nennen. — „Dieser Rostopchin," beginnt der Kaiser wieder, „hat Sie also ohne weiteres, ohne irgend eine Anzeige, ohne alle In„struction gelassen?" — Sire, wir hatten seit August den geheimen Befehl von der Kaiserin Mutter, abzureisen, sobald die Gefahr dringend würde. Wir sollten des Winkes gewärtig seyn, den man uns geben würde; wir kamen täglich zum Gouverneur Rostopchin; aber bis zum letzten Augenblick hat er uns in völliger Ungewißheit gelassen. — „Man „hätte mir jemand schicken sollen; denn wäre ich nicht zufällig von ihrer „Existenz unterrichtet worden, was würde aus ihnen geworden seyn? .. „Es ist, was sie betrifft, Gott sey Dank, noch alles glücklich abgelau„fen. Was kann ich nun aber thun, was wünschen Sie?" — Sire, daß mir erlaubt werde, unsrer erlauchten Beschützerin die Anzeige zu machen, daß unser Haus, das sie vielleicht für verloren hält, wunderbarer Weise erhalten worden ist. — „Schon gut, schreiben Sie; ich „werde Ihren Brief den Vorposten behändigen lassen."

Die Unterredung, die ungefähr eine halbe Stunde lang dauert, drehet sich nachher um die innere Verwaltung und die Dotirung der Anstalt. Napoleon erkundigt sich nach allem, was dieselbe betrifft. Als er aber am jenseitigen Ufer des Flusses noch einige Flammen auflodern sieht, kann er es sich nicht enthalten abzubrechen, um einen Ausfall auf Rostopchin zu machen. „Der Abscheuliche!" sagt er, „der es „wagen konnte, die ohnehin schon großen Drangsale des Krieges noch „kaltblütig mit einer gräulichen Brandstiftung zu vermehren! Der „Barbar! nicht genug, daß er arme Kinder, deren erster Vormund er „hätte seyn sollen, und 20,000 Verwundete, die die russische Armee „seiner Obhut anvertrauet hatte, im Stich läßt, opfert er Weiber, Kin„der, Greise, Waisen und Verwundete einer erbarmungslosen Vernich„tung. Er meint den Römer zu spielen, ist aber nur ein kapitaler „Wilder!"

Napoleon wird erst wieder ruhig, als er von seinen persönlichen Gefühlen für den Kaiser Alexander spricht und wie gern er diesem Kriege ein Ende machen möchte. Er scheint zu glauben, ein Frieden müsse leicht abzuschließen seyn, wenn zwischen ihnen keine Intriguanten ständen; und als Hr. Tutelmine sich wegbegiebt, trägt er ihm noch auf, über diese friedliche Stimmung in seinem Briefe einiges fallen zu lassen.

Am folgenden Tage stellt sich der russische General wieder ein im Kreml. Die Depesche, die er für die Kaiserin Mutter aufgesetzt, schließt mit folgendem Paragraphen: „Madame, den Kaiser Napoleon jammert es, unsre Hauptstadt fast gänzlich durch Mittel vernichtet zu sehen, die, wie er sagt, nicht nach ordentlichem Kriegsgebrauche sind. Er scheint überzeugt zu seyn, daß, stellte sich niemand zwischen ihn und unsern erlauchten Kaiser Alexander, ihre alte Freundschaft bald wieder in ihre vorigen Rechte treten und all unser Unglück ein Ende haben würde."

Napoleon willigt ein, daß der Brief, gemäß dem Ersuchen des Herrn von Tutelmine, durch einen russischen Offizier überbracht werde, läßt demselben Reisekosten geben, und befiehlt seinem Staabe, die nöthigen Maaßregeln zu nehmen, daß er sicher und eiligst unsre Vorposten passiren könne.

Diesem ersten Versuche folgt zwei Tage darnach mehr direct ein zweiter, zu welchem das Ungefähr ebenfalls die Mittel beut.

Unter der sehr geringen Zahl ehrenwerther Einwohner, die inmitten der Ruinen von Moscau geblieben sind, befindet sich ein Herr von Jakowleff, dessen Bruder russischer Gesandter in Stuttgart gewesen ist. Man erwähnt seiner gegen den Kaiser, der ihn sofort nach dem Kreml rufen läßt. Immer mehr aufgereizt durch den Anblick der rauchenden Asche von Moscau, überläßt Napoleon sich erstlich seiner gewohnten Lebhaftigkeit gegen den Gouverneur Rostopchin. Herr von Jakowleff, der selbst beinahe ein Opfer des Unfalls geworden wäre, ist selbst nicht wohl auf dessen Anstifter zu sprechen. Er äußert sich mißfällig darüber, daß sich Rostopchin von seinem Haß über alle Gränzen der Menschlichkeit hinaus habe hinreißen lassen. Die Unterhaltung wird warm; sie nimmt einen Ton des Zutrauens an, und der russische Wortführer läßt das Wort Frieden fallen. „Ja," fällt Napoleon nun gleich ein, „Alexander darf sich nur melden, um zu unterhandeln, ich bin gleich

„bereit dazu. Ich werde den Frieden in Moscau unterzeichnen, wie „ich es schon in Wien, in Berlin gethan.... Ich bin nicht hergekom„men, um hier zu bleiben; ich hätte nicht hier seyn sollen, und ich „würde es auch nicht, wäre ich nicht dazu gezwungen worden. Das „Schlachtfeld, wo der Streit hätte müssen entschieden werden, war in „Lithauen, warum ist es zurück verlegt worden? Dieser Krieg wird „bösartig durch eine Erbitterung, die weder von Alexander, noch von „mir ausgeht. Ihr Kaiser wird hinters Licht geführt, und die Eng„länder versehen Rußland einen Streich, an welchem es lange bluten „wird. Von Smolensk ab bin ich nur durch brennende Städte und „Dörfer gekommen. Euer Patriotismus ist nur Wuth. Selbst Peter „der Große würde Euch Barbaren nennen; und was würde er von „dem in einen Aschenhaufen verwandelten Moscau sagen? Das Fieber „Rostopchins kömmt Euch theuerer zu stehen als zehn Schlachten; und „welchen Nutzen habt Ihr überdem von diesem Brande? Bin ich nicht „nach wie vor im Kreml? Giebts um mich her nicht noch Häuser „genug für meine Generäle? Finden meine Soldaten nicht noch Ueber„fluß in Euren Kellern? Aber, noch ein Mal, ich bin nicht nach Eurer „Hauptstadt gekommen, um mich darin festzusetzen. Ich würde, hätte „Alexander mir ein einziges Wort gesagt, an ihren Thoren Halt ge„macht, meine Armee vor den Vorstädten in Barracken gelegt, Moscau „für eine neutrale Stadt erklärt haben. Auf ein solches Wort habe ich „mehrere Stunden gewartet; mich verlangte darnach; ich hätte in dem „ersten Schritt einen Beweis gesehen; daß Alexander im Innern seines „Herzens noch einige Zuneigung zu mir hege. Von dem Augenblick an „würde der Friede bald und ohne Vermittler zwischen uns zu Stande „gekommen seyn: er würde, wie zu Tilsitt, zu mir gesagt haben, daß „*man ihn hinsichts meiner arg hintergangen habe*, und „Alles wäre sehr bald vergessen gewesen!... Statt dessen sehen Sie nun, „wohin es gekommen ist! Wie viel Blut ist vergossen, wie viel Unglück „geschehen, bloß weil wir uns nicht verständigt haben!“

Nun wagt Herr von Jakowleff es, die Bemerkung zu machen, es stehe wohl dem Sieger zu, zuerst vom Frieden zu sprechen; ein solcher Schritt der Mäßigung würde gewiß gewürdigt werden und nicht ohne Antwort bleiben; es wäre selbst möglich, daß der Kaiser Alexander seinerseits nur eine Eröffnung erwarte....

Napoleon denkt über diese Aeußerungen nach, geht einige Mal schweigend auf und nieder, und nimmt dann wieder das Wort: „Wenn ich „schreibe, würden Sie mein Schreiben überbringen, und,“ setzt er mit Nachdruck hinzu, „könnte ich darauf rechnen, daß es Alexandern selbst „eingehändigt würde? In dem Falle könnte es seyn, daß ich Sie hin„schickte.... Aber haben Sie auch Gelegenheit, bis zu Ihrem Monar„chen zu gelangen, und stehen Sie mir dafür, daß er mein Schreiben „erhält?“

Als Herr von Jakowleff sich dafür verbürgt, erhält er die Aufforderung, sich reisefertig zu halten. Napoleon steht in der Nacht auf, um seinen Brief zu schreiben, den er um 3 Uhr Morgens dem Herrn von Jakowleff zuschickt, und worauf dieser sofort damit abreiset.

Dieses geschah am 24. September. Kaum sind 10 Tage verflossen, so entschließt sich der Kaiser, einen öffentlichen Schritt zu thun, um die vertraulichen Mittheilungen zu unterstützen und ein Resultat herbeizuführen.

Am 4. October schickt er den General Lauriston, der noch erst kürzlich unser Gesandter in Rußland gewesen, in das Lager von Kutusow. Eine solche Wahl muß ein Vorgefühl von der Wichtigkeit und dem Umfang geben, die diese Mission bekommen kann; doch hat sie anscheinend kein andres Motiv, als *Uebereinkünfte zu treffen, um dem Kriege einen, den zwischen civilisirten Armeen festgesetzten Regeln angemessenern, Character zu geben, die das Land vor all den Uebeln bewahren, die ihm zu ersparen möglich sind.*

Entferntere Ursachen der Revolution in den spanischen Besitzungen in Amerika.

Man hat vor Kurzem zu London ein geschichtliches Document von höchster Wichtigkeit durch den Druck bekannt gemacht. Es ist dieses ein von dem berühmten Antonio de Ulloa abgefaßter Bericht (betitelt: **Noticias secretas de America; por Don Jorge Juan, y Don Antonio de Ulloa**) über die Lage und den Zustand von Peru, Neu-Granada und Chili, in der Zeit als er jene Länder bereisete, und welcher seit länger als einem halben Jahrhunderte, in den Archiven von Madrid vergraben geblieben war. Alle Welt weiß, daß um das Jahr 1735 sich Frankreich durch wissenschaftliche Expeditionen auszeichnete, die den Zweck hatten, die Gestalt der Erde näher zu bestimmen; daß, während Maupertuis die Grade des Meridians gegen den Weltpol zu messen ausging, Bouguer, Godin und la Condamine sich nach Peru begaben, und daß diesen zwei gelehrte spanische Offiziere von der Krone Spanien, nämlich Ulloa und Juan, beigegeben wurden. Allein bald wurden ihre Erdausmessungsgeschäfte durch politische Ereignisse unterbrochen. Peru war in Unruhe; eine englische Flotte unter den Befehlen des Admirals Anson bedrohete seine Küsten. Die Autoritäten hatten ihre Zuflucht zu den beiden Ingenieuren genommen, die sich von Station zu Station, allenthalben hin, wo die Gefahr am drohendsten zu seyn schien, begaben. Sie durchzogen auf diese Weise den ganzen Theil des südlichen Amerikas der an den stillen Ocean gränzt, und ihre Excursionen währten neun Jahre lang. Niemals befanden sich Reisende in einer günstigeren Lage, um die Administration eines Landes und den Zustand seiner Bewohner genau kennen zu lernen. Die Statthalter flohen ihre Blicke nicht, als ob sie mit einer Untersuchungs-Commission beauftragt gewesen wären, und verbargen ihnen nichts, denn sie bedurften ihrer. Auf der andern Seite waren die Einwohner und insbesondere die Indianer alle geneigt, ihnen vertrauliche Mittheilungen über ihr Mißgeschick und ihre Fehler und Laster zu machen, denn sie bezahlten allenthalben gut und hielten es nicht mit dem Gouvernement. Was ihre Kenntnisse und ihre Beobachtungsgabe anbetrifft, so bietet die von ihnen herausgegebene berühmte Reisebeschreibung einen genügenden Beweis dafür dar. Man wußte, daß sie das, was sie in diesem, vor allen Dingen den Wissenschaften gewidmeten Werke, nicht hatten sagen wollen, in einem geheimen, von ihnen dem König Ferdinand VI. überreichten Berichte aufgezeichnet hatten; allein es war bis jetzt keine Hoffnung vorhanden, daß diese Ergänzung ihres Werkes jemals zu Tage würde gefördert werden. Einem in Spanien erzogenen Engländer, Herrn Barry, ist es gelungen, diesen Bericht sich zu verschaffen und er hat ihn wörtlich in spanischer Sprache, nach dem offiziellen Manuscripte kürzlich zu London abdrucken lassen.

Dieser Bericht zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste ganz allein der Beschreibung des elenden Vertheidigungszustandes gewidmet ist, in welchem sich die gesammten der Küste entlang liegenden Städte und festen Plätze befanden. Man machte sich noch keine genaue und bestimmte Idee von der Desorganisation des Colonialsystems

Ich sind. Die Schüsse hatten Alarm, sodaß der Kommandant und seine Wache zu Pferde aus der Stadt kamen und die Flüchtigen verfolgten. Mehrere Kugeln trafen den Wagen und durchlöcherten ihn, sodaß die Reisenden beträchtliche Bedenken hatten ihn beim nächsten Halte zu besteigen. Sie thaten es aber doch, und der Wagen setzte sich in Bewegung, ohne daß weitere Schüsse fielen. Nach einer halben Stunde hielten sie wieder, und Sie sahen sich um.

Niemand ist zu gewahren, und Alles sind ihnen Gefährten und Begleiter. Sie sind allein. Sie sind in Freiheit. Sie sind in Sicherheit. Sie sind — Sie sind in Amerika! Sie sind in der Stadt Neu-York, wo sie hier ankommen und weiter hin bei Freunden wohnen und Arbeit finden werden. Sie sind in Sicherheit vor Verfolgung und Gefahr. Sie sind in Freiheit vor Knechtschaft und Sklaverei. Sie sind in Amerika, wo Jeder seine Meinung frei aussprechen darf, wo Jeder sich seine Religion aussuchen kann, wo Jeder sich seine Obrigkeit selbst wählt, wo Jeder sich seine Gesetze selbst mach

diente die Tochter und den Vater zugleich zu hintergehen. Er sagte ihnen nämlich, daß in gewissen Fällen die römische Kirche den Priestern die Erlaubniß ertheile sich zu verheirathen, daß er seine Versuche das Mädchen zu verführen ernstlich bereue und entschlossen wäre, sie zu heirathen, wenn sein Bischof ihm die dazu nöthige Dispensation geben würde. Der arme Indianer und seine Tochter sahen auch in der That einige Tage später einen Courier aus der Stadt mit einem Briefe zurückkehren, der, wie man ihnen sagte, die verlangte Erlaubniß enthielt. Die Verheirathung wurde gefeiert, jedoch ohne Zeugen und ohne irgend eine der gesetzlichen Formalitäten. Die Indianer indessen, welche hatten sagen hören, daß die Ehe den Priestern durchaus ganz untersagt wäre, begannen ihren Kaziken zu verachten. Endlich wurde der Betrug des Geistlichen entdeckt; der Bischof suspendirte ihn für eine Zeit lang von seinen Functionen, und schickte ihn dann in ein anderes Kirchspiel: dies war seine einzige Strafe. Die junge Indianerin und ihre Kinder lebten in Verachtung und der alte Kazike starb bald darauf vor Gram.

Histoire de France, par l'Abbé Mont-Gaillard, Tome IV. et V.

(Man vergleiche No. 152, 162, 168 und 169 d. Bl.)

Der vierte Band begreift das Ende der Regierung des Convents und die Regierung des vollziehenden Directoriums.

Vieles aus jener Periode ist so schnell vorübergegangen, ermangelt so sehr aller Spuren seines einstigen Daseyns, daß es nur noch in der Erinnerung des Geschichtschreibers lebt; anderes bietet noch jetzt in seinem Fortbestehen, (habe es auch Namen und Form verändert oder nicht) manchen Stoff zu Betrachtungen dar. Dieß scheint uns von der Stelle zu gelten, wo der Verfasser von dem Ministerium der allgemeinen Polizei spricht und wir heben daher dieses Fragment für unsere Leser heraus:

„Das Jahr 1796," sagt der Abbé Mont-Gaillard, „beginnt mit der Errichtung und Einsetzung des Ministeriums der Polizei, einer abscheulichen Anstalt, die sich das Directorium, fast zugleich mit seinem Eintritt in die vollziehende Gewalt, von den Conseils verwilligen ließ. Der gewaltsamen Tyrannei der revolutionairen Regierung folgte diese Art von Inquisition, die sich in die kleinsten Begebenheiten und Verhältnisse des Privatlebens einschleicht, um den Gang derselben zu stören. Der Berichterstatter des schrecklichen Gesetzes über die Verdächtigen war auch der Einführer dieses Mittels der Willkühr. Auf folgende Weise stellt dieser Jurist seinen neuen Beschluß dar: Wir werden eine weise Republik haben; eine reine Luft wird überall herrschen; überall wird der Bürger in Sicherheit wohnen können."

„In jedem Lande, wo die Grundsätze einer weisen Freiheit herrschen und wo die Menschheit der Gegenstand einiger Achtung ist, existiren vier Arten gewöhnlicher Polizei, indem die Erhaltung der Ordnung keine Ausnahme-Mittel der Aufsicht erfordert: die Municipal-Polizei, die sich mit den Verfügungen über die gute Ordnung der Märkte und anderer öffentlichen Orte beschäftigt und welche die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln nimmt, den Versuchen gegen die öffentliche Ruhe vorzubeugen; die Straf-Polizei, ausgeübt durch die Friedensrichter für minder wichtige Vergehen; die Verwaltungs-Polizei, die die Beamten in der Ausübung ihrer Functionen beaufsichtigt, welche sie zu besondern Verbindlichkeiten verpflichten; diese untersucht die Fehler, deren Charakter sich nicht zu einer Criminal-Procedur eignet; endlich die gerichtliche Polizei, d. h. die gesetzliche Justiz. Keine andere Polizei sollte bei einer freien Nation oder die eine repräsentative Regierungsverfassung hat, geduldet werden. Wenn diese Eintheilung richtig ist, so wird sie zur Norm dienen, die Richtungen unserer verschiedenen Regierungen von 1790 bis 1825 zu beurtheilen. Dem Polizei-Ministerio muß man künftig einen beträchtlichen Theil der Uebel zuschreiben, die Frankreich zu betrauern hat; es ist es, welches die verschiedenen Parteien aufregen und stürzen wird, indem es successiv die einen den andern entgegenstellt; welches eingebildete Verschwörungen proclamiren, die Bürger mit Schwärmen von Spionen umgeben und die Herzen der Herrscher verengern wird, indem es sie ohne Unterlaß von frivolen, verächtlichen Details oder mit lügenhaften Berichten unterhält und sie den Zustand des Staates nach dem Maaßstab schlechter Orte, Schenken und obscurer Versammlungen beurtheilen läßt, die von aufwiegelnden Agenten erst in Bewegung gesetzt worden sind; es ist das Ministerium der Polizei, das aus dem niedrigsten Handwerk eine gesetzliche Institution und ein Werkzeug der Regierung machen wird; vom Polizei-Ministerio werden Angebereien, Verhaftsbefehle, Einkerkerungen und unheilbringende Proscriptionen ausgehen. Schande, ewige Schande dieser ehrlosen Anstalt! Ein Chef der Polizei, der sich nicht bemerklich machen kann, als wenn es Verschwörungen oder mindestens Unruhen giebt, schafft, erregt oder erdichtet welche, wenn sich keine wirklich ereignen, um seine Wichtigkeit zu erhalten. Er würde den subalternen Agenten wegjagen, der keine anklägerischen Berichte machte. Man nehme dem Polizei-Ministerio die Spionen, denen es den schönklingenden Namen der Beobachtungs-Polizei giebt, so ist es ohne Bewegung und Leben. Ein Polizei-Lieutenant unter der vormaligen Regierung räumte ein, daß es unmöglich sey, rechtliche Leute zu Polizei-Spionen zu finden; nun urtheile man, was das für Polizei-Spione (mouchards) seyn werden und seyn müssen, die die Revolution erzog."

„Dieser so sehr gefeierten Polizei der alten Monarchie, ihren kleinlichen Inquisitionen um die Ruhe zu erhalten, ihrer tyrannischen Organisation, ihrer stets mißtrauischen, Verdacht und Furcht in allen Herzen erregenden Thätigkeit, dem Geheimniß ihrer Strafen und ihrer Rache, mit einem Worte, ihrem vergiftenden Einflusse dankt man die Auflösung des Nationalcharakters, die schimpfliche Geduld der Franzosen in der mehr oder minder verlarvten Knechtschaft, ihr Vergessen gründlicher Tugenden, den Geist der Intrigue an der Stelle des Gemeingeistes, diese heimliche Ausgelassenheit, die man findet, wo die Freiheit nicht herrscht, und, von Zeit zu Zeit, den wilden Ausbruch ihrer Meutereien und den Fanatismus ihrer Anstrengungen zur Wiedererlangung ihrer Rechte. Je mehr die Polizei ihren Wirkungskreis erweitert, desto verderblicher und verdorbener wird sie. Man nehme an, ein Beamter dieses Standes sey vom Geist der Gerechtigkeit beseelt, von dem aufrichtigen Wunsche, Gutes zu thun, durchdrungen, er wird sich dennoch durch die Natur seines Berufes immer angeregt fühlen, Verbrechen zu sehen, wo man nur Fehler sehen sollte, Schuldige zu erblicken, wo man nur Menschen gewahren sollte, die es werden können; dieser Beamte wird, ohne es vielleicht selbst zu wissen, allmählig den Charakter von Mäßigung ablegen, der allein noch die Willkühr erträglich machen könnte, die mit einem so schlecht bestimmten Berufe verbunden ist."

„Es ist sehr leicht, jede Art von Freiheit in Fesseln zu schlagen, indem man jede Art von Gefahr übertreibt, denn es giebt keine unschuldige Handlung die nicht zu einer Ausgelassenheit, zu einer Ueberschreitung

der Schranken führen könnte; auf diesen Grund hat sich der Machiavellismus aller Polizei-Directoren bis auf den heutigen Tag (im Jahre 1821) gestützt. Inzwischen ist die öffentliche Gewalt bestimmt, die Ausgelassenheit im Zaume zu halten, nicht ihr auf Kosten der Freiheit zuvorzukommen. Ist es nicht ein widerwärtiges Schauspiel, einen Saal für öffentliche Spiele von Bajonetten umlagert zu sehen? Wer würde sich nicht empört fühlen, wenn er wüßte, daß zu Paris die Spaziergänge und Versammlungsorte dermaßen von Spionen angefüllt seyen, daß sich die Bürger in ihrer Unterhaltung nur auf frivole Gegenstände beschränken müßten und sich fürchten würden von Gegenständen eines öffentlichen Interesses zu reden, in der Besorgniß, daß ein der Luft vertrautes, von einem dieser besoldeten Wesen aufgefangenes Wort, mittelst einer kleinen Verdrehung, Stoff zu einer Anklage darbieten möchte?" ꝛc.

— Im fünften Bande findet man eine Stelle über eine vielfach behauptete und eben so oft bestrittene angebliche Thatsache aus Napoleons Leben, deren Mittheilung wir uns nicht versagen können, weil einmal die Ermittelung der Wahrheit hierüber geschichtlich höchst wichtig ist; zweitens der Verfasser darin ein rühmliches Streben nach historischer Unparteilichkeit beurkundet und uns die von ihm gegebenen Aufschlüsse den Charakter innerer Wahrhaftigkeit an sich zu tragen scheinen. Die Frage ist nämlich von der angeblichen Vergiftung der Pestkranken von Jaffa; doch wir lassen den Verfasser selbst sprechen:

„Alle Verwundeten von Saint-Jean d'Acre waren nach Caiffa und von da nach Tentura am Meeresufer (ungefähr eine Stunde vorwärts von Cäsarea) transportirt worden, um sie dann weiter nach Jaffa zu schaffen. Man hatte alle Transportmittel erschöpft; die Offiziere und selbst die Generale, welche Pferde besaßen, hatten sich requirirt, sie für den Dienst der Kranken herzugeben: Kleber hatte alle die seinigen geschickt. Mehrere dieser Kranken, von der Pest angesteckt, wurden, bei der Räumung von Jaffa, auf Pferde und Esel gesetzt; einige Augenblicke darauf fielen sie todt davon herab! Eine kleine Zahl davon blieb übrig in einem verzweifelten Zustande, und welche zu retten unmöglich war: was war nun in einem solchen äußersten Falle zu thun? Man befahl, ihnen Opium zu geben, ein abscheulicher Befehl, aber gebieterisch sich aufdringend durch die unbeugsamste Nothwendigkeit; die Armee mußte gerettet werden."

„Es ist für einen Schriftsteller nicht genug, ruhig in seinem Cabinet die Moralität eines solchen Befehls zu wägen. Schreiben nach einem Ereigniß, tausend Stunden entfernt von dem Orte, wo es sich zugetragen, und zwar nach ungetreuen Berichten, sich, selbst ohne zu wollen, dem Parteigeiste hingebend — das heißt sich schweren Mißgriffen aussetzen und die Pflichten eines wahrhaften Geschichtsschreibers verletzen. Bevor er ein Urtheil ausspricht, soll er sich von der Lage der Dinge vergewissern, die Zeit betrachten, die Umstände berücksichtigen und die Nothwendigkeit prüfen, die zu einer Handlung führte, welche Menschlichkeit, Religion und Moral mißbilligen."

„Hinsichtlich der Pestkranken von Jaffa hatte man alle Transportmittel wie alle Heilmittel erschöpft; der Mehrtheil dieser Unglücklichen hatte nur noch einige Stunden zu leben. In der absoluten Nothwendigkeit, worin man sich befand, diese kleine Zahl Unheilbarer zurückzulassen, war es menschlicher, ihren Leiden ein Ende zu machen, als sie der Ermordung und den Martern der Türken auszusetzen, die diese ihren Gefangenen aufsparen: der ihnen bestimmte Tod wäre übrigens so sanft gewesen, daß sie nicht geahnet haben würden, ihn im Herzen zu tragen; sie wären eingeschlummert und — nicht mehr gewesen! Wir haben nicht den Zweck, Bonaparte zu rechtfertigen. Wir wollen, auf edle und unverwerfliche Zeugnisse gestützt, nur die volle Wahrheit zeigen."

„Es ist sehr wahr, daß die Rede davon gewesen ist, den Pestkranken Opium zu geben, die man nicht fortschaffen konnte; es ist eben so wahr, daß sich die Aerzte und Wundärzte bei dem bloßen Gedanken der Anwendung eines solchen Mittels, empört fühlten; es ist aber auch eben so unbestreitbar wahr, daß die Ausführung eines solchen Gedankens unmöglich war, denn es befand sich nicht ein einziger Gran Opium in der Apotheke der Armee. Folgendes ist die Thatsache: Ein Apotheker, Namens Rouyer, welchem die Aufsicht über die Aufbewahrung und den Transport der Medicamente anvertraut war, hatte, statt mit Arzneimitteln, seine Kameele mit Liqueurs und Lebensmitteln beladen, die er um einen sehr hohen Preis verkaufte. Unterrichtet von diesem grausamen Betruge, gab Bonaparte den Befehl, den Apotheker zu erschießen; inzwischen gab er den für ihn eingelegten Bitten nach und begnadigte ihn trotz der Größe des Verbrechens. Nach Bonaparte's Abreise aus Aegypten verbreitete der Apotheker, aus Rache, daß die Pestkranken von Jaffa mit Opium vergiftet worden wären und daß er, Rouyer, es sey, der es ihnen auf Bonaparte's strengsten Befehl, und bei Todesstrafe, indem er seine Begnadigung nur um diesen Preis erlangt, gegeben habe. Diese Verläumdung wurde von Sir Sidney Smith aufgefaßt, der ohne Zweifel die Verworfenheit des Apothekers nicht kannte, und eifrig von den Engländern verbreitet in der Absicht, Bonaparte die Achtung der Völker zu rauben und ihn verhaßt zu machen. Das ist die Wahrheit über die angebliche Vergiftung von Jaffa. Rouyer schwur seinen Glauben ab und blieb nach dem Rückzuge der französischen Armee in Aegypten, wo er starb."

„Wir haben die gewissenhaftesten Untersuchungen angestellt und, seit zwei Jahren, die sorgfältigsten Nachforschungen nicht gespart und behaupten und bekräftigen nun, nach Autorität und Zeugnissen von Personen anerkannter Gewissenhaftigkeit und geprüfter Rechtlichkeit, laut, daß zu Jaffa keine Vergiftung der Pestkranken statt fand. Das Andenken Bonaparte's muß nicht mehr mit der Beschuldigung dieses Verbrechens befleckt werden."

Lorenzo Leonbruno.

Die Künstler und Kunstliebhaber, denen die Geschichte der Künste nicht gleichgültig ist, werden mit Interesse die Nachricht erfahren, daß der gelehrte Professor Prandi, einem, in den schönsten Zeiten der Malerkunst berühmten Mantuanischen Maler, den Ruhm zurückgegeben hat, dessen er seit drei Jahrhunderten beraubt war. Lorenzo Leonbruno, der ein Opfer der Eifersucht und des Neides geworden zu seyn scheint, hatte sich, von seiner frühesten Jugend an, in der Kunst ausgezeichnet, die Raphael schon zur bewunderungswürdigsten Vollkommenheit gebracht hatte, und Federigo Gonzaga, Herzog von Mantua hatte ihn zu seinem Hofmaler ernannt. Allein man kannte die Denkmale seines Genius nicht mehr, und seine Gemälde so gut wie sein Name, waren in die tiefste Vergessenheit gesunken. Vasari selbst, um, wie man sagt, sich dem Giulio Romano gefällig zu bezeigen, soll dem Leonbruno in seinen „Lebensbeschreibungen der Maler" nicht den Platz gegeben haben, der ihm gebührte. Dem sey aber wie ihm wolle, man hat vor Kurzem drei Gemälde dieses Künstlers wiederaufgefunden und Hr. Prandi hat von diesen in seinen „Notizie storiche," die er zu Mantua über das Leben und die Werke dieses Malers herausgegeben hat, Abbildungen in Umrissen gegeben: das eine stellt Midas und Apollo vor und es zeich-

net ſich darauf beſonders die ſehr ſchöne Figur dieſes Gottes aus; das zweite iſt eine Kreuzesabnahme: der Körper Chriſti liegt in den Armen der Jungfrau und ringsum findet ſich eine durch die Schönheit der Figuren und den Ausdruck der tiefſten Trauer bemerkenswerthe Menſchengruppe. Der Maler hat ſich ſelbſt unter dieſen mit dargeſtellt. Das dritte Gemälde endlich iſt ein heiliger Hieronymus, der, ohne dagegen zu verlieren, denen von Caracci und Dominichino an die Seite geſtellt werden, ja ſelbſt, nach des Hrn. Prandi Meinung, ſie durch die Erhabenheit des Ausdruckes noch übertreffen dürfte.

Der italieniſche Biograph glaubt, daß Leonbruno, aus der Gunſt des Herzogs von Mantua durch Giulio Romano verdrängt, darüber ſich ſo gekränkt gefühlt habe, daß er ſelbſt ſich nach Mailand exilirte, um nie ſein Vaterland wieder zu ſehen. Er fügt noch hinzu, daß, wenn nur ſo wenige Denkmäler ſeines Talents noch vorhanden, und dieſe ſo lange unbekannt geblieben wären, daran Giulio Romano Urſache ſey, der Alles angewendet habe, um die Werke eines Rivals, auf den er eiferſüchtig war, verſchwinden zu machen oder zu vernichten. Es iſt traurig zu denken, daß ein ſo niedriger Neid, ſich ſolle mit dem edlen Talente des Schülers Raphaels gepaart haben und wir ziehen es vor zu glauben, daß Leonbruno nur irgend einem Mißgeſchick ſein Unglück und den Verluſt ſeines Rufes zuzuſchreiben habe.

Miscellen.

Der letzte Proſpectus der öffentlichen Vorleſungen an der Univerſität Krakau enthält eine intereſſante Notiz des gelehrten Herrn Girtler über das koſtbare Geſchenk, das Herr Senkowsky, Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen an der Univerſität zu St. Petersburg, vor Kurzem der älteſten der Univerſitäten des Nordens gemacht hat. Es iſt dieſes ein ägyptiſcher Papyrus, den unſer gelehrter Orientaliſt von ſeiner Reiſe in Aegypten mitgebracht hat und der einer der ſchönſten und intereſſanteſten iſt, die nach Europa gekommen ſeyn mögen. Dieſes prachtvolle Stück aus dem Alterthum iſt vierzehn und einen halben Fuß lang und ſechs und einen viertel Zoll breit; es beſteht in zehn großen an einander befeſtigten Papyrus-Blättern, deren reſpective Dimenſionen der gelehrte Rector der Univerſität zu Krakau mit der ſorgfältigſten Genauigkeit angiebt. Eine ſehr ſchöne Handſchrift in hieroglyphiſchen, hieratiſchen und demotiſchen Charakteren bedeckt die Oberfläche in perpendiculären Linien und bildet ſieben und zwanzig Columnen, deren Zwiſchenräume mit mythologiſchen Gemälden ausgefüllt ſind, die ſehr ſchön gezeichnet ſind und unter denen man die Figuren der Iſis, des Oſiris, verſchiedene Scenen des ägyptiſchen Gottesdienſtes, Darſtellungen von Opfern und Leichenbegängniſſen, von der Ueberfahrt eines kleinen Fahrzeuges worin eine Gottheit mit einem Sperberkopfe ꝛc. ꝛc. bemerkt. Die Schrift und die Malereien ſind in ſchwarzer und rother Dinte, von bemerkenswürdiger Friſche und das ganze Blatt iſt vollkommen gut erhalten. Um dieſen koſtbaren Papyrus der gelehrten Welt aller Länder nützlicher zu machen und die Erklärungsmittel zu erleichtern, zeigt Herr Girtler an, daß die Univerſität die öffentliche Mittheilung anbefohlen habe, welches durch Steindruck ausgeführt werden wird.

Als Voltaire ſein Trauerſpiel Meropo ſchrieb, rief er eines Morgens gegen drei Uhr nach ſeinem Diener und reichte dieſem einige Verſe mit dem Befehl, ſie unverzüglich zu Herrn Paulin zu bringen, der darin die Rolle des Tyrannen ſpielen ſollte. Der Diener machte nun Voltaire darauf aufmerkſam, daß juſt Schlafenszeit ſey, und daß es dem Schauſpieler ſchlecht behagen dürfte, jetzt ſchon aufgeweckt zu werden, da erwiederte Voltaire: „Geh, ſage ich Dir, Tyrannen ſchlafen nie.“

Am 31. März d. J. wurde in London das berühmte Meßbuch, das Francisco de Rojas der Königin Iſabella von Spanien geſchenkt hatte, für 360 Guineen verkauft. Dieſe prächtige Handſchrift auf Pergament iſt mit Arbeiten niederländiſcher Maler vom Ende des 15. Jahrhunderts verziert und 523 Blätter ſtark; unter den Miniaturen kommen die Bilder der Königin Iſabella und des Francisco de Rojas vor. In ganz England iſt nur noch ein Meßbuch von eben ſo ausgezeichneter und vielleicht noch größerer Schönheit, welches im Jahre 1815 an den Herzog von Marlborough verkauft wurde.

Als Kaiſer Karl ſeinen feierlichen Einzug zu Douai hielt, und ringsum alle Häuſer mit Blumenfeſtons geſchmückt und allenthalben Triumphbögen erbauet waren, ließ der Magiſtrat der Stadt, wegen dieſer feierlichen Gelegenheit dem Körper eines Miſſethäters, der in Ketten über dem Stadtthor aufgehängt worden, ein reines Hemd anziehen.

Der erſte Maskenball, der in England nach der Sitte der ſüdlichen Länder gegeben ward und auf welchem, nach venetianiſchem Gebrauche, zugleich Eleganz mit ausgelaſſener Luſtigkeit und Saus und Braus vereint war, wurde von der Gemahlin Karls des Erſten angeſtellt; da ſie indeſſen unglücklicherweiſe einen Sonntag zur Feier dieſes Feſtes beſtimmt hatte, beklagte ſich das Volk laut über die Entweihung des Tages des Herrn. Vor dem Geſellſchaftshauſe zu Whitehall kam es zu ernſtlicher Schlägerei zwiſchen dem Pöbel und den Soldaten, wobei ungefähr ſechs bis acht Perſonen vom Volke und zwei oder drei von den Garden getödtet wurden. Dies verurſachte ein allgemeines Mißfallen und Abneigung gegen die Königin, was ſpäterhin alle anderen Beſchuldigungen die man gegen dieſe unglückliche Frau vorbrachte nur noch mehr verſtärkte, ſo wie es eine heftige Oppoſition des Volkes ſowohl als bisweilen auch der Obrigkeiten gegen Maskenbälle im Allgemeinen, (die ſich bis faſt hundert Jahre ſpäter fortwährend hie und da fühlbar machte), erzeugte.

☞ „Dieſe Zeitſchrift erſcheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt ſich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächſ. Auswärtige belieben ſich an die reſpectiven Poſtämter, oder an die untengenannte hieſige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
neben der Börſen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commiſſion in der P. F. L. Hoffmann'ſchen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 183 Hamburg, Mittwoch den 9. Mai 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Sophismen der Gewalt, von Jeremias Bentham.

(Beschluß. M. vergl. No. 181 d. Bl.)

Aegide der pflichtvergessenen Beamten; wer uns angreift, greift die Regierung an. Diese Sophisterei bezweckt nichts geringeres, als die scandalösesten Mißbräuche zu einem ewigen Lehen der Staatswürden zu machen. So lange die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten noch Unvollkommenheiten darbietet, können diese, das liegt am Tage, nicht vernichtet werden, wenn man sie nicht nachweiset. Der Widerwille oder die Verachtung, die man für diesen oder jenen Beamten oder für dessen Verwaltungssystem hat, beweiset folglich keinesweges, daß man die Regierung hasse oder verachte, sondern sie bezeugen vielmehr die Zuneigung, die man für sie hegt und den Wunsch, die Zügel des Staates in andern Händen, oder besser von denen geleitet zu sehen, welchen sie anvertrauet sind.

Eine jede Regierung und ein jeder Zweig der Verwaltung sind eben so viele Depositos, die von den gewöhnlichen Depositos nur durch die Wichtigkeit der Verpflichtungen des Depositairs verschieden sind. Ich führe Beschwerde über den Vormund, dem ich die Sorge für einen Unmündigen oder Geisteskranken aufgetragen habe; wer darf nun hieraus wohl folgern wollen, ich machte der Einrichtung von Vormundschaften den Prozeß? Ich bezüchtige die Agenten einer Fallitmasse einer Untreue; darf es deshalb wohl jemandem, der bei Verstande ist, einfallen, ich lehnte mich wider die Einrichtung auf, die den Zweck hat, die Güter des Falliten Depositairs in die Hände zu geben, um ihre Vertheilung unter seine Gläubiger zu sichern? Vergißt man, daß es in der Türkei weder ein Petitionsrecht, noch legislative Tribunen, noch periodische Schriften und dgl. giebt, und daß diese dennoch das Land ist, in welchem sich die meisten Revolutionen ereignen?

Es ist falsch, daß eine gute Regierung sich mit diesen Mitteln der Oeffentlichkeit nicht sollte halten können; ja ich behaupte, sie kann nicht ohne sie bestehen. Es ist klar, daß man Regierende, die Mißbrauch von ihrer Gewalt machen, nur durch öffentlichen Tadel zum Guten zurückführen kann. Nur ein Heuchler oder ein Dummkopf kann behaupten, daß eine solche Kritik die gesellschaftliche Ordnung auflösen würde; das klingt, als wenn man sagte daß ein jeder Arzt, der sich am Krankenbette zeigte, ein Mörder des Patienten sey.

Jemehr einem Beamten, ohne Rücksicht auf sein gutes Benehmen, gehuldigt wird, um so weniger wird er es sich angelegen seyn lassen es zu verdienen. Deshalb sollte eine Nation ihm die Huldigungen nur im Verhältniß seiner öffentlichen Tugenden zukommen lassen. Ihm seinerseits kömmts hingegen darauf an wohlfeilsten Kaufes so viel Ansehen und Vermögen zu gewinnen, als nur möglich.

Gleich den Soldaten in der Bresche, müssen Männer in öffentlichen Aemtern auf Angriffe, zuweilen selbst auf ungerechte, gefaßt seyn. So werden sie sich daran gewöhnen ihr Benehmen dem Scrutinium der Meinung zu unterwerfen, und das Volk, das ein Zeuge dieser Angriffe ist, wird unaufhörlich ein wachsames Auge auf die Verwalter seiner Freiheiten haben. Uebrigens wird es den Freunden und Verfechtern der Regierung immer leichter seyn, sie zu vertheidigen und ihren Handlungen das Wort zu reden, als den Gegnern, sie herabzuwürdigen.

Die Infamie muß irgendwo haften bleiben und auf den zurückfallen, der ohne Beweis anklagt. In dieser Sophisterei liegt die Behauptung, es heiße einen Mann in einem öffentlichen Amte verläumden, wenn man ihn ohne Beibringung eines authentischen Beweises der Pflichtvergessenheit beschuldige; es giebt aber keine, die handgreiflicher und schädlicher wäre, wenn man sie auf eine Beschuldigung anwendet, die nichts Heimliches hat. Angenommen selbst, die Beschuldigung sey ohne Grund, so ist sie entweder in böser Absicht oder verwegener Weise, oder auch ganz unschuldig gemacht worden, und dann müßte den Ankläger doch nur im ersteren Falle Infamie treffen. Derselbe hat überdem, mit voller Gewissensruhe, an Thatsachen, deren Wahrheit nicht völlig erwiesen war, glauben und ihnen einen Grad von Wahrscheinlichkeit beilegen können, der hinreichend war um neue Forschungen herbeizuführen. Angenommen daß mehrere Leute, auf deren Moralität er fußen kann, ihm Kunde von einem Factum geben, das in einigen Umständen, oder gar gänzlich falsch ist; hat er dann Unrecht wenn er daran glaubt und demgemäß verfährt? Welcher Scharfsinn wäre wohl im Stande jemanden gegen einen solchen Irrthum zu sichern, der, ehe es zu einer legalen Untersuchung kömmt, nicht die Mittel hat diese außergerichtliche Angabe zu berichtigen oder zu vervollständigen?

Was gehts Euch an? Richtet Eure Augen einmal auf andre Völker und sehet, wie viel ihr vor ihnen voraus habt; sie beneiden euren Wohlstand, eure Freiheit, und eure Einrichtungen dienen ihnen als Muster. — Nicht der Optimismus ists, den wir tadeln, sondern die Wuth der Apologisten, die, wenn man Uebel bezeichnet, welchen eine bestimmte Ursache zum Grunde liegt, die Aufmerksamkeit der, zu deren Abhülfe berufenen Personen ab und auf Dinge ganz verschiedener Art hinlenken. Würde ein Pächter wohl damit durchkommen, wenn er seine Pacht mit schönen Redensarten über den blühenden Zustand der ihm anvertrauten Domaine bezahlen wollte? Würde wohl bei einer Klage auf Vergütung die Gegenrede angenommen werden, dieser und jener habe die Mittel solche leisten zu können? Es giebt keine Nation, sie sey auch noch so arm und elend, die nicht einer Sophisterei zum Text dienen könnte, die aber, wäre der Zustand des Landes auch zehnmal blühender, als er es ist, dennoch albern seyn würde. Was! man sollte ein geringes Uebel, dem abzuhelfen ein Leichtes wäre, ertragen, weil andre ruhig das Grausamste

erdulden? Man ſollte geringfügige Verbeſſerungen verabſäumen, weil andre ſich darein ergeben in einer erbarmungswürdigen Lage zu ſeyn! Geſetzt, es ſey die Rede von der Ausbeſſerung eines ſchadhaften Weges, könnte man ſich ihr in Ernſt mit der Ausrede widerſetzen, es gäbe ja doch eine Menge vortrefflicher Straßen? Ein ſolches Syſtem iſt in jeder Hypotheſe unhaltbar; man macht nie anders Gebrauch davon als um das Auge von dem fraglichen Gegenſtande abzuziehen und es auf Gemälde zu lenken, deren Glanz man übertreibt, um die Volksmaſſe zu blenden.

Man klagt nicht. Das iſt auch ein Einwurf, den man oft vernimmt, wenn von der Unterdrückung der ſchreiendſten Mißbräuche die Rede iſt. Niemand beſchwert ſich über die Unordnung, welcher ihr abhelfen wollt; dennoch wird, mit Recht oder Unrecht, unter jeder Regierung, beſonders unter ſolchen, wo die Preßfreiheit verbürgt iſt, immer reclamirt. Mit andern Worten: es klagt niemand, folglich leidet niemand. Was einem veto über jedwede Vorbeugungsmaaßregel gleichkömmt, und darauf hinausgeht in der Legislatur einen Grundſatz aufſtellen zu wollen, der den gewöhnlichſten Klugheitsregeln ſchnurſtracks zuwiderläuft, das hieße eben ſo viel als wenn man es verböte, die Brücken mit Geländern zu verſehen, ſo lange nicht eine Menge Unglücksfälle die allgemeine Stimme aufgeregt hätte.

Wir wollen's abwarten; die Zeit iſt noch nicht gekommen. Das iſt ein Lieblingsargument derjenigen, die, obwohl gegen eine Maaßregel geſtimmt, doch nicht gern offen dawider auftreten wollen. Sie halten immer auf Vertagung, ſtimmen aber in petto für definitive Verwerfung, gleich den falſchen Vertheidigern, die ihre Gegner durch ein ewiges Hinhalten zu ermüden und zu ruiniren ſuchen. Für die Verſchiebung des Mittels ſtimmen, heißt den Wunſch äußern, daß es nie in Anwendung kommen möge. Bürger von ängſtlicher Tugend träumen von einem chimäriſchen goldnen Zeitalter, während welchem ein patriotiſcher König und ein aufgeklärtes Volk ihr feuriges Streben zur Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts vereinigen, wo der Deſpot der Tyrannei ſo überdrüßig ſeyn wird, als der Sclave der Knechtſchaft, und wo es eben ſo ſchwer als unpopulair wird die Mißbräuche beizubehalten. Dann werden unſre ſachtauftretenden Philoſophen einige Opfer für das allgemeine Beſte wagen. Unglücklicherweiſe widerſpricht ihnen die Geſchichte; ſie bezeugt, daß faſt alle Reformen der Gewalt erſt nach dem lebhafteſten Widerſtande und im Tumulte der Revolutionen entriſſen ſind, d. h. in der ſchlechteſtgewählten Zeit für die aufgeklärten Freunde des Gemeinwohls.

Jedes Ding hat ſeine Zeit! man übereile nichts; chi va piano, va sano, etc. Die Wichtigkeit und große Schwierigkeit der Arbeit; die Gefahr der Neuerungen; die einer jeden übereilten Maaßregel; die Nothwendigkeit auf alles bedacht zu ſeyn; die Unmöglichkeit alle Folgen vorherzuſehen; die ungelegene Zeit zum Vorſchlage; mangelnde Beſchwerden, ꝛc. ꝛc. das iſt die Phraſeologie des großen Haufens der öffentlich Angeſtellten, die ſich gern des Nachdenkens und Handelns überheben möchten.

Oberflächliche Gemeinſprüche. Die zahlreichen Sophiſtereien, die in dieſer generiſchen Benennung einbegriffen ſind, haben es in der Art, nie beſtimmt das anzudeuten, was die Worte beſagen.

Bringet eine Verbeſſerung in der über dieſe Materien beſtehenden Ordnung in Vorſchlag, ſo werden die Verfechter der alten Mißbräuche durch eine ſchöne Rede über die Nothwendigkeit der Geſetze, der Regierungen und Religionen antworten; unter allen in ſolchen Fällen gebräuchlichen Ausdrücken, um den Irrthümern der Gewalt zum Deckmantel zu dienen, ſind aber die Worte: geſellſchaftliche Ordnung, die bequemſten. Es iſt das Allarmgeſchrei wider alle diejenigen, die auf eine Erleichterung der Opfer antragen, die ſich die Nation zum Nutzen der kleinen Zahl auflegt.

Denkt ihr daran die gerichtlichen Zögerungen, die quälenden Proceduren, die Gerichtskoſten zu vermindern, wovon allein die Rechtsgelehrten Nutzen ziehen; die Zahl der Sinecuren zu verkleinern; die Arbeit in dem Verhältniß, wie der Staat ſeine Beamte ſalarirt, in der Quantität zu vermehren oder in der Qualität zu verbeſſern; die Nation zu überreden, daß ſie andere als beſtochene Agenten wähle und Mandatarien aus den Geſchäften entferne, deren Treue phyſiſch oder moraliſch unmöglich iſt: ſo erhebt ſich ſofort das Geſchrei, die geſellſchaftliche Ordnung iſt in Gefahr, ihr Untergang unvermeidlich!

Im nämlichen Zwecke bezeuget man ein großes Intereſſe für die Freiheit der Preſſe und einen großen Abſcheu gegen deren Zügelloſigkeit. Unter Zügelloſigkeit der Preſſe verſteht man übrigens das Tadeln von Mißbräuchen, und unter Freiheit der Preſſe das Recht, nur dasjenige zu publiciren, was der Gewalt convenabel iſt. Der Trug beſteht hier darin, daß man ſich mit einer erheuchelten Billigung, wie mit einer Maske bedeckt, unter welcher man ſich jeder freien Berathung widerſetzen kann. Dieſe angebliche Freiheit wird unter der Bedingung zugeſtanden, ein unleſerliches Pamphlet zu machen und die Staatsübel in einer Weiſe zu bezeichnen, daß ſie weder Unwillen noch Furcht erwecken; für ſolchen Preis laſſen die Freunde der Regierung ſie paſſiren, ja ſie beloben ſie dann wohl gar. Die Ungebundenheit der Preſſe beſteht darin, wohlberedt und feurig zu ſchreiben, die Seele der Schuldigen mit Schrecken zu erfüllen und die Bürger auf die Vertheidigung ihres theuerſten Intereſſes aufmerkſam zu machen. Dieſe Ungebundenheit iſts, die den Furchtſamen und Verderbten Schrecken einflößt.

So wie alle Mißbräuche in einem Verband ſtehen, haben alle Perſonen, die davon Nutzen ziehen, ein gemeinſames Intereſſe, das ſie an einander kettet. Auch iſt es unmöglich, der Mißbräuche einen aus dem Wege zu ſchaffen, ohne die Exiſtenz aller übrigen zu compromittiren. Behält man deshalb den Willen in petto, die Annahme einer Reform, der man entgegen iſt, zu hintertreiben, ſo giebt man ſich das Anſehen, man ſey im Ganzen dafür, macht aber auf den Unterſchied der Reform ſelbſt aufmerkſam, wovon die eine gemäßigt und ausführbar, folglich beifallswürdig, die andere aber, als leidenſchaftlich, unſinnig und empörend, und als die Ausgeburt eines Factioniſten oder Ideologen ꝛc., verwerflich ſey, d. h. mit andern Worten die erſte reformirt nichts, die letztere aber erfaßt alle Mißbräuche.

Antirationelle Einwürfe. Der Menſch, deſſen Intereſſe mit der Vernunft im Widerſpruch iſt, beſtrebt ſich, dieſe verächtlich oder verhaßt zu machen; er wird ſelbſt über die Fähigkeit zu denken ſarcaſtiſch losziehen, als vertrage ſie ſich nicht mit unſerm materiellen Wohl. So nehmen die Leute am Ruder nicht Anſtand, jedwede vernünftige Discuſſion kurzweg abzubrechen, indem ſie einen Plan, der ihnen nichts nützt oder die Begünſtigung des Reformirungsgeiſtes bezweckt, als blos ſpeculativ bezeichnen. Schwache und böswillige Menſchen werden nicht müde, dieſen Ausdruck zu wiederholen, und um ihm mehr Nachdruck zu geben, verſtärken ſie ihn noch durch den Beiſatz von chimäriſch, romanhaft, uthopiſch ꝛc. Zuweilen diſtinguirt man jedoch und ſagt beiläufig: theoretiſch wäre der Plan ſchon gut, aber er bewährt ſich nicht in der Ausführung. Ein ander Mal treibt man den Unſinn ſo weit, zu behaupten ein Entwurf ſey zu gut, um ausführbar zu ſeyn. Man hat es endlich in dieſer Art Sophiſterei ſo weit gebracht, daß man den Umſtand ſchon als hinlänglichen Grund zur Verwerfung anſieht, daß der vorgelegte Entwurf die Merkzeichen eines Plans an ſich trage. Dann wird er mit Abſcheu, wenigſtens, was noch ärger iſt, mit Verachtung abgewieſen.

Was ist das Allgemeine wohl gewesen, was der Künstler gesucht und gefunden hat? Ich glaube, es ist das Gefühl der Ruhe, das Gefühl der Ruhe, das wir unsere Arbeit bitten, in der wir unsere Kräfte entfalten, in der wir unsere Leidenschaften bändigen, in der wir unsere Gedanken ordnen, in der wir unsere Gefühle läutern, in der wir unsere Sehnsucht stillen, in der wir unsere Hoffnungen verwirklichen. Und dieses Gefühl der Ruhe, das wir jeder Arbeit bitten müssen, wenn sie uns Befriedigung geben soll, das ist es, was wir in Goethes Gedichten finden. Und dieses Gefühl der Ruhe, das wir jeder Arbeit bitten müssen, wenn sie uns Befriedigung geben soll, das ist es, was wir in Goethes Gedichten finden. Und dieses Gefühl der Ruhe, das wir jeder Arbeit bitten müssen, wenn sie uns Befriedigung geben soll, das ist es, was wir in Goethes Gedichten finden. Und dieses Gefühl der Ruhe, das wir jeder Arbeit bitten müssen, wenn sie uns Befriedigung geben soll, das ist es, was wir in Goethes Gedichten finden.

Und wie Goethe Selbstbeherrschung von anderen bei uns und besonders bei Schiller vermißte, so vermißte er die Beherrschung an den Schauspielern. Man wünschte, sie, d. h. solle Künstler zu Künstlern erziehen, und Goethe sah ein, daß dies nicht möglich sei, daß man Künstler nicht erziehen könne, daß man sie nur finden müsse, wenn Künstler vor Goethes Augen auf der Leipziger Messe in Gestalt von Seiltänzern auftraten, da sah er, daß sie nicht zu erziehen waren. Und wenn Schiller sich über Goethes Gleichgültigkeit gegen Kotzebue wunderte, so sah Goethe, daß Kotzebue ein Talent war, das sich nicht entwickeln konnte, weil es keine Selbstbeherrschung besaß, und so sehr Goethe auch Kotzebue's Talent anerkannte, so sehr er auch von ihm Scenen angenommen zuerst Weimar für Kotzebue's Stücke begeistert hatte, so sah er doch, daß Kotzebue's Talent nicht zu Selbstbeherrschung gelangen konnte.

Selbstbeherrschung wollte man auf, je länger je mehr bei den Schauspielern, es ist mehr in der Zeit, als daß man sie nicht bei den Künstlern überhaupt hätte wollen finden. Wenn Goethe Selbstbeherrschung bei den Schauspielern wollte, so wollte er sie nicht, weil er sie bei den Künstlern überhaupt wollte, sondern weil diese Künstler, weil sie ihre Selbstbeherrschung theilen mußten mit dem Dichter, mit dem Componisten, mit dem Regisseur, mit den guten Schauspielern, mit dem Publikum, weil diese Künstler selbstständig handeln sollten, weil sie nicht Maschinen sein sollten, weil sie nicht Sklaven sein sollten, weil sie nicht Sklaven sein durften, weil sie nicht Sklaven sein konn

„Erlauben Sie mir, m. H., daß ich, wie es die Sitte dieses Hauses mit sich bringt, mit einem Citat schließe, und, da das ehrenwerthe Mitglied, dem ich antworte, mir mein Lieblings-Maxim vorweg genommen hat: labor improbus omnia vincit, ich ihm die alten und denkwürdigen Worte unsrer versammelten Barons ins Gedächtniß rufe: nolumus leges Angliae mutari."

„Im Ganzen sind die verschiedenen von uns beregten Sophistereien an folgenden Characteren kenntlich:

1) Die in Vorschlag gebrachte Maaßregel sey wie sie wolle, so beweisen sie nichts gegen dieselbe.

2) Sie decken die Schwäche oder den gänzlichen Mangel ernster Argumente, die man dawider aufbringen könnte, auf.

3) Sie sind unnütz, wenn man den Vorschlag in loyaler Absicht bestreitet.

4) Man würde sie nicht anders mit Erfolg anwenden können und sie werden auch nur würklich angewendet, wo sträfliche Absichten vorliegen, d. h., in der Intention, Maaßregeln zu beseitigen, die den Zweck haben, den Mißbräuchen der Gewalt ein Ende zu machen.

5) Ihre Lapperei ist schuld, daß die nützlichsten Arbeiten, die nöthigsten Maaßregeln zurückstehen und daß eine kostbare Zeit verloren geht.

6) Außer dieser Inconvenienz haben sie noch eine ernstere, die nämlich, eine Reizbarkeit zu erregen, die zu blutigen Resultaten führen kann. (Dies gilt hauptsächlich von den Persönlichkeiten.)

7) Sie deuten bei dem, der davon Gebrauch macht, auf Schwäche des Geistes und Geringschäzung seiner Zuhörer.

8) Sie zeigen bei denen, die sie annehmen, eine völlige Abwesenheit des Verstandes, oder selbst noch etwas ärgeres.

Zu folgern ist, daß, jemehr diese Sophistereien an ihrem Credit einbüßen, jemehr der Nationalgeist sich stärken, die öffentliche Moral sich reinigen, der Gang der Regierung sich bessern wird.

Die Freiheit der Wissenschaften.

Das Gesetz. — Die Akademie. — Die Herren Villemain, Michaud und Lacretelle.

Unter dieser Rubrik äußert sich die Pandora folgendermaaßen:

„Es giebt Umstände, unter denen Schweigen soviel als Reden ist," sagte einst Auger, das Schweigen des Hrn. Villar im Nationalconvent characterisirend. Das Schweigen ist in der That bisweilen beredter, als die schönsten feierlichen Vorträge und Anreden. Ein berühmter Kanzler Frankreichs fühlte dies sehr wohl, als er zur Königin, die über die Kälte erstaunt war, mit der die Kaufleute von Paris sie empfangen hatten, sagte: „Wenn die Hofleute sprechen, so schweigt das Volk, Madame."

Die Hofmänner hatten gesprochen; sie hatten die Wissenschaften denunzirt, die Musen und die Freiheit verläumdet; sie hatten den König überreden wollen, daß die Freiheiten der Wissenschaften aufrührerische seyen, daß jeder unabhängige Mann, der eine Feder hält, ein zu fürchtender Gegner, der Verstand der natürliche Feind des Gesetzes, der Moral und der Religion wäre; und auf den Glauben hin, in dem sie befangen waren, daß der Fürst in sie Vertrauen und Glauben setze, hatten sie die Unterjochung des Gedankens, den Stempel für das Genie, die Gefangenschaft für die Aufrichtigkeit, die Geldstrafen für den Muth, den Tod für die Anhänglichkeit an das Vaterland votirt.

Der König hat das Volk gefragt, und, um zu beweisen, daß er seine Antwort wohl verstanden habe, hat er alsobald befohlen, daß man das unheilbringende Project zurücknähme, das der gesammten Industrie in einem einzigen ihrer Zweige Gefahr drohete und die Belehrung des Volkes proscribirte.

So haben die Wissenschaften und Künste triumphirt über die Anstrengungen der Vandalen; die Sache der Civilisation hat gesiegt, und den natürlichen Inspirationen des Königs verdankt — wie Hr. Villemain am Schlusse seiner Antwort an Hrn. Fourier gesagt hat — die Vernunft diesen wichtigen Sieg über die bigotten Vorurtheile der Feinde des Jahrhunderts.

Karl X. hatte der Deputation der französischen Akademie eine Versicherung seiner Gunst für die Wissenschaften gegeben. Hr. Briffaut, der im Namen des Corps sprach, auf welches das Ministerium die Ungnade geworfen, weil es eine Ehrenpflicht erfüllt hatte, hat zum Könige gesagt, „daß die Akademie, der Dankbarkeit getreu, nie aufhören werde, einen Fürsten zu segnen, der seinen Ruhm nicht in den Pomp seiner Größe, wohl aber in die Befestigung der Institutionen setzt, der unsere Freiheiten unter den sichern Schutz seines Wortes stellt, und dessen Bewußtseyn, erleuchtet von der Liebe zum Guten, ihm an jedem Tage wiederholt, daß er sein Volk glücklich machen, dem Himmel genugzuthun und die Nachwelt zu erobern habe." Der König, die Gelegenheit ergreifend, die ihm dargeboten worden war, das Institut über den Schmerz zu trösten, den eine harte abschlägliche Antwort und Absetzungen von Mitgliedern nur allzu sehr gerechtfertiget hatten, hat geantwortet: „Die Akademie kann auf meine Protection rechnen: sie ist gewiß, daß sie, wenn sie dahin arbeitet, die Künste und Wissenschaften blühen zu machen, einen neuen Ruhm erwirbt, den zu begünstigen mich stets erfreuen wird." Diese Antwort ist von der Akademie vernommen worden; sie hat gesehen, daß man vergeblich gehofft hatte, dem Könige die Wahrheit zu verbergen, daß der König sie wußte, daß er den, bei seiner Krönung gegebenen Versprechungen treu seyn wird: auch hat Hr. Villemain mit dem Ausdruck einer prophetischen Ueberzeugung, indem er von der Freiheit der Presse sprach, gesagt: Niemand wird dann in Zukunft Frankreich die königliche und volksthümliche Constitution entreißen können!

Die Wissenschaften werden dem Monarchen den Tribut der Dankbarkeit zollen, den sie ihm für die ausgezeichnete Wohlthat, die er ihnen erzeigt hat, schuldig sind. Um auf eine würdige Weise sich dessen zu entledigen, werden sie sich vor allen abgeschmackten Lobeserhebungen hüten; Schmeicheleien würden nur wenig das Herz dessen rühren, den die Stimme des Volkes bewegt hat: nein, sondern durch ferneres Fortfahren in Nachforschung nach allen der Gesellschaft nützlichen Wahrheiten, durch Erweiterung des Kreises der menschlichen Kenntnisse, durch das Streben und Arbeiten, freisinnige Ideen zu enthüllen, durch Erhöhung der Liebe zum Vaterlande, durch Unterstützung und Hülfe bei den Fortschritten der Industrie und Künste, endlich dadurch, daß sie die Philosophie dem Fanatismus entgegenstellen, werden die Wissenschaften sich ihrem Beschützer angenehm zu machen streben.

Das Gesetz ist von dem Könige gerichtet worden; er hat es verdammt. Zwanzig Akademiker hatten es gemißbilligt, und drei von ihnen sind bestraft worden, weil sie die Meinung Ihrer Majestät verbergesehen haben. Wird von diesem Gesetz, vor welchem die Weisheit des Fürsten die Literatur bewahrt hat, nichts übrig bleiben, als die betrübenden Absetzungen ehrenwerther Männer? Wir wollen hoffen, daß

diese einzige Spur auch bald verschwunden seyn wird und daß die Hrn. Villemain und Michaud in ihre Aemter wieder werden eingesetzt werden. Was Hrn. Lacretelle anbetrifft, wird er das Amt eines Censors, das er mit Würde und Adel (nach dem Ausdruck seines Mitbruders) verloren hat, wieder einnehmen wollen, wenn man es auch, mit Hrn. Villemain zu reden, mit Klugheit mag ausüben können; aber das Budget der Wissenschaften wird durch die Restitution der sechs Tausend Franken, die Hr. von Lacretelle als Pension beziehen könnte, nicht arm werden; man dürfte sie wohl dem Akademiker geben können, der der Vertheidiger der Presse war, selbst ohne sie dem Hrn. von Salaberry deshalb nehmen zu müssen.

Versuchte Vergiftung mittels mit Arsenik versetzter Wachslichter.

(Aus dem Journal der praktischen Heilkunde von Hufeland ꝛc. ꝛc.)

— — Der Tod durch Arsenikdämpfe sollte einst dem Kaiser Leopold I. in seinem 30sten Lebensjahre, 1670, durch das Brennen mit Arsenik vergifteter Wachslichter werden. Der Kaiser hatte nämlich vom 2. bis 28. April 1670, also 26 Tage hindurch, ganz unerwartet an starken Beängstigungen und Beklemmungen gelitten, eingefallenes Gesicht, dabei eine sehr ungleiche, bald starke, bald abwechselnd sehr schwache Stimme und einen sehr entkräfteten Körper bekommen, seines Leibarztes Rath, der auf verdorbene Säfte schloß und der Neigung auf Anschoppung (ein ums Norddeutschen ganz sinnloses Wort) zuvorkommen wollte, weil, seiner Angabe nach, die Schwäche des Körpers keine reizenden Mittel zu erlauben schien, vergeblich benutzt — als durch ein Ohngefähr der mailändische Cavalier Joseph Franz Borri dem Kaiser als ein sehr kenntnißreicher, auch in der Heilkunde erfahrner Mann bekannt wurde.

Dieser sah den Kaiser zum erstenmale Abends zwischen 8 und 9 Uhr, am 16. April 1670; er fand ihn in einem Schlafrocke, am Tische sitzend, die Füße etwas eingebunden, auf dem Kopfe eine, eine Art von Lichtschirm bildende Mütze; hörte von demselben, daß sich, außer den benannten Zufällen, täglich sehr oft kalte Schweiße einstellten. Er fand die Luft des kaiserlichen Wohn- und Schlafzimmers ganz anders, als in den andern Zimmern. Aus dem rothen heftigen Feuer der Flamme, dem davon schnell und fein aufsteigenden weißen Dunst, der den natürlichen Wachskerzen nicht eigen ist, so wie aus einem großen Absatz, den dieser Dunst in diesen hohen Zimmern an der Decke angelegt hatte — schloß er, daß die Luft des kaiserlichen Schlafzimmers durch diese Wachslichter vergiftet sey.

Die Wachskerzen der Kaiserin brannten viel sanfter, ruhiger, ohne Dunst, und ohne das gewisse feine Spritzen. Der Vorrath der vergifteten Wachslichter bestand in 30 Pfund. Beim Trennen der Dochte von den Lichtern selbst sah man, daß offenbar Arsenik zur Flüssigkeit gebracht, der Docht eingetunkt, sodann abgetrocknet, und dann erst das reine Wachs darüber gegossen war. Die Lichter waren seit Lichtmeß gekauft und seitdem aufgesteckt worden. — Einem kleinen Hunde gab man von dem, in ganz kleine Stückchen zerschnittenen Dochte in Fleisch zu fressen, und ließ ihm in einem Zimmer hinlängliches Wasser geben. Nach einer Stunde ward ihm schon das Zimmer vor Schmerzen zu eng — er schrie erbärmlich; gegen 1 Uhr nach Mitternacht fand man den Hund, wie eine Kugel in sich zusammengezogen und todt. —

Borri ließ des Kaisers Zimmer mit einem geräumigeren vertauschen, ihm darin einige Stunden Bewegung machen und nach Mitternacht, so wie nach jedem Schweiß ein ganz frisches Bett benutzen. In der Apotheke wurden die Bestandtheile des Dochtes analysirt, wo sich bei der Absonderung, der Arsenik sogleich ins Reine setzte. — Das ganze Gewicht der Kerzen betrug 28 Pfund, die eingetunkten Dochte 3½ Pfund, folglich mochte sich die Giftmasse auf 2¾ Pfund belaufen.

Borri trat dem Kaiser sehr nahe, um seine Gesichtsfarbe, die Lefzen und Augen zu betrachten; er versicherte, daß nach 4 bis 5 Tagen die starken Beklemmungen und Beängstigungen nachlassen würden, nicht durch Brechen, sondern durch Schweiß, denn die Glieder wären mehr als der Leib afficirt.

Die dem Kaiser gereichte Arznei, welche er auf einmal trank, bestand aus einem Achtel Maaß. Borri rieth ihm nun, sich im Zimmer so lange Bewegung zu machen, bis er bemerke, daß ein Schweiß im Anzuge sey, alsdann sich aber sogleich niederzulegen, bei bemerkter geringer Uebelkeit ein Decoct zu trinken, worauf sich diese verlieren würde; dann die Bewegung fortzusetzen und im Bette den Schweiß so lange auszuhalten, bis sich die Hitze zu legen anfinge, alsdann sich in das für ihn schon bereitete zweite Bett zu legen, wo die Mattigkeit den Schlaf ganz natürlich herbeiführen würde.

Nach Verlauf einer starken Stunde hatten des Kaisers Bewegungen den Schweiß wirklich zur Folge gehabt; der Kranke legte sich nun in das erste Bett; gegen 1 Uhr nach Mitternacht fing die Hitze an, sich zu vermindern. Nach einer kleinen halben Stunde erhob sich der Kaiser aus seinem Bette, ließ sich ein frisches Hemd anlegen und ging in das bereitete zweite Bett zur Ruhe. — Borri nahm das Hemd, ließ sich ein Gefäß mit frischem Wasser bringen, warf das Hemd hinein, ließ es in sein Zimmer tragen, um den andern Tag die Wirkung der Arznei aus der Untersuchung des Wassers zu bestimmen. — Der Kaiser fing an zu schlafen. Am 29. früh sagte derselbe beim Eintritt der Aerzte: Gott gedankt, ich lebe noch und finde die Brust gegen die vorhergehenden Tage erleichtert. Ich war nach meinen vorigen unruhigen Nächten weit schwächer als heute — auch erinnere ich mich nicht, etwas geträumt zu haben. Die letzteren Nächte waren voll der schwersten Träume.

Borri widerrieth Fleisch und Wein, empfahl dagegen so viel möglich Alles mit Milch zu trinken, besonders Chocolade, möglichst viel Bewegung, doch nicht im freier Luft.

Der Kaiser mußte sich nach Tische niederlegen, um Stärke für den Abend zu gewinnen. Abends 6 Uhr sollte er Arznei nehmen, dann sey, sagte B., alles überstanden. — Ew. Majestät, fuhr B. fort, sind chemisch verdorben worden und müssen also auch chemisch geheilt werden.

B. fand den Kaiser besser als gestern Abend, die Stimme etwas gleicher. Der Kaiser frühstückte.

Abends gegen 6 Uhr äußerte er: ich finde dieses Zimmer für meine Respiration weit zuträglicher.

Der Kaiser fand die Arznei von garstigem Geschmack. Es müsse ein wildes Gezeug seyn, sagte er. Meine Krankheit hätte mich in einigen Monaten ad patres schicken können. — Wie kömmt's, daß ich zum Wein während meiner Krankheit eine stärkere Lust, als jemals in meinem Leben hatte?

B. erwiederte: die Weinsäure wird durch das Depot des Giftes gereizt, dieses aber nur dadurch weit angreifender und schädlicher gemacht. Ew. Majestät werden die Lust zum Wein, je mehr die Giftmaterie hinweggetrieben wird, auch immer mehr verlieren.

Der Kranke war nach überstandenem Schweiße kaum eine Viertelstunde zu Bette gebracht, als er einschlief, um 3 Uhr früh erwachte und nachher die Ruhe durch ununterbrochenen Schlaf bis 7 Uhr fortsetzte.

Vom 30. April bis zum 12. Mai scheinen die Alterationen, und auch der Schweiß in gleichem Grade eine Stunde nach genommener

Medizin einzutreten und fortzudauern; — vom 13. bis 27. Mai zeigte sich jeden Tag der Schweiß geringer, und die ausgetriebene Giftmaterie nahm fast bis auf das Unmerkbare ab. Der Kaiser bekam nun auch stärkende Mittel und dann 6 — 8 Bäder; er fing den 19. Mai schon an, alle Tage auszufahren, der Appetit nahm zu, wie sich die Weinlust verminderte. Die Heilung schien geendigt.

Am 11. Juni erhielt Borri seinen Abschied, rührend von beiden Seiten, und bezog jährlich 200 Ducaten so lange, als er lebte.

Garelli hörte von einem Außenzeugen, daß ein Jesuiten-Procurator zu Wien die Lieferung der Wachskerzen besorgt hatte.

Sobald die Sache durch Borri entdeckt wurde, ist der Lieferant sogleich bei Seite geschafft worden, und auch nicht mehr ans Tageslicht gekommen. (S. Breve relazione della vita del Cavagliere Giuseppe Francesco Borri, Milanese. Colonia appo Pietro del Martello. 1681.)

Der Kaiser lebte noch 35 Jahre.

Prophezeihungen eines Mönchs über die Buchdruckerei.

Die Handschrift davon befindet sich im brittischen Museum.

„Zum ewigen Ruhm der Druckerei!"

Im Jahr 1450 unsers Herrn, gab Gott die wunderbare Erfindung der Buchdruckerei ein. Man ist nicht eins über die genaue Zeitbestimmung, die von Nauclerius und Wyrselius für 1440, von anderen für 1446 angegeben wird. Die herrschendste Idee ist die, daß ein Einwohner Straßburgs, genannt J. Faust, Buchstaben in Metall ausgegraben, das Metall dann mit schwarzer Dinte geschwärzt, und darnach Abdrücke auf weißem Papier gemacht habe. Sehr industriös und thätig, ging er weiter, und bildete Wörter, dann Phrasen und druckte sie eben so auf Papier ab. Als er nun sah, daß alles gut ging, vertrauete er seine Entdeckung seinen Freunden Guttenberg und P. Schafferd, die ihm die Geheimhaltung seines Geheimnisses zuschwören mußten. Erfinderische Köpfe verbesserten hernach allmählig die anfangs noch plumpe Kunst. Wer übrigens auch die Werkzeuge des Wunders gewesen seyn mögen, gewiß ists, daß die, von Gott selbst erfundene, Buchdruckerei, in ihren Resultaten nur mit der Wohlthat der Sprache selbst zu vergleichen ist, die uns ja auch der Regierer und Herr der Welten gegeben hat."

„Wir zweifeln nicht daran, daß diese Entdeckung durch den heiligen Geist veranlaßt worden ist. Wozu sollte sie nun aber dienen? Das ists, was wir untersuchen wollen. Man muß sehen, durch welche hohe Combination von Weisheit der Allerhöchste der Erde die große Wohlthat des Druckes gerade zu einer Zeit gegeben hat, wo sie am meisten Noth thut."

„Man hatte eben die Unglücklichen, Johann Huß und Hieronymus von Prag zum Scheiterhaufen verdammt; Cardinäle und Patriarchen, Bischöfe und Doctoren, Advocaten und Richter hatten sämmtlich eingestimmt, daß diese Männer als Ketzer verbrannt werden sollten, was sie gewiß nicht verdienten, da sie ja die Oberherrschaft des Papstes, die Transsubstantiation und die Messe anerkannten und keinen Hauptpunkt des katholischen Glaubens verläugneten. Sie hatten im Gegentheil die Messe gelesen, und nur Klage über die übermäßige und zeitliche Gewalt geführt, die der Papst auf Erden ausübte. Dieserhalb wurden sie verurtheilt und verbrannt; und als Gott die Drangsale seiner Kirche sah, hielt er es in seiner tiefen Weisheit für nöthig, ihnen abzuhelfen und die Menschen zu erleuchten. Er erfand die Buchdruckerei."

„Nicht mit dem Schwerte und der Muskete, noch mit dem Donner und Blitz kam der Allmächtige der menschlichen Schwäche zu Hülfe, sondern durch Verbreitung der Schrift und des Lesens vermittelst des Druckes, indem die Finsterniß durchs Licht, der Irrthum durch die Wahrheit, die Unwissenheit durch Kenntnisse vertrieben wurden. Die Sitten haben sich folglich gebessert. Man ist mit den Sprachen naher und ferner Länder bekannt geworden. Die Vernunft hat tiefer Wurzel gefaßt, die Bücher haben sich mehr verbreitet. Man studirt die heilige Schrift und die Gottesgelahrten; man unterrichtet sich in geschichtlichen Dingen; die Zeiten werden verglichen, die Lügen ausfindig gemacht, die Wahrheiten in Ehren gehalten: alles eine Wohlthat des Druckes. Und man wird sehen, wie die Druckerei immer mehr gleiche Wirkungen thun und einst die Wahrheit in ihrem vollen Glanze leuchten lassen wird."

„Ich nehme deshalb an, daß entweder die Freunde der Lüge die Druckerei auf die Seite schaffen müssen, oder daß einst die Druckerei das Grab des Irrthums werden wird; denn kaum ist diese Kunst entdeckt worden, und man hat schon Augen zu sehen und Kopf um zu urtheilen. Keine Macht ist im Stande, die von Gott geschaffene Presse zu vernichten. Die Druckerei ist das wahre Organ des heiligen Geistes; durch sie, wie durch die Wohlthat der Sprache, erschallt die Wahrheit des Evangeliums über den ganzen Erdkreis. Was Gott einem einzigen Menschen offenbaret, theilt sich allen mit; was eine Nation thut, ist das Gemeingut aller Nationen."

„Die im Irrthum befangenen könnten nichts bessres ersinnen, als sich selbst die Wohlthat des Druckes zu Nutz zu machen. Sie mögen einmal ihre Rechnung machen und sehen, was sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens durch die Druckerei eingebüßt haben. Der Druck sollte, schon lediglich durch seine Existenz, sie überzeugen, daß es Gottes Wille ist, alle Lügen zu vernichten; denn es giebt nicht eine große Stadt mehr ohne eine Presse, und wo eine solche ist, da versetzt sie den Irrthümern tödtliche Streiche. Würden auch, durch Gewalt und Grausamkeit, die Zungen zum Schweigen gebracht, so würden die Herzen der Menschen nichts desto weniger unterrichtet werden; denn das Reich der Unwissenheit und des Aberglaubens wird einst durch das Lesen, durchs Predigen, durch Wissenschaften und Vernunft, d. h. durch die Früchte der Buchdruckerei, über den Haufen geworfen werden, wovon wir schon Beweise haben, und was wir (Gott wolle uns die Gnade erweisen!) späterhin noch mehr erfahren werden."

„Nicolas Belvard hat geschrieben, daß ihm vor Erfindung der Buchdruckerei ein Exemplar des neuen Testaments 4 Mark und 40 ß Silber gekostet habe; gegenwärtig würde man für das nämliche Geld 40 Exemplare kaufen können. Man konnte folglich damals nicht studiren; die Masse des Volks war unwissend. Armanachus bezeugt es, daß die Universitäten in Unwissenheit begraben waren und daß die Mönche und Bettelbrüder alle Bücher in ihren Klöstern aufhäuften, nicht um sie zu benutzen, sondern um sie dem Studium der ganzen Welt zu entziehen. Damals, mitten in dieser dicken Finsterniß, wuchs die Gewalt der Lüge an; und Gott, den endlich das Unglück der Welt jammerte, hat geglaubt, ihr, um sie aus ihrem Verfall wieder zu heben, die Erfindung der Druckerei zufließen lassen zu müssen, welche drei große Resultate erzeugte, nämlich: billigere Bücherpreise, Zunahme des Lesens und öfteres Wiederauflegen guter Autoren. Aprutmus hat Recht, wenn er sagt, man drucke jetzt an einem Tage mehr, als ein Schreiber in einem Jahre zu copiren im Stande sey."

„So verschafft also die Druckerei die Materialien der Lectüre, die Lectüre führt das Wissen, das Wissen wieder Licht herbei. Die blinde Unwissenheit ist erschüttert und die Wahrheit wird mit jedem Jahrhun-

breit mehr und mehr durchdringen; alles dieses vermittelst einer wunderbaren, von Gott selbst eingegebenen Erfindung."

„Das Obgesagte gereicht der Buchdruckerei zu großem Ruhm und zu großer Ehre."

Der Felsen von Avignon und der Pallast der Päpste.

(Aus „Four Years in France etc.")

— Der Felsen von Avignon, wie er genannt wird, scheint allem Ansehen nach durch die Rhone von der, an der andern Seite des Flusses hinlaufenden Hügelkette getrennt worden zu seyn. Wie oder wann diese Abscheidung bewirkt worden seyn mag, ist eine Frage, die einen Schriftsteller über die Theorieen der Formation der Erde in Verlegenheit setzen dürfte. Wenn wir glauben können, was Naturforscher leicht genug glauben würden, wäre auch die Thatsache nicht in der Bibel versichert, — daß einstmals die Erde allenthalben mit Wasser bedeckt war, selbst die höchsten Gipfel der Berge, — und wenn wir demzufolge voraussetzen können, daß bei dieser Sündfluth Strömungen bestanden haben, so möchte wohl anzunehmen seyn, daß dann, als das Wasser zu sinken begann, diese Strömungen gegen die Gipfel und Spitzen der Berge und Hügel stoßen, und sich zwischen diesen einen Weg bahnen mußten, und daß diese Ströme nach dem allmählichen Abnehmen des Wassers der Sündfluth, nachdem sie bis zur erforderlichen Höhe gesunken, diese selbstgebrochenen Bahnen ferner verfolgten. Allein Demuth und Unterwerfung bei der Auslegung der heiligen Schrift wird durch die Bemerkung leichtlich anempfohlen, daß das erste Wort, womit die Schrift beginnt „Im Anfange," selbst ein nicht zu verstehendes und unerklärliches ist.

Auf dem südlichen Abhange dieses Felsens ist der Pallast der Päpste erbaut; da sein Dach in horizontaler Linie fortgeführt ist, so ist die Höhe des Gebäudes am südlichen Ende desselben ganz ungeheuer; seine Hauptfronte hat das Gebäude gegen Westen hin, von wo aus man einen Theil der Stadt und der Rebenhügel von Languedoc überblickt; es ist gegenwärtig in einem baufälligen und vernachlässigten Zustande, so weit als ein Gebäude dies seyn kann, das noch benutzt wird; ein Theil desselben dient nämlich zu einem Gefängnisse; ein anderer ist zu einer Caserne eingerichtet, in welcher die päpstliche Capelle jetzt der Schlafsaal ist. Dicht beim nördlichen Ende des Pallastes befindet sich die Cathedrale; diese Kirche wurde zu Anfang der Revolution geplündert und daraus eine unermeßliche Masse an Silber und einige goldene Gefäße weggeführt, die für den National-Schmelztiegel nach Paris gesendet wurden; unter andern Schätzen war auch eine silberne Glocke von, in der That, nicht geringer Größe dabei. Selbst die Gräber wurden durchwühlt; so wurde z. B. ein Schädel von dem Zeichnenlehrer meiner Kinder nach meinem Hause mitgebracht, nach welchem einer meiner Söhne eine sehr schöne Zeichnung eines Todtenkopfes verfertigte und von dem mir versichert ward, daß er einst das Gehirn eines Papstes umschlossen habe. Man stand im Begriff, diese Kirche wieder auszubessern, in der Absicht, sie zu ihrer frühern Bestimmung tauglich zu machen. An einer Seite derselben ist eine kleine Capelle mit einer Kuppel, die als Modell für die der St. Genoveva Capelle diente. Die Nachbildung ist hinreichend genau.

Hinter dem Pallast, gegen Osten, erhebt sich ein Thurm, der, weil er als Eiskeller benutzt worden, den Namen glacière erhielt, und die glacière von Avignon ist ein, in den Annalen des Schreckens ewig denkwürdiger Name. Von dem Gipfel dieses Thurmes wurden fünfhundert, nach der Aussage der Einen, die wohl zu sehr übertreiben, dreißig, nach der Aussage der Andern, die wohl die Zahl viel zu gering angeben mögen, der vornehmsten Einwohner der Stadt, nachdem man ihnen einen betäubenden Schlag aufs Haupt versetzt, herab auf das, innerhalb des Thurmes befindliche Eis gestürzt, und ihre Körper unverzüglich mit ungelöschtem Kalke überschüttet.

Dies war die Rache des Volkes an denen, die ohne Beweis, nach angeblicher Notorietät der Thatsache, des Verbrechens der Aristokratie überführt worden waren. Die Revolution war in der Stille vorbereitet und zum Ziel geführt worden; das Volk erklärte, daß es sein Wille sey, sich mit Frankreich zu vereinen; sendete eine Deputation an die National-Versammlung und ließ den Ruf ertönen: „Es lebe der König!" Der Vice-Legat, der in der Stadt für den Papst befehligte, sprach von seinem Balkone herab zu dem Volke; machte ihm bemerklich, daß er nicht die Macht habe, sich dieser seiner Bewegung zu widersetzen, daß er nur für das Glück des Volkes beten könne und sich zurückziehen wollte. Dies war alles, was von seiner Seite geschah. Die National-Versammlung bewilligte den Avignonern ihren Wunsch; und bildete aus diesem päpstlichen Territorium und dem von Orange (ehemals ein Patrimonial-Besitz der Prinzen dieses Hauses) das Departement von Vaucluse.

Der Gipfel des Felsens gewährt eine sehr schöne Aussicht. Das Auge überblickt eine fruchtbare, von den Hügeln von Venaissin begränzte Ebene, unter denen die der Vallis clausa, wo jene weit berühmte Quelle ihren Ursprung hat, sich leichtlich herausfinden lassen; zwischen den Baumstämmen hindurch blickt einzeln hie und da die Durance hervor, die sich in schäumenden Wogen zwei Meilen weiter unterwärts in die Rhone ergießt; faßt unter den eignen Füßen sieht man die Rhone mit ihren Windungen und Inseln dahinströmen; auf dem gegenüberstehenden Gestade erhebt sich das Schloß und der kleine Ort Villeneuve, über den rings mit Wein und Olivenbäumen prangende Hügel emporragen; unmittelbar unter dem Schauenden breitet sich gegen Süden und Westen hin Avignon aus, mit seiner Bevölkerung von fünf und zwanzig tausend Seelen, welche Zahl sich fortwährend, trotz aller Ermordungen, Confiscationen und Verbannungen, auf dieser Höhe erhalten hat. Durch diese revolutionairen Maaßregeln hat Avignon vielleicht mehr gelitten, als irgend eine andere Stadt in Frankreich, ausgenommen Lyon, die „ville affranchie" des Convents. „Wie wollen Sie, daß wir fröhlich seyn sollen?" sagte ein Edelmann zu mir, „wir leben in der Mitte der Mörder unsrer Verwandten und der Inhaber unsers Eigenthums und sehen sie jeden Tag." Virgil beschreibt seinen Jupiter, wie er von der Höhe des Olympus herabschaut auf die Erde, „hominumque labores;" der Felsen von Avignon aber ist einer der vielen erhabenen Plätze, von denen wir herabschauen auf die Milde der Vorsehung und auf die Grausamkeit der Menschen. —

P e s t a l o z z i.

Man findet in einem der neuesten Hefte vom Mercure du XIX. Siècle nachstehenden kleinen Nekrolog über diesen interessanten und einflußreichen Mann; obgleich man mehreres in deutschen Blättern und ausführlicheres über ihn, seit seinem Tode gelesen, dürfte doch ein Urtheil des Auslandes nicht ganz ohne Interesse seyn:

Heinrich Pestalozzi, geboren zu Zürich im Jahre 1746, hatte in dieser Stadt, dem Athen der Schweiz, eine eben so glänzende als gründliche Erziehung erhalten; er war ohne Vermögen und, was das Aeußere betrifft, von der Natur wenig begünstigt; aber hochherzige Gesinnung,

seltene Uneigennützigkeit und lebendiges Streben, der Menschheit nützlich zu werden, leisteten vortheilhaften Ersatz für das, was der Zufall ihm versagt hatte.

Unter der, meist von Manufakturen lebenden Bevölkerung des Cantons Aargau beobachtete er die vielfachen aus einer fast allgemeinen Unwissenheit entspringenden Nachtheile. Von der Zeit an entwarf er den Plan, die Kinder der Handwerker und arbeitenden Classe an den Wohlthaten einer genügenden und besonders leichten Erziehung Antheil nehmen zu lassen. Seine wiederholten Versuche verschafften ihm hinreichend zahlreiche und sichere Data, um die Grundlagen eines ganz neuen Erziehungssystems festzusetzen. Im Jahre 1781 erläuterte der Roman Lienhard und Gertrude den Zweck von Pestalozzi's Betrachtungen und Ansichten und den Gegenstand, der sie veranlaßt hatte. Dieses Werk, selbst den untersten Volksclassen verständlich, hatte einen allgemeinen Erfolg; nichts desto weniger erhoben sich alte Vorurtheile gegen sein System, welches einige Personen als das Product eines verrückten Gehirns betrachteten. Pestalozzi verlor den Muth nicht und einige, alle von demselben Gedanken ausgehende Schriften rügten die Fehler des öffentlichen Unterrichts und zeigten die Reformen an, deren er fähig schien.

Die Revolution von 1798 gab, indem sie die Schweiz erschütterte, den Geistern und Gemüthern eine neue Richtung. Pestalozzi ergriff diese Gelegenheit, um verstanden zu werden: er sendete an die zu Arau versammelten gesetzgebenden Räthe, Bemerkungen über die Bedürfnisse des Vaterlandes und vorzüglich über die Erziehung der ärmern Classen. Seine, von edlen Gesinnungen dictirten Vorschläge konnten zu jener Zeit einer günstigen Aufnahme nicht verfehlen. Das helvetische Directorium wies ihm ein altes Kloster von Stanz zu seiner Verfügung an, und zugleich hinlängliche Fonds, um die Wiedergeburt der zeitherigen Erziehungsart und Unterrichtsmethode zu unternehmen. Die Söhne der zu Unterwalden gebliebenen Helden waren die ersten, die zum Genusse der Vortheile der neuen Anstalt berufen wurden. Trotz der ungewissen Lage, in welcher sich damals sein Vaterland befand, sah Pestalozzi dennoch seine Anstrengungen durch den Erfolg belohnt. Unglücklicherweise überschwemmten, nach einigen Monaten des Gedeihens, die Heere der Coalisirten die Schweiz und bezeichneten ihre Gegenwart mit der Zerstörung der neuen Schule, wie sich die Engländer zu Washington durch die Zerstörung der vorzüglichsten Gebäude und Anzündung der öffentlichen Bibliothek verewigt haben.

Im Jahre 1799 rückten die Franzosen wieder in die Schweiz ein. Da wendete sich Pestalozzi, unermüdlich in seinem Eifer für das Wohl seiner Mitbürger, von neuem an das helvetische Directorium, welches, diesmal außer Stand, bedeutende pecuniaire Opfer zu bringen, ihm, um einen mäßigen Preis, das Schloß von Berthoud verpachtete. Da verband sich Pestalozzi mit Fellenberg und wirkte zur Stiftung der Lehr- und Pensions-Anstalt mit, die des Letztern Namen trägt; aber bald hob er diese Verbindung wieder auf und, von mehreren Städten der Schweiz eingeladen, nahm er die Vorschläge der Stadt Yverdün an, wo er eine, durch die große Zahl daraus hervorgegangener Lehrer berühmt gewordene Anstalt gründete. Mehrere davon haben selbst die Unterrichtsmethode Pestalozzi's bis nach Amerika verpflanzt. Man kennt die unangenehmen Umstände, die den Ruin der Pensionsanstalt von Yverdün nach sich gezogen haben. Genöthigt, fremden Händen die Verwaltung seines Hauses zu übertragen, sah der berühmte Stifter desselben sein Zutrauen getäuscht; und, merkwürdig! die Verehrung, die Pestalozzi einflößte, ließ nicht zu, daß man den ungetreuen Haushalter gerichtlich verfolgte.

Im Jahr 1803 war Pestalozzi von Napoleon nach Paris berufen worden, um über die Pacification der Schweiz zu conferiren. Dies war seine einzige politische Mission. Zurückgezogen auf ein Gut, das er in Aargau besaß, gab er daselbst noch verschiedene Werke über seine Unterrichtsmethode heraus, unter andern das, welches den Titel führt: „Guter Rath an meine Zeitgenossen." Nie nach Ehren und Vermögen strebend, war er bloß Ritter des St. Wladimir-Ordens. Pestalozzi starb am 27. Februar dieses Jahrs.

Miscellen.

Ein Herr P. Descharmes giebt in dem Bul. d. l. Soc. d'Enc., folgenden Bericht über eine von ihm gemachte Entdeckung:

Als ich mich im Jahre 1808 zu Soissons mit Zersetzung des Kochsalzes durch Eisen-Vitriol im Großen beschäftigte, fand ich mich genöthigt, die Abfälle dieses letzteren Salzes in kleine Teiche abzulassen, die am Boden und an den Wänden mit Steinplatten aus den Landsteinen, die sehr mürbe sind, ausgelegt waren. Beim Herausnehmen des Salzes zeigte es sich, daß die Art Mutterlauge, die aus dem Salze abfloß, in die Steinplatten ungefähr 2 Linien tief eindrang, und an den Stellen, an welchen sie in dieselben eingedrungen ist, sie so fest machte, daß das Messer sie nicht mehr ritzen konnte, was in ihrem vorigen Zustande sehr leicht möglich war. Die Platten sind an diesen Stellen röthlich oder gelblich geworden, und vorzüglich wurden die auf dem Boden befindlichen Platten sehr hart. Ich habe zeither Gelegenheit gehabt, solche weiche kalkartige Steine mit einer starken Auflösung von schwefelkies- und eisenvitriol-haltigen Erden zu tränken, und erhielt denselben Erfolg. Gypsplatten, mit einer ähnlichen Auflösung überzogen, erhielten gleichfalls eine große Härte, und wurden wasserfest.

Die Leipziger Zeitung vom 8. Mai 1827 enthält wörtlich nachstehende ganz ernstlich gemeinte Todesanzeige:

Galt sie auch dem äußerlichen Schein nach hier nichts, so gilt sie doch dort, meine unter dem gestrigen dato verblichene Ehefrau, Sophie Elisabeth, geb. Reichel, die von mir und unsern zwei Knaben aufrichtige, nur uns verständliche Liebe genoß. Glücklich, wer so leben, glücklich und dreimal glücklich, wer so sterben kann. — Der schönste Leichenstein, — — — den menschliche Beileidsbezeugungen nicht zu erhöhen vermögen.

Dietrichs Gedanken dabei:

Vom Anfang schön, hoch, wie ein Thurm,
Liegt sie nunmehro für den Wurm,
Der Mann weiß auch recht gut,
Was einst der Wurm ihm thut;
Das ist das Ende aller Welt,
Christ! spiegle dich, hier kost's kein Geld!!!

Berg vor Zwenkau, am 27. April 1827.

Adv. Dietrich mit seinen beiden Knaben.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 184 Hamburg, Sonnabend den 12. Mai 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Entferntere Ursachen der Revolution in den spanischen Besitzungen in Amerika.

(Man vergleiche No. 182 dieser Blätter.)

Wir wollen hier nicht wieder darauf zurückkommen, wie wichtig diese Notizias secretas in geschichtlicher Hinsicht sind. Abgefaßt von zwei berühmten Gelehrten, das Resultat aller der Beobachtungen, die sie über die Lage der Dinge in Peru, Neu-Granada und Chili, während fortwährender Excursionen in einem Zeitraume von neun Jahren, hatten machen können, einzig zur Belehrung der spanischen Regierung niedergeschrieben, länger als ein halbes Jahrhundert in den Archiven Madrids vergraben, endlich aus der Verborgenheit hervorgezogen, gerade in dem Momente, wo die Länder, die er beschreibt, sich von dem spanischen Joche zu befreien im Begriffe waren, ist dieser Bericht, wir wiederholen es, die schönste und unerwartetste Apologie der Revolution, die Süd-Amerika befreiet hat. Da es aber noch Schriftsteller giebt, die dem alten Gouvernement der spanischen Colonieen Apologieen machen, und die vornämlich die Milde der Administration, die über Peru herrschte, rühmen, so fordern wir sie auf, ihre Blicke auf die Schrift zweier Gelehrten, die Spanien zu seinen vorzüglichsten zählt, zweier hoher Offiziere, die voll von Ergebenheit an die Monarchie, und von dieser mit Dank- und Ehrenbezeugungen überhäuft worden waren, zu werfen, und sie werden sehen, daß diese Regierungsweise, die sie nicht allein erträglich, sondern sogar gut finden, den aufgeklärteren Spaniern des vergangenen Jahrhunderts die unerträglichste Tyrannei schien, und daß, ob sie schon zum Könige und zu den Ministern reden, keine Ausdrücke finden konnten um stark genug das physische und moralische Elend jener Regionen zu malen, von woher freilich zwar nie eine Klage sich vernehmen ließ, weil die Menschen dort entweder dumm oder verdorben waren, weil ein Ocean sie von Europa trennte und weil Spanien, das die Ursache aller dieser Uebelstände war und das alle seine Legionen von Administratoren nach jenen Ländern sendete, die Klagen der Menschen dort nicht vernehmen lassen konnte noch wollte.

Wir wollen uns diesmal auf die Kapitel des obgenannten Werkes beschränken, die sich auf die Lage der Indianer beziehen. Man wird erstaunt seyn über alle die Mittel, die die Spanier erdacht haben, um sie zu tyrannisiren.

„Dieser Gegenstand," sagen die Commissaire, „ist so traurig, daß wir nicht davon sprechen können, ohne das tiefe Mitleiden auszudrücken, das uns diese unglücklichen Völkerstämme eingeflößt haben, deren einziges Verbrechen Unwissenheit und Einfalt ist.... Die unersättliche Habgier der Spanier hat auf alle nur erdenkliche Mittel raffinirt, von den Indianern Geld zu erpressen.... Von den verschiedenen zu diesem Zwecke in Gebrauch seyenden Methoden, ist die erste der Tribut oder die Kopfsteuer von acht Dollars für das Jahr, die man von jedem Indianer von seinem achtzehnten bis fünf und funfzigsten Jahre „erhebt...." Wir würden uns hier zu Folge des Berichts des Weiteren über die Härte und alle die Mißbräuche äußern können, die mit der Erhebung dieser Auflage, die man öfter zwei auch dreimal von einem und demselben Individuo erpreßte, verbunden waren. Allein der Tribut ist schon vielfach von einer großen Anzahl Reisebeschreibern beschrieben worden und es ist daher besser sogleich auf eine zweite Art von Gelderpressung überzugehen, die in gewisser Rücksicht grausamer ist als Alles, was man von den despotischen Gebräuchen des Orients weiß. Wir wollen von den repartimientos oder gezwungenen Repartitionen sprechen; allein wir ziehen es vor uns des spanischen Wortes zu bedienen, um eine Schändlichkeit zu bezeichnen, die gänzlich eine rein spanische Erfindung ist, und die, man muß es hoffen, nie bei irgend einem andern Volke Nachahmung finden wird.

Die Corregideres waren in ihren Distrikten mit der unumschränktesten Gewalt bekleidet, und sie machten von dieser ohne Bedenken und Gewissensbisse Gebrauch. In dem Augenblick, wo sie ihre Ernennung zu solcher Stelle empfingen, waren sie im Allgemeinen arm; da aber von diesem Momente an ihre Zukunft gesichert war, fanden sie leicht bei den Kaufleuten von Lima Credit, die überdies erfreuet waren, alte verlegene Waare, Ausschuß und havarirte Artikel, die etwa auf ihren Lagern sich vorfinden mochten, los zu werden. Auf eine oder die andere Weise gelang es denn dem neuen Corregidor, nach seinem Distrikte, über den zu befehligen er abging, eine bedeutende Ladung von allen Sorten von Handelsartikeln, von der schlechtesten Qualität, mitzunehmen. Auf seinem Posten angekommen, begann er seine Administration damit, in Person alle Dorfschaften unter seinem Befehl zu inspiciren. Man erließ einen Aufruf an die Indianer und wenn diesem zufolge ein Jeder von ihnen vor ihm die Revue passirte, schrieb er für ihn jedesmal eine Partie Waaren an; und nicht allein berücksichtigte er, um seine Vertheilung zu machen, die Bedürfnisse oder Wünsche dieser Unglücklichen keineswegs, sondern er machte sie selbst nicht einmal damit bekannt, was für ein Loos ihnen zufallen würde, noch welche Summe sie ihm dafür schuldeten. Wenn dies geschehen war, begab er sich nach einem andern Orte, jedenfalls dem Kaziken eine Liste zurücklassend, aus welcher dann dieser seinen Theil und den seiner Genossen ersah. Wenn die armen Leute nun die Quantität der Waaren, die sie zu erhalten im Begriffe standen, und die von ihrem Magistrate bestimmten unerschwinglich hohen Preise erfuhren, geriethen sie in Verzweiflung; aber alle Klagen des Kaziken und alles Bitten der Indianer waren unnütz. Sie konnten immerhin dem Corregidor vorstellen, daß die ganze Ortschaft nicht genug Geld besitze um die geforderte Summe zahlen zu können, daß diese Waaren ihnen unnütz wären, daß die Preise bei Weitem alle die, die seine Vorgänger für dieselben Artikel bestimmt hätten, überstiegen, der Corregidor hörte nicht darauf; er fuhr fort seine

Ausstände bis zu völliger Bezahlung einzutreiben und belegte die, die nicht zahlten oder zahlen konnten mit einer Menge ebenso harter Strafen, als hätte es sich hiebei um Eintreibung des ausstehenden königl. Tributs gehandelt. Zwei und ein halbes Jahr war gemeiniglich die, den Indianern zur Abtragung dieser aufgezwungenen Schuld vergönnte Zeit.

Außer diesen regelmäßigen und periodischen **repartimientos** besuchten die Corregidores nie eine Ortschaft, sey es nun um ihr Geld einzutreiben, sey es in einer ganz andern Absicht, ohne eine neue Auswahl von Waaren mit sich zu führen, die sie für diejenigen bestimmten, die die früher empfangenen bereits bezahlt hatten. Allein hierbei verfuhren sie nicht mit solcher offenkundigen Eigenmächtigkeit, wie bei dem großen **repartimiento**: sie hatten dann Sorge getragen sich aller der, den Indianern vollkommen unnützen Dinge und Artikel zu entledigen und hatten sich für ihre secundären Operationen nur das aufbehalten, was jenen in der That paßlich seyn konnte. Sie erlaubten ihnen selbst die Auswahl; nur einzig über den Preis durfte nicht ein Wort verloren werden, stets war es der Corregidor, der sich das Privilegium vorbehielt den Preis der Dinge zu bestimmen. Es ist unnütz noch hinzuzufügen, daß es den Indianern aufs strengste verboten war irgend einen Einkauf in den andern Distrikten zu machen und daß die einzige Kaufbude, die sich in jeglicher Ortschaft befand, jedesmal dem Corregidor zugehörte oder für seine Rechnung geführt ward.

Die Abgeschmacktheit dieser **repartimientos** kann nur mit ihrer Ungerechtigkeit verglichen werden. „Von welchem Nutzen," sagen die Commissaire, „konnten eine oder zwei Ellen Sammt oder Brocart einem „halbnackten Indianer seyn, der die Erde umgraben oder baarfuß neben „einem Maulesel herlaufen mußte? Er, der immer in Verlegenheit ist, „wie er sich die ersten nothwendigen Bedürfnisse zum Leben herbeischaffen „will, sah sich dann plötzlich in eine Schuld von vierzig oder funfzig „Dollars verfallen, für einen Flitterstaat, den er durchaus nicht nöthig „hatte. Ein armer Mensch, der sich die größte Ehre daraus machte, „sich in langen Zwischenräumen einmal ein Paar grobe Strümpfe an„schaffen zu können, war gezwungen ein Dutzend Paar seidne Strümpfe „zu kaufen. Wieder ein anderer setzte so auf Befehl sich eine Brille auf „die Nase, der schon gut und hell genug sah, um alles genau zu er„blicken, was in seiner räucherigen Hütte sich befand. Noch andere „waren genöthigt sich mit Schlössern und Riegeln versehen zu lassen, „wenn auch der kleinste lederne Riemen hinreichte, eine Kabane zu sichern, „in die mit Gewalt eindringen zu wollen, nie einem Menschen einfallen „konnte und würde, wenn er sie auch ganz weit offen gelassen hätte. „Nach demselben klugen Grundsatze ermangelte man auch nicht ihnen „Federn, Tinte und Papier zurückzulassen, obgleich sie nicht verstanden, „ihren Namen zu schreiben; Karten und Würfel, deren Nutzen und „Gebrauch sie nie werden haben errathen können, Schnupftabacksdosen, „Kämme, (einen Kamm einem Indianer!) Knöpfe für Menschen die „keine Kleider hatten, Rasirmesser, (für Indianer die keine Bärte haben „und sich nie rasiren), Bücher und alle Arten von Gegenständen, kurz „alles Auskehrigt aus den Kaufläden in Lima regnete es gleichsam über „die armen Leute; alles Artikel die durchaus nicht nach ihrem Geschmack „waren oder deren Nutzen und Gebrauch ihnen entweder fremd oder „über ihre Mittel ging, aber für welche sie nichts destoweniger die „Schuldner des Corregidores wurden."

Die **repartimientos** dauerten noch lange Zeit fort, nachdem Ulloa schon von seiner Reise zurückgekehrt war. Der Herausgeber unterrichtet uns in einer Note wie sie endlich aufhörten. Im Jahr 1780 nämlich fiel es zwei Corregidores ein, in einem einzigen Jahre drei **repartimientos** an der Stelle von einem in drittehalb Jahren, wie es der Gebrauch war, aufzuerlegen; ihre Tyrannei brachte die Indianer zur Verzweiflung und führte den bekannten Aufstand des berüchtigt Kaziken Tupac-Amaru herbei. Beim ersten Anfang der Insurrecti rächten sich die Indianer durch die Ermordung aller Spanier, die ihre Hände fielen; aber endlich, nach einem dreijährigen Kampfe, un lagen sie der europäischen Disciplin und der unglückliche Tupac-Am erlitt eine furchtbare Todesstrafe und starb nicht eher, als bis er sei seine Frau und seine Kinder hatte ermorden sehen. Es hatte indes dieser Aufstand denn doch dem spanischen Gouvernement sehr ernstl Besorgnisse eingeflößt und man glaubte den Gebrauch, der Ursache g gegeben hatte, abschaffen zu müssen. Allein der **Mita**, der Ind und alle andern Arten von Tyrannei hörten deshalb doch noch nicht

Wir haben kaum den Muth fortzufahren; denn wir sind noch zu dem gekommen, was das Schreckbarste im Schicksal der Indi war. Der **repartimiento** war nichts im Vergleich zu dem mi oder der Requisition. Jede Ortschaft war gehalten, jährlich eine stimmte Anzahl Menschen zu liefern, um unter der Peitsche, sey es in den Minen oder den Plantagen des Staates (**haciendas**) oder den Manufakturen (**obrajes**) zu arbeiten; diejenigen, welche bei d letzten Art der Arbeiten verwendet wurden, waren die Unglückli von Allen. Nach dem Gesetz mußten diese Indianer, die man so i Familien und ihren Beschäftigungen entriß, nach Verlauf eines Ja eigentlich wieder entlassen werden, aber man wird sehen, daß m leichter zu bewerkstelligen war, als diese ihre Sklaverei zu einer im währenden zu machen. Eine Summe von vierzehn bis achtzehn Do war einem jeden Arbeiter als Lohn bestimmt, der für diesen angeb Gehalt dreihundert Tage arbeiten mußte; die fünf und sechzig übr Tage vom Jahr wurden für die Sonn- und Festtage gerechnet. W aber dann die allzugroße Hitze oder andere Ursachen eintraten, die Arbeit während bestimmter Tage unmöglich machte, so notirte dies, und der Indianer war genöthigt, im nächsten Jahr diese w einzubringen. Von den ihm angewiesenen achtzehn Dollars zog zuvörderst einem jeden die dem König schuldigen acht Dollars den Tribut im Voraus ab; von den zehn nun, die dem Indianer blieben, wurden noch zwei und ein viertel Dollar für seine Kle einbehalten, so daß ihm dann nur sieben und dreiviertel Dollar Unterhalt für sich und seine Familie und zur Befriedigung der F rungen der Kirche, die nie ihre Rechte aufgab, blieben. Das ist noch nicht alles: da nämlich das kleine, dem Indianer zum Anba nes Mais angewiesene Stück Landes nicht genug trug, um ihn z nähren, war er genöthigt, von seinem Herrn zum wenigsten eine Fanega monatlich zu kaufen; man rechnete ihm hierfür jedesmal Realen ab; und, am Ende des Jahres, war der Unglückliche, alle Mais, eine Summe von neun Dollars schuldig, das heißt einen einen viertel Dollar mehr, als er während der ganzen Zeit mit Arbeit verdient hatte. Wenn er nun nach dreihundertägiger für seinen Herrn, die Bebauung seines eignen Stück Landes nicht gerechnet, und nachdem er kaum einen Lappen zur Bekleidung und Fanegas türkischen Waizens erhalten hatte, sich in Schulden versunken so zwang man ihn, da er diese nicht bezahlen konnte, sie im folg Jahre abzuarbeiten. Wir haben jedoch von seiner Seite die größte Th und Oeconomie bei dieser Angabe vorausgesetzt. In jedem Falle war unmöglich, sich seiner von Tage zu Tage stets wachsenden Verbi keiten zu entledigen und so wurde er ein Sklave für seine ganze L zeit. Um dem Allem noch die Krone aufzusetzen, erklärte m Kinder für verantwortlich für die Schulden der Väter und zwang nach ihrem Tode zu arbeiten, bis sie diese abgetragen hätten, da ihren Platz einzunehmen und Sklaven zu werden, wie jene es Wenn eine solche Anzahl von, für die **obrajes** bestimmten Ind

sich auf den Weg begeben, verschwenden sie alle Einnahmen der Entschaften bei Zeiten, und sagen dann, unter steterlichen Umständen sey es ihnen unmöglich, die Bedürfnisse ihrer Familie zu besorgen, dieß Lebewohl sie immer.

„Es scheint," sagte ferner der Commissär Pig. Sad, „noch als wenn, was von der gänzlichen Zahlung und Ehre der Gerichtsvorsteher, dem Gemeinderathe zu sein, der Hauptzweck der organisirenden, der gemeinsamen Commission des sämmtlichen Gerichts, dem gänzlichen Wiederzusammentreten eines gänzlichen Gerichts gegen die Gerichtsvorsteher, welche von der verschiedenen Meinungen und Vorstellungen, dieser ursprünglichen Bestimmung bestehen wollen, daß das Mord Gericht, das Gericht, welches über Mord und Todtschlag urtheilt, wieder zusammentreten könne, um diese Sache, welche sie ursprünglich, und was sie für eine Sache, welche sie ursprünglich, und was sie für eine Sache, welche sie ursprünglich, und was sie für eine

Englische Sitten.

Die Leiden eines jagdberechtigten Eigenthümers.

(Aus dem London Magazine.)

England, das so viele alte Gesetze seines Feudal-Codex in Kraft erhalten hat, hat auch gleicherweise die in Bezug auf die Jagd beibehalten. Daraus entsteht nun ein unaufhörlicher Kampf zwischen seiner Territorial-Aristokratie und denen, die kein Grundeigenthum haben. Der folgende Aufsatz nun liefert ein sehr pikantes Gemälde dieser Art von Bürgerkrieg.

Unter allen Thorheiten, die im Gesellschaftsleben ihr Wesen treiben, und dessen Ruhe und Glück stören, giebt es gegenwärtig wohl keine merkwürdigere als die Liebe zur Jagd in allen Gestalten. Der Wunsch einerseits, Wildprett zu erlegen, der andrerseits, es zu erhalten, sind stets offne Quellen von Streitigkeiten und zahllosen Feindschaften. Vordem pflegte nur der müssige Landedelmann, der Jäger von Profession war, seinem Gelüste auf seinem Grundgebiete nachzuhängen; jetzt aber trachtet ein jeder, von dem, der jährlich ein 50,000 £ zu verzehren hat, bis zum kleinsten Krämer herab, der seine Mussezeit im September in der Nachbarschaft seiner Stadt zubringt, kurz Leute jeden Ranges, jeden Gewerbes, jeden Alters nach dem Besitz eines Hundes und einer Flinte. Nichts würde in der That ersprießlicher seyn, als diese heilsame Bewegung, könnte man ihr obliegen, ohne die eigne Ruhe und die von andern zu gefährden; das geht aber nicht in einem Lande, das einen so beschränkten Umfang und eine so starke Bevölkerung hat, wie das unsrige. Es ist mit der Jagd nicht wie mit dem Pferderennen und einigen andern unsrer Vergnügungen; denn auf der Jagd hindert der Actus, der das Vergnügen schafft, dessen Reproduction.

Unglücklicherweise liegt in unsrer Natur die Verkehrtheit, daß zu allen Zeiten Dinge, die oft werthlos sind, gerade durch die Schwierigkeit, sie zu erlangen, einen Reiz erhalten. Den Neid von andern aufregen können, ist ein Privilegium, das fast immer den unsrigen anreizt. Daher der ewige Zwiespalt zwischen dem Gutsbesitzer und seinem Pachter, zwischen den Bauern und den Landedelleuten ꝛc. Die bedauerliche Sucht, wovon wir sprechen, scheint von Jahr zu Jahr zuzunehmen: man sehe nur unsre Zeitungen, wie sie, vom Monat July an, mit Verkaufsanzeigen von Hunden, Flinten und Schießbedarf angefüllt sind; und wie die Gutsbesitzer darin mit gerichtlicher Rache drohen. Kömmt ein Grundstück zum Verkauf, so unterläßt man nie, und hat es auch nur einen Umfang von einer Schußweite, als Lockung für die Käufer, es besonders herauszustreichen, daß es eine schöne, gut mit Wildprett versehene Anpflanzung habe. Unsere Gerichtshöfe wiederhallen von den Klagen wider unberechtigte Jäger, und zwischen den nächtlichen Wilddieben und Waldhütern kömmt es oft zu Raufereien, wobei der eine oder der andere sein Leben einbüßt. Wildprett wird als ein unentbehrliches Gericht bei allen unsern Prunk-Schmäusen, obgleich der Amphytrion meistens nicht einen Zoll breit Land besitzt, wo er es sich legitimer Weise hätte verschaffen können, angesehen. Postillone und Federviehhändler colportiren am lichten hellen Tage Wild, zu dem sie auf unerlaubtem Wege gelangten, wohl wissend, daß sich die Liebhaber desselben kein Gewissen daraus machen, es ihnen abzukaufen; und so wird denn ein elender Vogel oder Haase, um die sich, hörten sie auf, ein legales Monopol zu seyn, niemand mehr bekümmern würde, die Ursache von Raufereien, Todtschlägen und Prozessen; der Demoralisation unsrer Bauern; des Elends ihrer Kinder und Weiber; der Feindschaften, Unterdrückungen und Rache; kurz, aller Wunden, die dem gesellschaftlichen Körper wehe thun können.

Nicht genug kann ich es beklagen, daß die im Parlamente gemachten Vorschläge wegen der Befugniß des Wildprettverkaufs nicht angenommen sind; das wäre das einzige Mittel gewesen, diesen Unordnungen Einhalt zu thun. Ich hoffe, daß die Urheber dieser Vorschläge sie einst wieder erneuern und dann die Befangenheit derer, die sie verworfen haben, besiegen werden. Ich zweifle nicht, daß, wenn diese Maaßregel durchgeht, in einem so speculativen Jahrhundert, als das jetzige ist, sich bald eine Gesellschaft bilden wird, um Fasane, Rebhühner und Haasen aufzuziehen und zum Verkauf zu bringen, ein Project, das wahrhaftig viel verständiger seyn würde als Tausend andre, die vor Kurzem noch so leicht Eingang gefunden und deren ehrliche Urheber wohl ein Freilogis zu Newgate oder eine Landpartie nach Botany-Bay verdient hätten. Gewiß ists wenigstens, daß in einem Lande wie England, das so reichlich Capitalien hat und wo jegliche Operation, die nur einigen Nutzen verheißt, bald einen Unternehmer findet, das Aufziehen des Wildpretts für den Markt bald, gleich jenem mit Federvieh, ein regelmäßiger Industriezweig unsrer Bauern werden würde. Das würde dann die Folge haben, daß die Preise des Wildes bald dermaaßen heruntergingen, daß die Halbsold-Offiziere und die anderen Dränger der Grundbesitzer es aufgeben würden, sich um einer Sache in Streit und Prozesse einzulassen, die sie ohne Mühe und Gefahr haben könnten. Ein griechischer Mönch des sechszehnten Jahrhunderts erzählt in seiner Reisebeschreibung von der Levante, er habe zu Trebisund gesehen, daß jemand 4000 gezähmte Rebhühner in seinem Hofe gehabt habe. Die gezähmten Thiere im Hühnerhofe würden den Wilddieb bald zwingen, sein Gewerbe aufzugeben. Was die in den Waldungen anbetrifft, die würden sich, nicht mehr wie gegenwärtig täglich verfolgt, schnell mehren, und die Eigenthümer, die sich aus persönlichen Rücksichten der Legalisation des Wildprett-Verkaufs widersetzen, würden am Ende zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieses ihrem Interesse gerade am zuträglichsten wäre.

Sollte auch dasjenige, was wir eben gesagt, nur eine Hypothese seyn, so wäre sie dennoch einer Prüfung werth; denn glückte ein solcher Versuch, so würden Tausende von Bauern einer Lebensweise entrissen werden, die sie von Verbrechen zum Verbrechen zuletzt an den Galgen oder in eine ewige Verbannung bringt. Ihre Weiber und Kinder würden, glücklich und gehörig durch ihren Gewerbsfleiß unterhalten, nicht dem Kirchspiele zur Last fallen; die Armentaxe, eine fernere Last der Grundbesitzer, würde geringer werden; eine große Anzahl Leute, durch das Interesse mit den ersten Dieben in Verbindung, denen sie das Gestohlene abnehmen und zu Markt bringen, würden sich nach ehrlicheren Unterhaltsmitteln umsehen; es würde keine Prozesse, keine blutigen Raufereien mitten in der Nacht, keine Feindseligkeiten mehr zwischen Nachbarn geben, die in andrer Beziehung Ursache hätten, sich einander zu lieben und hochzuschätzen.

Um diese Feindseligkeiten zu beschwichtigen, und den Neid zu mildern, den der Jäger gewöhnlich gegen den Grundeigenthümer hat, dessen Besitzungen reichlich Wild hegen, publicire ich hier das Tagebuch eines solchen in der ersten Woche des September-Monats. Man wird aus demselben sehen, mit wie vielen Unannehmlichkeiten die Genüsse eines jagdberechtigten Eigenthümers verknüpft sind. Ob die Eindrücke, die ich hier mittheile, meine eignen oder die eines andern sind, das bleibe dem Leser zu rathen überlassen.

Sonntag. Ich habe eine herrliche Predigt des D. Rosophix über die Barmherzigkeit gehört, und wie es unmöglich sey, dasjenige zu thun, was sie uns in den wichtigen Dingen des Lebens gebietet, wenn wir nicht auch die Pflichten erfüllen, die sie uns in gewöhnlichen Dingen auferlegt. Da bin ich in mich gegangen und habe eine Unter-

suchung meines Benehmens gegen meine Nachbarn angestellt, und ob ich ihre Beleidigungen und kleinen Angriffe wohl immer mit schicklicher Geduld ertragen gehabt. Ich fühlte eine Art Beklemmung des Herzens, als ich an Hodges dachte; doch erholte ich mich bald wieder. Wahr ists freilich, daß er 20 Jahre lang mein Pächter gewesen; aber ich habe ihm ja auch zu drei verschiedenen Malen Verzeihung angedeihen lassen, ehe ich ihn fortschickte. Er ist gehangen worden, seine Frau vor Gram gestorben; warum hatte er mir aber auch das Heu in Brand gesteckt? Seinem Rachedurst und nicht der legitimen Vertheidigung meiner Rechte des Eigenthums ist die Katastrophe beizumessen. Was seine Kinder betrifft, die sind vor Mangel geschützt in dem Werkhause, zu dessen Unterhaltung ich vermittelst der Armentaxe reichlich beisteure. Es ist die Pflicht eines jeden rechtlichen Mannes, die geheiligten Rechte des Eigenthums zu vertheidigen; die Gesellschaft macht es ihm zur Pflicht; ich will durchaus mein Wild gegen den Bauer und den Edelmann schützen, und das heißt doch wahrlich nicht, wider die Barmherzigkeit handeln. Der D. Rosyphiz hat sich zu allgemein und zu oberflächlich ausgedrückt; es hätten nothwendig Ausnahmen müssen gemacht werden; und daß er morgen nicht, wie sonst noch jedes Jahr, einen Korb Wild erhält, darauf mag er sich verlassen. Ich habe den Vorsatz, mich barmherzig und menschlich gegen meines Gleichen im Allgemeinen zu beweisen; aber klar ists, daß ich mit Nachbarn, deren Güter an die meinigen stoßen, und die zu sehr der Jagd zugethan sind, nicht auf sehr gutem Fuß stehen kann.

Montag, den 1. September. Mir hat geträumt, ich sey im Felde und stieße auf einen Wilddieb, der keinen Erlaubnißschein aufweisen konnte und sich weigerte, mir seine Addresse zu geben; entschlossen, ihn nicht fahren zu lassen, packte ich ihn bei der Kehle, wonach es zu einer Balgerei kam. Nun aber ward ich durch das Geschrei meiner Frau aufgeweckt, die ich in diesem Trug-Kampfe mit meiner linken Hand fast erdrosselt und ihr mit der rechten heillose Quetschungen an ihren allerliebsten Schultern gemacht hatte. Die Kammer füllte sich augenblicklich mit meinen Gästen und Dienstboten, und meine liebe Sophie, noch ganz verwirrt von den Gewaltthätigkeiten, die derjenige an ihr verübt hatte, von dem sie stets geliebt gewesen, schrie, aller meiner Bitten ungeachtet, fortwährend aufs erbärmlichste und hörte nicht auf, mich zu beschwören, doch ihres Lebens zu schonen. Alle, die herbeigelaufen waren, hielten die Sache für einen ehelichen Zwist, und die Domestiken flüsterten und lachten mit einander; dafür sollen sie aber den Rest des Monats nun bloß Dünnbier haben.

Früh Morgens um 4 Uhr ging ich mit dem Major und meinen andern Gästen aus. Ich begab mich geraden Weges bis an das äußerste Ende des Gebiets, wo ich am Tage vorher die schönsten Leger gesehen hatte; nun aber fanden wir, unsers emsigsten Suchens ungeachtet, nicht ein einziges Stück Wild. Meine Jagdhüter waren wie vom Donner gerührt, ich selbst nicht weniger, und meine Gäste ließen bei aller Artigkeit doch ihr Mißbehagen über einen so schlechten Anfang unsers Waidmannsvergnügens durchblicken. Wir kehrten, ich sehr übelgelaunt, zurück nach Hause, um zu frühstücken. Beim Essen verbrannte ich mir den Hals, schnitt mich in den Finger und zerbrach eine Saucenschüssel. Nach dem Frühstück machten wir uns wieder auf den Weg; wir waren kaum einige Schritte vom Hause, so hörten wir, in dem Bezirke meines Gebiets, einen Schuß, der uns rechts leitete; mehrere Schüsse aber, die dann wieder links fielen, ließen uns bald diese Richtung einschlagen. Eine Wiederholung dieses Manövers setzte es außer Zweifel, daß mehrere Hundsfötter in Uebereinstimmung handelten. Endlich stießen wir auf drei Halbsold-Officianten, nämlich einen Caplan, einen Marine-Lieutenant und einen Hauptmann bei den Landtruppen. Da sie sich weigerten, ihren Erlaubnißschein zu zeigen und mir ihre Namen und Wohnort anzugeben, so gerieth ich in Wuth und schoß den einzigen Hund, den sie alle Drei hatten, nieder; das vergalten sie mir aber bald und überreichlich, indem sie drei meiner schönsten Hunde tödteten. Der Lieutenant und der Capitain gossen alle Flüche der Armeen zu Lande und zu Wasser über mich aus, und der Caplan bot mir Trotz. Währenddem kam ich wieder zur Besinnung; ich hörte ihre Beleidigungen schweigend an, und suchte bloß mir die Züge meiner drei Wilddiebe recht ins Gedächtniß einzuprägen. Wegen des Verlustes meiner Hunde mußte ich nun wieder zu Hause gehen. Ich schrieb sofort ein furchtbares Avertissement für die Zeitung der Grafschaft nieder, in welchem ich eine Belohnung für jeden ausbot, der die drei Banditen nachweisen werde, die sich in mein Gebiet eingeschlichen und deren Signalement ich beifügte.

Dienstag. Durch einen großen Lärm aus dem Schlaf aufgeschreckt, vernahm ich bald, daß einer meiner Jagdhüter von einem Selbstschuß, den ich gestern, ohne jemanden ein Wort davon zu sagen, hingelegt hatte, dermaaßen am Bein verwundet worden war, daß derselbe unumgänglich amputirt werden muß. Ich werde ihn also Zeitlebens unterhalten müssen. Er hat zehn Kinder. Welch eine Unvorsichtigkeit für Leute dieses Schlages, so zahlreiche Familien zu haben! — Ich ging frühzeitig aus und schoß einen Vogel aus der Luft, der nach der andern Seite der Hecke, in das Eigenthum meines Nachbars T. herabfiel. Ihn zu holen, stieg ich über, traf aber den Hrn. T. an, der sich sicherlich mit Absicht auf die Lauer gestellt hatte und mich nun des Einbruchs in seine Eigenthumsrechte beschuldigte. Vergessend, daß er eine Magistratsperson sey, fing ich an zu fluchen; dafür forderte er mir eine Geldbuße ab, ich lachte ihm aber ins Gesicht. Als ich wegging, erblickte ich meinen Schneider mit einer doppelläufigen Flinte auf der Schulter. Nun, wenn das so fortgeht, so weiß ich in der That nicht, was noch aus der Welt werden wird! Auch er schien Lust zu haben, sich in mein Gebiet einzuschleichen. Nie war ich zornentbrannter; doch verdroß es mich, daß der Kauz sein Vorhaben aufgab, weil er, ehe ich mich verstecken konnte, meiner auch ansichtig geworden war.

Die neuen Hunde, die ich gestern, ohne sie erst zu versuchen, auf das Ehrenwort des Verkäufers erstanden habe, taugen den Henker nichts, so daß ich mich zu früher Heimkehr genöthigt sah. Als ich zu Hause ankam, fand ich einen Constabel vor, der eben auf Befehl meines Nachbars T. einige meiner Mobilien forttragen wollte, aus deren Erlös die von mir verweigerte Geldbuße bestritten werden sollte. Wuthentbrannt prügelte ich den Constabel durch. Eine Viertelstunde darnach erhielt ich eine Citation. Man verurtheilte mich zur Bezahlung der verwirkten Geldbußen und der Constabel deutete mir an, daß er für seine Person mich wegen der erhaltenen Prügel vor Gericht belangen werde. Meine Gäste, die dieses Wirrwarr überdrüßig waren, verließen mich noch am nämlichen Abend, anstatt, ihrer früheren Absicht gemäß, die ganze Woche bei mir zuzubringen.

Mittewochen. Heute Morgen fand ich folgende Worte mit Kohle an meine Mauern geschrieben: „Blutgieriger Tyrann!“ Ich vermuthe, dieses bezieht sich auf meine Selbstschüsse und auf den Unfall meines Jagdhüters. Wie ich höre, haben die drei Halbsold-Officianten eine Klage wider mich erhoben, in welcher sie mein Avertissement für ein diffamirendes Libell erklären. Gestern habe ich wieder mehrere Individuen der nämlichen Brüderschaft um mein Gebiet herum schleichen sehen. Schon immer waren die Offiziere auf halbem Sold in der Jagdzeit meine ärgste Plage. Wie traurig ists doch, daß Leute von einem Gewerbe, bei welchem die Ehre das Hauptprincip seyn muß, und die folglich in allem, was den Charakter eines Ehrenmannes be-

rührt, um so zarter und gewissenhafter seyn sollten, gerade diejenigen sind, die am meisten Neigung haben, die Rechte des Eigenthums aus den Augen zu setzen! Was den ewigen Gemeinspruch betrifft, daß die Thiere, die man auf der Jagd tödten könnte, als ferae naturae, kein wirkliches Eigenthum seyen, ist keiner ernsten Widerlegung werth und der geringste Handwerker sollte in einem so aufgeklärten Jahrhundert, als das gegenwärtige, erröthen, ihn zu wiederholen. Jedes in meinem Grundgebiete aufgewachsene Wild kostet mir eine halbe Guinee; ist nun derjenige, der ohne meine Erlaubniß in mein Eigenthum kömmt und sich eins von diesen Thieren zueignet, weniger strafbar, als der, der mir ein Huhn stiehlt, dessen Unterhaltung weit billiger ist? Selbst in der Kindheit des Gesellschaftslebens ward derjenige, der sich ein Thier, indem er es einhägte, zueignete, als dessen gesetzmäßiger Eigenthümer angesehn. Ueberdem ists unmöglich, das Wild anders als durch Wehren zu hüten, wenn man nicht dessen Furchtsamkeit und wilde Lebensweise, die eben das Vergnügen an der Jagd ausmachen, ersticken will. Und welch eine Gerechtigkeit wäre es wohl, wenn man einen unglücklichen Bauer, den die Hoffnung zu einem unmittelbaren Gewinnst verleitet, bei Nacht nach einem Stück Wild zu schießen, des Diebstahls schuldig, einen Mann von Bildung aber, der das nämliche am hellen Tage thäte, für unschuldig erklären wollte? Die Halbsold-Offiziere werden, wenn sie diesen verbrecherischen Vergnügungen ferner fröhnen, die Erinnerung an die Dienste verwischen, die sie in dem letzten Kriege gethan. Man darf doch wohl in dem, der einen Angriff auf das Eigenthum seines Mitbürgers unternimmt, nicht den Vaterlandsvertheidiger erkennen.

Donnerstag. Ich nahm heute die Post, um mich nach B. zu begeben und mich bei meinem Anwald dort zu befragen, ob ich wegen meines Avertissements wirklich als ein Libellist verfolgt werden könne. Ich erfuhr, daß meine Gegner im Rechte seyen, und mein Buchhändler sagte mir mit einem Gesichte, dessen Ausdruck ich nicht vergessen werde, sie hätten über ihren Zwist mit mir eine Broschüre drucken lassen, die stark abgesetzt würde. Künftig werde ich meine Bücher anderswo kaufen. Ich begegnete dem Capitain B.; er hatte die Keckheit, mich, als wir vor einer Geflügelhändler-Boutike vorbeikamen, aufzufordern, mit ihm da hinein zu gehen, weil er, wie er sagte, sich einen Haasen und ein Paar Rebhühner kaufen wollte. Und doch wußte er, daß ich ein Jagdeigenthümer war! Ich unterdrückte meinen Unwillen, und begleitete ihn in dieses Sanctum sanctorum der Wilddiebe. Man legte ihm sofort Wild vor, und als der Capitain fragte, ob es auch recht frisch sey, erwiederte der Verkäufer, es sey ihm erst eben gebracht worden, und um diese Versicherung zu unterstützen, forderte er ihn auf, durch ein kleines Fenster nach dem anstoßenden Hof zu sehen. Maschinenmäßig guckte ich mit durch dasselbe; wie gerieth ich aber in Erstaunen und in Wuth, als ich meinen eignen Jagdhüter eben einen Korb Wild ausleeren sah. Dieser Schuft hatte mich am Morgen um die Erlaubniß zur Stadt zu gehen unter dem Vorwande gebeten, ein Verwandter von ihm liege auf dem Todtbette. Als der Bube sich gefangen sah, machte ihn das gar nicht irre, sondern er sagte mir mit lautem Lachen, daß er immerwährend, so lange er bei mir sey, mit meinem Wilde Handel getrieben habe, und daß sein Kammerad es eben so mache. Ich versuchte ihn festzuhalten, er entlief mir aber. Auf diesen Menschen hatte ich unter allen meinen Dienstleuten das allermeiste Vertrauen gesetzt. Ganz melancholisch gestimmt, begab ich mich nach Hause. Ich beredete einen meiner Hüter, die andern anzuklagen, wenach ich sie festnehmen und gefänglich einstecken ließ.

Freitag. Diesen Morgen habe ich in einer Zusammenkunft mit den Frauen meiner Hüter, die, die Arme voll Kinder, zu mir gekommen waren, eine schwere Probe bestanden. Ihre Thränen und ihre Bitten, unterstützt von denen meiner Frau, hätten mich bald weich gemacht; doch behielt das Gefühl meiner Pflichten gegen die Gesellschaft, und das, wie nothwendig es sey, an diesen Verletzern der geheiligten Eigenthumsrechte ein Beispiel zu geben, zuletzt die Oberhand. Ich ging aus, um mit meiner Flinte ein wenig umherzustreifen, und fand, an einer der besten Stellen meines Parks, ein kleines Ungeheuer von höchstens 6 oder 7 Jahren, das schon mit einem Bogen und Pfeil auf einen Haasen zielte. Unglückliches Land, was wird aus dir werden, wenn deine Bewohner fortfahren, im Laster früher und früher zu reifen! Ich ergriff den kleinen Bösewicht und führte ihn zum D. Rosyphiz; ich machte nur mäßige Forderungen, nämlich, daß der Knabe vier Wochen ins Zuchthaus, seine Aeltern aber für sein nachheriges gutes Betragen auf 6 Jahre Caution stellen sollten. Der Doctor wollte sich aber dazu nicht allein nicht verstehen, sondern äußerte sogar ein Befremden darüber, daß ich ein so junges Kind verfolgen wollte. Da ich ihm diese Woche kein Wild geschickt hatte, so konnte ich mich über seine Sanftmuth nicht beschweren; er kann nun aber versichert seyn, daß es das letzte Mal gewesen ist, wo wir einander die Hand gedrückt haben. Mit großem Unwillen erfuhr ich nun, daß die Bauern der benachbarten Dörfer den Umstand, daß ich keine Hüter mehr hielt, benutzt hatten, um meinen Park aufs verwegenste zu verheeren, ja daß sie mir sogar einen Brief an die Thür geklebt, in welchem die Drohung enthalten war, ich solle mit all den Meinigen in meinem Hause verbrannt werden, wenn ich nicht meine Hüter wieder freigäbe. Ich begab mich frühzeitig zur Ruhe und legte mich in einem fieberhaften Zustande mit dem Vorsatz schlafen, um Mitternacht wieder aufzustehen und selbst über mein Wild zu wachen.

Sonnabend. Um 1 Uhr Morgens weckte man mich mit der Botschaft, es brenne in meinem Eigenthum. Die Verfasser des Brandbriefes an meiner Thür hatten nur zu sehr Wort gehalten und mehrere Heuhaufen in der Nähe meines Hauses angezündet. Schon hatten die Flammen einen isolirten Flügel ergriffen, und erst nach geraumer Zeit und großen Anstrengungen gelang es, ihrer Herr zu werden. Ein Werth von einem Hundert £ war in Rauch aufgegangen. Weit mehr Bekümmerniß aber hatte ich noch von dem Schrecken meiner Frau und Kinder. Sie glauben nun, es werde nicht eine Nacht mehr vergehen, ohne daß man einen Versuch mache, uns zu verbrennen. Während ich mit Löschen beschäftigt war, hörte ich in meinem Gebiete mehrere Flintenschüsse, ich schickte deshalb den Jacob und den Thomas wohlbewaffnet hin, um zu recognosciren. Nach einiger Zeit kam Jacob allein und mit Blut und Beulen bedeckt, die es gleich verriethen, daß er es mit Wilddieben zu thun gehabt, zurück, und erzählte, der Thomas sey so zugerichtet, daß man ihn hertragen müsse. Das war nun mehr, als ich ertragen konnte. Ich rannte mit meiner doppelläufigen Flinte davon, entschlossen, an den Schurken eine blutige Rache zu nehmen; ich hatte aber kaum einige Schritte gethan, so trat ich auf einen Selbstschuß, den man da, wo ich ihn hingelegt, weggenommen und ihn mir in den eben eingeschlagenen Weg gelegt hatte; zum großen Glück kam ich noch mit einigem Blei, das mir in die Schenkel gejagt ward, davon. Die Unbeweglichkeit, in der ich meiner Verwundung wegen nun bleiben mußte, gab mir Zeit zu ernsten Betrachtungen. Indem ich alle Begebenheiten, die sich im Verlauf dieser verhängnißvollen Woche angehäuft hatten, musterte, so wie alle die Mühseligkeiten des Körpers und Geistes, die ich gehabt, so kam ich zu der Einsicht, wie kindisch mein übertriebener Hang zur Jagd sey, und wie sträflich ich wäre, daß ich, dieser unvernünftigen Vorliebe halber, meine armen Nachbarn stets in Versuchung führte. In Folge dieser Reflexionen that ich mir nun selbst das feier-

liche Gelübde, und hoffe, es wird nicht der Entschluß eines Kranken ſeyn, die erſten Stunden meiner Geneſung zur Ausrottung alles Bildes anwenden zu wollen, das ſich in meinem Gebiete befindet. Hinſichtlich meiner Hüter erkenne ich, daß ich Mitſchuldiger an ihrem Verbrechen bin, indem ich es ihnen zu leicht gemacht, es unentdeckt begehen zu können. Da ich nicht gegen ſie auftreten will, ſo werden ſie bald wieder frei ſeyn. Dergeſtalt wird von nun an kein Vogel noch vierfüßiges Thier, als ferae naturae, mich und meine Nachbarn mehr verleiten, in Zukunft die Municipalgeſetze oder die noch achtungswertheren der Moral zu verletzen.

Brief der Aſpaſia an Perikles.

Wir finden in dem letzten Bande des **Bulletin universel des sciences**, welches Herr von Feruſſac herausgiebt, ein Aktenſtück, das auf eine wunderſame Weiſe alles das beſtätigt, was wir ſchon über die in den Tempeln des Alterthums bewirkten Heilungen wußten. Es iſt ein merkwürdiges Fragment aus der griechiſchen Literatur, welches ein italieniſcher Arzt, der Doctor Giuſeppe Monte-Santo, in einer Diſſertation über die aſklepiadiſchen Tempelgebräuche zu Tage gefördert hat. Die berühmte Aſpaſia, in Gefahr, ihre Schönheit durch eine Geſchwulſt im Geſichte zu verlieren, entſchloß ſich, auf den Rath des Arztes Naukrates, die durch gelungene Kuren berühmteſten Tempel zu beſuchen; und nach Wiedererlangung ihrer Schönheit erzählt ſie Perikles ihre Reiſe und die wunderbare Art, auf welche ſie geheilt worden:

Aſpaſia an Perikles.

„Podalyrios! Podalyrios! o Du, dem die Liebe die Kunſt zu heilen lehrte, und der dieſe Kunſt der Liebe weihete, ich danke Dir! — Athen wird mich noch ſchön ſehen und ich werde nichts von meinen Reizen verloren haben. Perikles wird ſeine Aſpaſia ſo wiederfinden, wie er ſie liebte. Podalyrios, empfange meinen Dank; und Du, Perikles, bringe ihm den Deinigen. Ich habe Dir nicht ſchreiben wollen, bevor ich völlig hergeſtellt wäre: jetzt höre die Beſchreibung meiner Reiſe."

„Ich habe den Rath des weiſen Arztes Naukrates genau befolgt. Zuerſt begab ich mich nach Memphis, wo ich, ohne Erfolg, den Tempel der Iſis beſuchte. Ich ſah die Göttin und ihren Sohn, ſitzend auf einem von zwei Löwen getragenen Throne; glänzende Fetiſche zierten ihren Altar, wo des Morgens Weihrauch, am Tage Myrrhen brannten und während der Nacht die köſtlichſten Wohlgerüche von Kyphis dufteten. Da erfuhr ich, daß dem jungen Alexander, als er im Heiligthume eingeſchlafen war, im Traume ein Mittel, ſeinen Freund Timoleon zu heilen, offenbart und dieſer ſein Wunſch erhört worden ſey."

„Ich ſelbſt ſchlief auch an dieſem heiligen Orte ein, ohne jedoch irgend eine Begünſtigung zu erlangen und man ſagt, daß meine Ungläubigkeit die Urſache meines Unglücks war. Nun reiſte ich nach Patras, wo ich die Göttin Hygiea ſah, nicht ſo wie ſie Ariſtophanes darſtellt, beweglich, graziös, ein leichtes Gewand um ihre nervigten Hüften, in der Hand einen Becher haltend, aus welchem ſich eine Schlange hervorwindet; ich aber ſah ſie in myſteriöſer Geſtalt mit fünf Geſichtern. Eine heilige Quelle bot ſich meinem Auge dar; und während ich mein Opfer zu den Füßen der Göttin niederlegte, ſollte ich, nach dem Rathe der Prieſter, meine Blicke auf einen auf den Wellen der Quelle ſchwimmenden Spiegel heften. Aber auch hier erreichte ich meinen Zweck nicht. Ich ging weiter und überall, wo ich hinkam ſchienen mir die Götter eben ſo taub, als Deine Aſpaſia traurig war. Plötzlich höre ich Podalyrios nennen; ich frage und man ſagt mir, daß ſein Tempel zu Lycere ſey; ich eile ſogleich dahin. Kaum bin ich angekommen, als ich mich ſchon in dem Fluſſe bade; wie ich aus dem Waſſer ſtieg rieb ich mir den wohlriechenden Balſam ein, den mir unſer Freund, Sozimos, am Tage, wo ich Athen verlies, ſchenkte. Ich bemühete mich nun, mich durch meine Gebete einer Antwort des Gottes würdig zu machen. Ich nahe mich ihm Nachts, lege mich auf ein Ziegenfell, bei der Säule, die das Standbild des Gottes trug, und fiel in einen ſüßen Schlaf. Bald verbreitete ſich eine angenehme Klarheit um mich her. Glaube mir Perikles! ja glaube mir, in dieſer geiſtigen Stille erſchien mir, in eine glänzende Wolke gehüllt, der göttliche Aeskulap und verſprach mir die Geſundheit. Mein Schlaf war tief, bis zum Anbruch des Tages. Bei meinem Erwachen lag ich noch auf derſelben Seite, auf welche ich mich Abends vorher gelegt hatte. O ihr, Podalyrios, Aeskulap, empfanget auf ewig den Weihrauch von der Hand Aſpaſiens und Perikles."

„Vernimm außerdem noch, daß an dem nämlichen Tage eine unglückliche Frau, die an einer Stockung und Verſchleimung in der Bruſt litt, im Traume den kleinen Gott Harpokrates erblickte, der, ausgeſtreckt auf Lotusblättern, eingehüllt von den Füßen bis zum Kopfe, Milch aus ihren Brüſten forderte; welches Urſache wurde, daß man ihr ein heilſames Mittel gab."

„Die Prieſter bezeichnen dieſe Träume unter verſchiedenen Namen, ſey es, daß ſie ſie für die Heilung auslegen, ſey es, daß die Gottheit ſelbſt im Traume erſcheint und die Geſundheit wiedergiebt. Welcher Wahn, wirſt Du ſagen, Perikles, und vielleicht darüber lachen. Was aber in keinem Falle ein Wahn iſt, iſt, daß ich wiederhergeſtellt bin und Dich liebe."

Möge nun dieſer Brief wirklich von Aſpaſien an ihren Geliebten geſchrieben oder ſpäter untergeſchoben worden ſeyn, vielleicht um den Aberglauben zu befördern, er iſt nichts deſtoweniger ein ſicheres und merkwürdiges Monument des Alterthums und in allen Stücken mit denen übereinſtimmend, die wir ſchon über dieſen Gegenſtand beſaßen. Uebrigens wiſſen wir außerdem, daß Perikles ſelbſt, auf den Glauben an einen Traum, in welchem Pallas ihm ein Heilmittel für einen ſeiner geliebten Sklaven angezeigt hatte, dieſer Göttin eine Statue errichtete, unter der Benennung: Pallas, die Geſundheit fördernde.

Die Geſchichte der Glaubens-Meinungen und Gebräuche des Alterthums iſt in vielen Punkten dunkel geblieben; aber nichts hat die Gelehrten mehr gequält als die Myſterien der heidniſchen Tempel. Abgeſehen ſelbſt von denjenigen dieſer Geheimniſſe, die ſich unmittelbar auf die Religion oder die Politik beziehen konnten, welche Schwierigkeiten haben ihnen nicht die von Aeskulap bewirkten Heilungen dargeboten? War es die Kunſt der Prieſter, die dem Gotte zu Hülfe kam und zeigten ſich die Prieſter geſchickter als die Aerzte? oder waren alle dieſe ſo merkwürdigen Heilungen, von welchen gleichzeitige Schriftſteller ſprechen, nichts als Betrug? Dennoch berichten uns dieſe deutlich und übereinſtimmend, daß die Kranken, nach zur Erregung der Einbildungskraft geeigneten Ceremonieen, nach heißen Gebeten, Faſten und ſtillen Wachen, in den Tempeln zugelaſſen wurden, um da zu ſchlafen, wo oft der Gott ihnen erſchien und ihnen Mittel angab. Bisweilen waren die Winke des Gottes klar und beſtimmt, andermale halfen die Prieſter ſie erklären; ja es gab ſelbſt Prieſter, die ſtatt der Kranken da ſchliefen und behaupteten, daß ſie die Begünſtigung himmliſcher Träume für alle, die deren bedürften, beſäßen. Endlich beſtätigen eine Menge Zeugniſſe, daß dieſe Verfahrungsart oft Heilung und Herſtellung herbeiführte.

Verſchiedene Schriftſteller des Alterthums haben ſelbſt behauptet, daß die Heilkunde ihren Urſprung denen, von den Göttern in dieſer Art

von prophetiſchen Träumen gegebenen, Inſpirationen verdanke. Einer derſelben ſagt: „Man empfängt im Tempel des Aeskulaps Träume, mit Hülfe deren die Kranken geheilt werden; und die Kunſt der Medizin ſelbſt hat ſich nur durch dieſe göttlichen Träume ausgebildet.“ Nach Philoſtratus, in dem Leben des Apollonius, „leiſtet die Eingebung und Weiſſagung große Dienſte, wovon die Heilkunde der größte iſt.“ Man weiß, daß Hippokrates von einer ärztlichen Prieſterfamilie (die Asklepiaden) abſtammte, die ſich ſeit undenklichen Zeiten dem Dienſte des Aeskulap gewidmet hatte, vom welchem ſie abzuſtammen behauptete.

Nicht blos in Griechenland, in den Tempeln des Aeskulap, ſchliefen die Kranken, hatten Viſionen und erhielten ſo ihre Geſundheit wieder. Nach Diodor's von Sicilien Bericht fand daſſelbe in den Tempeln der Iſis in Aegypten ſtatt. Es ſcheint ſelbſt, nach einer Stelle von Diodor, daß die Heilungen der Iſis in der ganzen (damals bekannten) Welt berühmt geworden waren. Strabo erzählt uns, daß man auch nach dem Tempel des Serapis wallfahrtete, um dort zu ſchlafen und Galen bezeichnet auf gleiche Weiſe einen Tempel des Vulkan, der bei Memphis lag. Der von uns angeführte Brief beſtätigt den Ruf, den in dieſer Hinſicht gewiſſe ägyptiſche Gottheiten hatten, weil Aſpaſia zunächſt nach Aegypten reiſte, um den Tempel der Iſis zu beſuchen.

Was Griechenland betrift, ſo beſitzen wir mehreres, als einfache Behauptungen, hierüber. Wir haben einen ſehr umſtändlichen Bericht eines berühmten Rhetorikers, Ariſtides, der unter Mark-Aurel lebte, im zweiten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung und welcher, in ſechs ſogenannten heiligen Reden, die Geſchichte der Heilung von ſeinen langen Kränklichkeiten und die öftern Erſcheinungen des rettenden oder heilenden Gottes, wie er ihn nennt, beſchrieben hat.

Der Kaiſer Julian, deſſen myſtiſcher Charakter von ſo vielen Kritikern des letzten Jahrhunderts überſehen worden iſt, die in ihm nur den philoſophiſchen Schöngeiſt ſahen, während Gibbon ihn einen ägyptiſchen Mönch nennt, Julian behauptet ſelbſt, mit heilenden Träumen in den Tempeln des Aeskulap begünſtigt worden zu ſeyn. Im Anfange eines ſeiner Werke nennt er, indem er den Göttern für alle von ihnen erhaltene Wohlthaten dankt, diejenige die vorzüglichſte, im Traume die Kenntniß der geeigneten Mittel erlangt zu haben, ſein Blutſpeien zu heilen.

Die erſten Kirchenväter leugneten, wie man weiß, dieſe Träume und dieſe Heilungen nicht und nichts wäre leichter, als viele Stellen anzuführen, in welchen ſie förmlich die Realität derſelben anerkennen; nur daß ſie ſie den Dämonen zuſchreiben.

Dieſe bald einfachen, bald allegoriſchen Träume, dieſe angeblich göttlichen Heilungen finden ihre Erklärung in dem Daſeyn dieſes Zuſtandes von Extaſe (Verzückung), die ſich durch phyſiologiſche und pſychologiſche Erſcheinungen ſehr verſchieden von denjenigen charakteriſiren, die der Schlaf oder anhaltendes Wachen, durch beſondere Modificationen der Organe erzeugt, die zu den innern oder äußern Lebensfunctionen dienen. Dieſer Zuſtand offenbart ſich meiſtens unter dem Einfluß einer lebhaften moraliſchen Exaltation. Es konnte nicht fehlen, daß er ſich bei einigen der Kranken zeigte, die an die Macht der Götter glaubten und deren Einbildungskraft ſich durch die Wunder erhitzte, die man ihnen erzählte, und durch die Vorbereitungen, denen ſie ſich unterwerfen mußten. Die Prieſter unterhielten dieſen Aberglauben, von welchem ohne Zweifel ein großer Theil ſelbſt überzeugt und getäuſcht war.

Ganz denen ähnliche Wunder, die in den heidniſchen Tempeln ſtatt fanden, haben ſich zu allen Zeiten erneuert; man findet ſie wieder ſowohl in den beſondern Geſchichten der Myſtiker als in den Berichten, die wir von den Verzückungskrankheiten beſitzen; und ſie verjüngen ſich in unſern Tagen namentlich bei der magnetiſchen Behandlung, wo dieſelbe moraliſche Exaltation die nämlichen Phänomene erzeugt.

Ueber die blechernen Vorhänge in Schauſpielhäuſern als Rettungsmittel bei Feuersgefahr.

Das Januar-Heft der **Annales mensuelles de l'industrie** enthält über dieſen Gegenſtand einen intereſſanten Aufſatz des berühmten Herrn d'Arcet, in welchem dieſer erfahrne Techniker unter andern ſagt: „da man zu Wien einen blechernen Vorhang im Theater errichtete, und zu beſorgen ſteht, daß man hiermit das am Odeon zu Paris gegebene Beiſpiel nachahmte, ſo halte ich es für Pflicht, die franzöſiſche Verwaltung aller Verantwortlichkeit hierüber zu entheben und die weitere Verbreitung dieſes ſchlechten Beiſpieles auf alle Weiſe zu verhindern.“ Hr. d'Arcet beweiſet nun ſehr gründlich, daß, im Falle eines Brandes entweder auf der Bühne oder im Theater, dieſer blecherne Vorhang nicht nur nichts nützen kann, ſondern die Gefahr und das Unglück vermehren muß. Die Gründe, die er anführt, ſind zu einleuchtend, als daß wir dieſelben hier zu wiederholen für nöthig erachten könnten, und derjenige, dem ſie nicht von ſelbſt einleuchten, mag ſie am angeführten Orte nachleſen. Hr. d'Arcet ſchlägt ſtatt des Vorhanges aus Eiſenblech einen Vorhang aus einem Metall-Gewebe vor, durch welches die Luft frei durchſtrömen und auch Waſſer eingeſpritzt werden kann. Man wird den Vorhang aus Eiſenblech auch zu Paris am Odeon abnehmen, und einen aus Eiſendraht-Gewebe an der Stelle deſſelben anbringen. Eben dies iſt auch bereits für das neue Theater zu Paris (Théâtre des Nouveautés) von der Regierung empfohlen. „Es ſcheint,“ ſo ſchließt er ſeine Bemerkungen über dieſen Gegenſtand, „daß man zu Wien, wo man den Vorhang aus Eiſenblech einführte, die Verhandlungen, welche die Commiſſäre hierüber hielten, nicht kannte, und daß gegenwärtige Bemerkung die Verwaltung des Wiener Theaters auf die Nachtheile einer ſo ſchlechten Maaßregel aufmerkſam machen wird: wenn, im entgegengeſetzten Falle, durch Nichtbeachtung obiger Bemerkung Unglück entſtünde, ſo würde man mit Unrecht die franzöſiſche Verwaltung und die Commiſſäre tadeln, die im J. 1818 ihre Meinung hierüber abgegeben haben. Polyt. Journ.

☞ „Dieſe Zeitſchrift erſcheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt ſich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächſ. Auswärtige belieben ſich an die reſpectiven Poſtämter, oder an die untengenannte hieſige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
neben der Börſen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commiſſion in der P. F. L. Hoffmann'ſchen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 185 Hamburg, Mittwoch den 16. Mai 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Noch etwas über die wahrscheinlichen Reste der verschwundenen Expedition des Grafen von La Peyrouse.

Wir haben in No. 118 und No. 119 unserer Blätter die an das französische Ministerium der Marine und der Colonieen gelangten officiellen Documente, betreffend die Auffindung von Seeleuten, welche wahrscheinlich zu der Expedition des Herrn von La Peyrouse gehört haben, mitgetheilt. Nun finden sich noch in den Journalen von Calcutta einige besondere Notizen, die den nämlichen Gegenstand betreffen und wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unwillkommen seyn wird, auch sie kennen zu lernen:

Auszug eines Briefes des Capitains Dillon an den Herausgeber des Bengal-Hurkaru.

Man erinnert sich, daß La Peyrouse drei kleine Fahrzeuge im Port des Français an der Nordwestküste von Amerika verlor, und daß die Bemannung derselben, indem sie eine Klippe passirte, von der Brandung verschlungen wurde. Sein Neffe befand sich unter den Opfern; er verlor auch den Capitain de Langle und einige Offiziere bei den Schiffer-Inseln.

Schon zu der Zeit war die Zahl der Offiziere beträchtlich vermindert und es ist sehr zu vermuthen, daß diejenigen, welche sich zu Païow, auf dem aus den Trümmern der Fregatte erbauten kleinen Fahrzeuge einschifften, umgekommen sind. Es ist daher sehr unwahrscheinlich, daß die auf dieser Insel zurückgelassenen Matrosen unternommen haben sollten, in einer Pirogue von Malicolo nach Port-Jackson zu segeln.

Wenn sich ein Europäer, der eine Muskete und Pulver besitzt, unter den Inselbewohnern des Südmeers befindet, so hüten sich diese wohl, ihm zu erlauben, daß er das Land verlasse, weil sie ihn ihren Feinden entgegenstellen, deren Schrecken er wird. Ich habe mehrere Beispiele dieser Art auf den verschiedenen Inseln des stillen Meeres gekannt.

Nichts deutet an, daß zwei andere große Schiffe, als die, welche unter den Befehlen von La Peyrouse waren, zu der nämlichen Zeit gescheitert seyen.

Die Tucopier, Martin Buchert, und der Lascar — erklären sie sich nicht über diesen Gegenstand auf die genügendste Weise? Kann man einen Augenblick voraussetzen, daß der Lascar, Martin Buchert und die Tucopier, ohne irgend ein Motiv des Eigennutzes, eine solche Geschichte ganz erfunden haben sollten?

Der Lascar erzählte mir überdies, daß zu Païow ein Franzose sei, der das Gewerbe eines Waffenschmidts am Bord des bei diesem Insel verunglückten Schiffes getrieben habe und daß noch am Ufer acht Kanonen von Bronze ständen *) und zwei Anker, fast ganz vom Sande bedeckt, lägen.

Von einer der Barken von Port-Jackson, die zum Handel mit Sandelholz verwendet werden, können die fraglichen Kanonen nicht herrühren. Die Equipage eines Schiffchens dieser Art ist zu unbeträchtlich, um im Verhältniß mit der Zahl der Hirnschädel zu stehen, die man jetzt noch auf der Insel Whanoo aufbewahrt.

Ich kann versichern, daß die Capitaine von Port-Jackson bei ihren Mahlen recht gut nach ihrer Art schmausen, ohne silberne Löffel und Gabeln zu gebrauchen.

Endlich bin ich überzeugt, daß der edle Franzose seine Laufbahn auf Païow oder Whanoo beschlossen hat, daß, wenn es meine Mittel mir erlaubten, ich morgen unter Segel gehen würde, um den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, die ihn überlebt haben.

Nicht nur mir allein, sondern allen Offizieren und Matrosen bei mir am Bord haben Martin Buchert, der Lascar und die Tucopier die von mir berichteten Mittheilungen gemacht.

An den Herausgeber der Regierungszeitung.

Calcutta, den 7. October 1826.

Mein Herr! Weil Sie dem Publikum verschiedene interessante Details über das Schicksal des berühmten Schiffers La Peyrouse und besonders über den Verfolg seiner Entdeckungen, nachdem er Botany-Bay verlassen, („Ich werde noch nach den Freundschafts-„Inseln gehen ꝛc. und nach der Louisiade von Bougainville, „um wo möglich zu bestimmen, ob dies letztere Land von Neu-Guinea „getrennt oder nur ein Theil davon ist ꝛc.") zur Prüfung vorgelegt haben, so kann es Ihren Lesern angenehm seyn, zu erfahren, daß Louisiade **) kein Theil des großen Festlandes und von Neu-Guinea ist. Der enge Kanal der Orangerie von Bougainville, aus welchem sich herauszufinden ihm nur unter den größten Schwierigkeiten und den härtesten Entsagungen gelang und das Vorgebirge der Befreiung (dessen Name die Noth so treffend ausdrückt, in welcher er sich befand, nachdem er dem Labyrinthe entkommen war, das er Louisiade genannt) verlängern die Küste von Neu-Guinea bis zum äußersten Punkte von Südost und erstrecken sich noch darüber hinaus. Der erstere umfaßt eine unendliche Menge von

*) Die zwei Schiffe unter dem Commando des Herrn von La Peyrouse hatten jedes drei einpfündige Kanonen von Bronze mit Lafetten. Eins derselben hatte sechszehn halbpfündige Steinstücke von Bronze (eine Art Kanonen) und das andere sechs dergleichen.

**) Davon habe ich mich im Jahre 1793 überzeugt, als ich die Schiffe Herzog von Clarence und Herzogin von Clarence unter meinem Commando hatte.

Untiefen, Sandbänken, bedeckten Felsen und Inselchen, die nach Nordwesten hinlaufen und nur mit Gefahr zugänglich sind. Das Vorgebirge bildet den äußersten südlichen Punkt einer mit hohen Bergen bedeckten Insel und diese Insel ist von dieser Seite die letzte vom Archipelagus der Louisiade.

Ich habe sie die Insel von Bougainville genannt, weil er sie zuerst entdeckte, ob er gleich nicht daselbst gelandet und sie nicht besucht und untersucht hat. Sie wird von zwei unterschiedenen, barbarischen Völkerstämmen bewohnt, welche Kannibalen sind.

Der eine lebt in den Gebirgen, der andere an den Ufern des Meeres. Die Gebirgsbewohner haben lange schwarze und glatte Haare und wohnen in Hütten, die in gabelförmigen Theilen der hohen Bäume ihrer Wälder erbaut und angebracht sind. Sie steigen dahinauf mittelst von Entfernung zu Entfernung stark eingekeilter Pflöcke, die sie nach sich herausziehen. Dieses Volk gleicht den Halfoories, den ersten Einwohnern von Neu-Guinea und den molukkischen Inseln.

Der andere Völkerstamm wohnt in Hütten, die, ungefähr 1 Fuß über dem Boden erhaben, auf Pfeilern erbaut sind, ähnlich denen der Insular-Malaien und anderer Völkerstämme des Osten. Diese Art zu bauen ist auch von den Mugs in unserer Nachbarschaft angenommen. Dieses nämliche, die Küste bewohnende Volk hat langes, wolliges Haar, wie die Menschen von der Küste von Neu-Caledonien, von Neu-Britannien, Neu-Irland und Neu-Guinea, deren Einwohner Pap-ou-ahs genannt werden.

Die Inselbewohner von Bougainville leben in einem Zustande beständiger Feindseligkeit unter sich und fressen wechselseitig ihre Gefangene. Wir landeten im Osten der Insel und störten die Wilden mitten in einem dieser schrecklichen Feste: wir begruben den Kopf und die übrigen Reste des unglücklichen Opfers, an dem sie sich so eben gelezt hatten.

Als wir in der Entfernung von ungefähr einer halben Kabellänge die felsige Küste der Insel umkreisten, um einen Ankerplatz zu finden, schossen die Wilden, die an der Küste, den Schiffen gegenüber, umherschwärmten, wiederholt mit ihren Pfeilen nach uns (die nothwendig ihr Ziel verfehlten), bis wir eine Kanone, versteht sich in die Luft, abgefeuert hatten, worauf sie augenblicklich alle verschwanden.

Am andern Morgen sahen wir das Ufer mit Zweigen von Cocosbäumen bedeckt, die mit beiden Enden in den Sand gesteckt waren und auf diese Weise Arkaden bildeten; wir setzten voraus, daß dies als ein Zeichen der Unterwerfung gelten solle. In Folge dessen gingen wir ans Land und untersuchten ihre Hütten, wo wir menschliche Schädel, untermischt mit Köpfen von Haifischen und andern schädlichen Thieren in Festons aufgehangen fanden; wir nahmen einige Schaalen von Schildkröten, Angelhaken und verschiedene andere uns merkwürdige Gegenstände und ließen an deren Stelle Glasperlen, Messer, kleine Spiegel und verschiedene andere Kleinigkeiten, in der Hoffnung zurück, sie dadurch zu veranlassen, am folgenden Tage mit uns zu communiciren. Wir sahen auch in geringer Entfernung die Eingebornen beider Stämme, deren wir erwähnt; aber ungeachtet aller Zeichen, die wir ihnen machten, konnten wir sie nicht bewegen, sich uns zu nähern.

Am andern Tage wiederholten wir unsern Besuch und resp. Untersuchung der Hütten; wir sahen, daß unsere Geschenke weggenommen waren, aber wir konnten keinen Wilden vermögen, sich uns zu nähern. Wir ließen noch andere Gegenstände zu ihrem Gebrauche zurück und verließen ihr ungastliches Land, um nach Neu-Guinea zu gehen.

Wir versuchten in dem schwierigen und gefährlichen Archipelagus von Louisiade oder zwischen dieser Gruppe und dem Festlande durchzuschiffen; aber wir fanden, daß diese beiden Straßen unfahrbar waren, und wir segelten daher der Südküste von Neu-Guinea entlang, welche niedrig ist und noch bei ihrer südöstlichen Spitze drei kleine waldige Inseln darbietet.

Von da begaben wir uns nach Neu-Britannien und schifften dann zwischen diesem Lande und Neu-Irland durch nach dem Hafen von Dory-Harburg, nordöstlich von Neu-Guinea, am Fuße großer Gebirge gelegen, die man Arfark nennt und die man deutlich mehr als dreißig Stunden weit in See sehen kann.

Wir entdeckten die höchste Spitze ein Drittheil über das Wasser hervorragend, als wir, nach unsern Beobachtungen, 33 Meilen nördlich von der Linie uns befanden und auf den Meridian dieser Felsenspitze segelten; wir durchschifften von der Linie an noch 60 Meilen südlich bis wir in obengenanntem Hafen Anker warfen, was im Ganzen eine Entfernung von 93 Meilen giebt.

Vor unserer Ankunft auf der Insel von Bougainville hatten wir die Südwest-Küste von Neu-Caledonien aufgenommen (auf unserm Wege von Derwent nach Van Diemensland) und wir fanden nur zwei Durchfahrten durch gefährliche Klippen, die an der ganzen Küste in dieser Gegend fortlaufen.

Wir zwangen zweimal die Wilden dieser großen Insel, mit uns zu communiciren; es ist ein athletischer Stamm von Barbaren: wir erhielten unzweifelhafte Beweise, daß sie Kannibalen sind. Wir bemerkten, daß einige von den stärksten Männern der von uns gesehenen Hauser an der Elephantiasis litten. Bei unserm kurzen Verweilen in der Directors-Bay (21 Stunden) waren wir Zeugen des schrecklichen Ausbruchs eines Vulkans, der, nach unserer Schätzung, ungefähr zwanzig Meilen vom Ufer war. Die damals auf einem Grunde von Sand und kleinen Korallen sieben Meilen vom Lande liegenden Schiffe, wurden heftig bewegt und vorwärts und rückwärts geworfen, je nachdem, durch die Wirkung der successiven Stöße der Eruption, die Wellen nach dem Lande oder davon wegwärts getrieben wurden. Ein Hagel von Kiesel und Bimssteinen fielen zwischen den Schiffen und dem Lande nieder. Wir verließen gern dieses schreckliche Schauspiel und die gefährlichen Küsten von Neu-Caledonien, das von dem berühmten Cook, hinsichtlich seines unfruchtbaren Ansehens und seines unzugänglichen und schreckliche Ufers, so treffend benannt worden ist.

Wenn es mir erlaubt ist, meine Meinung, zur Unterstützung des Berichts des Capitains Dillon über das Schicksal des unglücklichen La Peyrouse und seiner Gefährten, auszusprechen, so bin ich überzeugt, daß sie, wie er sagt, auf den Inseln von Malicolo, im Norden von Neu-Caledonien, umgekommen sind. Der Capitain Dillon hat gerechte Ansprüche auf das Zutrauen und die Achtung des Publikums und es würde der erhabenen Regierung würdig seyn, einige ihrer zahlreichen Schiffe auszusenden, um die noch übrige Mannschaft des berühmten Weltumseglers zu sammeln und aufzunehmen. Die Erfahrung des Capitains Dillon würde bei einer solchen Nachforschung und Untersuchung von dem ausgezeichnetsten Nutzen seyn. Ihr gehorsamster

John Hayes.

Erörterungen und Notizen über die Sitten der Tucopier.

Die Nachrichten, die uns über die Eingebornen von Tucopia mitgetheilt worden sind, schreiben sich von den Verhältnissen des Capitains Dillon mit ihnen und von den Erzählungen Martin Bucher des mehrerwähnten Preußen, her. Sein langer Aufenthalt auf der Insel hat ihn in den Stand gesetzt, mit ihren Sitten und Gebräuchen auf das Genaueste bekannt zu werden. Er ist ein verständiger Mann und wir halten seine Aussagen für sehr glaubwürdig.

Der Gedanke Zeller möchte schwer Anklang finden, daß Epikurs Lehre von Mathematik so bestimmt auf Demokrit hinweise, daß Demokrit vielmehr als Epikurs Vorgänger, als Epikur selbst.

Die Grundsätze und Lehrsätze Demokrits, daß der Atomismus keine Mathematik sei, daß

Wenn die Atome in's Unendliche theilbar sind, so ist es unmöglich, daß sie ein Körper sind in Ewigkeit gelegt, so lange sie in Berührung sind, und daß sie nicht Körper sind, wenn sie in's Unendliche getheilt sind, sondern sie werden zum Nichts, wenn sie in's Unendliche getheilt werden, so können sie nicht bestehen aus solchen,

daß, wenn die Atome in's Unendliche theilbar sind, dann Zeiten, Zeit, Längen und Größen, nicht Zeiten sind nur einen endlichen Zeitraum, noch Längen, sind und eben so bei Zeiten und Größen existiren

Demokrit gegenüber auch. Wie sollte Epikur sich Demokrit näher angeschlossen haben als einem Gleichgesinnten? Er, der nun behielt ein Atom, das Demokrit verworfen hatte, und ein Atom, das Demokrit nicht verworfen hatte, er, der nun behielt ein Atom, das Demokrit verworfen hatte, aber nicht ein Atom, das Demokrit nicht verworfen hatte, er, der nun behielt ein Atom, das Demokrit verworfen hatte, aber nicht ein Atom, das Demokrit nicht verworfen hatte, sondern ein Atom, das Demokrit nicht verworfen hatte, aber nicht ein Atom, das Demokrit

Eine sonderbare Thatsache, die diejenigen schwer begreifen, welche nicht an Gespenstererscheinungen glauben, ist, daß dieser Glaube allgemein unter den Inselbewohnern des Südmeers ist; und es ist nicht zu vermuthen, daß diese Ideen ihnen aus der alten Welt überkommen seyen.

Zu Tucopia existirt ein großes Gebäude, das in der Sprache der Bewohner das Haus der Geister genannt wird. Man setzt voraus, daß sie darin wohnen und bei einem Windstoß oder einem Sturme, der immer die Inselbewohner sehr in Schrecken setzt, eilen sie in das Haus der Geister und bleiben so lange da, als der Sturm dauert und opfern Wurzeln von Kava, Kokosnüsse und andere Speisen.

Sie bilden sich ein, daß der Sturm von dem obersten der Geister verursacht wird, der, wenn ihm etwas mißfällt, auf den höchsten Theil der Insel steigt und seinen Zorn durch ein Ungewitter ausspricht, und sie glauben, daß, wenn er durch Opfer besänftigt wird, er in den Saal der Geister zurückkehrt.

Ihre Art, ihre Nahrungsmittel zuzubereiten, ist dieselbe wie bei allen barbarischen Völkern.

Sie machen ein kreisförmiges Loch von ungefähr drei Fuß im Durchmesser und einem Fuß Tiefe; in dieses Loch legen sie Holz und wenn es hinlänglich brennt, werfen sie eine gewisse Anzahl kleiner schwarzer Steine, von ungefähr einem Viertelpfund an Gewicht, hinein; diese werden bald roth (glühend) und nach Verhältniß, wie sich das Holz verzehrt, fallen sie in die Höhlung, die sie zuletzt ausfüllen. Man bedeckt sie dann sauber mit grünen Blättern oder Kräutern, die sich nicht entzünden, und legt darauf die Baumfrüchte, Kartoffeln und andere Dinge, die gekocht werden sollen; man bedeckt diese wieder mit einigen Blättern, auf welche man die aus dem Loche gegrabene Erde legt, sie festschlägt und so die Nahrungsmittel wohl verschließt, damit die Hitze nicht verdunstet. Eine Stunde nachher wird die Erde weggethan und die Speisen werden, vollkommen gekocht und höchst reinlich, herausgenommen. Die Bewohner jedes Hauses bereiten sich jeden Abend auf solche Art ihre Mahlzeit, die sie bei Sonnenuntergang verzehren. Die Reste, wenn deren vorhanden sind, werden für das Frühstück des nächsten Morgens aufgehoben; wenn nichts übrig bleibt, machen sie ein leichtes Frühstück von Kokosnüssen und einigen Bananen.

Die Tucopier sind von heller Kupferfarbe. Sie gleichen in Wuchs und Farbe den Bewohnern von Tongatabou, so wie denen von Anuto. Sie sind sehr reinlich an ihrem Körper und baden sich mehreremale täglich in den bei ihnen zahlreichen Bächen von frischem Wasser. In dem südlichen Theile der Insel ist ein sehr tiefer See von süßem Wasser, auf welchem man viele wilde Vögel findet.

Die Tucopier haben sehr kleine Piroguen, die nur sechs Personen fassen können; sie beschränken ihre Reisen auf die Insel Anuto, die ungefähr 60 Meilen weit ist und auf die Inseln von Malicolo, in der nämlichen Entfernung unter dem Winde.

Die Nordwestwinde wehen zu Tucopia während der Monate December, Januar, Februar und März; sie sind von Regen und Stürmen begleitet. Der Capitain Dillon vermuthet, daß es der Passatwind von Nordwest sey, der dann in den Meeren von Banda herrscht: diese Winde wehen und stürmen oft mit großer Gewalt.

Entferntere Ursachen der Revolution in den spanischen Besitzungen in Amerika.

(Man vergleiche No. 182 u. 194 dieser Blätter.)

Diejenigen, die zu Gunsten der Vergangenheit gegen die Gegenwart schreiben, haben sich alle mögliche Mühe gegeben, um uns zu überreden, daß, als die Revolution in Süd-Amerika ausbrach, sie keinen Grund in den Bedürfnissen und dem Zustande der Gesellschaft hatte. Wenn man ihnen glauben wollte, so wären ihre Ursachen gänzlich blos zufällig gewesen; Amerika hätte seine Befreiung nur dem Unglücke Spaniens zu danken gehabt; es wäre Napoleon, die Invasion der Franzosen, der Haß gegen den unrechtmäßig eingeschobenen König, die das Alles veranlaßt hätten. Es bleibt daher noch auseinander zu setzen übrig, wie alle die neuen Republiken, weit entfernt zur alten Ordnung seit dem Triumphe der Legitimität zurückzukehren, fest in ihrer Unabhängigkeit beharrt haben. Es ist wohl wahr, daß auf Begünstigung eines Sturmes sie sich von Spanien getrennt haben, und daß bei einer andern Ordnung der Ereignisse die amerikanische Emancipation sich könnte noch lange verzögert haben; aber es ist falsch, ganz und gar falsch, daß diese Revolution keine Keime in Amerika selbst gehabt hätte. Wir wollen hier als Beweis einzig die Eifersucht anführen, die zwischen den Creolen und den Spaniern der Halbinsel bestand. Hören wir hierüber den Bericht in den Noticias secretas de America etc.:

„Es ist genug ein Spanier von Geburt, oder, wie die Amerikaner sagen, ein chapeton zu seyn, um des tief im Herzen glühenden Hasses von Seiten aller Creolen gewiß zu seyn; und umgekehrt kann jeder in Amerika Geborne mit gleicher Gewißheit auf die ärgste Feindschaft aller Spanier rechnen. Dieser gegenseitige Haß ist so groß und so tief eingewurzelt, daß er um vieles die Erbitterung zweier, gegen einander Krieg führender Nationen übersteigt: in diesem Falle kann eine Suspension der Feindseligkeiten eintreten; aber zwischen den Peruanern und Spaniern giebt es nie auch nur einen Waffenstillstand geschweige denn Frieden. Man würde glauben, daß die, zwischen ihnen vorkommenden Verheirathungen und die Beziehungen aller Art, die sie unter einander vereinigen, ihre Animosität vermindern müßten: aber gerade im Gegentheil, in dem Maaße wie die Verbindungen, die sie einander näher bringen, sich vermehren, wächst ihr Haß und jemehr sie sich gegenseitig nahe kommen, desto mehr verachten sie sich. Das ganze Land, mit einem Worte, ist ein wahres Schlachtfeld; es giebt nicht eine kleine Hütte, in welcher es nicht häusliche Kämpfe gäbe. In den Provinzen im Innern des Landes, vor allen Dingen, wo dieser, man kann sagen, Krieg mit mehr Nachdruck betrieben und geführt wird, bringen die Einwohner ihr Leben gleichsam wie im Fegefeuer, und viele wie in der Hölle zu: dort kann niemals der Handel der Fremden auf einen Augenblick lang die Streitigkeiten aufhören machen oder einen Stillstand herbei führen; alles, was sich nur ereignen mag, entfernt den Frieden und es giebt keinen noch so unbedeutenden Vorfall, der nicht dazu dient, die für immer und ewig anhaltende Uneinigkeit, die diese beiden Racen von einander trennt, aufzuregen und immer mehr zu beleben."

Hier noch einen letzten Zug, der beweisen wird, bis zu welchem Grade, durch diesen nicht zu hebenden Haß und respective gegenseitige Verachtung die Gesellschaft zerrissen war: „Die creolischen Mütter," sagen die Commissaire, „lehren ihre Kinder alle Spanier verachten und verabscheuen, selbst ihren eigenen Vater mit einbegriffen. Dieses Gefühl, was sie mit der Mutterwilch einsaugen, wächst und wird stärker mit den Jahren und der Einsicht, und dies bis zu einem Punkte, daß es nicht selten ist, sie sich darüber beklagen zu hören, daß sie nicht aus ihren

ihren das spanische Blut verbannen können, was sich mit dem ihrer Mütter vermischt hat."

Sicher wird man, wenn anders dies Gemälde der Wahrheit getreu ist, zugestehen müssen, daß der Zustand der spanischen Colonieen ein unnatürlicher, und daß die Trennung derselben vom Mutterlande wünschenswerth, nothwendig und unvermeidlich war. Aber woher kam dieser Haß? Stammten die Creolen denn nicht von eben derselben spanischen Race her, die in ihren Augen so verabscheuungswürdig war? und wenn der eben angeführte Wunsch ihnen hätte gewährt werden können, was würde ihnen geblieben seyn, als das Blut eines Indianers und Negers, um die sie sich offenkundig eben auch nicht besonders viel bekümmerten? Wie war diese Mestizen-Race dazu gekommen, sich für etwas besonderes zu halten, sich für vornehmer anzusehen, sich eine Art von Adel und Superiorität beizumessen und ihren Stamm zu verachten? Der Bericht giebt über diesen Gegenstand allerdings einigen Aufschluß. Er zeigt uns wie eine Menge spanischer Abenthearer sich an den peruanischen Küsten ausschiffen, um dem Elende zu entgehen; bekleidet mit irgend einer Anstellung des Gouvernements in fast unglaublich kurzer Zeit reich werden, eine Verbindung mit den edelsten Familien des Landes suchen und ein Gegenstand der Eifersucht für die Creolen werden, ohne im Stande zu seyn, das Andenken an ihre niedere Herkunft, ihr ehemaliges Elend und ihre Erbärmlichkeit auslöschen zu können. Einem Schwarm von Abenthearern folgte fortwährend ein anderer. Die Söhne sahen die Aemter, die ihre Väter eingenommen hatten, auf neue Ankömmlinge übergehen. Was sie betrifft, die Creolen nämlich, sanken sie schon durch den einzigen Umstand, daß sie in diesem Lande geboren waren zum zweiten Rang herab; ihr Leben war nur eine lange Indolenz; sie sahen die neuankommenden Spanier sie in allen Zweigen der Industrie übertreffen, sie durch Auflagen zu Grunde richten, sich auf ihre Kosten durch Handel und Ackerbau bereichern und ihnen die Geneigtheit der Peruanerinnen entziehen. Allein sie trösteten sich mit dem Trosten eines knabenhaften Stolzes; sie gehörten zur Partei ihrer Mütter, sie schlossen sich wieder an ihre creolischen Großältern an, und durch eine abgeschmackte, aber ihrer Unwissenheit würdige Fiction, hielten sie sich für weit edler als ihre Väter. So entstand bei jeder Generation eine Gränzlinie zwischen den Söhnen der Spanier und den neuerdings angekommenen Spaniern. Im Grunde war dies der Kampf eines eroberten Landes, gegen eine sich stets wieder erneuernde, erobernde Race. Diese Idee blickt in den Bericht an zwanzig und mehr Stellen hervor, aber in allen Fällen scheinen die Commissaire sich geschämt zu haben sie offen auszusprechen; und man muß allerdings einzestehen, daß die Materie sehr delikat war, da das Uebel von denen selbst ausging, für die sie diese Beobachtungen niedergeschrieben hatten. Es genügte ihnen die Lage der Gesellschaft in Amerika zu schildern: das Uebrige war die Sache des Gouvernments selbst. Allein der Herausgeber der Noticias secretas, der ebenfalls jene Länder bereist hat, nachdem er längere Zeit in Spanien gelebt, übernimmt die Mühe uns in einer Note nähere Aufklärungen über diesen Haß der Amerikaner und Spanier zu geben:

„Alle Stellen," sagt er, „alle kirchlichen, Civil- und Militair-Aemter, wurden direkt vom Hofe zu Madrid besetzt. Die Revenüen der Kirche, vervielfacht ins unendliche und sehr einträglich, waren fast einzig unter Spanier vertheilt; und es war nichts seltenes, zu sehen, wie alle Stellen eines Kapitels einer Diöcese, vom Bischof an, bis auf den geringsten Pfründner herab, nur mit Europäern besetzt waren. Lange Zeit bevor noch eine Stelle in Amerika durch den Tod dessen, der sich ihrer bis dahin freuete, erledigt war, war bereits zu Madrid sein Nachfolger ernannt, wo er blos auf einen Wink wartete, um abreisen zu können. Die Ausschließung der Creolen von allen gerichtlichen Stellen war noch weit strenger. Die Präsidenten, Richter und alle Offizianten der Audiencias, so wie alle Mitglieder der Administration, Gouverneure, Sekretaire, Schatzmeister, wurden von Spanien aus nach Amerika geschickt. Dieselbe Parteilichkeit fand bei Besetzung der Stellen der Steuereinnehmer und der Vorgesetzten bei der Abgaben- und Auflageneintreibung statt. Man hätte endlich glauben können, daß die Minister in Madrid überredet worden wären, die Creolen könnten weder lesen noch schreiben. Selten erlaubte man einigen wenigen von ihnen in der Armee zu dienen; und selbst in der Colonialmiliz konnten sie keinen höheren Rang als den eines Obristen erlangen, ein damals völlig nichtsbedeutender Titel, da diese Miliz nur bei einigen wenigen Fällen zum aktiven Dienst aufgerufen wurde. Mit einem Worte, die Eingebornen waren allenthalben zurückgesetzt; es ist sogar hinreichender Grund vorhanden zu glauben, daß selbst die Ordensgeistlichen sich bemüheten sie zurückzuweisen, und die Klöster wurden dadurch oft der Schauplatz wüthender Unruhen von Seiten der Mönche, die sich der Wahl eines Creolen widersetzten, den man zum Provinzial oder Prior ernennen wollte."

„Diese Uebel, schon traurig genug an und für sich selbst, wurden den Amerikanern noch fühlbarer gemacht durch die Unwürdigkeit der Despoten aller Art und von jedem Range, die man ihnen von Madrid aus über den Hals schickte. Der Kammerdiener eines Staatssekretairs konnte ungefähr mit Gewißheit darauf rechnen, eines Tages mit einer Gouverneursstelle belohnt zu werden. Der Bruder einer hübschen, von irgend einem Herrn bei Hofe protegirten Frau, hatte die gegründetste Aussicht ein Intendant zu werden. Jeder schlaue Schurke, jeder obscure Speculant der durch geheime Kunstgriffe dazu beigetragen hatte, eine Intrigue bei Hof gelingen zu machen, wurde Präsident oder Richter. Ein braver Mensch, der das Glück hatte, das Kinn Sr. Majestät vom Barte zu reinigen, wurde für sehr beschieden gehalten, wenn er sich damit begnügte, seinen Sohn zum Einnehmer oder Generalschatzmeister in Süd-Amerika ernennen zu sehen. Wenn, auf einer andern Seite, irgend ein junger Mann von Familie unwürdig schien in der Armee zu dienen, weil er einem Zweikampf ausgewichen, im Treffen geflohen, oder auf irgend eine andere Art entehrt worden war, so schickte man ihn schnell nach den Colonieen und gab ihm dort ein Fort zu kommandiren. Endlich, wenn eine Provinz von einem recht einfältigen und recht von sich eingenommenen Geistlichen heimgesucht war, so entledigte man sich seiner, indem man ihn zu einem Bischofe in Peru oder zum wenigsten zu einem Dechanten machte. Mit einem Worte, Unfähigkeit jeder Art und alle Arten von Fehlern und Lastern, waren die nützlichsten Empfehlungen, um eine Anstellung in den Colonieen zu erhalten."

„Alle Jahre kamen Abgesandte der verschiedenen Klöster Süd-Amerika's nach der Halbinsel um sich Verstärkung zu suchen. Diese bestand dann gemeiniglich aus allem, was nur die Mönchsklöster Spaniens Dümmstes und Verdorbenstes umschlossen, aus widerspenstigen Mönchen, die sich weigerten, sich den Regeln ihres Ordens zu unterwerfen, aus Elenden, die aus einem Kloster in das andere gejagt und oft aus den Provinzen verbannt worden waren, in denen sie zuerst das Licht der Welt erblickt hatten. Für solche Menschen war nichts verführerischer als das Bild der Freiheit und Fesselosigkeit, in der ihre Brüder in Peru lebten: auch hatten in der That die zum Anwerben Abgeschickten durchaus keine Mühe die Zahl, die ihnen nothwendig war, voll zu bekommen. Wenn dies geschehen war, sendete man sie an Bord irgend eines, nach den Colonieen bestimmten Schiffes ab: aber so groß war der Widerwille der Kapitaine solche Passagiere anzunehmen, daß sie zu allen Arten von List ihre Zuflucht nahmen, um den Abgang

ihrer Schiffe zu verzögern und daß die Gouvernements der Häfen sich häufig genöthigt sahen, sie mit Gewalt durch Soldaten an Bord einführen zu lassen."

Ist es dann wohl zu verwundern, daß die Creolen einen so großen Widerwillen gegen die Europäer an den Tag legten? und muß man nicht im Gegentheil darüber erstaunen, daß sie ihr Joch so lange ertragen haben?

Diese Auszüge, glauben wir, werden hinreichen, unsern Lesern eine Idee von diesem interessanten Werke zu geben. Wie man ersieht, ist darin die spanische Tyrannei schleierlos geschildert und nichts zieht den, von dem einförmigen Schauspiele der Sittenverderbniß und thierischen Versunkenheit ermüdeten Leser von dem traurigen Gegenstande ab. In der Geschichte der barbarischesten Völker, findet man stets noch einige Züge die den National-Charakter von einer vollkommenen Entwürdigung retten; allein zwei spanische Schriftsteller, gleich empfehlungswerth wegen ihrer Kenntnisse als wegen ihrer Wahrhaftigkeit, haben, bei Vorlegung eines Bildes der Colonieen an ihre Regierung, sich nicht überheben können, die Art der Beherrschung des Mutterlandes, als eine monströse Zusammensetzung von Raubgier, Ungerechtigkeit und Grausamkeit darzustellen.

Ueber das Reisen in England.

Man hat in England keine Posthaltereien, so wie in Deutschland. Ein jeder Wirth oder irgend eine andere Person kann Postpferde halten, es ist nur nothwendig, jährlich eine Licenz oder einen Erlaubnißschein zu nehmen, welcher einige Pfund Sterling kostet.

Es giebt keine Taxe für Postpferde, die verschiedenen Posthalter kommen gewöhnlich überein, wieviel sie nehmen wollen, auch ist der Preis in einigen Grafschaften verschieden von andern. In diesem Augenblicke ist der Preis auf den großen Straßen 15 d ℔ englische Meile für 2 Pferde, die Postchaise (eine zweisitzige Kutsche) mit eingeschlossen. Es sind schon Zeiten gewesen, wo man 18 d ℔ Meile bezahlen mußte, und im Gegentheil hat man auch nur 11 d und in einigen Gegenden selbst nur 1 s verlangt. Für die Postillons giebt es eben so wenig eine Taxe, man giebt gewöhnlich 3 s für eine Station von circa 12 englischen Meilen; will man geschwind fahren, so giebt man gewöhnlich 5 bis 6 s.

Courierpferde hat man in England nicht; will man äußerst geschwind reisen, so muß man eine Postchaise mit 4 Pferden nehmen, und den Postillons gutes Trinkgeld geben, auf welche Weise man 14 bis 15 englische Meilen in einer Stunde reisen kann.

Estafetten kann man durch das Postamt in London nach allen Theilen Englands absenden; der Preis ist 11 d ℔ Meile und außerdem 5 s an das Postamt für jede Estafette.

Für die Preise der Plätze in den Diligencen, Mail-Coaches ꝛc. hat man ebenfalls keine bestimmten Taxen. Der Preis hängt ganz allein von der größern oder geringeren Concurrenz auf den verschiedenen Routen ab. Die Mail-Coaches sind immer theurer als alle andern Diligencen. Auch diese, obgleich sie königliche Kutschen (Royal Mail-coaches) genannt werden, sind keine Unternehmungen der Regierung, sondern von Privat-Unternehmern, an welche die Regierung jährlich eine gewisse Summe für Beförderung der Briefe bezahlt; mit den Passagieren hat nur der Unternehmer zu thun. Alle Kutschen, welche Brief-Felleisen der Regierung mitnehmen, bezahlen im ganzen Lande weder Weg- oder Brückengeld, noch sonstige Abgaben.

Um einen Begriff zu haben, wie verschieden die Preise der Sitze in den Kutschen sind, ist nur zu bemerken, daß man bei den Mail-Coaches von London nach Manchester (186 Meilen, welche man in 36 Stunden abmacht) 4 £ 10 s bezahlt, während man in andern Kutschen, womit man eben so geschwind und eben so bequem reiset, nur 2 £ 10 s giebt. Alle Mail-Coaches, so wie andere schnellfahrende Kutschen, enthalten nur 4 Plätze inwendig, man hat auch andere, welche man heavy-coaches nennt, welche 6 Plätze enthalten, und wo dann der Preis verhältnißmäßig niedriger ist.

Außerdem sind durch Unternehmer nach allen Gegenden Kutschen (Stage-coaches) in Bewegung, welche noch, außer den Plätzen im Innern, oben, vorne und hinten mit Passagier-Plätzen versehen sind und womit 16 bis 20 Personen und Gepäck, auch leichte Sachen, transportirt werden können. Hiervon sind die Preise nicht genau anzugeben, da immer, wenn ein solches Unternehmen einschlägt, sogleich die Entrepreneurs durch Oppositions-Unternehmungen — entweder durch Schnelligkeit oder Wohlfeilheit — sich überbieten.

Die Religionssecten Rußlands.

Obgleich wir aus dem Werke des Doctors E. Henderson, in den Nrn. 117 und 118 d. Bl., nach der Literary Gazette, bereits einige Auszüge mitgetheilt haben, zweifeln wir dennoch nicht, daß unsern Lesern auch folgender, der Ueberschrift entsprechender, ausführlicherer Bericht, nach dem Quarterly Review, da er nicht minder unterhaltend als lehrreich ist, angenehm seyn werde, aus welchem wir das, schon in dem früheren erwähnte, weggelassen haben.

Die von dem D. Henderson beschriebene Reise war eine Folge der günstigen Stimmung, mit welcher der Kaiser Alexander die Bemühungen ansah, die zur Verbreitung der heiligen Schrift unter den zahlreichen Völkerschaften seines großen Reiches gemacht wurden. Er munterte zu diesem frommen Werke nicht allein durch Geschenke an Gelde, sondern auch dadurch auf, daß er den Fürsten Gallitzin, Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts an die Spitze einer zu diesem Zwecke errichteten Gesellschaft stellte.

Im Jahr 1821 reisete der D. Henderson in Gesellschaft eines Herrn Paterson von Petersburg nach Moscau ab. Nowogorod setzte unsre Reisenden, als sie sich dieser Stadt näherten, durch sein imponirendes Aeußere, durch seine Kirchen und Thürme, die auf mehr als 60 Meilen weit sichtbar sind, in Erstaunen, und sie fanden die glänzenden Beschreibungen, die von dieser alten slavischen Hauptstadt gemacht worden sind, nicht übertrieben. Diese Stadt, sagt der Verfasser, hatte sich vor Zeiten so furchtbar gemacht, daß man sprüchwörtlich zu sagen pflegte: „Wer könnte wohl wider Gott und Groß-Nowogorod?" Ihr politischer Einfluß in den moscowitischen Angelegenheiten hörte im Jahr 1578 auf, wo sie unter dem eisernen Scepter des Iwan Wasilewitsch fast gänzlich vernichtet ward. Nowogorod soll damals fast 400,000 Seelen gezählt haben; jetzt übersteigt seine Bevölkerung mit Einschluß der Garnison, nicht 15,000 Einwohner. Die, im Jahr 1788 gegründete, St. Sophienkirche enthält mehrere sehr merkwürdige Alterthümer, unter welchen sich griechische Kunstwerke befinden. Die Bibliothek besitzt eine gewisse Anzahl griechischer Manuscripte, meistens religiösen Inhalts, auch zwei slavonische aus dem 13. und 14. Jahrhundert, die vier Evangelien enthaltend. Nowogorod hat drei Elementarschulen für die Ausbildung der Jugend, eine theologische Akademie, eine öffentliche Schule für die Bürgerkinder im Allgemeinen und eine für Soldatenkinder. Ehemals zählten die weltlichen Schulen nicht über 200 Schüler; jetzt haben sie deren 900, die alle einer liberalen Erziehung genießen. Im Kloster

St. Anton, am rechten Ufer des Volkofs, befindet sich eine Akademie von 300 Studenten, von welchen 160 gratis gespeiset und unterrichtet werden und die übrigen jährlich circa 3 £ bezahlen. Sie besteht aus drei Classen, nämlich: der Philologie, der Philosophie und der Theologie. Der D. Henderson erfuhr hier ein ziemlich sonderbares Factum. Man hatte vor Kurzem, beim Graben in der Nähe des Ufers vom Ladoga-See, eine Anzahl Medaillen mit cufischen Schriftzügen und darunter eine mit der lateinischen Inschrift „Ethelred rex Anglorum" entdeckt; seiner Meinung nach schreibt sich diese von der Rauzion her, welche die Dänen zur Zeit ihrer Herrschaft den Sachsen auferlegten, und daß sie auf dem Wege des Handels bis zu diesem fernen Lande gekommen sey.

Der Inhaber eines Posthauses in der Nähe des Klosters St. Anton, ein Bauer, war über das neue Testament in slavonischer Sprache, das ihm der D. Henderson gegeben hatte, so erfreut, daß er die ganze Nacht damit zubrachte, laut daraus zu lesen. Obgleich unsre Reisenden dadurch in ihrem Schlaf gestört wurden, freueten sie sich dennoch unendlich darüber, weil sie darin einen Beweis sahen, mit welcher Begierde die russischen Bauern im Allgemeinen die heilige Schrift lesen. Die Dankbarkeit des besagten Posthalters ging so weit, daß es schwer hielt, ihn zur Annahme einer Vergütung für die Kosten und Beschwerlichkeiten zu bewegen, die ihm die Beherbergung seiner Gäste verursacht hatte.

In einem Orte, genannt Vodova, fanden die Reisenden eine Secte, die sich Bezpoputchini oder Priesterlose nennt. Ihr Dorf war erst kürzlich vom Blitze getroffen und in Asche gelegt, oder, wie sie es nannten, „nach dem Willen Gottes verbrannt worden." Dem Anschein nach herrscht bei ihnen der Aberglaube, das Feuer des Himmels könne nur durch Milch gelöscht werden, was denn, wie leicht zu erachten, die Folge hat, daß manches Dorf ein Raub der Flammen wird, was sonst noch wohl zu retten gewesen wäre.

Die Bevölkerung der Stadt Twer wird auf 20,000 Seelen geschätzt. Sie gilt wegen ihrer öffentlichen Plätze und Gebäude für eine der schönsten des Reichs. Sie hat eine prächtige Kathedrale im gothischen Styl, 28 Kirchen, 3 Klöster, einen prachtvollen Pallast und andre öffentliche Gebäude, die ihr ein lieblaches und imponirendes Ansehn geben. Die Schulanstalten entsprechen dem Reichthum und der Größe der Stadt.

Moscau ist so oft beschrieben worden, daß wir dasjenige, was Herr Henderson über diese prächtige Hauptstadt und den reichen Schmuck ihrer Kirchen sagt, mit Stillschweigen übergehen können. Man erzählt, die Franzosen hätten im Jahr 1812 an einem Ende des Schiffes der Himmelfahrtskirche ein großes Feuer angezündet gehabt, um daran die hohen Leuchter und anderen goldenen und silbernen Geräthe, deren sie sich bemächtigt, zu schmelzen. In diesem gottlosen Unternehmen wurden sie zwar durch das Zeichen zum Aufbruch gestört, sie nahmen aber alles mit sich, was sie fortschaffen konnten, wurden jedoch bald von den Kosacken eingeholt, die ihnen dann den Werth von 18½ Pud Goldes und 320 Pud Silbers wieder abnahmen. In der eben genannten Kirche und in der zum Erzengel Michael, befinden sich mehrere kostbare Alterthümer und sehr merkwürdige griechische Manuscripte; in großer Anzahl findet man deren noch in der Bibliothek der heiligen Synode und in der des Patriarchen. Hr. Henderson sah in dem großen Saal des patriarchalischen Pallastes das heilige Oel bereiten, was alle drei oder vier Jahre geschieht, und wozu die Ingredienzen nach der Vorschrift im dritten Buche Mosis genommen werden.

Von Malo-Jaroslawitz, wo unser Verfasser verweilte, sagt er: „Ewig merkwürdig wird es in den europäischen Annalen bleiben, weil es der Ort war, wo Napoleon auf seinem verderblichen Rückzuge die erste Schlacht verlor." — Diese unglückliche Stadt wurde innerhalb dreier Tage sieben Mal genommen und wieder genommen. Unfern dieses Ortes, am Ufer des Luja, suchte Napoleon ein Obdach bei einem Weber. In dieser alten, hölzernen, ungesunden und schmutzigen Hütte, und in einem unsauberen und finstern Gemache, das mit einem Stücke alter Leinewand verhangen war, überließ sich dieser außerordentliche Mann der schrecklichsten Muthlosigkeit, weil er nun zu der Einsicht gekommen war, daß Rußland, seiner Lage auf dem Erdball wegen, unangreifbar sey. Man erzählt, er habe die Nacht in großer Rastlosigkeit zugebracht, sich bald vom Lager erhoben, bald wieder hingelegt, unaufhörlich gerufen und doch den, auf seinen Ruf Herbeigeeilten nichts zu sagen gehabt.

Als die Reisenden ihren Weg auf Tula fortsetzten und durch eine Besitzung des Fürsten Gallitzin aus Moscau kamen, sahen sie nur Frauen im Felde arbeiten; einige schnitten Hanf, andere besserten die Straßen aus, und noch andere gingen hinter dem Pfluge her. D. Henderson sagt, er habe noch in keinem Lande ein anscheinend kräftigeres und gesunderes Frauenzimmer gesehn. Tula ist schon das russische Sheffield genannt, ja selbst mit Birmingham verglichen worden; es kann aber weder auf das eine, noch auf das andere einen gegründeten Anspruch machen. Mit Ausnahme der kaiserlichen Waffen-Manufactur, der ein Engländer Namens Jones vorsteht, und in welcher der Angabe nach täglich mehr als 9000 Arbeiter beschäftigt seyn sollen, würden die dortigen Etablissementer selbst in den, von den beiden genannten englischen Städten abhängigen Dörfern nicht bemerkbar seyn. Man hat seit Kurzem Steinkohlenlager in der Nähe entdeckt, dessen Product aber dergestalt mit Kies vermischt ist, daß man es zur Verarbeitung des Eisens nicht gebrauchen kann. Inzwischen ist Tula eine reiche Stadt und liegt in einem sehr schönen Thal. Sie hat ein schönes Collegium mit 215 Schülern, eine Lancasterische Schule und eine Akademie, in welcher fast 600 Studenten eine scholastische Ausbildung erhalten. Je weiter die Reisenden südlich kamen, bemerkten sie die Aufführung neuer Häuser, als Folge der zunehmenden Bevölkerung. Merkwürdig waren die Verbesserungen verschiedener Art; unter andern schien sich die Administration sehr den guten Zustand der Landstraßen angelegen seyn zu lassen. Herr H. sagt in dieser Beziehung: „Die Straßen sind sehr verbessert, und ihre Größe erregt Verwunderung; in ihrer Mitte hat man einen Raum von ungefähr 40 Fuß Breite, behufs des Militairs und der Postwagen gelassen. An jeder Seite befindet sich eine hübsche Allee, die aus zwei Reihen junger Bäume gebildet ist, die, wenn sie erst eine gewisse Höhe erreicht haben, Schutz wider die Strahlen der Sonne geben werden; außer diesen Alleen giebt es dann noch zwei andre für Karren, Wagen ꝛc. Nach der Beschaffenheit des Bodens sind die Straßen in Rußland, wenn sie erst einmal angelegt sind, leicht zu unterhalten. Sie sind die angenehmsten und bequemsten, die ich je gefunden habe; doch muß man die zwischen den beiden Hauptstädten ausnehmen, die an einer Stelle aus einem Knüppeldamm besteht; man ist jedoch bereits mit der Gründung einer Chaussée beschäftigt, die wenigstens den schönsten in Europa nicht nachsteht und wodurch die Gemeinschaft zwischen diesen beiden Städten sehr erleichtert werden wird."

Zu Bielgorod oder Weißstadt waren die Reisenden Zeugen eines Schauspiels, das, wie sie sagen, ihre Erwartung übertraf. „Schon sehr früh begann sich das aus allen Theilen der Provinz, ja selbst aus den benachbarten Provinzen herbeigeströmte Volk im Innern der Kathedrale und um dieselbe zu versammeln. Nachdem die Messe von dem Bischof gelesen worden und ein Priester gepredigt hatte, ward das Bild des Heiligen, dessen Fest man feierte, aus seiner Nische genommen, um in Procession nach einem circa 30 Werste entfernten Kloster transportirt

zu werden, wo es während des Marktes, der in der Nachbarschaft dieses Klosters gehalten ward, bleiben sollte. Mehrere der, in gelbseidene, goldgestickte Röcke gekleideten, Priester hatten Evangelien, die vergoldet und mit kostbaren Steinen besetzt waren. Das Bild des Heiligen stand auf einer großen Arche und ward von vier Priestern auf den Schultern hinterdrein getragen. Als die Procession auf dem großen Platze im Mittelpunkt der Stadt ankam, gesellten sich ihr bei 20,000 Pilger bei, die sämmtlich ihre Stäbe oder Baumzweige in der Luft umher schwenkten."

Als die Reisenden die Provinz Kursk verließen, betraten sie die reichen Weiden der Ukräne oder Klein-Rußlands, welches die Märkte von Petersburg, Moscau und andern großen Städten mit Vieh versorgt. Die Einwohner von Klein-Rußland zeigen mehr Neigung zur Cultur der, zum Leben nothwendigen Dinge, sagt Herr H., als im Allgemeinen ihre Nachbarn. Sie haben einfachere Sitten und eine weniger verderbte Moral, und in dem Verkehr mit ihnen verrathen sie viel natürlichen Verstand. Ihr Land ist stets als der schönste Theil von ganz Rußland angesehen worden, welcher Meinung auch unsre Reisenden zu seyn scheinen. Die, auf allen Seiten weidenden zahlreichen Heerden, die, mit Landbau-Arbeiten beschäftigten Bauern, die, durch eine Menge Fuhrwerk belebten Straßen, die unaufhörlich wechselnden Hügel und Thäler, und die, in ihrem Umfang verschiedenen schönen Holzschläge geben diesem Lande ein interessantes und anmuthiges Ansehn. Ganz anders war die Scene, als sie durch Valki kamen, und durch einen Einschnitt in einen Erdwall, den die Einwohner vor Zeiten aufgeworfen hatten, um sich gegen die Einfälle der Tartaren zu schützen, die kleine Tartarei betraten. Der eben erwähnte Wall ist 8 Fuß hoch und 12 Fuß breit; man sagt, er erstrecke sich von Südwesten nach Nordosten in einer Weite von mehr als 500 Meilen. Hier ist jede Spur von Holz verschwunden; die Steppe beginnt und dehnt sich ununterbrochen aus bis zum **Palus Mucotides**, dem schwarzen Meer und den Gebirgen des Kaukasus, und von den Gränzen Oesterreichs bis zu der großen Kette des Urals. „Wohin das Auge schaut," sagt Herr H., „sieht man nur Grabeshügel und Ueberreste ehemaliger Lager und Verschanzungen, so daß wir wörtlich durch ein unermeßliches Aceldama, ein schauerlicher Beweis der menschlichen Wildheit, ziehen." Merkwürdig ist es, daß diese in großer Menge über dieses Land hin zerstreueten Grabhügel sämmtlich in östlicher Richtung liegen, was gerade die Linie ist, welche die tartarischen Horden bei ihrem Einbruch in Europa genommen haben; auch sehen sie denen an den Ufern des Jenessei, eines Flusses in der chinesischen Tartarei vollkommen ähnlich.

Zu Pultawa, wo Carl XII. die Schlacht verlor, die ihn zwang seine geschlagene Armee zu verlassen und sich in das Gebiet des Großherrn zu flüchten, besuchten die Reisenden den großen Tumulus, der das Andenken dieses Ereignisses verewigt. Es ist ein Erdauswurf von 25 Fuß Höhe auf einer Grundbasis von 100 Fuß Umfang. Die Einwohner versammeln sich dort jedes Jahr zur Feier des, von den Russen erfochtenen Sieges und um für die Ruhe der Todten eine Messe lesen zu lassen.

„Tschernigoff ist nur eine elende Stadt. Die Bevölkerung ist über 7000 Seelen stark und besteht großentheils aus armen, zerlumpten Juden, dem Auswurf des menschlichen Geschlechts, wie man deren in allen Welttheilen sieht. Während unsers Aufenthalts in dieser Stadt wurden wir sehr von den Mustiles und von einer erdrückenden Hitze belästigt, indem das Fahrenheitsche Thermometer im Schatten auf 80 bis 84 zeigte. Gegen Abend werfen sich die Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, unter und durch einander, völlig nackend in den Fluß Diema, um sich zu erfrischen."

Von Kiow sagt Herr H. unter andern: „Diese Stadt ist für die Russen, was Jerusalem für die Israeliten war; man versichert, daß sich jährlich 50,000 Pilgrimme dahin begeben, unter welchen manche sogar von Kamschatka und aus den anderen fernsten Gegenden von Siberien herkommen. Ihre Bevölkerung wird auf ungefähr 25,000 Seelen geschätzt. Ein anderer Gegenstand, der zu Kiow die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch nimmt, ist ein schönes Denkmahl, das auf Befehl des Kaisers Alexander über der Quelle aufgeführt worden ist, aus welcher die Kinder Wladimirs des Großen, als er, im Jahr 989, sich bekehrte, getauft worden sind."

„In der Nähe dieses Ortes war es, wo im nämlichen Jahre die allgemeine Taufe der Russen stattfand. Am Tage vorher waren die Götzen zertrümmert oder verbrannt worden, und Perun, den größten unter ihren Gottheiten — ein ungeheures Stück Holz mit einem massiv silbernen Kopfe und goldenen Barte — hatte man, an den Schweif eines Pferdes gebunden, nach einer der höchsten Anhöhen geschleift und ihn dort in die Tiefe des Dniepers hinabgestürzt. Allem Anschein nach ist keine Strenge erforderlich gewesen, um das Volk dahin zu bringen, daß es sich der Taufe unterzog. Es strömte in Masse herbei an die Ufer des Dniepers, wohin sich Wladimir und die griechischen Priester in feierlichem Zuge begaben. Auf ein verabredetes Zeichen warf sich die ganze Menge in den Strom, wobei die Erwachsenen, bis an die Brust oder den Hals im Wasser, die kleinen Kinder auf den Armen über dem Spiegel desselben hielten."

Die Bevölkerung von Jitomir in Volhynien wird auf circa 12,000 Einwohner angeschlagen, worunter man fast 10,000 Nachkommen Abrahams zählt, die aber dennoch eifrig nach den Exemplaren des neuen Testaments griffen. Selbst die Rabbiner ließen sich dergleichen geben, und bezeigten viel Theilnahme an den Leiden des Messias. In einer andern Stadt dieser Provinz, Berditschef, befinden sich über 10,000 Juden, und ein Theil von diesen hat nicht allein durch freiwillige Unterschriften mit zur Gründung einer Hülfs-Bibelgesellschaft beigetragen, sondern auch aufs lebhafteste den Wunsch, Exemplare des neuen Testaments zu erhalten, zu erkennen gegeben. Auch die Stadt Dubno wird hauptsächlich von Juden bewohnt; man schätzt deren Anzahl hier auf mehr als 10,000, wovon ein großer Theil sich ganz behäglich zu befinden scheint. Die dem russischen Scepter unterworfene jüdische Bevölkerung schlägt der Doctor H. auf fast 2 Millionen an. *) Gewiß ists, daß ganz Polen davon wimmelt, wo sie, durch ihre Thätigkeit und Industrie, fast ein allgemeines Monopol erlangt haben; sie sind die Miether der liegenden Gründe des Adels und der Bürgerschaft, die Pächter der öffentlichen Abgaben, die Eigenthümer der Destillationen, Wirthshäuser und Branntweinschenken, auch fast die einzigen Viehhändler im Großen und im Kleinen. Deshalb nennt man denn auch Polen nicht ohne Grund das Paradies der Juden. (Die Fortsetzung folgt.)

*) Nur in den eroberten Provinzen giebts Juden. Der Eintritt in Alt-Rußland ist ihnen durch eine Ukase Peters I. verboten. Das ist der einzige Punkt der Abweichung des russischen Gouvernements von einem allgemeinen Duldungssystem. Im russischen Polen findet man Städte von 1500 bis 2000 Seelen, die ausschließlich von Juden bewohnt sind und die sich durch einen aus ihrer Mitte gewählten Magistrat administriren lassen.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 186 Hamburg, Sonnabend den 19. Mai 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Die Religionssecten Rußlands.

(Fortsetzung.)

Herr H. giebt in Folgendem eine sehr charakteristische Schilderung dieser polnischen Israeliten:

„Der polnische Jude hat im Allgemeinen eine bleiche Farbe, ist von kleiner Statur und sein sehr schwarzes Haar hängt ihm in Locken über die Schultern herab; ein schöner Bart, der ihm das ganze Kinn bedeckt, macht den morgenländischen Charakter seiner Physiognomie vollständig. Nur wenige Juden genießen einer gesunden und robusten Constitution, was man aus physischen und moralischen Ursachen erklärt, als: zu frühes Heirathen, unkräftige Nahrung, Unreinlichkeit der Wohnungen, und stete Unruhe des Geistes, die sich in allen ihren Zügen ausdrückt giebt. Ihr Athem ist unerträglich, und in ihren Behausungen herrscht ein Geruch, der mich mehrere Male zwang, höchst interessante Unterredungen mit ihren Rabbinern abzubrechen, um nur frische Luft zu schöpfen."

„Ihre Tracht besteht gewöhnlich aus einem Hemde und aus leinenen Unterbeinkleidern, über welche sie einen langen schwarzen Rock tragen, der ihnen nachlässig um die Beine schlottert und der vorne mit kupfernen Agraffen zusammengehalten wird. Den Hals tragen sie bloß, und den Kopf bedecken sie mit einer Pelzmütze oder auch zuweilen mit einem schmalgekrempten großen Hut. Ihr Gang ist sehr lebhaft, und sie sind unaufhörlich auf der Jagd nach irgend einem lucrativen Geschäft."

„Sie heirathen gewöhnlich in einem Alter von 13 oder 14 Jahren; die Frauenzimmer noch früher. Ich hörte von einem Rabbiner, der sich nach Palästina abzugehen im Begriff war, daß er vor seiner Abreise eine von seinen Töchtern verheirathen wollte, die eben ihr neuntes Jahr zurückgelegt hatte. Das gewöhnliche Resultat solcher überfrüher Ehen ist dann, daß die Vermählten nicht für ihr Fortkommen zu rathen wissen, oder auch aus Unerfahrenheit nicht im Stande sind, das gemeinschaftliche Interesse ihres Hauswesens gehörig wahrzunehmen. Die jungen Eheleute müssen oft damit anfangen, daß sie ihr Domicil bei dem Vater oder dem Schwiegervater nehmen. Der Gemahl setzt dann das Studium des Talmuds fort, oder sucht sein Glück im Handel, wozu dieses oft ganz besonders Anlagen hat. Man versichert, es sey unter den Juden nichts seltenes, daß ein Vater seinem Sohne irgend ein junges Mädchen nach seinem Geschmacke wähle, und mit diesem dann in einem ehebrecherischen Umgange lebe, so lange der junge Gatte minderjährig sey."

„Nur wenige Juden lernen ein Handwerk, und die Versuche, sie zu die Ackerbauarbeiten zu gewöhnen, sind meistens fehlgeschlagen. Diejenigen, die sich im Wohlstande befinden, besitzen Häuser und andre Mobilien, der größte Theil aber scheint bestimmt zu seyn, von einem Orte zum andern umher zu wandern, bis sie, nach ihrem Glauben, wieder zum Besitz von Palästina kommen, das sie noch immer als ein ihnen zugehöriges Land ansehen. Außerordentlich ist die Anhänglichkeit, die sie dafür hegen, und es ist bei ihnen ein Glaubensartikel, daß ihr Körper, wo sie auch sterben mögen, sich am jüngsten Tage in diesem Lande wiederfinden werde. Sie glauben, daß diejenigen, die in fremden Ländern sterben, verdammt sind, das Gilgul Mehiloth zu erfüllen, d. h. queer durch unterirdische Höhlen umher zu irren, bis sie die Gräber ihrer Väter gefunden haben. Man erzählt, daß manche ihre Habe verkaufen, um sich noch bei Lebzeiten nach Palästina oder in ein demselben nahes Land zu begeben, um sich so die Beschwerlichkeit und Mühseligkeit des Gilgul Mehiloth zu ersparen oder sie doch abzukürzen. Auch haben Juden schon verfügt, daß ihre Körper einbalsamirt seewärts nach Jerusalem geschickt werden mußten; ja ihre Verehrung für das Land, wo ihre alten Patriarchen gelebt, ist so groß, daß diejenigen, die reich genug sind, um die Kosten bestreiten zu können, sich ein Quantum Erde von dorther kommen lassen, um damit die Ruhestätte ihrer Väter zu heiligen."

„Eine übermäßige Liebe zum Gelde ist die Hauptleidenschaft der Nachkommen Abrahams. Darnach schätzen sie den Werth einer jeglichen Sache. Zeigt man einem Juden irgend ein schönes Werk der Kunst, so frägt er nicht nach dem Verfasser, noch aus welcher Zeit es herstammt, sondern, wie viel es kostet. Sieht er eine hübsche Statüe, so fesselt nicht deren schöne Arbeit seine Aufmerksamkeit, sondern lediglich die etwa daran befindliche goldene Inschrift; er rechnet sofort in Gedanken aus, wie viele Dukaten er wohl daraus machen könnte, wäre sie in seinen Händen, statt da an dem Steine, wo seiner Meinung nach Eisen besser an seinem Platze wäre."

„Ihr Hang zum Uebervortheilen im Handel ist zum Sprüchwort geworden. Jedes Mittel ist ihnen recht, wenn es darauf ankömmt, Geld zu machen, und sind diejenigen, mit welchen sie im Geschäftsverkehr zu thun haben, nicht auch Juden, so glauben sie, dieselben ungestraft betrügen, belügen, bestehlen, ja sogar tödten zu können, da sie im Voraus wissen, daß sie von ihren Rabbinern freigesprochen werden. Sie machen sich kein Gewissen daraus, dem Christen etwas zu mausen, sobald sie nur im geringsten hoffen dürfen, daß sie es ungestraft thun können. Dieser Hang zum Stehlen findet sich leider nicht bloß bei denen, deren Aeußeres schon verdächtig ist, sondern auch bei andern, die eine bessere Kleidung bloß als ein Mittel benutzen, um den Arglosen desto leichter hintergehen zu können."

Die Juden haben manchen Aberglauben mit sich aus dem Morgenlande in das Abendland gebracht. Die von der Secte Chasidim, oder die Pietisten, sind nicht allein die eingefleischtesten Feinde der Christen, sondern auch aller andern jüdischen Secten. „Sie erweisen ihren Rab-

binern, Zadicks oder die Gerechten genannt, faſt göttliche Ehre. Wegen ihrer übermäßigen Geſten beim Gottesdienſte hat man ihnen den Namen die jüdiſchen Springer gegeben. In ihren Verzückungen ſieht man ſie plötzlich die Stille durch ein ſchallendes Gelächter unterbrechen, die Hände zuſammenſchlagen, dann wie beſeſſen in der Synagoge umherſpringen, mit himmelwärts gerichtetem Blicke die Fauſt erhebend, als wollten ſie den Allmächtigen herausfordern, er möchte es einmal wagen, ihnen etwas abzuſchlagen. Dieſe Secte hat ſich in den letzten Jahren dermaaßen vermehrt, daß man ſie nun im ruſſiſchen Polen und in der europäiſchen Türkei für zahlreicher hält als die der Rabbiniſten."

Unſern der Stadt Jaſſy waren unſre Reiſenden Zeuge einer neuen und gänzlich bizarren Scene. „Wallachen, Moldauer, Servier, Bulgaren, Juden und Zigeuner, 20,000 an der Zahl, jeglichen Ranges und Standes, emigrirten aus der Moldau, um den Verfolgungen der Türken zu entgehen. Dieſer große Haufe hielt zu Skulari, am linken Ufer des Pruth, Quarantaine und nahm einen Raum von mehreren Meilen ein, der von einem militairiſchen Cordon umgeben war. In der Mitte befanden ſich Zelte und Fuhrwerk jeder Art mit Männern, Weibern und Kindern, ferner Pferde, Kühe, Hammel, Ziegen, Schweine, Hunde und Katzen, kurz alles, was die armen Auswanderer aus ihrem Geburtslande hatten mit ſich nehmen können. Am jenſeitigen Ufer drängten ſich mehrere Tauſende zu den Fähren und balgten ſich um den Zutritt zu denſelben."

Zu Kiſchenoff ſahen die Reiſenden eine Menge Zigeuner, die in einem beſonderen Stadtviertel wohnten, und deren Häuſer nett und höchſt reinlich ſind. Die Weiber waren mit einer Menge Flitterſtaat behangen, der ihnen jedoch zu ihrem übrigen Putz recht gut ſtand. Auch in dieſer Stadt trafen die Reiſenden eine anſehnliche Zahl Leute im tiefſten Elend an, die ſich ebenfalls vor der Wildheit der Türken geflüchtet hatten. „Unter den Emigranten vom Pruth war auch Daniel, der adrianopolitaniſche Metropolitan, ein ſehr kleiner, aber lebhafter, thätiger und höchſt frommer Mann. Als er hörte, daß die Türken den Patriarchen Gregorius von Conſtantinopel hatten hinrichten laſſen, zweifelte er nicht, daß nun auch bald an ihn die Reihe kommen werde; inzwiſchen wurden die Griechen ſo ſcharf in Obacht gehalten, daß ihm nur ein Mittel zur Flucht übrig blieb, nämlich, in ein leeres Faß zu kriechen, das mit anderen voll Weins auf einen Wagen gelegt ward, um nach den Küſten des ſchwarzen Meeres transportirt zu werden. In ſolcher Lage mußte ſich der arme kleine Biſchof drei Tage lang ſchmerzhaft rumpeln laſſen, ehe er wohlbehalten und ſicher das ruſſiſche Gebiet erreichte."

Nachdem die Reiſenden Bender und Tiraspol paſſirt waren, betraten ſie die große Steppe zwiſchen dem Dnieſter und dem Bug. Das einzige, was den eintönigen Anblick hier ein wenig unterbrach, waren Monumente, die Verſtorbenen zu beiden Seiten des Weges geſetzt worden ſind. „Sie beſtehen," ſagt Herr H., „in ſteinernen Standbildern von Männern und Frauen, deren Phyſiognomieen, Formen und Coſtüm augenſcheinlich den Beweis geben, daß ſie ein Volk mongoliſchen Urſprungs darſtellen. Die Arbeit an dieſen Statüen iſt ſehr merkwürdig; die Formen, Glieder und Zierrathen ſind ſehr gut angegeben. Einige ſind in aufrechter, andere in ſitzender Stellung. Sie halten mit beiden Händen ein kleines Gefäß oder einen Topf vor ſich und ſind gewöhnlich 8 Fuß über den Stein erhaben, der das Piedeſtal bildet, auf dem ſie ruhen. Sie ſind denen, die Pallas beſchrieben hat, vollkommen ähnlich. Da dieſe Gegenden im 13. Jahrhundert, unter der Regierung des Gengis Chan, von mongoliſchen Horden überzogen wurden, ſo wäre wohl die Vermuthung natürlich, daß die in Rede ſtehenden Monumente jener Zeit angehörten, welche Hypotheſe jedoch durch dasjenige zerfällt, was Ammian Marcellinus, ein Schriftſteller des 14. Jahrhunderts darüber ſagt. Nach ſeiner Bemerkung, daß die Bilder ganz die Phyſiognomieen der Hunnen tragen, muß man glauben, daß ſie von den mongoliſchen Stämmen verfertigt worden ſind, die man unter dieſen Namen kennt, und die, im Jahre 347, von dem Sian-Pi bis zur Wolga geſagt, nur Schrecken unter allen Nationen in der Nähe der orientaliſchen Gränzen des römiſchen Reiches verbreiteten."

Odeſſa iſt zu ſehr bekannt, als daß wir nöthig hätten, hier eine ausführliche Beſchreibung davon zu geben. Unter der weiſen Adminiſtration des Herzogs von Richelieu ward Odeſſa innerhalb 30 Jahren aus einem armen Dorfe zu einer opulenten Stadt, in der man jetzt ſtatt der vormaligen elenden Hütten, 2000 ſteinerne Häuſer und öffentliche Gebäude zählt. Ihre Bevölkerung beläuft ſich auf 40,000 Seelen. Die Straßen ſind faſt ſämmtlich gepflaſtert, aber die öffentlichen Plätze werden in der regnigten Jahrszeit durch den ſchwerfälligen Gang der Ochſen, die das Getraide aus Polen und der Krimm transportiren, zu wahren Kothhaufen. „Es iſt wahrhaft bizarr," ſagt Herr H., „die Kothhaufen inmitten einer Stadt zu ſehen, die ſonſt alle mögliche moderne Eleganz aufzuweiſen hat." Beim Zuſammenfluß des Bug und Dniepers ſieht man noch die Ruinen der alten Stadt Olbiopolis, deren Herodot und Strabo erwähnen und ſie das große Handels-Emporium dieſer Länder nennen. Dem Anſchein nach hatte dieſe Stadt einen hohen Grad von Civiliſation erlangt, denn nach der Angabe von den zeitigen Geſchichtſchreibern, unter der Regierung des Kaiſers Trajan waren Plato's Werke die gewöhnliche Lectüre der Einwohner und viele von dieſen wußten ſelbſt die Iliade auswendig.

Vier Meilen nordwärts von Cherſon ſieht man ſich aus der Mitte einer ebenen Steppe zwei Pyramiden von Backſteinen und einige Grabmäler erheben. Die eine dieſer Pyramiden iſt ein Denkmal, das dem berühmten Howard errichtet iſt, der, nachdem er mehr als 50,000 Meilen umhergereiſet war, in der Nähe dieſes Ortes ein Opfer des Typhus, bekannt unter dem Namen Gefängnißfieber, ward. Er hatte es ſich gewünſcht, daß ſeine ſterblichen Reſte an dieſem einſamen Orte begraben würden, wollte aber nicht, daß ihm ein Denkmahl, ja ſelbſt keine Inſchrift geſetzt werde, ſtatt deſſen aber eine Sonnenuhr. Die zweite Pyramide ſoll die Gebeine eines Franzoſen decken, der ein großer Verehrer von jenem war und es gewünſcht hatte, neben ihm begraben zu werden. Die des engliſchen Philantropen zeichnet ſich durch folgende lateiniſche Inſchrift von einem ſeiner Bewunderer aus: Vixit propter alios. Auf Befehl des letztverſtorbenen Kaiſers von Rußland iſt zu ſeinem Andenken in der Nähe von Cherſon ein ſchönes Ehrengrabmal, 30 Fuß hoch, in Obeliskenform errichtet worden, das eine Mauer umgiebt, um welche eine Allee von italieniſchen Pappeln herum gepflanzt iſt. Das Piedeſtal des Obelisken enthält folgende einfache ruſſiſche Inſchrift: „Howard, geſtorben den 20. Januar 1790, in einem Alter von 65 Jahren;" und um auch den Wunſch dieſes achtungswerthen Mannes nicht unerfüllt zu laſſen, iſt in der Nähe der Spitze des Obelisken eine Sonnenuhr angebracht.

Hiernach kamen die Reiſenden durch die Paſſage, die den Eingang zur Halbinſel bildet. Der neuere Name Perekop bedeutet ruſſiſch ein Graben, und iſt in die Stelle des tartariſchen Wortes Orkapi getreten, das, nach D. H. ſo viel heißt, als Schlund oder Iſthmus. Hauptſtadt der Krimm iſt Akmetſchet oder Weiß-Moſchee, mit einer Bevölkerung von 18,000 Seelen. Mehr nach Süden liegt Baghtchiſarai oder Pallaſt des Paradieſes. In dieſer Stadt reſidirten in frühern Zeiten die tartariſchen Chans. „Hier," ſagt Herr H., „flößte uns Alles, was uns umgab, neue Ideen und Gefühle ein, ähnlich dem Eindrucke, den das Leſen der arabiſchen Mächte hervorbringt. Der Ueberg

war fast so stark als der von einer Person seyn würde, die man in einem Augenblick aus einer europäischen Stadt in die Mitte von Bukhara oder Samarkand versetzte, so asiatisch war der Charakter von vielen Dingen, die uns hier zu Gesichte kamen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Gegenseitiger Injurienproceß zwischen Herrn von Maubreuil und Herrn Paulmier.

(M. vergl. No. 188 d. Bl.)

Herr von Maubreuil hat, nach der Gazette des Tribunaux, vor dem Zuchtpolizeigericht, während der Debatten in der Sache, weshalb er zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt worden ist, gesagt: „Warum hat man zu mir ins Gefängniß einen Paulmier kommen lassen, der 1815 den Royalisten spielte, den ich als einen beiden Parteien dienenden Menschen gekannt habe, und der gesagt hat, daß man Herrn von Villèle tödten müsse." Diese Beschuldigung gab Veranlassung zu der Bekanntmachung eines Briefes des Herr Paulmier, in welchem man folgende Stelle findet: „Ich weiß, daß mir der edle Marquis nie verziehen hat, daß ich ihn in Belgien verhaften ließ (nachdem ich ihn vor den Nachstellungen Bonapartes gerettet und 400,000 Franken ausgeschlagen hatte, die ich erhalten sollte, wenn ich ihn ihm auslieferte); aber ich habe ihn auch verhindert, große Verbrechen zu begehen. Sprechen Sie meine Herren von Castries, von Semalé, reden Sie — alle nach Gent Ausgewanderte; reden Sie, Herr von Maubreuil, ich erwarte Sie." Diese Aeußerungen veranlaßten zwei gegenseitige Klagen der Herren von Maubreuil und Paulmier. Herr von Castries, bei der Untersuchung vernommen, erklärte, daß er Herrn von Maubreuil zu Gent gesehen, dessen Kopf und Meinungen sehr exaltirt schienen, aber daß er keinen Grund zu glauben gehabt habe, daß er auf Verbrechen sinne. Die beiden Klagen wurden verbunden und die Parteien erschienen den 3. Mai vor dem Zuchtpolizeigericht.

Herr von Maubreuil wurde halb 1 Uhr zur Audienz geführt, unter dem Rechtsbeistande des Herrn Germain. Da dieser Advocat indessen sich nicht von der Unpäßlichkeit hergestellt ist, die ihn vor einem Monate das Plaidiren hinderte, so war Herr Pinet beauftragt, das Wort statt seiner zu führen. Herr Paulmier, über sein Gewerbe befragt, antwortete: Ich habe keinen Beruf mehr; Herr von Villèle und Herr von Peyronnet haben mich um meine Stelle gebracht, weil ich ein ehrlicher Mann und den Bourbons ergeben bleiben wollte.

Herr von Maubreuil, nachdem er seinen Namen ꝛc. angegeben, äußerte sich folgendermaaßen aus: Herr Präsident! im Jahre 1814 waren Sie Instructionsrichter; Sie ließen mich mit Blut bedeckt vor sich führen; ich bitte Sie, wegen dieser Thatsache, Ihren dermaligen Auftrag abzulehnen. Der Kanzler d'Ambray, auf dessen Zeugniß ich mich berufen kann, hatte mir durch Herrn von Sesmaisons, durch Herrn von Roche-Jacquelin und durch Herrn von Brosses sagen lassen, ein tiefes Stillschweigen zu beobachten; weil ich nicht auf Ihre Fragen antworten wollte, führte man mich blutbedeckt vor Sie; ich glaube, daß dies für mich ein Grund der Weigerung seyn muß und ich wünsche nicht in andere Details einzugehen.

Der Präsident. Wir fürchten diese Details nicht.

Herr Delussan, Advocat des Königs, meint, daß kein Gesetz eine Weigerung dieser Art motivire; und das Tribunal entscheidet, nach vorgegangener Berathung, gegen diese Verweigerung.

Der Präsident. Sie können, wenn Sie es für angemessen halten, gegen das Urtheil appelliren.

Herr von Maubreuil. Ich werde nicht appelliren, aber ich kann nicht umhin bemerklich zu machen, daß Sie vor dreizehn Jahren mein Instructionsrichter waren; ich finde Sie heute als Präsident wieder und vielleicht in zehn Jahren, wenn ich dann noch in einer Beziehung zu den Tribunalen stehe, werde ich Sie als Justizminister finden; es ist ein eignes Schicksal, was mich verfolgt.

Der Präsident. Das Tribunal hat entschieden; ich will Sie nur daran erinnern, daß Sie in Ihrer letzten Sache volle Freiheit gehabt haben, sich zu vertheidigen.

Herr von Maubreuil. Ja, Herr Präsident! und dafür danke ich Ihnen.

Der Präsident. Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan.

Herr Paulmier erkennt den Brief an, den er hat drucken lassen.

Herr von Maubreuil bekennt die ihm von der Gazette des Tribunaux zugeschriebenen, oben angeführten Worte, mit Ausnahme derer, die sich auf Herrn von Villèle beziehen. Er erklärt auch, nicht gesagt zu haben, daß Paulmier ihn im Gefängniß besucht habe, sondern nur, daß er ihm hätte Vorschläge machen lassen; er liest in dieser Beziehung einen Brief vor, den er an den Polizei-Präfecten geschrieben, in welchem er von Versuchen und Anträgen spricht, die ihm Herr Paulmier gemacht, und von dem Verdacht, den diese Schritte ihm einflößten.

Paulmier. Das sind Unwahrheiten.

Herr von Maubreuil hat das Wort, um seine Klage auszufinden anderzusetzen. Er spricht mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und mit einem Tonwechsel der Stimme, die es sehr schwer machen, den Sinn seiner Worte zu fassen. Ich habe, sagt er, viele Proben überstanden; ich habe fünf Regierungen in 45 Tagen auf einander folgen sehen. Im Jahre 1815 warf mich Soult, auf Befehl Bonapartes, ins Gefängniß; der König ließ mich in Freiheit setzen und ich zog mich nach Saint-Germain zurück; la Réal wollte mich haben, ich wurde aufgehoben und nach Paris geführt, an einem Stricke mit einem eisernen Stabe; edle Freunde erleichterten meine Flucht; ich reiste mit dem Grafen von Brosses ab, als Pferdehändler verkleidet; zu Neuburg (Neuf-chateau) kam uns Herr von Laubepain, der Graf Remer und dieser Paulmier nach, den ich seitdem nie wiedergesehen habe; ich mußte durchaus abreisen — ich war inzwischen am Fuße verwundet und konnte weder gehen noch reiten; Herr von Brosses kaufte ein kleines Kabriolet und Herr Paulmier übernahm es, mich zu begleiten. Unterwegs führte er die seltsamsten Reden, und sprach davon, was er für den König und für Bonaparte gethan habe, alles untereinander; was dabei am klarsten war, ist, daß ich mich in dem Krabriolet befand und ihn wohl anhören mußte. Bei meiner Ankunft zu Brüssel wurde ich zum belgischen Polizei-Commissair beschieden; ich sah wohl, daß ein Streich gegen mich im Werke war, ich wurde verhaftet; Herr von Semalé benutzte die Umstände geschickt und, durch eine unerhörte Verletzung des Völkerrechts, ließ er mich nach Gent transportiren. Der König, Ludwig XVIII., wußte nicht, was er mit mir machen sollte; aber der König der Niederlande, Freund der Gerechtigkeit, reclamirte mich und ließ mich in Freiheit setzen. Ich weiß, daß meine Verhaftung auf Paulmiers Bericht über mich verfügt worden ist.

Nach dieser Auseinandersetzung liest Herr von Maubreuil den von Paulmier in Druck gegebenen Brief vor, in dessen Titel er sich nennt: „Vormaliger Controleur, Vérificateur der Douanen, Lieutenant der „royalistischen Freiwilligen, Missionair des Königs."

„Ich habe mich," sagt Herr Paulmier, „in diesem Briefe, beschränkt, „an Herrn Jacquinot von Pampelona zu schreiben, daß, wenn man den

„Namen des Grafen von Artois darein mischen wolle, ich ihn bäte, meine „Aussagen aufnehmen zu lassen."

(Ich habe gesagt, fährt Herr von Maubreuil fort, daß der Herr ein Mouchard [Polizei-Spion] war.)

Paulmier ihn unterbrechend. Sie haben den Grafen Artois und selbst den Herzog von Berri ermorden wollen. — —

Herr von Maubreuil mit Kaltblütigkeit. Wenn ich zu Ende seyn werde, so können Sie dann sagen, was Sie wollen.

Paulmier. Was ich gesagt habe, ist wahr.

Herr von Maubreuil. Sie können mich den Papst ermorden lassen, wenn Sie wollen. (Man lacht.)

„Herr von Maubreuil hat mir gesagt, daß, wenn Sr. königl. „Hoheit, der Graf von Artois, die Herren von Talleyrand und von „Vitrolles es gewollt hätten, er Bonaparte und seinen Sohn getödtet „haben würde."

(Darüber habe ich nur eine Bemerkung zu machen: ich hatte zu der Zeit eine gesprungene Ader und konnte nur an Krücken gehen — wie hätte mich der Bischof von Autun, Herr von Vitrolles, der in la Force war, und der Graf von Artois, der sich zu Gent befand, verhindern können, Bonaparte zu ermorden? Das ist mir unbegreiflich.)

„Ich werde alle Details dieser Reise angeben."

(Einige Details von seiner Erfindung ohne Zweifel; ich aber habe nie mit diesem Mouchard etwas gemein gehabt; ich habe nie Verbindungen als mit rechtlichen Leuten gehabt, in deren Mitte er sich zufällig befand.)

„Ich erfuhr, daß Bonaparte 400,000 Franken demjenigen anbot, „der ihn ihm ausliefern würde; ich ließ ihn auf der Stelle davon be„nachrichtigen." (Und der Herr ist kein Polizei-Spion!)

„Ich zeigte dem Herrn von Castries an, daß Maubreuil mit uns sey." (Und der Herr ist kein Polizei-Spion!) [Man lacht.]

„Ich setzte meine Reise fort, um die Mission zu erfüllen, womit ich „beauftragt war." (Und der Herr ist kein Polizei-Spion!) [Man lacht.]

„Ich war von Gent wieder abgegangen, um einen neuen Auftrag „in Frankreich zu besorgen." (Und der Herr ist kein Polizei-Spion!) [Man lacht noch ärger.]

Herr von Maubreuil fährt fort, die Anklagen des Herrn Paulmier zu beleuchten; er hat von einem ehrenrührigen Brief gesprochen, der an Ludwig XVIII. geschrieben worden seyn soll. Ich hatte mein Leben gewagt, um zu verhindern, daß man dem Grafen von Artois einen Auftrag zuschreibe, wovon ich nie die Gewißheit gehabt habe, daß er ihn gegeben, ob man gleich behauptet hat, daß er Kenntniß davon gehabt habe: ich wurde dafür mit Undankbarkeit belohnt. Ich schrieb an Ludwig XVIII., daß ich den politischen Cultus abschwöre, den meine Familie ihm geweiht, und unterzeichnete diesen Brief mit meinem Blute.

Paulmier behauptet, daß er nicht Polizei-Spion sey, und verweist uns an Herrn Franchet, um es zu beweisen; frage man vielmehr Lazarille; und dann sagt er, daß er Aufklärungen im Interesse der Monarchie gebe, woraus er folgert, daß er kein Mouchard sey. Er sagt, daß er 100,000 Fr. ausgeschlagen, um mich nicht auszuliefern; er hat 400,000 taube Nüsse ausgeschlagen. Endlich schließt er seinen Brief mit der Behauptung: „daß er mich verhindert habe, große Verbrechen zu begehen." Hierbei bleibe ich stehen; ich werde nicht dulden, daß man mich verläumde; die Ehre meiner Familie ist dabei interessirt; ich rufe die ganze Strenge der Gesetze auf; was mich betrift, mein Leben ist verloren — aber ich habe zwei Brüder, und die Ehre gebietet mir, Verläumdung von ihrem Namen zu entfernen.

Herr Paulmier nimmt hierauf das Wort. Meine Herren, sagt er, als ich das unwürdige Betragen des Herrn von Maubreuil in Beziehung auf den Fürsten von Talleyrand erfuhr, freute ich mich darüber, daß [illegible] nicht Sr. Majestät in den Weg gekommen, denn ich wußte, daß [illegible] gegen den Grafen von Artois noch weit aufgebrachter als gegen Herr von Talleyrand war. Seine Verwandten kennen Herrn von Maubreu sehr wohl und Herr von Larochejacquelin hat mir noch gestern gesagt Reden Sie nicht von diesem schändlichen Maubreuil.

Herr von Maubreuil. Das ist unwahr; er hat mir no gestern einen wohlwollenden Wink geben lassen.

Der Präsident. Beschränken Sie sich auf die Thatsachen Ihre Klage; Sie dreht sich um den Ausdruck Polizei-Spion.

Paulmier. Ich war nie Polizei-Spion; zwar übernahm ich ei Mission nach Gent, aber diese Mission hatte zum Zweck, die Rückke des Königs nach Frankreich zu bewirken, und in dieser Beziehung war alle Franzosen, die mit uns waren, Mouchards; die Prinzen selbst wü den die ersten gewesen seyn, denn sie suchten am eifrigsten nach Fran reich zurückzukehren. —

Der Präsident fordert Herrn Paulmier von Neuem auf, bei d Thatsachen stehen zu bleiben, die seine Klage motiviren und sich über d Beschuldigung des Mordplans gegen Herrn von Villèle näher zu erklärer

Paulmier. Ohne Zweifel wenn man durch die Ermordung d Herrn von Villèle Frankreich rettete, so könnte ich mich dazu entschließe und ich würde mich für mein Vaterland aufopfern; aber ich habe ni mals etwas Aehnliches gesagt.

Um auf die Thatsachen der Klage zurückzukommen, so habe ni ich Herrn von Maubreuil verhaften lassen, sondern Herr Semalé, d das Recht dazu hatte; ich habe mich bloß darauf beschränkt, anzuzeige daß mir dieser Mann gefährlich scheine; ich habe die Pflicht eines treu Dieners eines Bourbonen erfüllt. Was die Verbrechen betrifft, der ich ihn am Ende meines Briefes anklage, so sind diese die Ermordun des Grafen von Artois und des Herzogs von Berry, wozu er den A schlag gemacht hatte; und deswegen habe ich die Ankunft des Her von Maubreuil angezeigt. Darin habe ich also wie ein treuer Die der Monarchie und nicht wie ein Polizei-Spion gehandelt. —

Man vernimmt hierauf Herrn Valette, Aufseher von la Force. (ergiebt sich aus seinen Erklärungen, daß Paulmier nicht selbst mit Her von Maubreuil gesprochen, sondern durch Herrn Cuntairs, einen la Force verhafteten Engländer, hat sprechen lassen.

Der Präsident. Warum gingen Sie nach la Force?

Paulmier. Ich war beauftragt, Herrn Cuntairs dort zu besuche ich sprach von der Angelegenheit des Herrn von Maubreuil und ich sa zu Personen, die da waren, daß ich diese Sache genau kenne, daß, we man mich zum Zeugen aufrufe, ich vielerlei aussagen könne, daß es aber lieber seyn würde, nicht zeugen zu müssen, aus Ergebenheit für Familie des Herrn von Maubreuil; ich wußte in der That, daß Graf von Artois sich beklagt hatte, daß Herr von Meubreuil glauben gemacht, die Königin von Westphalen habe Krondiaman mitgenommen.

Der Präsident. Die geheiligte Person des Königs soll nicht diese Debatten gemischt werden.

Herr von Maubreuil. Ich habe nie mit dem Grafen Artois gesprochen.

Der Präsident. Aus welchem Grunde haben Sie Herrn Maubreuil Anerbietungen gemacht?

Paulmier. Ich habe ihm keine bestimmten Dienste angebot ich habe blos Interesse an ihm bezeugt, weil ich wußte, daß er ungl lich war.

Der Präsident. Aber dies war kein Grund, um in das fängniß zu gehen.

Paulmier. Ich ging dahin, um Herrn Cuntairs zu sehen. Ich sprach von Herrn von Maubreuil, wie man überall von ihm sprach, ausgenommen nur, daß ich meine Verachtung nicht hinlänglich ausdrückte.

Herr von Maubreuil. Thun Sie sich keine Gewalt an.

Herr Pinet behauptet im Namen des Herrn von Maubreuil, daß der Brief des Herrn Paulmier Anführungen und Aeußerungen enthalte, die, durch ihre Oeffentlichkeit und Wichtigkeit, das Vergehen der Verläumdung charakterisiren. Er erinnert an die vor dem Instructionsrichter gemachten Aussagen des Herrn von Castries, in Beziehung auf die seinem Clienten zugeschriebenen Entwürfe. Dann, übergehend auf die Klage des Herrn Paulmier, behauptet er, daß die Benennung oder Bezeichnung als Mouchard keine Verläumdung constituiren könne, weil es sich aus dem Geständniß des Herrn Paulmier selbst ergebe, daß er es sey, welcher Herrn von Maubreuil denuncirt und seine Verhaftung zu Brüssel herbeigeführt habe, in Folge deren dieser nah daran war, nach Siberien geschickt zu werden. Der Urheber so vieler Leiden, sagt er schließlich, ist der Angeber Paulmier, Paulmier, der in seiner Schrift, während der Untersuchung und noch während der heutigen Debatten, seine Angeberei bekennt und proclamirt. Und Herr von Maubreuil sollte nicht das Recht haben, einem solchen Manne den Namen zu geben, den er verdient? Man könnte ihm zum Verbrechen machen, daß er sich über den beklagt, der ihn so schrecklich verfolgt hat, daß er den einen Angeber nennt, der ihn angegeben? — Findet hier ein Aergerniß statt, so besteht es darin, den Urheber einer gräßlichen Ungerechtigkeit seinem Opfer ein Verbrechen daraus machen zu sehen, daß es sich über eine Unbilligkeit beklagt, womit er sich selbst brüstet.

Herr Ducs d. j., Paulmiers Advocat, macht bemerklich, daß sein Client, im Processe der ersten Instanz als Mouchard bezeichnet, geschwiegen, und sich nur zur Klage entschlossen habe, nachdem er die Wiederholung der Verläumdung vor dem königlichen Gerichtshofe vernommen; er behauptet ferner, daß das Wort Mouchard oder Polizei-Spion eine Verläumdung in sich schließe, besonders wenn man sage Polizei-Spion, der beiden Theilen dient (mouchard de deux côtés); er sucht dann die seinem Clienten gemachten Vorwürfe zurückzuweisen, der, wie er sagt, nie Mouchard gewesen sey, sondern Aufträge des Königs empfangen habe; wenn man dadurch Mouchard würde, daß man Missionen Ludwigs XVIII. übernommen, so wären alle nach Gent geflüchteten Franzosen Mouchards, und der König selbst einer! (Lärm.)

Der Präsident. Herr Advocat, Sie überschreiten die Gränzen.

Herr Ducs. Ich bitte das Tribunal um Verzeihung; die Wärme der Rede aus dem Stegreif ist die Ursache davon; ich wollte zeigen, daß man diejenigen nicht als Mouchards bezeichnen kann, welche Aufträge Ludwigs XVIII. ausführten.

Der Advocat schließt mit der Erinnerung, daß Herr von Maubreuil verschiedenemale eingeräumt und behauptet habe, auch eine Mission erhalten zu haben, die nämlich, Bonaparte zu ermorden, und daß ihn dennoch niemand für einen Polizei-Spion halte oder erkläre.

Herr von Maubreuil. Der Advocat erinnert daran, daß ich beauftragt worden, Bonaparte zu tödten; das führt mich auf die Mission zurück, die das Unglück meines Lebens gemacht hat: Ich habe nicht gesagt, daß ich es verweigert, Bonaparte zu tödten; ich habe gesagt, daß ich von dem Bischof von Autun diese Mission erhalten und es über mich genommen habe, sie nicht zu erfüllen; das sind meine Worte, deren Sinn zu berichtigen mir sehr am Herzen liegt; übrigens beweist die Mission, womit ich beauftragt wurde, und zu welcher man alle verbündeten Truppen, die englischen und östreichischen ausgenommen, zu meiner Verfügung gestellt hatte, hinlänglich das Zutrauen, das man in mich setzte.

Paulmier erneuert die Erzählung von dem, was zu Neuschateau und zu Brüssel vorgegangen. Er behauptet, daß ihm Herr von Maubreuil vorgeschlagen habe, sein Vermögen zu theilen, welches in 81,000 Fr. in Gold und in drei Kasten bestanden, die in die Seine geworfen worden, befestigt durch eine Kette an eine große Kugel von Blei.

Herr von Maubreuil unterbricht ihn. Ich habe schon erklärt, welchen Gebrauch ich von den 81,000 Fr. gemacht. Ich habe sie dem Herrn von Vitrolles eingehändigt, und Sie haben ohne Zweifel den Beruf nicht, den Herrn von Vitrolles zu vertheidigen.

Der Präsident. Alles das gehört nicht zur Sache.

Paulmier. Ich habe eine Mission im Interesse des Königthums erfüllt und Sie, Herr Präsident, würden an meiner Stelle ohne Zweifel dasselbe gethan haben, aber nie bin ich Mouchard gewesen.

Herr Desparbes de Lussan denkt, daß die Bezeichnung als beiden Theilen dienender Polizei-Spion eine Injurie constituire, und daß der Brief des Herrn Paulmier das Vergehen der Verläumdung enthalte; in Folge dessen trägt er auf 25 Fr. Strafe gegen Herrn von Maubreuil, und auf 100 Fr. gegen Herrn Paulmier an.

Nach gehöriger Berathung verurtheilt das Tribunal Herrn Paulmier als der Verläumdung schuldig, zu fünf Tagen Gefängniß und 100 Fr. Strafe und Herrn von Maubreuil, wegen begangener Injurie, zu 25 Fr. Strafe. — Herr Paulmier, als er die Audienz verließ, legte Appellation gegen dieses Urtheil ein.

Bericht des dänischen Architekten, Hrn. Benj. Schlick über den unterirdischen Weg, Tunnel genannt, der in diesem Augenblicke zu London unter der Themse hindurch ausgeführt wird;

verlesen von demselben am 25. November 1826 vor der Academie der schönen Künste des Instituts von Frankreich zu Paris.

„Der Beweggrund, der mich vermocht hat," sagt Hr. Schlick in einer Nachschrift, „diesen Bericht öffentlich bekannt zu machen, ist die günstige Aufnahme, die die Académie des beaux arts de l'institut de France demselben angedeihen zu lassen die Güte hatte. Ich kann daher hoffen, daß er dem Publikum nicht minder angenehm seyn wird, das er mit der Art bekannt zu machen bestimmt ist, wie man bei einem der größten Unternehmen unsers Jahrhunderts und vielleicht des Alterthums verfährt." — Auch wir hoffen mit der Mittheilung dieses Berichts unsern Lesern keine unwillkommenen Aufschlüsse über den jetzt allgemein und viel besprochenen Gegenstand desselben zu geben:

Meine Herren!

In meiner Eigenschaft als Ausländer beginne ich damit, Ihre Nachsicht wegen der Art mir zu erbitten, in welcher ich die Denkschrift, die ich Ihnen mitzutheilen wünsche, zu lesen im Begriffe bin. Ich bedarf Ihres Wohlwollens um so viel mehr, als dies das erste Mal ist, daß ich mich zu dieser Ehre berufen sehe; und wenn es sich davon handelt, eine Sprache zu reden, die uns fremd ist, so ist es für uns die schwerste Sache von der Welt, sie gut und richtig auszusprechen.

Aber wenn man nur ein wenig diese schöne französische Sprache studirt hat, die die der Gelehrten und Diplomaten Europa's geworden

iſt, wie konnte man wohl dem Vergnügen widerſtehen, davon Gebrauch zu machen, wenn das Bedürfniß es erheiſcht? und gab es jemals für mich ein dringenderes? Möge dies, meine Herren, mir als Entſchuldigung dienen und machen, daß ich Vergebung für meine Kühnheit erhalte.

Wenn ich in dieſer Denkſchrift, welche Ihnen mitzutheilen ich die Ehre habe, und deren Zweck iſt, Sie von dem Weg zu unterhalten, der in dieſem Augenblicke unter der Themſe hindurchgeführt wird, nichts thät, als Ihnen die Art auseinander zu ſetzen, mit der der Ingenieur hiebei verfährt, ſo würde ich Ihnen nichts Neues mittheilen; denn ſchon haben die öffentlichen Blätter hierüber mehr oder minder ausführliche Details gegeben, und es iſt ohne Zweifel keiner unter Ihnen, meine Herren! der nicht davon Kenntniß genommen hätte. Ich wünſche mehr zu thun. Ich will nichts auf die Bahn bringen, was nicht mit Zeichnungen belegt werden ſoll,*) die ich an Ort und Stelle ſelbſt mit den größten Schwierigkeiten aufgenommen habe. Die verſchiedenen bereits ausgeführten Arbeiten, die Natur der angewendeten Materialien, ihre Quantität, ihre Dimenſionen, Alles, bis auf ihr Gewicht, wird mit jener Genauigkeit und Präciſion angegeben werden, die allein der berühmten Verſammlung würdig iſt, vor welcher mich darüber zu erklären ich im Begriff bin.

Urſachen, die dieſes Unternehmen begünſtigt haben.

Bevor ich in dieſe Details eingehe, ſey es mir erlaubt, Sie von den Umſtänden zu unterhalten, die dieſe Arbeit zu einem glücklichen Ende führen müſſen. Dieſe Urſachen, vier an der Zahl, ſind: das empfundene Bedürfniß, das Talent des Ingenieurs, die Vorzüge des ſogenannten römiſchen Cements, und der Geiſt der Aſſociation.

Erſte Urſache.

1) Dieſe erſte Urſache hat das Bemerkenswerthe, daß ein Bedürfniß dieſer Art ſich nur zu London und für die Themſe fühlbar machen konnte. In der That, obgleich ſchon ſechs Brücken über dieſen Fluß führen, ſo war doch die Erbauung einer ſiebenten unerlaßlich, um eine active Communication zwiſchen den an den Ufern liegenden Quartieren herzuſtellen; denn die Themſe theilt die Stadt in zwei ſehr ungleiche Theile: auf dem rechten Ufer des Fluſſes befindet ſich das Quartier Rotherhite und am linken ſehr volkreiche Vorſtädte. Nichts deſto weniger ſtanden dieſem Bau unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Dieſer ganze Theil der Themſe iſt ein ſchönes und großes Baſſin, wo zahlreiche Schiffe von allen Nationen ihren Platz einzunehmen kommen, um dort entweder zu löſchen oder ihre Ladung zu empfangen. Eine feſte Brücke mitten über dieſes Baſſin hin zu errichten, würde die Schifffahrt einſchränken geheißen haben; dieſe Brücke zum Oeffnen einzurichten, war eben ſo wenig ausführbar, denn man hätte ſie täglich fünf bis ſechshundert Mal öffnen müſſen. Wie würden dann die Fußgänger und Wagen Zeit zum Uebergang haben finden können? Fügen Sie dieſer, ſchon hinreichenden Betrachtung noch die hinzu, daß es gleichfalls dieſes Baſſin iſt, wohin die Kohlenführer, Kahnführer und Matroſen aller Art ſich begeben, was dieſen Bau ſehr behindert haben würde; und daß, da dieſe verſchiedenen Profeſſionen zu London mächtige Corporationen bilden, dieſe ſich der Aufrichtung einer Brücke widerſetzt haben würden. Dies iſt es, weshalb nur zu London und unter der Themſe hindurch, das Bedürfniß eines unterirdiſchen Weges gefühlt, und in Folge deſſen der Vorſchlag dazu, nicht allein von den höheren, ſondern auch von den geringeren Claſſen der Handeltreibenden, welche letztere natürlich Feinde aller Neuerungen ſind, angenommen werden konnte.

Zweite Urſache.

2) Dieſe Arbeit mußte von einem Manne dirigirt werden, der durch ſeine Talente im Stande war, einem ſo rieſenhaften Unternehmen vorzuſtehen; und dieſer Mann hat ſich in der Perſon des Hrn. Brunel gefunden, einem Ingenieur und Mechaniker, Franzoſen von Geburt, der aber ſeit langer Zeit zu London wegen wichtiger Arbeiten und künſtlich erſonnener Maſchinen bekannt und geſchätzt iſt. Die Entdeckung eines ſolchen Talents war um ſo koſtbarer, als man bei weitumfaſſenden Unternehmungen ſelten Menſchen antrifft, die zu gleicher Zeit fähig ſind, ſie aufzufaſſen und auszuführen. Dies iſt auch der Grund, warum derjenige, der, vor Hrn. Brunel, dieſes Unternehmen ausführen wollte, (es iſt achtzehn Jahre her) es anfing, ohne es beendigen zu können.

Dritte Urſache.

3) Die dritte Urſache iſt der Vorzug, den für einen ſolchen Bau das ſogenannte römiſche, d. h. als daſſelbe Reſultat hervorbringend wiedergefundene Cement darbietet. Die modernen Künſte haben, durch die Wiederauffindung des Cements der Römer, eine wichtige Eroberung gemacht, beſonders paßlich zur Erbauung ſolcher unterirdiſchen Gewölbe; denn, mit dem Mauerſtein angewendet, verbindet es ſich damit aufs ſchleunigſte, trocknet in drei Minuten, ſelbſt bis im Waſſer; ſo daß die Gewölbe, zu denen man es anwendet, indem ſie auf dieſe Weiſe in wenig Zeit eben ſo hart als der Stein ſelbſt werden, augenblicklich hinlängliche Stärke darbieten, um der Wirkung eines beträchtlichen Gewichts widerſtehen zu können. Bemerken Sie wohl, meine Herren, daß bei dem Bau, von dem es ſich hier handelt, dieſes materielle Agens faſt eben ſo mächtig iſt als das Genie ſelbſt.

Vierte Urſache.

4) Die vierte Urſache iſt, in dieſem Lande, der Geiſt der Aſſociation, der dem einer Commiſſion, die in andern Ländern dergleichen Unternehmungen leitet, weit überlegen iſt. In England findet ein Mann von Talent von dem Augenblicke an, wo er ein nützliches Projekt gefaßt hat, leicht ihm Beiſtand zu leiſten bereitwillige Capitaliſten. Man theilt die zu einem ſolchen Unternehmen nothwendige Summe in Actien, die Käufer finden, welche dann eine dirigirende Comité ernennen; und das Parlament ſelbſt beeilt ſich, die Anſtrengungen eines ſolchen Vereins zu billigen.

Folgendes war das Verfahren der Actionairs zu London in Betreff des Hrn. Brunel. Nachdem ſie ſein Projekt geprüft, ihn über ſeine Mittel zur Ausführung angehört hatten, ſagten ſie zu ihm: „Wir ſind „keineswegs im Stande, das beurtheilen zu können, was Sie uns eben „auseinandergeſetzt haben; dies iſt in gewiſſer Hinſicht ihr Geheimniß. „Aber das, was wir wiſſen, und was unſer Vertrauen verdient, iſt, „daß Sie ein Mann von Ehre und von, bereits unter uns vortheilhaft „bekannten, Kenntniſſen ſind. Sie haben überdem die große Schule der „Erfahrung für ſich; Sie wiſſen, woran Ihr Vorgänger in einem ähnlichen Unternehmen geſcheitert iſt, und Sie haben ſich ohne Zweifel „auf die Mittel vorbereitet, die Hinderniſſe zu beſiegen, die ihn haben „unterliegen machen. Hier iſt Geld; legen Sie die Hand an's Werk „machen Sie, daß unſer Vaterland eines neuen Vortheils ſich erfreue."

Das Legen des erſten Steines.

Zufolge dieſer entſcheidenden Urſachen, wurde beſchloſſen, daß ein Weg unter der Themſe hindurch ſolle geführt werden, und daß dieſe

*) Dieſe Zeichnungen ſind dem Inſtitute ſofort vor Augen gelegt worden.

aus zwei mit Trottoirs für die Fußgänger versehenen und durch Arkaden in Verbindung gesetzten, mit Gas zu erleuchtenden Gallerieen bestehen solle. Um das Auseinandertreffen der Wagen zu vermeiden, wird die eine dieser Gallerieen für die, die von der einen, die andere für die, die von der entgegengesetzten Seite kommen, bestimmt seyn. Diese Gallerieen, von cylindrischer Form, werden jede funfzehn Fuß Höhe und zwölf Fuß Breite, an ihrer Basis genommen, haben; die Mauer, die sie trennt, hat vier Fuß, im Ganzen also acht und zwanzig Fuß. Von außen ist die Masse des Mauerwerks sieben und dreißig Fuß breit und zwei und zwanzig hoch, nach Landesmaaß.

In Folge dieser Entscheidung wurde der erste oder Grund-Stein am 22. März 1825 von dem Präsidenten der Comité der Actionairs gelegt. Die Arbeiten begannen unverzüglich und sind bis hieher ohne Unterbrechung fortgesetzt worden.

Die Baustelle, an welcher das Projekt ausgeführt wird, ist ein wenig östlich von der Kirche von Rotherhite, auf der südlichen Seite der Straße gleiches Namens.

Construction des Wasserbehälters oder der Ableitungsröhre und Einfahrt.

Man mußte damit anfangen, einen Schacht auszugraben, dessen Tiefe wägerecht mit den zu executirenden Arbeiten zusammentraf. Der Architekt benahm sich hiebei auf eine so gewandte als erfinderische Weise, die um so mehr unsere Beachtung verdient, als die Details dieses sinnreichen Baues noch nicht bekannt sind.

Nachdem die Stelle dazu definitiv bestimmt worden, ließ derselbe einen Kreis von Grundpfählen einrammen, die dazu bestimmt waren, momentan den Bau einer Art hohlen Cylinders oder Thurmes zu halten, der wiederum dazu bestimmt war, die Verkleidung eines Loches von gleicher Dimension zu werden. Als diese Grundpfähle so präparirt waren, erbauete man darauf, bis zu einer Höhe von vierzig Fuß, jenen Thurm, in welchem wir fünf verschiedene Abtheilungen bemerken müssen. Die erste ist ein Kreis von gegossenem Eisen von drei Fuß Höhe, dessen Basis in einem Winkel von fünf und vierzig Grad schneidend ist, was hinreicht, daß er, durch das Gewicht des Baues, der von ihm aufsteigen muß, die Erde mit seinen Seitenwänden durchschneidet. Die zweite ist ein hölzerner Ring von drei Fuß Breite und einem Fuß Dicke, der auf dem Kreise ruht und bestimmt ist, zur Erhaltung der Verbindung zwischen dem Kreise und dem Baue zu dienen.

Die dritte ist das Gebäude selbst, das von, durch Cement aufs genaueste vereinigten, Mauersteinen gemacht ist.

Die vierte besteht in acht und vierzig Stücken Holzes, die eben so viel Bolzen umschließen, die perpendicular queer durch dieses steinerne Gebäude gehen und die, mit Hülfe von Schraubenmüttern es in einem Zustande von Sperrung halten. Da diese Bolzen nicht dazu bestimmt sind, dort zu bleiben, wenn der Bau vollendet seyn wird, so sind sie dadurch selbst leicht wegzunehmen, und einmal weggenommen, läßt der Raum, den sie einnahmen, der Durchseihung des Wassers eine bequeme Passage, die dasselbe in einen tiefen Wasserbehälter führt, der in der Tiefe dieser Einfahrt construirt ist, von wo aus es leicht seyn wird, dasselbe wegzuschaffen.

Die fünfte Abtheilung ist aus leichteren hölzernen Kreisen zusammengesetzt, die, von Distanz zu Distanz, angebracht sind, um die Arbeiter in diesen Bau zu leiten. Auf dem Gipfel dieses Thurms ist eine Plate-Forme erbaut, auf welcher man eine Dampfmaschine, mit doppeltem Cylinder und einer Kraft von sechs und dreißig Pferden, mit Pumpe, Kessel, Schornstein ꝛc. eingerichtet hat, und die eine Kette von Trogen in Bewegung setzt, die, als Hohlschaufeln dienend, die von den Arbeitern ausgegrabene Erde auffaßt, um sie so zu Tage zu fördern.

Art und Weise, wie die Verkleidung dieses Wasserbehälters in die Erde eindringt.

Nachdem diese kühne und erfinderische Construction auf diese Weise vorbereitet worden, begannen am 1. April 1825 die Aushöhlungen; man fing an, die Erde auszugraben, die die Maschine alsobald zu Tage förderte. Da man riskirte, auf Wasser zu stoßen, so hatte man sich auf diesen Fall vorgesehen und waren dieserhalb Pumpen angebracht. Wie die Erde nun nach und nach abgelöst wurde, sank der Bau, durch sein eignes Gewicht und vermöge seiner scharfen und einschneidenden Basis fast unmerklich in die Erde ein.

Nichts desto weniger betraf uns, während ich diesen Arbeiten folgte, eine sehr bemerkbare Erschütterung des Bodens. Das Gebäude sank mit einem donnerähnlichen Geräusch plötzlich um acht Zoll. Wir waren starr vor Schrecken; wir glaubten, daß die Mauerverkleidung gebrochen wäre, und daß die Maschine mit ihrem Ofen auf unsre Häupter herabstürzen würde. Glücklicherweise setzte sich der Bau wieder, das Geräusch hörte auf, und wir sahen mit einer unaussprechlichen Genugthuung, daß das Werk durchaus keinen Schaden genommen und der obere Mechanismus nichts gelitten hatte.

Auf diese Weise sank der Thurm, im Verlauf von zwanzig Tagen, sieben und dreißig Fuß tief, durch Sand- und Kiesgrund ein und befand sich dann auf einem festen, aus einem Lager von Thonerde bestehenden Boden. Der Bau des Thurms wurde nun wieder angefangen und bis zu der Tiefe von vier und zwanzig Fuß fortgesetzt, was mit den bereits erbauten vierzig Fuß, zusammen vier und sechszig Fuß Höhe giebt. Auf diesem Punkte angekommen, verminderte man die Weite; und ein anderer Thurm, der bloß fünf und zwanzig Fuß im Durchmesser hat, wurde auf zwanzig Fuß Tiefe eingesenkt. Die Verbindung der Mauern dieser beiden Thürme war außerordentlich solid von Mauerwerk. Dieser letzte Thurm ist dazu bestimmt, als Behälter des durchseihenden Wassers zu dienen, was man dann vermittelst Pumpen herausbringen lassen wird. Die ganze Tiefe ist demnach vier und achtzig Fuß, und der Durchmesser des ersten Thurms beläuft sich auf funfzig Fuß. Das Mauerwerk hat drei Fuß vier Zoll Dicke; es sind zu diesem Werke zweimalhundert und sechszig tausend Stück Ziegel- oder Mauersteine und zwölfhundert Fäßer Cement verwendet worden; sein Gewicht ist neun hundert Tonnen, oder zwei Millionen sechszehntausend Pfund, ungefähr eine Million Kylogrammen. Dieser Thurm soll für die Fußgänger als Treppe dienen, und in einer weit größern Dimension, fast wie eine Treppe, ein ähnlicher Thurm, von hundertsechszig Fuß im Durchmesser, für die Fuhrwerke erbaut werden.

Arbeiten der unterirdischen Galerie.

Hier hat der Ingenieur damit anfangen müssen, das Terrain, in welchem er zu arbeiten im Begriff stand, zu sondiren, um zu erkennen, welche Gattung von Hindernissen er zu besiegen hätte, und welche Mittel er dagegen anwenden müßte. Der Fluß bietet in dieser Linie ein maximum von Tiefe von zwei und dreißig Fuß zur Fluth-, und von zwölf zur Ebbezeit dar. Man sondirte an neunzehn verschiedenen Punkten, woraus sich ergab, daß das Flußbett aus drei verschiedenen Erdlagern zusammengesetzt war; nämlich 1) aus einem Lager von Sand von drei Fuß und acht Zoll, 2) aus einem desgleichen von Thon und

Sand von einem Fuß und zehn Zoll und 3) von einer Schicht reinen und zähen Thones von fünf und dreißig Fuß. Durch dieses Thonlager nun mußten die Gallerieen geführt werden. Als man anfing, die Mauer an dieser Stelle des Thurmes zu durchbrechen, war das Cement bereits so fest mit dem Mauerstein verbunden, daß es nur durch wiederholte Anstrengungen während mehrerer Tage gelang, das Mauerwerk abzubrechen.

Das Bemerkenswertheste bei dem Bau dieses unterirdischen Weges (auf englisch Tunnel), ist die Maschine, die dazu bestimmt ist, die Masse von Erde zu stützen, die, durch ihre Wirkung, während der Aushöhlung auf sie drückt. Das Princip, worauf die Solidität und Sicherheit des Werkes beruht, besteht darin, die Erde, die die trichterförmige Oeffnung umgiebt, in demselben Zustande von Dichtheit zu lassen, den sie vorher hatte; was man dadurch bewerkstelligt, daß sogleich die Portionen von ausgegrabener Erde, durch Mauerwerk ersetzt und die umliegende nicht gestört wird.

Man bewirkt diese Arbeit vermittelst eines großen Rahmens oder Kastens von gegossenem Eisen von der Ausdehnung der Oeffnung, das heißt von sieben und dreißig Fuß Breite und zwei und zwanzig Fuß Höhe und acht Fuß Tiefe. Wenn dieser Rahmen (châssis) angelegt ist, so hält er vollkommen die Erde oben und an den Seiten zurück; er ist in zwölf abgesonderte und von einander unabhängige, regelmäßige Abtheilungen getheilt, die, perpendicular stehend, so eingerichtet sind, daß sechs davon alternative den Druck des Terrains, das auf diese Weise ausgehöhlt wird, abhalten; während daß sechs feststehen bleiben, gehen die andern sechs um neun Zoll vorwärts, wenn die Aushöhlungen vorläufig gemacht sind. Man begann in den ersten Tagen des Decembers 1825 von diesem Rahmen Gebrauch zu machen.

Der innerhalb dieses Rahmens angewendeten Arbeiter sind sechs und dreißig, von denen jeder in einer Zelle oder Büchse steht: diese Zellen sind überdem vorn verkleidet, und werden gegen den Boden angewendet, wie eine Art von, aus kleinen Brettern oder Bohlen zusammengesetztem Schild. Der Arbeiter nimmt ein Brett weg, höhlt die Erde neun Zoll tief aus, legt in diesen leeren Raum das Brett wieder ein und befestigt es dort sehr genau mit Hülfe von Schrauben, die sich nicht an die Ränder des Kastens, in dem er arbeitet, sondern an die der beiden benachbarten, in denen man nicht arbeitet, stützen. Das, was der Arbeiter hier mit einem Brett macht, macht jeder Arbeiter successive wieder mit allen andern und auf diese Weise wird die ganze Fläche gleichmäßig ausgehöhlt; worauf dann dieselbe Operation mit den andern sechs Zellen wiederholt wird, und sich, wenn so der ganze Rahmen um neun Zoll vorgerückt ist, das Mauerwerk hinter ihm ebenfalls um neun Zoll vorgerückt findet. Durch dieses Verfahren ist das Terrain niemals irgend einer Gefahr ausgesetzt, und wir sind selbst im Stande gewesen, durch mit Wasser vermischten Sand vorwärts zu dringen.

Es war nothwendig, in einige Details in Beziehung auf dieses Verfahren einzugehen, weil es in allen Fällen, wo man in einem Terrain, dessen Beweglichkeit Unruhe verursacht, zu miniren hat, von großem Nutzen wird seyn können.

Die Arbeiten wurden auf diese Weise ohne irgend einen bemerkenswerthen Vorfall bis zum 23. August 1826 fortgesetzt, zu welcher Zeit ich England verließ, um nach Frankreich zurückzukehren. Man rückte in der Construction der beiden parallellaufenden Gallerieen um zwei Fuß in vier und zwanzig Stunden vorwärts. Durch die Construction dieser zwei Fuß wurden neunzig bis hundert Tonnen Erde herausgeschafft. Man verwendete hiezu gegen zwölf Tausend Ziegel täglich und bediente sich täglich auf einmal einer Anzahl von je hundert Menschen, die von hundert andern abgelöst wurden, im Ganzen also von zwei hundert. Ich hoffte, daß man auf diese Art mit demselben Glücke zu einem erwünschten Ende gelangen werde; allein ein Schreiben meines schätzenswerthen Freundes, Herrn Brunel, was ich von London empfangen, unterrichtet mich von einem neuerlich eingetretenen Ereignisse und ich will hier wörtlich das hinzufügen was er mir über dasselbe mittheilt:

„Wir kommen gut vorwärts; in wenigen Tagen werden wir „dreihundert Fuß vollendet haben. Wenn wir im Laufe des letztverflossenen Monats nicht auf große Schwierigkeiten gestoßen wären, würden wir wohl gegen dreißig Fuß weiter vorgerückt seyn."

„Ohne Gefahr siegen, heißt ohne Ruhm triumphiren! Wir können uns jetzt eines ehrenvollen Triumphes schmeicheln, da wir die Themse, die sich einen Weg bis zu unsern Arbeiten „zu bahnen gewußt, in ihre Schranken zurückgewiesen haben; wir haben „uns da wie die Schnecken in unserm Gehäuse verschanzt, dessen Zugänge „wir allenthalben wohl versperrt haben. In dieser Lage hörten wir, „wie der Grund des Flusses, in welchem sich gleich anfangs eine Aushöhlung gebildet hatte, mit Heftigkeit auf unsre Köpfe herabstürzte. „Eine zweite Erschütterung war von geringerer Wirkung; endlich drang „der Kies des Flußbettes bis zu uns. Es ist uns jedoch endlich gelungen, trotz dieser Einmischung, Alles wohl zu verwahren und zu befestigen, und so sind wir denn jetzt schon zwanzig Fuß über diese gefährliche „Stelle hinaus, ohne auch nur von einem einzigen Tropfen Wasser „incommodirt zu werden. Unsre Arbeiter haben nie auch nur die geringste „Unruhe gezeigt; da wir nur sehr langsam vorrückten, schliefen die in „den untern Zellen ganz ruhig, während die im dritten Stockwerk bei „den Anstrengungen, die sie machten, das Wasser zu gewaltigen, was „dort durchdrang, fast darin schwammen. Mein Sohn hat dreizehn „Nächte dort geschlafen; ich habe auch dort geschlafen und ich hoffe daß „dies eines der schönsten Blätter in unserm Tagebuche seyn wird."

Ja es wird eine der schönsten Stellen in diesem Tagebuch seyn, und wiederholen wir mit dem Künstler: Ohne Gefahr siegen, heißt ohne Ruhm triumphiren! Ruhm, in der That, sey dem gewährt, der, bei dieser Gelegenheit, die Natur zu besiegen gewußt hat. Wir müssen daraus schließen, daß keine Hindernisse mehr zu befürchten sind und daß dieses riesenhafte Werk ehrenvoll wird beendigt werden.

In einem neuern Brief, vom 15. Nov. 1826 datirt, meldet mir Hr. Brunel: „daß er gegenwärtig drei hundert und zwölf Fuß vom „Anfangspunkt an der tiefsten Stelle des Flusses, und an dem Orte „sey, der dem Flußbette am nächsten und nur zehn Fuß davon ist;" und fügt hinzu: „wir sind ungefähr 9 Fuß abwärts gestiegen und nun beginnen wir wieder aufwärts zu steigen."

Sie haben, meine Herren! diesem berühmten Ingenieur das Interesse bewiesen, das Sie an seinen Arbeiten nehmen. Sie haben noch mehr gethan: Sie haben gewissermaaßen und im voraus ihn belohnt, indem Sie ihn zu einem Ihrer Correspondenten ernannt haben. Ich kann versichern, daß er für diesen Beweis Ihrer Achtung Ihnen so dankbar ist, als man nur seyn kann.

Ich schließe in der Hoffnung, meine Herren, daß die Mittheilung, die ich so eben die Ehre gehabt, Ihnen zu machen, Ihre Aufmerksamkeit verdient habe, und daß Sie dieselbe mit Nachsicht aufzunehmen die Güte haben mögen.

Benj. Schlick.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 187 Hamburg, Mittwoch den 23. Mai 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Die Religionssecten Rußlands.

(Beschluß.)

Mit Ausnahme einiger Griechen und Armenier, ist diese Stadt (Baghtchisarai) ganz von Juden und Tartaren bewohnt, die zusammen die Bevölkerung von 9000 Seelen ausmachen. Hr. H. besuchte die vornehmste ihrer drei und dreißig Moscheen während des Abendgebets. Von der Andacht der Tartaren giebt er folgende Beschreibung:

„Die Tartaren hocken auf ihren Fersen nach morgenländischer Weise, während der Mollah ihnen einige Seruhs oder Kapitel aus dem Koran vorlieset; kömmt ein Absatz, so verneigen sie sich drei Mal und berühren die Erde mit ihrer Stirn. Während des Gebets bedecken sie sich das Gesicht mit beiden Händen, stoßen gebrochene Seufzer aus und scheinen in allen äußerlichen Zeichen eine tiefe Frömmigkeit zu erkennen. Ich einerseits viel gegen den Pomp religiöser Ceremonieen gesagt worden, so haben andere ihn wieder für unumgänglich nothwendig erklärt, um dem gemeinen Manne ein Interesse für die Sache selbst einzuflößen; was meines Theils aber kann versichern, daß der blendende Glanz, den man den Ceremonieen der christlichen Religion gegeben hat, nie einen Eindruck hervorbringen wird, der dem zu vergleichen wäre, welchen die stille Selbstbeschauung und die stille Anbetung in einer tartarischen Moschee erzeugt."

Schon lange im Voraus hatten sich unsre Reisenden auf die Gelegenheit gefreut, mit den Karaitischen Juden in Gemeinschaft zu kommen, die eine, einige Meilen von Baghtchisarai, auf dem Gipfel eines Felsens, belegene Feste, jetzt Djufut-Kale, oder Judenfort genannt, bewohnen. „Das Alterthum dieser Secteirer; die ehrenwerthen Motive, weshalb sie sich von der Masse des jüdischen Volkes abgesondert; die Einfachheit ihrer orientalischen Sitten; die wenige Gemeinschaft, die europäische Gelehrte mit ihnen gehabt; und die seit lange bekannte Thatsache (deren Grund oder Ungrund zu ermitteln man freilich wenig gethan hat), daß sie die Bücher des alten Testaments in einer andern als der tartarischen Sprache besitzen: dieses Alles trug dazu bei, unsre Neugierde aufs lebhafteste anzureizen."

Peyssonel sagt in seinem Werke, genannt der Handel des schwarzen Meeres, daß, nach einer alten Sage dieser kleinen israelitischen Gemeinde, deren Voräldern die Stadt Bukhara in der großen Tartarei bewohnt und die Tartaren auf ihrer denkwürdigen Expedition nach Europa begleitet hätten. Doch ist keine ähnliche Tradition auf die jetzige Generation gekommen; sie wissen nichts von einem Bündniß, daß je zwischen ihren Voräldern und den bukharischen Juden geschlossen worden, auch kennen sie in jener Weltgegend keinen Karaiten. Die einzige bei ihnen Glauben habende Sage ist die, daß ihre Väter, vor etwa 500 Jahren, von Damascus gekommen seyen und sich unter dem Schutz der Chans der Krimm in der noch jetzt von ihnen bewohnten Stadt niedergelassen hätten. Der D. H. hat eine sehr gelehrte kritische Discussion über die Lehrsätze aufgesetzt, in welcher sie von den andern Secten unter Abrahams Nachkommen abweichen.

„Die Karaiten sind frei von einem Theil der abergläubischen Meinungen, die man im Allgemeinen bei den Juden antrifft, als z. B. die Seelenwanderung, die Macht der Talismanne ꝛc. Ihre Moral, die sich schon in ihrer gewöhnlichen Haltung und in ihren so sanften Gesichtszügen ausspricht, ist von der der Rabbinisten sehr verschieden. Ihr Benehmen verräth Anstand, ihre häuslichen Sitten sind exemplarisch, und in ihren Handelsverhältnissen zeigen sie sich als redliche Kaufleute. Ihr Lieblings-Grundsatz ist andre Menschen so zu behandeln, wie man von ihnen behandelt zu seyn wünscht, was also völlig mit der Moral des Evangeliums übereinstimmt. Die Karaiten halten strenge an diesem Princip, sind deshalb auch von jedermann geachtet und ich habe niemand schlecht über sie sprechen hören, außer einen Fanatiker des Talmud. Im südlichen Rußland, wo sie am besten bekannt sind, ist ihre Rechtschaffenheit zum Sprüchwort geworden; am besten beweiset dies das Zeugniß eines adelichen Polen, nach dessen Versicherung seit mehreren Jahrhunderten, während welcher die Karaiten in dem Lande wohnen, keine gerichtliche Klage wider einen derselben vorgekommen ist, während die andern Juden stets im Prozeß liegen und von der Polizei scharf im Auge gehalten werden müssen."

Als die Reisenden die Krimm verließen, setzten sie ihren Weg längs einer schmalen und sandigen Erdzunge fort, der den Palus Maeotide oder das Azowsche Meer an der Westseite von dem Faul-See, den die Tartaren Tchuwach-Dengiz nennen, trennt. Die Gewässer des letzteren sind fast stehend, stark mit Salz geschwängert und verbreiten einen übelu und ungesunden Geruch. Die besagte Landzunge ist zwei Tagereisen lang und man trifft auf derselben, mit Ausnahme von zwei und drei Poststationen, nicht eine einzige menschliche Wohnung an. Am äußersten nördlichen Ende dieses Isthmus vereinigt eine tiefe Meerenge den Palus Maeotide und den Faul-See mit einander. Ein wenig nordwärts, zwischen dem Fluße Moloschnaia und dem Azowschen Meer, findet man Colonieen der Nogai-Tartaren, die noch in den letzten Jahren in derselben Weise der Nomaden-Scythen lebten, als, nach der Beschreibung des Herodot, da sie auf den Steppen im Norden des Palus Maeotide zerstreut waren. Sie stammen von den Tartaren ab, die unter dem Gengis ins Abendland kamen. Einst waren sie gezwungen, durch das Kuban'sche zu ziehen, um sich in die Länder des Kaukasus zu flüchten, von wo aus, nachdem die Circassier sie geplündert und verfolgt hatten, sie sich glücklich schätzten, im Jahr 1791 unter russischen Schutz zu kommen. Man hatte schon mehrere Male den Versuch gemacht, sie an bestimmte Plätze, wo man ihnen Dörfer erbaute, zu fesseln; aber noch im Jahr 1808 hatte man es nicht dahin bringen können, sie von der

ihnen gewohnten umherschweifenden Lebensweise zurückzuhalten. Sie wohnten unter Zelten und zogen mit ihren Heerden umher, je nachdem die fehlende Weide oder der Wassermangel eine solche Veränderung nöthig machten. Gegen Ende des Jahrs 1812 gelang es jedoch den russischen Behörden durch Ueberredung, und indem sie Maaßregeln nahmen, die ihren Sitten entsprechend waren, indem sie sich ihre Aeltesten und ihre Kadis oder Richter selbst wählen durften, die ganze tartarische Bevölkerung in den Dörfern zu versammeln, die man zu dem Ende aufgeführt hatte. Im Jahr 1818 zählte diese Völkerschaft, die in 73 Dörfern, jedes unter einem selbstgewählten Magistrat, vertheilt war, 32,000 Köpfe.

Am linken Ufer der Moloschnaia oder des Milchflusses befinden sich Mennoniten-Colonieen, deren Väter sich früher, unter Friedrich dem Großen, nachdem derselbe ihnen besondere Privilegien ertheilt, in Ostpreußen, an den Ufern der Weichsel angesiedelt hatten. Dort blieben sie, in einem durch Fleiß und Mäßigkeit erlangten Wohlstande, bis 1805, zu welcher Zeit die preußische Regierung, die eine zahlreiche Armee wider die Franzosen auf die Beine zu bringen für nöthig erachtete, sie mit zur Militairpflichtigkeit ziehen wollte, ohne Berücksichtigung ihrer religiösen Lehrsätze, die ihnen den Gebrauch der Waffen untersagen. Auf ihre Weigerung, diesem Befehle zu gehorsamen, ward ihnen angedeutet, daß sie in diesem Falle ihre liegenden Gründe verkaufen: von ihren Kapitalien 10 pCt. einlassen, und Preußen räumen müßten. Rußland war das einzige Land, wohin sie ihre Zuflucht nehmen konnten, sie verkauften also ihre Immobilien, und verließen Deutschland mit dem größten Theil ihres Geräthes noch im nämlichen Jahre, um sich in der Gegend anzusiedeln, wo sie noch diesen Augenblick leben. Die russische Regierung gab ihnen einen großen Strich Landes und verschiedene Privilegien, in deren Genuß sie noch jetzt sind.

In der Nähe des Bezirks, welchen diese achtungswerthen Menschen bewohnen, fanden unsre Reisenden 21 Colonieen Deutscher, einige protestantisch, die andern katholisch; sie enthielten 186 Familien, und nicht fern von diesen hatten sich 500 Familien würtembergischer Auswanderer niedergelassen: sie allesammt schienen in vollkommenster Eintracht mit einander zu leben.

Die Menge der über die Steppe zerstreueten Tumuli machte Hrn. H. glauben, daß er sich an dem Orte befinde, der nach Herodot bei den Scythen dem Begräbniß ihrer Könige gewidmet war. „Diese Erdhaufen sind ungefähr 20 Fuß hoch und haben einen Umfang von 200 Fuß. Wenn einer ihrer Regenten starb, so ward sein Körper sofort einbalsamirt und dann bei allen Nationen scythischen Ursprungs umhergeführt. Eine jede von diesen schickte ihn in feierlichem Aufzuge einer andern zu, bis daß er in gleicher Weise wieder bei dem Gerrhus ankam, wo man dann nicht allein die Leiche des Königs, sondern auch die sämmtlichen goldenen Gefäße, die auf seiner Tafel gedient gehabt, seine Minister, die liebste unter seinen Weibern und sein Pferd, welche letztere erst sämmtlich getödtet wurden, in eine mit Grabscheiten ausgegrabene große Grube warf. Wahrscheinlich würde man, bestünde diese Sitte noch jetzt, weniger lebhaft nach der Ehre und den damit verknüpften positiven Vortheilen des Ministeriums geizen, wenigstens würde die Concurrenz weit geringer seyn. — Die besagte Grube ward dann nicht allein zugeworfen, sondern noch ein großer Erdhügel darüber aufgeführt, den man im nächstfolgenden Jahre dann noch erhöhete."

Zu Sarepta, an der Wolga, befindet sich eine Colonie mährischer Brüder, die im Jahre 1765 durch eine besondere Vergünstigung der Kaiserin Katharina begründet ward. Eine in der Nähe jenes Ortes belegene Mineralquelle ward bald ein mächtiges Förderungsmittel des Aufblühens dieses Etablissements, indem der Wunsch, wieder gesund zu werden, und die verständigerweise getroffenen Maaßregeln der Brüder, den Kurgästen den Aufenthalt angenehm und bequem zu machen, zahlreichen Besuch herbeizogen. Mehrere Brüder- und Schwester-Gesellschaften schlossen sich der erstern an; die Colonie hatte unter ihren Händen rasches Gedeihen, und wuchs bald weit stärker an, als man anfänglich geglaubt hatte. „Deshalb vermehrten sie die Zahl der Häuser, erbaueten Mühlen, legten Gerbereien und Destillationen an, richteten Obst- und Gemüsegärten ein und pflanzten Weinreben. Die Stadt ist ganz nach dem Plan ihrer Brüder in Deutschland gebaut, mit breiten Straßen, einem großen Marktplatz, in dessen Mitte sich ein Brunnen befindet, und einer schönen Kirche. Schöne Pappeln laufen zu beiden Seiten der Straße hin und schmücken den Marktplatz, und die Weinberge und Gärten machen eine zauberische Wirkung für Reisende, die eben durch eine lange Steppe gekommen sind, wo das Auge nicht einmal einen Baumstamm erspähen konnte."

Mit Bedauern ersieht man aus einer Note des Verfassers, daß dieses Etablissement nach der Zeit, wo er da gewesen, ein Raub der Flammen geworden ist. Nach der Versicherung unsrer Reisenden ist nicht allein das Bemühen der Missionaire, die in der Umgegend lebenden kalmückischen Heiden zu bekehren, vergebens gewesen, sondern es scheint auch nicht, daß die Mission von Sarepta mehr Glück gehabt hat, die Bekehrung einiger jungen Mädchen ausgenommen, „auf welche der göttliche Geist zu wirken schien."

Am Fuße einer der Berghöhen des Kaukasus, ein wenig westwärts von Georgiewsk, findet man die schottische Colonie Karaß. Diese Mission ist im Jahre 1802 von den Herren Brunton und Paterson angelegt worden. Seit jener Zeit haben sich ihnen mehrere deutsche Ausgewanderte angeschlossen, und sie alle werden durch einen Kosacken-Trupp wider die Einfälle der Bergbewohner geschützt. Ihre Absicht war, die Tartaren zu bekehren, es scheint aber, daß ihnen dieses nicht gelungen ist.

„Der Ort, wo er wohnte, die Stimmung der benachbarten Stämme, die Unordnung der öffentlichen Angelegenheiten, die Entfernung der Missionaire von den nöthigen Materialien zu einer typographischen Arbeit, die daraus entstehenden Verlegenheiten, und die häufigen Unterbrechungen, welchen sie noch in den kurzen Zeiträumen, die sie der Arbeit widmen konnten, ausgesetzt waren: dieses Alles steigerte unsre Bewunderung für die Weise, in welcher Herr Brunton seinen Entwurf ausgeführt hatte. Die Häuser sind weder dauerhaft noch bequem, vor allem war die Buchdruckerei so leicht gebaut, daß im Winter ein Waschkübel, in welchem das Papier genetzt werden sollte, dicht beim Ofen innerhalb 24 Stunden bis auf den Grund fror; auch alle Feuchtigkeiten an der Presse, so wie die Druckerschwärze, wurden zu Eis. Zu einer andern Zeit wurden die Missionaire so häufig von den Circassiern beunruhigt, daß sie ihre Druckschriften der Sicherheit halber vergraben mußten. Dazu kam noch, daß die Arbeiter unaufhörlich wechselten, und sich also nie recht geschickte Setzer ausbildeten. Nie ist wohl eine Ausgabe des Neuen Testaments oder irgend eines andern Werkes unter ungünstigeren Umständen beschafft worden."

Auch wir würden die Bewunderung für die Ausdauer und den Muth des Herrn Brunton, gegen solche Schwierigkeiten anzukämpfen, getheilt haben, vernehmen jedoch mit Bedauern, daß das in Rede stehende Unternehmen schon wieder aufgegeben ist. Uebrigens bedünkt es uns, daß der Eifer des Herrn Brunton wohl auf nützlichere Dinge hätte können verwandt werden. Verdiente die Uebersetzung gedruckt zu werden, so hätte dieses anderswo geschehen können; aber einen derartigen Versuch zu Karaß machen zu wollen, war eben so thöricht, als wollte man sich zu Inverneß mit der Seidenzucht beschäftigen. Ein andrer Theil dieser Colonie lebt unter den Inguchs, ein zahlreicher Stamm, der jen

gend sich hierzu in den freien Verkehrsmitteln unserer Residenzstadt umsieht. Jeder Wagen, auf der Wallstraße, vollbesetzt bis zum letzten Platz, jeder Omnibus, jeder Einspänner, der in Droschkenform, mit Kutscher auf dem Bocke, die gewöhnlichen Droschkenfahrer ersetzen soll, vollgepfropft, ja selbst die Kutscherbänke der Coupés und der Viktoriawagen, sind mit Damen besetzt, die Kutscher und Bedienten in einem zahlreichen Gefolge stehen. Die große Zahl der Damen, die diese Wagen bei dem Kirchen- und Bälleben am Sonntage besetzen, und die mit ihrer Verwirrung die Polizeidiener, die auch auf diesen Wagen beordert sind, sehr schwer hält sie aus der vollen Menge in Ordnung herstellen. Ihrer Kleinheit entsprechend, sie seien kleine Mädchenwagen mit Bänken und aufgelegter Matratze, oder große Equipagen, sie sind in Ordnung, sie sind besetzt. Es ist ein herrliches Bergnügen für Damen, die Wagen zu übernehmen, selbst zu kutschiren. Wenn sie sich dann auf den Bock setzen, so ist es ihnen nicht genug, daß sie die Zügel in den Händen haben, daß sie mit der Peitsche knallen, daß sie mit Kennerblicken die Pferde beurtheilen, sondern sie müssen auch die Livree anziehen, und so sitzen sie denn, in Livree und Kutscherhut, mit Handschuhen und Peitsche, auf dem Bocke, und halten sich für ganz vollendete Kutscher und Kutscherinnen.

Wie es kommt, daß der Bock dieser Wagen, Droschken in der Eigenschaft sind sie nicht, sondern Privatwagen, auch mehr noch, Equipagen, die Reize und Gefahren hoher Sitze Damen erwecken, ist leicht zu begreifen. Es ist die Sehnsucht, die Jeder, der nicht Herr seiner Glieder ist, Gemeinen zu Theil werden läßt. Wenn auch nicht, weil sie nicht Gemeine sind, Damen, die Gefahren, die Gefahren verachten, doch möchten sie sich gern einmal in Gefahr begeben, um sich ihrer Kühnheit bewußt zu werden. Der in Gefahr begebene Gemeine ist der bewußte Gemeine, der in Gefahr begebene Gemeine ist der bewußte Gemeine, der es verdient hat, daß sich Jeder Gemeine sich um ihn bemühe. Gemeinheit ist der Zustand, in dem Gefahren und Gefahrlosigkeit sich in gleicher Weise aufheben, und Gemeinheit ist der Zustand, in dem Gefahren und Gefahrlosigkeit gleichmäßig ist und nur wechselt mit einander, wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter.

Freilich, bei der Jagd nach Gefahr und um Gefahr zu finden, sind die Damen nicht auf Wagen und Bock angewiesen, sie können auf Reitpferden, sie können auf Rennpferden, sie können auf Jagdpferden, sie können auf Steeplechasepferden, sie können auf Hindernißpferden, sie können auf Pferden aller Gattungen, sie können auf Pferden jeder Art, sie können auf Pferden jeder Größe, sie können auf Pferden jeder Farbe, sie können auf Pferden jeder Abstammung, sie können auf Pferden jeder Zucht und Race, sie können auf Pferden jeder Art und Weise, sie können auf Pferden jeder Gangart, sie können auf Pferden jeder Schule, sie können auf Pferden jeder Dressur, sie können auf Pferden jeder Manier, sie können auf Pferden jeder Methode, sie können auf Pferden jeder Behandlung, sie können auf Pferden jeder Abrichtung, sie können auf Pferden jeder Zähmung, sie können auf Pferden jeder Bändigung, sie können auf Pferden jeder Unterwerfung, sie können auf Pferden jeder Ueberwältigung, sie können auf Pferden jeder Ueberlistung, sie können auf Pferden jeder Ueberraschung, sie können auf Pferden jeder Ueberrumpelung, sie können auf Pferden jeder Ueberwind

vor Zeiten in diesem fernen Lande durch die mährischen Brüder gegründete Colonie. Diese Muthmaaßung veranlaßte selbst, vor etwa 30 Jahren, die Mähren von Sarepta, drei der ihrigen hinzuschicken, um mit ihnen Brüderschaft zu machen. Ob nun diese Voraussetzung ungegründet gewesen, oder alle Spuren ihres Ursprungs, ihrer Sprache und ihrer ursprünglichen Religion in den verflossenen zwei oder drei Generationen verwischt worden waren, das ist unentschieden; genug, die Deputirten kamen nach Sarepta zurück und brachten den Bescheid, daß sie mit jenen Stämmen nichts gemein hätten.

Unser Auszug würde zu weitläuftig werden, wollten wir umständlich von den Götzenverehrern sprechen, die man in Rußland antrifft, und weit mehr noch, wenn von den muselmännischen Völkerschaften. Der Fanatismus von diesen ist die einzige Wahrscheinlichkeit zu einem guten Erfolge, den die Perser bei ihren Feindseligkeiten gegen Rußland haben. Und selbst diese Wahrscheinlichkeit nimmt täglich mehr und mehr ab. Die Muselmänner beginnen die verhältnißmäßige Milde der russischen Verwaltung einzusehen, die gar sehr mit den leidenschaftlichen und eigenmächtigen Handlungen der asiatischen Regierung contrastirt. Im Jahr 1820 kamen 7000 persische Familien über die Gränze ins russische Gebiet und siedelten sich auf den Ländereien an, die ihnen angewiesen wurden. Seitdem sind unaufhörlich Türken, und was noch weniger auffällt, Armenier, eingewandert und haben sich unter russischen Schutz begeben.

In der Nähe von Baku befinden sich die berühmten Naphta-Brunnen, die für die Einwohner das Material zu einem unermeßlichen und unerschöpflichen Handel hergeben; denn Rußland und Persien verbrauchen von diesem Naturprodukt jährlich nicht weniger als 8 Millionen Pfund. Man braucht die Naphta in diesen Ländern zur Erleuchtung der Häuser, als Wagenschmier und zum Bestreichen von Holzarbeiten, die man conserviren will. Die Georgier reiben auch ihre Ziegen- und Hammelfelle damit ein, die sie als Weinschläuche gebrauchen. Unfern dieser Stadt befindet sich ein altes Kloster, in welchem noch der alte persische Gottesdienst, der des Zoroasters, besteht, dessen Alterthum wenigstens eben so weit hinaufreicht als das der mosaischen Religion. Eine kleine Anzahl Individuen, zum Theil aus Indien gebürtig, beten täglich das Feuer an, das, ihrer Meinung nach, zur Zeit der Erschaffung der Welt angezündet worden ist und diese überleben wird. An den vier Enden eines großen Altars befinden sich Röhren von einer beträchtlichen Höhe, die das Zündgas in die Luft leiten, wo es an zu brennen beginnt; es verbreitet ungefähr ein gleiches Licht, wie das Kohlengas, das jetzt so häufig in Europa zur Straßenbeleuchtung ꝛc. angewendet wird. Man sieht, wie die verschiedenen Religionen immer einen geschickten Gebrauch von den Naturwundern zu machen gewußt haben, um der Menge zu imponiren. Nicht minder haben die Priester der Feueranbeter das imponirende Ansehn des berühmten Berges benutzt, der unter dem Namen El Burz oder der Erhabene bekannt ist. Derselbe ist 15 bis 16,000 Fuß englisch über der Wasserfläche des schwarzen Meeres erhaben. „Der Snoefell," sagt D. H., „den ich bewundert hatte, weil mir vor ihm noch nichts vorgekommen war, was ihm hätte können an die Seite gestellt werden, erschien mir nur noch als eine Pygmäe, als ich diesen Riesenkönig des Kaukasus erblickte. Er war, nach den alten Magiern, der Thron des Ormuzd; der Ort, wo sich die himmlischen Geister versammelten; die reine Region des Lichts, wo nur Licht, Frieden und Glück herrschen und keine Feinde, keine Finsterniß, kein Tod gefunden wird." — Auf diesem Berge war es, wo Zoroaster, gleich Moses auf dem Berge Sinai, die Gebote empfing und wohin er sich zurückzog, um den Rest seines Lebens in der Beschauung des höchsten Wesens zuzubringen. Die neueren Reisenden sind nicht so glücklich, als dieser Weise des Alterthums, denn all ihr Streben bis zu dem Doppelgipfel des El Burz zu gelangen, ist vergebens gewesen, muthmaaßlich wohl durch die Barbarenstämme, die an seinen Seiten und zu seinen Füßen wohnen. Das muselmännische Persien, in welchem es nur noch sehr wenige Sectirer der alten Religion giebt, hegt dennoch eine tiefe Ehrfurcht gegen diesen Berg.

Wer es etwa für unmöglich halten möchte, daß 40,000 Personen, die 40 verschiedene Religionen haben, unter einer gleichen Regierung und in der nämlichen Stadt in größter Eintracht und ohne allen Haß zusammen leben können, der darf nur nach Astrachan kommen. Da giebt es Russen, Griechen, Armenier, Perser, Hindus, Chinesen, Tartaren, Kosacken, Bukharier, Turkomanen, Polen, Deutsche, Italiener, Franzosen, kurz Repräsentanten aller Nationen und aller Horden des Festlandes, von den wildesten Steppen Asiens an, bis zu den wohleingerichtetsten Staaten von Europa; auch leben dort drei englische, oder vielmehr schottische Familien, die von der Londoner Bibelgesellschaft dahin gesandt worden sind, um sich mit der Bekehrung der Kalmücken zu beschäftigen. Sie theilen deshalb Bibeln aus, die in der Sprache dieser Stämme abgefaßt sind; da aber die meisten Kalmücken nicht lesen können, so helfen ihnen auch die Bibeln nichts, und die, die lesen können, scheinen keineswegs Lust zu haben, ihre Religion gegen eine andere umzutauschen, die alles äußeren Pompes und Glanzes ermangelt. Wenn die schottischen Missionaire ausgehen, um die Kalmücken zu besuchen, sagt Hr. H., so finden sie diese selten zu Hause, und die, die sie antreffen, haben selten Lust sie anzuhören. Oft empfangen sie sie sogar sehr roh und setzen sie brutaler Weise zur Thür hinaus. Machen diese eifrigen Bekehrer übrigens auch nur wenig Proselyten, so scheint es ihnen doch in anderer Beziehung recht gut zu ergehen und das von ihnen zu Astrachan bewohnte Haus ist das schönste, das es dort giebt.

Wir haben so eben von dem Duldungsgeiste gesprochen, der unter den Einwohnern von Astrachan herrscht und wozu sich ein Gegenbild wohl nur in Nordamerika auffinden lassen möchte. Es scheint jedoch, daß die Raskolniks und gewisse katholische Priester von dieser allgemeinen Regel auszunehmen sind. Beide haben einen mehr als theologischen Haß gegen die begründete griechische Kirche.

Die Raskolniks sind für die griechische Kirche, was die religiösen Enthusiasten zu Cromwells Zeiten für die anglikanische Kirche waren und die Wechabiten für den Islamismus sind. Diese russischen Puritaner schreien unaufhörlich wider die Erschlaffung der griechischen Kirche und leben so strenge, wie es nur in den Klöstern der allerstrengsten Regeln geschehen kann. Sie verzichten auf jedes Vergnügen und haben die 230 Fasttage der griechischen Kirche noch bedeutend vermehrt. Der Stifter dieser Secte war zu Parworsk in Volhynien zu Hause, weshalb sie den Namen Parworski bekam. Er lebte unter der Regierung des Czar Feodor-Alexiewitz. Peter I., der Anstoß an der Verbreitung dieser Sectirer nahm, hatte sie gezwungen, hinten auf ihrer Kleidung einen rothen Lappen zu tragen. Diese, im Grunde wenig weise Vorschrift, ist seitdem in Vergessenheit gerathen; auch verhinderte sie die Raskolniks nicht, die Zahl ihrer Glaubensgenossen zu vermehren, was zu thun, sie sehr bemüht sind.

Folgende, von dem Ritter Gamba mitgetheilte, Anekdote beweiset, daß diese Sectirer keine Gelegenheit unbenutzt lassen, um Proselyten zu machen. „Als wir," erzählt dieser Reisender, „im Monat April 1818, von Tanganrog nach Astrachan unterwegs waren, mußten wir uns zu Tschirskaia, am rechten Ufer des Donats, aufhalten, um die Ankunft der zu unserm Uebergange bestimmten, aber noch durchs Eis zurückgehaltenen, Pontons abzuwarten. Während unsers Aufenthalts in dieser Stadt besuchte uns eine etwa 20 Jahr alte Französin. Sie hatte den Kopf in einen großen Shawl eingewickelt, der ihr unter dem Kinn weg

zug, so wie es die Sitte der türkischen Frauen ist, so daß von ihrem hübschen Gesichte kaum etwas sichtbar war. Beim Eintreten machte sie einige Zeichen des Kreuzes von der Rechten zur Linken vor einem in dem Zimmer befindlichen Muttergottesbilde. Sie war in einem unbeschreiblich aufgeregten Zustande. Zum ersten Mal wieder, nach Verlauf von drei Jahren und in einer Entfernung von 1100 Lieues von ihrem Vaterlande, Franzosen sehen, war ein Ereigniß, das so weit außerhalb ihrer Hoffnung lag und an das sich für sie so viele Erinnerungen knüpften, daß es einige Zeit dauerte, ehe wir ihre Thränen stillen konnten. Sie erzählte uns, daß sie aus einem der lothringischen Dörfer, die von der russischen Armee occupirt gewesen, einem Kosacken-Offizier gefolgt sey, der ihr die Ehe versprochen und fest behauptet hatte, sein Standquartier sey nur 150 Stunden weit vom Rhein entfernt. Dem Hause des Vormundes, der sie erzogen, und ihr nie Anlaß zu Klagen über ihn gegeben hatte, wie sie selbst eingestand, entflohen, hatte sie nach einander die Elbe, die Oder, die Weichsel passirt, um fern vom Vaterlande die Gewißheit zu erlangen, daß sie betrogen worden. Endlich dem Räuber entlaufend, hatte sie sich zu der Schwester eines Kosacken-Generals, einer eifrigen Raskolnikin, geflüchtet. Allein und ohne Stütze, hatte sie sich den Schutz dieser Dame dadurch erkauft, daß sie deren Religion angenommen. Von dem Augenblick an lebte sie bei ihr, doch unter strengster Beobachtung der Vorschriften der Religion, zu welcher sie übergegangen war, als ihre Tochter. Unsre Gegenwart hatte in ihr, und das mit aller Kraft, die Erinnerung an ihr Vaterland wieder aufgeregt. Als ich sie verließ, versprach ich ihr, nichts zu versäumen, um ihr die Mittel zur Rückkehr nach Frankreich zu verschaffen, auch hatte ich darnach bereits Schritte zu dem Ende gethan, als ich erfuhr, daß sie einen Kosacken-Offizier von ziemlich hohem Range geheirathet habe und nun glücklich sey."

Die Zahl der Raskolniks in Rußland schätzt man schon auf mehr als drei Millionen. Weit entfernt, daß die nachsichtigsten Secten die meisten Proselyten machen, üben die eines ernsteren Regimes im Allgemeinen eine weit größere Gewalt über die Einbildungskraft aus.

Wir können diesen Artikel nicht schließen, ohne zu bemerken, daß die Schrift des D. H., der nicht, wie Hr. Lyall und einige andre Reisende, aufgeregten Groll zu befriedigen hatte, und dem es bloß um die reine Wahrheit zu thun war, genau genommen die russische Regierung in ein günstiges Licht stellt. Weit entfernt von einem willkührlichen und tyrannischen Verfahren, nimmt sie bei jeder Gelegenheit alle diejenigen mit großer Milde auf, die sich unter ihren Schutz begeben, es seyen Barbarenhorden, die sich oft ganz unerwartet bei Tausenden in irgend einem Theile des Reichs einstellen, oder Leute, die sich von einer feurigen Einbildungskraft oder von einem übelverstandenen Religionseifer haben hinreißen lassen, die civilisirteren Länder ihrer Geburt in der eitlen Hoffnung, in Asien Proselyten zu machen, mit dem Rücken anzusehn.

Die russische Regierung ist allerdings eine despotische, aber ihr Despotismus ist, so wie in Dänemark, sanft und gemäßigt. Unbestritten hat der persönliche Charakter des Monarchen großen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten; jedenfalls aber würde die Tyrannei nicht zu lange ungestraft bestehen können.

Es ist nicht zu läugnen, daß die russische Regierung bei jeder Gelegenheit es kund giebt, daß sie nicht, wie die beiden großen muselmännischen Reiche, die Türkei und Persien, die Absicht hat, ihre Unterthanen in einem Zustande ewiger Sklaverei und Unwissenheit zu erhalten. Sie sucht im Gegentheil thätigst die eine zu mildern und die andre zu beseitigen, indem sie mit beispielloser Liberalität die Einrichtung von kostenfreien Schulen für die Kinder der Armen und des Militairs befördert, während die Collegien, deren Leitung ganz geschickten Händen anvertrauet ist, in allen Städten des Reichs der Jugend der höheren Classen offen stehen. Die Seminarien oder geistlichen Schulen, wie Hr. H. sie nennt, sind vielleicht zu zahlreich und enthalten eine zu große Menge von Schülern. Die Popen oder Priester der Sprengel leben in größter Armuth und die Zahl der Kirchen übersteigt bei weitem das Bedürfniß des Cultus. So ist es z. B. sehr überflüssig, daß Städte von 20 bis 30,000 Seelen, wovon nicht die Hälfte zum griechischen Cultus gehört, 50 bis 60 Kirchen haben, wie es oft der Fall ist. Nichts ist einer Religion nachtheiliger, als die Erniedrigung ihrer Diener; und diese können ihre Würde nicht behaupten, wenn ihre Lage schlechter ist, als im Allgemeinen die der Heerde, die sie zu unterrichten berufen sind. Das nämliche gilt von den Militairschulen als Mittel der Rekrutirung. Im Ganzen nimmt die Kirche und die Armee in Rußland einen zu großen Theil der Bevölkerung in Beschlag. Das Aufgeben der Pläne des Generals Aratchef, hinsichtlich der Militair-Colonieen, zeigt übrigens schon, daß die kaiserl. Regierung selbst die Inconvenienzen eingesehen hat, die aus dieser übermäßigen Ausdehnung ihrer Militairmacht erwuchsen.

Histoire de France, par l'Abbé Mont-Gaillard, Tome VI.

(Man vergleiche No. 152, 162, 168, 169 und 182 d. Bl.)

Die Bände dieses geschichtlichen Werkes folgen einander mit einer scrupulösen Pünktlichkeit. Dieser sechste Theil umfaßt die Ereignisse und bemerkenswerthen Vorfälle der Jahre 1803 bis und mit 1809. Die Darstellung der Ausgaben des Kaiserreichs, ist eine der interessantesten aus diesen den Jahren nach uns so nahe, den Thaten nach so weit entfernt liegenden Zeiten. Man sieht z. B. daß vom 23. September 1802 bis zum 23. September 1803, die Staatsausgaben sich nicht höher als auf 619 Millionen Franken belaufen haben;*) und daß im Jahre 1808, der Zeit wo das französische Kaiserreich hundert und vierzehn Departements zählte 730 Millionen zu allen Diensten hinreichten, und daß selbst in dieser Summe, sechs Millionen Reserve-Fonds mit einbegriffen waren. Die öffentliche Schuld belief sich auf nicht mehr als 74 Millionen. Die Civil-Pensionen kosteten nicht über fünf, aber die geistlichen Pensionen gegen 27 Millionen. Während dieser sieben Jahre hatte Frankreich auszuhalten, im Jahre 1805, den Krieg, der gegen dasselbe die Coalition von England, Oesterreich, Rußland und mehreren Fürsten Italiens aufregte; in den Jahren 1806 und 1807, den Krieg mit Preußen und Rußland, beendigt durch den Frieden von Tilsitt; und im Jahre 1808 die Einrichtung des Königs Joseph in Spanien.

Unter der großen Anzahl von Thatsachen und Personen, von denen in diesem neuen Theile die Rede ist, führen wir hier vorzugsweise den Act an, der gewissermaaßen das Reich Napoleons, als Kaiser, eröffnete. Zwei nur zu sehr vergessene Frauen spielten darin eine ehrenvolle Rolle: die Erinnerung daran wieder zu erwecken würde für andere eine Pflicht seyn, für uns ist dies nur eine Handlung der unparteiischen und völlig interesselosen Gerechtigkeit.

„Der Proceß des Generals Moreau beginnt (10. Juni 1804): sieben und vierzig Angeklagte sind in Gefangenschaft gesetzt. Da das

*) Frankreich hatte damals hundert und acht Departements; Piemont bildete davon sechs, und die Staatsschuld dieses Landes machte einen Theil der französischen Staatsschuld aus.

Gouvernement die Gesetze zu respectiren affectirt, hat es, vor Anfang der Proceduren, die Verfügungen annulliren lassen, die die Angeklagten begünstigten. Vom 28. Februar an, d. h. von dem Tage der Gefangennahme Pichegrü's, und dreizehn Tage nach der von Moreau, suspendirt ein Senats-Beschluß auf zwei Jahre die Funktionen des Geschwornengerichts für den Richterspruch über Verbrechen des Attentats gegen die Person des ersten Consuls. Den Tag darauf erklärt ein Gesetz, daß die Verbergung Georges Cadoudal's und seiner Mitschuldigen als ein Capitalverbrechen gerichtet und bestraft werden solle. Dieses Gesetz reproducirte fast wörtlich die Verordnung Franz I., vom 29. Januar 1535, nach der die Hehler die gleiche Strafe mit den Schuldigen erleiden sollten; man brachte das Gesetz des Sylla wieder ins Leben zurück, das den mit dem Tode bestrafte, und zwar in derselben Stunde, der einen Proscribirten verbarg. Ludwig XI. gab ein ähnliches Gesetz, dessen Text der Cardinal Richelieu seiner Rache in dem Proceß gegen den unglücklichen de Thou dienen ließ, ein Proceß, der an den fluchenswerthen Namen de Lombardemont erinnert. Bonaparte trat in die Fußstapfen eines Königs, Franz I., der mit einer unerhörten Sorglosigkeit das Blut der Nichtkatholiken vergoß, und folgte den Spuren eines der blutdürstigsten Minister, die Frankreich je gehabt hat. Es wird ein specieller Criminal-Gerichtshof errichtet. Man beauftragt mit der Instruction und Anklage einen der niedrigsten Mitschuldigen der Tyrannei Robespierre's, den einstigen Convents-Deputirten Thuriot; und die Conclusionen Thuriot's sind, daß die sieben und vierzig Angeklagten effectiver Conspirationen oder der Contravention gegen das Gesetz vom 29. Februar schuldig seyen."

„Von dem ersten Tage dieses berüchtigten Processes an, haben die Bewohner von Paris ihre Unzufriedenheit an den Tag gelegt. Das an allen Straßenecken proclamirte Gesetz vom 22. Februar, hat nicht einen einzigen Verberger in die Höhlen der Polizei oder vor den Criminal-Gerichtshof gebracht. Täglich versammelt sich eine ungeheure Menschenmenge an den Zugängen zum Justiz-Pallast. Das Publicum spricht sich offen zu Gunsten Moreau's aus, aber der General wird nichts thun um diesem großen Interesse zu entsprechen. Sie sind indessen doch nicht vergessen vom Publicum von Paris, weder jener Brief, noch jene Proclamation, noch jene feigen Apologieen der Connivenz. Moreau, so tapfer auf dem Schlachtfelde, hörte nicht auf, sich furchtsam und bisweilen bis zur Uebertriebenheit kleinmüthig auf dem politischen Kampfplatze zu zeigen; allein die Natur, indem sie ihm den Muth eines Kriegers gab, hatte ihm den eines Bürgers versagt. Man mußte von einem Manne, der an demselben Tage einen Platz mit Sturm einnahm, an dem sein Vater des Schaffot bestieg, von dem, der mit der entschiedensten Abneigung den Henkern seiner Familie, den Tyrannen seines Vaterlandes gehorchte, erwarten, daß er dem General (Pichegru) zum Werkzeug dienen würde, der ihn in der Kunst zu siegen unterrichtet und bei dem Beginnen seiner militairischen Laufbahn mit all seinem Einflusse beschützt hatte. Wie soll man das Benehmen Moreau's am 18. Fructidor entschuldigen? Durch den Telegraphen am Morgen des 18. bereits von den, vom Directorium genommenen Maaßregeln und den Namen der angesehensten Angeklagten unterrichtet, schreibt er Tags darauf d. 19. Fructidor, von seinem Hauptquartier aus an den Bürger Barthélemy, Mitglied des executiven Directoriums, jenen für ihn so entehrenden und Pichegru so sehr belastenden Brief, und datirt ihn vom 17."

„Moreau begnügt sich nicht damit, den schon gefangen genommenen Pichegru zu denuncüren, er schreibt den 21. Fructidor an das Directorium: „Ich übersende Ihnen beifolgend eine Proclamation, die ich „erlassen habe, und deren Wirkung gewesen ist, viele Ungläubige auf „bessere Wege zu führen; schwer war es freilich zu glauben, daß ein „Mann, der seinem Vaterlande große Dienste geleistet und durchaus „kein Interesse dabei hatte, es zu verrathen, bis zu einer solchen Infamie sinken könnte. Man hielt mich für einen Freund Pichegru's; „seit geraumer Zeit indessen achtete ich ihn nicht mehr.""

„Die beiden von Moreau an den Polizeiminister geschriebenen Briefe sind noch weit weniger zu entschuldigen, als die beiden ersten; sie bestärken die Anklage gegen Pichegru; und als jener letztere General mit Georges Cadoudal in Paris angekommen ist, bespricht sich Moreau mit Cadoudal und Pichegru, und ist feig genug, um, als man von ihm eine kategorische Erklärung verlangt, zu sagen: „Ich kann mich nicht an die „Spitze irgend einer Bewegung für die Bourbons stellen; ein Versuch „der Art wird nicht gelingen; wenn Pichegru in einem andern Sinne „mich handeln läßt (und in diesem Falle habe ich ihm gesagt, daß die „Consuln und der Gouverneur von Paris verschwinden müßten), glaube „ich im Senat eine genugsam starke Partei zu haben, um Autorität zu „erlangen: ich werde mich dieser alsobald bedienen, um seine Leute in „Sicherheit zu bringen, in Folge dessen dann die öffentliche Meinung „vorschreiben wird, was zu thun zuläßlich seyn mag; allein ich mache „mich zu nichts schriftlich verbindlich.""

„Nie fand ein Angeklagter so viel Vertheidiger in der öffentlichen Meinung; alle Feinde Bonaparte's, und sie sind zahlreich, drücken laut das Interesse aus, das Moreau ihnen einflößt; eine Menge von Militairs, die unter seinen Befehlen gedient hat, schickt sich an, ihn mit offener Gewalt zu vertheidigen, ihn dem Gerichtshofe zu entführen; selbst die Gensdarmen, die mit der Bewachung desselben beauftragt sind, fordern ihn so zu sagen auf, das Signal zu geben; sie wenden den Griff ihrer Säbel nach ihm hin, als ob sie ihm sagen wollten, daß er sich ihrer bedienen möge; aber stets schwach und unfähig seine Partie zu nehmen, hat Moreau zu Supplicationen an Bonaparte seine Zuflucht genommen; er hat ihm aus seinem Gefängnisse im Tempel, am 17. Ventose, einen Brief geschrieben, in welchem er sich auf das demüthigste entschuldigt, und die Milde des Regierungshauptes anfleht."

„Die Strafbarkeit Moreau's war augenscheinlich, und Bonaparte wollte, forderte, daß er zum Tode oder wenigstens zu einer schimpflichen Strafe verdammt würde; seine Absicht war, (dies versicherten alle das Vertrauen Bonaparte's besitzende Personen) ihn dann zu begnadigen; das würde ihn gänzlich in der Meinung der Nation sinken gemacht haben. Vergeblich suchte indessen der Kaiser die Richter zu verführen oder in Furcht zu setzen; unter zwölfen fürchteten sieben davon sich nicht, zu widerstehen: Clavier (der gelehrte Uebersetzer des Pausanias), Lecourbe, Martineau, Desmaisons, Rigault, Laguillaumie, Demeure; das Urtheil, das sie sprachen, ist eine Art von Vergleich zwischen der Autorität des Kaisers und der öffentlichen Meinung. Moreau wird für schuldig, aber für zu entschuldigen erklärt; und hiernach zu zwei Jahren Gefangenschaft verdammt. Indessen hat sich jedoch während der Dauer seines Processes eine wahrhafte Conspiration gebildet; Offiziere in Menge, unter verschiedenen Vorwänden von ihren Corps nach Paris zurückgekehrt, haben sich vereinigt und geschworen, die äußersten Mittel anzuwenden, um Moreau zu befreien, im Fall er zum Tode verurtheilt werden sollte. Beim Anblick einer solchen Opposition beginnt die Regierung nachzugeben; außerdem läßt sie Moreau noch Gelegenheit zu entfliehen. Moreau, die Schlinge bemerkend, weigert sich, seinem Arrest sich zu entziehen, kehrt von selbst und allein nach dem Gefängniß im Tempel zurück und läßt sich dort in die Gefangnenliste eintragen. Endlich geht man mit ihm auf einen Vergleich ein: er soll sich nach den Vereinigten Staaten begeben, seinen Weg dahin durch Spanien nehmen nachdem er zuvor die ungeheuren Proceßkosten bezahlt haben wird, in

Betrieb, daß er der einzige war den Verantwortlichen ist, der im Stande ist, Zahlung zu leisten."

Madame Marneffe hatte weniger raubritterlichen, weniger verlogenen und schmarotzenden Charakter gezeigt hatte, so würde er Besitzer in Crouy, bei der Armee, bei der Gesellschaft von Paris und selbst bei Hofe in Ansehen gestanden haben; aber seine politische Wichtigkeit ging sich hin in ihrer ganzen Blöße. Er hatte sich keine bestimmte und klare Anschauung von der Partei gemacht, die er in den großen Kreisen der Diplomatie und Armeeorte repräsentiren und wollte, er wollte sich wieder in dem Lauf, wenn in dem andern breite Landstraße zu rasiren. Bei den Verhandlungen, die Crevel mit ihm wegen der Verwendung zum Pairshof, zumeist er stets nur ein unzusammenhängendes Gerede, einen Mischmasch von Ideen, jenen großen Männern angehörend, die sie selbst als Mittelmäßigkeit bei Andern verachteten.

Was Hohn und wiegen anderen Augenlagen werden zwingen zum Lobe, sind so zweideutiger Anerkennungsworte, daß sie anderen Tadel

war nicht gründlich und tief, aber sehr ausgebreitet; er erschöpfte keinen Gegenstand ganz, aber er sprach über Alles recht gut.

Die Ungleichheit seiner Laune verbreitete eine unbegreifliche Bizarrerie über seine Wünsche, sein Benehmen und seine Art zu leben; bald machte er den Entwurf, Herzog von Curland werden zu wollen, bald sann er darauf, sich die Krone von Polen aufs Haupt zu setzen; oft zeigte er den Wunsch, Bischof oder selbst nur ein bloßer Mönch zu werden. Er baute einen prächtigen Pallast, und wollte ihn verkaufen, noch ehe er vollendet war. Den einen Tag dachte er an nichts als an Krieg und war von nichts als von Offizieren, Tartaren und Kosacken umgeben; den nächstfolgenden sann er auf nichts als Politik, wollte das ottomanische Kaiserreich theilen und alle Cabinette Europa's in Bewegung setzen; zu einer andern Zeit beschäftigte er sich mit nichts als mit dem Hofe und, geschmückt mit prächtigen Kleidern, bedeckt mit den Ordensbändern aller Mächte, Diamanten von unendlicher Größe und Schönheit zur Schau tragend, gab er ohne Grund kostbare Feste.

Bisweilen sah man ihn einen Monat lang, vor den Augen der ganzen Stadt, ganze Abende bei einem jungen Frauenzimmer zubringen, gleicherweise alle seine Geschäfte und alle Schicklichkeit vergessend; bisweilen auch, während mehrerer Wochen, mit seinen Nichten und einigen seiner genauern Bekannten in seinem Hause zurückgezogen lebend, blieb er auf einem Sopha, ohne zu sprechen, Schach oder Karten spielend, mit nackten Füßen und Schenkeln, entblößtem Halse, im Hauskleide, die Stirn kummerverrathend, mit zusammengezogenen Augenbraunen, den Augen der Fremden, die ihn zu besuchen kamen, den Anblick eines schmutzigen und groben Kosacken darbietend.

Alle diese Eigenthümlichkeiten machten die Kaiserin oft unmuthig, allein sie machten ihn ihr nur interessanter und anziehender. In seiner Jugend hatte er ihr durch sein Feuer und seine glühende Liebe, seine Kräftigkeit und männliche Schönheit gefallen; in reiferem Alter bezauberte er sie, indem er ihrem Stolze schmeichelte, ihre Befürchtungen milderte und beruhigte, ihre Macht befestigte, ihre chimärischen Plane eines orientalischen Kaiserreichs, einer Vertreibung der Barbaren und Restauration der griechischen Republiken begünstigte.

Achtzehn Jahr alt, Unteroffizier bei der Garde zu Pferde, bestimmte er, am Tage der Revolution, sein Regiment, die Waffen zu ergreifen, und reichte der Catharina sein Degengehäng, um ihren Degen damit zu schmücken. Bald der Rival Orloff's that er für seine Beherrscherin alles, was nur immer eine romantische Leidenschaft eingeben kann; er stach sich ein Auge aus, um einen Flecken zu entfernen, der seine Schönheit verringerte. Durch seinen Nebenbuhler verbannt, suchte er den Tod in den Schlachten und erwarb nur Ruhm. Glücklicher Liebender, machte er sich schnell von dieser betrüglichen Rolle los, deren Auflösung ihm eine dunkle Ungnade als Perspective darbot. Er selbst gab seiner Geliebten und Herrin Günstlinge, wurde ihr Vertrauter, ihr Freund, ihr General und Minister.

Panin war Chef des Staatsraths, und hielt viel von einer Allianz mit Preußen. Potemkin überredete seine Herrin, daß die Freundschaft des Kaisers ihr zur Realisirung ihrer Projecte gegen die Türken nützlicher seyn würde. Er verband sie mit Joseph dem Zweiten, und verschaffte sich dadurch das Mittel, die Krimm und das davon abhängige Land der Nogai-Tartaren zu erobern. Nachdem er diesen Ländern ihre antiken und sonoren Namen wiedergegeben, eine Seemacht und Armee zu Cherson und Sevastopol erschaffen, überredete er Katharinen selbst dahin zu kommen, um diesen neuen Schauplatz ihres Ruhms zu bewundern. Nichts wurde gespart, um diese ihre Reise für ewig berühmt zu machen. Aus allen Theilen des Reiches lies man Geld, Lebensmittel, Pferde kommen; die großen Straßen wurden illuminirt; hundert und funfzig Tausend Mann Soldaten wurden neu armirt und equipirt; man bedeckte den Borysthenes mit prachtvollen Galeeren; man versammelte die Kosacken, disciplinirte die Tartaren, bevölkerte im wahrem Sinne des Wortes die Wüsten, und richtete allenthalben Palläste auf. Die Nacktheit der Ebenen der Krimm wurden durch ausdrücklich zu diesem Zwecke erbaute Dorfschaften versteckt; man schmückte die Bergketten mit künstlichen Transparenten, bereitete Illuminationen und Feuerwerke; schöne Wege wurden durch die Armee eröffnet, dichte Wälder in englische Gärten umgewandelt. Der König von Polen kam, derjenigen seine Ehrfurcht zu bezeigen, die eine Krone auf sein Haupt gesetzt und die ihn nachher entthronte. Der Kaiser Joseph II. selbst erschien, die Kaiserin Katharina auf ihrer Triumphreise zu begleiten; und das Resultat dieser glänzenden Reise war ein neuer Krieg, den die Engländer und die Preußen unpolitischerweise die Türken anfangen ließen, und der dem Ehrgeize Potemkin's noch mehr diente, indem er ihm die Gelegenheit gab, Otzakoff zu erobern, was Rußland blieb, und das große Ordensband des St. Georgenordens, die einzige Decoration, die seiner Eitelkeit noch fehlte, zu erhalten. Aber diese Triumphe waren die letzten seines Lebens. Er starb sehr plötzlich; und seinem Tode, der nur von seinen Nichten und einer kleinen Anzahl von Freunden, betrauert wurde, und nur seine Nebenbuhler beschäftigte, die begierig waren, sich in seine Beute zu theilen, folgte bald die tiefste Vergessenheit.

Wie man jene leuchtende Meteore schnell vorübergehen sieht, deren Glanz in Verwunderung setzt, die aber nichts bleibendes haben, so fing Potemkin alles an und vollendete nichts, brachte die Finanzen in Unordnung, desorganisirte die Armee, entvölkerte sein Land und bereicherte es mit neuen Wüsteneien. Die Berühmtheit der Kaiserin ward durch seine Eroberungen vermehrt; die Bewunderung wurde ihr allein gezollt und der Haß ihrem Minister. Die gerechtere Nachwelt wird vielleicht den Ruhm der glücklichen Erfolge und die Härte der Vorwürfe unter ihnen theilen; sie wird Potemkin nicht den Titel eines großen Mannes geben, wohl aber seiner als eines außergewöhnlichen Menschen gedenken; und wenn man ihn mit Wahrheit zeichnen will, so würde man ihn als das wahrhafte Emblem, als ein lebendes Bild des russischen Kaiserreichs darstellen können.

Er war in der That kolossal wie das russische Reich: er vereinigte, wie dieses, in seinem Geiste Cultur und Wüsteneien. Man fand in ihm ebenfalls ein Gemisch von einem Asiaten, einem Europäer, einem Tartaren und Kosacken; die Grobheit des eilften Jahrhunderts, und die Verderbtheit des achtzehnten; oberflächliche Kenntniß von den Künsten und die Unwissenheit der Klöster; das Aeußere eines civilisirten Menschen und vielfache Spuren der Barbarei. Endlich selbst, wenn man es zu sagen wagen darf, erinnerten sein offenes und geschlossenes Auge noch an jenes schwarze, stets offene Meer und an jene so lange von Eis bedeckte See des Nordens.

Dieses Bild könnte gigantesk erscheinen; diejenigen aber, die Potemkin gekannt haben, werden die Wahrheit desselben bezeugen; dieser Mann hatte große Fehler, aber ohne diese würde er vielleicht weder seine Kaiserin noch sein Land beherrscht haben. Der Zufall machte ihn just gerade so, wie er seyn mußte, um so lange Zeit seine Macht über eine so außerordentliche Frau sich erhalten zu können.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 188 Hamburg, Sonnabend den 26. Mai 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Die achte Luftfahrt des Hrn. E. Robertson, unternommen zu Newyork in Gesellschaft einer Dame am 10. October 1826.

Ein zu Newyork unter dem Titel New-York Mirror erscheinendes Blatt enthält folgende, von dem kühnen Luftschiffer — einem Sohn des Professors Robertson, der hier in Hamburg vor 24 Jahren zwei Mal aufstieg — selbst entworfene interessante Beschreibung dieser Luftreise, nebst seinen Ansichten über die von dem Herrn E. C. Genet in Vorschlag gebrachten Mittel zur Vervollkommnung der Luftschiffahrt.

Da das Gelingen meiner nächtlichen Auffahrt, und die lohnenden Beweise des Beifalls, die diesem Experimente von den Bürgern von Newyork zu Theil geworden, meinen Eifer noch mehr angespornt hatten, so hielt ich es für Pflicht, Trotz meines Vorhabens, mich nach New-Orleans und vielleicht nach Mexico zu begeben, so lange als nur möglich zum Vergnügen der Bewohner einer Stadt beizutragen, wo eine zu ehrende Liberalität stets mit einem verständigen Sinn für die Förderung der Nutzen schaffenden Künste verknüpft ist. Ich erhielt zugleich die Gelegenheit, das von mir gegebene Versprechen, auf einer lustigen Ausflucht in einem Ballon eine Dame mitzunehmen, erfüllen zu können. Schon sieben Mal hatte ich mich mit dem leichten Schiffchen in die Luft erhoben; aber diese verschiedenen Reisen machte ich allein, und doch sehnte ich mich darnach, sowohl die erhabenen Empfindungen, die die Luftschiffahrt einflößt, mit einer liebenswürdigen Gefährtin zu theilen, als auch in solch angenehmer Gesellschaft das Unangenehme der Einsamkeit in den oberen Regionen der Atmosphäre zu mildern.

So sehr mich auch darnach verlangte, diese Reise bald ins Werk zu stellen, hatte ich doch erst mit manchen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen. Erst am Tage vorher konnte ich meinen Apparat im Castle-Garden aufstellen; und statt, wie es wohl erforderlich gewesen wäre, auf meine Vorrichtungen viel Zeit, Berechnungen und Nachdenken verwenden zu können, mußte ich alles drängen und beschleunigen. Mein Aerostat, der 10,000 Cubikfuß faßte, erforderte eine große Menge Gas, zu dessen Erzeugung ich 30 Fässer beordert und diese, der besseren Handhabung wegen, in zwei gleiche Haufen, einer gegen den andern über, abgetheilt hatte.

Da ich meine Vorbereitungen wegen Kürze der Zeit am Montag, den 9., nicht hatte beendigen können, so war ich genöthigt, mit allen meinen Gehülfen die ganze Nacht durch zu arbeiten, und in 24 Stunden war ich, mancher Schwierigkeiten und Anstöße ungeachtet, mit allem fertig.

Da das Barometer am 9. um 10 Uhr Morgens, und am folgenden Tag, ebenfalls wieder um 10 Uhr, gestiegen war, so durfte ich an der Beständigkeit des Wetters nicht zweifeln. Um 1½ Uhr Nachmittags ließ ich die ersten Säuren in die Fässer thun, die, aus der chemischen Werkstatt des Herrn J. C. Morrison, sich als von bester Qualität, und weit besser, als die von mir aus Frankreich mitgebrachte Schwefelsäure, die ich bei meinen ersten Experimenten gebraucht, auswies. Ich hatte kaum den dritten Theil meines herbeigeschafften Vorraths verbraucht, als ich den Ballon zu meinem großen Vergnügen rasch anschwellen und ihn auf ungefähr den dritten Theil seines Umfangs sich ausdehnen sah.

Ich hatte eigentlich zu lange gezögert, über den Ballon das Netz zu werfen, womit diese Maschinen bedeckt sind und woran alle ihre Appendices hängen, daher denn der stark und stoßweise wehende Wind dem Ballon manchen Ruck gab und die Schwierigkeit, ihn zu halten, noch vermehrte. Jede Minute fürchtete ich, daß er in Stücken gehen werde; als es mir aber gelungen war ihn mit dem Netze zu umgeben, war er bald gut zu regieren. Vier kleine Ballons sollten den großen begleiten, und die Pfähle, an welche sie befestigt waren, erwiesen sich bei dieser Gelegenheit sehr nützlich, obgleich der eine, durch die Ungeschicklichkeit des einen Arbeiters, den Ballon beinah beschädigt hätte. Sobald ich sah, daß der Luftball sich hob, beschleunigte ich seine völlige Füllung nicht, ließ aber von Zeit zu Zeit kleine Bälle von verschiedener Größe steigen, um über die wahre Richtung des Windes Gewißheit zu erlangen. Unter diesen Vorboten war einer von 7 Fuß Durchmesser mit daran befestigtem Fallschirm, der eine junge Katze trug. Eine angebrachte Lunte sollte zu einer im voraus berechneten Zeit das Tau abbrennen, durch welches der Fallschirm und das Kätzchen an dem Ballon befestigt waren. Die Maßregeln waren so gut genommen, daß alles so kam, wie ich es zur Zwischenbelustigung der Zuschauer angelegt hatte.

Während sich nun die Menge in dem Garten mehrte, versammelte sich eine auserlesene Gesellschaft und ein glänzender Damenzirkel um den Ballon und den Apparat; die Stunde der Abfahrt nahete heran, da der Wind aber immer heftig blieb und der Ballon durch seinen Ungestüm hin und hergeworfen ward, so suchte ich die Zuschauer ferner zu unterhalten und stellte deshalb den Trompeter-Automaten zur Schau, den mein Vater angefertigt hat, der jedoch in dem offenen Garten nicht den Effekt machte, den er mit Begleitung von dreißig oder vierzig Musicis in einer Halle gemacht haben würde.

Die Füllung der vier Ballons von 10 Fuß Durchmesser, die, einem kleinen Geschwader gleich, den wohlbeleibten Aerostaten begleiten sollten, ward unter dem Beistande von einigen Freunden in weniger als 5 Minuten beschafft und ein jeder derselben mit einem Netz versehen; auch wurden die Blumengewinde und Seidendraperieen, die sie unter einander verbanden, so wie das Boot selbst, in sehr kurzer Zeit befestigt. Dann that ich Ballast und die Instrumente in das Boot, und nachdem ich die Steigekraft des Ballons untersucht und alles in Ordnung befunden hatte, begab ich mich zu der jungen Dame, die mein Geschick auf dieser Luftfahrt theilen wollte. In der Meinung, ihr Muth möchte einiger

Aufregung bedürfen, hatte ich mir eine kleine Rede ausgedacht, die ich zu dem Ende an sie richten wollte; ihr ruhig heiterer Blick überzeugte mich aber bald, daß meine Beredtsamkeit völlig überflüssig sey. Sie ging mit mir fest und entschlossen zu dem Boote, bestieg es mit Anstand, und setzte sich, worauf ich den Platz ihr gegenüber einnahm. Ich hatte reichlich Ballast geladen, um ein zu rasches Aufsteigen zu verhindern, was die Zuschauer um einen der imponirendsten Eindrücke einer Luftfahrt gebracht haben würde. Da ich indessen fand, daß das Aufsteigen wohl allzu langsam von statten gehen möchte, so warf ich einige kleine Ballastbeutel aus und ersuchte meine Freunde den Ballon, den sie noch an Stricken festhielten, ein wenig unter dem Winde eines Staabes mit einem Wetterhahn darauf zu leiten; dann bat ich ferner, man möchte die kleinen Ballons, die ich meine Flotille nannte, ungefähr 20 Fuß hoch steigen lassen; und als nun alles in der Reihe zu seyn schien, da gab ich das Zeichen, daß man alle Taue sollte fahren lassen.

In diesem Augenblicke stand das Barometer auf 28′ 5″, Reaumürs Thermometer auf 10 über 0 und Fahrenheits auf 53; Saussüres Hygrometer zeigte 85 Grad, was, von der Mittelzahl 50, funfzehn Grad Feuchtigkeit nachwies. Nach meiner Uhr war es 5 Uhr 40 Minuten, der Wind war ruhiger und wehete aus Osten.

Wir erhoben uns langsam mit einer Steigekraft von circa 3 Pfund. Da ich bemerkte, daß meine Seite im Boote herabhing, so nahm ich einen Sandbeutel von ungefähr 10 ℔ unter meinem Sitze weg, wodurch das Gleichgewicht wieder hergestellt ward. Wir stiegen nun in einer senkrechteren Linie auf, da der Wind mit dem Untergehen der Sonne immer schwächer ward. Seit wir die Erde verlassen hatten, hatte ich mit meiner liebenswürdigen Gefährtin noch kein Wort gewechselt, und meinte, das dürfte nun wohl nöthig seyn, um sie zu beruhigen, falls sie irgend ängstlich sey; ich ersah aber neuerdings zu meinem unaussprechlichen Vergnügen aus ihren Antworten, daß sie sich recht wohl und ganz behaglich fühlte. Die Wahrheit ihrer Aeußerungen bestätigte sich in dem Ausdruck ihres Gesichts und bewies die Richtigkeit von Coraciolis Bemerkung: „daß des Gesichtes Heiterkeit den Frieden der Seele verkündet.“

Während einer kurzen Zeit hörten wir ein verworrenes Getöse unter uns, was aus dem Jubel des Vergnügens und Erstaunens entstand, das unser schönes Aufsteigen im Castle-Garden und auf der Batterie veranlaßte.

Acht oder zehn Minuten nach unsrer Abfahrt, empfand ich ein Gesause in den Ohren. Ich fragte meinen hübschen Passagier, ob sie nicht auch ein sonderbares Geräusch vernähme. „Ja wohl,“ sagte sie; „was bedeutet das?“ Das ist ein Gefühl, belehrte ich sie nun, das man stets bei Luftfahrten hat: die Luft im innern Ohr sucht sich frei zu machen, weil der äußere Druck, der sie gefangen und im Gleichgewicht erhält, nachläßt. „Ist keine Gefahr dabei,“ fragte sie dann, „und wirds nicht schlimmer, je höher wir steigen?“ Nein, erwiederte ich, durchaus nicht: auch ist diese Wirkung nur im Anfange einer Auffahrt bemerkbar, hernach gewöhnen sich die Ohren daran und man hat kein Gefühl mehr davon. „Das freuet mich,“ sagte sie dann, „und wenn dem so ist, so lassen Sie uns nur noch höher gehen.“ Nach diesem kurzen Zwiegespräch, das ihre Fassung zeigte, bat ich sie, sich einmal umher und auch hinunter auf die Erde zu sehen. Dazu wollte sie sich anfangs nicht verstehen, aus Besorgniß, daß ihr schwindlich würde. Ei, sagte ich nun, fürchten Sie sich nicht, vertrauen Sie ihrem Steuermann und seyn Sie versichert, daß nichts in der Welt ihn vermögen könnte, Ihnen zu etwas zu rathen, das Ihnen nur die geringste unangenehme Empfindung verursachen würde. Sie glaubte mir. Ihre Gesichtszüge wurden sofort die zuverlässigen Dollmetscher ihres Erstaunen und ihrer Verwunderung; auch ists in Wahrheit unmöglich, daß Wort den kostbaren Anblick hätten beschreiben können. Die Sonne war in Untergehen: ihre sansteren Strahlen erleuchteten matt die Newyorker Bucht, während der Horizont in den lebhaftesten Farben des Regenbogens spielte, eine Folge der Strahlenbrechung jenes glänzenden Planeten in den Dünsten, die aus den Wassermassen unter uns aufstiegen. Die Stadt Newyork erschien uns sehr klein; wir konnten kaum den Castle-Garden unterscheiden, und die mit Volk bedeckte Batterie machte sich bloß als ein kleiner Fleck bemerkbar. Je weiter wir in den freien Raum eindrangen, desto kleiner und zusammengedrängter erschien uns was wir da unten hinterlassen hatten. Wir standen nun fast senkrecht über der Ellis-Insel, ungefähr auf dem halben Wege zwischen dem Jersey-Ufer und Newyork, und mit bloßen Augen gesehen schien die Insel nicht über 4 Fuß Durchmesser zu haben. Die Stadt, die Heerstraße, das Land und die entfernte See bildeten sich als vier verschiedene Landschaften unter einem Ueberblick.

Beim Höhersteigen schwankten die vier kleinen Ballons, die unsre Flottille bildeten, stark; denn unsre Steigkraft war der Kraft jener Ballons nicht gleich, daher der Wind mehr Gewalt über sie hatte. In der Region, die wir nun erreicht hatten, war die Gas-Expansion so groß, daß einer der kleinen Ballons mit einigem Geräusch platzte und uns einen Ruck gab. Besagter Ballon war wahrscheinlich stärker gefüllt worden, als die andern drei, die ganz blieben. Dieser kleine Zufall brachte in dem Gleichgewicht unsrer Maschine keine Veränderung zuwege, weil alles so berechnet und eingerichtet war, daß keine Störung in der gleichen Suspension unsers Gewichts eintreten konnte. Noch immer steigend, gelangten wir in eine Luftschicht, die völlig still und so bewegungslos war, daß es uns dächte, wir kämen nicht von der Stelle, eine Meinung, in der uns die völlig ruhige Lage unsers tief unter dem Boote hängenden Ankers bestärken konnte. Ich bot alles auf, in dieser Lage zu bleiben, was mir auch durch aufmerksames Beachten des Barometers, und indem ich bald Gas fahren ließ, bald wieder Ballast auswarf, gelang. Nach Beendigung dieser Operationen forderte mich mein junger Passagier auf, einmal nach Newyork hinzublicken, wo sie zuweilen etwas, das Feuerfunken ähnlich sehe, wahrnähme. So scheint es, sagte ich; aber diese Funken, die Ihnen da in die Augen fallen, sind nichts geringeres, als der Blitz von abgefeuerten Kanonen. Das schien ihr anfangs unbegreiflich, weil sie ja keinen Schall gehört habe; als ich ihr aber das Verhältniß des Schalles in einem elastischen Medium erklärte, so begriff sie es bald, daß derselbe uns in der Weite, wo wir uns befanden, erst 6 oder 7 Sekunden nach dem Blitz erreichen konnte. Da wir uns eben über dem Wasser befanden und das Abfeuern der Kanonen aufgehört hatte, so stellte ich einen schon lange in Sinn gehabten Versuch an, ähnlich demjenigen, welchen der D. Jefferies in seiner Luftfahrt mit Hrn. Blanchard über den Canal von England nach Frankreich beschreibt. Es ist dies ein für die Luftschifffahrt wichtiges Experiment. Ihr Ballon senkte sich, durch einen starken Gas-Verlust, dermaaßen, als sie über dem Meere waren, daß sie schon fürchteten, sie würden das Land nimmermehr erreichen. Sie warfen ihre sämmtlichen Victualien, die Flügel ihres Bootes, und viele andre Dinge von sich; „zuletzt,“ sagt D. Jefferies, „mußten wir uns selbst von der einzigen Flasche, die wir noch behalten hatten, trennen; dies verursachte in ihrem Falle außer einem starken Geräusch, auch einen rauchähnlichen Dunst, und als sie das Wasser erreichte, hörten wir einen Knall und empfanden zugleich an unserm Ballon und Schiffchen einen ganz fühlbaren Ruck.“ Eine so merkwürdige Wahrnehmung war wohl eines neuen Versuchs werth, den ich auch längst beabsichtige

edoch auf meinen früheren Fahrten noch immer versäumt hatte. Ich ahm eine mit Wasser gefüllte Flasche, leerte sie; und warf sie über ord. Die Flasche war lange unterwegs; doch hat weder meine Reise-fährtin, noch ich im geringsten einen Dunst aufsteigen gesehen, noch nen Schall vernommen. Hieraus will ich jedoch noch nicht folgern, ls sey die Angabe des D. Jefferies unrichtig gewesen: möglich, daß ie Feuchtigkeit der Luft in dem Canal dichter war, als in dem Fleck er Luftschicht, wo wir uns eben befanden; auch kann er seine Wahr-ehmung in einer andern Stunde gemacht, seine Flasche aus einer an-ern Höhe heruntergeworfen haben, als ich, deshalb will ich, sobald ich ich einmal wieder über einem Meer befinde, das Experiment noch-als wiederholen.

Meine mehrtägigen körperlichen Anstrengungen vor der Auffahrt, nd die Spannung des Geistes hinsichtlich ihres Gelingens hatten mich engegriffen und erschöpft, daß ich außer Stande gewesen war, das eringste von Nahrung zu mir zu nehmen; ich hatte aber am Bord eines Schiffchens einigen Proviant und unter andern auch eine Flasche hampaguer. Ich lud meine Gefährtin ein, mit mir ein Mahl zu hal-n, sie genoß aber nur wenig; ich meines Theils aber habe nie mit chöpfrer Luft gegessen, und da mir der Hals sehr trocken war, so entkorkte ich ie Champagnerflasche; aber, o Himmel! in einem Augenblick verdun-ete sie, als wäre Rauch darin gewesen, so daß ich nur durch rasches ansetzen an den Mund noch das Wenige erhaschte, was darin geblieben ar; dieses Wenige fand ich jedoch so feurig und aufregend, als den lerbesten Sprudel-Champagner, den ich je auf der Erde getrunken, as wohl darin seinen Grund hat, daß das kohlensaure Gas dieses etränkes in einer beträchtlichen Höhe freier und kräftiger wirkt, als hm unter dem Druck unsrer schweren atmosphärischen Luft möglich ist.

Meine Gefühle waren nach diesem lustigen Getränk sehr aufgeregt; les, was mein forschendes Auge um mich her erspähete, schien meine xistenz zu verdoppeln. Die Sonne war untergegangen, die Natur im tande der Ruhe, und unser Geist erfreute sich einer Heiterkeit, die an auf Erden nicht kennt; die große Stadt Newyork, noch vor einigen inuten von den scheidenden Strahlen der Sonne beschienen, war nun unsern Füßen in eine scheinbare Nullität versunken; nichts war mehr on zu sehen; wir stiegen noch immer, während wir über den ronirenden und entzückenden Anblick um uns her in Gedanken ver-ft waren. So sollten Philosophen und Priester sich erheben, um sich s dem großen und ewigen Buche der Natur die unbestreitbaren Be-eise der Existenz eines Schöpfers in der Weisheit und Unermeßlichkeit ner Werke zu holen. Der ferne Blick auf die Erde, gen Himmel d auf das Meer, ein unbegränzter Horizont, eine Unermeßlichkeit des aums, ein ununterbrochenes Schweigen, eine belebende Luft: dieses les vereint sich in den oberen Regionen, um den Geist zu tiefen Be-chtungen zu stimmen. Es ist, wie Büffon in seinem Versuche, die atur zu beschreiben, sagt, „ein etwas, das sich nicht schildern läßt, d das zu fühlen kaum das ganze Herz des Menschen hinreicht."

Einige wenige zerrissene Wolken wurden von dem Winde in unsrer ermessenen Bahn vor uns her getrieben. Diese Vorläufer ergötzten s, und wir wären ihnen gern noch länger gefolgt, wären sie nicht ort unsichtbar geworden, sobald der Mond sich zeigte. Das matte ht, das dieser Planet über jeden Gegenstand um uns her verbreitete, ie neue und angenehme Gefühle in uns auf; während wir uns aber en hingaben, hatten wir die stille und friedliche Luftschicht passirt, in cher wir uns so sehr glücklich gefühlt. Wir bekamen einen stärkeren nd, der uns bald eine Weite von circa 4560 Klaftern von dem ge unsrer Abfahrt fortführte. Wir befanden uns über dem Lande an dem entgegengesetzten Ufer von Newyork, [illegible]trauten, getäuscht und er-nicht lange blieben, sondern über die Bucht v[illegible]haft abzuschütteln, das wurden, von wo aus wir die Flüsse Hackensack und [illegible]lte Frankreich wird wovon der erstere, nach einer Menge kleiner Krümmungen, [illegible]spricht noch von von Newark einmündete, der zweite aber in größeren Vogel[illegible]rmißbrauch-ftatischer einher floß. Auch eine Menge kleiner Gewässer, die sich [illegible] deren eben genannten größeren Flüsse ergossen, konnten wir deutlich wahrnehmen. Ich bemerkte auch ein Phänomen, das mir schon auf meiner früheren Nachtreise aufgestoßen war, nämlich eine Art weißen Schattens, der sich über mehrere Plätze verbreitete, was, wie ich mich nun überzeugte, lediglich von der Strahlenbrechung des Mondes in den, aus den stehenden Wassern oder Mooren aufsteigenden Dünsten herrührte. Unsre Fahrt durch die Luft über die Bucht von Newark hin dauerte nur wenige Minuten, obgleich dieselbe da, wo wir sie passirten, 3420 Ruthen breit ist. Da wir uns nun über dem Lande in Jersey befanden, so that ich meinem Passagier den Vorschlag, uns nieder zu lassen, der wollte aber noch nichts davon wissen sondern hatte Lust, die Fahrt noch fortzusetzen. Da ich, um der Erde näher zu kommen, schon einiges Gas hatte fahren lassen, so mußte ich nun, um mich jenem Wunsche zufolge wieder zu den höheren Luftregionen zu erheben, einen Theil meines Ballastes auswerfen, was ich auch that, doch zugleich Sorge trug, daß wir nicht über 300 Klafter stiegen, damit ich Gelegenheit behielt, mir einen Grund zu wählen, wie er sich am besten zu unsrer Landung eignete. Wir gingen über große Moräste und Marschländer hin, wo uns nieder zu lassen nicht rathsam war: da ich aber mit Hülfe meines Fernrohrs ein hübsches Stück reinen Landes und ein an einem Gehölze liegendes Haus entdeckte, so beschloß ich, dort zu landen; und als ich dem gemäß das Ventil des Ballons geöffnet hatte, so senkten wir uns rasch. Nun nahm ich mein Sprachrohr zur Hand, um nach Hülfe zu rufen, und hatte das Vergnügen den Ruf im Echo wiederhallen zu hören, ein Beweis, daß ich am Ziel meiner Fahrt war; meine Reisegefährtin aber ward dadurch getäuscht, indem sie es für Stimmen nahm, die unsern Ruf beantworteten. Ihr Irrthum verdient übrigens einige Beachtung, weil, wenn auch die Acustik ihre festen Regeln hat, es doch mit dem Abprallen eines Lautes aus der Tiefe in die Höhe durch ein Medium, das sich in seiner Dichtigkeit verändert, nachdem es mehr oder weniger verdünnt worden, ein andres ist. Mein Anker erfaßte einen Strauch, und hielt uns an. Mehrere elegante Damen, die uns schon früher wahrgenommen hatten, kamen auf uns zu; da ich aber vermuthete, meine Reisegefährtin hätte wohl nicht große Lust hier zu bleiben, und wäre vielleicht neugierig, zu sehen, ob ich die Reise ohne frisches Gas zur Vermehrung der Steigkraft fortsetzen könnte, so richtete ich mich ganz im Boote auf, holte den Anker, nachdem ich ihn gelöset, herein, streckte das eine Bein über Bord, und stieß mit Kraft auf den Boden; sogleich erhob sich der Ballon wieder ein 60 bis 80 Fuß, wo er, vom Winde erfaßt, uns circa 2 oder 300 Fuß weiter trug. Dieses Experiment wiederholte ich, so lange wir festen Boden unter uns hatten, noch mehrere Male; als wir aber dem Gehölze nahe kamen, und ich fürchten mußte, daß der Wind den Ballon gegen die Bäume würfe und er dann stark beschädigt werden würde, so warf ich mehrere Dinge, deren ich nicht mehr bedurfte, aus, die Leute unter mir bittend, sie in Verwahrung zu nehmen; da der Ballon nun neuerdings viel leichter geworden war, so erhob er sich wieder mit einer solchen Schnelligkeit, daß ich, um ein zu hohes Aufsteigen zu verhindern, neuerdings wieder das Ventil öffnen und einen Theil Gas frei lassen mußte. Sobald wir das Gehölz passirt hatten, bemerkte ich wieder einen dem Landen günstigen Boden, und nachdem wir die Spitze eines Baumes leicht berührt hatten, kamen wir, ohne irgend einen Stoß zu erleiden, in der Nähe von Union Village, anderthalb Meilen

Aufregung bedürfen, hatte … Augenblicke waren wir von … zu dem Ende an sie … hat ein paar junge und ſtämmich aber bald, … während andre den Ballon an … ging mit mir … Nun erſuchte ich einen der … und setzte … milie nachzuweiſen, unter deren … reichlich … indem ich willens ſey vor meiner … der … eine Ausflucht zu machen. Herr … ir herabgekommen waren, erboten … heuern Unterpfandes, und nahmen … nach ihrer Wohnung; ich aber kehrte … n ich allen, die mich vergeblich von … das Verſprechen gegeben, ſicherlich … hren.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein neues Taucher-Boot.

Ein franzöſiſches Blatt meldet Folgendes über einen, mit einem, von Herrn Beaudouin (dem älteren Sohn) neuerfundenen Taucher-Boote im Bette der Seine gemachten Verſuch:

„Herr Beaudouin aus les Andelys hat am 9. Mai mit ſeinem, von ihm neuerfundenen Taucher-Boote, im Bette der Seine, vor Petit-Andely, in Gegenwart des Präſidenten des Tribunals, des Procureurs des Königs, des Maire, des Adjuncten und von mehr als achthundert Menſchen, die ein ſo intereſſantes als durch ſeine Reſultate für die Zukunft wichtiges Schauſpiel an die Ufer des Fluſſes herbeigezogen hatte, einen, wie aus dem Folgenden erhellet, ſehr gelungenen Verſuch gemacht. Präciß um ſieben Uhr des Abends beſtieg derſelbe ſein, wie eine oblonge Tonne geformtes, Boot und hörte ſomit auf, äußere Luft einzuathmen; dreizehn Minuten ſpäter bewerkſtelligte er ſein Niedertauchen auf den Grund der Seine, wo er in einer Tiefe von achtzehn Fuß während ſieben und vierzig Minuten ſchiffte, und ſo lange nur von der Luft lebte, mit welcher er ſich verſorgt hatte. Eine wahre Salve von Beifallklatſchen, verſtärkt durch das Abfeuern von Gewehren, brachte den Bewohnern der beiden Städte die Kunde von dem Wiedererſcheinen ihres unerſchrockenen und geſchickten Mitbürgers. Er bedauerte nur, nicht noch weit länger in ſeinem naſſen Aufenthalte verweilt zu haben; er war demſelben nur durch die Furcht des Publicums entriſſen worden, welches es durchgeſetzt hatte, daß man die, an dieſem Fahrzeuge neuer Art angebrachten, Taue in Bewegung ſetzte, um daſſelbe wieder ans Tageslicht zu fördern. Sechszig Minuten lange Beraubung der äußern (atmoſphäriſchen) Luft, hatte der aufmerkſamen Menge, die nichts wieder kommen ſah, die lebhafteſte Beſorgniß eingeflößt. Herr Beaudouin verſicherte, als er aus ſeinem Schiffchen ſtieg, daß er ohne die geringſte Lebensgefahr noch eine Stunde lang würde unter Waſſer haben bleiben können."

„Der glückliche Erfolg dieſes Verſuchs hat in Andelys große Senſation gemacht. Man erinnert ſich dort Blanchard ſeine erſten Proben machen geſehen zu haben, von jenen Luftfahrten, die die Welt in Erſtaunen ſetzten. Dieſe neue nicht weniger bewunderungswürdige und weit wichtigere Reſultate verſprechende Erfindung, verdient alle Aufmerkſamkeit unſrer Regierung; man ſagt, daß ſie bereits, noch ehe dieſer glückliche Erfolg bekannt geworden, die einer benachbarten auf ſich gezogen habe. Wir wollen hoffen, daß nicht alle unſre Induſtrie nach dem Auslande wandern werde. Die Engländer haben es nicht verſchmäht, mit ihrer Flotte den Kanal zu bedecken, bei der Luftfahrt Blanchards aus les Andelys von Dover nach Calais. Die Engländer haben uns den unſterblichen Brunel entführt, der ſich durch ſo viele glückliche Erfindungen ausgezeichnet hat, der den Weg unter der Themſe hindurch gräbt und den les Andelys als eines ihrer Kinder reclamiren. Beaudouin, ohne Zweifel, wird nicht von ſeinem Vaterlande verlaſſen werden, und nicht an fremde Küſten die Früchte ſeiner Erfahrungen tragen.

Histoire de France, par l'Abbé Mont-Gaillard, Tome VII.

(Man vergl. No. 152, 162, 168, 169, 182 u. 187 d. Bl.)

Der eben erſchienene ſiebente Band enthält den Bericht der Ereigniſſe, die den letzten vier Jahren von Napoleons Regierung eine ſo traurige Celebrität gegeben haben. In den vorhergehenden Bänden hat ſich der Abbé Montgaillard dem erſten Conſul und dem Kaiſer nicht günſtig gezeigt; in dieſem (ſagt mit Recht ein franzöſiſches Journal) giebt er ſich ſeiner ganzen Laune hin und wird dadurch ungerechter Geſchichtsſchreiber, *) weil er leidenſchaftlich iſt, hüllt die Wahrheit in Nacht, weil das Unrecht übertreiben, es mildern heißt.

„Zur Invaſion und zum Unglücke Frankreichs, ſagt der Abbé Montgaillard, mußten die rieſenmäßigen Entwürfe dieſes in Herrſchgier unerſättlichen Mannes führen. Von dunkler Herkunft ſteigt er zum höchſten Range; das iſt ihm nicht genug: er verlangt, daß die Welt zu ſeinen Füßen liege, und die Könige werden ſeine Hofleute; die Könige werden ſeine Diener, ſeine Sklaven, und ſein Stolz iſt noch nicht geſättigt! — Er ſagt im erſten Augenblicke ſeines Einzugs zu Wien (im November 1805): „Das iſt das letztemal, daß die europäiſchen Regie„rungen ſo unheilbringende Hülfe herbeirufen werden. — — In hundert „Jahren von jetzt an wird es in Oeſterreich in keines Fürſten Gewalt „ſtehen, die Ruſſen in ſeine Staaten einzuführen." Und er ſelbſt iſt es, der Frankreich dem barbariſchen Wallachen, dem wilden Koſacken, dem ekelhaften Kalmucken, dem maſchinenmäßigen Preußen und dem engliſchen Söldner in die Hände liefert!"

„Indem er ſeine Macht durch die Waffen gründete, benutzte er den Schrecken, den ſeine Siege einflößten, nicht geſchickt. Er wollte niederſchmettern, ohne Unterlaß niederſchmettern, anſtatt es ſelten zu thun, mit Maaß, ein Mehreres drohend. Das Schwert des Damocles feſſelt den Entſchluß deſſen, der es über ſeinem Haupte aufgehängt ſieht, wenn es gleich nicht herabfällt. In den ſchönen Jahren ſeiner Regierung wendete Ludwig XIV. dieſen politiſchen Hebel an; Friedrich von Preußen verdankte ihm einen Theil ſeines Anſehens. Die kleinen benachbarten Völker Frankreichs an den Krieg gewöhnen, ihre Heere zahlreich und tauglich machen, hieß dies nicht, ſein militairiſches Uebergewicht gefährden? Napoleon hätte weit mehr in ſeinem Intereſſe gehandelt, wenn er allen ihm mehr oder minder unterworfenen Fürſten nur die zur Polizei in ihren Staaten nöthi-

*) Wir haben bereits in No. 162 und 169 d. Bl. die Bemerkung gemacht, daß wir an dieſem Verfaſſer, bei all ſeinem Geiſte und ſeiner Darſtellungsgabe, eine Haupteigenſchaft des Geſchichtsſchreibers, die nämlich leidenſchaftsloſer, unparteiiſcher Prüfung und in Folge deſſen die ruhiger Würde im Vortrag und Behandlung vermiſſen. A. d. R.

gen Truppen zu halten erlaubt; wenn er mäßigen Tribut gefordert und wenn er, ihnen ihre Gesetze lassend, auf ihren Gränzen bewaffnete Colonieen, nach Art der Römer, gebildet hätte. Diese Rathschläge einer aufgeklärten und sichern Politik sind ihm verschiedenemale gegeben worden; aber er hat sie nicht gehörig gewürdigt und daher verworfen. Jetzt (1813) fallen diese Völker auf ihren Unterdrücker zurück, mit den Mitteln, die er selbst ihnen ließ oder gab, mit der Kriegswissenschaft, die er selbst ihnen lehrte. Wie wird er sich ihrer nun erwehren?"

„Von einer einzigen fixen Idee besessen, beging Napoleon Fehler, die ein minder feuriger Geist, ein bei den Leiden des Menschengeschlechts nicht ganz gefühlloses Gemüth vermieden haben würde. Sein einziges, unveränderliches Ziel war England, das furchtbare Hinderniß seiner Universalherrschaft: England war es, was er zu Lissabon, zu Madrid treffen wollte; dem er seinen letzten Anker auf dem Continent entreißen wollte, als er Rußland mit Krieg überzog. An seinen Planen mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit festhaltend, kümmerte er sich wenig darum, daß weite Länderstrecken, daß Millionen ihrer Einwohner die Opfer davon wurden; und im Laufe dieser Kriege, die Ruhe und Glück fremder Völker vernichteten, ließ der National-Egoismus, die Seele der Franzosen wahrhaft austrocknend, sie auf diese Fluth von Unglück und Leiden, den Vorläufern ihrer eignen, mit Gleichgültigkeit hinblicken."

„Der Tag erscheint, wo der Zauber schwindet: ihr verblendetes Auge kann nur durch überschwengliches Unglück, durch unzählige Widerwärtigkeiten enttäuscht werden. Hart am Abgrunde endlich werden sie die Entwürfe dessen würdigen und richten, der so lange ihr Schicksal leitete, und, sein ganzes Leben überblickend, werden sie als letztes Resultat sehen, wie wenig würdig er so vieler und so großer Opfer war."

„Mißtrauisch gleich Tiber und Ludwig XI., bald die Gesetze als das Erste sprechen lassend, bald sie schweigen machend als das Zweite, führt Napoleon ein allgemeines Kundschafter-System ein, das einen großen Theil der Thätigkeit der Staatsverwaltenden verschlingt: jede liberale Idee wird prescribirt, jede unabhängige Stimme erstickt; das Schweigen der Knechtschaft ruht auf diesem alten Frankreich, das von einem der aufgeklärtesten und geistreichsten Völker bewohnt wird; die Schmeichelei allein läßt sich da vernehmen und leiht lügenhaft dem Zustande dieses schönen Landes glänzende Farben. Was wird das Resultat eines solchen Systems von Unterdrückung und Verletzung der National-Freiheiten seyn? Napoleon und sein Geschlecht wird fallen. Und so wird es immer seyn: ein Regierungs-Chef, wer er auch immer sey, stände ihm auch die fürchterlichste Militairmacht nebst allen Schätzen eines Staates zu Gebote, wird spät oder früh vom Throne gestürzt werden, wenn die Nation unterdrückt und ihrer constitutionellen Rechte beraubt wird, wenn der Despotismus die Freiheit der Presse fesselt, wenn das Recht der Bürger, ihre Meinungen durch den Druck bekannt zu machen, trotz der Fundamental-Statuten, ohne Scheu verletzt wird, wenn die Freiheit und das Eigenthum der Unterthanen ohne Unterlaß durch Acte der Willkühr von den Verwaltern der öffentlichen Macht bedroht werden."

„Welches war nach Außen das Betragen dieses Unterdrückers? Ein Gewebe von Treulosigkeit. Alle Veteranen des Vaterlandes sind in den Kriegen umgekommen, die seine Ehrsucht entzündete; die Jugend wird jährlich geärndtet, wie das Getraide der Felder. Der Glanz der, durch die Tapferkeit der von ihm angeführten Franzosen erfochtenen Siege erzeugt und unterhält ein gefährliches Blendwerk; Napoleons Stolz vernichtet diesen Nimbus selbst und sein Glück bleibt sein einziges Verdienst bei seinen letzten Erfolgen. Treue Verbündete hat er nicht; er hat nur gekrönte Hofleute. Er hat alle diejenigen, die sich seiner Rechtlichkeit, seiner Milde, seiner Macht vertrauten, getäuscht und erniedrigt; alle sehnen sich, das Joch der Vasallenschaft abzuschütteln, das er mit dem Namen der Allianz schmückt. Das alte Frankreich wird von Feinden überschwemmt und der besiegte Eroberer spricht noch von Eroberungen, vom großen Reich; er hört nicht auf, seinen gemißbrauchten Soldaten die Beute der entfernten Länder zu versprechen, deren zahlreiche Cohorten unsere wehrlosen Gränzen bereits überschritten haben. Das ist der Despot von Europa und von Frankreich; seine Handlungen haben ihn gerichtet."

„Wie nun konnte die ungeduldigste, die veränderungssüchtigste, die zu Wagnissen geneigteste Nation, welche während des Ritterthums, wie zur Zeit der heiligen Ligue, bei tausend und tausend Provinzial-Aufständen, wie beim Beginnen ihrer allgemeinen Revolution, sich stets so feurig der Freiheit oder ihrem Scheinbilde zuwendete — wie konnte diese Nation zwölf Jahre lang dem hochfahrenden Despotismus Napoleons passiv und selbst ohne Murren unterworfen bleiben? Die Erklärung dieser Erscheinung findet man in den tiefen Spuren der vormaligen Ordnung der Dinge, in dem zurückgelassenen so tiefen Eindruck der königlichen Regierung, die von einem angeblich göttlichen Rechte ausgeflossen seyn soll, ein Dogma, auf welches sich gleichfalls die slavische Unterwürfigkeit der Türken unter die Familie Othmans gründete. Selbst vor Ludwig XI. proclamirten die Rechtsgelehrten an den Schranken, die Professoren in den Classen, die Theologen auf den Universitäten, die Prediger auf der Kanzel, die Historiographen am Hofe, die Schmeichler in jedem Zweige der Verwaltung, alle mit einander wetteifernd, hörten nicht auf zu predigen, zu schreiben und zu verstehen zu geben, daß der Fürst das lebendige Bild Gottes auf Erden sey; daß man dem sichtbaren König in zeitlichen Dingen nicht minder Gehorsam schuldig wäre, als dem unsichtbaren in himmlischen; daß die Gesalbten des Herrn zu nichts gegen die Völker verbinden seyen; daß kein Vertrag zwischen den einen und den andern existire; daß die Rechte und die Pflichten des Königs und des Unterthanen nicht gegenseitig wären. „Dem König allein gehört die „unumschränkte Macht im Reiche. Er ist nur Gott über die Ausübung „der höchsten Gewalt verantwortlich. Die gesetzgebende Gewalt ruht „in der Person des Monarchen, unabhängig und ungetheilt." (Rede des Großsiegelbewahrers vom 19. Nov. 1787.) Seit fünf oder sechs Jahrhunderten, und besonders seit Ludwig XI., verbreitete man die Lehre, daß, wenn die Fürsten ihre Gewalt mißbrauchen, Gott allein darüber richten könne, weil sie sie nur von Gott allein empfangen hätten. Man weiß, daß Ludwig XIV., nachdem er einige Casuisten, Doctoren der Sorbonne, zu Rathe gezogen, jeden Gewissensscrupel wegen Vermehrung der Abgaben verbannte, weil diese Priester entschieden, daß die Güter seiner Unterthanen ihm als Eigenthum zugehörten. Nach dieser Entscheidung — war es nicht da den Monarchen erlaubt, alle Arten von Eigenthum zu rauben, und zu diesem Zwecke Verfügungen nach Gutdünken zu treffen? Besaßen sie nicht das Recht, Männern ihre Gattinnen zu rauben, wie Franz I., Heinrich II., Heinrich IV., Ludwig XIV. und Ludwig XV. wirklich thaten; tausende von Menschen in entfernten Kriegen, recht- und nutzlos, tödten zu lassen; sie im Innern, aus Vorwand von Unzufriedenheit oder um ihnen gewisse religiöse Dogmen und Formulare des Cultus aufzuzwingen, dem Untergange zu weihen? Mit einem Worte, nach diesen Doctoren der Hölle und nicht des Himmels, üben die Könige die höchste Gewalt aus, wie es ihnen gefällt; die bösen, wie die guten Fürsten kommen vom Himmel; Nero und Peter der Grausame sollen dieselbe Unterwerfung finden wie Titus und Ludwig XII., da erstere als Ruthen betrachtet werden müssen, mit welchen wir von oben herab gestraft werden, und da die Völker vor dem Throne des Ewigen nur seufzen dürfen. Dies waren die Mari-

men des Herzogs von Villeroi, Oberhofmeisters und Erziehers Ludwigs XV., als er zu dem königlichen Kinde, welches die in den Tuillerieen auf- und abströmende Menge ansah, sagte: „Sehen Sie, mein Gebieter, alle diese Leute sind die Ihrigen; alles das gehört Ihnen an.“

„Ja, die Rechte der Könige sind unantastbar, denn diese Rechte sind ihnen ursprünglich von den Völkern übertragen; denn die Erblichkeit hat diese Rechte an die Familie geknüpft, die damit bekleidet worden ist. Die Religion heiligt auf gewisse Art die Rechte der Könige, aber sie schafft sie nicht; wenn dies anders wäre, so könnte sie sie aufheben, und die Diener der Religion wären also die Souverains, die Herren der Völker und der Könige. Die Religion kann eben so wenig das Wesen des Königthums vernichten, als schaffen; das Gegentheil behaupten, hieß die größte und gefährlichste politische Ketzerei aufstellen. Die Religion mochte immerhin, durch das Organ des höchsten geistlichen Oberhauptes, Pius VII., Napoleon für den Auserwählten Gottes, für den Gesalbten des Herrn erklären, konnte sie, durch diese Einsegnung, die legitimen Rechte der Prinzen des Hauses Bourbon auf den Thron Frankreichs ungültig und ungesetzlich machen? Nein, gewiß nicht, wird man sagen; es ist daher unbestreitbar, daß die Diener der Religion kein königliches Recht festsetzen und ertheilen können. Versuche man es, die Legitimität auf das Dogma des göttlichen Rechtes zu gründen und sie auf mystische Phrasen zu stützen, die nur für noch in Barbarei versunkene Menschen taugen: denkt man denn, daß jetzt die Menschen einfältig genug seyen, um sich für das Eigenthum einer Familie zu halten, weil der Papst von Rom ihr dies Recht zuspricht? War David, der Saul vom Throne stieß, legitim? Hatte er irgend einen andern Anspruch als die Stimme der Nation für sich? Hatte nicht früher schon der Prophet Samuel den Israeliten alles Unglück vorausgesagt, das sie zu dulden haben würden, wenn sie ihr Geschick in die Hände von Königen legten? Hat man nicht, fast noch in unsern Tagen, die Anstrengungen des letzten Zweigs des Hauses Stuart von den Engländern und Schotten vereitelt und abschlagen sehen? Sah das vorige Jahrhundert nicht die Fürsten-Familie von Hannover durch eine unermeßliche Majorität beider Nationen in Britannien aufgenommen? Legitimität durch göttliches Recht ist das Stichwort einer Partei, wie 1793 und 1794 der Ausruf: „Die Republik oder der Tod.“ “

„Man muß die Legitimität da sehen, wo die Thatsachen, die die Macht verdrängen, vollbracht und beendigt sind. In dieser Hinsicht giebt es nichts Legitimeres auf der Welt, als die Dynastie der Bourbons auf dem Throne von Frankreich; achthundert Jahre einer feierlichen Anerkennung der Nation heiligen den Besitz des Thrones für dieses königliche Haus. So wurde die Republik der vereinigten Staaten von Nordamerika legitim, als sie, nachdem die Engländer vom Gebiet vertrieben und außer Stand waren, sich dort zu behaupten, von den großen europäischen Mächten anerkannt war. Großbritannien handelte ohne Zweifel weise, indem es seine Ansprüche aufgab; aber hätte es sie auch mit eben der Hartnäckigkeit behauptet, als die Stuarts mit den ihrigen thaten, die Amerikaner wären darum nicht minder dem Recht und der That nach emancipirt gewesen. — Die lange fortgeerbte Gewalt der Legitimität selbst kann indessen den Völkern, die unter der Unterdrückung seufzten, deren unverlierbare Rechte augenfällig verletzt wurden, nicht verbieten, ihren Umsturz zu versuchen, wie alt sie auch immer seyn möge; ja, je länger selbst das Joch drückte, desto mehr ist die Insurrection legitimirt, gerechtfertigt. So vernünftelten und handelten die Schweizer im vierzehnten Jahrhundert, die Holländer im funfzehnten, die Portugiesen im sechszehnten. Vergebens weigerten sich die Nachfolger der Grafen von Habsburg lange Zeit, die helvetische Unabhängigkeit anzuerkennen; vergebens behauptete Philipp II., bis ins Grab seine Ansprüche auf die belgischen Provinzen, deren Emancipation die Prinzen von Nassau erkämpft hatten; vergebens wollte sein blödsinniger Nachfolger die Familie Braganza nicht anerkennen: diese Befreier der Völker triumphirten mehr noch durch die Gewalt der Dinge, als durch die Unterstützung der Politik der Höfe. Vergebens beharrt der verblendete Hof von Madrid, nachdem er jede Art von Vergleich mit seinen transatlantischen Colonieen verschmäht, darauf, von seiner Oberherrschaft zu sprechen; sein Traumbild ist vernichtet: nie wird das Scepter Sr. katholischen Majestät sich wieder über diese weitumfassenden Colonieen ausstrecken, die sich, Dank sey es einem neuen Washington, dem großen Bolivar, in Republiken umgebildet haben, noch selbst nur dort wieder erscheinen. Se. katholische Majestät kann wohl, gleich den Königen von Sardinien, die sich noch heute mit Wappen und Titel als Könige von Cypern brüsten, sich König beider Indien tituliren: diese Qualificationen sind im Jahre 1821 für den einen wie für den andern der beiden Monarchen nichts mehr als Zeichen einer erloschenen Benennung, so eitle Zeichen, wie die Rechte einiger elender Griechen, die sich, als Abkömmlinge der Comnenos, Erben von Constantins Reich nennen.“

Man sieht in den Ereignissen von 1813 und 1814 mehr als eine Person figuriren, die man mit Erstaunen 1827 auf dem nämlichen Posten wiederfindet, den sie damals einnahmen, und nicht minder stolz unter der Livree des Königthums, als sie sich unter den Stickereien des Kaiserreichs anmaaßend blähten. Die Ereignisse des heutigen Tages verwischten schnell das Andenken des gestrigen: selten können diese Erinnerungen eine nützliche Lehre werden. Hoffen wir inzwischen, daß diese Menschen, durch stetes Leugnen dessen, was sie gesagt, geschrieben, gethan haben und was sie gewesen sind, die Macht selbst endlich in das Geheimniß ihres Eifers und ihrer Ergebenheit einweihen werden.

Natürlicher Blitzableiter.

Man glaubt allgemein in Amerika, daß die breitblättrige Buche, eine Varietät der europäischen Buche (fagus sylvatica), nie vom Blitze getroffen werde. Diese Meinung ist in den Staaten von Tenessee so allgemein, daß die Pflanzungen dieses Baumes Zufluchtsorte bei Unwettern sind. So wie der Himmel sich verdunkelt und der Donner zu rollen anfängt, eilen die Bewohner zu ihrer Sicherung unter dieses schützende Laubdach, und bleiben da, bis die Gefahr vorübergegangen ist. Dieser durch viele Generationen fortgepflanzte Glaube unter diesen Kindern der Natur, in einem mit großen Bäumen aller Art so reich ausgestatteten Lande, muß wohl auf Beobachtung und Erfahrung gegründet seyn. Wenn diese merkwürdige Eigenheit der amerikanischen Buche durch mögliche wissenschaftliche Versuche bewiesen werden sollte, so würde sie wahrhaft der Baum der Viehhöfe und Meiereien seyn, die sie zieren würde, während sie das Vieh vor dem Blitze sicherte. Weit entfernt, eine Veranlassung zu Kostenaufwand zu seyn, wie die metallischen Blitzableiter, würde sie im Gegentheil eine einträgliche Nutzung darbieten. Man würde eben so wenig ermangeln, einige an den Wegen zu pflanzen, um denen von Sturm übereilten Reisenden einen Zufluchtsort anzubieten. Diese Anpflanzungen würden die verheerende Art nicht zu fürchten haben; geschützt von der öffentlichen Achtung würden ihre Bäume friedlich ihre Zweige ausbreiten, sich in ihrer eigenthümlich schönen Gestalt in die Lüfte erheben, unsere Land-

schaften verschönern und den Reiz der ländlichen Wohnungen erhöhen. Diese Betrachtungen sind nicht zu vernachlässigen, und verdienten wohl, daß Physiker und Oekonomen ihnen sorgfältige Untersuchung widmeten.

Ueber die Doppelsterne.

Nach einer mit dem großen Refractor von Frauenhofer auf der Sternwarte der Kaiserl. Universität zu Dorpat angestellten Musterung des Fixsternhimmels. Bericht an Se. Durchlaucht den Fürsten Lieven, Mitglied des Reichsraths, Generallieutenant und Ritter mehrerer Orden, und Curator des Lehrbezirks der Universität zu Dorpat, von F. G. W. Struve, Director der Sternwarte. Dorpat 1827 bei Schünemann, Universitäts-Buchdrucker.

In diesem Berichte liefert der berühmte Dorpater Astronom dem größern gebildeten Publikum die Nachricht von der bedeutenden Ernte, welche er mit Frauenhofers großem Refractor an dem Fixsternhimmel in 2 Jahren gemacht hat, die würdig ist die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zu ziehen, der Sinn für die Natur und die Wissenschaft hat. Daher ist dieser Bericht so einfach geschrieben daß man ihn, mit den alltäglichsten Kenntnissen versehen, leicht verstehen kann.

Der Titel kündigt nur einen Bericht über Doppelsterne an. Allein der Verfasser liefert überdies zahlreiche, unter der Mehrheit der Leser wenig verbreitete Kenntnisse über die Fixsterne überhaupt, ihre Parallaxe, die Farbe ihres Lichts, ihre Vertheilung im sichtbaren Weltraume, die eigenthümliche Bewegung Einzelner ꝛc., so daß ein kleines Ganzes entsteht, welches das Wissenswürdigste über die Fixsterne enthält. Wenn gleich diese Kenntnisse, durch Herschel geliefert, zu seiner Zeit allgemein bekannt wurden, so darf man wohl sagen, daß sie allmählich in Vergessenheit geriethen, so wie das Erstaunen über die unermeßlichen Entdeckungen dieses großen Astronomen allmählich abnahm. Wem also seine eigene Ausbildung zum höhern Menschen am Herzen liegt, der wird es unserm Verfasser Dank wissen, daß er uns diese Kenntnisse von Neuem vorlegt, um so mehr da sie zur Verständigung des Folgenden über die Doppelsterne unentbehrlich sind.

Wenn man aus diesem kleinen Werke erfährt, daß bis zur Ankunft des herrlichen Frauenhoferschen Teleskopes in Dorpat nur 410 Doppelsterne bekannt waren, nun aber 3063 bekannt sind, wovon wir also 2623 dem unermüdlichen zweijährigen Eifer des Hrn. Prof. Struve verdanken, so reicht das schon hin um ein hohes Interesse für diesen Bericht zu erwecken. Geht man aber die einzelnen Nachrichten durch, über die Doppelsterne, die scheinbaren und die wahren, die eigenthümlichen kreisenden Bewegungen der Letztern, ihre Abstände von einander, die Farbe ihres Lichts, ihre Vertheilung in dem großen Weltraume der dem Dorpater Astronom vom Nordpole an bis zum 15. Grad südlicher Breite zu Gebote steht, über die dreifachen und sogar vierfachen Sterne, und über die Wahrscheinlichkeit, daß mehrere einander nahe (aber nicht so nahe als die eigentlichen Doppelsterne) Hauptfixsterne auch ein eigenes Attraktions-System bilden, wovon man bisher keine Ahnung hatte, ꝛc. ꝛc. so wird gewiß dieses Interesse ansehnlich gesteigert.

Noch muß Referent hinzufügen, daß diese Masse von Kenntnissen nicht im dogmatischen Tone der tiefen Gelehrsamkeit als bloßes Resultat vorgetragen ist, sondern daß die Methoden, die dazu führen, mit großer Präcision und Klarheit im Allgemeinen angezeigt sind, so daß der Leser nicht genöthigt ist, nur zu glauben, sondern mit dem Auge seines Geistes das Innere der Sternenwelt wirklich sieht.

Gemeiniglich stellt man sich den gestirnten Himmel, die Planeten unsrer Sonne abgerechnet, als ein starres Bild, in welchem ewige Ruhe herrscht, vor. Jetzt kennen wir in einer Himmels-Zone von 105 Graden Breite 3063 Doppelsterne, und wenn die übrigen 75 Grade, wie wahrscheinlich, eine verhältnißmäßige Zahl derselben enthalten, so übersehen wir jetzt 5250 Punkte am Himmel wo sich sogenannte Fixsterne um einander bewegen, ohne diejenigen zu rechnen die dem Frauenhoferschen Rohre unerreichbar seyn mögen. So zeigt sich also der gestirnte Himmel außer der großen von Herschel geahneten, aber unserer unmittelbaren Beobachtung noch entzogenen, Bewegung der Hauptmassen der Fixsterne, noch zahlreiche, vielleicht zahllose, eigenthümliche kleine Gruppen die das Phänomen der planetischen Bewegung an Sonnen selbst uns darstellen. An dieses so höchst wichtige Resultat reihet sich wie von selbst das Phänomen der wirklich zahllosen an der Erde schwirrenden Sternschnuppen, welche uns Chladni zuerst mit der höchsten Wahrscheinlichkeit als Miniaturen von Planeten kennen lehrte, welche den größten Planeten gleich, ihre Bahn um die Sonne durchlaufen und nach und nach in die Anziehungs-Sphäre unserer Erde gerathen, wodurch der leere Raum unsers Sonnensystems mit Bewegung erfüllt erscheint, wie jetzt der ganze gestirnte Himmel. Und wenn jeder Fixstern sein System von Planeten und Sternschnuppen hat, wie kann der menschliche Geist diese Myriaden von Massen und Bewegungen fassen? — Groß ist der Herr!

Wenn noch etwas die Theilnahme des Publikums für dieses angekündigte kleine Werk erhöhen kann, so ist es das, daß der Ertrag des Verkaufes desselben dem Armen-Verein zu Dorpat durch den würdigen Verfasser bestimmt ist. Der Preis des Exempl. ist 1 Rubel B. Ass. und das Werk in der Akademischen Buchhandlung bei Herrn Mayer geheftet zu haben.

Jagd der Gazellen in Persien.

Ein englischer Reisender, der Zeuge einer dieser Jagden war, beschreibt sie auf folgende Art:

„Die Jäger versammeln sich in einer weiten Ebene, oder vielmehr in einer Wüste, auf der Meeresseite. Sie sind zu Pferde, einen Falken auf der Hand, eine Koppel Windhunde hinter sich. Wenn sie nun eine Gazelle entdecken, so nähern sie sich ihr, so sehr sie können; aber das mißtrauische Thier flieht, sobald es seine Feinde wahrnimmt; sein erster Lauf ist windesschnell. Der Jäger läßt seine Hunde los und seinem Pferde freien Lauf. Ist das Thier allein, so verfolgt es der Falke und greift es auf der Stelle an: ist aber eine Heerde beisammen, so wartet der Jäger, bis die Hunde eine Gazelle davon getrennt, welche sie ausschließlich verfolgen, und läßt dann den Vogel los. Dieser stürzt sich auf den Kopf des Thiers und stößt so heftig, daß es oft betäubt niederfällt und die Hunde es erreichen können. In allen Fällen wiederholt der unerbittliche Falke seine Stöße und verzögert den Lauf des flüchtigen Thieres, welches endlich unterliegt, wenn es sich von Hunden, Pferden, Falken und Jägern umringt sieht. Diese tumultuarische Gruppe bietet den Europäern ein Schauspiel dar, wovon die Jagden ihres Landes keinen Begriff geben können; nichts bewunderungswürdigeres als die combinirten Angriffe der Hunde und der Falken: die geschicktesten Taktiker könnten ihre Sache nicht besser machen. Es bedarf, sagt man, einer

langen Erziehung und natürlicher Anlagen, bis diese Thiere eine so große Geschicklichkeit erlangen."

„Die Geschwindigkeit der Gazelle ist außerordentlich; dieses Thier kann durch kein anderes vierfüßiges erreicht werden, bevor es ermüdet ist; aber seine Kräfte erschöpfen sich bald. Ein Lauf von vier Meilen, und bisweilen von zwei, reicht hin, um es außer Stand zu setzen, seinen Feinden zu entwischen. Eine junge Gazelle ist bald gefangen; ein Weibchen läßt sich ziemlich lange jagen und es ist selten, daß ein Männchen sich erreichen läßt. Die Falken stürzen sich mit solcher Heftigkeit auf den Kopf dieser Thiere, daß sie bisweilen von den spitzigen Hörnern durchbohrt werden, die die unschuldige Gazelle vor den Angriffen eines solchen Feindes sichern zu sollen scheinen. Der Falke pflegt übrigens nicht senkrecht aus der Höhe auf seine Beute zu fallen, sondern er nimmt eine schräge Richtung, bald von vorn, bald von hinten, um die Spitzen der Hörner zu vermeiden, vor deren Berührung er sich fürchtet."

„Die zu dieser Jagd abgerichteten Falken sind von einer Gattung, die ich anderwärts nicht gesehen habe. Sie sind klein und haben regelmäßig gefleckte Federn."

Fortschritte der Kuhpocken-Impfung in England.

Aus einem neuerlich dem Herrn Peel, bisherigem Minister Staats-Secretair des Innern, von der zur Verbreitung der Kuhpocken-Impfung gestifteten Gesellschaft erstatteten Bericht ergiebt sich, daß der Gebrauch dieses Schutzmittels gegen die Blattern in England sich erhält und weiter zu verbreiten fortfährt, ungeachtet einiger Thatsachen, die, in den letzten Jahren geeignet schienen, dasselbe in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Man zählt nur, sagt dieser Bericht, 503 Todesfälle, die im vorhergehenden Jahre (1828) in Folge der Blattern statt gefunden haben. Wenn man bedenkt, daß vor der Einführung der Schutzblattern die Zahl der Opfer dieser Krankheit, in diesem Lande, sich jährlich auf 4000 belief und sich jetzt ungefähr auf 500 reducirt, so ist es unmöglich, an der Wirksamkeit dieses Präservativs zu zweifeln.

Miscellen.

Ganz kürzlich trug sich in London folgender sonderbare Vorfall zu: Eine schöne, sehr elegant gekleidete Dame kam in der Frühe vor die Caserne der Garden. Außer der Schildwache bemerkte sie noch einen Soldaten, der vor der Thür auf und abging und folgendes Gespräch knüpfte sich an:

Dame. Soldat, sind Sie unverheirathet?

Soldat (verwundert über die Frage). Ja, Madame!

Dame. Nun dann, wollen Sie mich heirathen?

Soldat (noch verwunderter). Ja, Madame!

Dame. Nun, so kommen Sie; ich habe einen Erlaubnißschein und einen Ring (hier zog sie beide aus ihrem Arbeitsbeutel) und wir verheirathen uns auf der Stelle.

Soldat (noch weit erstaunter). Ja, Madame!

Die Dame nimmt einen Miethwagen auf dem benachbarten Platz, läßt sich nach der Kirche des heil. Vincens fahren und da mit ihrem Schnellverlobten trauen. So wie sie aus der Kirche treten, reicht die Dame ihrem neuen Gatten eine Rolle mit zwanzig Guineen, sagt ihm, daß sie ihn am Abend holen lassen wird, verspricht ihm dann den Abschied zu kaufen, steigt wieder in die Kutsche und fährt davon. Aber der erwartungsvolle Gatte harrt vergebens; noch bis heute hat ihm die Geheimnißvolle kein entferntes Zeichen des Daseyns gegeben und es scheint nicht, als wenn ihre Liebe nur halb so treu als eilig sey. Während sich das Publikum in Vermuthungen über dieses Abentheuer erschöpft, meint der mystificirte Gatte, daß er nichts Unangenehmes bei der Sache sehe, als das Einzige: eine Frau und doch auch keine zu haben.

— Der Courier du Leman von Genf giebt folgenden Artikel:

Die Denkmünze, welche die zur Krönung des besten, zu Gunsten der Abschaffung der Todesstrafe abgefaßten Werkes ernannte Jury dem Hrn. Lucas zuerkannt ist, ist von Gold, und 500 französische Franken werth. Sie stellt die Gerechtigkeit in Gestalt einer schönen Frau dar, die, auf den Altar des Gesetzes sich stützend, mit der einen Hand den, mit dem fatalen Werkzeuge bewaffneten Tod abwehrt und mit der andern auf die Bußstätte hindeutet, die an die Stelle jener Strafe treten soll. Die Umschrift bildet der Wahlspruch der Genfer Republik: **Post tenebras lux.**

Zu derselben Zeit als Hr. Lucas in Genf gekrönt wurde, trug er auch in Paris den Preis einer Denkschrift zu Gunsten der Abstellung der Lebensstrafen davon, welche die ehrwürdige Gesellschaft der christlichen Moral auf „die Todesstrafe und von den Mitteln wodurch sie ersetzt werden könnte" gesetzt hatte. Elf Mitbewerber waren aufgetreten, unter denen zehn für die Aufhebung stimmten. Zählt man nun 28 Schriftsteller hinzu, deren Abhandlungen die Geschwornen in Genf geprüft haben, so finden sich in einem Jahre 38 Vertheidiger der Unterdrückung jener scheußlichen Schauspiele vor den mehr oder weniger kultivirten Bevölkerungen jener Landstriche, in denen die französische Mundart gesprochen wird. Unmöglich können die aufgeklärten Denker dieses Voranschreiten der neuern Zeit in der Milde der Sitten und der Bestrafungen unbeachtet lassen, und es erregt Grausen, wenn man erwägt, daß in einem einzigen Jahre in Frankreich 176 Köpfe gefallen, und eben so viel Familien mehr oder weniger Makel erlitten haben. Wie es heißt, soll das Werk des Hrn. Carl Lucas im Druck erscheinen, und dann werden ohne Zweifel die Bemerkungen des Hrn. Advokaten Renouard angehängt, die den Gemüthern, welche für die wünschenswerthe Neuerung noch nicht mitstimmen, vollends die Ueberzeugung der Zweckmäßigkeit beibringen werden.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 8 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Halle.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETÄT

№ 189 Hamburg, Mittwoch den 30. May 1827

Herausgegeben von Gerhard von Halem. Redigirt von J. Meinert und Aug. Ludwig.

Die achte Luftfahrt des Hrn. C. Robertson, unternommen zu Newyork in Gesellschaft einer Dame am 10. October 1826.

(Beschluß.)

Ich fand mein Luftschiff ganz so, wie ich es verlassen, wieder vor, und nachdem ich meinen Platz wieder darin eingenommen, und allen Dem, die dabei behülflich, es sicher von Kinder zu halten, recht sehr Dank gesagt hatte, stieg ich um 2½ Uhr Abends wieder mit großer Leichtigkeit in die Höhe.

Meine Absicht war bisher meinen Aufstieg nur, mehrere Experimente und Beobachtungen anzustellen, die ich, ehedem gelegt, auf meiner Reise haben nicht mit der Ruhe, angestellten und meinen Kunstreisenden so hätte machen können, der ersten physikalischen Gegenstände erscheinen. Es war mein völliger Ernst. Ich hatte eine von Dave's Lampen bei mir, und war so kühn der Versuchung die Höhe gehabt hatte; doch fand ich sie nicht gut. Gebrauch davon zu machen, weil der Glanz der Flamme mich nicht in den Stand setzte, auch die kleinsten Gegenstände auf meinem Instrumente zu erkennen, und ich überdem befürchtete, daß sich der Lampe mich hindern möchte, die Dinge um mich her zu unterscheiden. Da der Wind fortwährend stärker war, so blieb ich in der Nähe der Erde selbst, und mein Aufstieg, entgegen sich vor- und nachher, d. h. die kleinen Ballons, die wenigst Steigekraft hatten als der größere Luftschiffe, und die mehr Ballast bedurften, um sich in der Luft zu erhalten, hingen Barometer, um mich in jeder Gegend, wo ich mich befand, mit meinen Geräthen, um vieles leichter gemorden war, so stiegen mir die Luft in meinem Luftschiffe, die wenigst Steigekraft hatten als der größere, so schienen sie sehr merklich zu werden, und meinen entfernten Freunden zu dem Ort oder an den großen Ballon an. Letzterer machte mich auch nachher, und da ich fürchtete, daß Stöße meinen Luftschiff verletzen, so wurde ich sehr froh, daß ich ihn wieder in meine Gewalt hatte, und mich ihn ohne Gefahr besteigen konnte.

Dieses gelang mir mit Leichtigkeit, und da der Wind mich in der ersten Stunde sehr schnell war, so hielt ich es für gut, meine Reise nicht zu eilen. Da ich mich ungestehen hatte, die Anzahl meiner Experimente zu vermehren, und die Anfangs-Beobachtungen, die ich in der Nähe der Erde selbst machte, mit denen, die ich in den höhern Regionen anstellen würde, zu vergleichen, so hielt ich es für nöthig, mich in der Nähe der Erde selbst, und mein Aufstieg, entgegen sich vor- und nachher, d. h. die kleinen Ballons, die wenigst Steigekraft hatten als der größere Luftschiffe, und die mehr Ballast bedurften, um sich in der Luft zu erhalten, hingen Barometer, um mich in jeder Gegend, wo ich mich befand, mit meinen Geräthen, um vieles leichter gewor

stoff der Luft mittheilen, oder auch von einer Art Strahlenbrechung, die auf die Luftmassen einwirkt. Hr. Humboldt hat dieselbe Wirkung wahrgenommen und sagt, daß die Luftschicht am Tage eine abschüssige Stellung annehme, Winkeln von 20, 30 und 40 Graden ähnlich, während sie bei Nacht fast horizontal und parallell, über einander liege. Er mißt dieses den Sonnenstrahlen zu, die durch die Luftschicht gehen.

Ein jeder wird schon bemerkt haben, daß jeder Lärm oder Schall des Nachts deutlicher zu hören ist, als bei Tage. Man mißt dieses in der Regel der Stille der Nacht bei; man irrt sich aber, wenn man dieses als die alleinige Ursache davon ansieht. Ist man auf dem Lande und in einer abgelegenen Gegend, so herrscht dort bei Tage die nämliche Ruhe und Stille, als bei Nacht; und dennoch ist auch hier ein jedes Geräusch bei Nacht vernehmlicher als am Tage. Es besteht folglich eine andere Ursache, und diese scheint darin zu beruhen, daß die Verbreitung des Schalles bei stiller und unbewegter Luft, und wenn deren Schichten parallell über einander liegen, besser von statten geht. Ich habe des Nachts den Ton einer Violine in offener Luft in einer Entfernung von mehr als 4 bis 500 Klafter, fast eine halbe Meile weit, vernommen. Ein Freund von mir, der als Arzt in Newyork practicirt, hat mir versichert, daß er während seines Aufenthalts in der Schweiz über den Schall von einem Wasserfall die nämliche Bemerkung gemacht habe, indem dieser bei Nacht ganz deutlich, bei Tage aber fast gar nicht hörbar gewesen sey. Noch hat derselbe wahrgenommen, daß jener Schall bei Tage, wenn Wolken den Strahlen der Sonne den Durchgang wehrten, eben so deutlich als bei Nacht zu hören war, aber gleich schwächer ward, sobald die Sonne sich zeigte.

Während ich höher und höher stieg, nahm nun auch die Kälte im Verhältniß zu. Ich konnte ganz deutlich den Leuchtthurm zu Sandy-Hook sehen, von Newyork und jedem andern Platze aber machte sich mir kein Licht bemerklich. Ich konnte auch das See-Ufer, den Hudsonsfluß und die großen Massen unterscheiden. Um 7 Uhr 40 Minuten war das Barometer auf 16 Zoll und einige wenige Linien gefallen. Nun empfand ich einen starken Druck im Innern meiner Ohren und an den Kinnbackendrüsen. Reaumur's Thermometer zeigte zwei Grad unter Null, was zu 28 Grad Fahrenheit stimmt. Das Hygrometer stand auf 30 Grad. Diesen Augenblick benutzte ich, um folgende Versuche anzustellen:

1) Ich setzte concentrirte Salzsäure der Luft aus, die nur sehr dünn ausdünstete, weil die undichtere Luft weniger Wasser enthielt. Auf der Erde würde die nämliche Säure, in Folge größerer Feuchtigkeit, an der Luft von einem weißen Dunst bedeckt worden seyn. Das nämliche Experiment hat der französische Philosoph, Hr. v. Arcet, auf dem Gipfel des hohen Berges, genannt der Pic du midi, gemacht. In dem Augenblick, wo ich meinen Versuch anstellte, zeigte das Hygrometer 25 Grad, was eine gänzliche Trockenheit der Luft andeutet. Meine Lippen waren sehr spröde, indem die Luft ihre Feuchtigkeit unausgesetzt einschluckte. Dieses Experiment und andere, die schon früher gemacht worden, beweisen entschieden, daß die der Erdoberfläche nächste comprimirte Luft viel mehr Feuchtigkeit enthält als die verdünnte in den oberen Regionen.

2) Als ich eine Höhe von 3530 Klafter oder 21,000 Fuß erreicht hatte, wo Reaumur's Thermometer auf 4 Grad unter dem Gefrierpunkt gefallen war und das Fahrenheit'sche auf 21 Grad stand, öffnete ich eine mit einem Glasstöpsel wohlverwahrte Karaffe, die mit calcinirter Pottasche angefüllt war. Diese Pottasche, die an der Erdoberfläche gänzlich flüssig geworden seyn würde, schien hier gar keine Feuchtigkeit an sich zu ziehen, sondern blieb völlig trocken und pulverisirt. Was ist nun aber die wahre Ursache dieser Trockenheit? Der Wärmestoff scheint dabei nicht in Betracht zu kommen, indem er sich ja mindert, je höher wir in der Atmosphäre kommen. Ist es der fühlbare Wärmestoff, der die Erde zurückwirft, der die Atmosphäre rund um ihre Oberfläche erwärmt; und sind die oberen Regionen des freien Wärmestoffs durch die außerordentliche Dünnheit der Luft und durch den Mangel an Sauerstoff, der im Verhältniß zur Dichtigkeit der Luft, nicht aber ihres Volumens steht, beraubt? Das sind Fragen, die zu beantworten ich mich nicht unterfange, und die ich nun den Herren Chemikern vorlege.

3) Ich hatte mich mit dem Instrumente versehen, das man die Magdeburgische Hemisphäre nennt, worin ein luftleerer Raum mit aller Genauigkeit angebracht war, die unsre pneumatischen Maschienen nur möglich machen. Ich suchte sie zu trennen, konnte aber nicht damit zu Stande kommen. Das aber kann ich versichern, daß ihre Wiederfüllung mit Luft, die an der Erde 5 Sekunden erfordert haben würde, da, wo ich mich befand, in einer einzigen beschafft wurde; dabei ist noch zu bemerken, daß ich nicht höher war, als in der Hälfte der Verminderung des atmosphärischen Druckes. Das Athemholen ward mir sehr beschwerlich; es verursachte eine Beklemmung, die alle meine Kräfte zu lähmen schien, und ich war genöthigt, mir den Mund oft mit Wasser anzufeuchten. Ohne die Lebensluft ists gewiß unmöglich, am Leben zu bleiben. Ein Mensch in solcher Höhe ist eben so daran, wie ein Fisch außer dem Wasser. Tritt er aus dem ihm natürlichen Medium heraus, so fühlt er sofort die Annäherung des Todes, und der Lebensfunke würde sicherlich erlöschen, kehrte er nicht in eine dichtere, seiner Organisation entsprechendere Luftschicht zurück. Deshalb sagt Hippokrates auch: „aër pabulum vitae."

Die Kälte und dazu der Mangel an Luft wurden aller Vorsichtsmaaßregeln ungeachtet, die ich genommen hatte, um mich gegen ihre Wirkungen zu sichern, und die ich besonders an den Extremitäten meiner Hände empfand, fast unerträglich. Ich stand aufrecht in meinem Boote, mich mit der linken Hand an einer der langen Stangen haltend, die über dem Reif ein Kreuz bildeten, und dieses Stück Holz hatte eine Kälte, daß ich es hätte für eine Eisenbarre nehmen können. Ich bemerkte dieses erst, als es schon eine Menge Wärmestoff aus meiner Hand abgezogen hatte, was sie erst fühllos und dann krampfhaft machte. Da ich mich jedoch festhalten mußte, so blieb mir nichts anderes übrig, als von Zeit zu Zeit zu wechseln und die erkältete Hand wieder in meiner Tasche zu erwärmen. Ich entsinne mich, in einer philosophischen Schrift gelesen zu haben, daß man auf den Spitzen hoher, selten von Wolken beschatteter und der directen Sonnenstrahlen beraubter Berge immerwährend Schnee und Eis vorfindet. Ists also nicht klar, daß, wenn die Strahlen der Sonne die Wärme auf der Erdoberfläche allein verbreiteten, die höchste Wärme eben auf den höchsten Punkten der Berggipfel herrschen müßte, wohin diese Strahlen ununterbrochen ihre Richtung nehmen? Dem ist aber ganz anders. Die oben angeführten Facta geben einen Beweis von der Abnahme der Temperatur in den höheren Regionen.

4) Ich wog mit einer richtigen Schnellwaage mehrere Substanzen, die ich mit der nämlichen Waage schon auf der Erde gewogen hatte, und fand, daß sie hier nicht mehr das nämliche Gewicht hatten. Einige hatten die Hälfte ihrer Schwere eingebüßt, namentlich die porösen, als Korke, Tuch und Schwämme; bei den festen Körpern aber, als Holz, Papier, Pappdeckel und Metallen, war der Unterschied weniger erheblich.

5) Ein Tropfen Schwefeläther, den ich auf das Objectivglas meines Teleskops goß, verdunstete in 4½ Secunden gänzlich. Dieser Versuch stimmt beinah mit dem überein, den mein Vater, am 18. July 1803, in einer ähnlichen Höhe, zu Hamburg gemacht hat. Vor ihm hat keiner versucht, so hoch zu steigen, um philosophische Experimente anzustellen.

6) Ich hatte einen Electricitäts-Apparat und Wasserpumpe mitgenommen; aber an meiner Uhr, am Electricität zu erregen, wäre unbrauchbar; und doch weiß man, in den oberen Regionen sey ein beträchtlich electrisches Gewitter.

7) Meine Absicht war gewesen, auch über den ziemlich weiten Luftraum-Diameter einen Versuch zu machen; aber es meinten gerathen Schwierer freunde ich mich lage kommen, weil ich mich vor meiner Mutter vorgesehen und eine Flasche Wein genommen hatte, statt einer anderen, mit Branntwein gefüllten, mitgenommen hatte.

Dies wollte ich meinen Experimenten zu Ende machen, weil ich mich lange in einer Höhe zu sehen, die bei den höchsten Berge in Amerika, namentlich den Chimborazo, der nach geometrischer Messung 3220 Toisen hoch, übersteigt. Indeß ist das Versuch gelungen hatte, zeigte mir mein Barometer, daß ich mich noch nicht über 2000 Toisen erhoben hatte. Ich gedachte deshalb noch um 1 Uhr. Meine Absicht hatte gewesen, es gestimmt über 3 Uhr nach Hause zu kommen, wo ich die Nacht hier, als vorwärts von meiner ehemaligen Zusammenkunft, um sie zu schlafen, wenn ich ein Gewitter in der Nähe wäre, oder wenn ich Lust hätte, schnellen Gewitter hinaus, um in einem zu fanden Gewitter vorbeizukommen. Ich kam dann wieder in meinem Zimmer, wo ich mich wieder verfasse, aber brauchte sehr bald warm. Um von meiner Ueberzeugung zu hören, warf ich einen Brief meinen Bekannten aus. Schon ich ihn fall, bis ich mir und dem Kutscher mich von der Ordnung meiner, daß er den Zeitschriften nach Hause und bemerkte auch mit großem Vergnügen, daß ich mich wieder gefunden und verschiedene Richtungen nahm. Sie bekamen mir, meine Uhr, die ich, wäre es nicht so sehr gewesen, sind mehrere Stunden Theil der Nacht beschäftigt haben, sie zu bewegen. Um 4 Uhr 15 Minuten landete ich in einem Dorf zu Montmorency, wo ich mich mit Kutscher und Pferden ausruhte und meine Frage, wo ich mich befinde, daß ich Strichfeld sey, 8 Meilen von Chantilly-Lerchen und 7 von Montmorency. Meine ausgeschickten Briefe hatte ich gefunden, daß ich, als ich meinte nur langsam vorwärts zu kommen, 8 Meilen in der Stunde gefahren sey. Ich blieb in 24 Minuten, aber 15 Minuten in einer Meter, was mit Pferd 2 Minuten, aber 30 Minuten Pferdewechsel Mittel gerechnet, zurückgelegt hatte.

Ich hatte mich nicht getäuscht, als ich meinte, daß ich mich während des Zuschens beobachtet in unter dem eisigen Gebäude der modernen Gesellschaft befinden würde. Ich hatte die Briefe kaum in den Kasten in den Händen, als ich folgenden Morgen ging Gerichtsdiener mich in Haft nahmen. Ich wurde 24 Stunden, und am 11. gegen 4 Uhr Nachmittags traten mir zu Vermögen ein, wo Ihnen meiner Freiheit und der langen Haftdauer in Verhältniß stand.

Meine Reise und diese beiden Luftfahrten sind in Stande gewesen, mir, mein Faß zu bewundern, wo es verbrannte, in die Hoffnung der Wissenschaft eingetragen zu werden, in der diese lebhaft in den Ton der gebildeten Menschheit gelangen, der mich mit einer, als ich es anfangs wünschte gewesen, zur Klarheit in eine gemäßigtere Atmosphäre anbringen; zugleich aber hat Mangel, was ich beobachtet, vielleicht hinterlassen zu wichtigeren Resultaten.

— Auszug über die Verbesserung der Luftschiffahrt.

Die Wissenschaft der Luftschiffahrt war anfangs, gleich manchen anderen Entdeckungen, verschieden, und wenn gleich ihre Wirklichkeit durch die glänzenden Experimente erwiesen ist, so hat sie dennoch manche Hindernisse, die sie unter allen ihre Möglichkeit, besonders auch ihre Verbreitung hemmen. Diese Hindernisse sind theils in der Natur der Luftschiffahrt, theils in dem Luftgebäude beruhet gewesen auf einem Mangel an Kenntnissen über auf einem unbekannten Experimentiren, aber auch auf dem unglücklichen Hang, der Sache, die möglich machen kann, selber zu befördern, als zu befördern. Franklin, Amerika's Gründ als Physiker, Marcelli und Andere haben gezeigt, daß die Luftschiffahrt, wie die Schiffahrt zu Wasser, ein der Luftschiffahrt erlangen werde, in Zweifel zu ziehen. Er weiset diese neben ausgebildeten Vorsicht bei, den der verbindet Wissenschaften zu Vorsicht machen, und als er diesen Gedanken gefaßt, äußerte er sich in einer Gesellschaft, aber nachdrücklichsten Ernste Zuschauermenschen darüber: „Wir Erscheinung ist einem ausgebrannten Kinde zu vergleichen; es ist und sind gar Kräften haben, und es wird gewiß nicht lange dauern, Meinung einen tüchtigen Mannes überzeugt sanften Stimmen in entgegengesetzten Sinne, und um die kleinen Hindernisse Vorgänge zu bringen, die Luftschiffahrt, wie sie sich jetzt gebildet, zu einer Kunst, die jeder, um voraus auf die Veränderungen schließen, die es, wenn sich ein neues Element, in welchem sich jetzt unsere Kräfte und Geschicklichkeiten verbreiten wird, d. h. wenn der Wunsch, über die Wolken erhoben, mit Gewalt, und Kosten sich befriedigen kann, allgemeiner Luftschiffahrt sich allein in der Natur unserer eigenen Form zu Gebote befindet, und wenn wir Luftschiffahrt, wie wir Schiffahrt haben, so kann dennoch diese interessante Frage in der Erwartung, der Verwirklichung, bei Gelehrten und Ungelehrten, Luftschiffahrten und anderen Personen, sich lebend erlangt; auch ist sie der Aufgabenheit während der französischen Revolution zu Meaux, Montau und anderen Orten Luftschiffahrten gemacht, und einen Montgolfier, einen Blanchard, einen Berson, der Marschall Ney und die sonstigen Luftfahrer des verschiedenen Aufschwindels liegen an einen gebildeten, in anderen noch viele andere Künste und Wissenschaften aus der neuen Macht Vorher gegeben haben, die der eine von diesen Luftfahrern Erfindungen in Anspruch, der andere zu verbessern gedacht haben. Seit diesen Tage der Luftschiffahrt, namentlich seit der Wiederherstellung der Bourbonen, haben die Luftschiffahrten der verschiedenen Regierungen, nur wenig Fortschritte gemacht. Ein in gewissermaßen Luftschiffahrten, die Luftschiffahrten und anderen Theile, die in der alle ein Erwerbszweig benutzen und außer Stande waren, die Luftschiffahrt selbst zu führen; aber das wenigstens Verdienstvolle Luftschiffahrten, die Luftschiffahrten, die Luftschiffahrten, über gerade die Richtung, welche Luftschiffahrten liegen zu müssen, ist noch kaum die wirklichen Experimente Luftschiffahrten.

Meine Natur, Vorfahr der Experimental-Philosophie zu Paris, und bekannt durch seine Reisen Luftschiffahrten in allen Theilen der Europa, bot den Anfang der Luftschiffahrten, die Luftschiffahrten gebraucht und benutzen, und die Luftschiffahrten, die Luftschiffahrten, die Luftschiffahrten,

ein ungetheiltes Syſtem zu bringen, ſo wie die Natur dieſes bei den Fiſchen gethan hat, ſo überzeugt, daß ich, zur Förderung der aeroſtatiſchen Wiſſenſchaft, die, ſeit meiner Jugend, mein Lieblings-Studium und Beſchäftigung geweſen iſt, den Hrn. Genet ernſtlich angelegen habe, doch ſeine Pläne nicht ſchlummern zu laſſen, ſondern vielmehr alles mögliche aufzubieten, um ſelbſt und unter Mitwirkung aller Freunde der Wiſſenſchaften, die Bürger der Vereinigten Staaten aufzuregen, daß ſie noch einmal die letzte Hand an die Vollendung einer der nützlichen Künſte legen, die Europa unvollendet gelaſſen: ſie haben ja zuerſt die Dampfkraft bei der Waſſerſchifffahrt angewandt, mögen ſie nun auch die aeroſtatiſche Kraft bei der wirklichen Beſchiffung der Luft in Anwendung bringen. Dieſe Doppel-Eroberung wird ihrem National-Charakter einen unſterblichen Ruhm erwerben, und könnte eine Subſcription oder Lotterie die Ausrichtung eines ſo glänzenden Gegenſtandes erleichtern, ſo bin ich, nach allem, was ich in Betreff des Patriotismus und der Liberalität der amerikaniſchen Bürger geſehen und erfahren habe, überzeugt, daß in Kurzem ein bedeutender Fonds zuſammengebracht werden würde, um das Gelingen dieſes majeſtätiſchen Unternehmens zu ſichern. In dieſer Sache knickerig ſeyn, würde ſchaden, und dieſes iſt die Urſache geweſen, warum die Luſtſchifffahrt ſeither ſo wenig vorgeſchritten iſt, indem noch kein Verſuch in einer hinlänglichen Scala zur Anwendung mitwürkender Maſchinerie bei den Aeroſtaten gemacht worden iſt.

Verbindlichkeiten, welchen ich nicht ausweichen kann, nöthigen mich, dieſen Winter nach New-Orleans und Mexico zu gehen, doch denke ich in 6 Monaten nach Newyork zurückzukehren; ſollten nun unterdeſſen von den Freunden der Wiſſenſchaft Vorkehrungen getroffen werden, die die Ausführung des beabſichtigten Verſuches möglich machten, ſo habe ich mit Hrn. Genet die Abrede getroffen und verbürge mich dafür hier, daß ich die praktiſche Erfahrung, die ich mir in der Luftſchifffahrt erworben, bei der Ausführung und Leitung eines amerikaniſchen Aeronauten anwenden will.

Einiges über das weſtliche Mittelaſien.

Welt- und Ortsverhältniſſe. Die jetzigen Welt- und Ortsverhältniſſe des weſtlichen Mittelaſiens, Mawaralnahar und Chowaresm, oder im heutigen Sinne Bucharei und Chiwa, bieten merkwürdige Betrachtungen über die Veränderungen dar, denen die Oberfläche der Erde im Laufe der Zeiten unterliegt.

Verfall dieſer Länder. Nach den Nachrichten der Griechen und aſiatiſchen Geſchichtſchreiber waren dieſe Länder einſt in weit blühendern Umſtänden, als die ſind, in welchen ſie ſich jetzt, nach den neueſten ruſſiſchen Nachrichten, befinden. Zwar ſind die Bucharei und Chiwa noch zwei anſehnliche Oaſen oder Oaſengruppen im Sandmeere, mit bedeutenden Reſten von Stadt- und Landkultur, doch nicht zu vergleichen der alten Lage dieſer Länder. Die Urſachen ſind vielfach.

Allmähliges Vertrocknen. Ehemaliges Meer. Vor allem gehört hierher das oft angeregte allmählige Trocknerwerden, wo nicht der Erdoberfläche überhaupt, doch vieler Gegenden, die weder von tropiſchen Regen noch den Wintern höherer Breiten getränkt werden. Betrachten wir die Karte von Mittelaſien, ſo erkennen wir in vorchronologiſcher Zeit ein ungeheures Meer, das, an vielen Stellen wahrſcheinlich nur ein ſeichter Rohrſumpf, das ſchwarze und caſpiſche Meer vereinigte und den Aralſee austrocknend als Lache zurückließ. Nördlich links erſtreckte es ſich weit ins ſüdliche Rußland, beſpülte rechts die ſibiriſchen Bergketten, und reichte öſtlich bis zu den Gebirgszügen, die ſich von Kultſcha und Uſtkamenogorsk an der ſibiriſchen Linie ausbreiten, wo der große Steppenſee Balchaſch oder Tenis in einer Vertiefung übrig blieb. Südlich war dieſes Meer von den turkeſtaniſchen Gebirgen und denen, welche die Bucharei von der Wüſte ſcheiden, begränzt, wo der bedeutende Steppenſee Telekul einen andern Reſt ſeiner Waſſer darbietet. Manche Bergketten und Plateaus mußten als Inſeln hervorragen, beſonders das turkmeniſche Hochland im Weſten vom Aral. Der untere Lauf mancher großen Flüſſe, die ſich jetzt in die genannten Meere ergießen, war von ihnen noch bedeckt. Viele Steppenflüſſe, die ſich jetzt in Sand, in Seen, oder Schilfniedrigungen verlieren, entſtanden erſt nach der Abtrocknung, und dadurch entwickelte ſich die beſondere Natur mancher derſelben, die Ritter mit dem Namen Korallenflüſſe bezeichnet, nämlich eine Menge kleiner Seen durch ein Rinnſaal zuſammengekettet. Andere Flüſſe, die ſtärker ſtrömen, konnten ſich aus Mangel an Fall dennoch keine Bahn bis zum Meere brechen und fanden ihr Ende in der Verdünſtung. Salzſteppen, Salz- und Bitterſeen blieben da übrig, wo die muldenförmige Lage des Bodens, oder der Mangel an Schnee und Regen, die Ausſüſſung der Oberfläche unmöglich machte. Ungeheure Sandſtrecken oder trockner Thonboden bezeichnen den meiſten Raum der ehemaligen Meeresgründe; viele ſalzige auch bittere Quellen, auch ſüße — und in der Tiefe überhaupt Waſſer, doch an höhern Stellen ſchwer erreichbar, ſind eine weitere Eigenheit dieſes Meeresbodens.

Dieſe außerordentliche Veränderung der Oberfläche mag theils dem Durchbruche des ſchwarzen Meeres, theils dem oben erwähnten und oft aufgeſtellten Satz eines allmähligen Trocknerwerdens der Erde in den regelloſen Parallelen zugeſchrieben werden.

Das allmählige Vertrocknen ſcheint ſelbſt ſeit den hiſtoriſchen Zeiten dieſes Erdtheils keinem Zweifel unterworfen; ja es dürfte in neuern Zeiten, wenigſtens nach den Verſicherungen von Augenzeugen, in Betreff des Aralſees in wachſendem Verhältniſſe zugenommen haben.

Daher das fortſchreitende Anwachſen der Sandſteppen, wie in Afrika, das Austrocknen vieler Flüſſe, die verringerte Waſſermenge anderer, die größere Trockenheit überhaupt. Die Oaſen, welche hier nur durch Bewäſſerung grünend werden, ſind dadurch kleiner, die unwirthbaren Zwiſchenräume größer geworden. Um die Flüſſe herum und beim Aral findet man zwar unter dem Sande, oft bei ſehr mäßiger Tiefe, einen überall verbreiteten Waſſerſchatz, der in gewiſſer Tiefe Brunnen giebt, ja, wenn man Kanäle gräbt, zuweilen fließende Bäche bilden ſoll; doch iſt dieſe natürliche Folge der zuletzt auf Verdünſtung beſchränkten Landwaſſer nur lokal, und ohne Zweifel hat an andern Orten der Reichthum an Brunnen und Quellen abgenommen. Wäre nicht der Schnee verſchiedener Hochgebirge, beſonders der turkeſtaniſchen, ſo würden auch die großen perennirenden Flüſſe noch waſſerärmer geworden ſeyn. Wir kommen auf dieſen Gegenſtand zurück.

Andere Urſachen des Verfalls. Andere Urſachen des Verfalls, die in naher Verbindung mit einander ſtehen, ſind: Der veränderte Handelsweg von Indien, die Lebensvertilger Tſchingis und Timur, der Wechſel der Racen und der Islam.

Kaum hatten ſich jene Gegenden nach den Würge- und Städtebrechenden Campagnen der Mongolen etwas erholt, ſo kamen die Erſchütterungen Timurs. Doch möchte wahrſcheinlich manches nach und nach in den alten Stand zurückgekehrt ſeyn, wären nicht, außer dem allmähligen Vertrocknen der Waſſer, noch andere Urſachen zum weiteren Verfall dieſes Erdabſchnittes hinzugekommen. Die alten induſtriöſen Volksſtämme aramäiſcher, altperſiſcher, indiſcher, thinſcher (chineſiſcher) oder unbekannter Race, wurden nach und nach von den minder kultur-

baren und industriösen Stämmen türkischmongolischen Schlages verdrängt oder unterjocht, welches überhaupt auf den so gänzlich herabgekommenen Zustand Asiens den größten Einfluß gehabt hat. Der Islam, der nur bei den lebenden Arabern, so lange sie herrschten, eine edlere Farbe behielt, nahm später eine zerstörende Tendenz. Er vollendete das Werk der Verwüstung durch Erschlaffung, vermehrte die Neigung zum fatalistischen Indentagleben und schuf das niederreißende nomadische Regierungssystem. Wäre nicht im Menschen überhaupt eine so stark ausgesprochene Geistesexpansivkraft, so würde Asien schon längst noch mehr Wüste seyn, als es wirklich ist.

Veränderter Zug des indischen Handels. Vor allem wirkte zur Verwilderung der mittelasiatischen Länder die Veränderung des indischen Handelsweges, der durch sie einst theils nach verschiedenen transuralischen Punkten in Siberien, theils über Saraitschik und Astrachan, theils nach Mangischlack, früher vom Balkanbusen über Kuristan (Grusien) zum Pontus seine Richtung nahm. Allmählig verlegte sich der Hauptwaarenzug nach bequemern westlichen Straßen; und mit der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung ward aller indische Landhandel, für die große kultivirte Welt, zum Seehandel. Nur mit angränzenden Ländern blieb der Landhandel als ein natürlicher aber minder bedeutender Nebenzweig. Später, seitdem die Industrie Europens die Manufacturen Ostindiens übertroffen hat, ist der indische Handel ohnedies weit unter seine frühere Wichtigkeit gesunken und beschränkt sich mehr auf rohe oder doch nur schwer transportable Waaren, hauptsächlich Gewürze, Farbestoffe, Baumwolle, Seide, u. s. w. Die noch übrigen leicht transportablen Artikel sind zwar theilweise kostbar genug, z. B. Shawls, reichen aber nicht hin, die Grundlage eines sehr bedeutenden Landhandels abzugeben.

Es ist daher eine alte Täuschung, vom indischen Landhandel außerordentliche oder wohl gar ausschließende Vortheile für Rußland zu erwarten, um so weniger, da es mit den Retourwaaren noch schwerer wie mit der Zufuhr gehen würde, und jeder Handel, soll er bestehen, zuletzt wenn auch mit Umwegen, auf einen Tauschhandel herauskommt. Dies hindert indessen keineswegs, daß unser Handel mit Mittelasien und seinen Südnachbaren nicht sollte können bedeutend erweitert werden: nur müssen alle phantastischen Hoffnungen beseitigt bleiben.

Doch wir kehren zurück. Dem Gange des indischen Handels vorzüglich in der spätern Zeit über das alte Urgantsch nach Saraitschik und Astrachan, oder Mangischlak, verdankten jene Orte als Zwischenniederlagen ihre Blüthe. Aus jener Zeit rühren jene, dem Beobachter auffallenden Reste von Gebäuden, von Thürmen, Karavanserais, jene gemauerten Brunnen in der hohen trocknen Turkuenenwüste zwischen dem Aral und caspischen Meere her. Es lohnte damals dergleichen Wegstazionen für einen gewinnreichen Handel anzulegen; auch mochten die Steppennomaden noch minder verwildert oder in größerer Abhängigkeit seyn, oder bei reicherem Transportgewinn sich weniger räuberisch betragen. Aehnliche Baureste in andern Richtungen dürften meist einen ähnlichen Ursprung haben.

Ehemaliger Lauf des Schihon (Gihon). Zu den interessantesten historischen Fragen gehört die über den ehemaligen Lauf des Orus, Schihon oder Amudarja in das kaspische Meer, der angeblich soll abgedämmet worden seyn.

Die Beschreibungen der Alten deuten auf höchst bedeutende Veränderungen in dieser Erdgegend. Sie sprechen vom Ochus und Orus, die vereint waren und sich trennten, und dann beide ins kaspische Meer fielen; von Felsenwänden und Wasserfällen, wo jetzt Sandgestade, und so weiter. Unstreitig haben die Ostufer des kaspischen Sees große Veränderungen erlitten; theils deswegen, theils aus andern Ursachen, sind die Charten dieser Gegend so wenig zuverlässig. Wer kann indessen entscheiden, wie weit die Alten in so entfernten Gegenden selbst irrten, oder Namen verwechselten; ob wir ihre Schriften unverfälscht haben, sie verstehen, oder wie weit die Natur sich wirklich verändert hat? Das Letzteres im hohen Grade geschehen sey, leidet zwar keinen Zweifel; doch sey es erlaubt, auch manche Angaben der Alten schwebend zu lassen.

Ohne uns eine ausgedehnte gelehrte Untersuchung dieses Gegenstandes zu erlauben, wozu hier der Ort nicht ist, legen wir folgende kurze Uebersichten dar.

Fakta. Die frühern Nachrichten über den Schihon werden durch Murawjews Reise — 1819 — und die Seerekognoszirung des Flottenoffiziers Basargin — 1826 — und die ein Jahr früher angestellete des Flottenoffiziers Ladyschinsky, nach den mündlichen Erzählungen des Prof. Eichthal, bestätigt. In den Balkanbusen fällt ein Fluß, der sich in einen seichten Binnensee verliert. (Basargin.) Nach Eichthal ist der Fluß selbst gegen 20 Fuß tief und wäre also ein anderer, oder der Ilmen Basargins war noch ein Theil des Balkanbusens bei Ostwind und niedrigem Wasser, und er kam nicht zum eigentlichen Fluß. Murawjew bezeichnet nach Erkundigung eine doppelte Mündung des alten Schihon, eine in den Balkanbusen, die andere viel südlicher nahe an der Nazhta-Insel. Dies bestätigt Eichthal. Murawjew trifft auf seiner Landreise vom Balkanbusen nach Chiwa mehrmals den trocknen Schlauch eines gewesenen großen Stroms, der nach jenem Busen seinen Lauf nimmt. (An diesem Strome sollen in alten Zeiten Rubinen und Türkise, auch Goldsand gefunden worden seyn.) Die Höhenzüge und besonders ein aufgefundenes Steilufer des Meeres zwischen dem Aralsee und kaspischen Meere mit Höhlen deuten dahin, daß der Schihon das Meer nur in dem Busen Karabugas, der nach Murawjew den Bittersee Abschi Kujuk hinter sich hat (welches andere bezweifeln) oder in dem Balkanbusen einmünden konnte, wovon der erstere sogar näher scheint, wenn nur die Karten nicht trügen. Durch Murawjew ergiebt sich die falsche Angabe früherer Karten, selbst der bekannten russischen von Mittelasien, in Hinsicht der Berge, Flüsse und verschiedenen Busen jener Gegend. Ja die Möglichkeit eines Ochus außer dem Orus wird dadurch beinahe zweifelhaft, da der Balkanbusen und die angenommene Doppelmündung des Amu ziemlich nahe an Persiens Scheideströmen, dem Atrek und dem Gürgeen mit der Gränzmauer Kisil-Alan liegt. Doch ist die südliche außerhalb des Busens liegende Mündung noch nicht untersucht, und könnte vielleicht in diesen beiden Mündungen gerade ein Ochus und Orus stecken. Dies wird zwar dadurch einigermaaßen zweifelhaft, daß der Nebenstrom des Atrek, der Sumbar, das muthmaaßliche Stromgebiet des Ochus zu durchschneiden scheint, wenn wir ihn ungefähr parallel mit dem Orus denken. Es wird aber der Tedschen für den Orus angenommen, dessen Spuren von Murawjew in der Wüste angegeben werden, doch als zum vertrockneten Orus (Schihon) laufend. — Die Ruinen von Alturgantsch sind außer Zweifel, so wie die versumpften Flußreste bei dieser gewesenen Stadt. Doch ist der Lauf dieses Schihonschlauches noch nicht vom Anfang bis zum Ende verfolgt worden. Es ist also noch nicht sicher, ob die an verschiedenen Stellen vorgefundenen Reste eines Bettes durchaus dem nämlichen Fluß angehören, welche Rolle der Tedschen dabei spielt, ob er in den vertrockneten Arm des Schihons wirklich floß, oder ob eine der Mündungen dem Tedschen selbst angehört, wie die Alten behaupten; ja ob der Strom von Urgantsch nicht etwa zum Abschi Kujuk floß, von dem wir nichts bestimmtes wissen, besonders da Urgantsch so viel nördlicher als die Flußmündungen liegt, die also, etwas ungewöhnlich, nach Südwest rückwärts gerichtet wären. Alles dies müssen weitere Reisen und Untersuchungen aufhellen.

Falta sins es auch, daß Ebn Haukal vor 900 Jahren von keinem Ausfluß des Amu ins kaspische Meer weiß, daß der Kosakenfilibustier Stenko Rasin in jene Gegend nie gekommen, also die Furcht vor ihm, wie die Sage geht, zu keiner Verdämmung des Flusses Anlaß geben konnte — einer so heroischen Maaßregel in einem Bewässerungslande, daß sie viel Bestätigung braucht, um glaubhaft zu werden. Dagegen versichert der Baron Meyendorf von einem Damm gehört zu haben, der noch jetzt von Zeit zu Zeit mit vielen Arbeitern ausgebessert wird.

Ferner ist die Möglichkeit der Abdämmung eines Hauptstromes in einem Sandlande an sich problematisch. Auch scheint es aller Analogie zuwider, daß der Amu sich nahe am Aral mit einer Bifluenz zum kaspischen See gewendet hätte. Endlich wäre dieser Strom wirklich abgedämmt worden, so erschiene das Schwinden des Aralsees unwahrscheinlich. Denn ein Fluß, der eine Bifluenz der Art erfordert und geleistet hätte, müßte, abgedämmt, zu einer bedeutenden Wassererhöhung des Arals geführt haben; hätte aber die Abdünstung im See und Sand nach dem Verlust der Bifluenz hingereicht den Fluß zu verzehren oder den Seespiegel zu erhöhen, so hätte früher nie eine Bifluenz entstehen können, weil diese Möglichkeit der Abdünstung von jeher existirte und das nächste Mittel war, dem Flusse ein Ende zu machen.

Uns scheint sich die Sache auf eine andere Art aus dem allmähligen Trocknerwerden einer Gegend natürlich zu erklären. Bei einem in der Vorzeit weit höhern Stande des Aralsees machte er nur einen Binnen-See (Ilmensee) des Amuflusses aus. Der nun vertrocknete Arm war eigentlich der Ausfluß des Sees, und dieser bedeckte den Ort, wo die Bifluenz später anfing. Dieser Ausfluß konnte nur da durchbrechen, wo es die Spuren zeigen, weil alles nördlichere Land zu hoch liegt. Nachdem sich aber durch das allmählige Trocknerwerden der Spiegel des Arals etwas erniedrigt und die Zuflüsse des Amu sich vermindert hatten, ward die Bifluenz, wie ganz natürlich, sichtbar. Bei noch weiterem Trocknerwerden und Sinken des Araliveaus wurde die Wassermasse zu schwach um überhaupt des Ausflusses zum Meer zu bedürfen. Der Arm zum Meer trocknete nach und nach aus; die Verdünstung reichte hin die Amuwasser aufzuzehren, die indessen bei hohem Stande den Schlauch noch zu Zeiten füllen mochten. Vielleicht trugen Erdbeben zu dieser Veränderung bei; doch alleinige Ursache konnten sie nicht seyn, denn bei hinreichender Wassermasse hätte der Fluß sich irgendwo wieder einen Ausweg gebrochen oder durchgefressen. Nachdem der alte Ausfluß sehr seicht geworden, reichte er nicht mehr zu den Bewässerungsanstalten hin. Diese Naturnothwendigkeit — nicht eingebildete Furcht — führte eine Wohnungsveränderung herbei, und Alturgantsch wurde verlassen. Da mag denn ein Damm in das seichte Wasser — vielleicht nur für die Zeit der Flußschwelle — geschüttet worden seyn, um für die andern Kanäle das kostbare Element zu sparen, besonders da vermuthlich auch hier eine allmählige neue Abnahme verspürt wurde. Die Asiaten verstehen sich aber vortrefflich auf alles, was Bewässerung betrifft.

So scheint sich die Aufgabe ganz natürlich zu lösen; und die schöne Idee einer Wiedereröffnung des alten Schihonlaufes und einer Beschiffung bis Balk u. s. w. deren schon die alten erwähnen, ist leider nicht statthaft, selbst von allen politischen Rücksichten abstrahirt, und auch dann nicht, wenn man den Arm, der in den Aral führt, abdämmen wollte. Denn die verminderte Wassermenge würde sich entweder durch den Sand einen nähern Weg zum Aral bahnen, oder aus Mangel an Kraft das Ende des Ausflusses wahrscheinlich nicht einmal das Meer erreichen, sondern nach und nach einsickern. Die pestilenzialischen Dünste, die bei plötzlich vermindertem Zufluß in den Aral entstehen könnten, wollen wir nicht erwähnen.

Beschiffung des Arals und Schihons. Man hat eine andere ansprechende Idee gehabt, auch unabhängig von jenem erneuerten Ausfluß, den Aral und Amu mit Dampfböten zu beschiffen, die am Aral-See selbst gebauet würden. Doch wenn es auch ausgemacht wäre, daß der unterste Amu die gehörige Tiefe dazu hätte, würde doch die Erbauung von Dampfschiffen unübersteiglichen Hindernissen unterliegen und im Gelingungsfalle wenig nutzen, weil Dampfschiffe auf stark strömenden Flüssen nur sehr wenig Last selbst führen und, nach den auf der Wolga gemachten Erfahrungen, fürs Ziehen belasteter Schiffe beinahe gar kein Resultat geben.

Man wird also wahrscheinlich beim lebenden Schiff der Wüste, dem Kameel, bleiben müssen und die Jahrtausende alte Erfahrung lehrt, daß dieses Transportmittel zu einem sehr bedeutenden Handel hinreicht, wenn auch immer einem beschränkten.

Handelsschwierigkeit. Was sich bis jetzt einer schnellern Erweiterung des westlichen mittelasiatischen Handels hauptsächlich entgegensetzt, sind die Trockenheit und Gefahren der turkmenischen, die Gefahren der kirgisischen Wüsten und die räuberische Tendenz der Regierung von Chiwa. Dieses und die Schwierigkeiten, welche europäische Christen unter Muhamedanern vorfinden, machen es gerathen, die Gefahrswechsel dieses Handels mehrentheils den Asiaten selbst zu überlassen, was allerdings ein Hinderniß der Vergrößerung ist. Dazu kommen der sinkende Civilisationszustand Mittelasiens, die Schwierigkeiten des Transports für gewichtigere Waaren und so manches andere.

Gegenwärtige Handelswege. Folgende Handelswege kommen heutzutage im westlichen Mittelasien in Betracht.

1. Oestlich vom Aralsee durch die Kirgisensteppe von Orenburg, Troizk und andern Punkten nach der Bucharei oder Chiwa.

2. Durch die Turkmenenwüste a) von Chiwa über Saraitschik nach Astrachan oder gerade zur Emba; b) nach Mangischlak; c) nach der Bucht von Balkan.

Die Wege durch die Kirgisensteppe haben mehr Wasser und Weide, sind aber den Anfällen der Kirgisen und den noch gefährlichern von Chiwa ausgesetzt. Es finden sich hier wenige oder keine Ruinen, ein Beweis, daß dieser Weg neu ist.

Die Wege durch die hohe Turkmenensteppe nach Astrachan leiden an Futtermangel und sind auch nicht sicher, obwohl sicherer wie durch die Kirgisensteppe. Das Ufer von Mangischlak ist eine unbequeme Station zum Ausschiffen wegen der räuberischen Anwohner; doch ist bei Tjuk Karagan für die Schiffe selbst eine gute Ankerstelle. Zur Emba kommen nur russische Fischer, die auch nicht selten Ueberfällen ausgesetzt sind.

Der Weg zum Balkanbusen ist in größeren Handelsrücksichten jetzt so gut wie unbesucht, doch ist er der nächste zum Kurfluß und bei Krasnowodsk ist eine gute Ankerstelle. Durch Brunnengraben dürfte auch trinkbares Wasser in gehöriger Menge zu erlangen seyn.

Ueberhaupt kann in diesen westlichen Direktionen nur ein Handel vermittelst Chiwas mit Erfolg betrieben werden, dessen Regierungsart und Verfeindung mit der Bucharei einer ausgebreitetern Handelsverbindung mit den rückliegenden Ländern vorerst große Schwierigkeiten entgegensetzt, die aber durch den Handelsgewinn allmählig würden beseitigt werden, wenn nur der Handel selbst in bessern Gang käme.

Hier schließen wir unsern Aufsatz, da weitere Erörterungen nicht zu unserm Zweck gehören.

Buchhandel in England.

In einer Zeit, wie die jetzige, wo die Wohlthaten der Erziehung sich immer mehr und mehr verbreiten, wo der Handel und die Freiheit den Geist zu einer außerordentlichen Thätigkeit anregen, hat die Presse ihren Einfluß auf einen Grad steigern müssen, der in der Geschichte ohne Beispiel, dennoch aber für die Zukunft immer noch im Wachsen ist. Alles was jeden Tag vorgeht, beweist die Stärke und den Umfang dieses Einflusses. Der immer wachsende Geschmack am Lesen hat die Herausgabe stets neuer und vermehrter Schriften aller Art, nach Verhältniß der verschiedenen Grade von Unterricht und Bildung, bewirkt. Aber was besonders merkwürdig ist, ist das unglaubliche Wachsthum der periodischen Literatur. Nichts ist geeigneter, den Einfluß der Presse zu vermehren und auszudehnen. Das in Folio kann dem einsamen Studirenden auf Universitäten oder in Klöstern zusagen; aber um auf die Sitten, Gewohnheiten und das Betragen der Menschen in der Gesellschaft zu wirken, bedarf es des lebendigern Hebels der Literaturzeitungen, Magazine, Monatshefte und Tagesblätter.

Es ergiebt sich aus authentischen Documenten, daß ein einziger Buchhändler von London jedes Jahr fünf Millionen Bände verkauft; er bezahlt, blos für Anzeigen und Ankündigungen, eine Summe von 5500 Pfund Sterlingen und beschäftigt fortdauernd 250 Drucker und Buchbinder. Wenn er auch an jedem Bande nur sechs Pence reinen Gewinn hätte, so würde sein Vortheil schon unermeßlich seyn und die Einnahme vieler gekrönter Häupter übersteigen. Hochfahrendes, herrschendes Benehmen gegen Geringere, frivole aristokratische Unterscheidungen würden sich nicht lange bei einem Volke erhalten, wo einfache Bürger so reich als Könige sind.

Im Jahr 1821 sind nicht weniger als 23,600,000 Zeitungen in Großbritannien verkauft worden; blos von den Londoner Tagesblättern sind 14 Millionen und von den Wochenschriften 2 Millionen abgegangen. Im Jahre 1782 gab es in Großbritannien und Irland nur 79 Journale; 1790 war die Zahl derselben auf 146 gestiegen; und 1825 zählte man derselben nicht weniger als 281. Die Kabinette, wo man Bücher leiht, hatten sich nicht minder bedeutend vermehrt: 1770 gab es nur vier in der Hauptstadt und jetzt sind deren mehr als hundert. An Lese-Gesellschaften und Kabinetten, deren keine vor zwanzig Jahren existirten, hat man jetzt an 2000. Aber nicht blos die Zahl der periodischen Schriften hat sich vermehrt; der innere Gehalt hat sich nicht minder verbessert. Wer die jetzt erscheinenden Magazine, Monats- und Wochenschriften mit denen gleicher Gattung, welche vor dreißig oder vierzig Jahren herauskamen, vergleichen will, der wird sich von der unermeßlichen Ueberlegenheit betroffen fühlen, die sich in den ersteren beurkundet, sowohl in Beziehung auf Styl, als auch auf die Verschiedenheit der Kenntnisse aller Art, die man darin findet. Auch verbreiten sich diese Schriften, deren Circulation sich vormals auf den Umfang von England beschränkte, jetzt in alle vier Welttheile. Alle brittischen Schiffscapitaine nehmen eine mehr oder minder große Anzahl mit, im voraus gewiß, auf allen Punkten, wo sie auch landen mögen, sie reißend loszuwerden. Kurz ihr Ruf und die Nachfrage nach ihnen ist so groß, daß seit zwei Jahren einige französische Gelehrte sich dazu vereinigt haben, unter dem Titel Revue britannique eine Uebersetzung der vorzüglichsten Artikel dieser Sammlungen periodisch herauszugeben, und diese Unternehmung hat den schnellsten und glänzendsten Erfolg, nicht blos in Frankreich, sondern auf dem ganzen Continent, erhalten.

Bruce's hinterlassene Sammlung kostbarer Manuscripte.

Am 17. d. M. bot der Auctionator Herr Christie zu London die schöne Sammlung äthiopischer, arabischer und anderer orientalischer Handschriften in öffentlicher Auction zum Verkauf aus, die der berühmte Reisende, Herr J. Bruce, sich in Aegypten und Abyssinien erworben hat. Sie bestehen aus fast 100 Bänden. Unter den biblischen Manuscripten ist eine äthiopische Uebersetzung des alten Testaments, in 3 Bänden, alle die heiligen Bücher enthaltend, die Psalmen ausgenommen, und abgefaßt nach Manuscripten, deren sich die griechische Kirche zu Alexandrien in einer sehr fernen, aber unbekannten Zeit bediente. Diese Copie wird für einzig gehalten; jede Pagina ist in drei Columnen abgetheilt und das Manuscript hat eine Menge Randglossen. Es ist in sehr deutlichen und hübschen Schriftzügen auf Pergament geschrieben. Es enthält das Buch Enochs, das Herr Bruce zuerst nach Europa gebracht hat. Die drei Abschriften davon, die ursprünglich ihm angehörten (wovon eine zu Paris, die andre zu Orford) sind die einzigen, die, so viel man weiß, auf unserm Continente vorhanden sind. Noch befinden sich in dieser Sammlung zwei Copieen der vier Evangelien äthiopisch; die Episteln und Thaten der Apostel in zwei Bänden auf Pergament. Der Gesang Salomonis in allen Hauptsprachen des abyssinischen Reichs mit einem Vocabularium in jedem Dialect. Dieses Manuscript wird für einen höchst kostbaren Zuwachs der philologischen Literatur gehalten. Die Vorschriften der Apostel, oder Sammlung der Kanons des ersten General-Conciliums (die das Statutenbuch der abyssinischen Kirche bilden), in einem Bande; und das Synarar, oder Geschichte der in Abyssinien verehrten Heiligen, in 4 großen Bänden. Unter den historischen Manuscripten befindet sich die berühmte Chronik von Axum, auf Pergament, in doppelten Columnen. Es heißt darin, sie sey aus Materialien oder Notizen angefertigt, die Damaskus, Bischof von Rom, in der Sophienkirche gefunden und auf dem ersten Concilium zu Nicäa den 318 dort versammelt gewesenen Vätern vorgelesen habe. Es befinden sich ferner mehrere arabische Manuscripte dabei, worunter der Koran und einige Werke, die Bezug auf die Geschichte von Syrien und Aegypten und die Eroberung Spaniens durch die Saracenen haben; eine topographische Beschreibung von Aegypten, der Lauf des Nils ꝛc.; mehrere Werke über Arzeneikunde und Naturgeschichte, und ein alleiniges coptisches Manuscript auf Papyrus, das in den Ruinen unweit Theben, ehemals die Wohnung einiger ägyptischer Mönche, gefunden seyn soll. Es enthält 76 Papyrus-Blätter kl. Fol., von geschwärztem Ansehen und sehr zerbrechlich. Die Schriftzüge sind nett, alles in Capitälern, ohne Punkte oder Spacien. Man glaubt dieses Manuscript sey im zweiten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts geschrieben worden. Herr Bruce hatte es aus Schottland mitgebracht, um es von dem D. Woide inspiciren zu lassen, dem er auch eine Abschrift davon zu nehmen erlaubte.

Es waren mehrere Buchhändler und Literati bei der Auction über diese außerordentliche Sammlung zugegen, doch hatte sie keinen Erfolg, indem nach dem Einsatzpreis von 5500 £ kein Bot geschah.

Der Orang-Outang von Sumatra.

Der Doctor Clarke-Abel hat der asiatischen Gesellschaft von Bengalen eine Notiz über dieses in seiner Art merkwürdige Thier mitgetheilt. Der Verfasser erzählt mit vielen Details das Fangen desselben und schildert hernach das Maaß und die Größe des Skelets und der Haut, die einzigen Theile, welche die Fangenden haben erhalten können.

Die Herren Craigman und Fish, Offiziere der Brigg Maria Anna Sophia, befanden sich zu Ramboum, auf der Nordwestküste der Insel Sumatra, als man ihnen meldete, daß ein Affe von riesenhafter Größe ganz nah bei ihrer Wohnung auf einem Baume sitze. Auf der Stelle wurde der Plan gemacht, seiner habhaft zu werden; die Jäger machten sich vereint auf den Weg, ohne einen Augenblick zu verlieren. Bald entdeckten sie auch den Gegenstand ihrer Expedition; er war nicht mehr auf dem Baume, wo man ihn anfänglich gesehen, sondern auf einem andern, jedoch nicht weit entfernten; beim Anblick der Jäger sprang er davon herab und floh, aufrecht laufend, sich einigemale mit seinen Händen aber einem Baumzweige helfend; sein Gang schien schwankend; aber so wie er einen Baum erreichte, dessen Höhe und Verzweigung ihn sichern konnte, so erkannte man, wie geschickt er im Klettern war. Ungeachtet seiner Größe und seines Gewichts ergriff er kleine Zweige und bediente sich deren, wie nur immer einer der kleineren Affen hätte thun können, die man in Europa sieht. Die Bewohner der Insel versichern, daß in den Wäldern, wo die Bäume einander nahe genug stehen, diese Thiere von einem auf den andern mit einer Schnelligkeit überspringen, die dem Laufe eines Pferdes gleichkömmt. Der verfolgte Affe befand sich in einem ziemlich kleinen Wäldchen, aber seine Bewegungen waren so geschickt, daß man ihn nicht recht aufs Korn nehmen konnte, und daß man sich entschließen mußte, mehrere Bäume umzuhauen, um ihn auf die stehen bleibenden zu beschränken. Endlich erreichte und traf man ihn; ein Hagel von Kugeln durchbohrte seinen Leib; seine aus den Wunden heraushängenden Eingeweide boten ein widerliches Schauspiel dar. Auf einem Zweige liegend, den er umfaßt hielt, sah man ihn eine unendliche Menge Blut durch das Maul von sich geben. Die Jäger hatten ihre Munition erschöpft; es blieb ihnen also nichts übrig, um ihren Fang nicht aufzugeben, als den Baum umzuschlagen, auf welchem sich das verwundete Thier so festhielt. Aber so wie derselbe die Erde berührte, so kletterte er auf einen andern mit eben so viel Geschwindigkeit, als wenn er nichts von seinen Kräften verloren hätte. Man mußte abermals zur Axt greifen und, einen nach dem andern, fast alle Bäume des Wäldchens umhauen; endlich einen Hagel von Steinen und alles, was Wurfbares unter die Hand kam, gegen den Feind schleudern, um seine Niederlage zu vollenden. Als er endlich darauf reducirt war, sich auf der Erde zu vertheidigen, verließ ihn dennoch der Muth nicht. Uebermannt von der Zahl, von Lanzenstichen durchbohrt, sah man ihn, sagen die Zeugen dieses Kampfes, eine dieser Waffen ergreifen und so leicht zerbrechen, als wenn es eine Rübe gewesen wäre. Seine unbarmherzigen Mörder konnten nicht umhin, etwas menschenähnliches in seinen Gesten, dem Ausdruck seiner Blicke, seinen Klagen und in der Einsicht zu erkennen, mit welcher er, seinen Schmerz zu lindern, die verwundeten Theile zusammenhielt und Vertheidigung und Leben verlängerte. Endlich stieß er den letzten Seufzer aus. Da nun war man, mehr als es während der Action aufgefallen war, erstaunt über die Größe und körperlichen Verhältnisse des wahrhaften Helden dieses Kampfes.

Nach dem Zeugniß der Jäger hatte dieser Orang-Outang nicht weniger als sieben englische Fuß Höhe (ungefähr 6 Fuß 7 Zoll französisch Maaß). Sein Körper war sehr wohl proportionirt; die Brust war breit, die Hüften schmal, der Kopf von einer den Meinungen der Künstler entsprechenden Größe, im Verhältniß dieses Theiles zum Ganzen. Die Augen waren groß, die Nase hervorragend, der Mund größer als der eines Menschen; seine Arme waren auch von einer unverhältnißmäßigen Länge. Ein kurzer und grauser Bart breitete sich vom Kinn bis zu beiden Ohren aus, und weit entfernt, das Gesicht schrecklicher zu machen, schien er vielmehr eine Zierde desselben. Ein braunes, weiches und glänzendes Haar bedeckte seinen ganzen Körper. Die Ansicht der Zähne und die geringe Entwickelung der Zeugungsorgane gaben Grund zu glauben, daß das Thier noch sehr jung war, und daß es noch nicht die Größe und die Stärke hatte, die seiner Gattung eigen ist. „Mit einem Worte," sagt sein Biograph, „es war eine Bestie, dessen Ansehn geeigneter war, Verwunderung als Schrecken zu erregen." Seine Angreifer bewunderten vor Allem die wundersame Lebenskraft, womit dieses Thier ausgestattet war. Sein Leichnam gab, als er bereits am Bord des Fahrzeugs geschafft war, und zu den Zubereitungen, die man zu seiner Erhaltung beabsichtigte, hergerichtet wurde, noch Zeichen von Muscular-Reizbarkeit; jeder Stich eines scharfen Instruments verursachte Zusammenziehungen.

Es scheint, daß dieses Thier, durch irgend ein verderbliches Ereigniß, vom Orte seiner Geburt entfernt worden sey. Es war mit Schmutz bis an die Kniee bedeckt, was von den Gewohnheiten seiner Gattung und der Affen im Allgemeinen abweicht. Man vermuthet, daß die Malaien, in den dichten Wäldern, die diesen Thieren zum Zufluchtsorte dienen, einige Tage vorher eine große Jagd gehalten haben möchten und daß der unglückliche Flüchtling, in der Meinung, eine Gefahr zu vermeiden, gerade der entgegengeeilt sey, in der er so elendiglich umkam.

Proceß wegen eines künstlichen Zahngebisses.

Während der berühmte Lord Cochrane nach dem unglücklichen Griechenland schifft, um ihm Gut und Blut zu weihen, liefert sein Bruder, Herr Cochrane, in Frankreich andre Schlachten, zweifelsohne weit weniger gefährlich, doch in gastronomischer Hinsicht für ihn von großem Interesse, denn es handelt sich um — die Kinnlade des edlen Engländers.

Herr Cochrane hatte sich von einem berühmten Zahnarzt zu Paris, dem Herrn Desiraborde, ein Gebiß au naturel verfertigen lassen. Dieses Gebiß sollte 800 Fr. kosten, die Hälfte bei der Ablieferung zahlbar, doch zurück zu zahlen, falls es der Solidität ermangeln oder dem Hrn. Cochrane Schmerzen verursachen würde.

Das Gebiß wird eingesetzt; aber, o Himmel, Hr. Cochrane sieht bald, daß er damit nicht essen kann und, daß es ihm das Gesicht entstellt; da er aber weder ungestaltet seyn, noch auch auf das Essen von Bifstäks und Rostbifs verzichten will, so packt er schnell seine Zähne wieder in die Tasche, und verlangt nun von Hrn. Desiraborde die Rückgabe der ihm bereits ausbezahlten 400 Fr.

In der Audienz des Tribunals erster Instanz zu Paris, am 18. d. M., trug nun der Anwald des Herrn Cochrane, nachdem er die kritische Lage seines Clienten auseinander gesetzt, darauf an, daß die Parteien sich vor einem Kunstverständigen stellen und nach dessen Ausspruch dann weiter in der Sache verfahren werden sollte. Diesem Antrage willfahrte denn das Gericht auch, trotz der Einrede des Herrn Desiraborde, der steif und fest in seiner Behauptung blieb, das fragliche Gebiß sey wie es seyn müsse und könne gar nicht wehe thun.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETET

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 190 Hamburg, Sonnabend den 2. Juni 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Ueber die Sucht zu studiren.

Allgemein läßt sich jetzt fast in allen deutschen Ländern die Klage vernehmen, daß sich ein verhältnißmäßig zu großer Theil der heranwachsenden Jugend den Wissenschaften oder vielmehr dem eigentlichen Gelehrten-Stande zudränge, und es dürfte wohl ein Wort zu seiner Zeit seyn, sich darüber sachgemäß auszusprechen und Familienvätern Veranlassung zu geben, auf die Frage von der Wahl eines künftigen Lebensberufes für ihre Kinder einen ernst überlegenden Blick zu werfen.

Die Thatsache selbst läßt sich schon aus dem Umstande als gegründet voraussetzen, daß mehrere Regierungen für nothwendig erachtet haben, in der neuesten Zeit diesem Streben durch *warnende*, wohl auch *beschränkende* Verordnungen Gränzen zu setzen; die Wahrheit der Behauptung thut sich aber auch fast überall durch die tägliche Erscheinung kund, daß nicht nur die in den Fakultätswissenschaften vorhandenen Stellen und Wirkungskreise im Staate nicht zur Hälfte für die Bewerbenden ausreichen, sondern daß auch trotz der sich stets vervielfältigenden Unterrichts- und Erziehungsanstalten und folglich der Lehrstellen an denselben, trotz des, im Vergleich mit früherer Zeit, erweiterten Buchhandels und der unerhörten Menge der Tagesblätter, welche Literaten eine geeignete schriftstellerische Wirksamkeit darbieten, die Zahl der wirklichen und sogenannten Gelehrten außer allem Verhältniß mit den übrigen schaffenden und erwerbenden Ständen angewachsen ist. Es ergiebt sich auch nicht minder dieses Resultat aus den jährlichen Angaben der, auf den deutschen Universitäten und Akademieen studirenden Jünglinge, mit mathematischer Gewißheit; denn wer vielleicht, bei erster Vergleichung dieser Zahl mit Uebersichten dieser Art aus früherer Zeit, keinen so bedeutenden Ueberschlag finden möchte, um nicht vielleicht diese warnenden Betrachtungen für übertrieben zu halten, dem wollen wir nur ins Gedächtniß zurückrufen, wie viele Ausländer früher die deutschen Universitäten besuchten und da ihre Bildung suchen mußten, die theils jetzt dazu in ihrem Vaterlande ausreichende Mittel finden, theils auch wohl durch Verbote gehindert sind, sie außerhalb zu suchen. Wir dürfen in dieser Hinsicht nur an die große Zahl von Ungarn, Kur- und Liefländern erinnern, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den deutschen Bildungsanstalten zuströmten und namentlich zur Blüthe von Jena, Halle, Göttingen und selbst Leipzig so vieles beitrugen, und daß namentlich die beiden letztern dennoch an der Zahl ihrer akademischen Mitbürger eher zugenommen als verloren haben.

Ist nun aber die Thatsache als unwidersprechlich zu betrachten, deren Gewicht sich noch dadurch mehren dürfte, daß Aehnliches (d. h. die gegründete Klage von Ueberfüllung) von mehreren Zweigen der Kunst und selbst vom Kaufmannsstande gilt, wie viel erweiterter auch der Wirkungskreis beider durch fortschreitende Civilisation und gesteigerte Communication mit den fernsten Gegenden der Erde geworden ist, so ließen sich schon (a priori) die traurigen Wirkungen voraussehen und folgern, die eine solche, gegen die Natur der Sache und der Verhältnisse anstrebende, irrige Tendenz in dem Zustande der Gesellschaft mählig und in zunehmendem Grade hervorbringen müßte, lägen auch die unglücklichen Folgen davon nicht bereits allzu fühlbar vor unsern Augen.

Zunächst entsteht ein Mißverhältniß zwischen dem, was man mit dem allgemeinen Namen des *Nährstandes* und des *Lehrstandes* in der Staatsgesellschaft einander gegenüberstellen kann: jenem werden arbeitende Hände, thätiges Streben und zum Theil für seine vielfachen Verzweigungen tauglichere Talente entzogen, indessen die überschüssige Zahl in letzterem (der ja, seiner Natur nach, bei weitem nur die Minderzahl zweckmäßig beschäftigen kann) sich wider Willen zur Unthätigkeit und, in Folge dessen, zu Mangel und Dürftigkeit verdammt sieht. Dies letztere Unheil wird aber noch offenbar dadurch erhöht, was von einer solchen einseitigen Richtung, und wir möchten fast sagen Mode, unzertrennlich ist, daß sie ohne wahre Neigung, viel weniger noch aus wahrem Berufe und Talente, genommen wird, d. h. nicht von Innen beim Kinde, sondern von der irrigen und vorurtheilsvollen Bestimmung der Aeltern ausgeht. Die Folge hiervon aber ist, wie die tägliche Erfahrung lehrt, verderblicher noch und unglücklicher als selbst Dürftigkeit und äußere Beschränkung; verderblicher für die Gesellschaft, die mögliche Brauchbarkeit an anderer Stelle verloren und mehr oder minder die Untauglichen nun doch zu nähren hat, unglücklicher für den Betroffenen selbst, der seinen Lebenszweck verfehlt sieht; denn während der wahre Gelehrte, der geniale Künstler für Mangel und Entbehrung in seiner Arbeit selbst Entschädigung, in der idealen Welt Vergessenheit der kalten Wirklichkeit, im Gefühl seiner Kraft die süße, wenn auch oft trügerische, Hoffnung findet, für die Nachwelt Saamen ausgestreut zu haben und nach seinem Tode für alle Zeiten unsterblich fortzuleben, — wie mag der, welcher sich unberufen in die Reihe der Gelehrten und Künstler drängte, oder, seiner Unfähigkeit unbewußt, hineingeschoben wurde, die Nichachtung von seines Gleichen, die zahllosen Demüthigungen tragen, welchen er nicht entgeht noch entgehen kann? Der Bessere kann im Gefühl innerer Unzureichenheit und äußerer Nullität unmöglich je zu einem heitern, selbstzufriedenen Daseyn gelangen, wenn Zufälligkeiten selbst eine materiell-sorglose Existenz ihm sichern sollten; der eitle Thor grollt vergebens mit der ihm ungerecht erscheinenden Welt und wird — verlacht.

Haben wir nun durch das oben Gesagte das Uebel in der Erscheinung bezeichnet, so geziemt es uns nicht minder, zu den Quellen desselben möglichst hinaufzusteigen; denn wie ein weiser, sachkundiger Arzt die Krankheit nicht blos nach einzelnen Aeußerungen behandelt, sondern in ihren Ursachen erforscht und bekämpft, so können auch für ein moralisches Uebel, es liege in einem Irrthume des Verstandes oder des Herzens,

SOCIETET

die Mittel zur Heilung deſſelben einzig aus der Enthüllung und Kenntniß ſeiner Urſachen geſchöpft werden.

Der weſentlichen Urſachen der Sucht zu ſtudiren, oder vielmehr der Sucht der Aeltern, die Kinder ſtudiren zu laſſen, ſind, dünkt uns, hauptſächlich drei:

1) Der mehr und mehr ſich unter allen Ständen verbreitende Drang nach Bildung und Wiſſen.

2) Eitelkeit und älterliche Vorliebe und Befangenheit im Urtheile über Fähigkeit und Talent der Kinder und

3) Unrichtige Anſichten und Begriffe von den Erforderniſſen und Leiſtungen des Gelehrten und des Künſtlers, ſo wie von dem äußern, und innern Loos, das ſeiner im günſtigen und im ungünſtigen Falle wartet.

Das erſte Motiv iſt in ſeinem Urſprunge ſehr lobenswerth und wird bloß in der Anwendung verfehlt; das zweite iſt, wenn gleich tadelnswerth, doch menſchlich und verzeihlich, daher der ernſten aber überzeugenden Widerlegung, nicht des Hohnes und irgend harter Maaßregeln, werth und bedürftig; das dritte, als Mangel an klarem Urtheil, und richtiger Sachkenntniß, iſt blos der Gegenſtand der Belehrung.

Wer könnte es läugnen, wie ſehr die beſſern und immer vermehrten Unterrichtsanſtalten, ſelbſt unter dem ärmern Bürger- und Bauernſtande, Bildung und mannichfache Kenntniſſe verbreitet haben, die ſonſt dieſen Claſſen völlig fremd waren, wie ſelbſt die neuern Zeitereigniſſe und die daraus entſtandene mannichfache Berührung der verſchiedenartigſten Völker den ehemals beſchränkten Kreis ihrer Erfahrung erweitert und daher den Drang, auf dem Wege der Erkenntniß fortzuſchreiten, geweckt haben — denn auf dieſer Bahn iſt kein Stillſtehen; je weiter man ſchaut, deſto unermeßlicher dehnt ſie ſich vor unſerm Blicke aus —; was iſt nun natürlicher, ja ſelbſt rühmlicher, als daß der Vater denkt, ſein Sohn ſolle mehr lernen und werden, als ihm Zeit und Gelegenheit verſtattete? Aber nur zu leicht ſchleichen ſich hierbei mancherlei Irrthümer ein: zunächſt die nicht gehörige Unterſcheidung zwiſchen (theils allgemeinen, theils ſpeciellen) nützlichen Kenntniſſen, und zwiſchen ſtreng wiſſenſchaftlichem Studium, zwiſchen Menſchenbildung und Gelehrſamkeit; man überſieht, daß die erſtere für jeden Pflicht und Recht, ſo wie mehr oder minder erreichbar, die zweite aber weder unerläßlich, noch einen höhern Werth verleihend iſt. Es iſt nothwendig, daß der Menſch über ſeine heiligſten Intereſſen, über ſeine Pflichten diesſeits und über ſeine Hoffnungen jenſeits aufgeklärt werde, er ſoll Welt und Natur um ſich im Allgemeinen kennen, er ſoll das Staaten- und Familien-Leben ſo weit in ihren Zwecken verſtehen lernen, als nöthig iſt, um ſeine Stelle in beiden würdig auszufüllen — aber ob er dann ſeine Faſſungskraft und Thätigkeit dem Forſchen, der Wiſſenſchaft und Kunſt oder dem Landbau, dem Fabrikweſen, dem Handel, dem Gewerbe zuwendet, das ſtellt ihn nicht höher und nicht tiefer, macht ihn nicht wichtiger, noch liebenswürdiger — nur wie er ſeinen Platz ausfüllt, auf den ihn Neigung und Schickſal geſtellt, das entſcheidet ſeinen Werth und ſeinen Anſpruch auf die öffentliche Achtung.

Selten indeſſen dürfte die Sucht zu ſtudiren, oder dazu zu veranlaſſen, auf dem der neuern Zeit ausſchließlicher angehörenden Drange nach Wiſſen, ſelbſt nicht auf dem ſeinem Urſprunge nach immer noch ſchönen Irrthume, daß der gelehrte Stand an ſich und als ſolcher höhern Werth verleihe, beruhen.

Offenbar liegt ein weit mächtigerer Antrieb zu dieſem irrigen Streben, bei den Aeltern, beſonders aus den bis jetzt minder gebildeten Claſſen der Geſellſchaft, in Eitelkeit und Sucht zu glänzen, wie in einem falſchen Stolze, in die ſogenannten höhern Stände herübergreifen zu wollen — ein Beginnen, was ſeit den revolutionairen Erſchütterungen, die die veralteten Standesunterſchiede nicht nur vernichteten, ſondern auch hie und da alles Alte, Gutes und Böſes, insgeſammt auf den Kopf ſtellten, aus Mißverſtändniß der mit Recht in Anſpruch genommenen Gleichheit der Rechte, ſich leicht erklären und entſchuldigen läßt, aber nichts deſto weniger große Mißgriffe veranlaßt hat, die gerade dem darin Befangenen am meiſten zum Nachtheil gereichen. Dazu kömmt nun noch älterliche Vorliebe und Befangenheit, der Glaube, wenn ein Kind einige Faſſungskraft, einigen Fleiß entwickelt und ſich dadurch die Zufriedenheit ſeiner Lehrer erwirbt, welche letztere noch überdem oft mehr aus Intereſſe als aus Ueberzeugung geäußert wird, der Glaube, meinen wir, ein ſolches Kind ſey ein Genie, ein Wunderkind, da, dem Geiſt der Zeit gemäß, die Reſignation fehlt, mit welcher ſich ehedem nicht wiſſenſchaftlich gebildete Aeltern beſchieden, kein gültiges Urtheil über den Beruf ihrer Kinder zu Wiſſenſchaft oder Kunſt fällen zu können — was Wunder alſo, daß ſich ſolche befangene und ſchwache Aeltern, an denen es ja auch ſelbſt in den gebildeteren Ständen nicht fehlt, in dem Gedanken im voraus glücklich fühlen, einen einſt berühmten Mann erzeugt zu haben.

Alles das aber reducirt ſich zuletzt auf den dritten oben angedeuteten Satz: auf mangelhafte und unrichtige Begriffe vom Standpunkte und Beruf der Gelehrten und Künſtler.

Die meiſten Nicht- oder Halbgebildeten aller Stände haben zuvörderſt keinen Begriff von den vielfachen, ſeltenen Bedingungen, welche zuſammentreffen müſſen, um dem Strebenden in beiden Sphären nur einen mittelmäßigen Platz zu ſichern. Mit jedem Tage, wo ſich das Gebiet der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Entdeckungen und der Erfindungen in progreſſivem Maaßſtabe erweitert, wachſen auch die Schwierigkeiten. Mit ſeltenem Genie, ſchaffender Einbildungskraft und ſcharf unterſcheidender Auffaſſungsgabe muß ruhige Forſchung, eiſerner Fleiß nicht nur gepaart ſeyn, ſondern es müſſen auch reiche Hülfsquellen dem Lernenden zu Gebote ſtehen: er muß Welt und Menſchen, er muß die Hinterlaſſenſchaft der Vorzeit, wie die Produkte, Leiſtungen und Fortſchritte unſerer Tage kennen lernen; er muß Zeit, Geld und Fähigkeit haben, die Bibliotheken und Kunſtſchätze großer Städte, die Lehren unſterblicher Vorbilder und den Umgang lebender berühmter Männer zu benutzen; denn die Zeit iſt vorüber, wo einerſeits oberflächliche Weltbildung und andererſeits Stubengelehrſamkeit ausreichte; die bloße Form gilt nichts mehr ohne Gehalt, und das todte Wort verklingt ſpurlos, wenn es nicht praktiſch ins Leben tritt. Ohne Naturgabe, Kenntniß und Fleiß indeſſen — das mögen die Reichen bedenken — was hilft Geld und Reiſen? Der Wandernde kömmt zurück, wie er ging: an dem Blinden geht die blühende Natur, wie die reiche Welt der Wiſſenſchaft und Kunſt nutzlos vorüber. Ohne die Möglichkeit aber — das ſoll der Arme wohl zwägen — ſich Bücher und Hülfsmittel zu verſchaffen, ſich den Schritt in die wiſſenſchaftliche und künſtleriſche, wie in die höhere geſellige Welt zu bahnen, was hilft da alle Anlage, aller Wiſſensdurſt ſelbſt? Der Erfolg iſt nur eine traurige Verkrüppelung, eine unglückſelige Halbheit. Was iſt beides dann für ein Glück, das reiche oder arme Aeltern ihren Kindern bereitet haben?

Was aber iſt nun unter dieſen Umſtänden zu thun, um dem immer weiter um ſich greifenden Irrthume Schranken zu ſetzen? Was ſoll, was kann der Staat zuvörderſt dabei wirken?

Wenig im Allgemeinen, am wenigſten durch eigentliche Prohibitivgeſetze oder Verbote; denn einmal würde dies über ſeine Befugniß hinausgehen, würde deſpotiſch in die Freiheit des Privatmannes eingreifen, dem durchaus die freie Verfügung über das künftige Glück ſeiner Kinder zuſtehen muß; und zweitens würde ein ſolches Verfahren unpolitiſch ſeyn, weil es nicht zeitgemäß iſt. Das erſte iſt für ſich rechtlich klar; das zweite augenſcheinlich. Wie wenig Verbote und Machtſprüche,

in Beziehung auf persönliche und Eigenthums-Rechte und Gebrauch, auf die Ueberzeugung wirken, wären sie auch noch so gutgemeint, davon zeugen schon die Kleiderordnungen und Verfügungen gegen den Luxus in ältern Zeiten; wie sollten jetzt ähnliche Verordnungen gegen den geistigen und moralischen Luxus (denn so kann man füglich die Sucht zu studiren nennen) etwas fruchten? — Zu zart, zu leicht verletzlich ist noch das Vertrauen zwischen den Völkern und Regierungen, als daß man es muthwillig gefährten sollte; zu leicht würden solche Verordnungen noch dem Einfluß der Umgebungen der Fürsten und eigensüchtigen Motiven derselben zugeschrieben werden können, als daß, selbst um dieser willen, es räthlich wäre, den kaum gestillten Hader zu erneuern; denn läugnen läßt sich ja nicht, daß seit der Reaction, die auf die demagogischen Verirrungen aller Art natürlich erfolgen mußte, hier und da veraltete und verwitterte Vorurtheile und Vorrechte wieder ihre anmaaßenden Ansprüche erheben, und daß sich hierzu eine Aristokratie zu gesellen beginnt, die schlimmer als die des Adels und nicht viel besser als die des Clerus ist, wir meinen nämlich die des Reichthums und des Geldstolzes, der der gehaltloseste und zugleich der drückendste von allen ist. Ist es wohl dem Volke zu verargen, wenn es diesen Anmaßungen nicht weichen, wenn es nicht begreifen will, warum das Seyn mit dem Haben nicht wenigstens die gleichen Rechte besitzen soll, die selbst die trockene und gefühlleere Grammatik aller Völker diesen Hülfszeitwörtern einräumt, und warum das Haben einzig alle Vorzüge, alle Achtung und alles Glück in Beschlag nehmen will? Ist es zu verwundern, wenn das Volk in einer Zeit, wo wir uns mit Freiheit, gleichen Menschenrechten und Constitutionen brüsten, auf die sogenannte despotische Vorzeit zurückweist, wo unsere redlichen Altvordern Stipendien für arme Jünglinge stifteten, damit ihr Talent nicht (blos um der Armuth willen) untergehe, sondern zum Wohl der Welt wuchere, wenn es sich auf die unbestreitbare Thatsache beruft, daß viele unserer größten Männer, wie z. B. ein Luther, aus den niedrigsten Hütten hervorgingen, die Welt zu erleuchten und zu bessern?

Der Staat, möchten wir rathen, wirke daher nur mittelbar und auf eine Weise, die die wahrhaft väterliche Fürsorge der Regierung außer Zweifel setze. Er sorge dafür, daß die Directoren der Schulen und Gymnasien nicht nur als gelehrte, sondern auch als verständige, wohlwollende, unparteiische Männer sich das öffentliche Vertrauen und die allgemeine Achtung der Kinder und Aeltern erwerben mögen. Wenn diese dann die jungen Leute mit allen den zu überwindenden Schwierigkeiten bekannt machen, wenn sie den Schwächern und Beschränktern nicht verächtlich zurückweisen, sondern liebevoll ihn nach einem Wirkungskreis hinleiten, der seiner Anlage mehr zusagt und ihn einst würdiger und glücklicher in der Gesellschaft zu stellen verspricht — wenn sie diese Warnungen und Zurechtweisungen gegen den Reichen wie gegen den Armen anwenden, dagegen Talent, Fleiß und Charakter hervorziehen und pflegen, fänden sie es auch in Lumpen, dann, man glaube es, wird mehr gewonnen werden als durch Interdicte und zu früh verkündigte Versagung von einstiger Anstellung und Versorgung.

Außer dieser mittelbaren Wirksamkeit auf die Ueberzeugung, durch gerechte Würdigung und Beförderung einzig des Talentes und Verdienstes, wobei, wie sich von selbst versteht, die vorhandenen Stiftungen und Stipendien unter keinerlei Vorwande dem Wohlhabenden oder gar dem Reichen, um seinen Ueberfluß zu mehren, sondern nur dem armen aber wissensdurstigen und fleißigen Jünglinge (und es werden sich dem redlich suchenden Lehrer immer eminente Talente darbieten, die das Glück stiefmütterlich behandelt) zugewendet werden müßten, außer dieser, mittelbaren Wirksamkeit, sagen wir, giebt es vielleicht eine einzige directe Verfügung oder Anstalt, wodurch die irrige Tendenz, womit wir es hier zu thun haben, wesentlich vermindert und eine andere damit in Verbindung stehende Unsüglichkeit großentheils gehoben werden würde. Diese müßte, unserm Vorschlage gemäß, in einer von Zeit zu Zeit bekannt zu machenden Uebersicht bestehen, wie viele Stellen im Lande für Rechtsgelehrte, für Theologen, Philologen, Elementarlehrer, Mathematiker, Baukünstler ꝛc. bestehen, wie viele Advokaten, Aerzte, Wundärzte ꝛc. sich mit Wahrscheinlichkeit nähren können und wie viele Plätze in gewissen Zeiträumen, nach bekannten Probabilitäts-Rechnungen, erledigt und dem nachwachsenden Geschlechte eröffnet werden dürften. Darnach, wenn alle Staaten, große und kleine, gleichmäßig diesen Vorschlag befolgten, würden dann die Studirenden und die Aeltern für ihre Kinder mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ihre Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft berechnen können, und man würde die Erscheinung nicht mehr sehen, die jetzt unsere Universitäten darbieten, daß vier, fünf und mehrere Jahre lang eine überwiegende Mehrheit z. B. auf einmal Arzeneikunde, auf einmal wieder Theologie oder Jurisprudenz (welche dermalen an der Reihe zu seyn scheint) studirt und nach Kurzem ihren zu vagen Calcül verfehlt sieht. *)

Je größer übrigens die Schwierigkeiten sind, die des Staates directem Wirken für den wünschenswerthen Zweck sich entgegenstellen, desto heiligere Pflicht ist es für alle, die zu Lehrern der Nation berufen sind, durch Wort und Schrift auf Berichtigung der Begriffe über diesen hochwichtigen Gegenstand hinzuwirken. Wenn sie das redlich und verständig, jeder in seinem Wirkungskreise, nach allen Seiten — nach oben wie nach unten — thun, wenn sie den Armen überzeugen, daß Bedürfnißlosigkeit der wahre Reichthum, Geld selten ein Glück, Arbeitsamkeit und Redlichkeit aber die Mutter der Zufriedenheit ist, wenn sie ihm beweisen, daß die Arbeit der Hände, wie anstrengend sie immer sey, nicht die härteste ist, wenn sie seinen Blick auf die durchwachten Nächte, auf die der unnatürlichen Lebensweise geopferte Gesundheit des Gelehrten richten, während er in gesundem Schlafe neue Kräfte sammelt, wenn sie dem Gewerbetreibenden sein wohlerworbenes Eigenthum, seine blühende Familie zeigen, während der Halb-Literat zu Grunde geht und der wirkliche Gelehrte selbst oft bis tief in die männlichen Jahre kaum ein kärgliches Leben von einem Tage zum andern gewinnt und endlich wider Willen dem Glück der Häuslichkeit entsagen oder mit quälenden Sorgen kämpfen muß, die alle Blüthen des Geistes knicken, wenn sie den Bürger in seiner Unabhängigkeit seinen Stolz suchen und seine Würde finden lehren, indem sie ihm das Drückende des Dienstmechanismus, wo nicht des Despotismus der Obern, vor Augen stellen und, das Flittergold der Titel und selbst den Nimbus der Gewalthaber der Erde abstreifend, ihm zeigen, wie die Besten sich verkannt und oft ihre redlichsten Bemühungen vereitelt sehen — wenn es dann andererseits ihnen und der Wahrheit gelingt, auch in den höhern Regionen des Geburts- und Geld-Adels richtige und zeitgemäße Ansichten, wahre Humanität und Menschenliebe immer allgemeiner zu machen, wenn der Reiche sich

*) Um der Ueberfüllung der nach Versorgung und Wirksamkeit strebenden Literaten vorzubeugen, hat man hin und wieder die Ausschließung aller Ausländer vorgeschlagen, auch wohl hier und da verfügt. Dem können wir aber, so gewiß es Pflicht jedes Staates ist, zuerst und zunächst für seine Kinder zu sorgen, doch nicht unbedingt unsern Beifall geben, denn es kann unter Umständen eine Beförderung der Trägheit und Unzüchtigkeit werden, wenn das fremde höhere Talent von der so wohlthätigen Concurrenz ganz und ohne Einschränkung ausgeschlossen wird, besonders im ärztlichen, im Lehrfache, in Industrie und Kunst — und wahrlich kleine Staaten kommen am leichtesten in den Fall, ihre Unterthanen dadurch zu verkürzen und selbst, bei natürlich eintretender Reciprocität, denjenigen, die sie schützen wollen, den freien Ausflug ins übrige Vaterland abzuschneiden.

des ererbten oder leicht gewonnenen Besitzes nicht überhebt, sondern sein Vermögen als ein ihm von Gott zum Besten seiner Brüder anvertrautes Pfand betrachtet, wenn er nicht blos den Namen habenden Gelehrten und fremden Künstler empfiehlt und abfüttert, um als Mäcenas zu glänzen oder sich an seinen Leistungen zu ergötzen, sondern auch das vaterländische Talent ehrt, das versteckte aufsucht, das keimende ermuthigt und unterstützt, wenn er sich als einen Freund wahrer gesetzlicher Freiheit zeigt und den Namen des Bürgers als den höchsten Titel betrachtet, wenn er den ältesten und nützlichsten Stand, den der Landbauer achtet, wenn er den geschickten Handwerker, den fleißigen Manufacturisten als den Schöpfer des Verkehrs zwischen den Nationen, als Begründer des Wohlstandes und der Bildung der Völker ehrt und sich gleichschätzt, wenn er mit dem Beispiele vorangeht, eigne Kinder, je nach ihren Anlagen und Neigungen, in diese Stände und Gewerbe eintreten zu lassen — dann, wenn sich alle Classen der Gesellschaft auf diese Weise immer inniger verschmelzen, wenn der der Geachtetste ist, der seinen Platz am besten ausfüllt, der an Bürger- und Familien-Tugenden der Reichste ist, der praktisch die reinste Menschenbildung zeigt, dann, wenn selbst der Namensunterschied von höhern und niedern Ständen in wohlgeordneten Staaten verschwunden seyn wird, dann wird auch die Eifersucht und das Mißtrauen zwischen beiden aufhören, niemand aus seiner Sphäre sich drängen und, nebst vielen andern Klagen — auch die von uns behandelte, — die Klage über die Sucht zu studiren nicht mehr gehört werden. L.

Medicinische Versuche.

Ein großer Schriftsteller (Johnson) hat wahrhaft wahr gesprochen, wenn er sagte, „daß unser Körper unter der Fürsorge der Natur aufwüchse und so wenig von unsrer eignen Direction abhängig sey, daß noch mehr als Nachlässigkeit dazu gehöre, seinen Bau zu lösen oder seine Kraft zu hemmen.“ Was dies mehr, so weit es das kindliche Alter betrifft, sey, das habe ich schon zu erläutern gesucht; und den Zweck dieser Versuche verfolgend, will ich es weiter in seinen Wirkungen nachweisen, in so fern als es mit der Kleidung, der Diät, der Leibesübung und der Erziehung in dem Lebensalter zwischen der Kindheit und der Mannheit in Verbindung steht.

Da, wo von dem Kindesalter die Rede war, war mein Raisonnement auf beide Geschlechter gleich sehr anzuwenden; da diese aber, sobald sie über die Gränzen der Kindheit hinaus sind, weder in Kleidung noch in der Erziehung mit einander vermengt werden können, so müssen die ferneren Bemerkungen nun in so weit, als sie auf das eine oder das andere Geschlecht anzuwenden sind, modificirt werden. Deshalb will ich in dem gegenwärtigen Versuche erst von dem Einfluß des Anzugs auf die Gesundheit in dem Knabenalter handeln, und hernach dessen noch wichtigere Macht auf die physische Constitution der Mädchen in dem nämlichen Alter in Betracht ziehen. Ich weiß recht wohl, daß, so wie mein Gegenstand vorschreitet, auch unabwendbar die Hindernisse größer werden, die die überwältigende Tyrannei der Mode wider jede Neuerung in ihren Vorschriften erhebt: da aber der, der das Publikum zu unterrichten wünscht, sich nicht leicht durch Widerstand beugen lassen darf, so will auch ich mich nicht von der Ausführung meines Vorsatzes abschrecken lassen. Selbst wenn diese Versuche nur den Stoff zur Unterhaltung geben, so wird mir dieses schon sehr lieb seyn; denn eben die Besprechung des Gegenstandes kann vielleicht zu Maaßregeln führen, die dem Bessermachen und der Umbildung die Bahn brechen.

Anzug im Knabenalter, in so fern er Bezug auf die Gesundheit hat. Der Umlauf des Bluts zwischen den inneren Theilen und der Oberfläche des Körpers in dem Gleichgewichte, das zur Erhaltung der Gesundheit nöthig ist, wird in dem Knabenalter durch die rastlose Thätigkeit, die aus dem Feuer des Gemüths, dem Sprudeln des Geistes und der raschen Entschlossenheit entspringt, die diesem Abschnitt des Lebens eigenthümlich sind, leicht erhalten. Da der Abgang der thierischen Hitze auch im Verhältniß zu der Kraft des Umlaufs steht, und dessen Wiederholung, wie der Puls es in seinem natürlichen Zustande anzeigt, bei dem Knaben und dem Erwachsenen fast wie 9 zu 8 in aufrechter, und wie 8 zu 7½ in horizontaler Stellung ist; so braucht bei der Bekleidung eines gesunden Knaben weniger auf die gehörige Warmhaltung des Körpers gesehen zu werden, als in irgend einer andern Lebensperiode; und wäre das Clima von Großbritannien nicht so veränderlicher Temperatur, so würde man sich wenig um die Erhaltung der Gesundheit im Knabenalter vermittelst der Kleidung zu bekümmern haben. Der immer wechselnde Himmel jedoch, Folge unsrer insularischen Lage, nebst der natürlichen Zartheit der Constitution, die mancher mit auf die Welt bringt, und der erkünstelte Zustand der Gesellschaft, in welcher wir leben, dies alles macht es sehr nothwendig, auf die Art, uns zu kleiden, gehörige Rücksicht zu nehmen, selbst in dem Alter, wo sich der größte Vorrath von körperlicher Kraft erwarten läßt.

Der wichtigste Zweck der Bekleidung für beiderlei Geschlechter ist in dem rohen Zustande der Gesellschaft der, den Körper gegen die eine oder die andre Belästigung des Wetters zu schützen. Mit dem Vorschreiten der Menschen in der Gesittigung wird das, was anfangs nur als eine Körperbedeckung dienen sollte, auch ein Medium, um darin Geschmack an den Tag zu legen, und der Schnitt und die Mode unsrer Bekleidung in dem Knabenalter werden oft von den Aeltern mehr mit Berücksichtigung ihrer Vorstellung von Eleganz und Anstand als nach wirklicher Nützlichkeit gewählt. In der ersten Jugendzeit würde die Fülle unsrer Lebenslust und die sorglose Stimmung uns von Natur sehr gleichgültig hinsichtlich der Qualität oder der Beschaffenheit unsers Anzuges machen; da wir aber schnell von der Thorheit angesteckt werden, so ist es nichts Seltenes 10 bis 12jährige Knaben zu sehen, die in ihrer Kleidung vollkommene Gecken und im Kleinen das Ebenbild der Modenarren sind, die ihr Lebelang nichts anders waren als die herumwandelnde Klötze, an welchen die Schneider, Hutmacher und Schuster ihr Machwerk zur Schau stellen. Käme dabei nicht das in Betracht, was mehr als Nachlässigkeit den Bau des jugendlichen Leibes löset und seine Kräftigung verhindert, so wäre wenig daran gelegen, ob ein guter Geschmack, Caprice oder Mode die Wahl geleitet: aber nur zu oft wird die Gesundheit dem Geschmack und der Mode aufgeopfert; deshalb thut es Noth, die Umstände herauszuheben, die hinsichtlich der Knaben-Bekleidung zu berücksichtigen sind.

Alles, was darauf hinausläuft, den Wachsthum des Körpers zu stören, oder die freie Bewegung der Gliedmaaßen zu verhindern, ist dem Knabenalter schädlich. Abgesehen deshalb von dem bösen moralischen Einfluß einer zu studirten Aufmerksamkeit auf den Anzug auf ein jugendliches Gemüth, kann der Gesundheit nichts nachtheiliger seyn, als die engen, bis an den Hals zugeknöpften Jacken, die eng anschließenden Stiefeln, und die steifen Halskrausen, die manchen kleinen, bartlosen Gecken heutzutage charakterisiren. Die armen Jungen gehen, als wären sie für den Bratspieß zugerichtet, unfähig, vor sich nieder zu sehen

oder den Kopf zu wenden, und höchstens im Stande mit einem Stöckchen zu spielen oder sich ein Schnupftuch aus einer Seitentasche hervor zu ziehen. Die Folge dieser widersinnigen Mode in der Ausstaffirung der Knaben ist eine Verkürzung der Mannheit, Verunstaltung der Person, und Kränklichkeit, oder doch eine starke Neigung zum Krankwerden. Wir wollen uns einmal die Wirkung eines entgegengesetzten Verfahrens beleuchten. Sind die Kleidungsstücke eines Knaben hinlänglich weit, um den Muskeln und Gelenken freien Spielraum zu lassen, so wird der Wachsthum des Körpers nicht verhindert; die Brust dehnt sich folglich aus, die Glieder füllen sich, die Schultern gewinnen an Breite, die Statur geht in die Höhe und der ganze Körper wird, indem er Ebenmaaß und Stärke in allen seinen Theilen erlangt, nicht allein zu jeder männlichen Verrichtung geschickt, sondern kann auch die größten Anstrengungen ertragen, so daß er der Arbeit nicht achtet und sich von Strapazen nicht überwältigen läßt. Es ist nur wenig Einsicht erforderlich, um anzugeben, wie ein Knabe gekleidet seyn müsse, um die wahre Schönheit der Person und das Anmuthige der Haltung in dem männlichen Alter zu sichern, das, sofern es die Form betrifft, das männliche Geschlecht in seiner Vollkommenheit darstellt. Kein Stück der heutigen Knaben-Bekleidung ist alberner, als die gesteifte Halskrause; sie schadet nicht allein durch ihren Druck auf die Halsadern, wodurch sie den freien Abfluß des Blutes vom Kopfe verhindert, sondern auch dadurch, daß sie durch ihr stetes Einklemmen der zahlreichen und complicirten Halsmuskeln deren Wachsthum hemmt, ja sie sogar zu Grunde richtet und sie folglich für die verschiedenen Verrichtungen unfähig macht, wofür die Natur sie ohne Zweifel bestimmt hatte. Es würde in der That eine große Verbesserung seyn, wenn man dieses Kleidungsstück ganz wegließ; denn selbst im Mannesalter ist nichts weniger geschmackvoll, als das Umwickeln des Halses — ein so hübscher Theil an dem männlichen Brustbilde — mit mehreren Lagen Musselin, oder ihn zu verpanzern in eine schwarze Binde, die mit Schweinsborsten, Leder oder Steifleinen ausgelegt ist. Auch den Gebrauch der Hosenträger für Knaben muß ich, als den Körper einklemmend und die Brustmuskeln, die großen Hebel der Arme, drückend, verdammen: der ganze Anzug sollte von den Schultern herabhängen und an keinem Theile des Körpers einen Druck verursachen. Was das Zeug zur Bekleidung der Knaben betrifft, so sollte es, wenn nur der Nutze berücksichtigt wird, so beschaffen seyn, daß es, ohne leicht abgenutzt oder zerrissen zu werden, die Friction und die Ausdehnung ertragen könnte; da meine Bemerkungen jedoch nur die Beziehung des Anzugs zu der Gesundheit im Auge haben, so habe ich wegen der Wahl der Stoffe zu Knabenzeugen nur zu erwähnen, daß solche leicht und losen Gewebes seyn sollten. Dieses bezweckt, so viel als möglich die gleiche Temperatur der Oberfläche zu erhalten; und nach demselben Princip ist lose Kleidung, die ich schon der leichteren Bewegung halber für nothwendig erklärt habe, einer enganschließenden vorzuziehen, weil die darin enthaltene und zwischen ihr und der Haut eingeschlossene Luft, als ein schlechter Wärmeleiter, weniger thierische Hitze von der Oberfläche wegführt, als wenn die Kleidungsstücke dem Körper eng anschließen. Da die Haut in dem Knabenalter reizbarer ist, als in dem männlichen, so dünsten Knaben leichter und in größerem Maaße aus, deshalb ist bei ihnen sehr auf Zeuge zu sehen, die die Hautausdünstungen leicht absorbiren und deren plötzliche Stockung abwenden. Einer oder der andre mag vielleicht diese Furcht vor gefährlichen Wirkungen einer gehemmten Ausdünstung im Knabenalter für illusorisch halten; und außer den manchen Fällen, wo schweißtriefende Knaben, ohne daß es ihnen geschadet, ihre Kleidung abgeworfen und sonst dazu gethan haben, die ihnen lästige Ausdünstung zu unterbrechen, tischen diejenigen, die dem Abhärtungssystem das Wort reden, noch wohl die alte Geschichte von der römischen Jugend auf, die, schweiß- und staubbedeckt und erhitzt von den angestrengten Uebungen auf dem Marsfelde, sich in die Tiber warfen. Erfahrung hat jedoch diese Umstände erklärt, ohne das Unnütze einer Vorsicht darzuthun, die, wenn der Körper stark ausdünstet, auch in diesem Lebensalter vonnöthen ist. Das beste Material zu Hemden und Unterzeug für Knaben dürfte im Sommer wohl Baumwolle, im Winter wohl Flanell seyn, weil beide der Ausdünstung einen freien Durchgang lassen. Schon in einem früheren Aufsatze habe ich der Unpaßlichkeit erwähnt, jungen Kindern den Kopf zu bedecken; und ich bin auch sehr der Meinung, daß der Hut, so wie er hier zu Lande Gebrauch ist, für Knaben zu schwer und zu erhitzend ist. Für eine gebührende Kopfbedeckung hat die Natur schon durch das Haar gesorgt, daher ein jeder additioneller Schutz eher als eine Zierrath, denn als eine Nothwendigkeit anzusehen ist; und als ersteres kann doch wahrlich der moderne Hut nicht gelten. Das Gesicht vor der Sonne zu schirmen, ist, außer in den höchsten Sommertagen, in unserm Clima kaum nöthig; will man das Haar aber gegen die feuchte Luft und den Regen sichern, so ließen sich wohl die Hüte durch Kappen von viel leichterem Material, und die dabei kleidsamer und eleganter wären, ersetzen. Sollte ich zu einem Beweise aufgefordert werden, daß es in der Jugend gesund sey, den Kopf in freier Luft unbedeckt zu haben, so würde ich diesen mit der Hinweisung auf die Knaben von Christ's Kirchen-Hospital aufs genügendste geben können. Im Ganzen wird, soweit es die Kleidung betrifft, die Gesundheit der Knaben am besten dadurch erhalten:

1) Daß die Kleidung lose, überall geräumig, frei von Druck, und mit so wenig Bändern, als nur immer möglich, versehen sey.

2) Daß das Zeug, aus welchem die Kleidung gemacht wird, leichten und lockeren Gewebes sey, fähig, die Luft in ihrer Substanz festzuhalten und die Ausdünstung durchzulassen.

3) Daß die Bedeckung des Kopfes leicht sey und diesem zugleich eine ungehinderte Ausdünstung gestatte.

Ueber den Anzug junger Mädchen, in so fern er mit der Gesundheit in Verbindung steht. Die nämlichen Gesammtgrundsätze, die den Anzug der Knaben reguliren sollten, sind auch auf den der Mädchen bis so weit anwendbar, wo Umstände, die dem Geschlechte eigenthümlich sind, eine besondre Behandlung erheischen. Die größere Zartheit des weiblichen Baues sollte als natürlich folgern lassen, daß die Oberfläche des Körpers bei Mädchen mehr Schutz wider den atmosphärischen Wechsel bedürfe und wärmer gehalten werden müsse, als bei Knaben. Es herrscht aber gerade die entgegengesetzte Sitte: während die Knaben in warme wollene Zeuge gekleidet sind, die jeden Körpertheil bedecken, sind bei den Mädchen die Schultern, die Brust und die Arme entblößt, und selbst der Körpertheil, der bei ihnen bedeckt ist, kann, wegen der Beschaffenheit der Stoffe, welche die Mode den Frauen zu tragen gebietet, kaum für erwärmt gelten. Da jedoch das Anschauen der Schönheit mit eine Quelle des Lebensglückes ist, und man diese in ihrer Vollkommenheit in der weiblichen Gestalt antrifft, so würde es einfältig seyn, wenn man unsre schönen Landsmänninnen so verhüllen wollte, wie die Bewohnerinnen von Zenana, die, wenn auf Reisen, in ihre Kleidungsstücke völlig eingesargt werden, damit kein anderes Auge als das des Gatten oder Vaters sie erblicke. Indem man so der Natur entgegen handelt, wird so manche dieses lieblichsten Theils der Schöpfung ein Opfer der Auszehrung in der Blüthe des Lebens. Wenn also das Vergnügen, das uns die Schönheit der weiblichen Gestalt gewährt, es erheischt, daß einzelne Theile derselben unbedeckt bleiben, so sollte man doch wenigstens dafür Sorge tragen, daß solche gesund und kräftig bliebe, bis sie die Vollkommenheit erlangte,

die sie so anziehend macht und durch die allein sie fesseln kann. Daß der weibliche Anzug in der Mode elegant und im Material von zartem und leichtem Gewebe seyn muß, will ich gerne zugeben; während aber die äußeren Gewänder von Gaze oder Spitzen verfertigt wären, sollten die Unteranzüge, nach der Strenge der Jahrszeit, aus Flanell oder Baumwollenzeug bestehen, und die Bekleidung überhaupt so eingerichtet seyn, daß sie die Brust völlig bedeckte. Mehr aber als die Beschaffenheit des Zeuges, ist der Schnitt der modernen weiblichen Kleidung dem heranwachsenden Mädchen schädlich, indem, bei der großen Reizbarkeit des Leibes in dieser Periode, alles, was dessen Funktionen behindern kann, eine Krankheitsempfänglichkeit erzeugt, daher denn, im Verein mit der Bloßstellung der Außenseite gegen Kälte und atmosphärischen Wechsel, nur zu oft eine Verstopfung der Drüsen zum Vorschein kömmt, die Speisen nicht gehörig verdauet werden, die Gelenkverbindungen sich ausweiten und, so wie das Mädchen heranwächst, zuletzt eine Krümmung des Rückgrats eintritt. Dieses Uebel abzuwenden, das in der Regel mehr für eine angeborne Schwäche der Constitution als für die Folge einer fehlerhaften Behandlung genommen wird, hat man zu verschiedenen Zeiten bald zu diesen, bald zu jenen Mitteln gegriffen, unter welchen das älteste denn die Schnürbrust ist, durch die aber eben das Schiefwerden der Mädchen am ofresten verursacht wird. Ich weiß es freilich wohl, daß es es fast verlorne Mühe ist, diese Lehre den Müttern zu predigen, die mehr auf die Modellirung der Gestalt, als auf die Entwickelung der geistigen Kräfte ihrer Töchter sehen, und in deren Augen die Sanduhrenform, oder irgend eine andere gleich alberne, wie der Wechsel der Mode sie eben vorschreibt, das Bild der Schönheit einer weiblichen Gestalt ist. Denen aber, die die Schönheit des Gesichts und die symmetrische Eleganz der Person nur wünschenswerth finden, wenn das Feuer und die Kraft der Gesundheit sie erhöhen, brauche ich nur zu sagen, daß die Schnürbrüste, wie sie eben Mode sind, indem sie die Leber, den Magen und noch andre Verdauungsorgane einengen, deren gehörige Verrichtung ihrer natürlichen Bestimmung verhindern; und wenn es gleich das Ansehn hat, als sey die Brust völlig frei, so leidet doch, indem der Druck nach unten das Senken des Zwerchfells hindert, die Funktion des Athemholens, von welcher doch die Erhaltung der Gesundheit fast gänzlich abhängig ist. Wenn z. B. das Blut, welches das nährende Princip ist, das dem Körper Gedeihen giebt und ersetzt, was er abnutzt, nicht gehörig durch die Luft in den Lungen verdünnt wird, so verliert das Herz bald die Kraft, es mit dem gehörigen Nachdruck durch die Blutgefäße zu treiben; diese werden schwach, und unfähig, das Lebensfluidum gehörig im Fluß zu erhalten, bis es die äußersten Fibern und Absonderungs-Organe errreicht, daher dann die Assimilirung gestört wird, und, wenn auch nicht Krankheiten entstehen, der Körper doch geradezu in Schwäche verfällt. Es ist eine sehr allgemeine Bemerkung, daß zwanzig verkrüppelte Mädchen gegen einen verwachsenen Knaben gefunden werden. Daß dieses zum Theil von der größeren Freiheit in Leibesübungen bei Knaben, und davon, daß sie frei von manchem Zwange sind, welchem die Mädchen unterliegen, herrührt, das will ich nicht in Abrede stellen; zum Theil aber ist es sicherlich auch den Mißgriffen in dem Anzuge, welchem meine Bemerkungen gelten, und von dem man fälschlich glaubt, daß er zur Steigerung der Eleganz der weiblichen Form beitrage, zuzuschreiben.

Es ist in der That eine sonderbare Anomalie, daß englische Frauenzimmer inmitten der verdesserten weiblichen Erziehung und der daraus folgenden höheren Ausbildung des Geistes und der Urtheilskraft, fortfahren, in Sachen des Geschmacks die Sklaven der Einfälle von Unwissenden und Unmaaßenden zu seyn und es sich einreden lassen, die monströsen Formen, durch welche diese Priester der Mode zuweilen das vollkommenste Werk der Schöpfung entstellen, seyen elegant oder anziehend. Der Schreiber dieser Versuche hat die schädlichen Wirkungen nachgewiesen, die der Druck der Kleidung auf heranwachsende Mädchen hat, wie eine tägliche Beobachtung und Erfahrung es lehrt und bestätigt; aber abgesehen davon, macht er sich anheischig, Frauenzimmer nachzuweisen, die, ohne je ein Corsett getragen zu haben oder in eine Schnürbrust eingepanzert gewesen zu seyn, hinsichtlich des Ebenmaaßes in der Form, der Eleganz der Haltung, der Leichtigkeit und des Anstandes in ihren Bewegungen bei weitem alle diejenigen übertreffen, die nach der Caprice der Mode gequält werden sind, um ihnen die nämlichen Eigenschaften zu geben. Und am Ende kann doch, wie auch das Urtheil der Richter in Geschmackssachen lauten mag, nicht geläugnet werden, daß Gesundheit das erste seyn muß, was in Betracht zu ziehen ist. Sie allein ists, die der Schönheit Reiz verleiht, die Sphäre der Nützlichkeit erweitert, und das Glück des Lebens erhöht.

Fortgesetzter Proceß des Herrn von Maubreuil.

(M. vergl. No. 168 und 185 d. Bl.)

Der Name Maubreuil, sagt ein französisches Blatt, wird noch mehr als einmal in unsern Gerichtshöfen und Tribunalen wiederhallen. Am 12. Mai beschäftigte sich der königliche Gerichtshof mit seiner Appellation gegen das Urtheil erster Instanz, das ihn zu fünfjährigem Gefängniß, wegen Thätlichkeiten gegen Herrn von Talleyrand, verurtheilt hat. Aber die, von dem Anklagten und seinen Rechtsbeiständen, den Herren Piwet und Germain, eingereichte Bittschrift, welche die Stellung mehrerer Zeugen von hohem Range reclamirt, ließ wohl vermuthen, daß die Sache noch nicht definitiv entschieden werden würde. Eine bedeutende Menge von Zuhörern hatte sich indessen eingefunden. Eine große Zahl von schön geschmückten Damen saß auf Bänken, die man für sie aufbehalten.

Nachdem Herr von Maubreuil die gewöhnlichen Fragen beantwortet, wendete er sich an den Präsidenten: „Ich habe die Ehre gehabt," sagte er, „dem Gerichtshofe eine Bittschrift zu überreichen, um verschiedene Zeugen, deren Gegenwart es bedarf, zu bezeichnen. Ich bitte um die Erlaubniß, die Gründe meiner Bittschrift entwickeln zu dürfen."

Der Präsident. Der Gerichtshof hat Ihre Bittschrift gedruckt erhalten, sie ist nicht von Ihnen unterzeichnet.

Herr Tarbé, General-Advocat. Die Bittschrift des Angeklagten ist von ihm dem General-Procurator angezeigt worden.

v. Maubreuil. Seit dreizehn Jahren fordere ich Gerechtigkeit; ich fordere zu Erklärungen auf; ich habe keine erhalten können; ich bin genöthigt gewesen, Herrn von Talleyrand öffentlich zu insultiren, damit die Wahrheit bekannt werde. Die Ehre meiner Familie ist zu sehr compromittirt worden durch die unglückliche Mission, die ich 1814 erhielt, als daß diese Herren nicht genöthigt werden sollten, sich zu erklären. Ich bin nicht zu fürchten; ich bin unglücklich, ohne Brod. Ihnen aber wird es nicht an Vertheidigern fehlen; nicht an Vorwänden und Ausflüchten; es hat ihnen nie daran gefehlt. Aber diesmal wird es wenigstens nicht wie beim Tractat von Amiens, wie bei der Aufhebung des Herzogs von Enghien, zu Ettenheim, seyn. Talleyrand wird keinen Courier da haben, dem er in den Gebürgen von Saverne den Hals brechen lassen könnte.

Der Präsident. Es handelt sich von denen Zeugen, die Sie vernommen wünschten, in Ihrem Interesse. Ueberschreiten Sie die Gränzen der Frage nicht.

v. Maubreuil mit Feuer. Herr Präsident! ich bin mit einer Mission zu Mord und Raub beauftragt gewesen. Eine solche verdient wohl, die Blicke der Gerechtigkeit zu fesseln. Von welcher Seite man sie ansehe, so ist wesentlich Verbrechen dabei. Die Urheber sollen vor dem Gerichtshofe erscheinen; setze man ihnen dann Armstühle, Sophas, wenn man will, mit Cramoisin-Sammet — aber lasse man sie nur kommen. Das ganze französische Volk ist interessirt, zu wissen, wie man hat erlauben können, den Tractat von Fontainebleau also zu verletzen. Es ist endlich Zeit, sich Angesichts seiner zu erklären. Ich erwarte von dem Gerichtshof und insbesondere, Herr Präsident, von dem Edelmuth Ihres Charakters — —

Der Präsident, nachdem er bemerkt, daß, dem Grundsatz nach, Herr von Maubreuil das Recht habe, alle Zeugen berufen zu lassen, die zu citiren ihm gutdünkt, erklärte, daß der Gerichtshof die Bittschrift in Ueberlegung nehmen wolle.

Herr Tarbé, General-Advocat, sagte: Die Bittschrift habe zwei Gegenstände: Die Abhörung mehrerer Zeugen; und die Herbeischaffung der Actenstücke der Procedur von Douay. Was das erstere betreffe, so habe er für seinen Theil nichts dagegen. Da inzwischen der Gerichtshof das Recht habe, die Zahl der zur Untersuchung nöthigen Zeugen zu beschränken, so könne derselbe prüfen, ob es nothwendig sey, Herrn von Talleyrand zu vernehmen. Er denke das nicht; er glaube eben so wenig, daß der Auftritt vom Monat Januar das Erscheinen der andern von Maubreuil bezeichneten Zeugen, die dieser Sache ganz fremd seyen, erheische.

„Der zweite Punkt," fährt er fort, „in der überreichten Bittschrift, ist das Verlangen der Herbeischaffung der Proceßacten von Douay. Wir glauben, daß dies ohne Grund und Zweck seyn würde. Welche Aufklärungen könnte das geben? Es sind die Actenstücke eines vor zehn oder zwölf Jahren entschiedenen Processes. Die Thatsachen, über welche der Gerichtshof zu entscheiden hat, sind im Monat Januar 1827 vorgefallen, in einer der Hallen der Kirche von St. Denis."

„Aus diesen Gründen glauben wir nicht, daß hinreichender Grund vorhanden sey, den zweiten Theil der Bittschrift zu bewilligen."

„Wir schließen mit der Bemerkung, daß wir keine Art von Aufklärung fürchten, und daß wir keiner Maaßregel ein Hinderniß in den Weg legen wollen, die Licht über diese Debatten verbreiten kann."

Hierauf erhielt Herrn von Maubreuils Advocat, Herr Pinet, das Wort und sagte: „Das Begehren des Herrn von Maubreuil ist nichts Neues: er hat es seit Anbeginn dieser Debatten ausgesprochen. Der Gerichtshof kann von der Wichtigkeit urtheilen, die der Angeklagte auf die Abhörung von Zeugen setzt, welche das Gewicht der Thatsache, die man ihm vorwirft, mildern sollen, indem sie beweisen, für welche Art von Provocation er dahin gebracht worden ist."

„Es ist anerkannt, daß die Absicht des Herrn Maubreuil nicht gewesen ist, eine hohe Person zu schlagen, sondern sie nur bei einer feierlichen Gelegenheit zu insultiren, um eine Erklärung herbeizuführen, die ihn in den Stand setze, zu beweisen, daß er sich auf eine schreckliche Art über diese Person zu beklagen habe. Seine dringendsten Bitten haben diese Erklärung nicht bewirken können. Er muß sie wünschen. Es gilt für ihn sein Vermögen und, was mehr noch ist, seine Ehre und die seiner Familie. Er hat dargethan, daß er kein anderes Mittel gefunden hat, diesen Zweck zu erreichen, als einen öffentlichen Auftritt zu veranlassen."

„Herr von Maubreuil ist mit einer Mission beauftragt worden. Er hat gehofft, mittelst dieser Scene, diejenigen über diesen Auftrag zur Erklärung zu bringen, die ihm denselben gegeben. Der Mann, dem diese Mission anvertrauet worden war, hatte nicht sobald die Erwartung seiner Committenten getäuscht, als er sich in eine unermeßliche Untersuchung verwickelt sah. Eilf oder zwölf Entscheidungen sind von den Tribunalen auf seine Rechnung gefällt worden, um zu wissen, vor welches Gericht der eines Verbrechens oder Vergehens angeklagte Mann gehöre. Alles wurde angewendet, um zu verhindern, daß es zu gründlicher Untersuchung und Entscheidung komme. Zuletzt entschied man, daß er vor die administrative Behörde gehöre. Diese erkannte, daß er in Freiheit gesetzt werden solle. Wirklich wurde er auf Befehl der damaligen Minister entlassen."

„Natürlich glaubte er sich nun für immer von aller gerichtlichen Verfolgung befreiet, nach dem Grundsatze, daß man nicht zweimal für eine und dieselbe Sache gerichtet werden kann. Dieser ministerielle Befehl war eine wahre Lossprechung. Herr von Maubreuil, von den Tribunalen, von der Verwaltungsbehörde entlassen, wird, während der hundert Tage, von Neuem, wegen derselben Sache verhaftet. Es gelingt ihm, zu entkommen; er flüchtet sich nach Belgien. Da wird er, ohne irgend einen gesetzlichen Befehl, wieder arretirt, von Stadt zu Stadt geschleppt und entkömmt nur, wie durch ein Wunder, den Martern des Exils und der Gefangenschaft. Nach Frankreich zurückgekehrt, wird er, auf das Requisitorium des General-Procurators Napoleons, abermals in die Gefangenen-Liste eingetragen."

„Das sind denn doch außerordentliche Ereignisse, die aus den gewöhnlichen Regeln heraustreten. Darüber ruht ein geheimnißvoller Schleier, der zu lüften ist. Die Gerechtigkeit hat es noch nicht mit Sachkenntniß thun können. Es ist daher ihre Pflicht, wie ihr Interesse, zuzugeben, daß sie aufgeklärt werden und selbst die Mittel dazu zu erleichtern."

„Aber, wird man sagen, Ihr Unglück ist von altem Dato; Sie sind einer Thätlichkeit angeklagt; Sie können sich nicht wegen einer Provocation entschuldigen, die auf so weit zurückliegende Erinnerungen gebauet ist. — Ach! meine Herren, es giebt Umstände, die so außerhalb der gemeinen Regeln liegen, daß sie die gewöhnlichen Beziehungen und Gränzen des Schmerzes und der Reflexion überschreiten. Wenn der erste Ring der Kette der Unglücksfälle und Leiden des Herrn von Maubreuil bis zu einer ziemlich entfernten Zeit hinauf reicht, so hängt der letzte an der jetzigen Zeit. Nachdem er sich so lange in England aufgehalten, daß seine Strafe verjährt war, kam Herr von Maubreuil nach Frankreich zurück; von Neuem wurde er hier verhaftet und nach der Gränze gebracht. Dieses letzte Ereigniß, das er ein Recht hat, derselben Ursache zuzuschreiben, liegt dem Auftritt von St. Denis ziemlich nah. Es regte und weckte das Andenken an seine Verfolgungen und an alle Unbilden wieder auf, wovon er das Opfer ist."

„Er hat nichts als nur die Gelegenheit haben wollen, die Person, über welche er sich beklagt, zu provociren, Aufklärungen zu geben; er wollte nicht schlagen, verwunden, tödten; er wollte nur eine Erklärung erlangen. Für seine Ehre, für die seiner Familie wollte er endlich, daß das Licht der Wahrheit die Handlungen seines Lebens beleuchte. Vergebens beklagte er sich bei Laborie; er erhielt nichts von ihm als Verweigerungen der Bescheinigung und der Erklärung über den Zweck seiner Mission. Er hatte nur ein Mittel, die Erklärungen zu erhalten, die er wünschte, dies war, den Mann, von welchem er sie erwartete, öffentlich zu insultiren. Sein Vermögen — er hat es verloren; seine Ehre — sie ist ihm geraubt worden: seine physische Existenz — unerhörte Qualen haben sie auf das Aeußerste reducirt."

„Wenn ich alles dieses Vorhergegangene betrachte, so komme ich auf eine Reihe von Ideen, von denen ich in der That fast nichts begreife. Umsonst strenge ich mich an, sie mit den Fundamental-Grundsätzen der Moral in Verbindung zu bringen. Herr von Maubreuil hat so viel zu leiden gehabt; er befindet sich in einer solchen Lage, daß er ganz aus der Linie der, allen Menschen obliegenden, gemeinschaftlichen Pflichten herausgeworfen scheint. Wie könnte er in der That, wie andere Menschen, diese sociellen Pflichten an die Nothwendigkeit einer wechselseitigen Legalität, eines wechselseitigen Worthaltens knüpfen, er, der nur Treulosigkeit und Spitzbüberei von allen Seiten erfahren hat? Er konnte vor den Gerichtshöfen keine Gerechtigkeit erlangen, als indem er selbst die so lange erbetenen, so fortdauernd verweigerten Erklärungen provocirte."

„Ich bin nicht über die Excesse verwundert, denen er sich überlassen, Excesse die bei andern in Erstaunen setzen würden. Von dem Augenblicke an, wo er diese Mission erhalten hat, ist Herrn von Maubreuil das Siegel des Unglücks aufgedrückt worden. Kaum hatte er einen Schritt vorwärts gethan, als er auch vor Schrecken zurückbebte. Seit dieser Zeit hat sich die Verfolgung an seine Ferse gefesselt; sie hat jede Vertheidigung unkräftig gemacht und selbst den Gang der Gerichtshöfe entartet; und wenn dieser Unglückliche, nachdem er sein Vermögen und seinen Ruf verloren, diejenigen sieht, die ihn von dem Gipfel von Achtung und Glück in diesen Abgrund von Leiden gestürzt haben; wenn er sieht, daß alle Ehren, alle gesellschaftliche Auszeichnungen ihnen zu Theil werden — sollte man sich da wohl über einen Ausbruch von Gewaltthätigkeit von seiner Seite, über einen Zornanfall wundern, der überall anderwärts verdammlich seyn würde? O, meine Herren, niedergedrückt von nicht rastendem Mißgeschick, unerhörter lebender Beweis von Verfolgung, ist er würdiger des Mitleids als der Strenge der Tribunale."

„Ihm bleibt nur noch ein Gut übrig, sein Ruf und der einer Familie, die ihn mit Güte überhäuft, deren Ehre er aber, in den Stunden schwermüthiger Zweifel und übertriebener Gewissensvorwürfe, befleckt zu haben fürchtet. Er hat Erklärungen erzwingen wollen, die für ihn ein unerläßliches Bedürfniß sind. Es gehört zu seinen Vertheidigungsmitteln, zu beweisen, daß er keinen andern Zweck gehabt. Ich bestehe auf dem Inhalt und den Folgerungen seiner Bittschrift."

Der General-Advocat, Herr Tarbé erklärt, daß die Rede des Vertheidigers auf den Grund des Processes selbst gegangen, und daß er ihm dahin nicht folgen werde. Wenn er selbst die unvernünftigste Voraussetzung zugeben wollte, die nämlich des Auftrags, Bonaparte zu ermorden, welche Beziehung könnte man zwischen dieser Mission und dem, was zu Anfang dieses Jahres vorgefallen, finden? Er (Herr Tarbé) berufe und verlasse sich daher hierüber ganz auf die Klugheit des Gerichtshofes.

Nach einer kurzen Replik des Herrn Pinet, nimmt Herr von Maubreuil das Wort: „Ein Mann," sagt er, „der, ich weiß nicht warum, sich an meine Fersen heftet, verfolgt mich überall und klagt mich großer Verbrechen an — —

Hier erhebt sich der unter den Zuschauern anwesende Herr Paulmier, steigt auf seine Bank und ruft: „Sie sind ein Verläumder. Ich werde Ihnen das vor dem Gerichtshofe beweisen. Sie werden die Zeugen hören — —

Der Präsident. Huissier, bringen Sie diesen Menschen aus der Thür. (Paulmier wird fortgebracht.) Ein anderer Anwesender erhebt sich in diesem Augenblicke und ruft: „Fort mit dem niedrigen Polizei-Spion!"

Herr von Maubreuil. Man hat mich eines Diebstahls von Diamanten angeklagt und ich bin freigesprochen worden. Inzwischen ist es doch wahr, daß man Diamanten geraubt und verschleudert hatte. Man frage Roustan. Was die Säcke mit Gold betrifft, so frage man Vitrolles, was daraus geworden. Er wird nicht antworten und die Goldsäcke werden auf meinen Rücken zurückfallen. — — Wechselsweise hat man mich des Diebstahls von Diamanten und des Mordes angeklagt. — — Die Schlacht von Waterloo ist gekommen, man hat einen kleinen Umweg gemacht und mich von Neuem eines Raubes von Diamanten angeklagt. — —

Der Präsident unterbricht Herrn von Maubreuil, ihm bemerklich machend, daß es sich blos von einer präjudiciellen Frage handle.

Der Gerichtshof verweist, mittelst richterlichen Ausspruches, die Sache auf den 15. Juni, weil diese Frist für Herrn von Maubreuil hinreichen könne, um sich alle möglichen und nöthigen Vertheidigungsmittel zu verschaffen.

Ueber Blitzableiter und Compasse.

Hr. Dr. J. W. Fischer hat sich überzeugt, daß das Eisen dadurch, daß man es magnetisirt, viel von seiner Fähigkeit, die Electricität zu leiten, verliert und schließt aus dieser Beobachtung, daß das Eisen, von dem man weiß, daß es zum Magnet wird, wenn man schwache electrische Funken durch dasselbe schlagen läßt, als ein Metall betrachtet werden muß, das sehr wenig zur Verfertigung der Blitzableiter geeignet ist. Er führt als Beispiel eine Stange von diesem Metalle an, welche als Blitzableiter auf einem Pulvermagazine angebracht war, und an deren Seite man das Gewitter mehrere Male nach einander hatte leuchten gesehen. Als Hr. Fischer diese Stange untersuchte, fand er an ihr alle Eigenschaften der Anziehung und Abstoßung, welche das magnetisirte Eisen auszeichnen.

Hr. Fischer räth demzufolge, die Blitzableiter von Kupfer zu machen, welches mit einer dünnen Lage Firniß überzogen ist, um sie gegen Oxydation zu schützen. Die Spitze muß sich in einen Aufsatz von Gold endigen, oder wenigstens vergoldet seyn. Hr. Fischer zieht dieses Metall dem Platin vor, weil die Leitungsfähigkeit des letzteren geringer ist, und diese, wie der Magnetismus beim Eisen, eine Abweichung des Blitzes veranlassen, und dadurch das Gebäude in Gefahr bringen kann.

Hr. Fischer hat auch seine Aufmerksamkeit auf die Abweichung der Magnetnadel gerichtet, wenn solche in der Nähe von Eisen ist, und hat ein Mittel sie zu verhindern, darin gefunden, daß man die Nadel in eine halbkugelförmige Schale von Eisen stellt; die Schale muß an ihren Rändern abgerundet seyn, überall dieselbe Dicke haben, und eine regelmäßige Halbkugel bilden; die Nadel muß einen Zoll von den innern Seiten der Schale abstehen; dann wendet sich die Nadel gerade nach Norden, und weicht beim Nähern eines Eisenstückes durchaus nicht ab; dickes Eisenblech kann man auch anwenden, und Hr. Fischer hat den Zweck auch vollständig erreicht, indem er den kupfernen oder hölzernen Behälter der Magnetnadel mit Eisendraht besetzte, besonders mit magnetisirten Draht, dessen Pole in Ringe vereinigt waren.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 191 Hamburg, Mittwoch den 6. Juni 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Der Angriff auf Versailles im Jahre 1789.

(Aus Sir Walter Scott's Leben Napoleons.)

Die Mehrheit der Bevölkerung von Versailles zeichnete sich durch eine feindselige Stimmung gegen den König und die königliche Familie aus, obgleich diese Stadt ihren Glanz und Reichthum lediglich dem Umstande verdankte, daß sie die königliche Residenz war. Die dortigen Nationalgarden, einige Tausend an der Zahl, hegten gleiche Gesinnungen. Nur in ungefähr 400 Leibgardisten konnte man alles Vertrauen hinsichtlich der Vertheidigung der königlichen Familie setzen, falls in Versailles ein Volksauflauf entstände oder ein solcher von Paris aus seine Richtung dahin nähme. Diese Truppen bestanden aus zuverlässigen und Vertrauen verdienenden Leuten; aber ihre Zahl war geringe im Verhältniß des Umfangs des Pallastes, und sie waren dem Volke als bewaffnete Aristokraten verhaßt.

Ungefähr zwei Drittheile von ihnen waren, um Argwohn zu vermeiden und Vertrauen zu gewinnen, nach Rambouillet verlegt worden. Unter solchen Umständen setzten sich die Grenadiere der französischen Garden, die sich erst eben gegen das königliche Ansehen aufgelehnt gehabt, aus einem Unbestand, der bei Leuten dieses Standes nichts ungewöhnliches ist, es in den Kopf, nach dem Wiederbesitz der Posten zu streben, die sie vordem um die Person des Königs gehabt; sie droheten ganz öffentlich, daß sie nach Versailles aufbrechen wollten, um wieder die Pallast-Wache zu übernehmen, was sie als ein ihnen gebührendes Vorrecht ansahen, obgleich sie ihre Posten gegen den Befehl des Königs verlassen hatten und diese nun ohne seine Einwilligung wieder besetzen wollten. Um eine Bewegung abzuwenden, die der königlichen Familie so gefährlich zu werden drohete, ward das Flandersche Regiment nach Versailles beordert. Es geschah dieses auf Ansuchen der Municipalität, und die Nationalversammlung hatte, obwohl unter einigen Aeußerungen des Argwohns, ihre Zustimmung dazu gegeben.

Als nun demgemäß das flandersche Regiment einrückte, so gaben die Leibgarden, wie es allgemein in den französischen Garnisonen Sitte war, den Offizieren ein Fest, zu welchem auch die Offiziere der Schweizergarde und die der Nationalgarde von Versailles eingeladen wurden. Dieses Fest von unglücklicher Vorbedeutung ward in dem Opernsaal, fast in dem Gehörbereich der Herrscherfamilie, gegeben, und die Gesundheiten des königlichen Hauses wurden mit einem Enthusiasmus, der unter den Umständen so natürlich war, ausgebracht. Der König und die Königin begingen die Unvorsichtigkeit, den Schauplatz des Festes zu besuchen, und nahmen den Danphin mit dahin. Der, schon durch Wein und Musik aufgeregte Geist der Gesellschaft ward nun durch ihre Anwesenheit aufs Höchste gesteigert: es wurden royalistische Melodieen gespielt; die weißen Kocarden, welche die Damen in der Begleitung der Königin austheilten, wurden unter lautem Jubel angesteckt, und die der Nation soll mit Füßen getreten worden seyn.

Berücksichtiget man die Ursache dieser wilden Scene, so erscheint es gar nicht unnatürlich, daß die Königin, furchtsam als Frauenzimmer, ängstlich besorgt als Frau und Mutter, wohl, um die Gunst von Männern zu gewinnen, die ausdrücklich berufen waren die königliche Familie zu bewachen, die Unvorsichtigkeit begehen konnte, in einem leichteren Grade und bloß gegen ein Regiment, die Kunstgriffe anzuwenden, von welchen, nur in weit plumperem Maaße, die Volkspartei Gebrauch gemacht hatte, um die Treue der ganzen Armee wankend zu machen. Aber unmöglich läßt sichs denken, daß der König oder die Minister von dem augenblicklichen und trunkenen Auflodern des Enthusiasmus von ein paar Hundert Männern bei einem Gastmahl den Anfang einer Gegenrevolution hätten hoffen können, die zu versuchen sie nicht wagten, als sie über 30,000 Mann Truppen unter der Leitung eines erfahrenen Generals zu gebieten hatten.

Da aber die Gegner der Royalisten jeden Mißgriff dieser zu benutzen wußten, so ward das militairische Fest zu Versailles dem Volke von Paris unter einem ganz andern Lichte, als aus welchem die Nachwelt es ansehen muß, vorgestellt. Die Jacobiner waren die ersten, die in allen ihren Clubbs und Gesellschaften Lärm schlugen, und die Hunderte von Volksrednern, die ihnen zu Gebote standen, reizten die Bürger durch Schilderungen der gräulichsten Complotte, die Mord und Proscriptionen bezwecken sollten, auf. Man hatte schon alles aufgeboten, den Volksgeist wider den König und die Königin zu erhitzen, die, in Anspielung auf die, ihnen gesetzlich verliehene, verrufene Gewalt, unter der Benennung von Monsieur und Madame Veto verflucht und insultirt wurden. Erst kürzlich hatte der König es verweigert, der Erklärung der Menschenrechte eher, als bis die Constitution vollständig sey, seine Sanction zu geben. Dieses hatte die Nationalversammlung sehr übel genommen, und es war in derselben die Rede davon, eine Deputation hinzuschicken, um seine Einwilligung zu jener Erklärung zu erpressen, bevor ihm die practischen Resultate dessen, was man daran zu knüpfen beabsichtigte, mitgetheilt würden. Ein furchtbarer Mangel, fast an Hungersnoth gränzend, machte die Volksmasse noch empfänglicher für desperate Rathschläge als gewöhnlich. Die Feste, bei welchen, wie man vorgab, die Aristokratie ihre Complotte geschmiedet haben sollte, schienen eine Verspottung des öffentlichen Elendes zu seyn. Nachdem die Gemüther der niederen Volksclassen so irre geleitet worden waren, war es nicht schwer mehr, einen Aufstand zu erregen.

Der vom 5. October 1789 war von sonderbarer Art, indem die Insurgenten meistens weiblichen Geschlechts waren. Die Fischweiber, **Dames aux halles** genannt, ihrem Geschlechte schon durch die männliche Beschaffenheit ihres Betriebes zur Hälfte, und durch die Wildheit ihrer Sitten gänzlich entfremdet, hatten gleich anfangs in der Revolution

eine Rolle gespielt. Zu ihnen gesellt und mit ihnen verbunden hatte sich der unwürdige und barbarische Theil ihres Geschlechts, der nur als ein trauriger Beweis dienen kann, welcher Versunkenheit die Menschheit fähig ist. Weiber dieser Art begannen, sich früh Morgens unter dem Ausruf „Brodt!“ wodurch eine Hunger leidende Hauptstadt so leicht aufgeregt wird, in großen Gruppen zu sammeln. Man sah unter ihnen viele als Frauenzimmer verkleidete Männer, und alles, was ihnen vom weiblichen Geschlechte unterwegs aufstieß, mußte sich ihnen anschließen. So zogen sie nach dem Stadthause, wo sie keck mehrere in Front vor demselben und zu seiner Hut aufgestellte Schwadronen Nationalgarden durchbrachen und nur mit Mühe überredet wurden, nicht die darin befindlichen Schriften zu verbrennen. Darnach bemächtigten sie sich eines Zeughauses mit 3 oder 4 Kanonen und erhielten einen Zuwachs vom Pöbel aus allen Classen, der mit Piken, Sensen und ähnlichen Werkzeugen bewaffnet war und sich den Namen Eroberer der Bastille beilegte. Aus der immer mehr anschwellenden Menge wiederhallte der Ausruf „Brodt, Brodt! — Nach Versailles, nach Versailles!“

Nun ward die Nationalgarde in Macht aufgerufen; sie zeigte aber ihren Offizieren bald, daß sie ebenfalls von der herrschenden Stimmung angesteckt sey und eben so wenig auf Subordination halte, als der Pöbel, den sie aus einander jagen sollte. Lafayette stellte sich selbst an ihre Spitze, nicht, um ihr Befehle zu ertheilen, sondern solche von ihr zu erhalten. Sie weigerte sich, gegen, wie sie sagte, ausgehungerte Frauenzimmer zu agiren, und verlangten statt dessen nach Versailles geführt zu werden, „um,“ — eine solche Sprache führte sie — „den König, den Faselhans, zu entthronen und die Krone auf das Haupt seines Sohnes zu setzen.“ — Lafayette stutzte, bat, erklärte; aber er mußte erst lernen, was es mit der Lage eines Revolutionair-Generals auf sich habe. — „Ist's nicht sonderbar,“ sagte einer seiner Soldaten, der ganz mit dem militairischen Verhältniß zwischen dem Offizier und dem Gemeinen unter solchen Umständen vertraut zu seyn schien, „ist's nicht sonderbar, daß Lafayette dem Volke befehlen will, da es doch an ihm ist, von demselben Befehle entgegen zu nehmen?“

Bald nachher ging von dem versammelten Pariser Gemeinderath der Befehl an den Commandanten ein, er solle marschiren, da es nach seinem eignen Bericht unmöglich sey, dem Willen des Volkes zu widerstehen. So brach er denn in guter Ordnung und an der Spitze einer bedeutenden Macht Nationalgarden, ungefähr vier oder fünf Stunden nach dem Abzuge des Pöbels, auf, der, während er in Unschlüssigkeit gezögert, schon eine große Strecke des Weges nach Versailles zurückgelegt hatte.

Es scheint nicht, daß der König oder seine Minister irgend Nachricht von dieser feindseligen Bewegung gehabt haben. Es muß wahrlich keinen Royalisten zu Paris gegeben haben, der den Willen gehabt, ein Pferd oder einen Reitknecht daran zu wagen, um eine solche Nachricht dahin zu bringen, wo die Kenntniß davon doch so sehr wichtig war. Die das Ruder führenden Mitglieder der Versammlung zu Versailles waren besser unterrichtet. „Diese Herren da,“ sagte Barbantanne, nach dem Theil des Salons schauend, wo der Adel und die Geistlichkeit zu sitzen pflegte, „wünschen mehr Licht — sie sollen Laternen haben, darauf mögen sie sich verlassen!“ — Mirabeau trat hinter den Stuhl Mounier's, des Präsidenten, und sagte: „Paris ist gegen uns im Anzug.“ — „„Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll,““ erwiederte Mounier. — „Glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht, ganz Paris rückt gegen uns an; heben Sie die Sitzung auf.“ — „„Ich übereile die Berathungen nie,““ erklärte Mounier. — „Nun, so stellen Sie sich krank, gehen Sie nach dem Pallast, sagen Sie dort, was ich Ihnen gesagt, mit dem Beisatz, ich, Mirabeau, verbürgte es. Aber es ist keine Minute zu verlieren.“ — „„Nun, desto besser,““ antwortete Mounier, „„um so eher haben wir eine Republik.““ — Diese Aeußerung Mounier's ist ironisch, und als eine Anspielung auf Mirabeau's revolutionaire Grundsätze, nicht aber als auf die eigne Meinung bezüglich, zu nehmen. Nach einem andern Berichte von dieser sonderbaren Unterredung soll er geantwortet haben: „„Desto besser. Tödtet der Pöbel uns alle, verstehen Sie wohl, ich sage alle, so kann das Land nur dabei gewinnen.““

Bald nach diesem sonderbaren Zwiegespräch, das wahrscheinlich eine plötzliche Aufwallung veranlaßt hatte und in welchem Mirabeau die aristokratischen Gefühle an den Tag legte, von denen er sich nie frei zu machen wußte, — setzte das weibliche Bataillon sammt seinen männlichen Verbündeten den Marsch ununterbrochen fort und rückte des Nachmittags, unter dem Absingen patriotischer Lieder, untermischt mit blasphemirenden Obscönitäten und den wüthendsten Drohungen gegen den König und die Königin, in Versailles ein. Den ersten Besuch machten sie der National-Versammlung, wo der Lärm der Trommeln, tobendes Geschrei und Gekreisch und ein verworrenes Durcheinanderreden die Berathungen unterbrach. Ein Mann, genannt Maillard, der einen gezogenen Säbel in der Hand und hinter sich ein Weib hatte, die einen langen Staken, an welchem ein Tambourin befestigt war, trug, hielt eine Anrede im Namen des souverainen Volks. Er sagte, es fehle ihnen an Brod; sie seyen überzeugt, die Minister wären Verräther; der Arm des Volks sey aufgehoben und im Begriff, drein zu schlagen, und dergleichen mehr in der ausschweifenden Beredsamkeit jener Zeit. Die nämlichen Gesinnungen wiederhallten aus seinem Gefolge, untermischt mit den ärgsten Drohungen, besonders gegen die Königin, die nur die Wuth eingeben konnte, und ausgedrückt in einer Sprache der energischsten Brutalität.

Dann überströmten die Amazonen den Versammlungssaal, mischten sich unter die Mitglieder, setzten sich auf den Platz des Präsidenten und der Secretaire, holten Eßwaaren und Wein hervor oder herbei, tranken, sangen, fluchten, schalten, kreischten und spielten einigen Mitgliedern übel mit, während sie andre mit ihren widerlichen Liebkosungen belästigten.

Endlich ward eine Deputation dieser rasenden Weiber zu dem Minister St. Priest, einem entschlossenen Royalisten, gesandt, der sie festen Fußes empfing und auf ihr Geschrei nach Brodt erwiederte: „Als ihr nur einen König hattet, fehlte es euch nie an Brod; ihr habt deren nun 1200, geht, und fordert es von ihnen.“ Sie wurden jedoch beim Könige zugelassen, dessen Aeußerung von gütiger Theilnahme an den Zustande von Paris ihre Herzen nun dermaaßen für ihn umstimmte, daß sie unter dem Ausruf vive le Roi! zu ihren Constituenten zurückkehrten.

Wäre der Sturm nur durch den Volkshauch aufgeregt worden, so möchte er sich jetzt gelegt haben; aber es war ein heimliches Wogen von unten herauf, ein Anschwellen aus der Tiefe des Abgrundes, das nicht durch die wieder wach gewordenen Gefühle oder durch die beigebrachte Einsicht der Deputation zu beschwören war. Es erhob sich ein Geschrei, die Deputirten seyen bestochen worden, um den König von der besten Seite zu schildern; und in diesem Argwohn band sich die Arme der Amazonen schon die Strumpfbänder los, um ihre eignen Delegaten damit zu erdrosseln. Währenddem hatten sie die Gewißheit erlangt, daß weder die Nationalgarde, noch das Regiment von Flandern, dessen momentane Treue mit dem Weindunst des Banquets verflogen war, ihnen gewaltsam in den Weg treten würde, und daß sie es also blos mit den Leibgarden zu thun hätten, die nicht einmal mit Nachdruck verfahren dürften, um nicht zu einem allgemeinen Angriff auf den Pla

in einem Augenblicke Anlaß zu geben, wo in deſſen Mauern völlige Zerſtreuung und Unentſchloſſenheit herrſchten. Dadurch kühn gemacht, bemeiſterte ſich der weibliche Pöbel der äußeren Zugänge zum Pallaſt und drohete allen Vernichtung, die ſich darin befanden.

Die Umgebung des Königs ſah nun wohl die Nothwendigkeit ein, Maaßregeln zur Sicherſtellung ſeiner Perſon zu ergreifen, ſie fielen aber unhaltſam und verworren aus. Es ward eiligſt eine Macht von 2 bis 300 Herren geſammelt, die, nach dem erſten Vorſchlage, die Pferde des königlichen Marſtalls beſtiegen, und den König von dieſem Schauplatz der Verwirrung weg, nach Rambouillet geleiten ſollten. Unter ſolchem Beiſtande möchte es den Leibgardiſten dann allerdings wohl gelungen ſeyn, ſich einen Weg durch die meuteriſche Rotte zu bahnen, die ſie umgab, und das Entkommen des Königs aus Verſailles unter ſo kritiſchen Umſtänden wäre vielleicht dadurch, daß es dem Strom der Volksgefühle eine andere Richtung gegeben, von großer Wirkſamkeit geweſen. Es behielten aber die Meinungen die Oberhand, nach welchen es am gerathenſten ſeyn ſollte, daß er die Ankunft von Lafayette mit der Bürgermacht aus Paris abwartete.

Unterdeſſen war es Nacht geworden, und die bewaffnete Bande beiderlei Geſchlechts zeigte ſich gar nicht geneigt, den Ort zu verlaſſen und aufzubrechen; ſie bivouakirte im Gegentheil nach eigner Weiſe auf dem Platze, wo die Soldaten gewöhnlich ihre Parade haben. Sie zündeten daſelbſt große Feuer an, ſchmauſten, zechten, ſangen, plünderten und feuerten zwiſchendurch ihre Gewehre ab. Von Zeit zu Zeit fielen Balgereien vor, indem die Meuterer mit den Leibgardiſten anzubinden ſuchten, wovon ſchon in der Nacht ein Paar getödtet oder verwundet wurden; außerdem hatte dies getreue Corps eine volle Ladung der Nationalgarde von Verſailles, die erſt kürzlich bei ihm zu Gaſte geweſen, ausgehalten. Ein Pferd von der Leibgarde, das den weiblichen Unholden in die Hände fiel, ward von ihnen getödtet, in Stücke geriſſen und halb roh, halb gebraten verzehrt. Alles ſchien einen allgemeinen Kampf anzudeuten, als, ſpät in der Nacht, das Wirbeln der Trommeln die Annäherung von Lafayette, an der Spitze ſeiner Bürger-Armee, verkündigte, die ſich langſam, aber in guter Ordnung bewegte.

Die Anweſenheit dieſer bedeutenden Macht ſchien die Ruhe zum Theil herzuſtellen, obgleich keiner mit Beſtimmtheit zu wiſſen ſchien, in welchem Sinne ſie agiren würde. Lafayette ſetzte dem Könige in einer Audienz, die dieſer ihm gab, auseinander, welche Mittel er für die Sicherheit des Pallaſtes genommen, dann empfahl er den Bewohnern deſſelben, ſich zur Ruhe zu begeben, wozu er ſich dann unglücklicherweiſe auch ſelbſt entſchloß. Ehe er dieſes jedoch that, beſuchte er noch die Verſammlung, verbürgte ſich dort für die Sicherheit der königlichen Familie und für die Ruhe der Nacht, und erlangte es auch mit einiger Mühe von dem Präſidenten, Mounier, daß er die Sitzung, die für permanent erklärt worden war, vertagte. So nahm er alſo die Verantwortlichkeit, daß die Ruhe in dieſer Nacht ungeſtört bleiben ſolle, auf ſich. Nur ungern möchten wir das Wort, die Ehre und die Treue Lafayettes in Zweifel ſtellen, und können es folglich nur beklagen, daß er ſich in einer ſo wichtigen Criſis von Müdigkeit überwältigen laſſen und anderen die Ausrichtung von Vorſichtsmaaßregeln ſoll übertragen haben, die ſo gröblich vernachläſſigt worden ſind.

Eine Bande Meuterer fand Gelegenheit, um ungefähr 3 Uhr Morgens durch eine Pforte in den Pallaſt zu dringen, die unverſchloſſen und unbewacht geblieben war. Sie ſtürzten in das Gemach der Königin und ſtießen die wenigen Leibgardiſten nieder, die zu ihrer Vertheidigung herbeieilten. Die Schildwache klopfte an die Thüre ihres Schlafgemaches und rief ihr zu, ſich zu retten, und gab ſich dann muthvoll der Wuth der Mörder Preis. Seine einzelne Gegenwehr ward faſt in einem Augenblick überwältigt, und er blieb für todt am Boden. Ueber ſeinen blutigen Leichnam erzwang nun die Rotte ihren Weg in das Gemach der Königin; aber ihr Opfer, noch mehrerem und größerem Jammer beſtimmt, war durch einen geheimen Weg entkommen und hatte das Zimmer des Königs erreicht; während die eindringenden Mörder das Bett, das ſie eben verlaſſen hatte, mit ihren Piken und Säbeln durchſtachen.

Die Leibgarden, die ſich an dem Platze, der Oeil de Boeuf hieß, verſammelt hatten, ſuchten ſich der Angriffe zu erwehren; aber mehrere die dieſen Zufluchtsort nicht hatten erreichen können, wurden hinab in den Hof geſchleift, wo ein Bube, der ſich durch einen langen Bart, ein breites und blutiges Beil und eine Art Rüſtung, die er trug, auszeichnete, das Amt eines Scharfrichters aus Luſt und freier Wahl übernommen hatte. Der ſonderbare Aufzug des Elenden, die blutdürſtige Wuth, mit welcher er ſein Amt verſah, und das rauhe Gebrüll, womit er von Zeit zu Zeit nach neuen Opfern ſchrie, gaben ihm das Anſehen eines Teufels, den die Hölle hierher geſpieen hatte, um das Gottloſe und Schreckliche der Scene noch zu erhöhen.

Zwei der Leibgardiſten waren ſchon enthauptet und dem bärtigen Ungeheuer verlangte nach ſeiner Amtsverrichtung bei den andern, die ergriffen worden waren, als Lafayette, aus ſeiner Ruhe aufgeſtört, an der Spitze eines Corps Grenadiers von der alten franzöſiſchen Garde, die erſt kürzlich der Bürgergarde einverleibt worden und wahrſcheinlich der wirkſamſte Theil ſeiner Macht wären, herbeikam. Es fiel ihm nicht ein die Unglücklichen, die, weil ſie ihre militairiſche Pflicht gethan, ermordet unter ſeinen Augen lagen, zu rächen, aber er wandte ſich bittend an ſeine Soldaten, daß ſie ihm doch den Schimpf erſparen möchten ſein, dem Könige gegebenes Wort, daß er die Leibgarden beſchützen wolle, zu brechen. Wahrſcheinlich ſuchte er nur auszurichten, was in ſeiner Gewalt ſtand, und handelte ſofern weiſe, wenn auch nicht großmüthig.

Zur Ehre des gegebenen Wortes des Herrn Lafayette thaten die Grenadiere nun, was ſie ſchon im Namen des Königs, des Geſetzes, der Nation und der beleidigten Menſchheit hätten thun ſollen: ſie ſäuberten, und das ganz leicht, den Hof des Pallaſtes von den Banden mordſüchtiger Bachantinnen und ihrer männlichen Genoſſen. Der Inſtinkt früherer Geſinnungen ward gewiſſermaaßen bei den Grenadieren wieder aufgeregt; ſie empfanden plötzlich ein Gefühl des Mitleids und der Theilnahme für die Leibgarden, mit welchen ſie den Dienſt um die königl. Perſon früher gemeinſchaftlich verſehen gehabt. Aus ihrer Mitte erſcholl der Ruf: „Laßt uns die Leibgardiſten retten, ſie retteten uns ja zu Fontenay!“ Sie nahmen ſie nun in ihren Schutz, tauſchten mit ihnen als Zeichen der Freundſchaft und Brüderſchaft die Mützen, und ein Tumult, der einen Anſtrich von Freude hatte, folgte dem, der nur ein Verkündiger von Blut und Tod geweſen war.

Die Außenſeite des Pallaſtes ward noch von dem wüthenden Pöbel umlagert, der unter Zetergeſchrei und den barbariſchſten und obſcönſten Ausrufungen die Oeſterreicherin, wie er die Königin nannte, zu ſehen verlangte. Die unglückliche Fürſtin erſchien auf dem Balcon mit einem Kinde an jeder Hand. Aus der Menge erſcholl aber eine Stimme: „Fort mit den Kindern!“ als wollte man abſichtlich die Mutter der Fürſprache an die Menſchlichkeit berauben, die auch das härteſte Herz zu erweichen fähig geweſen wäre. Marie Antoinette zeigte nun eine Seelenſtärke, die ihrer Mutter, Maria Thereſia, würdig war, indem ſie ihre Kinder zurück in das Zimmer ſchob und dann der tumultuariſchen Menge wieder unter die Augen trat, die, ihre Lanzen und Gewehre mit den wildeſten Wuthgebehrden ſchwingend, brüllend unter ihr hin- und herwogte. Die geſchmähete, verfolgte und angeklagte Königin ſtand nun vor ihr, die Arme kreuzweiſe über ihrer Bruſt, mit der erhabenen Miene

einer muthvollen Ergebung. Die geheime Ursache, warum erst ihr Erscheinen, darnach die Entfernung der Kinder verlangt wurde, war wohl keine andre, als irgend einer desperaten Hand unter der Menge Gelegenheit zur Ausführung der Drohungen zu geben, die von allen Seiten her erschollen. Auch ward wirklich ein Gewehr auf sie angelegt, doch von einem Nebenstehenden niedergeschlagen; denn die Leidenschaftlichkeit des Pöbels hatte plötzlich eine andre Richtung bekommen, so daß er, überrascht von der edlen, festen und anmuthigen Haltung Marie Antoinette's, fast wieder seinem Willen in den allgemeinen Ausruf vive la Reine! ausbrach.

Lord Byron.

(Von der Feder des Mr. Hood.)

„Jegliches Verdienst hat ein Recht aufgezeichnet zu werden." So sagt Tom Davies zu Anfang seines „Lebens Garriks." Die Sentenz schmeckt nach Samuel Johnson: und es würde vielleicht richtiger gewesen seyn, zu sagen: „Jegliches Verdienst muß aufgezeichnet werden." Ich achte die Sammler der Züge aus dem Leben großer Männer. James Boswell ist wegen seiner trivialen Anecdoten von großen Männern verlacht worden. James Boswell ist wegen seiner trivialen Anecdoten von Johnson verlacht worden. Aber was würden wir nicht für ein gleich triviales Werk geben, welches das Privatleben und die Unterhaltung Shakespeare's schilderte?

Ich wurde zuerst mit Lord Byron im Jahre 1812 bekannt, als das neue Drury-lane Theater eröffnet wurde. Die Committee (von welcher er nicht lange nachher selbst ein Mitglied wurde) wendete sich an ihn, wie alle Welt weiß, wegen eines Prologs zur Eröffnung, — da keiner von den, auf die öffentliche Anzeige zu diesem Zwecke eingegebenen für „passend und der Benutzung werth" erachtet wurde. Er lieferte einen solchen und Elliston trug ihn vor. In demselben kam eine folgendermaaßen lautende Strophe vor: —

„You who beheld, with awe, the God of flames
Shake his red shadow o'er the startled Thames."*)

Ich führe dies nach dem Gedächtniß an: diese Strophe war die erste, die mein Ohr traf, als ich hinter die Scene kam. Da meine frühere Bekanntschaft mit Lord Byron mich zu einer solchen Freiheit berechtigte, so frug ich ihn warum er nicht statt des Wortes „shadow (Schatten)" sich des Wortes „reflexion (Wiederschein)" bedient habe; und wie denn wohl ein Schatten eine Farbe haben könnte? Er aber antwortete lächelnd: — „Seyn Sie versichert, das kann doch so seyn, denn was sagt Wortsworth?:

„„The swans on sweet St. Mary's lake
Swim double; swan and shadow.""" **)

Da haben Sie einen Schatten mit einem weißen Körper, schwarzen Füßen und gelbem Schnabel." Ich brach hierauf von diesem Gegenstande ab.

Als ich ihn zuerst sah, saß er im Green-room des Drurylane-Theaters, an der rechten Seite des Kamins. Mr. Witbread stand mit dem Rücken gegen das Feuer gekehrt, die Lady Elisabeth an seinem Arm, und wünschte Pope eben Glück zu seinem Engagement an diesem Theater. So viele mag es wohl geben, die sich dieses außerordentlichen Dichters nicht mehr erinnern oder ihn nie kannten, daß ein genauerer Bericht als irgend einer, der bis jetzt erschienen ist, über seine Art sich zu kleiden, und über seine Person überhaupt vielleicht nicht ohne Interesse dürfte gelesen werden. Die Figur des Lord Byron war über mittle Größe; gerade aufgerichtet und wohl proportionirt, mit Ausnahme eines seiner Füße, der um die halbe Höhe des Fußes abgekürzt war, was machte, daß er in diesem Gliede keine Schnellkraft besaß und ihn nöthigte, des Beines auf eine Weise, als sey es ein hölzernes, sich zu bedienen. In seinem Gesicht drückte sich mehr Stolz als irgend sonst eine Eigenschaft aus. Er hatte fast gar keine Farbe. Sein Haar war dunkelbraun und gelockt und mit etwas wohlriechendem Oele oder Balsam eingerieben. Er trug wenig Bart, seine Augen waren lichtgrau und rolleten in ihrer Augenhöhle auf eine höchst eigenthümliche Weise, als ob sie die Stellung der Personen, mit denen er sprach, überblickten. An seiner Kleidung war sein Halstuch das merkwürdigste Stück. Es bestand aus einem schmalen Streifen von weissem Sarsinet, und der Hemdekragen war über dasselbe heruntergeschlagen. Ich möchte fast vermuthen, daß er ein wenig eitel auf die Schönheit seines Halses war. Im Uebrigen trug er einen langen braunen oder schwarzen Ueberrock und des Morgens und überhaupt gewöhnlich sehr weite weiße Beinkleider mit einem breiten Steigriemen unter dem Fuße. Der Grund hievon mag wohl der gewesen seyn, so viel als immer möglich das verstümmelte Glied zu verbergen. Er hatte eine schöne goldene Uhr und eine reiche Kette und Petschafte von demselben Metalle. Diese waren am dritten Knopfe seiner Weste angehäkelt und hingen in einem Halbzirkel herab: wenn ihn irgend etwas reizte, schmeichelte oder beunruhigte (und dies fiel gemeiniglich im Verlaufe eines Abends wohl zwölf und mehrere Male vor), pflegte er mit Heftigkeit den Uhrschlüssel umherzudrehen.

Ich speiste mit Lord Byron bei Mr. Murray's in Albemarle Straße: Hr. John Malcolm und zwei andere Gentlemen, deren Namen mir entfallen sind, machten die Gesellschaft aus. Lord Byron hatte damals die Idee, Persien besuchen zu wollen und frug Hrn. Malcolm, was er thun müßte, um sich zu dieser Reise zu equipiren. „Das erste, was Sie thun müssen," sagte dieser, „ist, ihre Knöpfe abzuschneiden;" (er trug an jenem Abende einen blauen Rock mit vergoldeten Knöpfen.) — „„Meine Knöpfe! ich bitte Sie, weshalb?"" — „Weshalb? um Ihr Leben zu schützen; einen mit Zeug überzogenen Knopf mögen Sie in Persien immerhin gerne tragen, aber vergoldetes Metall würde verursachen, daß man Ihnen auflauerte und Sie ermordete. Die Versuchung ist zu groß." — Vielleicht waren diese wenigen Worte daran schuld, daß der edle Dichter seinen Plan aufgab. Ich bemerkte, daß er bei diesem Mittagessen nichts als Steinbutte aß, wozu er eine ansehnliche Quantität Essig als Sauce goß. Er war lebhaft und scherzhaft in seiner Unterhaltung, jedoch mit einem leisen Anflug von Sarcasmus. Im Verlauf des Gesprächs brachte ich die Rede auf das Drama vom Mädchen und der Elster, das gerade damals durch die Talente der Miß Kelly großes Aufsehen erregte und sehr in Aufnahme gekommen war. Er äußerte, daß er nicht viel davon halte. „Nein? o gewiß," sagte ich, „es ist doch eine sehr interessante Geschichte." — „„Ich denke nicht so,"" erwiederte der Lord. „Setzen Sie sich einzig nur einmal selbst in die Lage dieses unglücklichen Mädchens," fuhr ich fort. „„Ich kann es nicht,"" antwortete er; „„ich

*) Ungefähr so viel als: „Ihr, die Ihr mit Schaudern den Gott der Flammen seinen rothen Schatten werfen sahet über die vor Schreck erstarrte Themse."

**) Ungefähr: „Die Schwäne auf dem lieblichen St. Marieen-See, schwimmen doppelt: Schwan und Schatten."

war all mein Lebenlang nicht unschuldig an dem Stehlen eines silbernen Löffels.““ —

Nach dem Caffee stand Lord Byron beim Feuer, den Ellenbogen auf den Kaminsimms und seinen Kopf auf die Hand stützend. Ich trat in seine Nähe und bemerkte, daß es mir aufgefallen, welch ein kärgliches Mittagsmahl er eingenommen hätte; da sagte er: „dies ist auch blos geschehen, um meinen Hunger zu stillen; fett seyn, ist eine öligte Wassersucht.“ Ich fragte ihn nun, was er damit sagen wolle, worauf er mir antwortete: „Ich will mager seyn; ohne das ist nichts zu machen; kein Mann von Genie war jemals fett.“ Ich führte dagegen Samuel Johnson, Beattie und Gibbon an. „Gelehrte Männer,“ erwiederte er, „und vielleicht Männer von Talent, aber nicht von Genie.“ Ich sagte dann: „Was sagen Sie zu David Hume!“ und lächelnd gegenredete er:

„The fattest hog in Epicurus' stye.“*)

„Als ich zu Harrow auf der Schule war,“ fuhr Lord Byron fort, rings um sich blickend und in leiserem Tone sprechend, „war ich so fett, als wie ein Lord Sligo. Später entschloß ich mich, mich von dieser lästigen Gebrechlichkeit zu befreien. Demzufolge verschaffte ich mir, als ich die Schule verlassen und in der Hauptstadt eingetroffen war, einige Kleidungen von Flanell und hüllte mich von Kopf bis zu den Füßen damit ein. So gekleidet, stellte ich mich an das Pförtchen, während meine Bedienten zwei auch drei Stunden lang täglich Ballon mit mir spielen mußten.“ — „„Wohl, und gelang Ihnen Ihr Plan?““ — „Zum Theil, nicht ganz. Ich gerieth zwar dadurch in bedeutende Transspiration, wurde aber doch nicht magerer, wie ich es erwartet hatte. Sie haben gesehen, was ich heute zu Mittag gegessen habe. Nun wohl, heute ist Sonnabend, und ich werde nun vor Montag nicht wieder essen.“ — „„In der That! aber wie, wo ist denn Ihre Mittagsmahlzeit vom Sonntag?““ — „Hier in meiner Tasche.“ So sprechend zog er aus seiner Westentasche eine Schnupftabacksdose, und zeigte mir, indem er diese öffnete, mehrere in ihr enthaltene Stücken einer schwarzen Substanz, von welcher ich weder die Qualität noch den Gebrauch errathen konnte. — „Dies ist,“ fuhr Lord Byron fort, „ein Präparat von Tabak. Morgen werde ich etwas grünen Thee zum Frühstück trinken und um fünf Uhr kaue ich drei von diesen Stücken als Mittagsessen. Sie werden die gastrischen Säfte des Magens absorbiren und das Gefühl von Hunger abwenden. Ich habe Ihnen erzählt, wie fett ich zu Harrow war; reichen Sie mir einmal Ihre Hand; was denken Sie nun von mir?“ So sagend führte er meine Hand an seiner linken Seite herab. „„Ich kann jede Rippe an Ihrem Körper zählen.““ — „In der That! es freut mich sehr, dies von Ihnen zu hören.“ —

Wer, so wie ich, den Lord Byron und Frau von Staël in derselben Gesellschaft gesehen hat, der hat ein Gestirn zu viel erblickt. Die Lady war eine Freundin des Vorlesens, und der Lord ließ sich nie zu dieser Beschäftigung herab: lieber blieb er schweigend. Frau von Staël war von Miß Lydia, dem lebendigen Echo ihrer Gefühle begleitet. „Ich habe nie mich in der Mathematik zu recht finden können,“ sagte Frau von Staël. — „Eben so wenig ich,“ sagte Lydia; „ich habe selbst nie das Ein mal Eins lernen können.“ — „Nein, so weit konnte ich nicht kommen,“ erwiederte Frau von Staël; und Lord Byron murmelte: „Schön gegeben!“

Doch um wieder auf das Theater zurückzukommen. Während Lord Byron's Administration, wurde von dem älteren Vorue ein Ballet zur Aufführung gebracht, in welchem Miß Smith (seitdem Mstrs. Oscar Byrne) ein Solo zu tanzen hatte. Diese Dame wünschte dies in einer spätern Periode in dem Ballet auszuführen. Der Balletmeister weigerte dies ab und die Dame schwor nun, dann überhaupt gar nicht tanzen zu wollen. Die zu diesem Solo gehörige Musik konnte gestrichen zu werden und die Dame trat von der Bühne ab. Beide Partheien kamen nun nach dem Green-room, dem Lord Byron den Fall vorlegten, der zufällig die einzige in jenem Gemache sich befindende Person war. Der edle Comittee-Mann gab ein Urtheil zu Gunsten der Miß Smith und beide sich Beklagende stürmten eben in diesem Augenblicke, als ich in das Zimmer eintrat, zornig aus demselben. „Wenn Sie eine Minute früher gekommen wären,“ sagte Lord Byron, „würden Sie mich in einer seltsamen Materie ein Urtheil abgeben gehört haben: nämlich in einer den Tanz betreffenden Angelegenheit! — und das von mir,“ fügte er, auf das gelähmte Glied herabblickend, hinzu, „den die Natur von seiner Geburt an verhindert hat, auch nur einen einzigen Pas zu tanzen.“ Nachdem er dies ausgesprochen, hielt er plötzlich inne, als ob er zu viel gesagt hätte und es trat für den Augenblick ein unangenehmes Schweigen von beiden Seiten ein.

Jack Johnstone sprach eines Abends von einem von der Schauspielergesellschaft (Thespian fraternity), der, wie er sich ausdrückte, „dem Teufel selbst in die Klauen“ gerathen sey. „Was, ist er verheirathet?“ fragte Lord Byron. „Schlimmer, Mylord.“ — „In der That,“ sagte der Pair, „kann es etwas Schlimmeres geben (can there be a pejority)?“ Das Wort steht nicht im Wörterbuch, aber ich denke es sollte wohl drin seyn. —

*) „Das fetteste Schwein in Epicurus Stalle.“

Schilderung eines Transports von Galeerensclaven.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Eine am 2. Mai d. J. von Toulouse abgegangene Kette von 150 bis 160 Galeerensclaven ist am 16. zu Rochefort angekommen. Eine zahlreiche Bevölkerung hatte sich eine Viertelstunde von der Stadt nach dem Orte begeben, wo sie die Charente passiren mußten. Die Menge drängte sich zu dem Platze ihrer Ausschiffung, um mehr in der Nähe die von Strapazen und vom Elend verzerrten Gesichter zu mustern. Sie machten ihren Weg zum Bagno durch eine Doppelreihe von Neugierigen. Die Elenden schienen stolz darauf zu seyn, daß sich ihrentwegen so viele Leute versammelt hatten. Einige alte Kunden der Bagnes zeigten den jüngeren die Orte, wo sie bereits debütirt hatten. Vier derselben hatten noch nicht einmal einen Flaum ums Kinn und man würde versucht worden seyn ihrer Jugend wegen Mitleiden mit ihnen zu haben, hätte nicht ihr schamloses Gelächter und ihr insolentes Benehmen jede Theilnahme für sie in die Tiefe des Herzens zurückgedrängt. Der Führer, ein kleiner Mann ohne Uniform, trug zwei Pistolen im Gürtel und einen Stock in der Hand, womit er die Unaufmersamen bedrohete.

Zwei Fünftheile des Trupps waren in dem Alter der ersten Jugend; mehr als zwei Fünftheile hatte den Lebensabschnitt erreicht, wo die Haare greis oder weiß zu werden beginnen; der Rest, d. h. die kleinste Zahl, war von reifem Alter.

Voran gingen die Kranken und an deren Spitze ein hinkender Greis, von abschreckender Gestalt, der sehr von einem, vor nicht langer Zeit erlittenen Beinbruch zu leiden schien. In dieser Gruppe zeichnete sich ein junger Unteroffizier von hübschem Aeußern aus; er trug noch die Regiments-Capotte, einen blauen Pantalon, seidne Strümpfe und leichte Tanzschuhe. Dieser Anzug stach auffallend gegen die Lumpen ab,

womit diejenigen, mit welchen er zusammengeschmiedet war, und das nicht einmal ganz, bedeckt waren. Wie es heißt gehört er einer ehrenwerthen Familie an und bringt einige Empfehlungsschreiben mit an diesen Ort. Er hat sich sein Geschick zugezogen, weil er sich als Fourier an der Regimentscasse vergriffen hatte. Er ward von den weiblichen Zuschauern im Ganzen bemitleidet. Inzwischen giebt es eine öffentliche Schaam, der man nicht trotzen muß; man hätte ihn lieber schüchtern und niedergeschlagen, als, wie es der Fall war, keck und mit einer Rose im Munde, einherschreiten sehen. Die Halseisen dieses ersten Zuges waren leicht und durch Vorlegeschlösser verwahrt.

Man bemerkte drei Verurtheilte von gewöhnlicher Statur mit einer dreifachen Kette um den Hals von solcher Schwere, daß sie den Kopf nicht gerade halten konnten und sich die Last zu erleichtern suchten, indem sie einen Theil des Eisens mit den Händen in die Höhe hielten; und dennoch hatte einer derselben noch den Muthwillen, eine Frau, die ihm etwas nah gekommen war, zu necken. Weiterhin bettete er, um Allmosen zu erbetteln.

Durch diese Eisenbelastung wird die Transportirung der Galeerensclaven sehr erschwert. Ehemals gingen die Pariser Transporte nach Rochefort. Der Weg war zu weit, um ihn zu Fuß zu machen, daher wurden die Verbrecher denn in Ketten auf Wagen gepackt, die sie aber nur voller Wunden und Quetschungen wieder verließen, indem sie sich gegenseitig an ihre Eisen stießen. Mehrere der alten Sünder, die die Reise schon mehrere Male gemacht hatten, äußerten, sie hätten dafür lieber ein paar Jahre mehr auf den Galeeren zubringen mögen. Jetzt werden die Pariser Verurtheilten nach Brest geschickt.

Unterwegs erkundigten sich einige der Neulinge, wie es mit dem bischen Geld werden würde, das sie noch bei sich führten, worauf ihnen die Antwort ward, sie müßten es dem Commissarius aushändigen, der es ihnen dann in Kleinigkeiten und nach ihren Bedürfnissen zurückgeben werde. Um diese Auslieferung zu vermeiden, hat man oft gesehen, daß einige zu einem sonderbaren Auskunftsmittel griffen: sie wechselten sich nämlich Gold ein, und versteckten es dergestalt, daß es nur durch eine ihnen gegebene Laranz zu entdecken war. Die alten Aufseher aber, die mit allen Schlichen bekannt sind, sind so nicht mehr zu täuschen. Zuweilen dient der nämliche Versteck auch zur Verheimlichung eines sehr kleinen Etuis, daß zwei kleine Sägen aus Uhrfedern und überdem noch eine Haar-Tour enthält. Diese Etuis kosten einen Louisd'or und es soll davon, obwohl heimlich, eine Menge in Paris verkauft werden.

Vor 3 Jahren kam mit demselben Transport ein Notarius aus Bordeaux an, der 30,000 Franken mitbrachte und sich vermittelst dieser sein Leben in diesem Aufenthalt des Jammers schon zu versüßen dachte; er hat aber nichts weniger als eine freie Verfügung darüber.

So wie die zu den Galeeren Verurtheilten im Hofe des Bagno ankommen, müssen sie sich der Länge nach auf die Erde niederlegen, damit ihnen die Halseisen gelöset werden, eine Operation, die ängstlich anzusehen ist. Diese Halseisen ruhen auf einem Amboß, und die ihnen zum Schlüssel dienende Vernietung wird mit mächtigen Hammerschlägen losgetrennt. Die kleinste Bewegung droht dem Patienten mächtige Gefahr, und man hat in dieser Art schon schreckliche Zufälle erlebt.

Nach dieser Operation werden sie völlig entkleidet, um das Straf-Costüm anzulegen; und hier läßt sichs noch erkennen, wer schon ganz in der Verworfenheit des Verbrechens versunken ist oder nicht. Es ist in der That ein feierlicher Augenblick, da, wo die Insignien eines rechtschaffenen Mannes gegen die Livree des Verbrechens ausgetauscht werden. Auch war es bei dieser Gelegenheit, wo der unglückliche Fourier, der aus der Gesellschaft schied, um sich Verworfenen anzureihen, in Thränen ausbrach; diese Jammerscene erhielt noch, durch einen sonderbaren Vorfall, ein eigenthümliches Interesse: Ganz ausgekleidet, hielt der junge Mann noch einen Fächer in der Hand. — Gieb her, sagte ihm einer der Wächter. — Ach, laß ihn mir, antwortete er leise. — Was ist's denn? — Ei, nichts, laß ihn mir. — Warum denn aber? — Ich habe ihn von meiner Geliebten! — Und der Wächter giebt ihm halb erweicht, halb brummend den Fächer zurück.

So sind in einem Augenblick 150 Unglückliche der Gesellschaft entrissen worden, die vielleicht nie wieder in dieselbe einzutreten vermögen. Einige Tage wird man ihnen gestatten, um sich von den Strapazen ihrer schmerzvollen Reise zu erholen; aber kaum werden sie diesen Aufenthalt der Verderbtheit betreten haben, und es findet kein Unterschied mehr statt zwischen ihnen und ihren Vorgängern; man wird ihnen endlose Arbeiten auflegen; sie haben keine andre Zukunft als eine Verewigung ihres Elends, und dennoch werden ihre Gesinnungen zu einer Niedrigkeit und Verworfenheit herabsinken, daß sie am Ende, zufrieden mit der eintönigen Knechtschaft, und verwundert, ohne weiteres täglich ihre thierischen Bedürfnisse befriedigen zu können, nur aus ihrem vergangenen Leben die Augenblicke des Genusses und der Berauschung zurücksehnen, die sie sich vermittelst ihrer Verbrechen verschafft gehabt.

Wir wollen diesen Bericht mit der Erzählung einer Thatsache schließen, die, indem sie einen Augenblick Abwechselung in dieses traurige Schauspiel bringt, in der Seele etwas Tröstlicheres zurücklässt als eine schmerzliche Verachtung. In dem Augenblicke, wo die Kette vor dem Bagno Marrtos, am Fenster der Loge des Arztes vorbei kam, saß dort, fast von dem Eisengitter verdeckt, ein noch junger Galeerensklave, der, den Kopf auf seine Hände gestützt, mit melancholischem Blick die neuen Unglücksgefährten betrachtete. Ganz in sich versunken, bemerkte er es nicht, daß man ihn im Auge hatte; er weinte, und vergoß Thränen ohne Affectation... Dieser junge Mann, vormals Sergeant-Major, hat binnen 4 Wochen die 5 Jahre Strafzeit, zu welchen er verurtheilt gewesen, zurückgelegt. Ein Muster guten Betragens, hat er sich durch eine ehrenwerthe Reue glücklichere Tage bereitet. Ein sonderbares Spiel des Schicksals, hatte er im Bagno einen Menschen zum Wächter, der früher ein Domestike in seinem väterlichen Hause gewesen war!

Die Conciergerie.

Wir glauben, daß man mit Interesse die von Herrn Duvrard gemachte Beschreibung der Conciergerie lesen wird, der bekanntlich für seine Beobachtungen an Ort und Stelle hinlänglich Zeit und Gelegenheit hatte:

„Nachdem ich den Raum, den man den Garten des Pallastes nennt, durchgangen hatte, wo sich die Klingel befindet, durch welche man den Aufsehern sein Kommen kund thut, wurde ich in die Kapelle geführt, die ich ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben und sehr angemessen restaurirt und verziert fand. In der Tiefe, hinter dem Altar hatte man eine Verbindung mit den Kerkern der Königin und der Prinzessin Elisabeth eröffnet, die nun in gewisser Art eine zweite untere Kapelle, von einem recht schönen Effect bildet, wo eine sogenannte ewige Lampe brennt."

„Das Büßungs- oder Versöhnungs-Monument ist von sehr gutem Geschmack; aus der darauf befindlichen Inschrift ersieht man daß seine Erbauung dem Herzog de Cases verdankt. Inzwischen theile ich in dieser Hinsicht die Meinung aller Fremden, besonders der En

länder, die häufig diese historisch merkwürdigen Orte besuchen, und würde, wie sie, vorziehen, daß die Wände, statt mit Marmor bekleidet und mit Gemälden bedeckt zu seyn, wie die des Zimmers Carls I., ganz in ihrem einstigen, d. h. in dem Zustande der Zeit geblieben wären, die diesem Orte eine so traurige Celebrität gegeben hat."

„Indem ich die Kapelle verließ, fand ich den abscheulichen Gang nicht mehr, (den der Verfasser 1793 gesehen hatte) ein schreckliches Bild der Mündung des Tartarus der Alten, sondern eine breite luftige Gallerie, in welcher große, lichte Fenster die dunkeln Lampen ersetzt hatten. Man sieht mit Vergnügen besondere Sprachzimmer für beide Geschlechter an der Stelle von verpesteten Kerkern, deren einer Robespierre aufgenommen hatte, als er, auf dem Stadthause in demselben Augenblicke überwältigt, wo er Frankreich ganz unterworfen zu haben glaubte, nun seinerseits, in einer langen Agonie, die Stunde der Hinrichtung erwartete."

„In der Tiefe dieser Gallerie ist das Zimmer, das seit Louvel, denen zur Todesstrafe Verdammten zum Aufenthalte dient. Drei Oeffnungen sind darin angebracht, so daß die kleinsten Bewegungen des Gefangenen den Bewachenden, deren Posten ganz nah dabei ist, nicht entgehen können. Es ist mit einer Gitterthür verschlossen, an welcher innerhalb eine Schildwache steht."

„Man zeigte mir in der Mitte der Gallerie die zwei Thüren, die ehemals zu den Kerkern der beiden königlichen Opfer führten, und die als ein historisches Monument erhalten worden sind."

„Am andern Ende der Gallerie erblickt man ein eisernes Gitter, durch welches die Communicationen zwischen dem Gefängniß, der Gerichtskanzlei und der Hauptthür statt finden. Nahe dabei ist ein neuerlich gebieltes und verziertes Gemach, welches den Rechtsbeiständen der Angeklagten zum Conferenzsaal dient. Die Communicationen der Advokaten mit ihren Clienten in diesem Zimmer sind bequem und geheim. Auf der andern Seite am Eingange des Corridors ist ein gewölbtes und feuchtes Gemach, wo, gegen den Gebrauch, Herr de la Vallette verwahrt wurde, den die edle Anhänglichkeit seiner Frau zum Gegenstande der Neugierde gemacht hat. Der den Befreiern des Herrn de la Vallette gewidmete Kupferstich giebt ein ziemlich treues Bild dieses Gemaches."

„Endlich kömmt man in einen großen viereckigen Raum, der zum Vorhaus oder zur Hausflur dient und mit der Wohnung des Directors und der Kanzlei in Verbindung steht, über deren Thür ein Brustbild des Königs aufgestellt ist. Dieses Vorhaus (oder Vestibulum) ist nach vorn, wo der Haupteingang des Hauses ist, durch ein starkes eisernes Gitter verschlossen."

„Dieser ehemals sehr enge und nur durch den schwachen Schimmer einer Lampe erleuchtete Raum würde, obgleich jetzt sehr vergrößert, und heller mittelst zweckmäßig angebrachter Fenster, immer noch durch die schreckliche Inschrift, welche Dante über die Thür der Hölle setzte, angemessen decorirt seyn. Hier ist es, wo die Verurtheilten aller Zeiten erfahren haben, daß sie auf menschliche Hoffnungen verzichten müßten; hier ist der Scheidepunkt für die Ewigkeit. Ein Ofen, der in der Mitte steht, dient dem Scharfrichter dazu, seine Instrumente für die letzte Toilette der Verdammten abzulegen. Diese Vorrichtung, diese Instrumente, ihr Gebrauch — alles macht diesen Ofen zu einer Art Meilenzeiger, von wo aus der Unglückliche die Reise antritt, die ihn vor dem höchsten Richter erscheinen läßt. Man fühlt sich immer von einem unwillkührlichen Schauder ergriffen, wenn man durch diesen Saal geht. Voltaire erzählt, daß er jedes Jahr, am Tage der Bluthochzeit (Saint-Barthelemy) regelmäßig einen Fieberanfall empfand. Ich bekenne, daß ich nicht einmal von meinem Zimmer nach der Gerichtskanzlei ging, ohne traurig zu werden; und dieses Gefühl theilen alle diesen Ort Besuchende bald, wenn sie sich unter Gefangenen sehen, welche eingeschrieben zu werden erwarten und solchen, die in ihre Kerker zurückkehren, nachdem sie in der Kanzlei ihren Anklageact erhalten."

Thorwaldsen's Werkstatt zu Rom.

(Briefe eines reisenden Engländers.)

Cicognara in seiner sonderbaren Parteilichkeit für Canova hat aus seiner „Geschichte der Bildhauerkunst" *) Thorwaldsen fast gänzlich ausgeschlossen: allein die Arbeiten dieses Künstlers, die täglich besser gewürdigt werden, appelliren gegen diesen Urtheilsspruch: und die Zeitgenossen haben von ihm zu sprechen angefangen, wie die Nachwelt von ihm reden wird. Ich kannte Canova durch Kupfer von seinen Werken; allein was man nach Thorwaldsen bis jetzt in Kupfer gestochen, ist kaum aus Rom gekommen und bietet überdem nur einen bleichen, matten Wiederschein der Originale dar. Ich empfand daher ein doppeltes Interesse, als ich mich seiner Werkstatt nahete. Bald hatte ich den Platz von Barberini durchlaufen, und richtete meine Schritte gegen eine enge Straße, an deren Eingang ich ungeheure Blöcke des schönsten carrarischen Marmor's liegen sah. An dieser Straße erheben sich die Marmermauern des Pallastes Barberini, geräumig und groß genug, um dem stolzesten Souveraine Europens zum Aufenthalte zu dienen, und das ganze kleine Quartier schien von großen Werkstätten eingenommen. Eine derselben war geöffnet, die Arbeiter waren eben nach der Siesta dahin zurückgekehrt und wir fanden sie in voller Thätigkeit. Mein Führer ließ mich eilends sie durchschreiten, ob auch wohl der Weg von einer ganzen Armee von Statuen versperrt war, und führte mich, queer durch einen kleinen Garten, nach Thorwaldsens abgesonderter eigner Werkstatt. Der Garten lag einsam und Ruhe herrschte allenthalben, der Tag war melancholisch, einige ihrer Früchte beraubte, aber noch mit Blättern versehene Weinstöcke, schlangen ihre Zweige an Büsten, Säulen und zerbrochenen Inschriften empor; in den verschiedenartigsten Farben prangten in den Rissen der Mauer wilde Gesträuche; man vernahm das Murmeln einer kleinen benachbarten Quelle: alles dies, verbunden mit einem schönen azurblauen Himmel und der vollkommenen Stille des Abends, stimmten mich auf das angenehmste zu der Unterhaltung, die ich mit einem Künstler zu beginnen im Begriffe stand; ich dachte an London, an Winkelmann, an den Norden. Ein Arbeiter klopfte an eine Pforte, und wir befanden uns Thorwaldsen gegenüber. Er hatte an einer Erkältung und Schnupfen gelitten und es war dies der erste Tag, an dem er sein Geschäft wieder begann. Die Luft war feucht; die Werkstatt, groß und unverkleidet, war weder getäfelt noch

*) Storia della Scultura; Venedig, 1813, 1816, 1818; 3 Thle. in Fol. Das, vom Grafen Cicognara über Thorwaldsen beobachtete Stillschweigen hat nichts, was auffallen dürfte; es bestätigt nur das Urtheil, was über sein Werk bereits anderwärts gefällt worden ist. Der Verfasser hat nämlich unter dem Titel „Geschichte der Bildhauerkunst" nur eine Geschichte der „italienischen Sculpeur" gegeben und hat in seinem Werke sich ebenfalls und noch bei weitem auffallender gegen die französischen Künstler ungerecht bewiesen.

gemalt: allein sein Eifer und seine Lebhaftigkeit machten ihn unempfindlich für dies Alles; er war im Feuer der Composition; er modellirte das Pferd zu dem colossalen Monument des Fürsten Poniatowski. Er stieg von seinem Gerüst herab und ich ward ihm vorgestellt. Sein Aeußeres ist frappant, originell; aber es ist es doppelt in Rom. Inmitten dieser italienischen Köpfe haben die Züge des Nordens etwas fremdes, damit nicht zusammenstimmendes. Denken Sie sich eine Figur eines großen und massiven Mannes, robust und fast roh in seinem Bau und seinen Bewegungen, kühn zugehauen, ohne Politur und ohne Prätension; seine Person und seine Manieren, sein Reden und Handeln haben etwas riesenhaftes: es ist der Norden mit all seinem Aufwande an Kraft und in seiner ganzen Einfachheit. Thorwaldsen ist zu Copenhagen und sein Vater auf Island geboren: das läßt sich denn auch erkennen; ein zwanzigjähriger Aufenthalt in Italien hat nichts an ihm verändert, die Jahre sind über ihn dahin gezogen ohne ihm auch nur die geringste Spur aufzudrücken. Er hat weder in seiner Gestalt noch dem Spiele seiner Gesichtszüge irgend eine jener vollendsten Feinheiten, die jene glückliche Empfänglichkeit für das Schöne anzeigen, jene Sagacität des durchaus instinktmäßigen Geschmackes, das Erbtheil und der Ruhm des Südens; aber er hat vielleicht an ihrer Stelle, die äußern Zeichen der Weihe einer höhern Intelligenz. Seine Stirn ist hoch und offenbart einen großen und kühnen Geist; seine Augen, obschon klein und von jenem harten Blau der Gothen und Hunnen, glänzen von einem intellectuellen Lichte voller Kraft, das ihre Einfassung noch mehr hervortreten macht. Die Milde seines Charakters und die Gutmüthigkeit des allemannischen Naturells zeigen sich auf seinen Lippen, in seinem, wenn auch der Grazie ermangelnden, doch ehrlichen Lächeln. Sein Kopf ist allenthalben mit einem Wald von wild durcheinander gewühlter Haare geschmückt, die sich mit Schnee zu bedecken anfangen: dieser Hauptschmuck giebt dem Ganzen ein ehrwürdiges Ansehen und vollendet das Bildniß. So wie er ist, ist er das Modell, das ich mir zu einem scandinavischen Jupiter wählen würde. Es zeigt Alles an ihm von großer schöpferischer Kraft, einem festen Willen, vielem Genie und mehr noch Reflexion. Seine, von ihm selbst verfertigte Büste vereinigt in sich diesen doppelten Charakter: sie ist ein schönes Werk, das gar wohl einen Vergleich mit der Büste von Canova aushalten kann. Man fühlt hier das Ideale seines Wesens unter den irdischen und groben Formen des Menschen. Ich kenne nichts schöneres als das tiefe geistige Wohlgefühl, das allen seinen Zügen so stark eingeprägt ist, und die antike Majestät, die durch hohe und edle Sinnigkeit auf seinem Antlitz verbreitet sind. Man findet hier zum großen Theil die Eigenthümlichkeit des Michel Angelo wieder; man fühlt da einen Geist, muskulös wie der Körper, wenn ich mich so ausdrücken darf; eine Festigkeit und eine Kraft die höchst seltsam mit dem geöffneten Munde, der Virgilschen Begeisterung und dem frommen Enthusiasmus des Kopfes Canova's contrastiren. Es existirt noch ein anderes von einem deutschen Künstler verfertigtes Brustbild von Thorwaldsen und ein drittes für ihn von Camuccini, als Zeichen ihrer Freundschaft, aus Dankbarkeit für die bewunderungswürdige Restauration seines Bas-reliefs des Trajan, ausgeführtes. Dieses letzte ist eine kalte und matte Composition; als ich es später sah, nachdem ich Thorwaldsen wohl kannte, fand ich darin weder den Menschen noch seinen Genius wieder. Das Bildniß des Deutschen ist die Lieblingsarbeit dessen, der es ausgeführt hat: Aehnlichkeit ist darin, aber es ist noch von der Erde; es ist die prosaische Darstellung seiner mit größter Aengstlichkeit in Marmor eingegrabenen Züge; der Bildhauer hat es aller jener erhabendsten Strahlen der Intelligenz beraubt, er hat das göttliche Element, so viel möglich, verkörpert. Die Manieren Thorwaldsens sind offen und vertraulich; eine natürliche Einfachheit, mit mehr Wärme als gewöhnlich seine Landsleute haben, giebt seiner Höflichkeit Reiz, deren Aufrichtigkeit noch mehr durch das italienische Deutsch, das er zu sprechen fortfährt, durchschimmert. Er weiß Sie bald in eine gemüthliche Stimmung zu versetzen; er ist mittheilend ohne Geschwätzigkeit, höflich ohne Affectation; und Sie können ihn nicht verlassen, ohne zu denken, daß, weit entfernt, seinem moralischen Charakter zu schaden, die Gesellschaft ihm einen neuen Glanz giebt, der auf sein Talent zurückfällt.

Nach einer Unterhaltung von einigen Augenblicken unterbrach er verbindlich seine Arbeit und begleitete uns selbst, ohne uns die Auszeichnung, die er uns dadurch gewährte, fühlen zu lassen, durch die, man möchte eher sagen, Regionen als Zimmer seines Attelliers; denn dieses bildet für sich allein ein sehr viel umfassendes Museum. Seine Bemerkungen betrafen vorzüglich seine Kunst und man erkannte die Vorliebe seiner Landsleute für die Metaphysik. Er berührte die Philosophie der Composition in der Bildhauerei und setzte alles, was er behauptete, mit großer Fruchtbarkeit der Entwickelung auseinander. Aber seine Theorie schien gemacht zu seyn, seine Manier zu unterstützen, die vielleicht eben so sehr das Resultat seiner Organisation und des Zufalls, als seiner Wahl ist; und ohne direct die Werke seiner Nebenbuhler zu kritisiren, gab er deutlich zu verstehen, daß die seinigen ihm den Vorzug zu verdienen schienen. Thorwaldsen wendet sein ganzes Genie auf die erste Idee; er schafft nur in Thon; die langweilige Arbeit, jeden Tag auf kleine Details zurück zu kommen, und ein gradweises Fortschreiten zur Reife der Vollkommenheit ermüden und entmuthigen ihn; seine letzte Feile ist in der Regel mangelhaft; und die Ausführung, oder was man die Diction der Kunst nennen könnte, bietet bei ihm eine Härte dar, die ihn auf den ersten Anblick weit hinter Canova stellt. Aber diese Ohnmacht, wenn es anders eine ist, wird reichlich durch das Genie der Composition aufgewogen, das aus seinen Werken hervorleuchtet. Er ist mit einer ungemeinen Schöpferkraft begabt; und ob man ihn gleich schwerlich, wie Canova, den Stifter einer Schule nennen kann, so ist er doch nicht minder Dichter und eben so originell, wie irgend einer von denen, die, seit Michel Angelo, in der Geschichte der Bildhauerei geglänzt haben. Unter dem Gesichtspunkt des Schaffens muß der Gruppe in der Sculptur vor der Statue und dem Relief vor der Gruppe der Vorzug eingeräumt werden. Das Relief ist im Vergleich mit der Statue das, was ein historisches Gemälde im Vergleich mit einem Portrait ist; und wenn gleich das eine die beste Vorbereitung zum anderen ist, so muß man doch anerkennen, daß das schönste Werk dasjenige ist, was die meisten Combinationen erheischt und wo die reichhaltigste Aufgabe sich mit Kraft und Urtheil verwirklicht zeigt. Die Leidenschaften werden nie besser ausgedrückt, als in ihren wechselseitigen Beziehungen, in ihren Contrasten und Gegenwirkungen; und in der treuen Entwickelung dieses geistigen Dramas unterscheidet sich der Schaffende vom gewöhnlichen Künstler. Die Bas-reliefs von Canova sind unter seinem Rufe; die Fehler seiner Manier zeigen sich da viel deutlicher als in seinen andern Werken. Die von Thorwaldsen im Gegentheil sind meist von den ihm eigenen Fehlern frei; und wenn, um den Rang dieser beiden Künstler zu bestimmen, man sie nur unter diesem Gesichtspunkte vergleichen sollte, so wäre Thorwaldsen ohne Widerspruch der erste; denn da, in dem epischen Theile der Kunst, übertrifft er seinen Nebenbuhler um vieles.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 192 Hamburg, Sonnabend den 9. Juni 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstruy. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Der Doctor Francia.

Es wird ehestens ein merkwürdiges Werk über Südamerika, bei Lecaor Dosange zu Paris, erscheinen, ein Gemälde der Revolution von Paraguay und der Dictatur Francia's, von den Aerzten Dr. Renger und L. Longchamp, Mitglieder der schweizerischen Gesellschaft der Naturkunde. Im Jahr 1818 von Europa abgereist, sind diese beiden Naturforscher 6 Jahre lang in Paraguay gefangen gehalten, jedoch weniger strenge behandelt worden als der Herr Bompland. Endlich, im Monat Mai 1825, geruhete der Dictator, ihnen die Erlaubniß, sich aus dem Lande zu begeben, zu ertheilen. Sie sind nun mit der Beschreibung ihrer Reise beschäftigt, wozu das hier in Rede stehende Werk gehört, das einzig und allein den politischen Ereignissen gewidmet ist, wovon sie Zeugen waren. Diese 6 Jahre sind es eben, in welchen Francia sich ganz als Tyrann gezeigt hat; alles, was er vorher gethan, war nur ein Vorspiel dazu gewesen.

Am 30. Juli 1819 zu Assomption gelandet, beginnen die Verf., wurden sie einige Tage darnach dem Dictator vorgestellt. Es ist ein Mann von mittlerem Wuchs, mit regelmäßiger Physionomie, und mit den schönen schwarzen Augen, die den südamerikanischen Creolen characterisiren; sein scharfer Blick verräth Mißtrauen. An jenem Tage trug er sein Amts-Costüm, nämlich ein betreßtes blaues Kleid, die spanische Brigadier-Uniform, mit weißer Weste, Beinkleider und seidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen. Dieser Aufzug hätte etwas Auffallendes, wenn man ihn den Artigas und dessen Lieutenants halb nackend gesehen hatte. Der Dictator Francia zählte damals 62 Jahre, schien aber um ein achtzehn Jahre jünger zu seyn. Er richtete, mit gewählter Höflichkeit, mehrere Fragen an mich, die mich in Verlegenheit setzen sollten; doch fing er bald einen andern Ton an. Als ich meine Brieftasche öffnete, um die Papiere herauszunehmen, die ich ihm zu übergeben hatte, fiel mir ein Bildniß von Bonaparte in die Augen, das von mir, in Folge des Wunsches, den man mir von seiner Bewunderung des Originals gegeben, mit Vorbedacht dahineingelegt worden war. Er griff darnach, und betrachtete es mit großem Interesse, als er gehört, wer er sey. Dann knüpfte er eine vertrauliche Unterhaltung über die politischen Angelegenheiten von Europa an, über welche ich ihn weit unterrichteter fand, als ich es geglaubt hätte. Er erkundigte sich nach mehrerem in Spanien, gegen das er die größte Verachtung an den Tag legte. Die Charte Ludwigs XVIII. war ihm nicht zu Sinn; weit mehr bedauerte er die militairische Regierung und die Eroberungen Napoleons, dessen Sturz er bedauerte. Ich bemerkte, wie er, wenn er von dessen Regierung sprach, gern bei den Thatsachen verweilte, die mit seiner eignen Lage in einige Beziehung zu bringen waren. Er machte uns, als Schweizer, unsern traurigen Feldzug von 1815 zum Vorwurf, und spielte auf ein gewisses Hintenanschlagen nach einem sterbenden Löwen an, wie die Fabel spricht. Am meisten aber beschäftigte er sich in seiner Rede mit den Mönchen. Er beschuldigte sie der Hoffart, der Sittenlosigkeit und aller Arten von Intriguen und äußerte laut über das Streben der Geistlichkeit überhaupt, sich der Gewalt der Regierung zu entziehen. Um seine Grundsätze in dieser Hinsicht noch schärfer zu bezeichnen, sagte er: „Und käme der heilige Vater selbst nach Paraguay, so machte ich ihn blos zu meinem Almosenier." Für Europa die Rückkehr des Fanatismus und des Aberglaubens ahnend, hielt er es für durchaus nothwendig, dem mönchischen Geist in Südamerika den Garaus zu machen, ehe sich ihm die neue Ansteckung mittheilen könne. An die Wiedereinsetzung der Jesuiten, von der wir sagten, daß sie schon zum Theil statt gefunden, wollte er dennoch nicht glauben, meinend, das sey doch zu arg. Als die Rede auf die Emancipation vom spanischen Amerika kam, legte er seinen Eifer für diese Sache und den festen Entschluß, sie gegen jeden zu verfechten, der sie angreifen wollte, an den Tag. Seine Ansichten über die Art und Weise, wie diese neuen, in der Gesittigung wenig vorgeschrittenen, Staaten zu regieren seyen, schienen mir ziemlich richtig zu seyn, leider wurden sie aber von ihm nicht angewandt.

Er war so herablassend, uns seine Bibliothek zu zeigen; sie war freilich nur klein, übrigens aber fast die einzige, die es zu Paraguay gab. Ich fand in derselben neben den letzten spanischen Autoren die Werke von Voltaire, Rousseau, Raynal, Rollin, Laplace ꝛc., die er sich sämmtlich vor der Revolution angeschafft hatte. Ueberdem war er im Besitz mehrerer mathematischer Instrumente, Globen und Landcharten, worunter eine von Paraguay, die richtigste, die es von diesem Lande giebt. Sie war zur Zeit der Gränzbestimmungen in den letzten zwanzig Jahren des verflossenen Jahrhunderts von Don Feliz de Azara verfertigt und dem Cabildo von Assomption geschenkt, aber nie zum Druck befördert worden. Da man den Dictator sich seines Himmels-Globus bedienen sah, um die Sternbilder zu erkennen, und er vermöge seiner Charte im ganzen Lande orientirt war, so glaubte das Volk steif und fest, er könne in den Sternen lesen. Doch hat er sich solcher Mittel nie absichtlich, um zu imponiren, bedient; ich weiß vielmehr, daß er es sich angelegen seyn läßt, die zahllosen Vorurtheile zu vernichten, die unter seinen Landsleuten herrschen. Er entließ uns mit folgender Mahnung: „Treiben Sie hier, was Ihnen beliebt, bekennen Sie sich zu welcher Religion Sie wollen, es wird Sie niemand beunruhigen; mischen Sie sich aber nie in die Angelenheiten meiner Regierung."

Dieser Weisung folgten wir all die Zeit unsers Aufenthalts zu Paraguay, und der Dictator hielt seinerseits auch treu an seinem Versprechen. Als ich von ihm wegging, hatte ich Bonapartes Bildniß auf seinem Tische liegen lassen, weil ich meinte, er würde es wohl gern behalten wollen; er schickte es mir aber durch einen Offizier nach, der den Auftrag hatte, mich zu fragen, was ich dafür haben wollte. Da ich mir nun diesen Gegenstand, der ohnedem nur einen geringen Werth hatte, nicht bezahlen lassen wollte, und der Dictator es sich seinerseits

zur Regel gemacht hatte, kein Geschenk anzunehmen, so behielt ich das Miniaturbild. Sein Verfahren wunderte mich um so mehr, weil er mir in seinem Cabinette eine Nürnberger Carricatur, seinen Helden vorstellend, gezeigt und diese ganz ehrlich für dessen getreues Conterfei genommen hatte, bis ich ihm die deutsche Unterschrift erklärte, die sich unter diesem schlechten Machwerk befand, auf das er so hohen Werth zu setzen schien. Ohne Zweifel hat ihn auch diese Carricatur auf die Idee gebracht, seinen Anzug mit einer ungeheuern Claque zu vervollständigen, der nachgeahmt, mit welcher Bonaparte auf derselben ausstaffirt war.

Um ein vollständiges Bild von dem originellen Manne zu geben, will ich hier einige nähere Umstände über seine häusliche Lebensweise mittheilen.

Sobald der Dr. Francia sich allein an der Spitze der Angelegenheiten sah, bezog er die Wohnung der vormaligen Gouverneurs. Es ist dieses eins der größten Gebäude zu Assomption, das von den Jesuiten kurz vor ihrer Vertreibung erbauet worden war und ihrer Absicht nach den Laien zum Asyl dienen sollte, um darin gewisse geistige Uebungen, nach St. Ignatius, zu verrichten. Der Dictator ließ es ausbessern, gab ihm ein, dem Lande nach, ziemlich elegantes Aeußere, und isolirte es nach allen Seiten hin vermittelst breiter Straßen. Er wohnt darin mit vier Sklaven, nämlich einem kleinen Neger, einem Mulatten und zwei Mulattinnen, mit welchen er sehr gelinde verfährt. Die ersteren beiden dienen ihm gleichzeitig als Kammerdiener und als Stallknechte; eine der Mulattinnen besorgt seine Küche, und die andre hat die Aufsicht über seine Garderobe. Seine tägliche Lebensweise ist sehr regelmäßig. Selten finden ihn die ersten Strahlen der Sonne noch im Bette. Sobald er aufgestanden ist, bringt ihm der Neger ein Kohlenbecken, einen Kochkessel und einen Krug mit Wasser, das in seiner Gegenwart siedend gemacht werden muß. Dann bereitet sich der Dictator eigenhändig und mit größter Sorgfalt seinen Mate oder paraguayschen Thee. Ist der Mate eingenommen, so macht er im Innern des Säulengangs, der nach dem Hofe hingeht, einen Spaziergang, wobei er eine Cigarre raucht, die er jedoch immer erst untersucht, ob sie auch etwas Schädliches enthalte, obgleich es seine eigne Schwester ist, die ihm seine Cigarren macht. Um 6 Uhr kömmt der Barbier, ein schmutziger, schlecht gekleideter und dem Trunk ergebener Mulatte, der dessen ungeachtet der einzige ist, dem er sich von dieser Facultät anvertraut. Ist der Dictator bei guter Laune, so macht es ihm Spaß, mit ihm zu schwatzen, ja er bedient sich seiner oft, um das Publikum auf seine Pläne vorzubereiten: er ist seine officielle Zeitung. Hernach begiebt er sich, angethan mit einem zitzenen Schlafrock, *) nach dem äußeren, rund um das Gebäude laufenden, Säulengang, und empfängt dort im Spazierengehen die Privatpersonen, die zur Audienz gelassen werden. Gegen 7 Uhr kehrt er nach seinem Cabinette zurück, wo er bis 9 Uhr bleibt. Die Offiziere und anderen Beamten kommen dann zu ihm, um Rapport abzustatten und neue Befehle entgegen zu nehmen. Um 11 Uhr bringt der Fiel de fecho die Papiere, die ihm behändigt werden müssen, und dem er dann bis Mittags in die Feder dictirt. Um diese Zeit entfernen sich alle Angestellte, und der Dr. Francia setzt sich zur Tafel. Sein Mittagsessen ist sehr frugal; er beordert es immer selbst. Kömmt seine Köchin vom Markte zurück, so legt sie, was sie eingekauft, vor die Thür des Cabinetts ihres Herrn, der dann herauskömmt und dasjenige, was er für sich bestimmt, allein legt. Nach dem Mittagsessen hält er seine Siesta, nimmt dann seinen Mate ein und raucht seine Cigarre, unter den nämlichen Ceremonien, wi am Morgen; dann arbeitet er bis um 4 oder 5 Uhr, wo seine Escort zum Spazierritt eintrifft. Nun kömmt der Friseur, der ihm das Haa ordnet, während sein Pferd gesattelt wird. Ist das geschehen, so be sucht der Dictator die öffentlichen Arbeiten oder die Casernen, besonder die der Cavallerie, wo er sich eine eigne Wohnung hat einrichten lasse Auf diesen Spazierritten ist er, obwohl mitten in seiner Escorte, nich allein mit einem Säbel, sondern auch noch mit einem Paar doppelläufig Terzerolen bewaffnet. Gegen Abend zurückkehrend, fängt er an z studieren, und sobald es 9 Uhr ist, nimmt er sein Abendessen ein, da aus einer gebratenen Taube und aus einem Glase Wein besteht. Ist schönes Wetter, geht er noch in dem äußern Säulengang spazier von wo er sich oft sehr spät weggiebt. Um 10 Uhr ertheilt er d Parole und verschließt dann selbst alle Thüren seiner Wohnung.

Mehrere Monate im Jahr wohnt er in der, außerhalb der Stad eine Viertelstunde Weges von seiner gewöhnlichen Residenz entfernt Reuter-Caserne; seine Lebensweise bleibt dort dieselbe, außer daß dann und wann auf die Jagd geht. In den Gemächern, die er b wohnt, hat er stets Waffen zur Hand; aufgehangen an den Wände oder ihm zur Seite auf dem Tisch, sieht man Pistolen, und Säbel, meiste aus der Scheide gezogen, befinden sich in allen Winkeln. Diese Vo sichtsmaaßregeln sind sogar in der, für die Audienzen vorgeschriebene Etikette bemerkbar. Wird man zu diesen zugelassen, so darf man s dem Dictator höchstens bis auf sechs Schritte nähern, bis daß er d Zeichen giebt, weiter vorzugehen; doch auch dann muß man bis a drei Schritt Weite von ihm stehen bleiben. Die Arme müssen d Körper herabhängen, mit geöffneten Händen und ausgestreckten Finger damit er sieht, daß man keine Waffe verberge. Die Beamten, ja selb die Offiziere, wagen es nicht, sich mit dem Säbel oder Degen an d Seite einzustellen. Dennoch hat er es gerne, daß man ihn bei Sprechen ansieht und ihm prompte und bestimmte Antworten giebt.

Im Anfang der Unterredung sucht er immer einzuschüchtern; lä man sich aber durch seinen ersten Ausfall nicht außer Fassung bringe so wird er sanfter, ja er fängt zuletzt gar angenehm zu plaudern a wenn er gut aufgelegt ist. Dann lernt man den Mann von hoh Talenten kennen: die Unterhaltung auf die verschiedenartigsten Gege stände leitend, zeigt er viel Verstand, großen Scharfsinn und, als ein der so zu sagen nicht aus Paraguay herausgekommen ist, sehr ausg breitete Kenntnisse. Frei von der Masse Vorurtheile, in welchen sei Landsleute befangen sind, macht er sie oft zum Gegenstand sein Scherze. So machte er sich einmal bei einer Unterredung mit m über den Commandanten und Pfarrer von Curugaty sehr lustig, d ihm ein armes Weibsbild in Ketten und umwunden von einem mächtig Rosenkranze mit einem Verbalproceß zugeschickt hätten, der sie zu ein Hexe machte. Dann sprach er über all die Hexereien, an welche d Welt glaube, über die Krankheiten und Curen, die es ihnen beime und schloß mit der Bemerkung: „Da sehen Sie es, wozu diese Pfaf und ihre Religion taugen; das heißt eher an den Teufel als an G glauben.“ — — In der ersten Zeit seiner Erhebung ließ er sich jed Sonntag in der Capelle einer der Casernen die Messe lesen und woh auch an den großen Festtagen dem Gottesdienste in der Cathedrale b bald aber zeigte er sich nicht mehr in dieser Kirche, und im Jahr 18 gab er seinem Almosenier den Abschied. Seit der Zeit hat er sich den Gottesdienst nicht mehr bekümmert und äußert sich fortwähre gegen die bestehende Religion. So antwortete er einem Command ten, der ein Heiligenbild haben wollte, um es als Schutzpatron in ein eben erbauetes Fort aufzustellen: „Ei, ihr Paraguays, wie lange w ihr denn noch Pinsel bleiben? Als ich noch Katholik war, dachte

*) Dem Dictator nachahmend, tragen die Commandanten und Alcaden, kurz alle Beamte, ähnliche Schlafröcke, nur im Schnitt von Uniformen und ohne sie je abzulegen, selbst dann nicht, wenn sie ausreiten.

wie du; nun sehe ich aber ein, daß die Kugeln die besten Heiligen sind, um unsre Gränzen zu beschirmen."

Leidet der Dictator an Hypochondrie, so schließt er sich entweder mehrere Tage in seiner Wohnung ein, ohne, so zu sagen, sich um die Geschäfte zu bekümmern, oder er läßt auch seine üble Laune an allen denen aus, die um ihn sind; Civilbeamte, Offiziere und Soldaten werden ohne Unterschied gehudelt. Er ergießt sich in Schimpfworten und Drohungen gegen seine wirklichen oder gemuthmaaßten Feinde. In solchen Augenblicken war es hauptsächlich, wo er Verhaftungen vornehmen und die strengsten Strafen vollziehen ließ, so daß er es als eine Kleinigkeit ansah, wenn er über jemanden ein Todesurtheil fällte.

Die Temperatur scheint großen Einfluß auf seine Stimmung zu haben; man hat wenigstens die Bemerkung gemacht, daß seine Anfälle weit häufiger kommen, wenn der Nordost-Wind zu herrschen beginnt. Dieser sehr feuchte und zum Ersticken heiße Wind, führt plötzlich eintretenden, täglichen Regen mit sich und macht auf Leute von reizbaren Nerven oder die an einer Leberverhärtung oder Unterleibsbeschwerden leiden, einen übeln Eindruck. Bei Südwest-Wind aber, der trocken und kühl ist, ist der Doctor gewöhnlich gut gelaunt. Dann singt er, lacht ganz allein für sich, und unterhält sich gern mit denen, die sich ihm nähern.

So ungleich er auch in seiner Laune ist, so ist er doch in einer Eigenschaft sehr lobenswürdig, nämlich in seiner Uneigennützigkeit. So großmüthig in den Ausgaben, die ihn persönlich angehen, als geizig mit dem Staatsvermögen, zahlt er alle seine Bedürfnisse baar. Seinem Privatvermögen ist seine Erhebung gar nicht zu Gute gekommen; nie hat er sich zur Annahme eines Geschenkes verstanden, und mit seinem Gehalte ist er immer im Rückstande: selbst seine ärgsten Feinde müssen ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Auch hat er es bei mehreren Gelegenheiten bewiesen, daß das Gefühl der Dankbarkeit ihm nicht fremd ist. So ließ er einst, als er in Erfahrung gebracht, daß der Sohn aus einem Hause zu Cordova, in welchem er in seiner Jugend Zutritt gehabt, zu Assomption im tiefsten Elend lebe, denselben zu sich kommen, schenkte ihm einige hundert Franken und machte ihn zu seinem Secretair. Zuweilen erinnert er sich auch seiner Schulkameraden und unterläßt es nie, ihnen beizuspringen, wenn sie in Noth sind.

Er erinnert sich aber keiner Wohlthat, keines Verdienstes mehr, und hört auf, Verwandte und Schützlinge zu kennen, sobald er glaubt, man habe sein Ansehn schmälern wollen oder die ihm gebührende Achtung verletzt. Ihm den Titel excellentissimo Señor vorenthalten, ist eine unverzeihliche Sünde, obgleich er selbst jedermann, einige Fremde ausgenommen, duzt, eine Gewohnheit, die er sich erst seit Kurzem, so wie seine Macht sich mehr und mehr befestigte, zu eigen gemacht hat. „Gleich Ihrem Könige, ja selbst noch mehr, müssen Sie mich respectiren," sagte er eines Tages zu einem Fremden, der aus einer Monarchie herstammte; „denn ich kann Ihnen mehr Gutes oder Leides thun als er." Mehrere von seinen Günstlingen fielen in Ungnade, weil sie sich mit ihm auf einen zu vertrauten Fuß hatten setzen wollen; andre wurden in Ketten gelegt, weil sie sich eine größere Gewalt angemaaßt hatten, als die durch ihn verliehene. Zwei Neffen von ihm, die seit dem Anfang der Revolution Offiziere bei den Linientruppen gewesen, entließ er zuerst aus dem Dienst, nachdem er sich zum Dictator hatte ernennen lassen, und das blos aus der Besorgniß, sie möchten sich ihr Verhältniß zu Nutze machen. Auch bestrafte er sie wegen des kleinsten Vergehens strenger, als jeden andern; so hat einer derselben 1 Jahre lang in Ketten geschmachtet, weil er auf einem Balle jemand geschlagen, der ihn insultirt gehabt, und der andre hat ein ganzes Jahr in einem öffentlichen Gefängnisse Arrest gehabt, weil er über einen Musikus des Militairs verfügt hatte, um eine Serenade zu bringen. Endlich hat er selbst seine Schwester, die einzige Person, für die er eine dauerhafte Anhänglichkeit an den Tag legte, und die ihm sein kleines Landhaus besorgte, fortgeschickt, weil sie sich eines Zeladors bedient gehabt, um einen Sklaven züchtigen zu lassen.

In so ausschweifendem Uebermaaß auf sein Ansehn eifersüchtig, konnte der Dictator keinen Vertrauten haben. Nie ließ er sich in dem, was er unternahm, von jemand Rath ertheilen; niemand kann sichs rühmen, auf ihn im geringsten Einfluß gehabt zu haben. Sollte er also, früh oder spät, dem Schicksal erliegen, das fast allen Unterdrückern ihres Vaterlandes bevorsteht, so kann er es niemandem als sich selbst beimessen.

SOCIETÄT

Thorwaldsen's Werkstatt zu Rom.

(Fortsetzung.)

Eines der ersten Producte, die wir sahen, lieferte uns von dem Ebengesagten den deutlichsten Beweis. Mit einer Liberalität, die alle königliche Mäcene Europa's weit hinter sich läßt, hatte Sommariva die Ausführung in Marmor des prächtigen Frieses, worauf der Triumph Alexanders dargestellt ist, bestellt. Das Modell war eben vor den Arbeitern aufgestellt und an einer Mauer befestigt. Mit allen seinen Fehlern, und es kann deren viele haben, ist es das erste der modernen Bas-reliefs. Ohne von der Schwierigkeit zu sprechen, die darin liegt, ohne Eintönigkeit einen so unschmackhaften Gegenstand, als ein Triumph ist, in einer solchen Ausdehnung zu verlängern, so sind in diesem Werke Verdienste, die die höchste Bewunderung erregen müssen. Man erkennt das Jahrhundert nicht bloß am Costüme und andern Nebendingen, was bei den Kenntnissen unserer Zeit nicht schwer war; sondern auch, was unabhängig von aller Gelehrsamkeit ist, an einem Geist der Antike in Physionomie und Haltung, wie er wesentlich in der Bildhauerei sich ausspricht, und eine ältere und stolzere Welt beurkundet. Es ist gerade die nämliche Art ehrwürdiger Schönheit der Kunst, die jeden Augenblick sich in der Sprache, ich weiß nicht wie, und immer mit unaussprechlichem Reiz, mit den bildlichen Phrasen und den alten Chroniken unserer Vorfahren verschmilzt; es ist ein Idiom, gemacht für die Menschen und die Sachen, die es ausdrückt, und das ihnen diese alterthümliche und geheimnißvolle Farbe leiht, die von der bestimmteren Art des Ausdrucks jetziger Zeit gänzlich verlöscht werden würde. In Thorwaldsens Figuren herrscht eine hetrurische Ruhe, die man selten bei Canova findet. Alexander allein macht eine Ausnahme: bei den Begriffen, die wir von diesem Karl XII. der alten Welt haben, können wir nicht umhin, ihm eine minder studierte Haltung zu wünschen; er hat die Welt erobert, aber er ist zu voll von seinem Triumph; er muß mehr Stolz und minder Eitelkeit gehabt haben. Die Gruppen von Schäfern, obwohl ihre zu zahlreichen Heerden ein wenig wie Lückenbüßer aussehen, sind eine geistreiche Verzierung im Gegensatze mit den Perlen und dem Golde der Barbaren, die in den andern Theilen des Bas-reliefs glänzen; sie versetzen auf eine angenehme Weise die ländliche Natur in die Mitte der Pracht der großen Hauptstadt. Die Seher sind eine Erfindung der erhabensten Poesie. Nichts schildert den Geist der Zeit besser, als diese Menschen, die dem jungen Sesostris jener Tage Reich über Reich pro-

phezeihen und versprechen. Sie haben ihre Globen und ihre Zauberruthen, ihre Traditionen und ihre Geheimnisse und scheinen die Welten und die Jahrhunderte mit ihren Worten und ihrem Blicke zu öffnen. Nichts nähert sich mehr der Größe der Schrift, die zu jeder Zeit das Erbtheil des Orients war; man glaubt die fünfhundert Propheten zu sehen, die vor Esaias die Zukunft weissagen. Die dem Eroberer dargebotenen Gaben sind von großem Reichthum; ihr Styl und der der Architektur erinnern gleich sehr an Babylon. Ich habe schon gesagt, daß dieses Werk für den Marquis von Sommariva bestimmt ist, den Albani der neuern Zeit; aber es wird mehrerer Jahre bedürfen, um es in Marmor auszuführen.

In dem ersten Atelier, wohin wir dann zurückkamen, steht der Jason. Er hat eben das goldne Vließ erobert; er ist der vollkommene Typus des Griechen, in der ganzen Nacktheit des Heroismus; er ist mehr ein Zeitgenosse als eine Copie oder ein Abkömmling des Achilles und Meleagers; er ist keine einfache Uebersetzung des Alterthums, aber er ist ein so treuer Ausdruck desselben, als man ihn nur wagen und erreichen kann. Nah bei dieser Statue findet man Poniatowski, welcher ein antiker Held seyn würde ohne die Abgeschmacktheit seiner Bewaffnung und ein moderner Held, ohne Veränderung des Costümes unserer Zeit.

Die Grazien, welche folgen, überraschen durch ihren Contrast mit denen von Canova. Sie haben eine viel jungfräulichere Reinheit, aber sie sind minder verführerisch als die des italienischen Bildhauers, obgleich, um die Wahrheit zu sagen, diese zu sehr darauf studieren, zu gefallen, und Canova ihnen eine Art entschiedener Coquetterie gegeben hat, die besonders in den Händen und in den Gesichtern bemerklich ist. Thorwaldsen schätzt die seinigen sehr, vielleicht zu sehr und legt zu viel Wichtigkeit auf das Lob, das Fremde ihnen ertheilen. Er vergnügte mich sehr durch das Feuer und die Naivetät, mit welcher er die Schönheiten daran bemerklich machte; der Vorzug, den man ihnen über das Werk seines Nebenbuhlers giebt, war ein reichhaltiges aber gefährliches Thema. Uebrigens sind sie in aller Hinsicht schön, und alle Theile sind mit Sorgfalt gearbeitet; die von Canova sind mehr geeignet, um in eine Niche gesetzt zu werden.

In demselben Zimmer bemerkte ich die vier Bas-reliefs von ovaler Form, welche die Stärke, die Weisheit, die Gesundheit und die Gerechtigkeit vorstellen: es ist dies die höchst originelle Verkörperung sehr gemeiner Abstractionen. Das Bas-relief der Gerechtigkeit hat einen Anflug von Aeschylus: Nemesis die vor Jupiter den Bericht des Verbrechens liest und Jupiter der, im Verhältniß wie sie weiter liest, allmählig seine Donnerkeile ergreift, sind der alten Theogonie würdig; es ist auch unmöglich, die Schrecken des Schuldigen besser auszudrücken. Diese Bas-reliefs sind für den ersten Gerichtshof von Copenhagen bestimmt, obgleich sie von einem einfachen Privatmann bestellt worden sind.

Wenige Künstler haben das Vollendete so sehr geliebt als Canova, haben so viele Mühe wie er auf die letzte Feile gewendet und haben so wenig ihre Werke fremden Händen anvertrauet. Er hatte die Meinung, daß eine Art von Impastirung oder Weichheit, die er in der Malerei vergötterte, sich mit Vortheil auch auf die Sculptur anwenden lasse. Daher kömmt es, daß bei ihm alles fließend, gerundet, ich möchte sagen fast verlöscht und dunkel ist; alles was männlich, lebendig und hervorspringend ist, scheint abgerieben und abgebraucht. Er trieb diese Eigenschaft oder diesen Fehler so weit, daß er oft Nachts seine Arbeit endigte, indem er stärkere Schatten wollte, um alles, was sich wegnehmen ließ, von dem Relief wegzubringen, damit bei Tage seine Werke die besondere Annehmlichkeit hätten, die auf gleiche Weise dem Correggio und dem Catull angehört und die ihn von der Mehrheit der modernen Bildhauer unterscheidet unter dem doppelten Gesichtspunct der Erfindung und der Ausführung. Ich weiß inzwischen nicht, ob er bei dieser Methode nicht alles verloren hat. Es ist merkwürdig, daß seine Statuen bei Fackelschein besehen, neben denen der Alten keinen Charakter mehr haben, und nur matte Copieen scheinen. Diese Bemerkung drängte sich mir auf eine auffallende Weise auf, indem ich seine Fechter mit den antiken Athleten verglich. Wirklich wurde seine Anatomie niemals sehr bewundert. Die Alten hatten eine ganz andere Art, das Nackte zu behandeln; und obgleich die Forschungen von Quatremère zu beweisen scheinen, daß es bei ihnen eine bloß mechanische Operation war, so kann man doch nicht umhin, selbst in ihren geringfügigsten Werken, die Kenntniß und die Genauigkeit der Details zu bewundern. In dieser Hinsicht rühmt alle Welt den Torso von Belvedere; aber der Apollo, der die süße Zartheit einer jungen und himmlischen Natur athmet, ist hierin nicht minder merkwürdig. David pflegte ihn als Musterbild anzuführen, und zeigte ihn oft, indem er ihn von unten beleuchtete, als eine unendliche Mischung von, mit zarter Kunst wiedergegebenen, Linien und Muskeln, welche gleichwohl bei Tage dem Auge eine fast glatte Oberfläche darbot. Das Urtheil der Alten macht sich nicht minder fühlbar in der scheinbaren Härte der Ausführung einiger ihrer Denkmäler, wie z. B. der Musen, des Zuges der Panatheneen und anderer Reliefs dieser Art. So wie die Sciagraphie ihrer Architectur vielleicht nie übertroffen worden ist, so ist es auch unmöglich, den Seh- und Augenpunkt besser zu berechnen, als sie in ihrer ganzen öffentlichen und Privat-Sculptur gethan haben. Ich möchte gerade nicht behaupten, daß Thorwaldsen mit solchen Grundsätzen die Härte rechtfertige, die den größten Theil seiner Werke charakterisirt; aber mindestens bin ich gewiß, daß sie eine andere Ursache als Unfähigkeit hat. Als Beweis dafür will ich nur seine Venus anführen, die in Hinsicht auf Ausführung jeder Statue von Canova an die Seite gestellt werden kann. Sie erinnert an die Venus von Medicis; es ist eine Copie oder Nebenbuhlerin derselben. Aber der Künstler hat verständigerweise auf die Nachahmung des obern Theils der Bildsäule verzichtet: der Kopf ist mehr beschäftigt; der Apfel, den sie in der Hand hält, erklärt und fesselt ihre Aufmerksamkeit und die der Beschauer; der Leib hat mehr Fleischiges und rundere Formen als die antike Venus; alle Züge sind auf eine feine Weise vergrößert: die Modernen neigen sich zu einer entgegengesetzten Praxis hin und scheinen mehr an das Corset als an den Gürtel gewöhnt. Man kann nichts lieblicheres, nichts graziöseres sehen als diese bewunderungswürdige Statue; nie hat ein zarter und sicherer geführter Meißel die Weichheit des Fleisches besser nachgeahmt. Die Ausführung und die Form sind gleich vollkommen; es ist Thorwaldsens Triumph und er verhehlt dies Gefühl nicht, wenn er davon spricht. Der Pendant dazu ist der Adonis. Der Gegenstand ist alt und das Versprechen eines Achilles, der durch die weibliche Schönheit durchschimmert, söhnt den Zuschauer nicht mit der bloßen Wiederholung von Originalen aus, die doch ein wenig mehr werth sind als ihre Nachbildungen.

Das Atelier, in welches wir hierauf traten, enthielt die Statue Poniatowskis zu Pferde. Wie das Zimmer, was wir so eben verlassen hatten, ist es mit Büsten angefüllt, unter welchen der colossale Kopf des Künstlers selbst vorherrscht. Das εἰσὶ τῶν βροτοὶ εἰσὶν ist nicht vergessen selbst bei Byron. Sein Kinn und sein Mund athmen in der That den ganzen Stolz des Herrn von Fürstenthümern und Herrschaften; und ihr Ausdruck scheint selbst übertrieben zu seyn. Als Byron für Thorwaldsen sitzen wollte, erschien er plötzlich in seiner Werkstatt, unangemeldet, in seinen Mantel gehüllt und mit einer Miene, die geeignet war, einen ungewöhnlichen Eindruck auf den Künstler zu machen und

ten einen hohen Begriff von seinem Charakter einzuflößen; Thorwaldsen, von dem sie sich diesen Zahn, gerieth, daß die Wirkung seinen Wünschen Hohn sprechen, und daß er sich genöthigt sah, ihn durch einen neuen Gypsen seiner Großartigkeit zu finden. Die Mohr, die Wagen und vor Allem die Pferde Alexanders, die für den Kopf des edlen Pferdchen hielten sollen, sind vortrefflich. Im Prunk ausgerüstet sind Hipparch und Andronikus in höchst edler Allegorie. Der Barbar ist ein bloßer englischer Lord, der nichts erfragen kann, was über sein enges Ich hinaus liegt.

Die Statue Pompiatonatia ist gewiß das Anziehen einer Braut, und das ist vielleicht das einzige Beispiel eines absoluten Fehlers einer Thorwaldsen'schen Figur. Der steifen Haltung wegen gewiß und an seinen wirklich sehr hübschen Cartons der Villa Borghese nicht zu erinnern. Thorwaldsen hat sich vielleicht zu sehr an die Vorsprünge hergenommen habe, aber reizlos ist aufgestellt worden sind, wie vielmehr, daß ihm über Ihre durch Springbrunnen auf-Ihre Augen gebracht haben, und wenn mein Weg, kein Hinderniß über die Kinder und der Schlacht von Arbigny nun. Beim Statue stille, mit Bestimmung des vorzüglichen Kunstwerkes, Ihnen, Ihnen, und einen Brunnen zu finden, wo ich Ihnen, der kostbar beim Plan verschönert. Der Platz sollte durch den Springbrunnen, der Ihnen, Ihnen, Ihnen,

alten Meisters ausmachte; es ist zugleich die Wachsamkeit und die List des Gottes der Räuber mit der überredenden Inspiration des Gottes der Beredtsamkeit.

Um Kopernikus darzustellen konnte man nicht besser wählen als Thorwaldsen. Er hat den Astronomen mit der ganzen Naivetät und der ganzen Einfachheit seines eigenen Charakters und seines Landes ins Leben zurückgerufen. Auf einem breiten, viereckigen Fußgestell ohne Verzierungen sitzt Kopernikus und betrachtet sinnend die Sphäre, die er in der rechten Hand hält. Das deutsche Costume ist nicht entfernt, wohl aber verwischt worden; und die Aufmerksamkeit des Schauenden wird unwiderstehlich auf die Physiognomie gezogen und concentrirt. Diese colossale Statue ist für Deutschland bestimmt und soll in Bronze gegossen werden. Man kann die Treue des Bildes in Zweifel ziehen; der Künstler hatte kein anderes Vorbild, als einen schlechten Kupferstich, den er mit, an die Wand geklebt, zeigte.

In dem nämlichen Atelier ist ein Modell im Kleinen von dem berühmten schweizerischen Löwen, der über Verdienst gerühmt worden, aber doch würdig ist, einen Platz zwischen Poniatowski und dem Triumph Alexanders einzunehmen. Es ist ein in der Eil gefertigtes Werk, dürftig in Manier, schwach, ohne Wahrheit und Styl im Vergleich mit spätern Arbeiten, und das den Grundfehler seines Entwurfs nur durch die Kühnheit der Ausführung und seine riesige Größe wieder gut macht.*)

Aber das Meisterstück dieses außerordentlichen Mannes ist vielleicht die Sammlung von Statuen und Bas-reliefs, die für die neue Kathedrale von Copenhagen bestimmt sind und woran er noch arbeitet. Nachdem das alte gothische Gebäude durch eine Bombe, während des Angriffs der englischen Flotte, in Brand gesteckt und zerstört worden war, ist auf Befehl der Regierung und auf Kosten des öffentlichen Schatzes, jedoch mit Unterstützung von Privat-Subscriptionen, ein nach griechischer und römischer Architektur modellirter Tempel aufgeführt worden. Der erste Bildhauer des Nordens ist berufen, ihn durch seine Arbeiten zu verschönern; denn die Dänen, minder pedantisch als ihre anglikanischen Religionsbrüder, haben nicht geglaubt, daß die Unterstützung oder die Verbrüderung der Künste der wahren Frömmigkeit gefährlich sey. Er hat für den Fronton des Portikus, der auf dem Plan des Pantheons ist, den heiligen Johannes, wie er in der Wüste predigt; für die Nischen des Vestibulums die vier großen Propheten; für den Fries Christus, sein Kreuz tragend, von seinen Schülern gefolgt; für das Innere des Tempels die zwölf Apostel; und für den Haupt-Altar den Erlöser selbst gewählt. Ein großer Theil dieser prächtigen Sammlung ist schon ausgeführt oder mindestens modellirt.*)

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Idee und der Entwurf dieses Werkes beruht nur auf einer Metapher. Die Schweizer Garde hat wohl einem Löwen gleichen können; aber ein Löwe würde sich nicht für die Erhaltung einer Fahne, sey sie roth oder weiß, interessiren. Der Ausdruck des Schmerzes und des Todes ist darin vielleicht so wahr als stark; aber es ist in dieser ganzen Allegorie viel Dunkelheit und die Idee davon ist kalt. Was die Ausführung betrifft, so lächelte Thorwaldsen und schüttelte den Kopf, als er vor diesem Löwen vorüberging, und zeigte uns mit gerechtem Stolz ein Modell desselben Thieres, das er eben nach der Natur beendigt hatte; eine zahlreiche Menagerie war zu Rom angekommen und er hatte die Gelegenheit benutzt. Jeder junge Künstler, der zu eifrig seinen Ideen einen Aufflug zu geben und sie ohne Studium zu verwirklichen strebt, wird wohl thun, diese beiden Werke zu vergleichen: Thorwaldsen ist in diesem Falle sein eigner bester Commentator. Canova führte seinen Minotaurus, wie man versichert, nach einigen der schönsten lebenden oder sterbenden Pferde aus, die er zu Rom finden konnte. Seine Löwen wenn sie nicht ganz natürlich sind, nähern sich doch der Natur sehr. Ihm standen die Reize der Frauen von Italien zur Verfügung und einmal realisirte er fast, was man von der antiken Sculptur erzählt. Thorwaldsen selbst führt nie eine Statue aus, ohne die tiefsten und weitumfassendsten Untersuchungen anzustellen. Seine Venus kostete ihm dreißig Modelle, die Bachantin dem Bartolini noch mehrere. Ich habe beide, unter Anführung der Einzelnheiten, die Nothwendigkeit und die Kosten dieser Studien beklagen hören. Zu frühe Heirathen und noch frühere und schädlichere Zerstreuungen haben die großen Städte eines großen Theils ihrer einstigen Schönheiten beraubt.

Statistische Notiz.

Die Bevölkerung Frankreichs.

Das Bulletin des Lois machte gegen Ende Aprils dieses Jahrs eine königliche Verordnung bekannt, welche nachstehende Angaben über die Bevölkerung der Departemants des Königreichs Frankreich nach den neuesten Zählungen für einzig authentisch erklärte. Um jedoch unsre Leser in den Stand zu setzen, zu sehen wie während der letztverflossenen fünf Jahre die Bevölkerung dieses Reiches zugenommen, und in welchen Departements dies vornehmlich statt gefunden, wollen wir hier die für authentisch erklärten Volkslisten von 1822 und 1827 neben einander stellen.

Departements.	Bevölkerung von 1822.	1827
Ain	328,838	341,628
Aisne	459,666	489,560
Allier	280,025	285,302
Alpes (Basses)	149,310	153,063
Alpes (Hautes)	121,418	125,329
Ardèche	304,339	328,119
Ardennes	266,985	281,624
Ariège	234,878	247,932
Aube	230,688	241,762
Aude	253,194	265,991
Aveyron	339,122	350,014
Bouches-du-Rhône	313,614	326,302
Calvados	492,613	500,956
Cantal	252,100	262,013
Charente	347,541	353,653
Charente Inférieure	409.177	424,147
Cher	239,561	248,589

*) Man muß sehr bedauern, daß diese unsterblichen Ideen bestimmt scheinen, in einem so vergänglichen Stoff eingehüllt zu bleiben, als der Pariser Gips ist; aber es ist so. Die Kathedrale ist in Stein, die Pfeiler in Holz; die Decorationen, die Sculptur mit einbegriffen, sind jetzt in Stuck und werden auch wahrscheinlich so bleiben. Auf diese Weise, ohne daß es selbst eines Ereignisses, wie des oben erwähnten bedarf, wird die Zeit langsam diese berühmten Werke zernagen und endlich vernichten. Folo, einer der ersten römischen und italienischen Künstler in seinem Fache, wird sie in seine Kupferstichen der Vergessenheit entziehen; er hat unglücklicherweise seinen Christus einen Heiligenschein gegeben; aber er hat das Wesentliche seines Gegenstandes aufgefaßt und er ist überhaupt ein vortrefflicher Kupferstecher

Corrèze	273,418	284,892
Corse	180,348	185,079
Côte-d'Or	358,148	367,143
Côtes-du-Nord	552,424	581,684
Creuse	248,785	252,932
Dordogne	458,136	464,074
Doubs	242,663	254,314
Drôme	273,511	285,791
Eure	416,178	421,665
Eure-et-Loire	264,448	277,782
Finistère	483,095	502,851
Gard	334,164	347,550
Garonne (Haute)	391,118	407,016
Gers	301,336	307,601
Gironde	522,041	538,151
Hérault	324,126	339,560
Ille-et-Vilaine	533,207	553,453
Indre	230,373	237,628
Indre-et-Loire	282,372	290,160
Isère	505,585	523,667
Jura	301,768	310,282
Landes	256,311	265,309
Loir-et-Cher	227,527	230,666
Loire	343,524	369,298
Loire (Haute)	276,830	285,673
Loire-Inférieure	433,815	457,090
Loiret	291,394	304,228
Lot	275,296	280,515
Lot-et-Garonne	330,121	336,886
Lozère	133,934	138,778
Maine-et-Loire	442,859	458,674
Manche	594,196	611,206
Marne	309,444	325,045
Marne (Haute)	233,258	244,823
Mayenne	343,819	354,138
Meurthe	379,985	403,038
Meuse	292,385	306,339
Morbihan	416,224	427,453
Moselle	376,928	409,155
Nièvre	257,990	271,777
Nord	905,764	962,648
Oise	375,817	385,124
Orne	422,884	434,379
Pas-de-Calais	626,584	642,969
Puy-de-Dôme	553,410	566,573
Pyrénées (Basses)	399,474	412,469
Pyrénées (Hautes)	212,077	222,059
Pyrénées-Orientales	143,054	151,372
Rhin (Bas)	502,638	535,467
Rhin (Haut)	370,062	408,741
Rhône	391,580	416,575
Saône (Haute)	308,171	327,641
Saône-et-Loire	498,057	515,776
Sarthe	428,432	446,519
Seine	821,706	1,013,373
Seine-Inférieure	655,801	688,295
Seine-et-Marne	303,150	318,209
Seine-et-Oise	424,490	440,871
Sèvres (Deux)	279,845	288,260
Somme	508,910	526,282
Tarn	313,713	327,655
Tarn-et-Garonne	238,143	241,586
Var	305,096	311,095
Vaucluse	224,431	233,048
Vendée	316,587	322,826
Vienne	260,697	267,670
Vienne (Haute)	272,330	276,851
Vosges	357,727	379,839
Yonne	332,905	342,116
	20,465,291	31,845,428

Außerdem beläuft sich nach der letzten Zählung die Bevölkerung der Stadt Paris auf 890,431 Seelen. Lyon zählt 145,675 Einwohner, die Gemeinen von la Croix-Rousse und la Guillotière nicht mitgerechnet, die deren 21,759 haben; Marseille 115,943; Bordeaux 93,549; Rouen 90,000; Lille 69,860 und Straßburg 49,708.

SOCIETÄTS

Brougham.

(Aus einem französischen Blatt.)

— — „Ich befand mich zu York, zu einer Zeit, wo Hr. Brougham in einer wichtigen Sache vor dem Assisenhof plaidiren mußte. Ich begab mich dahin."

„Er erhob sich. Sein Ansehn hatte einen tiefen Ausdruck von Sammlung des Geistes. Sein Eingang war einfach aber energisch; schon jetzt bemächtigte er sich der Gemüther; seine Blicke waren fest auf die Richter gerichtet; sein Zweck schien weniger zu seyn, ihr Gefühl zu erschüttern, als ihre Aufmerksamkeit zu fesseln; er schien mit einem Worte sich ihrer Geister zu bemächtigen und sie zu zwingen, seinen Gedanken zu folgen. Seine kleinen grauen Augen, nichts sagend im Zustande der Ruhe, hatten die Lebhaftigkeit die Gewalt von Adler-Augen gewonnen."

„Nachdem er mit Ruhe und Kraft seine einleitenden Betrachtungen auseinandergesetzt hatte und nun den Moment heranrücken fühlte, in dem er sie alle in eine einzige Masse würde zusammenfassen, einen Hauptstreich führen und seinen Feind an seiner schwachen Seite fassen können, da wurde seine Stimme helltlingend und imponirend; seine Bewegungen lebhafter, seine Beredsamkeit gewaltig, übersprudelnd, impetuos, wie ein Strom."

„Er trug generelle Betrachtungen, allgemeine Grundsätze vor, und zeigte die Anwendung derselben auf die Sache, der er den Sieg verschaffen wollte; er prüfte die Aussagen der verschiedenen Zeugen, griff die Wahrheit derselben an, enthüllte die Schwäche derselben oder zeigte den Mangel an Zusammenhang darin; er machte die Hülfsquellen seines Gegners zunichte, in dem Verhältniß, wie er die seinigen entwickelte; er wälzte auf die Seite des Gegners den Verdacht, der auf die seinige hatte gerichtet werden wollen; er ließ an einigen der Zeugen, so zu sagen, kein gutes Haar und überschwemmte sie dann mit Sarkasmen. Das war Essig in eine Wunde. Sein sardonisches Lächeln, sein Lächeln allein, ist furchtbar."

„Nach diesem ersten Siege kam er auf den Clienten zurück, den er vertheidigte, entwickelte mit vieler Klarheit seine Rechte vor dem Gerichtshofe, verbreitete ein glänzendes Licht über sein ganzes Benehmen und seine sonstige Aufführung und berief sich auf unwiderrufliche Zeugnisse."

„Der Proceß drehte sich um physische und metaphysische Fragen. Es handelte sich von einer sehr kränklichen und von Geistesabwesenheiten betroffenen Person."

„Die universellen Kenntnisse des Hrn. Brougham machten ihn in hohem Grade geschickt, einen solchen Gegenstand zu behandeln. Er vereinigte die positiven medicinischen Kenntnisse mit den tiefsten Ansichten des Philosophen. Er stellte mit den lebhaftesten Farben den Erblasser als krank an Körper und mit verwirrtem Verstande dar; er entwarf dies Gemälde mit den glänzendsten Farben der Dichtung, und belebte alle Züge darin mit einer Größe und Energie, die nur ihm allein eigen ist. Die Natur und die Kunst, Wissenschaft und Literatur mußten ihm Gründe und Hülfe leihen."

„Alles bei Hrn. Brougham hat Kraft und Gewalt: der Umfang seiner Stimme, seine Armbewegungen, sein durchdringender Blick, seine bittere Ironie, seine feurige Indignation, die Gründlichkeit seiner Raisonnements, der nie sein Ziel verfehlende Pfeil seiner Gegenreden, der Zauber seines nervigen Styls."

„Er verschmäht die Grazie des Ausdrucks und setzt ein gränzenloses Vertrauen in die Stärke seiner Einbildungskraft. Mit einem Worte, diese Vertheidigungsrede ist eine der schönsten, die ich je gehört habe und doch war sie nicht eine der merkwürdigsten Leistungen seines Genies."

„Ich war von seinem Anblick bezaubert und hingerissen von dem Strom seiner Beredtsamkeit; ehe ich den Gerichtshof verließ, empfand ich lebhaft, was ich beim ersten Anblick nicht gefühlt hatte, daß ich vor einem großen Manne stand, vor einem Manne reich an Kenntnissen und Genie, vor einem Manne, der mit Vortheil und Gewinn den ganzen Kreis menschlichen Wissens durchlaufen hat, der sich mit gleich glücklichem Erfolge der Feder wie des Wortes bedient, der würdig war, einer der Universitäten Englands vorzustehen und eine andere zu gründen; der, entzündet von dem Feuer des Patriotismus, die edelsten Maaßregeln angerathen und hervorgerufen hat; der als Vertheidiger einer unterdrückten Königin gegen die gesammte Macht des Hofes auftrat; der, bald glücklich, bald unglücklich in seinen Anstrengungen, vor dem Parlamente von Großbritannien die Sache der Gerechtigkeit und Freiheit vertheidigte und der endlich, um einem so schönen Leben die Krone aufzusetzen, dem unsterblichen Canning die unwiderstehliche Stütze und Hülfe seines Talentes leihen wird." — —

Schilderung Göthe's durch einen jungen Franzosen.

Das Pariser Journal le Globe theilt folgendes Schreiben eines Sohnes des gelehrten Mathematikers Hrn. Ampère an eine Dame zu Paris mit, das, des Gegenstandes wegen, auch unsre deutschen Leser interessiren dürfte. Der junge Briefsteller lebt gegenwärtig in dem deutschen Athen, um dort seine poetische Ausbildung (so heißt es im Original) zu vollenden.

Göthe ist, wie Sie wissen, fast 80 Jahr alt. Ich habe das Vergnügen gehabt, mehrere Male mit ihm in einem kleinen Cirkel zu Mittag zu essen, wo ich ihn oft mehrere Stunden hinter einander mit einer wunderswürdigen Geistesgegenwart habe sprechen hören: bald mit Feinheit und Originalität, bald mit der Beredsamkeit und Wärme eines jungen Mannes. Er ist in Allem zu Hause, er interessirt sich für Alles, bewundert Alles, was nur der Bewunderung werth ist. Mit seinem weißen Haar und seinem sehr weißen Schlafrock hat er ein äußerst gemüthiges und völlig patriarchalisches Ansehn. Zwischen seinem Sohne, seiner Schwiegertochter und deren beiden Kindern, die mit ihm leben, spricht er über die erhabensten Gegenstände. Er hat uns von Schiller, von ihren gemeinschaftlichen Arbeiten ꝛc. ꝛc. unterhalten; er ist der interessanteste und liebenswürdigste Mensch, den es geben kann.

Er hat ein naives Bewußtseyn seines Ruhms, das nicht mißfallen kann, weil er mit allen andern Talenten beschäftigt ist, und dabei die höchst aufrichtige Theilnahme an allem nimmt, was gut ist, gleich wo und in welcher Art. Molière und Lafontaine vergötternd, bewundert er Athalia; hat Gefallen an der Berenice, weiß die Lieder Beranger's auswendig und giebt ausführliche Auskunft über unsre neuesten Vaudevilles. Was Tasso betrifft, so behauptet er große Nachforschungen gemacht zu haben, und daß die Art, in welcher er seinen Gegenstand behandelt hat, der Geschichte sehr nahe kömmt. Seiner Versicherung nach ists mit der Gefangenschaft nichts. Was Ihnen Vergnügen machen wird, das ist, daß er an die Liebe Tasso's und der Prinzessin glaubt; doch immer nur so von weitem, immer romantisch, und ohne die albernen Ehe-Anträge, die bei uns in einem jüngst erschienenen Drama vorkommen.

Ich habe ein ganz außerordentliches Werk von Göthe, das in wenigen Tagen (der Brief ist vom 9. Mai d. J.) erscheinen wird, im Manuscript gelesen; er hat es abgefaßt, als er bereits sein 77. Jahr zurückgelegt hatte: es ist eine Episode oder vielmehr Intermezzo, das bestimmt ist, in der Fortsetzung des, noch nicht beendigten, Faust einen Platz zu finden. Es ist, wie er es selbst betitelt, eine Fantasmagorie. Es ist fast unübersetzbar; doch findet man darin inmitten vieler Bizarrerieen und ziemlich dunkler Stellen Tiefe, Poesie und Anmuth. Es umfaßt Alles, von der Belagerung Troja's an bis zur Belagerung Messolunghi's, die griechische Mythologie, das Mittelalter, die jetzige Zeit, und auch Lord Byron. Es ist ein Traum im großen Sinn; und in dieser Zusammenstellung ist Alles, gut und schlecht, eine Schöpfung dieses achtzigjährigen Kopfes!

Sie glauben aber am Ende, auch ich sey von der Bewunderungswuth der Deutschen für ihren Dichter angesteckt. Doch bin ich darin noch nicht so weit, als die gute Dame, bei der ich hier wohne, die darüber außer sich ist, daß der große Mann noch einen solchen Ueberfluß von Ideen hat, daß er einen Schreiber hat annehmen müssen. Einen Schreiber halten, ist hier zu Lande beispiellos.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
neben der Börsen-Hall

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETE

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETE

№ 193 Hamburg, Mittwoch den 13. Juni 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von J. Richour und Rath Ludwig.

Der Vendee-Krieg.

(Aus Sir Walter Scott's Leben Napoleons.)

Die Vendeer Insurgenten, obgleich eine und dieselbe Sache verfechtend und oft in Gemeinschaft agirend, waren in verschiedene Corps abgetheilt und hatten von einander unabhängige Anführer. Die vom rechten Ufer der Loire standen hauptsächlich unter dem Befehl des kühnen La Charette, der, aus einer Familie herstammend, die sich als Anführer von Kaperschiffen ausgezeichnet, und der selbst ein See-Offizier war, dieses gefahrvolle Commando übernommen hatte. Eine frühe Liebhaberei zum Umherstreifen, wie man sie häufig bei jungen Leuten von feurigem und ehrgeizigen Charakter findet, hatte ihn mit den versteckten Schlupfwinkeln in den Wäldern bekannt gemacht, und sein angeborner Genius hatte ihn gleich die militairischen Vortheile erschauen lassen, die sie darboten. Hinsichtlich seiner so wie mancher anderer verfuhr entweder der Scharfsinn diese ununterrichteten Bauern, Männer zum Oberbefehl zu wählen, deren Talente sie dazu am tauglichsten achtete, oder das Streben darnach fand auch vielleicht, wegen der mit solcher Authorität verknüpften Gefahren, nur abseiten solcher statt, die sich, durch eine Mischung von Entschlossenheit und Vorsicht, befähigt hielten, ihren Charakter, wenn damit bekleidet, zu behaupten. Merkwürdig ists noch, daß die Insurgenten bei der Wahl ihrer Anführer nicht darauf sahen, ob sie von Adel oder von geringerer Herkunft waren. Namen, die schon in der alten Geschichte berühmt waren, als: Talmont, Autichamp, l'Escure und La Roche-Jacquelin, standen in dem Verzeichniß der Anführer in gleicher Linie mit den Namen von Stofflet, dem Hägereuter, von Cathelineau, einem reisenden Wollhändler, von La Charette, einem Notärier von nicht hoher Bedeutung, und anderen aus den niedrigsten Classen, die die Zeit und die öffentliche Stimme zum Oberbefehl berufen hatte, die jedoch im Allgemeinen nicht der Meinung gewesen zu seyn scheinen, als bringe ihr officielles Commando eine Veränderung in der natürlichen Distinction ihres Ranges in der Gesellschaft zuwege. Bei ihren Erfolgen bildeten sie sich zu einem General-Conseil von Offizieren, Priestern und anderen, der sich zu Chatillon versammelte, die militairischen Bewegungen der verschiedenen Corps leitete, sie nach Gefallen auf besonderen Punkten und zu gewissen Hauptzwecken vereinte, und, waren diese erreicht, sie auseinander in die Heimath gehen ließ.

Bei einer so einfachen Organisation machten sich die Vendeer Insurgenten innerhalb zweier Monate zu Meistern mehrerer Städte und einer großen Strecke Landes; und obgleich mehrere Male von einer regulairen Macht unter Anführung erfahrener Generale angegriffen, waren sie weit öfter die Sieger als die Besiegten und brachten den Republikanern, wenn sie nur eine einzige Schlacht gewonnen, einen größeren Verlust bei, als sie selbst in mehreren Niederlagen erlitten.

Dennoch waren ihre Waffen anfangs von höchst einfacher und unvollkommner Art. Sie führten Jagd- und Vogelflinten von jeglichem Caliber, die ihnen früher zu ihren Jagden gedient hatten, zur Wehr beim Kampfe Mann gegen Mann aber bloß Sensen, Beile, Knüppel und was sonst den Bauern in die Hände fällt, wenn sie in Wuth gerathen. Zuletzt verschafften ihnen ihre Siege aber Waffen in Ueberfluß, und Pulver zum eignen Gebrauch verfertigten sie sich selbst in großen Quantitäten.

Ihre Taktik war ganz eigenthümlicher Art, aber der Beschaffenheit ihres Landes und ihrer Sitten so angemessen, daß es fast unmöglich scheint, daß ein beßres und furchtbareres System hätte können erdacht werden. Der Vendeer ging mit der größten Einfachheit von militairischer Ausrüstung ins Feld. Seine Flicke diente ihm als Patrontasche, sein kurzes Wamms statt der Mentur; seine Beinkleider waren die nämlichen, die er bei der Arbeit trug, und ein tuchener Knappsack mit etwas Brodt und einigen andern Nothwendigkeiten war das Schlußstück, um fertig zum Dienste zu seyn. Sie waren daran gewöhnt, sich ganz insgeheim und mit größter Stille durch das Dickicht und Gehäge fortzubewegen, das ihr Land durchschneidet, und konnten demnach nach Gefallen die zum Angriff oder zur Vertheidigung bestgeeigneten Punkte wählen. Ihre Armee war, unähnlich irgend einer andern in der Welt, nicht in Compagnieen oder Regimenter abgetheilt, sondern folgte Truppweise und nach Belieben den Anführern, welchen sie am meisten anhingen. Statt der Trommeln und militairischer Musik, bedienten sie sich zu ihrem Signalisiren, wie vormals die Schweizer und die schottischen Soldaten, der Ochsenhörner. Ihre Offiziere trugen als Auszeichnung eine Art rothgewürfelten Tuches um den Kopf geknotet und andre gleichfarbige als Schärpen um den Leib, und in diese steckten sie ihre Pistolen. Der Angriff der Vendeer war in der Weise der Scharfschützen. Sie vereinzelten sich dermaaßen, daß sie ihre Gegner in ein halbzirkelförmiges Feuer brachten, das von einem Corps furchtbarer Schützen unterhalten ward, die gewohnt waren ihr Ziel mit todtbringender Präcision zu nehmen, und deren Geschicklichkeit um so gefährlicher war, weil sie, indem sie jeden Baum, Busch oder sonstigen Versteck benutzten, Zerstörung unter ihren Feinden anzurichten, gegen diese verhältnißmäßig gesichert waren. Dieses Manoeuvre hieß s'egailler, und dessen Ausführung, dem Buschgefechte der Indianer gleichend, war auch, wie der Angriff der rothen Krieger, mit lautem Geschrei begleitet, das, durch den weiten Raum, aus welchem es erscholl, die Zahl der Angreifenden zu vervielfachen schien. Wenn die in dieser Weise gereizten Republikaner nun in geschlossenen Reihen heranstürmten, so fanden sie keinen Feind mehr vor, an dem sie ihre Rache hätten auslassen können; denn die lose Schlachtordnung der Vendeer gab der Spitze der Angriffs-Colonnen gleich

Raum, während deren Flanken aber, so wie sie vorrückte, dem mörderischen Feuer der unsichtbaren Feinde noch mehr als zuvor preisgegeben waren. So wurden sie zuweilen von Punkt zu Punkt geführt, bis, wenn die regulairen Truppen an einem Verhaue, oder einer starken Stellung in der Fronte angekommen, oder gar in einen Hohlweg gerathen waren, die Vendeer ihr mörderisches Feuer einstellten um nun zu einem wüthenden Kampfe Mann gegen Mann zu schreiten, bei welchem sie sich mit der muthvollsten Hingebung in die feindlichen Glieder stürzten und ein großes Blutbad unter ihnen anrichteten. Mußten dahingegen die Insurgenten weichen, so liefen die Republikaner bei der Verfolgung fast die nämliche Gefahr als im offenen Treffen. War man dem Vendeer scharf auf den Hacken, so warf er seine Holzschuhe, die er sich am nächsten Ruheplatze wieder selbst verfertigen konnte, von sich, sprang über einen Zaun oder Graben, ladete im vollen Rennen sein Gewehr, und nahm, so oft sich nur eine paßliche Gelegenheit zeigte, seinen Verfolger scharf aufs Korn. Diese Art zu fechten, die die Beschaffenheit des Bodens dem Vendeer so vortheilhaft machte, war dieses gleich sehr im Fall des Sieges wie der Niederlage. Wurden die Republikaner besiegt, so ward ihre Armee fast aufgerieben; denn die Ordnung zu erhalten, war unmöglich, und ohne Ordnung war ihr Untergang unvermeidlich und die gesammte Munition Bagage, Fuhrwerk, Kanonen, kurz alles, was das Materielle einer Armee genannt wird, fiel den Siegern in die Hände. Zogen andrerseits die Vendeer den Kürzeren, so fanden die Sieger auf dem Schlachtfelde nichts anderes vor, als die Leiber der Erschlagenen und die hölzernen Schuhe der Geflüchteten. Die wenigen Gefangenen, die sie machten, hatten in der Regel ihre Waffen weggeworfen oder versteckt; und da ihre Armee keine Bagage oder Fuhrwerke mit sich führte, so konnte sie deren auch keine verlieren. Eine Verfolgung wandelte leicht einen gehabten Vortheil in eine Niederlage um; denn die Cavallerie konnte hier nicht agiren und die im Nachsetzen sich vereinzelnde Infanterie ward oft ein Opfer derer, die verfolgt wurden. Im Felde zeigten die Vendeer einen Muth, der an Unbesonnenheit gränzte. Sie standen nicht an auf Kanonen ohne andre Waffen als mit großen Knütteln loszugehen und sie wegzunehmen, und ihre größten Verlüste erlitten sie bei Versuchen befestigte Städte und Positionen ohne weiteres durch Erstürmung einzunehmen. Nach dem Siege waren sie in der Regel menschlich und mitleidig, doch kam es hierbei sehr auf den Charakter ihrer Anführer an. Gleich zu Anfang des Bürgerkrieges, zu Matchecoul, verfuhren die Insurgenten mit großer Grausamkeit, und gegen das Ende des Krieges hatten gegenseitige Kränkungen die Parteien dermaaßen gegen einander erbittert, daß auf beiden Seiten kein Pardon gegeben noch angenommen ward. Vor der Aufreizung durch unerhörte Grausamkeiten abseiten der revolutionairen Partei, und wenn nicht etwa durch einen besonders blutgierigen Chef angeführt, vereinigte sich im Charakter der Vendeer Milde mit Muth. Sie gaben willig den Besiegten Pardon, pflegten ihnen dann aber, da sie sie nicht gut als Gefangene beherbergen konnten und sie laufen lassen mußten, den Kopf kahl zu scheeren, um sie erkennen zu können, falls sie sich gegen ihr gegebenes Wort wieder unter den Waffen betreten ließen. Ein nicht minder auffallender Zug bei ihnen war die pünktliche Disciplin hinsichtlich des Eigenthums, die ihnen nur durch ihr moralisches Gefühl beigebracht wurde. Keine Versuchung war stark genug, sie zur Plünderung zu verleiten und Madame La Roche-Jacquelin erzählt uns folgendes merkwürdiges Beispiel von ihrer einfachen Rechtlichkeit: — Als die Bauern die Stadt Bressuire stürmender Hand eingenommen hatten, hörte sie zwei oder drei derselben darüber jammern, daß es ihnen an Taback fehle, an dessen Gebrauch sie, wie die meisten Landleute, gewöhnt waren. „Wie," sagte sie, „giebt es keinen Taback in den Boutiken?" — „„Oh, Taback genug,"" antworteten die schlichten und ehrlichen Landleute, die noch nicht gelernt hatten Stahl statt des Geldes gelten zu lassen, „„Taback genug; wir haben aber kein Geld uns welchen zu kaufen.""

Auswanderung der königlichen Familie von Portugal aus Europa.

(Aus des Generals Foy Geschichte des Krieges auf der Halbinsel unter Napoleon.)

Am 26. November 1807 verkündigte ein in den Straßen von Lissabon angeschlagenes Decret dem portugiesischen Volke den genommenen Entschluß des Prinzen Regenten, die Königin, seine Familie und den Hof nach den amerikanischen Staaten zu versetzen, und bis zum Abschluß eines allgemeinen Friedens Rio de Janeiro zu seiner Residenz zu machen. „Er hätte," sagte er darin, „der stets erneuerten Opfer ungeachtet, die der „Schatz erschöpft hätten, es nicht erreichen können, seinen vielgeliebten „Unterthanen die Wohlthaten des Friedens zu erhalten. Die französischen „Truppen seyen im Anzuge gegen die Hauptstadt: sich widersetzen hieße „das Blut wackrer Menschen vergießen, ohne daß das Vaterland Nutzen „davon habe. Ganz vorzüglich ein Gegenstand der unverschuldeten „Feindschaft des Kaisers Napoleon, wolle er sich mit den Seinigen entfernen, um die Masse der Uebel zu verringern, die auf dem Lande „lasten würden."

Dem nachahmend, was im Jahre 1574 geschehen, als der König Sebastian zur afrikanischen Expedition abging, übergab der Prinz-Regent die Zügel der Regierung für die Dauer seiner Abwesenheit einem Rath von fünf Mitgliedern, gewählt aus den schätzenswerthesten Männern der Monarchie. Präsident desselben war der Marquis von Abrantes, als Nachkömmling eines natürlichen Sohnes des Königs Johann II. der Herrscherhause verwandt. Man empfahl den Gouverneuren des Königreichs, dahin zu sehen, daß die französische Armee keinen Anlaß zu Klage über die Einwohner habe, und das gute Vernehmen zwischen den beiden Nationen aufrecht zu erhalten, die, obgleich die eine das Gebiet der andern bewaffnet durchzöge, dennoch nicht aufhörten auf dem europäischen Festlande Verbündete zu seyn.

Wer die mitleidige Weichheit und den leutseligen Charakter der Portugiesen kennt, wird sich einen Begriff von der Bestürzung machen können, in die Lissaben versetzt ward, als man erfuhr, die Abreise nach Brasilien sey unwiderruflich beschlossen. Nie hat eine große Stadt mehr Aehnlichkeit mit einer einzigen Familie gehabt. Wenn die Einwohner sich einander begegneten, so drückten sie sich die Hände, suchten gegenseitig Trost, gleich als ob ein Jeder im Begriff wäre, den Sohn oder den Vater zu verlieren. Die Fürsten des Hauses Braganza waren gut, einfach und populair. Man liebte sie, wenn nicht aus Reflexion, doch aus Gewohnheit.

Am 27. des Morgens füllten sich die Straßen und öffentlichen Plätze mit verweinten Bürgern an. Die königliche Familie ging noch eher, als man es geglaubt, von Queluz ab, um den Ort der Einschiffung zu erreichen. Man hatte versäumt, Wache am Ufer von Belem auszustellen. Die Menge drängte sich um die Wagen. Die Kutsche der alten Königin eröffnete den Trauerzug. Seit 16 Jahren war sie dem Volke nicht zu Gesicht gekommen. Eine so lange Zeit verdammt, sich selbst zu überleben, hatte sie erst kürzlich, mit einem Strahl von Vernunft, der es ihr erlaubte, die Calamitäten ihres Landes zu erschauen, die hochherzigen Gefühle einer Portugiesin und einer Königin wieder gefunden. Man hörte sie zu mehreren Malen ausrufen: „Wie? wir sollten das Königreich verlassen, ohne einmal gekämpft zu haben!"... Da [illegible]

:atscher die Pferde antrieb, um vorwärts zu kommen ehe die Menge
m den Weg zu sehr beengte, rief sie ihm zu: „Nicht so schnell; man
nnte sonst glauben wir flöhen“ — Nicht mindere Standhaftigkeit
gte die Prinzessin von Brasilien den Schlägen des Mißgeschickes entgegen.
hre vielen Kinder, noch vor Kurzem die Hoffnung der Nation, zerflossen
Thränen an der Seite ihrer Mutter. Der Prinz-Regent kam zuletzt.
ls er ausstieg aus seinem Wagen, konnte er kaum gehen; seine
eine zitterten. Er schob mit der Hand das Volk beiseite, das seine
iee umklammerte. Seinen Augen entfielen Thränen, und in seinen
gen sprach sich die Trauer und Beklommenheit seines Herzens deutlich
s. Sich von den Orten entfernend, wo die Asche seiner Väter ruhte,
alte ihm seine aufgeregte Einbildungskraft eine Zukunft aus, finster und
chtbar wie die Stürme, die den Ocean aufwühlen, dem er sich nun
m erstenmale anvertraute.

Widrige Winde hielten das Geschwader vierzig Stunden zurück,
e es unter Segel gehen konnte. Diese 40 Stunden waren dem einge-
ifften Hofe ein Jahrhundert.

Die Franzosen, die, wie vom Himmel gefallen, nach Abrantes
kommen waren, konnten, ohne ein weiteres Wunder, nach zwei-
giger Rast diese Stadt verlassen haben und plötzlich in Lissabon
scheinen. Wegen der Folgen einer längeren Verspätung besorgt, befahl
r Prinz-Regent, das Geschütz von einigen Forts, das die Flotte in den
und hätte bohren können, unbrauchbar zu machen, wenach man die
nonen in den Batterieen zu vernageln begann.

Den ganzen Tag vom 28. waren alle Hügel in der Nähe der
ündung des Tajo mit Volksgruppen aus der Stadt und den benach-
rten Dorfschaften bedeckt. Aller Augen waren auf das Geschwader
richtet. Der öffentliche Schmerz hatte aber schon einen andern Cha-
kter angenommen. Er war Tags vorher weniger expansiv gewesen,
il die erschreckende Aussicht in die Zukunft die Gemüther der Menge
r Melancholie gestimmt hatte. Ein jeder hatte anfangs, indem er
hränen über die königliche Familie vergoß, sein eignes Geschick beweint.
un stellten sich andre Betrachtungen ein: der Fürst machte nicht mehr
meinschaftliche Sache mit seinem Volke; die Nation war unbesiegt
obert. Priester, Adeliche, Soldaten und Plebejer, alle sahen nun auf
s eigne Geschick, dachten an die eigne Rettung. Mehrere flohen aus
r Hauptstadt, die nun bald durch die Gegenwart fremder Truppen
weiht werden sollte.

Am 29. des Morgens erhob sich ein günstiger Landwind. Die por-
giesische Flotte lichtete die Anker. Sie bestand aus 8 Linienschiffen,
Fregatten, 3 Briggs und einer bedeutenden Anzahl Kauffahrteischiffe.
ls sie die Barre passirte, fuhr sie mitten zwischen dem auch unter
egel befindlichen englischen Geschwader durch und ward von diesem
it den herkömmlichen Honneurs empfangen. In dem Augenblick, wo
an zu Lissabon die 21 Schüsse des Königsgrußes vernahm, verbarg
h eben die Sonne, was einigen abergläubischen Portugiesen Anlaß
b mit dem Pariser Moniteur in den Ausruf einzustimmen: „das
aus Braganza hat aufgehört zu regieren.“

So lange die königliche Familie noch im Gesichte war, blieb Lissabon
e in starrer Betäubung; nach ihrer Abreise aber erzeugten Furcht und
rzweiflung Confusion. Unbeordert rannte das gesammte 13. Infan-
ieregiment, auf die Nachricht von der Einschiffung des Prinzen, von
niche herbei. Die Stadt war voller Soldaten, die Truppweise ihre
hnen verlassen hatten. Die Engländer sah man an der Barre, denn
: Contre-Admiral Sir Sidney Smith hatte, als er mit 4 Linien-
iffen abging um die portugiesische Flotte nach Brasilien zu begleiten,
n Rest seines Geschwaders vor Cascans zurückgelassen, um die Blok-
ng des Tajo fortzusetzen. Es verbreitete sich das Gerücht von einer
nahen Landung englischer Truppen. Hernach versicherte man, sie seyen
im Besitz von Peniche. Bald verließen dann Schwärme von Dieben
und Gesindel, wie die Hauptstädte deren in großer Zahl enthalten, ihre
Schlupfwinkel, und Lissabon war nahe daran die Scenen der Unordnun-
gen sich wiederholen zu sehen, deren Schauplatz es nach dem Erdbeben
von 1755 gewesen war. Die königliche Polizeiwache war nicht zahlreich
genug um die Auflaufe auseinander zu jagen, die die Neugier der einen
und die bösen Absichten der andern verursachte. Von Stunde zu Stunde
wuchs die Gährung und der Ungestüm des Volks. Leute von
Vermögen, Kaufleute, ja selbst diejenigen, die den meisten Abscheu vor
den Franzosen hatten, sehnten sich nun darnach, daß die baldige Ankunft
ihrer Armee diesem ungewissen und beunruhigenden Zustande ein Ende
machen möchte.

Schilderung Emanuel Godoy's durch den General Foy.

Die Race der Günstlinge ist in Spanien einheimisch. In allen Jahrhunderten ist der Staat durch einige Günstlinge umgewälzt worden, doch war nie das Glück eines Günstlings so groß, so scandalös, so wenig motivirt, als das des Emanuel Godoy. Der berühmte Favorit Johanns II., Alvaro de Luna, hielt seinen Herrn in Sklaverei, aber er hatte auch über ihn das Uebergewicht, was Genie und Willensfestigkeit über Schwäche des Geistes und des Herzens haben. Alvaro de Luna war Krieger und Staatsmann, dennoch starb er auf dem Schaffott. Pacheco war 30 Jahre lang der Günstling und Tyrann des ohnmächtigen Heinrichs IV. Die Lerma's, Olivares, Varo's unter der österreichischen Dynastie haben wenig Gutes und viel Uebles angerichtet. Keiner von diesen Günstlingen ist in einer Lage gewesen, die der von Godoy zu vergleichen wäre, denn dieser, geliebt von der Königin, angebetet von dem Könige, vereinigte in sich die Doppeleigenschaft eines Liebhabers und Favoriten. Er that der Königin weh, er demüthigte, er maltraitirte sie, und doch beharrte sie in ihrer Liebe zu ihm. Abseiten des Königs war es ein Delirium. Es hat der Abergläubigen in Spanien genug gegeben, die der Meinung waren, er habe das königliche Paar bezaubert, und sie erklärten aus dem Einfluß der Gestirne ein Glück, das irdische Betrachtungen nicht zu erklären vermochten.

Ein gemeiner Leibgardist, an welchem die Königin zuerst nur wegen seines Aeußeren und seines Talents im Singen und im Flötenspielen Gefallen gefunden, hatte innerhalb fünf Jahren alle Militairgrade, alle Ordenszeichen, alle Belohnungen, alle Staatswürden errungen. Da die in der Monarchie gebräuchlichen Titel und Ehrenstellen dem unerschöpflichen Wohlwollen seiner Gebieter noch nicht genügten, so war der glückliche Herzog von Alcudia auch noch Friedensfürst geworden. Diesen Fürstentitel hatte vor ihm noch nie ein Unterthan spanischen Ursprungs inne gehabt. Ein Theil der Staatsdomainen waren ihm rein geschenkt worden. Trophäen an seinem Wagen, Pallast-Vorrechte, die nur den Mitgliedern der königlichen Familie gebührten, ausschließliche Militair-Honneurs, und endlich ein eignes Militair-Corps als Leibwache, hatten ihn zu einem Range erhoben, wo ihn niemand erreichen konnte. Seinetwegen war die, dem Throne zur Feudalzeit so furchtbare Großadmirals-Würde wieder hergestellt worden. Er war Generalissimus der Armee, überdem noch Privatchef aller Waffenarten, und Director aller Dienstzweige. Ein königliches Decret ernannte ihn noch zum Protector des Handels und der Colonieen. So hatte der Monarch die Fülle einer königlichen Gewalt, in einem Lande, wo kein Anderer Gewalt hat, als der König selbst, in seine Hände gegeben. Nur im Morgenlande findet man etwas ähnliches; dort ist der Vezier der Schatten des Sultans,

doch besteht noch der Unterschied, daß die Sultane ihre Vezire nicht aus den Boudoirs ihrer Frauen nehmen.

Emanuel Godoy stammte aus Badajoz, von einer adeligen aber unbekannten Familie her. Gerade die Unbekanntheit seiner Familie aber ward von den Genealogisten benutzt, um sie mit andern Familien und mit historischen Erinnerungen in Verbindung zu bringen. Es war so leicht, sie mit einer andern Familie, gleichen Namens aber älter und berühmter, die in der nämlichen Provinz wohnte, zu verschmelzen. Von Schmeichlern ward bewiesen, daß der Friedensfürst in gerader Linie vom Kaiser Montezuma abstamme. Schlauere Genealogisten gingen noch weiter zurück in der Geschichte und machten dann ausfindig, der Name Godoy sey sichtlich eine Verbindung der beiden Wörter Gotho soy, ich bin Gothe, und folgerten daraus, Se. K. H. haben einen der Großen am Hofe des Königs Wamba zum Vorfahren gehabt.

Ueber das Aufsuchen seiner Vorfahren vergaß er indessen seine lebenden Angehörigen nicht. Seine Onkel wurden Minister. Sein Bruder, zum Herzog von Almodovar del Campo creirt, befehligte das Regiment spanischer Garden; seine Schwestern wurden an spanische Granden vermählt. Lange Zeit sah Don Pedro de Cevallos in der Ehre, der Gatte einer seiner Anverwandtinnen zu seyn, seinen größten und werthvollsten Anspruch auf das Vertrauen des Königs und der Nation. Hätte man nicht auch eine Verbindung mit dem suchen sollen, den König Carl IV. in seinem eignen Hause aufgenommen hatte? Der König hatte ihm ja seine eigne Nichte, die rechtmäßige Tochter des Infanten Don Luis, seines Bruders, zur Ehe gegeben. Eine Zeitlang war die Schwester dieser Nichte dem Prinzen von Asturien, dem Thronerben, bestimmt. Die Ehe Emanuel Godoy's mit Maria Theresia von Bourbon gab einer Tochter das Leben und diese ward von den alten Königen (so nannten die Spanier den König Carl IV. und die Königin Maria Louise) dem jungen Infanten Ludwig II., König von Hetrurien, ihrem Großsohn, zur Gemahlin bestimmt. So, schon Souverain durch die völlige, unumschränkte und vorbehaltslose Uebertragung der Gewalt, war er auch berufen, seinen Großsohn einst als König durch Geburt zu sehen.

Godoy's erste Erziehung war vernachlässigt worden. Seine Feinde haben ihm sogar nachgeredet, er hätte kaum lesen können, als er, im Jahr 1792, in den Staatsrath eingetreten. *) Jung und ohne Erfahrung verrieth er sanfte Sitten und einen verträglichen Character. Obgleich leicht, nicht an Fleiß gewöhnt, fehlte es ihm doch nicht an richtigem Verstand und einer gewissen Gewandtheit in der Arbeit. Alle, die ihn in der ersten Zeit seines Aufkommens gekannt haben, gestehen ihm einstimmig ein offnes, liebenswürdiges und theilnehmendes Wesen zu.

Nur Fehler entwickelte die Macht bei Godoy; zur Bosheit hatte er keine Anlage und grausam war er nicht. Trotz des Uebermaaßes von Macht, trotz der der Herrschaft natürlichen Reizbarkeit, hat er nie Blut vergossen. Aber er war unwissend und lernte auch nichts durch die Handhabung der Geschäfte. Der Hof und die Macht verdarben, was er Gutes an seinem Naturell hatte; er sah in der Macht nur die Gelegenheit zur Befriedigung gemeiner Leidenschaften oder verächtlicher Bedürfnisse. Nie drang eine erhabene Vorstellung, eine Idee von Patriotismus oder Ehre bei diesem in Weichlichkeit versunkenen Manne durch. Sein Geist erweiterte sich nicht mit der Sphäre seiner Thätigkeit; er hatte in seiner Lebensweise, in seinem Verfahren weit mehr die Unsicherheit und Aengstlichkeit, die man wohl bei erblichen Machthabern findet, als die Entschlossenheit und Kraft, die ein auszeichnender Character derer ist, die, bei Umwälzungen von Reichen, sich aufschwingen und den Platz erobern, den ihnen die Natur anweiset, die gesellschaftliche Ordnung aber versagt. Keine Großthat, keine Tugend hat seiner Jugend Ehre gemacht. Während des Krieges war sein Schwert nicht aus der Scheide gewesen; und im Frieden zeigte er weder Talent in den Rathschlägen, noch Entschlossenheit in der Regierung des Staats.

Durch strenge Sitten hätte sich der Friedensfürst Achtung erwerben und den Widerwillen mildern können, zu dem die schmutzige Quelle seiner thörigten Macht den Rechtlichdenkenden Anlaß gab. Er aber war Libertin und Wüstling. Seine Leidenschaft für das Frauenzimmer hatte nicht einmal die Decke einer liebenswürdigen Galanterie, die, das Laster angenehm machend, den Anstand bewahrt und Männern in öffentlichen Aemtern die äußere Achtung ihrer Umgebungen erhält. Weder die Liebe der Königin, noch eine Ehe, aus der er sich eine Ehre machen mußte, waren vermögend, ihn von scandalösen Ausschweifungen abzuhalten. Er lebte öffentlich mit einer Frau Namens Pepa Tuda, mit der er zwei Kinder zeugte und die er zur Gräfin von Castillefiel machte. Seinen Onkel, Mariscal de Campo, ließ er eine andre von seinen Maitressen heirathen. Die, zweifelsohne ungerechte, aber allgemein verbreitete Meinung gab ihm schuld, geheim vermählt gewesen zu seyn und folglich das Verbrechen der Bigamie begangen zu haben, als er die Hand einer Großtochter Ludwigs XIV. erhielt.

Gierig und für Prunk eingenommen, liebte er den Reichthum als ein Glücksritter. Sein moderner und fremden Sitten entlehnter Luxus stellte den antiken und nationellen Luxus seiner Gebieter in Schatten. Er betrieb mit Hitze die Speculationen der Börse, und mehr als einmal warfen die positiven Kenntnisse des Ministers dem Speculanten ungeheuren Nutzen ab. Auch Geschenke nahm er an. Um ihn her wurden Stellen, Aemter, Würden und Gefälligkeiten verkauft. Alles, was ihn umgab, war käuflich. Daher die Volksgerüchte von seinem unermeßlichen Vermögen, seiner Anhäufung gemünzten Geldes, seinen Belegungen in der englischen Bank. Unerwartete Begebenheiten haben, was von diesen allen zu glauben war, ins Licht gestellt, aber doch nicht hingereicht, weder die Meinung der Spanier aufzuklären, noch es ihnen auszureden, daß alles Gold von Merico und Peru nirgends anderswohin als in die Kassen von Godoy geflossen sey.

Er hatte nicht Kopf genug, um irgend ein Regierungssystem zu fassen und zu befolgen, und seine Seele hatte nicht Erhabenheit genug, um seine Nation zu würdigen, sie aufzurichten, und in ihrem Character so wie in den Institutionen einen Weg des Heils für die Tage der Trübsal zu finden. Er besaß nicht den tausendsten Theil der positiven Kenntnisse, die der Umschwung und die Verbesserung einer großen Monarchie erforderte, deren Machtbestandtheile zerstreut waren. Bald nahm er sich Redlichkeit und Einsichten zu Hülfe, bald entfernte er sie von sich. Die Aranda, Cabarrus, Saavedra, Jovellanos und Urquijo büßten durch Verbannung für ihre Absicht, das Wohl des Landes zu befördern. Vor Godoy hatten die Könige von Spanien bei ihrer Regierung eine Stätigkeit und Regelmäßigkeit, die selbst da über die Achtung der Völker gebietet, wo sie nicht auf ihr Glück abzielen. Unter Godoy war die Gewalt unschlüssig, wankelmüthig, unbeständig, und man verdankt ihm nur das Gute, daß er den Despotismus in einem Lande um sein Ansehn gebracht hat, wo derselbe am tiefsten eingewurzelt war.

Die Billigkeit erheischt jedoch zu sagen, daß Spanien ihm auch einige Wohlthaten verdankt und er dafür wenigstens Anspruch auf die Dankbarkeit der Freunde des Vaterlandes und der Menschheit hat. Den Impuls, den die Bourbons dem Gewerbfleiß und den Künsten

*) Gegen den Wunsch und zum Aergerniß der Nation zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht, mußte man ihm anfangs einen in den Geschäften wohlbewanderten Mann, den Don Eugenio Llaguno, zur Seite stellen, um seiner Unerfahrenheit zu Hülfe zu kommen.

gegeben, setzte er fort und beschleunigte ihn. Er hat für Künste und Wissenschaften in 15 Jahren mehr gethan, als was unter den vorherigen drei Regierungen geschehen war. Trotz eines fast steten Krieges wurden die unternommenen bürgerlichen Arbeiten fortgesetzt; es würden mehrere neue Fabriken gegründet. Es lag nicht an ihm, daß Spanien nicht Theil an den Entdeckungen in fremden Ländern und an der Ausbildung des menschlichen Geistes nahm. *) Er schickte einsichtsvolle und fähige Männer auf Reisen außer Landes, um, was sie anderswo Gutes und Nützliches finden möchten, zurück zu bringen und in Spanien heimisch zu machen. Die Zeichnenkunst und andre nützliche Wissenschaften erhielten vielfache Aufmunterungen. Durch ihn wurden 24 Schulen angelegt, um werthvolle Pflanzen aus den andern Theilen der spanischen Monarchie in der Halbinsel zu acclimatisiren. Die in Frankreich gemachten Entdeckungen zur Reinigung der Luft, zur Wiederbelebung der Erstickten, Ertränkten, und dem Anschein nach todtgebornen Kinder wurden eiligst eingeführt. Die Kuhpocken-Impfung — diese unschätzbare Entdeckung, die schon allein dem 18. Jahrhunderte einen Namen gegeben haben würde, wäre es nicht schon durch so viele Wohlthaten und Uebel ausgezeichnet, — ward mit Enthusiasmus in Spanien aufgenommen, und die Philantropie, mit welcher es diese Entdeckung auf Amerika übertragen hat, verdient mit vollem Rechte großes Lob. Er hat viel für die öffentliche Reinlichkeit gethan. Das von Carl III. erlassene aber nicht beachtete Verbot der Beerdigung in den Kirchen, ward nun in den großen Städten befolgt. Die spanische Nation hat für die Stiergefechte eine Liebhaberei, die bis zum Wahnsinn geht. Sobald man den Günstling überzeugt hatte, diese blutigen Schauspiele seyen der Gesittigung zuwider und schadeten dem Ackerbau, so scheuete er es nicht, sie auf die Gefahr, darüber seine Popularität einzubüßen, abzuschaffen.

Andre Handlungen des Friedensfürsten, wichtiger, weil sie sich an ein höheres Interesse knüpfen, gereichten seiner Regierung noch mehr zur Ehre. Spanien machte es seit hundert Jahren seinen Königen zum Vorwurf, daß sie ihre Höfe mit Fremden angefüllt: Philipp V. hatte von Versailles her Franzosen, Carl III. von Neapel her Italiener mitgebracht. Durch Godoy wurden nur Spanier erhoben, geehrt und angestellt, die Fremden aber in Unterwürfigkeit erhalten. Diese Nationalität war verdienstlich zu einer Zeit, wo französische Emigranten Europa mit ihrer Eitelkeit erfüllten und den fremden Höfen durch ihre Ansprüche und Nullität lästig wurden.

Die Verschriften zur Reorganisirung der Armee zeugten von einem Willen für das Gute, wenn sie auch nicht die nöthige Fähigkeit, es zu Stande zu bringen, kundgaben. Er hat gegen die Inquisition angekämpft und ihr mehr als ein Opfer entrissen. **) Er hat durch ein besonderes Gesetz dem Umsichgreifen der todten Hand (Güter, die dem Staate nichts eintragen und immer fortbestehen) Einhalt gethan. Er hat sich nicht geschenet, den religiösen Vorurtheilen Trotz zu bieten, die die ungeheure Vervielfältigung der geistlichen Güter heiligte, und hat von dem Papste das Recht erworben, einen Theil davon wieder in Umlauf zu bringen. Er ist gerade auf die Heuchelei und das Laster, die sich unter dem Schatten priesterlicher Freiheit der Autorität entziehen wollten, losgegangen.

*) Er erschuf seit 1796 Schulen für Sternkunde, Weltbeschreibung, Wasserbaukunst, Wetterkunde und die höhern Wissenschaften der Schiffahrt. Er gab dem königl. Observatorium eine neue Organisation und bildete ein Corps von cosmographischen Ingenieurs. Auch creirte er das ärztliche Collegium.

**) Im December 1796 machte er großes Aufsehen, indem er den Proceß des schon von der Inquisition verdammten Ramon Salas, Professor der Rechtswissenschaft zu Salamanca, vor das königl. Conseil gezogen wissen wollte.

Thorwaldsen's Werkstatt zu Rom.

(Beschluß.)

Der erste Gegenstand, der heilige Johannes, in der Wüste predigend, ist mehr Bas- als Haut-relief; die Erfindung ist bewundernswerth und die Stellung so geschickt, daß man nicht die mindeste Anstrengung darin ahnet. Der heilige Johannes nimmt einen erhöhten Platz im Mittelpunkte ein; seine Zuhörer sind um ihn in verschiedenen Stellungen mit so viel Urtheil als Natürlichkeit gruppirt. Die dem Vorläufer benachbarten Figuren sind natürlich stehend vorgestellt; die, welche die äußersten Plätze einnehmen, sitzen. Der Fronton des Parthenon, auf die nämlichen Grundsätze gestützt, ist ausgearbeiteter und künstlicher; hier scheint der Künstler, statt eine Schwierigkeit zu bekämpfen, den Plan seiner freien Wahl realisirt zu haben. — Das beste Lob, das man über die Apostel aussprechen kann, ist, daß sie in Allem das Gegentheil von denen Berninis sind, die man zu St. Johannes von Lateran sieht. Da sieht man keine Verdrehung, kein Zittern, keine Uebertreibung à la Fuseli in den Muskeln oder Proportionen, statt des Ebenmaaßes und der natürlichen Würde; keine überfüllten Draperieen, keine dunkeln Allegorieen, keine grellen Uebergänge von einem Ausdruck zum andern. Ueberall zeigt sich eine vollständige Entwickelung der Epoche und der Berufung der Apostel; eine Würde, die unzertrennlich von den Pflichten der höchsten aller menschlichen Missionen ist; eine majestätische Stille, die das Bild des großen Todes ihres Meisters ist; eine evangelische Erhabenheit, die von der Größe des Tempels des Jupiters oder der Iliade sehr verschieden ist. Aber neben diesem gemeinschaftlichen Character spricht sich doch in jedem von ihnen die Individualität aus: sie tragen das Siegel der einzelnen Menschen, das unterscheidende Zeichen ihrer physischen und moralischen Natur; und diese Personalität bedarf der Sinnbilder nicht, sie behauptet sich bis in die Falten der Draperieen. Ich kenne keinen Dichter oder Künstler, bei welchem man vollkommener und richtiger das Feuer der Jugend unter den Zügen des Alters in dem heiligen Petrus personificirt sehen könnte, die würdige und graziöse Jungfräulichkeit im heiligen Johannes, oder die Andacht des bekehrten heiligen Mathäus, oder die Würde des heiligen Judas und Jacobus, oder die feste und tiefe, wenn gleich neu gewonnene Ueberzeugung des heiligen Thomas, oder das Streben nach aller Art von Leiden für das Recht, das man auf der Stirn der andern Apostel liest. Die traditionellen Sinnbilder sind glücklich angebracht, aber das Monument bedarf ihrer nicht; sie sind da, um seine Schönheit zu vermehren, aber sie nehmen ihr nichts.

Aber was alle diese Figuren überherrscht und überherrschen sollte, das ist die wahrhaft erhabene Statue des Erlösers selbst. Man kann nichts Bewundernswürdigeres sehen. Sie ist für das Christenthum, was der Jupiter des Phidias für das Heidenthum war, die Darstellung des ganzen Systems in seinen sichtbaren Characteren. Seine Haltung ist die Einfachheit selbst: Christus streckt beide Arme mit Grazie aus, das Haupt auf eine edle Weise etwas gebückt. Er wirft mitleidige Blicke auf die Leiden des Volkes, oder vielmehr der ganzen Menschheit, die zu seinen Füßen niedersinkt; und die am Fuße eingegrabenen Worte: Venite ad me, omnes qui laboratis et onerati estis, et ego reficiam vos (kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd,

ich will euch erquicken) bieten eine gute Bezeichnung des ganzen Kunstwerkes dar; sie beurkunden sich in allen seinen Theilen: es ist der Ausdruck des Kopfes, der Stellung und der Bekleidung. Die Einförmigkeit selbst, die einige als eine Nachlässigkeit tadeln, verstärkt geschickt die allgemeine Wirkung: der Parallelismus der Linien der Draperie und der beiden Arme und die vollkommene Gleichheit der beiden Seiten der Statue sind nur Modificationen der Mutter-Idee. Wie die Rückkehr auf dieselbe Note in der Musik oder wie die Wiederholung der nämlichen Worte in der Dichtung, so hat diese ausschließliche und leidenschaftliche Concentration auf einen einzigen Gedanken eine unaussprechliche Beredsamkeit und Gewalt. Es ist nichts hetruriſches oder griechisches darin; nichts selbst, was traditionell biblisch wäre. Dieser Christus gleicht keinem von allen, die ich je gesehen. Es ist nicht Raphael, nicht Michel Angelo, es ist kein Künstler aus ihren Schulen; es ist selbst nicht Poussin, der biblischste von allen. Die Masse selbst und die colossalen Dimensionen, die, sagt man, die Verhältnisse verletzen, sind in meinen Augen eine Schönheit. Es ist ein Styl sui generis, den die ersten deutschen Schulen eingehaucht zu haben scheinen, im Künstler durch ein Gefühl des Erhabenen unterstützt, das Michel Angelo beneiden könnte. Die Pieta dieses großen Meisters, sein schönstes Werk, jetzt zum erstenmal aus der Dunkelheit gezogen, worin es zu St. Peter ruhte, und der Bewunderung der Künstler hingegeben mittelst eines für Camuccini verfertigten Gipsabdrucks, ist ohne Zweifel ein Werk, das keine moderne Rivalität zu fürchten hat: die vollendete Wissenschaft, die unnachahmliche Anatomie, die Art, wie der Künstler dem Marmor gebietet und ihn alle Abstufungen der todten Natur wiedergeben zwingt, ohne in irgend etwas die Schicklichkeit zu verletzen, die der Gegenstand erheischt, ist über alles Lob erhaben. Der sogenannte Christ de la Minerva, obgleich gröberer und irdischerer Natur, verdient den Beifall, der ihn bis jetzt unter den Gegenständen reiner Kunst in die erste Classe gestellt hat; aber Thorwaldsens Christus, mit weniger Gelehrsamkeit, oder vielmehr mit weniger Prunk von Gelehrsamkeit, übertrifft sie beide hinsichtlich der Eigenschaften, die den ersten Platz in unserer Achtung erhalten müssen. Sein Verdienst beruht in der Einsicht und in der vollkommenen Erreichung des Zweckes, für welchen die Kunst existirt. Der Erlöser von Thorwaldsen ist nicht eine materiell schwierige Aufgabe, die auf eine bewundernswürdige Art gelöst worden ist; aber ein großes moralisches Phänomen, von einem physischen Symbol wiedergegeben, dessen Schönheit, so vollkommen diese auch sey, uns doch nicht den Zweck über die Mittel vergessen läßt. Sein Gesicht strahlt von der milden Philosophie und der erhabenen Moral des Evangeliums wieder; die Macht hat sich darin absichtlich mit einer Güte verschleiert, die den Glanz des Gottes mäßigt und den Sohn des Menschen den Schwächen der Natur unterwirft, welche anzunehmen ihm gefallen hat: es ist ein Vater, der sich zu seinem leidenden Kinde herabneigt, um es leichter in seine Arme zu heben. Aber füge man seinem göttlichen Character die Wirkung seiner colossalen Größe hinzu; denken wir uns den Ort, die Menge, die die Religion um ihn versammeln soll; betrachten wir seine, nicht mehr isolirte, sondern sich in den Augen und den Herzen der ihn umgebenden Tausende wiederspiegelnde Schönheit in der durch Gebet und Musik, unter öffentlichen Feierlichkeiten und Privat-Andacht, hervorgebrachten Erhebung — wenn man also über dieses Werk zu raisoniren anfängt, wie man es einst thun wird, ohne es von seinen Accessorien zu trennen, alsdann kann man sich kaum einen schöneren Triumph für die Kunst und für den Menschen, oder eine edlere Beurkundung der göttlichen Natur denken, die die alten Philosophen, im Gefühl und der Exaltation erhabener Fähigkeiten, uns mit Stolz beigemessen haben. Jeder Beschauende ruft auf den ersten Anblick: „Die Aufgabe ist gelöst, mein Ideal verwirklicht; der Sohn des Menschen ist wahrhaft Gott;“ und Thorwaldsen selbst, noch unter dem Zauber der Inspiration, konnte sich nicht versagen, seinen Christus noch einmal zu umgehen, als wir den Saal verließen; und in einem der Momente, die für einen Mann viele Stunden und viele Arbeiten aufwiegen, rief er aus: „Das ist es, ich glaube es endlich gefunden zu haben.“

Die letzten Werke von Thorwaldsen sind das Monument von Pius VII., eine Büste von Gonsalvi und einige Bas-reliefs, in denen die ganze asiatische feinere Ueppigkeit athmet. Das Monument seines Beschützers (wenn Pius VII. wirklich diesen Namen verdient) muß, um es nach seinem wahren Werthe zu würdigen, nach Bernini gesehen werden. Man weiß, daß Canova viele Mühe hatte, dieses Heer von Allegorieen zu unterdrücken oder vielmehr auf angemessene Dimensionen zu reduciren, das gewöhnlich die Päpste und Cardinäle begleitet, diese christliche Liebe, diese Weisheiten, diese Wunderkräfte des heiligen Petrus, die gleichsam die Schleppenträger ihres Grabes sind; er war genöthigt, eine Mittelstraße einzuschlagen, und sie in eine Art von Ruheplatz einzuschließen; sein Ganganelli zunächst, und dann sein Rezzonico sind Neuerungen und Vervollkommnungen. Thorwaldsen ist weiter gegangen und hat sich von all diesem Zubehör und Anhängsel befreit. Sein Papst steht aufrecht auf seinem Grabe (nach dem Vorbilde des Grabmahls der Scipionen) mit seiner Tiare, die neben ihm liegt: das ist zugleich eine schöne Composition und eine schöne moralische Lehre. Das sibi viventi posuit ist häufig bei den Mausoleen des alten und neuen Roms; und die Ordensregel der Mönche von la Trappe, die jeden Tag ihr Grab graben, rechtfertigt überdies die hohe Einfachheit dieses Grabmahls. Der Character des Papstes selbst berechtigte den Künstler zu dieser Wahl: er war, sagt man, der sanfteste und einfachste Mensch. So sieht man denn einmal einen Papst wie einen Apostel ruhen! Die Reinheit und die Strenge der Sitten, die dem Christianismus und dem Norden angehört, wiegen alle Pracht antiker Draperieen und Ornamente von Alabaster auf, die an seinen Vorgängern auf eine profane Weise verschwendet worden sind. Ein Mann, der sein ganzes Leben lang das Memento homo, quia pulvis es predigt, soll davon auch überzeugt scheinen, oder seine Verwandten für ihn, mindestens auf seinem Grabe. Aber die große Masse, (und ich begreife unter der Masse die Cardinäle und Fürsten so gut wie das Volk) hat anders geurtheilt. — Die Aehnlichkeit des heiligen Vaters ist treffend, wie in allen Abbildungen von Pius VII., die ich gesehen habe; es würde schwer seyn, eine schlechte zu machen, wegen der ganz besondern Eigenthümlichkeit seiner Gesichtszüge und seiner ganzen Person.

Nah bei dem Papst sahen wir die Büste seines Ministers Gonsalvi, gleichfalls bestimmt, auf sein Grab gestellt zu werden; es ist ohne Widerspruch die schönste, die existirt. Thorwaldsen hat seine Hand und seine Seele darin verewigt: alles ist darin wahr und getreu wiedergegeben und überdies noch ganz moralischer Ausdruck. Die dichten Augenbrauen, von Jahren und Gedanken belastet, das tiefliegende Auge, der zahnlose Mund, die hohlen Wangen des Staatsmannes sind getreu nachgebildet und alles, was in ihm unedles und gemeines war und alles, was den Hofmann bezeichnete, kräftig beseitigt. Es ist ein schönes Werk, welches die Vielseitigkeit des Talentes des Künstlers bezeugt und beweist, daß es ihm in untergeordneter Gattung eben so wohl gelingt als in den Compositionen, die Großartigkeit erheischen.

Diese letzten Producte Thorwaldsens waren noch in seinem Hause und um sie zu sehen, verließen wir sein Atelier auf dem Platze Barberini. Vielleicht trieb uns Neugierde vorzüglich dahin. Wenn Gerard wegen des aristokratischen Tones seines Salons bekannt ist, und wenn man weiß, daß Girodet den ganzen Luxus von Paris in die Mitte

selbst der Unordnung seines Ateliers schaffte, worin er von Camuccini nachgeahmt und übertroffen wurde, so ist es interessant zu sehen, wie Thorwaldsen alle diese Weichlichkeiten verachtet und fortfährt, in der via Sistina dasselbe Haus zu bewohnen, das er bezog, als er zum erstenmal nach Rom kam. Er zeigte die größte Artigkeit, indem er uns von einem Zimmer zum andern führte, und in der That kann der Bewunderer seines Genius ihn nicht ohne ein Gefühl von Dankbarkeit verlassen. Die ersten Zimmer nehmen einige Bas-reliefs ein. Hetrurische Vasen, für welche er einen Enthusiasmus hat, in welchem nur David mit ihm wetteifert, und einige Malereien schmücken seinen Saal, woraus übrigens jede andre Verzierung verbannt ist. Die Gemälde, die er besitzt, hat er fast alle von einigen jungen deutschen Künstlern gekauft, die er mit einem löblichen Geist von Nationalität ermuthigt hat; nie wendet sich ein Künstler vergebens an ihn; die Fremden finden bei ihm wohlwollenden Rath und reelle Hülfe. Die schönsten Stücke hiervon sind in seinem Schlafzimmer. Zwei von Dante entnommene Gegenstände und, ich glaube, von Koch behandelt, scheinen seine Vorliebe verdient zu haben: man findet darin das Düstere und das Naive der deutschen Einbildungskraft gepfropft auf die wollüstige Melancholie der Italiener. Sein Haus ist fast ohne Mobilien; nirgends Teppiche; der mit Ziegelsteinen ausgelegte, überall unbedeckte Fußboden gab ihm das Ansehen einer Werkstatt, wozu es auch mehr als einmal diente. Sein Bett war so, daß es ein Zögling verschmäht haben würde; seine Garderobe die eines Philosophen; sein Schatz eine ausgewählte Sammlung von geschnittenen Steinen, die er mit Vergnügen vor unsern Augen ausbreitete, nachdem er eine große Anzahl von Decorationen und Orden bei Seite gelegt hatte, die ihm von verschiedenen Souverains ertheilt worden sind, die er verdient zu haben sich begnügt und niemals trägt. Die Einfachheit, mit welcher er dies alles that, gefiel mir eben so sehr als die Sache selbst. Die erheuchelte Verachtung des Reichthums und der Größe ist schlimmer noch als der Stolz des Purpurs: aber Thorwaldsen hält sich gleichweit von beiden Extremen entfernt. Seine Leidenschaft für die Kunst ist wie die Religion des Ascetikers: sie verschlingt und verlöscht alle kleinen Fehler, alle gemeinen Eitelkeiten. *)

Thorwaldsen ist reich und verdankt seinen Reichthum seiner Kunst. Er ist weniger freigebig oder minder als solcher bekannt, wie Canova; aber ich kann die Beschuldigung des Geizes, die ihm die Römer bisweilen machen, nicht für gegründet halten. Eben so wie Canova, und ungeachtet man ihm vielfach entgegenkam, hat er sich nicht verheirathen wollen; und, als ehelos, ist er nicht minder ausgezeichnet durch seine Sittlichkeit, wie sein Nebenbuhler Camuccini als Gatte: das Geschlecht der Razzi und der Cellini ist ausgestorben oder findet sich nur noch in den niedern Sphären der Kunst. Thorwaldsen ist ein Mann, der einer andern Zeit angehört: gut, einfach und bestimmt, empfänglich für die Schönheit, aber die Kraft vorziehend; sein Character wie sein Genius ist ernst, männlich stark und zuweilen rauh. Canova hat ihn bei seinem Tode ohne einen wahren Mitbewerber hinterlassen. Kleine Eifersüchteleien hatten sich unter ihnen erhoben: wie sie entstanden, wie sie sich verlängerten, können selbst die nicht genau bestimmen, die beide vertraut kannten. Man sagt, Thorwaldsen sey von Natur zu Aufwallungen des Stolzes geneigt, die man nie bei Canova fand, und, da ihre Rivalität jede Berührung der Art empfindlicher machte, so trat zuerst zwischen ihnen Kälte und Entfernung und zuletzt eine tiefe Abneigung ein. Eben so erkaltete mählig und erlosch endlich ganz die sehr lebhafte Freundschaft, die zwischen Thorwaldsen und Camuccini herrschte. Aber man führt keinen bestimmten Fehler an, der einen dieser Künstler in ein schlechtes Licht stellen könnte.

Ich verließ Thorwaldsen nach einem Besuch von drei Stunden und ich habe nicht nöthig hinzuzusetzen, für mich noch immer zu früh. Unter vielen Entschuldigungen über meine Zudringlichkeit und über den ihm verursachten Zeitverlust, dankte ich ihm aufrichtig und nahm Abschied von ihm. Einige Wochen nachher wiederholte ich meinen Besuch, um ein neues Vergnügen in der Betrachtung seiner Werke und in seiner Unterhaltung zu finden, und bei meiner Abreise von Rom ließ ich wenige Freunde zurück, die ich so innig und so gerechterweise schätze als Thorwaldsen.

*) Der Ritter Thorwaldsen hat inzwischen lange in vertrautem Umgange mit dem jetzigen Könige von Baiern, dem damaligen Kronprinzen, gelebt und einen der ersten Plätze unter den zahlreichen Künstlern eingenommen, die dieser seiner Gesellschaft und seines Schutzes würdigte. Das außerordentlich liberale Benehmen Ludwigs contrastirte auffallend mit dem mehrerer anderer europäischer Prinzen. Ich erinnere mich in dem Atelier von Chauvin ein Gemälde gesehen zu haben, das eine der Abendpartieen zu Ripa grande darstellt, wo der Prinz, seinen Rang vergessend, sich von seinen Freunden durch nichts als seine Leutseligkeit und seinen Geschmack unterschied. Die Scene war interessant durch ihre äußerste Wahrheit; alles war Portrait, und die Portraits waren vollkommen als solche. †)

Thorwaldsen ist auch Mitglied der Akademie von Saint-Luc und einige Zeit lehrte er daselbst die Sculptur. Wirklich wurde ein Versuch gemacht, ihn davon auszuschließen, wegen seines Protestantismus, oder ihn dahin zu bringen, seine Entlassung zu nehmen: es ist ehrenvoll für Rom und die römischen Künstler, die die Mehrheit der daselbst wohnenden Mitglieder bilden, daß dieser Versuch auf der Stelle und gänzlich scheiterte.

†) Auf der Reise, die der König von Baiern ganz neuerlich nach Rom gemacht, hat er sich einen Augenblick wieder in der Mitte seiner alten Freunde und seiner Künstler-Umgebung befunden. Folgendes las man vor Kurzem darüber in den Tagsblättern: „Am 4. Mai besuchte der „König von Baiern die Werkstätten der berühmtesten Künstler, die zu „Rom jetzt leben, und zog dann den berühmten Bildhauer Thorwaldsen „an seine Tafel. Abends gegen 9 Uhr versammelten sich mehr als hun„dert deutsche Musiker unter den Fenstern des erlauchten Reisenden und „führten da ein sehr schönes „Domino salvum fac regem" auf. Der „König kam in den Garten herab und dankte den Musikern, seinen „Landsleuten, auf das Schmeichelhafteste."

Helvetische Ichthyologie, oder ausführliche Naturgeschichte der in der Schweiz sich vorfindenden Fische. Herausgegeben von Georg Leonhard Hartmann.

Der durch andere naturwissenschaftliche und historische Arbeiten längst rühmlich bekannte Verfasser, hat sich durch die vorliegende, welche er der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft zueignet, ein nicht geringes neues Verdienst erworben. Noch ist, verhältnißmäßig zu den meisten übrigen Klassen des Thierreichs, die der Fische sehr vernachlässigt geblieben, und es liegt die Naturgeschichte dieser, dem Menschen doch so vielfach nutzbaren Thiere noch im großen Dunkel. Wenn die kalten und stummen Fische Theilnahme nicht einflößen und die Aufmerksamkeit nicht gleichartig wie andere Thierklassen auf sich ziehen können, so bietet ihr Aufenthalt und Naturell hinwieder der Beobachtung und Untersuchung auch ungleich größere Schwierigkeiten dar. So geschieht, daß, wie andere schwierige Zweige der Naturbeschreibung, durch den großen Aufschwung, welchen die Naturwissenschaften in unsern Tagen erhielten, und durch die zusammenwirkenden Arbeiten einer Menge über den ganzen Erdball zerstreuter Mitarbeiter, auch die Ichthyologie eine völlig neue Gestaltung zu empfangen sich jetzt vorbereitet. Wenn vor etwa einem Vierteljahrhun-

dert noch, Gmelin, Bloch und Lacepède an 1300 bis 1400 Arten der Fische in ihren systematischen Katalogen zu verzeichnen im Stande waren, so besitzt gegenwärtig das königliche Museum in Paris allein nur über 4000 Arten, und täglich treffen neue Bereicherungen durch Reisende, welche die Meere und Flüsse untersuchen, ein. In gleichem Verhältnisse haben sich dann aber auch die Arbeiter und ihre Leistungen vervollkommnet, die Zergliederung wird überall zu Hülfe gerufen und für Methoden berathen, die der Beobachtung Schritt für Schritt folgend, den Namen der naturphilosophischen nun mit vollem Rechte verdient haben. Von Cuvier, dem vielberühmten Manne, wird auch die Restauration der Ichthyologie erwartet und sein großes Werk einer Naturgeschichte der Fische soll der Erscheinung bereits schon nahe seyn.

In allen diesen Aussichten für die Erweiterung der Wissenschaften darf nichts Abschreckendes für den Einzelnen gefunden werden, der, ob zwar in minder günstigen Umgebungen und in beschränkterem Kreise, die Natur zu beobachten im Fall war, dieses mit Tüchtigkeit und Treue gethan hat, und die Ergebnisse seiner Forschungen als Beitrag zu dem großen wissenschaftlichen Baue liefern will. Dieses hat Hr. Hartmann gethan; er gewährt aber zugleich auch der schweizerischen Naturgeschichte eine wesentliche Bereicherung, indem er für ihre Fische giebt, was früherhin für ihre Säugethiere Römer und Schinz, für ihre Vögel Meisner und Schinz, für ihre Schaalthiere Studer, für die Insekten Füßly, von Clairville u. s. w. gegeben hatten, indem er alles bisher von schweizerischen Fischen Bekannte, auch was darüber in Reisebeschreibungen, Ortsbeschreibungen, Chroniken, Zeitschriften und andern leicht übersehenen Niederlagen gefunden werden mag, fleißig gesammelt, verständig gesichtet und gewürdigt, vollends denn aber mit eignen Zuthaten vermehrt, nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft geordnet und in gefälliger Darstellung mitgetheilt hat. Der Verfasser selbst äußert sich so bescheiden als richtig über seine Arbeit u. a. also: „Vielleicht, daß dieser noch mangelhafte Versuch eine Veranlassung wird, durch eine Meisterhand desto eher etwas Vollständiges und Vollendetes zu erhalten. Eine Fauna oder Flora, indem sie vornämlich das örtliche zu berücksichtigen hat, bleibt immerhin weit unter dem Standpunkte allgemeiner Ansichten, und soll darum nie nach sehr großen, allgemeinen Resultaten streben wollen. Die Masse einzelner Beobachtungen zu vergrößern und zu berichtigen ist es, was sie eigentlich leisten soll. Sie ist theils eine Materialiensammlung für den Naturforscher, dessen Genie sie, in Vergleichung und Verbindung mit andern Materialien, einst zur Darstellung einer Ansicht des großen Ganzen zu gebrauchen versteht. Andern Theils kann sie auch ein Leitfaden für den Landbewohner werden, die ihn umgebenden Thiere oder Pflanzen, zu seiner Benutzung, oder zu Verhütung ihres Schadens, genauer beobachten zu lernen, wodurch sie zugleich ein Hülfsmittel zu immer neuen Entdeckungen wird."

Um ein Beispiel von der mit eigener Beobachtung überall ausgestatteten Beschreibung des Verfassers zu geben, wählen wir einige der Geschichte des Lachses (Salmo Salar) enthobene Angaben.

„Der Lachs hält sich einen Theil des Winters durch in der Nord- und Ostsee auf, vorzüglich in ersterer. Im Frühling kömmt er in die Flüsse, wo er den ganzen Sommer und Herbst über verbleibt, oder vielmehr immer höher, aus den größern Flüssen und durch die Landseen hindurch bis in die Gebirgsbäche wandert. Wenn er im März mit den Fluthen und dem Winde, welchen die Fischer den Lachswind nennen, aus der See sich in die Ströme begiebt, so tritt er mit dem Monat Mai im Rheine schon zu Basel in die Schweiz ein; andere folgen später; die größten Züge im October und Anfangs November. Außer dem Rhein geht der Lachs in die übrigen Schweizerflüsse gewöhnlich nicht vor dem August. Bei Basel gehen sehr viele in die Wiesen zu laichen. Bei Coblenz im Canton Aargau, verfolgt ein Theil der Züge den Rheinstrom; ein anderer aber dringt in die Aare, und indem ein Theil der Wanderer dann diesen Fluß verfolgt, lenken wieder andere von ihm in die Reuß oder Limmat ab. Im Rhein überspringen sie den Rheinfall bei Laufenburg und dringen bis zu dem mächtigeren bei Schaffhausen vor. Bei diesem aber sind auch dem stärksten Lachse die Felsen zu hoch und zu steil, und der Fall der Wassermasse ist zu gewaltsam, als daß sich je ein Fisch hinüberzuschwingen vermochte, daher ist diese Stelle der Endpunkt seiner Reise im Rhein. Einige, die nicht bis dahin den Rheine nachschwimmen, schwärmen in die Mündung der Töß, oder in die Thur, und streichen in letzterer zuweilen bis an die Gränzen des Bezirkes Untertoggenburg im Canton St. Gallen. In der Aare zieht dieser Fisch bis nach Thun im Canton Bern; in der Reuß bis nach Luzern, und aus dieser geht er auch bis nach Schüpfen ins Emmenthal. Was aus der Limmat bis in den Zürichsee entronnen ist, durchschwimmt diesen ganz, und ging sonst, theils in die Glarner-Linth, bis hinter das Linththal hinauf, theils folgten sie der Maag, durchschwammen den Wallensee und verfolgten dann noch weit die Seez im Sarganserland. Ungeachtet der Einleitung der Linth in den Wallensee um ihre Thalsümpfe auszutrocknen, geht der Lachs dennoch nunmehr aus diesem See in die Linth und wie früher auch in die Seez. Obgleich die Lachse im Anfange ihres Zuges vorzüglich schnellströmende Gewässer lieben, so suchen sie, wenn einmal die Laichzeit herannaht, doch kleine Flüsse auf, um ihren Rogen zwischen Steinen und Vertiefungen abzusetzen. Die Laichzeit fängt bei uns im September an und dauert bis Weihnacht. Ein einziges Weibchen kann gegen 30,000 Eier legen; sie sind roth und in der Größe des Mohnsaamens. Um von einem der höchsten Punkte über der Oberfläche des Meeres zu sprechen, auf den sich der Lachs, um zu laichen, begiebt, will ich hier seinen temporellen Aufenthalt in der See beschreiben. Gegen Ende August langt er aus dem Wallensee in diesem Flusse an und wird da Rheinlanke genannt. Die Reise des Fisches geht über das Dorf Mels hinaus, bis in das Melsertobel, wo die Seez aus dem Weißtannenthal in den Abgründen zweier Felsen herrein stürzt. Hier überspringen die Lachse noch einen Mühlendamm von ungefähr funfzehn Fuß Höhe und enden dann in der Anschwellung dieses Dammes ihre Reise in der Seez. Ihren Laich setzen sie weniger in diesem Flusse, als in Nebenbächen, die in denselben fließen, ab. Diese Bäche sind so wenig tief, daß den großen Lachsen beim Laichen oft ihre Rückenflosse über das Wasser hinausreichen. Es ist daher schädlich, wenn an solchen Orten zur Zeit des Laichs die Gewässer plötzlich anschwellen, weil dadurch viel Rogen fortgerissen wird; noch weit schädlicher aber, wenn die Wasser sehr klein werden, bevor der Rogen lebend wird, indem dadurch vieler aufs Trockne zu sitzen kömmt und ganz verderben muß. In der zehnten Woche ungefähr nachdem der Rogen abgelegt, kriechen die Fischchen aus den Eiern; sie halten sich aber doch noch gern an der Stelle verborgen, die gleichsam ihre Wiege ist, bis die Frühlingswärme sie in unzählbaren Schaaren in die tiefern Flüsse lockt. Zuweilen schon im März und April zeigen sie sich im Rhein, aber erst im Sommer reisen die Sälmlinge, in der Regel, bei Basel den Rhein ab und eilen dem Meere zu, wo sie dann zu Salmen erwachsen. Die alten Fische kehren sogleich nach dem Laichen, äußerst mager und entkräftet, im Dezember und Januar ins Meer zurück."

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 194 Hamburg, Sonnabend den 16. Juni 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Danton, Robespierre und Marat.

(Aus Sir Walter Scott's Leben Napoleons.)

Drei Schreckensmänner, die, wir hoffen es, in langer Zeit als Böwichter nicht ihres Gleichen in der Geschichte finden werden, hatten an ohne Nebenbuhler die Leitung der Jacobiner und man nannte sie s Triumvirat.

Danton verdient zuerst genannt zu werden, weil er seinen Collegen Talent und Kühnheit überlegen war. Er war ein Mann von riezem Wuchse und hatte eine Donnerstimme. Er war nicht minder ein reund des Lasters als der Grausamkeit, und man sagte, er habe sich Zeiten inmitten seiner Schwelgereien vermenschlicht, über den Schrecken lacht, den seine wüthenden Declamationen verursacht, und dann habe an sich ihm mit der nämlichen Sicherheit nähern können, wie dem aelstrom zur Zeit der Fluth. Der Ueppigkeit fröhnte er in einem Maaße, daß seine Popularität dabei gefährdet war; denn der Pöbel cht leicht scheel zu einem verschwenderischen Aufwande, weil seine Günstge sich dadurch zu hoch über ihn stellen, und eine wider Beamte vorbrachte Beschuldigung wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder findet ts leichten Eingang bei ihm.

Robespierre hatte das vor Danton voraus, daß er nicht nach Reichum zu streben schien, weder um sich Schätze zu sammeln, noch um rschwenden zu können, er lebte vielmehr in einer scharfen ökonomischen rückgezogenheit, um den Namen des Unbestechlichen zu verdienen, mit ihn seine Anhänger beehrten. Er scheint nur wenig Talent beßen zu haben, außer einem tiefen Fonds von Heuchelei, großer Stärke Trugschlüssen und einer kalten ausschweifenden Manier in einem ortrage, der dem guten Geschmack so fremd war, als die von ihm vorschlagenen Maaßregeln der gewöhnlichen Menschlichkeit. Es gränzte n das Wunderbare, daß selbst das Brodeln und Kochen des revolutioiren Kessels ein Wesen vom Grunde hatte heraufbringen und so lange ben erhalten können, dem aller Anspruch auf öffentliche Auszeichung so gänzlich abging: aber Robespierre durfte ja nur dem Pöbel apuniren, und er verstand sich darauf, diesen zu bethören, indem er ine Schmeicheleien nach dessen Leidenschaften und Fassungsvermögen odelte und fleißigen Gebrauch von Verschlagenheit und Heuchelei achte, die bei der Menge mehr gelten als Worte der Beredtsamkeit der Argumente der Weisheit. Das Volk horchte auf ihn als auf inen Cicero, wenn er es in seiner scharfen Betonung „Pauvre peuple, euple vertueux" apostrophirte, und eilte, dasjenige auszuführen, was, mochte seyn was es wollte, ihm in solchen verzuckerten Phrasen anpfohlen wurde, wenn es gleich von dem verworfensten Menschen und ür die verruchtesten und unmenschlichsten Zwecke erdacht worden war.

Eitelkeit war die herrschende Leidenschaft Robespierre's, und obgleich seine Seele sich in seinen Zügen abspiegelte, war er selbst auf äußere Persönlichkeit eitel und nahm im Aeußeren nie das Wesen eines Ohnehosen an. Unter seinen jacobinischen Genossen zeichnete er sich durch sein sauber geordnetes und gepudertes Haar aus, und durch die Nettigkeit seines Anzugs suchte er die Gemeinheit seiner Person auszugleichen. Seine Zimmer waren, obgleich klein, doch elegant, und die Eitelkeit hatte sie mit Abbildungen ihres Besitzers angefüllt. Robespierres Bildniß in ganzer Figur hing an der einen, sein Miniaturgemälde an der anderen Stelle, seine Büste stand in einer Nische, und mehrere Medaillons, die seinen Kopf en Profil darstellten, lagen auf dem Tische. Die Eitelkeit, die sich in diesem allen aussprach, trug den kältesten und selbstsüchtigsten Charakter, der in einer Nichtbeachtung eine Kränkung und in der Huldigung einen schuldigen Tribut sah, so daß das Lob ohne Dankbarkeit aufgenommen, dessen Vorenthaltung aber mit dem tödtlichsten Hasse bestraft ward. Eine Selbstliebe dieser gefährlichen Art ist enge mit Neid gepaart, auch war Robespierre einer der neidischsten und rachgierigsten Menschen, die je gelebt haben. Man weiß nicht, daß er je eine Widersetzlichkeit, einen Affront oder selbst eine Mitbewerbung verziehen hätte, und wer in dieser Beziehung in seinem Denkbuche bemerkt worden war, durfte seines Todesurtheils, wenn auch nicht gleich im Augenblicke, sicher seyn. Danton war, verglichen mit diesem kalten, alles berechnenden, kriechenden Bösewicht ein Held; denn seine Leidenschaften hatten, wenn sie gleich auch ausschweiften, doch einigermaaßen einen Anstrich von Menschlichkeit, und seine thierische Wildheit beruhete auf einem brutalen Muth. Robespierre war ein Feigherziger, der die Todesurtheile nur mit zitternder Hand unterschrieb, obgleich sein Herz kalt dabei blieb. Er hatte keine Leidenschaften, welchen man seine Laster schuld geben könnte: er übte diese mit kaltem Blute und nach reiflicher Ueberlegung.

Marat, der Dritte dieses höllischen Triumvirats, hatte die Aufmerksamkeit der niedrigeren Classen durch die Heftigkeit seiner Gesinnungen, die er in seinem Journale aussprach, welches er vom Anfang der Revolution an in einem Sinne leitete, daß es vor allen andern ihre auf einander folgenden Veränderungen beförderte, auf sich gezogen. Seine politischen Ermahnungen begannen und endigten wie das Geheul eines mordlustigen Bluthundes; oder wäre es möglich gewesen, daß ein Wolf hätte ein Journal schreiben können, so hätte die rippendürre, ausgehungerte Bestie nicht gieriger nach Blutvergießen dürsten können. Blut war Marat's stetes Begehr; aber nicht tropfenweise aus der Brust eines Einzelnen, nicht in kleinen Strömen von der Hinmetzelung einer Familie, nein, in ganzen See'n. Seine gewöhnliche Berechnung der Köpfe, die fallen sollten, belief sich auf 260,000, zuweilen auch wohl auf 300,000, war aber nie geringer, als die erstgenannte Zahl. Man muß hoffen, und wir möchten zur Ehre der menschlichen Natur daran

glauben, daß bei diesem unnatürlichen Hange zur Grausamkeit etwas Wahnsin im Spiel gewesen sey, auch scheinen die wilden und garstigen Züge des Buben eine Art Geisteszerrüttung angedeutet zu haben. Marat war, eben so wie Robespierre, ein Feiger. Mehrere Male in der Nationalversammlung denuncirt, verbarg er sich, statt sich zu vertheidigen, und hielt sich dann inmitten seiner Kehlabschneider in einem dunkeln Bodenkämmerchen oder in einem Keller versteckt; sein Todesgekrächz ließ sich aber, gleich dem Unheil verkündenden Rufe einer Eule, wieder vernehmen, sobald sich ein neuer Sturm erhob. So war das sonderbare und heillose Triumvirat beschaffen, in welchem ein gleicher Grad kannibalischer Grausamkeit, nur aus verschiedenen Ursachen und Absichten, bestand. Danton mordete, um seine Wuth zu kühlen, Robespierre, um eine gekränkte Eitelkeit zu rächen, oder einen beneideten Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, und Marat aus dem nämlichen blutgierigen Instinkte, der den Wolf veranlaßt, seine Verheerung unter der Heerde noch lange nachher, wenn sein Hunger schon gesättigt ist, fortzusetzen.

Danton verachtete den Robespierre seiner Feigheit wegen, Robespierre aber fürchtete die wilde Kühnheit Dantons, und bei ihm hieß fürchten hassen und hassen — wenn die Stunde gekommen war — vernichten. Auch in der Ausführung ihres furchtbaren Regierungssystems waren sie verschiedener Meinung. Danton führte oft den Ausspruch des Macchiavel im Munde, daß, wenn Blutvergießen Noth thue, eine große Metzelei auf einmal einen schreckenderen Eindruck mache, als eine Menge Hinrichtungen im Einzelnen. Robespierre hingegen sah in dem letzteren Verfahren das beste Mittel, die Schreckensregierung im Ansehen zu erhalten. Marats Appetit aber war nur durch beide Mordarten zugleich zu stillen. Sowohl Danton als Robespierre mieden, so viel als möglich, die Nähe des blutgierigen Marats.

Unter den genannten drei Ungeheuern hatte Danton die Energie, die den Girondisten abging, und wußte gut Bescheid um die geheimen Bewegungen der Aufstände, zu welchen jenen der Schlüssel fehlte. Seine Laster: Zorn, Ueppigkeit und Beutelust, waren doch, wenn auch noch so furchtbar, den Attributen sterblicher Menschen beizuzählen; der Neid des Robespierre aber und der instinktmäßige Blutdurst des Marat waren teufelischer Art. Dem Danton konnte man sich, gleich der riesigen Schlange, Boa genannt, wenn beutesatt, mit einiger Sicherheit nähern; Marats Blutgier aber glich jener des Roßigels, die immer sagt, mehr, mehr! und die Mordlust des Robespierre ist dem Nagewurm zu vergleichen, der nie stirbt und keinen Augenblick Ruhe gestattet. Durch Ueberlassung vieler Beute, zur Befriedigung seines Hanges nach Ueppigkeit, wäre es den Girondisten vielleicht möglich gewesen, Danton auf ihre Seite zu bringen; den Robespierre aber würde während der obersten Herrschaft in Frankreich nichts haben zufrieden stellen können, und Marat würde nur durch einen unendlichen Blutstrom des unglücklichen Landes zu sättigen gewesen seyn. Hätte man aus dem verabscheuungswürdigen Triumvirat einen Collegen wählen müssen, so würde, das ist eine ausgemachte Sache, Danton noch immer der beste gewesen seyn.

Die Catalani und Rossini.

(Aus einem jüngst in London, bei W. Clarke, erschienenen, sehr interessanten Werke, betitelt: Musical Reminiscences of an Old Amateur, chiefly respecting the Italian Opera in England for fyfty Years, from 1773.)

Die Catalani.

Nach dreijähriger getheilter Regierung, beginnt der Verfasser (Graf Mount Edgecumbe), zogen sich die Damen Billington und Grassini zurück, die erstere im vollen Besitz aller ihrer Kraft das Theater gänzlich verlassend, die andre kluger Weise nach Italien zurückkehrend, weil sie sah, daß die hohe Gunst, in der sie gestanden, ein wenig auf die Neige ging. Die große Catalani, deren Ruhm weithin erschollen ist, trat an die Stelle beider und hatte mehrere Jahre das Regiment ganz allein, denn sie wollte keine Rivalin noch irgend einen Sänger dulden, der stark genug gewesen wäre, seinen Theil vom Applaus abzubekommen. Von dieser berühmten Sängerin ist es wohlbekannt, daß ihre Stimme von höchst ungewöhnlicher Kraft und fast übernatürlicher Leistungen fähig ist. Ihre Kehle scheint, selbst nach der Angabe von Aerzten, mit einer seltnen Dehnkraft und Muskelregsamkeit begabt zu seyn, und steigert sie ihre Stimme aufs höchste, so hat dieselbe eine Fülle und eine Stärke, die zum Erstaunen hinreißt; nicht minder bewundernswürdig ist ferner deren Geläufigkeit in den die Scala in halben Tönen auf- und abwärts laufenden Trillern, so wie ihre Leichtigkeit in dem Ueberspringen von zwei Octaven auf einmal. Es wäre zu wünschen, sie wäre weniger darauf bedacht, das Wundervolle dieser Fähigkeit zu zeigen, und suchte mehr darnach zu gefallen, als in Erstaunen zu setzen: aber ihr Geschmack ist verdorben, daher sie jede einfache Arie durch ein Uebermaaß von angebrachten Verzierungen zu Grunde richtet und hauptsächlich Vergnügen an Gesängen von kühnem und feurigem Character findet, wo ihr ein Raum zu ihrer Discretion (oder Indiscretion) bleibt und sie nicht durch die Begleitung eingeengt ist, sondern sich den ad libitum Passagen mit einer Ueppigkeit und Unbegränztheit hingeben kann, wie vor ihr noch kein Sänger es vermocht, oder, wenn auch dieses, doch nicht ausgeführt hat, und was sie bis zum fantastischen Uebermaaß treibt. Sie singt gern Variationen über irgend eine bekannte einfache Arie; kürzlich hat sie diese Liebhaberei aber bis zur Absurdität getrieben, indem sie sogar ohne Worte, Violin-Variationen gesungen hat. Dieses ist ein absoluter Unsinn, ein bedauerlicher Mißbrauch des herrlichsten Instruments, der Menschenstimme, und der entzückenden Gabe des Gesangs. Wo ich dergleichen Ausgeburten höre, es sey nun in der Vocal- oder in der Instrumental-Musik, da fällt mir immer die Aeußerung eines nun verstorbenen edlen Staatsmannes bei, berühmter wegen seines Witzes als seiner Musikliebhaberei halber, der, als er über die außerordentliche Schwierigkeit irgend einer Spielart sprechen hörte, die Bemerkung machte, er wollte, es wäre eine Unmöglichkeit.*) Aus dem Gesagten ergiebt sichs nun schon hinlänglich, daß die Catalani eine schlechte Auswahl in der Musik trifft, und daß sie die, ausdrücklich für sie geschriebenen Werke unbedeutender Componisten den regelmäßigen von bessern Componisten vorzieht. Einen solchen ganz nach ihrem Sinn fand sie hier in Puccitta, der mit einem Paar leichten, jedoch gefälligen, komischen Opern Glück gemacht hat. Ihm übertrug sie es, ihrer halben mehrere ernste zu componiren; diesem war er aber nicht gewachsen, und sie fielen alle sehr mittelmäßig aus. Sie sang jedoch auch in vielen andern, als: in der Semiramis von Portogallo, die sie zu ihrem Debüt wählte, die aber Bianchi's Mithridat und Elfrida bei weitem nicht erreichte; auch, jedoch mit großem Widerwillen, weil sie Mozarts Musik, die den Sänger zu sehr in der Controlle des Orchesters hält, und ihn nöthigt, im Tact zu bleiben

*) Dieses bon mot wird ziemlich allgemein dem Dr. Johnson zugeschrieben, ich habe triftigen Grund zu glauben, daß es von dem erwähnten edlen Lord herrühre, von dem noch ein ähnliches in Erinnerung ist, das sich auf Widerwillen an Musik bestätigt. Als man ihn fragte, warum er nicht auch die alterthümlichen Concerte unterschreibe, wie es doch sein Bruder, der Bischof von W....., gethan, antwortete Se. Herrlichkeit: „Ja, wenn ich so taub als mein Bruder, so unterschriebe ich auch.“

womit sie es nicht sehr genau zu nehmen pflegt, nicht leiden konnte, in la Clemenza di Tito. Auch hat sie bei uns zuerst „Figaros Hochzeit," worin sie die Partie der Susanne bewundernswürdig gab, auf die Bühne gebracht. In den Horatiern hatte sie die erste Sopran-Partie des Curiatio und die Ferlendis, eine ziemlich gute Actrice, damals prima nulla, hatte die erste weibliche Rolle. Sie nahm aber gar keine Rücksicht auf den Gesammt-Effect einer Oper und auf die Form all der andern Charactere, wie nachtheilig es auch den übrigen Mitagirenden seyn mochte, sobald es sich um ihre grillenhafte Wahl der eignen Partieen handelte. So erhielt die Madame Dussek auf ihr Anstiften in der Oper Dido die Rolle des Aeneas, obgleich dazu weder ihre Stimme, ihre Gestalt, noch ihre Action paßlich war. In einer andern Oper erhielt Madame Dussek die erste weibliche Rolle, und sie nahm für sich die erste männliche. Zuletzt eignete sie sich auch die Partieen als prima buffa zu, und gefiel auch hierin. Mir gefiel sie in der That besser in den komischen Opern als in den ernsteren, weil sie in den ersteren mit mehr Einfachheit und ungekünstelter sang. Ihr Spiel war vortrefflich in beiden: majestätisch, kraft- und ausdrucksvoll in der einen; natürlich, lieblich und edel in der andern. Ihr Gesicht und ihre Gestalt paßten für beide; denn sie ist sehr hübsch, und ihre Züge nehmen sich für schön auf dem Theater aus, konnten auch eine große Abwechselung in Ausdruck geben. Obgleich der Umriß ihrer Züge entschieden tragisch ist, so kann sie sie doch bis zum reizendsten Lächeln mildern und nicht allein den Character der Munterkeit, sondern selbst den der Miaiserie und Erzeinfalt annehmen; so daß sie allen Rollen gewachsen ist. Deshalb kann sie bei allen ihren Fehlern (und deren hatte wohl keine große Sängerin so viel) für eine sehr große Künstlerin gelten, und hätte, wenn gesunder Geschmack und richtiges Urtheil die natürlichen Fähigkeiten, womit sie in so hohem Grade begabt ist, leiteten, eine vollendete seyn können.

Die Catalani war nun die einzige Sängerin von einiger Bedeutung, die in England blieb und beide Fächer füllte; da jedoch eine Sängerin noch keine Oper bildet, *) sie aber einerseits niemand neben sich leiden konnte, und die Direction andrerseits durch ihre jährlich gesteigerten Forderungen außer Stand setzte, noch andre Mitglieder zu salariren, trat sie im Jahr 1813 vom Theater ab, nachdem sie zuvor bemüht gewesen war es zu kaufen und so dessen Eigenthümerin, Directrice und alleinige Actrice zu werden. Seit sie unsre Bühne verlassen, hat sie keine andre wieder betreten, außer zu Paris, wo sie ein kleines Theater unter ihrer eignen Leitung eröffnete, aber ihre Rechnung nicht dabei fand. Es fällt auf, daß die berühmteste Sängerin und Actrice ihrer Zeit so lange ohne theatralisches Engagement geblieben ist, doch klärt sich dieses aus ihren, alles Maaß übersteigenden Forderungen, **) die es jedem Unternehmer unmöglich machten, dabei bestehen zu können; sie aber hat es mehr nach ihrem Geschmack, vielleicht auch ihrem Interesse entsprechender, gefunden, fast ganz Europa zu bereisen und Concerte zu geben, in welchen sie die Gesangpartieen meistens allein übernahm. Auch England hat sie in dieser Weise besucht, und dürfte es wohl noch öfter, weil sie noch immer eine Vorliebe für dasselbe hat, dort auch in weit höherem Grade bewundert und bezahlt worden ist, als irgend anderswo. Am wenigsten Glück hat sie in ihrem eignen Lande gemacht, wo sie nur wenig gesungen hat, und wo man ihre Talente nur gerade so viel, als sie werth sind, würdigte. Wenn sie in dem Gesagten nicht eben in einem liebenswürdigen Lichte erscheint, so muß man ihr doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, hinzuzufügen, daß ihr Character außerhalb der Bühne durchaus liebenswürdig ist. Sie ist eine vortreffliche Frau und in jeder Beziehung des Privatlebens von unbescholtenem Rufe.

*) Ihr Gemahl, der Herr Valabregue, dachte freilich anders, und soll, wie erzählt wird, gesagt haben: „Ma femme, et quatre ou cinq poupées, voila tout ce qu'il faut."

**) Im ersten Jahr erhielt die Catalani den Gehalt, den Mrs. Billington gehabt, nämlich 2000 Guineen (also 500 mehr, als die Banti). Ich selbst habe gehört, daß sie sagte, das sey erbärmlich wenig, und solle sie bleiben „ci vogliono molte mila lire sterline." Sie forderte, und erhielt dann 3000.

Rossini.

Daß Rossini Genie und Erfindungsgabe besitzt, ist nicht zu läugnen; doch leitet sie kein guter Geschmack, und man könnte sie fantastisch nennen; unerschöpflich sind sie auch nicht, denn er ist ein so eilfertiger und überschwenglicher Componist, daß seine Einbildungskraft bereits am Boden zu seyn scheint und es keinen ärgeren Plagiarius giebt als ihn. Seine Compositionen sind sich einander so ähnlich, und tragen den Stempel des Eigenthümlichen und des Manierirten in solch hohem Grade, daß, während es unmöglich ist, ein Musikstück von ihm nicht sofort zu erkennen, es oft schwer hält, eins von dem andern zu unterscheiden. Ich wenigstens gestehe ganz offen, daß ich es nicht im Stande bin, und daß ich nur wenige seiner Compositionen in meinem Gedächtnisse zu bewahren vermag. Zu dieser großen Identität trägt der Styl, der eben an der Tagesordnung ist, nicht wenig bei. Wenn ein einzelnes Musikstück (oder was als ein solches anzusehen ist) so viele verschiedene Dinge enthalten soll, als woraus man drei oder vier hätte machen können, so mußte des Componisten Einbildung in der That wunderbarlich fruchtbar seyn, wenn man, da das Verlangen nach Neuem sich wenigstens vervierfacht hat, nicht auch öfters wieder auf die nämlichen Ideen stoßen sollte. Von den Rossinischen Opern, die hier gegeben worden sind, vereinigt die La Gazza Ladra alle die Untugenden des neuen dramatischen Styls, die ich gerügt habe, und kann als ein redendes Beispiel gelten. Ihre Finale's und auch viele ihrer sehr zahlreichen pezzi concertati sind ungemein laut, und die gemachte Anwendung von lärmenden Instrumenten scheint mir dem Gegenstande durchaus unangemessen zu seyn. Es kann nichts Albereneres gedacht werden, als die Art und Weise, in welcher diese einfache Geschichte in dem italienischen Stücke (gleich dem Englischen aus einem und demselben Gegenstande, der Pie voleuse, genommen) dargestellt wird, indem man darin ein dienendes junges Bauermädchen, das eines geringfügigen Diebstahls angeschuldigt ist, unter zahlreicher Bedeckung und mit militairischer Musik ins Verhör und zum Richtplatz führen sieht. Aber es ist ja ein Melodrama, bei welchem es nicht allein erlaubt, sondern fast unerläßlich ist, gegen alle Wahrheit, Natur und Wahrscheinlichkeit zu verstoßen. Es kann hier nur geschehen seyn, um dem Componisten freies Spiel zu lassen, sich ganz seiner Liebhaberei für das fortissimo hinzugeben. Sehr beliebt bei seinen Bewunderern ist die Oper Tancred, auch enthält diese allerdings zwei oder drei sehr gute und gefällige Musikstücke: wenn aber die Haupt- oder wenigstens die Favorit-Arie der Hauptperson in einer heroischen Oper so beschaffen ist, daß daraus nicht allein eine Quadrille gemacht werden kann, sondern sie dazu besser als zu irgend etwas anderem geeignet zu seyn scheint, so kann nicht mehr die Rede davon seyn, daß sie schicklich gewählt und am rechten Orte sey. Und dieses ist namentlich der Fall mit der berühmten Cavatine Di tanti palpiti, *) die, obgleich in sich lieblich, doch ganz besonders

*) Ist einer lateinischen Litanei entnommen, die als sein eigen auszugeben, sich Rossini nicht entblödet hat. Seine andre Favorit-Cavatine, Di piacer mi balza il cuore, ist eine Volks-Arie, die die sicilianischen Bauern singen: — so viel über die Originalität seiner beiden volksbeliebtesten Gesänge.

in dem Styl eines wirklichen französischen Contre-Tanzes componirt ist. Aber nicht bloß diese allein, nein die Hälfte von Rossini's Opern sind zu Quadrillen umgewandelt worden, ja sogar Mose in Egitto, ein geheiligtes Oratorium! Wäre es möglich, ein Gleiches mit Händel zu thun, wir würden es für eine Entweihung halten. Was soll man aber von der Urtheilsfähigkeit eines Componisten halten, der zu einem feierlichen Texte eine so leichte und triviale Musik setzte, daß solches möglich war? Oft habe ich in vollem Ernste die Bemerkung machen hören, seine Opern machten sich am besten, wenn sie so ohne die Stimmen gegeben würden. Ein sonderbares Lob für Vocalmusik, die ich immer für das beste Vehikel gehalten habe, um darin Gefühl und Leidenschaft auszusprechen und den Worten einen größern Ausdruck zu geben, als es in anderer Weise möglich seyn würde; daher denn, wenn wirklich gut, beides ungetrennt beisammen seyn muß. Uebrigens hat es mit dem Gesagten seine Richtigkeit und Rossini legt dem Orchester eine solche Wichtigkeit bei und bearbeitet seine Begleitungen dergestalt, daß die Vocalpartie oftmals die untergeordnete ist, die nicht nur nicht unterstützt, sondern selbst erstickt wird.

Die Leichtfertigkeit und der lockere Styl unserer modernen Musik ist für das Ohr, was Flittergold für das Auge: glänzend, auffallend, für einen Augenblick vielleicht fesselnd; sie wird aber nicht Stand halten, und bald in dem Wechsel des Geschmacks untergehen, so daß ich bei der Prophezeihung nichts zu wagen glaube, daß Rossini, wenn er kaum zu schreiben aufgehört, schon vergessen seyn, und seine Musik, wie die so mancher seiner Vorgänger, und die ihm noch überlegen waren, zur Seite gelegt werden wird, während Mozarts Name, so wie die seiner beiden großen Landsleute, Händel und Haydn, ewig leben und man auf ihre, als ächtes Gold auf die Nachwelt übergehende Compositionen, zu allen Zeiten und aller Orten, so lange nur der natürliche Geschmack und Sinn für Musik, der Menschen jeden Alters und in jeder Lage eigen ist, so wie die Liebe zu ihrer wahren und ächten Schönheit fortbesteht, mit Entzücken lauschen wird.

Noch ein Bericht über Göthe.

Wir haben in No. 192 unsr. Bl. einen von Herrn Ampère d. j., aus Weimar über Göthe geschriebenen Brief mitgetheilt. Bei dem hohen Interesse, das für uns Deutsche die Anerkennung des Werthes dieses ehrwürdigen Veteranen unserer Dichter von Seite des Auslandes haben muß, glauben wir unsern Lesern auch nicht vorenthalten zu dürfen, was ein anderer gebildeter Franzos, der Göthe in einem Zwischenraum von 8 Jahren in neuerer Zeit zweimal sah, und sich die Hauptmomente der Unterhaltung mit Göthes eignen Worten möglichst treu sogleich aufzeichnete, darüber hat bekannt werden lassen. Wir geben es ohne weitere Bemerkung mit wörtlicher Treue wieder:

Erster Besuch bei Göthe.

Weimar, den 17. October 1817.

Göthe ist ein Mann von ungefähr neun und sechszig Jahren: mir schien er kaum sechszig. Es ist von Talmys Gestalt, nur etwas stärker; vielleicht auch ein wenig größer. Die Züge seines Gesichts sind groß und von bestimmtem Ausdruck: hohe Stirn, ziemlich breites aber wohl proportionirtes Gesicht; ernster Mund, durchdringende Augen, dunkle Gesichtsfarbe, allgemeiner Ausdruck von Kraft und Nachdenken.

Sein Haus ist prächtig; es wurde, wie man mir sagte, auf dem Platze oder Grunde einer Kirche erbaut. Ueber der innern Thür liest man das Wort: Salve! Er empfing mich in einer, mit Büsten verzierten Gallerie, wo wir dann auf und abgingen. Sein Gang ist träg und langsam, wie sein Sprechen; aber an einigen seltenen jedoch starken Bewegungen, die ihm entschlüpfen, sieht man, daß sein Inneres bewegter als sein Aeußeres ist. Die Unterhaltung, anfänglich kalt, wurde nach und nach belebter; er schien sich darin nicht zu mißfallen; ich genoß einiger Augenblicke, worin sich Göthe mit Vergnügen entfaltete. Er ging und blieb wieder stehen, um mich zu prüfen, oder sich zu sammeln und tiefer in Gedanken einzugehen, oder einen Ausdruck zu suchen, oder ein Beispiel und Details zu geben. Seine Armbewegung ist, wie schon gesagt, sparsam aber maletisch; seine Haltung im Allgemeinen würdig, kräftig, imponirend. Wir blieben ungefähr eine Stunde beisammen. Ich war besonders von seinem tiefen Sinn überrascht. Er sprach kein Paradoxon, keine seltsame und fremdartige Behauptung aus, ob er wohl gleich nur Neues sagte. Seine Einbildungskraft leuchtete von Zeit zu Zeit durch; viel Geist im Einzelnen und in der Entwickelung; wahres Genius in dem wesentlichen seiner Ideen. Was mir seinen Geist zu charakterisiren scheint, das ist der Umfang desselben.

Ich schilderte ihm den Zustand der Philosophie in Frankreich und meine Entwürfe. Er sagte mir, daß Frankreich sich nie mit Philosophie beschäftigen werde; sondern nur einige Individuen, so wie Villers, dessen Verlust er beklagte.

Dies führte uns auf den Zustand der Philosophie in Deutschland. Er musterte alle die ausgezeichneten Philosophen, die von Jena und Sachsen-Weimar ausgegangen waren: Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel, Herder, Schiller, Wieland, der auf seine Weise auch Philosoph war.

„Ich habe alles gesehen in Deutschland, von der Vernunft bis zum „Mysticismus. Ich bin Zeuge aller Revolutionen gewesen — —

„Vor einigen Monaten habe ich Kant wieder zu lesen angefangen; „nichts ist klarer, seit man alle Folgerungen aus seinen Prinzipien gezo„gen hat. — — Kants System ist nicht zerstört."

„Dieses System oder vielmehr diese Methode besteht darin, das „Subject vom Object zu unterscheiden, das Ich welches beurtheilt „von der beurtheilten Sache, mit der Reflexion, daß es immer mein „Ich ist, welches urtheilt. Somit, da immer die Subjecte oder die „Quellen des Urtheils verschieden sind, so ist es ganz klar, daß die Ur„theile es auch seyn müssen. Die Methode von Kant ist ein Prinzip „von Humanität und Toleranz."*)

„ — In der deutschen Philosophie," sagte er noch, „haben sich die „verschiedenen Eigenschaften des Geistes beurkundet und offenbart. — — „Wir haben wechselnd die Vernunft, die Einbildungskraft, das Ge„fühl, den Enthusiasmus vorherrschen sehen — — "

Er sprach hierauf viel von Physik. Nach ihm hat das Werk von Biot, (das damals eben erschienen war), zwei Theile, die in zwei verschiedenen Systemen geschrieben sind, deren immerwährende Gegensätze und Widersprüche ein geübter Geist leicht erkennt.

Mit Lebhaftigkeit erklärte er sich gegen das atomistische System.

Ich kann die Hauptpunkte unserer Unterhaltung hier nur andeuten. Es ist mir unmöglich einen Begriff von dem Zauber der Rede zu geben, der Göthe eigen ist: alles ist individuell und alles hat doch die Magie des Unendlichen und Unbegränzten; die Bestimmtheit und der Umfang, die Zierlichkeit und die Kraft, der Reichthum und die Einfachheit und endlich eine unbeschreibliche Grazie waltet in seinen Worten. Ich hörte

---

*) Diese Worte, wenn gleich dem wahren Sinne nach unbestreitbar, doch höchst mager, waren sicher in Göthes Munde nur der Eingang zu gefährlichern belehrenden Aeußerungen, die aber leider! unser Berichterstatter auf dem Wege bis zum Gasthofe vergessen zu haben scheint. A. d. R.

ihm mit Entzücken zu. Ohne Anstrengung ging er von einer Idee zur andern über, über jede ein weitumfassendes, mildes Licht verbreitend, das mich erleuchtete und bezauberte; sein Geist entwickelte sich vor mir mit der Reinheit, der Leichtigkeit, dem gemäßigten Glanz und der energischen Einfachheit Homers.

Zweiter Besuch bei Göthe.

Weimar, den 28. April 1825.

Ich ging um eilf Uhr zu Göthe und fragte zuvörderst nach Frau von Göthe, seine Schwiegertochter, an welche ich zwei Briefe von Berlin hatte. Ich ging über die gemeinschaftliche Treppe nach dem Flügel des Hauses, wo seine ganze Familie wohnt. Der Diener sagte mir, daß Frau von Göthe (die Kammerräthin) sich nicht wohl befände und noch im Bette sey. Ich übergab ihm daher meine beiden Briefe und bat ihn, mich die Stunde wissen zu lassen, wo ich wiederkommen könnte. Ich fragte nachher nach Sr. Excellenz, dem Herrn Minister von Göthe, gab dem Diener für ihn den Brief von Hegel mit der nämlichen Bitte und zog mich zurück. — Ich hatte ungefähr die Hälfte der Straße zurückgelegt, als der Diener mir nachkam und mir sagte, daß Herr von Göthe mich auf der Stelle zu sehen wünsche. Da kam ich denn wieder zu der schönen, mit Gipsabdrücken und kleinen Statuen gezierten Treppe; dann führte man mich in dieselbe Gallerie, wo ich vor acht Jahren zum erstenmale das Glück gehabt hatte, Göthe zu sehen und von dieser Gallerie in ein Cabinet, wo, wie man mir sagte, Göthe gleich erscheinen würde. Ich fühlte mich sehr bewegt und sah begierig um mich her auf die Gemälde, Kupferstiche, Bücher und sämmtliches Geräthe. Das Gemach ist mehr lang als breit. An der Wand, den Fenstern gegenüber, hängen Zeichnungen und Copieen von Gemälden; über dem Sopha ein Entwurf, den ich nicht die Zeit gehabt habe zu prüfen; über andern Meubeln colorirte Zeichnungen, eine mit der Inschrift: Herrn Alexander von Humboldt. Neben den Fenstern stehen kleine Bücherporte, alles in der größten Ordnung; in der Tiefe ein Pult mit mehreren Abtheilungen, wo große, lange Cartons lagen, die ohne Zweifel Charten oder Kupferstiche enthalten. Ich sah mit mehr Begierde als Unterscheidung um mich her, befangen von der Idee, mich in Göthe's Cabinet zu befinden, wo er selbst gleich erscheinen sollte, als die Thür der Gallerie sich öffnete und ich einen Greis erblickte, den ich sofort wiedererkannte. Er trug ein farbiges, nachlässig umgeschlungenes Halstuch, Pantalons von Tuch, einen blauen Ueberrock, den Kopf unbedeckt. Welcher Kopf! breit, hoch, tief, imponirend, bewundernswerth. Er näherte sich langsam, deutete auf den Sopha und setzte sich da mit mir nieder. Ich dankte ihm für die Güte, mich zurückrufen zu lassen. Er antwortete, daß es ihm sehr leid gewesen seyn würde, mich nicht gesehen zu haben. „Sie kommen von Berlin? — Sie kennen Herrn Hegel? „ein herrlicher, trefflicher Mensch!"

Bei jedem Worte, das er sprach, hastete er; seine Stimme zitterte. Indem ich ihm zuhörte, haftete mein Auge auf ihm und ich konnte von den Zerstörungen urtheilen, die acht Jahre an dieser großen und starken Gestalt hervorgebracht hatten. Jedes Wort kostete ihm Anstrengung; er hatte ein leidendes Ansehen; ich sagte ihm das.

„Nein," erwiederte er, „ich leide nicht eigentlich; aber das Al„ter — — Ich muß nur vorsichtig seyn, nichts zu lange treiben, mich „im Gleichgewichte halten, um den Geschäften zu genügen, die mir „noch obliegen."

Ich fragte ihn, ob er mir keine Aufträge nach Paris zu geben habe, wo man sich für Deutschland zu interessiren anfange und Schiller und ihn übersetze. Ich wollte ihn dahin bringen, sich über den Zustand der Literatur in Frankreich auszusprechen und seinen Rath hören; aber Folgendes war alles, was er mir sagte:

„Ja, so viele Uebersetzungen beweisen einen Wunsch nach dem Bes„sern; und man kann nicht leugnen, daß guter Wille in Frankreich vor„handen ist. — Ja, ich weiß es, aber ich habe diese Uebersetzungen nicht „gelesen. Wie ich Ihnen schon sagte, ich muß mich jetzt im Gleich„gewicht erhalten und mir manche Lectüre versagen, die mir Freude „machen würde. In meiner Jugend gab ich mich Allem hin, was mich „interessirte; jetzt muß ich Enthaltsamkeit üben und mich auf einige Ge„genstände beschränken."

„— Man hat Faust buchstäblich übersetzt? Dennoch begreife ich „es. Um sich zu verbessern, darf die französische Sprache nur um einige „Jahrhunderte zurückschreiten und auf Marot zurückkommen — — Ja, „die Sprache von Marot. — — Man muß sich einige Freiheit nehmen; „nach und nach gewöhnt man sich daran."

Als ich sah, daß ich nichts weiter über Frankreich herausbringen konnte, änderte ich den Gegenstand der Unterhaltung. „Mindestens," sagte ich ihm, „fühle ich mich glücklich, daß Sie unter die Gegenstände, „womit Sie sich beschäftigen können, die neue italienische Literatur „und meinen Freund Manzoni aufgenommen haben."

„Ach Manzoni, (rief er mit aufwärts gerichtetem Blicke und sinnigem Tone aus), „das ist ein sehr interessanter junger Mann. Er hat „angefangen, sich von den angenommenen Regeln zu entfernen und „besonders von der Einheit des Ortes. Aber die Alterthümler (les „anciennistes)" setzte er, selbst-lächelnd über sein eben gemachtes Wort, hinzu, „wollen das nicht. — Ja, man hat ihn deshalb angegriffen, und „doch ist er nur mit Maaße von der Regel abgewichen, und das gefällt „mir. Der Anfang ist sehr gut. Uebrigens werden diese Streitigkeiten „immer dauern und das schadet nichts; jeder muß nach seiner Weise „verfahren."

„Ja, ich habe Adelchi erhalten. Ich habe selbst einen Auszug „daraus gemacht, den ich vielleicht herausgeben werde, wenn sich die „Gelegenheit dazu findet. Ich habe ihn aufmerksam studiert. Es ist „sehr viel Schönes darin. Ich liebe nicht, mich bei Einzelnheiten auf„zuhalten — man muß immer das Ganze ins Auge fassen; aber erin„nern Sie sich wohl des longobardischen Soldaten, bei welchem die „Verschwornen sich versammeln und der nur an seine eigne Erhebung „denkt. Wie er alles für sich benutzt und gestaltet!" Hier begleitete Göthe, ermüdet und immer hustend, ob ihn gleich die Unterhaltung zu interessiren schien, die wenigen Worte, die er aussprechen konnte, mit Blicken und Gesten, als wolle er dadurch ergänzen, was er nicht ausdrücken konnte. „Wie er die Absichten und Anschläge aller Welt seinem „Zwecke dienen läßt! — und dann, an dem Hofe Carls des Großen, „wie er sich da das Ansehen zu geben weiß, diejenigen zu beschützen, „die er verrathen hat!"

„Ja, Manzoni hält sich an die Geschichte und an wirkliche Perso„nen, die sie hergiebt; aber (indem er ein wenig lächelte) er erhebt „sie, durch die Charaktere, die er ihnen unterlegt, bis zu uns; er leiht „ihnen unsere menschlichen, selbst liberalen Ansichten und Gefühle; und „er hat recht. Wir können uns nur für das interessiren, was uns ein „wenig gleicht, und nicht für die Lombarden oder Longobarden, und für „den Hof Karls des Großen, der ein wenig zu roh seyn würde. Sehen „Sie Adelchi; das ist ein Charakter von Manzoni's Erfindung."

Hierüber sagte ich ihm mit einiger Bewegung: „Die Gefühle des „sterbenden Adelchi sind die Manzoni's selbst. Manzoni, der stets lyri„scher Dichter ist, hat sich im Adelchi gemalt."

— „Ja? Wirklich? Lange schon hatte ich seine Seele und seine „Art zu empfinden aus seinen Inni sacri erkannt. Er ist ein naiver „und tugendhafter Katholik."

Ich drückte ihm, als Freund von Manzoni, meine Dankbarkeit dafür aus, daß er die Güte habe, ohne ihn zu kennen, ihn zu vertheidigen gegen die Kritik des Quaterly-Review. Er antwortete mir mit dem Tone der Wahrheit und des innigen Gefühls: „Das thue ich mit Ueber„zeugung und mache es mir zum angelegentlichen Geschäft. Adelchi „ist ein größerer Stoff; aber der Graf von Carmagnola hat viel „Tiefe, und der lyrische Theil davon ist so schön, daß ihn dieser bös„willige englische Kritiker gelobt und selbst übersetzt hat."

Ich sagte ihm, daß Manzoni jetzt einen Roman schreibe, worin er der Geschichte treuer als Walter Scott seyn und sein historisches System streng anwenden werde.

„Und welchen Gegenstand behandelt er?" — „Das sechszehnte „Jahrhundert in Mailand." — „Das sechszehnte Jahrhundert in Mai„land! Manzoni ist Mailänder. Er wird dieses Jahrhundert gründlich „studiert haben. — Wenn Sie Manzoni sehen, so sagen Sie ihm, wie „sehr ich ihn schätze und liebe."

Göthe war so ermüdet, daß ich mir ein Gewissen daraus machte, die Unterhaltung zu verlängern. Ich stand auf und fragte nochmals nach seinen Befehlen nach Paris. Er sagte mir, daß er für den Augenblick keinen Auftrag zu geben habe. „Aber glauben Sie mir," fügte er hinzu, indem er mich mit seinen milden und durchdringenden Augen ansah, „daß ich mich sehr für Sie interessire, und daß es mir Freude machen „wird, nach Ihrer Rückkehr nach Paris Nachricht von Ihnen zu erhalten." Er neigte sanft sein ehrwürdiges Haupt und ich verließ ihn.

Abends, als ich Frau von Schw... erzählte, daß ich Göthe am Morgen gesehen, war sie sehr darüber verwundert und sagte mir, daß Göthe Tags vorher zur Ader gelassen und daß der Arzt ihm verordnet habe, mehrere Tage niemand bei sich zu empfangen. Herr von M., ein Hausfreund von Göthe, der da zu Mittag gegessen hatte, sagte mir, daß Göthe mit Güte meiner gedacht und geäußert habe, daß er mich nicht habe von Weimar weggehen lassen wollen, ohne mich zu sehen. Als ich nach meinem Gasthof zurückkam, sagte mir der Kellner, daß der Minister von Göthe eine Karte geschickt und sich habe nach mir erkundigen lassen. Ich begriff sehr gut, daß so viele Aufmerksamkeit nicht meiner Person gelte, sondern daß, in meiner Lage, Göthe mir einen öffentlichen Beweis von Interesse geben und den Freund Hegels ehren wollte; und ich war davon mehr gerührt, als wenn er nur an mich gedacht hätte. Schon herrschte Göthe über meine Einbildungskraft und meinen Geist; seit diesem Augenblicke gehörte ihm auch mein ganzes Herz.

Die Tyroler Sänger in London.

Ueber den Eindruck, den dieselben in der englischen Hauptstadt bereits in einer vorläufigen Probe gemacht, giebt ein Referent in der Literary Gazette einen Bericht, der durch den Umstand, daß ersterem sowohl das in unsrer Sprache sogenannte Jodeln selbst, als auch ein Name dafür im Englischen gänzlich unbekannt zu seyn scheint, einen höchst komischen Anstrich gewinnt, daher wir denselben hier zur Ergötzlichkeit unsrer Leser mittheilen wollen.

Vorigen Sonnabend, den 26. Mai, so beginnt der Bericht, wohnten wir einer vorläufigen Probe des Concerts, daß eine Tyroler Familie Namens Rainer zu geben willens ist, in der ägyptischen Halle bei, wobei auch mehrere Personen von Distinktion und fast alles, was als Musiker hier einen Namen hat, zugegen war. Es sind vier Brüder und eine Schwester, in tyrolischem Costüm; alle mit sonderbaren runden, mit Blumen und Federn aufgeputzten Hüten, und die Männer mit kurzen grünen Jacken, wie die der Postillons, gestreiften Westen, schwarzen Beinkleidern, weißbaumwollenen Strümpfen und tuchenen Stiefletten mit grünem Bande zugeschnürt. Auch tragen sie Stickereien vor der Brust, Ringe an den Fingern, und prunken mit Schnauzbärten a la Bond-street, so wie wir sie seit dem Frieden von 1815 viel bei unsern Dandys, Springinsfelden, Copisten, Comptoir- und Ladendienern ꝛc. gesehen haben. Der Anzug der Tyrolerin hat viel Aehnlichkeit mit dem Schweizer-Costüm, nur ist er von feineren Stoffen. Ihr Aeußeres ist durchaus kleidsam und pittoresk.

Das Programm stylisirt sie „Tyroler Minstrels, oder Natursänger," welcher letztere überflüssige Titel ihnen wohl ad captandum beigelegt seyn mag, oder auch zur Bezeichnung dessen, daß sie nicht wissenschaftlich gebildet sind. Ihre Singeweise ist zugleich sonderbar und lieblich und muß allen denen, die nicht Gelegenheit gehabt haben, den Gesang der Tyroler in deren Geburtslande zu hören, viel Spaß und Vergnügen, machen. Sie sangen zehn oder zwölf ihrer Nationallieder oder Arien in Quintettenmanier; hin und wieder ahmten dabei eine oder mehrere Stimmen eine Instrumentalbegleitung von Schallmeien oder Hörnern nach, was sich sehr schön machte. Einer der Brüder aber executirte ein Solo, das sich gar nicht beschreiben läßt: die Modulationen waren weder Gesang, noch Gepfeife, noch Geheul, wohl aber ein Gemisch von diesem allen, das uns vorkam wie ein in Melodieen gebrachtes Wildengeheul(!). Mehrere der Partieen und Chöre (wenn wir sie so nennen dürfen) waren in diesem Charakter, und erheischten eine eigenthümliche Anwendung der Mund- und Hals-Muskeln. Im Ganzen hat uns diese neue und sonderbare Darstellung eine angenehme Unterhaltung gewährt. Obgleich die Sänger im Anfange gemeiniglich nicht zusammen stimmen, so kommen sie doch bald in den herrlichsten Einklang, und die so combinirte menschliche Stimme übertrifft jede andere Musik. Auch hat die Einfachheit und die Anmuth der Töne etwas Zauberisches an sich, so wie deren eigenthümliche Flexion es bekundet, daß sie dem Volke eines wilden und hirtenhaften Landes angehören. Sie verlieren gewiß sehr in ihrer Wirkung in der Atmosphäre eines Concert- und Ballzimmers; aber in London müssen wir uns schon bei Vielem mit dem Künstlichen behelfen und uns (wenn es angehen will) in dem Bassin im Green-Park den Zürcher See, in Constitution Hill den Montblanc, und in den Wasserkarren in Piccadilly die reißende Rhone vorstellen. Als Finale sangen sie das God save the King in ziemlichem Englisch, das sie überhaupt schon ziemlich geläufig sprechen (?).

Herrn Brunels eigner Bericht an die Akademie der Wissenschaften zu Paris über das neuerliche Eindringen von Themsenwasser in den Tunnel.

— In ihrer Sitzung vom 23. Mai hat die Akademie der Wissenschaften zu Paris mehrere von Herrn Brunel aus London an sie gerichteter Briefe verlesen hören. Sie enthalten die höchst interessante Relation des Unfalls, der das schöne Werk des Herrn Brunel vor Kurzem betroffen hat. Wir glauben, daß man diese, aus authentischer Quelle herrührenden, genaueren Berichte über ein Unternehmen, das bei allen Freunden der Künste und Wissenschaften die höchste Theilnahme erregt hat, nicht ohne Interesse lesen wird. Das Schreiben, mit welchem derselbe diese Relation einsendete, ist in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Ich übersende Ihnen anbei, mein verehrter Herr! den Bericht über die vornehmlichsten Umstände bei unserer Havarie; denn es ist kei-

neswegeg ein Schiffbruch, unser Schiff kann nicht untergehen..... Die Relation, die ich Ihnen überschicke, ist höchst genau. Ich hegte schon seit sechs Wochen ernstliche Besorgnisse: ich setzte davon unsre Administratoren in Kenntniß, allein sie glaubten, ich habe wohl ein wenig Visionen. Am vorhergehenden Freitage erfuhren wir einen plötzlichen Herabfall von einer in Koth verwandelten Erdmasse von mehr als sieben- bis achthundert Cubikfuß. Es war uns gelungen, alles weitere Herabfallen davon aufzuhalten, und wir hatten schon die halbe Länge unsres Schildes gewonnen, als der Unfall uns überkam. Alle unsre Arbeiter haben sich bei der Gefahr sehr gut benommen, so viel Zutrauen hatten sie in die Schutzmittel, die wir mit uns führen."

Hier nun die Relation selbst:

„Am 15. Mai drang das Wasser in solch einer bedeutenden Menge in den Tunnel ein, daß die Werkleute Mühe hatten, ihre Arbeiten fortzusetzen. Man ergriff indessen so prompte und wirksame Maaßregeln, daß am 16. bereits dem Uebel in etwas gesteuert war, und am 17. fand sich eine fühlbare Besserung in der Natur des Terrains. Tags darauf, Freitag, hatte der Schild ein Thonlager erreicht und man hielt, nach angestellten Versuchen, sich vor aller Gefahr gesichert, mit Ausnahme der zwei Abtheilungen oder Zellen No. 10 und 11. In diesen beiden war das Terrain in dem Zustande eines flüssigen Kothes, und erforderte die größtmöglichen Vorsichtsmaaßregeln."

„Herr Beamish, Ingenieur-Gehülfe, war an seinem Posten, und im Augenblick des Vorfalls inspicirte derselbe die Arbeiten am andern Ende des Schildes. Der Mineur der Zelle No. 11 begann plötzlich um Hülfe zu schreien; allein im Moment konnte man, da Niemand seine Zelle verlassen wollte, nicht sogleich dahin eilen. Der Mineur rief von Neuem um Hülfe: der Arbeiter zur Seite desselben, begab sich zu ihm; konnte denselben jedoch nur erreichen, indem er queer durch einen Wasserstrom schritt, der die Lichter verlöschte."

„Als Herr Beamish den Kiessand, unter Begleitung eines plötzlichen Herabströmens von Wasser, fallen hörte, begab er sich auf der Stelle nach jenem Orte, sammelte die Arbeiter, die dahin zu gehen bereit waren und machte alle mögliche Anstrengungen, das Wasser aufzuhalten; aber die Einströmung hatte schon eine solche Stärke erreicht, daß man den Arbeitern den Befehl ertheilen mußte, sich zurückzuziehen."

„Zu dieser Zeit war das Wasser bereits zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen und die Holzstücken, Balken und die den Cement enthaltenden Tonnen schwammen auf dessen Oberfläche umher, was den Rückzug beschwerlich genug machte."

„Hr. Beamish war der Letzte, der den Schild verließ, und wurde mit Gewalt endlich von einem alten Soldaten seines Regiments, der ihn nicht verlassen hatte, hinweggezogen."

„In diesem Augenblicke erschienen der Hr. Brunel, Sohn, und Hr. Gravat, zweiter Ingenieur-Gehülfe; sie sammelten von neuem die Arbeiter, die, mit Ausnahme eines Einzigen, einwilligten, wiederum gegen den Schild hin zurück zu gehen, so groß war ihr Vertrauen auf seine Kraft. Sie hielten eine Minute lang Rath, und kehrten, als sie es unmöglich fanden, weiter vorzudringen, nach dem großen Schacht (dem Thurm) zurück. Nachdem sie die Treppe wieder erreicht, warfen sie einen Blick hinter sich. Das Wasser kam majestätisch immer näher, seine Fluthen aus der rechten in die linke Gallerie ergießend. Dasselbe hatte den Tunnel bis auf zwei Drittheile angefüllt, als die in der Gallerie zur Rechten befindliche Lagerstelle (la cabine) eingedrückt wurde: die Luft, die daraus hervorkam, glitt längs der Oberfläche des Wassers hin und verlöschte in einem Augenblicke alle Lichter im Tunnel."

„Bis dahin war selbst die entfernteste Lampe sichtbar gewesen, und die schäumenden und vom Glanze aller der Lichter wiederstrahlenden Wogen gewährten ein so eigenthümliches als interessantes Schauspiel."

„Die Treppen und Gallerieen des Thurmes waren von den Minirern eingenommen, die alle ängstlich den Fortschritten des unter ihnen sich befindenden Wassers zusahen. Hr. Brunel, Sohn, ließ hierauf die Treppen räumen, die Unfälle fürchtend, die eine solche gedrängte Menschenmasse hätte verursachen können; und er und die andern Ingenieure stiegen langsam, nach Maaßgabe wie das Wasser vorwärts rückte, empor. Sie hatten kaum die Höhe des ersten auf der Erde ruhenden Treppengeländers erreicht, als dieses von dem Wasser weggeführt ward."

„An dem Gipfel angekommen riefen sie alsogleich die sämmtlichen Arbeiter namentlich auf, und sahen daraus, daß noch ein einziger fehle, der denn auch zwischen den Fässern und Zimmerholz umhertreibend bemerkt wurde. Hr. Brunel, Sohn, ergriff auf der Stelle einen Strick, sprang in das Wasser und es gelang ihm, denselben um den Körper des Menschen zu befestigen, der im Begriffe war, zu ertrinken. Herr Gravat, der gesehen hatte, wie sehr sein Freund bewegt war, stieg längs dem eisernen Geländer hinab und begann dann zu schwimmen; ihren vereinten Anstrengungen gelang es, denselben noch glücklich zu erretten."

„Man sandte unverzüglich Arbeiter nach der westindischen Dock, um von daher eine Taucherglocke herbeizuschaffen, welche auch alsobald durch den Capitain Pariset gesendet ward. Der Hafenmeister gab Befehl, die Anker von mehreren, mit Kohlen beladenen Fahrzeugen zu lichten, die an der Stelle lagen, wo sich das Loch gebildet hatte. Man ließ Säcke bereiten und mit Thon beladene Kähne herbeiführen."

„Am nachfolgenden Morgen fuhr Hr. Brunel in der Taucherglocke hinab, untersuchte das Bett des Flusses, fand die Oeffnung, nahm ein Maaß und entwarf einen Riß davon, so genau als es immer möglich war."

„Hr. Brunel, Sohn, und Hr. Gravat, fuhren auch hinab, untersuchten das gemauerte Gewölbe des Tunnels und fanden dasselbe in vorzüglichem Zustande. Sie sahen auch gleicherweise den Schild und vergewisserten sich, daß noch Alles an seiner Stelle war. Hr. Brunel, Sohn, stieg, vermittelst eines Seiles, nach der ersten Etage des Schildes hinab und erkannte da, daß nichts weiter in Unordnung gerathen war."

Entstehung des Distel- oder St. Andreas-Ordens in Schottland.

Hungus, König der Picten, erblickte in der Nacht vor der Schlacht, die zwischen ihm und Athelstan, dem Könige von England, gefochten ward, in der Luft ein glänzendes Kreuz, in Form eines solchen, an welchem der heilige Andreas den Märtyrer-Tod erlitt, und da der Ausgang der Schlacht sich günstig für Hungus erwies, so haben zum Gedächtniß oberwähnter Erscheinung, die ein so glückliches Omen gewesen, die Picten und Schotten seit jener Zeit stets auf ihren Fahnen und Bannern die Figur eines solchen, von St. Andreas benannten Kreuzes getragen. *)

Von diesem Umstande wird angenommen, daß dieser Orden seinen Ursprung habe, was ungefähr um das Jahr unsres Herrn und Erlösers 810 war. Denn der König Hungus und Achaius (Verbündete gegen Athelstan) gingen baarfuß und in tiefster Demuth nach der Kirche des heiligen Andreas, Gott und seinen Aposteln für ihren Sieg den

*) Guillim's Heraldry, pag. 225.

Dank darzubringen; für sich und ihre Nachkommenschaft das Gelübde ablegend, ein solches Kreuz auf ihren Fahnen bei jeglicher kriegerischen Expedition zu tragen.

Die vornehmlichste Insignie dieses Ordens ist eine goldene von Disteln, die durch goldene Ringe verbunden sind, zusammengesetzte Halskette, an welcher die Figur des St. Andreas mit seinem Kreuze und dem Motto herabhängt: „Nemo me impune lacessit.“ *)

Allein als gewöhnliche Insignie tragen die Ritter dieses Ordens blos ein grünes Band, an welchem eine, mit einer Kaiserkrone gekrönte Distel, mit einem goldenen Cirkel mit demselben Motto hängt.

Ihre große Versammlung war jährlich, am St. Andreas-Tage, in der Kirche der Stadt zu St. Andreas, und während der Dauer der Feierlichkeit dieses Festes waren die Ritter (deren dreizehn an der Zahl waren, in Anspielung auf unsern Heiland und die zwölf Apostel) sehr reich in ihre Parlamentsanzüge gekleidet, auf welche an ihrer linken Schulter das St. Andreas-Kreuz innerhalb eines blauen Feldes gestickt war, und in dem Mittelpunkt des genannten Kreuzes befand sich eine aus fleur de lys zusammengesetzte goldene Krone.

Dieser Orden ist häufig vernachlässigt und eben so oft wieder aufgenommen worden. Er besteht gegenwärtig aus einem Souverain und zwölf Mitgliedern.

Ueber einige im Walde von Evreux aufgefundene antike Statuen.

Die außerordentliche Dürre des letztverflossenen Sommers hat zur Entdeckung von mehreren sehr schön gehaltenen kleineren und größeren Statuen in der Gemeine des **Beaux-Sainte-Croix**, in der Nähe von Evreux Veranlassung gegeben.

Man profitirte von der gänzlichen Austrocknung einer d'Ardilliere genannten Lache, die, seit Menschen Gedenken, nie versiegt war, um das Bett derselben auszuputzen und zu reinigen. Die Dicke des Thonlagers, womit der Grund desselben überzogen war, ermuthigte zu dem Unternehmen, das Bassin etwas weniges mehr auszugraben, um den Raum für das Wasser zu vergrößern; man fand bei dieser Gelegenheit bald einige große Steine, an denen Spuren von Bearbeitung durch Werkleute bemerkt wurden. Es schien jedoch unnütz, sie im Bett der Lache unbenutzt liegen zu lassen, und als man sie hinweggehoben hatte, entdeckte man in einer von Mauersteinen erbaueten Höhlung, die sie bedeckt hatten, ohne daß es schien, daß sie vorsätzlich da vereinigt worden seyen, die Statuen, von denen wir so eben sprechen.

Die erste ist eine, wie angenommen wird, eine Venus Anadyomene vorstellende Statue.

Die zweite und dritte eine ihr Kind säugende Frau.

Die vierte und fünfte eine zwei Kinder stillende Frau.

Die sechste ist ein etwas beschädigter Merkur.

Die siebente ein beschädigter Torso von halberhabener Arbeit, der mit beiden Händen eine Opferschaale hält.

Die achte ist eine Büste auf einem mit erhabener Arbeit gezierten Fußgestell; das ziemlich einfältige Lächeln in dieser Figur hat gemacht, daß man sie für das Bildniß eines Lustigmachers, Zwerges oder Narren irgend eines großen Hauses gehalten hat.

Der Adjunct der Gemeinde, der die Aufsicht bei der Arbeit in Lache hatte, war Zeuge dieser Entdeckung.

Die Beschreibung dieser in archäologischer Hinsicht sehr wichtige Figuren, ist von Herrn Revet, Correspondenten des Instituts, abgefaß und der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Evreux zugeschi worden.

*) „Niemand soll mich ungestraft zum Kampf auffordern.“

Hellas am Ostermorgen.

Gedichtet von Sachse, in Musik gesetzt von Brümmer.

Frei oder todt! nur nicht in Sklavenketten!
Das Volk steht auf, sein Heiliges zu retten,
Die Schwerdter mähn, die Flamme loht.
Mag Leichenduft in Chios Lüfte hauchen,
Mag Missolunghi's Opferstätte rauchen:
Frei oder todt,
Nur kein Tyrannenbrod!

Ruhm oder Schmach? Was willst du, Volk, erzielen?
Sprich, Marathon, o sprecht, ihr Thermopylen!
Sprecht, Väter im Areopag!
Rückwärts zur Ruh der Kerkerluft, der dumpfen?
Vorwärts zum Streit, zu seligen Triumphen?
Ruhm oder Schmach? —
Einst zeugt der Freiheitstag.

Nah oder fern! Ihn sieht der heil'ge Glaube.
Ob auch im Sturm sich Hellas Baum entlaube,
Zu frischen Blüthen treibt der Kern.
Nimm, Abendland! die Waisen deiner Brüder,
Und gieb sie reif der freien Heimath wieder;
Nah oder fern:
Durchs Kreuz zum Sieg des Herrn!

Sieg oder Tod! Nur frei von Knechtschaftsbanden!
Hoch tönt das Lied: der Herr ist auferstanden!
Ihm nach, Ihm nach durch Kreuzesnoth!
Vor seiner Sonn' erbleicht des Halbmonds Schimmer;
O Hoffnungsblick auf Gräber und auf Trümmer!
Sieg auch im Tod!
Spricht Ostermorgenroth!

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 129.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 195 Hamburg, Mittwoch den 20. Juni 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Herr Canning und dessen Widersacher.

(London Magazine.)

Es war im Jahr der Gnade 1827, den 12. April, am Tage vor n stillen Freitag, als sieben Mitglieder des (englischen) Cabinets plötzlich ihre Arbeiten niederlegten, gleich aufsässigen Handwerkern. Einer von, der Lord Berley, hat sich jedoch bald wieder zur Arbeit, oder mehr zu seinen süßen Mußestunden — er hat eine vortreffliche Oper — eingestellt, und es muß wohl ein arger Verdruß gewesen n, der einen so frommen Mann hat veranlassen können, die Vorsehung maaßen zu versuchen. Die Uebrigen schmollen noch. Tantaene, hat er Hr. Canning, der ein bischen zu oft mit lateinischen Citaten umt, ausgerufen, tantaene animis coelestibus irae!

Musa, mihi causas memora! Wer Henker hat sieben Minister, ter gesetzte und ruhige Leute, worunter Vier nie dafür gehalten wor- sind, daß sie von ihrer Einbildungskraft ärger belästiget würden, die übrigen Unterthanen des Königs, zu einem solchen Jugendstreich anlassen können? In einer ihrer Zeitungen wurden sie jüngst die ulen des Staats genannt. Bedenkt man, daß die Säulen bei der eren Baukunst nur noch eine eitle Decoration sind, und daß sie bis zu tragen haben, so scheint der Vergleich nicht so ganz unrecht seyn.

Nach den äußeren Umständen zu urtheilen, scheint es nicht, daß nd ein Ehrenpunkt die Ausgetretenen zu diesem verzweifelten Schritt wungen hätte. Hr. Canning ist kein junger Mann, den man plötzlich einer untergeordneten Lage emporgehoben, um ihn seinen älteren llegen und Vorgesetzten auf das Haupt zu werfen. Sein öffentliches n hat schon vor 35 oder 26 Jahren begonnen; er hat lange Zeit ter bekleidet, die dicht an die höchsten gränzten, und in den letzt- flossenen drei Jahren hat er die zweite Stelle in der Regirung, in Meinung der Welt vielleicht die erste, inne gehabt. Wir wollen halb einmal sehen, ob die heftigen Feindschaften, die sich so plötzlich er ihn erhoben haben, aus seinem persönlichen Character und aus neuen Richtung seiner Politik zu erklären sind.

Er hat ohne Zweifel Anspruch — wenigstens in der Vorstellungs- se unsrer Zeit — für einen vollendeten Redner gehalten zu werden. giebt nicht ein Mitglied im Unterhause, dessen Reden der Versamm- g, wofür sie gehalten werden, so sehr entsprächen, als die seinigen, die sich so eigneten, die Gegner, wenn auch nicht zu überzeugen, in Verlegenheit zu setzen. Und das ists gerade, worauf es im lamente ankömmt. Wem es darum zu thun ist, der Führer einer rei zu bleiben, muß vor allem seinen Anhängern öfters eine Gewähr er geistigen Ueberlegenheit geben. Obgleich nichts seltner ist, als Votum durch eine Rede gewinnen, so würde es doch ein großer rthum seyn, wenn man annähme, es wären Votums nicht durchs Sprechen zu erlangen. Die Menschen sind von Natur geneigt, die Stärke zu unterstützen, die Schwäche aber im Stich zu lassen; und ein Minister erhält Unterstützung in dem Verhältniß, wie er, nicht von der Kraft des Rechtes in den von ihm in Vorschlag gebrachten Maaßregeln, sondern von der seines Talents Proben ablegt.

Wer könnte in dieser Beziehung sich wohl mit Hrn. Canning messen? wer geeigneter seyn, bei den Anhängern Vertrauen, bei den Gegnern Furchtsamkeit zu unterhalten? Seine Art, sich auszudrücken, ist so poetisch, *) als es ohne Beeinträchtigung des Ernstes der Rede seyn kann; seine Dialectik ist gedrängt und zusammenfassend, ohne weder trocken noch förmlich zu seyn; seine Phrasen sind gerundet, harmonirend, und in sich untadelhaft; greifen auch aufs Haar in einander, als Theile eines und desselben Ganzen. Allen diesen Vortheilen muß man nun noch einen lebhaften, muntern, glänzenden, in Anspielungen und geistreichen Zusammenstellungen fruchtbaren Geist, eine angenehme und wohltönende Stimme, eine belebte und geistvolle Physiognomie zufügen.

Man sagt, die Reden des Hrn. Canning seyen studiert, seine Betonung erkünstelt, seine Citate Gemeinplätze. Diese Bemerkungen sind wahr bis zu einem gewissen Punkte. Eine jede Rede, die in einem öffentlichen Vereine gehalten werden soll, muß mit Sorgfalt vorbereitet werden. Man kann einer großen Versammlung keinen verwegenern Schimpf anthun, als wenn man sie mit einer improvisirten Rede abspeiset, gleichsam als wäre der Schaum und der erste Sprudel aus dem Munde des Redners schon gut genug für diejenigen, die da zuhören. Sehr Unrecht hätte auch der, der da sagen wollte, Hr. Canning wisse seine Reden nicht den zufälligen Umständen der Debatte anzupassen und ihnen das Leben und die Farbe zu geben, die sie von dem Augenblicke erhalten müssen. Sie sind z. B. nicht ausstudierter als die des Hrn. James Mackintosch, der, was Präcision, Klarheit und Kraft betrifft, dem Herrn Canning gleichkömmt, und mit ihm hätte wetteifern können, hätte er eine eben so reife parlamentarische Erfahrung und ein besseres Organ. Die gewählte Betonungsart des Hrn. Canning paßt zu seiner eleganten und abgeschliffenen Diction. In dieser geregelten und tacthaltenden Declamation liegt eine Art Prätension, die den Zuhörer weniger nachsichtig für Nachlässigkeiten und Gemeinplätze macht; sieht er aber hernach diese Prätension durch den Inhalt der Rede gerechtfertigt, so wird seine Aufmerksamkeit um so mehr gefesselt. So geschah es, daß Johnson auch in gewöhnlichen Unterredungen, selbst wenn er vor seinen Pairs oder Obern sprach, ein großes Uebergewicht hatte.

Schwerer hält es, Hrn. Canning gänzlich wegen seiner Citate zu vertheidigen, und man begreift nicht wohl, was einen politischen Redner veranlassen kann, bei jeder Gelegenheit Verse aus den ersten sechs Büchern der Aeneide zu Markt zu bringen. Doch hat man, und nicht

*) Herr Canning ist auch Verfasser von sehr hübschen Versen.

ganz unrecht, bemerkt, Hr. Canning wisse seine Citate nach der Capacität seines Auditoriums einzurichten. In dieser Weise macht er seinen poetischen und blumenreichen Erguß den großen Kindern mundrecht, die ihm zuhören, und die nur das als gut oder schlecht erkennen, was man sie als solches ansehen läßt, wenn sie griechische Zeitwörter conjungiren und die lateinische Grammatik lernen. Ueberdem ist es ein großer Beweis von Hrn. Cannings Talent, daß Gemeinsprüche in seinem Munde nicht mehr Gemeinsprüche sind, und daß seine Citate durch die Art, wie er sie vorbringt, so wie durch sein tiefes und inniges Empfinden ihrer Schönheit aufgefrischt und verschönert werden. Ferner entnimmt er sie nicht immer den alten Classikern, sondern weiß auch sehr geschickt Anspielungen aus unserer Volksliteratur zu wählen. Als z. B. der General Robert Wilson, zur Zeit des letzten spanischen Krieges, die Absicht ankündigte, Truppen für Rechnung der Cortes in England und Irland auszuheben, und im Parlamente die Bill, um solche Werbungen zu verhindern, die, wie Hr. Canning bemerkte, ein Verstoß gegen die Neutralität seyn würden, zu welcher sich Großbritannien verpflichtet hatte, discutirt ward, setzte er scherzhaft hinzu: „Die Armeen des braven Generals ähneln freilich ein wenig denjenigen, wovon in einer englischen Posse, die Probe, (the Rehearsal) die Rede ist, wo den beiden Tyrannen von Brentford gesagt wird: „Sires, Ihre Armeen sind hier, vor Ihrer „Thür, sie wünschen einzutreten, um Ihnen ein Wort insgeheim zu „vertrauen.““

Hr. Canning legt vielleicht einen zu großen Werth auf die Richtung, die er der englischen Politik gegeben zu haben meint. Die merkwürdigste Handlung seiner Administration ist die Anerkennung der neuen Staaten von Amerika. Die Paßlichkeit dieser Maaßregel ist nun wohl außer Zweifel, aber keineswegs deren Wichtigkeit. Hätte Hr. Canning, wie er es dem Parlamente gesagt, diesen neuen Republiken die Existenz gegeben, so gebührte ihm all der Ruhm, den er als der Urheber dieser großen Veränderung in Anspruch nimmt, von Rechts wegen; aber er hat, um die Unabhängigkeit der in Rede stehenden Staaten anzuerkennen, es erst vorsichtigerweise abgewartet, daß sie im vollen Genuß derselben waren, und seitdem hat er nichts gethan, um sie zu beschützen. Ohne Widerrede verdankt Südamerika viel dem individuellen Beistande der Engländer; dieser Beistand war ihnen aber lange Zeit vorher, ehe Hr. Canning sich mit ihnen in Unterhandlungen eingelassen, zu Theil geworden. Begegnete er auf der Straße einer, im starken Trapp einherfahrenden Kutsche, so ergäbe sich daraus noch nicht, daß sie, die vielleicht aus den Zeiten der Königin Anna herstammte, ihm ihre Existenz verdanke. Genau besehen hat er nichts weiter geschaffen, als eine Beilast von Vice-Consuln, Consuln, bevollmächtigten Ministern und Gesandten, die er der neuen Welt zugeschickt hat.

Die portugiesische Angelegenheit ist ebenfalls ein bischen übertrieben worden. Wir sehen nicht ein, wie ein anderer Minister anders hätte handeln und einem alten Bundesgenossen den Beistand hätte versagen können, der demselben durch feierliche Tractaten verheißen war; nur möchte er vielleicht mit weniger Ostentation das nämliche gethan haben, was Hr. Canning gethan hat.

Das Prunken des letzteren, das con strépito seiner Politik scheint es hauptsächlich gewesen zu seyn, was die alten Torys in Harnisch gebracht hat. Sie würden nicht das, was er gethan, übel aufgenommen haben — denn Lord Londonderry selbst hätte nicht anders verfahren, wäre er am Leben geblieben —; aber sie wünschen, es solle geräuschlos, ohne Aufhebens, ohne Prahlerei geschehen. Diese Prahlereien sind es, wodurch er sich bei ihnen in Ungnade gesetzt, während sie ihn eben mit dem übrigen Theil der Nation aussöhnten. Er hat es absichtlich hervorgehoben, daß er nicht in die Grundsätze der heiligen Allianz einstimme, und auf Anlaß der Streitigkeiten Spaniens mit Südem hat er die Gelegenheit ergriffen, um zu verkünden, die Alliirten unschlüssig gewesen, ob sie Frankreich den Bourbons zurückgeben sol endlich hat er, wie ein neuer Aeolus, der im Begriff ist, die Sch loszulassen, allen Fürsten des Continents mit dem Zorne ihrer Un thanen gedroht. Genau genommen, hat Hr. Canning seine P weniger durch Thaten als durch Worte characterisirt; diese S mögen nun das Ergebniß eines vorbedachten Plans, oder blos Wirkung seines lebhaften Temperaments gewesen seyn, so halten doch dafür, daß sie jeden Falles der Nation zu Gute gekommen s

Man hat behauptet, die Reden des Hrn. Canning über die A legenheiten der Politik nach Außen trügen nicht den Stempel Staatsmannes. Sollten wirklich nun die Eitelkeit und die Lust, das Ansehn zu geben, als spiele er eine große Rolle, ihn zu den Sp vermocht haben, die er geführt, und wäre es weder in dem Int des Landes, noch seine wirkliche Absicht, vorkommenden Falles die D hungen wahr zu machen, die er ausgestoßen hat, so gäbe es nichts, für einen Staatsmann kleinlicher und unwürdiger wäre. Hr. Can darf aber nicht nach den Glossen und Commentaren seiner Feinde urtheilt werden. Seine Reden über die Fragen fremder Politik wie immer, lebhaft und eindringlich gewesen, doch nicht stärker, al Noth that. Die eigenmächtigen Regierungen des Continents haben Menge von Erklärungen abgegeben, in welchen sie ihre Grundsätze kanuten; und das so lange Schweigen der englischen Regierung, s dessen innere Feindseligkeiten gegen die demokratische Opposition, man als eine Billigung dieser Grundsätze ansehen können. Seit Einfall der Oesterreicher in das Königreich Neapel, konnte, das la Tage, keine innige Verbindung mehr zwischen Großbritannien und heiligen Allianz bestehen. Hätte man damals Gebrauch von den E sprechereien des Herrn Canning gemacht — wie sich seine Feinde im tinenter Weise auszudrücken pflegen — so dürften Europa viele U erspart worden seyn. Lord Londonderry mißbilligte den Angriff Oe reichs, wir muthmaßen es wenigstens, denn wenn wir gleich seine S damals, als sie erlassen ward, gelesen haben, so erinnern wir uns Inhalts eben so wenig mehr, als es wahrscheinlich bei denen der ist, an die sie gerichtet war. Es war eine durchaus diplomatische P d. h., ihrer Zeit verstand sie niemand, und hinterdrein dachte nie mehr daran. Diese wackre Piece ist es auch, die den Einfall in S nien vorbereitet und ihm das Wort geredet hat.

In dieser Art Compositionen werden uns übrigens die Rati des Continents immer den Rang ablaufen. Für Englands Sta männer ist es gleichzeitig ein Vorrecht und eine Pflicht, freimüthig sprechen; ein Vorrecht, weil sie als Bürger Rechte haben, die sie verlieren können, wenn sie ein Portefeuille annehmen; eine Pflicht, sie vor dem Parlamente verantwortlich sind und diesem auch Rechenschaft geben müssen. Hr. Canning hat folglich, indem er sich den zweideutigen und schwankenden Formen der diplomatischen Sp frei gemacht, nur gethan, was in seinem Lande für recht und schicklich

Um zu wissen, ob eine Note oder Rede wirklich von einem Sta manne herrühren, braucht man nur zu untersuchen, ob sie auf was man bezweckt, abzielen. Nach den Reden gewisser Leute s es das Ansehen haben, daß man, um Staatsmann zu seyn, h gen, verrathen, seine Gedanken stets vor andern geheim halten m und zwar fast ohne es sich selbst zu verhehlen. Wahr ists, daß viele das Verfahren des Herrn Canning tadeln, weil sein Zweck ein en ist als der ihrige, und weil sie möchten, daß auch der Rest der en schen Freiheiten denen überantwortet würde, die ihn anzugreifen müht sind.

In den die inneren Angelegenheiten betreffenden Debatten hat sich Canning durch seine freimüthige und offene Sprache ebenfalls sowohl als Tadel erworben. Am besten sprechen sich seine Meinungen in ander Stelle der Rede aus, die er über den Handel der Seiden- ren gehalten hat:

„Ich sehe keinen triftigen Grund, der wider die Anwendung der ilosophie (man verzeihe, daß ich mich dieses, Einigen so verhaßten, rtes bediene) auf die gewöhnlichen Dinge im menschlichen Leben c. Meiner Meinung nach müssen diese Angelegenheiten nach abstrac- Principien, nur nach Zeit und Umständen modificirt, verwaltet wer- . Der Geist und die Lehrsätze derer, die gegenwärtig meinen ehren- then Freund (Hrn. Huskisson) verfolgen, sind völlig den Lehrsätzen ch, zu welchen sich alle diejenigen bekannten, die immer die Feinde Wohlthäter des Menschengeschlechts waren. Diese Grundsätze und ser Geist waren es, die Turgot's Leben vergifteten und Galilei die Kerker der Inquisition brachten. Durch diese Vorstellungen las- sich diejenigen beherrschen, die den Strom der Gesittigung gern der zur Quelle zurückleiten möchten; Schwachsinnige, die, unfähig den Höhen zu gelangen, von wo man die menschliche Natur aus em erhabenern Gesichtspunkte übersieht, sich darüber trösten und dafür en, indem sie die höherbegabten Wesen verläumden, die diese Höhen chten. Es ist mir nicht unbekannt, daß es hier zu Lande eine, ich nicht sagen politische, — denn sie ist so wenig zahlreich und schwach, sie vielleicht nur den Namen einer Secte verdient, — Faction giebt, alle Fortschritte in der Ausbildung als Rückschritte zum Jacobinis- s betrachtet. Diese Faction meint, ein rechtlicher Mann könne nicht, e verbrecherischen Zweck und die Absicht, die Grundfesten der Größe es Landes zu untergraben, darnach streben, sein Land im Niveau Fortschritte der politischen Wissenschaften zu erhalten und dessen ng nach den verschiedenen Weltumständen zu leiten. Ich, meines eiles, halte es für die Pflicht eines englischen Staatsmannes, sowohl den Angelegenheiten, die das Innere, als in jenen, die das Aeußere reffen, den Weg einzuschlagen, der die Mitte zwischen den Extremen t; gleich sehr die Excesse des Despotismus als der Zügellosigkeit zu meiden; die Macht mit der Freiheit in Einklang zu bringen; keine glichen und übertriebenen Versuche zu unternehmen, doch eben so wenig der Anwendung aller wohlüberlegten Theorieen zu widersetzen; und hochherzigen und wahrhaft liberalen Ideen zum Wohl des Landes nen zu lassen."

Das sind Gemeinplätze, wird man sagen; doch sind diese Gemein- ze neu in dem Munde eines Mannes, der im Besitz der Gewalt „Fortschritte in den politischen Wissenschaften; Turgot; Galilei; rale Ideen;" das sind Worte und Phrasen, die ein Minister vor ten nicht würde haben hören lassen.

Die zwölf Jahre, die seit dem Ende des Krieges gegen Frankreich flossen sind, haben große Veränderungen oder vielmehr eine völlige stauration in den Meinungen des Landes hervorgebracht. Vor der nzösischen Revolution hatte England sichtlich eine Tendenz zu politi- en Verbesserungen. Ein Minister, erklärter Anhänger der Parlaments- orm, machte bedeutende Einschränkungen in den Ausgaben und hatte ihe Veränderungen mit der Geistlichkeit und die Unterdrückung des hten im Sinn. Einige Individuen eilten ihm voraus; andere trab- hinter drein; aber in den Meinungen damaliger Zeit herrschten keine ll ins Auge fallenden Verschiedenheiten. Die Stimmung aller europäi- tionen war analog. Dieses Verhältniß aber ward durch die franzö- he Revolution gänzlich verändert. Einige Gemüther wurden exaltirt, re aber, und zwar die Mehrheit und vom größten Einfluß, geriethen Schrecken. Es gab Leute, die auf Revolutionen sannen, doch war es Mode, alle Veränderungen zu hassen, unbeweglich zu bleiben, oder, wenn nicht, nur Rückschritte zu machen." Es ist klar, daß diese Beschaffenheit der Meinung in einem Lande, wo freie Discussionen gelten, nicht die Furcht, die sie hatte entstehen lassen, überleben konnte. Seit dem Frieden hat die Nation allmählig wieder den Stand eingenommen, den sie vor dem Kriege inne hatte; während sich aber alles änderte, haben einige der alten Anhänger Pitt's sich nicht modificiren wollen. Noch jetzt führen sie das Feldgeschrei und die Redensarten aus den Zeiten des Revolutionskrieges im Munde; sie sprechen von Pitt'schen Grundsätzen, worunter sie Aushülfsmittel verstehen, zu welchen er gegen Gefahren gegriffen, die nun nicht mehr vorhanden sind. Sie sind die Lobredner seiner Maaßregeln, ohne an die Umstände zu denken, in welchen er sich befand; und sie würden, wie die Hammel des Panurgus, dem Träger des Glöckchens ins Meer folgen, als wäre ihr Patron freiwillig da hinein gegangen und nicht hinein gestürzt worden. Hr. Canning ist so vernünftig gewesen, einzusehen, daß die Zeit dieser Thorheiten vorbei ist; daß nichts unweiser seyn würde, als die Gemüther mit Vorstellungen von Gefahren zu beunruhigen, die vielleicht nie anders als in der Einbildung bestanden, wozu nun aber nicht der kleinste Grund mehr vorhanden ist; und daß die Gefahren, die man zu Robespierre's Zeiten fürchten konnte, sehr von denen der Zeit der spanischen Carlisten verschieden sind. Hr. Canning hatte sich schon durch die Anerkennung der neuen amerikanischen Staaten sehr bei der Nation in Gunst gesetzt, und er hat seinen Ruhm noch sehr durch eine von ihm ausgegangene Veränderung in der Administration, die die Umstände unumgänglich nothwendig machten, erhöht.

Die Torys geben ihm schuld, er intriguire gleichzeitig sehr geschickt, um sich sowohl populair zu machen, als die Macht zu behalten. Unsers Bedünkens besteht seine Intrigue lediglich darin, daß er die Augen geöffnet hat; aber das ist ein Mittel, um Glück zu machen, wovon die Blinden keinen Begriff haben; er hat weniger gethan als Hr. Peel; wahrscheinlich wollte er nicht mehr thun: aber er hat die Lage des Landes in Betracht genommen; er hat sie zur Sprache gebracht, und durch einige verständige und aufrichtige Worte hat er die Meinung einer Menge Personen für sich gewonnen, die die Regierung sich entfremdet hatte und die ihn haßten. Wir wollen nun sehen, ob Hr. Canning fortfahren wird, sich die Volksliebe zu erhalten, die er sich erworben hat, und den Beifallsruf zu rechtfertigen, der seine Erhebung auf den hohen Posten begleitete, den er gegenwärtig einnimmt.

Ueber die Verhältnisse der deutschen Völker.

(Aus einem französischen Journal.)

Es läßt sich nicht läugnen, daß viele, übrigens gebildete Menschen über Deutschland und germanisches Wesen sehr verkehrte und verwirrte Begriffe haben. Einige halten die Holländer nicht für ein deutsches Volk und noch viel weniger die Brabanter. Andere machen sogar allen Bewohnern des linken Rheinufers ihre deutsche Natur streitig; dagegen halten sie Preußen für den ersten Staat Deutschlands, und dehnen dies in ihren Gedanken bis Memel aus. Manche, die sich mehr an die deutsche Bundesacte halten, sehen Triest für einen deutschen Seehafen am adriatischen Meere an; aber es will ihnen nicht in den Kopf, daß die deutsche Schweiz ein wichtiger Bestandtheil Allemanniens sey. Eben so glauben manche, Elsaß und Lothringen seyen jetzt als französisch anzusehen; hingegen halten sie Böhmen, Mähren und Schlesien für deutsch. Es wird daher nicht unverdienstlich seyn, sowohl die äußern als innern Gränzen Deutschlands historisch darzulegen, und die Verhältnisse der deutschen Völker darnach näher zu entwickeln. — Die östlichen

deutschen Völker, die Sachsen, Thüringer, Ostfranken und Baiern stoßen im Osten an slavische Völker. Letztere sind in der Völkerwanderung bis an die Trave, die Elbe, die Saale, den Frankenwald und Böhmerwald, und von Südosten bis an die Steierischen und Salzburger Alpen vorgedrungen. Später gingen die Sachsen auf das rechte Ufer der Elbe und unterjochten die Slaven in der Priegnitz, der eigentlichen Mark Brandenburg und der Neumark jenseits der Oder. Den Obotritischen Slaven nahmen sie den östlichen Theil von Holstein (Wagrien), Lauenburg und die Grafschaft Schwerin ab, und es sollen, nach Beckers lübischer Chronik, alle Obotriten aus Wagrien vertrieben seyn. Aber jenseits der Trave blieben die Nachkommen der Obotriten als Leibeigene der eingewanderten Sachsen unter den Grafen von Schwerin. Die Fürsten der Obotriten vereinigten sich mit dem deutschen Reich, führten in dem Lande, das sie behielten, deutsche Sprache und Rechtsverfassung und christliche Religion ein, und nannten es Mecklenburg. Eben so schlossen sich die Fürsten der Vorpommern (Pommern heißt auf deutsch Küstenbewohner) an Deutschland an, und suchten ihr Volk durch deutsche Colonisten zu germanisiren; doch ging dies nur langsam von Statten und noch jetzt reicht die deutsche Sprache in Pommern unter den Bauern ununterbrochen nur bis an die Persante. Also Mecklenburg, die Mark und Pommern bis an die Persante sind slavische von den Sachsen germanisirte Länder, und ihre Bewohner sind nur eine Vermischung der Slaven mit Norddeutschen, aber keineswegs Deutsche. — Die Thüringer, die ursprünglich nur ein kleines Land bewohnten, zwischen dem Harz und dem Thüringer Wald, der Saale und Werra, fielen ebenfalls über ihre slavischen Nachbarn, die Sorben, her, die von der Saale bis nach Schlesien hin wohnten, und nahmen ihnen allmählig das ganze Land bis zur Lausitz ab, verdrängten die sorbische Sprache, die sich nur in der Lausitz erhielt, und stifteten in den eroberten Ländern die Mark Landsberg, das Herzogthum Sachsen-Wittenberg, das Osterland, das Vogtland und die Mark Meissen. Durch die Vereinigung mit Sachsen-Wittenberg bekamen alle diese Eroberungen später den Namen: Sachsen, obgleich in den Adern der Bewohner kein sächsisches Blut wallt, sondern eine Vermischung von sorbischem mit thüringischem. Man kann also das ganze Königreich Sachsen, so wie das altenburgische und reussische Land, ferner einen Theil der preußischen Provinz Sachsen, der östlich von der Saale liegt, und die Anhaltischen Länder, so weit sie östlich von der Saale liegen, ebenfalls nicht zu Deutschland rechnen, sondern es sind slavische Länder, deren Bewohner mit Thüringern vermischt sind. Selbst die Halloren in Halle sollen slavischer Abkunft seyn; noch im 13. Jahrhundert wurde in Leipzig slavisch gepredigt, und die östlichen Sorben, welche in der Lausitz wohnen, zwischen Schlesien und der Mark Meissen, sind noch jetzt nicht einmal alle so weit germanisirt, daß sie ihre slavische Sprache mit der deutschen vertauscht hätten. Noch viel weniger ist Böhmen für ein deutsches Land zu achten, da hier fast überall slavisch gesprochen wird. In dem obern Schlesien herrscht noch die polnische Sprache, und ganz Schlesien, so wie die Neumark, Westpreußen und Hinterpommern gehört ursprünglich zu Polen. Im niederen Schlesien sind die polnischen Ureinwohner unter der Herrschaft ihrer polnischen Fürsten durch Kolonisten germanisirt, und im Riesengebirge scheint in der Völkerwanderung ein oberdeutscher Volksstamm sitzen geblieben und zwischen die Polen und Böhmen eingeschlossen zu seyn. Doch sind sie von den andern deutschen Volksstämmen so weit entfernt, daß man ihr Land nicht zu Deutschland rechnen kann, obgleich sie ihrer deutschen Abkunft Ehre machen, da sie alle ihre slavischen Nachbaren an Betriebsamkeit und edlen Sitten weit übertreffen.

Die Baiern wurden durch den Böhmerwald, die Salzburger und Steierischen Alpen davon abgehalten, über ihre slavischen Nachbarn, die Böhmen und Slovenzen herzufallen. Nach der Schlacht auf dem Lechfelde aber, die den Rückzug der Madjaren (Ungarn) veranlaßte, sind die Baiern die Markgrafschaft Oestreich, das jetzige Oestreich unter der Ens, und dies Land scheint fast nur von baierischen Kolonisten bewohnt zu seyn. Da nun die ehemalige Markgrafschaft Oestreich, die jetzt über eine Million Einwohner hat, zwischen Böhmen, Mähren, Ungarn und Steiermark eingeschlossen liegt, und mit dem Lande ob der Ens und dem innern Deutschland nur schlecht zusammenhängt, so konnte sie sich bei der Vereinigung derselben mit den slavischen Nachbarländern wohl beruhigen, und ihnen diese Gelegenheit gönnen, sich zu civilisiren und an den Fortschritten der germanischen Welt Antheil zu nehmen. Dagegen dringt sich aber die Bemerkung auf, daß durch die Friedensschlüsse von 1807 und 1809 gegen Osten die natürliche Gränze Deutschlands hergestellt worden ist, und Oestreich und Preußen durch sie beide ganz die Gränzen erhielten, welche ihnen gegen Deutschland zukommen. Steiermark und Kärnthen, die den Slovenzen gehörten, sind durch ihre Vereinigung mit Oestreich und Tyrol einigermaaßen germanisirt worden, so daß jetzt fast in ganz Kärnthen und in Steiermark bis gegen Cilli die deutsche Sprache sich ausgebreitet hat. Doch sind die Einwohner, deren Fürsten ehemals, obgleich dem deutschen Reich unterworfen, doch in slavischer Sprache mit dem Reichstag verhandelten, in großen Mehrzahl nach slavischer Abkunft. Nach dem jetzigen Bestand des deutschen Bundes werden zwar noch südlichere Länder, die zum Königreich Illyrien gehören, zu Deutschland gerechnet, doch sind die Einwohner reine Slaven, und im Südwesten, z. B. in Triest, Italiener. — Die westlichen deutschen Volksstämme, die Saalfranken, Rheinischen (Ripuarischen) Franken, die im allemannischen Bunde vereinigten schwäbischen Volksstämme und die Burgunder stießen in der Völkerwanderung an gallische Stämme. Die Saalfranken gränzten in Flandern und im südlichsten Brabant an die Gallier; die Ripuarischen Franken im Bisthum Lüttich, im Luxemburgischen und im nördlichen Lothringen, die Allemannen ebenfalls in Lothringen, und im obern Wasgau; die westlichen Schweizer oder Burgunder aber an der Gränze von Franche Comté, am Neufchateller See, im Canton Freiburg, und in der Mitte des Cantons Wallis. Alles, was diesseits dieser Gränzen wohnt, ist rein germanisch; aber viele Franken, Allemannen und Burgunder überschritten in der Völkerwanderung diese Volksgränze, und ließen sich unter den nordöstlichern Galliern nieder. Daher kommt es, daß in dem nordöstlichen Frankreich bis zur Einführung des Code Napoleon das droit coutumier, d. h. fränkisches (niederdeutsches) Gewohnheitsrecht galt, während in dem südwestlichen Frankreich das droit écrit, das römisches Recht, blieb. Gegen Südwesten aber dehnt sich die deutsche Volksgränze weit über die Gränze des deutschen Bundes hinaus; der größte Theil der Schweiz wird von Allemannen und Burgundern bewohnt, nur etwa der sechste Theil der Schweizer gehört zur französischen Schweiz, und etwa der achtzehnte Theil besteht aus Italienern. Das Elsaß wird ganz von Burgundern (im Sundgau) und Allemannen bewohnt, und auch das Saarthal in Lothringen ist noch allemannisch. Etwa eine Million Allemannen gehören daher jetzt zu Frankreich. Die Ripuarischen Franken erstrecken sich, an die nordwestlichen Allemannen gränzend, die Mosel herauf ebenfalls bis in Lothringen, und Metz wurde daher früher als die Schutzwehr Deutschlands gegen den Westen angesehen. Das Flußgebiet der Sauer (französisch: Sure) im Luxemburgischen wird ebenfalls von Ripuarischen Franken bewohnt. Vom Königreich der Niederlande ist höchstens der vierte Theil der Einwohner gallisch-fränkischen, drei Viertheile aber sind rein-deutschen Ursprungs. Zu den mit Galliern vermischten Niederländern gehören etwa die Hälfte der Luxemburger, im westlichen Theil der Provinz, fast die ganze Pro

ganz Lüttich bis gegen Limburg und Maſtricht; die Provinzen Namur und Hainault (Hennegau) und der Diſtrict Nivelles von Süd-Brabant. Obgleich in Brüſſel meiſt franzöſiſch geſprochen wird, ſo erſtreckt ſich doch der niederdeutſche (ſaalfränkiſche) Volksſtamm auf dem platten Lande bis Waterloo, vier Stunden ſüdlich von Brüſſel. Die Schlacht bei Waterloo wurde gerade auf der Volksgränze geliefert, ſo daß ſie von den Nordländern mit einem niederdeutſchen, von den Franzoſen aber mit einem franzöſiſchen Namen (Mont St.-Jean) bezeichnet werden konnte. Vom Lüttichſchen aus erſtreckt ſich das Walloniſche (ein aus der Vermiſchung der Franken mit den romaniſirten Galliern entſtandener Dialekt) auf einer kurzen Strecke nur eben über die Gränzen der preußiſchen Rheinprovinzen, und Malmedy iſt daher der einzige Punkt in Rheinpreußen, der nicht deutſch iſt. Der Theil von Flandern, der zum Königreich der Niederlande gehört, iſt ganz ſaalfränkiſch, und nicht einmal der franzöſiſche Antheil iſt ganz mit Galliern vermiſcht, ſondern erſt zwiſchen Dunkerken und Calais iſt das weſtliche Ende des niederdeutſchen Landes. Die Saalfranken wohnen in Flandern, Brabant, Seeland, Geldern und Holland. Die niederländiſche oder im Auslande ſogenannte holländiſche Sprache (von den Franzoſen Flamand genannt) iſt daher nichts als die ſaalfränkiſche Sprache.

Wer ſich nicht entſchließen kann, die ehemals reinſlaviſchen, von den Deutſchen mehr oder weniger germaniſirten Länder von Deutſchland abgeſondert zu betrachten, der denke, daß die Slaven zur *mongoliſchen Menſchenrace* gehören, und uns Deutſchen alſo, nicht, wie die Griechen oder Irländer, als ein anderes kaukaſiſches Volk, ſondern *allen übrigen Europäern* als Fremdlinge gegenüber ſtehen: daß man alſo weit eher das nordöſtliche Frankreich zu Deutſchland ziehen könnte. Hier, wie in den von den Sachſen germaniſirten Ländern galt bis in die neueſte Zeit niederdeutſches Gewohnheitsrecht; und es möchte wohl kein verſtändiger Menſch behaupten wollen, daß in der Mark, im Königreich Sachſen, in Mecklenburg und Vorpommern, ein ſo deutſcher Geiſt zu finden ſey, als in den nördlichen Franzoſen. Die Sprache kann hier den Ausſchlag nicht geben. Die Franken nahmen unter den Gallern die romaniſche Sprache an (die übrigens im nördlichen Frankreich mit ſehr vielen deutſchen nur verdrehten Wörtern vermiſcht ſeyn ſoll), weil ſie ausgebildeter als die niederdeutſche war; und die Slaven nahmen aus demſelben Grund die Sprache der ſächſiſchen und thüringiſchen Koloniſten an.

Wie könnten alle deutſche Länder, die nach franzöſiſchem Recht leben, eine ſo große Anhänglichkeit an daſſelbe fühlen, wenn nicht ein geſunder deutſcher Sinn in denſelben lebte? und dieſer Sinn muß alſo wohl, wenigſtens im nördlichen Frankreich, zu Hauſe ſeyn. Deshalb iſt es ſehr wichtig, daß die Hauptſtadt Frankreichs ſo weit nördlich liegt. Gewiß würde der Geiſt der franzöſiſchen Regierung weit weniger mit dem deutſchen harmoniren, wenn der Sitz derſelben in Aquitanien, z. B. in Toulouſe wäre: ich will keineswegs behaupten, daß die Deutſchen mit den nördlichen Franzoſen ganz ſympathiſiren; aber die Märker und Pommern wiſſen ſehr gut, daß man auf dem linken Elbufer auch mit ihnen ſich nicht verträgt. Die Nothwendigkeit dieſer Erſcheinung geht ſchon aus dem Umſtand hervor, daß, wie die Erfahrung zeigt, bei der Vermiſchung der Slaven und Germanen, *das ſlaviſche Blut immer die Oberhand gewinnt*, obgleich die Slaven, die zur Annahme fremder Sitten und zur Nachahmung ausländiſcher Civiliſation ſehr geneigt ſind, die germaniſchen Sprachen ſehr leicht annehmen. Dagegen iſt gerade das umgekehrte Verhältniß bei der Vermiſchung germaniſcher Völker mit romaniſchen vorhanden. Die Germanen nehmen, auch bei geringer Vermiſchung mit Celten leicht viele romaniſche Wörter auf (wie wir an England ſehen). Die Sprößlinge dieſer Vermiſchungen ſchlagen aber mehr in die germaniſche als in die celtiſche Art ein.

Die Deutſchen, welche innerhalb der oben dargeſtellten Gränzen wohnen, zerfallen zuvörderſt in Ober- und Niederdeutſche. Die letztern bildeten ſeit der Völkerwanderung vier Hauptſtämme; nämlich Saalfranken, rheiniſche oder ripuariſche Franken, Frieſen und Sachſen. Die Oberdeutſchen dagegen zerfallen in fünf Stämme: in Oſtfranken, Allemannen, Burgunder, (in der weſtlichen Schweiz) Baiern und Thüringer. Deutſchland zerfällt alſo den Volksſtämmen nach in folgende Theile:

	Einwohner.
1) Das Land der Sachſen und Frieſen (gewöhnlich Norddeutſchland genannt)	5,000,000
2) Das Land der Saalfranken (der Niederländer, Niederlothringer)	4,000,000
3) Das Land der rheiniſchen Franken (Oberlothringer; dieſe ſind an der Moſel ſchon mit Oberdeutſchen vermiſcht)	2,200,000
Ganz Niederdeutſchland	11,200,000
4) Das Land der Thüringer (fälſchlich Sachſen genannt)	1,100,000
5) Das Land der Baiern (bis zur Ens)	2,600,000
6) Das ehemalige Herzogthum Oſtfranken (das Land der Heſſen, die Wetterau, die Pfalz und Franken am Main. Dieſe Länder bilden das Centrum von Deutſchland, und vorzüglich in ihnen hat ſich hochdeutſche Sprache entwickelt. Doch fehlt es dem Volk, das Oſtfranken bewohnt, an einem Volksnamen; denn der Name Oſtfranken bezeichnet blos das *Land* und rührt von der Beſiegung der Oberdeutſchen durch die Franken her)	4,200,000
7) Das Land der Allemannen und Burgunder	5,000,000
Ganz Oberdeutſchland	13,200,000
Ganz Deutſchland	24,400,000

Das eigentliche Deutſchland (ohne Oeſtreich unter der Ens) hat alſo nicht mehr als: 24,400,000 Einwohner, mithin nicht ſogar viel in Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, Italien und den ſlaviſchen Völkern. Auf dieſe Baſis gründet ſich unſere deutſche Geſchichte ſeit der Völkerwanderung, und ohne dieſe Grundlage vollkommen inne zu haben, kann man keinen klaren Blick in das Leben der Deutſchen gewinnen. — Ganz nothwendig zur Geſchichte der Germanen gehörig ſcheint mir die Geſchichte der jetzt über 5 Millionen ſtarken Normannen (der Dänen, Schweden, Norwegen und Irländer) die zwar in weiten, von Deutſchland durch das Meer getrennten Nordlanden wohnen, aber doch nichts, als der nördlichſte germaniſche Volksſtamm ſind. Eben ſo ſcheint mir die großbritanniſche Geſchichte durchaus zur germaniſchen zu gehören, da außer den 800,000 Einwohnern von Wallis, und den 250,000 ſchottiſchen Hochländern (Bergſchotten) alle übrigen Einwohner Großbritanniens, nämlich die 14 bis 15 Millionen Engländer (Angelſachſen) und ſchottiſchen Niederländer germaniſchen Urſprungs ſind. Mit ihnen betragen alſo die germaniſchen Volksſtämme in Europa ungefähr 45 Millionen Menſchen. Aus Coloniſten von allen germaniſchen Völkern zuſammengeſetzt ſind etwa 10 Millionen Einwohner der vereinigten Staaten von Nordamerika, und hier entfaltet ſich der germaniſche Geiſt, von den Einwirkungen des mongoliſchen und celtiſchen Weſens, das die europäiſchen Germanen umgiebt und häufig feſſelt, befreit. Der Geiſt der germaniſchen Völker wird nur dem klar werden, der keinen Theil der-

selben außer Augen ließ; und nur indem man untersucht, was allen oder den meisten gemeinsam ist, und was bloß bei Einzelnen sich findet, wird man die deutsche Natur richtig beurtheilen lernen. — Das Königreich der Niederlande ist der größte deutsche Staat: denn die niederdeutschen Provinzen desselben haben wenigstens 4½ Millionen Einwohner, und die wallonischen und französischen Provinzen höchstens 1½ Million. Die deutschen Länder, die zu Preußen gehören, nämlich Rheinpreußen, Westphalen und Sachsen, letztes so weit es westlich von der Elbe und Saale liegt, haben nur etwa 4 Millionen Einwohner, die rein slavischen und germanisirten slavischen Länder aber, aus welchen das übrige Preußen besteht, haben über acht Millionen Einwohner; also ist nur der dritte Theil des preußischen Staates in Deutschland gelegen und derselbe ist als Ganzes genommen durchaus nicht als zu Deutschland gehörig anzusehen.

Die Theile von Deutschland, die zu Oestreich gehören, sind noch geringer; sie haben nur etwas über 2½ Millionen Einwohner; denn Oestreich ob und unter der Ens und das deutsche Tyrol (denn fast ⅔ sind Italiener) sind allein hieher zu rechnen; obgleich nach dem Bestande des deutschen Bundes auch Böhmen, Mähren, Oestreichisch-Schlesien, Steiermark, Kärnthen, Krain mit Triest und das italienische Tyrol zu Deutschland gezählt werden. Diese fälschlich zu Deutschland gezählten Länder dienen wohl nur dazu, um Oestreich noch jetzt als die Hauptmacht in Deutschland erscheinen zu lassen, und haben fast 7½ Millionen Einwohner, also fast dreimal so viel, als die wirklich deutschen östreichischen Länder. Da aber das ganze Kaiserthum Oestreich jetzt 31 bis 32 Millionen Einwohner hat, so macht der zu Deutschland gehörige Theil nur den 12. Theil dieses Staates aus, und derselbe ist daher noch viel weniger als Preußen als ein deutscher Staat anzusehen. Der zweite deutsche Staat ist daher Baiern mit 3,700,000 theils baierischen, theils allemannischen, theils ostfränkischen Einwohnern. Leider stellt sich die Sache so heraus, daß die zu Preußen, Oestreich und Frankreich gehörigen Deutschen zusammen gerechnet, gegen 8½ Millionen Deutsche, zu nicht deutschen Staaten gehören. — Mit einer Karte von Deutschland, die nach den Volksstämmen entworfen wäre, würde man die ganze Geschichte von der Völkerwanderung bis jetzt weit verständlicher machen können als es gewöhnlich geschieht. Man könnte in dieselbe Nationalkarte die politischen Abtheilungen für jedes Zeitalter vom J. 600 n. Chr. an hineinzeichnen, so daß jeder einen deutlichen Begriff von den Schicksalen eines jeden deutschen Volks bekäme. Jeder Stamm würde dann den andern achten lernen und keinem würde man seine deutsche Natur streitig machen wollen. Aber man würde auch finden, daß jeder Stamm, so wie eine eigene Sprache, so auch ein eigenes Volksgefühl hat, daß jeder nur in seiner eigenthümlichen Sphäre sich glücklich fühlt, und daß es daher tyrannisch ist, irgend einem deutschen Volksstamm sein originelles Daseyn, also seine Sprache, seine Sitten, sein Volksrecht rauben zu wollen. Eine Vereinigung der Deutschen dürfte, ohne störend für das Glück der einzelnen Stämme zu seyn, nur die äußere Vertheidigung und die freie innere Communication zum Zweck haben. So wie die Griechen in vier Mundarten schrieben, so haben wir Deutsche acht Mundarten auszubilden, fünf oberdeutsche und drei niederdeutsche. Nur so ist ein Volksleben möglich, und nur dadurch ist eine Entfremdung der höhern und geringern Stände zu verhüten.

Ohne öffentliche Gerichte, öffentliche Wahlen, Kreis- und Landtage und große Volksfeste werden sich die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme schwerlich von einander scheiden lassen, so gewiß auch in den verschiedenen Mundarten, in dem Geist der literarischen Produkte, in den Sitten, dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten, vermöge deren Abdruck, den Rechtsgewohnheiten, sich deren offenbaren.

Die geschriebenen Normen insbesondere, welche auf den Volkssinn einen so veredelnden Einfluß zu äußern geschickt sind, können nur dann ihrem Zweck, nämlich den der Hinführung auf den wahren Rechtszustand, und der Bewirkung eines darauf sich gründenden Patriotismus, entsprechen, wenn sie der Natur derjenigen gemäß sind, die sie befolgen sollen.

Die letztere Bemerkung führt auf den Gesichtspunkt hin, aus dem man die Versuche zu betrachten hat, die seit zehn Jahren in denjenigen Gegenden getrieben werden, denen eine volksthümliche, bürgerliche Gesetzgebung, wie sie in der alten Zeit bestand, wieder zu Theil geworden war, die in dem Leben in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren bereits tiefe Wurzeln geschlagen hat; die den Grundsatz der unbedingten Gleichheit vor dem Gesetze, wie vor dem Richter, kennt, die die Geltendmachung des Rechts durch ein öffentliches mündliches Verfahren, vor einem Richtercollegium, mit Beseitigung aller amtlichen Vormundschaft, haben will, die endlich ihre Ansicht des gemeinen Lebens aus der gegebenen Natur der Sache geschöpft hat, wozu denn als eine Ausbildung der neuern Zeit die Maxime der strengen Trennung der Justiz von der Regierungsgewalt kömmt; Versuche, wie ihrer noch vor Kurzem einer in der Versammlung der großherzoglich hessischen Stände an dem gesunden Sinne der Abgeordneten gescheitert ist, da hingegen es noch zur Zeit den Anschein gewinnen will, als sollten am Niederrhein die Machinationen eines Obotriten, daselbst mongolische Sitten einzuführen, vor denen ein deutsches Herz Abscheu hegt, die Oberhand gewinnen, was indeß eben nicht dazu führen möchte, eine Umkehrung der Eigenthümlichkeiten der westlichen Deutschländer, mit Bestand, hervorzubringen.

Dialog über die türkischen Sitten.

Wir haben, (sagt ein französisches Blatt, dem wir das Nachstehende entnehmen) ein Manuscript vor uns, dessen nächstfolgende öffentliche Erscheinung nicht verfehlen kann, viel Interesse und Neugierde zu erregen. Der Verfasser, Herr Paleologos, der, von einer griechischen Familie zu Constantinopel geboren, seine ganze Jugend in der Türkei verlebte, hat den Gedanken gefaßt, in einer Reihe von Dialogen ein Gemälde des jetzigen Zustandes der ottomanischen Sitten zu entwerfen. Diese kleinen Scenen haben keinen Anspruch auf dramatischen Effect; es sind blos Unterredungen, bestimmt eine Menge Details deutlich hervorzuheben und so zu sagen zu beleben, die eine einfache Erzählung in unbestimmtem Dämmerlichte lassen würde. Unter diesen, im Ton und Gegenstand höchst verschiedenartigen, Dialogen haben wir den folgenden gewählt, um unsern Lesern eine Probe der Manier dieses Werkes zu geben. Obgleich der Verfasser Grieche ist, so schmeichelt er sich dennoch, gegen seine Feinde die strengste Unparteilichkeit beobachtet zu haben und mehrere Personen, welche die Türkei besucht, bestätigen, daß in diesen Schilderungen durchaus keine Uebertreibung sey.

Dialog zwischen einem Derwisch (Bettelmönch), einem Iman (Priester einer Moschee) und Mustapha, einem jungen Türken.

Mustapha. Wann wird denn das Beyramsfest *) beginnen?

Der Iman. In acht Tagen; seit zwanzig Tagen hat der Mondeslauf begonnen.

Mustapha. Ich gestehe, daß dieser Ramazan **) mich sehr zu

*) Das Osterfest der Mahomedaner.

**) Die Fastenzeit: sie dauert während eines ganzen Mondesumlaufs. Während dieses Monats ist, nach Mahomets Versicherung, der Koran vom Himmel gekommen.

ermüden anfängt: die Tage scheinen so lang, wenn man nicht essen kann! Auch erwarte ich jeden Tag den Untergang der Sonne mit eben so viel Ungeduld als die Erscheinung des großen Propheten. So wie ich ihre letzten Strahlen hinter den Bergen verschwinden sehe, setze ich mich zu Tische und stehe nicht wieder auf bis die Morgenröthe dämmert.

Der Derwisch. Und Du ißt während der ganzen Zeit?

Mustapha. Nein, ich esse nicht ununterbrochen; aber ich tröste mich für das Fasten am Tage, indem ich die Augen von den Schüsseln nicht wegwende, von denen ich mich wieder funfzehn Stunden trennen soll. *)

Der Iman. Ohne Zweifel ist es ein wenig ermüdend, vom Morgen bis zum Abend nichts zu essen; aber — —

Mustapha. Wenn man nur wenigstens trinken dürfte! Wenn man, während der großen Hitze dieser Jahrszeit, nur mit einem Tropfen Wasser die Lippen befeuchten könnte! Das wäre doch einige Erleichterung.

Der Iman. Das verbieten die Vorschriften unserer Religion; man muß ohne Murren gehorchen.

Mustapha. Besonders, daß ich auch die Pfeife entbehren muß, bringt mich fast ums Leben.

Der Derwisch. Desto besser: ein wahrer Muselmann soll, während der heiligen Tage, sich alles dessen enthalten, was ihm Vergnügen machen kann.

Mustapha. Weder rauchen noch schnupfen zu dürfen, das ist sehr hart.

Der Derwisch. Wer an den Propheten glaubt, der soll, während dieses Mondes, nicht nur auf alles das verzichten, was seinen Sinnen schmeicheln kann, sondern sich auch hüten zu lachen, zu scherzen und selbst mehr zu sprechen, als seine Geschäfte nothwendig erfordern.

Mustapha. Das ist leicht gesagt, Derwisch! aber wer kann alle diese Regeln so streng beobachten? Nicht ein Mensch von tausend kann so die Fastenzeit bestehen.

Der Derwisch. Desto schlimmer Mustapha Aga, desto schlimmer mein Kind!

Mustapha. Ich weiß wohl, daß Ihr Derwische, und selbst die Imans, im Stande seyd, alle diese harten Gesetze getreu zu beobachten; aber das ist sehr natürlich, weil Ihr nichts anders zu thun habt. Ihr könnt den ganzen Tag im Bette bleiben und wenn man im Bette liegt, so denkt man nicht an's Essen, noch an's Rauchen und an's Plaudern. Das ist natürlich mit uns andern nicht so, die wir Geschäfte haben und den ganzen Tag herumlaufen müssen. Wir können uns nicht allein nicht an die ganze Strenge der Fasten binden, sondern es giebt selbst im übrigen Jahr eine ziemliche Anzahl von Gebräuchen, nach denen ganz zu leben uns unmöglich ist. So soll jeder Rechtgläubige fünfmal täglich nach dem Tschami **) gehen; und doch sieht man nie viele Menschen darin. Die mehresten begnügen sich, ihre Waschung (ablution) in ihrem Hause vorzunehmen, wenn sie den Ausrufer die Stunde des Gebets verkündigen hören, und wie viele giebt es nicht, welche genöthigt sind, sich selbst von dieser Pflicht zu dispensiren.

Der Iman. Ist denn das viel, fünfmal täglich zu beten? Gottes Wille war, daß man funfzig mal beten sollte, und nur auf die Fürbitte des großen Propheten ist diese Zahl auf fünf herabgesetzt worden. Je mehr man betet, desto angenehmer ist man Gott und seinem Propheten.

Mustapha. Ohne Zweifel; aber man muß einem Esel nie mehr aufladen, als er tragen kann. Fünfmal, das ist wenig für einen Mönch; es ist viel zu viel für Leute, die Geschäfte haben. Wenn, im Augenblicke, wo der Muezzim *) von der Spitze des Minarets ruft, ein Kaufmann auf dem Punkte steht, einen Handel abzuschließen, soll er, um zu beten, wagen seinen Mousteri **) zu verlieren? und der Kahnführer, der im Canal schifft, soll er sein Ruder im Stiche lassen? der Lastträger, der unter dem Gewicht seiner Bürde gekrümmt daherkömmt, soll er sie zur Erde werfen, um in den Tschami zu laufen?

Der Iman. Unter den Umständen, die Du hier anführst, kann man das Gebet an dem Orte verrichten, wo man sich befindet, vorausgesetzt, daß die vier Bedingungen erfüllt werden, und es zur vorgeschriebenen Zeit geschehe.

Der Derwisch. Aber hast Du einmal das Gebet angefangen, welches auch die Gefahren seyen, die Dir drohen, möge die Erde unter Deinen Füßen zittern, der Donner über Deinem Haupte rollen, des Feindes gezogenes Schwerdt Dir ins Auge blitzen — Du darfst nicht von der Stelle weichen, bevor Du geendet.

Der Iman. Vor Allem lasse Dich nie von niedrigem Interesse verleiten, dieses heilige Gesetz zu verletzen.

Mustapha. Man muß doch seinen Lebensunterhalt gewinnen.

Der Derwisch. Man muß vor Allem seine religiösen Pflichten erfüllen und sich vor dem Fluche des Propheten hüten.

Mustapha. Aber dann muß man vor Hunger sterben oder andere plündern, um zu leben.

Der Derwisch. Gott, der uns geschaffen hat, wird uns in der Noth nicht verlassen. Macht es wie wir Derwische: wir denken nicht an den morgenden Tag und leben doch.

Mustapha. Ja, Ihr lebt von Allmosen; aber gesteht, daß, wenn es jedermann wie Ihr machen wollte, so wäret Ihr wohl vor dem Hungertode nicht eben sicher.

Der Derwisch. Man kann von Kräutern, Früchten und Wasser leben. Gott ist groß!

Mustapha. Ohne Zweifel; aber eine so frugale Mahlzeit paßt nur für Euch Ehelose; wenn Ihr Kinder hättet, könnten diese sich von Kräutern nähren?

Der Derwisch. Und warum nicht? Machen es denn die Thiere anders? und doch gedeihen ihre Jungen, ihre Gattungen erhalten und vermehren sich seit die Welt steht. Glaubst Du denn, daß die Menschen nöthiger auf Erden sind, als die Thiere? Der Menschen Vermehrung ist nur unheilbringend; denn seit sie so zahlreich sind, beleidigen sie jeden Augenblick ihren Schöpfer. Wenn es nicht noch einige Rechtgläubige, wie wir, gäbe, würde die Welt schon lange untergegangen seyn: unsere Gebete erhalten sie. Ich spreche nicht von den Yavours, ***) die Gott nie berücksichtigt und deren Existenz ihm gleichgültig ist. Meine Worte beziehen sich auf unsere eigne Nation, welche geschaffen ist, um einzig auf der Erde zu seyn, die aber jetzt so in Sünden versunken ist, daß Gott und sein Prophet ihr Auge von ihr abgewendet.

Der Iman. Ach! deswegen kömmt unser Reich von Tag zu Tage mehr in Verfall; deswegen sind wir nicht mehr geachtet, weder von den Krals, ****) noch von den christlichen Völkern, wie es unsere Vor-

---

*) Der Ausrufer.

**) Die Chalannise, die Kunden.

***) Ungläubige, ein Beiname, den die Türken den Christen geben.

****) Die christlichen Könige.

**) Der Ramazan fällt zuweilen in die Zeit der langen Tage und dann ist das Gesetz, welches vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang zu fasten vorschreibt, natürlich weit härter und schwerer zu erfüllen.

**) Moschee.

fahren waren. Wir sind jetzt das Spielzeug dieser Ungläubigen; sie machen mit uns, was sie wollen.

Mustapha. Was mich betrifft, da irrst Du Dich, Iman! mit mir machen sie nicht, was sie wollen: ich verachte sie, diese Hunde.

Der Iman. Ohne es zu ahnen, mein Kind, läßt Du Dich so gut von ihnen gängeln als die andern. Bemerkst Du nicht, wie sie uns jeden Tag einige unserer alten Gebräuche, einige unserer, durch so viele Jahrhunderte geheiligter, durch so viele Siege befestigter Gesetze abzuschaffen veranlassen? Die abscheulichen Sitten und Gebräuche ihrer Länder schleichen sich mählig, man weiß nicht wie, bei uns ein. Alles ändert sich in unserer Türkei, ist schon verändert. Schon mischen sie sich in unsere Gerechtigkeitspflege; sie fordern Rechenschaft von uns über die Art, wie wir unsere Rayas *) behandeln; bald wird man sie wahrscheinlich uns aus unsern europäischen Besitzungen schimpflich verjagen sehen.

Der Derwisch. Wenn dies im Buche des Schicksals geschrieben steht, so können wir nichts dagegen thun. Der Wille des Propheten geschehe!

Mustapha. Aber warum lassen sie denn unsere Minister so gewähren?

Der Iman. Unsere Minister! sie sind so niederträchtig, so feig, daß sie den Gesandten dieser Ungläubigen den Hof machen! sie schmeicheln ihnen, liebkosen sie, gehen zu ihnen. Man sagt selbst, daß sie die Erniedrigung so weit treiben, an ihrem Tische zu essen und zu trinken.

Der Derwisch. Alle diese Elzir **) sind nichts als Spione: warum läßt man sie in der Hauptstadt leben? Warum schickt man sie nicht auf die Prinzen-Inseln?

Der Iman. Wären wir auch von ihnen befreit, so wären wir darum doch nicht gerettet. Ohne Zweifel hat unser Unglück seine erste Quelle in den Lastern unserer Staatsmänner; aber jetzt ist die Verderbniß bereits auch ins Volk gedrungen. Alle Vorschriften, alle Gebote des großen Propheten werden mit Füßen getreten. (Als Beweise dafür werden nun angeführt: das einreißende Hasardspiel, Vernachlässigung der Gebete und Fasten, Genuß geistiger Getränke und verbotenen Fleisches — namentlich sogar des Schweinefleisches! — [Das veranlaßt denn den Mustapha zu der ketzerischen Frage: „ob es wahr sey, daß Mahomed dieses arme Thier deshalb mit seinem Fluche belegt habe, weil es einst mit Wasser gefüllte Schläuche ausgewühlt, die der Prophet habe heimlich vergraben lassen, um damit ein Wunder in der Wüste zu thun? worüber er denn, wie sich versteht, derb zurechtgewiesen wird.] Zuletzt werden Luxus und Bestechlichkeit als Hauptkrebsübel, besonders bei Verwaltung der Provinzen, angegeben.)

Der Derwisch. Das Geld ist der Gott des Tages; man zieht es dem Paradies der Osmanlis vor.

Der Iman. Gebt einem Pascha oder einem Vezier selbst hundert Beutel, und Ihr werdet die Erlaubniß erhalten, eine Kirche wieder aufzubauen; gebt ihnen den Drittheil dieser Summe, und sie werden Euch eine christliche Schule errichten lassen. Auch wird unser halbes Reich bald von Ungläubigen bevölkert seyn.

Mustapha. Ich habe gehört, daß man verschiedene von Franken geschriebene Bücher in unsere Sprache übersetzt hat.

Der Iman. O, diese verfluchten Bücher! das ist die grausamste Landplage, die der Prophet, zur Strafe unserer Sünden, über uns schicken konnte.

Der Derwisch. Mögen Würmer und Mäuse sie zernagen und das Feuer sie verzehren!

Der Iman. Glücklicherweise kann das Volk nicht lesen; denn wenn das in diesen abscheulichen Büchern enthaltene Gift sich verbreitet hätte, so würde man schon die allgemeine Katastrophe des ottomannischen Reiches erlebt haben.

Mustapha. Hast du einige dieser Bücher gelesen?

Der Iman. Gott bewahre mich davor! und hüthe Dich wohl, mein Sohn, sie nur anzurühren. Wenn Dir jemals eins in die Hände fällt, so ist der beste Gebrauch, den Du davon machen kannst, es auf der Stelle ins Feuer zu werfen. Wenn ich reich wäre, so würde ich sie alle kaufen, um sie zu verbrennen, und dadurch tausende von Seelen retten.

Mustapha. Aber man hat mich versichert, daß nicht alle diese Bücher diese Behandlung verdienten.

Der Iman. Sie sind alle verwerflich.

Der Derwisch. Wie sollten sie nicht, da sie aus dem Lande der Franken stammen. Ist jemals von ihnen etwas Gutes gekommen?

Mustapha. Aber die, welche von der Kriegskunst handeln? —

Der Iman. Glaubst Du denn, daß die Ungläubigen, besäßen sie ein Geheimniß in der Art Krieg zu führen, es uns aufdecken würden? Die Treulosen würden uns eher das Gegentheil mittheilen, um uns in ihre Schlingen zu locken. Hatten denn unsere Väter, so fürchterlich und mächtig im Kampfe, nöthig, die Bücher der Franken zu lesen?

Mustapha. Was aber können die Bücher schaden, die uns rechnen und messen lehren?

Der Iman. Wir kennen alles das schon so gut und besser als sie — und wollen durchaus nichts von ihnen.

Mustapha. Man sagt dennoch, daß sich ihre Bücher bei uns beträchtlich vermehren, nicht mehr durch Abschriften, sondern mittelst einer Maschiene, die man, ich weiß nicht wie, nennt.

Der Derwisch. Er spricht wahrscheinlich von der Presse.

Der Iman. Ja, das ist die verfluchte Druckerei; schon seit einigen Jahren ist sie bei uns eingeführt und sie wird den Ruin unsers unglücklichen Landes vollenden.

Mustapha. Aber man kann durch diese Maschine auch unsere guten Bücher vervielfältigen.

Der Iman. Mein Sohn, unsere heiligen Schriften dürfen nichts mit dieser höllischen Maschiene gemein haben. Ich weiß wohl, daß man schon die Gottlosigkeit gehabt hat, Copieen davon machen zu lassen, aber die wahren Gläubigen lesen nur Manuscripte und sollen nur solche lesen. Als Gott den Koran dem großen Propheten durch seinen Erzengel sendete und ihm befahl, ihn unter den Völkern zu verbreiten, würde er ihm da nicht befohlen haben, ihn drucken zu lassen, wenn er das für gut gehalten hätte? Täusche Dich nicht, junger Mensch! Alles, was nicht im Koran geschrieben steht, alles, was nicht vom Propheten befohlen ist, alles, was unsere Vorfahren nicht kannten oder nicht übten, alles das ist schlimm, verderblich, abscheulich und muß aus diesem Reiche verbannt seyn. Gehorche diesem Gebot, und du wirst nicht nur in dieser Welt glücklich seyn, sondern du wirst auch aller Freuden theilhaftig werden, die der Prophet seinem auserwählten Volke im Paradiese bereitet hat.

*) Nichtmuselmännische Unterthanen, namentlich die Griechen, Juden und Armenier.

**) Die Gesandten.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 196 Hamburg, Sonnabend den 23. Juni 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

SOCIETÄT SOCIETÄT SOCIETÄT

Medicinische Versuche.

(Aus der Literary Gazette.)

Ein Moralist, der da schriebe um sein Zeitalter zu bessern, und er mit Aerger sähe, wie jede folgende Generation mehr und mehr verweichlichte, hätte wohl nicht ganz unrecht, wenn er dazu riethe wieder zum Schwarzbrode, zur Brunnenkresse und zu Lycurgs spartanischer Kost zurück zu kehren, um der ungebührlichen Eßlust der Jugend unserer Zeit einen Damm zu setzen und eine männliche Geringschätzung der Tafelfreuden aufzuregen, die stets den Lebensabschnitt bezeichnen sollte, wo der Geist — von Natur eifrig im Forschen nach Kenntnissen und der Schwierigkeit und Gefahr bei deren Erwerbung Trotz bietend — die Nahrung lediglich als ein Mittel das Gebäu zu erhalten und den Körper für Strapazen zu stählen, ansehen müßte. Ein Arzt, der über die der Jugend zuträgliche Diät schreibt, kann gleicher Meinung mit dem Moralisten seyn und mit ihm die Ursachen beklagen, die zur Entartung des Geschlechts beigetragen haben: er muß aber Vorschriften für die heranwachsende Generation geben, und da würde es wenig helfen wenn er den bleichen, zimperlichen, eingeschnürten Schulbubenzierbengeln unsrer Zeit die rohen Nahrungsmittel anempfehlen wollte, wovon die muskulöse und athletische Jugend der Vorzeit lebte. Dieses bedenkend beginne ich nun gegenwärtigen Versuch über die Diät, die sich am besten für die Lebenszeit zwischen der Kindheit und dem Mannesalter paßt. Um diesen Gegenstand zu behandeln, wird es nöthig seyn, die Würkung des Clima's, den Einfluß der täglichen Gewohnheiten und die Empfänglichkeit für Krankheiten zu erwägen, um darnach die Diät einzurichten; auch werde ich noch einige Bemerkungen über den Einfluß hinzufügen, den die Diät auf die Förderung oder die Hemmung der Entwickelung geistiger Kräfte hat.

Einfluß des Clima's. Es bedarf nur einer geringen Kenntniß der thierischen Oekonomie, um einzusehen, daß eine Diät, die dem einen Clima sehr angemessen ist, in einem andern schädlich seyn würde; daß man sich z. B. in den heißen Zonen nicht ungestraft zu der schweren Kost der Eskimo's würde halten können, eben so wenig als die Bewohner des Polarkreises mit dem Reis und der Pflanzenkost der Hindustaner würden gedeihen können. Das feuchte und veränderliche Clima der brittischen Inseln macht es nothwendig, daß die Nahrung der Jugend dort nicht allein der Art sey, um zu ersetzen, was der Körper gewöhnlich verliert, und um seinen Wachsthum zu nähren, sondern auch dessen festen Theilen die Eigenschaft zu geben, die in der ärztlichen Sprache tonisch genannt wird, d. h. ein Zustand von Festigkeit und Gedrungenheit, in Verbindung mit einer zusammenziehenden Kraft, die lebenden, gesunden Fibern eigen ist. Ohne eine solche Leibesbeschaffenheit können die Lebensorgane ihre Verrichtungen nicht gehörig erfüllen; besonders wird dann die Agenz des Herzens und der größeren Arterien zu lax, um das Blut durch die zahllosen Windungen der kleinen oder Haar-Gefäße zu treiben, die queer durch das Drüsensystem gehen und das lymphatische constituiren, und aus deren Blute die Absonderung vor sich geht und die Nährsamkeit und Assimilirung bewerkstelligt wird. Bei solcher Leibesbeschaffenheit verstopfen sich die Drüsen und das Gehirn und das Nervensystem bekommen eine krankhafte Empfänglichkeit sowohl für innere Reizungen als für äußere Eindrücke, und es tritt dann der Zustand ein, den man scrophulös nennt. Deshalb darf die Diät der Jugend in unserm Clima für beiderlei Geschlechter nicht zu flüssiger, noch zu weichlicher oder zu magerer Art seyn, sondern muß einen stärkeren Zusatz von Fleisch haben, als unter andern Umständen zulässig seyn würde. Die Scropheln-Krankheit ist gegenwärtig unter den mittleren und höheren Classen der Gesellschaft sicherlich weniger allgemein, als vor Zeiten; und dieses rührt größtentheils daher, daß Knaben und Mädchen in dem Schulalter jetzt weniger mit Brühen, Puddings und ähnlichen flüssigen Dingen und Mehlspeisen gefüttert werden, als es vor einem halben Jahrhundert Sitte war. Doch werden der Jugend noch jetzt zu häufig Puddings und Pastetenwerk gegeben, und ich glaube, daß der zu reichliche Genuß von diesen, nach einer substantiellen Mahlzeit thierischer Speise — eine Tendenz der Ueberfüllung schaffend — durch die indirecte Schwäche, die die Folge davon ist, fast eben so sehr schadet, als wie wenn eine directe Schwäche durch eine Vorenthaltung paßlicher Nahrung herbeigeführt wird. Die beste Diät für die Jugend in diesem Clima ist ohne Zweifel eine Mischung von gehörig bereiteter Fleischspeise und Gemüse zum Mittagsmahl, das gewöhnliche Frühstück und Abendessen, nur mit einem größeren Quantum Milch, als es wohl gebräuchlich ist. Würde ich gefragt, welche Fleischart für heranwachsende Knaben, die sich Leibesbewegungen machen können, die beste wäre, so würde ich gewiß Hammelfleisch nennen; da es jedoch gut ist, den Magen an jede Art Nahrung zu gewöhnen, so dürfte auch einzeln Rindfleisch gegeben werden und selbst das am schwersten verdauliche Lamm- und Kalbfleisch nicht ganz ausgeschlossen seyn. Jedes Geflügel und Wildprett ist leicht verdaulich, wenn es nicht zu scharf gebraten ist, als in welchem Falle den jugendlichen Magen wenig Speisen schlechter bekommen, und sich dann Blähungen und andre Symptome von Unverdaulichkeit einstellen. Fische sind weniger nährsam, unverdaulicher, und blähender als Fleischspeisen, besonders die dunkelfarbigten, als Lachs und Makrelen, und also nicht zur gewöhnlichen Speisung junger Leute tauglich, doch brauchen sie ihnen deshalb nicht gänzlich vorenthalten zu werden. Butter, Eier und Käse sind nicht ungesund, außer in gewissen, im nächsten Abschnitt anzugebenden Fällen. Gesalzenes Fleich ist im Allgemeinen zu aufreizend in dem Lebensalter, wovon ich spreche; doch erweiset es sich in unserm Clima weniger schädlich, als in den wärmeren Regionen. Was nun das Ge-

tränk betrifft, so machen das jugendliche Temperament, die natürliche Spannung der thierischen Lebensgeister, und die leichte Reizbarkeit des Nervensystems in diesem Alter den Gebrauch von Wein, Porter, Ale und aller scharfen Liqueure nicht allein überflüssig, sondern, selbst in unserm Clima, höchst schädlich, und der Jugend hitzige Getränke geben, heißt, wie der ehrwürdige 90jährige Philosoph, Lord Monboddo, sagt, das Alter anticipiren und es seines Staabes berauben. Demnach sollten Knaben nichts andres als Wasser und gewöhnliches Tischbier trinken. So viel über die Qualität der Speisen, doch thut eine Bestimmung der Quantität derselben, die nur zu oft bloß dem Appetite anheimgestellt wird, nicht minder Noth.

Da die Nahrung bei beiden Geschlechtern in der Jugendzeit nicht allein als Ersatz der gewöhnlichen Abnutzung des Körpers dient, sondern auch den Wachsthum desselben befördern soll, so ist verhältnißmäßig ein größeres Quantum erforderlich, als im mehr vorgerückten Alter: inzwischen geht der rege Appetit der Jugend hierin oft über die Kräfte des Magens hinaus, wo dann Folgen kommen, die denen einer verkehrten Wahl in den Nahrungsmitteln fast gleich sind. Wenn der Magen überladen ist, so sind seine Verdauungskräfte verringert; ein großer Theil der Speisen verläßt ihn, ohne in die Substanz verwandelt zu seyn, die man Magensaft nennt, und doch ist diese Verwandelung durchaus nothwendig, um die Speise zum Uebergang ins Blut tauglich zu machen; statt also den Körper zu nähren, wirkt der Ueberfluß der Speisen, die solcher Bereitung entbehren, als ein Reizmittel auf die Gedärme, macht diese in verschiedener Weise krankhaft, und führt selbst, durch eine Verstopfung der Gekrösdrüsen, öfter die Auszehrung herbei. Die Eßlust der Jugend muß folglich gemäßigt werden und man kann ihr, ist die Zwischenzeit der Mahlzeiten nicht zu lang, weniger schaden, wenn man die Portion zu klein, als wenn man sie zu groß macht.

Wenn das Clima Einfluß auf die Diät der Jugend hat, so muß die Verschiedenheit der Jahrszeiten auch einen Wechsel darin nöthig machen, sowohl hinsichtlich der Qualität als der Quantität. So thut im Sommer ein größeres Quantum flüßiger Nahrung Noth, um den Abgang der liquiden Blutttheile zu ersetzen, der durch die Ausdünstung statt findet: auch hat der Körper in dieser Jahrszeit eine größere Tendenz zum Fieberhaften, weshalb der Genuß von Mehlspeisen, trockenen Früchten und säuerlichen Dingen zulässig ist. Im Winter hingegen, wo die Kälte, durch ihre Wirkung auf die Oberfläche, das Blut mehr nach Innen treibt oder vielmehr dort zurückhält, ist eine reichlichere und etwas aufreizende Diät nothwendig, um die Reagenz zu schaffen, ohne welche das Blut nicht über die Oberfläche vertheilt, noch dessen gesundes Gleichgewicht erhalten werden kann.

Aus den vorstehenden Bemerkungen ist nun, wenn solche richtig sind, zu folgern: daß die bestgeeignete Diät im Knaben- und Jünglingsalter in unserm Clima aus wohlbereiteten Fleischspeisen in mäßiger Quantität besteht, daß die Speisen aber, sowohl in Betreff der Beschaffenheit als des Quantums, nach den Jahrszeiten einzurichten sind.

Einfluß der Lebensweise. Jedes allgemeine Gesetz erleidet eine Modification durch zufällige Umstände; deshalb müssen, so richtig eine Folge von diätetischen Regeln für die Jugend auch seyn mag, doch wegen deren pünktlicher Befolgung nach Maaßgabe der Verschiedenheit in der Lebensweise Ausnahmen gestattet werden. So hat ein Knabe, der auf dem Lande lebt, von seinen Gliedmaaßen einen freien Gebrauch machen kann und eine reine Atmosphäre einathmet, weit weniger von Diätsversehen zu fürchten, als ein andrer in der Stadt, der vielleicht eine sitzende Beschäftigung hat und eine verdorbene, wenigstens weniger reine Luft einsaugt. So kann auch ein Knabe, der zur Schule geht, regelmäßig und bei Zeiten seine Mahlzeiten hält, durch den Umgang mit seinen Kameraden lebendig erhalten wird und den Vortheil freier Spielplätze genießt, eine viel gröbere und stärkere Kost vertragen als ein andrer, der, im älterlichen Hause gehalten, seinen Antheil von den Leckerbissen bekömmt, Theil an der spätzeitigen und unregelmäßigen Lebensweise nimmt, die etwa da an der Ordnung ist, und in einer Art Gefangenschaft gehalten wird. Die Aeltern bedenken es oft nicht, wie sehr sie ihren Kindern dadurch schaden, daß sie, zu der verkehrten Ansicht ihnen ihre Feiertage angenehmer zu machen, von der regelmäßigen Lebensweise, die sie sie bis dahin befolgen lassen, abweichen, ihnen dieses und jenes geben, wobei sie hernach doch nicht bleiben können, und das nur dazu dient, den, an die schlichtere und gesündere Schulkost gewohnten Magen in Unordnung zu bringen; sie die gewohnte Zeitordnung übertreten lassen, und ihnen so Anlaß zur Unzufriedenheit geben, wenn sie hernach, wie es sich gehört, zu derselben zurückkehren sollen. Ich habe bereits bemerkt, daß Butter, Eier und Käse in gewissen Fällen ungesund sind; und dieses ist der Fall, wenn der Zustand der Gedärme so ist, um Verstopfungen herbeizuführen, und wenn eine so reichliche Gallabsonderung statt findet, daß diese sonst so nothwendige und gesunde Materie die Ursache eines Fiebers oder einer allgemeinen Unordnung in dem Zustande des Körpers wird. Noch müssen Ausnahmen von den allgemeinen Diätsregeln nach Maaßgabe des Ranges im Leben und der vorherigen Lebensweise des Individuums als Kind zugestanden werden; doch kann kein Rang noch vorherige Lebensweise im Knaben- und Jünglingsalter ein Recht zum Genuß der Tafelfreuden im vollsten Maaß geben, und wo es dennoch geschieht, da bleibt die Strafe nicht aus.

Einfluß der Empfänglichkeit für Krankheiten. Wenn man bei der Anordnung der Diät für die Jugend Rücksicht auf die vorherige Lebensweise nehmen muß, so ist eine Untersuchung der körperlichen Beschaffenheit, die ein Individuum für verschiedene Krankheiten empfänglicher macht als ein andres, noch weit nothwendiger. Es ist nicht leicht, diesen Zustand zu definiren, oder die eigenthümliche Gestaltung des Körpers zu beschreiben, die ihn in diesem oder jenem Falle constituirt; er ist aber oft erblich in den Familien, so wie die Aehnlichkeit in den Gesichtszügen und im Temperament und der Disposition und fällt auch oft einem ganz gewöhnlichen Beobachter gleich auf. So sehen wir in einer klaren, dünnen, weichen Haut, vollen blauen Augen, schönem Haar, weichem und schlaffem Fleische, rosiger Farbe der Wangen, und einer dicken Oberlippe die Kennzeichen der Tendenz zu den Scropheln; in einem großen Kopf, bei einer Beschaffenheit der Haut, die sich der eben beschriebenen nähert, ungewöhnlichem Fassungsvermögen und frühreifem Verstande, eine große Anlage zu inflamatorischen Uebeln des Gehirns und seiner Membranen; in einer schmalen Brust, beschwerlichem Athemholen in kurzen Sätzen, einem raschen Wachsthum, verbunden mit Mattigkeit, die prognosticirende Tendenz zur Auszehrung und anderen Lungenkrankheiten; in einer eigenthümlichen Gestaltung des Kopfes, die im Allgemeinen eine verminderte Fähigkeit des Gehirns bekundet, einem vagen Umherschweifen des Auges, einem offen gehaltenen Munde bei Dummheit verrathenden Gesichtszügen nebst großer Freßgier, die Verkündiger des größten aller Uebel, das die Menschheit treffen kann — der Blödsinnigkeit. Wird irgend eines dieser Anzeichen bemerkbar, so thut große Aufmerksamkeit Noth, um die Diät einzurichten, daß die natürliche Tendenz zur Krankheit nicht verstärkt, sondern vielmehr unterbrochen wird; und bei großer Sorgfalt in der Jugendzeit ist es nicht unmöglich, daß erbliche Prädispositionen, indem man sie in mehreren auf einander folgenden Generationen niederhält, allmählich geschwächt und zuletzt ausgerottet werden. So ist da, wo ersichtlich eine scrophulöse Diathesis in einer Familie herrscht, eine Diät, die berechnet ist, Federkraft zu schaffen und die Lebenskräfte zu stählen,

ohne jedoch das Nervensystem zu überreizen, durchaus nothwendig; — auch thut eine gleiche Diät da gut, wo eine erbliche oder andre Anlage zur Auszehrung vorhanden ist, sobald die Krankheit nicht schon begonnen hat, — während eine gleiche Nährweise da, wo eine inflammatorische Tendenz vorherrscht, würken würde, als Oel ins Feuer gegossen. Die Vernachlässigung solcher Merkmale richtet großes Unheil in Schottland an, indem man dort das Nationalgericht, Hafermehlbrei, allen Knaben ohne allen Unterschied giebt; derselbe ist aber kaum im Magen angelangt, so säuert er gleich und verursacht dann Spannung und Beklemmung und bringt dieses Organ in Unordnung, so daß der Körper wenig oder gar nichts dabei gewinnt; der Knabe wird dann schmächtig, blaß und aufgedunsen im Gesicht, seine Gekrösdrüsen verstopfen sich, und er bereitet sich eine Krankheit zum Mannesalter vor, oder er fällt auch noch eher als ein Opfer des Vorurtheils und einer verkehrten Behandlung. Dies ereignet sich oftmals bei ganz verschiedenartigen Constitutionen; dennoch hat auch die nämliche Diät die kräftigen Körper und muskulösen Gestalten gegeben, die, von Muth beseelt und jeder Strapaze gewachsen, zur Ausdehnung des brittischen Einflusses, sowohl im Handelsfache als militairisch, in jedem Winkel der Erde beigetragen haben.

Da jedoch die Anlagen zu manchen Krankheiten nicht sichtbar sind, so ist es nothwendig daß die Aeltern darauf achten, welche Speisung den Knaben bekömmt oder nicht bekömmt, um damit fortzufahren oder inne zu halten und eine andre zu wählen. Wenn z. B. ein Knabe, der die gewöhnliche Portion Fleischspeise erhält, schnell fett wird, viel Farbe bekömmt und reizbareren Temperaments wird als zuvor, so ists sehr wahrscheinlich, daß die Fortsetzung einer solchen Diät ein Fieber, oder andre akute Krankheiten höchst gefährlicher Art erzeugen wird. In einem solchen Falle sollten die Fleischportionen sofort verringert und dem Individuum so lange mehr Vegetabilien oder Mehlspeisen gegeben werden, bis die Ueberspannung des Körpers und die fieberhafte Tendenz gedämpft wäre. Bei einigen Personen finden sich auch Eigenthümlichkeiten in Verbindung mit dem Nervensystem, die Ursache sind, daß ihnen Speisen schädlich werden, wobei sich andre vollkommen wohl befinden. Dieser Zustand, den man in der ärztlichen Sprache Idiosynkrasie nennt, läßt sich nur aus den Wirkungen erkennen, die auf den Genuß gewisser Speisen folgen; ist man aber damit erst bekannt, so sollte man sich solcher Speisen ja enthalten, denn es ist unmöglich, zu sagen, bis wie weit die Constitution darunter leiden wird, wenn man in dem Genusse irgend einer Sache verharret, die einen krankmachenden Einfluß auf den Körper hat. So bekommen einige Leute das Fieber und Nesselflattern, wenn sie Schaalthiere essen, besonders Hummer und Krabben; die gleiche Wirkung hat bei andern der Genuß von Schwämmen, bittern Mandeln und einigen Gewürzarten, ja selbst von unbedeutenden Theilchen des Weißen eines Eies. Wo solche Resultate statt finden, da ist die Speise, die schuld daran ist, als ein wahres Gift anzusehen.

Einfluß der Diät auf die Geisteskräfte. Da die hier in Rede stehende Lebensperiode diejenige ist, wo der Geist am thätigsten ist und die Neugier geweckt wird, so daß ein unauslöschlicher Durst nach Kenntnissen jeder Art entsteht, so ist die Frage wohl von Wichtigkeit, ob diese oder jene Speisungsart in diesem, der ausgebildeten Mannheit täglich näher rückenden Alter, der Entwickelung der Intelligenz wohl schaden könnte. Es liegt außer unserm Zwecke, metaphysisch die Beschaffenheit der Verbindung zwischen Geist und Körper zu untersuchen, und es genüget, zu wissen, daß manche Umstände, die unsere körperlichen Theile afficiren, auch Einfluß auf die Funktionen des Geistes haben; daß ein völlig unbefangener Geist mit mancher kränklichen Beschaffenheit des Körpers unverträglich ist, und daß, wo dieser Zustand durch ärztliche Mittel gehoben worden, der Geist mit der wiederkehrenden Gesundheit des Körpers auch seine gewohnte Kraft und Energie wieder erhält. Diese Verbindung zwischen dem geistigen und körperlichen Theile des Menschen ist jetzt in der That so bekannt, daß kein verständiger Arzt die Heilung eines Gemüthskranken mehr allein von dessen moralischer Behandlung erwartet, sondern auch, durch gleiche Mittel wie bei andern Krankheiten, auf den krankhaften Körpertheil einwirkt, der die Ursache der Geistesverwirrung war. Hat es also mit diesen Prämissen seine Richtigkeit, so muß man auch die Folgerung daraus zugeben, daß die Art und Weise, wie die Jugend genährt wird, einen bedeutenden Einfluß auf die Geistesentwickelung haben kann. Indem wir diesen Gegenstand in Betracht ziehen, bemerken wir zuvörderst, daß die Speisung des Menschen sicherlich nicht so sehr den Zweck hat seine Körpermasse zu vergrößern, als den, ihn zur Ausrichtung der Zwecke, wofür er geschaffen worden, geschickt zu machen; und darin einstimmend, möchte ich, indem ich Regeln für die Diät der Jugend aufstelle, in der Sprache dessen, der, obwohl als ein Schlemmer und Schwärmer dargestellt, doch in diesem Falle mit Salamons Weisheit spricht, sagen: „Was thue ich mit den Gliedern, dem Körperumfang, der Statur und dem dicken Aeußern des Menschen? den Geist laßt mich kriegen, Meister Shallow!“ *) Wie sich nun dieses, in sofern die Diät dabei im Spiele ist, erlangen läßt, das ist die Frage.

Diese Frage zu beantworten, brauchen wir nur zu untersuchen, wie der Zustand des Körpers beschaffen ist, den wir Gesundheit nennen. Die einfachste Definition, die sich vielleicht von der Gesundheit geben läßt, ist die, daß sie in der Beschaffenheit der Lebens-Organe besteht, die am besten zur Ausrichtung ihrer verschiedenen Functionen geeignet ist, ohne daß man solches einmal bemerkt. Bei einer solchen Beschaffenheit des Körpers kann der, von einer Aufmerksamkeit auf körperliche Empfindungen völlig freie Geist sich ganz mit dem Gegenstand beschäftigen, den er eben in Obacht genommen hat; hat der Geist aber den Eindruck von irgend einem körperlichen Leiden, als z. B. eine Schwere oder Unbehaglichkeit im Kopfe, so kann die Abstraction unmöglich so vollständig, noch die Concentration so vollkommen seyn, als, wie wenn gar keine körperliche Empfindungen statt fänden. Ein gesunder Zustand ist also derjenige, wo der Geist am meisten leisten kann, folglich am besten seine Fähigkeiten zu entwickeln und im Knaben- und Jünglingsalter sich mit Ideen zu bereichern vermag. Jede Art Speise, die, wenn ich mich so ausdrücken mag, diesen Zustand des körperlichen Gleichgewichts stören kann, kann folglich der Entwickelung der Geisteskräfte nachtheilig werden. Deßhalb ist ein üppig genährter und übersättigter Knabe wenig zum Studiren geschickt; denn außerdem, daß die Freuden der Tafel die Jugend von dem Ernst und der Trockenheit der Elementarstudien abziehen, berauben ihn auch die nachtheiligen Folgen solcher Genüße auf die Gesundheit des Vermögens, ihnen obzuliegen; und doch ist's nicht zu verwundern, daß die, in dieser Beziehung der Versuchung bloßgestellte Unerfahrenheit des Knabenalters selbst die Wohlthat der Gesundheit an den Gaumenkitzel einer einzigen Stunde wagt. Es ist aber nicht die üppige Verfeinerung der Qualität der Speisen allein, die zu befürchten ist; auch der übermäßige Genuß in der Quantität richtet nicht minder Unheil an, und es ist eine ganz gewöhnliche Bemerkung, daß gefräßige Knaben in der Regel stupide und, wie man im gemeinen Leben sagt, „dickköpfig“ sind. Shakespeare sagt in seinem Love's labour lost:

„Dicke Bäuche tragen schmale Köpfe,
Fette Wissen mästen wohl die Rippen,
Aber abgemagert stirbt der Witz.“

*) Shakespeare's Heinrich IV.

Es ist unbegreiflich, wie Eltern einem so abscheulichen Hange ihrer Kinder Vorschub leisten und ihnen die Mittel, ihm im Uebermaaße zu fröhnen, geben mögen, als wollten sie sie gleich gemästeten Ferkeln zu Markte bringen. Es würde dem Verfasser dieser Versuche eine große Freude seyn, wenn seine Bemerkungen auch nur den Zehnten Theil seiner Leser vermöchte, dem heranwachsenden Geschlechte eine Verachtung des sinnlichen Vergnügens am Essen einzuflößen und der Jugend die Meinung beizubringen, daß die Nahrung keinen andern Nutzen habe als den, den Abgang des Körpers zu ersetzen und zur Erhaltung seiner Kräfte beizutragen; und ihr zu lehren, daß nichts wahrhaft wünschenswerth sey, wovon sich nicht eine Förderung der geistigen Glückseligkeit erwarten läßt. Daß es aber je unter den Menschen dahin kommen sollte, ist eher zu wünschen als zu erwarten; denn welche Veränderungen auch sonst in dem letzten Jahrhunderte statt gefunden haben, ist es hiemit doch beym Alten geblieben und der folgende, vor 50 Jahren geschriebene, Ausspruch noch in diesem Augenblick vollgültig: „Alle Lustbarkeitszusammenkünfte, alle Plätze öffentlicher Unterhaltung weisen Beispiele der Kraftvergeudung im Schwelgen und des Untergangs der Schönheit in Unmäßigkeit auf; auch ist's wohl selten, ein Haus zu betreten, wo nicht ein Theil der Familie in Reue über frühere Ausschweifungen jammert, und ein Theil sich Krankheiten durch Nachlässigkeit oder durch Ueppigkeit zugezogen hat."

Geschichte des Krieges auf der Halbinsel unter Napoleon ꝛc.

(Herausgegeben von der Gräfin Foy.)

Unter so manchen interessanten Stellen dieses Buches, wovon wir schon in No. 181 dieser Blätter Proben gegeben haben, glauben wir vor Allem folgende Characterschilderung Bonaparte's unsern Lesern mittheilen zu müssen:

„Mit seinen Leidenschaften, und ungeachtet seiner Irrthümer, ist Napoleon, wenn man alles zusammennimmt, doch der größte Krieger neuerer Zeit. Er brachte in die Schlacht einen stoischen Muth, eine tief berechnete Ausdauer, einen an plötzlichen Inspirationen fruchtbaren Geist, welche, durch unverhoffte Hülfsmittel, die Plane des Feindes vereitelten. Man würde Unrecht haben, eine Reihe von Erfolgen der organischen Macht der Massen zuzuschreiben, die er in Bewegung setzte. Sage man eben so wenig, daß er darum glücklicher Feldherr gewesen sey, weil er mächtiger Monarch war. Von allen seinen Feldzügen sind der an der Etsch, wo er, General von gestern, Befehlshaber eines nichts weniger als zahlreichen, anfänglich schlecht geordneten, schlecht bewaffneten Heers, sich gleich im ersten Beginnen höher als Turenne und Friedrich zur Seite stellte; und der Feldzug in Frankreich, im Jahre 1814, wo er, auf eine Handvoll abgematteter Soldaten reducirt, einer gegen zehn focht, unstreitig die denkwürdigsten."

„Napoleon besaß in einem außerordentlich hohen Grade die zum Kriegshandwerk nöthigen Fähigkeiten und Eigenschaften: mäßig und robust, wachend und schlafend nach Willkühr, unversehens erscheinend, wo man ihn am wenigsten erwartete, hielt er es nicht unter seiner Würde, Details zu beachten, an welche sich zuweilen wichtige Resultate knüpfen. Oft berichtigte die Hand, die für die Regierung von mehreren Millionen Menschen so eben die Regeln vorgezeichnet hatte, die fehlerhafte Stellung oder Organisation eines Regiments."

„Er brachte in die Schlachten einen kalten, durch kein Gefühl zu erschütternden Muth mit: nie war ein tiefdenkenderer Geist fruchtbarer an schnellen, augenblicklichen lichten Einfällen. Indem er Kaiser wurde hörte er nicht auf Soldat zu seyn. Wenn seine Thätigkeit mit fortschreitendem Alter sich verminderte, so war dies die Folge der Verminderung physischer Kraft."

„In dem großen Spiel, das halb Berechnung, halb Zufall ist, wird die Wagniß stets um so größer, je größere Vortheile man zu erringen gedenkt. Das ist es gerade, was die trügerische Wissenschaft der Eroberer so unheilbringend für die Völker macht. Napoleon, obgleich von Natur zu Abentheuern geneigt, ermangelte weder der Consequenz noch der Methode und er war weder mit dem Blute der Soldaten noch mit seinen Schätzen verschwenderisch, wo das Ansehen seines Namens ausreichte. Was er durch Unterhandlungen oder durch List erlangen konnte, suchte er nie in der Gewalt der Waffen. Selbst das schon aus der Scheide gezogene Schwert wurde nur dann mit Blut benetzt, wenn es unmöglich war, durch ein Manoeuvre zum Zwecke zu kommen. Immer bereit zu kämpfen, wählte er gewöhnlich Gelegenheit und Terrain. Er hat vierzig Schlachten angeboten und gegeben, dagegen kaum acht oder zehn angenommen."

„Andere Generale sind ihm in der Kunst, die Truppen auf dem Terrain zu vertheilen, gleichgekommen. Einige haben eine Schlacht so gut wie er gegeben. Man könnte einige anführen, die sie besser angenommen. Alle hat er in der Art, einen Offensiv-Feldzug zu leiten, übertroffen."

„Die Kriege von Spanien und von Rußland beweisen nichts gegen sein Genie. Nicht nach den Regeln von Montecuculi und Turenne muß man solche Unternehmungen beurtheilen. Jene fochten für dieses oder jenes Winterquartier; Napoleon, um die Welt zu erobern. Er mußte oft nicht bloß eine Schlacht gewinnen, sondern sie auch auf eine solche Art gewinnen, daß sie Europa in Schrecken setzte und gigantische Resultate herbeiführte."

„So wirkten ohne Unterlaß die politischen An- und Absichten auf das strategische Genie und um Napoleon ganz zu würdigen, muß man nicht in den bloßen Gränzen des Krieges stehen bleiben. Diese Kunst besteht überdies nicht bloß in technischen Details, sie hat auch ihre Philosophie. Um in dieser höhern Region einen Nebenbuhler von Napoleon zu finden, müßte man zu der Zeit hinaufsteigen, wo die Feudal-Institutionen die Einheit der alten Völker noch nicht vernichtet hatten. Bloß die Stifter von Religionen haben auf ihre Schüler und Anhänger einen Einfluß ausgeübt, der dem zu vergleichen ist, der ihn zum unumschränkten Herrn der Armee machte. Diese moralische Gewalt ist ihm späterhin verderblich geworden, weil er überall ihren Zauber geltend machen wollte, und geltend machen zu können glaubte, selbst gegen das Uebergewicht der materiellen Kraft, und weil sie ihn verleitete, die positiven Regeln zu vernachlässigen, deren Verletzung nie ungestraft bleibt. Als der Stolz Napoleon seinem Falle näher brachte, sagte er unbedacht die Worte: Frankreich bedarf meiner mehr, als ich seiner bedarf; und er sagte die Wahrheit. Aber warum war er nothwendig geworden? Weil er das Schicksal der Franzosen dem Glücksspiel eines nie endenden Krieges preisgegeben hatte; weil, trotz der Hülfsquellen seines Genius, dieser Krieg, mit jedem Tage gewagter durch das auf's Spiel setzen der Totalität der Kräfte und durch die Kühnheit der Bewegungen, mit jedem Feldzuge, mit jeder Schlacht die Früchte zwanzigjähriger Triumphe in Gefahr brachte; weil seine Regierung so eingerichtet war, daß alles mit ihm verschwinden und daß, von Außen und von Innen zugleich, eine Reaction ausbrechen mußte, die mit der Gewaltsamkeit der Action in Verhältniß stand. Die Eroberungswuth hatte die europäische Frage auf den Kopf gestellt. Wir, die erst geborenen Söhne der Freiheit und der Unabhängigkeit, wir vergoßen

unser Blut, um den Leidenschaften der Könige gegen die Sache der Völker zu dienen, und die verhöhnten, beleidigten Völker kamen schrecklicher, bewaffnet mit den Grundsätzen zurück, die wir aufgegeben hatten. Zuweilen weckte diese Masse von Leidenschaften, die sich gegen ihn anhäufte, diese Menge von Armen, bereit, sich zur Rache gegen ihn zu erheben, unwillkührliche Unruhe in der Seele des Ehrsüchtigen. Indem er um sich schaute, erschrak er, sich allein zu sehen und er dachte darauf, seine Macht, durch Mäßigung derselben, zu befestigen. Dann kam ihm wohl der Plan in die Gedanken, eine erbliche Pairie zu gründen und seine Monarchie auf minder vergängliche Grundlagen zu bauen. Aber Napoleon sah ohne Täuschung auf den Grund der Dinge. Die Nation, ganz und immer beschäftigt, den Entwürfen ihres Chefs zu folgen, hatte bis dahin nicht Zeit gehabt, für sich selbst welche zu machen. An dem Tage, wo sie nicht mehr von dem Geräusch der Waffen betäubt gewesen wäre, würde sie Rechenschaft für den ihr aufgelegten knechtischen Gehorsam gefordert haben. Es ist besser, dachte er, für einen unumschränkten Fürsten, die Heere des Auslandes zu bekämpfen, als gegen die Energie der Bürger ankämpfen zu müssen. Der Despotismus war organisirt worden, um Krieg zu führen: dann setzte man den Krieg fort, um den Despotismus zu erhalten. Das Loos war geworfen: Frankreich mußte Europa erobern, oder Europa Frankreich unterjochen."

„Napoleon ist untergegangen: er ist gefallen, weil er mit den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts das Werk der Attila's und der Gengiskan's unternahm; weil er sich von einer Einbildungskraft hinreißen ließ, die im Widerspruch mit dem Zeitgeist stand, den seine Vernunft gleichwohl so gut kannte; weil er selbst da, als er die Ueberzeugung seiner Ohnmacht, seinen Zweck zu erreichen, erhielt, dennoch nicht auf dem eingeschlagenen Wege still stehen wollte. Die Natur hat überall ein Ziel gesteckt, über welches hinaus man verständiger Weise thörigte Plane nicht verfolgen darf. Dieses Ziel erreichte der Kaiser in Spanien; überschritt es in Rußland. Wenn er dort auch wirklich seinem Verderben entgangen wäre, so würde ihn sein unbeugsamer Sinn doch anderwärts Baylen und Moskau haben finden lassen."

Der Vendee-Krieg.

(Nachtrag zu dem Aufsatze in No. 193 d. Bl.)

(Aus Sir Walter Scott's Leben Napoleons.)

Den Vendee-Kriegern hatten sich auch viele Edelleute aus den ersten Familien Frankreichs zugesellt, die, Royalisten aus Grundsatz, es vorgezogen hatten, sich lieber nach der Vendee zu flüchten, als sich der Herrschaft des Convents oder der der noch grausameren Herren desselben zu unterwerfen. Es gab viele Männer unter ihnen, von welchen man Anekdoten erzählt, die uns stets an das Zeitalter Heinrichs IV. und an die Helden der Ritterschaft erinnern. In diesen Gliedern, und fast in gleichem Range mit den Bauern, aus welchen sie bestanden, focht der besonnene, handfeste und hochherzige Escure; d'Elbée, ein Mann vom ausgezeichnetsten militairischen Rufe; Bonchamp, der tapfere und geschickte Offizier, der, so wie der Connetable Montmorency, trotz aller seiner Talente vom Geschick verfolgt wurde; der ritterliche Heinrich La Roche-Jaquelin, dessen Anrede an seine Soldaten folgender Art war: „wenn ich fliehe, schlagt mich nieder; gehe ich vorwärts, folget mir; falle ich, so rächet mich!" nebst anderen in der Geschichte ausgezeichneten Namen.

Warum der Aufstand ausgebrochen, das sprach sich in dem von den Vendeern angenommenen Titel, „die königliche und katholische Armee," aus. In den Augenblicken, wo es mit ihren Hoffnungen aufs glänzendste stand, waren ihre Wünsche doch äußerst bescheiden. Wären sie nach Paris gekommen, und hätten sie die königliche Autorität in Frankreich wieder hergestellt, so hatten sie blos Folgendes im Sinn: 1) Sie wollten darum anhalten, daß der Theil des Landes, der le Bocage genannt wird, und dessen Dependenzien unter einer eignen Administration vereinigt würde, — statt, wie bisher, einen Theil von drei Provinzen auszumachen, — und dann den Namen Vendee erhielte; 2) daß der wieder eingesetzte Monarch jenen Landstrich mit einem Besuche beehre; 3) daß zur Erinnerung an die örtlichen Dienste des Landes von jedem Kirchthurme eine weiße Flagge wehen und der König seiner Leibgarde eine Cohorte Vendeer einverleibe; und 4) daß frühere nützliche Entwürfe zur Verbesserung der Schifffahrt der Loire und ihrer Canäle von der Regierung zur Reife gebracht würden. So wenig eigensüchtig oder ehrgeizig war der öffentliche Geist dieser patriarchalischen Krieger.

Der Vendee-Krieg ward fast zwei Jahr lang mit wechselndem Glücke geführt, doch waren die Insurgenten oder Brigands, wie sie genannt wurden, bei weitem am öftersten die Sieger, obgleich ihre Mittel jenen der Regierung, — die einen General nach dem andern an der Spitze von zahlreichen Armeen wider sie aussandte, ohne daß einer von ihnen viel größres Glück gemacht, als der andre, — weit nachstanden. Die meisten derjenigen Republikaner, welchen dieses verhängnißvolle Commando verliehen ward, verbluteten unter der Guillotine, weil sie nicht geleistet, was zu leisten die Umstände unmöglich machten.

Fast 200 Schlachten und Scharmützel sind in diesem sich seiner Anhänglichkeit aufopfernden Lande gefochten worden. Das Revolutionsfieber ward immer ärger; das Blutvergießen schien den Stiftern der Metzeleien ein Bedürfniß geworden zu seyn, und man suchte diesen durch Erfindungen Abwechselung zu geben, wie die Grausamkeit sie nur ersinnen konnte, um den Geschmack daran aufzufrischen. Die Wohnungen der Vendeer wurden vernichtet, ihre Familien geschändet und niedergemetzelt, ihr Vieh gelähmt und geschlachtet, ihre Aerndten verbrannt oder sonst zu Grunde gerichtet. Eine republikanische Colonne nahm die Benennung, „die Höllische," an, und verdiente sie auch durch die scheußlichen Grausamkeiten, die sie verübte. So wurden durch sie zu Pilau Weiber und Kinder in geheizten Oefen verbrannt. Es könnten noch viele ähnliche Schandthaten aufgezählt werden, bebten nicht Herz und Hand zurück, sich damit zu beschäftigen. Ohne weitere specielle Schreckensbeispiele anzuführen, wollen wir nur einen republikanischen Augenzeugen sprechen lassen, um ein Gemälde des allgemeinen Schauspiels zu geben, das das Theater des Bürgerkrieges darbot:

„Nicht ein einziges männliches Wesen habe ich in den Städten Chantonnay, St. Hermand und Herbiers gesehen; nur einige wenige Frauenzimmer waren dem Schwerte entronnen. Landsitze und Strohhütten, oder was sonst für menschliches Obdach, waren niedergebrannt. Die Rinder- und Schaafheerden irreten erschreckt um ihre, nun in rauchende Schutthaufen verwandelten gewohnten Stätten umher. Die Nacht überfiel mich, aber das Land ward überall durch die fürchterlich wogende Gluth der Feuersbrünste erhellt. In das Geblöke der in ihrer Ruhe gestörten Schaafheerden und in das Gebrüll des erschreckten Hornviehes mischte sich das schaurige Gekrächz der vom Aase lebenden Raben und das Geheul wilder Bestien, die ihre Schlupfwinkel in den Waldungen verlassen hatten, um über die Leichname der Erschlagenen

herzufallen. Endlich diente mir eine entfernte Feuersäule, die aber, so wie ich näher kam, sich mehr und mehr ausbreitete und vergrößerte, als ein Leuchtthurm. Es war die in Flammen stehende Stadt Mortague. Als ich dort eintraf, war keine lebende Creatur mehr sichtbar, außer einigen wenigen unglückseligen weiblichen Geschöpfen, die sich abmüheten, noch einige Reste ihres Eigenthums aus dem allgemeinen Brande zu retten."

„Trotz der verheerenden Weise, in welcher die Republikaner in der unverhehlten Absicht, die Vendee zu einer Wüste zu machen, den Krieg führten, schien die Bevölkerung an Muth, ja selbst an Anzahl zu gewinnen, je verzweifelter ihre Lage ward. Es wurden frische Armeen nach dem, dem Königthume treuen Districte gesandt, und, was davon dem Gemetzel der offenen Schlachten entging, das ward allmählig in einzelnen Angriffen, Scharmützeln und aus dem Hinterhalt aufgerieben. Mehr als 100,000 Mann wurden gleichzeitig gebraucht, um die widerspenstige Provinz zu unterjochen. Aber dies konnte nicht ewig dauern; und ein Kriegsereigniß an der Gränze, das einerseits dem Convente nachtheilig zu werden drohete, gab ihm andrerseits die Mittel in die Hände, eine neue, in Character und Disciplin vorzüglichere Macht zur Unterjochung der Vendee aufzubieten."

„Es war dieses die Uebergabe der Stadt Mainz an die Preußen. Die Garnison, 15,000 Mann erfahrene Soldaten und einige Offiziere, die sich einen Namen gemacht, hatten sich durch eine Capitulation verpflichtet, nicht ferner wider die Alliirten zu dienen. Diese Truppen wurden nun in der Vendee gebraucht, wo die Wage sich schon gegen die unbezähmbaren und ausdauernden Insurgenten geneigt hatte. — Bei dem ersten Zusammentreffen zogen auch die Soldaten aus Mainz, weil sie mit der Kampfart der Vendeer noch unbekannt waren, den Kürzeren und die Royalisten achteten ihrer nicht. Diese Meinung von ihren neuen Widersachern änderte sich aber durch die Niederlage unweit Challet, in den Folgen nachtheiliger als irgend eine, die die Vendeer bis dahin erlitten hatten, und wodurch sich ihre Generale veranlaßt sahen, mit ihrer gesammten Macht über die Loire zu gehen, ihr geliebtes Bocage den Aexten und Brandfackeln der Sieger preis zu geben, und den Krieg nach der Bretagne zu verpflanzen, wo sie entweder durch eine Landung der Engländer, oder durch einen allgemeinen Aufstand der Einwohner unterstützt zu werden hofften."

„Auf dieser militairischen Auswanderung wurden die Royalisten von ihren Greisen, Weibern und Kindern begleitet, so daß ihr melancholischer Zug jenen der Cimbrier oder Helvetier im Alterthum glich, als sie ihre früheren Stätten verließen und ausgingen, um sich in einem fruchtbareren Lande anzusiedeln. Sie setzten in der Nähe von St. Florent über den Fluß, dessen Ufer von fast 100,000 Pilgern beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters verdunkelt wurden. Vor sich hatten sie den breiten Strom, hinter sich ihre brennenden Hütten und das Vertilgungsschwerdt der Republikaner. Der Mittel zur Ueberfahrt waren wenige und sehr unsichre; die Angst der Frauenzimmer war fast nicht zu beschwichtigen, und die Scene bot einen Wirrwarr und Schrecken dar, daß, nach den Worten der Madame La Roche-Jacquelin, die angstergriffenen Zuschauer sie nur mit dem jüngsten Gerichte zu vergleichen wußten. Ohne Nahrung, Leitung und Organisation irgend einer Art, ohne eine Armee, die die Fronte und den Rücken gedeckt hätte — im Centrum die wehrlosen, in einer Masse sich fortbewegenden Familien — schlugen diese unbezwinglichen Bauern noch eine republikanische Armee unter den Wällen von Laval."

Alexander Volta.

Vor einiger Zeit verbreitete sich fälschlich die Nachricht vom Tode Scarpa's; dagegen hat sich die vom Tode Volta's, seines Collegen auf der Universität Pavia, leider! (wie bekannt) nur zu sicher bestätigt. An dem nämlichen Tage, wo Frankreich Laplace verlor, hat Italien diesen herben Verlust erlitten. Es war der 5. März d. J., an welchem die Wissenschaften den Tod zweier Männer zu beweinen hatten, die so gewaltig zu ihren Fortschritten mitgewirkt.

Es würde eine große Arbeit seyn, alle Entdeckungen Volta's aufzuzählen und zu erläutern, und dies um so mehr, als man diese Entdeckungen nicht dem Zufall verdankt, sondern sie alle die Früchte des Studiums und der Anwendung der Theorie sind. Wir wollen hier nur einige Umstände aus seinem Leben anführen.

Alexander Volta wurde zu Como am 18. Febr. 1745, von einer alten Familie dieser Stadt, geboren. Unter die unglücklichen Zufälle, die ihn in seiner Kindheit trafen, muß man billig den zählen, daß er eine gemüthskranke Amme hatte. Sein Talent erwachte erst spät und zeigte sich zunächst durch glückliche Versuche in der Dichtkunst. Aber der Gegenstand seiner lateinischen und italienischen Gedichte selbst ließ schon errathen, welchen Untersuchungen er sein Leben widmen sollte. Wirklich gab er bald lateinische Schriften in Prosa über die Phänomene der Electricität und über eine neue Vorrichtung, bestimmt, die Entdeckungen in diesem Zweige der Physik weiter zu verfolgen, heraus.

Nachdem er seinen Cursus auf den Bildungsanstalten und hohen Schulen seines Vaterlandes vollendet hatte, wurde er selbst als Lehrer der Physik auf einer derselben angestellt. Bald kam er von da als Professor auf die Universität von Pavia, und dies wurde der Schauplatz seines Ruhmes, dreißig Jahre lang. Nach diesem Zeitraum (1804) erhielt er die gesuchte Verwilligung, sich in den Ruhestand zurückzuziehen, unter der Bedingung, daß er jährlich (nach Kräften) noch einige Vorlesungen halte. „Die großen Männer sterben auf dem Felde der Ehre," sagte ihm bei dieser Gelegenheit Napoleon: in Anspielung auf diese Rede äußerte Volta nach seinem Fall: „Er hat mir nicht Wort gehalten."

Bewohner einer Gränzstadt, war Volta einer der ersten Italiener gewesen, die vor Bonaparte erschienen, als er zum erstenmal in Italien eindrang. Seine Mitbürger schickten ihn im Jahre 1796 mit dem Grafen J. B. Giovio dem General entgegen, um sich des Schutzes des Siegers zu versichern. Seit dieser Zeit ließ Bonaparte keine Gelegenheit vorübergehen, Volta öffentliche Beweise seiner Achtung zu geben. Er ertheilte ihm den Orden der Ehrenlegion und der eisernen Krone, erhob ihn zum Grafen und Senator des Königreichs Italien; und als man, bei Errichtung der Akademie der Wissenschaften, in seiner Gegenwart deliberirte, ob man die Liste der Mitglieder nach alphabetischer Ordnung fertigen solle, so nahm Bonaparte einen Bogen Papier und schrieb obenan: Volta, gab ihn zurück und sagte: „Jetzt, meine Herren! machen sie es, wie es Ihnen beliebt, wenn dieser nur der erste bleibt."

Volta benutzte oft die Ferien, um Reisen zu machen. Im Jahr 1777 durchreiste er die Schweiz und besuchte Haller und Voltaire, mit seinem Freunde, dem Grafen J. B. Giovio. Im Jahr 1780 traf die Reihe seiner Reisen Toscana und dabei beobachtete er mit besonderer Aufmerksamkeit die Feuer, die man auf den Apenninen, längs der Straße von Bologna nach Florenz, sieht, und die man Vulcanetto di Pietra Mala nennt. In der Beschreibung, die er davon gab, zeigte er zuerst, wie diese Feuer, so wie die, welche bei den Ruinen der alten Stadt Velleja hervorbrechen, von der Entzündung der brennbaren Luft entstehen, die sich aus dem Boden entbindet. Im Jahre 1782 unternahm

er mit seinem Collegen Scarpa eine Wanderung durch Deutschland und setzte dann allein seinen Weg nach Holland, England und Frankreich fort. Wie er sich über alles Bemerkungen machte, was er Wichtiges sah, so findet man in seinem Reisetagebuch, die Beschreibung der ersten großen Dampfmaschienen, deren erste Anwendung in jene Epoche hinaufsteigt, ob sie gleich damals nur noch sehr unvollkommen waren. Nach der Rückkehr von dieser Reise führte er in der Lombardey den Kartoffelbau ein, den er in Savoyen beobachtet hatte. Dadurch wurde er Ursache, daß die Bauern, die ihn annahmen, den von der patriotischen Gesellschaft zu Mailand ausgesetzten Preis gewannen.

Eine vierte Reise von Volta macht, nicht nur in seinem Leben, sondern auch in der Geschichte der Physik Epoche. Man hatte ohne Erfolg zu Paris die Experimente versucht, auf welche sich die vielumfassende Entdeckung der Electricität der Berührung (électricité de contact) gründete, die man bis dahin sehr unpassend, nach denen von Galvani an Fröschen gemachten Versuchen, animalische Electricität genannt hatte. Im Jahre 1801 wurde Volta nach dieser Hauptstadt berufen. Er wiederholte daselbst in Gegenwart der Mitglieder des Instituts, und vor dem ersten Consul, seine Experimente mit der Säule, die nachher von ihm den Namen erhalten hat. Der Erfolg war vollständig und das Institut, um ihm seine hohe Bewunderung zu bezeugen und eine für die Fortschritte der Wissenschaft so merkwürdige Epoche zu bezeichnen, machte ihm eine goldene Medaille zum Geschenk, mit der Inschrift: „A Volta, la classe des sciences mathématiques et physiques." Ein Jahr darauf sandte man ihm noch eine andere, mit folgender Inschrift: „A Volta, associé étranger." Die königliche Gesellschaft von London schickte ihm auch eine goldene Medaille; und fast alle wissenschaftliche Vereine von Europa strebten darnach, diesen großen Physiker unter ihre Mitglieder zu zählen.

Von Paris begab sich Volta nach Lyon, um daselbst, in der Qualität eines Deputirten der Universität von Pavia, den in dieser Stadt, zur Wahl eines Präsidenten der italienischen Republik, zusammengerufenen Comitien beizuwohnen. Nach vollzogener Wahl zwang ihn eine schwere Krankheit, sich noch einige Monate in Lyon und dann in Genf aufzuhalten, wo er von den gelehrten Professoren dieser Stadt, mit welchen er schon seit langer Zeit in freundschaftlicher Verbindung stand, die gastfreieste Aufnahme fand. Als er zum Mitglied des Senats des Königreichs Italien ernannt wurde, so sah sich Volta genöthigt, einen Theil des Jahres in Mailand zuzubringen. Abends begab er sich dann in den Zirkel von Paradisi, Präsidenten des Senats, bei welchem sich die ausgezeichnetsten Männer des Landes versammelten. Er sprach wenig von seinen Studien, noch weniger von Politik, und gefiel sich hauptsächlich in Calembourgs und witzigen Einfällen. Die Gewohnheit, immer neue Resultate in der Zusammensetzung und Scheidung von Naturkörpern zu suchen, ließ ihn unwillkührlich, in Augenblicken der Muße, in eine andere Art von Combinationen fallen, in Zusammensetzung und Zerlegung von Worten; das war seine Eigenheit. *)

Volta verheirathete sich im Jahr 1794 und hatte drei Kinder. Er wendete ganz besondere Sorgfalt auf ihre Erziehung und empfand sehr schmerzlich den Verlust des einen derselben, welches große Hoffnungen für das Studium der Mathematik gab. Auch fand er, als es ihm endlich vergönnt wurde, seine alten Tage in seinem väterlichen Hause von Como in Ruhe zu verleben, seinen süßesten Trost in der Liebe und zärtlichen Sorgfalt seiner Familie. Nachdem er auf alle regelmäßige Arbeit verzichtet, und schon über sechzig Jahre alt, war er wieder geworden, was er in seiner Kindheit gewesen war. Niemand, der ihn nicht vorher gekannt, und ihn jetzt gesehen und gehört hätte, würde errathen haben, was aus den Combinationen seines Kopfes hervorgegangen war. So starb er, nach zweitägigem Fieber, am 5. März 1827 mit sehr religiösen Gefühlen.

Die vorzüglichsten Entdeckungen Volta's in der Physik sind:

1) Das immerwährende Electrophor, dessen Beschreibung er 1775 herausgab: ein Datum, welches zu beweisen wichtig ist, weil man die Ehre dieser Erfindung Herrn Wilcke hat zuschreiben wollen. Als Volta sie bekannt machte, kannte er selbst Wilcke's Experimente noch nicht, die damit einige Analogie haben.

2) Die Entzündbarkeit (l'inflammabilité) der Luft, die sich aus den Sümpfen entbindet. In den Jahren 1776 und 1777 machte er über diesen Gegenstand sehr merkwürdige Briefe bekannt, die an den Pater C. J. Campi gerichtet waren. Sie wurden ins Französische und ins Deutsche übersetzt.

3) Das Pistol und die Lampe von Volta. Er erfand diese beiden Instrumente 1777.

4) Das Eudiometer wurde von ihm in demselben Jahre erfunden. Dieses Instrument dient dazu, mit einer Genauigkeit, der man sich bis dahin nicht genähert hatte, das Verhältniß der zwei Gaz-Arten (oxigène et azote) zu bestimmen, woraus die atmosphärische Luft besteht.

5) Der Condensator, der die kleinsten Theile des electrischen Fluidums fühlbar macht, wurde von Volta 1782 erfunden.

6) Die (sogenannte Voltaische) Säule, die mindestens eben so fruchtbar in ihren Resultaten für die Physik und die Chemie wurde, als das Telescop für die Astronomie, und das Microscop für die Naturgeschichte gewesen war. Diese wundervolle Entdeckung und die so einfache Vorrichtung oder Apparat derselben sind von dem Erfinder in einem Briefe an den Doctor Banks, Präsidenten der königlichen Gesellschaft von London, beschrieben.

Uebrigens wurden alle diese Erfindungen und einige andere minder wichtige von Volta mit eben so viel Klarheit als Einfachheit in verschiedenen Briefen und Denkschriften erklärt und auseinandergesetzt, die in einer einzigen Ausgabe zu sammeln, dem Verfasser, in seiner Bescheidenheit, nicht in den Sinn gekommen war. Einem Toskaner, aufgeklärtem Beförderer dieser Studien, dem Ritter Vincent Antinori, hat das Publicum die Collezione delle opere del cav. conto Alessandro Volta. Firenze 1816 **) zu verdanken. Wenn man diese Sammlung liest, so sieht man mit Vergnügen, mit welchem Scharf-

*) Eines Abends hatte er so viele dieser Quodlibets gemacht und gesagt, das Scarpa, von minder heiterer Laune, plötzlich aufstand und mit den Worten wegging: „Non resisto più con questo freddurajo (faden Witzling). Volta, ganz ernsthaft, hielt ihn auf und sagte: „Sie irren sich, Scarpa. Wie re-sisto? sagen Sie doch papa-sisto und nicht re-sisto." So antwortete er auf Voltaire's Complimente: „Ich muß wohl etwas seyn, weil ich Ihre reichliche Hälfte bin." Er spielte, wie man leicht sieht, auf ihre beiden Namen an.

**) Diese Ausgabe ist dem Großherzog von Toscana, Ferdinand III., gewidmet und mit einem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers von Morghen geziert. Um sie ganz zu vervollständigen, müßte man noch hinzufügen, 1) ein lateinisches Gedicht, dessen oben bereits Erwähnung geschehen ist. Es handelt von den vorzüglichsten Phänomenen der Physik und Chemie und der Beruf des Verfassers zu Untersuchungen über die Electricität schimmert an mehr als einem Orte durch. 2) Einen italienischen Gesang über Saussure's Reise auf den Mont-Blanc und verschiedene andere Gedichte. 3) Beobachtungen und Erfahrungen über die Dämpfe, noch ungedruckt. 4) Eine Menge Artikel über Physik und Chemie, theils ungedruckt, theils in periodischen Werken zerstreut.

sinn dieser große Mann die Natur in ihrem geheimsten Wirken belauschte und man bewundert die so einfachen als sinnreichen Mittel und Vorrichtungen, die er erfand, um sich aus Erfahrung von dem zu versichern, was seine combinirten Beobachtungen ihn ahnen ließen und um ihm selbst und andern die Wahrheit seiner tiefbegründeten Vermuthungen zu beweisen.

Diejenigen, welche Alexander Volta näher kannten, vergaßen in der Unterhaltung mit ihm den Mann von Genie und sahen nur in ihm den guten und einfachen Menschen. Vortrefflicher Familienvater, geschätzt wegen seiner häuslichen und geselligen Tugenden, vertraute ihm seine Vaterstadt, die er sehr liebte, von frühester Zeit an Aemter und Stellen, die er stets mit Rechtlichkeit und Einsicht verwaltete. Bewunderung und ehrfurchtsvolle Liebe hatten gleichen Antheil an der ehrenvollen Leichenbestattung, worin seine Mitbürger aller Classen bei seinem Begräbniß wetteiferten. In einer auf den 25. März ausdrücklich zu diesem Zweck allein zusammenberufenen Sitzung beschloß der allgemeine Rath der Gemeinde von Como, auf Kosten letzterer, eine Medaille auf ihn schlagen, und ihm ein Denkmal setzen zu lassen.

Fügen wir noch hinzu, daß, an der modernen Façade der öffentlichen Schule von Como, in der Reihe der Büsten der Plinius, der Giovis und anderer großer Männer, die in dieser kleinen Stadt geboren wurden, eine leere Nische, deren Bestimmung jedermann kannte, eine zarte Huldigung für den Genius und die Bescheidenheit Alexander Volta's war.

Notice historique

sur Marie-Armand de Guerry de Maubreuil, Marquis d'Orvault, et principaux motifs, qui ont déterminé sa conduite envers le prince de Talleyrand dans la journée du 20. Janvier 1827 par un de ses anciens compagnons d'infortune.

Das ist der Titel einer Flugschrift, die am 12. Juni in Paris erschien, als Vorläufer der auf den 14. Juni festgesetzten Debatten vor dem königlichen Gerichtshofe über diese berüchtigte Angelegenheit. Wie sehr der Unglücksgefährte Maubreuils auch seinen Geist und Ton getroffen, davon zeugt folgende Stelle in der Vorrede:

„Der Augenblick naht, wo man den, welchen dreizehn Jahre voll Unglück nicht niedergeschlagen haben, in die Reihe der Opfer wird treten sehen, die das Schicksal in der letzten Zeit auf das hartnäckigste verfolgt und mit seinen schrecklichsten Streichen getroffen hat; seine Stimme wird vor dem Richterstuhle erschallen: er wird sich über die berüchtigte Ohrfeige erklären, die nichts als das natürliche Resultat der Thatsachen ist, deren Wichtigkeit Frankreich in Erstaunen setzen wird."

„Feige Unterdrücker, vergebens habt ihr ihn verfolgt. Ihr habt ihm Glück, Freunde, Gesundheit geraubt und nichts als ein entstelltes Skelett von ihm übrig gelassen. Kommt und betrachtet euer Opfer! So schwach er auch ist, so fürchtet ihr ihn dennoch: denn ihr habt ihm die einzigen Güter, die ihm noch übrig bleiben, nicht nehmen können, den Muth sein Unglück zu ertragen und die Freiheit des Gedankens. Bald den Richtern gegenüber, und im Angesichte eines Gottes, den die Ungerechtigkeit an das Kreuz schlug, wagt es, auf die Anklagen zu antworten, die er gegen euch erheben wird. Er wird große Wahrheiten sagen, große Verbrechen zeigen, der ganzen Welt eure ehrlosen Complotte enthüllen; kommt, ihn Lügen zu strafen! Umsonst verbergt ihr euch, selbst an den Stufen des Thrones; die öffentliche Indignation wird auch dorthin euch verfolgen! Zittert, euer Fall ist nah!"

„Aber wenn, wie man ihn fürchten lassen will, es euch, durch eure Intriguen, durch eure Macht gelingt, ihm das Wort zum zweitenmale zu nehmen und wichtige Offenbarungen zu verhindern, die nicht länger zu verschieben er so großes Interesse hat — so zittert nicht minder! Ein anderes Mittel bleibt ihm: Frankreich hat nicht alle seine Freiheiten verloren: die Presse ist nicht zerbrochen; die Hand des Unterdrückten ist noch nicht gefesselt: er wird seine Denkwürdigkeiten herausgeben!"

Das muß man nun erwarten; denn die Sitzung vom 14. d. hat, nach der Etoile vom 16. Juni, stattgefunden, ohne daß von den aufgerufenen Zeugen jemand anders als Leloutre und Roustan erschienen sind. Der Gerichtshof hat entschieden, daß die übrigen nicht zu erscheinen verbunden gewesen, daß namentlich Herr von Talleyrand, vermöge seiner hohen Würde, dazu vom König ausdrücklich hätte autorisirt werden müssen ꝛc. und Maubreuil abermals zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt. Neue Aufschlüsse scheinen sich aus dem, was der Verurtheilte mündlich gesprochen, nicht ergeben zu haben; inzwischen hätte er doch wohl nicht besser mit seinen Anklagen Lügen gestraft werden können, als wenn man ihm Herrn von Talleyrand, Herrn von Vitrolles ꝛc. persönlich entgegengestellt hätte.

Miscelle.

Auf den verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen, die während des Friedens sowohl von England als Frankreich unternommen worden sind, hat man den unveränderlichen Pendel angewendet um gewiß zweifelhafte Probleme in Beziehung auf die Abplattung der Erde zu lösen. Verschiedene Seefahrer haben bemerkt, daß in bestimmten Localitäten die Oscillationen des Pendels nicht genau mit denen desselben in andern, unter derselben Parallele liegenden, Lokalitäten übereinstimmten. Wär dies nun irgend einem nicht hinlänglich bestimmten lokalen Einflusse zu zuschreiben, oder war vorauszusetzen, daß die Krümmung des Meridians oder der Parallelen der Erde nicht regelgerecht wäre? Capitain Duparry von der Coquille, hat vor Kurzem vor dem Institut von Frankreich einen Bericht verlesen, in welchem derselbe angiebt, daß die Thatsache der Existenz dieser Anomalieen unläugbar sey. Er fand, daß auf Isle de France der Pendel täglich dreizehn oder vierzehn Oscillationen mehr machte, als er, der Theorie nach, hätte machen sollen; auf der Isle d'Ascension fünf oder sechs; und daß an mehreren andern Plätzen der Oscillationen weniger waren, als der Berechnung nach hätten seyn müssen. Capitain Duparry stimmt darin mit Capitain Sabine überein, daß er dieses Phänomen dem Mangel an Homogenität in der Erde, als Masse betrachtet, beimißt; oder vielleicht selbst den bloßen Variationen der Dichtigkeit der Schichten der Erdoberfläche. Was diese Hypothesen bestätigt, ist, daß diese beiden Beobachter bemerkt haben, daß die Acceleration des Pendels gemeiniglich auf vulkanischem und seine Retardation auf sandigem und thonhaltigen Grunde statt findet. — Es scheint bewiesen zu seyn, daß die Abplattung der Erde sowohl an der südlichen als nördlichen Hemisphäre dieselbe ist.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 197 Hamburg, Mittwoch den 27. Juni 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Der Einfall in Portugal im Jahre 1807.

Aus R. Southey's Geschichte des Krieges auf der Halbinsel unter Napoleon.

Vier Wochen nach dem Tilsitter Frieden machten die Gesandten Frankreichs und Spaniens dem portugiesischen Hofe gleichzeitig die Anzeige, er müsse die Häfen des Königreichs den Engländern verschließen, diejenigen, die sich eben im Lande befänden, festsetzen, und die Confiscation ihres gesammten Eigenthums beordern. Die Nichtausrichtung dieser Vorschriften sollte unverzüglich eine Kriegserklärung und die Abreise der Gesandten zur Folge haben. Inzwischen bemächtigte sich Napoleon, ohne erst eine Antwort abzuwarten, aller portugiesischen Schiffe, die in seinen Häfen lagen. Die Crisis war im Hereinbrechen; Portugal durfte sich nicht länger schmeicheln vermittelst neuer Opfer die Art Neutralität, deren es bis dahin genossen, zu verlängern, und die Beschaffenheit seiner Armee erlaubte es ihm nicht an seine Vertheidigung zu denken. Der Hof, obwohl in einem Zustand der Schwäche, der ihm nicht die geringste Hoffnung ließ, war doch völlig wegen des Charakters der beiden Mächte, unter welchen er zu wählen hatte, im Reinen. Geleitet von einem Gefühl der Gerechtigkeit, und von der Erinnerung alles dessen, was er England verdankte, erklärte er sich bereit, uns seine Häfen zwar zu verschließen, aber Tractate und das Völkerrecht verletzen, indem er die Unterthanen Großbritanniens verhafte und ihr Eigenthum confiscire, das gestatteten in seine Grundsätze nicht. Er ließ gleichzeitig die Engländer benachrichtigen, sie würden wohl daran thun schleunigst ihre Angelegenheiten zu ordnen und das Königreich zu verlassen. Es war der Zeit ein portugiesisches Geschwader auf einen Kreuzzug vor Algier aus; nun machte man, um Zeit zu gewinnen, die Nothwendigkeit geltend, dieses erst wieder zu Hause zu haben, welchem Grunde Napoleon, der vor allem die Mittel, sich Schiffe zu verschaffen, zu haben wünschte, auch leicht nachgab. Auch ward ihm vorgestellt, daß, da die Ausführung der Maaßregeln gegen Großbritannien den Anfang zu Feindseligkeiten zur Folge haben müsse, es wohlgethan seyn würde den jungen Prinzen von Beira, dessen Gegenwart die Treue der Colonieen sicherstellen werde, nach Brasilien zu schicken, während die Meere noch frei wären.

Man hat die damaligen portugiesischen Gesandten zu Paris und zu Madrid beschuldigt, sie wären an der Sache ihres Vaterlandes zu Verräthern geworden: doch läßt es sich glauben, daß, selbst getäuscht, und nicht wissend was zu thun gerathen sey, es ihnen unmöglich war, ihre Regierung von den Absichten der beiden Höfe zu benachrichtigen, daher sie ihre Schritte nur nach den öffentlichen Gerüchten oder nach den nach England übermachten, verspäteten Documenten einzurichten vermochte. Napoleons Plan war, sich, wo möglich, der königlichen Familie zu bemächtigen, jeden Falles aber in Portugal einzufallen, dessen Besitz ihm zur Ausführung seiner weiteren Absichten unerläßlich war. Zu dem Ende war ein Armee-Corps versammelt worden, das den Namen Observations-Corps der Gironde führte. Junot, der Gesandter zu Lissabon gewesen war, erhielt das Commando über dasselbe, und ging noch vor Ablauf des an Portugal bewilligten Aufschubs nach Bayonne ab, um dessen Entschluß bekannt zu machen. Um sein Land vor einer Invasion zu bewahren, war der Prinz Regent entschlossen sowohl seinem Interesse als seinen Neigungen Gewalt anzuthun. Die Drangsale, welche der Vertreibung der Engländer und der Vertilgung eines blühenden Handels folgen mußten, däuchten ihm noch weniger schrecklich zu seyn als die Ergebnisse eines Angriffes zu einer Zeit, wo jedes Vertheidigungsmittel unausführbar zu seyn schien. Er willigte demzufolge ein, theilweise die Vorschriften eines herabgewürdigten Hofes, dessen Alliirter er so lange gewesen war, so wie die des Despoten, der denselben leitete, zu befolgen, doch konnte ihn nichts bewegen, auch nur dem Schein nach, irgend strenge wider die Engländer zu verfahren, daher denn der französische und der spanische Gesandte abreiseten. In dem nämlichen Augenblicke, wo diese Gesandten Lissabon verließen, erhielt der Großbritannische den Befehl, seine Abreise zu beschleunigen. Inzwischen war der Prinz Regent weit entfernt sich damit zu schmeicheln, daß seine Unterwürfigkeit gegen unbillige Ansprüche ihm die Erhaltung des Friedens sichern könne. Die Bischöfe und Oberhäupter geistlicher Orden erhielten in einem Circulair den Befehl, die Kostbarkeiten ihrer Kirchen, nachdem sie ein Verzeichniß davon aufgenommen, nach Lissabon oder nach irgend einem andern festen Platze, der ihnen angegeben werden würde, zu schicken.

Während sich der Prinz Regent und seine Minister in diesem bedrängten Zustande der Angst und Erwartung befanden, ward zu Fontainebleau ein geheimer Tractat unterzeichnet, durch welchen Frankreich und Spanien sich in Portugal theilten. Durch diese Acte von höchst ungewöhnlicher Art sollte der König von Hetrurien, seine Besitzungen in Italien mit voller Souverainität an Napoleon abtretend, die Provinz Entre Minho e Duero, die unter dem Namen von Nord-Lusitanien zu einem Königreiche gemacht werden und Porto darin die Hauptstadt seyn sollte, erhalten. Der Friedensfürst erhielt die Souverainität von Alentejo und Algarbien, mit dem Titel Fürst von Algarbien. Die anderen portugiesischen Provinzen sollten bis zum allgemeinen Frieden unter Sequestration bleiben, und dann sollte, wenn man sie — im Austausch für Gibraltar, der Insel Trinidad und der anderen von den Engländern eroberten Colonieen — dem Hause Braganza zurückgäbe, der neue Monarch, so auch der König von Nord-Lusitanien und der Fürst von Algarbien ihre Investitur vom Könige von Spanien erhalten, ihn als Protector anerkennen, und ohne seine Zustimmung weder Frieden noch Krieg machen dürfen. Die beiden contrahirenden Mächte sollten hinsichtlich der überseeischen Besitzungen Portugals zu gleichen Theilen gehen. Napoleon machte sich anheischig, Se. Kathol. Maj. als Kaiser beider Amerika's anzuerkennen, sobald die Umstände ihm die Annahme dieses Titels erlaubten, d. h.

beim allgemeinen Frieden oder spätestens drei Jahre darnach. Er garantirte ihm den Frieden seiner Staaten auf dem Continente südwärts der Pyrenäen.

Eine, zur nämlichen Zeit abgeschlossene, geheime Uebereinkunft setzte die zu nehmenden Mittel fest, um diesen gräulichen Tractat auszuführen. 25,000 Mann französischer Infanterie und 3000 Mann Cavallerie sollten in Spanien einrücken und geraden Weges auf Lissabon losgehen. Diesen sollten sich 8000 Mann spanischer Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 30 Stücke Geschütz anschließen. Gleichzeitig sollte sich ein Corps von 10,000 Spaniern der Provinz Entre Minho e Duero und der Stadt Porto bemeistern, und 6000 Mann der nämlichen Nation Alentejo und Algarbien in Besitz nehmen. Die französischen Truppen sollten während des Feldzugs von Spanien unterhalten werden. Gleich nach erfolgter Besitznahme sollte die Regierung des eroberten Gebiets den von jedem Hofe ernannten Generalbefehlshabern übergeben und die Contributionen sollten im Namen beider respectiven Mächte erhoben werden. Das Haupt-Armee-Corps sollte ein französischer General en chef befehligen; wenn jedoch der König von Spanien oder der Friedensfürst es für angemessen fände, sich zum spanischen Armee-Corps zu begeben, so sollten die französischen Truppen und deren Anführer von ihnen Befehle annehmen. Spätestens zum 20. November sollten 40,000 Mann Franzosen zu Bayonne versammelt seyn, um nach Portugal zu marschiren, falls die Engländer Verstärkungen dahin schickten. Dieses Armee-Corps sollte nicht eher in Spanien einrücken, als bis die beiden betheiligten Parteien sich dieserhalb verständigt hätten.

Diese heillose Unterhandlung ward aufs geheimnißvollste betrieben. Don Eugenio Izquierdo, Agent des Friedensfürsten, war damit beauftragt worden, ohne daß der spanische Gesandte zu Paris darum wußte, und man versichert, es sey alles beendigt worden, ohne daß die Minister der beiden Höfe irgend etwas davon erfahren gehabt. Am 27. October ward der Tractat unterzeichnet. Die Convoy, welche die englische Faktorei an Bord genommen hatte, lichtete am 18. vor Lissabon die Segel. Es war dieses ein schrecklicher Tag für diese Hauptstadt, und seit der Katastrophe von Sebastian und seiner Armee hatte dort keine politische Begebenheit eine so tiefe und so allgemeine Bestürzung erregt. Unmittelbar nach der Abfahrt unsrer Factorei, erschien eine Proclamation, die den Portugiesen den Handel mit England untersagte. „Ich habe immer gewünscht," so sagte der Prinz Regent, „die europäische Neutralität zu behaupten; es steht aber nicht mehr in meiner Macht. Jedoch alle Vortheile eines allgemeinen Friedens erwägend, habe ich geglaubt — um den Augenblick zu fördern, wo er Europa wiedergegeben werden wird — mit dem Continente gemeinschaftliche Sache machen zu müssen und mich mit dem Kaiser der Franzosen und dem Könige von Spanien zu vereinigen." — Die Ankunft seiner Gesandten von Paris und von Madrid machte jedoch bald die Hoffnungen verrinnen, die er noch hegen mochte als ob er den Sturm durch seine Unterwerfung würde beschwören können. Man versichert, daß Don Laurenco de Lima, Gesandter zu Paris, sich nicht einen Augenblick auf seiner Reise aufgehalten habe, damit er noch früh genug komme um dem Prinzen sein Vorhaben, nach Brasilien zu gehen — eine Maaßregel, die die Franzosen fürchteten, und die der Ausführung ihres Unternehmens die größten Hindernisse in den Weg legen mußte — auszureden. Der Graf von Lima stellte ihm vor, so sagt man, daß diese, durch die treulosen Rathschläge Englands eingegebene Abreise ihm den vollen Zorn Napoleons zuziehen werde, der, weit entfernt im geringsten feindselig gegen den Prinzen gesonnen zu seyn, gern seine Tugenden ehre und sich durch die Verhaftung der kleinen Anzahl brittischer Unterthanen, die sich noch in Portugal befänden, und durch die Confiscation des englischen Eigenthums völlig zufrieden stellen lassen werde. Nun entschloß sich der Prinz endlich zur Ausführung der seinem Herzen so schwer fallenden Maaßregeln, wobei er ohne Zweifel Englands Großmuth mit in Anschlag brachte, vielleicht auch in Stillen — wie ein portugiesischer Schriftsteller es geäußert hat und die Geradheit seines Charakters es glaubhaft macht — die Absicht hegte die Opfer dieser Ungerechtigkeit zu entschädigen, sobald die Umstände es ihm gestatteten. Der, wider Willen gegebene, Befehl ward mit größter Milde ausgeführt, doch nöthigte er unsern Gesandten, den Lord Strangford, das großbritannische Wappen über der Thüre seines Hotels herabnehmen zu lassen und seine Pässe zu verlangen, und als er diese erhalten hatte, begab er sich auf das Geschwader von Sir Sidney Smith, das an der Mündung des Tajo kreuzte. Von diesem Augenblicke an ward Lissabon in Blokadezustand erklärt.

Während der Hof in größter Bedrängniß das Resultat seiner Unterwerfung unter die Befehle die ihm gegeben worden, erwartete, ward die zu Lissabon herrschende Verwirrung und Unruhe noch durch die Ankunft eines russischen Geschwaders vermehrt. Der Admiral Sinavin hatte, mit 9 Linienschiffen und 2 Fregatten, im Archipelagus zu den Operationen der englischen Flotte gegen die Türken mitgewirkt. Gemäß den Anschlägen Napoleons, war er nun auf der Heimkehr nach den russischen Küsten begriffen, um hernach gegen Großbritannien zu agiren; er hatte aber die Unmöglichkeit eingesehen die Ostsee eher, als das Eis ihm die Schifffahrt darin untersagen werde, zu erreichen und war anfangs willens gewesen in Cadix zu überwintern, was jedoch der, vor diesem Hafen stationirte englische Admiral nicht hatte zugeben wollen. Rußlands feindselige Gesinnungen in der damaligen Zeit waren bekannt genug, um uns zu ermächtigen das Einlaufen von Kriegsschiffen dieser Nation in einem spanischen Hafen und ihre Vereinigung mit einem feindlichen Geschwader zu verhindern. Sinavin war folglich genöthigt worden sich nach Lissabon zu begeben. Man meinte nun sein unerwartetes Erscheinen in einem so kritischen Augenblicke stehe in Verbindung mit den Riesenplänen Napoleons und die Hauptstadt von Portugal solle einer der Häfen werden, in welchen der Angriff auf die großbritannischen Besitzungen vorbereitet würde. Alles trug dazu bei diesem blos zufälligen Umstande das Ansehen eines vorbedachten Planes zu geben und er veranlaßte den Befehlshaber unsres Geschwaders, die Blokirung von Lissabon aufs strengste fortzusetzen.

Hatte Napoleon bloß die Absicht, den Prinzen zur Verübung irgend einer feindseligen Handlung gegen England zu zwingen, so war sein Zweck erreicht. Es war ein Courier abgefertigt worden, um ihm die Nachricht von der Ausrichtung seiner Befehle zu überbringen, auch ging gleich nach diesem, mit der nämlichen Mission beauftragt, und unter dem Titel eines außerordentlichen Bothschafters, der Marquis von Marialva ab; aber weit früher, als derselbe in Paris eintraf, waren die französischen Truppen schon in Portugal eingerückt. Der Kaiser hatte die Absicht, die königliche Familie in seine Gewalt zu bekömmen, aber trunken von seiner Macht verschmähete er es die Förmlichkeiten und den Anschein der Gerechtigkeit gegen einen Hof anzuwenden, den er verachtete, und so geschah es, daß er seinen Zweck durch Uebereilung verfehlte. Gleich vom Anfang der Discussionen an, hatte der Prinz förmlich erklärt, daß er, so wie eine französische Armee sein Gebiet beträte, den Sitz der Regierung nach Brasilien verlegen werde. Die Franzosen schmeichelten sich, sein Bruch mit England würde ihn von diesem Entschluß abbringen, oder daß sie wenigstens zeitig genug eintreffen würden, um dessen Ausführung zu verhindern. Nachlässigkeit, Schwäche und Verrath umgaben den Prinzen von allen Seiten, und Junot war nur noch 100 Meilen von Lissabon entfernt, als man dort die offizielle Nachricht erhielt, daß er die Gränze überschritten habe. Es wurden sogar die Privatbriefe

untergeschlagen, die über die Bewegungen des Feindes und von den Unordnungen Kunde gaben, die von der Schleunigkeit seines Marsches unzertrennlich waren.

Junot, der von Salamanca aufgebrochen war, zog in forcirten Märschen nach Alcantara. Ueber kaum gebahnte und durch Regenwetter fast ganz verdorbene Wege mitten durch Gebirge hin legte er die 40stündige Strecke zwischen den beiden Städten innerhalb 5 Tagen zurück. Längs dieser Straße waren durchaus keine Vorbereitungen für die Franzosen getroffen worden; ja der Gouverneur zu Ciudad Rodrigo wußte nicht einmal um ihren Marsch. Die spanischen Corps, die, nach der Uebereinkunft von Fontainebleau, unter dem Befehl des französischen Generals stehen sollten, waren beordert worden zu Valladolid und zu Salamanca zu ihm zu stoßen; er hatte aber entschieden, daß sie nach Alcantara abgehen und ihn dort erwarten sollten. Nur mit großer Mühe und indem er sich selbst für die Zahlung verbürgte, gelang es dem spanischen General Caraffa, in dieser Stadt für die von Hunger und Strapazen erschöpften Truppen eine halbe Ration zu erhalten. Von hier aus erlies Junot eine Proclamation an die Portugiesen, in welcher er unter andern Titeln den eines Großkreuzes vom Christus-Orden führte, den ihm der Monarch verliehen hatte, den er eben zu entthronen im Begriff war.

„Einwohner von Portugal," sagte er, „eine französische Armee rückt in euer Gebiet ein; sie kömmt, um euch von dem Joche Englands frei zu machen, und rückt in Eilmärschen vor, um von Lissabon das Schicksal Copenhagens abzuwenden. Diesmal werden die treulosen Hoffnungen der englischen Regierungen vereitelt werden. Napoleon, dessen Blicke den ganzen Continent umfassen, hat gesehen, wie der Tyrann der Meere bereit war euch zu verschlingen; er wird es nicht dulden, daß ihr in seine Gewalt gerathet. Euer Prinz erklärt Großbritannien den Krieg; von nun an machen wir gemeinschaftliche Sache. Ihr friedlichen Landleute, verbannet jede Furcht; meine Armee hat gleich viel Disciplin als Tapferkeit. Ich verbürge mich mit meiner Ehre für ihr gutes Betragen. Möge sie bei euch die Aufnahme finden, die den Soldaten des großen Napoleons gebührt!"

Darnach erklärte er, daß jeder französische Soldat, der sich der Plünderung überließe, scharf bestraft werden solle; doch waren es die Portugiesen vor allen, gegen welche er die heftigsten Drohungen ausstieß. Ein jeder Nichtmilitair, der überwiesen würde, zu einem bewaffneten Trupp gehört, oder das Volk aufgereizt zu haben, wider die Franzosen die Waffen zu ergreifen, sollte erschossen werden. Der Todtschlag eines jeden französischen Militairs sollte von dem Distrikte, wo er begangen worden, durch eine den dreijährigen Einkünften gleichkommende Contribution gebüßt, außerdem aber noch vier der vornehmsten Einwohner als Geißeln ausgehoben werden. Die erste Gemeinde, Stadt oder Dorf, wo ein solches Ereigniß statt fände, sollte niedergebrannt und von Grund aus geschleift werden. „Aber," setzte Junot hinzu, „ich hoffe, daß die Portugiesen ihr wahres Interesse beherzigen, und, uns als Freunde aufnehmend, den friedfertigen Gesinnungen ihres Fürsten entsprechen werden. Vor allem wird die prächtige Stadt Lissabon mich mit Vergnügen an der Spitze einer Armee in ihre Mauern einziehen sehen, die allein sie dafür schützen kann, daß sie nicht die Beute des ewigen Feindes des Continents wird."

Die forcirten Märsche seit dem Aufbruch von Salamanca hatten die Truppen dermaaßen abgemattet, daß sie durchaus einer Erholung bedurften. Junot war am 17. November zu Alcantara angekommen. Am 18. waren seine Plänkler bis nach Rosmaninhal vorgedrungen und brachten ihm von dort die Kunde, es sey nicht die geringste Anstalt getroffen, um sich den Franzosen zu widersetzen, von deren Anmarsch man nicht einmal etwas wisse. Der Vortrab ging am 19. über die Gränze, und Junot folgte dieser Bewegung am nächsten Tage mit dem Rest der 8600 Mann starken ersten Division seiner Armee, die 12 Feldstücke mit sich führte. Die zweite Division rückte über Salvaterra und Idanha-a-Nova ein. Die Cavallerie, der Geschützpark, das Gepäck der Armee und die dritte Division wurden durch das plötzliche Anschwellen der Gebirgsgewässer einige Tage jenseits der Gränze zurückgehalten. Am 20., Nachmittags, erfuhr man zu Castello-Branco, die Franzosen seyen zu Zabreira, und um 6 Uhr Abends, als man noch die Richtigkeit dieser Nachricht in Zweifel zog, überbrachte ein Offizier von Junot den Behörden den Befehl, dem General Laborde und einem Corps von 3000 Mann, die nach zwei Stunden eintreffen würden, Quartier zu bereiten. Junot nahm sein Hauptquartier im erzbischöflichen Pallaste, und äußerte sich sehr unzufrieden über die wenigen Vorkehrungen, die zu seinem Empfange getroffen worden waren. Die französischen Truppen durchzogen ein Land, wo sie gar keinen Widerstand fanden, und das zu vertheidigen angeblich der Zweck ihres Kommens war; dennoch entblödeten sie sich nicht, den von dem Marsche einer Armee unzertrennlichen Unordnungen noch völlig muthwillige Quälereien hinzuzufügen, so daß es fast das Ansehn hatte, als wäre es ihre Absicht gewesen die Portugiesen zu irgend einer verzweifelten Handlung aufzureizen, um dann gegen sie die Maaßregeln in Anwendung zu bringen, womit die Proclamation des Generals en chef sie bedrohet hatte.

Die französische Avantgarde befand sich am 23. des Nachmittags zu Abrantes, wo Junot am folgenden Morgen eintraf. Man schickte sofort ein Detaschement aus, um sich der am linken Ufer der Zezere, da wo dieser Fluß in den Tajo einmündet, belegenen Stadt Punhete zu bemeistern. Zugleich wurden Maaßregeln getroffen, um den dringendsten Bedürfnissen der Armee abzuhelfen. Der Juiz de Fora erhielt den Befehl, für 12,000 Mann Rationen und auch 12,000 Paar Schuhe anzuschaffen. Um diesem Befehle Nachdruck zu geben, war die Drohung beigefügt, daß der Stadt eine Contribution von 300,000 Cruzados novas auferlegt werden solle. Den Magistrat erschreckten die Folgen, die die Unmöglichkeit, diese Befehle auszurichten, für ihn haben möchten, dermaaßen, daß er es gerathen fand, sich ihnen durch die Flucht zu entziehen. Die Stadt war in der größten Bestürzung, weil sie es nicht für möglich hielt, die verlangten Lieferungen zum Vollen leisten zu können. Man ließ zu Thomar und in der Umgegend alle Schuhe aufkaufen, die nur zu finden waren, und die Schuster wurden aufgefordert, aufs angestrengteste zu arbeiten. In dieser Weise gelang es, zwischen 2 bis 3000 Paar aufzutreiben, womit Junot sich denn, bei der sichtlichen Unmöglichkeit, deren mehrere zu bekommen, begnügen mußte. Inzwischen fühlten sich die Portugiesen weniger gekränkt durch solche gewaltthätige Erpressungen, als durch die Verhöhnung ihrer Religion, wovon sie täglich Zeuge waren. Die Altäre der Kirche San Antonio waren zu Krippen für die Pferde umgeschaffen worden.

Junot war, wie schon gesagt, zu Abrantes angekommen, folglich nur noch 92 Meilen von Lissabon entfernt, ehe die Regierung die bestimmte Nachricht von dem Einrücken der Franzosen in Portugal erhalten hatte. Die erste Anzeige davon machte der Adjudant des Marquis von Alorna, Lecor, der der Ehre und dem Interesse seines Landes getreuer war, als sein Chef. Zur nämlichen Zeit kam ein englischer Parlamentair den Tajo herauf, um dem Prinzen abseiten Großbritanniens den geheimen Tractat von Fontainebleau mitzutheilen. Don Rodrigo de Souza Continho stellte nun seinem Souverain vor, es gebe keine andre mit der Ehre verträgliche Sicherheitsmaaßregel als die Ausführung des schon entworfenen Plans der Auswanderung nach Brasilien. Lord Strangford kam ans Land und versicherte dem Prinzen, daß die Dis-

positionen, die er gegen Großbritannien zu nehmen gezwungen worden, in der freundschaftlichen Gesinnung, die diese Macht immer für ihn gehegt, und die zu benutzen er anrathe, nichts verändert habe. Er machte ihm bemerklich, daß Brasilien, schon jetzt in einem blühenden Zustande, durch seine Gegenwart nur noch an Wohlstand gewinnen müsse, daß aber der Seekrieg, welche Anstrengungen auch die Continentalmächte machen möchten, späterhin den Zutritt zu diesen Besitzungen untersagen werde.

Der Entschluß des Prinzen ward zu Abrantes bekannt, ehe er ihn noch kund gegeben, vielleicht sich nicht einmal bestimmt dafür entschieden hatte. Es verbreitete sich das Gerücht, daß ein Theil der königlichen Familie sich schon mit den Großen, die dem Hofe nach Brasilien folgen wollten, eingeschifft habe, und daß das Armee-Corps, das Copenhagen bombardirt und eingenommen gehabt, sich am Bord des englischen Geschwaders befinde. Diese Nachrichten ließen Junot fürchten, daß ihm seine Beute entrinnen möchte. In dem Augenblicke, wo die Ausrichtung seines Auftrags von der größten Schnelligkeit abhängig war, ward sein Marsch durch den Uebergang über die Zezere gehemmt. Diesen Fluß hatte man in den früheren Kriegen für die Sicherheit von Lissabon von dieser Seite hinlänglich gehalten; die Tiefe und der schnelle Lauf seiner Gewässer, und seine schroffen Ufer machten es leicht, den Uebergang über denselben zu vertheidigen. Eine während des Feldzugs von 1801 zu Punhete geschlagene Schiffbrücke war späterhin zerstört worden. Während man sich beeilte, sie wieder herzustellen, sandte Junot eine vertrauliche Depesche an den Minister des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten, hoffend, daß man sie dem Prinzen vorlegen würde, und die dem gemäß eingerichtet war. Man wußte aber schon, was von seinen Betheurungen zu halten sey. Das Einrücken der Franzosen in Portugal war ein so offener Angriff, daß man über die Beschaffenheit ihrer Plane nicht mehr in Zweifel seyn konnte, daher der Prinz sich denn zur unverzüglichen Abreise anschickte. Es war dieses der erste Fall, wo Europa einen seiner Monarchen gezwungen sah, in den Colonieen einen Zufluchtsort zu suchen; ein Vorhaben, das ein Prinz aus dem Hause Oranien schon in früherer Zeit unter fast ähnlichen Umständen auszuführen im Sinne hatte.

Wäre diesem Entschluß irgend ein Versuch des Widerstandes vorangegangen, so hätte er für den glänzendsten Triumph gelten können. Doch selbst so, und erst nach einer Reihe von Unentschlüssigkeiten und Administrationsfehlern, ist er noch als eins der denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte eines Königreichs anzusehen, dessen Annalen eine lange Folge von Thatsachen im dramatischsten Charakter aufstellen. Der Prinz Regent hatte zwar aufs entschiedenste erklärt, daß er, so wie die Franzosen in Portugal einrückten, sofort abreisen werde; da er jedoch nicht geglaubt hatte, hiezu so plötzlich gezwungen zu werden, so hatte er sich nicht darauf vorbereiten können. Er hatte den Verheißungen der französischen Gesandtschaft und des Grafen Lima so sehr vertrauet, daß er dem Volke die Versicherung ertheilte, es sey nun alles geschlichtet und abseiten der Franzosen nichts mehr zu befürchten. Man kann sich nun das Erstaunen und den Schreck der Einwohner von Lissabon denken, als sie, einige Tage nach dieser Erklärung, vernahmen, die französische Armee sey zu Abrantes und der Hof treffe Anstalten zur Abreise. Auch blieb es nicht unbekannt, mit welcher Unordnung und Uebereilung Junots Marsch vor sich ging. Seine, durch Ochsen auf den bergigten und schwierigen Wegen beförderte, Artillerie hatte sehr gelitten; ein Theil der Pferde seiner Cavallerie war durch Strapazen umgekommen, und der größere Theil seiner Soldaten schien, abgemattet von Hunger und Strapazen, eher die Bestimmung zu haben, ins Hospital, als ins Feld zu gehen. Fast die ganze portugiesische Armee befand sich bei der Hauptstadt, und war sie gleich schwach, so konnte man doch nicht an ihrer Tapferkeit und Ergebenheit zweifeln. Das englische Geschwader brannte vor Begierde, mit dem Feinde anzubinden. Sir Sidney Smith erbot sich, seine Schiffe bei der Stadt vor Anker zu legen und die Franzosen in Verbindung mit dem Volke jeden Zoll breit Landes streitig zu machen. „Lissabon," sagte er, „ist wahrlich eben so leicht zu vertheidigen als Buenos-Ayres." Es ist außer Zweifel, daß, hätte der Prinz nur ein einziges Wort gesagt, Junot und seine Armee an diesem Platze ihren unvermeidlichen Tod würden gefunden haben. Aber die Rache würde, so rechtmäßig sie auch sonst gewesen wäre, den Plane Napoleons zu Hülfe gekommen seyn, indem sie ihm einen Vorwand gegeben hätte, Portugal als ein erobertes Land zu behandeln. Deßhalb wollte der Prinz die Drangsale, die über sein Land hereinzubrechen drohten, nicht noch vermehren.

Die königliche Familie hatte eine Zeitlang zu Mafra residirt, sie aber, sobald die Auswanderung beschlossen war, nach Queluz begeben, um dem Tajo näher und einem plötzlichen Schlage des Feindes weniger ausgesetzt zu seyn. Die portugiesischen Schiffe waren fast außer Stande die See zu halten; man hatte es versäumt, Lebensmittel einzuschiffen, und man fand, daß die meisten Wasserfässer verfault waren und durch andre ersetzt werden mußten. Die Zeit der Einschiffung war auf den 27. festgesetzt worden. So wie der Tag grauete, rannten Leute jedes Alters und Geschlechts die Straßen von Belem auf und ab und längs des Ufers hin, wo der ganze Raum zwischen dem Meer und dem schönen Hieronymiten-Kloster mit Wagen, bunt durch einander geworfen, Geräthschaften und Ballen bedeckt war. Die Gährung und die gerechten Besorgnisse des Volkes ließen fürchten, daß es seinen Zorn an denjenigen auslieẞe, die es besonders in Verdacht hatte. Uebrigens war der Auflauf, ob wegen der Weite des Weges von Lissabon nach Belem, oder weil man die Stunde der Einschiffung nicht wußte, nicht sehr groß, als der Prinz eintraf. Er kam von Ajuda, und hatte den spanischen Infanten Don Pedro bei sich im Wagen. Die Truppen, die sich auf Platze befinden sollten, um ihn zu empfangen, waren dort noch nicht angekommen; als er aus dem Wagen stieg, drängte sich das Volk dergestalten um ihn her, daß er genöthigt war, es selbst sanft mit der Hand zurückzuschieben, um zum Einschiffungsplatze hin zu gelangen. Er war blaß, zitternd und zerfloß in Thränen. Die bei seinem Anblick tief ergriffene Menge vergaß einen Augenblick ihr eignes Unglück, um sich nur mit der Lage ihres Monarchen zu beschäftigen. Ein langer und schmerzlicher Abschiedsruf folgte dem Boote, als es vom Ufer abstieß. Möglich, daß in diesem Haufen einer daran gedacht, daß vor Zeiten an der nämlichen Stelle sich Vasco de Gama für die Entdeckungsreise eingeschifft, die die Ursache so vieler Großthaten und so großer Eroberungen wurden; daß von dem nämlichen Uferpunkte Cabral abgegangen war, um ein Reich in der neuen Welt zu erobern und dort den legitimen Herren von Portugal für den Tag einen Zufluchtsort zu bereiten, wo sie gezwungen seyn möchten, ihrem Mutterlande den Rücken zu zukehren.

Ein nicht minder rührender Auftritt fand bald darnach bei der Ankunft der königlichen Familie statt. In dem ersten Wagen befand sich eine gemüthskranke Frau: es war die, schon seit vielen Jahren, in völlige Geistesverwirrung verfallene und seit länger als 17 Jahren dem Publicum nicht mehr zu Gesicht gekommene Königin. Man versicherte, es sey gelungen ihr eine oberflächliche Idee von der Lage der Dinge beizubringen, um ihre Einwilligung zur Reise zu erhalten. Bemerkend, daß der Kutscher seine Pferde antrieb, gab sie ihm den Befehl nicht so rasch zu fahren, weil sie, wie sie sagte, ja nicht flöhe. Als sie den Wagen verlassen hatte, mußte sie am Ufer und inmitten der Menge

noch einige Zeit auf die Portechaise warten, in welcher sie an Bord des Lahas gebracht werden sollte; ihr Gesicht, das abwechselnd Verwunderung und die dem Wahnsinn eigenthümliche unempfindliche Gleichgültigkeit zu erkennen gab, bildete einen ergreifenden Contrast mit den Gefühlen der Verzweiflung, die sich in all den übrigen Physiognomieen aussprachen. Die verwittwete Fürstin und die Infantin Donna Maria, Schwester der Königin, folgten, dem heftigsten Kummer hingegeben, in einem andern Wagen. Dann kam, in einer achteckigten Karosse, die Prinzessin von Brasilien mit all ihren Kindern, der Amme des jüngsten, und den beiden Camereiras móres oder ersten Kammerfrauen. Sie hatte mit einer unermüdlichen Thätigkeit allen Anstalten zur Reise vorgesorgt, und am Ufer konnte man nicht genug die Unbefangenheit und Geistesgegenwart bewundern, mit der sie die Einschiffung der Kinder und des Gesindes anordnete. Die königliche Familie ward auf verschiedene Schiffe vertheilt. Der Wunsch, sie bequemer einzurichten, war nicht der alleinige Grund zu dieser Maaßregel. Man hoffte so im Stande zu seyn, wenigstens einen Theil der unglücklichen Familie retten zu können, falls sich die Gefahren eines Schiffbruches noch zu all den andern Leiden gesellen sollten, die sie verfolgten.

Solche Besorgnisse waren bei Portugiesen sehr natürlich; denn man weiß, wie sehr zahlreich die Unfälle sind, wovon die Annalen ihrer Marine die Erinnerung aufbewahren. Sie waren überdem sowohl durch die Jahrszeit als durch die stürmische Beschaffenheit der Atmosphäre in dem Augenblick der Einschiffung gerechtfertigt. Die Gewalt des Windes, die auch noch den ganzen folgenden Tag anhielt, verhinderte die Schiffe über die Barre zu kommen.

Am Nachmittage überbrachten ein Herr Herman und ein Portugiese Namens Jose de Oliveira Barretto neue Depeschen von Junot, die, wie sichs schon denken läßt, keine Veränderung in dem Entschluß des Prinzen zuwege brachten; aber jeden Augenblick ward seine Lage kritischer und gefahrvoller. Man entschloß sich, die Kanonen des den Fluß beherrschenden Forts zu vernageln. Als endlich, am Morgen des 19., ein günstiger Wind dem unruhigen Wetter gefolgt war, gingen die Schiffe gerade in dem Augenblicke ab, wo der Feind schon nahe genug war, um sie ins Weite stechen zu sehen.

Das Geschwader bestand aus 8 Linienschiffen, 3 Fregatten und 3 kleinen Kriegsfahrzeugen. Ihnen hatten sich alle Kauffahrteifahrer angeschlossen, die im Stande gewesen waren in See zu gehen, und so bildete das Ganze nun eine Flotte von 36 Segeln. Die Hofleute, die die königliche Familie begleiteten, waren: der Herzog von Cadaval, die Marquis Agenja, Vago, Filho, Lavradio, Alegrete, Torres-Novas, Pombel und Bellas; die Grafen Redondo, Caparica, Bel-Monte und Cavalleiro; der Visconde Anaelia. Aranjo, den die öffentliche Meinung, jedoch mit Unrecht, der Verrätherei beschuldigte, schiffte sich mit den andern Ministern ein. Alle Schiffe waren überfüllt mit Auswanderern, denn ein jeder hatte die Mittel gesucht den Drangsalen zu entgehen, die das Vaterland bedroheten. Bei der Unordnung und Verwirrung des Einschiffens wurden Personen einer und derselben Familie auf verschiedene Schiffe zerstreut; andre wurden von den Schaluppen, die ihre Angehörigen fortschafften, am Ufer im Stiche gelassen; noch andre hatten das Glück in Brasilien beim Landen diejenigen wieder zu finden, von welchen sie durch das Weltmeer geschieden zu seyn glaubten.

Am Tage vor der Einschiffung hatte der Prinz durch eine Proklamation, die am folgenden Tage des Morgens bekannt gemacht ward, eine Regentschaft ernannt. „Ich habe," sagte er, „Alles aufgeboten, um die Neutralität zu erhalten, deren meine Unterthanen bis jetzt genossen. Ich habe meine Schätze erschöpft, und, durchs Verschließen unsrer Häfen für Großbritannien, meinen alten und getreuen Verbündeten, den Handel des Landes einem völligen Untergange bloßgestellt. Die Truppen des Kaisers der Franzosen, mit dem ich mich auf dem Continent verbunden, sind, mit dem vorangeschickten Versprechen, daß sie dort keine Feindseligkeiten begehen sollen, im Anzuge gegen die Hauptstadt. Um alles Blutvergießen zu vermeiden, weil meine Person der einzige Beweggrund des Angriffs der Franzosen ist, habe ich den Beschluß gefaßt mich mit der königlichen Familie nach meiner Stadt Rio de Janeiro zu begeben und dort den allgemeinen Frieden abzuwarten."

Die Mitglieder der Regentschaft waren: der Marquis von Abrantes, Generallieutenant Francisko da Cunha de Menezes; der Principal Castro, vom königlichen Rath und Regidor das justicias; Pedro de Mello Bregner, auch vom Rath und Präsident der Schatzkammer während der Krankheit von Luiz de Vasconcellos e Souza; und der Generallieutenant und Präsident der Gewissens-Comittee Don Francisco de Noronha. Im Fall es einem oder dem andern dieser Mitglieder unmöglich seyn sollte, an der Regentschaft Theil zu nehmen, sollten sie durch den Grafen Monteiro Mor, der überdem zum Präsidenten des Senado da Camera ernannt ward, und den Grafen von Sampaio, oder statt seiner durch Don Miguel Pereira Forjaz, ersetzt werden. Die beiden Secretaire waren der Dezembargador do paço und der Procurodor da Corsa, Joam Antonio Salter de Mendonca. Die Mitglieder der Regentschaft erhielten die Weisung, so viel als möglich für Erhaltung des Friedens im Königreiche zu streben; dahin zu sehen daß die Franzosen untergebracht und mit allem versehen würden, was sie während ihres Aufenthalts bedürften; daß ihnen keine Beleidigungen zugefügt, und daß solche, wenn sie vorfielen, strenge geahndet würden, um die unerläßliche Eintracht mit den Armee'n der beiden Mächte zu erhalten, mit welchen Portugal vereint sey.

Währenddem hatte Junot, nicht ohne viele Mühe, die Brücke über die Zezere herstellen lassen. Starke Regengüsse hatten die Gewässer dieses stets sehr reißenden Stromes erst neuerlich stark angeschwellt. Die begonnene Arbeit ward mehrere Male wieder weggerissen und es verloren mehrere Menschen ihr Leben dabei. Ungeduldig, den Marsch zu verfolgen, hatte er den Anfang gemacht einige Soldaten in Böten übersetzen zu lassen. Mit der Schleunigkeit, die er bis dahin in seinen Operationen angewandt, die Sümpfe von Gollegam durchziehend, kam er am 28. gegen Mittag zu Santarem an, wo er den Boten vorfand, den er von Abrantes aus abgesandt hatte. Was er durch diesen vernahm, diente nur noch dazu, seine Eilfertigkeit zu steigern. Er brach gleich wieder auf, und traf noch am nämlichen Abend zu Cataro ein. Man weckte ihn um 1 Uhr nach Mitternacht, um ihm die Einschiffung der königlichen Familie anzuzeigen.

Am folgenden Tage begegnete er der von der Regentschaft abgeschickten Deputation, um ihn zu bewillkommnen. Das Volk hatte über diese Maßregel sein Mißvergnügen bezeugt, und man hatte zu dieser Deputation nur solche Leute gewählt, die, anfänglich den revolutionairen Grundsätzen zugethan, auch noch Anhänger der französischen Regierung geblieben waren, so oft dieselbe auch eine andre Form angenommen hatte. Im Laufe des Tages kam der französische Vortrab bei der Stadt an und Junot sah noch in der Ferne die Flotte, welche die erlauchte Familie von Braganza der Gewalt seines Herrn entrückte.

Die Truppen waren in einem erbärmlichen Zustande; die meisten Gewehre waren verrostet und unbrauchbar, die Soldaten durch Strapazen ganz erschöpft. Junot kam um 10 Uhr Abends zu Sacarem an. Frühzeitig am folgenden Morgen ging ihm die königliche Polizei-Garde entgegen. Ohne sich in Lissabon aufzuhalten, begab er sich nach Belem, und überzeugte sich dort selbst in dem Fort Bom-Sunesso von der Unmöglichkeit, der Flotte etwas anzuhaben; doch ließ er auf die Kauffahr-

teischiffe schießen, die, weil sie noch nicht fertig gewesen, mit den übrigen abgehen zu können, nun noch fortzukommen versuchten. Mehrere von diesen wurden so zurückgehalten; denn die Befehle des Prinzen, die Kanonen zu vernageln, waren nachher von den Mitgliedern der Regentschaft zurückgenommen und demnach nur zum Theil ausgerichtet worden, eine Maaßregel, die das Volk ebenfalls nicht gut hieß noch eine triftige Entschuldigung dafür zu ersinnen wußte. Junot ließ das Fort St. Julian durch ein Bataillon in Besitz nehmen und kehrte nach Lissabon zurück, ohne fast eine andre Wache um sich zu haben, als einige portugiesische Truppen, die ihm unterweges aufstießen und welchen er den Befehl gab, ihm zu folgen. Umgeben von diesem Gefolge durchstrich er die Hauptstraßen der Stadt, die, trotz eines starken Regengusses mit einer schweigenden Menge, die die Neugierde herbeigelockt hatte, bedeckt waren. Der französische General erwiederte mit einer Artigkeit, deren Affectation jedoch schlecht verhehlt war, die Begrüßungen, die ihm aus Furcht, oder in der Absicht ihm zu schmeicheln, auf seinem Wege zu Theil wurden. Der Pallast Bemposta war zu seiner Aufnahme eingerichtet worden, und der Senado da Camera hatte zur Bestreitung der Ausgaben seines Hauses eine monatliche Contribution von 12,000 Cruzados angewiesen.

Am Tage vor dem Einzuge Junots in Lissabon hatte man folgende Proclamation in französischer und portugiesischer Sprache an alle Stadtmauern angeschlagen: „Einwohner Lissabon's, meine Armee zieht ein in eure Mauern; ich entziehe euren Hafen und euren Monarchen dem verderblichen Einflusse Englands. Dieser, durch seine Tugenden achtungswerthe, Fürst hatte sich den treulosen Rathschlägen derer hingegeben, die nur dahin trachteten, ihn seinen Feinden zu überliefern. Seine Unterthanen wurden für nichts gerechnet, und euer Interesse ward der Feigheit einiger Hofleute aufgeopfert. Einwohner von Lissabon, verlaßt eure friedlichen Wohnungen nicht; fürchtet nichts, weder von meiner Armee, noch von mir; nur unsern Feinden dürfen wir Furcht einflößen. Mein Monarch, der große Napoleon, schickt mich her, euch zu beschützen, und ich werde seine Befehle ausrichten." Diese Proclamation blieb nicht wirkungslos bei einer bedachtlosen Menge. Diejenigen, die in das Geheimniß der Regierung eingeweihet waren, kannten allein die wahre Lage der Dinge; andre aber meinten, der einzige Zweck der Franzosen sey die Besitznahme der Häfen, um so die Ausschließung des englischen Handels durchzusetzen. Der Zustand, in welchem sich die ersten Truppen, die in Lissabon einzogen, befanden, war wohl geeignet, eine solche Ansicht zu rechtfertigen. Die Bataillons, ja selbst die Compagnieen kamen fetzenweise, ohne Geschütz und ohne Munition an und hatten eher das Ansehen von Flüchtlingen als von Angreifern. Junot hatte inzwischen die völlige Gewißheit, daß er weder irgend eine Gefahr lief, noch einen Feind zu bekämpfen hatte. Er mußte vor allem bedacht seyn, seinen Operationen die größte Schnelligkeit zu geben. Während er sich mit seiner Avantgarde eiligst nach Lissabon gewandt, blieb der General Laborde zu Santarem, bis wohin er ihn begleitet hatte, um die zurückgebliebenen Truppen zu sammeln und Mittel zum Transport anzuordnen.

Der folgende Tag, der 1. December, war der Jahrstag der ruhmvollen Revolution, die, im Jahr 1640, Portugal seine Unabhängigkeit wiedergab; nun ein Tag der Trauer für die Bewohner Lissabons, denen die Ehre des Vaterlandes noch am Herzen lag, und die an die Zeiten des Ruhmes und des Wohlstandes zurückdachten, wovon nur noch die Erinnerung übrig blieb. Die zweite Division traf mit der Artillerie und dem Gepäck ein. Tausende von Individuen, die durch die Vernichtung des Handels und die Auflösung der Regierung zu Grunde gerichtet waren, irreten voller Unruhe umher und bildeten auf den Marktplätzen und in den Straßen Gruppen, die von Patrouillen aus einander gejagt wurden, die die Stadt in allen Richtungen durchzogen, um zu verhindern, daß die Gährung der Menge zum Ausbruch komme. Die Priester gingen von Haus zu Haus, um die Einwohner aufzufordern, daß sie die Offiziere bei sich aufnähmen und für die Soldaten Matratzen und Decken lieferten. Inmitten dieses Getümmels erhob sich ein so heftiger Sturm, daß der Wind, gleich einem Erdbeben, alle Häuser erschütterte; die erschreckten Einwohner flüchteten sich aufs Feld; die Fenster und Dächer der meisten Häuser wurden fortgerissen; am meisten litt das Arsenal und das Schatzgebäude, und die Meereswellen machten den Tajo um mehr als 12 Fuß steigen.

Der größte Theil der französischen Truppen zog schweigend bei Nacht und ohne die Trommeln zu rühren in Lissabon ein. Vom 3. December an waren 11,000 Mann in die verschiedenen Stadtviertel einquartirt worden. Die heimliche Weise, in welcher sie eingezogen waren, hatte etwas Düsteres und Drohendes, und schien eine Vorbedeutung der traurigen Begebenheiten zu seyn, die folgen sollten.

Ueber die Feldzüge der brittischen Armee zu Washington und New-Orleans, unter den Generalen Roß, Pakenham und Lambert, in den Jahren 1814 und 1815; nebst einigen Berichten über die bei dieser Gelegenheit besuchten Länder.

Vom Verfasser des „Subaltern." *)

Dieses kleine Werk enthält einen populairen Bericht eines brittischen Offiziers über die, durch die brittischen Truppen in Amerika, während der Jahre 1814 und 1815, (als der Frieden in Europa durch den Sturz Bonaparte's hergestellt war und als die Minister Großbritanniens sich entschlossen, zu Wasser und zu Lande den einzigen ihnen noch gebliebenen Feind auf der andern Seite des atlantischen Meeres anzugreifen,) ausgeführten militairischen Operationen. Man beabsichtigte hiebei vorläufig keine ernstliche Invasion in Amerika, sondern wollte blos längs seiner Küsten hin Unruhe verbreiten; und durch Verwüstung abgesonderter Plätze und Bedrohung mehrerer Punkte ihres Territoriums, den Amerikanern allen erdenklichen Schaden thun und höchstmöglichen Kostenaufwand verursachen. In dieser Absicht wurde eine ansehnliche Kriegsmacht abgesendet, bei welcher der Verfasser des vor uns liegenden Werkes angestellt war; und derselbe hat in der That einen höchst lebendigen und interessanten Bericht über die Operationen, die von dieser Kriegsmacht ausgeführt wurden, abgestattet. Er scheint ein scharfsinniger und aufmerksamer Beobachter zu seyn und beschreibt die Scenen und Gefühle aus dem Leben eines Kriegers mit besonderer Klarheit und Kraft. Es sind die, in seine Erzählung verwebten Züge individuellen Gefühls, die ihr in der That ein hauptsächliches Interesse geben und sie von einem bloßen professionsmäßig abgefaßten Bericht über militairische Operationen unterscheiden. Der Krieg versetzt, seiner wahren Natur nach, die bei ihm Interessirten in Lagen, die außerordentliche Theil-

*) A Narrative of the Campaigns of the British Army at Washington and New-Orleans, under Generals Ross, Pakenham and Lambert, in the years 1814 and 1815; with some Account of the Countries Visited. By the Author of „the Subaltern." London John Murray, Albemarle-Street. 1826.

hme erregen müssen; seine Beschwerden, Gefahren, Schicksalswechsel ugen die stärkste Aufregung hervor; und solche characteristische Skizzen s seinen an Begebenheiten reichen Scenen, die dem Manne des Frie- is einen Blick in die innere Oekonomie und die Sitten in einem Feld- er darbieten, sind bei weitem angenehmer als ein trockner, wissen- aftlicher Bericht über die Plane, Bewegungen und Resultate. In diesem tracht, dünkt uns, hat gegenwärtiges Werk beträchtliche Verdienste. nzufügen müssen wir indessen, daß der Verfasser eine große Abnei- ng gegen die Amerikaner und Mißfallen an denselben zu haben scheint, gelegentlich in kleinen Anekdoten von ihren Vorurtheilen oder illibe- en Art sich zu benehmen ausbrechen. Er zeichnet sie fast allgemein merkwürdig wegen ihrer niedrigen Verschlagenheit und Hinterlist, d erzählt, zum Beweise für diese Beschuldigung, sehr bald eine Ge- ichte von zwei Amerikanern, die, nachdem sie die Waffen zur Ver- idigung ihres Vaterlandes ergriffen, umzingelt und zu Gefange- gemacht worden, sich bestrebten, durch falsche Vorspiegelungen, die länder zu betrügen und ihre Freilassung zu bewirken. So gilt ihm e gewandte, wenn gleich nicht von gutem Erfolge gekrönte ruse de erre, die, wenn sie von einem brittischen Soldaten wäre angewendet rden, höchst wahrscheinlich von ihm als ein Meisterstück von Kalt- tigkeit und Geistesgegenwart würde empfohlen worden seyn, bei Amerikanern für von niedriger Hinterlist zeigend; und so ge- eht es, daß nationelle Vorurtheile, gegründet auf so unbedeu- de Dinge, allgemeine Beschuldigungen gegen ein ganzes Volk her- rbringen. Augenehm ist es uns indessen, versichern zu können, daß se Antipathie auf seine Erzählung von den militairischen Operationen nen Einfluß gehabt zu haben scheint, die in der That durchgehends rch einen Ton von großer Ruhe, Unparteilichkeit und Rechtlichkeit sgezeichnet ist.

Es war zu Ende des Krieges auf der Halbinsel als unser Ver- ser mit seinem Regimente neuen Gefahren in Amerika entgegen zu en abgesendet wurde. Die Truppen schifften sich unter dem Ober- ehl des Generals Roß von der Garonne aus ein; und im Laufe er Reise nach Chesapeake, woselbst sie gegen Ende Augusts eintrafen, gen noch mehrere Verstärkungen zu ihnen, wodurch ihre Anzahl bis ischen 4000 und 5000 waffenfähige Mann vermehrt wurde. Diese ne Armee, einzig furchtbar wegen ihres Muthes und ihrer Disciplin, te sich nun, so war die Absicht, an der amerikanischen Küste zu offen- n Operationen ausschiffen. Demzufolge wurden die Truppen am an den Ufern des Patuxent, bis zur Anzahl von circa 4,500 Mann, Seeleute mit inbegriffen, ans Land gesetzt. Nach einem Marsch i drei oder vier Tagen längs den Gestaden dieses Flusses, und nach- n sie durch die Städte Nottingham und Marlborough gekommen, die zlich verlassen worden waren, bekamen sie die feindliche Armee zu sicht, die auf der Höhe eines Hügels eine feste und beherrschende ellung eingenommen, indem sie in ihrer Fronte die kleine Stadt adensburg und einen Arm des Potomac hatte, über welchen eine ücke führte, und auf dessen rechtem Ufer, zunächst der amerikanischen mee, sich ein breiter Streifen von Lerchenbäumen und Weiden hinzog, mit Scharfschützen angefüllt war. Die amerikanische Armee, die fast pelt so stark an Zahl angegeben wird, war in drei Linien aufgestellt, die zwanzig Artilleriestücken beschützt wurden. Zwei schwere Feldstücke errschten die Brücke, über die ihr Feind vorrücken mußte, und vier ere, zwei auf jeder Seite des Weges, bestrichen theils diese Richtung theils den ganzen Abhang herab, bis in die Straßen von Bladens- g. Die Britten rückten ohne Zaudern gegen die furchtbare Stellung Amerikaner vor, und nahmen dieselbe, obgleich mit dem Verlust nicht weniger als 500 Mann.

Wenn wir berücksichtigen, daß in dieser Action unerfahrene Neugeworbene fast lauter Veteranen entgegenstanden, so konnte vernünftiger Weise kein anderes Resultat derselben erwartet werden. Die Amerikaner nahmen eine beherrschende Stellung an. Sie vermieden klüglich den Angriff in geschlossenen Gliedern der disciplinirten Truppen, denen sie gegenüber standen und der für sie unheilbringend würde gewesen seyn. Die Veteranen, auf der andern Seite, wünschten sehr einen geschlossenen Angriff, und so ward denn demzufolge die Schlacht dahin entschieden, daß die Amerikaner auf allen Punkten vor ihrem vorrückenden Feinde zurückwichen. Die Lage der Britten indessen war nicht frei von Gefahr. Sie waren die geringere Zahl und bei dem Angriff fürchterlich ausgesetzt. Auf der Brücke, die nothwendig von den vorrückenden Truppen angefüllt war, wurde durch die erste Entladung der amerikanischen Batterien eine ganze Compagnie niedergestreckt. Die folgenden Ladungen wurden glücklicherweise mit weniger Präcision gegeben, sonst würde der Verlust noch weit beträchtlicher und der Ausgang zweifelhafter gewesen seyn. Vornämlich unheilbringend war die Büchse, diese furchtbare Waffengattung. Die Truppen wurden von dem Feuer der in dem Gehölze stationirten Scharfschützen aufs höchste beunruhigt und die Britten mußten in Wahrheit über ihre getödteten und sterbenden Kameraden sich ihren Weg über die Brücke bahnen. Ebenso wurde der Rückzug des Feindes unter einem mörderischen Feuer einer Menge von Scharfschützen ausgeführt, wodurch eine bedeutende Anzahl sowohl Offiziere als Gemeine ihr Leben verloren. Der Verfasser betrachtet es als einen Hauptfehler, daß, anstatt an dem Flusse nach einer Furth zu suchen, wo die Truppen ihren Uebergang möchten haben bewerkstelligen können, diese Angesichts einer mächtigen Batterie und wider das eigentliche Centrum der Stellung des Feindes in das Treffen geführt wurden.

Die Einnahme von Washington war die Frucht dieses Sieges. Wir finden in dem Werk ausführliche Details über die Zerstörung, die auf sie folgte, und von der Unruhe und Verwirrung, die unter den Einwohnern herrschte. Diese Scenen sind im Allgemeinen gut und kräftig beschrieben. Die elenden Scherze indessen, und Erzählungen vom Hörensagen, über den Präsidenten Maddison, die sich fast alle um seinen Mangel an Muth drehen, hätte der Verf. sich wohl ersparen können. Bei der Rückkehr, um sich wieder einzuschiffen, passirte die Armee das letzte Schlachtfeld wieder, das noch mit den Erschlagenen bedeckt war. Dieses Schauspiel giebt, den militairischen Gefühlen unsers Verfassers zum Trotz, ihm Gelegenheit zu folgenden ernsthaften Betrachtungen.

„Um diese Zeit erreichten wir den Ort, wo Tags vorher die Schlacht war gefochten worden; der Mond ging auf und bot ein keineswegs ermunterndes Schauspiel dar. Die Todten waren noch unbegraben, und lagen in jeglicher Richtung völlig nackend umher. Selbst ihrer Hemden waren sie beraubt worden, und da sie in diesem Zustande dem heftigen Regen am Morgen des Tages ausgesetzt gewesen, schienen sie auf den höchsten Grad einer unnatürlichen Weiße abgebleicht zu seyn. Die Hitze und der Regen zusammengenommen, hatten eben so in verschiedener Art auf die Leichname eingewirkt und der Gestank, der sich durch die Nachtluft von ihnen aus verbreitete, war in Wahrheit schrecklich."

„Es liegt in solchen Scenen, wie diese, etwas außerordentlich Demüthigendes und den Gefühlen der menschlichen Natur Widerstrebendes. Während des Kampfes in einer Schlacht ist es nichts, hunderte von Menschen an unsrer Seite fallen zu sehen. Man mag vielleicht für einen Augenblick nach ihnen hinblicken, aber man thut das fast ohne selbst sich dessen bewußt oder aufmerksam darauf zu seyn, so völlig sind alle Gedanken von der Aufregung des Augenblicks und dem Lärm und

Geschrei der Kameraden eingenommen und beschäftigt. Aber wenn man in einer Stunde der Ruhe wiederkehrt und die Todten, beraubt, wie sie es im Allgemeinen sind, dahingestreckt sieht, dann kann man sich des Gedankens wohl nicht erwehren, wie wenig daran gefehlt haben möge, daß man nicht selbst der ekelerregende Gegenstand ward, auf den man nun mit Schaudern blickt. Ich für meine Person gestehe, daß diese Betrachtungen sich bei gegenwärtiger Gelegenheit in meinem Geiste erhoben; und wenn irgend Jemand behaupten sollte, daß in einer ähnlichen Lage dies bei ihm nicht der Fall seyn würde, so möchte ich ihm deshalb nicht einen höhern Grad von Muth zuschreiben, wohl aber vielleicht geneigt seyn, ihn wegen seines Mangels an den allgemeinen Gefühlen eines vernünftigen Wesens zu verachten."

Der Ort, den man nun zunächst anzugreifen beabsichtigte, war Baltimore; es wurde deshalb beschlossen, ungefähr 14 bis 15 Meilen (englische) von demselben abermals die Truppen ans Land zu setzen. Die Einwohner werden als in einem Zustande allgemeiner Bestürzung beschrieben, während sie die Bewegungen der Flottille bewachten. In der Nacht vor der Landung schliefen die Truppen in ihren Kleidern, um bereit zu seyn, in jedem Augenblick dem Aufrufe Folge leisten zu können. Die Aufregung des Geistes in einer solchen Lage, ist in folgenden Worten sehr treu und schön geschildert:

„Es war in diesem Zustande der Vorbereitung etwas zugleich Feierliches und Aufregendes. Daß wir in den Besitz eines so wichtigen Platzes, wie Baltimore, ohne Gefecht gelangen sollten, war nicht zu erwarten; und es schien dieserhalb dieses Waffnen und geschäftige Lärmen in der That ein Vorspiel einer Schlacht zu seyn. Kein Mensch aber, selbst von geringster Ueberlegung, kann an den Fall eines plötzlichen und gewaltsamen Todes denken, ohne dabei ganz von denen, unter irgend andern Umständen vorkommenden, verschiedene Gefühle zu haben. Wenn erst die Schlacht wirklich begonnen hat, dann, mag ich mit Wahrheit sagen, sind die Gefühle derer, die daran Theil nehmen, ergötzend; denn sie sind, in der That, eben so viele Spieler, die um den höchsten Einsatz, der nur geboten werden kann, spielen. Aber der Lärm und das Getümmel der Voranstalten, und dann wieder die Ruhe und Stille der Erwartung, sind Dinge, die einen Mann zum Nachdenken zwingen. Von der andern Seite dagegen, das kriegerische Ansehen von jeglichem Dinge außerhalb und um einen Jeden, die sorglosen Gesichter und rohen Scherze der Kameraden und bisweilen die von einem selbst ausgehenden, welches letztere ich mit nichts treffender zu vergleichen weiß, als mit der Lustigkeit, die Verbrecher, wie man sagt, bisweilen hart vor ihrer Hinrichtung empfinden und ausdrücken sollen; alles dies zusammengenommen erregt eine falsche, ich möchte fast sagen eine, wegen ihres Ueberschwangs, peinliche Lustigkeit. Es ist dies eine Aufregung der Nerven, wie sie wohl Wahnsinnige empfinden mögen, von der befreit zu seyn man zu wünschen geneigt ist, obgleich man ungern zugeben wird, daß sie unangenehm wäre."

Gegen sieben Uhr des Morgens wurden die englischen Truppen, die sich auf 5000 Mann, mit Einschluß von 1000 Seeleuten, beliefen, glücklich ans Land gesetzt; und nachdem sie in einem Scharmützel mit den feindlichen Scharfschützen verwickelt worden, bei welchem der Commandeur, General Roß, sein Leben verlor, befanden sie sich bald einer beträchtlichen ungefähr 6000 bis 7000 Mann starken Kriegsmacht gegenüber, die mit einiger Erfahrenheit und Kunde aufgestellt war und eine feste Position inne hatte, die von beiden Seiten durch Waldungen gedeckt wurde und in deren Fronte sich ein freier Raum für das Artilleriefeuer befand. Nach einiger in einer entfernteren Kanonade verschwendeten Zeit rückten die brittischen Truppen zu einem geschlossenen Kampfe auf die kaltblütigste und regelgerechteste Weise vorwärts, und zwar unter einer furchtbaren Entladung der gesammten feindlichen Artillerie von Kartätschen und Kettenkugeln, alten Schlössern, Stücken von zerbrochenen Musketen, kurz von allen nur möglichen Dingen, mit denen sie ihre Kanonen hatten laden können. Trotz dem drangen sie immer weiter vor, bis nur noch ein Raum von einzig 20 Yards die feindlichen Armeen trennte, wo dann endlich die Amerikaner zurückwichen; und so finden wir, daß auch diese Schlacht, so wie die letztvorgefallene, einen treffenden Beweis von dem Unterschiede zwischen Veteranen und frischausgehobenen Truppen giebt. Der Verfasser schließt seinen Bericht über die Action mit mehreren Anekdoten zu Gunsten des englischen und zum Nachtheil des amerikanischen Characters. Sein stehender Vorwurf gegen die Amerikaner ist der der Zweizüngigkeit und Hinterlist; jedoch scheint die vornämlichste und Hauptursache seines Aergernisses an ihnen zu seyn, daß sie, zum Behuf ihre Feinde zu hintergehen und zu täuschen, ihre Zuflucht zu mehreren gewöhnlichen Kriegslisten nahmen.

Die nun folgenden Operationen der brittischen Armee in dieser Gegend mögen hier kurz angeführt werden. Beim Vorrücken auf Baltimore bekamen sie die amerikanische, aus 20,000 Mann bestehende, sehr fest auf einem Bergrücken verschanzte und mit zahlreicher Artillerie versehene Haupt-Armee zu Gesicht. Da man es nicht für klug noch gerathen hielt, diese Position anzugreifen, wurde die Armee befehligt sich zurückzuziehen und kam, nachdem sie glücklich wieder eingeschifft worden, zu Port Royal auf Jamaica Anfang Novembers an.

(Der Beschluß folgt.)

Miscelle.

Es ist allgemein bekannt, daß der König von England den Titel defensor fidei (Vertheidiger des [wahren] Glaubens) führt, weniger aber wohl der Ursprung dieses Ehrentitels; deshalb hier Folgendes über diesen Gegenstand: Unser Reformator Luther nämlich hielt anfangs dafür, es gebe nicht sieben, sondern nur drei Sakramente: das der Taufe, Beichte und des Abendmahls. Dagegen erschien um das Jahr 1514 eine Schrift, de septem sacramentis (von den sieben Sakramenten) betitelt, welche angeblich den König Heinrich VIII. von England zum Verfasser hatte. Dafür ernannte der damalige Papst ihn zum defensor fidei und seit der Zeit ist dieser Ehrentitel den Königen von England geblieben. Schwerlich aber würde diesem die Ehre widerfahren seyn, wenn der Papst gewußt hätte, daß Heinrich sich der Abhängigkeit von Rom entziehen würde sobald der Papst nicht in die von ihm geforderte Scheidung von seiner Gemahlin Catharina von Arragonien und in seine Verbindung mit Anna Boleyn im Jahre 1552 willigte.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

80 SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 198 Hamburg, Sonnabend den 30. Juni 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Ueber die Feldzüge der brittischen Armee zu Washington und New-Orleans, unter den Generalen Roß, Pakenham und Lambert, in den Jahren 1814 und 1815; nebst einigen Berichten über die bei dieser Gelegenheit besuchten Länder.

Vom Verfasser des „Subaltern."

(Beschluß.)

Da die brittischen Minister entschlossen waren, beim Kriegführen auf amerikanischem Territorio zu verharren, wurde eine neue und furchtbarere Macht wider New-Orleans, die Hauptstadt von Louisiana ausgerüstet. Diese Expedition nun, sowohl in Betracht der natürlichen Schwierigkeiten dieses Unternehmens, der exemplarischen Geduld und Tapferkeit der Truppen unter den harten Prüfungen, denen sie ausgesetzt waren; des Talentes und der sinnigen Sagacität, mit denen stets Hülfsquellen aufgefunden wurden, jeglicher neuen Schwierigkeit zu begegnen, als auch endlich der vollkommenen Kunde und Klugheit, mit welchen die zum See- und Landkrieg nöthigen Mittel combinirt waren, bietet reichen Stoff zu interessanter Beschreibung sowohl als für Studium und Nachdenken dar. Die Stadt New-Orleans liegt, wie ohne Zweifel unsern Lesern bekannt seyn wird, am östlichen Ufer des Mississipi, ungefähr 100 Meilen (engl.) von dessen Mündung, in einem, periodisch von diesem ungezähmten Strome und den sich in diesen ergießenden Flüssen überschwemmten Landstriche. In dieser Strecke flachen Landes, die bei New-Orleans, 80 Meilen breit ist, bilden die übergeströmten Gewässer unzählige Flüßchen, Canäle, Seen und Sümpfe, was jede Communication, ausgenommen zu Wasser, unmöglich macht. Die Canäle und Flüßchen indessen sind von schmalen Strichen fruchtbaren Landes, von ein bis zwei Meilen Breite eingefaßt, die über den niedrigeren Grund der Ueberschwemmung emporragen, und auf einem von diesen ist die Stadt New-Orleans erbaut, im Westen den Fluß habend, während im Osten der Strich erhöheten Landes sechs bis acht Meilen weit von einem unzugänglichen Sumpfe oder Moraste, und weiterhin von dem seichten, von zwölf zu sechs Fuß tiefen See Pontchartrain begränzt wird, welcher letztere wieder durch den See Borgne mit dem Meere in Verbindung steht. Bei solcher Beschaffenheit der Lage und des Terrains, erforderten die Vertheidigungsmittel der Stadt nur wenig Nachdenken. Auf dem Flusse kann man derselben, wegen des reißenden Stromes und seines sich windenden Laufes nicht nahen, und überdem ist die Schifffahrt auf demselben noch von zwei unüberwindlichen, inmitten des Sumpfes erbauten Forts vertheidigt. Eine feindliche Armee kann dieserhalb einzig vom See aus landen, da aber dessen Ufer ein fortgesetzter Sumpf sind, der schwerlich Infanterie tragen würde, geschweige denn Artillerie, so sind es einzig zwei Puncte oder Buchten, die von St. Johns und Catiline, an denen eine Landung bewerkstelligt werden kann. — Allein die Angreifenden landen bloß um auf neue Schwierigkeiten zu stoßen. Das Land, an welchem sie ankommen, ist eine öde Niederung, ohne die geringste Abwechselung von Holz oder sonstiger Unterbrechung der Fläche, wodurch ihre Bewegungen verdeckt oder geschützt werden könnten. Es ist von einer zu drei Meilen (engl.) breit, und mag, in dem Verlaufe von zwei oder drei Tagen mit Verschanzungen bedeckt werden können; die, auf der rechten Seite vom Flusse und auf der linken vom Moraste gedeckt, einzig durch einen Angriff in der Fronte zu nehmen seyn würden; während den Angreifern von einer scharfen und tödlichen Kanonade von bewaffneten Fahrzeugen auf dem Flusse, oder von Batterieen auf dem entgegengesetzten Ufer hart zugesetzt werden möchte.

Von allen diesen Gefahren hatten die Führer der gegenwärtigen Expedition, Herr A. Cochrane und General Keane vollständige Kunde; allein, auf das Geheimniß bauend, das über ihre Operationen obwaltete, beschlossen sie eine Landung an den Ufern des See's zu bewerkstelligen und gegen New-Orleans vorzurücken, bevor irgend Vorbereitungen zu seiner Vertheidigung gemacht werden könnten. Bei Ausführung ihrer Plane stießen sie aber auf unglaubliche Schwierigkeiten. 1) Sie hatten, um freie Schifffahrt auf dem See zu gewinnen, zuvor eine verzweifelte Schlacht mit einer amerikanischen Flotille zu kämpfen, die zur Vertheidigung des See's ausgesendet worden, und die von 30 brittischen Booten angegriffen und genommen ward. 2) Sie mußten alle ihre Truppen in offenen Booten nach einem kleinen wüsten, in einer Entfernung von ungefähr 30 Meilen liegenden Eiland, Pine-Island genannt, überführen, woselbst diese ohne Nahrungsmittel, Feuerung oder einen Schutz irgend einer Art, während des Tages einem starken Regen und während der Nacht einem kalten Froste ausgesetzt waren. Von dieser Insel aus, auf der am 21. Januar die ganze englische Armee versammelt war, hatten sie nun nach dem amerikanischen Ufer noch einen Raum von 80 Meilen in offenen Booten zu durchkreuzen, um endlich dann in der Bucht oder Bay von Catiline zu landen. Da sie aus Mangel an Booten nicht im Stande waren, mehr als den dritten Theil der Truppen auf einmal überzusetzen, so mußten sie in Divisionen landen und waren auf diese Weise Einzelangriffen ausgesetzt. Die erste aus 1600 Mann bestehende Division bewerkstelligte indessen, trotz aller dieser Schwierigkeiten, glücklich eine Landung, indem sie die amerikanischen Wachen im festen Schlafe überrumpelte und gefangen nahm.

Zuerst wurde beschlossen verborgen zu bleiben bis die andern Divisionen ihrer Macht mit dieser ersten vereint seyn würden. Allein der General, durch die Berichte einiger Ausreißer getäuscht, die das Volk als günstig für die Britten gestimmt schilderten und sagten, daß diese

sich nur würden sehen lassen dürfen, um der Unterwerfung gewiß zu seyn, rückte in das offene Land vor, und befahl, nachdem man den Hauptweg, der gerade fort nach New-Orleans führt, erreicht hatte, den Truppen gegen Mittag nahe am Mississipi ihr Lager aufzuschlagen. Da sich kein Feind in der Nähe zeigte, begannen diese Feuer anzuzünden und es sich bequem zu machen. Sich über die Gegend hin verbreitend, drangen sie in jegliches ihnen aufstoßende Gebäude, und brachten daher Schinken, Geflügel und Weine verschiedener Gattung mit, die dann zu gleichen Theilen vertheilt wurden und wobei es sich alle wohl ergehen ließen. Es war nun gegen drei Uhr des Nachmittags, und alles ruhig. Die Truppen, die ihre Mahlzeit beendigt, lagen neben den Feuern dahingestreckt oder erfrischten sich durch Baden im Flusse; und mit Ausnahme eines unbedeutenden Allarms, der bald wieder gestillt war, trug jegliches Ding das Ansehen vollkommener Ruhe, und bot dem ermatteten Krieger endlich die Aussicht auf die Rast einer Nacht dar. Allein diese trügerische Stille war von kurzer Dauer. Die Amerikaner bewachten jegliche Bewegung der Truppen der Invasion; sie waren vollkommen von ihrer Stärke, Lage und Stellung unterrichtet; und bereiteten sich zu einem verzweifelten Angriffe auf ihre getheilte Macht, sowohl zu Lande als zu Wasser. Der Tag ging in scheinbarer Ruhe und Sicherheit zu Ende; aber die Nacht war zu den traurigsten und blutigsten Scenen bestimmt. Der erste Angriff auf die Britten geschah von Seiten eines amerikanischen Schooners, der seine Stellung, gerade ihrem Lager gegenüber, auf dem Mississipi einnahm. Wir haben, in dem Werke vor uns, eine höchst interessante Beschreibung dieses furchtbaren und unerwarteten Angriffs.

„Auf diese Weise ging der Tag ohne weiter einen Allarm hin; und da es finster geworden, loderten die Feuer heller auf, unser Nachtmahl wurde eingenommen, und wir bereiteten uns zum Schlafen. Allein ungefähr halb sieben wurde die Aufmerksamkeit verschiedener Personen von einem großen Schiff erregt, das sich den Fluß herauf stehlen zu wollen schien, bis es unsrem Lager gegenüber ankam, wo seine Anker ausgeworfen und seine Segel allmählig eingezogen wurden. Anfangs waren wir zweifelhaft ob es nicht einer von unsern eignen Kreuzern seyn möchte, der unbemerkt in den Hafen eingelaufen und gekommen wäre uns bei unsern zukünftigen Operationen Beistand zu leisten. Um diesen Zweifel zu heben, wurde das Schiff wiederholentlich angerufen, es erfolgte jedoch von ihm aus keine Antwort; während dem verbreitete sich der Allarm durch das Bivouac und jeder Gedanke an Schlaf wurde aufgegeben. Mehrere Musketenschüsse wurden nun auf dasselbe abgefeuert um eine Antwort zu erzwingen, wovon jedoch vom Schiffe aus keine Notiz genommen ward; bis denn, als endlich alle Segel desselben befestigt und seine Seite uns zugewendet worden, wir ganz deutlich in einem commandirenden Ton den Ausruf vernehmen konnten: „Gebt ihnen dies zur Ehre Amerika's!“ Den Worten folgten unverzüglich die Blitze aus den Kanonen des feindlichen Schooners, und ein tödlicher Granatenregen streckte eine Menge der unsrigen zu Boden.“

Diesem furchtbaren Feuer hatten die Britten, denen es an jeglicher Art von Artilleriestücken fehlte, nichts entgegenzusetzen; sie waren deshalb genöthigt, Schutz vor dem Ungewitter des eisernen Hagels, der dicht rings um sie her niederschlug, unter dem Deiche oder Damme des Mississipi zu suchen. Hier blieben sie in qualvollem Stillschweigen, lauschend dem Geklirr der Granatenschüsse, unter ihren Hütten, und den Wehklagen und Seufzern derer, die verwundet neben ihnen lagen. Aber auch dieses elenden Schutzes sich lange zu erfreuen, ward ihnen nicht verstattet. Die Nacht war nun pechfinster; die Wachtfeuer, durch die feindlichen Kugeln umhergestört, begannen roth und matt zu brennen, und, ausgenommen wenn die Blitze beim Abschießen der Kanonen eine augenblickliche Helle verbreiteten, konnte man in der Entfernung von einer Yard durchaus keinen Gegenstand unterscheiden. In diesem hülflosen Zustande waren die Britten wohl über eine Stunde lang geblieben, als in ihrer Fronte mehrfach einzelne, hart auf einander folgende Musketenschüsse vernommen wurden. Es war anfangs zweifelhaft, von wem sie herrühren möchten; allein nur allzu bald verschwand jeder Zweifel hierüber. „Nachdem die einzelnen Schüsse,“ so erzählt uns der Verfasser, „wenige Augenblicke aufgehört hatten, folgte ihnen plötzlich ein furchtbares Geschrei, und auf allen Seiten ward der Himmel von einem halbkreisförmigen Musketenfeuer erleuchtet.“ Es war nun klar, daß die Britten von einer ihnen überlegenen Macht umzingelt waren, und daß sie sich entweder ergeben oder den Feind schlagen mußten. Demzufolge erhob sich nun ein mörderischer Kampf, in welchem, wegen der Finsterniß und Unordnung, es kaum möglich war, den Freund von dem Feind zu unterscheiden. Alle Ordnung und Disciplin ward aufgegeben; und jeder Offizier, der im Stande war, zwanzig oder dreißig Mann um sich zu sammeln, stürzte sich mit diesen mitten unter die Feinde, wo dann „die Schlacht geschlagen wurde,“ so fährt der Verfasser fort, „Hand gegen Hand, Bayonnet gegen Bayonnet, und Schwert gegen Schwert, mit all der Wuth und dem Ingrimm einer von Homer's Schlachten.“ Am Ende wurden die Amerikaner, nach einem langen und hartnäckigen Kampfe, der den Siegern an 500 Mann kostete, unter welchen viele von den tapfersten Soldaten und bravsten Offizieren waren, zurückgeschlagen.

Sobald die Nacht dem dämmernden Morgen wich, waren die ermatteten Krieger abermals genöthigt, hinter dem Deiche des Flusses Schutz vor dem Feuer des auf dem Strome liegenden Schiffes zu suchen. Jetzt, während sie, von Strapazen und Kampf ermüdet, einige Stunden da liegen blieben, schaudernd von der kalten Luft des frostigen Morgens stahl sich unser Verfasser mit zwei oder drei Mann hinweg, um den Körper eines Freundes, der unter den Erschlagenen war, aufzusuchen und zu begraben. Das Schlachtfeld, über welches er zu diesem Ende wandelte, bot allenthalben das betrübendste Schauspiel dar. Freunde und Feinde lagen da in Gruppen von vier oder sechs zusammen; sie hatten ihre tödtlichen Wunden vom Bayonnet oder Säbel erhalten; ja, in vielen Fällen, sah man, daß sie unter schweren Schlägen mit den Kolben der Musketen verschieden waren. Sie waren nicht allein von furchtbaren Wunden entstellt, sondern ihre Züge hatten auch zugleich den wildesten und grauenhaftesten Ausdruck. So geschlossen war der Kampf gewesen, daß an einigen Stellen ein englischer und ein amerikanischer Soldat von ihm gesehen wurden, die sich gegenseitig mit ihren Bayonnetten durchbohrt hatten und so niedergestürzt waren. Nachdem er den Gegenstand, dem er nachgeforscht, gefunden, giebt er uns folgenden rührenden Bericht von den Obsequien dieses unglücklichen Kriegers. Inmitten der Schrecken des Krieges ist es erfreuend, solche dem Leser wieder entschädigende Züge von zärtlicher Sorgfalt und Humanität zu finden.

„Nachdem ich geraume Zeit vergeblich gesucht, entdeckte ich endlich meinen Freund, der hinter einem Bündel Rohr, woselbst wir uns, während der Action, getrennt hatten, lag, und von einer so merkwürdig kleinen Büchsenkugel, daß sie kaum eine Spur ihres Eindringen zurückgelassen hatte, durch die Schläfe geschossen war. Ich weiß sehr wohl, daß dies hier kein passender Platz seyn mag, anzuführen, was ich damals bei diesem Anblick fühlte und empfand, aber er war mein Freund, und solch ein Freund als wenig Menschen zu besitzen glücklich genug sind. Wir hatten jahrelang uns gekannt und einander geliebt; unser gegenseitige Achtung war durch eine lange Theilnahme an denselben Schicksalen und Gefahren befestigt worden; und es kann daher niemand

den Wunder nehmen, wenn ich selbst hier seinem Werthe und unsrer Freundschaft den Tribut zolle, den, wie wenig es auch immer jetzt nützen mag, beide verdienen."

„Während ich nach ihm suchend umherschaute, hatte ich mir geschmeichelt, daß ich im Stande seyn würde, seinen Verlust mit einiger philosophischen Ruhe zu ertragen, aber als ich ihn so blaß und blutig vor mir niedergestreckt erblickte, war alle meine Fassung verschwunden. Ich warf mich neben ihm zu Boden nieder und weinte wie ein Kind. Hier war aber nicht die Zeit zur Duldung nutzloser Wehklagens. Gleich dem königlichen Barden wußte ich, daß ich zu ihm gehen sollte, er aber nicht zu mir wiederkehren konnte, und wußte nicht zu sagen, ob eine Stunde vergehen würde, bevor ich nicht auch nach Jenseits abgerufen werden dürfte. Nachdem ich dieserhalb ihn auf einen Karren gehoben, und ihn herabgeführt hatte nach dem Hause, wo unser Hauptquartier war, und das jetzt in ein Hospital umgewandelt worden, grub ich ihm ein Grab in dem Boden des Gartens und legte ihn dahinein, wie ein Krieger gelegt werden muß, angethan nicht mit einem Todtenhemde, sondern in seiner Uniform. Selbst die Gemeinen, die ich mit mir genommen, diesem Begräbniß beizuwohnen und mir dabei hülfreiche Hand zu leisten, vermischten ihre Thränen mit den meinigen, und nicht viele sind so glücklich, herzlicher und aufrichtiger betrauert zur mütterlichen Erde zurückzukehren."

Bei seiner Rückkehr nach Erfüllung dieser traurigen Pflicht besuchte unser Verfasser das Hospital und giebt die herzzerreißendste Beschreibung von der Lage der Verwundeten. „Jeglicher Raum in dem Hause," erzählt er, „war mit, in den peinlichsten Todeskämpfen liegenden, verstümmelten Unglücklichen angefüllt. Gebete, Seufzer, Gestöhn, und es schmerzt mich hinzusetzen zu müssen, die furchtbarsten Ausrufe und Flüche trafen mein Ohr, wohin ich mich auch wendete. Einige lagen ausgestreckt auf Stroh, mit halb geschlossenen Augen und starren Gliedern; — andere bemühten sich, vor Schmerz schreiend, sich aufzurichten, während die rollenden Augen und unzusammenhängenden Reden von noch andern anzeigten, daß ihr Verstand entflohen, und der Tod sich nahe." Wir wollen das Mitleid unsrer Leser nicht noch mehr durch weiteres Eingehen in diese Details erregen; allein sie sind in der That nicht ohne Nutzen, indem sie dazu dienen mögen, dem Krieg seinen falschen Ruhm zu nehmen und ein getreues Gemälde von seinen Wirkungen darzubieten.

Die Britten fanden nun, daß sie auf das gröblichste von Ausreißern und Spionen waren hintergangen worden; daß, statt einer freundlichen Aufnahme sie den kräftigsten Widerstand und die entschiedenste Feindseligkeit gefunden; und daß, weit entfernt von einer unbedeutenden Affaire, bei der, wie man ihnen eingeredet hatte, sie eher ihre Taschen füllen als ihren Ruhm vermehren könnten, sie im Gegentheil allenthalben von Schwierigkeiten und Gefahren umgeben waren. Unter diesen Umständen wurde ihr hinsinkender Muth durch die Ankunft des Sir Edward Pakenham, der das Oberkommando zu übernehmen kam, und des Generals Gibbs neubelebt und sie empfingen ihre Offiziere mit aufrichtiger Freude. Da es gerade der erste Weihnachtstag war, thaten eine Anzahl von Offizieren ihren geringen Vorrath von Provisionen zusammen und beschlossen zusammen zu Mittag zu speisen, zum Gedächtniß früherer Zeiten. Es ist etwas außerordentlich charakteristisches und rührendes in dem Bericht über dieses Mittagsmahl tapferer und kühner Krieger, die da lachen, wo Fortuna just scheel auf sie blickt, und einen kurzen Strahl geselligen Vergnügens und der Freude, selbst innerhalb des Bereiches der feindlichen Kanonen, erhaschen. Aber dazu wird der Mann durch die Gebräuche des Krieges gebildet, und so geschieht es, daß eine lange Bekanntschaft mit seinem blutigen Geschäfte stets dem wirklichen Soldaten ein unwiderstehliches Uebergewicht über jede andere Gattung von Truppen giebt.

Nachdem Sir Edward Pakenham vermittelst einer Batterie, die mit glühenden Kugeln feuerte, endlich den Schooner, der so lange Zeit die brittische Position beunruhigt, zerstört, und ein anderes größeres Schiff, das zu seinem Beistande herbeigekommen, zum Rückzug gezwungen hatte, rückte er am 27. mit seiner ganzen Macht in der Absicht den Feind anzugreifen vorwärts. Die Truppen, obgleich sie während der ganzen Nacht durch Angriffe der Scharfschützen waren ermüdet worden und keines festen oder stärkenden Schlafes hatten genießen können, bewegten sich nichts destoweniger frohen Muthes vorwärts, manche Scherze und sorglose Reden unter einander wechselnd. Nach einem Marsche von ungefähr vier bis fünf Meilen, bekamen sie die feindliche Armee zu Gesicht, die eine höchst vortheilhafte Stellung inne hatte, indem ihre Fronte von einem gegen 40 Yards breiten Kanal und durch eine zwar noch nicht völlig fertige, aber doch schon furchtbare Brustwehr vertheidigt wurde. Die Straße ward von einer mächtigen Artillerie beherrscht, während das Schiff, das entkommen war, nebst einer ansehnlichen Flotille von Kanonenböten, die Position auf den Flanken schützte. Es war auf der rechten Flanke wo der Feind zuerst entdeckt wurde. Auf der linken war seine Macht gänzlich durch einige wenige Häuser, die an einer Wendung des Weges erbauet waren verborgen, und erst als die Truppen an diesen vorübergezogen, und die Mündungen der gegen sie gerichteten Kanonen entdeckt hatten, wurden sie die Gefahr inne, in der sie sich befanden. Augenblicklich wurde auf sie von den Batterieen und den Schiffen aus ein tödliches Feuer eröffnet. Kaum eine Kugel verfehlte ihr Ziel, sondern fielen fast alle in die Reihen und verursachten ein schreckliches Gemetzel. Das Geschrei der Verwundeten, das Geknacke der Flinten- und Büchsenschlösser und das plötzliche Niederstürzen derer, die getödtet worden, verursachten Anfangs einige wenige Unordnung. Die brittische Artillerie wurde aufgepflanzt, allein sie wurde von der Ueberlegenheit des feindlichen Geschützes überwältigt, und da die Infanterie von dem Kanal aufgehalten war, dessen Tiefe man nicht kannte, wurde der Angriff für diesen Tag aufgegeben, und man zog sich demgemäß vorläufig zurück.

Die drei nächsten Tage, nämlich den 28., 29. und 30. Dezember, wurden von dem brittischen Befehlshaber in zweifelhaften und besorglichen Deliberationen hingebracht, während der Feind geschäftig war, seine Linien zu befestigen und seine Macht zu vermehren. Endlich wurde beschlossen diese Werke anzugreifen als ob es regelmäßige Fortificationen wären. Starke Batterieen wurden demgemäß in der Nacht ungefähr 300 Yards von den amerikanischen Werken aufgeführt, die, als beim Grauen des Tages ihr Feuer eröffnet ward, für eine Zeit lang Schrecken im feindlichen Lager verbreiteten. Die Truppen wurden jedoch endlich wieder gesammelt, die Ordnung hergestellt, und nun eröffnete die amerikanische Artillerie ein sehr wirksames Feuer; und da eine Anzahl Kanonen von der Flotille an das Land gebracht wurden, überwältigten sie, wie zuvor durch die größere Anzahl ihres Geschützes die brittische Artillerie, und nöthigten die Angreifenden abermals zum Rückzug.

Die Truppen begannen nun zu murren. Sie waren unaufhörlichem Ungemach ausgesetzt. Die feindlichen Kanonen und Mörser spielten Tag und Nacht auf ihr Lager; welches überdem noch einem tödtlichen Feuer von den Batterieen am gegenüberliegenden Ufer ausgesetzt war, so daß, während der letzten zwei Nächte, Niemand ein Auge geschlossen hatte, ausgenommen die, die kaltblütig genug waren, inmitten eines Hagels von Kanonenkugeln zu schlafen. Das Murren der Soldaten geschah nicht etwa deshalb, weil sie dem Dilemma zu entkommen gewünscht hätten; nein, „im Gegentheil," (um uns der ausdrucksvollen Worte unsres Ver-

fassers zu bedienen) „es glich eher dem Knurren eines an der Kette liegenden Hundes, der seinen Gegner erblickt und ihn doch nicht erreichen kann."

Der brittische General war augenscheinlich in einer äußerst schwierigen Lage. Die verschanzte Position des Feindes von vorn anzugreifen, war ein höchst gefahrvolles Unternehmen und dessen Ausgang sehr zweifelhaft. Dennoch schien ihm nichts anderes übrig zu bleiben. Den Sumpf zur rechten und den Fluß zur linken Seite konnte nicht umgewendet werden. Man wird sich erinnern, wie die französische Armee, vor der merkwürdigen Schlacht von Wagram, in einer ganz ähnlichen Situation war und durch welchen bewunderungswürdigen Kunstgriff Bonaparte das Dilemma vermied die österreichische Stellung von Vorn anzugreifen, die durch den Fluß und die furchtbarsten Verschanzungen gedeckt war, die ohne ungeheure Wagniß und einen großen und gewissen Verlust nicht hätten mit Sturm genommen werden können. Indem er nämlich den Feind durch einen falschen Angriff in der Fronte täuschte, ging er in der Nacht, vermittelst zu diesem Ende an einem andern Puncte erbaueten Schiffbrücken über den Fluß, und nöthigte die Oesterreicher, auf diese Weise ihre Stellung umkehrend, unter gleichen Bedingungen zu kämpfen. Allein Sir Edward Pakenham hatte auf dem schmalen Striche Landes, auf den er beschränkt war, nicht so viel Spielraum zum Manoeuvriren. Um indessen so viel als möglich die Nachtheile eines Fronteangriffes zu verringern, ergriff er ein Auskunftsmittel, das eben so kühn als originell war. Er beschloß nämlich queer durch den Landstrich, auf welchem die Armeen gelagert waren, von der Bucht von Catiline nach dem Mississipi einen Kanal zu graben, vermittelst dieses Kanals einen Theil seiner Truppenmacht queer über zu transportiren, um die Batterieen des Feindes auf dem gegenüberliegenden Ufer anzugreifen, diese dann, (wenn sie nämlich genommen wären), gegen dessen Hauptposition auf dem rechten Ufer des Flusses zu wenden, während diese zu gleicher Zeit von der brittischen Hauptmacht angegriffen werden sollte. Es ist hier unnöthig uns mit genauerer Angabe der Umstände aufzuhalten, die das Mißlingen dieses kühnen und wohl überdachten Unternehmens verursachten. Verschiedene Zufälle trugen dazu bei die Ueberfahrt der Truppen über den Fluß zu verzögern und den Angriff auf die feindlichen Batterieen über den dazu anberaumten Zeitpunkt (nämlich zu Tagesanbruch), hinaus aufzuhalten, während der Hauptangriff durch den Mangel von Faschinen, um den Graben damit auszufüllen und von Sturmleitern, um die Brustwehr zu ersteigen, die mit in das Feld zu bringen das 44. Regiment versäumt hatte, vereitelt wurde. Kurz Verzögerungen waren eingetreten und zu gleicher Zeit waren die Angreifenden einem furchtbaren Musketen- und Kanonenfeuer ausgesetzt, welches ganze Compagnieen derselben zu Boden streckte. Sir Edward Pakenham wurde getödtet. Die Generale Gibbs und Keane wurden beide verwundet vom Schlachtfelde getragen, worauf dann alles in Verwirrung und Schrecken gerieth, so daß endlich die Truppen allenthalben in größter Unordnung die Flucht ergriffen.

Nach dieser Action kam man überein, einen zweitägigen Waffenstillstand zur Begrabung der Todten eintreten zu lassen; und Partieen von Soldaten wurden unverzüglich ausgesendet, ihre gefallenen Kameraden aufzusuchen und zu begraben. Unser Verfasser, von Neugierde getrieben, ritt längs dem Schlachtfelde hin, woselbst er innerhalb des schmalen Raumes von ungefähr 500 Yards nahe an 1000 Körper in brittischer Uniform liegen und einen amerikanischen Offizier, kaltblütig eine Cigarre rauchend und die Todten zählend, zwischen denselben umhergehen sah. Gekränkt von diesem erniedrigenden Schauspiele kehrte er vom Schlachtfelde zurück und giebt uns folgende Schilderung von der aufgeregten Gemüthsstimmung der Soldaten:

„— Aber den Wechsel im Ausdruck, der hier auf jeglichem Gesichte zu schauen war, zu beschreiben, dürfte wohl keine Sprache ausreichen. — Zwanzig Stunden früher war Alles voll Munterkeit und Leben; wo man auch immer hinkam, ward man von dem Klange der Freude und des Scherzes ergötzt, während des zu erwartenden Angriffes nicht blos in, die sanguinischsten Hoffnungen bezeichnenden Ausdrücken, sondern mit dem vollkommensten Zutrauen auf ein glückliches Resultat gedacht ward. Jetzt war allenthalben Trauer und Mißvergnügen vorherrschend. Mißmuth wegen fehlgeschlagener Hoffnung, Betrübniß, Indignation und Wuth folgten einander in dem Busen Aller; ja, so gänzlich waren die Truppen von einem Gefühl von Schande überwältigt, daß sie, eine geraume Zeit lang, ihre Trauer zurückhielten, ohne auch nur auf die Ursache derselben zu deuten. Doch war diese Niedergeschlagenheit nicht einzig und allein von dem innern Bewußtseyn befleckter Ehre verursacht; der Verlust der Kameraden war völlig eben so betrübend als der der Ehre; denn von mehr denn 7000 hierseitig in das Feld gestellten Männern, waren nicht weniger als 2000 Mann gefallen. Unter diesen befanden sich zwei Generale, (denn General Gibbs überlebte seine Verwundung nur wenige Stunden), und viele muthige und geschickte Offiziere; überdem war unter den Ueberbleibenden schwerlich ein Individuum, das nicht den Verlust mehrerer genauer Bekannten und Kameraden zu betrauern gehabt hätte."

Unter diesen unglücklichen Umständen beschloß der General Lambert, an den nun das Commando übergegangen war, weislich sich zurückzuziehen, was denn auch ohne besondere Belästigung von Seite des Feindes bewerkstelligt ward. Die Truppen, nachdem sie unglaubliche Mühseligkeiten auf ihrem Marsche durch die Sümpfe erlitten, gelangten endlich glücklich an Bord der Transportschiffe und verließen so das amerikanische Ufer.

So ist der Krieg. Und ein solcher war der Ausgang dieses Angriffs, des letzten, glauben und hoffen wir, der je von einer brittischen Macht auf das Territorium der Vereinigten Staaten gemacht werden wird. Der Verfasser des vor uns liegenden Werkes verweilt, beim Commentiren dieses Unternehmens, bei den zufälligen Ursachen seines Mißlingens und hauptsächlich bei der Unpolitik gegen Amerika mit einer Handvoll brittischer Truppen Krieg zu führen. — Aber was würde es frommen, wenn wir auch im Stande wären, statt 5000 Mann, 15,000 oder, statt 10,000 Mann, 20,000 dahin zu senden? Ein momentaner glücklicher Erfolg ist Alles, was wir jemals erwarten könnten; und dies noch dazu einzig, wenn es uns gelänge, die Amerikaner zu überrumpeln; allein diese sind jetzt zu unserm Empfange vorbereitet. Wir bezeichneten ihnen, bei unsrer letzten Invasion, die verwundbaren Punkte auf ihrer Küste. Diese sind nun mit Fortificationen bedeckt; und wir würden jetzt mit Sicherheit schwerlich an irgend einer Stelle an der amerikanischen Ufer landen können. Wir wundern uns nicht wenig, daß dieser einsichtsvolle Offizier eine andere Expedition gegen New-Orleans anempfehlen mag, wenn er bedenkt, welcher unvorhergesehene Zufall eine Landung der Britten begünstigte und dieselbe eben möglich machte. Rechnet er etwa abermals auf den höchst einzigen Glücksfall, die amerikanischen Wachen wieder eingeschlafen auf ihren Posten zu überrumpeln oder den einzigen Punkt, an welchem eine Macht gelandet werden kann, namentlich die Bucht von Catiline, in einem, aller Vertheidigungsanstalten ermangelnden Zustande vorzufinden? Es kann, darf und muß nicht verhehlt werden, daß wir auch nicht die geringste Aussicht haben, irgend einen Eindruck auf Amerika durch einen Krieg zu Lande zu machen. Die früheren Erfahrungen ermuthigen nicht zu Unternehmungen dieser Art; und es wird jetzt wohl, unserer ohnmaaßgeblichen Meinung nach, allgemein zugegeben werden müssen, daß wir nie die geringste Hoffnung

hegen dürfen, daß irgend ein Theil der dortigen Bevölkerung sich uns anschließen würde. Im Falle eines Zwiespaltes zwischen diesen beiden Ländern, würde demnach einzig ein Krieg zur See in Betracht kommen. Die beiden Nationen würden ihr Blut vergießen und ihren Schatz erschöpfen in einem vergeblichen Kampfe um die Oberherrschaft zur See, und nach Jahren von Unruhe und Plagen würden sie wahrscheinlich eben so enden, wie sie begannen. Großbritannien kann kaum hoffen, durch den bloßen Schaden eines Krieges zur See, seinen stolzen Nebenbuhler zur Unterwerfung zu zwingen. Seine Flotten würden zweifelsohne schwere Verluste verursachen und den Handel auf das betrübendste unterbrechen. Aber diese Nachtheile, außerdem, daß sie wieder vergolten werden, würden einzig dazu dienen, ein hochsinniges Volk zu erbittern und zu neuen Kraftanstrengungen zu entflammen; und so würde dann der Krieg zu einem System nutzloser Vexationen ausarten und möchte Jahre lang hinausgezogen werden, ohne daß durch die Demüthigung einer von beiden Parteien ein Grund zum Frieden gelegt worden wäre. Und wenn wir, einen Augenblick nur, das Elend, die Verlüste und Verwüstung bedenken, die solch ein Krieg hervorbringen müßte, giebt es dann wohl ein Ereigniß, das tiefer zu beklagen, die Freunde der Freiheit und Menschlichkeit wohl einen Grund haben könnten? Eine der ersten Folgen des Krieges würde die Zerstörung des Handels zwischen beiden Ländern seyn, der von äußerster Wichtigkeit, nicht allein für die Wohlfahrt und Behaglichkeit, sondern für die Subsistenz von Tausenden, ist. Großbritannien und Amerika sind jetzt gerade in eine Relation unter einander gesetzt, die zu dem ausgebreitetsten Productenaustausch führt. Das eine ein höchst fruchtbares Land, das weder Arbeiter noch Kapital besitzt, sein zur Hälfte noch wüstes Territorium zu cultiviren, hat Ueberfluß an rohen Producten, während es im Vergleich Mangel an den feineren Manufacturartikeln leidet, die das Product von Arbeit und Kapital sind. Das andere dagegen, reich an Kapital und noch reicher an Kunst und Industrie seiner zahlreichen Künstler und Handwerker, bei einem gut cultivirten Territorium und einer gedrängten Bevölkerung, hat Ueberfluß an feineren Manufacten. Wenn nun diese gegen die rohen Producte eines Ackerbau treibenden Landes ausgetauscht werden, so werden diesem dadurch die Früchte jener Arbeit und des Kapitals verschafft, deren es bedarf, während das andere einen passlichen Ausweg zur Abgabe des Ueberflusses der Producte seiner höheren Industrie findet. Ein Krieg würde diesen höchst wohlthätigen Verkehr zerstören, der nicht allein zur Vermehrung des Nationalwohlstandes beiträgt, sondern Wohlfahrt und Behaglichkeit bis in die entferntesten Districte beider Länder verbreitet. Auch in einer andern Hinsicht würde solch ein Krieg ein großes Unglück seyn. Es geben nämlich Großbritannien und Amerika, ein jedes nach seiner eigenen Weise, ein großes practisches Beispiel von der Wohlthat einer freien Constitution. Sie mögen in dieser Hinsicht deshalb als die zwei bleibenden Lichter der politischen Welt, — als die zwei großen Bollwerke gegen das Eindringen des Despotismus angesehen werden, das durch die militairische Stellung der gesammten großen europäischen Mächte unterstützt wird. Die Stimme der Freiheit mag für eine Zeitlang durch Bayonnette und Kanonen in Europa zum Schweigen gebracht seyn und werden; und es finden sich leider! in seiner neueren Geschichte manche betrübende Beispiele, wie sehr sie in der That unterdrückt ist; aber in Großbritannien und Amerika wehet noch ihr geheiligtes Banner. Diese beiden Länder sind ein Asyl für den verfolgten Vaterlandsfreund, aus welchem Lande er auch immer kommen mag. Welch ein Schauspiel würde nun demnach ein rachsüchtiger und blutiger Kampf zwischen diesen beiden erleuchteten Nationen der Welt darbieten?! Wie erfreulich würde es für den Despotismus seyn, die Hülfsquellen der Freiheit in einem verheerenden Kriege erschöpft zu sehen und wie entmuthigend, auf der andern Seite, für die Fortschritte politischer Verbesserung! Es geziemt sich indessen hinzuzufügen, daß wir keine Befürchtungen wegen dieses Gegenstandes zu hegen haben. Die in beiden Ländern an der Spitze Stehenden sind bei weitem zu vorsichtig und gemäßigt in ihren Ansichten, um leichtsinnig die Segnungen des Friedens aufs Spiel zu setzen. Stets ist demgemäß auch ihre Politik seit dem Ende des letzten Krieges im ganzen höchst friedlich und freundschaftlich gewesen; und unter ihrem heilsamen Einflusse sind nach und nach die früheren Animositäten zwischen beiden Ländern eingeschlafen. In der Lage, in der sich beide befinden, wo es für beide von höchstem Interesse ist, in Einigkeit und Frieden mit einander zu leben, können wir durchaus nicht fürchten, daß irgend armselige Streitigkeiten über Gränzen oder Colonial-Handel jemals das gute Vernehmen werden stören können, welches aufrecht zu erhalten sie so viele Gründe haben, — oder daß zwei Nationen, verbunden mit einander, so wie sie es sind, durch die innigsten Bande der Verwandtschaft — durch gleiche Sprache, Institutionen, Gesetze, Sitten, je mit Ueberlegung wählen könnten, anders denn als Freunde sich gegen einander zu benehmen und zu leben.

Sehenswürdigkeiten.

Des wirklich und angeblich Sehenswürdigen drängt sich, besonders während des Sommers, so viel und mancherlei nach Hamburg, daß es theils fast unmöglich ist, von Allem Notiz zu nehmen, theils auch die so oft durch prunkende Anzeigen veranlaßte Täuschung davon abhält. Deshalb scheint es Pflicht, auf das wirklich Sehenswerthe ausnahmsweise aufmerksam zu machen, besonders wo nicht von bloßer Befriedigung der Schaulust, sondern auch von der einer nützlichen Wißbegierde die Rede ist.

Unter diese Rubrik gehören im strengsten Sinne des Wortes zwei anatomische Wachspräparate, die bei dem auf dem Hamburger Berge ausgestellten van Dinterschen Wachsfiguren-Kabinet befindlich sind und besonders vorgezeigt werden.

Das eine ist ein von dem berühmten Element Suffini der Natur treu in Wachs nachgebildeter, männlicher Menschenkopf, von welchem der obere Theil der Hirnschale weggenommen ist, so daß man das Gehirn auf der rechten Seite durch die feste Hirnhaut durchschimmern, auf der linken aber, wo diese als zurückgelegt erscheint, das Gehirn mit seinen Puls- und Blutadern deutlich vor sich liegen sieht. Der übrige Theil des Kopfes und obere Theil des Halses ist an der rechten Seite noch mit der äußern Haut überzogen, so daß damit das Antlitz eines eben Verstorbenen täuschend nachgeahmt ist; auf der linken Seite dagegen ist die äußere Haut weggenommen, so daß man vom Auge an (und dasselbe mit eingeschlossen) alle darunter liegenden Theile, Muskeln, Nerven und Adern auf das Vollständigste in ihrer natürlichen Lage und Gestaltung erblickt.

Das andere ist ein gleichfalls in Wachs geformter, weiblicher Körper mit allen inneren Theilen der Brust und des Unterleibes und dabei so sinnreich und künstlich eingerichtet, daß, indem man das Ganze in einzelnen Stücken ab- und auseinandernehmen kann, alle Einzelnheiten an ihrer Stelle und in ihrem normalen d. h. gesunden Zustande und resp. Organismus im Leben, sich dem Blicke des Beschauenden darbieten, was bei Zergliederung einer Leiche durch das Messer des Anatomen natürlich nicht der Fall seyn kann. Dieser Umstand hat, bereits vor

geraumer Zeit, den großen plastischen Künstler Felix Fontana zu Florenz bewogen, alle Theile des menschlichen Körpers in Wachs, treu der Natur gemäß, nachzubilden und seine sehr gelungenen Arbeiten in dieser Gattung sind für das Studium der Anatomie und Naturgeschichte von großem Nutzen gewesen. Nach diesen Vorbildern nun ist das vorliegende Kunstwerk, unter Fontanas Leitung, von einem des Meisters würdigen Schüler gefertigt und zu Stande gebracht und sein Werth ist schon vor Jahren von Sachkundigen so sehr anerkannt worden, daß namentlich der berühmte Arzt und Anatom, der verstorbene Doctor Rosenmüller in Leipzig, so wie später (1823) Herr Doctor Koberwein in Dresden demselben eigne belehrende Abhandlungen gewidmet haben. Während der erstere in seiner Arbeit eine anatomische Erklärung des Präparats, die für den Beschauer von größtem Nutzen ist, geliefert hat, fordert der zweite vorzüglich Frauen und Mütter auf, sich auf diesem Wege von dem Bau ihres Körpers in Kenntniß zu setzen und entwickelt und rügt bei dieser Gelegenheit, mit Hinsicht auf den der Anschauung dargebotenen Gegenstand, mehrere herrschende Vorurtheile und besondere Nachtheile mancher natur- und gesundheitswidriger Moden in Kleidung und Selbstbehandlung aller Art.

Wir stimmen der Meinung der genannten Aerzte bei, daß Damen, ohne irgend eine Verletzung des Zartgefühls, das Kunstwerk sehen und sich durch die sehr zweckmäßige Demonstration nützliche Belehrung für ihre und ihrer Töchter Gesundheit verschaffen können, und dies um so mehr, als nicht nur der von geschmackvollen Gewändern umgebene weibliche Körper bloß so weit enthüllt wird, als zur Beschauung der innern Theile der Brust und des Unterleibes nothwendig ist, sondern auch der Aussteller die Einrichtung so zu treffen pflegt, daß nur Frauen mit Frauen, Mütter und Töchter, höchstens Gatten zusammen in das Kabinet eingelassen werden.

Nützlich und gewiß den Beschauern erwünscht würde es seyn, wenn der Eigenthümer die obenerwähnten erklärenden und belehrenden ärztlichen Abhandlungen besonders abdrucken ließ, damit sie denen von den Sehenden, die es wünschten, und denen, die sich im Voraus einen richtigen Begriff davon machen mögen, käuflich überlassen werden könnten. —

Nicht minder sehenswürdig und, wie uns scheint, im Allgemeinen bis jetzt hier noch nicht hinlänglich gewürdigt, dünkt uns eine Nachbildung anderer Art, die im Apollo-Saale und den angränzenden Gemächern aufgestellt ist: wir meinen nämlich Herrn de Rossi's Modell der Stadt St. Petersburg. Diese, von Peter dem Großen vor einem und einem Viertel-Jahrhunderte erst gegründete, mit jedem Jahre an Umfang und Pracht wachsende, fast alle andern europäischen Residenzen an Schönheit weit überstrahlende, junge Kaiserstadt — wer wünschte sie nicht zu sehen, und wer, der sie sah, erfreut sich nicht gern noch an der Erinnerung, wer ist nicht voll von dem imponirenden Eindrucke ihrer öffentlichen Plätze und Kirchen, ihrer langen geräumigen Straßen, aus unabsehbaren Reihen prächtiger Paläste gebildet? — Man kann aber in der That kein treueres Abbild und, wegen der Zusammenrückung im Raume, keinen schnellern Ueberblick von dieser herrlichen Stadt haben, (die schon darum alle andere an Gleichförmigkeit, Regelmäßigkeit und großartigem Geschmacke übertrifft, weil sie einem einzigen Jahrhundert, bei immer wachsender Macht und Größe des Reichs, dessen Regierungssitz sie ist, angehört), als das eben erwähnte Modell des Herrn de Rossi gewährt. Es ist völlig der Natur getreu, nach dem Maaßstabe von $\frac{1}{250}$ des Ganzen ausgeführt. Da nun dies wirklich von jedem einzelnen Theile des Ganzen, ja von jedem bedeutenden Gebäude gilt, so kann man sich denken, welche Zeit, welche Ausdauer, welche Genauigkeit zur Ausführung eines so vielumfassenden, mühsamen Werkes gehörte. Eine bedeutende Anzahl von Künstlern verschiedener Art sind mehrere Jahre hindurch mit Ausmessung, Aufnahme und Modellirung dieser zahllose Häusermasse beschäftigt gewesen; und wenn der Erfolg das Unternehmen des Herrn de Rossi gerechtfertigt hat, so darf man es als einen gerechten Lohn des darauf gewendeten Aufwandes an Geld, Zeit und Mü betrachten. Er hat sich dabei der ausgezeichnetesten Unterstützung de Kaisers Alexander, so wie, bei seiner Anwesenheit in Berlin, des en schiedensten Beifalls Sr. Maj. des Königs von Preußen, der die Aufstellung des Modells in den Sälen der Akademie erlaubte, zu erfreu gehabt und wir zweifeln nicht, daß er in London, wohin er zu hier zu gehen gedenkt, gleiche Theilnahme finden wird. Zunächst aber wünschen wir, die unserer Mitbürger in Anspruch zu nehmen wir können mit voller Ueberzeugung versichern, daß den, welcher in Peters burg war, die Treue der Nachbildung freudig überraschen und die angenehmsten Erinnerungen bei ihm wecken, den dahin Reisenden im Voraus nützlich orientiren und heimisch machen, demjenigen aber, welchem es versagt ist, die prächtige Kaiserstadt in der Wirklichkeit zu sehen den möglichsten und viel reichern Ersatz leisten wird, als das beste Panorama zu geben vermag.

Miscellen.

Folgende Edelleute, denen Karl II. von England, nach Entfernung Clarendon's die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraute und die ein höchst gefährliches Ministerium bildeten, waren unter dem Namen „the cabal" bekannt, welches Wort, durch ein seltsames Zusammentreffen von den Anfangsbuchstaben ihrer Namen zusammengesetzt ist.

Clifford, Sir Thomas.
Ashley, Lord, nachmals Lord Shaftesbury.
Buckingham, Herzog von.
Arlington, Lord.
Lauderdale, Herzog von.

König Jacob in seiner „Dæmonology" sagt, indem er von Geis citirenden Hexenmeistern und Zauberern spricht: „Nachdem alle D Dinge bereitet worden, wurden Kreise gezogen, dreieckig, viereckig, ru doppelt oder einfach, gemäß der Form der Erscheinung die sie forderte Hiezu macht Grose folgende Bemerkung: „Es ist dies eine äuß genaue Beschreibung dieser Art von Beschwörung, die Circular-Meth genannt wird; aber, mit allem schuldigen Respekt vor Sr. Maj. Ken nissen, viereckige und dreieckige Kreise sind Figuren die in kein Werke der gewöhnlichen Schriftsteller über Geometrie gefunden wer dürften. Aber vielleicht hat König Jacob seine Mathematik nach d selben System, wie Dr. Sacheverell gelernt, der in einer seiner Re oder Sermonen sich folgenden Gleichnisses bedient: — „Sie concurri „gleich Parallel-Linien, die in einem gemeinschaftlichen Centrum „sammenlaufen!!!"

Gedruckt von Conrad Müller. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der literarischen Blätter der Börsen-Halle,

von den Monaten April, Mai und Juni 1827.

173. Vollständige Uebersicht der in den Jahren 1824 und 1825 in England gebildeten Actien-Vereine. — Der Papst und der Harlequin. — Die Familie Silveira. — Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur, (Fortsetzung.) — Miscellen.

174. Des Capitains Hall Zusammenkunft mit Napoleon Bonaparte auf St. Helena, im Monat August des Jahrs 1817. — Ueber das Vorhandenseyn goldhaltiger Sandlager und ursprünglicher Goldlager in der kirgiskaisakischen Steppe und den Gränzländern derselben. — Der Freistaat Bolivia und General Sucre. — Ueber die Explosion des neuerbauten Dampfschiffes auf der Rhone, am 4. März d. J. — Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur, (Fortsetzung). — Solothurnisches Wochenblatt für 1826. Herausgegeben von Freunden der vaterländischen Geschichte. — Nekrolog, (Ludwig van Beethoven).

175. Des Capitains Hall Zusammenkunft mit Napoleon ꝛc. (Beschluß). — Kaiserliche Reliquien. — Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur, (Fortsetzung). — Le Duc d'Orléans, Essai historique par A. H. Chateauneuf. — Bildniß des englischen Ministers Herrn Canning, gemalt von Gérard. — Miscellen.

176. Ueber Persiens Verhältnisse zu Rußland und Großbritannien. — Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par M. le Comte de Ségur, (Beschluß). — Der König und die Königin der Sandwich-Inseln und ihr Gefolge zu London. — Hauptbestimmungen und Wirksamkeit der königl. Akademie der Wissenschaften in München.

177. Ueber Persiens Verhältnisse zu Rußland und Großbritannien, (Beschluß). — Oeffentlicher Verkauf von alten deutschen Rüstungen und Waffen zu London. — Ueber die Explosion des Schiffes Commerce. — De la propreté, de son influence sur la santé, de ses effets sur le bien-être et de la durée de l'existence. — Miscellen.

178. Die Lage Englands. — Aufgefundene Spuren von der Expedition des Grafen La Peyrouse. — Ueber Autographen.

179. Die Lage Englands, (Fortsetzung). — Englisches Theater. — Aufgefundene Spuren von der Expedition des Grafen La Peyrouse, (Beschluß). — Zurücknahme des französischen Preßgesetzes. — Scenen in Brüssel in der Mitte Juni 1815, aus einem Tagebuche von Miß Jane Waldie, Verfasserin der Skizzen in Italien.

No. 180. Die Lage Englands, (Beschluß). — Medicinische Versuche. — Garanties à demander à l'Espagne; par M. de Pradt. — Beethoven und Moscheles.

No. 181. Geschichte des Krieges auf der Halbinsel vom General Foy. — Sophismen der Gewalt, von Jeremias Bentham. — Versuch einer Geschichte der Republik von San-Marino; von Auger-Saint-Hyppolite.

No. 182. Brand von Moscau; Napoleon zu Petrowskoi; dessen Rückkehr nach Moscau und gemachte Versuche, direct mit dem Kaiser Alexander zu communiciren. — Entferntere Ursachen der Revolution in den spanischen Besitzungen in Amerika. — Histoire de France par l'Abbé Mont-Gaillard, Tome IV. et V. — Lorenzo Leonbruno. — Miscellen.

No. 183. Sophismen der Gewalt, von Jeremias Bentham, (Beschl.). — Die Freiheit der Wissenschaften. — Versuchte Vergiftung mittelst mit Arsenik versetzter Wachslichter. — Prophezeihungen eines Mönchs über die Buchdruckerei. — Der Felsen von Avignon und der Pallast der Päpste. — Pestalozzi. — Miscellen.

No. 184. Entferntere Ursachen der Revolution in den spanischen Besitzungen in Amerika. — Englische Sitten; die Leiden eines jagdberechtigten Eigenthümers. — Brief der Aspasia an Perikles. — Ueber die blechernen Vorhänge in Schauspielhäusern als Rettungsmittel gegen Feuersgefahr.

No. 185. Noch etwas über die wahrscheinlichen Reste der verschwundenen Expedition des Grafen von La Peyrouse. — Entferntere Ursachen der Revolution in den spanischen Besitzungen in Amerika. — Ueber das Reisen in England. — Die Religionssecten Rußlands.

No. 186. Die Religionssecten Rußlands, (Fortsetzung). — Gegenseitiger Injurienprozeß zwischen Hrn. von Maubreuil und Hrn. Paulmier. — Bericht des dänischen Architekten, Hrn. Benjamin Schlick, über den unterirdischen Weg, Tunnel genannt, der in diesem Augenblicke zu London unter der Themse hindurch ausgeführt wird, verlesen von ihm vor der Akademie des beaux arts de l'institut de France, zu Paris am 23. November 1826.

No. 187. Die Religionssecten Rußlands, (Beschluß). — Histoire de France par l'Abbé Mont-Gaillard, Tome VI. — Potemkin; Bruchstück aus den Mémoires inédites des Herzogs von Richelieu.

No. 188. Die achte Luftfahrt des Hrn. C. Robertson, unternommen zu Newyork in Gesellschaft einer Dame, am 10. October 1826. — Ein neues Taucherboot. — Histoire de France par l'Abbé Mont-Gaillard, Tome VII. — Natürlicher Blitzableiter. — Ueber die Doppelsterne. — Jagd der Gazellen in Persien. — Fortschritte der Kuhpocken-Impfung in England. — Miscellen.

No. 189. Die achte Luftfahrt des Hrn. C. Robertson, unternommen zu Newyork ꝛc., (Beschluß). — Einiges über das westliche Mittelasien. — Buchhandel in England. — Bruce's hinterlassene Sammlung kostbarer Manuscripte. — Der Orang-Outang von Sumatra. — Proceß wegen eines künstlichen Zahngebisses.

No. 190. Ueber die Sucht zu studieren. — Medicinische Versuche. — Fortgesetzter Proceß des Hrn. von Maubreuil. — Ueber Blitzableiter und Compasse.

No. 191. Der Angriff auf Versailles im Jahre 1789. — Lord Byron; aus der Feder des Mr. Hood. — Schilderung eines Transports von Galeerensklaven. — Die Conciergerie. — Thorwaldsen's Werkstatt zu Rom; Briefe eines reisenden Engländers.

No. 192. Der Doctor Francia. — Thorwaldsen's Werkstatt zu Rom, (Fortsetzung). — Statistische Notiz; die Bevölkerung Frankreichs. — Brougham. — Schilderung Göthe's durch einen jungen Franzosen.

No. 193. Der Vendee-Krieg. — Auswanderung der königlichen Familie von Portugal aus Europa. — Schilderung Emanuel Godoys durch den General Foy. — Thorwaldsen's Werkstatt zu Rom, (Beschluß). — Helvetische Ichtyologie oder ausführliche Naturgeschichte der, in der Schweiz sich vorfindenden Fische; herausgegeben von G. L. Hartmann.

No. 194. Danton, Robespierre und Marat. — Die Cas[a] Rossini. — Noch ein Bericht über Göthe. — D[ie] Sänger in London. — Hrn. Brunel's eigner Ber[icht] Akademie der Wissenschaften zu Paris über das [Ver]Eindringen von Themsenwasser in den Tunnel. — [Er]des Distel- oder St. Andreas-Ordens in Schot[t]Ueber einige im Walde von Coreur aufgefund[ene] Statuen. — Hellas am Ostermorgen.

No. 195. Herr Canning und seine Widersacher. — Ueber[sicht] hältnisse der deutschen Völker. — Dialog über die Sitten.

No. 196. Medicinische Versuche. — Geschichte des Krieges Halbinsel unter Napoleon ꝛc.; herausgegeben von d[em] Foy. — Der Vendee-Krieg; (Nachtrag zu dem [Art.] No. 193 d. Bl.) — Alexander Volta. — Notice h[is]sur Marie-Armand de Guerry de Maubreuil, d'Orvault, et les principaux motifs, qui ont dété[rminé] conduite envers le prince de Talleyrand dans [la] née du 20. Janvier 1827; par un de ses ancie[ns] pagnons d'infortune. — Miscelle.

No. 197. Der Einfall in Portugal im Jahre 1807. — Ueber[sicht] züge der brittischen Armee zu Washington und New-[Or]leans unter den Generalen Ross, Pakenham und Lambert [in] Jahren 1814 und 1815; nebst einigen Berichten [über] bei dieser Gelegenheit besuchten Länder; vom Verf[asser] „Subaltern." — Miscelle.

No. 198. Ueber die Feldzüge der brittischen Armee zu Wa[shington] und New-Orleans ꝛc., (Beschluß). — Sehenswürdigk[eiten] Miscellen. — Inhalts-Verzeichniß.

Hoffmann

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℳ [12] oder 3 Thlr. Sächs. Auswärtige belieben sich an die resp. Postämter, oder an die hiesige H. F. L. Hoffmann'sche Buchh[andlung] zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 199 Hamburg, Mittwoch den 4. Juli 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Der Haut-Adel.

Das Aprilheft des Oriental Herald theilt aus einem zu Paris im Druck
jenenen kleinen Werkchen über den in der Ueberschrift benannten Gegenstand
n Auszug mit, den wir hier in der Voraussetzung nachnehmen, daß die darin
ittenen Bemerkungen auch unsern Lesern meistens so geistreich als wahr er-
ren und folglich gefallen werden. Derselbe ist in zwei Kapitel eingetheilt.

Kap. 1. Ueber Vorurtheile im Allgemeinen. Ursprung
jenigen hinsichtlich der Farbe der Afrikaner und ih-
Abstammung. Das Wort Vorurtheil im weitesten Sinn bedeu-
eine aufs Hörensagen oder ohne Untersuchung angenommene Mei-
, die möglicherweise richtig seyn kann; gewöhnlich wird es jedoch
gebraucht, um eine irrige Meinung zu bezeichnen. Unwissenheit,
olenz, eine passive Unterwürfigkeit für Autorität, Eigennutz und
muth sind die gewöhnlichsten Quellen des Vorurtheils. Im Innern
Afrika giebt es schwarze Völker, die der Meinung sind, der Teufel
e weiß seyn, und die, da ihnen nur wenige Europäer zu Gesicht
men, die blasse oder weiße Hautfarbe derselben für ein Symptom
Schwäche, Folge irgend einer Krankheit, halten.

Bei jeder Nation wird eine Verschiedenheit des Ranges durch
ze oder durch Meinung festgesetzt und einem jeden Individuum
einige angewiesen. Stimmen die Gesetze nicht mit der öffent-
n Meinung, was häufig genug der Fall ist, wie z. B. in Eu-
in dem Punkte des Duells, so hat das Gewicht der Meinung die
Hand über die Macht der Gesetze; wenn aber beide Agenzien
lange sind, so giebt ihr gleichzeitiger Einfluß der Sitte Stätigkeit.
as Grundprincip der politischen Gesellschaft besteht darin, die
he Macht der moralischen unterwürfig zu machen, indem man es
ßteren überläßt, die erstere auf das zu leiten, was nützlich, d. h.
erecht ist.

Wenn man diese Regel stets befolgte, so würde eine völlig gerechte
tung, die Herrschaft weiser und guter Menschen, eine ächte Aristo-
die einzig wünschenswerthe, die Folge seyn; das ist die Definition,
: Etymologie des letzteren Ausdrucks besagen will; die Gottlosen
aber, indem sie durch ihr keckes Auftreten die Feigen und die
chen, die fast in jedem Staate die große Mehrzahl bilden, auf
eite brachten, die Guten durch die Wucht der Menge überwältigt.
s zugegangen, daß, mit sehr wenigen Ausnahmen, Thorheit und
chen so lange die Zügel der Herrschaft und des Regierens geführt

ie Mächte, die die Erde regieren, sind stets geneigt ge-
zu glauben, und es hat vor allem in ihrem Interesse gelegen,
glauben zu machen, die Größe ihres Verdienstes müsse nach der
hres Ranges geschätzt werden, und die Kluft, die sie im Ansehn
deren scheide, bestimme auch die Höhe der Tugenden und Fähig-
keiten, in welchen sie jene überragten. Betrogen oder eingeschüchtert, hat sich das Volk oft dazu verstanden, einen solchen argen Fehlschuß für Wahrheit anzunehmen.

Schon waren Armuth und Schwäche, die eine dem Reichthum, die andre der Macht unterthänig geworden. So konnten denn die Macht und der Reichthum alle Aemter von Würde und gesellschaftlicher Wichtigkeit an sich reißen. Aus natürlicher Folge ward das wahre Verdienst nun, bei Mangel, Bescheidenheit und Furchtsamkeit ein Gegenstand der Verachtung oder ein Opfer der Schande. Diejenigen, die die öffentliche Meinung leiteten, indem sie über Tadel und Lob verfügten und nach ihrer Willkühr den einen zum Ansehn emporhoben, den andern in Verachtung und ins Dunkel zurückstießen, wandten Schmeichlern und Schmarotzern ihre Gunst zu und setzten den nützlichen Gewerbfleiß des Ackerbaues und die anderen zum Leben wesentlichen Künste herab.

So bildete sich die Verschiedenheit der Kasten. Indien setzte unwiederruflich die Existenz seiner Braminen fest, die Elite der Gesellschaft, seinen Sanskaravarnah, oder Personen von vermischtem Geblüte, und seine Parias, die von jeder der vier Haupt-Kasten als ein Auswurf angesehen und zurückgestoßen werden.

Griechenland und Rom hatten ihre Freien und ihre Sclaven. Unter Schimpf und Schande und ohne einen sichtlichen Grund verjagte man zu beiden Seiten der Pyrenäen ein obscures Geschlecht, das den Namen Cagots und Agots führte. In Spanien ist ein gehäßiger Unterschied aufgestellt worden zwischen alten Christen (**Christianos viejos**) und neuen Christen (**Christianos nuevos**), obgleich es nachzuweisen seyn möchte, daß der größere Theil des spanischen Adels maurischer oder jüdischer Abkunft ist. Dieses Vorurtheil hat sich nun zwar verloren, aber zu Valencia, auf Majorca, giebt es Millionen Menschen, auf welchen der Makel der Unehre haftet und die man Xouettas nennt.

Im Mittelalter schuf das Feudalsystem, die merkwürdigste Verirrung des öffentlichen Geistes, eine ungeheure Kluft zwischen den Adelichen und der Canaille, d. h. zwischen einigen wenigen Tausend unnützen Individuen, die mit Titeln prangten, und vielen Millionen arbeitsamer Menschen.

Der Reisende, Linschott, sah zu seinem Erstaunen auf der Küste von Malabar, daß die Nairen, oder Herren, welchen Titel dort die vornehmen Krieger führen, sich als eine Auszeichnung die Nägel wachsen ließen, um so anzuzeigen, daß sie keine Handarbeit zu verrichten brauchten. Eine gleiche Sitte herrscht in China und in mehreren andern Ländern. Dergleichen scheint den Europäern lächerlich, und doch stehen sie aus ganz gleichen Motiven unter dem Einfluß von andern Observantien. Was war denn, noch im Jahr 1789, der Sinn von dem, in dem gemeinen französischen Gesetze gebräuchlichen Ausdrucke **vivre noblement** (adelich leben)? Sollte er nicht wörtlich durch **faineanter** (faullenzen) zu übersetzen seyn?

Die Adelichen würden es für eine große Entwürdigung gehalten haben, selbst Handarbeit zu verrichten, was, sogar von der damaligen Geistlichkeit, so ungerechter Weise eine knechtische Beschäftigung genannt ward; und sieht man nicht noch heutigen Tages die Wortführer des Feudalsystems bemüht, die Leute der Handwerksklassen herunterzusetzen?

Bei jedem Volke unterscheiden sich die Inhaber eingesetzter Autoritäten durch irgend ein äußeres Zeichen, an welchem man auf den ersten Blick erkennt, daß sie ein öffentliches Amt bekleiden; aber persönliche Begünstigung und vor allem Eitelkeit haben in manchen Ländern andere individuelle oder erbliche Auszeichnungen aufkommen lassen, die diejenigen übermüthig machen, die sie auf Piedestals tragen und die von dort auf die anderen Klassen der Gesellschaft verächtlich herabschauen. Bei diesem Hange nach Auszeichnung oder Adel, wie man es nennt, offenbaren sich viele Eitelkeiten; es giebt einen Adel der langen und der rothgefärbten Nägel, der sehr kleinen und verkrüppelten Füße, der sehr großen und herabhängenden Ohren; ferner bekundet sich derselbe im Tatoviren; bei den Moslems im grünen Turban, in China im gelben Zeuge und dem Altersstaabe, in Congo in der weißen Mütze, in Europa in Pergamenten, in Amerika in der Farbe der Haut ꝛc. ꝛc.

Bei den Alten wurden die Sclaven zuweilen streng behandelt, waren sie aber einmal frei, so war ihre Lage nur wenig von der der anderen Bürger verschieden. Inzwischen bildeten die Freigelassenen bei den Römern noch eine Mittelklasse zwischen den Sclaven und den Bürgern, der Sohn eines Freigelassenen aber stand mit den Letzteren in gleichem Ansehn und galt für ebenbürtig. Weder Horaz noch Epictet waren durch ungerechte Vorurtheile der Begünstigung derer beraubt, die man die großen Magnaten nannte, auch störte kein Gefühl die Herabsetzung ihren friedlichen Schlummer unter den Lorbeeren, die dem Freigelassenen und dem Sohn eines Freigelassenen Schatten gaben.

Die Griechen und die Römer hatten auch einige schwarze Sclaven, hauptsächlich zur Bedienung der Bäder, und es scheint nicht, daß sie ihrer Farbe wegen einer größeren Verachtung ausgesetzt waren.

Der Pergament-Adel war schon in vollem Lustre, als die Plantagen-Habgier den Haut-Adel ausbrachte, der das Verdienst hat, eine Erfindung neuerer Zeit zu seyn. So hat man das Verbrechen, die Afrikaner ihrem heimischen Boden entrissen, sie mit Striemen bedeckt, und mit Ketten belastet zu haben, noch dadurch vergrößert, daß man ihre Farbe mit einem ewigen Fluche zu belegen gesucht hat. Es ward erklärt, die afrikanische Haut schließe von allen Wohlthaten der Gesellschaft aus. Wie viel Verschlagenheit und Scharfsinn ist nicht aufgeboten worden, um diesen Satz haltbar zu machen! Hat man nicht hundertmal den Fluch, der auf den Kindern Kain's lastete, auf die Neger-Race in Anwendung gebracht? Bald hat man sich auf die Bibel berufen und den Sinn ihrer heiligen Ueberlieferungen gemißdeutet, um die Sclaverei als eine von Gott angeordnete Einrichtung darzustellen; bald wieder, im Widerspruch mit der Angabe in der Bibel über den Ursprung des Menschengeschlechts aus einem und demselben Stamme, behauptet, die Schwarzen seyen eine ganz besondre Race, Wesen niedrigerer Art, nur bestimmt den Weißen dienen.

Divide et impera war stets und wird stets die Lieblings-Maxime aller Despoten seyn, gleichviel ob geistliche, politische oder häusliche. Die Sclaven-Eigenthümer gingen zunächst darauf aus, und leider mit Erfolg, einen Widerwillen zwischen den Schwarzen und denen von gemischter Race, technisch die Farbigen genannt, zu erregen. Dieses Verfahren, um der Sclaverei Bestand und ewige Dauer zu geben, sollte den Afrikanern aller Nüancen eine Warnung seyn, die dicta ihrer Feinde nicht durch alberne Unterscheidungen unter sich zu bestätigen.

Diejenigen, die das Ruder der Regierung in den Händen hatten und deren Agenten ermangelten nicht, alles aufzubieten, um die Ketten, welche die Habgier geschmiedet, noch fester zu vernieten. Im Jahr 1770 äußerte sich eine Magistratsperson auf Port-au-Prince, deren Pflicht es gewesen wäre, die Unglücklichen in Schutz zu nehmen, hinsichtlich der Afrikaner folgendermaaßen: „Es thut Noth, diese Menschenklasse in der Lage der Erniedrigung und Unehre zu erhalten, die ihnen ihre Geburt angewiesen hat, und nur dadurch, daß man sie unterdrückt und niederhält, läßt sich Gutes von ihnen erwarten.“ Welch eine Moral! So wäre also etwas Gutes nur dadurch zu erlangen, daß das Streben einer unsterblichen Seele nach Freiheit und Glück unterdrückt und niedergehalten würde? Ein solcher Ausspruch ist so thöricht als grausam.

Ein Schreiben des (französischen) Marine-Ministers vom Jahr 176[illegible] zeichnet die Gränzlinie zwischen den Negern und den Indianern vor, und darnach sind die letzteren, mit den französischen Einwohnern auf gleiche Linie gestellt, zu allen Aemtern und Würden wählbar, die Schwarzen aber gänzlich ausgeschlossen. Als nun mehrere Farbige, um diese Scheidewand zu beseitigen, mit dem Gesuch einkamen, ihnen den Namen Indianer beizulegen, erfolgte ein ministerielles Rescript folgenden Inhalts: „Wollte man diesem Gesuche willfahren, so würde das Vorurtheil vernichtet werden, welches eine Gränze festsetzt, die nie von Farbigen und deren Nachkommenschaft überschritten werden darf. Es ist für die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung unerläßlich, keine Maaßregel zu gestatten, die auf Schwächung der Erniedrigung hinausläuft, die der Race in jeglichem Grade der Abkunft anhängt.“

Im Jahr 1761 bedeutete der Rath von Port-au-Prince allen Notarien und Pfarrern, in ihren Acten die Bezeichnungen, ob Neger, Mulatten oder Quatroons, nicht zu vergessen.

Im Jahr 1773 erschien ein Verbot, das den Schwarzen und Farbigen es untersagte, sich nach ihren Vätern, wenn auch aus weiterem Geblüt, zu nennen. Ein Name afrikanischen Ursprungs mußte den christlichen Taufnamen beigefügt werden, um die unübersteigliche Scheidewand zu sichern, welche die öffentliche Meinung aufgeführt hatte und für deren Erhaltung die Weisheit der Regierung Sorge trug.

Ein Edict vom Jahr 1779 verbietet es den Farbigen, sich in [illegible] nämlichen Zeuge und in gleicher Weise als die Weißen zu kleiden, und befiehlt ihnen, die characteristischen Zeigen zu tragen, die sie auszeichnen.

Im Jahr 1717 ertheilte ein Beschluß des Raths auf dem [illegible] dem Henker, als eine besondre Gunst, die Erlaubniß, eine zum Strang verurtheilte Negerin zur Frau zu nehmen; sonst waren alle Ehen zwischen Weißen und Negern unter schweren Strafen und willkührlich aufzulegenden Geldbußen verboten.

Ein Neger, der eines unerlaubten Umgangs mit einer verheirateten weißen Frau überwiesen worden, ward verurtheilt, erst mit [illegible] Stricke um den Hals Buße zu thun, dann sollte ihm eine Hand abgehauen, und er darnach gehangen werden; das Obergericht milderte [illegible] die Sentenz dahin, daß ihm die Ohren abgeschnitten, auf seinen [illegible] eine Lilie eingebrannt, und er dann vom Henker ausgepeitscht werden sollte. Die Frau ward nach Frankreich zurückgeschickt, um dort in [illegible] Kloster eingesperrt zu werden. Auf den verbotenen Umgang weißer Männer mit schwarzen Frauenzimmern stand eine Buße von 200 [illegible] Zucker, die jedoch nie erlegt worden ist, indem diese Sünder nie gerichtlich belangt noch bestraft wurden.

Das Vorurtheil gegen die gemischten Ehen war so groß, [illegible] Abgeordneter von Capes de Jacmel nicht ferner auf der Bank der Abgeordneten sitzen durfte, weil er eine, sonst achtungswerthe, [illegible] Dame geehelicht hatte, obgleich eben damals, im grellen Widerspruch

ein Jude, Namens de Pas, als Abgeordneter des Kirchspiels von Aquinas geduldet ward.

Kap. 2. Die Folgen des Vorurtheils zu Gunsten des Haut-Adels. Es ist wohl außer aller Frage, daß eine öffentliche Verachtung den Character dessen verschlechtert, der ein Opfer derselben ist. Und nach diesem Grundsatze verfährt der Despotismus in Europa noch heutiges Tages: ein Grundsatz übrigens, der, weit entfernt als die Frucht des Genies zu erscheinen, nur die Stupidität derer bezeugt, die darnach handeln. Ein geheimer Instinkt, und die traditionelle Schlauheit, durch welche die Tyrannei ihre Macht verewigt, giebt es den Unterdrückern ihres Geschlechts an die Hand, daß die Mittel, dieses zu zermalmen, in der Unwissenheit und der Dummheit liegen, in welchen es erhalten wird. Fort also mit der Klasse denkender Leute, die sich zwar willig unter das Joch der Gesetze schmiegen, deren Gehorsam aber nur das Resultat der Vernunft ist; die bereitwillig ihren Antheil dem öffentlichen Schatze darbringen, aber auch wissen wollen, wo dasjenige bleibt, was sie im Schweiße ihres Angesichts erworben; fort mit allen denen, die stets ein Auge auf die Maaßregeln der Verwaltung heften, den Machiavelismus aufdecken und verfolgen, welches Ansehn er sich auch geben und welche Maske er vornehmen mag, deren Kunst, die Geheimnisse der Regierung zu entdecken, der Argliſt, die sie gern versteckt halten möchte, gleichkömmt, und die es dann für ihre Pflicht halten, sie zur öffentlichen Kunde zu bringen; fort, fort mit diesen den Ministern und deren Agenten so lästigen und ungelegenen Leuten! Daher der Haß wider die Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den geringen Klassen; daher die Horde gedungener Broschürenschreiber, die wider die Nationalschulen eifern; daher das eigensinnige Haften an Gebräuchen, die längst hätten abgeschafft seyn sollen, als z. B. das Versammeln einer Menschenmenge auf öffentlichen Lustörtern bei gewissen Festen, um Speisen zugeworfen zu erhalten, als wären es Hunde und nicht Menschen. Diejenigen, die einer solchen schamlosen Einladung folgen, sind die gemeinsten und entwürdigtesten ihrer Klasse; wie soll man aber diejenigen nennen, die solch eine Beschimpfung aller Decenz anordnen und in Ausführung bringen?

Diese niederschlagenden Betrachtungen leiten uns zur Untersuchung des Entwürdigungssystems zurück, das gegen die Schwarzen in Kraft ist. Hätten diese unglücklichen Geschöpfe irgend eine Vorstellung von der Menschennatur; nähmen sie Theil an der göttlichen Religion, die, indem sie den Geist erleuchtet und die Neigungen läutert, in jeder Trübsal Trost gewährt; und wüßten sie, daß nur das Laster wahrhaft erniedrigen und ehrlos machen kann, so würden sie ihre Blicke himmelwärts richten und von dem Lenker dort oben die Gewährung ihrer Rechte erwarten. Was läßt sich aber von Menschen erwarten, in welchen jedes moralische Gefühl erstickt ist, die für immer dem Beispiel und der Versuchung der unbegränztesten Ausschweifungen bloßgestellt ist, und die, nicht besser als das Vieh im Felde behandelt, gleich diesem für jeden andern Impuls als den der Gewalt und Schläge fühllos werden, und denen kein anderer Sinn bleibt, als ein glühender Durst nach Rache und ein tückischer Haß gegen ihre Unterdrücker.

Das ist die, einzeln durch Umstände modificirte, häufig aber noch erbitterte Stimmung der Mehrheit der freien Afrikaner. Von Natur reizbar, empfinden sie — die Opfer eines Vorurtheiles, das die Habgier geschaffen, die Unwissenheit angenommen, die Regierung genehmigt, das Herkommen befestigt hat — es mit tiefem Unwillen, daß sie ein Gegenstand der Verachtung sind, bloß weil die Weißen die dunkle Farbe ihrer Haut für schlimmer halten, als ein Hautübel, und ihre Wohnungen gemieden werden, als seyen sie Aussätzige. Selbst die glänzendsten Talente sind unzureichend gewesen, mehrere Schwarze und Farbige aus dem Zustande der Erniedrigung hervorzuziehen, welcher ihnen von dem Colonial-Vorurtheil angewiesen worden ist.

Eine jüngst erschienene Schrift bringt das merkwürdige Factum zur Sprache, daß die französischen Creolen auf dem Kap in der ersten Zeit der französischen Revolution den Herrn Laine, nachherigen Cabinetsminister und Pair von Frankreich, aus ihren Versammlungen ausschlossen, weil er ein Farbiger war.

Die natürliche Folge des Vorurtheils gegen die Schwarzen war eine eifersüchtige Aengstlichkeit der Creolen, jeden Verdacht, als fließe auch nur ein einziger Tropfen afrikanischen Blutes in ihren Adern, von sich abzuwälzen. Selbst Quartroons haben, um sich ihres Ranges in der Gesellschaft zu vergewissern, sich deshalb an einen Gerichtshof gewandt, während Leute in Frankreich, nach einer frivolen Auszeichnung geizend, ihrem Namen unbefugter Weise das vielbeneidete von vorsetzten, um für Adeliche zu gelten. Die Verachtung der afrikanischen Hautfarbe nannte der Pflanzer das Bollwerk der Colonieen. Weiß zu seyn, wo viele schwarz waren, war in sich selbst schon eine Ehre, vor allem aber war es die, der Klasse der Hochweißen anzugehören, denn selbst die Niedrigweißen waren schon der Geringschätzung des Colonial-Stolzes ausgesetzt.

Hier dürfte es am Orte seyn die Instructionen in Erinnerung zu bringen, die der Marine-Minister Malouet den Abgeordneten mitgegeben, die mit dem Präsidenten Petion unterhandeln sollten. Es kam darin der Antrag vor, diesem und einigen anderen Personen die unaussprechliche Ehre zu erweisen, sie für Weiße gelten zu lassen, ihnen lettres de blanc zu ertheilen. Dieses Anerbieten ward nachher jedoch, weil die Regierung sich nie eines Versehens oder einer Thorheit schuldig bekennen darf, nach dem Herkommen europäischer Diplomatik, als ein ministerieller Schnitzer desavouirt. Wer weiß, ob es nicht noch einmal dahin kömmt, daß die Könige von Afrika den Europäern die Gnade erweisen, ihnen zu erlauben, daß sie sich Schwarze nennen.

Ein andres Uebel, das aus dem Vorurtheil entspringt, mit dessen Betrachtung wir uns beschäftigen, ist die schreckliche Sittenverderbniß. Das weibliche Geschlecht der Sclaven, den Lüsten der Weißen geweiht, sah bald die höchste Ehre in seiner wirklichen Erniedrigung.

Die Mulattinnen entgingen auch der Ansteckung des wüsten Lebens nicht, indem sie, geschmeichelt von der Bewunderung der weißen Männer, in dem lasterhaften Umgange mit ihnen eine Compensation für die Verachtung fanden, die ihnen ihre Farbe in der Gesellschaft zuzog. Daher das scheußliche Concubinat, das stets die Colonieen befleckt hat, und welches die Macht tief eingewurzelter Gewohnheit auch noch in den Ländern verewigt, wo die Sclaverei längst abgeschafft ist.

Vor der Revolution geschah es zuweilen, daß Personen aus den niederern Classen, Roturiers, durch das Band der Ehe in den Adelstand versetzt wurden. Unvermögliche Adeliche, selbst Hofleute, ließen sich wohl so weit herab sich ihre Frauen unter den Töchtern reicher Finanziers und Plantagenbesitzer zu wählen. In der insolenten Sprache jener Zeiten nannte man dieses sein Land düngen (prendre du fumier pour engraisser leurs terres). Vermischte Ehen zwischen Personen von verschiedener Farbe sind stets weit seltner gewesen als solche zwischen Leuten vom Adel und vom Handelsstande. Dergleichen Verbindungen waren zuletzt so verrufen, daß ein Weißer, der eine Mulattin geheirathet, aus der Gesellschaft der Weißen ausgeschlossen ward, seine Gattin folglich noch weniger in derselben Zutritt fand. Eine Mulattin als Maitresse zu halten, das galt übrigens durchaus nicht als unanständig. Läßt sich nun wohl eine ärgere Verdrehung irgend eines moralischen Grundsatzes denken?“

Eine Folge dieser Mißbräuche war nun die Unmenschlichkeit der weißen Männer gegen ihre mit Afrikanerinnen gezeugten Kinder, die von ihren heillos barbarischen Vätern verläugnet wurden. So untergraben Habgier und Stolz alles Mitleid und ersticken die heiligsten Gefühle der Natur bei Menschen, die, um einen eingebildeten Vorzug in der Farbe zu behaupten, eine barbarische Verachtung eines Theils der großen Menschenfamilie als Grundsatz aufgestellt haben. Vielfältige Thatsachen bezeugen es klar und deutlich, das Sclaverei und das Vorurtheil hinsichtlich des Hautadels gleich sehr den Herrn, den Sclaven und den Freigelassenen verderben.

Neueste Notizen über die gehoffte Entdeckung der Reste der verunglückten Expedition des Grafen von La Peyrouse.

Man findet im Moniteur von 18. d. zwei Documente, die sich auf die früher (von uns in No. 178, 179 und 185 dieser Bl.) mitgetheilten beziehen, betreffend die Anzeigen, nach welchen eine neue Expedition ausgesendet worden ist, um die Küsten zu untersuchen, wo man vermuthet, daß der berühmte La Peyrouse Schiffbruch gelitten habe. Das erste ist ein Auszug aus der **Bengal-Chronicle**, der sich auf das nach Frankreich gesendet Degengefäß bezieht; das zweite ein Protokoll der Münzverwalter, welches das Resultat der Untersuchung liefert, welche dieselben, auf die Aufforderung Sr. Excellenz des Ministers der Marine und der Colonieen, darüber angestellt haben.

Auszug aus dem Bengal-Chronicle vom 26. Nov. 1826.

Wir verdanken folgende Bemerkungen einem Freunde, von welchem das Degengefäß, das dem unglücklichen und berühmten Grafen von La Peyrouse zugehört haben soll (und jetzt in Calcutta ist) mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit untersucht worden ist.

„Der Griff oder das Gefäß ist von alter Arbeit und Form, „am Rande mit Schnüren geziert und von einem berühmten fran„zösischen Künstler als eine eigenthümliche in einer Manufactur „von Versailles verfertigte Arbeit erkannt, die ungefähr vor vier„zig Jahren gebräuchlich war, was zu dem Gedanken führt, daß „dieser Degen ein Geschenk des unglücklichen Ludwigs XVI. für „den Grafen La Peyrouse gewesen seyn kann."

„Auf dem obern Theile der Oberfläche findet sich, in einem „kleinen viereckigen Raum oder Schild, eine sehr sichtbare und „mit großer Feinheit ausgeführte Chiffre, in welcher man, mit„telst einer starken Lupe, J. F. G. Peyrouse entdeckt; diese „Capital-Buchstaben sind sehr leserlich und die folgenden können „leicht entziffert werden. Auf der entgegengesetzten Hälfte des „Stichblatts scheint der Capital-Buchstabe P. eingegraben zu „seyn, oben darüber eine mit Lilien gezierte Krone; an dem „erhabenen Theile des Stichblattes, unmittelbar über der zur „Befestigung der Klinge bestimmten Oeffnung, entdeckt man ein „Kreuz zwischen den Buchstaben F. M. F., über ihnen die übri„gen maurerischen Sinnbilder (das Winkelmaaß und den Compaß). „In Folge dessen vermuthet unser Correspondent und, wir glau„ben, mit Wahrscheinlichkeit, dieses Zeichen deute wohl an, daß der „unglückliche Schiffer der Freimaurerei angehörte, indem die Buch„staben die Initialen (Anfangsbuchstaben) von Franc-maçon„frère (Bruder Freimaurer) bilden. Man entdeckt auch auf der „inneren Oberfläche der Gefäßmuschel oder des Stichblattes einen „kleinen Anker, der indessen allerdings sehr klein und nicht sehr „deutlich ist."

Administration der Münzen.

Im Jahre Ein Tausend Achthundert und Sieben und Zwanzig, am funfzehnten Juni, um drei Uhr Nachmittags, haben wir, Präsident und Administratoren der Münzen, uns im Berathungs-Saal versammelt um 1) den silbernen Griff eines Degens zu untersuchen, der uns im Namen des Ministers der Marine und der Colonieen, durch Herrn Damarin, eingehändigt worden ist; 2) die Zeichen, die sich auf gedachtem Degengefäß eingegraben finden, zu verificiren; 3) zu constatiren, ob es von französischer Fabrik sey 4) möglichst genau die Epoche zu bestimmen, in welcher es verfertigt seyn kann — alles dieses in Gemäßheit des von Sr. Excellenz unterm 7. gegenwärtigen Monats Juni an uns gerichteten Briefes; haben auch zu unserer Sitzung den General-Graveur der Münzen und diejenigen Agenten der Administration zugezogen und berufen, die besonders genaue Kenntniß der alten Stempel der Gold- und Silber-Proben besitzen, und haben mit ihnen erkannt und erklärt, was folgt:

Das Degengefäß, wovon die Rede ist, steht mit der Entdeckung in Verbindung, die der englische Capitain Dillon von Seeleuten gemacht zu haben glaubt, die zu der Expedition des Grafen La Peyrouse gehört haben und auf einer der Inseln von Malicolo noch leben sollen. Es ist dem Minister der Marine von dem Capitain Dillon übersendet worden, welcher es von einem Lascar erhalten, den er 1813 auf der Insel Tucopia zurückgelassen und im Monat Mai 1826 wieder gefunden hat. Dieses Degengefäß hat, in dem Archipelagus, wo es aufgefunden worden, und in den Ländern, wo es der Gegenstand einer gerechten Neugierde gewesen ist, zu einer Menge Vermuthungen Veranlassung gegeben, deren Resultat war, daß der Degen dem Herrn von La Peyrouse gehört und dieser ihn ohne Zweifel von Sr. Maj. Ludwig XVI. zum Geschenk erhalten habe, denn ein französischer Künstler hatte an der besondern Arbeit des Gefäßes zu erkennen geglaubt, daß sie ungefähr vierzig Jahre alt und in einer Manufactur von Versailles verfertigt sey. Ein darauf abgedrucktes Monogramm hatte die Initial-Buchstaben des Namens und der Vornamen des Herrn von La Peyrouse zu enthalten geschienen; ein zweites Zeichen war für ein gekröntes P. erkannt worden; in einer dritten eingegrabenen Stelle sah man von der einen Seite die Buchstaben F. M. F. die man in die Worte übersetzte: franc-maçon-frère, und von der andern einige maurerische Sinnbilder, welche die Meinung bestätigten, daß der unglückliche Schiffer dem Orden der Freimaurer angehört habe. Endlich hatte man in einem vierten Zeichen auf der Rückseite des Degengefäßes, mit Hülfe einer Lupe, einen sehr kleinen Anker zu unterscheiden geglaubt, was sich denn an die Idee knüpfte, daß der Degen einem Seemann angehört habe.

Alle diese Vermuthungen, alle diese Auslegungen sind eben so viele Täuschungen und Irrthümer. Mit Hülfe der alten Stempel der Gold- und Silber-Proben, ihrer Platten und Formen, die bei der Münzverwaltung sorgfältig aufbewahrt worden sind, und mittelst der bestimmtesten Aufschlüsse und genauesten Untersuchungen, erkennen wir und geben für gewiß:

1) Daß die Chiffre oder das Monogramm, das man in einem kleinen viereckigen Raume zur Rechten der Oeffnung sieht, die zur Einschiebung der Klinge in der Mitte des Gefäßes sich befindet, nichts weiter als der Stempel ist, poinçon de charge genannt, der von 1774 bis 1780 in Gebrauch war und dazu diente, die mittlern Arbeiten zu

zeichnen, wovon die Goldschmiede und Schwertfeger, die damals als eine gemeinschaftliche Zunft vereint waren, ihre Declarationen beim Bureau von der Gold- und Silberprobe machten. Dieses Monogramm besteht aus fünf verschlungenen Buchstaben, woraus das Wort Paris gebildet wird, und paßt identisch genau zu dem Stempel, und den Formen, die noch in der Niederlage der Administration existiren.

2) Daß das angebliche gekrönte P., zur Linken der obenbeschriebenen Oeffnung, ein gekröntes Q. ist, welches der Probe-Stempel war, den die Vorsteher der Goldschmiede-Zunft als Bürgschaft und Beglaubigung der angegebenen Gattung von Arbeit ausdrückten. Die Anwendung dieses Stempels, den man Gegenzeichen (Contremarque) nannte, muß zum Jahre 1777 oder 1778 zurückgehen, nämlich nach der Vereinigung des Corps der Schwertfeger mit der Zunft der Goldschmiede, die im Jahre 1776 stattgefunden hatte. Die Formen jener Epoche zeugen von der Identität dieses Stempels.

3) Daß das sogenannte maurerische Symbol, oberhalb des Durchstichs der Klinge, nichts anders ist, als der Stempel des Fabrikanten, welcher einen Dolch vorstellte in der Mitte der Buchstaben F. M. F., unter einer Krone, mit einem Punkte von jeder Seite. Dieser Fabrikant war François-Maximilien Fonceſſe, ein Schwertfeger, welcher in der Straße de la Pelleterie, zu Paris, wohnte, und dessen Name und Vornamen folglich die Initialen oder Anfangsbuchstaben F. M. F. hatten.

4) Endlich daß der Eindruck oder Einschnitt auf der Rückseite und dem Rande des Gefäßes oder vielmehr der Gefäß-Muschel der Stempel ist, poincon de décharge genannt, weil er die Bezahlung der Abgabe bewies, und der, wie die vorhergehenden, zu derselben Zeit eingeführt war. Seine äußerste Feinheit hat ihn für einen kleinen Anker nehmen lassen; aber er stellt einen Affenkopf vor, wie sich aus den Stempeln und Formen deutlich ergiebt, die wir unter unsern Augen haben.

Ueber dieses Alles haben wir gegenwärtiges Protocoll ausgefertigt und unterzeichnet, welchem wir noch eine Zeichnung der obenbeschriebenen vier Stempel haben beifügen lassen, wovon zwei Duplicate an Ihre Excellenzen, die Minister der Marine und der Finanzen, gesendet werden, die dritte aber in den Archiven der Administration niedergelegt bleiben soll.

Geschehen im Verwaltungsrathe der Münze, am Tage und im Jahre wie oben.

Unterz.: Graf von Sussy, Präsident; Mongaz und Lemonnier, Administratoren, und Tiolier, General-Graveur.

Für richtige Abschrift:

Der General-Secretair der Administration,
A. von Lapresle.

Ueber die Verhältnisse der deutschen Völker.

(Nachtrag zu dem Aufsatze in No. 195 d. Bl.)

Nachfolgende Bemerkungen werden für die richtige Auffassung des germanischen Volksgeistes und für die Beurtheilung der jetzigen Cultur-Stufe der Deutschen nicht unerheblich seyn. Von den 55 Millionen Germanen leben fast 47 Mill. in den 71 germanischen Staaten. (Die übrigen 8,100,000 Deutsche wohnen in nicht-deutschen Staaten.) Unter den 71 germanischen Staaten sind:

17 constitutionelle Monarchieen mit 32½ Mill. Einwohner.
36 repräsentative Demokratieen mit fast 11 Mill. Einwohner.
9 reine Monarchieen mit ..... 2,860,000 "
9 reine Demokratieen mit ..... 250,000 "
3 Oligarchieen mit ..... 358,000 "

I. Unter den constitutionellen Staaten enhält:

1. Großbritannien (ohne 8 Millionen Celten in Irland, Wales und dem schottischen Hochlande) ..... 14,500,000 Germanen.
2. Das Königreich der Niederlande (ohne 1½ Mill. Franzosen) ..... 4,500,000 "
3. Schweden und Norwegen ..... 3,800,000 "
4. Baiern ..... 3,700,000 "
5. Würtemberg ..... 1,500,000 "
6. Hannover ..... 1,460,000 "
7. Baden ..... 1,080,000 "
8. Großherzogthum Hessen ..... 670,000 "
9. Nassau ..... 330,000 "
10. Braunschweig ..... 230,000 "
11. Sachsen-Weimar ..... 210,000 "
12. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen ..... 160,000 "
13. Sachsen-Coburg-Gotha*) ..... 140,000 "

Die übrigen vier, Lippe-Detmold, Lippe-Schaumburg, Schwarzburg-Rudolstadt und Waldeck haben zusammen 212,000 Einw.

II. Unter den 36 repräsentativen Demokratieen enthalten:

1. Die 24 Vereinigten Staaten von Nordamerika etwa 10 Millionen Germanen.
2. Die 12 in Deutschland liegenden repräsentativen Demokratieen (ohne 36,000 Franzosen zu rechnen) 958,000 Einw.

Unter diesen sind die 2 freien Städte des deutschen Bundes, Hamburg und Frankfurt mit 180,000 Einw. und die 10 Schweizercantone: St. Gallen, Appenzell Inner-Rhoden, Thurgau, Schaffhausen, Zürich, Zug, Luzern, Aargau, Basel und Wallis mit 778,000 deutschen Einw. (außer 36,000 Franzosen). Fast die ganze nördliche Schweiz besteht also aus repräsentativen Demokratieen.

III. Unter den 9 deutschen Monarchieen enthalten:

1. Dänemark ..... 1,900,000 Einwohner.
2. Kurhessen ..... 580,000 "
3. Oldenburg ..... 220,000 "

Die übrigen 6 (Schwarzburg-Sondershausen, Hohenzollern-Sigmaringen, Hohenzollern-Hechingen, Anhalt-Bernburg, Hessen-Homburg und Lichtenstein) enthalten zusammen 162,500 Einw. Diese 9 Staaten haben ihre Rechte auf eine constitutionelle Verfassung, zwar auf dem Wiener Congresse von ihren Fürsten anerkannt erhalten, aber diese letztern haben sich bis jetzt nicht entschließen können, ihrer Willkührherrschaft selbst einen constitutionellen Zügel anzulegen.

IV. Unter den 9 reinen Demokratieen enthalten:

1. Die 2 freien Städte des deutschen Bundes, Lübeck und Bremen, 90,000 Einwohner.
2. Die 7 Schweizercantone, Graubündten, Glarus, Schwyz, Uri, Oberwalden, Niederwalden und Appenzell-Außer-Rhoden, 160,000 Einwohner (außer 50,000 Italienern und romanischen Ein-

*) Hier fehlt, was als No. 14 hätte aufgeführt werden sollen: Sachsen-Altenburg mit angefähr 92 — 94,000 Einwohnern; woraus sich denn auch 18 constitutionelle Monarchieen (nach der Meinung des Verf.) ergeben würden. Anmerk. d. R.

wohnern). Fast die ganze östliche Schweiz ist also rein demokratisch.

V. Die 3 Oligarchieen sind: die 3 Schweizercantone Bern, Freyburg, und Solothurn. Sie enthalten 100,000 französische und 858,000 deutsche Einwohner, und stehen unter der Herrschaft des Stadt-Adels, der sogenannten Patrizier. Bemerkenswerth ist, daß die Oligarchieen alle 3 an der deutsch-französischen Gränze liegen.

Die 53 germanischen constitutionellen Monarchieen und repräsentativen Demokratieen haben fast 43¼ Millionen Einwohner. Dagegen die 21 reinen Monarchieen, reinen Demokratieen und Oligarchieen haben nicht ganz 8¼ Mill. Einw. Hieraus ist deutlich zu sehen, daß der Geist der germanischen Völker sich ganz dem repräsentativen Verfassungswesen zugewendet hat, und daß alles davon abweichende als ein Ueberbleibsel fremder Zeiten und als eine Ausnahme von der Regel zu betrachten ist.

Die 8,100,000 Deutschen, welche zu nicht-deutschen Staaten gehören, stehen größtentheils unter mongolischer Herrschaft; denn 4 Mill. gehören zu Preußen und 2,600,000 zu Oesterreich. Die übrigen 1½ Mill. gehören zu einem celtischen Staate, nämlich zu Frankreich, und erfreuen sich also einer constitutionnellen Regierung, daß aber die 6,600,000 Deutschen, die zu den zwei mongolischen Staaten gehören, keine constitutionnelle Freiheit genießen, versteht sich wohl von selbst. Diejenigen, welche seit 1813 erwarteten, daß dieselben eine constitutionnelle Verfassung erhalten würden, hegten noch weitaussehende Hoffnungen. Dies muß jedem Verständigen einleuchten, wenn er bedenkt, daß in Preußen die deutschen Provinzen nur den dritten, und in Oesterreich gar nur den zwölften Theil des ganzen Staates ausmachen; die große Masse in diesen Staaten aber aus reinen und germanisirten Slaven, also Mongolen, besteht. Diese Völker sind unsere abendländischen Staatsverfassungen nicht gewohnt, und haben keinen Sinn dafür. Für sie ist die reine Monarchie eine Wohlthat, weil sie den Druck der Aristokratie mildert, und den Bauer gegen seinen Leibherrn einigermaaßen beschützt. Daher erklärt sich die Liebe, welche sowohl im Osten des preußischen Staats, als in Oestreich und Rußland den Fürsten von Seiten der gedrückten Volksklasse zu Theil wird, und man wird es diesen Fürsten also nicht verdenken, wenn sie für ihre Völker die constitutionnelle Verfassung nicht passend finden. Auf der andern Seite kann es aber nicht ausbleiben, daß für die deutschen Provinzen, welche mit diesen mongolischen Reichen vereinigt sind, eine solche Verbindung mannigfaltige Unbehaglichkeiten hervorbringen muß, denen eine billige und weise Regierung gewiß durch anderweitige Concessionen eine Wiederlage bereiten sollte.

Stellen aus dem Leben Napoleon's, die ihn in seinen persönlichen Eigenthümlichkeiten und Character darstellen.

Von Walter Scott.

Die Insel Corsica war im Alterthum merkwürdig als Schauplatz der Verbannung Seneca's und zeichnete sich im letztverflossenen Jahrhundert durch die denkwürdige Standhaftigkeit aus, mit welcher die Eingebornen ihre Freiheiten gegen die Genueser und Franzosen in einem Kriege vertheidigten, der den hohen und unbezähmbaren Sinn der Insulaner und den heftigen und rachsüchtigen Geist, der ihrem Lande und Clima eigen ist, bekundete.

Auf dieser Insel, bestimmt, ihre künftige Wichtigkeit hauptsächlich von diesem Umstande zu bekommen, erblickte Napoleon Buonaparte oder Bonaparte *) das Licht der Welt. Seine Familie war von Adel, obgleich nicht von großem Ansehn und in Glücksgütern heruntergekommen. Die Schmeichelei forschte späterhin der Spur des Namens, den er berühmt gemacht, in fernen Zeiten nach und es wurden alte Documente aufgesucht, um die Entdeckung zu machen, daß ein Buonaparte ein Buch geschrieben, ein andrer einen Tractat unterzeichnet, ein Frauenzimmer der Familie einem Pabst das Leben gegeben habe und was dergleichen kleinliches Streben nach Auszeichnung mehr ist, das aber von Napoleon mit Recht als trivial und keiner Beachtung werth angesehen ward. Er antwortete dem Kaiser von Oesterreich, der eine Liebhaberei daran gefunden hatte, die Abkunft seines Schwiegersohnes von einem der kleinen Beherrscher von Treviso herzuleiten, er sey der Rudolph von Habsburg seiner Familie; und einem Genealogen, der sich ein Verdienst daraus machte, seine Abkunft von einer alten Linie gothischer Fürsten herzuleiten, ließ er die Antwort geben, er datire sein Adelsdiplom von der Schlacht von Montenotte, d. h. von seinem ersten Siege.

Alles, was Zuverlässiges über Napoleons Familie bekannt ist, läßt sich in wenigen Worten sagen. Die Buonapartes bildeten eine Familie von einigem Ansehn im Mittelalter; ihre Namen stehen verzeichnet in dem goldenen Buche zu Treviso und ihr Wappen findet sich eingehauen in mehreren Häusern zu Florenz. Da sie aber, während des Bürgerkrieges, für die Ghibelinen Partei genommen, wurden sie von den Guelphen verfolgt; und als man sie aus dem Toscanischen verbannt hatte, nahm einer von der Familie seine Zuflucht nach Corsica, wo er und seine Nachfolger sich niederließen und regelmäßig unter den eingebornen Adelichen der Insel eingeschrieben wurden, auch aller Vorrechte dieses Standes genossen.

Umstände, die wir nach seiner eignen Angabe berichten wollen, verschafften Buonaparte eine Bekanntschaft, die bestimmt war, einen großen Einfluß auf sein künftiges Geschick zu haben. Ein hübscher, zehn- oder zwölfjähriger Knabe fand sich beim Lever des Generals des Innern mit einem Gesuche von ungewöhnlich interessanter Art ein. Er sagte, er heiße Eugen Beauharnois, und sey ein Sohn des vormaligen Vicomte de Beauharnois, der, ein Anhänger der Revolutionspartei, als General im republikanischen Dienst am Rhein gestanden habe, aber, ungerechterweise dem Heils-Ausschusse verdächtig geworden, dem Revolutions-Tribunal überliefert und auf dessen Ausspruch vier Tage vor dem Sturz Robespierre's hingerichtet sey. Eugen wolle nun Buonaparte, als General des Innern, darum bitten, daß ihm der Degen seines Vaters zurückgegeben werde. Das Gesuch des jungen Supplicanten war so in

---

*) Es bestand ein alberner Streit über die Rechtschreibung des Namens, de wie es oft bei Lappalien der Fall ist, zu einer Art Parteizwist war Buonaparte hatte das überflüssige u, das sein Vater in seinem Namen g führt, weggelassen und eine modernere Schreibart angenommen. Einerseit ward dieses als ein Versuch, seinen Namen dem französischen Idiom näh zu bringen, ausgelegt; andrerseits beharrete eine Classe Schriftsteller, a wäre es eine Sache von größter Wichtigkeit gewesen, mit hartnäckigk darauf, den Vocal wieder in den Namen einzuschalten, in der Meinung, sey politisch, nicht zu dulden, daß der siegreiche General das kleinste Zeich seiner italienischen Abkunft fahren lassen, was zu verheimlichen oder läugnen ihm doch in jeder Hinsicht unmöglich gewesen seyn würde, wen er auch wirklich eine solche Absicht gehegt hätte. In seinem Taufs-Regist steht sein Name Napoleone Bonaparte geschrieben, obgleich sich der Vat Carlo Buonaparte unterschrieben hat. Auf die Schreibweise scheint g nicht geachtet worden zu seyn.

teressant, als sein Wesen einnehmend, und Napoleon nahm solchen Antheil an ihm, daß er sich bewogen fand, die Bekanntschaft seiner Mutter, der nachherigen Kaiserin Josephine, zu machen.

Diese Dame war eine Kreolin, die Tochter eines Pflanzers auf St. Domingo. Ihr vollständiger Name war Maria Josephe Rose Tacher de la Pagerie. Auch sie hatte ihren Antheil von den revolutionairen Drangsalen gehabt. Nachdem ihrem Gemahl, dem General Beauharnois, sein Commando genommen worden, ward sie als verdächtig festgesetzt und bis zu der allgemeinen Befreiung gefangen gehalten, die auf die Revolution vom 9. Thermidor folgte. Während ihrer Haft hatte Madame Beauharnois eine vertraute Freundschaft mit einer Leidensgefährtin, Madame Fontenai, nun Madame Tallien, angeknüpft, die ihr nach der Vermählung ihrer Freundin von großem Nutzen war. Bei einer merkwürdig reizenden Gestalt, einem einnehmenden Wesen, und einer unerschöpflich guten Laune war Madame Beauharnois geschaffen, die Zierde der Gesellschaft auszumachen. Barras, der Held des Thermidors, selbst ein Ex-Adelicher, war ein Freund der Gesellschaft und wünschte sie in einer angenehmeren Weise, gesäubert von dem Schlamm, den der Jacobinismus überall dem theuersten Interesse des Lebens beigemischt hatte, zu genießen. Dabei liebte er den Prunk und das Vergnügen, welchen beiden er nun fröhnen durfte, ohne, wie zur Zeit der Schreckensregierung, in Gefahr zu kommen durch eine Verbindung der Eleganz mit den Genüssen des gesellschaftlichen Umganges den Verdacht, als fehle es ihm an Bürgersinn, auf sich zu laden. In den Zimmern, die er als einer vom Directorium im Pallaste Luxemburg inne hatte, ließ er seinem natürlichen Hange freien Lauf und versammelte dort eine angenehme Gesellschaft beiderlei Geschlechts. Madame Tallien und ihre Freundin bildeten die Seele dieser Gesellschaften, und man muthmaaßte, Barras sey nicht unempfindlich für die Reize der Madame Beauharnois, ein Gerücht, das, mit oder ohne Grund, leicht aufkommen konnte.

Als Madame Beauharnois und der General Buonaparte in ein innigeres Verhältniß traten, versichert uns letzterer, und wir sehen keinen Grund, es ihm nicht zu glauben, daß ihn, da die Dame, obwohl zwei oder drei Jahre älter*) als er selbst, doch noch in voller Blüthe ihrer Schönheit gewesen, nur ihre persönlichen Reize dazu vermocht hätten ihr seine Hand, Herz und Geschick anzubieten, wohl nicht ahnend, zu welcher Höhe ihn letzteres bringen werde.

Obwohl von ihm selbst gesagt wird, er sey ein Fatalist gewesen, der an Vorbestimmung und an den Einfluß seines Gestirns glaubte, hat er doch muthmaaßlich nichts von der Prophezeihung einer Wahrsager-Negerin gewußt, die Marie Josephen, als sie noch ein Kind war, das Prognosticon stellte, sie würde eine Würde, höher noch als eine Königin, erreichen, sie aber noch vor ihrem Tode wieder verlieren.**) Es war dieses eine von den vagen Weissagungen, wie sie Narren oder Betrüger so aufs gerathewohl machen, an die aber die Caprice des Schicksals zuweilen ein entsprechendes und sie erfüllendes Ereigniß knüpft. Aber auch ohne Vertrauen auf die Vorhersagung der afrikanischen Sybille, mag Buonaparte sein Bündniß wohl eben sowohl unter den Auspicien des Ehrgeizes als der Liebe geknüpft haben. Die Ehelichung der Madame Beauharnois war ein Mittel sein Geschick an das von Barras und von Tallien zu knüpfen, wovon der erstere, als ein Mitglied vom Directorium, in Frankreich herrschte und der letzte vermittelst seiner Talente und Verbindungen kaum einen geringern Einfluß hatte. Er hatte sich schon durch sein Benehmen am Tage der Sectionen um sie verdient gemacht, er mußte aber ihre Gunst noch mehr in Anspruch nehmen, um noch höher zu steigen, und es läßt sich, ohne den Verdiensten der Braut zu nahe zu treten, annehmen, daß der Einfluß, den sie bei ihm hatte, den Absichten ihres Liebhabers mit entsprach. Inzwischen ist es ausgemacht, daß er stets große Zuneigung für sie hegte; daß er ihrem Schicksale vertrauete, welches er als an das seinige angeknüpft und diesem Stärke verleihend ansah, und daß er überdem großes Zutrauen in Josephinens Tact und Geschicklichkeit in politischen Dingen setzte. Sie verstand die Kunst, jederzeit sein Temperament zu mäßigen und die eilfertigen Beschlüsse zorniger Augenblicke abzuwenden, nicht daß sie sich geradezu darwider aufgelehnt hätte, sondern durch ein allmähliges Abwehren und Entwaffnen. Auch muß ihr zu großem Ruhme nachgesagt werden, daß sie stets, und oft mit Erfolg, der Sache der Menschheit das Wort redete.

Sie wurden vermählt am 9. März 1796, und die Mitgift der Braut war das Ober-Commando der italienischen Armee'n, ein Schauplatz, der dem Ehrgeize des jugendlichen Generals ein weites Feld eröffnete. Buonaparte blieb nach der Vermählung nur drei Tage bei seiner Gattin, dann eilte er seiner Familie, die noch zu Marseille lebte, einen Besuch zu machen, und nachdem er des Vergnügens genossen sich als einen Liebling des Glückes in der Stadt zu zeigen, die er erst kürzlich als ein dürftiger Abentheurer verlassen hatte, setzte er schleunig seinen Weg fort, um die Laufbahn zu betreten, zu welcher er vom Fatum berufen worden war, als es ihn an die Spitze der italienischen Armee stellte.

Der rückkehrende Frieden bringt auch die häuslichen Freuden zurück und gewährt die Mittel, ihrer zu genießen. Buonaparte machte noch immer den Liebhaber, obgleich er nun schon zwei Jahre und darüber verheirathet war. Ein Theil des mit seiner Braut geführten Briefwechsels ist erhalten worden und giebt ein merkwürdiges Bild von einem Temperamente, das gleich feurig in der Liebe als im Kriege war.*)

*) Buonaparte zählte damals 26 Jahre und Josephine gab ihr Alter in dem Ehecontracte zu 29 Jahre an.

**) Eine Dame von hohem Range, die zufällig eine Zeitlang in dem nämlichen Kloster lebte, wo auch Josephine in Pension oder als Kostgängerin war, hörte sie dieser Prophezeiung erwähnen und hat sie dem Verfasser selbst eben um die Zeit der italienischen Expedition, als Buonaparte anfing Aufmerksamkeit zu erregen, mitgetheilt. Der Weissagung hängt man noch gewöhnlich die Klausel an, die Partei, welche sie betreffe, werde in einem Hospitale sterben, was denn hernach als auf Malmaison Bezug habend, gedeutet ward. Dieses hat der Verfasser jedoch nicht von der nämlichen Autorität. Die erwähnte Dame pflegte auf das belobendste von dem einfachen Wesen und der großen Herzensgüte der Madame Beauharnois zu sprechen.

*) Diese Correspondenz findet sich abgedruckt in einer bei Longman & Co. zu London in zwei Octav-Bänden herausgekommenen Reisebeschreibung durch die Niederlande, Holland, Deutschland, die Schweiz, Savoyen und Frankreich in den Jahren 1821 — 1822, von E. Tennant, Esq. Die Handschriften der Briefe werden mitgetheilt und es scheint kein Grund vorhanden zu seyn, ihre Aechtheit in Zweifel zu ziehen. Hier eine Probe davon, die vielleicht auch als Bestätigung der Meinung eines großen Rechtsgelehrten dienen kann, daß Liebesbriefe jedermann, außer dem Schreiber oder dem Empfänger derselben, als das unsinnigste Zeug von der Welt erscheinen müssen:

„Durch welche Kunst ist es Dir möglich gewesen, alle meine Sinne zu fesseln und meine moralische Existenz in Dir selbst zu concentriren? Es ist ein Zauber, mein Liebchen, der nur mit meinem Leben endigen wird. Leben für Josephine — das ist die Geschichte meines Lebens. Ich schmachte, zu Dir hinzukommen, ich sterbe, Dir nahe zu seyn. O Thor, der ich bin, nicht zu sehen, daß ich die Entfernung zwischen uns vergrößre. Welche Strecken, welche Länder trennen uns! Welch eine Zeit, ehe Du diese schwachen Ausdrücke einer bewegten Seele, in der Du herrschest, liest! Ach! angebetetes Weib, ich weiß nicht, welches Schicksal meiner wartet, hält es mich aber noch viel länger von Dir entfernt, so wird es unerträglich seyn und mein Muth dafür nicht ausreichen. Es gab eine Zeit, wo ich stolz auf meinen Muth war; und wenn ich zuweilen an die Uebel dachte, die Menschen mir zufügen könnten, und an die Schicksale, die die Vorsehung mir bestimmt haben möchte, so heftete ich meine Augen fest auf jedes denk-

Die Sprache des Siegers, der über Staaten entschied, wie es ihm gut dünkte, und der die berühmtesten Feldherren seiner Zeit schlug, ist so enthusiastisch, als es nur die eines Arkadiers seyn könnte. Wir können jedoch die Wahrheit nicht unterdrücken, daß (in Stellen, die wir gewiß nicht anführen wollen) sie zuweilen in einen Ton von undelicatesse verfällt, den, trotz der Vertraulichkeit des ehelichen Standes, ein englischer Gatte nicht anstimmen, noch eine englische Gattin als den schicklichen Ausdruck ehelicher Zärtlichkeit ansehn würde. Inzwischen scheint es außer Zweifel zu seyn, daß die Anhänglichkeit, die sich in diesen Briefen ausspricht, wirklich aufrichtig war, und bei einer Gelegenheit wenigstens drückte sie sich wahrhaft ritterlich aus, da nämlich, als er schrieb: „Warwiser soll mir die Thränen theuer bezahlen, die er Dich weinen macht!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Persische Sitten.

Kürzlich hat ein ehemals im Gefolge der Gesandtschaft, welche im Jahr 1800 von Bombay aus an den Hof zu Teheran war abgeschickt worden, gestandener Mann in London Skizzen über Persien herausgegeben, die eben so interessant als lehrreich sind. Wir heben davon einige Züge aus.

In jedem Lande hält man auf Ceremonie und Gebräuche; allein nirgendwo legt man ein so bedeutendes Gewicht auf ihre Beobachtung, als bei den asiatischen Völkern. Die Perser schließen allgemein aus dem Benehmen der Abgesandten einer auswärtigen Nation auf den Character derjenigen, welche sie vorstellen. Glücklicherweise hatte unser Elchee (Gesandter) bereits an mehrere der angesehensten Höfe Indiens Sendungen erhalten, deren Sitten denen in Persien nahe kommen, und deshalb war ihm die Kaida-e-mis-hest-ooberkast, oder die Kunst sich niederzusetzen und sich zu erheben, nicht fremd; er wußte die Gelegenheiten, bei denen dieses stattfinden muß, wie weit man einem annahenden Fremden entgegenkömmt, und ihn nachher vor das Zelt oder aus dem Hause zu begleiten hat, je nachdem es sein Stand und Rang erfordert. Dabei ist denn von großer Wichtigkeit, wenn, und auf welche Manier man die Kellians schmaucht und Kaffee nimmt; denn es liegt entweder Ehre oder Kränkung in der Weise, wie solche Erfrischungen angeboten werden. Wer Euch besucht, den stimmt die Aufmerksamkeit, die auf seine Bedienung verwendet wird, entweder zum Bleiben oder zum Weggehen. Steht er über Euch, so habt Ihr ihm selbst dieselbe zu bieten, und nur auf sein Ansuchen sorgt man dann für sich selbst; ist er am Range gleich, so werden die Pfeifen umgetauscht, und Ihr greift von selbst zur zweiten Tasse; steht er tiefer, so läßt man ihn aus seiner eigenen Pfeife rauchen, und es wird einem Diener bedeutet, ihm eine Tasse zu reichen; wollt Ihr ihn aber in Respekt halten, so greift Ihr zuerst nach der Tasse, und gebt dem Diener einen Wink mit der Hand, daß er dem Gast aufwarte. Man hängt so fest an solchen Kleinigkeiten, daß bei der Ankunft des Gesandten ein Mirza, der ihm bei der Anordnung seines Anzuges behülflich seyn wollte, eine Menge Bildnisse von früheren Abgesandten herbeibringen ließ, und unter den Trachten aus vielen Jahrhunderten diejenige vorschlug, welche Sir Anthony Shirley zur Zeit der Königin Elisabeth getragen hatte, wobei er denn bemerkte: „Se. Maj. wünsche, in allen Punkten den Sitten Ihrer Vorgänger nachzukommen, indem Sie wohl wüßten, was der Würde des persischen Thrones gebühre." — Die Perser können nicht begreifen, wie man anderswo die Vielweiberei untersagen könne. Der Schach fragte in der That den Gesandten in einer Audienz, ob es denn wahr sey, daß der König von England nicht mehr als eine Gattin habe? Der Gesandte antwortete: kein christlicher Monarch habe deren mehr, und was die Maitressen betreffe, so stehe die Moral und die Religion deren Haltung entgegen. „Das ist wohl gut, entgegneten Se Maj., in ein Gelächter ausbrechend, allein ich möchte dort nicht König seyn." Eben so wenig konnte er begreifen, was individuelle Freiheit heiße, und meinte zuletzt, der König von England müsse wohl nichts weiter als ein oberster Beamter seyn, wobei doch wenig Vergnügen seyn müsse, denn, sagte er, dem Suliman Khan Kajir und allen andern Chefs des Reiches, welche hier anwesend sind, darf ich nach Wohlgefallen die Köpfe abschlagen lassen — nicht wahr?... wandte er sich zu ihnen. „Als Gebieter über die ganze Welt steht das Euch allerdings zu, sagten sie, falls Ihr daran Wohlgefallen fändet." — Die Bemerkungen des Schach erinnern den Autor an die Worte des Großsultans auf die Erklärung, welche ihm von der englischen Constitution und von der Opposition im Parlament gemacht wurde. „Warum, fragte der türkische Monarch, schickt ihnen der König von England nicht die Schnur?"

---

bare Mißgeschick, ohne eine Miene zu verziehen — ohne Unruhe; aber jetzt die Vorstellung, meine Josephine könne unwohl seyn — und vor allen der grausame, tödtliche Gedanke, sie könne mich weniger lieben, das drückt mir das Herz ab, macht mein Blut erstarren, macht mich traurig, niedergeschlagen, und läßt mir nicht einmal den Muth der Raserei und Verzweiflung. Vormals pflegte ich zu mir selbst zu sagen, niemand könne dem etwas anhaben, der ohne Reue zu sterben vermöge; aber nun, sterben, ohne von Dir geliebt zu seyn, sterben ohne diese Gewißheit — das ist Höllenqual — das ist ein lebendiges und sprechendes Bild gänzlicher Vernichtung; es ist mir, als sollte ich ersticken. O unvergleichliche Gefährtin, Du, vom Schicksal ausersehen, mit mir die mühvolle Lebensreise zu machen, wenn ich Dein Herz nicht mehr besitzen soll, so wird die versengte Natur für mich ohne Wärme, ohne Leben seyn."

„Ich schließe, Vielliebchen; mein Herz ist traurig — mein Körper ermattet — mein Kopf schwer — die Menschen ekeln mich an — ich sollte sie hassen: sie trennen mich ja von meiner Geliebten."

„Ich bin in Port Maurice, unweit Oneille; morgen werde ich zu Albenga seyn; beide Armeen sind in Bewegung. Wir suchen einander zu überlisten; Sieg dem Schlauesten! Ich bin sehr wohl mit Beaulieu zufrieden. Hält er mich tüchtig in Allarm, ist er mir lieber als sein Vorweser. Ich hoffe, ihn in gutem Styl zu schlagen. Sey ohne Sorgen — liebe mich als Dein Augenlicht: nein, mehr noch — als Dich selbst, mehr als Dich selbst, als Dein Gedanke — Deine Seele — Dein Alles! Engel, verzeih, — ich sinke zusammen. Die Natur ist schwach für den, der stark empfindet, für den, den Du liebst!"

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unten genannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 129.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 200 Hamburg, Sonnabend den 7. Juli 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Stellen aus dem Leben Napoleon's, die ihn in seinen persönlichen Eigenthümlichkeiten und Character darstellen.

Von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Briefwechsel scheint es, daß Josephine ihrem Gemahl unter der Obhut von Junot nachreiste, als dieser, nachdem er seinen Auftrag wegen Uebergabe der dem Beaulieu abgenommenen Fahnen und Standarten an das Directorium und die Repräsentanten des französischen Volkes ausgerichtet, von Paris zurückkehrte. Im Monat December 1796 befand sich Josephine zu Genua, wo diejenigen dieses alten Staates, die dem französischen Interesse anhingen, sie mit raffinirter Pracht empfingen, und wo, zum Aergerniß der strengen Katholiken, die zu einem Balle beim Herrn von Serva gebetene Gesellschaft bis spät am Freitag Morgen versammelt blieb, ohne Rücksicht auf die Gegenwart eines Senators, der eben da einen Beschluß des Senats zur besseren Haltung des Fasttages in der Tasche hatte, es aber nicht wagte, ihm hier Folgeleistung verschaffen zu wollen. Es waren dieses muthmaaßlich nur gelegenheitliche Besuche; aber nach Unterzeichnung des Tractats von Leoben, und während der verschiedenen Unterhandlungen, die dessen endlichem Abschlusse, so wie er zu Campo Formio ratificirt worden, vorhergingen, lebte Josephine in häuslicher Geselligkeit mit ihrem Gatten auf dem schönen Landsitze, oder wohl eigentlicher Pallast von Montebello.

Diese, durch die dort gepflogenen wichtigen Verhandlungen berühmt gewordene Villa, liegt einige wenige Meilen von Mailand an einem sanft abschüssigen Hügel, von wo aus man eine sehr weite Aussicht auf die fruchtbaren Thäler der Lombardei hat. Die Damen vom höchsten Range sowohl, als die wegen ihrer Schönheit oder Talente berühmten — kurz alle, die die Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu vermehren im Stande waren, — kamen täglich, um Josephinen zu huldigen, und wurden von ihr mit einem so gewandten Anstande empfangen, als wäre sie von von ihrer Geburt an für die Ausübung so hoher Galanterien, als die der Gattin einer so ausgezeichneten Person, als Napoleon war, zu-len, bestimmt gewesen.

Die Unterhandlungen gingen ihren Gang unter Lust und Freuden. Die verschiedenen Botschafter und Gesandten Oesterreichs, des Papstes, der Könige von Neapel und Sardinien, des Herzogs von Parma, der Schweizer-Cantons, mehrerer deutschen Fürsten, — ein Schwarm von Generalen, Beamten und Städte-Deputirten, — dazu die tägliche Ankunft und Versendung von Courieren, das Treiben und Jagen in der Förderung wichtiger Geschäfte, dazwischen eine Abwechselung von Festen und Lustbarkeiten, Bällen und Jagdpartieen — stellten das Bild einer glänzenden Hofhaltung dar, daher diese Versammlung auch von den Italienern der Hof von Montebello genannt wurde. Hinsichtlich der Wichtigkeit war es ein solcher; denn es handelte sich darum, die politischen Verhältnisse Deutschlands zu ordnen und über das Schicksal des Königs von Sardinien, der Schweiz, Genua's zu entscheiden; alle bestimmt, aus dem Munde Napoleons die Bedingungen zu vernehmen, unter welchen ihr Daseyn fortbestehen oder aufhören sollte.

In nicht geringem Grade war Montebello auch ein Sitz der Vergnügungen. Die Oberhäupter dieses diplomatischen und militairischen Hofes machten Excursionen nach dem Lago Maggiore, dem Lago di Como, den Borromeischen Inseln und nahmen nach Gefallen Besitz von den Villas, die diese herrlichen Regionen umgeben. Jede Stadt, jedes Dorf suchte sich durch irgend ein besonderes Zeichen der Huldigung und Achtung für den hervorzuthun, dem man den Namen Befreier von Italien gegeben hatte. Diese Aeußerungen rühren größtentheils von Napoleon selbst her, der auf diesen Abschnitt seines Lebens mit wärmerer Erinnerung und angenehmeren Gefühlen zurückgeschaut zu haben scheint, als auf irgend einen andern.

Es war dieses wahrscheinlich die glücklichste Zeit seines Lebens. Er genoß an Ehre mehr als ein gekröntes Haupt, und sie hatte da noch den vollen Reiz der Neuheit auf ein Gemüth, das zwei oder drei Jahre früher sich noch in Dunkelheit abhärmte. Er war im Besitz der Macht, ohne deren Bekümmernisse und Gefahren erlebt zu haben; überall um ihn her hoffte man Großes von ihm, und diese Hoffnungen hatte er noch nicht zu Schanden gemacht. Er war in der Blüthe der Jugend, und vermählt mit einer Frau nach seinem Herzen. Vor allem brannte in ihm die Hoffnungsgluth, die ihn selbst nach einer noch höhern Herrschaft streben hieß, und er war es damals noch nicht inne geworden, daß dem Besitze Sättigung folgt und das alles irdische Sehnen und Wünschen, wenn völlig befriedigt, in Täuschung und Geistesüberdruß endigt.

— In dem wechselvollen Leben des wundervollen Mannes, mit dem wir es zu thun haben, ist vielleicht nichts so sehr interessant, als die Veränderung, die gleich nach dem Wiener Frieden in seiner häuslichen Einrichtung statt fand. Die Haupturſachen dieser Veränderung wurzeln tief in der menschlichen Natur, aber es gab deren noch andre, die aus der eigenthümlichen Lage Napoleons herrührten. Der Wunsch, Nachkommen zu haben, noch lange nachher, wenn unsre irdische Laufbahn beendigt ist, durch diejenigen repräsentirt zu werden, die ihr Leben und ihr Verhältniß in der Gesellschaft uns verdanken, ist tief in unserm Geschlechte eingewurzelt. Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat man es für eine Segnung gehalten, Kinder zu haben, so wie die Unfruchtbarkeit wenigstens für ein Mißgeschick, wenn nicht selbst für einen Fluch. Der Wunsch, durch unsre Nachkommen mit der Welt in einer

fortlebenden Verbindung zu bleiben, wird noch stärker, wenn Glücksgüter oder hohes Ansehen zu erwerben sind; und wie eitel auch der Gedanke seyn mag, so giebts doch wenige, an welchen die Menschen mit so aufrichtiger Liebe hängen, als an der Aussicht, die Glücksgüter auf ihre Kindes-Kinder zu bringen, die sie von ihren Vätern geerbt, oder durch den eignen Fleiß erworben haben. In diesem Gefühle liegt sowohl Herzensgüte als ein wenig Eitelkeit; denn die Anhänglichkeit, die wir für die Kinder haben, die wir sehen und lieben, fließt natürlich abwärts auf den Stamm derselben, den wir vielleicht nie zu Gesicht bekommen. Die Liebe für eine entfernte Nachkommenschaft ist gewissermaaßen die Metaphysik der natürlichen Zuneigung.

Unmöglich konnte der Gründer eines so großen Reichs, als das von Napoleon, eines Gefühls ermangeln, das so tief in unsrer Natur eingepfropft ist, daß es auch auf den kleinsten Besitzer eines Häuschens und einiger wenigen Aecker Einfluß hat; — es hat den Charakter, sich in dem Grade der Größe der Hinterlassenschaft fühlbar zu machen; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat es in der Welt nie eine so ausgedehnte und furchtbare Macht, als die Napoleons, gegeben, auch läßt sich vertrauensvoll hoffen, daß die Vorsehung nie eine ähnliche wieder aufkommen lassen wird. Außer ihrer Unermeßlichkeit, war sie überdem das Werk seiner eignen Talente; deshalb mußte es ihm um so schmerzlicher seyn, zu denken, daß das, durch so viele Arbeit und Blut zu Stande gebrachte System mit dem Tode dessen wieder in Trümmern zerfallen sollte, von dem es aufgeführt worden war, oder daß die Zügel des Reichs nach diesem Ereigniße

„von irgend einer Hand außer seiner Linie,
keinem Sohne von seinem eignen Stamme,“

würden ergriffen werden. Der Galletropfen, den der Dichter so wahr als den Becher des Usurpators von Schottland vergällend beschreibt, verbreitete auch, das ist nicht zu bezweifeln, seine ganze Bitterkeit in dem von Napoleon.

Die Unfruchtbarkeit der Kaiserin Josephine war nun durch den Lauf der Natur zu einem nicht abzuhelfenden Uebel geworden, über das sie in hoffnungsloser Bekümmerniß trauerte; und einsehend, von welchen schwankenden Umständen die Fortdauer ihrer Verbindung nun abzuhängen schien, gab sie zuweilen eifersüchtigen Launen Raum, weniger, wie Napoleon gesagt, aus persönlicher Anhänglichkeit, als aus dem Argwohn, daß ihr Einfluß auf das Herz ihres Gemahls vermindert werden möchte, wenn er von irgend einer Liebschaft einen Sprößling bekäme.

Sie war nun auf ein Auskunftsmittel bedacht und bot den Einfluß, den sie bei ihrem Gatten hatte, auf, ihn zu vermögen, daß er sich, vermöge der unbegränzten Gewalt, die ihm die kaiserliche Verfassung verliehen hatte, einen Nachfolger erwähle. Sie suchte natürlicher Weise seine Wahl auf Eugen Beauharnois, seinen Stief- und ihren leiblichen Sohn aus der ersten Ehe, zu lenken; dieses fand aber kein Gehör bei Buonaparte. Ein Kind, Sohn seines Bruders Ludwig und der Hortense Beauharnois, schien, während seiner kurzen Existenz, geeigneter zu seyn, der erkorne Erbe dieser unermeßlichen Hinterlassenschaft zu werden. Napoleon schien Zuneigung zu dem Knaben zu haben; und wenn derselbe im kindischen Geiste seine Freude über den Schall der Trommel äußerte, oder mit Wohlgefallen auf die Waffen und das Bild des Krieges schauete, so soll er ausgerufen haben: „Das ist ein Kind, geeignet mir zu folgen, vielleicht mich zu übertreffen.“

Die Feststellung seiner Wahl auf einen mit ihr selbst in so naher Verbindung stehenden Erben, würde den Einfluß Josephinens so viel gesichert haben, als es, ohne ihrem Gemahl selbst einen Nachkommen zu geben, nur möglich war; aber dieser Aussicht sollte sie nicht lange froh bleiben. Der Sohn Ludwigs und Hortensens starb an einer Krankheit, welcher Kinder unterworfen sind; und so ward, noch ein Zweiglein, der Sprößling gebrochen, der, zur Reife gediehen, vielleicht die Stütze eines Reiches geworden wäre. Napoleon zeigte den tiefsten Schmerz, Josephinens Kummer aber war gleich dem einer völlig Hoffnungslosen.

Und dennoch waren die Ansprüche Josephinens auf die Liebe ihres Gemahls, ihr Mißgeschick, ihm keinen Erben geben zu können, abgerechnet, so zahlreich, als sie nur eine Frau haben konnte. Sie hatte mit ihm sein Geschick in niederen Umständen getheilt, und, durch ihre Leitung und Geschicklichkeit während seiner Abwesenheit in Aegypten ihm die Bahn zu dem glänzenden Erfolge gebrochen, den er nach seiner Rückkunft hatte. Auch hatte sie viel dazu beigetragen, seine Regierung populair zu machen, indem sie die raschen und heftigen Ausbrüche des Zorns milderte, zu welchen er sich durch sein Temperament hinreißen ließ. Niemand konnte, wie Josephine, die Eigenheiten des Temperaments ihres Gemahls beurtheilen; niemand wagte es, wie sie, sich eher seiner Ungnade auszusetzen als ihm nicht zum Bessren zu rathen; niemand hatte gleiche Gelegenheit, den rechten Augenblick zur Vermittlung abzuwarten; und niemand, darüber herrscht nur eine Stimme, machte einen vorsichtigeren und wohlthätigeren Gebrauch von den Gelegenheiten, die ihr zu Gebote standen. Buonapartes Charakter, heftig von Natur, erzogen als Soldat, und von dem Glücke mit der despotischsten Macht bekleidet, machte den mildernden Einfluß eines solchen Gemüthes, das, ohne sich aufzudrängen, einschreiten, ohne zu beleidigen, Vorstellungen machen konnte, ganz besonders nöthig.

Diesen Einfluß über den Gemahl zu behaupten, brachte Josephine nicht allein ohne Widerwillen, sondern selbst aufs zuvorkommendste die größten persönlichen Opfer dar. Auf all den schnellen Reisen, die er machte, war sie seine Gefährtin. Sie ließ sich, wie auch die Wege und das Wetter beschaffen seyn mochten, davon nicht abhalten. Wie unerwartet auch die Anforderung kommen mochte, die Kaiserin war stets fertig; und ob früh oder spät, ihr Wagen stand immer schnell bereit. Den Einfluß, den sie durch Aufopferung ihrer persönlichen Bequemlichkeit behauptete, wandte sie zur Förderung des besten Interesses ihres Gatten, zur Unterstützung von Nothleidenden, und zur Abwendung der Folgen hastiger und in einem Augenblicke der Leidenschaftlichkeit und des Zornes genommener Entschlüsse an.

Außer ihren mannichfaltigen Talenten und ihrer wahrhaft edlen Gesinnung, besaß Josephine noch andre Bande, um das Herz ihres Gemahls zu fesseln. Die gegenseitige Liebe, die viele Jahre lang zwischen ihnen bestanden, scheint, wenn auch ihr Feuer abgenommen, doch herzliche Erinnerungen und gegenseitige Achtung hinterlassen zu haben. Die Anmuth und Würde, womit Josephine ihre Rolle in dem kaiserlichen Schaugepränge spielte, war berechnet dem Stolze Napoleons zu genügen, der sich verletzt gefühlt haben möchte, wäre der Charakter einer Kaiserin weniger unbefangen und geschickt ausgeführt worden; denn ihr Temperament und Wesen machten es ihr, die so früh an den Umgang mit Leuten von politischem Einfluß gewöhnt worden war, möglich, sich mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit bei den Intriguen des glänzenden und regsamen Hofes, wo sie einen so wichtigen Platz inne hatte, zu benehmen. Schließlich ist es eine ausgemachte Sache, daß Buonaparte, der, gleich vielen andern, die sich das Ansehen geben, als verachteten sie den Aberglauben, noch ein Ueberbleibsel davon in der eignen Brust trug, den Glauben hegte, sein Geschick sey unauflöslich an das von Josephine geknüpft; und da er sie, wie sie es verdiente, liebte, so war sein Festhalten an ihr nur noch um so viel inniger, als er den Glauben hegte, es stehe damit ein Segen in Verbindung, der auf sein eigenes Geschi

übergehe, und dieses schien ihm immer dann das beste Gedeihen gehabt zu haben, wenn der Einfluß von Josephinens Gegenwart darauf eingewirkt hatte.

Aller dieser gegenseitigen Bande ungeachtet war es den Politikern der Tuilerien doch völlig klar, daß, wie groß auch die Anhänglichkeit und Verehrung seyn mochte, welche Napoleon für die Kaiserin äußerte und empfand, diese doch mit der Zeit dem heißen Verlangen nach einer directen Descendenz, welcher er sein glänzendes Erbe hinterlassen könnte, würde weichen müssen. Mit dem vorrückenden Alter, ward der Einfluß der Kaiserin, obwohl in einem kaum bemerklichen Grade, schwächer und schwächer, während ihrem Gatten mehr und mehr nach einer neuen Verbindung verlangte, indem er nun noch in einem Lebensabschnitte stand, der ihn hoffen ließ, das Heranwachsen eines erwarteten Erbens erleben zu können.

Fouché, der Polizeiminister, der verwegenste politische Intriguant seiner Zeit, hatte es bald ausgefunden, bis wie weit der Kaiser am Ende werde gehen müssen, und scheint die Absicht gehabt zu haben, sich dadurch, daß er die Initiative einer Maaßregel nahm, bei welcher Napoleon sich wohl schämen mochte, die ersten Schritte zu thun, fest in Macht und Gunst zu erhalten. Schlau die Stimmung seines Herrn sondirend, hatte Fouché es bald bemerkt, daß er mit sich selbst über die Wahl zwischen den muthmaaßlichen politischen Vortheilen, die ihm einerseits aus einem neuen Ehebündniß erwachsen mußten, und der Liebe, die er für seine jetzige Gattin hegte, der Gewohnheit ihres Umgangs, die ihn besonders an Josephine fesselte, und dem Aberglauben, dessen wir schon erwähnt haben, andrerseits im Kampfe war. Als er nun einsah, nach welcher Seite sich der Kaiser hinneigte, da beschloß der schlaue Vertraute, Josephinen selbst zu bewegen, daß sie Buonaparte zu ihrer eignen Scheidung und zu einer zweiten Ehe riethe, als ein Opfer, das zur Befestigung des Reichs und zur Vollständigkeit des Glückes des Kaisers nöthig sey.

Eines Abends zu Fontainebleau, als die Kaiserin aus der Messe zurückkehrte, hielt Fouché sie in einer Fenstervertiefung in der Gallerie an und setzte ihr mit einer unbegreiflichen Keckheit so bündig, als sein Scharfsinn es nur vermochte, die Nothwendigkeit eines Opfers aus einander, das er nicht minder erhaben als unvermeidlich darstellte. Josephinen traten Thränen in die Augen; sie wechselte mehrere Male ihre Farbe; ihre Lippen schwollen auf, und das geringste, was der Rathgeber zu befürchten hatte, war, die Ursache eines bedenklichen Nervenübels zu seyn. Doch faßte sie sich genug, um Fouché mit gebrochener Stimme zu fragen, ob er irgend einen Auftrag erhalten habe, in solch einem Tone mit ihr zu reden. Er verneinte dies, und sagte, er habe sie nur mit einer Sache bekannt machen wollen, deren Eintreten er als gewiß voraussehe, und dieses bloß in der Absicht, um ihre Aufmerksamkeit auf einen, mit ihrem Ruhm und Glücke so eng verbundenen Gegenstand zu lenken.

In Folge dieser Unterredung soll ein leidenschaftlicher und interessanter Auftritt zwischen Buonaparte und seiner Gemahlin statt gefunden haben, in welchem er gutmüthig und der Wahrheit gemäß es läugnete, daß Fouché in Auftrag gehandelt habe, auch alles aufbot, ihre Besorgnisse zu zerstreuen. Die Entlassung Fouché's aber, die sie als Strafe für die Verwegenheit dieses Ministers, mit ihren Gefühlen zu spielen, verlangte, verweigerte er; und schon diese Weigerung allein hätte Josephinen überzeugen können, daß, wenn auch eine alte gewohnte Zuneigung ihren Einfluß in dem ehelichen Gemache noch eine Zeitlang zu erhalten vermochte, solcher doch späterhin den Einflüsterungen von politischem Interesse, die gewiß waren, die Oberhand im Cabinette zu gewinnen, würde weichen müssen. Auch war, so wie die Idee erst einmal zur Sprache gebracht worden, das Haupthinderniß in der That beseitigt, und Buonaparte, der nicht mehr nöthig hatte, Josephinen den unfreundlichen und widrigen Antrag direct zu eröffnen, durfte ihr nun bloß die Zeit lassen, sich selbst mit der Vorstellung der Scheidung, als einer Sache, die durch politische Combinationen unvermeidlich werde, vertraut zu machen.

Fouché's Mittheilung fand statt, ehe Napoleon seine Operationen in Spanien begann; und zur Zeit der Zusammenkunft in Erfurt scheint die Scheidung eine entschiedene Sache gewesen zu seyn, indem der Gegenstand einer Verbindung zwischen Buonaparte und einer der Großfürstinnen, deren Möglichkeit schon zur Zeit des Tilsitter Tractats anticipirt worden war, wieder zur Sprache gebracht, ernstlich abgehandelt, und, wenn auch nicht mit Herzlichkeit von der kaiserl. russischen Familie aufgenommen, doch auch keineswegs verworfen wurde. Die regierende Kaiserin und die Kaiserin Mutter waren jedoch darwider. Ihr ostensibler Grund war die Verschiedenheit der Religion; aber diese hochherzigen Fürstinnen verwarfen das Bündniß hauptsächlich des persönlichen Charakters des Brautbewerbers wegen. Und wenn es gleich mit der denkbar größten Geheimhaltung betrieben worden seyn muß, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Idee, eine österreichische Erzherzogin an die Stelle derjenigen treten zu lassen, deren Hand ihm verweigert worden war, während der Verhandlung des Schönbrunner Tractats aufgeregt worden ist und mitwirkte, dem schwächeren Theile beßre Bedingungen zuzugestehen. Napoleon selbst sagt, er sey von seinem Vorhaben, Oesterreich zu zerstückeln, abgestanden, als er sein Ehebündniß beschlossen gehabt. Aber die Friedensbedingungen wurden am 14. October unterzeichnet, und so muß das Motiv, das Napoleon bewog, sie so zu geben, vor jener Zeit bestanden haben.

Doch wird kühn das Gegentheil behauptet. Die Anregung der Verbindung soll zu einer späteren Zeit von der österreichischen Regierung ausgegangen seyn, als diese in Erfahrung gebracht, daß sich in den Unterhandlungen Napoleons wegen einer ehelichen Verbindung mit der Familie Alexanders Schwierigkeiten erhoben hätten. Fouché mißt das Ganze der Geschicklichkeit seines eignen Agenten, des Grafen von Narbonne bei, ein Franzose aus der alten Schule, witzig, geschmeidig, munter, artig und einnehmend, der im Monat Januar des Jahrs 1810 Gesandter in Wien war.

Es sey nun Josephinen bereits eine Nachfolgerin bestimmt gewesen oder nicht, genug, die Maaßregeln, diese liebenswürdige und interessante Frau von dem zu trennen, dessen Glück zu heben, sie das ihrige beigetragen hatte und für dessen Person sie so große Anhänglichkeit hegte, waren bald nach der Rückkunft ihres Gemahls aus dem Feldzuge von Wagram in voller und offener Wirksamkeit. Am 3. December wohnte Buonaparte dem seiner Siege wegen angestellten feierlichem Te Deum bei. Er war ungewöhnlich prachtvoll, im spanischen Costüm gekleidet, und trug einen enorm großen Busch Federn auf seinem Hute. Die Könige von Sachsen und Würtemberg, die ihm dabei als Satelliten zur Seite standen, trugen volle Uniform und blieben während der Ceremonie unbedeckt.

Als Napoleon die Kathedrale verlassen hatte, ging er, die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers zu eröffnen, und rühmte sich in der Anrede an denselben der Siege, die er erfochten, und der Trophäen, die er erobert; ja er machte sich sogar daraus ein Verdienst, daß er Toscana wieder an das Reich gebracht, — als ob die Beraubung der arglosen und keinen Widerstand leistenden Wittwe und ihres halbverwaisten Kindes je ein legitimer Gegenstand für einen Triumph hätte seyn können. So wie die Sachen in Spanien eben standen, boten sie keinen directen Grund zu Glückwünschungen dar; aber wenn Napoleon

nicht ferner Lob für Dinge, wie sie eben waren, in Anspruch nehmen konnte, so ergoß er sich weitläuftig in Verheißungen eines schleunigen Wechsels zum Bessern, und sprach wie ein Prophet, wenn er aufhörte, der Berichterstatter von angenehmen Thatsachen zu seyn.

„Wenn ich," sagte er, „mich jenseits der Pyrenäen zeige, so wird sich der Leopard erschrocken ins Meer stürzen, um der Schande, der Niederlage und der Vernichtung zu entgehen. Der Triumph meiner Waffen wird der des Genius des Guten über den Genius des Bösen, der Mäßigung, der Ordnung und der Moral über Bürgerkrieg, Anarchie und übelwollende Leidenschaften seyn." So die Sache hübsch ausmalend, suchen der Ehrgeiz und die Ungerechtigkeit ihre Absichten zu verdecken. Eine poetische Erwiederung von Monsieur des Fontanes versicherte dann dem Kaiser, alles, was mit ihm verbunden sey, müsse sich zu hoher Größe erheben, was aber irgend einem andern Einflusse unterliege, werde bald zu Grunde gehen. „Deshalb," fuhr er fort, „ist es nothwendig, Ihr Uebergewicht anzuerkennen, denn Ihre Rathschläge empfehlen gleichsehr der Heroismus und die Politik." Buonaparte replicirte nun noch auf diese Rede, in welcher Erwiederung er dann, das vielbenutzte Thema des Selbstlobes wieder aufnehmend, der Hindernisse erwähnte, die von ihm überwunden worden, und mit folgender Phrase schloß: „Ich und meine Familie werden selbst dasjenige, was uns am liebsten ist, dem Interesse und der Wohlfahrt der großen Nation zum Opfer darzubringen bereit seyn." Diese Schlußworte, deren Bedeutung schon ein jeder, der zum Hofe gehörte, ahnete, waren bald kein Räthsel mehr fürs gesammte Publikum.

Zwei Tage darnach machte Napoleon Josephinen mit der grausamen Gewißheit bekannt, die Trennung sey entschieden beschlossen. Aber nicht die vielen Monden, die verflossen waren, seit Fouché den Gegenstand zuerst berührt; nicht die Ueberzeugung, die sie längst von verschiedenen Seiten her erlangt haben mußte, daß die Maaßregel unabänderlich beschlossen sey, hatten ihr so viel Kraft gegeben, um aus dem Munde des geliebten Gatten den Ausspruch zu hören, durch welchen sie, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach verstoßen ward. Sie fiel in eine lange und schwere Ohnmacht! Napoleon war sehr ergriffen, aber sein Entschluß war gefaßt und konnte nicht abgeändert werden. Die Vorkehrungen zur Trennung gingen ohne Verzug vor sich.

Am 15. December, gerade zehn Tage später, als der Kaiserin die officielle Mittheilung über ihr Schicksal war gemacht worden, erschienen Napoleon und Josephine in Gegenwart des Erz-Kanzlers, der Familie Napoleons, der vornehmsten Staatsbeamten, — mit einem Worte, des gesammten kaiserlichen Staatsraths. In dieser Versammlung erklärte Napoleon, wie das National-Interesse es dringend erheische, daß er Nachkommenschaft erziele, Erben seiner Liebe zu seinem Volke, die den Thron einnehmen könnten, auf den ihn zu erheben es der Vorsehung gefallen habe. Er unterrichtete sie, wie er schon seit mehreren Jahren auf die Hoffnung verzichtet, von seiner vielgeliebten Gemahlin, der Kaiserin Josephine, mit Kindern beschenkt zu werden; und daß er dieserhalb beschlossen habe, die Gefühle seines Herzens dem Wohle des Staates aufzuopfern und die Auflösung ihrer Ehe wünsche. Er wäre, sagte er, erst 40 Jahre alt, und möchte wohl die Hoffnung hegen, so lange zu leben, um seine Kinder, wenn anders die Vorsehung ihn mit solchen beschenken würde, groß ziehen und in seinen Gefühlen und der Kunst zu regieren unterrichten zu können. Er verweilte dann lange bei der Treue und Zärtlichkeit seiner geliebten Gemahlin, seiner Gefährtin während der 15 Jahre ihrer glücklichen Vereinigung. Gekrönt, wie sie von seiner eignen Hand geworden sey, wünschte er, daß sie den Rang einer Kaiserin während ihres Lebens beibehalten sollte.

Josephine erhob sich, und mit stockender Stimme und von Thränen überfließenden Augen drückte sie in wenig Worten Gefühle, denen ihres Gemahls ähnlich, aus. Das kaiserliche Paar verlangte hierauf von dem Erz-Kanzler, daß, zum Beweis ihres gegenseitigen Wunsches, sich zu trennen, ein Instrument aufgesetzt werde; welches dem zu Folge, in aller gebräuchlichen Form, unter Autorität des Staatsraths, bewilligt ward.

Zunächst nun wurde der Senat versammelt; und am 16. December erließ dieser einen Beschluß oder Decret, wodurch die Scheidung des Kaisers von der Kaiserin bestätigt und Josephinen ein Leibgedinge von zwei Millionen Franken und der Rang einer Kaiserin auf ihre Lebenszeit zugesichert wurden. Addressen wurden an beide kaiserliche Parteien votirt, in denen alle nur möglichen Schmeicheleien erschöpft, diese Trennung als Pflicht, die theuersten Gefühle dem öffentlichen zum Opfer zu bringen, dargestellt, und das Verfahren Bonaparte's, indem dieser seine alte Lebensgefährtin gegen eine junge vertauschte, laut ein Opfer genannt wurde, über welches sein Herz zu trösten einzig die ewige Liebe des französischen Volkes im Stande seyn würde.

Nachdem auf diese Weise die Ehe Napoleons und Josephinens von der obersten Civilmacht aufgelöst worden, blieb nun einzig noch übrig, die Intervention der geistlichen Autoritäten zu erlangen. Der Erz-Kanzler, zu diesem Zwecke von dem kaiserlichen Paare gehörig autorisirt, legte deshalb ein Gesuch dem kirchlichen Gerichtshof von Paris vor, der nicht anstand, die Ehe für aufgelöst zu erklären, ohne indessen für diese seine Sentenz irgend einen Grund anzugeben. Sie machten diese Scheidung als in Gemäßheit der Decrete von Concilien und der Gebräuche der Gallicanischen Kirche kund — eine Angabe, die denen gelehrten und ehrwürdigen Herrn viel Unruhe würde gekostet haben, wenn von ihnen gefordert worden wäre, daß sie dafür Argumente oder eine Autorität angeben sollten.

Als dieser Ausspruch nun schließlich seine Ehe völlig aufgelöst hatte, begab sich der Kaiser nach St. Cloud, woselbst er einige Tage lang in Zurückgezogenheit lebte. Josephine ihrerseits schlug ihre Wohnung in der reizenden Villa von Malmaison, in der Nähe von St. Germains, auf. Hier verweilte sie fast ununterbrochen während der ihr noch übrig gebliebenen Jahre ihres Lebens, was gerade noch so lange dauerte, um den ersten Sturz ihres vormaligen Gemahls zu sehen, — ein Ereigniß, was vielleicht abgewendet worden seyn würde, wenn er geneigter gewesen wäre, öfter ihren Ermahnungen zur Mäßigung Gehör zu schenken. Ihr Leben war hauptsächlich den schönen Künsten, von denen sie manche treffliche Probe sammelte, und dem Studium der Botanik gewidmet; vor allem aber der Ausübung von Handlungen der Wohlthätigkeit und Milde, wovon die englischen Gefangenen, deren mehrere zu St. Germains waren, die besten Wirkungen empfanden. Napoleon besuchte sie sehr oft und behandelte sie stets mit der Ehrerbietung die sie verdiente. Auch fügte er zu ihrem Leibgedinge noch eine dritte Million Franken, damit sie auf keine Weise in den Ausgaben beschränkt und bedrängt seyn möchte, die ihrem Herzen zum Bedürfniß geworden waren.

Diese wichtige Staatsmaaßregel war nicht so bald ausgeführt, als am 1. Februar das große Conseil zusammenberufen ward, dem Kaiser bei der Wahl einer neuen Gemahlin beizustehen. Diesem wurde demnächst zu verstehen gegeben, daß eine Verheirathung mit einer Großfürstin Rußlands proponirt worden, wogegen sich wahrscheinlich Widersprüche wegen der Religionsverschiedenheit erheben dürften. Dann wurde auch einer Tochter des Königs von Sachsen gedacht, allein man bedeutete dem Conseil leicht, daß seine Wahl auf eine Prinzessin aus dem Hause Oesterreich fallen solle. Beim Schlusse der Versammlung

wurde Eugen, der Sohn der verstoßenen Josephine von dem Conseil beauftragt, dem österreichischen Gesandten eine Heirath zwischen Napoleon und der Erzherzogin Maria Louise vorgeschlagen. Fürst Schwarzenberg hatte über diesen Gegenstand bereits seine Instructionen, so daß die Heirath im Conseil vorgeschlagen, darüber discutirt und entschieden und hierauf später noch von Bevollmächtigten von beiden Seiten abgeschlossen wurde, und zwar Alles dies in dem Zeitraum von Vier und Zwanzig Stunden. Die Verlobung Napoleons mit Maria Louise ward zu Wien den 11. März 1810 gefeiert. Die Person Buonapartes ward von seinem Vertrauten Berthier repräsentirt, während der Erzherzog Karl der Ceremonie im Namen des Kaisers Franz beiwohnte. Wenige Tage nachher ging die junge Braut, in Begleitung der Königin von Neapel, nach Frankreich ab.

Mit richtigem Geschmack erließ Napoleon die Ceremonieen, die bei dem Empfange der Marie Antoinette befolgt worden, deren Verheirathung mit Ludwig XVI., obgleich sie nie genannt oder nur auf sie angespielt wurde, doch in anderer Rücksicht das Vorbild zu der gegenwärtigen Feierlichkeit war. In der Nähe von Soissons ritt ein einzelner, keineswegs durch seine Kleidung ausgezeichneter Reiter dicht an dem Wagen vorüber, in welchem die junge Kaiserin saß, und hatte die Kühnheit umzukehren, als ob er sie noch einmal in der Nähe sehen wolle. Der Wagen hielt an, der Kutschenschlag ward geöffnet und Napoleon, alle Schranken langweiliger Ceremonie durchbrechend, introducirte sich selbst bei seiner Braut und kam mit ihr nach Soissons. Die Trauungsceremonie wurde zu Paris von Buonaparte's Oheim, dem Cardinal Fesch, vollzogen. Die glänzendsten Freudensbezeugungen, Illuminationen, Concerte, Feste ꝛc. fanden bei dieser wichtigen Gelegenheit statt. Aber ein großer Unfall ereignete sich, der einen Schatten über diese Aeußerungen von Freude wirft. Fürst Schwarzenberg nämlich gab bei dieser Gelegenheit einen höchst glänzenden Ball. Unglücklicherweise aber brach in dem Ballsaale, der blos zu diesem Ende im Garten war aufgerichtet worden, Feuer aus. Durch keine Anstrengungen war es möglich, das Umsichgreifen der Flammen aufzuhalten, in denen mehrere Personen den Tod fanden und vor Allen die eigne Schwester des Fürsten Schwarzenberg. Dieses traurige Ereigniß verbreitete über den öffentlichen Geist Niedergeschlagenheit und ward als ein böses Omen angesehen, besonders da man sich erinnerte, daß die Verheirathung Ludwigs des Sechszehnten mit einer andern Prinzessin von Oesterreich durch einen ähnlichen Unglücksfall war bezeichnet worden.

Was sein häusliches Glück betrifft, so konnte nichts mehr dazu beitragen, als diese seine Vereinigung mit Maria Louise. Er war gewohnt, sie mit Josephine zu vergleichen, wobei er der letzteren alle Vorzüge der Kunst und Grazie zugestand, der ersteren aber die Reize der Einfachheit, Bescheidenheit und Unschuld. Die frühere Kaiserin benutzte jegliche Kunst, ihre persönlichen Reize zu erhalten und zu erhöhen, aber mit so vieler Klugheit und so insgeheim, daß die verborgenen Bemühungen ihrer Toilette nie ausgespürt werden konnten. — Ihre Nachfolgerin hingegen vertraute, die Hoffnung zu gefallen, ihrer Jugend und der Natur. Josephine verwaltete ihre Einkünfte schlecht und machte ohne die geringste Bedenklichkeit Schulden. Maria Louisen genügte ihr Einkommen, oder wenn sie irgend einen Zuschuß wünschte, was sehr selten der Fall war, verlangte sie diesen als eine Gunst von Napoleon. Josephine, gewöhnt an politische Intrigue, liebte es, ihren Gemahl zu beherrschen, auf ihn einzuwirken und ihn zu leiten; Maria Louise wünschte einzig ihm zu gefallen und zu gehorchen. Beide waren vorzügliche Frauen, von höchst anziehendem Temperament, und Napoleon herzlich zugethan. In dem, was diese zwei ausgezeichneten Personen von einander unterschied, können wir leicht die charakteristischen Züge der Pariser und der einfachen deutschen Schönheit bestimmen; aber es ist sicherlich merkwürdig, daß der durch Kunstfertigkeit und Wissen bezeichnete Charakter der der Tochter eines westindischen Pflanzers und der durch Natur und Einfachheit sich auszeichnende der einer Prinzessin des stolzesten Hofes Europa's war.

Buonaparte, dessen häusliches Benehmen im Allgemeinen preiswürdig war, betrug sich mit der äußersten Artigkeit gegen seine fürstliche Braut. Er beobachtete indessen die strengste Etiquette, und verlangte dasselbe von der Kaiserin. Wenn es z. B. geschah, und dies war öfter der Fall, daß er verhindert war, zu der Stunde zugegen zu seyn, wenn das Mittagsmahl aufgetragen werden sollte, war es ihm unangenehm, wenn sie, in der Zwischenzeit seiner Abwesenheit, die oft längere Zeit dauerte, entweder ein Buch ergriff oder zu irgend einer weiblichen Beschäftigung ihre Zuflucht nahm, — kurz, wenn er sie nicht in der Stellung des Wartens auf das Signal, ihren Platz an der Tafel einzunehmen, vorfand. Vielleicht machte ein Gefühl seiner niedrigeren Abkunft Napoleon hartnäckiger in der Beobachtung dieser Formen, welche aufzugeben er sich nicht entschließen konnte. Auf der andern Seite sagt man von Maria Louise, daß sie ihre Verwunderung über ihres Gemahls Nichtgebrauch und Nichtführen von Waffen, und Gefolge von Garden und über sein Ausgehen mit der Freiheit eines gewöhnlichen Privatmannes ausgedrückt habe; allein, dies konnte wohl keine große Neuigkeit für ein Glied der kaiserlichen Familie von Oesterreich seyn, von denen die meisten, und vornehmlich der Kaiser Franz, die Gewohnheit haben, sich ungezwungen an öffentlichen Plätzen und Spaziergängen unter die Bewohner Wiens zu mischen.

Buonaparte hat sich über den Einfluß, den diese Vermählung auf sein politisches Schicksal gehabt, beklagt und diese Verbindung mit dem Hause Oesterreich mit einem mit Blumen bedeckten Abgrunde verglichen, dem unbesonnen sich zu nahen, ihn die Hoffnung auf häusliches Glück verleitet habe. Aber wenn dies sich also ausgewiesen hat, so war dies der eigne Fehler Napoleons; seine Unterthanen und seine Alliirten weissagten sehr verschieden über die Folgen dieses Schrittes, und ihm selbst ganz allein war es zuzuschreiben, daß diese Prophezeihungen vereitelt wurden. Es war zu erwarten, daß eine Verbindung mit der ältesten kaiserlichen Familie in der Christenheit Buonaparte veranlassen möchte, einige von den Gefühlen der Mäßigung anzunehmen, die eher die Stabilität als die Vergrößerung der Macht im Auge hat. Es war dies ein Punkt, wo er hätte inne halten können und vielleicht sollen. Man hätte denken sollen, daß, gesättigt von glücklichem Erfolge und von Unternehmungen ermüdet, er sich nun eher damit beschäftigen würde, die Macht mehr zu befestigen, die er auf seine erwartete Nachkommenschaft zu vererben wünschte, als darnach zu trachten, seine Größe noch beneidenswerther, verhaßter und unsicherer, durch fernere ehrgeizige Plane, zu machen. Eben die Reize, die diese Verbindung seinem häuslichen Glücke hinzufügte, möchten, so war zu hoffen, ihm Geschmack an Ruhe finden lassen, was, wenn es hätte auf diese feurige Einbildungskraft und diesen eisernen Sinn Einfluß haben können, für Europa von so wesentlichem Nutzen gewesen seyn würde.

(Der Beschluß folgt.)

Der Schützling Josephinens und der Fündling des Obersten Fabvier.

Anekdote aus dem XIX. Jahrhundert.

In einer kleinen deutschen Stadt lebten von den Resten ihres früheren Vermögens die Abkömmlinge einer erlauchten Familie. Nachdem ihre letzten Hülfsquellen erschöpft waren, mußten sie daran denken, sich durch Arbeit neue zu eröffnen. Eine Frau, zwei Töchter, ein Sohn und eine Schwester bildeten die Familie des Grafen von C..... Seine Schwester, vormals Nonne, war die einzige, die, um zu erwerben, nicht erst noch lernen mußte. Aus ihren arbeitsamen Händen gingen kleine Werke der Nadel hervor, welche die Kinder des guten Steiffer in der Stadt und den umliegenden Orten herumtrugen und ausboten, und deren Erlös sie dann freudig den edlen Mitbewohnern ihres väterlichen Hauses überbrachten. Dieser kleine Handel, der dem Stolze derer, welche er nährte, ein so großes Opfer war, wurde auf eine fast heimliche Weise und ohne Wissen des Grafen von C..... geführt. Aber die Noth gleicht die Entfernungen aus. Die Wirkung ihrer ersten Lehren war zunächst eine große Vertraulichkeit zwischen den vornehmen Ausgewanderten und den Kindern des biedern Steiffer, dessen älteste Tochter, Anna, die schöne Anna, die eifrigste in Dienstfertigkeit und Sorge für die französische Familie war. Wenn der Verkauf nicht gut ging, so fand Anna, zur Arbeit erzogen, in ihren kleinen Ersparnissen die Mittel, den Ertrag zu erhöhen; eine süßere Freude für sie, als der Ankauf eines Bandes oder sonst neuen Putzes.

Die älteste Tochter des Grafen von C..... Ernestine, minder schön als Anna, hatte einige Herzenseigenschaften der letzteren; sie neigte sich ihr mit der Aufrichtigkeit einer kindlichen Freundschaft zu. Adolph, ihr Bruder, wußte gleichfalls Annens edles Benehmen zu würdigen und unterrichtete sie aus Dankbarkeit im Französischen. Dieser Austausch kleiner Dienste und gegenseitiger Nützlichkeit näherte die beiden Familien einander so sehr, daß sie, nach Verlauf eines Jahres, ganz in Gemeinschaft lebten. Gerührt von der zarten Zuvorkommenheit, von den kleinen Ueberraschungen, die die Familie von Annen und den Ihrigen erfuhr, hörte man oft den Grafen selbst sagen, daß er in seinem Hotel in Paris oder in seinem prächtigen Schlosse in der Touraine sich nicht so glücklich gefühlt habe, als in dem einfachen von Annens und Ernestinens Händen verzierten Stübchen und in der Laube des kleinen Gartens, wo Adolphs Fleiß, geleitet durch den Rath und den Geschmack seiner Schwester und seiner Freundin, Rosen und Jelängerjelieber erblühen ließ.

Annens Aeltern waren wohlhabende Handwerksleute und betrachteten die adeliche Familie wie unglückliche Freunde. Die Freude, ihnen nützlich zu seyn, war der einzige Lohn, den sie in dieser biedern und herzlichen Gastfreundschaft suchten und fanden. Dieser Zustand der Ruhe und der Zufriedenheit dauerte fünf Jahre. Aber das Unglück, das sich in vergoldete Säle schleicht, um die Großen der Erde zu erreichen, überfällt öfter noch die stille Wohnung des arbeitsamen Mittelstandes, deren größter Reichthum Gesundheit und Arbeit ist. Ein epidemisches Fieber entriß Steiffern seiner untröstlichen Familie; seine beiden Söhne folgten ihm ins Grab. Die jüngste Tochter des Grafen von C..... starb auch und Annens Mutter, die ihren Mann nur um wenige Tage überlebte, legte, auf dem Sterbebette, Annens Loos denen ans Herz, welchen sie beigestanden, — die ganze Zukunft der geliebten Tochter, die sie unter der Aegide der Dankbarkeit, unter dem Schutze der Erinnerung an so edel geübte Gastfreundschaft zurückließ.

Dies fiel in die Zeit, wo Napoleon, den Ausgewanderten geneigt, ihre Rückkehr nach Frankreich begünstigte. Die großen Familien kamen in Menge zurück, sich um die Gnadenbezeugungen des Revolutionsmannes eifrig zu bewerben.

Der Graf von C..... war nicht der letzte, der den fremden Boden verließ. Seine Abreise war bald beschlossen. Frau von C. benachrichtigte Annen davon. „Ach!“ rief die junge Unglückliche, „muß „Sie von dem Ort weggehen, wo Sie Alle Herzen gefunden haben, die Sie „liebten, Freunde, die Ihnen Ihr Unglück erleichterten, werden Sie da „Waise verlassen, die Ihnen von ihrer sterbenden Mutter empfohlen „wurde? Soll ich, allein auf der Welt, zurückbleiben? Ernestine, „Adolph — von Euch soll ich scheiden, ohne Euch jemals wiederzusehen! Man ging zu Rathe — Ach! es bedurfte ja nur einigen Gefühls! Sie schlug vor, Anna als Kammerfrau derer mitzunehmen, die ihre Arbeit und die gastfreie Pflege und Sorgfalt ihrer Aeltern vor Demüthigungen der äußersten Armuth bewahrt hatte. Die gute Seele sah nichts drückendes darin, diejenigen zu bedienen, die sie liebte, und sie schlug jeden Dienstlohn aus. Während der Reise ging alles gut. Steiffers Tochter hatte ihr kleines Erbtheil zu Gelde gemacht und mit ungefähr dreitausend Franken mitgenommen, eine Summe, die den Reisenden sehr nützlich war. Nach der Ankunft in Paris änderte sich alles plötzlich um Anna her. Adolph, der eine Lieutenantsstelle erhielt, ging zu seinem Regimente ab; Ernestine kam in eine Pensionsanstalt in dem großen, Alles im Ueberflusse darbietenden Hotel, wo jetzt Gäste des Handwerkers Steiffer wohnten, fand sich kein Plätzchen für die arme Anna, als ein elendes Dachstübchen über dem Wagenschuppen.

Schön, wie ein junger Frühlingsmorgen, sanft und in ihr Schicksal ergeben, erfüllte die sechszehnjährige Anna schweigend ihre neuen Pflichten, gestärkt von der Hoffnung auf den süßen Augenblick des Wiedersehens Ernestinens und vielleicht der Rückkehr Adolphs. Aber Adolph in die militairische Laufbahn geworfen, die unter jener kriegerischen Gesellschaft so reich an Gefahren wie an Lorbeeren war, sah seine Familie und — seine Freundin nicht wieder; und Annens liebliches Haupt neigte sich mehr und mehr, und häufigere Seufzer, heißere Thränen sprachen ihre schmerzliche Resignation unter den Streichen des Schicksals aus. Ernestine kam zurück, um — ihren Heirathscontract mit einem russischen Großen zu unterzeichnen. Sie hatte einen Theil ihrer Reize verloren und die Eigenschaften ihres Herzens hatten darunter mitgelitten. Anna, schöner noch durch den Schmerz und ihre Melancholie, schien ihr eine fürchterliche Nebenbuhlerin und war es wirklich, ohne daß sie nach diesem unheilbringenden Vorzug strebte. Der junge Graf Ormi hatte Annen bei seiner Braut gesehen; anstatt die Verbindung mit Ernestine zu beschleunigen, schob er den Tag ihrer Vermählung, unter tausend Vorwänden, immer weiter hinaus. Ernestine beklagte sich bei ihrer Mutter; diese sprach mit ihrem Gemahl. Annens Aufopferung wurde beschlossen. Sie verlassen, fortjagen schien dem Stolz und dem Vorurtheil keineswegs eine empörende Ungerechtigkeit; aber war es nicht eine Unklugheit? War nicht zu fürchten, daß der junge Russe diesen Schimpf durch einen Schuß rächen würde, den eine solche Verstoßung rechtfertigen würde? Sich von ihr durch eine kleine Mitgabe loszumachen, indem man ihr einen Mann gab, schien das Anständigste und Klügste. Man sprach mit der Trauernden; sie verwarf jeden Gedanken an eine Heirath; man sagte ihr: „Annens Glück gilt Ernestinens Glück!“ sie antwortete: „Verfügen Sie über mein Leben — —“ und die Grausamen nahmen sie beim Wort.

k die Frau eines Kammerdieners des Grafen von C..... Ver-
n, ohne Zartgefühl, versuchte dieser Elende, den Geschmack des
r von Ormi wohl kennend, kurz nach seiner Verheirathung und der
Grafen mit Ernestinen, die Neigung dieses jungen Ausländers für
tugendhafte Gattin zu benutzen.

Anna, empört von der Niedrigkeit des Mannes, welchem man sie
s Leben beigesellt hatte, aber zu furchtsam, um sich öffentlich seinen
chen Planen zu widersetzen, suchte einen Ausweg in der Flucht.
annte eine der bei der Wäsche der Kaiserin angestellten Frauen,
n ihr und warf sich in ihre Arme, um Mitleiden und Schutz des
ten Weibes flehend. „Ach!“ sprach die Unglückliche, „ich habe im
n alle Kränkungen erduldet, ich habe mein Herz bekämpft; mir ist
Dankbarkeit schuldig und ich habe mich aufgeopfert, als wenn ich
re, der man Hülfe geleistet. Ich habe alles ertragen ohne Klage
hne Murren; aber die Schande, einem niedrigen Wesen anzuge-
! Ha, ich werfe den Schimpf davon auf die Undankbaren, die die
n ihrer Wohlthäter, die Waise, die eine sterbende Mutter ihnen
ch, einem Elenden auslieferten.“ Die Frau, an welche sich Anna
t, verdiente ihr ganzes Zutrauen; es würde schwer gewesen seyn,
ldigere Seele, ein gefühlvolleres Herz, als bei Frau Armande
n: mit diesen Eigenschaften verband sie noch einen gesunden
d und eine in der Schule der Erfahrung gebildete Vernunft.
ste es einzuleiten, daß die furchtsame Anna selbst bis zur Kai-
ngte und Josephine nahm sie unter ihren edelmüthigen Schutz.
gte nur eines einfachen Rückblickes, eines Vergleiches der Be-
gsweise der einstigen Gäste ihrer Familie mit der rührenden
ren Gegenstand sie jetzt war, um Anna, durch die Bande feu-
nkbarkeit, an die liebenswürdige und gute Frau zu fesseln, die
glücklichen zu begreifen und zu trösten wußte. Man hatte Anna
lmaison gebracht, um da das Ende ihrer Schwangerschaft abzu-
denn sie war mehrere Monate schwanger, als sie ihren unwür-
atten verließ. Die Tage, wo die Kaiserin diesen ihren Landsitz
, waren Tage des Glückes für Anna. Ihr Mann, nachdem er
, unter welchem Schutze sie lebte, heuchelte eine bittere Reue,
darin ein Mittel zu Glück und Vermögen sah. Er wußte Jose-
interessiren, der es gelang, die beiden Gatten wieder zu ver-
Die Zeit, die nicht still steht, hatte die Ereignisse von 1814
herbeigeführt. Annens Mann war, nachdem er sie sehr
gemacht hatte, abgereist, sie zum zweitenmale schwanger hin-
. Er folgte dem General Gerard und fiel auf dem Schlacht-
Ligny. Sein Tod glich das Unrecht seines Lebens aus.

Anna, beauftragt von Madame Armande, die Wohlthaten Josephi-
vertheilen, traf eines Tages den Obersten Fabvier in dem
ßen Asyl von Unglücklichen, die er gerettet hatte und oft besuchte.
Augenblicke, wo Anna in die Hütte trat, schaukelte Fabvier
das jüngste von fünf Mädchen, ein dreijähriges Kind, auf seinen
Dieses Gemälde war reizend; Anna ließ ihren Blick lange auf
rsten ruhen, legte eine Hand aufs Herz und fuhr mit der andern
e Augen.

Was aus dem Schützling Josephinens, nach ihrem so plötzlichen,
rgesehenen Tode wurde — darüber fehlen mir die genaueren
n; was mir aber zu sagen übrig bleibt, beweist hinlänglich, wie
Anna von den Launen des Schicksals zu leiden hatte.

Der Herbst nahte sich seinem Ende; der Oberste Fabvier kehrte in
Wohnung, in der Lazarusstraße, durch die Thür seines Gartens
. Zur Rechten derselben stand eine dichte Laube. Als er sich
ndete, um den Eingang des Hauses zu verschließen, entdeckte er
etwas Weißes unter der Laube, die der Mond halb beleuchtete. Er
nähert sich und sein Ohr vernimmt einen leisen Klageton; ein Schritt
weiter und er erblickt ein Kind, ein kleines reizendes Geschöpf von 8 oder
10 Monaten, in einem Korbe auf Blumen liegend, frisch und schön wie
die Rosen, die ihm zu Kissen dienten. „Ein Kind!“ rief der Oberste;
„ein Kind! Ach, was soll ich damit anfangen?“ Indem er so sprach,
hielt er das arme Kind schon in seinen Armen und berührte sein kleines,
liebes Gesicht schmeichelnd mit seinem Schnurrbart; und im nächsten
Augenblicke hüllte er das zarte Wesen in seinen Mantel und lief zu
drei oder vier seiner Bekanntschaften des Quartiers von Neu-Athen,
ihnen zurufend: „Man hat mir ein kleines Mädchen zugeschickt, da muß
ich Wiege und Windeln, eine Amme und was weiß ich? alles haben — —
ich trage es jetzt nach Hause — es soll sein erstes Bivouac bei mir
machen.“ Und alle ihm befreundeten Damen durchsuchten ihre Vorräthe,
um jede ihren Beitrag zu der Ausstattung des von dem Obersten ge-
fundenen kleinen Wesens zu geben. Als er nun, heimgekehrt, das lieb-
liche, lächelnde Gesicht der armen Kleinen gerührt betrachtete, entdeckte
er ein zusammengeschlagenes, an der Binde befestigtes Papier, entfaltete
es schnell und las folgende Zeilen:

„Anna Steiffer an den Obersten Fabvier, Beschützer ihrer unschuldigen Waise.“

„Wenn Ihre Blicke auf diese Zeilen fallen, so hat mein Kind,
„meine arme kleine Zoé keine Mutter mehr. Seyn Sie ihr Schutz, ihre
„Stütze — — Ich will Ihr Herz nicht durch die Schilderung der
„Leiden betrüben, die ich erduldet, seit ein unvorhergesehener Tod der
„Welt die edelste, die beste der Frauen entriß, sie, die nur von einem
„Throne herabstieg, um desto deutlicher zu zeigen, wie würdig sie desselben
„war — — Ich steige in das Grab hinab, wohin meine Wohlthäterin
„mir vorangegangen — — Von ihren Aeltern hat meine Tochter nur
„Unglück geerbt“ —

„Frau Armande wird meine Tochter zu Ihnen bringen, sobald sie
„meinen letzten Seufzer empfangen, und alle Papiere an Sie gelangen
„lassen, die ihre gesetzmäßige Geburt bezeugen

Anna.“

Der Oberste trocknete eine Thräne, die auf die Wange der kleinen Zoé gefallen war; er drückte sie an sein Herz und schwur, die vertrauende Hoffnung ihrer Mutter zu erfüllen — und er hielt Wort.

Als der Oberste Fabvier Frankreich verließ, um sich der heiligen Sache eines heroischen Volkes zu weihen, das für seine Unabhängigkeit kämpft, hat er alle nöthigen Veranstaltungen getroffen, daß Annens hinterlassene Waise keiner Pflege und Fürsorge entbehre, die ihr Alter und ihre Lage erheischen: Zoé, die ihn wie ihren Vater betrachtet, sendet täglich das Gebet eines unschuldigen, reinen Herzens für die Erhaltung des kostbaren Lebens ihres edlen Wohlthäters zum Himmel.

Ursprung der Zeitungen in England.

Es war während der Bürgerkriege, daß, was man wirklich Zeitungen nennen kann, zuerst in England erschienen. Der, auf Elisabeth's Befehl, publicirte „Englische Merkur“ kann nicht in diese Kathegorie gestellt werden, weil solcher nicht an bestimmten Tagen herauskam. Diese große Fürstin hatte ihn in einer sehr schwierigen Epoche ihrer Re-

gierung geschaffen, um die Nachrichten bekannt zu machen, an deren Verbreitung ihr gelegen war, und um den Gerüchten zu widersprechen, die von ihren Feinden in Umlauf gebracht wurden.

Von dieser Sammlung befinden sich drei Nummern im brittischen Museum. Die erste führt die Zahl 50 und ist datirt vom Monat Juli 1588. Sie ist betitelt „Englischer Merkur, gedruckt auf Autorisation um die falschen Nachrichten zu widerlegen." — Am Schlusse steht: „Gedruckt von Christoph Barker, Buchdrucker von Ihro Hoheit." — Wie es scheint, hatte Elisabeth damals den Titel Majestät noch nicht angenommen. Der englische Merkur erschien nicht regelmäßig, sondern nur wenn es die Umstände nöthig machten und wenn wichtige Begebenheiten vorgegangen waren. So war z. B. No. 50 am 23. Juli, No. 51 am 26. herausgegeben worden, während die dann folgende No. erst einen Monat später erschien.

Der erste Artikel von No. 50, datirt aus Whitehall, vom 23. Juli 1588, enthält eine Mittheilung von Sir Francis Walsingham, des Inhalts, daß man am 29. die große Armada gesehen habe, wie sie mit günstigem Winde auf den Canal im Ansegeln gewesen. Darnach wird das Detail über die Flotte Ihrer Maj. gegeben, die aus 80 Segeln bestand und in vier Geschwader, befehligt von dem Lord Ober-Admiral Sir Francis Drake, den Admiralen Hawkins und Forbisher, eingetheilt war. Der Englische Merkur setzt hinzu, der Feind scheine nicht weniger als 150 Schiffe zu haben, doch hätten die Matrosen der englischen Flotte, sobald sie solche vom Mastkorbe aus wahrgenommen, statt die geringste Furcht zu äußern, ein großes Freudengeschrei erhoben. Dann folgt eine Beschreibung des am 21. Juli über die große Armada erfochtenen Sieges, an deren Schlusse es folgendermaaßen heißt: „Es ist Gott sey Dank außer Zweifel, daß diese ungerechte und verwegene Unternehmung zu ewiger Schande und Beschämung des Königs von Spanien ausfallen wird; denn alle Classen der Nation, ohne Unterschied ihres Ranges und ihrer Religion, sind entschlossen, die geheiligte Person ihrer Monarchin, so wie die Gesetze und die Freiheit des Landes gegen die einbrechenden Fremden zu vertheidigen."

Ein Schreiben aus Madrid, vom 16. Juli, giebt die Details über Hoffnungen, die der König von Spanien sich gemacht.

Die No. 54 erschien erst nach einer Zwischenzeit von vier Monaten. Sie ist vom 24. November datirt und enthält die Beschreibung der kirchlichen Feste, die wegen der über die spanische Flotte errungenen Vortheile gefeiert worden. J. M. begaben sich mit großem Pomp nach der St. Pauls-Kirche; nahmen das Mittagsmahl im Kapitel ein, und kehrten unter Fackelschein nach Whitehall zurück.

Als dieses Verfahren, politische Neuigkeiten zu verbreiten aufgegeben ward, kam mehrere Jahre lang kein andres in dessen Stelle. Unter der Regierung Jacobs I. wurden von Zeit zu Zeit kleine Quartschriften gedruckt, die den Titel führten: Nachrichten aus Italien, aus Deutschland, aus Ungarn, ꝛc. Diese Broschüren wurden in der Regel als Uebersetzungen aus dem Holländischen gegeben.

Es konnte nichts darin besprochen, noch irgend etwas anderes, als was der Regierung wohlgefällig war, mitgetheilt werden, da die Stern-Kammer eine unbeschränkte Macht über die Freiheit der Autoren ausübte und der erste der englischen Stuarts häufig Proclamationen erließ, die es seinen Unterthanen untersagten, sich über politische Dinge zu unterhalten. Außerdem war damals das Publicum, das las, nicht sehr groß und der Postengang nicht besonders regelmäßig.

Während des Bürgerkrieges vervielfältigten sich die Zeitungen sehr. Ganze Schwärme von Merkurs, denn dieses war der Lieblings-Titel, flogen jede Woche mit royalistischen oder Parlaments-Neuigkeiten aus. Im Laufe eines Jahres erschienen deren über Zwanzig; folgendes waren die Titel von einigen derselben: „Denkwürdige Begebenheiten Englands; Zeitung gewisser Parlaments-Verhandlungen; Mercurius aulicus; Mercurius civicus; Mercurius rusticus, oder Klagen des platten Landes gegen die Diebstähle, Erpressungen und andern Excesse, welche die Rebellen an Sr. Maj. getreuen Unterthanen begehen; Brittischer Merkur, Parlamentsblatt, ꝛc. ꝛc. Der Hof-Merkur erschien zuerst zu Oxford, im Monat Januar 1643, um den Nachrichten zu widersprechen die von den Rundköpfen oder Parlaments-Anhängern in Umlauf gebracht wurden. Dieser Zweck wird in einer Art Einleitung auseinander gesetzt.

Nach der Restauration zog die Fama ihre Flügel ein und die Merkure verschwanden. Unter Wilhelm und der Königin Anna gab es zur regelmäßigen Verbreitung von Nachrichten keinen andern Weg, als vermittelst der im Jahre 1642 zuerst erschienenen Londoner Zeitung, obgleich die Presse einigermaaßen frei war. Unter der Regierung der beiden ersten Könige aus dem Hause von Hannover wurden zu London über ein halbes Dutzend Zeitungen, fast ausschließlich der Verbreitung von Neuigkeiten gewidmet, geschaffen. Aber die Redaction dieser Zeitungen war noch sehr unvollkommen zur Zeit der Thronbesteigung Georgs III. und in den nächsten Jahren enthielten die Londoner Chronik, die St. James-Chronik, der tägliche Verkündiger ꝛc. keine politische Discussionen und keinen Bericht über die Debatten im Parlamente oder in den Gerichtshöfen. Die Parlamentsdebatten damaliger Zeit scheinen dem Publicum im Allgemeinen eben so unbekannt geblieben zu seyn als die Deliberationen des geheimen Raths. Des Anfanges und des Endes einer Sitzung wurde zuweilen in einem einzigen Paragraphen erwähnt, und wollte ein Mitglied diejenigen, die er repräsentirte, von dem eignen Gange, den er eingeschlagen, unterrichten, so sah er sich zu einem täglichen Briefwechsel mit ihnen genöthigt.

Es ist überflüssig, von der Ausdehnung, welche die Zeitungen nun gewonnen, zu sprechen. Ein officieller Bericht des Stempelamts besagt daß die Zahl der täglich in London erscheinenden Blätter sich wöchentlich auf 300,000, die in den Grafschaften auf 650,000 beläuft, was fast eine Million wöchentlich und 50 Millionen jährlich ausmacht.

Es würde, ohne diesen Artikel viel zu weit auszuspinnen, unmöglich seyn auch nur einen kurzgefaßten Bericht über den Ursprung, die Zahl und den Charakter der fremden Zeitungen zu geben. Venedig und Holland sind in dieser Beziehung den andern Staaten von Europa vorangegangen. Gegenwärtig giebt es keine Hauptstadt, ja wenig sonst bedeutende Städte mehr, die nicht eine oder mehrere Zeitungen hätten. Am besten gedeihen die Zeitungen in den freiesten Ländern. Nord-Amerika scheint mit Großbritannien das classische Land der Freiheit zu seyn. Man schätzt die Zahl der jährlich in Nord-Amerika erscheinenden Zeitungen auf mehr als 25 Millionen. Das Verhältniß zwischen der Zahl der Zeitungen und jener des Absatzes ist viel stärker in den Vereinigten Staaten als in England. Wenige tägliche Zeitungen in Amerika zählen mehr als 1300 Abonnenten, und es giebt ihrer nur drei die deren 4500 haben. Da die amerikanischen Zeitungen keinen Stempel haben, so bedürfen sie auch keiner so großen Anzahl Abonnenten, um sich halten zu können.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 201 Hamburg, Mittwoch den 11. Juli 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

stellen aus dem Leben Napoleon's, die ihn in seinen persönlichen Eigenthümlichkeiten und Character darstellen.

Von Walter Scott.

(Beschluß.)

— Napoleon wußte recht wohl, was erwartet wurde, und strebte, im voraus für das Mißgeschick zu rächen, wovon er voraussah, daß über ihn hereinbrechen werde.

„Die guten Bürger freuen sich aufrichtig über meine Vermählung, it wahr, mein Herr?" sagte er zu seinem Minister Decrès.

„Recht sehr, Sire."

„Ich habe vernommen, daß sie glauben, der Löwe werde nun ummern, wie?"

„Die Wahrheit zu sagen, Sire, sie hegen einige Hoffnungen die: Art."

Napoleon hielt hierauf einen Augenblick inne und erwiederte dann: ie sind im Irrthume; aber es ist nicht die Schuld des Löwen; ummern würde ihm eben so angenehm seyn, als den andern. Aber Ihr denn nicht, daß, während ich das Ansehen habe, fortwährend angreifende Partei zu seyn, ich in der That nur allein vertheidigungs: se verfahre?"

Dieser Sophismus, durch welchen Napoleon sich bestrebte, die Men: n zu überreden, daß seine fortwährenden Kriege nicht aus seiner hl, sondern aus der Nothwendigkeit und seiner Lage entsprängen, d am besten in Zukunft discutirt werden.

Inzwischen wollen wir hier noch einzig anführen, daß der Kaiser ander sehr treffend über die Folgen dieser Vermählung mit einer rreichischen Prinzessin urtheilte, indem er beim Empfange der Nach: t hiervon sagte: „Dann wird sein nächstes Unternehmen seyn, mich ück nach meinen Wäldern treiben zu wollen;" so gewiß war er, daß Napo: n seine innige Allianz mit dem Kaiser Franz als Mittel benutzen de, einen Angriff gegen Rußland zu machen; und so scharfsinnig er: te er die Keime künftiger höchst verzweifelter Kriege in einer Ver: bung, in welcher so manche kurzsichtige Politiker die Segnungen des dens sehen wollte.

— Im Laufe des Tages, am 3. Mai, bemerkte man, daß es mit n Leben Napoleons sichtlich auf die Neige ging, deshalb wünschte e Umgebung, besonders sein Arzt, daß noch mehr ärztlicher Beistand genommen werde, worauf man denn zum Dr. Shortt, Arzt der Land: pen, und zum Dr. Mitchell, Wundarzt des Flaggenschiffs, schickte. Der Dr. Shortt aber wollte der Würde seines Standes nichts vergeben und weigerte sich, über einen Fall, der an sich selbst von solch großer Wichtigkeit sey und über welchem so viele Dunkelheit schwebe, eine Meinung abzugeben, wenn ihm nicht gestattet würde, den Kranken zu sehen und zu untersuchen. Die Beamten des Haushalts von Napoleon entschuldigten sich mit der Erklärung, es sey ihnen vom Kaiser aufs ernstlichste anbefohlen worden, keinen englischen Arzt, den Dr. Arnott allein ausgenommen, an sein Sterbebett kommen zu lassen. Sie sagten, und wenn er auch die Sprache verloren hätte, so würden sie nicht vermögend seyn, ihm in die Augen zu blicken, wenn sich ein Vorwurf für ihren Ungehorsam darin ausspräche.

Um 2 Uhr am nämlichen Tage reichte ihm der Priester Vignali das Sacrament der letzten Oelung. Einige Tage vorher hatte Napoleon ihm gesagt, wie er wünschte, daß man seinen Leichnam auf dem Paradebette in einem von Wachsfackeln erhellten Gemache, was die Katholiken une chambre ardente nennen, ausstellen möchte. In einer (an einer andern Stelle erwähnten) Phrase sagte er noch: „Ich bin weder ein Philosoph noch ein Arzt (?). Ich glaube an Gott und bekenne mich zu der Religion meiner Väter. Es ist nicht jedermannes Sache, Atheist zu seyn. Ich war katholisch geboren, und will alle Pflichten der katholischen Kirche erfüllen, auch ihren Beistand annehmen." Dann wandte er sich an den Dr. Antomarchi, den er im Verdacht der Heterodoxie gehabt zu haben scheint, was derselbe jedoch nicht Wort haben wollte. „Wie können Sie es so weit treiben?" sagte er. „Können Sie nicht an Gott glauben, dessen Existenz sich ja in jeder Sache kund giebt, und an den auch die größten Geister stets geglaubt haben?"

Gleichsam um noch einen Schlußpunkt von der Aehnlichkeit zwischen Cromwell und Napoleon zu geben, erhob sich am 4. Mai, dem Tage vor der Beendigung der irdischen Laufbahn dieses außerordentlichen Mannes, ein wüthender Sturm. Eine Weide, die der Liebling des Verbannten gewesen war, und unter welcher er oft der frischen Luft genossen hatte, ward von dem Orkan ausgerissen, ein Schicksal, das fast allen Bäumen um Longwood her widerfuhr.

Der 5. Mai brach an mit Sturm und Regen. Napoleons hinsterbender Geist war im Delirium in einem noch furchtbareren Kampfe begriffen, als jener der Elemente da draußen. Die Worte: „Tête d'armée," die letzten, die über seine Lippen kamen, zeigten, daß seine Gedanken dem Strome eines hitzigen Gefechts folgten. Ungefähr 11 Minuten vor 6 Uhr Abends, nach einem Kampfe, der die ursprüngliche Kraft seiner Constitution bewies, hauchte Napoleon seinen Geist aus.

— Zum Schluße dieser folgewichtigen Geschichte gelangt, dürfte der Leser wohl geneigt seyn, einen Augenblick zu pausiren, um über den Charakter des wundervollen Mannes nachzudenken, den das Glück im Anfange und in der Mitte seiner Laufbahn mit so vielen Gunstbezeugungen über:

schüttete, um ihn am Ende derselben durch so tiefe ungewöhnliche Leiden zu beugen.

Napoleons Aeußeres war nicht imponirend auf den ersten Blick, da er nur eine Größe von ungefähr 5 Fuß 6 Zoll englisch hatte. Sein Körper, in der Jugend mager und in reiferem Alter etwas corpulent, verrieth dem äußeren Ansehn nach mehr eine zarte, als eine kräftige Natur, doch war er aus einem Gusse, daß er jede Entbehrung und Strapaze zu ertragen vermochte. Er saß nicht schön zu Pferde, hatte sein Thier auch nicht so in der Gewalt, wie es von einem tüchtigen Reiter verlangt wird, und stand im Schatten, wenn ein Pferdebändiger, als Murat war, neben ihm einherritt. Aber er war furchtlos, saß fest im Sattel, ritt sehr schnell und konnte das Reiten länger aushalten, als die meisten Menschen. Auf die Beschaffenheit seiner Nahrung achtete er wenig, auch hatte er eine große Stärke in der Enthaltsamkeit. Von einem bischen Essen und einer Flasche Wein, das er am Sattelknopfe hängen hatte, pflegte er auf seinen früheren Feldzügen mehrere Tage lang zu leben. In den späteren Kriegen machte er öfter Gebrauch von einem Wagen, nicht, wie man es sich eingebildet, irgend eines besondern Uebelbefindens wegen, sondern weil sein so unausgesetzt angestrengter Körper schon früh die Wirkungen des herannahenden Alters empfand.

Die Gesichtszüge Napoleons kennt fast jedermann aus Beschreibungen und Abbildungen, die überall gefunden werden. Das dunkelbraune Haar zeigte wenig Spuren einer auf die Toilette verwendeten Aufmerksamkeit. Die Gesichtsform näherte sich mehr, als es sonst bei Menschen der Fall ist, einem Viereck. Seine Augen waren grau, voller Ausdruck, die Pupillen ziemlich groß; die Augenbrauen waren nicht sehr stark markirt. Die Stirne und der obere Theil des Gesichts hatten etwas Rauhes an sich. Seine Nase und Mund waren schön geformt. Die Oberlippe war sehr kurz. Die Zähne waren nicht besonders, kamen aber beim Sprechen wenig zu Gesicht. Sein Lächeln war ungemein lieblich und soll unwiderstehlich gewesen seyn. Seine Gesichtsfarbe war bräunlich, sonst im Allgemeinen farblos. Der hervorstechende Charakter in seinen Gesichtszügen war ernst, selbst mit einem Anflug von Melancholie, doch ohne irgend ein Anzeichen von Strenge oder Heftigkeit. Nach dem Tode machten der Ausdruck von Sanftmuth und Würde, der seinen Gesichtszügen geblieben war, diese über alle Maaßen schön, so daß sie ein Gegenstand der Bewunderung aller derer waren, die sie sahen.

So war das Aeußere Napoleons. Sein persönlicher und Privat-Charakter war entschieden liebenswürdig, außer in einem Punkte. Er hatte, wenn er gekränkt war, oder es zu seyn glaubte, besonders wenn die Kränkung persönlicher Art war, ein hitziges und rachsüchtiges Temperament. Doch war er selbst gegen seine Feinde leicht versöhnlich, vorausgesetzt, daß sie sich seiner Gnade unterworfen hatten; es fehlte ihm aber die Art Großmuth, die die Aufrichtigkeit eines männlichen und geraden Opponenten respectirt. Andrerseits hat wohl niemand die Anhänglichkeit seiner Freunde freigebiger belohnt, als er. Er war ein vortrefflicher Gatte, ein liebevoller Verwandter, und, wenn nicht Staatspolitik ins Spiel kam, der herzlichste Bruder. General Gourgaud, dessen Mittheilungen nicht immer zu Napoleons Gunsten lauten, sagt von ihm, er sey der beste Herr gewesen, den es hätte geben können, immer bereit, seinem gesammten Hausgesinde Gutes zu thun, so viel es nur in seiner Macht gestanden, und willig, ihren zufälligen Talenten volles Recht angedeihen zu lassen, ja zuweilen habe er selbst denen gute Eigenschaften nachgerühmt, die ihrer ermangelt hätten.

In seinem Charakter lag Gutmüthigkeit, ja selbst Weichheit. Er fühlte sich ergriffen, wenn er über die Schlachtgefilde hinritt, die sein Ehrgeiz mit Todten und Sterbenden übersäet hatte, und schien nicht allein von dem Verlangen beseelt zu seyn, den Opfern ihre Leiden mildern — indem er zu dem Ende Befehle ertheilte, die nur zu nicht befolgt wurden und nicht befolgt werden konnten —, sondern auch Spuren blicken, daß er unter dem Einflusse der eindringlich und idealeren Gattung des Mitgefühls stand, die man Empfindlichkeit nennt. Er erwähnt eines Umstandes, der einen tiefen Anklang Gefühl verräth. Als er, in Italien, mit einigen von seinen Gene ein Schlachtfeld passirte, sah er einen nun herrenlosen Hund auf erschlagenen Körper seines Herrn liegen. Das arme Thier kam a zu, kehrte dann zur Leiche zurück, und begann über derselben ei bärmliches Geheul, gleichsam als flehete es ihren Beistand an. „I nun das Gefühl des Augenblicks, die Scene überhaupt, die Stunde Zeit, oder der Umstand an und für sich war," erzählt Napoleon, „g ich fühlte mich tiefer alsvon irgend etwas, das ich noch auf einem Sch felde gesehen, ergriffen. Der Mann, dachte ich, hatte vielleicht ein F Freunde, Kameraden, und liegt nun hier verlassen von aller Welt von seinem Hunde. Wie unerklärlich sind doch die Eindrücke, w wir unterworfen sind! Ich war gewohnt, unbewegt Schlachten ordnen, die das Schicksal eines Feldzugs entscheiden mußten; ich k trocknen Auges auf die Ausführung von Manoeuvres sehen, die Menschen leben kosteten: und hier fand ich mich gerührt, ja schme tief ergriffen durch das Jammern und den Gram eines Hu Sicherlich würde ein flehender Feind in diesem Augenblick ein williges bei mir gefunden haben, und mir ward zugleich das Benehmen Achilles, daß er sich durch Priamus Thränen zur Herausgabe des pers des Hector bewegen ließ, erklärlicher." Diese Anekdote be gleichzeitig, daß Napoleons Herz empfänglich für menschliche G war, daß sie aber gewöhnlich ganz den harten Geboten des mil schen Stoicismus untergeordnet wurden. Es war bei ihm eine gewöhnliche und ausdrucksvolle Redensart, der Politiker müsse das im Kopfe tragen; doch ließ er sich zuweilen von seinen Gefühle einem milderen Sinne überraschen.

Von Natur und Gewohnheit alles berechnend, liebte Napole Ordnung und war ein Freund des moralischen Betragens, in we sich die Ordnung am meisten kund giebt. In den Spottschriften Tages befinden sich einige scandalöse Anführungen im entgegenge Sinne, doch ohne haltbaren Beweis. Napoleon hatte zu viel E achtung und wußte den Werth der öffentlichen Meinung zu gut zu digen, als daß er sich einer allgemeinen oder unbestimmten Ausschw hätte hingeben sollen.

Seine natürlichen Anlagen erwogen, würde sich folglich ann lassen, daß Napoleon, wäre er in der Bahn des Privatlebens geb und hätten sich nicht starke Versuchungen zur Leidenschaftlichkei Rache auf seinem Pfade durchkreuzt, im allgemeinen für einen hätte gelten können, dessen Freundschaft wünschenswerth, dessen schaft nicht gering zu schätzen war.

Aber die durch die Zeitumstände herbeigeführte Gelegenhe die Schwungkraft seiner eignen großen, sowohl militairischen als schen Talente, erhoben ihn mit beispielleser Schnelligkeit zu einer E großer Macht und einer, dieser wenigstens gleichkommenden, Versu

In der Strategie brachte er nach einem riesigen Maaßsta Grundsätze in Anwendung, wonach der König Friedrich von P verfuhr, und gewann eine Hauptstadt oder ein Königreich, wo Fr eine Provinzialstadt oder Provinz gewonnen haben würde. E demnach sein System, mit größtmöglicher Macht auf den verwu sten Theil der Stellung des Feindes loszugehen, möglicherweis Drittheile seiner Armee in Unthätigkeit zu erhalten, während dritten Theil aufrieb, und dann den Ueberrest vereinzelt zu verr

dem Ende lehrte er seinen Generalen, ihre Armeen auf dem Marsche theilen, um sich schneller bewegen und leichter nähren zu können, und kurz vor dem Kampfe da wieder zusammen zu ziehen, wo ein Angriff den schwächsten Widerstand zu befahren hatte, weil er am wenigsten erwartet ward. Deshalb that er auch zuerst jede Art Bagage, die zu entbehren war, bei Seite, ersetzte den Mangel von Magazinen durch Lieferungen, die das Land hergeben mußte, oder die, nach einem willkürlichen Marodeursystem, von den einzelnen Individuen requirirt werden, schaffte die Zelte ab, und führte das Bivouakiren ein, da, wo die Dörfer in der Nähe waren, und es an Zeit gebrach, Hütten aufzuschlagen. Sein System war menschenraubend, indem zum öfteren nicht einmal Militair-Hospitäler gehalten wurden; deshalb nannte Moreau den Napoleon auch einen Eroberer auf Kosten von 10,000 Mann täglich. Inzwischen ward eine geraume Zeit der Zweck, dem man das Opfer brachte, regelmäßig erreicht. Der Feind, der, verwirrt durch die Nachrichten über die verschiedenen Richtungen, in welchen die Colonnen marschirten, in seinen ausgedehnten Cantonnirungen geblieben war, ward von der gesammten Macht der Franzosen, die sich, wann und wo man es am wenigsten erwartet, wieder vereinigt hatte, überfallen und geschlagen. Erst dann, als sie sich die Kunst zu eigen gemacht, seinem Angriffe gleich, so wie er erfolgte, auszuweichen, gelang es den Verbündeten, die Anstrengungen seiner mobilen Colonnen nutzlos zu machen.

Napoleon war nicht weniger originell als Tactiker, als er es als Strategist war. Seine Manoeuvres auf dem Schlachtfelde waren so rasch und entscheidend als der Blitz. Sowohl im vollen Gewühl der Schlacht, als schon bei den Vorkehrungen, sie herbeizuführen, suchte er die Aufmerksamkeit des Feindes auf viele Punkte zu vertheilen, während er ihn an einen unerwartet durch ein Uebergewicht in der Zahl erdrückte. Das Durchbrechen durch die Linie, das Ueberflügeln, worauf er es gleich zu Anfang der Schlacht an abgesehen hatte, maskirte er gewöhnlich durch eine Menge vorbereitender Demonstrationen, und schritt erst dann, wenn sowohl die moralische als physische Kraft des Feindes durch die Dauer des Kampfes erschöpft war. War dieser Zeitpunkt da, so ließ er seine Garden vorrücken, die, ungeduldig das Ende ihrer Unthätigkeit erwartend, stundenlang in Bereitschaft gehalten worden waren und dann wie von der Leine losgelassene Wolfshunde, einherstürmend, die ihnen gewordene Aufgabe hatten, den lange unterhaltenen Kampf zu entscheiden, was ihnen auch selten fehlschlug. Als eine fernere Bezeichnung seiner Tactik ist noch zu bemerken, daß er die Colonnen-Formirung der Schlachtlinie vorzog — vielleicht wegen des Vertrauens, das er in die persönliche Tapferkeit der französischen Offiziere setzen konnte, die die Colonnen anführten.

Die Gunst, in welcher sich Napoleon bei den französischen Soldaten erhielt, wurde durch eine häufige Austheilung von Belohnungen und Auszeichnungen mehr dadurch, daß er vertraulich mit ihnen umging und auf ihre Bedürfnisse aufmerksam war, erhielt, machte es ihm leicht, sich ihrer thätigen Mitwirkung in der Revolution vom 18. Brümaire zu versichern und sich an die Spitze der Regierung zu stellen.

Als er nun zu dem Gipfel menschlicher Macht gelangt war, schritt er vorsichtig und überlegt zur Gründung seines Throns auf dem demokratischen Grundsatze, der seine eigne Laufbahn eröffnet hatte, und der Alleinbestand, dem Verdienste, wenn auch sonst ohne Ansprüche, den Weg zu Ehrenstellen in allen Departementen des Staates frei zu lassen. Dieß war der geheime Schlüssel von Napoleons Politik; und in der Verwaltung derselben leisteten ihm sowohl sein Scharfblick in der Erkennung der Charaktere, als seine Gutmüthigkeit und Wohlgesinntheit (die in ruhigen Augenblicken, beide besaß), so gute Dienste, daß er nie, wenn seinen Verhältnissen, eine Gelegenheit versäumte, sich die Liebe und den Beifall der Menge durch eine, zu rechter Zeit an den Tag gelegte Würdigung des Talents durch Lohn und Auszeichnung zu erwerben. Darauf zielte seine Unterhaltung immerwährend hin: und dafür nimmt er das höchste Lob in Anspruch und verdient es auch. Wir stehen nicht an, zu wiederholen, daß der Umstand, daß er dem Talente jeder Art eine völlig freie Bahn gemacht, der Schlußstein seines Rufes und die Hauptgrundlage seiner Macht gewesen ist. Unglücklicherweise war seine Schätzung des Verdienstes und sein Hang, es zu belohnen, nicht ausschließlich auf eine patriotische Beobachtung des öffentlichen Wohls, noch weit weniger auf den rein wohlmeinenden Wunsch, dasjenige zu belohnen, was lobenswerth war, gegründet, sondern auf ein Princip selbstsüchtiger Politik, welchem ein großer Theil seiner Erfolge, kein geringer Theil seiner Unfälle, und fast seine sämmtlichen politischen Verbrechen beizumessen sind.

Wir haben (andrer Orten) schon der Beschreibung gedacht, die Lucian von seinem Bruder, dem Kaiser, wahrscheinlich in einer zornigen Laune, gemacht hat, die aber dessen ungeachtet von fast allen Personen bestätigt worden ist, die gewöhnlich um Napoleon waren, und die zu befragen wir Gelegenheit gehabt haben. „Sein Benehmen," sagt der Bruder, „richtet sich ganz nach seiner Politik, und seine Politik beruhet lediglich auf Egoismus." — Es hat vielleicht nie einen Menschen gegeben, der (mit den gleich zu erwähnenden Beschränkungen) das, der Menschheit so eigenthümliche Princip der Selbstsüchtigkeit in einem stärkeren Grade gehabt hat. Die Natur hatte es in seinem Herzen begründet, und eine halb mönchische, halb militairische Erziehung, die ihn so früh aus dem gesellschaftlichen Verband geschieden, hatte es genährt; bestärkt ward es durch das Bewußtseyn, Talente zu besitzen, die ihn über die gewöhnlichen Menschen, unter welche ihn das Loos geworfen, erhoben, und es ward bei ihm zu einer festen Gewohnheit durch die traurige Lage, in welcher er sich bei seinem ersten Eintritt in die Welt befand, ohne Freund, Beschützer oder Gönner. Das Lob, die Beförderung, so ihm zu Theil wurde, verdankte er seinem Genie, nicht seiner Person; es gab folglich für ihn, der es fühlen mußte, daß er sich seine Bahn selbst gebrochen, wenig Anlaß zur Dankbarkeit oder Güte gegen diejenigen, die ihm nur Platz gemacht, weil sie es nicht wagten, sich ihm in den Weg zu stellen. Sein Ehrgeiz war ein modificirter Eigennutz, allerdings erhaben in seinen Wirkungen und Folgen, aber doch, wenn scharf geläutert, wenig mehr als Eigennutz in dem Schmelztiegel zurücklassend.

Inzwischen dürfen unsre Leser nicht glauben, die Selbstsucht Napoleons habe den gewöhnlichen und gehässigen Charakter gehabt, der die Menschen filzig, quälend und betrüglich im Privatleben macht; oder der, in milderen Zügen, ihre Handlungen auf solche Unternehmungen beschränkt, die nur auf ihren eignen individuellen Nutzen abzwecken, aber das Herz gegen die Gefühle des Patriotismus oder des geselligen Wohlwollens verschließt. Napoleons Egoismus und Selbstliebe waren, obgleich auf ähnlichen Motiven beruhend, weit edlerer und erhabenerer Art; gerade so wie sich die Flügel des Adlers, der sich zur Sonne emporschwingt, nach den nämlichen Principien bewegen, wie die des Federviehes, das nicht im Stande ist, sich hoch genug zu erheben, um, von dem Düngerhaufen weg, über die Verpfählung des Hühnerhofes hin zu fliegen.

Uns deutlicher zu machen, können wir noch hinzusetzen, daß Napoleon Frankreich liebte, denn Frankreich gehörte ja ihm. Er studierte darauf, ihm wohl zu thun, denn es kam dem Kaiser ja wieder zu gute, wenn seine Institutionen verbessert oder sein Gebiet erweitert wurden. Er repräsentirte, wie er sich dessen rühmte, sowohl das Volk als den Monarchen Frankreichs; er mehrte in seiner eignen Person dessen Vorrechte, Größe und Ruhm, und hatte die Verpflichtung, sich so zu benehmen, daß gleichzeitig der Kaiser und das Reich erhöhet wurden.

Doch war es möglich, daß der Monarch und das Reich von einander getrennt würden, wohin es auch wirklich am Ende kam; und nach dieser Trennung war es dem egoistischen Charakter Napoleons möglich, Lust und Interesse an der ärmlichen Scala von Elba zu finden, auf welche sein Walten nun beschränkt war. Gleich dem Zauberzelte in dem arabischen Mährchen, konnten seine Talente sich ausdehnen, um eine halbe Welt zu umfahen, mit all ihren Mühen und Verhängnissen, oder auch sich einschränken auf die Sorge für einen winzigen Felsen im mittelländischen Meere und auf seine eignen Bequemlichkeiten, als er sich dahin zurückzog. Wir glauben, daß Napoleon, so lange Frankreich ihn als Kaiser anerkannte, freudig sein Leben hingegeben haben würde, um ihm wohl zu thun; wir zweifeln aber sehr daran, daß, hätte er es unter den Bourbons nur durch die Aufhebung eines Fingers glücklich machen können, sein Finger sich gehoben haben würde, (außer wenn das Verdienst der That seinem eignen persönlichen Muse zu gute gekommen wäre). Kurz, seine eigennützigen Gefühle waren der Mittelpunkt eines Kreises, dessen Umfang nach Gefallen erweitert oder zusammengezogen werden konnte, wo aber der Mittelpunkt immer stät und unverändert blieb.

Untersuchen wollen, in wie weit diese strebsame, und, wie wir hinzusetzen müssen, verständige Beachtung des eignen Interesses Buonapartes Gelangung zur höchsten Macht erleichterte, würde überflüssig seyn. Wir sehen täglich Leute, die, bei Fähigkeiten von sehr geringer Bedeutung, wenn sie irgend einen besondern Zweck verfolgen, ohne sich durch die Lockungen des Vergnügens, durch die Verführung der Indolenz, oder durch irgend eine andre Störung von ihrem Wege ablenken zu lassen, am Ende das Ziel ihres Strebens erreichen. Denken wir uns also den mächtigen Geist Napoleons, beseelt von einer unbegränzten Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und einer unüberwindlichen Beharrlichkeit, rastlos und ohne Abweichung vorschreitend zur Erreichung seines Zweckes, der kein geringerer war, als die Erlangung der Herrschaft über die ganze Welt, so verliert sich unser Staunen über die ungeheure Höhe, zu welcher er sich emporschwang.

Aber der Egoismus, der seine Handlungen — stets der Leitung seines vortrefflichen Verstandes und der Förderung seines Interesses in der öffentlichen Meinung untergeordnet — bestimmte, hat ihm, wenn er auch großentheils das Gelingen seiner verschiedenen Unternehmungen begünstigte, doch am Ende mehr Schaden als Vortheil gebracht, indem er ihn zu seinen verzweifeltsten Unternehmungen verlockte und die Quelle seiner unverantwortlichsten Handlungen war.

Ueber häusliche und öffentliche Feste, ihre Bedeutung und unterscheidenden Charakter.

(Ein Beitrag zur Lebensphilosophie.)

Um, wenn auch nur in flüchtigen Zügen, die in vorstehender Ueberschrift liegende Aufgabe folgerecht zu lösen, ziemt es uns vor allem zu bestimmen: Was ist ein Fest?

Leer möchte mancher diese Frage finden, oder doch überflüssig. Genuß und Freude, könnte man sagen, sucht jedes lebende Wesen, vom Wurm, der auf verborgnem Grashalme die Wonne seines Daseyns empfindet, bis zum königlichen Adler, der den kühnen Flug lenket zum Lichtmeer der Sonne, und sich badet in ihren goldenen Strahlen; so auch der Mensch, der gleich beiden, der Sinnenwelt angehört, er scheut den Schmerz und sucht den Genuß; die Stunde, der Tag, den er [illegible] Freude weiht, das ist ein Fest.

Aber hängt es von des Menschen Entschluße ab, ob er froh [illegible] wird? und wenn dies nicht ist, kann er die Stunde, es zu seyn, [illegible] bestimmen? und warum kann er es nicht! Weil seine Hälfte nur [illegible] Sinnenwelt gehört, und ihrem lockenden Gebote weicht — die [illegible] Sprößling einer unsichtbaren, zieht ihn empor zu ihrem Geisterreich, [illegible] trotzet frei und groß der Sinne Zwang. Ein Richter lebt in [illegible] Brust, der unbestechlich und unwandelbar nur mit der Wahrheit und [illegible] Tugend ewigem Gesetze der Thaten kleinste, selbst Gedanken mißt. [illegible] beugte eine halbe Welt vor dir ins Sclavenjoch den Nacken,

Dem Feind im eignen Busen kannst
Du nicht entfliehn, ihn nimmer überwinden.
Wer nur die Freude sucht, der wird sie nimmer finden;
Ein jeder Mensch ersehnt ein anderes Glück,
Und was wir heute noch mit feuchtem Blick
Vom Himmel thörigt heiß erflehen,
Das würden wir, im nächsten Augenblick
Gewährt, vielleicht mit Abscheu selbst verschmähen.
Doch ewig fest in überird'scher Klarheit
Steht das Gesetz der Tugend und der Wahrheit.

Das ist's was den Menschen vom Thiere scheidet, daß nicht [illegible] stinkt, sondern Freiheit ihn bestimmt, und er eines Maaßstabes [illegible] der unter jeden Umständen derselbe bleibt, folglich nicht der des Gen[illegible] sondern der des Rechts ist. Der Becher der Freude wird ihm [illegible] und der Labetrunk zum Gifte werden, wenn der Richterspruch des [illegible] wissens ihn verdammt; indessen der Arme, der in Frieden mit [illegible] Herzen lebt, süße Erquickung in frischem Quellwasser findet, [illegible] Schuldlose im ungerechten Kerker, auf hartem Strohlager, sich ins [illegible] dies sanft hinüberträumt.

Sei reines Herzens ist also die erste Bedingung jeder [illegible] jedes festlichen Gefühls und Augenblicks. Suche nur schuld[illegible] Freuden und nie verletze der Gebrauch irgend [illegible] Gutes deine Würde oder anderer Rechte! sind Gebote, [illegible] aus jenem unmittelbar hervorgehen — denn die Verletzung beider [illegible] mit strafenden Erinnerungen den kurzen Genuß und mit langer [illegible] rächen.

Dies ist indessen nur der Zustand, ohne welchen keine wahre [illegible] denkbar ist, oder — wenn es erlaubt wäre, einen Ausdruck der [illegible] sophischen Schulsprache zu gebrauchen — dies ist nur eine [illegible] Bedingung der Möglichkeit jedes ungetrübten Genusses; höher [illegible] das Gefühl, festlicher wird das Fest in dem Grade, als die beim [illegible] Weihestunde mit irgend einem moralischen Verhältnisse und Zus[illegible] Menschen zusammenhängt, und der sinnliche Genuß dabei [illegible] mehr als zufällige Folge in den Hintergrund tritt.

Wenn der Jugendgefährte zum einstigen Gespielen nach [illegible] schmerzlicher Trennung, in welchen sie beide zu Männern reiften, [illegible] kehrt, und der entzückte Freund Weib und Kind festlich geschmückt [illegible] Kommenden entgegenführt, wenn er den wirthlichen Tisch im stillen G[illegible] ihm deckt, wo sie als Knaben Blumen pflückten, in der Laube, [illegible] die Jünglinge ewige Freundschaft schwuren, ihm sein wohlgemerkte[illegible] lingsgericht reicht — o, da ist es nicht die Kochkunst, die es würz[illegible] die Hand des Gärtners, die die niedere Laube zum Feenschlosse w[illegible] es sind die seligen Stunden heiliger Vergangenheit, die im Zaub[illegible] der Erinnerung vor den Glücklichen vorüberziehen, es ist das G[illegible] gefühl erhaltener Treue ungetrennter Herzen.

Wenn Kinder und Enkel dem Jubelgreis den Kranz von Thränen der Rührung und der Dankbarkeit befeuchtet, in die weißen Locken flechten, und Jünglingskraft und Heiterkeit vom bekränzten Haupte in sein Herz strömt — o, da ist es nicht der goldgefüllte Becher allein, der das Blut rascher in seinen Adern treibt, es ist der süße Gedanke, der ihn verjüngt, daß er Liebe fand in diesem für manchen, ach! so liebeleeren Leben, und daß ihm der Lohn wurde, noch Früchte vom ausgestreuten Saamen des Guten zu sehen mit eignen Augen, damit sie sanfter sich schlössen.

Der edle Jüngling, der, nach tausend Kämpfen, mit dem mißgünstigen Schicksal, endlich im Hafen landete, endlich die Geliebte als die Seine vom Altare zurückführte — seht, wie er mit leuchtendem Blicke die lachende Tafel überfliegt — ist es der Duft köstlicher Speisen, oder die Kraft des Traubenbluts, die aus dem verklärten Auge strahlt? Es ist die Hoffnung, die den Schleier der Zukunft lüftet, es sind die kommenden, himmlischen Tage edler Liebe, die dies Götterkind im Rosenschimmer entzückter Phantasie ihm zeigt. Und wenn er dann nach Jahren, an seinem Geburtsfeste, unter Blumen erwacht, mit denen liebende Kinder das Lager des Schlummernden bedeckten, erwacht in den Armen der tugendhaften Gattin, die ihm mit jedem Tage theurer wurde, und dann eine Thräne in ihrem sanften Auge die beredteste Sprache ihrer treuen Liebe ist, — o wer fühlt nicht, daß diese Blumen auf Erden am süßesten duften, daß das Gericht das köstlichste sey, das eine solche Gattin bereitet, wer fühlt nicht, daß dieses Fest von keiner Pracht der Erde erreicht, von keinem Herrscherwillen geschaffen werden kann.

Haben wir nun in den vorstehenden flüchtigen Zügen den Begriff eines Festes, in den Gränzen der heiligsten, reinmenschlichen Urverhältnisse, im häuslichen und Freundeskreis, richtig bezeichnet, so fragt es sich, ob und in wie fern sich dieselben Bedingungen und Kennzeichen auch bei öffentlichen Festen vorfinden und in wie fern beide einander entgegenzusetzen sind. Um diese Frage entscheiden zu können, liegt uns zuvörderst ob, uns über den Begriff eines öffentlichen Festes einzuverstehen.

Dem in sich und für sich als eine eigene kleine Welt bestehenden häuslichen Kreis, dem als ein geschlossenes Ganzes gebildeten Freundschaftsbund, steht die größere religiöse Gemeinschaft und das bürgerliche Leben, steht Staat und Kirche, sie, die den rohen Naturzustand in den der Civilisation umschufen, theils, sie mitumfassend, zur Seite, theils gegenüber. Aus diesem Gegensatze, oder vielmehr erweiterten Verhältnisse, würde nun der strengere und engere Begriff, den wir suchen, hervorgehen. Auf eins dieser beiden Verhältnisse müßte sich das gründen, das wir öffentliches Fest nennen sollen.

Stellen wir uns nun auf diesen Standpunkt, woran uns kein logischer Grund hindert, so sind die oben aufgeworfenen Fragen nicht eben schwer zu beantworten. Der Unterschied des öffentlichen Festes, in diesem Sinne, von dem häuslichen, ist in der Form zu suchen und in dem erweiterten Zwecke; dieser ist nicht, wie dort, individuell und personell, das Persönliche soll vielmehr in dem Allgemeinen untergehen und das subjective mit dem Objectiven sich verschmelzen — aber dies würde dennoch nicht geschehen können, wenn nicht eine Identität auf irgend einem Punkte beide verknüpfte. Eine hohe, allen gleich inwohnende Idee muß die vielreichen Einzelnheiten wieder zu einem Ganzen verbinden. Der innern Wesenheit nach finden wir also dieselben Kennzeichen und Bedingungen, wie bei den öffentlichen Festen, die wir im Eingange aufstellten, und auf die häuslichen anwendeten. Von den kirchlichen und religiösen Festen, wer könnte es da in Zweifel ziehen? Geht nicht jeder Cultus von den heiligsten und höchsten Ideen, die das Menschengeschlecht adeln, aus, sie geläutert oder unvollkommen auch seine Form sey? Hat nicht jeder den Zweck, zum Guten — zur sittlichen Veredelung zu führen? Ist's nicht der Glaube, der uns vereint in Demuth und Bruderliebe? Ist's nicht die Sehnsucht nach dem Himmlischen, in welcher alle irdischen Wünsche sich auflösen, vor welcher jeder Unterschied sinkt, den menschliche Willkühr geschaffen? Das Streben nach dem Ideal, vor welchem Fürst und Bettler auf gleicher Stufe der Mangelhaftigkeit stehen? — Ein kirchliches Fest also, bestehe es in frommer Erinnerung, in der Weihe, jüngeren Glaubensbrüdern ertheilt, in Dankgebeten oder Gelübden — stets ist's ein Fest der Tugend, eine freudige Erhebung unserer bessern Hälfte aus dem Staube.

Aber auch bei Bürger- und Volksfesten geht die wahre Freude nur vom Höheren in uns aus, weiht nur das Göttliche in unserer Brust das Fest zum Feste.

Zum leeren Schaugericht, zur täuschenden Larve nur erlogener Freude wird der befohlene Jubel des Despoten und die tausend Lichter geboteter Erleuchtungen können die Nacht der Trauer nicht erhellen, die die Seele der Unterdrückten verfinstert. — Warum aber wurde in manchen Ländern der 18. October so schnell vergessen, während er an einigen Orten, z. B. in Deutschlands freien Städten, mit gleich inniger Theilnahme jedes Jahr von neuem begrüßt wird? Es ist Rechts- und Freiheitsgefühl, das ihn hier zum Feste stempelt; es ist der patriotische Stolz, eine wohlerworbene und rechtmäßig ererbte Verfassung wieder errungen zu haben, unter deren Schutz Jahrhunderte lang stilles Bürgerglück reifte, und welche fremde Gewalt dem friedlichen Besitze entrissen hatte.

So liegt selbst dem gräßlichen Gebrauche des Freudenfeuers auf den leichenbedeckten Schlachtfeldern doch ursprünglich die große Idee zum Grunde, daß dies für die gerechte Sache vergossene Blut ein Triumph für die Menschheit sey, wie oft auch immer Herrschsucht und Grausamkeit sie entweiht, und nur die Leidenschaft ihren Sieg gefeiert hat.

Genuß ist also auch bei jedem Bürger- und Volksfeste nur begleitender bedingter Erfolg, nie Grund und Zweck. Selbst allem Genuß und Glück entfremdet, kann es groß und schön gefeiert werden. So trocknet der Aeltern Thränen um den Verlust des theuern vielgeliebten Sohnes das stolze Gefühl, dem Vaterlande einen Retter erzogen zu haben, und das Todtenopfer am Hügel der Gefallenen, wo die trauernde Liebe einen Cypressenkranz neben die Lorbeerkrone des Ruhmes legt, ist auch ein Fest, von der Hoffnung des Wiedersehens gefeiert, auf welches der Genius der Menschheit segnend herabschaut. So freut der Patriot, der Held sich seiner Wunde, der er die offene Brust entgegentrug, den übermüthigen Feind für Unbilde und Ungerechtigkeit zu strafen; so würden die Heroen von Missolonghi und die vor der Akropolis gefallenen, freudig ihr edles Blut haben rinnen sehen, hätten sie die Gewißheit mit ins Grab nehmen können, daß endlich ihres Vaterlandes Elend ihrer gekrönten Mitchristen Herzen gerührt und endlich die Stunde von Griechenlands Freiheit geschlagen habe; so würde der Menschenfreund, der Kosmopolit, den großen Moment segnen, der endlich unsern armen schwarzen Brüdern, den schuldlosen Opfern eigennütziger Grausamkeit, die oft versprochene goldene Freiheit wirklich schenkte, die Menschlichkeit, — ach! noch in vielen Ländern, trotz selbst gegebenem Wort und heiligen Verträgen, bis jetzt umsonst begehrt. — Und wär' er Herr von beiden Indien und opferte dafür all seine Schätze, wie müßte das trockene Brod, das er mit schwelgerischen Leckerbissen tauschte, ihn erquicken, wie sanft sein Schlaf, wie himmlisch sein Erwachen seyn!

So sind denn häusliche Volks- und Weltbürger-Feste nur in Form und Gegenstande verschieden — aber alle aus einer Quelle entspringend, denn alle fließen aus unserer höhern geistigen Natur. Alle andern Geschöpfe genießen bloß; nur der Mensch kann Freude fühlen.

Aber, könnte man fragen, beschränkt sich der Sprachgebrauch auf den obigen engen Begriff von Fest? das können wir nicht behaupten. Es giebt sogenannte Feste, welche weder auf den häuslichen, noch kirchlichen, noch volksthümlichen Zweck Bezug haben; Genuß allein ist ihr sichtbares Ziel. Sehen wir dabei mit oberflächlichem Blicke auf die gewöhnlichen Erscheinungen im Leben, so erblicken wir oft nur die thierischen Funktionen in Thätigkeit; aber abgesehen davon, daß das Thier im Menschen sich nie von seiner andern geistigen Hälfte also losmachen kann, daß mit deren gänzlicher Vernachlässigung ein ungetrübter Genuß, also ein wahrer, möglich wäre, so behaupten wir dennoch, daß bei jeglichem Begriffe menschlicher Feste, sey immer bloßer Genuß das sichtbare Ziel, ein höheres Princip, wenn auch unbewußt, walte. Gehe man alle Vergnügungen, der Reihe nach, durch, die Menschen gesellig vereinigen — man wird nicht eins finden, dessen Idee nicht eine geistige Tendenz sich beimischte. Sie kann zurückgedrängt, augenblicklich überschriern werden von Rohheit und Leidenschaft, aber vorhanden ist sie immer und offenbart selbst dann noch unsere höhere Natur. Wachend und mäßigend steht sie neben der schrankenlosen Begierde des freien Menschen, dem kein wohlthätiger Instinkt, wie dem Thiere, Gränzen setzt.

Bleiben wir bei dem materiellsten Grade des Genusses stehen, der Befriedigung des Magens durch Speise und Trank, oder einem sogenannten Schmaus, so vermählt sich doch, man mag in die Hütte des armen Tagelöhners treten, der wochenlang gedarbt hat, um sich einmal am Kirchweihtage oder zur Verlobung seines Kindes gütlich zu thun, oder an die üppige Tafel des Schmeckers, der keine neue Leckerbissen mehr zu finden vermag, stets, durch das Mittel der Sprache, Gedankentausch mit dem physischen Zweck; es ist der dem Menschen zu seiner Weiterbildung eingepflanzte Trieb der Geselligkeit, also ein geistiger und herzlicher, der die Veranlassung oder doch den Vorwand hergiebt. Selbst der Prasser sucht den letztern, und wenn die Lust zum Gelag und das Gelag zur Bachanalie wird, so will jeder doch nur verleitet, keiner die erste Veranlassung dazu gewesen seyn.

Sichtbarer tritt schon das geistige Princip bei dem Tanz, diesem Vergnügen der Jugend aller Stände, hervor. Wie himmelweit auch die Kluft zwischen dem graziösen Zephyrenschritt der schulgerechten Tänzerin im hellbeleuchteten Tanzsaale und dem rohen Stampfen und Schreien bei den Mißlauten einer elenden Geige in einer Dorfschenke seyn mag — die ganze tausendsprossige Stufenleiter ruht doch auf dem Grunde der Harmonie. Die rohe oder frische Jugendkraft, die einen Ausweg sucht, unterwirft sich selbst bindenden Gesetzen. Ist auch die Verbindung beider Geschlechter bei diesem Vergnügen ein vorzüglich mitwirkendes Motiv dazu, so hebt dies erstlich die eben aufgestellte Behauptung nicht auf und zweitens veredelt sich auch, selbst in niederer Sphäre, der bloße Instinkt unter der äußerlich aufgelegten Regel und unter dem, bei der stattfindenden Concurrenz, sich bald entwickelnden Streben zu gefallen.

Höheres Fortschreiten zum Geistigen zeigt es noch, wo sich der Sinn für Musik und Gesang, unabhängig vom Tanz, einfindet, und zur Lieblingsneigung wird. Wo er selbst bei den niedrigern Classen sich kund thut, da ist das Volk, wenigstens in der Außenseite, minder roh, ist empfänglicher und bildungsfähiger.

Neben dem Genusse des Ohrs steht der der Schaulust. Wenn auch anfänglich, wie wir täglich im Volke zu sehen Gelegenheit haben, nur Zeitvertreib, nur ein Gaffen nach dem Ungewöhnlichen, so steht sie doch viel höher, als jeder materieller Sinnengenuß und baut die Brücke zum Höhern, führt durch Vergleich zur allmähligen Erkenntniß des Vollkommneren. Aus Neugierde wird Wißbegierde; das Gesehene führt zum Nachdenken, zu eignen Versuchen, sey es körperlichen oder geistig-künstlerischen — endlich zum Urtheil und zur Bildung. So groß ist die Macht der Künste, selbst im Verborgenen wirkend.

Dies führt uns endlich aufs Theater, als dasjenige Institut, was die mehrsten Eindrücke für Auge und Ohr, d. h. die Wirkungen aller Künste nicht nur in sich vereinigt, sondern was zugleich, als das Menschenleben und seine Schicksale reproducirend, das geistigste und, hinsichtlich seiner Wirkung auf die Gemüther, das mächtigste unter allen sogenannten Vergnügungen ist.

Bevor wir aber hierüber zum Schlusse noch einige Bemerkungen uns erlauben, nehmen wir noch einmal den Faden unserer Gedankenfolge auf, von der wir uns entfernt zu haben scheinen möchten. Wir bestimmten den Begriff eines häuslichen und öffentlichen Festes in ihrer Verschiedenheit und Uebereinstimmung und suchten nachzuweisen, wo und wie sich in beiden die höhere Natur des Menschen offenbare. Schwieriger schien dies bei sogenannten Festen in weiterer Bedeutung zu seyn; wir nahmen deshalb die weiteste an, und kamen auf die Hauptgattungen aller Freuden und Vergnügungen, aus denen der Mensch, wenn nicht Feste doch Festlichkeiten und Erholungen gestaltet und suchten auch in ihnen überall ein geistiges Princip nachzuweisen. Ob das gelungen, überlassen wir billig dem Urtheile der Leser. — Zu dem eben genannten Zwecke war es minder wichtig, ob die angeführten Vergnügungen den Namen Feste verdienen oder nicht; so viel aber ist gewiß, daß sie, wenn auch zum Theil aus dem häuslichen und Privatleben entsprungen, jetzt doch hauptsächlich Gegenstände der Oeffentlichkeit und von mächtiger Einwirkung auf das Volk sind. Haben wir nun nicht darin geirrt, daß in allen ein geistiges Princip obwaltet, ist es wahr, daß neben möglichen schädlichen Einflüssen derselben, große Mittel zur sittlichen und geistigen Bildung darin liegen — die Möglichkeit sogar, Bürger- und Gemeinsinn zu erhöhen, so muß man beklagen, daß bis jetzt die Staaten, im Drange der Umstände, theilweise oder auch durch den unbedeutend scheinenden Namen Vergnügen verleitet, diesen Gegenstand noch nicht ernster berücksichtigt haben. Alles dies läßt sich zu öffentlichen den Gemeinsinn befördernden Festen gehalten; alles dies kann, unter Mitwirkung und weiser Leitung des Staates, zu großen und heilsamen Zwecken führen. Unter allem Genannten steht aber ohne Zweifel in dieser Hinsicht das Theater oben an; zwar giebt es viele Höfe und Städte, wo große Summen darauf verwendet werden, aber weiter als an den Genuß des Augenblicks, als höchstens an eine glänzende Kunstleistung hat man an wenigen Orten gedacht und scheint jetzt noch weniger als früher daran denken zu wollen; ja man kann froh seyn, wenn und wo die Wahl der Stücke nur nicht ganz allein nach der Frage bestimmt wird, welches die Casse für den Augenblick am besten füllen werde — eine Handlungsweise, wozu Privat-Directionen oft gegen bessere Ueberzeugung durch die Nothwendigkeit und resp. Noth gezwungen werden. Abgesehen aber davon, was ein schlechtes Theater für Schaden sittlich anrichtet, und wie viel geistige Verkehrtheit es hervorbringt, welche negative Wichtigkeit es hat und wie sehr daher es Pflicht des Staates wäre, diese intellectuellen und moralischen Nachtheile zu verhüten, so sind wir auch noch lebendig überzeugt, daß man es, in positivem Sinne, zu einer Bildungsanstalt erheben könnte, die zunächst neben Kunstakademieen und Unterrichtsanstalten zu stehen würdig wäre. Wir konnten daher den frommen Wunsch im Allgemeinen sowohl, daß man durch das Vergnügen und im Vergnügen auf die Menschen, auf das Volk zu wirken versuchen möchte, nicht allein nicht unterdrücken, sondern wir glaubten, ihn, hinsichtlich der dramatischen Kunst, und vielleicht nicht in ungünstigem Momente, wohl vorzugsweise aussprechen zu dürfen; denn daß das Theater jetzt überall einmal zum allgemeinen Bedürfniß geworden, giebt jedermann zu; ein solches

muß man aber immer zum Bessern zu wenden und zu gestalten suchen. Wie dies nun füglich anzufangen? Dies ist ein Gegenstand einer eigenen Arbeit — — die die Gränzen des hier gegebenen Raumes überschreitet. Vielleicht bietet sich die Gelegenheit künftig dar, hierüber weiter unsere Gedanken mitzutheilen. Wer die Macht der Kunst auf sittliche und geistige Bildung kennt, wird, wenn auch nicht unsere Ansichten über das Wie? doch den frommen Wunsch selbst mit uns theilen — denn wer erinnert sich nicht der Wirkung, die Schauspiele — öffentliche Spiele, z. B. die olympischen auf das gebildetste Volk der Erde, die Griechen, übten? L.

Die Insel Malta. *)

Zwischen dem Cap Spartivento, das die mittäglichen Küsten Unter-Italiens beherrscht und dem Vorgebürge des Merkur, das die Fluthen des afrikanischen Meeres umspülen, liegen zwei Inseln von geringer Größe, die eine dritte, noch weniger bedeutende, mit einander zu verbinden scheint. Im Norden ist Sicilien; im Süden das Reich von Tunis; Pantelaria, Linosa und Lampedusa erheben sich im Westen, und das mittelländische Meer, das von allen Seiten diesen kleinen Archipel umschließt, erstreckt sich weit nach Osten hin, ohne Hinderniß bis an jenen Punkten, wo seine Fluthen sich an den Ufern Candia's brechen.

Die berühmtesten Völker des Alterthums stritten sich um den Besitz dieser unfruchtbaren Gestade. Da ist es, wohin eine poetische Fiction Homer's die Wohnung der Calypso verlegte; hier ist es, wo Battus herrschte, als Dido, vom Sturm von den Küsten zurückgetrieben, an denen sich bald Karthago erheben sollte, kam, sich am Heerde des fürstlichen Gastfreundes niederzulassen. In den, den unsrigen näheren Zeiten trotzten diese, wechselsweise von den Phöniziern, den Griechen, Römern, Gothen und Normannen eroberten und mit Blut besprützten Felsen von Citadellen. Eine priesterliche Miliz, die das vielleicht einzige Schauspiel einer Regierung ohne Nation darbot, pflanzte dann ihre Fahnen dort auf. Wahlhäuptlingen unterworfen, stets in Waffen und getreu den Karimen jener kriegerischen Kirche und jenes Lehenwesens, die in Europa mit dem Mittelalter erloschen, bedrohete sie unablässig den Islamismus mit Krieg. Zwei Religionen standen sich feindlich gegenüber, kämpfend, nicht mehr wie ehedem um die Herrschaft der Welt, sondern um sich in ihren gegenseitigen Gränzen zu halten. Vorposten der Christenheit, letzte Ausgeburt feudaler Sitten, schien diese Miliz sich für immer aufgestellt zu haben, um sich mit größerem Erfolge dem unbeweglichen Afrika entgegen zu setzen. Ihre glücklichen Erfolge, ihre Unfälle und ihr Sturz wiederhallen noch in der Welt. An diesen Zügen hat man bereits Malta und jenen famösen Orden erkannt, der, durch die Zeit, lange bevor er der mächtigen Hand Napoleons unterlag, zu Grunde gerichtet, sich heut zu Tage vergeblich anstrengt, seine altersschwachen Institutionen wieder an den Wagen der neueren Gesellschaft anzuknüpfen.

Malta ist die am südlichsten liegende Insel Europa's. Ihre größte Breite ist nicht über vier Stunden, und sie ist nur sieben Stunden lang, bei zwanzig im Umfange. In einem glühenden Klima liegend, netzt kein Fluß, kein Bach das Land. Das Regenwasser, in großen Cisternen aufbewahrt, ist es allein, womit die Bedürfnisse des Lebens gestillt werden können. Der Thau des Sommers und wenige schwache Quellen befeuchten ein leichtes Erdreich, das die traurige Nacktheit des Felsens nur schlecht verbirgt und kaum bedeckt. Aber der Kunstfleiß hat über die Natur triumphirt. Beharrliche Arbeit und künstliche Bewässerungs-Anstalten befruchten diese undankbare Erde. Wenn auch Bäume von hohem Stamme sich nirgends dort erheben, wenn auch an keiner Stelle ein dichter und wohlthätiger Schatten die Hitze des Tages mildert, so schwängern doch allenthalben Blumenfelder die Luft mit Wohlgerüchen und duftende Stauden und Strauchwerk schlängeln ihre biegsamen Zweige am Boden hin. Unter diesem klaren, von der Sonne Afrika's erleuchteten Himmel, in dieser angenehmen und durchsichtigen Luft, die die Glieder schmeichelnd umfließt und die der Mund nur ungern sich entschlüpfen zu lassen scheint, glaubt man sich auf jene von der Dichter-Phantasie erschaffenen Inseln versetzt, wo Alles Liebe und Wollust athmet und ewiger Frühling herrscht.

Gegen Süden und Westen bieten die Küsten Malta's keinen sichern Hafen, keinen zum Ankern günstigen Platz dar; aber wenn man diese langen felsigen Ufer hinter sich und jenes bodenlose Meer durchschifft hat, findet man im Osten Marza-Scalla und Marza-Sirocco, bequeme und vor Wind und Wetter wohlgeschützte Buchten; Mellcha, ein kleiner Schlupfhafen, durch einen engen Canal von Gozo getrennt, der die Inseln Comin und Comino umschließt, zeigt sich am westlichen Ende der Insel, und weiterhin der Golf von Antisega und der von Musiaro. Wenn man die Fahrt längs der Küste weiter fortsetzt, findet man auch die Bucht von Sanct-Paul oder Meleda und kommt endlich nach Marza-Musciet und dem großen Hafen von Malta. Im Hintergrunde erhebt sich amphitheatralisch, umgeben von Festungswerken und von Thürmen gedeckt, die Stadt Valette, Malta's Hauptstadt. Die Insel ist in ihrem Umfange von Redouten vertheidigt, die, in wenig Entfernung von einander aufgerichtet, eine Art krummer Linie bilden, deren äußerste Punkte auf der einen Seite das Schloß St. Ange und auf der andern das Fort St. Elme, das die Stadt und den großen Hafen deckt, bilden. Erbe des alten Ritterthums und nur vom Kriege lebend, hatte der Orden der Maltheser sich gegen die Wechsel des Kriegsglückes verwahrt; die Insel gleicht einem ungeheuren Ritterschlosse. Die Grundsteine zu der Hauptstadt wurden im Jahre 1566, durch Johann Friedrich de la Vallette, einem der berühmtesten Großmeister des Ordens, gelegt. Von diesem berühmten Vertheidiger des christlichen Glaubens empfing die Stadt ihren Namen. Ein auserlesener Geschmack, eine edle Einfachheit machen sich in den Monumenten bemerkbar. Die Dächer aller Gebäude, die flach und meist mit Altanen versehen sind, sind mit bleiernen Ableitungsröhren versehen, die in große Wasserbehälter auslaufen und das Regenwasser bis auf den letzten Tropfen sammeln. Eine sehr kostspielige Wasserleitung führt das Wasser einer Quelle, die man im südlichen Theile der Insel auffand, nach einem Springbrunnen. Unterirdische Kanäle communiciren mit allen öffentlichen und Privat-Wasserbehältern; sie schöpfen aus dem Springbrunnen und ersetzen dann den Mangel, wenn die Winterregen nicht reichlich genug gewesen sind.

Während die von la Vallette gegründete Stadt sich verschönerte und jeden Tag neue Vergrößerungen erhielt, ward jene alte Hauptstadt, die die Araber unter dem Namen Medina gegrüßt hatten, und die so viele große Ereignisse gesehen und so verschiedene Schicksale gehabt, täglich mehr verlassen. Sie ist jetzt ein armseliger Flecken unter dem Namen von Città Vecchia und Città Notabile. Selbst ihre Ruinen geben nicht die geringste Idee von ihrem früheren Glanze. Die Erinnerungen und Denkmäler des Christianismus haben alle andern verlöscht, dieser allein hat dort Spuren zurückgelassen. Ungeheure, in die Felsen gehauene Katakomben breiten sich unter Città Vecchia aus und bilden eine Art von unterirdischer Stadt. Hier, im Schrecken der Finsterniß,

*) Diese Beschreibung der Insel Malta dient einem Werke, das Herr Rey Dussenil über dieses Land vor kurzem herausgegeben hat, als Einleitung.

ſuchten und fanden die erſten Chriſten ein Aſyl gegen ihre barbariſchen Unterdrücker. Iſt denn auf unſrer traurigen Erde der Vernunft durchaus das Loos gefallen, ohne Aufhören verfolgt zu werden! Wird die Wahrheit ewig verdammt ſeyn, ſich zwiſchen Henkern und Märtyrern ihren Weg zu bahnen?

Von Città-Vecchia aus geſehen, kann die Inſel Malta in zwei Haupttheile getheilt werden. Im Weſten pittoreske Landſchaften, aber eine mephytiſche Luft, ſpärlich bewohnt, allenthalben die Natur ſich ſelbſt überlaſſen; im Oſten, große Dörfer, grünende Thäler, zahlreiche Gärten und eine Menge von Khaſal's: *) das iſt der Anblick den dieſes Land darzubieten ſcheint. Die Grotte der Kalypſo findet ſich im weſtlichen Theil der Inſel. Zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts verlegten heilige Eremiten, die den Zauber der Nymphe nicht fürchteten, ihren Aufenthalt dorthin. Sie haben keine Nachfolger gehabt, und die Grotte iſt gegenwärtig verlaſſen.

Gozzo enthält nicht eine Stadt von Bedeutung. Sechs Khaſal's ſind einzeln auf der Inſel verſtreut. Die Natur des Bodens iſt dieſelbe wie zu Malta, nur die Seeufer bieten einige Verſchiedenheit dar. Die Schiffenden können dort nur im Hafen Miggiaro und in einer kleinen Bucht, die nicht gar weit von dieſem iſt, ankommen. Gozzo iſt von allen Seiten von ſenkrecht ſteil emporragenden Felſen begränzt, die ſich über hundert und funfzig Fuß über die Oberfläche des Meeres erheben und bis auf eine ungeheure Tiefe ſich in ſeine Fluthen tauchen. Die Durchſichtigkeit des Waſſers erlaubt dem Auge, ſie weit hinab in den Abgrund zu verfolgen, und nicht ohne einigen Schrecken mißt man dieſe ungeheuren Felſenſpitzen von der Tiefe bis zum Gipfel mit den Blicken. Hier an dieſen unfruchtbaren Felſenriffen, die von einer nicht minderen Weiße als die Brandungen des Oceans ſind, ſuchen die Seevögel ein Aſyl gegen Unwetter und bauen ihre Neſter, eine gebrechliche Wohnung, die auf den erſten Anblick Alles unverletzlich zu machen ſcheint; aber wozu kann das Bedürfniß nicht die Tollkühnheit des Menſchen treiben? Der größte Theil der Einwohner lebt nur im Schooße dieſer Abgründe und ſcheint ſich nur da zu gefallen. Hergab ſich laſſend an um die Gipfel dieſer Felſen geſchlungenen Tauen, verfolgen unerſchrockene Jäger ihre Beute von Schlund zu Schlund, von Abgrund zu Abgrund: oft breitet der Vogel, den ihre räuberiſche Hand noch jung und furchtſam in ſeinem Neſte zu überraſchen geglaubt hat, von der Gefahr unterrichtet, ſeine Schwingen aus und verſucht zu entkommen; dann ſtürzen ſie eilends auf die Beute los, die ihnen zu entgehen droht, und herabhängend an einem ſchwachen Bande von Hanf, haben ſie über ſich nur das Gewölbe des Himmels, unter ſich nur den unermeßlichen Abgrund und allenthalben das Bild des Todes. Weniger, aber dennoch höchſt gefährlich, als das Unternehmen dieſer Jäger, iſt das Anderer von den Bewohnern dieſes unwirthbaren Eilandes, die an dieſen Felſenriffen auf den Fiſchfang ausgehen. Der Felſen aber iſt ſo glatt und gänzlich ohne Spalten oder kleine Buchten, daß auch nicht mit dem kleinſten Boot anzukommen ſeyn dürfte; um daher an das Geſtade zu gelangen, bahnen ſie ſich einen Weg vom Gipfel bis an den Grund auf einigen wenigen und kleinen Vorſprüngen und Rauheiten, auf denen ihr Fuß kaum ruhen kann. Ein Schwindel, ein falſcher Tritt, eine momentane Zerſtreutheit würde ſie ohne Wiederkehr in den Tod ſtürzen; aber die Nothwendigkeit iſt mächtiger als die Furcht.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Khaſal, Dorfſchaft. Dieſen Namen geben die Araber den Orten wo die Caravanen anzuhalten pflegen.

Ueber Strohhüte-Fabrikation in England.

Es ſcheint, bei der Theilnahme, die nun auch die Pächter in England an Erzeugung eines zum Flechten der Strohhüte tauglichen Waizen- und Rockenſtrohes nehmen, der wahrhaft patriotiſchen Anſtrengungen der **Society of Encouragement** endlich zu gelingen, die Verfertigung der Florentiner Strohhüte in England einheimiſch zu machen. Die Geſellſchaft vertheilte in dem letzten Jahre an 600 fl. Preiſe für die am ſchönſten geflochtenen Hüte. Mehrere der eingeſendeten Arbeiten ſind wirklich ſo ſchön, daß Kenner ſie nicht von ächten Florentiner Hüten zu unterſcheiden vermögen. Die Vortheile der Verbreitung dieſes Zweiges von Induſtrie laſſen ſich nicht berechnen: ein Lahmer, der bisher ſeinem Kirchſpiele zur Laſt fiel, flicht ſo ſchön, daß er in einer Schule einigen 30 Kindern Unterricht ertheilt. Ein Einſender der zerſtreuten Aufſätze, die an and. Ort. geſammelt ſind, bemerkt ſehr richtig, daß, da alle inländiſchen Gräſer zur Verfertigung ſolcher Hüte nach ſo vielen angeſtellten Verſuchen nichts taugen, man vielmehr denjenigen Preiſe ertheilen ſollte, die auf ihren Aeckern ein zu dieſer Arbeit taugliches Stroh bauen: denn man muß hier Sommer-Waizen und Rocken nicht wegen des Kornes ſondern wegen des Strohes bauen, wie in Toscana, und auf das Korn verzichten. Man fängt ſogar auf den Orkney-Inſeln an, Stroh nach Florentiner Art zu bauen und Florentiner Hüte zu flechten. Der Waizen, zu welchem man den Samen aus Toscana dahin kommen ließ, gedieh nicht. Man baut dort das Stroh in leichten gut gedüngten Sand und rechnet 20 Buſhels Ausſaat auf den Acker. Man ſchneidet, wenn die Aehre in der Blüthe iſt, bindet das Stroh an dem Wurzelende in Bündel von 2 bis 3 Zoll im Durchmeſſer, ſtellt es in Kufen, übergießt es mit ſiedendem Waſſer, das man ungefähr eine halbe Stunde darüber ſtehen läßt, und breitet es dann auf dem Sande aus, was beſſer iſt, als auf Gras, weil es auf Sand nicht ſo leicht ſchimmelig wird. Bei gutter Witterung und fleißigem Umkehren iſt das Bleichen in 2 bis 3 Tagen gethan. Eine einzige nebelige Nacht, die das Stroh ſchimmelig macht (man glaubt, es fällt Mehlthau, **Mehldew**) verdirbt die ganze Strohernte, und man muß immer 50 pCt. Verluſt beim Bleichen rechnen. Es handelt ſich alſo um eine beſſere Bleich-Methode. Man baute im vorigen Jahre 5 Acres Stroh, die 12,000 Schock (Schock = 20) Geflechte geben. Man rechnet 3 Schock Geflechte zu einem Hute, und wird alſo aus obigem Stroh im Durchſchnitte 4000 Hüte erhalten, oder einen Werth von 5000 £. 500 Menſchen finden dabei Beſchäftigung. Schätzt man den Werth der in England jährlich gebrauchten Florentiner Hüte nur auf 500,000 £. ſo würden 700 Acres unfruchtbaren Landes beſtellt und 50,000 Menſchen (Kinder und Weiber) nützlich beſchäftigt werden können.

(Polytech. Journal.)

☞ „Dieſe Zeitſchrift erſcheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt ſich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächſ. Auswärtige belieben ſich an die reſpectiven Poſtämter, oder an die untengenannte hieſige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börſen-Halle. — In Commiſſion in der P. F. L. Hoffmann'ſchen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 202 Hamburg, Sonnabend den 14. Juli 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Großbritanniens commerzieller, finanzieller und moralischer Zustand.

Die hier folgenden Bemerkungen bilden die Einleitung und Vorrede eines sehr merkwürdigen Buches, das im Jahr 1825 unter folgendem Titel zu London herausgekommen ist: Statistische Documente über den Gebietsumfang, die Bevölkerung, den Handel, die Auflagen, die Consumtion, die Schulden, das Armenwesen des brittischen Reiches, und über die in demselben vorkommenden Verbrechen. Diese Documente sind durch eine Verbindung von aufgeklärten Männern gesammelt worden, die, ohne irgend auf persönlichen Lohn Anspruch zu machen, ihren Mitbürgern nur nützlich werden wollten. Diese statistischen Documente bestehen aus einer Folge von Tabellen, die ein tiefes Forschen voraussetzen. Die Einleitung setzt den Ursprung und den Zweck des (fortzusetzenden) Werkes aus einander und die Vorrede giebt eine allgemeine Uebersicht desselben: beide sind von einem sehr gewandten Schriftsteller.

Das Elend, beginnt der Referent, das die arbeitenden und schaffenden Classen Großbritanniens in den Jahren 1816 und 1817 erduldeten, mußte nothwendigerweise die Theilnahme aller guten Engländer sehr in Anspruch nehmen. Nachdem man, so gut es gehen wollte, für den Bedarf des Augenblicks gesorgt hatte, ward der Blick auf die Zukunft gerichtet, und da die Wirksamkeit eines Mittels durch nichts zu verbürgen ist, so lange man die Ursache des Uebels nicht kennt, so suchte man der Quelle des Uebels, das sich damals in dem gesellschaftlichen Körper bemerklich machte, auf die Spur zu kommen, seinen Umfang kennen zu lernen, und zu erfahren, was sich wohl durch Vorsicht hätte vermeiden lassen. Eine Gesellschaft, die sich zu London gebildet hatte, übernahm diese wichtige und schwierige Arbeit, um denen den Weg zu bahnen, die die Erfahrung unserer Zeit zum künftigen Besten des Vaterlandes anwenden möchten.

Diese Gesellschaft hatte keine andere Triebfeder, als ihr Interesse an der Wahrheit und die Genugthuung, dieser gedient zu haben. Frei von Vorurtheilen und allem Systemsgeiste, erkannte sie nur die Autorität von Thatsachen und ihrer nothwendigen Folgen an. Eine solche Stimmung war den Forschungen sehr günstig, um welche es sich handelte; die dazu Verbundenen betrieben solche mit dem größten Eifer und analysirten aufs gewissenhafteste die officiellen Actenstücke, die dem Parlamente in den letztverflossenen 40 Jahren vorgelegt worden sind. Sie sammelten aus einem Hundert von Folio-Bänden die belehrendsten Notizen über den Gebietsumfang, die Bevölkerung, die Production, die Consumtion, die Manufacturen, den Handel, die Auflagen, die Finanzen, die Schätzung der Kirchspiele, das Armenwesen, die Verbrechen ꝛc.; und nachdem sie dieselben mit all den Angaben verglichen, die sie sich über die nämlichen Gegenstände sonst zu verschaffen gewußt, ordneten sie sie und fertigten die Tabellen an, aus welchen dieses Werk besteht. Vertrauensvoll bieten sie dieselben den Staatsmännern dar und denen, die nach Daten zur Leitung ihrer eignen Angelegenheiten suchen oder sich mit ökonomischen Wissenschaften beschäftigen.

Aber das war noch nicht hinreichend; was den statistischen Forschungen den meisten Credit giebt, das ist das Siegel der Authenticität, der Beweis ihres officiellen Ursprungs durch unverwerfliche Zeugnisse. Wie war aber ein solcher Charakter Compilationen zu geben, wo 8 bis 10 actenmäßige Register über einen und denselben Gegenstand nur wenige Zeilen geliefert hatten; wo numerische Schätzungen den Hauptinhalt von 20 bis 30 Documenten darboten? Dann wären Noten, länger und ausführlicher als der Text, nöthig gewesen; und dennoch früge es sich, ob die Anhäufung von Beweisen in allen Fällen über den Unglauben der Leser triumphirt hätte. Es gab aber noch andere und ernstere Bedenklichkeiten: diese voluminösen Noten hätten die Aufmerksamkeit abgeleitet; sie hätten sich in die Mitte von Thatsachen gestellt, die einander nahe gebracht und verglichen werden mußten; sie hätten eine Verwirrung verursacht, die das Raisonnement nur mit schwerer Arbeit zu entwirren vermocht haben würde. Deshalb ist denn auf die gewöhnliche Schaustellung von Citaten und Belegen verzichtet worden. Der Verein hat geglaubt, das Zutrauen der Leser würde, nachdem sie einige aufs gerathewohl gewählte Thatsachen als wahr befunden, schon von selbst kommen und sich selbst dann noch erhalten, wenn man in diesem Werke auch einige vernachlässigte Details und einige Unrichtigkeiten, die wohl bei einer Menge von Noten unvermeidlich seyn dürften, die durch eine große Anzahl von Mitarbeitern gesammelt worden, finden sollte; und wenn gleich die etwa unbemerkt eingeschlichenen Irrthümer nicht erheblich seyn können, so bittet der Verein dennoch diejenigen, die dergleichen bemerken möchten, seinen Herausgeber, den Hrn. Miller, damit bekannt zu machen.

Es ist nicht möglich gewesen, aus den Tabellen gewisse anscheinende Widersprüche zu entfernen. Die Zeiten, welche der Verein in seinen Forschungen umfassen mußte, um seine Arbeit nützlicher zu machen, gehen noch über die Vereinigung Irlands mit dem brittischen Reiche hinaus; und das Ensemble beider besonders regierten, obgleich dem nämlichen Monarchen unterworfenen Staaten, vor dieser Epoche mit einzubegreifen, war nicht möglich. Der Verein hat lange gegen dieses Hinderniß, das ihm unübersteiglich erschien, angekämpft: endlich hat er jedoch, vermittelst einiger Noten, welche die mit dieser Ursache von Incorrectheit behafteten Documente bezeichnen, und einiger Tabellen, um darin die nöthigen Veränderungen zu machen, dem Ganzen seiner Arbeit eine Genauigkeit gegeben, die sie für fernere Forschungen und zur Lösung mehrerer Fragen des Staatshaushalts sehr dienlich macht.

Großbritanniens Geschichte bietet seit 20 Jahrhunderten eine Folge von Ereignissen dar, die es wohl werth sind, von Beobachtern überdacht zu werden. Freilich finden sich auf unsrer Insel keine Denkmäler des Alterthums, noch riesige Bauten wie die von Theben in Aegypten oder

von Ellora in Indien; aber zu allen Zeiten ihrer Existenz hatte ihre Statistik eine originelle Physiognomie, und die Lage, in der wir sie gegenwärtig sehen, ist als die außerordentlichste Thatsache zu betrachten, welche die gesellschaftliche Oekonomie je aufgewiesen hat.

Um dieses große Phänomen zu studieren und zu beschreiben, muß es durchaus getheilet werden. Alle Facta, die es bilden, sind einbegriffen in der allgemeinen Classification von Bevölkerung, Verwaltung, Handel, Finanzen.

Um die Bevölkerung zu kennen, dazu gehört eine genaue Zählung: diese Operation ist aber bis daher nicht gehörig und nicht nach hinlänglich verlässigen Methoden gemacht worden.

Wir wollen hier an eine Wahrnehmung erinnern, die, obgleich sehr alt, dennoch immer so sehr in Erstaunen setzt, als wenn sie neu wäre, nämlich, daß die Zahl der Geburten verhältnißmäßig größer bei den ärmsten Classen ist, und abnimmt, so wie die Familien wohlhabender werden. So ist das arme Irland, bei gleicher Bevölkerung, fruchtbarer als das üppige England. Der sonderbare Einfluß der Entbehrungen auf die physische Constitution des Menschen ist eben so geheimnißvoll für den Physiologen, als für den, mit den Forschungen über gesellschaftliche Oekonomie beschäftigten Philosophen: aber die Thatsache besteht, und bedürfte es fernerer Beweise, so fänden sie sich in den Tabellen dieses Werkes.

Eine andre, minder allgemeine als die eben erwähnte, und vielleicht bloß auf unser Land bezügliche Wahrnehmung, giebt auch viel zu denken und veranlaßt zweifelsohne neue statistische Forschungen. Man ersieht aus den Tabellen, daß die Bevölkerung von England und Wales sich im Jahr 1801 auf 8,872,980 belief, und daß man auf der nämlichen Fläche im Jahr 1821 11,997,663 Einwohner zählte, also eine Vermehrung von 3,124,683 innerhalb 20 Jahren. In dem nämlichen Zeitraume sind 6,133,963 Taufen und 3,968,517 Sterbefälle angegeben, was nur einen Unterschied von 2,165,446 nachweiset; es bleibt also noch Rechenschaft abzulegen über die Existenz von 951,267 Individuen, deren die Taufregister nicht erwähnen, vorausgesetzt, daß die Angaben der Sterbefälle richtig sind. Man erkennet hier die Unvollkommenheit der Zählungs-Arten, bei welchen nicht Rechnung über den Austausch der Bevölkerung zwischen benachbarten Ländern gehalten wird. So werden die Irländer, die in das Land Wales und in England einwandern, erst in Irland, weil sie dort geboren worden, hernach aber noch einmal in dem Lande, wo eben eine Volkszählung vorgenommen wird, gezählt. Andre, und noch zahlreichere Irrthümer werden in der Classificirung der Bevölkerung nach dem Alter begangen. Da mehrere Einwohner aus dem Lande Wales ihre Jugend und Mittelalterszeit in England zubringen, die letzten Tage ihrer Lebenszeit aber nachher in ihrem Geburtslande beschließen, so sind die Bevölkerungs-Tabellen dieses Lebensabschnittes in England über, im Lande Wales unter der Wahrheit, während die Sterbefälle im Vergleich mit der gesammten Bevölkerung, an den Orten zunehmen, die einen Theil ihrer jungen Leute verloren hatten und sie erst dann wieder zu sehen bekommen, wenn das Alter sie zu ihren Familien heimführt.

Man muß sich an Thatsachen halten, wenn man erfahren will, bis wie weit die jetzt eingerichtete Ordnung der Administration mit der gesellschaftlichen Ordnung im Einklang ist; und in dem Studium des gesellschaftlichen Lebens würde man sich alle Augenblicke irren, wenn man nicht dahin gelangte, dasjenige, was künstlich ist, von dem zu unterscheiden, was in der Natur des Menschen liegt. In dem, was dieser Natur fremd ist, wird man die Erklärung des sonderbarsten Phänomens finden, das ein Volk den Beobachtern darbieten kann: einerseits die Entwickelung aller Geisteskräfte, ein Steigern der Arbeit und ihrer Producte zu einer Höhe, die man nicht für erreichbar gehalten hätte, und eine Mannigfaltigkeit, Menge und Ueberfülle von Mitteln des Wohlseyns und der Genüsse; andrerseits, in dem nämlichen Verhältnisse der wunderbaren Steigerung des Wohlstandes, Verarmung und Verbrechen mit all den Plagen, die in deren Gefolge sind. Und doch ist ein solcher, unsrer Erwartung so entgegengesetzter Zustand der Dinge die unvermeidliche Folge der schwankenden Bewegung eines unermeßlichen Handels, dessen Spekulationen nicht auf der Basis einer gerechten Reciprocität gegründet seyn können, und dessen Ausdehnung seit 45 Jahren nichts weniger als die Wirkung einer regelmäßigen Bewegung war. Bald standen die Preise sehr hoch, bald wieder unverhältnißmäßig niedrig; auf glänzende Hoffnungen folgten vernichtende Verluste: die arbeitenden Classen empfanden die Rückwirkung der Unfälle des Handelsstandes; ihre Arbeit stockte, und sie geriethen folglich ins Elend.

Die Tabellen dieses Buches belehren uns, daß Großbritanniens Ausfuhr sich im Jahr 1821 nach officieller Schätzung auf 48,030,046 £ belief, und die aller früheren Jahre überstieg. Aber eine andre Columne der nämlichen Tabelle weiset nach, daß die bona fide Declarationen vom Werthe der nämlichen Producte denselben nur zu 37,573,518 £ angaben. Nach einer anderen Tabelle war der officielle Durchschnittswerth der Ausfuhren von 1798 bis 1807 21,457,271 £, der wirkliche Werth aber 40,707,491 £; eine ungeheure Unterschätzung unsrer Producte.

Am Ende des Krieges, als die Effecten der Regierung nicht mehr als Papiergeld circulirten, begann die Crisis mit der plötzlichen Entwerthung unsrer Fabrikate und der verhältnißmäßigen Abnahme der Hülfsquellen von 3 Millionen englischer Arbeiter. Die Verluste, die unser Handel erlitt, kamen einem jährlichen Bankerott von 30 bis 35 Millionen £, während der letzten vier oder fünf Kriegsjahre, gleich. Diese ungeheuren Verluste lähmten fast alle Handelsgeschäfte und verursachten eine allgemeine Unordnung in der innern Oekonomie unsers Landes. Alle durch den Gewerbfleiß genährten Classen litten von den Drangsalen, wovon noch keine menschliche Gesellschaft und keine Zeit ein gleich betrübendes Bild gegeben hatte. Das öffentliche Elend zeigte sich nicht unter einem garstigen Aeußern, wie die Verheerungen des Krieges, der Pest, der Feuersbrünste oder der Ueberschwemmungen; aber es war allgemein, dumpfschweigend, imponirend durch einen starken Ausdruck moralischen Schmerzes. Wir tragen kein Bedenken, bestimmt zu behaupten, daß Irland und England in den Jahren 1816 bis 1822 in einer elenderen Lage waren und eine größere Last von Drangsalen trug, als je ein Volk in älterer und neuerer Zeit; denn es ist nicht zu übersehen, daß das Uebel sich nicht bloß in einigen Theilen des Gebiets, oder unter einigen Classen der Bevölkerung zeigte, sondern sie alle traf, die Wohlhabendsten nicht ausgenommen.

Man sagt vielleicht, diese Bemerkungen wären nun nicht an ihrem Orte und die jetzige Zeit sey schlecht gewählt, sie ans Licht zu bringen. Der Verein zur Abfassung dieses Werkes antwortet hierauf, nur die Einsicht des großen Nutzens vom Gegentheil habe ihn bewegen können, nicht über die überstandenen Leiden einen Schleier zu werfen, und der Schmerz des Vaterlandes aufzufrischen und dessen Hoffnungen zu schwächen; daß er ferner zu deutlich sieht, wie der auswärtige Handel seinen Lauf übereilt verfolgt, und daß, obgleich sich die Umstände verändert haben, das endliche Resultat dasselbe seyn wird; daß die Katastrophe von 1816 sich erneuern wird, nur vernichtender noch in Folge der ungeheuren Entwickelung der Ursachen, die sie vorbereitet, und der Ausdehnung, die der Handel unaufhörlich nimmt, und die er in

Unendliche zu vergrößern strebt. *) Da diese schädlichen Folgen zu vermeiden sind, so hat der Verein geglaubt, die Gefahr zeigen zu müssen, ehe sie hereinbricht, und die Annäherung des Uebels zu verkündigen, ehe es eingetroffen.

Die gesetzlichen Maaßregeln, die in den Jahren 1824 und 1825 genommen worden, scheinen von Erfolg gewesen zu seyn: der Handel nimmt zu, so wie die Einkünfte des Staats, und die Fortschritte sind ziemlich bemerkbar seit einem oder anderthalb Jahren. Sind diese Fortschritte aber eine Wohlthat für das Land? — Der Verein läßt sich nicht täuschen durch diese Illusion. Wirft man einen Blick auf die Consumtions- und Taxen-Tabellen des Jahrs 1793, und auf die der Handelsfortschritte seit 1798, so sieht man, daß seit diesem Jahre bis 1816 die Quellen der öffentlichen Einkünfte und alles dessen, was als Zeichen des Wohlstandes einer Nation gilt, in einer bis dahin unbekannten Fülle flossen. Aber diejenigen, die damals am Ruder der Regierung standen, ließen sich zu ihrer Schande von dem Schein des Glückes blenden, während sie dessen wirklichen Bestand verloren. In der nämlichen Zeit mehrten sich das Drückende der Lage der arbeitenden Classen, die Verarmung und die Verbrechen in noch höherm Grade als die Einkünfte des Staats. Und selbst in einer uns noch näheren Periode, im Jahr 1822, belief sich die Zahl der Condemnirungen für Verbrechen auf 21,025, ja im nächstfolgenden auf 22,099! Im Allgemeinen scheinen die Verbrechen noch viermal schneller zuzunehmen, als die Erweiterung des Handels. Dieses, wenn auch isolirte Factum macht einen schmerzlichen Eindruck, dem man gern einige tröstende Vorstellungen entgegensetzen möchte: man glaubte diese in der Verminderung der Armen-Taxe zu finden, die wirklich eine Abnahme des Elends zu bezeugen scheint, aber in der Wirklichkeit nur das Ergebniß einer neuen Vertheilung des Vermögens ist. Die Belegung von Capitalien im Auslande mehren sich; die Zahl der auswärts lebenden Reichen nimmt unaufhörlich zu; das Fortgehen unsrer Capitalien nach fremden Ländern erzeugt die nämliche Wirkung, die der Krieg gegen Frankreich hatte, und bereitet eine Crisis ähnlicher Art wie die von 1816. Man wird abermals die Einstellung einer Menge Arbeiten sehen, und die Verarmung nebst allen Uebeln in ihrer Begleitung werden noch einmal unser ganzes gesellschaftliches Gebäude bedrohen. Die falschen Theorieen, auf welchen unser politisches System beruht, laufen geraden Weges auf allmählige Concentrirung der Glücksgüter, auf Verarmung der Masse des Volks und die Umwälzungen hinaus, die eine Folge davon seyn werden.

*) Diese prophetischen Bemerkungen sind vor der Crisis niedergeschrieben worden, die den Anfang des Jahres 1825 so schwer heimsuchte.

Die Insel Malta.

(Beschluß.)

Geologische Nachforschungen haben zu der Vermuthung Veranlassung gegeben, daß Malta, Gozo und Comino nur Fragmente eines weit beträchtlicheren Landes seyen, das in den zahlreichen Revolutionen, die unser Erdball erlitten hat, verschwunden wäre. Die Thatsache ist nicht außer Streit; aber es ist zum wenigsten höchst wahrscheinlich, daß diese Inseln nicht immer durch das Meer getrennt gewesen, und ehedem einmal durch irgend ein Naturereigniß gewaltsam auseinander gerissen worden sind. Wenig wichtig in Betracht ihrer Fruchtbarkeit, macht ihre Lage zwischen Afrika und Europa sie zu einem der Schlüssel des mittelländischen Meeres. Nichts destoweniger, und wir haben es bereits gesagt, hat die Industrie der Malteser die Natur besiegt. Zu Malta kann man die Frage am besten auflösen, die heutiges Tages so oft in Anregung gebracht wird, ob die Theilung des Grundeigenthums dem Ackerbau günstig sey oder nicht. Der Boden, in Tausende von kleinen Stücken vertheilt, ruht niemals; jede Jahreszeit giebt ihre Aerndte. Der Eigenthümer, auf einen kleinen Winkel von Erde beschränkt, hat ihn mit Mauern zu umgeben; dem Herabfallen des Erdreichs durch Dämme und Abstaunungen zuvorzukommen; künstliche Bewässerungen anzubringen; die schädlichen Thiere zu vernichten, die Schmarotzerpflanzen bis auf das letzte Saamenkorn auszurotten und ein künstliches Terrain sich selbst aus den Brüchen des Felsens zu schaffen gewußt. Jedes Grundeigenthum ist daher in Wahrheit ein Garten, eine Blumenvase die unter dem Auge des Herrn gedeihet. Die Kosten der Bebauung steigen ohne Zweifel in derselben Proportion wie die Producte; allein wenn der Eigenthümer nicht von allen den Früchten Nutzen gezogen hat, so haben mehr Menschen auf seinem Lande zu leben gefunden. Diese einzige Thatsache entscheidet über jeden etwanigen Zweifel.

Allenthalben wo die Hülfsquellen sich mehren, nimmt das Menschengeschlecht aufs schleunigste zu. Die Cultur der Baumwolle, die Fruchtbarkeit der Hausthiere, eine Fruchtbarkeit, die die Reisenden als fast unglaublich schildern, ein Honig, dessen Süßigkeit und Wohlgeruch ihn eben so berühmt gemacht hat, als vormals der von Hymettus war, und überdem dieser Corsaren-Handel, den der Orden vom heil. Johann von Jerusalem mit um so größerem Eifer begünstigte, als er sich selbst demselben widmete, haben sehr viel zur Vermehrung der Bevölkerung Malta's beigetragen. Die drei Inseln zählen nah an hundert und zwanzig Tausend Einwohner. Wenn man diesen kleinen Raum von Land betrachtet, der in dem, schon so eng eingeschlossenen Becken des mittelländischen Meeres, nur als ein unbedeutender Punkt erscheint, so hat man Mühe zu glauben, daß eine so große Anzahl Menschen auf ihm versammelt seyen. Nach Verhältniß nimmt in den Bevölkerungstabellen, Malta den ersten Rang ein. Auf einem gegebenen Raume, innerhalb welches in Irland nur ein Mensch, in Frankreich nur hundert zwei und siebenzig, in Holland nur zweihundert zwei und zwanzig Menschen leben, ernährt Malta eilfhundert und drei Individuen. Ihr Gold schafft von Sicilien alle die Producte herbei, die der eigne Boden nicht in genugsamem Ueberfluß darbietet. Das Eis, das allenthalben für die Genüsse des Luxus aufbewahrt wird, ist dort zu einem Gegenstand von höchster Nothwendigkeit geworden, so sehr hat die allgemeine Wohlhabenheit die Bequemlichkeiten des Lebens unter allen Classen der Bewohner verbreitet. Von Sicilien aus wird davon für beträchtliche Summen eingeführt, denn in diesem glühenden Clima können allein die in Eis abgekühlten Getränke dem Körper einige Stärkung gewähren und den schädlichen Einfluß der Atmosphäre hindern oder doch mindern. Der Thermometer fällt zu Malta nie unter Null. Während des unheilbringenden Winters, der, im Jahre 1788, die mildesten Regionen verheerte, war eine einzige in dem kältesten Theile der Insel gelegenen Lache, an ihrer Oberfläche gefroren und auch dies nur ungefähr zwei Linien dick. Man sandte ein Stück dieses maltesischen Eises in größter Eil an den Groß-Meister, der kaum so viel Zeit hatte, es den Neugierigen vorzuzeigen, die herbeigekommen waren, dieses Phänomen zu betrachten.

Aber bevor diese Insulaner das Handwerk der Freibeuter gelernt hatten; bevor sie auf ihren leicht beweglichen Schiffen auszogen, die Meere der Levante zu verröden und sich einem betrüglichen Handel an den Ufern Spaniens hinzugeben, gezwungen zu Sicilien wegen des ihm

fehlenden Getraides seine Zuflucht zu nehmen, unterwarf sich Malta einer Art politischer Lehnsbarkeit unter seine glückliche und stolze Nachbarin, deren Hülfe mit Geld zu erkaufen sie noch nicht im Stande war. Mehr wie einmal berief sich Malta auf seine Abhängigkeit als einen Vortheil, und reclamirte auf das dringendste gegen die Fürsten, die es emancipiren wollten, indem sie es von Königreiche Sicilien trennten. Diese Epoche, die von allen Geschichtschreibern vernachlässigt worden ist und die ein neues Licht auf das Mittelalter wirft, ist höchst wichtig: es ist ein, des Interesses nicht in geringem Grade werthes Schauspiel, zu sehen, wie eine Nation ihre Freiheit um Brod verkauft.

Zahlreiche Thatsachen sprechen zu Gunsten des Charakters der Malteser. Wenn ein, während zehn Jahrhunderten fremder Herrschaft unterworfen gewesenes Volk, das Gepräge seines primitiven Ursprungs sich erhalten hat, so muß man daraus schließen, daß dasselbe, gezwungen gleichsam seine Besieger über sich hinschreiten zu lassen, doch nie geduldet hat, daß sie sich mit ihm vermischten. Das afrikanische Blut ist noch in Malta in seiner ganzen Reinheit vorherrschend. Aus diesen aufgeworfenen Lippen, aus dieser gelblichen und braunen Haut, erräth man leicht, daß weder die griechische noch italienische die maurische Race durchkreuzt haben; selbst die Sprache, die sich gänzlich verloren haben und verschwunden seyn müßte in den Veränderungen, denen sie unterworfen gewesen, hat etwas von ihrem alten Typus erhalten; sie wird jetzt zu den patois gezählt, weil sie eine nicht zu definirende Mischung vom Arabischen, Griechischen, Deutschen und Italienischen ist; jedoch herrscht darin das Arabische vor. Die Malteser und Mauren von Tunis sprechen mit einander und verstehen sich fast ohne Anstrengung. Was übrigens den Ursprung dieses Idioms betrifft, so lohnt es kaum der Mühe zu untersuchen, ob es vom Punischen komme oder nicht. Wollten wir diese Frage erörtern, die bereits die besten Philologen in Verlegenheit gesetzt hat und noch setzt, so würden wir den uns hier vergönnten Raum überschreiten.

Wie alle Völker maurischen Ursprungs ist der Malteser mäßig, verschlossen, eigennützig, rachsüchtig und zum Raube geneigt. Fähig einer Anhänglichkeit ohne Gränzen an seinen Herrn oder Freund, glaubt er sich nicht an seine Schwüre gegen einen Ausländer gebunden. Seine Treue erinnert an die Punische. Die Liebe zu seinem Vaterlande verläugnet sich und erlöscht nie. Wenn das Schicksal ihn auch nach fernen Regionen verschlägt, so seufzet er doch stets nach seinem Vaterlande, und bis zum letzten Augenblicke lebt in ihm die Hoffnung es wieder zu sehen; er nennt es die Blume der Welt: fiore del mondo. Diese Tugenden und Laster sind vornehmlich fühlbar bei dem Volke; hier ist es wo der arabische Charakter sich in seiner größten Stärke erhalten hat. Seine Kleidung ist nicht mehr morgenländisch aber sie ist auch noch nicht europäisch. Ein weites seidenes Wamms, mit Knöpfen von Silber oder selbst Gold geschmückt, bedeckt ein gleichfalls weites Hemd von Baumwolle. Die Beinkleider sind an dem Körper vermittelst eines Gürtels befestigt, von welchem ein langes Messer in einer Scheide herabhängt. Außerdem ist der Malteser noch mit einem kurzen Mantel oder Caban bekleidet an dem eine Kapuze befindlich und der kaum bis an die Lenden reicht; er trägt statt des Hutes eine Mütze von verschiedenen Farben und an den Füßen blos einfache Sandalen, die mit Schnüren an denselben befestigt sind.

Die Schönheit der Malteserinnen ist keinesweges sattsam von den Reisenden gepriesen worden. Vorzüglich schöne Hände, eine schlanke und doch üppige Gestalt, niedliche Füße, lebhafte und glänzende Augen, Haare von der Schwärze des Ebenholzes, machen sie den Andalusierinnen sehr ähnlich, die auffallende Weiße des Teints der letzteren abgerechnet. Ihr Busen ist von der sidria, einem langen Corsett mit Aermeln umschlossen, das sich an ein Kleid oder ghesuira von einer ins Auge fallenden Farbe anschließt. Um die Hitze der Sonne abzuwenden, bedecken sie ihr Haupt mit der faldetta; dieses Tuch von schwarzer Seide verbirgt die Hälfte ihres Antlitzes; sie wissen es mit jener, den Frauen des Südens eigenthümlichen Grazie anzulegen. Leidenschaftlich Schmuck liebend, umschlingen sie ihren Hals mit goldenen und silbernen, mit Edelsteinen besetzten Ketten; dicke Armbänder von denselben Metallen winden sich um ihre Arme; aber fast aller dieser Schmuck ist bemerkenswerther wegen seines Werthes als wegen seiner geschmackvollen Form.

Der lange Aufenthalt der Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem zu Malta hat die Sitten verdorben. Man begreift, daß, lebend inmitten dieser eleganten und reichen Miliz, die Frauen, täglichen Angriffen auf ihre Reize ausgesetzt, die Einfachheit ihrer angebornen Sitten haben verlieren können. Bevor der Orden hier seinen Sitz nahm, trugen die eifersüchtigen Vorsichtsmaaßregeln der Malteser nicht wenig zur Keuschheit ihrer Gattinnen bei. Es war, sagt man, Grundsatz auf Malta, daß die Frauen nur zweimal öffentlich erscheinen durften, am Tage ihrer Verheirathung und an dem ihres Begräbnisses.

So lange der Widerwille dauerte, den das Volk gegen die Fremden gefaßt hatte, wurden die alten Gebräuche auf das gewissenhafteste beobachtet. Die Herrschaft der Ordensritter hat sie bis auf die letzte Spur verlöscht. Fast alle erinnerten an den mythologischen Cultus; die moderne Civilisation hat die ihrigen dahin gebracht. Wenn die Zeit dies Alles wird zertrümmert, und eine neue Civilisation die unsrige verdrängt haben, so werden dann in den Augen der Geschichtschreiber der Zukunft auch diese Gebräuche ihren Pomp und ihre Mysterien haben.

Der Einsiedler von Calabrien
oder
der letzte Medicis.

Anekdote aus dem Jahre 1795.

Der vormalige Secretair von Herault de Sechelles, den ich oft in Italien gesehen hatte und den ich 1817 zu Antwerpen in der Dunkelheit der Verbannung wiederfand, theilte mir folgende Details über den letzten Sprößling der Familie der Medicis mit, welche Toscana eben so theuer als Frankreich unheilbringend war. — Herr G... liebte Italien; in seinem acht und achtzigsten Jahre hatte er die Energie seines Charakters, die Heiterkeit und Lebendigkeit seines Geistes nicht verloren; er kam oft in einen Garten, wo von den Anwesenden oft und viel über Künste, Literatur und Politik gesprochen wurde. Eines Abends recitirte G..., hingerissen von seiner Vorliebe für die italienische Sprache, einige Stellen von Ariost; plötzlich trat ein Mann, den niemand bemerkt hatte, aus einem Laubengange hervor, wendete sich an Herrn G... und sagte in toscanischer Mundart: „Ich bin proscribirt, unglücklich, aber Sie „lieben mein Vaterland, Sie sprechen sein süßes Idiom — ich vertraue „mich Ihnen; morgen, bei Sonnen-Aufgang, werde ich am Strand-„Thore seyn;" und ohne die Antwort zu erwarten, war er verschwunden. Sein Aeußeres, erzählte Herr G..., war imponirend; ich glaubte den Schatten Cosmo's vom Platze del Gigante zu Florenz zu sehen. Wir

stellten uns pünktlich ein und ich war von Neuem von demselben Gefühle ergriffen, indem ich den Fremden anredete. Er schien etwa 50 — 55 Jahre alt; seine hohe Stirn war noch von dichten Locken beschattet, obgleich diese eben so von Kummer wie vom Alter gebleicht waren; nie sah ich ein edleres Gesicht und einen majestätischeren Wuchs; er machte mir keine Entschuldigung und erschien mir dadurch nur um so achtungswerther. Er hatte die für mich magischen Worte Unglück und Proscription ausgesprochen, und ich fühlte mich schon mächtig zu ihm hingezogen. Als er mich inzwischen aufforderte, ihm auf die andere Seite der Schelde zu folgen, so gestehe ich, daß ich einen Augenblick schwankte. „Indem ich Sie gestern sprechen hörte," sagte er, „fühlte ich, daß ich mich Ihnen vertrauen könne; wenn Sie nun hören, „daß der Mann, der vor Ihnen steht, der letzte Medicis ist, werden „Sie dann sich seiner Ehre zu vertrauen fürchten?" — „Nein," antwortete ich, „und sollte es mir auch das Leben kosten." Wir stiegen in ein Boot. Angekommen am andern Ufer, führte er mich in einem ärmlichen Gasthof in ein Oberstübchen, wo, nachdem er mir die Beweise seiner wirklichen Abstammung von Cosmo vorgelegt, er mich bat, ihn in den Stand zu setzen, sich Pässe zu verschaffen, die ihm seine verlorenen ersetzten. Er wünschte sich nach Triest einzuschiffen, von wo aus er nach Calabrien zurückzukehren gedachte. Da wollte er seine Tage in der Dunkelheit endigen, die sein Leben seit zwei und zwanzig Jahren umgab. Vergebens, erzählte Herr G..., versuchte ich, ihn von seinem Plane abzubringen; sein Entschluß war unwiderruflich, weil er auf einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Welt gegründet war. —

Lorenzo von Medicis war 1735 Gouverneur von Neapel; des Hochverraths angeklagt, wurde er, mit seinem Freunde, dem Abbé Capulo, in die Bergfestung Gaëta eingeschlossen. Niedrige Hofleute hatten einige Aeußerungen Lorenzo's zu Verbrechen verdreht; er hatte, selbst an dem Hofe des Königs von Neapel, gewagt, von seinen Erbrechten auf Toscana zu sprechen. Medicis und Capulo entkamen und man hörte nichts mehr von ihnen. Man glaubte, die Politik habe sie insgeheim ihrer blutgierigen Unruhe aufgeopfert. Zu gleicher Zeit verschwand die junge und schöne Hersilia, einzige Tochter des Herzogs von Contari, aus Neapel. Von diesem Verschwinden sprach man einige Tage und bald war Hersilia vergessen, wie die Gefangenen von Gaëta.

Jetzt erfuhr ich von Medicis, daß er Freiheit und Leben diesem jungen Mädchen zu verdanken gehabt habe; sie hatte nicht nur seine Flucht aus der Festung und seine Einschiffung nach Calabrien bewirkt und gesichert, sondern sie hatte auch Medicis und Capulo an einen sichern Zufluchtsort bringen lassen, wohin sie kurz darauf Lorenzo nachfolgte, um seine Verborgenheit und seine Gefahren zu theilen. Des letztern und Capulos Güter waren confiscirt; ein Preis war auf ihre Köpfe gesetzt. Um solches Loos, un simil destino, mit mir zu theilen, erzählte er, verließ die junge und schöne Hersilia den im Ueberflusse prangenden Pallast der Contaris. Nie sprach ein edleres Herz seine himmlische Sympathie unzweideutiger auf einem weiblichen Gesichte aus. Hersilia hatte ihre kostbaren Gewänder mit der einfachen aber geschmackvollen Kleidung der sicilischen Bergbewohnerinnen vertauscht. Sie war darin nur um so schöner. „Ach!" sagte sie zu dem glücklichen Lorenzo am Abend, als er den jungfräulichen Kranz von ihrem Haupte nahm, „vergiß, „daß ich die Tochter Deiner Feinde bin. Denke, daß wir in dieser gast„freundlichen Hütte geboren seyen, und unser Glück wird so groß seyn, „daß wir einst die Verfolgungen segnen werden, die uns zu diesem so „reinen Glücke geführt haben."

Lorenzo, obgleich schon in dem Alter, wo die Schattenbilder der Ehrsucht die süßen Träume der Liebe zu ersetzen pflegen, überließ sich ganz der Zärtlichkeit. Der Abbé Capulo, sein treuer Freund, versuchte vergebens, ihn mit Rachegedanken, wie er sie nährte, zu erfüllen, so wie mit der Hoffnung, aus dem Dunkel der Vergessenheit glanzvoll hervorzutreten. Nach langen und unnützen Versuchen verschwand Capulo aus dem Asyl der glücklichen Gatten. Sie erfuhren seine Abwesenheit und seine Entwürfe durch den frommen und guten Einsiedler von Monte-Nevo, der, in der einfachen Kapelle seiner Grotte, den ehelichen Bund Lorenzo's mit Hersilia eingesegnet hatte. Es war in den ersten Tagen des Aprils 1738 als der Abbé Capulo sich von dem Gefährten seiner Unternehmungen und seines Unglücks trennte. Lorenzo betrübte sich darüber. Hersilia glaubte in dieser Flucht Undankbarkeit zu sehen und bald theilte ihr Gemahl ihre Meinung. — Ach! es war mindestens die unheilbringendste Unklugheit; das bewieß bald die schrecklichste Katastrophe. Der fromme Eremit war, seit Capulos Verschwinden, die einzige Gesellschaft Lorenzo's und seiner jungen Genossin geworden; einer so fleckenlosen Büßenden hatte er nichts zu vergeben; nur wenn Hersilia, die in dem Gatten, dem sie alles geopfert, den Geliebten anbetete, sich, in ihrem Wahn, dieser irdischen Leidenschaft ganz ausschließlich und einzig hingab, da rügte zuweilen der fromme aber nachsichtige Alte diese Uebertreibung und wollte einen Theil dieses glühenden Feuers dem Schöpfer zugewendet wissen. Dann antwortete Hersilia dem erstaunten aber nicht zornigen Priester: „Mein Vater, suchen Sie dieses Gefühl, „das Leben meines Lebens, die Seele meiner Seele nicht zu unter„drücken. Ich werde Ihnen, wie Abälards Geliebte, erwiedern: „Wenn „Lorenzo sich zwischen meinen Gott und mich stellte, und „ihm mein Herz streitig machte, so würde dieses Herz „Lorenzo's Beute seyn." Hersilia war so schön, so kindlich, so rührend-unschuldig, daß der fromme Einsiedler ihr sagte: „Vada, „vada in pace, figlia mia, anima così bella tornerà „a Dio!" (Gehe in Frieden, meine Tochter, eine so schöne Seele wird zu Gott zurückkehren.) Noch an demselben Tage traf die Prophezeihung ein. Es war im Monate September, sechs Monate nach Capulo's Verschwinden. Da Lorenzo auf die Jagd ging, so machte sich Hersilia auf den Weg nach der Einsiedelei mit den kleinen Geschenken, die ihre Freundschaft dem redlichen Greise bestimmte. Sie war in den ersten Morgenstunden ausgegangen, mit Blumen bekränzt, entzückt noch von den Umarmungen eines angebeteten Gatten, das Herz von Liebe und Wohlwollen erfüllt, die Einbildungskraft voll süßer Träume von einer langen glücklichen Zukunft. — — Die Hand eines Ungeheuers hatte bereits diese Zukunft auf einige Stunden beschränkt.

Lorenzo, wie von der Ahnung eines großen Unglücks getrieben, Lorenzo, für welchen Hersilia Alles war, kehrte, unruhig und traurig, früher als gewöhnlich zurück; obgleich von dem Gange Hersiliens unterrichtet, und obwohl die Stunde der Rückkehr noch nicht vorüber war, so ging er doch nicht in sein Haus, legte seine Flinte nicht ab und schlug sogleich den Weg nach der Einsiedelei ein. Sein Herz klopfte gewaltsam: kaum hatte er den Fuß auf die Schwelle dieses Asyls des Friedens, jetzt der Schauplatz einer unnatürlichen Gräuelthat, gesetzt, als Verzweiflung mit allen ihren rächenden Furien ihn ergriff.

Hersiliens Körper entweiht, mit grausamem Scharfsinn ehrloser Barbarei verstümmelt, lag blutbedeckt auf den Stufen des ländlichen Altars; und der des hingeopferten, ehrwürdigen Eremiten neben ihr zeugte von seinem fruchtlosen Widerstande gegen die Mörder. Nicht eine Thräne entfloß Lorenzo's Augen. „Nein," sagte er mir, „ich weinte „nicht; ich fühlte das Blut allein ein so reines Blut bezahlen müsse, „und meine Wuth berechnete in schweigender Verzweiflung, welch Opfer „meiner Rache genügen könne." — Er konnte nicht zweifeln, daß man auch ihm nach dem Leben strebe; er trachtete auch nicht darnach es zu erhalten, aber nur nach genommener Rache wollte er sterben. Ueber-

zeugt, daß die Frömmigkeit der Landleute den Ueberresten des frommen Eremiten die letzte Pflicht erweisen würde, nahm er nun den entseelten Körper Hersiliens auf, hüllte den schmerzerregenden Schatz in seinen Tabaro und trug ihn nach einer ihm allein bekannten Höhle.

Hersiliens Mörder, die Lorenzo schon seit einigen Tagen auflauerten, warteten seiner bei der Rückkehr von der Jagd in einem Hohlwege, wo er vertheidigungslos in ihre Hände gefallen seyn würde; denn es scheint, daß sie den Befehl hatten, ihn lebendig nach Neapel zu bringen. Dieser Berechnung des Verbrechens verdankte Lorenzo die Zeit, die theuern Reste seiner Geliebten in die Grotte zu bringen und das Glück, die verworfenen Wegelagerer, die ihm den Untergang geschworen, bewaffnet zu erwarten. Allein und vor dem entseelten Körper Hersiliens vergaß er, in Thränen der Verzweiflung zerfließend, einige Augenblicke den Ruf der Rache. Das Bedürfniß derselben muß übrigens sehr mächtig im menschlichen Herzen seyn, daß Lorenzo das seinen Blicken dargebotene herzzerreißende Schauspiel überleben und den Muth haben konnte, an der, welche er über alles liebte, die letzte Pflicht zu üben: aber, sagte er, dies Blut schrie um Rache, und erlangte sie. **Voleva vendetta quel sangue, ed l'ebbe.** Als er sich seiner Wohnung näherte, wurde er von den drei Bösewichtern angefallen; zwei davon streckte er zu seinen Füßen nieder — der dritte nahm die Flucht; bei den Gefallenen fand Lorenzo das Geheimniß ihrer verhaßten Mission.

Der Abbé Capulo hatte, wenn nicht das Asyl Lorenzo's, doch seine Existenz verrathen, oder errathen lassen; von dem Augenblicke an wurde er von Kundschaftern umlauert, mit falschen Versprechungen geködert und dahin überlistet, daß man sich eines, von ihm an Lorenzo gerichteten Briefes bemächtigte. Nachdem man auf diese Weise die Spur entdeckt, wurde der Abbé als ein nutzloses Werkzeug aufgeopfert. Man wollte Medicis lebend fangen und ihn den Henkern überliefern, die, unter dem Namen von Richtern, immer bereit sind, der Rache der Mächtigen gegen diejenigen zu dienen, die die Gesetze nicht erreichen können. Der Wille des Verbrechens gelang nur gegen das unschuldigste der Opfer, auf welche es abgesehen war. Es glückte Lorenzo allen Schlingen zu entgehen, unter verschiedenen Verkleidungen sich einzuschiffen und unerkannt nach Neapel zu kommen, mit dem einzigen Gedanken, der einzigen Hoffnung beschäftigt, sich zu rächen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar: als er eines Abends in der Gegend der Grotte des Pausylippus umherirrte, stand plötzlich der älteste Sohn seines Verfolgers, ein würdiger Schüler seines grausamen Vaters, vor ihm, fern von seinem Gefolge, über schwarzen Entwürfen, wie es schien, brütend. Lorenzo's Donnerstimme ließ den Ruf: **Tod und Rache!** erschallen und das Echo der Grotte wiederholte: **Rache!** Mit zwei geladenen Pistolen versehen, reichte Lorenzo eine seinem Feinde hin, der, eben so feig als unmenschlich, auf Medicis abdrückte, ohne den Ausspruch des Looses zu erwarten; nun schoß Medicis und das Echo wiederholte nochmals: **Tod und Rache!** — Es gelang dem Gerächten aus Neapel unentdeckt zu entkommen und nach Calabrien zurückzukehren.

Die Frömmigkeit der Landesbewohner hatte dem guten Eremiten ein bescheidenes Denkmal errichtet, aber keiner hätte gewagt, die Zelle des ermordeten Greises zu bewohnen. Lorenzo nahm sie nun ein und lebte da, geliebt von den Armen, deren Elend er erleichterte. Nach einiger Zeit aber bewog das zu oft erneuerte Schauspiel der Verbrechen, die damals Calabrien zu betrauern hatte, vielleicht auch die, sein Inneres erschütternden Erinnerungen an sein Vaterland und Vaterhaus, Lorenzo, seine Einsiedelei zu verlassen. Er durchzog England, Deutschland, Rußland und Polen, allenthalben die unbestimmte, drückende Unruhe einer Proscription mit sich tragend, die dennoch aufgehört hatte, furchtbar zu seyn, denn alle Gewalten und Gewalthaber waren verändert. Seitdem verwickelte ihn sein von Natur ehrgeiziger Charakter in unkluge Verbindungen. Er bewunderte Napoleon und haßte ihn zugleich als Besieger seines Vaterlandes; aber er conspirirte niemals gegen ihn. Lorenzo führte den Namen **Bertoldi**; unter diesem Namen wohnte er im Haag, in Cassel, London und Stockholm. Nach und nach erstickte Hersilia's Andenken alle ehrsüchtigen Gedanken in seinem Herzen. Nach sieben Jahren sah er den Ort wieder, wo er ihre Reste eingesenkt. Ruhe war indessen an die Stelle der Anarchie und der Bürgerkriege getreten; Joachim regierte zu Neapel; wäre Medicis noch jung gewesen, so würde er sich blos haben nennen dürfen, um mit Gunstbezeugungen in derselben Stadt überhäuft zu werden, wo, funfzehn Jahre vorher, ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden war. Er blieb dem Andenken Hersilia's treu. Im Jahre 1812 lebte er noch dort, von wo er verschiedene Briefe an Herrn G... schrieb. Alle tragen das Gepräge eines großen Charakters und eines fühlenden Herzens. Im Anfange des Jahres 1816 empfing G... einen Brief von unbekannter Hand und ohne Unterschrift, der folgende Zeilen enthielt:

„Der Bewohner der Einsiedelei ist verschwunden, ohne irgend eine „Spur zu hinterlassen; man hat in der Grotte, wo Hersilia ruht, ein Kästchen gefunden, welches **beifolgende Briefe** enthielt; man glaubt „wohlzuthun, sie Ihnen zuzusenden. Furcht und Mißtrauen wohnen von „Neuem in unsern Einöden. Uns bleibt das Andenken an die Tugenden „und an die Leiden des letzten der Medicis und seiner schönen und unglücklichen Gefährtin, die das Opfer seiner Feinde wurde. Die Einsiedelei und die Grotte bleiben unter dem Schutze der öffentlichen Verehrung. Fromme Hände pflegen insgeheim die Blumen, die ihre süßen „Wohlgerüche auf dem Grabe aushauchen, wo die Hand des Proscribirten „den Namen Hersilia's und des letzten Medicis eingrub."

Wenn vorstehende Geschichte, die ein französisches Journal ohne Angabe des Namens des Referenten und ohne irgend einen Beweis oder Versicherung ihrer Wahrheit mittheilt, die wir daher nicht verbürgen möchten, dennoch mehr als Roman seyn sollte, so wäre es von hohem Interesse, die oberwähnten Briefe kennen zu lernen.

D. Red.

Wollston's Gutachten über die siberische Platina.

(Aus dem russischen Bergwerksjournal.)

In einem der frühern Blätter obbenannten Journals ward bei Erwähnung der am Ural gewonnenen Platina angezeigt, daß der Finanzminister für nöthig gehalten habe, ausländische Chemiker und gelehrte Gesellschaften zur Untersuchung der uralischen Platina aufzufordern, und daß demzufolge Proben derselben durch die russischen Gesandtschaften nach England, Frankreich und Schweden gesandt worden. Der russische Gesandte in England, Fürst Liewen, hat jetzt einen Brief mitgetheilt, den er über diesen Gegenstand von dem Präsidenten der Londoner königl. Societät, Sir Humphry Davy, und vom H. Wollston erhalten.

Den erstern hinderte seine Kränklichkeit, sich mit Versuchen über die siberische Platina selbst zu beschäftigen. Uebrigens erklärte er, es enthielten alle ihm zu Gesichte gekommenen Proben der russischen rohen Platina einen großen Theil von Iridium, das erst vor dem Ausziehen

der reinen Platina abgesondert werden müsse. Die vom russischen Gesandten erhaltenen Proben der goroblagodatskischen und werchnetagilskischen rohen Platina hält er für zu einer und derselben Art gehörig wie alle andere von ihm früher gesehene. — Der Brief des H. Wollston ist folgenden Inhalts:

„Ich bin überzeugt, daß Ew.... den unvermeidlichen Aufschub „meiner Antwort auf Ew.... Brief vom 23. Dezember nicht als Nach„lässigkeit von mir ansehen, und nicht glauben werden, daß ich ungern „die Wünsche der russischen Regierung erfüllte. Sie werden mir „Glauben beimessen, wenn ich versichere, daß andere Beschäftigungen „mich in dieser Jahreszeit von meinem Hause entfernt hielten und mir „wenig Zeit zu chemischen Versuchen übrig ließen."

„Das Kästchen, womit mich die russische Regierung beehrt hat, ent„hält zweierlei körnigte, rohe Platina aus verschiedenen Orten, welche, „wie ichs verstehe, Werchnetagilsk und Goroblagodatsk sind. Die gedachten „Proben unterscheiden sich von einander nicht blos durch ihr äußeres „Ansehen, sondern auch durch ihre Eigenschaften."

„Die erstere, die weißer ist, enthält nach meinen Versuchen über „82 pCt. reiner Platina, die leicht auf dem gewöhnlichen Wege ausge„schieden wird."

„Die zweite, an Farbe viel schwärzer, giebt nur 77 pCt. Platina, „die nicht so leicht und nicht in einem so reinen Zustande ausgeschieden „wird, als aus dem erstern." (Anmerk. im Bergwerksjournal. Es ist bekannt, daß die werchnetagilskische rohe Platina weit schwärzer ist als die goroblagodatskische, welche in der That weiß genannt werden kann. Aus allen in Rußland gemachten Versuchen hat sich ergeben, daß die schwarze rohe Platina mehr reine Platina enthält als die weiße. Aus dieser letztern konnte man hier nicht mehr als 70 pCt. reiner Platina gewinnen; die schwarze aber, d. i. die werchnetagilskische, enthält bisweilen bis 80 pCt. reiner Platina. Ueberdies löset sich die schwarze Platina leichter auf als die weiße.) — „Aber die Zahlen, die ich hier „zur Bezeichnung des verhältnißmäßigen Gehalts der reinen Platina in „den Körnern anführe, bezeichnen nicht ihren verhältnißmäßigen Preis. „Denn dieser ergiebt sich aus der Bestimmung der Käufer ihrem Be„darf gemäß."

„Diejenigen, welche die Körner zur Bereitung einer solchen Platina „gebrauchen wollen, ziehen die erstere Art vor, nicht nur wegen des „reichern Gehalts, sondern auch wegen ihrer größern Tauglichkeit zum „Hämmern."

„Diejenigen aber, welche die Platina dazu gebrauchen, auf Porzellan „eine metallische Oberfläche anzubringen, werden die zweite Art roher „Platina vorziehen. Denn bei Bearbeitung derselben bildet sich ein „Bodensatz von dunkelrother Farbe, der gewöhnlich zu diesem Gebrauche „verwendet wird."

„Es ist bemerkenswerth, daß diese Materialien in ihren Bestand„theilen eine sehr große Aehnlichkeit mit dem Platinamineral aus Schoko „haben. Denn sie enthalten alle die Metalle, welche in dem gedachten „Mineral angetroffen werden."

„Die russische rohe Platina von weißer Farbe, ist in ihren Eigen„schaften ganz gleich der besten peruvianischen Platina, die mir nur zur „Zerlegung vorgekommen ist. Sie enthält nach meiner Meinung weniger „Kupfer und nicht so viel Palladium oder Rhodium, als gewöhnliche „groblörnigte Platina."

„Die Platinaprobe von schwarzer Farbe enthält eben so viele Be„standtheile als deren in jeder peruvianischen Platina angetroffen werden. „Ihrer Farbe nach gleicht sie der schwarzen rohen Platina, die in den „Annales de Chimie Tome 38 p. 161 beschrieben ist. Allein diese „enthält einiges Iridium, wie die erwähnte seltene groblörnigte Platina."

„Was den ungefähren Preis dieses russischen Minerals betrifft, „bitte ich Ew.... zu bemerken, daß dies von der stärkern oder schwächern „Nachfrage abhängen wird. Denn es ist nöthig der russischen Regierung „mitzutheilen, daß die gegenwärtigen hohen Preise der rohen Platina in „Europa nur von der geringen Zufuhr herrühren. Sie wird meist nur „verstohlen herbeigeschafft, da die columbische Regierung unter sehr „schweren Strafen die Ausfuhr verboten hat und gesonnen ist, aus „Platina Münzen zu prägen, weshalb man sie von jedem Umsatz zu „Manufacturen oder im Handel zurückhält, wodurch ihrer neuen Münze „Nachtheil erwachsen könnte, und vermittelst dieser Maaßregel ihr einen „festen Preis zu verschaffen wünscht."

Die Giraffe.

Die Giraffe, die der König von Frankreich vom Pascha von Egypten zum Geschenk erhalten hat, und die am 30. Juni in Paris eingetroffen, ist für das dortige Publikum ein Gegenstand allgemeiner Neugierde und für den Naturforscher ein interessanter Gegenstand der Beobachtung. Bisher kannten die Zoologen dieses merkwürdige Thier nur nach Beschreibungen von einigen wenigen Reisenden, nach mehr oder weniger genauen Zeichnungen, und nach einem Skelette und einer ausgestopften Haut, die im königl. naturhistorischen Museum aufbewahrt werden. Noch in keiner europäischen Menagerie hat man bisher dieses riesenhafte Thier besessen, welches die Römer Camelo-Pardalis nannten, die Araber aber mit dem Namen Zuphara belegen, woraus Giraffe entstanden seyn soll. — Das Vaterland der Giraffe ist das Innere Afrika's. Das Individuum, wovon hier die Rede ist, ist in der Nähe von Sennaar, in einer dicht bewachsenen Berggegend, wo auch Strauße Gazellen, Antilopen u. s. w. leben, eingefangen worden. Es giebt nach den Aussagen der Araber von diesem Thiergeschlecht, welches mit dem der Hirsche und Antilopen am nächsten verwandt ist, nur eine geringe Anzahl. Man trifft sie gewöhnlich zu dreien, zwei alte und eine junge, zusammen; sie fliehen den Anblick der Menschen nicht: nur wenn man sich ihnen nähert, um sie zu fangen, nehmen sie die Flucht und lassen das beste Pferd weit hinter sich zurück. Kann man sie aber in die Ebene treiben, so sind sie leicht zu forciren, denn sie sind kurzathmig. Können sie indessen nicht mehr laufen, so ergeben sie sich noch nicht, sondern wenden sich um, und vertheidigen sich mit den Vorderfüßen. Geben die Araber die Hoffnung auf, sie lebendig fangen zu können, so tödten sie sie; das Fleisch, vorzüglich der Jungen, schmeckt ihnen vortrefflich. Die Hottentotten gehen mit vergifteten Pfeilen auf die Giraffenjagd; sie lieben besonders das Mark dieses Thieres, welches sich in seinen Knochen sehr reichlich vorfinden soll. Aus der Haut, die über einen Zoll dick und sehr hart ist, machen sie Schläuche.

Die Giraffe läßt sich schwer zähmen; hat sie sich aber nur erst einmal gewöhnt, so geht sie mit den Pferden und Kameelen auf die Weide, ohne daß man sie zu hüten braucht. Sie lebt von Gewächsen aus dem Mimosengeschlecht, säuft sehr wenig und bekömmt jährlich ein Junges. Das Individuum, welches gegenwärtig in Paris zu sehen ist, ist ein Weibchen, das fünf bis sechs Monate alt war, als es gefangen wurde. Mit einem andern zugleich schenkten es die Jäger dem Gouverneur von Sennaar; dieser sandte beide dem Pascha von Egypten, welcher dieses dem

Könige von Frankreich zum Geschenk machte, und das andere, welches leider gestorben ist, für den König von England bestimmte. Es ist beinah 2½ Jahr alt, und hat auf der Reise und während seiner Quarantaine zu Marseille, wie es scheint, gar nicht an seiner Gesundheit gelitten. Obgleich das Thier noch nicht ausgewachsen ist, beträgt seine ganze Höhe ungefähr 13 Fuß; vom Boden bis da, wo der Hals anfängt, sind indessen nur 8, und bis zur Höhe des Hintertheils seines Körpers nur 6 Fuß, woraus sich die Länge seines Halses und die schräge Lage seines Körpers abnehmen läßt. Wer sollte es aber glauben, daß bei dieser Höhe die Achse des Körpers, vom Hintertheil bis zur Brust, kaum 4 Fuß beträgt? Die Vorderfüße sind 5 Fuß, die Hinterfüße kaum 4 Fuß lang. Die Hufe sind sehr breit und von sehr hartem Stoff. Das Fell hat einen weißlichen Grund, mit gelblichen, bräunlichen und nußfarbenen Flecken. Der Kopf hat mit dem des Kameels, und die Ohren mit denen des Ochsen Aehnlichkeit. — Merkwürdig ist, daß die Giraffe immer Schritt oder Galopp, niemals Trab geht. Ihr Lauf ist nicht graziös. Im Stalle steht sie niemals still, legt sich sehr selten und schläft wenig. Es wird ihr sehr schwer, das Maul bis zur Erde hinabzubringen, sie kann hingegen, wenn sie den Hals streckt, mit ihrer langen Zunge noch zwei Fuß höher reichen, als sie hoch ist. Sie frißt fast alle Blätter, doch am liebsten Akazienblätter, die sie wohl an ihr Vaterland erinnern; man ernährt sie aber eigentlich mit Mais und Gerste, mit einander vermengt, wovon sie täglich nur einen Decalitre frißt, dagegen aber auch täglich 20 Litres Milch trinkt, welches ihr einziges Getränk ist. Sie hat einen Widerwillen gegen Wasser, wofür der Araber, der bei ihr ist, folgenden Grund angiebt: Die Giraffen gehen nur nach einem großen See zur Tränke, dessen Wasser süß, weiß und lau ist, und kommen deshalb aus fernen Gegenden. Wirklich befindet sich auch westlich von Sennaar ein See, von welchem dem Nile Wasser zufließt, der Baar el abiad, „der weiße Fluß," heißt. Bis jetzt hat dieses sonderbare Thier sich noch ganz stumm gezeigt. Wenn es nicht vielleicht seine Stimme in der Gefangenschaft verloren hat, so kennt man also jetzt ein stummes vierfüßiges Thier, aber auch nur dies einzige.

Einfluß des Düngers auf die Eigenschaften und den Geschmack gewisser Nahrungspflanzen.

Diese Frage, die zugleich die Physiologie der Pflanzen, die Kunst des Gärtners und die häusliche Oekonomie interessirt, ist von Herrn Mitchill von Newyork in einer Rede abgehandelt worden, welche dieser berühmte Naturkundige im vorigen Jahre, in der jährlichen Sitzung der Gesellschaft des Gartenbaues dieser Stadt, hielt. Nachdem er den mächtigen Einfluß des thierischen Düngers auf die Vegetation, seine Wirksamkeit, einen dürren Boden fruchtbar zu machen, und die Ergiebigkeit der Ländereien zu erhalten, von welchen man die besten Producte in größtmöglichster Menge zieht, auseinandergesetzt, sprach er speciell von dem Kehrigt großer Städte und dem Auswurf ihrer Consumtion, in so fern beides von den Gärtnern der Umgegend als Dünger verwendet wird. Wenn der Gärtner sie mit der Erde vermischt, bevor ihre Zersetzung vollendet ist, so werden sie auf zweierlei Weise schaden, denn sie können die Organe der Pflanzen angreifen, mindestens sie stören, indem sie Stoffe hineinbringen, die nicht naturgemäß verarbeitet werden können; oder wenn die Pflanze diesen schlecht vorbereiteten Nahrungsstoff in sich aufzufassen und umzutreiben — so zu sagen zu verdauen vermag, so wird sie etwas von ihren übeln Eigenschaften behalten. Die Wurzeln fühlen es zunächst: diejenigen, welche man ißt, haben einen unangenehmen Geschmack; die Rüben sind vorzüglich dieser Art von Veränderung ausgesetzt. Auf den Kohl zeigt sich auch der Einfluß, doch mehr, indem er seinen Geschmack verliert, als einen neuen annimmt. Man hat bemerkt, daß von allen zur Nahrung verwendeten Wurzel-Gewächsen die Erdäpfel am meisten die schlimmen Eigenschaften des Bodens annehmen, so daß es am sichersten ist, denen den Vorzug zu geben, die weit von großen Städten gebauet worden sind. Die Zwiebeln kommen zunächst nach den Erdäpfeln, hinsichtlich der Anlage, sich dem Boden zu assimiliren, der sie genährt hat. Auch der Waizen entgeht dieser Verwandlung, nach Miller, nicht; das Mehl von dem, welchen man zunächst um London baut, haucht zuweilen einen höchst unangenehmen Geruch aus. Der Taback kann den Kohl nicht vertragen und der Spargel die Gauche nicht, welcher Art sie auch sey; alle diese Thatsachen beweisen zur Genüge, daß die Pflanzen einen Theil des Stoffes des Düngers absorbiren können, den sie nicht in ihre eigne Substanz verwandeln und der ihnen seine unangenehmen und schädlichen Eigenschaften mittheilt. Darin kann die Organisation der Pflanzen mit der der Thiere verglichen werden. Alle lebenden Körper sind nothwendigerweise einigen gemeinschaftlichen Gesetzen unterworfen. Man weiß daß die Ueberbleibsel der Küchen dem Fleisch der dienenden Classe einen unangenehmen Geruch mittheilen, der in ziemlicher Entfernung zu spüren und oft den Gästen widerlich ist. Das Fleisch des Schweines ist mehr oder weniger gut, nach der Natur der Nahrungsmittel, die man ihm zu fressen giebt; wenn die Rebhühner sich von nichts mehr als von Baum-Knospen und Schößlingen nähren, werden sie bitter; wenn in Tannen- und Fichten-Wäldern die Auerhähne, während des Winters, mit ihrem Futter auf die Schößlinge dieser Bäume reducirt sind, so nehmen sie einen harzigen Geruch und Geschmack an. Bei den Wasservögeln, die sich fast allein von Fischen nähren, ist die Haut so von ranzigem Oel durchdrungen, daß ihr Geschmack ganz widerstehend ist. Diese Bemerkungen müssen den Gärtner, den Koch und den Gastronomen leiten; es handelt sich von ihren größten Interessen, weil, wenn der erste sie vernachlässigte, er sich, durch die schlechten Gemüse, die er zum Verkauf brächte, in Mißcredit bringen würde; wenn der zweite sich nicht darnach richtete, so würde er sich aussetzen, die schönsten Gerichte eines festlichen Schmauses zu verderben; und was den dritten betrifft, so würde seine Klugheit zu Schanden werden, wenn er, aus Mangel an Sachkenntniß, doppelte Gefahr, statt einer, lief, nämlich eine mehr oder minder bedeutende Unpäßlichkeit wagte, und zwar in Folge einer schlechten Mahlzeit.

Die Geschwister Rainer.

Man liest in einem Privatbriefe aus London:

„Die Tyroler-Familie Rainer hat vor dem König in Windsor gesungen. Sämmtliche Geschwister werden als Geschenk von Sr. Maj. neue Tyroler-Anzüge von blauem Sammet mit silbernen Knöpfen, worauf das königliche Wappen sich befindet, erhalten — und die Männer überdieß ein Ehrenzeichen, im Knopfloch zu tragen."

„Diese sogenannten Natursänger werden, der Reihe nach, in den vornehmsten Assembleen zugelassen und machen dadurch ungewöhnliches Glück ꝛc."

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 203 SOCIETÄT Hamburg, Mittwoch den 18. Juli SOCIETÄT 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Bruchstücke aus dem Leben Napoleon's.

Von Walter Scott.

Die ersten beiden Bände dieses geschichtlichen Werkes des berühmten Verfassers enthalten eine Uebersicht der französischen Revolution. Es beginnt mit einer Musterung der verschiedenen Mächte und Interessen von Europa nach dem Versailler Frieden von 1783. Nach einer Schilderung der Lage von Spanien, Preußen, Rußland, Frankreich und England werden die unvorsichtigen Neuerungen des Kaisers Joseph, die zu Unruhen in mehreren seinem Scepter unterworfenen Ländern Anlaß gaben, mit großem Scharfsinn commentirt. Dann beschäftigt sich der Verfasser mit Frankreich und beschreibt: den Verfall seiner alten Monarchie; den Zustand seines Adels und seiner Geistlichkeit, und die Collision zwischen den zu höherer Wichtigkeit aufstrebenden niederen Classen und den höheren Ständen, die diesen veraltete Privilegien entgegen setzten. Hiernächst zieht er die Wirkungen der neuen Philosophie und den verderblichen Einfluß der Presse, ferner den Impuls, den die Sache der Reform durch die Rückkunft des Militairs aus dem amerikanischen Kriege bekommen, in Betracht. Der erste Band endigt mit dem denkwürdigen Manifeste des Herzogs von Braunschweig und weiset nach, wie sehr solches dem König geschadet, indem es seine Sache in der Meinung des Volkes zu der des heranziehenden Feindes, folglich dem Interesse des Landes, das von der Versammlung als in Gefahr seyend erklärt ward, zuwider, machte. Dann folgen der famöse 10. August und die Niedermetzelung der Schweizergarden, so wie das Jacobiner Triumvirat. (Von beiden haben diese Blätter schon Kunde gegeben. (M. s. die No. 191 und 194 d. Bl.)

Hier eine kleine Probe von der Weise, in welcher der Verfasser die Bewegungen eines revolutionairen Geistes in England (1793—1795) schildert:

„Die Franzosen, einzeln und in Massen, haben immer gern unter den europäischen Nationen den Reihen anführen und für das erste Glied der civilisirten Republik gelten wollen. Fast in allen seinen Wechselfällen hat Frankreich sich eben so viel an die Bürger andrer Länder, als an seine eignen gewendet; und so geschah es, daß seine Staatsmänner in ihren Reden die Unterthanen andrer Staaten aufforderten, dem Beispiel der Republik zu folgen, den Plunder ihrer alten Institutionen wegzuwerfen, ihre Könige abzusetzen, ihren Adel zu vernichten, die Ländereien der Kirche und der Aristokratie unter den niederen Ständen zu vertheilen, und sich als ein freies und wiedergebornes Volk zu erheben. In Britannien, so wie andrer Orten, hatten diese Lehren einen zauberischen Klang, denn Britannien hatte eben sowohl als Frankreich Parteileute, die sich für vernachlässigt hielten; Leute von Verdienst, die sich unterdrückt glaubten; Experimentalisten, die gern bereit waren, die bestehenden Gesetze in ihre Revolutions-Schmelztiegel zu werfen, und Leute, welchen nach etwas Neuem in der Kirche und im Staate verlangte, entweder aus Drang einer rastlosen Neugier, oder in der Hoffnung, bei einem Wechsel zu gewinnen. Vor allem hatte Britannien eine viel zu große Masse von Armuth und Unwissenheit, die sich immer gern von zu hoffender Ungebundenheit hinreißen läßt. Fast in allen großbritannischen Städten wurden Verbrüderungs-Gesellschaften gestiftet, die unter einander correspondirten, aus einem hohen und einschüchternden Tone sprachen, und sich ganz nach ihrem französischen Vorbilde einrichten zu wollen schienen. Sie redeten den französischen National-Convent direct in ihrem eignen Namen und in dem der zu gleichem Zwecke vereinten Gesellschaften an, wünschten ihm in solchen Addressen Glück zu der Freiheit der Franzosen und zu der Weise, in welcher sie sie erlangt, und gaben deutlich genug zu verstehen, daß ihr Beispiel für Großbritannien nicht verloren gehen werde. Diejenigen, aus welchen diese Gesellschaften bestanden, durften im Allgemeinen zu sprechen, wenig Anspruch auf Rang- oder Einfluß machen, und befanden sich auch wohl einige wenige gute Köpfe darunter, so mangelte es ihren Zusammenkünften doch gänzlich an Gewicht und Achtungswürdigkeit. Ihre Bedeutsamkeit beruhete hauptsächlich in der Zahl derer, bei welchen ihre Argumente Einfluß haben konnte, und diese war außerordentlich groß, besonders in den großen Städten und in den Manufactur-Districten. Es begann in Britannien ein gleicher Zustand der Dinge, als der, welcher der französischen Revolution voran gegangen war, einzutreten; aber die brittische Aristokratie, die gut unter einander verbunden war und ein großes Gewicht im Staate hatte, war früher auf ihrer Hut und griff zu wirksameren Vorsichtsmaaßregeln, als woran in Frankreich gedacht worden war. Auch sie verband sich in politische Vereine und erhielt bald, durch das Gewicht des Einflusses, Charakters und Vermögens, eine Superiorität, die es für manche, deren gesellschaftliche Verhältnisse sie gewissermaaßen von der Geneigtheit der Aristokratie abhängig machte, gefährlich, wenigstens nicht wohlgerathen seyn ließ, eine entgegengesetzte Meinung gewaltsam durchsetzen zu wollen. Das politische Schibboleth dieser Vereine war eine Verwerfung der Lehren der französischen Revolution, und man hat ihnen den Vorwurf gemacht, daß einige ihren Abscheu darwider so kräftig ausgedrückt hätten, als sey es die Absicht gewesen die Theilnehmer von jeder Reformation der eignen Regierung abzuhalten, selbst vermittelst der verfassungsmäßigsten Mittel. Kurz, da die demokratische Partei in ihren Clubs die heftigsten und wüthendsten Reden gegen die Aristokraten ausstieß, so wurden diese nun doppelt gegen jederlei Reform und alle diejenigen eingenommen, die deren Nothwendigkeit darthun wollten. Wäre übrigens diese politische Gährung zu irgend einer andern Zeit oder bei einer anderen Gelegenheit zum Ausbruch gekommen, so würde sie wahrscheinlich wie wohl in andern Fällen vorüber gegangen seyn, d. h. erst einiges Interesse erregt, dann die öffentliche Aufmerksamkeit ermüdet haben, und endlich

beseitigt und vergessen worden seyn; aber die französische Revolution leuchtete in der Nähe als ein Leuchtthurm der Hoffnung für die Einen, und der Furcht und der Vorsicht für die Andern. Das Jubelgeschrei der demokratischen Triumphe; die schmutzigen Mittel, durch welche der Sieg gewonnen ward, und der grausame Gebrauch, den man davon machte, dies alles vermehrte noch die Animosität beider Parteien in England. In der Wuth des Parteigeistes suchten die Demokraten manche Excesse der französischen Revolution mit deren Tendenz zu bemänteln, während die Gegenpartei, das Kind mit dem Bade ausschüttend, die Revolution durchaus verwarf, ohne zu bedenken daß der Kampf der französischen Nation für die Wiedererlangung ihrer Freiheit in seinem Ursprunge nicht allein zu rechtfertigen, sondern selbst lobenswerth war."

— Der Verfasser behauptet, Pitt sey wider Willen zum Kriege gezwungen worden. Die damaligen Beherrscher von Frankreich waren der Heils-Ausschuß, den der Verfasser vortrefflich schildert. Endlich ward Marat erdolcht, Danton fiel vor Robespierre, Robespierre und seine jacobinischen Anhänger wurden vernichtet, und Paris gewann nun ein andres Ansehen. Inzwischen waren die französischen Waffen fast überall siegreich gewesen.

„Seit jenen merkwürdigen Auftritten," heißt es weiter, „hatte Frankreich seinen König und den Adel, die Kirche und die Geistlichkeit, seine Richter, Gerichtshöfe, Magistratspersonen, Colonieen und Handel verloren. Der größere Theil seiner Staatsmänner und andrer Leute von Ansehen waren verbannt, die Beredtsamkeit seiner Redner durch die Guillotine kurz abgeschnitten worden. Seine Finanzen waren dahin, und der gesellschaftliche Verband scheint nur noch aus Gewohnheit zusammen gehalten zu haben. Nur eine einzige mächtige Triebkraft besaß die Nation noch, die Frankreich sein eigen nannte, und eine den Impuls gebende Macht zu ihrer Leitung, nämlich: ihre Armeen und ihren Ehrgeiz. Es glich einer Person im Delirium eines Fieberanfalls, die sich in der Tollheit alle decente und nöthige Kleidung abgestreift hat und nur noch ein blutiges Schwerd in der Faust führt, womit sie alle diejenigen zu Boden geschlagen hat, die ihre Wuth zu bändigen versucht hatten. Nie waren bei einer Nation so viele große Ereignisse auf einander gefolgt, ohne ein schon erreichtes oder bald zu erwartendes bestimmtes oder entscheidendes Resultat zu geben. Einen Tag und alle Tage sagten denkende Männer zu einander: dieser unerhörte Zustand der Dinge, in welchem alles provisorisch und revolutionair zu seyn scheint, wird und kann nicht länger dauern; und hauptsächlich da, als Robespierre gefallen war, schien irgend ein Wechsel nahe zu seyn. Diejenigen, die diese That vollführt hatten, waren indessen der augenblicklichen Macht, die ihnen dieselbe verschafft hatte, keineswegs sicher und behielten ihren Einfluß mehr in Folge der Eifersucht zwischen den beiden äußersten Parteien, als aus einem in sie gesetzten Vertrauen. Diejenigen, die so schwer unter der revolutionairen Regierung gelitten hatten, konnten den Thermidorianern als ordentlichen Jacobinern, die an allen Ausschweifungen der Schreckenszeit Theil genommen hatten und nun ihre Macht brauchten, um die Frevler zu beschützen, unmöglich trauen. Andererseits konnten die Revolutionairs, die noch in der jacobinischen Verbündung waren, es dem Tallien und Barras nicht verzeihen, daß sie die Jacobiner-Clubs zum Schweigen gebracht, die Collot d'Herbois und Billaud Varennes verbannt, viele andre Patrioten hingerichtet, und das System der revolutionairen Regierung gänzlich zertrümmert hatten. Unmöglich, meinte man, könne dieser ungewisse Zustand fortbestehen und die augenblickliche Dunst-Regierung sich lange auf der Bühne behaupten. Aber wer sollte diese nach ihr betreten? Sollte eine endliche Rückkehr zu früheren Meinungen ein Volk, das der Neuerungen wegen so viel gelitten, wohl bewegen, entweder unbedingt oder unter gewissen Stipulationen das Geschlecht seiner verbannten vormaligen Fürsten wieder zurück zu rufen? Oder würde die Vorsehung etwa rächend zugeben, daß eine neue Bande Revolutionairs sich des Tummelplatzes bemächtigte? Sollte die ebenso Macht wohl die Beute eines Soldaten, kühn wie Cäsar, oder eines intriguanten Staatsmannes, verschmitzt wie Octavius, werden? Sollte Frankreich einem Cromwell oder einem Monk erliegen, oder wieder von einer Rotte verschmitzter Staatsmänner, oder von einem Institut theoretischer Philosophie, oder von einem anarchischen Jacobiner-Club regiert werden? Das waren Fragen, die alle Gemüther beschäftigten. Aber die Hand des Schicksals hatte schon den Vorhang erfaßt und war im Begriff den Schauplatz zur Ansicht zu eröffnen."

Hier tritt nun Napoleon Buonaparte auf, und der Verfasser gibt zu Eingangs seines dritten Bandes Kunde von dessen Geburt, Verwandtschaft und Erziehung.

„Carl Buonaparte, der Vater von Napoleon, starb ungefähr 40 Jahre alt an einem Magengeschwür, am 24. Februar 1785. Sein berühmter Sohn ward ein Opfer der nämlichen Krankheit. Während Napoleon's Größe, äußerte die Bürgerschaft von Montpellier den Wunsch, dem Andenken von Carl Buonaparte ein Monument setzen zu dürfen. Er gab hierauf folgende nicht minder seinem Verstande als seinem Geschmacke zur Ehre gereichende Antwort: „Hätte ich meinen Vater gestern verloren, so wäre es ganz natürlich, seinem Andenken irgend ein Zeichen der Achtung zu weihen, das meiner jetzigen Lage entspräche; aber seit diesem Ereignisse sind schon 20 Jahre verflossen und es ist von der Art, daß das Publikum kein Interesse mehr daran nehmen kann. Wir wollen die Todten ruhen lassen.""

„Der junge Napoleon ward in der einfachen und abhärtenden Weise der Bewohner der bergigten Insel seiner Geburt erzogen und machte sich in seiner Jugend durch nichts weiter, als durch die Lebhaftigkeit des Temperaments und den Eigensinn und die Ungeduld der Unterwerfung bemerkbar, wodurch sich Kinder von früh entwickeltem Verstande und lebendiger Empfänglichkeit auszuzeichnen pflegen. Die rauhere Jahrszeit verlebte die Familie seines Vaters gewöhnlich zu Ajaccio, wo noch diesen Augenblick eine kleine messingene, ungefähr 30 Zoll lange Kanone aufbewahrt und gezeigt wird, die ein vorbedeutendes Spielzeug Napoleons im Knabenalter gewesen ist. Wir stellen es den Philosophen anheim, zu untersuchen, ob die nachherige Kriegslust durch den zufälligen Besitz eines solchen Spielzeugs eingeflößt worden sey, oder ob die Gemüthsstimmung schon dafür entschieden habe, oder endlich, ob die Beschaffenheit des Zeitvertreibs, dem Geschmacke, der es gewählt, entsprechend, auf beide ein- und rückwirkend, nicht zur Bildung eines so kriegerischen Charakters mögen beigetragen haben." *)

*) Hier dürften folgende Mittheilungen, die das Pariser Journal kürzlich gegeben, als es einiger neuen Reisen in Corsica erwähnte, an ihrem Platze seyn:

„Fast jeder Einwohner von Corsica behauptet, mit Buonaparte verwandt zu seyn. Es giebt keinen noch so unbedeutenden Bürger, keinen armen Hirten, der den ehemaligen Kaiser nicht seinen Vetter nennt, oder, sein Kastanienbrod verzehrend, nicht wohlgefällig erzählte, was er alles hätte seyn können, wenn er sich nur die Mühe gegeben hätte, ein bischen zu gehen, und sein von der Sonne verbranntes Gesicht seinem berühmten Cousin zu zeigen. Was die betrifft, welche nicht die Ehre haben, der kaiserlichen Familie anzugehören, so trösten sie sich leicht damit, daß es in ihrem Dorfe ungezählt wohl zehn Menschen giebt, welche Buonaparte gewesen seyn würden, wenn das Glück ihnen so hold gewesen wäre und sie in Ermangelung eines Bessern die Erde graben. „E stato felice," sagte mir ein Schäfer zu mir, als er von dem großen Manne sprach, und ich begriff die

— Die folgenden Anekdoten aus Napoleon's Jugendzeit, als er noch zu Brienne studierte, sind dem Verfasser vor vielen Jahren durch die Herren Joseph und Louis Law, Brüder des Generals Baron Lauriston, Favorit-Adjudanten von Buonaparte, mitgetheilt worden. Diese Herren, wenigstens Joseph, wurden ebenfalls zu Brienne, aber später, als Napoleon, erzogen; ihr ausgezeichneter Bruder aber lebte mit ihm dort gleichzeitig:

„Napoleon's Benehmen unter seinen Kameraden war das eines ernsthaften und verschlossenen Jünglings, der seinen Studien emsig oblag und die gewöhnlichen Gelegenheiten zum Vergeuden der Zeit mehr ver-

---

was er sagen wollte: das Glück war es allein, was vielen andern so wie ihm gefehlt hatte."

„Aber von Napoleon wollte ich mit Ihnen reden, und nicht eigentlich von seinem Lande, und es muß Sie gewundert haben, daß ich, nach so langem Aufenthalte in dem Vaterlande eines so berühmten Mannes, Sie noch nicht von den Erinnerungen seiner Kindheit unterhalten habe. Ich habe in Ajaccio das Zimmer besucht, in welchem er geboren wurde; ich habe mit dem lebhaftesten Interesse den kleinen, mit Bäumen bepflanzten Platz vor seinem Hause betrachtet, wo er Krieg spielte und die kleinen eisernen Kanonen, sein Lieblingsspielzeug, welches in ihm vielleicht diesen militairischen Instinkt weckte, welcher uns zu Toulon auf einmal den tiefen Artilleristen und zu Arcole den großen General enthüllte."

„Ich bin außerdem mit jener Art von Bewegung, welche sich an die Erinnerungen der Kindheit eines großen Mannes heftet, die Gärten der Familie Buonaparte durchirrt; ich habe in einer Grotte gesessen, die durch zwei an einander gelehnte ungeheure Felsenblöcke gebildet wird, wo der angehende Schüler seinen Euclid repetirte und vielleicht schon auf etwas mehr, als seine ruhigen Studien dachte. Alle, die ihn gekannt haben — und es giebt hier keinen noch so alten Einwohner, der über diesen Punkt nicht ein eben so frisches Gedächtniß besäße, als hätte er ihn erst am Abend vorher gesehen — stimmen darin überein, daß er finster, schweigend, hochfahrend war, sich nicht unter seine Gefährten mischte, als um sie zu befehligen, und daß er sich lieber von ihnen entfernte, als daß er ihnen gehorcht hätte. Uebrigens war er lebhaft und begriff schnell und leicht, hatte einen guten Kopf, una testa sovrana, wie man hier sagt; einen Kopf zum herrschen geboren, würde es ein Schmeichler zur Zeit des Kaiserreichs übersetzt haben."

„Ueber der Stadt, auf einer der Höhen, welche sie umgeben, befinden sich die Trümmer eines kleinen Forts, genannt il fortino. „Wenn ich nur 4000 livres Einkünfte hätte," sagte Buonaparte zu jemandem, der es mir wieder erzählte, „so wüßte ich, was ich thäte." — Und was thätest Du? — „Ich ließe mir da droben ein Haus bauen." — Und wozu? der Ort ist öde. — „Freilich, aber ich würde die ganze Stadt dominiren." — Liegt der ganze Mensch nicht in diesen wenigen Worten?"

„Im Jahre 1791, in dem Augenblicke, in welchem das durchdringende Auge des Genies durch die Anarchie im Innern und den Sieg von Außen schon den Keim des Despotismus sich entwickeln sah, schrieb der junge Buonaparte an den Archidiacon Lucian, seinen Großoheim, einen langen Brief, in welchem er seine ehrgeizigen Hoffnungen mehr durchblicken ließ, als ausdrückte. Ich konnte es nicht dahin bringen, eine Abschrift davon zu erlangen, aber folgende Stelle daraus hat mich frappirt: „Seyn Sie unbesorgt wegen Ihrer Neffen," schreibt er, „sie werden sich schon Platz zu machen wissen."

„Ich habe vier Briefe von Buonaparte in Händen, die von den Originalen abgeschrieben sind. Sie sind von verschiedenen Daten. Man erblickt ihn darin vom Schüler von Brienne an bis zum Kaiser der Franzosen. Sie sind sämmtlich an seine Mutter oder an seine Aeltern gerichtet, und man findet darin mitten unter den ehrerbietigen Formeln der alten Regierungszeit einen fortwährenden Hang zu jenen sanften Neigungen, für welche unempfindlich zu seyn man Buonaparte so oft beschuldigt hatte. Die Memoiren von St. Helena haben ihn hinreichend von diesem Vorwurfe gereinigt, und dort, wie in diesen Briefen, fühlt man gern unter dem goldbelegten Kleide des Kaisers und unter dem grauen Ueberrock des Soldaten ein menschliches Herz schlagen."

„Man wird ebenfalls von einer ziemlich häufigen Rückkehr zu religiösen Ideen überrascht, womit italienische Gebräuche und eine südliche Phantasie ihn von Jugend auf umgaben. Die Ahnung von etwas Höherem, als dies sterbliche Daseyn, bricht immer wieder durch. So erklärt sich das, was man in den Decreten des Kaisers zuweilen für versteckte Sprache halten konnte, durch jene ersten Eindrücke, welche so leicht wieder erwachen und so schwer auszurotten sind."

„Religiös aus Gewohnheit, Despot von Natur, befriedigte Napoleon zu gleicher Zeit zwei Bedürfnisse. Es war, man muß es gestehen, die Religion der Macht; aber es war auch diejenige seiner Kindheit, und dieser geheime Beweggrund, den der Verfasser der „Denkschriften über das Consulat unter denen, die ihn entschieden, übersehen hat, war vielleicht keiner der schwächsten, wenn er gleich nicht wagte, ihn sich zu gestehen. Auf diese Weise konnte der Instinkt der Religion sich mit dem Despotismus vermengen. Außerdem müssen die Eroberer wohl mehr als Andere an ein höchstes Wesen glauben, stets durch Umstände fortgerissen, wie sie es werden, selbst dann, wenn sie die Herren derselben zu seyn scheinen; wo Andere ihre Kraft erblicken, fühlen sie nur ihre Ohnmacht. Der Winter von Moskau war ein furchtbares Argument zu Gunsten Gottes für einen Menschen, der sich versucht gefühlt hatte, sich selbst für einen Gott zu halten."

„Von den angeführten Briefen haben drei nichts Merkwürdiges; Familienangelegenheiten und Details füllen sie fast ganz aus. Es ist jedoch anziehend, den künftigen Kaiser von einer Mühle reden zu hören, welche ausgebessert werden muß, und von einem dunkeln Proceß, der ihn noch mitten in dem allerernstesten Processe beschäftigte, den er zu führen begann. Ein andrer an seine Mutter gerichteter, um sie über den Verlust ihres Gemahls zu trösten, athmet eine ernste und ehrerbietige Liebe. Einer, an Madame Mutter im Jahr 1808 geschrieben, ist aus einem andern Tone; es ist der Kaiser, der an die schreibt, welche die Ehre gehabt hat, ihm das Leben zu geben. Er nennt sie Madame statt ma très-chère mère; er bewilligt ihr ihre Gesuche für Anstalten der darmherzigen Schwestern, woran er den lebhaftesten Antheil zu nehmen scheint. Der Styl ist ernster und abgemessener, aber die Zuneigung bricht immer durch, nur ist sie erhabener. Es ist ein Löwe, welcher liebkost."

„Ich schließe damit, daß ich einen Brief über den Tod seines Vaters ganz wiedergebe. Er ist von Paris den 28. März 1785 datirt. Vielleicht könnte sein Schmerz ein wenig abgezirkelt erscheinen; aber es scheint mir, daß man bis in die Wahl der Worte den Mann wiederfinder, welcher die seinigen stets abgewogen, und dieser, mehr wirkliche als affectirte Nachdruck stehe dem zu, der sich im voraus ernsth und schon an sich selbst glaubte."

„„An Hrn. de Buonaparte, Archidiacon der Cathedrale von Ajaccio."

„„Mein lieber Oheim! Es würde unnütz seyn, Ihnen auszudrücken, „wie sehr ich das Unglück empfunden habe, welches uns betroffen. Wir „haben einen Vater verloren .... und Gott weiß, welch ein Vater er „war, welche Zärtlichkeit und Liebe ihn erfüllten. Ach! alles zeigte uns „in ihm die Stütze unserer Jugend. Sie haben an ihm einen gehorsamen dankbaren Neffen verloren ... und besser, wie ich, fühlen Sie, „wie sehr er Sie liebte. Das Vaterland — ja ich wage es zu sagen „hat in ihm einen eifrigen, einen aufgeklärten und uneigennützigen Bürger verloren. Die Würde, womit er mehrmals beehrt worden ist, deutet „zu sehr das Zutrauen an, welches seine Mitbürger in ihn setzten. Und „doch hat der Himmel ihn sterben lassen, und an welchem Orte? Hundert Meilen von seinem Lande, in einer fremden Gegend, der sein Daseyn gleichgültig ist, entfernt von dem Schädbarsten, was er besaß. Zwar „hat ihm ein Sohn in diesem furchtbaren Augenblick beigestanden; es „mußte ein großer Trost für ihn seyn: doch sicher nicht gleicht er der „traurigen Freude, die er gefühlt haben würde, hätte er in seinem Hause „in den Armen seiner Gattin und in der Mitte seiner ganzen Familie „seine Laufbahn geendet. Aber das höchste Wesen hat es so nicht gewollt: „sein Wille ist unabänderlich, dieses allein kann uns trösten! Ach! wenigstens hat es uns, wenn es uns dessen beraubte, was uns das Theuerste „war, doch die gelassen, die es uns allein ersetzen können. Bleiben Sie „uns gütigst an Vaters Statt, den wir verloren haben; unsre Anhänglichkeit, unsere Erkenntlichkeit wird mit einem so großen Dienste Schritt „halten. Ich schließe, indem ich Ihnen eine der meinigen gleiche Gesundheit wünsche."

„„Ihr ergebenster und gehorsamster Diener und Neffe."

„„Napoleon de Buonaparte."

mied als suchte. Er hatte nur wenige Freunde und gar keine Vertraute; doch zeigte er verschiedentlich, wenn er eben Gebrauch davon machen wollte, einen großen Einfluß über seine Mitstudenten, und wenn es irgend einen gemeinschaftlichen Plan auszurichten galt, so wählte man ihn häufig zum Dictator der kleinen Republik. Einst, im Winter, beredete Buonaparte seine Kameraden, eine, nach den Regeln der Befestigungskunst, durch Gräben und Bastionen vertheidigte Festung aus Schnee aufzuführen. In diesem Werke erblickte man eine Entwickelung der großen Stärke des jugendlichen Ingenieurs in dem von ihm gewählten Stande, und es ward von den Studenten, die sich zu dem Ende in zwei Parteien theilten, angegriffen und vertheidigt, bis das Treffen so hitzig ward, daß die Vorgesetzten es nöthig fanden, einen Waffenstillstand zu proclamiren. Einen andern Beweis von Geschick und Unternehmungsgeist legte der junge Buonaparte bei folgender Gelegenheit ab. Es ward jährlich in der Nähe von Brienne ein Jahrmarkt gehalten, wo die Zöglinge der Militairschule sich einen Tag lang zu erlustigen pflegten; da diese aber das vorhergehende Mal Streit mit den Landleuten gehabt hatten, oder was sonst vorgefallen seyn mochte, so verfügten die Vorsteher des Instituts, daß die Studenten an dem Markttage ihren mit einer Mauer umgebenen Hofraum nicht verlassen sollten. Die Schüler hatten aber schon, unter Anleitung des jungen Corsicaners, ein Complott geschmiedet, das ihnen zu ihrer früheren Lustbarkeit verhelfen sollte. Sie hatten den Theil der Mauer, der sich um ihren Spielplatz hinzog, so geschickt und insgeheim unterminirt, daß ihre Operationen bis zu dem Morgen der Messe verborgen blieben; dann aber stürzte plötzlich ein Theil der Wehr ein und bahnte den eingeschlossenen Studenten den Weg, die nun freudig davon Gebrauch machten und Hals über Kopf dem verbotenen Schauplatze ihres Vergnügens zueilten. Wenn Buonaparte aber auch bei diesen und vielleicht noch bei andern Gelegenheiten einige Proben des muntern Temperaments der Jugend, gemischt mit dem erfinderischen Genie und dem Talente, Andern Befehle zu ertheilen, wodurch er sich späterhin auszeichnete, ablegte, so war sein Schulleben doch im Allgemeinen das eines verschlossenen und ernsten Studenten, der sich durch seinen Scharfsinn den wunderbaren Proceß einer fast unbegränzten Combination zu eigen machte und in seinem Gedächtnisse aufbewahrte, was ihn späterhin befähigte, die schwierigsten und complicirtesten Unternehmungen zu vereinfachen. Sein Lehrer in der Mathematik stellte den jungen Insulaner stolz als ein Muster der Leistungen seiner Schule auf, und seine andern wissenschaftlichen Lehrer hatten ebenfalls Ursache, mit ihm zufrieden zu seyn. Mit den Sprachen glückte es Buonaparte weniger und er brachte es nie dahin, das Französische, viel weniger noch die fremden Sprachen, accurat und richtig zu sprechen und zu schreiben; noch weniger aber hatten sich die Mönche zu Brienne der classischen Fortschritte ihres Schülers zu rühmen. Da all sein Streben auf die wissenschaftlichen Forschungen seines Gewerbes gerichtet war, so blieb ihm wenig Zeit und Lust für andre Studien übrig. Obgleich von italienischer Abkunft, hatte Buonaparte keinen entschiedenen Geschmack an den schönen Künsten, und in der Composition schien er das Groteske und das Schwülstige zu lieben. Er bediente sich stets der überspanntesten Redensarten, und nur selten, wenn überhaupt ein Mal, zeigen seine Bülletins den Anflug von Erhabenheit, der auf der Würde und Einfachheit des Ausdrucks beruht."

„Siebzehn Jahre alt und Lieutenant bei der Artillerie, wollte sich Buonaparte auch Ehre auf dem Felde der Literatur erwerben und war anonym ein Mitbewerber um den Preis, den die Lyoner Akademie für die Beantwortung der Frage Raynal's: „Welche Grundsätze und Einrichtungen sind es, deren Anwendung jedermann zur höchsten Stufe des Glückes zu führen vermag?" ausgesetzt hatte. Der Preis ward dem jungen Soldaten zuerkannt. Man kann sich der Neugier nicht erwehren, zu wissen, wie die jugendlichen Theorieen über das Regierungswesen welchen der das Wort geredet, der zuletzt die Macht erhielt, darüber jeden beliebigen Versuch anzustellen, beschaffen gewesen seyn mögen. Wahrscheinlich stimmten seine früheren Ideen nicht völlig mit seiner mehr gereiften Praxis überein; denn als Talleyrand, viele Jahre darnach, es den Versuch aus der Akademie kommen ließ und ihn seinem Verfasser, Buonaparte, wieder zustellte, zerriß dieser ihn, nachdem er einige wenige Seiten davon gelesen hatte. Auch fühlte er sich einmal versucht, eine Reise nach dem Berge Cenis, in Sterne's Manier zu schreiben, sind aber doch, zu seinem Besten, davon ab."

— „Bei einem Ausfall während der Belagerung von Toulon, gerieth der General O'Hara in Gefangenschaft, und Napoleon bekam in dem heißen Scharmützel einen Bayonnetstoß in die Hüften, der schlimm genug war, ihn aber doch nicht dienstuntauglich machte. Die Engländer geriethen bei dieser Gelegenheit in große Verwirrung und ließen, sich zurückziehend, ihren General verwundet als Gefangenen in Feindes Händen zurück. Merkwürdig ist's, daß Buonaparte bei seinem langen Kriegführen nie anders als in seinem ersten, und zu Waterloo in seinem letzten und ihm so verderblich gewordenen Treffen, persönlich mit den Britten zusammengestoßen ist. Der Angriff auf Acre ist wohl kaum als eine Ausnahme hiervon anzusehen in so fern es seine Person betrifft."

— Von der Zeit, wo Buonaparte seinen ersten siegreichen Feldzug in Italien gemacht hatte, erzählt der Verfasser:

„Sein Styl in den Anreden an den Convent war damals bescheidener und einfacher, folglich eindringlicher, als der bilderreiche und schwülstige Styl, von dem er hernach in seinen Bülletins Gebrauch machte. Vielleicht hatte er zu der Zeit noch keine so hohe Meinung von sich selbst, um es sich herauszunehmen, in anderthalb Fuß langen Worten und unnatürlichen Metaphern zu sprechen, welchen er hernach den Vorzug gegeben zu haben scheint. Auch verdient, zur Ehre des jungen Siegers, bemerkt zu werden, daß er sehr dahin strebte, den Offizieren, die sich ausgezeichnet hatten, die Beförderungen zu verschaffen, die ihren geleisteten Diensten angemessen waren. Fast in allen seinen Depeschen trägt er auf Promotionen seiner Waffenbrüder an, ein Verfahren, das nicht allein gerecht und großherzig, sondern auch höchst politisch war. Wenn seine Empfehlungen von Erfolg, so durfte der General auf die Dankbarkeit der Belohnten rechnen; wurden sie aber übersehen, so war man ihm nicht minder Dank schuldig für den bewiesenen guten Willen, während der Zorn für die Hintansetzung lediglich die Regierung traf. Wenn Buonaparte einfach und bescheiden von seinen Thaten sprach, so war ein Redner im Convent, genannt Daubermesnil, desto freigebiger mit bombastischen Floskeln und rief alle Barden, vom Tyrtäus und Ossian an bis zum Verfasser der Marseiller Hymne; alle Maler, vom Apelles an bis zu David; alle Sänger, vom Orpheus an bis zum Verfasser des Chant du départ auf, die Thaten des Generals und der Armee in Italien zu besingen, zu malen und in Musik zu setzen. Mit besserem Geschmacke ward eine Medaille auf Buonaparte in dem Charakter als Sieger in der Schlacht von Montenotte geschlagen. Das Gesicht ist auf derselben noch sehr schmal, die Haare sind schlicht, und so sticht seine Physiognomie denn sehr von den fleischigten, viereckigten Gesichtsformen in den späteren Gepräden ab. Auf der Kehrseite sieht man eine Victoria, die einen Palmzweig, einen Lorbeerkranz und ein gezogenes Schwert hält, über die Alpen hin fliegen. Wir erwähnen dieser Medaille als der ersten in der glänzenden Folge, die die Siege und Großthaten Napoleon's verewigen, und die Denon als einen, dem Genie seines Patrones schuldigen Tribut entworfen hat."

„Um den Eifer seiner Armee anzufeuern, erließ Buonaparte vor er Schlacht von Lodi einen Aufruf an dieselbe, worin er sie wegen der rungenen Siege becomplimentirte, sie aber aufforderte, ihre Sache ja icht als gewonnen anzusehen, so lange als die Oesterreicher noch im Zesitz von Mailand wären und die Asche derer, die die Tarquinier be-egt, noch von der Gegenwart der Mörder von Vasseville besudelt sey. iernach sollte es scheinen, daß die französischen Soldaten entweder mit en classischen Anspielungen vertraut waren, oder doch, ohne gelehrter u seyn, als andre ihres Standes, ein Gefallen daran gefunden hätten, aß man es ihnen zutraute, damit bekannt zu seyn. Sie nahmen wahr-cheinlich die Rednerkunst ihres großen Anführers für gut soldatisch und ls eine vortreffliche Losung. Bei den englischen Soldaten würden solche educrische Sprünge einen ganz andern Eindruck hervorgebracht und sie ntweder darüber gelacht, oder gar geglaubt haben, man habe ihnen inen verrückten Schauspieler, statt eines Generals, gegeben. Aber die franzosen haben das Eigenthümliche in ihrem Charakter, daß sie willig lles, was einem Complimente ähnlich sieht, für baare Münze nehmen. Sie scheinen es in vielen Stücken so zu machen, wie gewöhnlich das Publicum in den Theatern, d. h., den Schein der Dinge für Wahrheit gelten zu lassen. Sie fragen nie darnach, ob ein Triumphbogen von Stein oder von Holz, ein Wappenschild ganz von edlem Metalle oder nur vergoldet ist, und ob eine Rede, die darauf berechnet ist, ihrer Na-ional-Eitelkeit zu schmeicheln, von ächter Größe zeigt, oder nur eine chwülstige Uebertreibung ist."

— Der Uebergang über die Brücke von Lodi ist so verschieden be-chrieben worden, und hat so manche Controverse herbeigeführt, daß wir die Weise, in welcher ihn unser Verfasser darstellt, hier nicht fehlen las-en zu dürfen glauben.

„Die Brücke war zwar stehen geblieben, sie wurde aber von 20 bis 30 österreichischen Geschützstücken so bestrichen, daß deren Donner Tod und Verderben einem jeden drohete, der es hätte wagen wollen, den Ueber-gang zu versuchen. Die Franzosen fuhren eiligst eine gleiche Menge Kanonen am linken Ufer auf und beantworteten gleich lebhaft das furcht-bare Feuer. Während dieser Kanonade warf sich Buonaparte selbst in-mitten des Feuers, um zwei mit Kartätschen geladene Kanonen an einer Stelle auffahren zu lassen, die es einem jeden unmöglich machte, so nahe zu kommen, um die Brücke unterminiren und sprengen zu können; und als dieses vollzogen war, traf er ruhig Vorkehrungen zu einem ver-zweifelten Unternehmen. Seine Cavallerie beorderte er, wenn irgend möglich, an einer Stelle, von der es hieß, daß sie seichte sey, durch die Adda zu setzen, — eine Aufgabe, die sie mit großer Schwierigkeit löste. Unterdessen hatte Napoleon bemerkt, daß die Linie der österreichischen Infanterie weit hinter ihren Batterien, die sie decken sollte, aufgestellt war, weil sie den Vortheil hatte, durch das sich senkende Terrain vor dem französischen Feuer gesichert zu seyn. Dies bewog ihn nun, eine geschlossene Colonne von 3000 Grenadieren zu bilden, die vor dem Ge-schütz der Oesterreicher durch die Mauern und Häuser der Stadt gedeckt und ihren Batterien am jenseitigen Ufer der Adda dennoch näher waren, als ihre eigne Infanterie. So verhältnißmäßig in Sicherheit, wartete die Grenadier-Colonne nun, bis die französische Cavallerie, die die Furt passirt war, die Flanke der Oesterreicher zu beunruhigen begann. Dies war der critische Augenblick, den Buonaparte erwartete. Auf ein ein-ziges Commandowort wandte sich die Spitze der Grenadier-Colonne links, und befand sich an der gefährlichen Brücke. Dann hieß es marsch! und sie stürzte sich unter dem lauten Ausruf: vive la Ré-publique! vorwärts. Aber ihr Erscheinen auf der Brücke war das Signal zu einem verdoppelten Kartätschenregen, während die Soldaten, die die Häuser am linken Ufer inne hatten, aus deren Fenstern unaus-gesetzt volle Lagen aus ihren Gewehren auf die dichtgeschlossene Colonne gaben, so wie sie den Uebergang über die lange Brücke zu erzwingen suchte. Einmal schienen die französischen Grenadiere, unfähig das furcht-bare Feuer auszuhalten, schon wanken zu wollen; da warfen sich aber Berthier, der Chef vom Staabe Buonaparte's, nebst Massena, l'Alle-magne und Corvini, an die Spitze der Colonne und belebten die Ent-schlossenheit der Soldaten aufs neue, worauf diese dann über die Brücke vordrangen. Den Oesterreichern blieb nun nur noch ein einziges Mittel übrig, nämlich, die Franzosen mit gefälltem Bayonnete anzugreifen und diejenigen, die den Uebergang erzwungen hatten, zu tödten oder in die Adda zu stürzen, ehe sie sich in Linie aufstellen oder von ihren Kamera-den, die noch im Defiliren über die Brücke begriffen waren, Succurs erhalten konnten. Aber diese Gelegenheit ward versäumt, entweder weil die Truppen, die dieses Manoeuvre hätten ausführen sollen, wie wir es schon bemerkten, zu weit vom Ufer entfernt worden waren, oder auch weil die Soldateske, wie es wohl geschieht, wenn sie sich zu sehr auf die Stärke ihrer Stellung verläßt und diese nun wider alles Erwarten genommen sieht, von einem panischen Schrecken ergriffen ward. Mög-lich auch, daß der General Beaulieu, so alt und so unglücklich, einiger-maaßen die Energie und Gegenwart des Geistes verloren hatte, die der kritische Moment erheischte. Wie dem nun seyn möge, genug die Fran-zosen stürzten sich auf die Artilleristen, von deren Feuer sie erst eben so furchtbar gelitten hatten, und stachen sie, die nicht gehörig gedeckt waren, ohne großen Widerstand mit den Bayonneten nieder. Die öster-reichische Armee räumte nun völlig das Feld und verlor auf ihrem Rückzuge, hart bedrängt von der französischen Reuterei, fast 20 Kano-nen, 1000 Gefangene und bei 2000 Todte und Verwundete. So war der Verlauf des berühmten Ueberganges über die Brücke von Lodi, der mit so großer Geschicklichkeit und Tapferkeit ausgeführt wurde, daß er dem Sieger nun einen gleichen Ruf hinsichtlich furchtloser Unter-schrockenheit und practischen Talentes in offener Schlacht verschaffte, als den, welchen er sich schon in dem ersten Theile des Feldzuges als ein äußerst gewandter Tactiker erworben hatte. Dennoch ist diese That, obwohl gelungen, von denen, die Buonaparte's militairische Talente gern verkleinern möchten, streng getadelt worden. Man hat z. B. gesagt, er hätte an der nämlichen Furt, wo die Cavallerie durchgesetzt sey, auch ein Corps Infanterie können durchwaten lassen, was ihm, zu beiden Seiten des Ufers manoeuvrirend, in den Stand gesetzt haben würde, die Oesterreicher zur Räumung ihrer Stellung am linken Ufer der Adda zu zwingen, ohne die Gefahr eines Angriffs, auf ihre Fronte laufen zu müssen, der den Stürmenden jedenfalls theuer zu stehen kommen mußte. Buonaparte mag diesen Einwurf wohl da im Sinne gehabt haben, wo er angiebt, daß die in Rede stehende Grenadier-Colonne so wohl vor dem feindlichen Feuer bis zu dem Augenblicke, wo sie durch eine Schwen-kung links an die Brücke gekommen, gedeckt gewesen sey, daß sie bei der Erstürmung des Ueberganges nur 200 Mann verloren habe. Unsrer Meinung nach ist der wirkliche Verlust der französischen Armee hier be-deutend unterschätzt worden. Ein so geringer Verlust ist nicht wohl mit den Schrecknissen der Schlacht, wie er sie selbst in seinen Depeschen aus-malt, zu vereinbaren, noch mit dem Schlusse, in welchem er sagt, daß von all den schweren Kämpfen, die die italienische Armee während des Feldzuges zu bestehen gehabt, keiner mit dem „furchtbaren Uebergang über die Brücke von Lodi" zu vergleichen sey. In der That haben die Memoiren des großen Feldherrn, die er seinen Offizieren auf St. He-lena dictirt hat, ein wenig zu viel von dem Charakter seiner originellen Bülletins an sich — wie wir es zu beweisen weiterhin Gelegenheit fin-den werden —; und während sie sich sehr dahinneigen, die zu besiegen-den Schwierigkeiten, die Wuth des Kampfes, und den Aufwand von

Muth, der den Sieg herbeigeführt, zu vergrößern, widersprechen sie sich wieder bei dem sichtlichen Streben, den Verlust zu verkleinern, der der unvermeidliche Preis gewesen. Aber wenn man auch zugiebt, daß der Verlust der Franzosen bei dieser Gelegenheit größer gewesen, als ihr General sichs zu erinnern oder anzuerkennen für nöthig erachtete, scheint sein militairisches Verfahren dennoch zu rechtfertigen zu seyn."

— Nach der Aufzählung mehrerer Anecdoten, die der Großmuth Buonaparte's Ehre machen, berichtet der Verfasser aus der Zeit, wo der österreichische General, am Schlusse des fünften Feldzuges, Mantua an die siegreichen Franzosen übergab, Folgendes:

„Aber noch zarter und edelherziger zeigte sich der junge Sieger dadurch, daß er es ablehnte persönlich gegenwärtig zu seyn, als der Veteran Wurmser die Demüthigung hatte, sich mit seiner Garnison von 20,000 Mann, worunter die Hälfte dienstüchtig, ergeben zu müssen. Diese Selbstverläugnung gereichte Napoleon fast eben so sehr zur Ehre, als sein Sieg, und durfte in einer Erzählung nicht übergangen werden, die, oft genöthigt seinen Ehrgeiz und dessen Folgen zu verdammen, auch gleich bereitwillig seyn muß, Beweise von würdigen und ehrenden Gefühlen aufzunehmen. Die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes mahnt uns öfter an die romantischen und unwahrscheinlichen Siege, die man von den Heroen aus der romantischen Zeit erzählt, als an den ihnen beigemessenen ritterthümlichen Geist: diesmal aber ist Napoleons Benehmen gegen Wurmser mit Fug und Recht dem des schwarzen Prinzen gegen seinen königlichen Gefangenen, König Johann von Frankreich, zu vergleichen."

— Ueber die Lage der Dinge nach dem Abschluß des Tractats von Amiens spricht sich unser Geschichtschreiber am Ende des vierten Bandes folgendermaaßen aus:

„Die Periode, mit welcher wir diesen Band schließen, war eine der wichtigsten im Leben Napoleons und schien eine Crisis zu seyn, von der sein eignes und Frankreichs Schicksal abhängig war. Britannien, sein ärgster und siegreichster Feind, hatte sich durch Umstände genöthigt gesehen, lieber den Versuch eines unzuverlässigen Friedens zu machen, als einen Krieg fortzusetzen, der nun zwecklos zu seyn schien. Statt der harten Schläge, die dem Nationalwohlstande Frankreichs durch die Vernichtung seines Handels und die Blokirung seiner Häfen versetzt worden waren, ließ sich für dasselbe nun, unter der Obhut des ersten Consuls, der Reichthum erwarten, der im Gefolge des Handels und der Manufacturen ist. Seine Marine, von der, mit Ausnahme der Brester Flotte, nur noch wenige Spuren übrig waren, konnte nun wieder rekrutirt werden und allmählig die Bekanntschaft mit dem Weltmeer erneuern, auf welchem sie sich seit so langer Zeit nicht hatte dürfen blicken lassen. Die Rückgabe der Colonieen an Frankreich konnte dessen Hülfsquellen des National-Wohlstandes noch vermehren und es dann dasjenige, wovon Buonaparte bei einer merkwürdigen Gelegenheit gesagt hatte, daß es die Hauptgegenstände seyen, die er für dasselbe verlange: — Schiffe, Colonieen und Handel — besitzen. Was ihn persönlich betraf, so war der Erste Consul im Besitz all der Macht, die er nur wünschen konnte, ja sie war weit größer noch, als es sein eignes Wohl und das des Landes erheischte. Schon allein der Ruf von seinen Siegen über die Feinde Frankreichs setzte ihn in den Stand sich zum Herrn seiner Freiheit zu machen. Nicht, ob Napoleon ein Patriot sey, — auf diesen ehrenvollen Titel hatte er allen Anspruch verloren, als er zuerst eine unbegränzte Gewalt usurpirte — sondern ob er von der schlecht erworbenen Macht als ein Trajan oder als ein Domitian Gebrauch machen werde, blieb noch darzuthun übrig. Sein sonderbar gemischter Charakter hatte Züge von allen beiden historischen Portraits an sich, so entgegengesetzt sie einander auch waren. Mehr noch war er allegorisch dem Socrates, als abwechselnd von einem guten und einem bösen Geist beherrscht, zu vergleichen, wovon der erstere seinen Gang mit glänzenden und rühmlichen Thaten bezeichnete, der letztere aber, die menschliche Schwäche bei ihm in der Eigenliebe benutzend, die Geschichte eines Helden durch Thaten und Gesinnungen schändete, die nur eines gemeinen Tyrannen würdig waren."

— Die Eingriffe Buonaparte's und seine Verletzungen des Tractats von Amiens führten zur Erneuerung des Krieges und zu der Drohung, in England einzufallen. Hinsichtlich des letzteren Punktes bemerkt der Verfasser:

„Buonaparte scheint den Erfolg eines solchen Unternehmens, wenn es ihm nur gelingen wollte seine Armee zu landen, nicht im geringsten bezweifelt zu haben. Eine einzige allgemeine Schlacht sollte England's Schicksal entscheiden. In fünf Tagen wollte Napoleon zu London seyn, wo er wie Wilhelm III. aufgetreten seyn würde, nur mit mehr Großmuth und Uneigennützigkeit. Er wollte eine Versammlung der Einwohner veranstalten, ihnen, was er ihre Rechte nannte, zurückgeben, und die oligarchische Faction vernichten. Nach seiner Berechnung würden die beiden Nationen, noch vor Kurzem einander bitterlich feind, ehe wenige Monate verflossen wären, durch Prinzipien, Grundsätze und Interessen, mit einander innig verschmolzen gewesen seyn. Eine vollkommene Erklärung dieses Rothwelsches (anders ist es nicht zu nennen, wenn es auch aus Napoleons Munde selbst gekommen) findet man an einem andern Orte, wo er sich ehrlicher aussprach als im Moniteur und in den Bülletins. „England," sagte er, „hätte zuletzt schon ein Appendix Frankreichs nach meinem System werden sollen. Die Natur hat es zu einer unsrer Inseln geschaffen so gut als Oleron und Corsika." Es ist unmöglich, nicht den Reflexionen nachzugehen, die Buonaparte seinen Verbannungsgefährten auf dem Felsen von St. Helena zum Besten gab. Wenn England, nach der einen Art des Ausdrucks, erobert, und mit Frankreich in Principien und Grundsätzen eins, oder, einer andern Phrase gemäß, zu einem Anhängsel gemacht worden war, so würde Buonaparte, wie der Leser zu glauben geneigt seyn möchte, die Sache nun für abgethan gehalten haben. Bewahre! sie war kaum mehr als erst begonnen. „Ich würde von dort (dem unterjochten Britannien) ausgegangen seyn, um das Werk der europäischen Wiedergeburt (d. h. die Ausbreitung seiner eignen willkührlichen Macht) unter den republikanischen Formen zu thun im Begriff war." Wenn man sieht, daß solche Vorstellungen noch nach seinem unwiederherstellbaren Sturze in Napoleons Einbildungskraft hafteten und über seine Zunge kamen, so kann man sich des Ausrufs nicht erwehren: hat der Ehrgeiz wohl je einen so wilden Traum ausgeheckt, und hat eine so zügellose Vision wohl je ein so elendes und so schmachvolles Ende genommen? Es dürfte hier erwähnt werden, daß etwas über die Möglichkeit einer mit Erfolg gekrönten Vertheidigung Britanniens gegen eine einbrechende feindliche Armee gesagt werde. Sehr gern geben wir es zu, daß die Gefahr hier furchtbar seyn, und daß Buonaparte bei seinem Genie und mit seiner Armee schwere Drangsale über ein Land hätte bringen müssen, das so lange die Segnungen des Friedens genossen hatte. Aber das Volk war einstimmig in dem Willen, sich zu vertheidigen, und seine Macht beruhet in Bestandtheilen, welchen Buonaparte mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ, als er bekannter damit wurde. Von den drei brittischen Nationen haben die Engländer seitdem gezeigt, daß sie noch die nämliche unerschütterliche Tapferkeit besitzen, die den Sieg auf den Schlachtfeldern von Cressy und Agincourt, von Blenheim und Minden errang; — die Irländer haben den feurigen Enthusiasmus noch nicht

Mr. Ellis, Mr. Ellis, Mr. Ellis,

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 204 SOCIETÄT Hamburg, Sonnabend den 21. Juli SOCIETÄT 1827

Herausgegeben von Gerhard von Kügelgen. Redigirt von J. Kerner und Karl Lohsing.

Denkwürdige aus dem leben Napoleon's.

Von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

„Was soll in diesem verzweifelten Falle aus der Freiheit in ganz Europa und Deutschland, wo sie bis jetzt kaum noch in Gedanken besteht? Wenn Napoleon, der sie dort gegründet hat, sie nicht selbst retten will, wer soll es dann? Wenn Napoleon, gekrönt mit dem Siegeskranze, gekrönt mit Ruhm und Ehre, nicht den Muth hat, sich seinen Feinden zu überliefern, wer soll es dann? Und wer ist der unbegreifliche Thörichte, der da wähnt, Napoleon könne sich, wenn er wolle, in Sicherheit setzen? Ist er nicht, wenn er sich seinen Feinden überliefert, in ihrer Gewalt? Ist er nicht, wenn er sich ihnen entzieht, ihr Gefangener? Ist er nicht, wenn er sich ihnen widersetzt, ihr Gefangener? Ist er nicht, wenn er sich ihnen ergiebt

of the new system, however, is that it is based on the principle of the Hindu-Arabic numerals, which is the most perfect system of numeration known. Its simplicity is such that it can be learned in a few days, and its use is so easy that it can be applied to all the operations of arithmetic. The author has also added a chapter on the history of the system, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

The second book is a treatise on the theory of numbers, by the same author. It is a continuation of the first book, and deals with the properties of numbers in general. The author has made use of the new system of numeration in his demonstrations, and has shown how it can be applied to the solution of many problems. The book is divided into three parts. The first part deals with the properties of integers, the second with the properties of fractions, and the third with the properties of irrational numbers. The author has also added a chapter on the history of the theory of numbers, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

The third book is a treatise on the theory of numbers, by the same author. It is a continuation of the first book, and deals with the properties of numbers in general. The author has made use of the new system of numeration in his demonstrations, and has shown how it can be applied to the solution of many problems. The book is divided into three parts. The first part deals with the properties of integers, the second with the properties of fractions, and the third with the properties of irrational numbers. The author has also added a chapter on the history of the theory of numbers, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

The fourth book is a treatise on the theory of numbers, by the same author. It is a continuation of the first book, and deals with the properties of numbers in general. The author has made use of the new system of numeration in his demonstrations, and has shown how it can be applied to the solution of many problems. The book is divided into three parts. The first part deals with the properties of integers, the second with the properties of fractions, and the third with the properties of irrational numbers. The author has also added a chapter on the history of the theory of numbers, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

The fifth book is a treatise on the theory of numbers, by the same author. It is a continuation of the first book, and deals with the properties of numbers in general. The author has made use of the new system of numeration in his demonstrations, and has shown how it can be applied to the solution of many problems. The book is divided into three parts. The first part deals with the properties of integers, the second with the properties of fractions, and the third with the properties of irrational numbers. The author has also added a chapter on the history of the theory of numbers, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

The sixth book is a treatise on the theory of numbers, by the same author. It is a continuation of the first book, and deals with the properties of numbers in general. The author has made use of the new system of numeration in his demonstrations, and has shown how it can be applied to the solution of many problems. The book is divided into three parts. The first part deals with the properties of integers, the second with the properties of fractions, and the third with the properties of irrational numbers. The author has also added a chapter on the history of the theory of numbers, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

The seventh book is a treatise on the theory of numbers, by the same author. It is a continuation of the first book, and deals with the properties of numbers in general. The author has made use of the new system of numeration in his demonstrations, and has shown how it can be applied to the solution of many problems. The book is divided into three parts. The first part deals with the properties of integers, the second with the properties of fractions, and the third with the properties of irrational numbers. The author has also added a chapter on the history of the theory of numbers, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

The eighth book is a treatise on the theory of numbers, by the same author. It is a continuation of the first book, and deals with the properties of numbers in general. The author has made use of the new system of numeration in his demonstrations, and has shown how it can be applied to the solution of many problems. The book is divided into three parts. The first part deals with the properties of integers, the second with the properties of fractions, and the third with the properties of irrational numbers. The author has also added a chapter on the history of the theory of numbers, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

The ninth book is a treatise on the theory of numbers, by the same author. It is a continuation of the first book, and deals with the properties of numbers in general. The author has made use of the new system of numeration in his demonstrations, and has shown how it can be applied to the solution of many problems. The book is divided into three parts. The first part deals with the properties of integers, the second with the properties of fractions, and the third with the properties of irrational numbers. The author has also added a chapter on the history of the theory of numbers, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

The tenth book is a treatise on the theory of numbers, by the same author. It is a continuation of the first book, and deals with the properties of numbers in general. The author has made use of the new system of numeration in his demonstrations, and has shown how it can be applied to the solution of many problems. The book is divided into three parts. The first part deals with the properties of integers, the second with the properties of fractions, and the third with the properties of irrational numbers. The author has also added a chapter on the history of the theory of numbers, which is very interesting. The book is well printed and bound, and is a credit to the publishers. It is a valuable addition to the literature of the subject, and will be found useful by all who are interested in the study of numbers.

bleiben Euch zwei Nebel und zwei unbesiegbare Fechtarme abgetreten werden. Ihr Beyde werdet Euch nicht in die Haare, sondern in die Augen fahren. Ihr Beyden Schwein und ein Paar Hunde, ihr Beyden Schlingel und Galgenstricke, ihr Beyden Bestien und Ungeheuer, ihr Beyden Hexen und Hexenmeister, ihr Beyden Teufel und Teufelsbraten, ihr Beyden Schelme in die Hölle! Ihr Beyden Schelme in die Hölle! Ihr Beyden Schelme in die Hölle!

und von Englern hoch; denn es galt heute anderen Gott verleihen Siegen, Siegen, die ihnen nicht nur die verlorenen Heimat, sie nicht durch neue Niederlagen, sondern auch die Ehre wiedergeben sollten, die ihnen zweite seien. Jeder von ihm einen Segensspruch, ein Wort, das ihn stärken und trösten sollte, wenn er in Not und Tod sein Leben für seine Kameraden einsetzte. Und so kam Tagend um Tage zurückgekehrt, ein Brief nach dem anderen. Einer Mutter verriet der geschwätzige Briefträgerkollege Jäkle gestern, es sei so bester, in seine nun bis zum Tor geschlossene Freude in seinem Glück nicht auch noch fremden Kummer, der so grösser, endlos schien, daher vor Gott und Christkind nicht die Christkind, sondern den Briefträger, den Jäkle, den Gabenbringer, der ihnen die Briefe von Vater, Mann, Bruder, Sohn, Verlobten, Freund, Kameraden brachte, die Briefe, die ihnen Gesundheit und Leben, Glück und Freude, Hoffnung und Zuversicht, Trost und Erquickung bedeuteten, Briefe, die ihnen Gruss und Kuss, Liebe und Treue, Dank und Segen, Gebet und Gelöbnis, Ruhe und Frieden, Ehre und Ruhm, Sieg und Triumph, Heimat und Vaterland, Gott und Christkind zu bringen hatten. Und so kam Jäkle, der Briefträger, der Gabenbringer, der Freudenbote, der Segensbringer, der Christkind-Ersatz, der Gott-Vertreter, der Heimat-Bote, der Vaterland-Bote, der Sieges-Bote, der Ehren-Bote, der Ruhm-Bote, der Triumph-Bote, der Friedens-Bote, der Erquickungs-Bote, der Trost-Bote, der Zuversicht-Bote, der Hoffnungs-Bote, der Leben-Bote, der Glück-Bote, der Freuden-Bote, der Segens-Bote, der Dank-Bote, der Kuss-Bote, der Gruss-Bote, der Treue-Bote, der Liebe-Bote, der Gelöbnis-Bote, der Gebet-Bote, der Ruhe-Bote, der Frieden

[illegible] [illegible] [illegible] [

Abstract Words are those, as Locke observes, which are formed by the mind, by separating ideas from the circumstances of time and place, and from all other ideas that may modify them, and by considering them in their own nature. Such are the words *whiteness*, *hardness*, *roundness*, *motion*, *thought*, *fear*, *hope*, *doubt*, *knowledge*, *ignorance*, *memory*, *reason*, *imagination*, *passion*, *curiosity*, *virtue*, *vice*, *justice*, *mercy*, *generosity*, *gratitude*, *ingratitude*, *cowardice*, *courage*, *temperance*, *prudence*, *folly*, *wisdom*, *truth*, *falsehood*, *honesty*, *dishonesty*, *cunning*, *artifice*, *civility*, *rudeness*, *ability*, *inability*, *disposition*, *habit*, *custom*, *manners*, *fashion*, *genius*, *temper*, *nature*, *constitution*, *complexion*, *age*, *youth*, *manhood*, *old age*, *life*, *death*, *immortality*, *heaven*, *hell*, *devil*, *angel*, *spirit*, *God*, *eternity*, *infinity*, *space*, *duration*, *time*, *number*, *measure*, *weight*, *solidity*, *fluidity*, *quantity*, *quality*, *relation*, *mode*, *substance*, *accident*, *essence*, *existence*, *subsistence*, *inherence*, *consistence*, *entity*, *identity*, *diversity*, *similitude*, *dissimilitude*, *harmony*, *discord*, *action*, *passion*, *power*, *impotence*, *possibility*, *impossibility*, *probability*, *improbability*, *certainty*, *uncertainty*, *contingency*, *liberty*, *necessity*, *cause*, *effect*, *agent*, *patient*, *production*, *destruction*, *generation*, *corruption*, *form*, *matter*, *figure*, *situation*, *extension*, *gravity*, *levity*, *fluidity*, *rarity*, *density*, *tenuity*, *magnitude*, *minuteness*, *divisibility*, *motion*, *rest*, *sound*, *silence*, *light*, *darkness*, *shade*, *transparency*, *opacity*, *reflection*, *refraction*, *colour*, *taste*, *smell*, *feeling*, *pain*, *pleasure*, *heat*, *cold*, *dryness*, *moisture*, *sensation*, *perception*, *conception*, *apprehension*, *comprehension*, *retention*, *recollection*, *association*, *reminiscence*, *recognition*, *memory*, *imagination*, *wit*, *invention*, *judgment*, *understanding*, *reason*, *consciousness*, *self-evidence*, *belief*, *credibility*, *credit*, *faith*, *incredibility*, *doubt*, *hesitation*, *suspense*, *indecision*, *curiosity*, *wonder*, *surprise*, *astonishment*, *desire*, *aversion*, *will*, *volition*, *choice*, *obstinacy*, *resolution*, *irresolution*, *inclination*, *propensity*, *habit*, *custom*, *principle*, *conscience*, *remorse*, *temptation*, *merit*, *demerit*, *guilt*, *innocence*, *shame*, *confusion*, *modesty*, *impudence*, *assurance*, *boldness*, *timidity*, *cowardice*, *fortitude*, *magnanimity*, *pusillanimity*, *rashness*, *temerity*, *precipitation*, *caution*, *circumspection*, *vigilance*, *negligence*, *inadvertency*, *heedlessness*, *carelessness*, *inattention*, *diligence*, *assiduity*, *industry*, *sloth*, *indolence*, *laziness*, *activity*, *energy*, *vigour*, *languor*, *debility*, *weakness*, *strength*, *force*, *violence*, *impetuosity*, *gentleness*, *softness*, *delicacy*, *tenderness*, *hardness*, *callousness*, *insensibility*, *stupidity*, *dullness*, *sensibility*, *quickness*, *acuteness*, *penetration*, *sagacity*, *discernment*, *discrimination*, *distinction*, *difference*, *indifference*, *confusion*, *perplexity*, *embarrassment*, *intricacy*, *simplicity*, *complexity*, *variety*, *uniformity*, *order*, *disorder*, *regularity*, *irregularity*, *symmetry*, *proportion*, *deformity*, *beauty*, *ugliness*, *grace*, *gracefulness*, *awkwardness*, *clumsiness*, *elegance*, *inelegance*, *neatness*, *nicety*, *foppery*, *finery*, *dress*, *ornament*, *decoration*, *gaudiness*, *tawdriness*, *meanness*, *poverty*, *wealth*, *riches*, *affluence*, *opulence*, *luxury*, *profusion*, *prodigality*, *waste*, *extravagance*, *economy*, *frugality*, *parsimony*, *avarice*, *covetousness*, *generosity*, *liberality*, *munificence*, *magnificence*, *grandeur*, *pomp*, *splendour*, *ostentation*, *vanity*, *pride*, *humility*, *modesty*, *meekness*, *arrogance*, *haughtiness*, *insolence*, *impertinence*, *civility*, *politeness*, *rudeness*, *incivility*, *gallantry*, *courtesy*, *complaisance*, *obsequiousness*, *servility*, *flattery*, *adulation*, *sycophancy*, *parasitism*, *fawning*, *cringing*, *meanness*, *baseness*, *dignity*, *honour*, *reputation*, *character*, *fame*, *glory*, *infamy*, *disgrace*, *shame*, *ignominy*, *contempt*, *scorn*, *disdain*, *derision*, *ridicule*, *raillery*, *irony*, *sarcasm*, *satire*, *invective*, *abuse*, *reproach*, *reproof*, *censure*, *blame*, *praise*, *commendation*, *applause*, *encomium*, *panegyric*, *eulogy*, *adulation*, *flattery*, *sycophancy*, *parasitism*, *fawning*, *cringing*, *meanness*, *baseness*, *dignity*, *honour*, *reputation*, *character*, *fame*, *glory*, *infamy*, *disgrace*, *shame*, *ignominy*, *contempt*, *scorn*, *disdain*, *derision*, *ridicule*, *raillery*, *irony*, *sarcasm*, *satire*, *invective*, *abuse*, *reproach*, *reproof*, *censure*, *blame*, *praise*, *commendation*, *applause*, *encomium*, *panegyric*, *eulogy*.

Adjectives are words which express the qualities of things, as *white*, *hard*, *round*, *moving*, *thinking*, *fearful*, *hopeful*, *doubtful*, *knowing*, *ignorant*, *remembering*, *reasoning*, *imagining*, *passionate*, *curious*, *virtuous*, *vicious*, *just*, *merciful*, *generous*, *grateful*, *ungrateful*, *cowardly*, *courageous*, *temperate*, *prudent*, *foolish*, *wise*, *true*, *false*, *honest*, *dishonest*, *cunning*, *artful*, *civil*, *rude*, *able*, *unable*, *disposed*, *habitual*, *customary*, *mannerly*, *fashionable*, *genial*, *temperamental*, *natural*, *constitutional*, *complexional*, *aged*, *young*, *manly*, *old*, *living*, *dead*, *immortal*, *heavenly*, *hellish*, *devilish*, *angelic*, *spiritual*, *godly*, *eternal*, *infinite*, *spacious*, *durable*, *timely*, *numerous*, *measurable*, *weighty*, *solid*, *fluid*, *quantitative*, *qualitative*, *relative*, *modal*, *substantial*, *accidental*, *essential*, *existent*, *subsistent*, *inherent*, *consistent*, *entitative*, *identical*, *diverse*, *similar*, *dissimilar*, *harmonious*, *discordant*, *active*, *passive*, *powerful*, *impotent*, *possible*, *impossible*, *probable*, *improbable*, *certain*, *uncertain*, *contingent*, *free*, *necessary*, *causal*, *effectual*, *agential*, *patient*, *productive*, *destructive*, *generative*, *corruptive*, *formal*, *material*, *figured*, *situated*, *extended*, *grave*, *light*, *fluid*, *rare*, *dense*, *tenuous*, *magnitudinous*, *minute*, *divisible*, *moving*, *resting*, *sounding*, *silent*, *luminous*, *dark*, *shaded*, *transparent*, *opaque*, *reflective*, *refractive*, *colored*, *tasteful*, *smelling*, *feeling*, *painful*, *pleasurable*, *hot*, *cold*, *dry*, *moist*, *sensational*, *perceptive*, *conceptual*, *apprehensive*, *comprehensive*, *retentive*, *recollective*, *associative*, *reminiscent*, *recognitive*, *memorial*, *imaginative*, *witty*, *inventive*, *judicious*, *understanding*, *reasonable*, *conscious*, *self-evident*, *believing*, *credible*, *creditable*, *faithful*, *incredible*, *doubtful*, *hesitant*, *suspenseful*, *indecisive*, *curious*, *wondering*, *surprised*, *astonished*, *desirous*, *averse*, *willful*, *volitional*, *choosing*, *obstinate*, *resolute*, *irresolute*, *inclined*, *propensive*, *habitual*, *customary*, *principled*, *conscientious*, *remorseful*, *temptable*, *meritorious*, *demeritorious*, *guilty*, *innocent*, *shameful*, *confused*, *modest*, *impudent*, *assured*, *bold*, *timid*, *cowardly*, *fortitudinous*, *magnanimous*, *pusillanimous*, *rash*, *temerarious*, *precipitate*, *cautious*, *circumspect*, *vigilant*, *negligent*, *inadvertent*, *heedless*, *careless*, *inattentive*, *diligent*, *assiduous*, *industrious*, *slothful*, *indolent*, *lazy*, *active*, *energetic*, *vigorous*, *languorous*, *debilitated*, *weak*, *strong*, *forceful*, *violent*, *impetuous*, *gentle*, *soft*, *delicate*, *tender*, *hard*, *callous*, *insensible*, *stupid*, *dull*, *sensible*, *quick*, *acute*, *penetrative*, *sagacious*, *discerning*, *discriminating*, *distinguishing*, *different*, *indifferent*, *confused*, *perplexed*, *embarrassed*, *intricate*, *simple*, *complex*, *various*, *uniform*, *orderly*, *disorderly*, *regular*, *irregular*, *symmetrical*, *proportionate*, *deformed*, *beautiful*, *ugly*, *graceful*, *ungraceful*, *awkward*, *clumsy*, *elegant*, *inelegant*, *neat*, *nice*, *foppish*, *finical*, *dressy*, *ornamental*, *decorative*, *gaudy*, *tawdry*, *mean*, *poor*, *wealthy*, *rich*, *affluent*, *opulent*, *luxurious*, *profuse*, *prodigal*, *wasteful*, *extravagant*, *economical*, *frugal*, *parsimonious*, *avaricious*, *covetous*, *generous*, *liberal*, *munificent*, *magnificent*, *grand*, *pompous*, *splendid*, *ostentatious*, *vain*, *proud*, *humble*, *modest*, *meek*, *arrogant*, *haughty*, *insolent*, *impertinent*, *civil*, *polite*, *rude*, *uncivil*, *gallant*, *courteous*, *complaisant*, *obsequious*, *servile*, *flattering*, *adulatory*, *sycophantic*, *parasitical*, *fawning*, *cringing*, *mean*, *base*, *dignified*, *honourable*, *reputable*, *characteristic*, *famous*, *glorious*, *infamous*, *disgraceful*, *shameful*, *ignominious*, *contemptible*, *scornful*, *disdainful*, *derisive*, *ridiculous*, *raillery*, *ironical*, *sarcastic*, *satirical*, *invective*, *abusive*, *reproachful*, *reproving*, *censorious*, *blameful*, *praiseful*, *commendatory*, *applauding*, *encomiastic*, *panegyrical*, *eulogistic*, *adulatory*, *flattering*, *sycophantic*, *parasitical*, *fawning*, *cringing*, *mean*, *base*, *dignified*, *honourable*, *reputable*, *characteristic*, *famous*, *glorious*, *infamous*, *disgraceful*, *shameful*, *ignominious*, *contemptible*, *scornful*, *disdainful*, *derisive*, *ridiculous*, *raillery*, *ironical*, *sarcastic*, *satirical*, *invective*, *abusive*, *reproachful*, *reproving*, *censorious*, *blameful*, *praiseful*, *commendatory*, *applauding*, *encomiastic*, *panegyrical*, *eulogistic*.

Adverbs are words which express the manner of things, as *whitely*, *hardly*, *roundly*, *movingly*, *thinkingly*, *fearfully*, *hopefully*, *doubtfully*, *knowingly*, *ignorantly*, *remembrantly*, *reasonably*, *imaginatively*, *passionately*, *curiously*, *virtuously*, *viciously*, *justly*, *mercifully*, *generously*, *gratefully*, *ungratefully*, *cowardly*, *courageously*, *temperately*, *prudently*, *foolishly*, *wisely*, *truly*, *falsely*, *honestly*, *dishonestly*, *cunningly*, *artfully*, *civilly*, *rudely*, *ably*, *unably*, *dispositionally*, *habitually*, *customarily*, *mannerly*, *fashionably*, *genially*, *temperamentally*, *naturally*, *constitutionally*, *complexionally*, *agedly*, *youthfully*, *manfully*, *oldly*, *livingly*, *deadly*, *immortally*, *heavenly*, *hellishly*, *devilishly*, *angelically*, *spiritually*, *godly*, *eternally*, *infinitely*, *spaciously*, *durably*, *timely*, *numerously*, *measurably*, *weightily*, *solidly*, *fluidly*, *quantitatively*, *qualitatively*, *relatively*, *modally*, *substantially*, *accidentally*, *essentially*, *existently*, *subsistently*, *inherently*, *consistently*, *entitatively*, *identically*, *diversely*, *similarly*, *dissimilarly*, *harmoniously*, *discordantly*, *actively*, *passively*, *powerfully*, *impotently*, *possibly*, *impossibly*, *probably*, *improbably*, *certainly*, *uncertainly*, *contingently*, *freely*, *necessarily*, *causally*, *effectually*, *agentially*, *patiently*, *productively*, *destructively*, *generatively*, *corruptively*, *formally*, *materially*, *figuredly*, *situatedly*, *extendedly*, *gravely*, *lightly*, *fluidly*, *rarely*, *densely*, *tenuously*, *magnitudinously*, *minutely*, *divisibly*, *movingly*, *restingly*, *soundingly*, *silently*, *luminously*, *darkly*, *shadedly*, *transparently*, *opaquely*, *reflectively*, *refractively*, *colorfully*, *tastefully*, *smellingly*, *feelingly*, *painfully*, *pleasurably*, *hotly*, *coldly*, *dryly*, *moistly*, *sensationally*, *perceptively*, *conceptually*, *apprehensively*, *comprehensively*, *retentively*, *recollectively*, *associatively*, *reminiscently*, *recognitively*, *memorially*, *imaginatively*, *wittily*, *inventively*, *judiciously*, *understandingly*, *reasonably*, *consciously*, *self-evidently*, *believingly*, *credibly*, *creditably*, *faithfully*, *incredibly*, *doubtfully*, *hesitantly*, *suspensefully*, *indecisively*, *curiously*, *wonderingly*, *surprisedly*, *astonishedly*, *desirously*, *aversely*, *willfully*, *volitionally*, *choosingly*, *obstinately*, *resolutely*, *irresolutely*, *inclinedly*, *propensively*, *habitually*, *customarily*, *principledly*, *conscientiously*, *remorsefully*, *temptably*, *meritoriously*, *demeritoriously*, *guiltily*, *innocently*, *shamefully*, *confusedly*, *modestly*, *impudently*, *assuredly*, *boldly*, *timidly*, *cowardly*, *fortitudinously*, *magnanimously*, *pusillanimously*, *rashly*, *temerariously*, *precipitately*, *cautiously*, *circumspectly*, *vigilantly*, *negligently*, *inadvertently*, *heedlessly*, *carelessly*, *inattentively*, *diligently*, *assiduously*, *industriously*, *slothfully*, *indolently*, *lazily*, *actively*, *energetically*, *vigorously*, *languorously*, *debilitatedly*, *weakly*, *strongly*, *forcefully*, *violently*, *impetuously*, *gently*, *softly*, *delicately*, *tenderly*, *hardly*, *callously*, *insensibly*, *stupidly*, *dully*, *sensibly*, *quickly*, *acutely*, *penetratively*, *sagaciously*, *discerningly*, *discriminatingly*, *distinguishingly*, *differently*, *indifferently*, *confusedly*, *perplexedly*, *embarrassedly*, *intricately*, *simply*, *complexly*, *variously*, *uniformly*, *orderly*, *disorderly*, *regularly*, *irregularly*, *symmetrically*, *proportionately*, *deformedly*, *beautifully*, *ugly*, *gracefully*, *ungracefully*, *awkwardly*, *clumsily*, *elegantly*, *inelegantly*, *neatly*, *nicely*, *foppishly*, *finically*, *dressily*, *ornamentally*, *decoratively*, *gaudily*, *tawdrily*, *meanly*, *poorly*, *wealthily*, *richly*, *affluently*, *opulently*, *luxuriously*, *profusely*, *prodigally*, *wastefully*, *extravagantly*, *economically*, *frugally*, *parsimoniously*, *avariciously*, *covetously*, *generously*, *liberally*, *munificently*, *magnificently*, *grandly*, *pompously*, *splendidly*, *ostentatiously*, *vainly*, *proudly*, *humbly*, *modestly*, *meekly*, *arrogantly*, *haughtily*, *insolently*, *impertinently*, *civilly*, *politely*, *rudely*, *uncivilly*, *gallantly*, *courteously*, *complaisantly*, *obsequiously*, *servilely*, *flatteringly*, *adulatorily*, *sycophantically*, *parasitically*, *fawningly*, *cringingly*, *meanly*, *basely*, *dignifiedly*, *honourably*, *reputably*, *characteristically*, *famously*, *gloriously*, *infamously*, *disgracefully*, *shamefully*, *ignominiously*, *contemptibly*, *scornfully*, *disdainfully*, *derisively*, *ridiculously*, *raillery*, *ironically*, *sarcastically*, *satirically*, *invectively*, *abusively*, *reproachfully*, *reprovingly*, *censoriously*, *blamefully*, *praisefully*, *commendatorily*, *applaudingly*, *encomiastically*, *panegyrically*, *eulogistically*, *adulatorily*, *flatteringly*, *sycophantically*, *parasitically*, *fawningly*, *cringingly*, *meanly*, *basely*, *dignifiedly*, *honourably*, *reputably*, *characteristically*, *famously*, *gloriously*, *infamously*, *disgracefully*, *shamefully*, *ignominiously*, *contemptibly*, *scornfully*, *disdainfully*, *derisively*, *ridiculously*, *raillery*, *ironically*, *sarcastically*, *satirically*, *invectively*, *abusively*, *reproachfully*, *reprovingly*, *censoriously*, *blamefully*, *praisefully*, *commendatorily*, *applaudingly*, *encomiastically*, *panegyrically*, *eulogistically*.

„zeichen von in der Nähe seyendem Lande zu seyn schien. Aber der „Admiral fühlte mit Gewißheit, daß das Ufer nahe wäre. Dieserhalb, „nachdem sie ihr Salve gesprochen, was alle Seeleute auf ihren Reisen „zu sprechen oder zu singen die Gewohnheit haben, so wünschte und er„mahnte der Admiral sie allesammt, gute Wache zu halten vom Vorder„deck, und wohl auszuschauen nach Land, und versprach, daß er dem, „wer es auch immer sey, der zuerst rufe, daß er Land sähe, alsbald „ein seidenes Wamms geben wollte, außer der andern Vergünstigung, „die die Souveraine versprochen, die da war 10,000 Maravedis für den, „der zuerst Land erblicken würde. Um zwei Uhr a. m. war das Ufer, „gegen zwei Meilen entfernt, zu sehen. Sie beschlugen alle Segel und „blieben, bloß vor der Bresock segelnd, so bis Freitag, an welchem „Tage sie eine der Lucayos-Inseln erreichten, die die Eingebornen „Guanahani nannten.““

„Vielfache Zweifel und Ungewißheit haben über die Insel bestanden, welche Columbus zuerst entdeckte. Er gab ihr den Namen San Salvador, und es ist allgemein angenommen worden, daß es die Insel war, die noch jetzt San Salvador oder Cat-Island genannt wird. Da die Lage dieser Insel nicht vollkommen mit dem Wege, den der Admiral genommen, und seiner Beschreibung übereinstimmt, so muthmaßte Munoz, daß Watling's Island das wahre Guanahani wäre. Allein Senor Navarrete führt sehr triftige Gründe für die Meinung an, daß die größeste der Turk's Islands dasselbe sey. Die Richtung, die Columbus von Guanahani aus nahm, war fortwährend gerade gen Westen, von Insel zu Insel, bis er zu Nipe auf Cuba ankam. Nun aber ist diese Thatsache nicht mit der Idee vereinigbar, daß Cat-Island die Insel Guanahani wäre, da dieses beinah ganz nördlich von Nipe liegt. Ueberdem dürften die große Bahama Bank, und eine lange Kette von Kays, Cayos de la Cadena genannt, die zwischen San Salvador und Cuba sich erstrecken, wohl ein höchst ernstes Hinderniß, in westlicher Richtung vorwärts zu segeln, wie Columbus that, abgeben. Aber bei seiner Abreise von Nipe, indem er in retrograder Richtung längs seines früher genommenen Weges vorwärts segelt, wie er dies höchst genau in seinem Tagebuche beschreibt, können wir leichtlich seinen Weg bezeichnen und müssen daraus überzeugt werden, daß Guanahani keine andere als Turk's Island ist. Nimmt man noch hinzu, daß seine Beschreibung von Guanahani, genau auf letztere Insel paßt, besonders des Umstandes wegen, daß inmitten derselben sich ein großer See befindet, so gewinnt diese Behauptung immer mehr an Glaubwürdigkeit. Dieser Punkt ist zwar nicht von großer Wichtigkeit, aber es ist doch genugthuend, genau zu wissen, welcher Punkt in Amerika zuerst von den Augen der Europäer entdeckt ward.“

„In den folgenden Theilen des Tagebuches entdecken wir häufig den Einfluß der Meinungen, die Columbus aus den Reisen des Marco Polo und dem famösen Brief von Paolo Toscanelli eingesogen hatte. Es ist Indien, und Indien allein, was er sucht. Obgleich seine Vernunft ihn über die wahre Form unsers Erdballs vergewisserte, und er hieraus die richtigen Folgen deducirte, und auf diese Weise weit seinem Zeitalter vorangeeilt war, so hatte er doch die vagste und unrichtigste Idee von der wirklichen Lage Indiens überhaupt. Nachdem er Guanahani entdeckt hatte, so zielten seine Nachforschungen bei den Wilden unveränderlich auf Cathay oder Cipango, oder andere entfernte asiatische Gegenden ab, an welchen anzukommen er in jedem Augenblicke erwartete. In der That sagt er in einem, mehrere Jahre später an den Papst geschriebenen Briefe vom Jahr 1502: „Diese Insel ist Tarsis, „ist Cethia, ist Ophir, und Ophaz und Cipango, und wir haben sie „Hispaniola genannt.“ Uebereinstimmend mit dieser Idee sind die folgenden Stellen seines Tagebuches.“

„„Freitag, den 26. October. — Er segelte nach Cuba ab, weil er „aus den Zeichen, welche ihm die Indianer von der Größe dieser Insel „und von dem Golde und den Perlen dort gaben, schloß, sie müsse ein „und dieselbe mit Cipango seyn.““

„„Dienstag, den 30. October. — Er sagt, daß er sich bestreben „müßte, zu dem Gran Can zu gelangen, von dem er dachte, daß er „hier wäre oder in der Stadt Cathay, die dem Gran Can gehöre und „von der er sagt, daß sie sehr groß sey, wie ihm erzählt worden wäre, „bevor er Spanien verließ.““

„Wir übergehen hier die Stellen des Tagebuches, in welchen der Admiral über seine Entdeckungen auf diesen Inseln berichtet, indem er die Erscheinung und das Ansehen dieser Länder und die Lage ihrer Einwohner beschreibt. Die Ueppigkeit der tropischen Vegetation, mit ihrem Ueberflusse an hohen und Fruchtbäumen, prächtigen Blumen, ausgesucht wohlschmeckenden Früchten, aus einem jungfräulichen Boden von nicht zu erschöpfender Fruchtbarkeit emporwachsend, erregte auf jedem Schritte seine Bewunderung. Nicht minder bezaubert war er von der Milde und Lieblichkeit der Atmosphäre der neuen von ihm entdeckten Regionen, wo die Einwohner, das Clima, die Reichthümer des Pflanzen- und Mineralreiches, Alles seine Einbildungskraft aufregte und ihm die wärmsten Lobpreisungen abnöthigte. Die von der Hand der Natur in jene reizenden Inseln gepflanzten Reichthümer gedeihen noch dort; und ihre Eroberer haben diesen Ueberfluß noch durch Hinzubringen und Naturalisiren ähnlicher und entsprechender Producte Asiens und Europas vermehrt. Aber in anderer Rücksicht, wie sehr hat sich die ganze Lage der Dinge dort verändert! Die Race der Eingebornen von Guanahani, Cuba, Hayti, Jamaica sind verschwunden, wie der Morgenthau vor der Hitze der Mittagssonne, und Afrika wurde entvölkert, ihre Stelle auszufüllen. Nichts hatte auf Columbus einen tiefern Eindruck gemacht, als der höchst liebenswürdige Charakter der Einwohner dieser Inseln. Er verweilt bei diesem Gegenstande lange, bei jeglicher Beschreibung der verschiedenen Inseln, die er auf seiner Fahrt berührte. In Frieden unter einander, ohne Waffen und beschäftigt mit den ruhigen Künsten des Landbaues, fürchteten sie nichts als die verheerenden Einfälle der wilden und grausamen Karaiben. Sie empfingen die Spanier mit nichts argwöhnendem Zutrauen, als Wesen einer höheren Art, zu ihnen herabgestiegen zu Thaten der Menschenliebe und Wohlthätigkeit. Wie grausam sie getäuscht worden, wurde in der Folgezeit nur allzu schrecklich durch ihre gänzliche schnelle Vernichtung und Ausrottung unter der erbarmungslosen Herrschaft ihrer fremden, sie peinigenden Herren bewiesen.“

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 205 Hamburg, Mittwoch den 25. Juli 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Karl Ludwig.

Bruchstücke aus dem Leben Napoleon's.

Von Walter Scott.

(Beschluß.)

„Hier ist noch, als eine Extrazugabe zu diesem Calamitäten-Bericht, zu erwähnen, daß auch Josephine, Buonaparte's erste Gemahlin, seinen Sturz nicht lange überlebte. Es schien, als ob die Martiniquer Hexe wirklich wahrgesagt hätte; denn damals, als Napoleon sich von der Gefährtin seines früheren Geschickes trennte, stand seine Größe in ihrem letzten Viertel, und sie starb nur wenige Wochen nach seiner Entthronung und Verbannung. Der Kaiser von Rußland hatte dieser Dame einen Besuch abgestattet und ihr einige Aufmerksamkeit bewiesen, worüber Napoleon, wir wissen nicht warum, äußerst ungehalten war. Es war durch den Tractat von Fontainebleau gut bedacht worden, erlebte es jedoch nicht, davon Nutzen zu ziehen, indem sie bald darnach auf ihrer schönen Villa Malmaison erkrankte und starb."

„Bei der Zusammenstellung der Mißgeschicke, die Buonaparte in seinem Exile überwältigten, scheint es, als hätte das Schicksal zeigen wollen, daß es das Loos der Menschheit nicht umkehren wolle, selbst hinsichtlich dessen nicht, der so lange sein Günstling gewesen; und daß ihm Macht genug geblieben sey, den obscuren Soldaten, den es fast zum Herrn über ganz Europa erhoben hatte, eben so demüthigend zu erniedrigen, als dessen Erhebung glänzend gewesen war. Alles, was drei Jahre früher als unzertrennlich von seiner Person geschienen hatte, löste sich nun von ihm ab. Der Sieger war besiegt, der Monarch entthront, der Befreier der Gefangenen selbst in Gefangenschaft, der General verlassen von seinen Soldaten, der Herr von seinem Gesinde, der Bruder von seinen Brüdern, der Gatte ward von seinem Weibe getrennt, der Vater von seinem einzigen Kinde hinweggerissen. Ihn für das schönste und größeste Reich zu trösten, das der Ehrgeiz je besessen, ward ihm, mit dem Spottnamen Kaiser, eine einzige Insel gegeben, auf die er sich, begleitet von dem Mitleiden solcher Freunde, die es wagten, ihre Gefühle zu äußern, und von den ungebundenen Verwünschungen vieler seiner ehemaligen Unterthanen, die seine jetzige Demüthigung noch nicht als eine hinlängliche Buße für dasjenige, was sie durch ihn gelitten, als er noch im Besitze der Macht war, gelten lassen wollten, und von dem schlechtverhehlten Triumphe der Feinde, deren Händen er überantwortet war, zurückziehen sollte."

„Die Lage des wieder auf den Thron gestiegenen Kaisers von China war unsäglich schwierig und seine Erhebung nicht beneidenswerth. Einer Million Männer, die unter den Fahnen der Verbündeten in Waffen standen, hatte er kaum eine Macht von 200,000 Mann entgegen zu stellen; dennoch durfte er nicht zu der verhaßten Conscription schreiten, und wußte überdem, daß in manchen der französischen Provinzen ein ihm feindseliger Geist herrsche. Aber noch jetzt legte er Proben von seiner gewohnten Energie ab. Paris ward in völligen Vertheidigungszustand gesetzt; — er selbst eilte der belgischen Gränze zu, schlug Blücher zu Ligny, und rückte den Britten bis zu dem unsterblichen Waterloo entgegen.

„Gegen das Ende der Schlacht von Waterloo, feuerten unsre Soldaten ohne Commando, d. h., ein jeder lud und schoß so schnell es ihm nur möglich war. Zuletzt rückten die Britten vorwärts, als wollten sie die Spitzen der Colonnen umklammern, wobei sie fortfuhren, die feindlichen Flanken mit einem Kugelregen zu überschütten. Die Franzosen machten tapfer den Versuch, zu deployiren, um das feindliche Feuer zu erwiedern. Aber in dem Bestreben, dieses unter einem so furchtbaren Feuer zu bewerkstelligen, verwirrten sie sich, wankten, geriethen in Unordnung, wurden zu einer Masse, wichen zurück, oder flohen vielmehr in größter Verwirrung. Dies war die letzte Anstrengung des Feindes, und Napoleon gab nun Befehle zum Rückzuge, den zu beschützen ihm nur noch die vier letzten Bataillons der alten Garde übrig blieben, die im Rücken der Angriffs-Colonnen aufgestellt gewesen waren. Diese bildeten sich in Quarrées, und hielten Stand. Aber in diesem Augenblicke ließ der Herzog von Wellington die ganze brittische Linie vorrücken, wonach auch diese wackeren Veteranen, trotz ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit, in Unordnung gebracht und aller Anstrengungen Ney's ungeachtet, der, da ihm sein Pferd unter dem Leibe getödtet worden war, bis auf den letzten Augenblick zu Fuß und mit dem Degen in der Faust an der Spitze der Seinigen focht, mit in die allgemeine Flucht geworfen wurden. Dieser Marschall, dem seine militairischen Tugenden gewiß nicht streitig zu machen sind, hat persönlich den Gegenbeweis von zwei Angaben gegeben, die von den Freunden Napoleons absichtlich in Umlauf gebracht worden sind. Die eine dieser Erdichtungen kömmt in dessen eignem Bülletin vor, das den Verlust der Schlacht einem panischen Schrecken beimißt, der durch den Verrath von unbekannten Personen erregt worden, die gerufen hätten „sauve qui peut!" Eine andre, zu Paris begierig als wahr angenommene, Erdichtung besagte, die vier Bataillons alter Garden, die zuletzt noch den Schein von Ordnung erhielten, hätten auf die Aufforderung, sich zu ergeben, die hochherzige Antwort ertheilt: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht." Eine andre Version setzt noch hinzu, die Bataillons hätten hiernach eine halbe Schwenkung inwärts gemacht und auf einander gefeuert, um nicht von den Händen der Engländer zu sterben. Weder die besagte Antwort, noch die angebliche Selbstopferung der Garde hat den geringsten Grund. Cambronne, dem die Redensart in den Mund gelegt wird, hat selbst seinen Degen abgegeben und ist Gefangener geblieben; und der französischen Garde gerecht die unbestrittene Wahrheit, daß sie sich mit der unerschütterlichsten Standhaftigkeit aufs Aeußerste gewehrt, mehr zur Ehre, als der ihr nachgesagte allgemeine Selbstmord auf dem

verlornen Schlachtfelde. Sie haben auf alles, was man von tapfern Männern sagen kann, gerechten Anspruch, und man macht ihnen kein Compliment, wenn man ihnen eine tolle That beimißt. Cambrone mag die fragliche Redensart gebraucht haben, oder nicht, so verdiente die Garde es wohl, daß sie auf ihrem Monumente eingegraben würde."

— Buonaparte's Angaben in Betreff dieser gewaltigen Schlacht, von Gourgaud mitgetheilt, werden von dem Verfasser gesichtet und es wird erwiesen, daß sie, hinsichtlich seiner eignen Generale (hauptsächlich Ney und Grouchy) weder wahr, noch in Betreff des Siegers, Wellington, gerecht sind.

„Der Herzog," sagt der Verfasser, „konnte von Brüssel nicht eher aufbrechen, noch seine Macht concentriren, bevor er über die des Feindes sichere Kunde hatte; auch heißt es, daß ein französischer Staatsbeamter, der ihm eine Abschrift von Buonaparte's Feldzugsplan versprochen gehabt, durch einen politischen Streich sein Worthalten zu umgehen gewußt habe. *) Es ist nicht unsre Absicht, das Talent und die Thätigkeit, die Buonaparte entwickelt hat, abzuläugnen, und es ist wohl wahrscheinlich, daß es ihm, hätte er seine gesammte Armee am Abend des 15. Juny herbeiziehen können, gelungen wäre, die beabsichtigte Vereinigung von Blücher und Wellington zu verhindern. Aber das berühmte Gebet zur Verlöschung von Zeit und Raum würde in dem Munde eines Generals eben so wenig vernünftig klingen als in dem eines Liebhabers, und gefesselt von den Beschränkungen, gegen welche diese bescheidene Bitte gerichtet ist, mißglückte es Buonaparte, früh genug eine hinlängliche Macht herbeizubringen, um alles zu Quatre-Bras vor sich her zu treiben; während andrerseits der Herzog von Wellington, aus gleichen Hindernissen von Zeit und Raum, nicht eine hinlängliche Macht zusammenbringen konnte, um Ney zu werfen und im Stande zu seyn, zu Blüchers Beistande in dem Treffen von Ligny heranrücken zu können. **)

— Die großen Combinationen der Britten und Preußen macht der Verfasser in Folgendem sehr anschaulich:

„Dasselbe System, nach welchem Blücher sich bewegen mußte, erheischte, daß der Herzog von Wellington in seiner Stellung verblieb und sich strenge an die Defensive hielt. Da also die Britten auf jede Gefahr hin ihren Platz behaupten mußten, so durften sie sich auch von keiner Versuchung eines partiellen Erfolges zum Vorrücken hinreißen lassen. Jeder Schritt, den sie die Franzosen hätten zurücktreiben mögen, ehe die Preußen herbeigekommen waren, würde nur nachtheilig gewesen seyn, weil es nicht in dem Plan lag, den Feind allein durch die Anstrengungen der Engländer zu schlagen — was, nach der Lage der beiden Armeen, nur das Resultat eines Verdrängens hätte haben dürfen — sondern vielmehr so lange in der Stellung von Belle-Alliance aufzupassen, bis die Blücher'sche Armee herbeikommen konnte. Wenn also Napoleon in dem Benehmen des Herzogs von Wellington am 18. getadelt, daß er während der Schlacht nicht manoeuvrirte, so tadelt er gerade dasjenige, was den Sieg des Tages so entscheidend machte. Er war selbst in die Stellung hinein gelockt und so lange darin festgehalten worden, daß seine Vernichtung unvermeidlich ward. Es ist eine Lieblingsbehauptung von fast allen französischen und auch von einigen englischen Schriftstellern gewesen, daß die Engländer nahe daran gewesen seyen, geschlagen zu werden, als die preußische Macht herbeigekommen wäre. Dem ist aber keineswegs so. Die Franzosen hatten um 11 und bis fast 7 Uhr angegriffen, die Engländer sie aber abgeschlagen und wenn die Schlacht gleich äußerst blutig war, so hatten die ersteren doch weiter nichts errungen, als den Wald von Hougomont und die Meierei La Haye-Sainte, woraus sie auch noch bald wieder vertrieben wurden. Der Baron Müffling hat aufs Bestimmteste das Zeugniß gegeben, die Schlacht würde selbst dann nicht günstig für den Feind ausgefallen seyn, wenn die Preußen auch nicht eingetroffen wären. Er war ein Augenzeuge und ein competenter Richter, auch sicherlich Willens, den unmittelbaren Ruhm, von seinen Landsleuten bei dieser denkwürdigen Gelegenheit erworben war, und woran er seinen persönlichen Antheil hatte, so zu stellen, als es Wahrheit und Ehre erlaubten. In dem Augenblicke, wo Napoleon die letzte Anstrengung machte, waren Bülow's Truppen allerdings am Platze, hatten aber weder einen physischen Eindruck durch ihre Waffen, noch irgend einen moralischen Schrecken durch ihr Erscheinen hervorgebracht. Napoleon verkündete seinen sämmtlichen Truppen, die er für den letzten Angriff sammelte und ordnete, die Preußen, wenn sie sähen, würden auf den Fersen von den Franzosen unter Bülow verfolgt. Möglich, daß er dieses selbst geglaubt hat; denn das Feuer von Grouchy's Artillerie, das man auf anderthalb Stunden weit hörte, das aber fast doppelt so fern war, konnte man deutlich hören; auch sah jemand aus dem Gefolge von Napoleon den Rauch von den Anhöhen über Wavre. „Die Schlacht ist gewonnen," sagte er, „wir müssen die Stellung der Engländer forciren und sie in die Defileen werfen. Allons! la Garde en avant!" *) Dem gemäß machten sie einen Abend-Angriff, wo sie aber gänzlich geworfen und in und über ihre eigne Stellung hinaus gejagt wurden. Napoleon hatte also, noch ehe die Preußen recht ins Treffen kamen, schon sein Aeußerstes gethan und mit Ausnahme der vier Bataillone alter Garden nicht ein einziges Corps mehr in Ordnung. Man kann folglich nicht sagen, daß die verbündeten die brittische Armee vor einem Feinde geschützt hätten, der schon ganz desorganisirt war; aber für das hochherzige und edle Vertrauen, mit welchem die Preußen auf so viele Gefahren hin vormarschirten, um an dem Treffen Theil zu nehmen, und für die Thätigkeit und den Eifer, womit sie den Sieg vollständig machten, dafür verdienen sie den Dank Britanniens und von ganz Europa. Das ist mein anerkannt, daß die, von einem so langen Kampfe erschöpfte, britische Armee nicht im Stande gewesen wäre, die Unordnung ihres Feindes am Ende desselben gehörig zu benutzen, wohingegen die Preußen

*) Das war Fouché, der mit all den kriegführenden Mächten insgesammt und mit einzelnen insbesondere einen geheimen Briefwechsel unterhalten zu haben scheint, während er unter Napoleon Polizeiminister war. In seinen Memoiren läßt man ihn sich es nachrühmen, daß er sein, dem Herzoge von Wellington gegebenes Wort in der Weise umgangen habe, daß er den Plan zu Buonapartes Feldzuge durch eine Flämische Posthalterin abgesendet, aber zugleich deren Festnehmung an der Gränze beordert hätte. Wir haben einigen Grund, an die Wahrheit dieser Angabe zu glauben. Es ist eins der Wunder unsrer Tage, daß Fouché, nachdem er die Haupttriebfeder eines solchen Gewebes von Complotten und Gegen-Complotten, von revolutionnairen und anti-revolutionnairen Intriguen gewesen, dennoch den Tod in seinem Bette hat finden können.

**) Es giebt Leute, die albern genug sind, es für eine unbestreitbare Sache zu nehmen, daß der Herzog von Wellington sich habe überrumpeln lassen, weil er die Nachricht von dem Vorrücken der Franzosen zuerst in einem Ballzimmer erhalten habe. Man muß glauben, die guten Leute machen sich von dem Kriege den Begriff, ein General müsse, mit dem Commandostabe in der Hand, Schildwach stehen, wie eine Statue auf dem offenen Markte einer Stadt, bis die Botschaft einträfe, die ihn ins Feld riefe.

*) Eben so erzählte er den Hergang am Bord des Northumberland. Der General Gourgaud hat fälschlich berichtet, der Kaiser habe das Dänen-Corps für das von Grouchy gehalten. Napoleon aber hat erklärt, daß dieses nicht der Fall gewesen sey, sondern daß er den Preußen, die er auf dem Schlachtfelde gesehen, eine hinlängliche Macht entgegengestellt und nur geglaubt habe, daß Grouchy sie in der Flanke und im Rücken drängte.

Verfolgung mit einer unübertrefflichen Geschicklichkeit und Schnelligkeit betrieben. Die Lorbeeren von Waterloo müssen getheilt werden: — die Britten gewannen die Schlacht, die Preußen krönten den Sieg und machten ihn nutzbar."

— Der neunte und letzte Band enthält die Beschreibung von Buonaparte's Gefangennahme und Verbringung nach St. Helena, giebt auch einen ausführlichen und authentischen Bericht von der berühmten Zusammenkunft zwischen ihm und dem Lord Keith. Die Bemerkungen über diesen Gegenstand sind sehr bezeichnend.

„Das Interesse, das man an die vorhergegangene Zusammenkunft zwischen Napoleon und den Herren, die den Auftrag hatten, ihm sein Schicksal zu verkünden, knüpft, verliert sich sehr, wenn man sieht, daß es nur ein gut dargestellter aber nicht wirklich gefühlter leidenschaftlicher Ausbruch war. Es war Napoleon kein Ernst, wie man gleich sehen wird, mit der Behauptung, als hätte der Capitain Maitland ihn angelockt, anders als ein Gefangener, und um ihn zur Discretion des Prinzen Regenten zu stellen, an Bord seines Schiffes zu kommen. Eben so wenig kam es ihm aufs entfernteste in den Sinn, seine Versetzung auf den Northumberland durch eine Gewaltthätigkeit an sich selbst, oder an jemand anderem verhindern zu wollen. Beide Arten von Declamationen sind nur als Paraden gebraucht worden: — die eine, um das Ehrgefühl des Prinzen Regenten von England und des englischen Volkes zu allarmiren, die andre, um auf ihre Menschlichkeit einzuwirken. Es ist wenig Zweifel unterworfen, daß Napoleon die Wahrscheinlichkeit der Reise nach St. Helena schon einsah, als er sich dem Capitain des Bellerophon überlieferte. Er hatte bereits früher, ehe er Elba verlassen, behauptet, man habe die Absicht gehabt, ihn nach St. Helena oder nach St. Lucia zu transportiren; und wenn er es den Engländern zutrauete, ihn so zu verbannen, während er noch unter dem Schutze des Tractats von Fontainebleau stand, so konnte er schwerlich voraussetzen, daß sie sich da ein Gewissen daraus machen würden, als er durch sein eignes Benehmen alle die Verbindlichkeiten verscherzt hatte, die ihm jener Tractat zusicherte. Inzwischen ist es sehr wohl möglich, daß Napoleon, wenn er daran dachte, daß sein Unternehmen wohl so endigen könnte, einen bessern Ausgang gehofft, und sich für fähig gehalten haben mag, den Prinzen Regenten und dessen Administration durch Schmeicheleien dahin zu bethören, daß sie Europa's Sicherheit und Frieden aufs Spiel setzten, um eine Don Quixot'sche Großmuth an dem zu üben, der darauf keinen anderen Anspruch hatte, als den, daß er zwanzig Jahre lang ihr ärgster Feind gewesen war. Solche Hoffnungen mag er wohl genährt haben; denn das ist nicht zu erwarten, daß er, selbst bei sich, daran gedacht haben sollte, er sey in den Augen von ganz Europa eines solchen Vertrauens unwürdig. Aller Wahrscheinlichkeit nach ging seine Erwartung von einer guten Aufnahme nicht so weit als die von einigen unter seinem Gefolge, die da meinten, Napoleon würde den Hosenband-Orden vom Prinzen Regenten bekommen; aber denken konnte er allenfalls, daß man ihm den Aufenthalt in Großbritannien unter gleichen Bedingungen mit seinem Bruder Lucian gestatten werde. Wahrscheinlich brachte er diese und noch bessre Möglichkeiten in Anschlag; aber selbst wenn es auch zum Aergsten käme, so sah er doch darin noch, auf der Insel St. Helena, die Gewißheit persönlicher Sicherheit, auf die er in keinem despotischen Lande rechnen durfte, wo, wie er das selbst recht gut wissen konnte, ein verrufener Gefangener, oder Détenu so par négligence um's Leben kommen kann, ohne großen Lärm und Geräusch. Am 16. August, auf seiner Ueberfahrt nach St. Helena, gestand er offen ein, daß, obwohl getäuscht in der Weise, in welcher er von den Engländern aufgenommen zu werden geglaubt habe, er doch einen Trost in dem Bewußtseyn finde, unter dem Schutze der brittischen Gesetze zu stehen, während sein Geschick in jedem andern Lande von dem Eigenwillen eines Einzigen abhängig gewesen wäre. Darin liegt, wie wir glauben, das wahre Geheimniß, warum er sich lieber an England, als an seinen Schwiegervater von Oesterreich, oder an seinen Freund in Rußland ergeben hat. In dem ersteren Lande konnte es wohl geschehen, daß er in einer mehr oder minder strengen Haft gehalten wurde, aber er war doch sicher, nicht an irgend einer politischen Krankheit zu sterben. Selbst auf St. Helena äußerte er sich einzeln, wenn er bei guter Laune war, daß ein Verbannungsort mit dem andern verglichen, St. Helena den Vorzug verdiene. In höheren Breitegraden, bemerkte er, würde man von der Kälte gelitten haben, und auf irgend einer andern tropischen Insel zu Tode gesengt worden seyn. Auf St. Helena sey das Land zwar wild und rauh, das Clima eintönig und der Gesundheit nicht zuträglich, die Temperatur aber doch milde und lieblich."

— Wir schließen hier unsern Auszug, da wir das Ende des Helden der Geschichte schon in einem früheren Blatte (m. s. No. 201) mitgetheilt haben.

Proceß des Generals Franceschetti gegen Madame Buonaparte, Wittwe des Exkönigs Joachim Murat und andere.

Die in dieser Sache am 29. v. M. vor dem Tribunal der ersten Instanz zu Paris stattgefundene Verhandlung hat mit Recht mannigfaches Interesse in Anspruch genommen, da die bei dieser Gelegenheit von Herrn Gilbert Boucher, dem Rechtsbeistande des Generals Franceschetti, für seinen Clienten gehaltenen Rede, nicht nur mehrere noch unbekannte Thatsachen aus den letzten Wochen Murats bekannt macht, sondern auch auf den Charakter der Madame Murat ein eigenthümliches Licht wirft. Wir theilen daher diesen Vortrag des genannten Herrn Gilbert Boucher in extenso mit, wie folgt:

„Meine Herren! Der Gefährte und letzte Freund Joachim Murats sieht sich gezwungen, die Wittwe und die Erben desjenigen, der sein Herr und sein Wohlthäter war, vor Ihnen in Anspruch zu nehmen. Seine Lage ist drückend ohne Zweifel; inzwischen, ich wage es zu sagen, erscheint er hier im Vortheil; die Geschichte weist kein Beispiel einer treueren Anhänglichkeit und großherzigeren Aufopferung für einen Menschen auf, der vom Schicksal wie der Gegenstand des Zornes des Himmels verfolgt wurde; der General Franceschetti hat für Murat seine Jugend, seinen Rang, sein Vermögen aufgeopfert; jetzt sind Elend und Schmerz seine Begleiter; seine Söhne sind ohne Anstellung, seine Töchter ohne Mitgabe und zum Lohne für seine Dienste bleiben ihm kaum einige Fetzen einer Correspondenz mit der Wittwe des Mannes, durch und für welchen er alles verloren hat."

„Sie vernichten den Werth Ihrer schönen Aufopferung, wird man uns vielleicht sagen; Sie haben für Murat gelitten, dulden Sie auch noch die Ungerechtigkeiten seiner Gattin und lassen Sie sich Ihre Opfer nicht bezahlen. Ja, der General würde schweigen; ja, wenn er allein zu leiden hätte, so würde er nie die Stimme erhoben haben; aber ihn verfolgt ein Heer von Gläubigern; das Vermögen seiner Frau ist dahin; er hat seine Kinder, für glücklichere Tage geboren, vor Augen; die Pflicht erlaubt ihm nicht, eine Undankbarkeit zu ertragen, worin nicht er das unglücklichste Opfer seyn würde."

„Ich werde in dieser Sache nicht vergessen, daß der General gegen die Gemahlin dessen auftritt, für welchen er sich preisgegeben. Ich werde für ihn alle gehässige Personalitäten vermeiden, die überhaupt

meinem Charakter nicht zusagen; ich werde die Schande auf den wahrhaft Schuldigen, auf einen General Macdonald, werfen, der nichts mit dem edlen Herzog von Tarent gemein hat, den Frankreich mit Stolz unter seine berühmtesten Krieger zählt. Dieser General Macdonald ist, sagt man, der Freund von Murats Wittwe und vielleicht noch etwas mehr. Er ist es, der alles gethan und verschuldet hat."

„Doch zur Sache! Ich will so kurz als möglich die vorzüglichsten Details dieses berühmten Dramas berichten."

„Im Januar und Februar 1814 schloß Joachim Murat mit Oestreich und England einen Vertrag, der ihm den Thron von Neapel verbürgte. Im Jahre 1815 vergaß er diesen Vertrag und griff Oestreich im Interesse Napoleons, seines Schwagers, an; bald besiegt, war er genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Unter zahlreichen Gefahren landet er in der Provence. Kaum ans Land gestiegen schreibt er an Napoleon, um ihm seine Dienste anzubieten; aber Napoleon war, wie man weiß, Fatalist; er wollte den Arm eines Unglücklichen nicht.*) Uebrigens hätten auch die Ereignisse, die reißend auf einander folgten, ihm nicht erlaubt, Murat auf eine nützliche Weise einen Platz anzuweisen: die Schlacht von Waterloo kostete ihm den Thron und änderte unser Schicksal."

„In den Felsen der Provence umherirrend, wußte Murat nicht, wo er, bei der damals im Süden von Frankreich allgemeinen Exaltation, ein Asyl finden sollte. Bald erfährt er die Ermordung Brune's zu Avignon, und die des Generals Ramel zu Toulouse; er versucht, durch die Gebirge nach Rouanne zu kommen, aber er muß diesen Entwurf aufgeben; endlich bleibt er bei dem Plane stehen, sich zu Toulon auf einem Schiffe einzuschiffen, das eben nach Havre abzusegeln im Begriff ist. Alle Vorbereitungen werden gemacht, 200,000 Franken etwa mit seinem Gepäcke an Bord gebracht, seine vorzüglichsten Offiziere eingeschifft; einer von ihnen, ungefähr an Wuchs und Gestalt ihm gleich, erscheint dort in dem Costüme, was Murat gewöhnlich trug; Joachim selbst soll erst in der Nacht das Schiff besteigen. Drei Matrosen bringen ihn in einer Schaluppe mit Rudern dahin; das Schiff findet sich aber nicht am angegebenen Orte; man erwartet den Tag, der Morgen kömmt — das Fahrzeug war mit dem baaren Gelde Murats und den Offizieren, die ihn begleiteten, davongefahren. Murat sieht sich gezwungen, wieder [illegible] zu gewinnen. Von zehn Napoleonsd'or, die er bei sich behalten, hatte er neun den Ruderern gegeben. Er bleibt am Strande zurück, keine andere Hülfsquelle mehr habend als seine Hutschleife, ungefähr 90,000 Franken an Werth und ein Achselband von ungefähr 50,000 Franken."

„Aber was nun thun? Er erwartet die Nacht; von der Finsterniß begünstigt erreicht er die Hütte einer alten Frau, welcher er, für die ihm gewährte Gastfreiheit, sein letztes Goldstück giebt; er gewinnt von hier aus ein Landhaus, das er zu Plaisance, bei Marseille, gemiethet hatte; aber er erfährt bei seiner Ankunft daß Leblanc, sein Kammerdiener, ihn verrathen und mit allem, was er in den Händen hatte, die Flucht ergriffen hat. Man mußte es noch für ein Glück schätzen, nach einigen Tagen mit diesem Spitzbuben unterhandeln zu können, der so seine Stellung mißbrauchte, und ihn dahin zu bringen, daß er auf die Gegenstände von beträchtlichem Werth, die er sich zugeeignet, 6400 Franken erstattete.

„Die Lage Murats wurde indessen mit jedem Augenblicke kritischer; er wußte nicht mehr, was er beginnen sollte, als er zufällig einen alten Husaren-Offizier, Namens Blancar, der unter seinem Oberbefehl gedient hatte, antraf. Dieser verspricht alles zu versuchen und sucht den Corsen Coletta auf, einen so braven Seemann, wie es nur je einen gab, der, nachdem er sich mit zwei jungen Matrosen von Toulon, Donadieu und Langlade, berathen, sich verpflichtet, Murat nach Corsika zu bringen.

„Am 22. August um Mitternacht, besteigt Murat mit Blancar und den beiden jungen Matrosen eine kleine Schaluppe; Coletta sollte sie auf dem Paquet-Boot (bateau de correspondance) aufnehmen, dessen Abgang auf den 23. bestimmt war. Viel hatten die auf der Schaluppe Eingeschifften zu dulden; sie waren auf dem Punkte, von den Wellen verschlungen zu werden, als sie das Correspondenz-Boot entdeckten, dessen Capitain einwilligte, sie an Bord zu nehmen. Mit ihnen befanden sich zugleich viele andere Flüchtlinge auf dem Fahrzeug, der Graf Casa-Bianca, Rossi ꝛc. Sie landeten zu Bastia. Murat entfernt sich mit seinen Gefährten von der Stadt; lange Zeit wandern sie, ohne eine Ruhestätte zu finden; endlich treten sie in den Gasthof St. Joseph, aber hier erfahren sie, daß sie verfolgt werden. Man muß ein anderes Asyl suchen."

„In der Umgegend, zu Boscovato, lebte ein Mann von einer erlauchten Familie, Herr Colonna Ceccaldi. Verfolgt in der französischen Revolution wegen seines Royalismus, war er in dem Tempel gefangen gehalten worden, der durch das Unglück des tugendhaftesten der Könige, den Frankreich je besessen, so berühmt geworden ist. Bei ihm wohnte damals sein Schwiegersohn, der General Franceschetti, vom König Joachim Murat (ganz vor Kurzem, nämlich) 1815 auf dem Schlachtfelde zum maréchal-de-camp ernannt.

„Murat verschaffte sich ein Pferd und ließ sich nach Boscovato bringen. Die Gastfreiheit ist eine Tugend des Corsen; zu welcher Stunde der Nacht auch ein Fremder erscheine, was er auch für eine Kleidung und für ein Ansehen habe, er wird aufgenommen. Murat kömmt an, sieht Franceschetti: „Ich bin Ihr König," war sein erstes Wort, „wollen Sie mich aufnehmen?" Der General bietet alles an, tritt ihm seine Zimmer ab. Herr Colonna, welches auch seine Meinung in Beziehung auf den fürstlichen Flüchtling war, war einer von denen, welchen immer das Unglück heilig ist; er nahm Murat auf, ohne zu untersuchen, ob und was er dabei wage."

„Inzwischen konnte Herr Colonna, als Maire seiner Gemeinde, eine so wichtige Person nicht bei sich beherbergen und behalten, ohne die höhere Behörde davon zu unterrichten. Er machte deshalb dem Obersten Verrier den Vorfall bekannt, der einzigen Autorität, die in dem der Anarchie preisgegebenen Corsika noch bestand. Der Oberst Verrier schickt funfzig Gensdarmen, um sich der Person Murats zu bemächtigen; die drei Braven, die den Exkönig von Toulon hergebracht, werden verhaftet und nach Frankreich geführt. Der General Franceschetti ist genöthigt, Vertheidigungsmaaßregeln für die Sicherheit seines Gastes zu ergreifen; die Verwandten und Freunde des Generals sammeln, drängen sich um ihn; andere, die er nicht kennt, kommen auch, die Rechte der Gastfreundschaft zu beschützen, die sie als unverletzlich betrachten; die erschrockenen Gensdarmen ziehen sich zurück; aber die vervielfachteste Vorsicht wird unerlaßlich; von allen Seiten werden Mordthaten begangen; Colonna's Familie selbst beweint die Folgen davon; sein Sohn und sein Bruder sind in dem politischen Meinungskampfe umgekommen. Ein gewisser Galloni, der, nach einem Tagesbefehl, sich weigerte, die von

*) Wir glauben, daß weder das Letztere noch sein angeblicher Fatalismus überhaupt Ursache der Weigerung Napoleons war, Murat bei der Armee anzustellen. Murat hatte ihn ein Jahr vorher verlassen und dadurch seinen Sturz beschleunigt; jetzt hatte er ihm durch seinen ungefordernten, voreiligen Angriff auf Oestreich nicht minder wesentlich geschadet; Napoleon glaubte diesen Schritt nicht genug desavouiren zu können, so lange er noch an eine mögliche Verständigung mit Oestreich dachte (was bekanntes obgleich unbegreiflicherweise der Fall war) und wollte, wenn es auch zum Kampfe käme, sich einen möglichen künftigen Frieden, durch eine neue Verbindung mit dem Exkönige von Neapel nicht erschweren. Anm. d. Red.

ihm befehligten Compagnieen eines Freicorps zu entlassen, trachtete, wie es hieß, Murat nach dem Leben; nicht weniger fürchtete man für ihn von Viterbi, der, kürzlich wegen eines Mordes verurtheilt, damals schon vieler andern beschuldigt wurde. Jeden Tag mehrte sich der Drang der Menschen und der Umstände zu Vescovato."

„Die Correspondenz mit dem Obersten Verrier dauerte inzwischen fort; er drang auf Murats Abreise; aber dieser hatte kein Geld; er wendete sich an einen Mann, Namens Gregori, der sich erbot, zwei Fahrzeuge für ihn ausrüsten zu lassen, aber dagegen Wechselbriefe auf Paris und die Unterzeichnung des Generals Franzeschetti forderte; Murat händigte ihm einen Wechsel von 260,000 Franken auf das Haus Barillon ein. Dabei kam man überein, daß diese Summe auch dem General zur Bürgschaft dienen solle. Endlich waren die Fahrzeuge zur Abfahrt bereit; aber auf das Gerücht, was sich verbreitete, daß Murat von Neuem die Eroberung Italiens bezwecke, wollte der Oberste Verrier nicht mehr in seine Abreise willigen."

„Bald darauf verbreitete er eine Proclamation, worin jeder für einen Störer der öffentlichen Ruhe erklärt wurde, der Murat ein Asyl gewähren würde. Murat entschloß sich abzureisen und da erst theilte er dem General den Entwurf mit, den Thron von Neapel wiederzuerobern.*) Vergebens stellte man ihm alle Gefahren dieser Unternehmung und die geringe Wahrscheinlichkeit des Erfolgs vor. Murat, brav, unerschrocken, wie Sie ihn gekannt, läßt sich durch keine Betrachtung aufhalten. Franceschetti und hundert und funfzig andere Tapfere wollen ihn nicht verlassen;**) er kömmt zu Ajaccio an, wo er gut empfangen wird; man bringt ihm die Päße, die er seit langer Zeit von den Mächten reclamirt hatte; er nimmt sie und giebt einen Empfangschein darüber; aber welche neue Vorstellungen man ihm auch machen mag, sein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt."

„Am 28. September um Mitternacht reist er ab. Seine Streitkräfte bestehen aus 6 Barken mit 210 Mann. Am 8. October hat er die Küste von Calabrien vor sich; aber seine Fahrzeuge sind vom Sturm zerstreut worden; er will seine Entwürfe aufgeben; er befiehlt Barbara, dem Capitain seiner kleinen Flotille, das Vorgebirge zu umschiffen und nach Triest zu segeln. Dieser weigert sich;***) er hat kein Wasser und keine Lebensmittel mehr; man muß landen, um Erfrischungen einzunehmen; Barbara kennt jemand, der ihn mit allem versehen wird, was er bedarf; aber es ist nöthig, daß ihm Murat seine Päße aushändige. Empört über diesen Vorschlag,*) befiehlt Murat — zu landen, und springt zuerst ans Ufer; im vollen Laufe klimmt er den Berg hinan, der nach Monte-Leone führt.**) Einige Bauern (?) lassen den Ruf: es lebe Joachim! erschallen; aber die meisten beobachten ein tiefes Stillschweigen. Murat bleibt einen Augenblick stehen, als wollte er die Kanoniere erwarten, die ihm folgten; er tritt in ein Oliven-Wäldchen***) und wird von einem Hauptmann der Gensdarmerie entdeckt,****) der ihm zuruft, die Waffen zu strecken; er widersetzt sich; man hört Gewehrfeuer, den Bergen entlang; der General Franceschetti kömmt (spät genug!) nach; er treibt den Gensdarmerie-Offizier zurück (weiter nichts?); aber bald von allen Seiten umringt und angegriffen, werden sie zu Gefangenen gemacht und in die Gefängnisse von Pizo geführt. Unterwegs werden sie von einem mit einer Art bewaffneten Menschen angeredet, der nach Joachim fragt; seine Absichten waren nicht schwer zu errathen. — „Ich bin es," sagt der General Franceschetti; „ich bin der König." Von Bewunderung über eine so edle Anhänglichkeit ergriffen, widersetzt sich die Escorte der Wuth des Unbekannten;†) Murat und der General werden ins Gefängniß gebracht."

„Man meldet die Verhaftung Murats nach Neapel und eine Militair-Commission, aus bloßen Offizieren zusammengesetzt, verurtheilt den entthronten König, erschossen zu werden."

„Nicht ich bin berufen, über dieses Urtheil zu richten, das Murats Laufbahn endigte; der Nachwelt allein kömmt es zu, die Handlungen der Könige zu würdigen; aber sagen kann ich, ohne irgend jemand zu verletzen, daß Murat als Franzos, als Held starb und daß seine letzten Augenblicke die Fehler seines Lebens ausgeglichen haben."

„Franceschetti versah sich desselben Schicksals, wie die andern Gefährten Murats; aber man glaubte sie nach Corsika zurückschicken zu müssen.††) Nach langem Mißgeschick langen sie endlich im Hafen von Bastia an; man weigert sich, sie einzulassen; sie kommen im Hafen St. Florentin an; Gensdarmen verhaften sie; man führt sie nach Marseille und sperrt sie im Schlosse If ein. Nachdem man sie von da nach Draguignan gebracht und vor einen Prevotalhof gestellt, erklärt sich derselbe für incompetent; endlich wenden sich diese Unglücklichen an Herrn von Ambray, damaligen Justiz-Minister. Gerührt von der Schilderung so langer Leiden, antwortet Herr von Ambray, daß, weil es nicht scheine,

*) Diese Thatsache ist bis jetzt immer noch sehr bezweifelt worden, ja man hat sogar behauptet, das letzte Schicksal Murats sey das Resultat einer verrätherischen Uebereinkunft gewesen; wider Murats Willen (wie in gewisser Art im Verfolg der Erzählung zugegeben wird) sey der im Complott begriffene Capitain, unter dem Vorwand Wasser einnehmen zu müssen, ans Land gegangen und dort alles schon zu Murats Gefangennehmung in Bereitschaft gewesen; die sogenannten 150 Tapfern hätten ihn, nachdem sie ihn ohne alle Prüfung der Umgebungen und der Volksstimmung im ersten Augenblicke zum König ausgerufen, augenblicklich verlassen und den wundersam schnell herbeigeeilten Patrioten vom alten Regime preißgegeben. Wie dem auch sey, darf man sich wohl wundern, daß man es, der Keckheit Murats unbeschadet, unglaublich findet, daß er nach seinen letzten Erfahrungen, vorzüglich im neapolitanischen Heere und Volke, nach Napoleons Sturz und folglich ohne alle Hoffnung auf Frankreichs Unterstützung auf der einen Seite, und auf der andern durch die verlangten Päße seiner persönlichen Sicherheit gewiß, einen solchen Wahnsinn habe begehen können?
A. d. R.

**) Warum nicht? Wäre es nicht pflichtmäßiger an sich und heilbringender selbst für Murat gewesen, ein so unsinniges Unternehmen nicht zu unterstützt und dadurch ihn einem gewissen Verderben zu entreißen?
A. d. R.

***) Wenn die Mannschaft Murat ergeben war, warum konnte man den Capitain nicht zwingen?
A. d. R.

*) — läßt ihn Murat verhaften oder: versucht Murat seine Absetzung — das wenigste, was man hier als Nachsatz erwartet, aber nein, er thut gerade, was jener will, und noch weit mehr.
A. d. R.

**) Allein, man denke! und warum?
A. d. R.

***) Er bleibt stehen und geht doch zugleich vorwärts in einen Wald.
A. d. R.

****) Was that denn dieser dort, und wo kam die zahlreiche Mannschaft her, die den Bergen entlang feuerte, wenn man nicht wußte, daß Murat landen und gerade hier und zu der Zeit landen werde? Wahrlich, Herr Franceschetti häuft Räthsel auf Räthsel, statt die zeitherige Dunkelheit aufzuklären.
A. d. R.

†) Das war doch wohl in jeder Hinsicht ihre Pflicht? oder meint der General Franceschetti und sein Sachwalter, daß sie Murat ohne Hinderniß würde haben niederschlagen lassen?
A. d. R.

††) Wunderbar genug, bei so strengem, eiligen Verfahren gegen Murat, so ungewöhnliche Milde gegen seine Mitschuldigen und besonders gegen seinen angeblich treuesten, unbedingt ihm anhängenden Mitrebellen, den General Franceschetti, ohne dessen Geld und Unterstützung er angeblich nie hätte die Küste von Calabrien betreten können! Oder war eben die Beförderung dieser Landung vielleicht mehr Verdienst als Schuld?
A. d. R.

daß sie Corsika hätten revolutioniren wollen, Befehle gegeben werden sollten, sie in ihr Vaterland zurückzubringen. Herr Decazes, Minister der allgemeinen Polizei, ertheilte in der That die erwähnten Befehle und nach 15 Monaten der härtesten Gefangenschaft konnte endlich der General Franceschetti die Luft der Freiheit wieder einathmen."

„Seiner Familie nun wiedergegeben, was sollte der General jetzt thun? Er hatte Murat zu Vescovato aufgenommen; er hatte ihn gegen jede Art von Angriff vertheidigt; er hatte bei sich bald 200 bald bis zu 600 Mann unterhalten, hatte überall Detachements, in den Gebirgen, in den Defileen, beim Kloster der Kapuziner, ausgestellt; er hatte Correspondenzen in allen benachbarten Orten angeknüpft; er hatte nach allen Seiten treue Boten ausgesendet; er hatte stets alle feindlichen Bewegungen der Engländer, Neapolitaner und Corsen gekannt. Joachim Murat lebte als König zu Vescovato. Alle Tage wurden drei Tafeln servirt: die von Murat, wozu derselbe gewöhnlich Herrn Colonna und die Gemahlin des Generals zog; wenn er andere Personen einlud, so meldete er es durch ein Billet; der zweite Tisch, an welchem sich der General befand, war für die Stabsoffiziere bestimmt; der dritte für die andern Offiziere. Murat befahl und erhielt Gehorsam als König."

„Das sind bewiesene Thatsachen, die nicht den leisesten Zweifel gestatten, daß der General beträchtliche Kosten gehabt habe. Er hatte selbst Schulden machen müssen. Er glaubte sich deshalb an Murats Wittwe wenden zu müssen, an sie, welche im Besitze des Vermögens war und ist, das der Exkönig zurückgelassen. Er schreibt einen rücksichts- und ehrfurchtsvollen Brief, in welchem er um Hülfe bittet, deren er so sehr bedarf. Lange läßt man ihn auf Antwort warten; endlich kömmt sie an; es ist der General Macdonald, der sie geschrieben: „Ihr „Betragen," heißt es darin, „ist edel, hochherzig ꝛc.; aber die Lage der „Königin erlaubt ihr nicht, Ihnen für den Augenblick Unterstützung zu „verwilligen. — — Bemühen Sie sich nicht, sie aufzusuchen; sie würde „Ihren Besuch nicht annehmen können ꝛc."

„Einige Zeit nachher schreibt der General Franceschetti unmittelbar an die Königin;*) er erhält keine Antwort. Er entschließt sich, seine Gemahlin nach Deutschland zu senden, wohin sich Murats Wittwe zurückgezogen hatte. Frau von Franceschetti wird mit Güte aufgenommen; man macht ihr einige Geschenke — aber kein Geld; Frau von Franceschetti bringt nur einen Brief an ihren Gemahl zurück: „Herr „General! Ich kenne Ihre Lage und ich habe den innigsten Wunsch, „sie zu verbessern; die Hierherkunft Ihrer Gattin konnte den Moment „dazu nicht beschleunigen. — Nichts ist mir unbekannt, was Sie für „meinen verstorbenen Gemahl und König gethan haben. Ihre Hand„lungen sind meinem Geiste gegenwärtig, wie die unglückliche Katastrophe, „die die Trauer in den Schoos meiner Familie gebracht hat. — — Sie „sollen nicht lange warten ꝛc." "

„Dieser Brief ist vom Jahre 1819. Der General wartete lange; verschiedene Jahre verstrichen; endlich, 1823, glaubte er seine Reclamationen erneuern zu müssen. Hierauf empfing er vom General Macdonald einen Brief, in welchem dieser erklärt, daß er, wenn er von seinen Rechten spreche, nichts erhalten werde; daß man aber wohl etwas für ihn thun könne, wenn er die Großmuth und Freigebigkeit der Königin anflehen würde."

„Damals gab der Genaral Franceschetti seine Memoiren heraus; er that dieß, ohne mich zu Rathe zu ziehen; denn ich würde ihm gerathen haben, sich sofort und früher an Ihre Gerechtigkeit als an die öffentliche Meinung zu wenden. In jedem Falle indessen wird das Benehmen, das man sich gegen ihn erlaubt hat, ohne Zweifel, in Ihren Augen, das seinige vollkommen rechtfertigen."

„Der General schlägt den Aufwand und Verlag, den er für Murat gehabt, auf 86,000 Franken an. Diese Summe wird Ihnen nicht übertrieben scheinen. Der General hat 6000 Franken auf den an Corsika abgegebenen Wechsel empfangen; bleibt daher mit 80,000 Fr. Gläubiger der Wittwe und der Erben Murats."

Hierauf ging Herr Gilbert Boucher in nähere Prüfung der dem General Franceschetti entgegengesetzten Einwürfe ein und sagt dann unter andern:

„Die Gastfreiheit muß keinen Lohn begehren, sagt der General Macdonald. Sie haben sich zu Grunde gerichtet, um die Pflichten derselben zu erfüllen; welcher Corse hätte nicht dasselbe gethan? — Sagen Sie vielmehr, welcher Corse hätte ein gleiches gethan, selbst unter den gastfreien Corsen? Etwa der nächste Verwandte Murats zu Ajaccio, er, der Murat bedrohte, ihn mit Flintenschüssen zu vertreiben, wenn er dem väterlichen Hause Buonaparte's sich nähern würde?" —

Gegen die Einrede, daß der General weder eine Rechnung noch einen schriftlichen Beweis vorgelegt habe, oder produciren könne, beruft sich Herr Boucher (schwach genug!) auf die öffentliche Notorietät (als wenn irgend jemand dem wirklichen Kostenaufwand genau hätte nachrechnen können) und wollte dann eine Proclamation als schriftlichen Beweis geltend machen, worin Murat sagt: „daß seine Vertheidiger „seinem Wirthe zur Last fallen sollten" indem dies dennoch geschehen sey, da er, (der General) ihm (Murat) die 6400 Fr., das einzige Geld, das er mit nach Corsika gebracht, unberührt, bei seiner Abreise nach Calabrien, wieder eingehändigt habe. Er führte ferner einen Brief an, worin die Wittwe Murat verspricht, den General für die gehabten Verluste zu entschädigen und behauptete schließlich, daß es für den Wirth seines Königs unschicklich und unthunlich gewesen seyn würde, von diesem Quittung über die für ihn verwendeten Summen zu verlangen.

„Meine Herren!" schloß endlich Franceschetti's Anwalt, „ich glaube es jetzt sagen zu können, mit der Hoffnung, daß mich Ihre Ueberzeugung nicht Lügen strafen werde, der General Franceschetti ist das Opfer einer grausamen Undankbarkeit gewesen; aber glauben Sie nicht, daß, indem er fordert, was man ihm schuldig ist, der General der einzige Leidende zu seyn glaube oder behaupte; andere haben sich bei derselben Veranlassung aufgeopfert und sind auf dieselbe Weise wie er belohnt worden. Sie erinnern sich der drei, von mir erwähnten, Männer, die Murat auf einem zerbrechlichen Fahrzeug von Toulon wegfuhren; sie haben nichts empfangen und Donadieu, der sich in der Schlacht von Trafalgar als tapferer Seemann bewiesen, ist, der Verzweiflung endlich unterliegend, wahnsinnig geworden. — Und Armand, von dem ich nicht gesprochen, dieser treue Diener, der, so wie er die Verrätherei Leblancs vernommen, von Paris herbeieilte, um seinem Herrn, statt seiner, zu dienen! Dieser Armand, der Murat in seiner Todesstunde die letzten Dienste erwies, er hat 300 Franken erhalten; aber eine solche Hülfe konnte für einen Unglücklichen nicht ausreichen, dessen Glieder, in Folge äußerer und innerer Anstrengungen und Leiden, gelähmt sind; man hat ihn in das Hospital Saint Louis bringen müssen, wo man ihm die kärgliche Summe von 100 Fr. zugesendet hat."

„So sind von der Familie Murats alle diejenigen seiner Freunde behandelt worden, die ihn, bis in den Tod, nicht verlassen haben. Welcher Mensch, von welcher Partei er auch sey, sollte sich nicht von diesem Unglück gerührt, erschüttert fühlen? Verschließen Sie, Richter! nicht die Klage eines von ihnen Ihr Ohr nicht; sehen Sie den General Franceschetti, mit allen Zeichen der Dürftigkeit umgeben, verfolgt von den

*) An wen anders, möchte man nach dem Vorgehenden fragen, hatte er denn seinen ersten Brief gerichtet? A. d. R.

Gläubigern, die er sich durch seine edle Aufopferung zugezogen. O, um Alles, da Sie nicht all sein Mißgeschick wieder gut machen können, retten Sie ihn wenigstens von Mangel und Elend; daß man nicht bei seinem Anblick sage: „Wie tief ist er gefallen!“ daß der, der seine Töchter sieht, nicht murrend flüstere: „Sie waren für eine glänzende Laufbahn geboren „und wissen nun nicht, wo sie das Nothdürftige finden sollen.“ — —

* Aus der für die Wittwe Murats, jetzt Gräfin von Lipano, gehaltenen Vertheidigungsrede werden wir das Wesentliche, so wie die endliche Entscheidung des Gerichtshofes, unsern Lesern später mittheilen.

Die Hesperiden-Gärten.

(Aus der Literary Gazette.)

Wir wüßten keinen Gegenstand classischer Forschung, der interessanter wäre, als der berühmte und romantische Garten von Hesperus Töchtern, dessen so viele alte Sterne in der Literatur, in Prosa und in Versen, gedacht haben. *) Als der Lieutenant Beechey, auf seinen neueren Reisen in Afrika, von Tripolis nach Bernic oder Bengazi **) — wie Lempriere es bezeugt, die meisten Autoren den Garten der Hesperiden hinverlegt haben — hinkam, so suchte er an Ort und Stelle diesen merkwürdigen Platz der alten Mythologie auf, und er hat die Frage in einer so befriedigenden als unterhaltenden Weise ins Klare gebracht. Wir schätzen uns glücklich, aus seiner, ehestens im Druck erscheinenden, Beschreibung schon folgende Auszüge geben zu können.

„Es ist anzunehmen, daß Bengazi die Stelle von dem Berenice der Ptolomäer und der Hesperis der älteren Zeiten einnimmt; aber sehr wenig ist noch oberhalb der Erde vorhanden, das für den Bildhauer, den Baumeister oder den Alterthumsforscher ein Interesse hätte. Berenice selbst ist aus dem schönen Thale, in welchem es gestanden, verschwunden, und eine elende, schmutzige arabische Stadt erhebt sich über dessen Ruinen, oder vielmehr über dem Grund und Boden, der dessen Ruinen birgt, und unter welchem deren ganzes Interesse vergraben liegt. Mehr als der Zahn der Zeit oder feindliche Gewaltthätigkeit, scheint der Umstand, daß Bengazi an die Stelle hingebauet worden, wo die ältere Stadt gestanden hat, das gänzliche Verschwinden der letztern verursacht zu haben; denn da die Steine, aus welchen die ältern Gebäude ursprünglich aufgeführt waren, den Arabern zu ihren Zwecken zu groß sind, so zerschlagen sie dieselben, ehe sie sie zu ihren neueren Bauten brauchen, ja gewöhnlich noch eher, ehe sie dieselben von den Plätzen fortschaffen, wo sie aufgegraben werden. Manches edle Fries- und Karnieß-, und manches wohlproportionirte Capital ist unter dem Hammer dieser Barbaren zerstoben, so daß, gäbe es auch kein einziges Haus zu Bengazi, das nicht aus alten Materialien aufgeführt wäre, doch an diesen nun nichts mehr ist, was die Aufmerksamkeit auf sich ziehen oder sie gar fesseln könnte.“

„Es werden noch immer sehr bedeutende Häuserreste, einen bis zwei Fuß unter der Erde, in der Umgegend von Bengazi gefunden; und wer ein Haus bauen will, der darf nur, um sich die Materialien dazu zu verschaffen, einige wenige Leute zum Ausgraben, und ein Kameel, oder zwei bis drei Esel, um das Ausgegrabene nach der beabsichtigten Baustelle zu transportiren, in die Nachbarschaft ausschicken. Sind die aufgefundenen Bruchstücke (wie es gewöhnlich der Fall ist) zu groß zur Fortschaffung, so werden sie unverweilt und ohne Bedenken so zerschlagen, daß sie zum Einladen paßliche Größe bekommen, und hinterher, am Bauplatze, werden sie dann noch mehr verkleinert, wenn es nöthig befunden wird. In dieser Weise müssen manche kostbare Ueberreste des Alterthums untergegangen seyn; doch ist es zugleich sehr wahrscheinlich, daß es deren noch manche giebt, die der Kosten der Ausgrabung wohl werth seyn würden; und wir hegen wenig Zweifel, daß noch jetzt, in dem Umkreise einer halben Meile von Bengazi, Statüen und Inschriften, zahlreiche Architecturreste, und gute Sammlungen von Münzen und Gemmen zu bekommen seyn würden. An dem Gestade im Norden und Nordosten der Stadt, wo sich eine Bank von 20 bis 30 Fuß (mehr oder weniger) aus dem Schutte einer der alten Städte gebildet hat, werden bei regnigtem Wetter immer Münzen und Gemmen herunter gespült; deshalb strömen die Einwohner von Bengazi nach Unwettern schaarenweis ans Gestade und sichten die Erde, die von dem Trümmerfelsen heruntergestürzt ist, um hernach den Fund, den sie machen, an die wenigen Europäer zu verkaufen, die dort leben. *)

„In der Nähe von Bengazi befinden sich einige sehr sonderbare natürliche Höhlen oder Oeffnungen, die am Grunde, in einem Umfange von mehreren hundert Fuß, einen vortrefflichen Boden haben, der von steilen und meistens perpendicular laufenden soliden Felsmassen, die bis da, wo sie mit der Ebene, in der sie liegen, gleich sind, eine Höhe von 60 bis 70 Fuß und darüber haben, eingeschlossen ist. Das Erdreich am Grunde dieser Vertiefungen scheint von dem heftigen Winterregen an der Ebene hinabgespült worden zu seyn, und wird häufig von den Arabern bebaut; so daß man, in jenen Gegenden spazieren gehend, plötzlich zu einem Obst- oder Gemüsegarten kömmt, der im größten Schmucke tief unter den Füßen des Gehenden prangt und von allen Seiten mit einer Mauer von soliden Felsen umgeben, auf den ersten Blick durchaus unzugänglich zu seyn scheint. Der Effect, den diese kleinen verborgenen Anlagen, so geschützt gegen jedermann durch die Steilheit und Tiefe der Wehren, die sie umgeben, machen, ist unbeschreiblich überraschend und lieblich: sie erinnerten uns an die verborgenen Oerter, von welchen in den Feen-Geschichten und Mährchen die Rede ist; und so wie wir in sie hinabsahen, konnten wir uns fast ganz in die Lage dieses oder jenes begünstigten Ritters oder Prinzen, der Heroen unserer Jugendzeit, versetzen, denen es gestattet war, über die Gränzen der Wirklichkeit hinweg in die Regionen hinüber zu wandern, die dem übrigen Menschengeschlechte

---

*) Hesiodus, Apollodorus, Diodorus, Quintilian, Apollonius, Virgil, Ovid, Statius, Philostratus, und viele Scholiasten.

**) Von Tripolis setzten die Reisenden ihren Weg unter manchen Abenteuern und über verschiedene Länder fort bis in die Nähe von Muktahr, zu Sachrin, den südlichsten Punkte des famösen Golfs von Syrtis; dann ging ihre Straße längs der Küste über Braiga (muthmaaßlich das alte Automala), Tabilha (etwa die maritimae stationes des Ptolomäus?), Carcora und Ghemenes nach Bengazi, über welchen Platz Folgendes gesagt wird:

„Das große Thal, in welchem die Stadt Bengazi liegt, wird im Süden von der Hügelreihe begränzt, auf deren Gipfel sich einst Cyrene so glänzend zeigte; und das ganze Thal am Fuße dieser Hügelkette ist von den Hügeln herab bis zur See hin mit allen Reichthümern der üppigsten Vegetation bedeckt. Diese Ansicht war, wie es uns däuchte, für alle Wesen belebend, denn selbst unsre Pferde und Kameele schienen die Freude zu theilen, die uns das Anschauen dieser so angenehmen Scene verursachte.“ — Die Stadt ist fast von einem salzigen See umgeben, und Herr Beechey äußert sich ferner; „Bengazi soll auf der Stelle erbauet worden seyn, welche einst Berenice, die westlichste Stadt des Pentapolis, im Cyrenaicum eingenommen hat.

*) Eine vortreffliche Sammlung dieser Ueberbleibsel griechischer Kunst ist erst kürzlich für eine ansehnliche Summe (wie es heißt, 6000 Thaler) von einem Verwandten des Vice-Consuls zu Bengazi, der dort noch nicht viele Jahre ansäßig gewesen ist, verkauft worden.

verschlossen waren. Es war nicht möglich, um den Saum dieser Abgründe herum zu gehen, überall nach einem weniger abschüssigen Wege, um zu den Gärten zu gelangen, spähend, ohne sich der Beschreibung zu erinnern, die Scylax von dem weithin berühmten Garten der Hesperiden macht. Von diesem berühmten Versteck sagt Scylax, es sey eine eingeschlossene Anlage von ungefähr einer fünftel englischen Meile im Durchmesser, überall dick mit Fruchtbäumen verschiedener Art bepflanzt, und von allen Seiten unzugänglich, gewesen. Er war (auf die Autorität desselben Schriftstellers) 620 Stadien (oder 50 geographische Meilen) vom Hafen Barce entfernt; und diese Weite trifft genau mit der von jenen Plätzen zusammen, auf welche hier von Ptolemeta angespielt wird, welches der von Scylax gemeinte Hafen war, wie ein Ueberblick der Charte zeigt. Auch des Plinius Zeugniß spricht sehr entscheidend für die Lage der Hesperiden-Gärten in der Nähe von Berenice."

„Ja der Name der Hesperiden selbst, würde uns schon veranlassen, den so genannten Garten in der Nähe von Bengazi zu suchen; denn Hesperiden nannten sich die älteren Bewohner jenes Theiles des Cyrenaicums, — und Hesperis war, wie wir es schon gesagt, der ältere Name der Stadt Berenice, auf deren Grunde Bengazi erbauet ist, das die Griechen muthmaaßlich aus der Ursache so benannten, weil es die westlichste Stadt des Districts war. Gosselin und andre haben die Vermuthung aufgestellt, jene berühmten Gärten des Alterthums (denn ihrer wird oft in der Mehrheit gedacht) seyen nichts weiter gewesen als einige der Oasen oder grünenden Inseln, „die mitten aus den Sandwüsten auftauchten." Die auf uns gekommenen Beschreibungen der Wüste Barca, aus der Feder von arabischen Geschichtschreibern, würden uns glauben machen, das Land dieses Namens (das nicht allein das fragliche Gebiet nebst dem ganzen Pentapolis und Cyrenaicum, sondern auch den gesammten Küstenstrich zwischen Tripolis und Alexandrien in sich schließt) sey wenig anders als ein öder, kaum des geringsten Anbaues fähiger Strich Landes. Unter solchem Eindruck können wir es denn wohl begreifen, wie die neueren Schriftsteller sich so leicht täuschen lassen konnten; und wenn sie einmal die Lage der Grotten und Gärten in dem so irrig beschriebenen Lande bestimmen mußten, so müssen wir sie schon deshalb rechtfertigen, wenn sie solche Plätze an den einzigen Stellen einer Sandwüste suchten, wo eine üppige Vegetation zu finden ist: in den gedachten Oasen oder grünenden Inseln."

(Der Beschluß folgt.)

Ostindische Justiz.

Da aus allen Gegenden Europa's noch immer mehr oder minder eine Menge von Menschen von Zeit zu Zeit auswandern, um in fernen Weltgegenden das Glück zu suchen, das ihnen, ihrer Meinung nach, das Vaterland versagt, an welches aber gewöhnlich ihre Ansprüche zu groß waren, wenn sie es nicht gar muthwillig selbst verscherzten, und da unter andern Ostindien gar oft das Eldorado ist, wo sie die Erfüllung aller ihrer Wünsche erwarten und von wo aus sie noch ihre Hinterbliebenen glücklich zu machen gedenken, so dürfte die Verbreitung folgender Nachricht, die man in den letzten Tagen v. M. von Breslau aus meldete, nicht ohne Interesse und Nutzen für das Allgemeine seyn:

Hier eingegangene Privatbriefe aus Calcutta vom 28. Januar enthalten folgende durch Beischluß der dasigen Regierungszeitung vom 1. Januar verbürgte Mittheilung: Alle hier angesiedelte Continental-Europäer fühlen sich durch eine höchst unerwartete, am 29. December v. J. von dem hiesigen königl. Obergerichtshofe ausgesprochene Entscheidung in ihren wohlerworbenen und begründeten Eigenthumsrechten schwer gekränkt und in die tiefste Bekümmerniß versetzt. Ein altes englisches Gesetz verbietet Ausländern, die in England besessenen Grundstücke zu vererben. Wie aber das englische Recht überhaupt nur theilweise und unter vielfachen, von der Oertlichkeit angerathenen Modificationen in Ostindien eingeführt wurde, so ist auch jenes Gesetzes, das wegen der politischen Rechte, die im Mutterlande auf dem Grundbesitz ruhen, vielleicht Entschuldigung verdienen möchte, hier zu Lande nie Erwähnung geschehen; vielmehr hat die Compagnie seit der Organisation ihrer politischen Macht im Jahre 1763 jederzeit, nicht bloß unter der segensreichen Verwaltung des weisen Marquis von Hastings, dessen Andenken in den Herzen der lebenden Generation nie erlöschen wird, alle Fremde ohne Unterschied der Nation mit unbedingter und uneigennütziger Liberalität behandelt, und ihnen nicht nur den Aufenthalt in ihren Staaten gestattet, sondern auch erlaubt, Häuser in Calcutta zu besitzen, und nach Gefallen zu verkaufen oder zu vererben. Es haben daher viele Ausländer, die in ihren Geschäften glücklich gewesen, ihr Vermögen in Häusern, als der besten Sicherheit, angelegt, und bis auf diesen Tag hat ihnen Niemand das Recht streitig gemacht, darüber beliebig zu verfügen. Viele sind hier gestorben, und auch der königl. Gerichtshof, der von der Lokalregierung völlig unabhängig ist, hat sich nie geweigert, ihren Kindern oder sonstigen Erben die nachgelassenen Häuser oder anderweitiges Eigenthum zu überantworten. Einen schlagenden Beweis der anerkannten Gesetzmäßigkeit dieser Grundsätze lieferte noch vor Kurzem der nämliche Gerichtshof selbst, als er den in Lyon wohnenden Erben des vor 25 Jahren verstorbenen Generals Martin, welcher in Diensten des Fürsten von Oude gestanden hatte, dessen sämmtlichen in Grundstücken und baarem Gelde bestehenden Nachlaß unbedenklich zusprach. In demselben Vertrauen traf der junge Ponchelet, ein in Pondichery geborner Franzose, hier ein, um die von seinem verstorbenen Vater hinterlassenen Besitzungen zu übernehmen, ohne zu ahnen, daß, was seit Menschenaltern als Recht gegolten hatte, ohne Weiteres durch einen Federzug in das Gegentheil verkehrt werden könne. Aber diese Täuschung verschwand nur zu bald; der kürzlich hier angelangte Oberrichter, Sir Charles Grey, erklärte ihm vor dem versammelten Gerichtshofe: Wir erkennen Sie als rechtmäßigen Sohn und Erben des verblichenen Hrn. Ponchelet an, allein Ihr Vater durfte als Ausländer nach Großbritannischen Gesetzen weder Häuser noch liegende Gründe auf englischem Gebiete besitzen, verkaufen oder vererben, sondern, wenn er dergleichen auf irgend eine Art an sich gebracht, verfallen dieselben nach seinem Tode an den König. In der oben erwähnten Sitzung vom 29. December ward dieser Ausspruch bestätigt und der Abgewiesene zur Zahlung von 5000 Rupien Gerichtskosten verurtheilt. Niemand wird uns verargen, wenn wir, nachdem wir uns der Bestürzung, worin uns dies unerhörte Beispiel Indischer Rechtspflege versetzt hatte, erholt haben, weitere Streiche nicht schweigend erwarten wollen; dennoch wagen wir nicht, mit voller Zuversicht auf eine glückliche Durchführung unserer gerechten Sache vor der englischen Regierung und dem Parlamente, gegen eine der höchsten Gerichtsstellen zu hoffen, wenn sich nicht die erleuchteten und menschenfreundlichen Regierungen des europäischen Continents, im Interesse ihrer hier eingebürgerten Unterthanen und deren Erben in Europa, bewogen finden, sich mit der französischen, deren Beistand in diesem Augenblicke von dem bedauernswürdigen Ponchelet angerufen wird, zu gemeinschaftlichen Schritten zu vereinigen, und so diese Angelegenheit zu einer politischen Frage zu erheben.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT Literarische SOCIETÄT
Blätter der Börsen-Halle.

№ 206 Hamburg, Sonnabend den 28. Juli 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Ueber Verläumdung.

Unter allen tausendfachen Mängeln und Fehlern der Sterblichen keiner, der uns mit so tiefer Betrübniß über die Menschheit und mit so verachtendem Unwillen erfüllen könnte; keiner, der in seinen Folgen so verderblich wäre, und den ganz schuldlosen Redlichen zu seinem Opfer zu machen vermöchte. Begangen ohne Willen, bezeichnet er Stumpfsinn und Rohheit des Geistes; mit Bewußtseyn und Absicht, die größte Verdorbenheit des Herzens, und ich wüßte dann keinen, den man mit so vielem Rechte, ein wahrhaft teuflisches Laster nennen könnte.

Wenn der Jüngling, bei dem nie der Sinn für das Höhere geweckt wurde, von beschränkenden bürgerlichen Verhältnissen zur Entsagung, in seinem heißen Blute zum winkenden Genusse getrieben, zum Wollüstling herabsinkt; wer beklagt nicht mitleidig die verlorne Würde der Menschheit in ihm? — er wird Verführer, und unser Mitleiden verwandelt sich in Verachtung — aber kann man sagen, daß die Verführte ganz ohne eigne Schuld leide? Der hülflose Hungernde streckt, von Verzweiflung getrieben, die Hand nach dem aus, was ihm Unmenschlichkeit versagte, und worauf ihm, meint er, die Natur ein Recht gab. Aber was kann den Verläumder auffordern, was kann ihn entschuldigen, wenn sein Schlangengezischel den Schlaf des thätigen Mannes, die Ruhe des schuldlosen Weibes, die Freuden harmloser Familien stört? Der Schadenfreude sieht lächelnd den gelungenen Erfolg des Verbrechens, für welches diejenigen büßen, die es nicht begingen. — Dem Räuber kann ich begegnen im offenen Kampfe mit Muth und Kraft — den Schlingen des Meuchelmörders durch Vorsicht entgehen — aber keine Gewalt auf Erden schützt mich vor der heimlichen Vergiftung des bösen Leumunds. Es giebt Tribunale, die dem Betrüger, dem Mordbrenner das blutige Urtheil sprechen; wo aber lebt hienieden der Richter, vor dessen Throne der Bube erscheinen müßte, der die Fackel der Zwietracht in den Kreis häuslichen Friedens schleudert, der mit bitterem Spotte und roher Hand die zarte Blume des weiblichen Rufes zerknickt, an der das Glück der liebenden Gattin hing. Der Räuber, der Mörder — sie können mir nur meine Habe, höchstens mein Leben rauben — o was ist Gold, was ist Leben gegen das köstlichste Eigenthum, das der Mensch erringen kann, den Namen des redlichen Mannes, die Achtung guter Menschen. Was ist Mord gegen die Verdammniß zum ehrlosen Tode? und hängt nicht von der Menschenachtung, wenigstens der Bessern, der Erfolg, ja oft die Möglichkeit unsrer Wirksamkeit nach Außen ab?

Und wir sollten uns nicht gegen diese Pest der Menschheit mit allem Unwillen erheben, mit dem Vorsatze, sie zu bekämpfen und auszurotten, wo wir sie nur finden — wär' es auch in der geliebtesten — wär' es auch in der eignen Brust? Aber wer einen Feind bekämpfen will, muß ihn vor Allem kennen lernen, und ihn selbst in den verborgensten Schlupfwinkeln auf das genaueste beobachten; dieser Grundsatz gilt in seiner ganzen Stärke auch von dem moralischen Feinde, der Sünde. Es sey mir also erlaubt, die vorzüglichsten Quellen dieses Lasters, die subjectiven Ursachen, die gewöhnlich den Menschen zum Verläumder machen, näher zu beleuchten; leichter werden sich dann die Regeln unseres Verhaltens, und die Mittel, diesem Uebel zu begegnen, ergeben.

Ich nenne zuerst den Hang der mehrsten Menschen, das Schlimmere zu glauben, und bei jeder zweifelhaften, nicht auf den ersten Anblick zu erklärenden Handlung, dem Nächsten das unedlere Motiv unterzuschieben. Diese zahlreiche Classe theilt sich wieder in zwei Hälften: die eine, vom Schicksal gemißhandelt, von Menschen betrogen, hat Kraft und Muth für das Leben, und den Glauben an menschliche Tugend verloren. Mit gutem Willen und Liebe gegen die Menschen — aber vielleicht zu jung, noch nicht mit sich im Reinen über den hohen Zweck unsers Daseyns, trat der Jüngling mit schiefen oder überspannten Erwartungen in die Welt, oder wurde vom Zufall hineingestoßen. Die vergänglichen Güter des Lebens, nach denen der Sinnliche strebte, hätten den für das Höhere Bestimmten, selbst im ungestörten Besitze, nicht befriedigen können — wie viel schmerzlicher mußten ihn fehlgeschlagene Hoffnungen des Geistes und Herzens verwunden! Seine Offenheit wurde zur unbesonnenen Hingebung an jeden ungeprüften Fremden, der sich ihm unter der Maske des Wohlwollens und des Vertrauens nahte — und so wurde er leicht das Opfer seiner unrichtigen Ansichten, seiner Unvorsichtigkeit, und vielleicht einiger listiger, eigennütziger Buben, denen er gerade im Wege stand. Nun, statt die Ursache seines Schicksals hauptsächlich in sich selbst zu suchen, kehrt er mit einem Herzen voll Bitterkeit und Mißtrauen aus der größern Welt zurück, und übt nun auch gegen den Jahrelang Geprüften das Gegentheil von dem, was er sonst that, eben so ohne Grund und Beweis, wie jenes. Dazu will er seine vermeintliche reiche Erfahrung nicht vergebens gemacht haben; er täuscht sich von Neuem mit dem Gedanken, den jüngeren Bruder warnen zu müssen — und so spricht er seine mißtrauischen Vermuthungen vorschnell als Gewißheit aus. „Machen Sie nur erst meine Erfahrung! schallt es dann dem Vertheidiger entgegen; ach, ich kenne die Menschen!" — Das ist die ewige Ausflucht, wenn der rechtliche Mann nach dem Beweise fragt; der immer wiederkehrende Wahlspruch, der den Entschuldigenden niederschlagen soll, und der mir oft das Blut zum Herzen gedrängt hat. Doch mein Zorn wurde gewöhnlich zum trauernden Mitleiden. O wie bedauernswerth, fühlte ich, ist der Mann, der so verarmt, so verlassen von Liebe und Vertrauen dasteht durch eigne Verblendung, der keine Brust hat, in die er seine Freude gießen kann, kein Auge, das im Schmerze mit ihm weint!

Sparen wir unsere Verachtung für die andere Hälfte, die den Maaßstab ihrer liebelosen Urtheile nicht von außen her, sondern leider!

aus dem eignen verdorbenen Herzen nimmt. Schon ein gemeines Sprichwort drückt es aus, daß man des eignen Fehlers leicht den Nächsten beschuldige, weil man die Empfänglichkeit dafür bei jedem voraussetze — und daß eine Beschuldigung ohne Beweis immer zu dem Schluß rückwärts auf den Beschuldigenden berechtige. O möchte diese Wahrheit, wie verdächtig der Verläumder sich selbst mache, doch dem Splitterrichter immer mit Flammenschrift entgegen leuchten!

Ist der Mensch einmal auf einen gewissen Grad gesunken, so sucht er die Regungen des verletzten Gewissens dadurch zu unterdrücken, daß er sich zu überreden strebt, es sey niemand besser, und alle gepriesene Tugend nur Selbsttäuschung oder Heuchelei; und wenn er auch diese Ueberzeugung nie ganz zu befestigen vermag, wenn der strafende Blick des edlen Mannes ihm eine längst verlernte Schamröthe abzwingt, und mit unbegreiflicher Gewalt das freche, verstockte Herz erschüttert, so bleibt es doch sein höchstes Interesse, jene Meinung zu verbreiten wo und wie er nur kann, um durch Herabwürdigung der Menschheit, seine eigne Verächtlichkeit minder auffallend zu machen. Unter allen, die der Tugend und dem Rechte ungetreu wurden, sinket zu dieser Niedrigkeit vorzüglich der Sclave der Sinnlichkeit und der Wollust herab. Von einem Triebe tyrannisch unterjocht, den nur die Verbindung mit einer geistigen, himmlischen Liebe adeln, ein hoher Naturzweck in unsern Augen heiligen kann, von Stufe zu Stufe gefallen, hat er längst jedes Zartgefühl und den Sinn für alles Höhere verloren; von einem Genusse zum andern im Rausche taumelnd — wie könnte er, dem der tröstende Genius edlerer Freundschaft bei seinen schwelgerischen Gelagen nie erschien, wie könnte er glauben, daß der Mann in jugendlicher Kraft, in einsamer Laube mit dem reizenden Weibe, nur die schuldlosen Freuden des Frühlings mit ihr theilte, nur die Blüthen des Geistes brächte? Wie kann er es fassen, daß ein edler Mann mit glühender Leidenschaft lieben und dennoch schweigen, alle Wünsche, des Herzens Ruhe an den geliebten Gegenstand fesseln, und dennoch ihrem Besitze freiwillig entsagen, und das Leben selbst der Pflicht zum Opfer bringen kann? Daher die Verachtung, mit welcher er vom andern Geschlechte, das er in den feilen Opfern seiner Begierde erkannt zu haben wähnt, denkt und urtheilt; daher der Spott über jede Aeußerung von Schaam und die Entfernung aus seinem zügellosen Kreise, die er für Albernheit oder Verstellung erklärt; daher die niederträchtige Deutung jedes vertrauteren Verhältnisses, auch des unbescholtensten Mannes mit dem sittsamsten Weibe. Zuweilen gesellt sich — muß der Wollüstling seine äußern individuellen Verhältnisse schonen, und hat er Geist genug, sich den Schein zu sparen — hierzu die Heuchelei, dieses Laster der Hölle! Weit entfernt, sein Inneres zu entschleiern, beschleicht er mit moralischen Sentenzen im Munde das redliche Vertrauen des Mannes ohne Falsch, der dem vermeinten Freunde gastfreundlich die Thür öffnet, und legt heimliche Schlingen, die Treue zu umstricken und die Arglosen meuchlerisch um das Theuerste zu betrügen. Gelingt ihm seine niedrige Absicht nicht, so glaubt er, statt die Tugend mit reuiger Achtung zu ehren, entweder nur, daß er nicht die richtigen Mittel gewählt, und von einem glücklichern Nebenbuhler besiegt worden sey, oder er sucht, von schändlicher Rache befeuert, die Schmach der Demüthigung durch grimmige Verfolgung und giftige Verläumdung zu vergelten.

Eine andere Triebfeder der Verläumdung ist die Eitelkeit, dieser Götze, der mit eisernem Zepter und mit Rosenfesseln unter tausend wechselnden Gestalten das arme Menschengeschlecht beherrscht. Nicht der Geck allein, der durch Moderock, Tanz und Possen die Eroberung noch schwächerer Wesen bezweckt und erringt; nicht das Mädchen allein, das ihrer niedlichen Hand, ihres schlanken Wuchses sich freut, verdient die Rüge dieser Schwachheit; auch der Mann, der über beide unerbittlich die Geißel schwingt, der auf den verleiteten Jüngling hohnlächelnd herabschaut und mit eindringendem Ernste es dem Weibe ans Herz legt, daß sie nicht durch Ansprüche, sondern durch Anmuth zu fesseln und in ihrem schönsten Lichte zu erscheinen vermöge; auch der Mann kann oft nicht minder eitel seyn, und für gerechtes Selbstgefühl halten, was himmelweit davon verschieden, was nichts weiter als jene Schwäche ist. Achtung kann er fordern, d. h. die Anerkennung seiner Redlichkeit, seines moralischen Charakters, bis zum Gegenbeweis; dies Recht kömmt jedem Alter, jedem Stande, jedem Geschlechte zu, und gebührt der Mutter, an deren weiches Herz die Natur die hülflose Unschuld legte, wie dem Gatten der die Leidende vertheidigen soll; dem Weibe, die duldend jahrelangen Leiden des Körpers und der Seele nicht weniger Muth und Kraft entgegensetzt, als der Held in der nur tagelangen Schlacht, oder der Geschäftsmann in der Uebung seines mühevollen Berufs. Schon über die Größe ihrer erworbenen Kenntnisse und Vorzüge müssen sie, gleich resignirt, das Urtheil dem Dritten anheim stellen. Will aber der Mann gar die Bewunderung seiner Naturtalente erzwingen — was thut er besseres als das Weib, das mit ihren seidenen Locken, mit ihrem schmelzenden Blick um Jedes Huldigungen wirbt? Kokettirt er nicht, wie sie, mit einem gleich zufälligen Geschenke der Natur, das ihn nur zum Danke gegen sein Schicksal, nicht zur Ueberhebung über andere bestimmen sollte? Und doch, wie oft müssen wir leider! die Erfahrung machen, daß sich die mehrsten Menschen lieber das Herz als den Geist absprechen lassen wollen! — Wie oft verscheucht ein Mann, geschaffen aller Herzen, aller Achtung zu gewinnen, geschaffen, die Freude um sich zu verbreiten, wo er erscheint, jeden, der traulich sich ihm nahen möchte, durch seine Klage über die Ungerechtigkeit des Schicksals, und die Undankbarkeit der Menschen gegen ihn. Niemandem gesteht er Talente zu, der es wagt anderer Meinung zu seyn, als er: Niemandem moralische Würde und Verdienst, dem das Glück milder lächelte, als ihm; und mit absprechenden Urtheilen und unauslöschlichem Hasse verfolgt er Personen und Verhältnisse, die er nicht kennt, blos deswegen, weil er die letztern nicht gestiftet, und die erstern nicht ausschließlich seinen Ruhm verkündigen. O Schade um die schönen Anlagen und das schnell empfindende weiche Herz, welches beides so oft, trotz der Häßlichkeit des Fehlers dem Eitlen angehört! Schade! daß er durch selbst geschaffne Qual, die eigne Ruhe, wie die des Bruders untergräbt. Aus dieser unreinen Quelle aber breitet sich in tausendarmigen Kanälen vielfaches Verderben über die Welt aus — Herrschsucht und Neid und Eifersucht und Intoleranz — und alle die gehäßigen Leidenschaften, die an dem Herzen der Menschheit nagen, und die alle, mit und ohne deutliches Bewußtseyn, die schändlichen Waffen der Verläumdung ergreifen.*)

Fast möchte die Intoleranz hier noch einen eignen Platz verdienen, in so fern sie auch bisweilen nicht von Eitelkeit, sondern von Einseitig-

*) Leider! sind Eitelkeit, Eigennutz, Neid und Intoleranz die Fehler, die selbst das ideale Reich der Kunst nicht verschonen und den reinen Himmel im Gebiet der Wissenschaft oft trüben. Afterkünstler und Aftergelehrte vermögen ohne Scheelsucht kein Verdienst neben sich zu dulden; hängen ihnen die Trauben, nach welchen ihnen gelüstete, zu hoch, so muß der ihren Zorn tragen, dem sie zum Genusse geboten wurden; munden ihre Leistungen nicht, so sind anderer Arbeiten ohne Geist und Kraft und das Publikum blind, das dieß genießt und liest, indessen die todtgebornen Kinder ihrer Laune gleich mit der pomphaften Ankündigung vergessen werden; will man ihre Indifferenz in Religion und Moral, ihre für Liberalität ausgegebene Zügellosigkeit nicht für das Mittagslicht der Weisheit gelten lassen, so schreien sie über hierarchischen und tyrannischen Zwang und verunglimpfen ehrenwerthe Männer, die nichts fordern als das Recht — auch eine Meinung zu haben.

tut und Verschwiegenheit bei Verschwörer eigen wird. Die Klugheit überschreitet, wenn sie Fürsten über bürgerliche Dinge zu Rathe zieht, selten die Grenzen der Theorie, weil sie in praktischen Angelegenheiten nicht viel Erfahrung hat. Die Tapferkeit, so nöthig sie Fürsten ist, ist Verschwörern eigen, weil sie, wo nicht Tapferkeit, so wenigstens Kühnheit besitzen müssen. Die Tapferkeit, welche Fürsten zum Siege und Triumphe verhilft, ist selten, weil sie mit Klugheit, Mäßigung und Großmuth gepaart sein muß. Diese Tugenden sind selten in einer Person vereinigt, weil sie auch auf sie getrennt sind. Die Tapferkeit, welche Verschwörern nöthig ist, ist gemein, weil sie mit Grausamkeit und Ungerechtigkeit gepaart sein kann

er allen denen, die ihn um die Gründe seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Abschaffung der Todesstrafe fragten; ich glaube daher, ohne Indiscretion, den Gesetzgebern und Staatsmännern das Beispiel eines Gesetzgebers vor Augen stellen zu dürfen, dessen ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit gewidmet war, und der sich von der Herrschaft der Vorurtheile frei zu machen wußte, um die edle Sache der Menschheit und der gesellschaftlichen Vervollkommnungsfähigkeit zu verfechten.

Ich lasse mehreres aus dem Eingange weg, was nur mich interessiren kann. Folgendermaaßen fährt Herr von Sellon fort:

„Sie geben mir die Geschichte Ihrer Ueberzeugung in der Einleitung zu Ihrem Buche; erlauben Sie mir, Ihnen dagegen die meinige mitzutheilen:“

„Mein Vater, leidenschaftlicher Liebhaber der schönen Künste, reiste im Jahre 1790 mit seiner Frau und seinen vier Kindern von Genf ab, um eine Reise nach Italien zu machen: wir verweilten zu Rom, zu Neapel und endlich zu Florenz. Da, obgleich noch sehr jung, konnte ich die Sitten Toscana's mit denen der Länder vergleichen, wo wir uns aufgehalten; ich sah in Florenz Heiterkeit auf allen Gesichtern, vollkommene Sicherheit bei Nacht wie bei Tage, auf den Landstraßen und den Gassen, während ich in Rom und in Neapel täglich Mordthaten erzählen hörte, und unsere Freunde von Neapel nicht anders als unter starker Escorte nach ihren Landgütern abreisten. Dieser Zustand der Dinge, dieser Contrast wurde von allen Reisenden bemerkt und ich hörte täglich ausgezeichnete Männer, die bei meinem Vater zu Florenz zusammenkamen, die Abwesenheit von Verbrechen dem System des Großherzogs Leopold, seinen liberalen Verordnungen und besonders der Abschaffung der Todesstrafe zuschreiben. Ob ich gleich fast noch Kind war, so gefielen mir doch die ernsthaften Unterhaltungen sehr wohl und mein Vater unterhielt diesen Geschmack, indem er gefällig mehr mit mir plauderte, als die Väter jener Epoche in der Regel pflegten. Von einem Augenübel befallen, hatte er mich zu seinem Vorleser gemacht, und ich habe ihm den Moniteur von 1792 bis 1810 vorgelesen, in welchem Jahre ich das Unglück hatte, ihn zu verlieren. Wenn Sie diese Sammlung genau kennen, mein Herr, so werden Sie sich nicht darüber wundern, daß ein junger Mensch eine grausame Vergleichung zwischen Leopolds Codex und den Beschlüssen des Wohlfahrtsausschusses so wie den Verurtheilungen des Revolutionstribunals machte; auch war ich kaum im Stande, Ideen zu verknüpfen und ein Urtheil zu fällen, als ich schon die Todesstrafe von Herzen zu hassen begann, die den Parteien zum Vorwand und Mittel diente, sich ihrer Nebenbuhler und Gegner zu entledigen. Das Studium der alten und neuen Geschichte bestärkte mich nur noch mehr in meinem Widerwillen und jeder Tag vermehrte die Sammlung von Thatsachen, die dieses Gefühl zum höchsten Abscheu steigerten. Das Lesen der causes célèbres trug nicht wenig dazu bei, meine Meinung klarer zu bestimmen. — Mein Vaterland und das Ihrige blieb bis 1814 unter fremder Herrschaft, so daß ich keine Gelegenheit, kein Mittel hatte, die geeignetsten Gründe zur Verwerfung einer Gesetzgebung vorzulegen, die die ganze Macht des Herkömmlichen und einer Regierung für sich hatte, welche nöthig zu haben glaubte, ihre innern und äußern Feinde durch die Furcht im Zaum zu halten; aber kaum war ich mit der Würde eines Deputirten und Bevollmächtigten des Volkes bekleidet, als ich in dem Rathe, dessen Mitglied ich war, den amtlichen Vorschlag machte, die Todesstrafe abzuschaffen; dies war im Jahre 1816. Seit der Zeit habe ich wiederholt meinen Vorschlag erneuert und der Staatsrath, dem die Initiative der Gesetze zusteht, hat darauf geantwortet, daß eine Commission beauftragt sey, den Strafcodex von 1810 zu revidiren und daß man sich mit meinem Vorschlag nicht eher als nach dem Bericht derselben beschäftigen könne, um alle Theile des Strafgesetzbuches zugleich und übereinstimmend zu ordnen. Ich habe das Beispiel Leopolds dagegen angeführt, der damit angefangen, die Todesstrafe zu suspendiren, und damit geendet hatte, sie ganz abzuschaffen. Im Jahre 1826, um meine Meinung von der talentvoller Männer unterstützt zu sehen, sammelte ich ihre Ansichten über die Abschaffung der Todesstrafe und gab zu selbiger Zeit eine Flugschrift heraus, worin ich die Motive auseinandersetzte, die mich für diese Abschaffung bestimmt und worin ich einen Auszug von Benthams Werke, von Leopolds Strafgesetzbuch und endlich von Livingstons Bericht an den Senat von Louisiana mittheilte. Betroffen von der Aehnlichkeit zwischen einem ungerechten Todesurtheil und einem ungerechten Kriege, verglich ich die beiden Gegenstände und führte den Plan eines ewigen Friedens, von Heinrich IV. und Sully gefaßt, an, den man in den Denkwürdigkeiten des letztern, nebst den Reflexionen J. J. Rousseau's über das Werk des Abbé von St. Pierre, findet; und ich beharre darauf wie Sie, mein Herr, zu glauben, daß der Abscheu gegen den Menschenmord unberechenbare Wirkung auf die Sitten der Völker und ihrer Regenten haben würde. Die Erklärung, daß man kein Recht über Leben und Tod seines Gleichen habe, würde Resultate hervorbringen, die man kaum ahnet.

„Wenn ich lange Zeit, wie Sie, geglaubt, daß die Gesellschaft das Recht habe, die Todesstrafe anzuwenden, um sich in Sicherheit zu setzen, so glaube ich es jetzt doch nicht mehr; ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Todesstrafe ungesetzlich ist, nach dem Rechtsgrundsatz, welcher nicht erlaubt, das zu nehmen, was man nicht wiedergeben kann, und nach dem Evangelio, welches das Unrecht zu verzeihen, aber nicht zu rächen lehrt. Die Bergpredigt unsers Heilandes, die Stelle: Gott will die Bekehrung des Sünders und nicht daß er sterbe, *) die Meinung verschiedener gelehrten Geistlichen, die Maxime, daß die Kirche Blut verabscheue, das Zeugniß des heiligen Augustin, alles überzeugt mich, ich wiederhole es, daß das Evangelium der Abschaffung einer unwiderruflichen Strafe, von dem Irrthume unterworfenen Wesen ausgesprochen, günstig ist. Auch bin ich gewiß, daß die Richter und Gesetzgeber aus Gewissensunruhe die Todesstrafe endlich aufgeben werden und daß man an diese Thür klopfen muß, um zum Ziel zu kommen. Ohne dieses wird individuelles Interesse, Besorgniß für persönliche Sicherheit, und Gewohnheit, der Zunge und der Abstimmung der Gesetzgeber Fesseln anlegen, welches auch sonst ihre Meinungen und Gefühle seyn mögen. Eine Furcht muß man durch eine noch mächtigere Furcht bekämpfen; sie müssen fürchten, ihr ewiges Heil für die Erhaltung eines vergänglichen Lebens in Gefahr zu setzen; man muß auf die Einbildungskraft, auf das Gewissen wirken, wenn es gelingen soll, ihren Verstand von diesen wichtigen Wahrheiten zu überzeugen.“

*) Hier dürfte doch wohl von einem andern Verderben und Untergange die Rede seyn, als vom physischen Tode und folglich der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Aus dem Princip der Rache wird übrigens wohl niemand dieselbe jetzt mehr zu vertheidigen suchen, wie man ehedem wohl auch aus falscher Anwendung einer Stelle aus dem alten Testamente gethan hat. Uns dünkt, es genüge, daß die Gesellschaft kein Recht haben kann, was keins ihrer Glieder über sich oder andere hat, noch folglich übertragen kann, und Strafe überall nur zweierlei bezwecken soll, Besserung des Fehlenden und Sicherung der übrigen Gesellschaft. Die erstere wird durch die Todesstrafe unmöglich; die zweite ist ohne die Todesstrafe jedesmal zu erreichen, wenn und wo man sie einzig anwenden kann, nämlich wenn die Gesammtheit den Einzelnen in ihrer Gewalt hat. Nur der evidente Fall der Nothwehr kann es rechtfertigen, ein Menschenleben zu vernichten. A. d. R.

Mut nun in der ersten, leichter bei Gemeinsinn oder; bleibt noch lange Übergangszeit zum endgültigen Gleichgewicht bei; Arbeit noch, die Kraft erfordert und die Zweifler, die Ungeduldigen, die Kleinmütigen stärker, die noch jetzt an dem Gelingen der endlichen guten Gegenwart verzweifeln, die Gegenwart selbst, die Zeit, die Arbeit, die Geduld, die Kraft, die Liebe, die Treue, die Hoffnung, die Zuversicht, die Tapferkeit, das Vertrauen, das Gelingen, die Vollendung, die Vollendung, die Vollendung

bewundernswürdig auf sittliche Besserung gewirkt und hat die Menschenliebe so weit getrieben, den Gefangenen, nach ihrer Entlassung, zunächst ein Haus der Zuflucht, wo ihre Besserung vollendet wird, zu verschaffen, dann ihre Zulassung in rechtlichen Häusern zu bewirken, wo sie sich, gegen einen kleinen Lohn, nützlich machen. In dem erwähnten Aufenthalts- und intermistischen Versorgungs-Haus von Turin stehen sie noch unter einer Art von Zucht und nur allmählig und stufenweise treten sie in die Welt wieder ein. — Erziehung des Volkes, freier Handel, gänzliche Freiheit diejenige Industrie auszuüben, zu welcher man geeignet ist, religiöse Gefühle, ohne irgend eine Mischung von Aberglauben und Fanatismus, ein Reu- und Büßungs-System von frommen Gedanken unterstützt, väterliche Aufsicht nach der Entlassung aus der Gefangenschaft, thätige Polizei, Unterdrückung der Lotterieen und Spielhäuser — das sind die Mittel und Einrichtungen, die die Gesellschaft besser und wirksamer sichern werden, als die Todesstrafe, die ich für ungerecht und mithin für ungesetzlich zu erklären nie aufhören werde.

Briefe von Bonstetten an Matthisson.

Herausgegeben von H. H. Füßli.

Von Bonstetten ist neuerlich gesagt worden: Er gehöre zu den Charakteren, welche Hippel die Verheirathbaren nennt, das heißt, die durch inniges Zusammensein und Mittheilungen, durch Briefwechsel und Ideengemeinschaft mit berühmten Freunden eine höhere Celebrität erhalten. Sein Name blühe, wie in Johannes Müllers Briefen, so in Matthissons Erinnerungen und Gedichten, und in den Briefen und Liedern seiner treuen Freundin, Friderike Brun. — Mit diesem Ruhme, der dem vortrefflichen Greise unstreitig der köstlichste ist, weil er, um den Freunden und sich selbst zu leben, sich von Jugend an jene Unabhängigkeit bewahrt und erhalten hat, die sein glückliches Alter verschönert und sein Leben veredelt, einigt sich jedoch auch der andere Ruhm, welcher aus den eigenen Arbeiten hervorgeht, die als Erzeugnisse eines Zeitraums, der über ein halbes Jahrhundert befaßt, je die ersten und andauerndsten Interessen der Menschen und ihrer Gesellschaften berühren. Verschiedene von Bonstetten's Schriften werden so lange im Andenken bleiben, als man diejenigen seiner vorgenannten Freunde lesen wird. In seinen fünfzigjährigen Briefen an diese und viele andere der zahlreich befreundeten Zeitgenossen befindet sich ein Schatz geschichtlicher Nachweisungen und geistvoller Bemerkungen, von dem uns hier aus der jüngsten Zeit eine Partie mitgetheilt ist, der man mehrere Nachfolger wünschen wird. — Die meisten der Briefe an Matthisson sind im letzten Jahrzehent vom ruhmwürdigen Siebziger und Achtziger geschrieben, der in einem der ersten (S. 31) von sich selbst aussagt: „Ich betrachte mich als ein ganz erinnerungsloses Ding, nur in der Zukunft lebend. Ich muß immer vorwärts blicken. Mein Geist hat keine Drehmuskeln, um rückwärts zu schauen. Doch kann ich mich an Alles erinnern, wenn es sein muß. Davon wird meine begonnene Biographie *) einst den Beweis liefern. Nichts ist grundloser und unwahrer als alles, was man gewöhnlich vom Alter schwatzt. Ich empfinde in meinem siebzigsten Jahre auch nicht die leichteste Sehnsucht nach meiner Jugend. Diese Sehnsucht ist nie etwas anders als das Stillestehen des Geistes, der, weil er an nichts denkt, nur noch den Wiederschein der Vergangenheit sieht, und in seiner dunkeln Nacht nur in diesem Zwielichte lebt. Ich habe mich immer zu beschäftigen gewußt, so daß mein Jugendkopf mir wüst und leer scheint gegen meinen alten Schädel." Kaum eine merkwürdige Erscheinung der neuesten Zeit ist in den Briefen unberührt gelassen; viele anziehende Dinge liest man darin über berühmte Reisende, die bei kürzerem oder längerem Aufenthalt in Genf und am Genfer See für Bonstetten ein Stoff stets wechselnder Unterhaltung waren. „Die englischen Mystiker," schrieb er schon früh, „haben sich bei uns eingenistet und säen überall Unheil aus. Diese Menschen sind eine wahre Religionspest. Jeder Einzelne scheint erträglich zu seyn; allein viele bei einander werden zum rasenden Feuer, das alles in Asche legt." Herzliche Freundschaftsergüsse strömen in allen Briefen über, und zwiefach da, wo sichs um Zurüstungen zur Reise handelte, um den Freund in Stuttgart zu besuchen, und wo nachher von dem daselbst erhaltenen Vollgenuß der Freundschaft die Rede ist. Immer glanzreich frisch und neu sind auch die Gemälde der Naturpracht am Genfer See, deren Verherrlichung durch die Dampfschifffahrt mit jugendlichem Feuer auch den Greise ergriffen, auch seine erste Fahrt auf dem Wilhelm Tell in lieblichen Bildern erzählt wird. Seit dem Besuche in Stuttgart klingt keiner der Briefe ohne Lob von Luisen, der das Leben Matthissons verschönernden Gattin, die ein unvorhergesehener Tod dem Freunde vor Jahre später entrissen hat. Theilnahme am Schmerz und Aufruf zu männlicher Besiegung desselben nehmen von da an die Stelle des heiteren Scherzes ein. Dankend für das grüne Blatt vom Grabe des hingegangenen Engels setzt Bonstetten hinzu: „Ich bin aber eigentlich nicht für solche materielle Erinnerungen. Erinnerungen an Todte müssen geistig seyn. Wir müssen unsere Todesgedanken hinauf, nicht hinab denken: Was anders ist der welke Körper als Staub? Die Gedanken müssen sich dahin erheben, wo Leben, wo Wirklichkeit ist und wo die Zukunft Sie Dir aufbewahrt. Das sind unergründliche Geheimnisse, doch so untrügliche, wie die Realität einer Zukunft. Etwas muß doch aus uns werden; etwas, eine Wirklichkeit! Wo? Wie? Was? Eitle Fragen! Geht das All aufwärts, so steigt die Zukunft aufwärts mit Deiner Luise und Du mit ihr und zu ihr. Nichts mehr davon! Sei thätig! Das ist Leben. Nur Thätigkeit und Leben bringen uns aufwärts." — Der letzte Brief in der Sammlung (vom 11. Januar 1827) meldet ein Anekdoten von Lord Byron. „Ich habe gestern (erzählt Bonstetten) den Abend in großer Gesellschaft mit einem Helden Griechenlands zugebracht, der aus Missolunghi entkam. Noch sieht der Jüngling etwas wild aus; man sieht noch Türken- und Tyrannenhaß in seinem Gesichte. Dieser Mann war ein besonderer Freund von Byron, von dem er nicht ohne Rührung sprechen kann. Höre! Byron war sterblich zu Missolunghi in Marietta, eine der schönsten Griechinnen, verliebt. Er sah sie von seinem Balkon, redete sie griechisch an, und sie antwortete französisch. Byron ging zu ihr, er fand ein höchst gebildetes Mädchen, in Frankreich erzogen. Sie war Byron gut, aber liebte ihn nicht. Er ging täglich zu ihr, fand Gefallen an ihrer Musik, an ihrem ganzen Wesen. Einst war er bei Marietta. Sie spielte am Klavier ihm eins seiner griechischen Lieder, obschon sie sich übel befand. Im Spielen sank sie sterbend zu Boden. Wisse, sagte sie zu Byron, mein Geliebter, mein Palikari ist todt. Ich habe eben diese Nachricht erhalten. Wir haben geschworen mit einander zu sterben. Ich habe Gift getrunken, und sterbe für ihn! Denke Dir Byrons Verzweiflung. Sie starb in seinen Armen!"

---

*) Wir befürchten, die begonnene Arbeit sey noch nicht fortgesetzt worden und sie beschränkt sich auf das köstliche Bruchstück, welches im Taschenbuch der Minerva (1826) zuerst gegeben, und hier als Zugabe der Briefe ziemend wiederholt ward.

Die Hesperiden-Gärten.

(Beschluß.)

„Man muß freilich zugeben, daß die Lage des Hesperiden-Gartens ren verschiedenen Autoren an so vielerlei Plätzen an der afrikanischen Küste bestimmt wird, daß sich kaum die Möglichkeit denken läßt, die so abweichenden Angaben in Einklang zu bringen. Die mit diesen berühmten Orten in Verbindung gebrachten Sagen sind überdem so wild und ausschweifend, auch unter einander so widersprechend, daß man oft in Versuchung gerathen möchte, die Gärten selbst für fabelhaft und für Täuschung zu nehmen, und sie als bloß in dem schöpferischen Gehirn der Dichter und Mythologen, aber sonst nicht in der Wirklichkeit bestehend, anzusehen. Wir meinen aber, so wie wir die Sache ansehen, nicht, daß die Verschiedenheit der Lage, die den Hesperiden-Gärten gegeben wird, sich nicht auf genaue geographische Daten sollte zurückführen lassen: die schon citirten Details des Scylax sind zu umständlich, als daß man sie gänzlich verwerfen könnte, und die Lage, die Ptolomäus und Plinius den Gärten geben, stimmen mit der überein, die Scylax nachweiset. Wir haben zugleich gezeigt, daß die Beschaffenheit des Bodens in der Nähe von Berenice (oder Bengazi) der Angabe von Scylax entspricht; und daß man Stellen, wie er sie so umständlich beschreibt, in dem Gebiete antrifft, wo er die Gärten hinverlegt. Diese sonderbare Bildung, so weit wir es gesehen, ist auch eine Eigenthümlichkeit des in Rede stehenden Landes; und uns ist kein anderer Distrikt von der nördlichen Küste von Afrika bekannt, wo sich eine gleiche Beschaffenheit des Bodens vorfände. Wir sind nicht willens irgend einen dieser unterirdischen Gärten als den zu bezeichnen, der in der oben citirten Stelle aus Scylax beschrieben wird; denn wir wüßten keinen einzigen, der im Umfange demjenigen gleichkäme, dessen der Autor erwähnt: alle, die wir gesehen, hatten bei weitem keine Fünftelmeile im Durchmesser, und die Plätze dieser Art, die hinsichtlich der Dimension am ähnlichsten wären, sind nun von Wasser, frisch genug, um trinkbar zu seyn, und in der Form von kleinen romantischen See'n. Inzwischen waren kaum zwei von den Gärten, die wir antrafen, von gleicher Tiefe oder Größe; und deshalb, weil wir keinen gesehen, der groß genug war, um für den Garten der Hesperiden zu gelten, der in dem Berichte von Scylax beschrieben wird, dürfen wir noch nicht folgern, es gäbe deren keine unter jenen, die unsrer Beachtung entgangen sind; um so weniger, da die sonderbare Formation, deren wir erwähnt haben, sich bis zum Fuße der Cyrenaischen Gebirgskette hin erstreckt, die da, wo am nächsten, 14 Meilen von Bengazi entfernt ist. Wenn wir erwägen, daß die in Rede stehenden Plätze sämmtlich unter die Oberfläche des Bodens versunken sind und dahingegen das Land, wo man sie findet, mit Gestrüpp überwachsen, auch nirgends völlig eben ist, so ist es wohl nichts Außerordentliches, wenn uns bei allem fleißigen und öfteren Nachsuchen dennoch einige entgangen wären. Jedenfalls wird man es unter den Umständen, die dem Leser schon vor Augen liegen, nicht für eine träumerische oder übereilt gebildete Voraussetzung halten, wenn wir der Meinung sind, die Lage dieser berühmten Orte — schon so lange der Gegenstand einer eifrigen und zweifelhaften Forschung — lasse sich mit einiger Wahrscheinlichkeit in der Nähe der Stadt Bengazi annehmen. Die merkwürdigen Eigenthümlichkeiten dieses Theils des nördlichen Afrika stimmen (unsers Bedünkens) hinreichend genug mit den schon angezogenen Autoritäten überein, um zu der Folgerung zu ermächtigen, die wir aus der Besichtigung des Platzes gezogen haben, und uns zu veranlassen, die Hesperiden-Gärten eher in einigen oder mehreren der beschriebenen Plätze zu suchen, als in irgend einer der Oasen in der Wüste, wie Herr Gosselin und andere es glauben machen wollen. Es ist wahrscheinlich, daß es mehr als einen Garten dieses Namens gegeben hat; aber es ist nicht wohl denkbar, daß sie alle so groß gewesen seyn sollten, wie der, dessen Scylax erwähnt; und die meisten derjenigen, die wir zu entdecken im Stande gewesen, waren bedeutend kleiner in all ihren Dimensionen, wie wir es oben bereits gesagt haben. Wie schon bemerkt, sind einige der Klüfte nun mit Wasser angefüllt, und bilden kleine Seen, deren Seiten perpendiculair laufen, wie die der Gärten, und scheinen meistens sehr tief zu seyn. In einigen dieser Seen erhebt sich das Wasser bis oben an den Rand der Felsendecken, die sie umschließen, während es in anderen wieder 20 Fuß niedriger steht. Ohne Zweifel sind sie nach der Regenzeit weit voller, als in den anderen Jahrszeiten, auch ist das Wasser dann süßer, als gewöhnlich. Außerdem giebt es noch mehrere unterirdische Höhlen in der Nähe von Bengazi. Eine derselben, ungefähr 80 Fuß tief von der Oberfläche des Thales, enthält eine große Masse frischen Wassers, von dem man sagt, es laufe weit hinein in das Innere der Erde oder vielmehr des Felsens, der sich darüber hin wölbt. Als wir in diese Höhle hinabstiegen, fanden wir, daß sie in ein geräumiges Gemach ausmündete, dessen Seiten sichtlich an vielen Stellen mit dem Meißel bearbeitet worden waren und die sich perpendiculair zu einer ansehnlichen Höhe erhoben. Unser Weiterkommen in der Höhle ward bald durch die bereits erwähnte Wassermasse gehemmt, die aber, trotz der Lichter, die wir mitgenommen hatten, kaum durch die uns umgebende Dunkelheit sichtbar war. Vorn am Rande war das Wasser seicht, aber bald ward es allmählig zu tief, als daß man weiter darin hätte fortgehen können; auch konnten wir sein Ende nicht absehen, und ein Stein, den wir, so weit wir es vermochten, fortschleuderten, fiel ins Wasser, ohne auf dem Fluge anzuschlagen. Wir hatten inzwischen genug gesehen, um unsre Neugier sehr stark angeregt zu fühlen, daher wir auch den Beschluß faßten, mit ehestem, versehen mit einem Boote und einem reichlichen Vorrathe von Lichtern, zurückzukehren, um dann diesem unterirdischen Strom so weit, als die Höhe des Felsens es nur zuließe, zu folgen."

„Als wir unsers Besuches und unsers weiteren Vorhabens gegen Bey Hafil gedachten, da erzählte er uns, daß er diesen Platz selbst und in Gesellschaft eines Theiles von seinem Gefolge besucht, und das Wasser mit einem kleinen Boot bis zu einer bedeutenden Entfernung befahren habe: zuletzt seyen sie aber ängstlich geworden, ob sie auch den Rückweg wieder finden würden, und wären deshalb umgekehrt; an einzelnen Stellen sey das Wasser bei 30 Fuß tief gewesen. Diese Erzählung machte uns natürlich noch begieriger, als je, unser Vorhaben ins Werk zu richten; es war aber gerade kein Boot aufzutreiben, das klein genug für diese Fahrt gewesen wäre, daher wir unsre unterirdische Reise vorläufig aussetzen mußten; wir nahmen es uns jedoch vor, nach unsrer Rückkunft von Cyrene, wenn wir dann kein taugliches Boot fänden, einige Holzstücke an einander zu binden und unsre Forschungen auf einem Flosse, wie Sindbad, der Matrose zu machen. Aber ach! wer kann morgen sein nennen? wer kann wissen, was noch heute geschieht? — Hätten wir unser Floß gebauet, ehe wir weiter nach Osten zogen, statt auf den Zufall zu rechnen, daß wir nach unsrer Heimkehr ein paßliches Boot finden könnten, so würden wir höchst wahrscheinlich im Stande gewesen seyn, den Umfang dieses geheimnißvollen Stromes zu ermitteln; so aber waren wir durch Umstände, die wir weder leiten, noch vorhersehen konnten, genöthigt, die Küste von Afrika zu verlassen, ehe wir mit unsern Forschungen in der Stadt und der Umgebung von Cyrene zu Ende waren; und die kurze Zeit, die uns nach unsrer Rückkehr nach Bengazi blieb, war — unter dem Drange unsrer Geschäfte — unzulänglich für die Erfüllung dieses Wunsches. Es war dieses nur eine

von den vielen Unannehmlichkeiten, die uns die eilige und unerwartete Rückkehr verursachte; doch bejammerten wir sie mehr, als sie es wohl verdienen mochte; denn das Geheimnißvolle erhöhet stets den Zauber des Forschens, der vielleicht bei weiteren Untersuchungen wegfällt, aber seinen Reiz behält, so lange die Ungewißheit fortbesteht, die ihn schafft. Wir sind zu bekannt mit dem, allen Classen der Türken und Araber so allgemein eigenthümlichen Talente der Uebertreibung, als daß wir unbedingt an die Wahrheit aller Umstände, die uns der Bey von Bengazi erzählte, hätten glauben mögen: doch giebt es unsers Wissens keinen, mit der Beschaffenheit des Platzes in Verbindung stehenden Grund, der gegen deren Wahrheit spräche; deshalb geben wir, in Ermangelung einer entschiedeneren Auskunft, die Sache unsern Lesern so, wie wir sie gehört haben. Indem wir auf die Gärten der Hesperiden zu sprechen gekommen sind, haben wir schon das Gebiet der Fabel betreten; und ehe wir zurückschreiten, möge es uns erlaubt seyn, noch einige Augenblicke an den Ufern des vorerwähnten verborgenen geheimnißvollen Stromes umher zu wandeln."

— Hier discutirt der kenntnißreiche Verfasser die Stellen im Strabo,*) Ptolomäus, Lucian, Plinius — und bemerkt dann:

„Das Verschwinden des Lathon und sein nachheriges Wiedererscheinen kann wohl eine poetische Dichtung gewesen seyn; wenn wir jedoch in dem Lande, wo es geschehen seyn soll, sehen, daß sich eine große Wassermasse so von selbst verliert, so werden wir natürlich versucht, an den einen Theil der Angabe zu glauben, und suchen dann den noch vorhandenen unterirdischen Fluß mit dem zu identificiren, von dem man sagt, daß er vorhanden gewesen sey. Halten wir uns an die Autorität der Geographen und Geschichtschreiber, so sehen wir deutlich, daß gerade dort, wo sich diese Wassermasse befindet, ein Fluß, Lathon genannt, angegeben ist, welcher Name so viel als verborgen oder versteckt bedeutet. So weit besteht dann die Wahrscheinlichkeit, daß der Lathon der Alten und das unterirdische Gewässer in der Nähe von Bengazi ein und derselbe Fluß seyn mögen."

„Erwägen wir, wie unbedeutend die vorhandenen Reste des Ilissus, des Simois, des Scamanders, und anderer Flüsse sind, welchen wir Wichtigkeit beizulegen gewohnt waren, so darf es uns nicht wundern, wenn wir auch einen andern Strom, der berühmt gewesen, zu einem sehr unbedeutenden einschrumpfen sehen. Die Veränderungen, von welchen sich annehmen läßt, daß sie sich in einem Zeitraum von fast 2000 Jahren an der nördlichen Küste von Afrika zugetragen haben, sind auch wohl völlig hinreichend gewesen, den Fluß Lathon in den kleinen Bach zu verwandeln, der sich nun in den See von Bengazi ergießt.

„Wie es scheint war es Berenice, die Tochter des Magas und vermählt an Ptolomäus Philadelphus, nach der die Stadt Hesperus ihren alten Namen in den veränderte, unter welchen sie sich nachher auszeichnete. Aber der Name Bereniciden, den man den Einwohnern dieses Theils von Cyrenaicum gegeben zu haben scheint, ward keineswegs allgemein angenommen, denn wir finden, daß dieses Volk auch späterhin noch immer nach seiner früheren Benennung, Hesperiden, genannt ward. Etwas auffallend ist es übrigens, daß Pomponius Mela, der um die Mitte des ersten Jahrhunderts lebte, und fast ein Jahrhundert nach der Verlöschung der Dynastie der Lagiden, diese Stadt bloß nach ihrer alten Benennung von Hesperus sollte genannt haben, während er Teuch den Ptolomäischen Namen Arsinoe beilegt, auch den Hafen von Barc Ptolomais nennt. Inzwischen haben andre Schriftsteller den Nam Berenice noch lange nach dem Zeitalter des Mela gebraucht, und Pl nius, der fast zur nämlichen Zeit mit dem Geographen gelebt, erwäh der Stadt der Hesperiden auch unter diesem Titel. Es ist wohl auch scheinlich, daß ein Name von solcher poetischen Berühmtheit, als in der dem von Berenice Platz machen mußte, von den Liebhabern d Literatur nicht so leicht bei Seite gelegt ward; auch sehen wir, da Ptolomäus, 100 Jahre nach Mela, da, wo er von Berenice spricht, di Bemerkung für nöthig erachtete, das sey dieselbe Stadt, die früh Hesperis, oder wie er es schreibt, Hesperides, geheißen habe; woraus sich abnehmen läßt, daß die alte Benennung des Platzes noch fortwäh rend besser bekannt war, als die neuere. Aber o Jammer um de Ruhm von Hesperis und Berenice! beide Namen sind verschwunden a dem Kreise ihrer Berühmtheit, und die jetzigen Bewohner des elend schmutzigen Dorfes (denn eine Stadt können wir es kaum nennen), da sich auf den Trümmern dieser Städte erhoben hat, haben keinen Beg davon, daß Bengazi nicht immer den Platz inne gehabt haben sollte, d es auf dem Boden der Hesperiden usurpirt hat. Der Araber, der gegenwärtig sein Korn oder seine Früchte vielleicht in einem der Gär ärndtet, die in den Annalen des Alterthums so berühmt gewesen, hat keine Ahnung von irgend etwas, das über den Nutzen hinausgeht, den er sich von dessen Ertrage verspricht. Er weiß nichts von dem Stro und den Eigenthümlichkeiten des Lethe, und der mächtige Einfluß d Stromes der Vergessenheit scheint so oft und so erfolgreich gewirkt haben, daß zuletzt die Erinnerung seiner selbst darin ertränkt worden ist."

*) Herr Beechey hält den See von Bengazi für identisch mit dem Tritonis des Strabo, in dessen Nähe, auf einer Anhöhe, die zuweilen von Wasser eingeschlossen war, er den berühmten Tempel der Venus stellt.

*) Welche Veränderungen die Zeit in dem Charakter und dem Aeußern eines Landes hervorzubringen vermögen, das wird in folgender kleinen Fabel von Kasseini, die von dem Herrn Silvestre de Sacy aus dem Arabischen übersetzt worden ist, recht hübsch geschildert:

„Ich kam vor einer sehr großen und volkreichen Stadt vorbei und erkundigte mich bei einem der Einwohner, wer sie gegründet habe. O, erwiederte der, dieses ist eine sehr alte Stadt, wir haben gar keine Vorstellung davon, wie lange sie schon gestanden haben mag, und unsre Vorfahren waren darüber eben so ungewiß. Als ich den nämlichen Platz 200 Jahre später besuchte, fand ich auch nicht die kleinste Spur von einer Stadt, ich frug deshalb einen Landmann, der an der nämlichen Stelle, wo sie gestanden, Kies schnitt, soll wie lange sie zerstört worden. Welch tolles Zeug, antwortete mir dieser, fragen Sie mich da? dieses Land ist ja nie anders gewesen, als so, wie es nun sehen. Wie, erwiederte ich, hier hätte nie eine prachtvolle und volkreiche Stadt gestanden? Wir haben nie eine gesehen, lautete die Antwort wieder, auch haben wir davon nie von unsern Vätern etwas gehört. Als ich abermals 200 Jahre später zur nämlichen Stelle kam, fand ich sie von einem See bedeckt; und da ich Fischer am Ufer beschäftigt sah, so frug ich diese, seit wie lange der Platz überschwemmt sey. Sonderbar, entgegneten sie, daß ein Mann wie Sie uns so etwas fragen mag; es ist ja immer ein See hier gewesen. Wie, sagte ich, war nicht einmal da, wo jetzt der See ist, trocknes Land? Gewiß nicht, so viel wir wissen, antworteten die Fischer, auch hörten wir dergleichen nie von unsern Vätern. Und ich kam abermals, nach einer gleichen Frist, zur nämlichen Stelle: — der See war verschwunden, und ich frug den ersten, der mir aufstieß, wann dieses geschehen sey. Ich erhielt die nämliche Antwort, wie früher von all den übrigen; und als ich, nach abermaligem Verlauf von 200 Jahren zur nämlichen Stelle kam, fand ich dort eine blühende Stadt vor, volkreicher, kostbarer und prachtvoller in den Gebäuden, als die so ich vor langen Zeiten dort gesehen. Als ich die Einwohner nach ihrem Ursprung befragte, gaben sie mir die Antwort, der verliere sich im tiefsten Alterthum. Wir haben nicht den geringsten Begriff von der Zeit ihrer Gründung, sagten sie, und unsre Vorfahren waren darüber eben so ungewiß als wir."

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter des Waisen-Hauses.

Nr. 187. Sonntag, Mittwoch den 7. August 1889

Weihnachtsgaben auf das Waisenhaus.

Für Weihnachten haben wir zu verzeichnen: Von Frau Pastor Schmidt 1 Paar Strümpfe, 1 Paar Pulswärmer, 1 Paar Handschuhe, 1 Paar Ohrenschützer, 1 Paar Hosenträger, 1 Paar Pantoffeln, 1 Paar Schuhe, 1 Paar Stiefel, 1 Paar Schlittschuhe, 1 Paar Schlittschuhe, 1 Paar Schlittschuhe

zu dem fruchtbaren Aegypten; aber dieses Königreich ist jetzt nicht mehr im Stande, in solchen Fällen auszuhelfen, weil dort der Ackerbau dem Manufacturwesen gewichen ist, das die politische Oekonomie des Mahomed-Ali als einen Gewerbszweig ins Leben gerufen hat, der mehr als jeder andre die Nationen zu bereichern fähig ist. Demnach ist es Rußland, das die Türkei mit Waizen versorgt, und dafür baare Münze erhält. Hinsichtlich anderer Dinge sind die Türken gleichfalls, jetzt noch eben so als in früheren Zeiten, von andern Ländern abhängig; dabei ist es mit ihnen dahingekommen, daß sie zu weit höheren Preisen und mit baarem Gelde die Einfuhren bezahlen müssen, wofür sie sonst großentheils die rohen Materialien im Tausch gaben, die ihr Boden liefert; und statt sich zu bestreben, irgend eins der Uebel, durch welche das Handels-Interesse des Reichs gestört ist, zu beseitigen, vermehrt die Regierung sie noch durch jegliche Art Plackerei, wenn nur für den Augenblick Gewinn daraus zu ziehen ist. Das Land besitzt keine Nutzen gebende Minen, und muß also sein Gold und Silber von außen beziehen; und wenn es nicht in seinen Producten zahlen kann, so muß das edle, in türkische Münze verwandelte Metall nothwendig in starken Massen zu einem Ausfuhr-Artikel werden. So geht das Reich seiner Baarschaften immer mehr und mehr verlustig, und der kaiserl. Schatz empfindet am Schlusse eines jeden Jahres eine immer stärkere Abnahme seiner regelmäßigen Einkünfte. Dann wird eine neue, aber gehaltlosere Münze, zu einem gezwungenen Course in Umlauf gesetzt, während man die alte abgesetzte ins Ausland schickt, um sie umgeschmolzen in Barren zurück zu erhalten, von welchen dann der Sultan abermals der Käufer ist. Der Nachtheil, den dieses complicirte Verfahren nothwendiger Weise dem weniger bemittelten Theile der Nation zufügt, ist unberechenbar, und muß nothwendig am Ende wieder der Regierung zur Last fallen.

Unter solchen Umständen ist es also unmöglich, Vertrauen in die Stätigkeit der plausiblen Veränderungen zu setzen, die jüngst zu Constantinopel versucht worden sind. Weit entfernt, daß dem Sultan irgend neue pecuniaire Hülfsquellen aus dem Sturze der Janitscharen erwachsen wären, hat er sich dadurch mit einer ungeheuren Ausgabe belastet, die ihm die Unterhaltung von 300,000 Mann geregelter Truppen auferlegt, welche die vormalige Miliz ersetzen sollen. Und eine kleinere Militairmacht würde in der That nicht ausreichen, die Janitscharen in Unterwürfigkeit zu erhalten und überdem die Mittel darzubieten, um den Krieg gegen die Griechen mit dem Erfolge betreiben zu können, den man sich von der Einführung einer regelmäßigen Disciplin verspricht.

Dem Vernehmen nach ist die Löhnung des Soldaten zu 15 Piastern monatlich angesetzt (und mit Wenigerem wird man seiner Treue auch wahrlich nicht sicher seyn), außer der Kost und Bekleidung, wodurch wohl der Bedarf der monatlichen Kosten verdoppelt werden möchte, und was denn eine Gesammtausgabe von 108 Millionen Piaster jährlich ausmachte. Nun hat aber das öffentliche Einkommen in den blühendsten Zeiten schwerlich je 80 Millionen Piaster überstiegen, und dazu hat der Haratsch, oder die von den Griechen erhobene Kopfsteuer, ein Großes beigetragen.

Die Geldverlegenheit des Sultans, die ihren Grund eben so sehr in dem griechischen Aufstande, als in dem verkehrten System seiner Politik hat, wird nicht wenig durch das allgemeine Mißvergnügen verschlimmert werden, das sich jährlich bei seinen mahomedanischen Unterthanen über seine Hartnäckigkeit, den Krieg gegen die Griechen zu verlängern, kund giebt. Sie sehen in diesem Kampfe nicht mehr die Sache des Mahomedismus, sondern halten ihn nur noch für eine persönliche Streitigkeit zwischen dem Sultan und den Griechen. Man verwünscht den Sultan unverholen wegen seiner Weigerung, den Vergleichsvorschlägen Gehör zu geben; und was sich bei solchen Gesinnungen von der Nation erwarten läßt, ist wohl nicht schwer zu beurtheilen. Die Verwendung der fremden Mächte zu Gunsten der Griechen hat den Sinn des Sultans über das Recht und die Schicklichkeit, sich mit diesem Volke zu vergleichen, nicht bekehrt. Ihrer einige, die an der Sache der Griechen ein mehr als gewöhnliches Interesse genommen, haben der Ottomannischen Pforte, jedoch vergebens, ihre Vermittelung angeboten. Der Sultan würde lieber die Griechen bis auf den letzten Mann ausrotten, um seinen Rachedurst für ihre Prätention, Menschenrechte in Anspruch zu nehmen, zu kühlen, als sich durch eine gütliche Ausgleichung Vortheile zu sichern, die für ihn den Augenblick noch erreichbar seyn möchten.

Mir, der ich sagen kann, daß ich mit dem Charakter der Regierung des Sultans Mahmud wohl bekannt bin, auch die Vorgänge in der Türkei in den letzten 20 Jahren aufmerksam beobachtet habe, mir ist es ein völliges Wunder, daß den europäischen Mächten, die die Türken über diese wichtige Frage nur durch Vernunftgründe haben leiten wollen, nicht längst die Geduld ausgegangen ist. Ihre eignen Erfahrungen hätten sie längst belehren sollen, 1) daß die Pforte sowohl in großen als in kleinen politischen Dingen immer ihren eignen Gang geht, wie unverträglich solcher auch mit den Ansichten ihrer Verbündeten seyn mag, und daß sie nur dem Einflusse der Furcht weicht; und 2) daß sie durch keine Mittel von minder furchtbarer Art als die Drohung, einer Vorstellung durch eine Armee oder Flotte Nachdruck zu geben, sich in Dinge fügen wird, die wider ihre Vorurtheile oder Sinnesart verstoßen, wenn auch ihr eignes Interesse dabei auf dem Spiele steht. Da es nun hinsichtlich der griechischen Angelegenheiten eine ausgemachte Sache ist, daß die fremden Mächte ihrer Vermittelung nicht durch eine solche Alternative die rechte Kraft geben wollen, so compromittiren sie bloß ihre Würde, indem sie sich der stolzen und kränkenden Verwerfung ihrer unerbetenen und nicht verlangten Anträge aussetzen; und dämpfen, dennoch Hoffnungen nährend, die Energie eines Volkes, das nachgerade einsehen sollte, daß ihm zu seiner endlichen Rettung nichts übrig bleibt, als was es durch eignen Patriotismus und Tapferkeit durchzusetzen vermag.*)

Es lag nicht in dem Plane dieser Erinnerungen, die ursprünglich nur bestimmt waren, eine unterhaltende Ansicht von den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Völker zu geben, die die Türkei bewohnen, sich weitläuftig und tief über die politische Lage dieses Landes zu verbreiten; doch schien es mir nothwendig zu seyn, meine Landsleute an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen in so weit aufzuklären, daß sie die falschen Folgerungen würdigen mögen, durch welche bloß theoretische Schriftsteller sich selbst und andre getäuscht haben, wenn sie dem Nizzam Ghedid eine umschaffende Kraft von unbezweifelter Wirksamkeit beimessen, ehe sie sich die Mühe genommen haben, die Beschaffenheit der neuen Einrichtungen gehörig zu untersuchen. —

Es dürfte im Verfolg meiner „Erinnerungen" wohl keine paßlichere Gelegenheit, als die gegenwärtige, vorkommen, um etwas Ausführliches über den Sultan Mahmud zu sagen, der bis heutigen Tages auf dem Ottomannischen Throne sitzt. Ich werde deshalb so frei seyn, hier eine flüchtige Uebersicht von den merkwürdigsten Vorfällen unter seiner Regierung, und so viel von seinem persönlichen Charakter, als bekannt zu geben.

Seine Mutter war die Tochter eines französischen Kaufmanns auf Martinique, der sie, als sie 13 Jahre alt war, nach Marseille sandte

*) Der Verfasser hat sich in seiner so bestimmt ausgesprochenen Voraussetzung doch geirrt, wie der am 6. Juli von den drei Mächten England, Frankreich und Rußland unterzeichnete Tractat beweiset. A. d. R.

um sie in Frankreich ausbilden zu lassen. Das Fahrzeug, an dessen Bord sie eingeschifft worden, ward bei dem Meerbusen von Lyon von einem algierischen Kriegsschiffe genommen und nach Algier aufgebracht, wo man die junge Creolin unverzüglich in den Harem des Dey's schickte. Ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen sah der Dey in ihr bald ein ganz paßliches Geschenk für den eben regierenden Sultan Abdul-Hamed, und dieser fand sie auch seiner besonderen Beachtung werth. Sie gebar ihm einen Sohn, den jetzigen Sultan, der ihr das Leben im Serail nun so erträglich machte, daß sie keine der Gelegenheiten zum Entkommen mehr benutzen mochte, die ihr auf Verwendung ihrer unermüdlichen und bemittelten Freunde, nachdem sie ihren Aufenthalt ausgewittelt hatten, mehrfältig gegeben wurden.

Ungeachtet ihrer großen Jugend zu der Zeit, wo sie von aller Verbindung mit dem christlichen Europa getrennt ward, bewahrte sie nicht allein eine völlige Kenntniß ihrer Muttersprache für ihre übrige Lebenszeit, sondern auch eine Ueberlegenheit im Anstande und Geist, die sie unter der Masse von unwissenden Geschöpfen, mit welchen sie zu leben gezwungen war, auszeichnete. Die Erziehung ihres Sohnes ward der einzige Gegenstand ihrer Sorge und Beschäftigungen, und ihre Rathschläge im Verein mit jenen des Sultans Selim, der eine große Vorliebe für den heranwachsenden Prinzen zeigte, bereiteten ihn für die wichtigen Pflichten des Thrones vor; auch hat sich die Weisheit und Richtigkeit der Politik seiner Mutter vom Anfang seiner Regierung an kund gegeben. Dem Gesetze gemäß durfte sie nicht allein als Sultanin Valide (Kaiserin Mutter) mit völliger Freiheit öffentlich erscheinen, sondern auch bei jeder wichtigen Angelegenheit in der Person ihres eignen Kanzlers, der einen Sitz im Divan hat, an dessen Verhandlungen einen direkten Antheil nehmen. Mahmud scheint jedoch eine zu stolze und zu wilde Sinnesart zu haben, um sich immer von ihrem heilsamen Rathe leiten zu lassen; auch war er zu sehr in die Ansichten von Selim eingegangen, um nicht ihrentwegen alle Bedenklichkeiten hinsichtlich des Rechts der Maaßregeln, die er zu ihrer Erlangung durchsetzen wollte, bei Seite zu setzen. Die Grundsätze des Systems, das er demgemäß angenommen und bis dahin befolgt hat, sind deshalb einigermaaßen der Sinnes- und Lebensweise seines Volks beizumessen; aber im Allgemeinen zu reden ist eine Politik, die auf die Verminderung und Vernichtung der Bevölkerung des Reiches hinausläuft, der dadurch erregten Gehäßigkeit nicht einmal zu gedenken, als den eignen Zweck untergrabend, anzusehen. Ich will hier die Zahl der Janitscharen nicht specificiren, die, wie alle wohlunterrichtete Personen, die zu Constantinopel leben, versichern, von 1808 bis 1821 durch geheimnißvolle Mittel verschwunden sind; aber das mag ich sagen, daß sie wohl so stark ist, als die Bevölkerung eines Königreichs vom zweiten Range in Deutschland. Und wenn die Gewässer des Bosphorus, durch irgend eine Wunder-Operation, plötzlich abzulassen wären, so würden die menschlichen Gebeine, die derselbe vielleicht noch diesem Augenblicke birgt, den Beschauer mit Schrecken und Staunen erfüllen.

Man weiß, daß die Bevölkerung des ottomannischen Reiches außer Verhältniß zu seinem Umfange ist; und die Mittel der Fortpflanzung unter den Türken sind durch die barbarische Sitte, die allen gewöhnlichen Verkehr zwischen den Geschlechtern streng untersagt, stark gehemmt. Man darf nicht glauben, daß die Vielweiberei, welche nach den Lehrsätzen der mahomedanischen Religion erlaubt ist, den Ausfall decke, den die Seltenheit der Ehen veranlaßt; denn es ist eine Seltenheit, daß Leute vom Bürgerstande abwärts die Mittel haben, sich gleichzeitig mehr als eine Frau halten zu können. Die türkischen Weiber sind überdem, obgleich in einem Clima geboren und aufgewachsen, das der Vermehrung des Menschengeschlechts sehr zuträglich ist, nicht sehr fruchtbar, indem ihre Constitution sichtlich durch eine sitzende Lebensweise und durch einen zu häufigen Gebrauch der Dunstbäder leidet, die nothwendiger Weise eine große Erschlaffung und eine frühe Hinfälligkeit herbeiführen.

Wenn die Vernichtung des Janitscharen-Corps am Ende durch die physische Vernichtung des Volkes, aus welchem es besteht, bewerkstelligt wird, so frägt es sich noch, ob das so entfernte Hinderniß die volle Ausführung der Plane des Sultans ausführbar machen wird. Nur eine verblendete und kurzsichtige Regierung ist im Stande, ihre Stärke in der Verminderung der Zahl ihrer Unterthanen zu suchen.

Unter den wenigen vertrauten Dienern des Sultans, von welchen man weiß, daß sie einigen Einfluß auf seine Maaßregeln gehabt, hat sich der Siegelbewahrer Haled Effendi am bemerkbarsten gemacht. Dieser Mann hatte sich eine Feinheit und Anmuth des Wesens, und die Kunst, durch Unterhaltung zu fesseln, so zu eigen gemacht, daß er selbst in den modischsten Zirkeln zu Paris, in welcher Hauptstadt er mehrere Jahre als türkischer Gesandter residirte, für einen vollendeten Mann von seinem Tone galt. „Aber," sagt ein griechisches Sprüchwort, „Türke bleibt Türke, man mache mit ihm, was man wolle;" und das hat Haled Effendi nachher im höchsten Grade bewiesen, als er die Mittel fand, sein Land durch seine verschlagenen Intriguen zu regieren. Es ist sehr wohl bekannt, daß die Metzeleien, die zu Constantinopel unter den unschuldigsten und friedfertigsten Griechen verübt wurden, auf sein Anstiften geschahen; und viele andre Handlungen von Grausamkeit und Privatrache haben ihren Ursprung in der nämlichen Quelle. Laute Klagen, die wider ihn erhoben wurden, blieben anfangs unbeachtet, und der unmittelbare Schutz des Sultans ermuthigte ihn nur noch, bei den ungerechten Maaßregeln zu verharren, für welche er persönlich verantwortlich gehalten wurde; am Ende ward jedoch die wachsende Macht seiner Feinde zu groß, um ihr widerstehen zu können, und als sich auch die Janitscharen wider ihn erhoben, da wurde sein Sturz unvermeidlich. Der Sultan beschirmte ihn bis aufs Aeußerste mit dem vollen Gewicht seines Ansehens; als er aber einsah, daß sein eignes Leben durch seine Beharrlichkeit in Gefahr kam, so willigte er ein, den Liebling nach Klein-Asien zu verbannen, wo derselbe bald darnach enthauptet ward. So endete, im Jahr 1822, Haled Effendi, dessen Name Epoche in den Jahrbüchern der türkischen Geschichte machen wird, dessen endliches Schicksal aber auch ein schlagendes Beispiel von der Unsicherheit der türkischen Gewalt giebt.

In seiner Lebensweise soll der Sultan Mahmud nie die Gränzen der Mäßigkeit überschreiten. Er ist viel und gern zu Pferde und macht öfters Wasserfahrten, auf welchen er dann einen oder den andern seiner zahlreichen Kiosks besucht, die die Anhöhen der bosphorischen Ufer umgeben oder krönen, und in deren Gärten er sich einen großen Theil des Tages damit ergötzt, daß er mit einer gezogenen Büchse nach einem Schilde schießt. Er hat zwischen sich und seinen Unterthanen eine Scheidewand aufgeführt, die es, einige wenige begünstigte Individuen ausgenommen, jedermann unmöglich macht, bei ihm persönlich Zutritt zu bekommen, und nur des Freitags, wenn er im Staate zur Moschee reitet, ist es erlaubt, sich ihm zu nähern. Bei dieser Gelegenheit werden ihm Bittschriften überreicht und von seinem Obristen der Verschnittenen (der auch als Minister des Hofhalts fungirt), der ihm zunächst reitet, angenommen. Nur selten geschieht es, daß er eine davon liest; aber wenn er es thut, und er sich von einer Ungerechtigkeit überzeugt, über welche darin Klage geführt wird, so sorgt er für eine schnelle Genugthuung. Er bekümmert sich sehr um die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und geht oft dermaaßen in das kleinste Detail der Dinge, die sich auf die innere Verwaltung beziehen, daß durch ihn selbst manches ohne die Mitwirkung oder das Wissen der Minister geschieht, zu deren respecti-

ven Departements es gehört hätte. Als er, im Jahr 1812, es für nöthig erachtete, einen vormaligen, nach Cypus verbannten Vezir tödten zu lassen, aber doch gern das Gefühl eines seiner Minister, der mit demselben verwandt und dessen Freund war, und aus dessen Händen der Befehl dazu hätte ergehen müssen, schonen, vielleicht auch wohl es verhindern wollte, daß dem ersehenen Opfer kein Wink von dem Schicksal gegeben werde, das seiner harrete, so fertigte der Sultan eigenhändig einen Firman aus, machte die Unterschriften des Vezirs und der andern Minister, die dergleichen Mandate zu unterschreiben pflegen, nach, vertraute dasselbe den Händen eines Kapidschi-Baschi, die gewöhnlich in dergleichen Aufträgen ausgeschickt werden, und richtete noch ein andres Schreiben im Namen des Vezirs im Amte an den Pascha der Insel, worin derselbe im Namen des Sultans aufgefordert ward, dem Kapidschi in der Ausrichtung seines Auftrags behülflich zu seyn. Das Geschäft war bald abgethan, und der Pascha stattete der Pforte seinen officiellen Bericht darüber ab, der, da er ihn seewärts abgesandt, noch eher als der Kapidschi, der zu Satalia ans Land gestiegen war und von dort aus den Weg zu Pferde machte, zu Constantinopel eintraf. Der Empfang dieser Depesche erfüllte den Großvezir und die andern Minister mit dem größten Schrecken; und da ihr Inhalt von einer solchen Art war, daß der Sultan unverzüglich davon benachrichtigt werden mußte, so machten sie sich auf das Aergste gefaßt, falls der Zorn des Monarchen nicht direct auf den Thäter der That fiel, die sie für eine unermächtigte hielten. Der Großvezir näherte sich zitternd, um von dem Vorfalle Bericht zu geben, und fühlte sich nicht wenig erleichtert, als ihm entgegnet ward, er könne sich dessen überheben. Man überließ es ihm, den Zusammenhang der Sache zu errathen.

Einer der wichtigsten Gegenstände, die des Sultans Mahmud Aufmerksamkeit bald nach seiner Thronbesteigung erregten, und ihn laut um eine gänzliche Reform anzusprechen schienen, war das Bestehen von noch einigen Ueberresten eines Feudalsystems in gewissen Provinzen des Reichs. Doch erst da, als er sich von den Fesseln des Krieges mit Rußland befreiet hatte, hielt er sich im Stande, die Vernichtung des Feudalismus zu unternehmen, eine Sache, die er bis dahin für sehr schwierig und nur beim Frieden mit allen fremden Staaten ausführbar gehalten hatte. Nach der Arbeit von einigen Jahren, und zu seinem Glücke noch vor dem Ausbruch der griechischen Insurrection, wurde sein Bestreben mit einem völligen Erfolge gekrönt, und die großen, noch vor Kurzem väterlich und friedlich von den Derebeys oder zinspflichtigen Fürsten beherrschten Distrikte, wurden in Paschaliks oder Militair-Gouvernements verwandelt, über welche Pascha's von drei Roßschweifen den Befehl führten. So hat er an die Stelle derer, die es in den Händen hatten, ihm unter allen Umständen und Schwierigkeiten von Nutzen zu seyn, und die ihrer eignen Existenz halber genöthigt waren, seine Regierung bei jeder Gelegenheit zu unterstützen, eine Bande von bestechlichen Agenten gesetzt, die dem Volke, über welches sie eine unumschränkte Gewalt üben, völlig fremd sind; die nichts zu berücksichtigen haben, als die Sättigung der eignen Habgier, und die demgemäß ein System von Unterdrückung und Plünderung befolgen, das gleich sehr dem Landmanne wie dem Staate verderblich ist; die oft, wenn sie nur durch ihre Raubgier Schätze angehäuft haben, sich für mächtig genug halten, um sich von der Pforte loszusagen und die Fahne des Aufruhrs wider die kaiserliche Gewalt zu erheben; und die das Reich in steter Unruhe und Verwirrung erhalten, überall Mißvergnügen aufregen, ohne am Ende selbst einen Nutzen davon zu haben. Aber ein sonderbares Verhältniß scheint es zu wollen, daß diese mißleitete Regierung aufs emsigste an der eignen Vernichtung arbeitet; und dem kann nicht anders seyn, so lange das Interesse und die Leidenschaften eines einzigen, ohne die geringste Rücksicht auf das allgemeine Beste, vorherrschen. Es ist fast überflüssig, aus dem Gesagten den raschen Verfall des ottomannischen Reiches, das durch den letzten Aufstand in seinen Grundfesten erschüttert ist, deduciren zu wollen. Nichts in der Welt hätte es klarer ins Licht setzen können, wie sehr es heruntergekommen ist, als sein ohnmächtiger und langer Kampf mit einer Handvoll Volkes, gegen das seine gesammte Nationalkraft und Hülfsmittel schon seit länger als vier Jahren vergebens aufgeboten worden sind. Der Freiheitskampf, den die Griechen mit Fug und Recht begonnen haben, hat ferner dazu gedient, zu zeigen, daß die pecuniairen Hülfsmittel der türkischen Regierung bis dahin lediglich von dem Gewerbsfleiße dieses Volkes abhängig waren, und daß die türkischen Finanzen nun in den jämmerlichen Zustand versetzt sind, der ein Ergreifen der letzten Alternative aller barbarischen Regierungen nöthig macht — die der fortschreitenden Verschlechterung des inneren Gehalts der Nationalmünze.

Im Jahre 1820 war ein türkischer Piaster 9 Pence (circa 10 ß Hamb. Court.) werth, augenblicklich aber ist er nur noch 4 Pence werth, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Verschlechterung damit noch nicht zu Ende seyn wird. Wohin das führen muß, das wird sich in wenigen Jahren ausweisen.

Die mittleren und niederen Classen der Türken nehmen sich, wie schon einmal gesagt, selten mehr als eine Frau zur nämlichen Zeit. Die Heirathes-Ceremonie kann übrigens auch nach dem Gesetze mit keiner zweiten vollzogen werden, so lange die erstere am Leben und bei ihrem Manne ist, so daß, genau genommen, die in den Harems der Reichen vermauerten Frauenzimmer nichts weiter als von der Religion geduldete Concubinen sind. Was die ehelichen Bande anbetrifft, so schreibt der Koran den Modus vor, nach welchem sie zu schließen sind, und giebt die Fälle an, unter welchen sie gelöset werden können; doch sind die Ehen durch keine religiösen Formen geheiligt, und es ist dazu weiter nichts erforderlich, als daß sich die Parteien zum Mollah (der Magistratspersonen eines Distrikts) begeben, um vor ihm ihren Willen, daß sie Mann und Frau werden wollen, zu erklären. Das Gesetz, das allen gesellschaftlichen Umgang zwischen den Geschlechtern streng untersagt, und überdem verlangt, daß die Frauenzimmer ihr Gesicht und ihre Gestalt sorgfältig vor den Blicken der Männer verbergen sollen, wirkt vielleicht nicht gar sehr gegen das Abschließen von ehelichen Verbindungen bei Leuten die eine entschiedene Neigung für den ehelichen Stand haben. So weit bekümmern sich die Männer nicht um das äußere Ansehen ihrer Weiber, um irgend ängstlich den Wunsch zu hegen, sie eher, als sie gesetzmäßig mit ihnen verbunden sind, zu Gesicht zu bekommen; ihre Begriffe von Anstand und Sitte beim weiblichen Geschlechte sind vielmehr so sonderbar, und ihre Vorurtheile so groß, daß jedes Frauenzimmer, das den Versuch machte, sie durch die Schaustellung ihrer persönlichen Reize gewinnen zu wollen, sich der verächtlichsten Behandlung aussetzen würde. Die Frauenzimmer hingegen haben den Vortheil, die ihnen zugedachten Männer durch die verlatteten Fenster und durch ihre Schleier sehen zu dürfen. Allein am Ende ist dieses doch auch nur eine nutzlose Befriedigung ihrer Neugierde, indem ihr Wille bei der Wahl, die andre für sie gemacht haben, für nichts gezählt wird, und sie sich ohne Murren dem überantworten müssen, der ihr Ehegemahl seyn soll, wie abschreckend im Aeußern oder wie alt er auch seyn mag. Zur Ehescheidung wird nicht selten aus den unerheblichsten Gründen geschritten. Der Mann ist's gewöhnlich, der darauf anträgt, und der Frau steht ein gleiches Recht nur in Fällen zu, die wir hier nicht näher bezeichnen können.

Wenn ein Türke zur Ehe schreiten will, so giebt er seiner Mutter oder irgend einem anderen nah verwandten Frauenzimmer seine Wünsche kund und beschreibt ihr, wie das Aeußere seiner Zukünftigen seyn soll.

Die Dame, der ein solcher Auftrag zu Theil geworden, sucht solchen nun baldigst ins Werk zu richten und spricht deshalb überall im Kreise ihrer Bekanntschaft vor, wo es heirathsfähige ledige Frauenzimmer giebt. Diejenigen, die der Beschreibung nach den erhaltenen Instructionen zu entsprechen scheinen, werden nun in scharfe Untersuchung genommen. Ihr Haar wird gehörig gekämmt, um zu sehen, ob es auch alles eignes ist; sie müssen Minutenlang den Mund öffnen, um zu zeigen, ob die Zähne gut sind; der Odem wird untersucht, ob er rein sey; der Körper wird überall befühlt, ob er auch irgend einen verborgenen Fehler habe, und endlich müssen die Ehe-Candidatinnen mehrere Male im Zimmer auf und abgehen, um den Beweis zu führen, daß sie an keiner Lähmung leiden. So müssen junge Frauenzimmer in der Türkei sich bei solchen Gelegenheiten eine noch schärfere Untersuchung gefallen lassen, als bei uns zu Lande beim Ankauf von Pferden üblich ist. Nun wird gehörigen Ortes über die guten Eigenschaften und Mängel der in Musterung genommenen Damen Bericht erstattet, die Wahl wird festgesetzt, und der nämliche Bote geht dann zurück, um förmliche Anträge zu machen. Sie erscheint mit zweierlei Pantoffeln an den Füßen, was schon den Zweck ihres Kommens zeigt,*) und man empfängt sie mit offnen Armen. Ist der Antrag förmlich gemacht worden, so gilt er wie eine Verlobung, und die Unterhändlerin wird nun an den Vatar oder den Vormund der Braut gewiesen, mit welchem dann über die Mitgift, den Werth der gegenseitigen Geschenke u. dgl. unterhandelt und dieserwegen das Nöthige festgesetzt wird.

Ich war von einem Haratschi-Baschi oder General-Kopfsteuer-Einnehmer eingeladen worden, der Hochzeitsfeier seiner Tochter mit beizuwohnen. Die Feste und Lustbarkeiten sollten in einem Maaßstabe ungewöhnlichen Glanzes stattfinden und drei Tage hinter einander währen. Ich fand den äußern Hofraum vor dem Hause mit einer Menge Volks aus den niederen Classen angefüllt, in deren Mitte, zu ebener Erde, drei türkische Musici niedergekauert saßen. Einer von diesen bot die ganze Kraft seiner Lunge auf, um einer kreischenden Hoboe Töne zu entlocken, die die Melodie angeben sollten. Sein nächster Nachbar accompagnirte mit einer ungeheuern Trommel, und der Dritte hatte ein Paar sehr kleine Pauken vor sich, auf die er mit zwei Schlägeln losschlug, um den Tact des Trio's zu markiren, und dergestalt den Anführer des Orchesters machte. Jeder Raum des Hauses war gedrängt voll von männlichen Besuchern jedes Ranges und Standes, indem die Vermählten vor ein Paar Stunden vom Hofe des Mollahs zurückgekehrt waren, wo die Betheiligten sich über den Ehe-Contract gegenseitig verständigt hatten. Mit äußerster Anstrengung gelang es mir, mich bis zum obersten und Hauptgemache hinzudrängen, in dessen einer Ecke die Braut auf einem mit Sammt überzogenen Orta-Sopha saß. Ihr Gesicht war unverschleiert, aber dennoch völlig versteckt durch einen buntfarbigen dicken Teig, der ihr den Mund und die Augenlieder so verkittete, daß sie keins von beiden zu öffnen im Stande war. Eine wächserne Maske hätte ihre Züge nicht mehr verbergen können. Der Sitte gemäß, brachte ich als Freund des Hauses mein Geschenk dar, bestehend aus einem Diamantringe und einem Mahmudié.*) Den ersteren steckte ich der Braut an den kleinen Finger, und den andern befestigte ich unter der Binde ihres Kopfputzes, am Vorderhaupte. Schon viele hatten vor mir solche Gaben dargebracht, und noch viele andre folgten dem Beispiel. Da aber alle die Goldstücke, die der Braut applicirt wurden, nicht lange hasten konnten, so wurden sie in einem gestickten musselinenen Handtuche aufgefangen, das ihr zu dem Ende ausgebreitet auf dem Schooße lag; und ich habe berechnet, daß sie, ehe ich mich wegbegab, schon eine Sammlung von wenigstens 200 Mahmudié's gemacht hatte, was, mit den Geschenken andrer Art, eine ganze hübsche Extra-Aussteuer bildete. Das Haupt-Kleidungsstück der Braut war eine weite Robe von reichem Goldstoff. Ihre Finger waren buchstäblich bis an die Nägel mit Diamantringen bedeckt. An ihrem Hauptputze befanden sich ganze Büschel von diamantnem Schmucke, wovon ein Theil ihr angehörte, und der übrige für die Gelegenheit erborgt worden war. Um ihren Hals trug sie mehrere, mit diamantnen Schlössern zusammengehaltene, sehr reiche Perlenschnüre; ihr langes Haar hing in vielen Flechten längs ihren Schultern und Rücken herab und war mit einer Menge von Goldstiftern durchflochten. In diesem Zustande, der übermäßigen Hitze der Witterung und der großen Menschenmenge ausgesetzt, Speise und Trank entbehrend, auch unbedient von jemandem ihres Geschlechts, außer bei Nacht, mußte das arme Geschöpf zwei volle Tage ausharren und dulden. Am Ende des zweiten Tages sollten der Teig und die Farbe abgenommen werden. Am dritten endlich hatte sie eine ceremonielle Reinigung im Dampfbade, inmitten einer Schaar von weiblichen Verwandten und Freundinnen, zu bestehen, und nun erst durfte der Gatte sie als sein Weib reclamiren. Es findet sicherlich sehr selten eine Vermählung in der Türkei statt, wo nicht ähnliche Ceremonieen mit mehrerem oder minderem Glanze, je nach dem Stande und dem Reichthum der Parteien, wahrgenommen würden.

*) Die heutigen Griechen beobachten die nämliche Sitte; ob sie dieselbe aber von ihren Unterjochern, oder diese sie von ihnen entlehnt haben, darüber habe ich nie etwas Gewisses erfahren können; ich habe aber Grund das Letztere zu glauben.

*) Eine goldne Münze, damals größer als eine halbe englische Krone, aber dünner als ein Sechs-Pence-Stück, gültig für 25 Piaster.

Denkwürdigkeiten und Anekdoten über das Innere des Pallastes und über einige Ereignisse des Kaiserreichs von 1805 bis zum 1. Mai 1814; ein Beitrag zur Geschichte Napoleons,

von L. F. J. D. Beaussет,
vormaligem kaiserlichen Pallast-Präfecten.

Wie könnte wohl der Verfasser, der Napoleon sowohl in seinem öffentlichen als in seinem Privatleben immer begleitete, seinen Zeitgenossen nichts von dem Manne zu erzählen haben, der es als Herrscher niemals unterlassen konnte, den Menschen sehen zu lassen? Er hätte immer taub und blind seyn müssen! Herr von Beaussет hat aber niemals eine andere Schwäche gehabt, als die Gicht; er hat sehr wohl aufgemerkt, sehr wohl gehört und gesehen, was um ihn her geschah. Die Menge von Anekdoten und neuen Mittheilungen, die seine Memoiren enthalten, sind eine reichliche Vergütung für das, was seine Erzählung in Betracht des Styls und der Anordnung seines Werkes zu wünschen übrig läßt. Die Zeit, die der Verfasser klüglich abgewartet hat, um sein Werk herauszugeben, hat ihm gestattet, sich offen und freimüthig auszusprechen, denn jetzt endlich hat die französische Regierung begriffen, daß es lächerlich sey, sich gegen die Huldigungen zu ereifern, die man dem Andenken eines großen Mannes darbringt: sie ist vernünftig genug, nicht länger vor einem Schatten zu zittern.

Hr. v. B. beginnt mit sehr umständlichen Details über die innere Oekonomie des kaiserlichen Pallastes; er treibt die Gewissenhaftigkeit so weit, uns sogar den gewöhnlichen Küchenzettel Sr. M. mitzutheilen. Aber er hat Unrecht, wenn er das Publicum deshalb um Verzeihung bittet; solche Einzelheiten sind nothwendig, um das so außerordentlich mäßige Budget des kaiserlichen Hauses, dessen Totalsumme fast niemals 2,100,000 Fr. überstieg, begreiflich zu machen. „Man muß aber darum „nicht glauben," sagt der Verf., „daß der Hof sich deshalb je ärmlich „oder geizig gezeigt habe; Napoleons Geschmack war einfach und be„scheiden, aber er liebte Glanz und Pracht um sich her; alles am Hofe „war brillant und geschmackvoll, es herrschte Ordnung und keine Ver„schwendung." Sparsamkeit war auch eine der großen Tugenden Carls des Großen, der das Gemüse aus seinem Garten für die Krone verkaufen ließ, und dies ist nicht die einzige Aehnlichkeit, die eine Parallele zwischen dem Kaiser der Franken und dem der Franzosen rechtfertigt.

Diese beinahe bürgerliche Sparsamkeit in den Ausgaben für das Haus des Kaisers, contrastirt auf eine frappante Weise mit der Freigebigkeit, womit er unaufhörlich Arbeiten zum allgemeinen Besten unterhielt. „Im Jahr 1812, z. B., wurde für öffentliche Bauten ausgege„ben: für das Louvre 21 Mill., für den Ankauf und zur Abbrechung „von Häusern 7 Mill.; zum Ankauf eines Terrains für das Palais des „Königs von Rom 2½ Mill.; für das Versailler Schloß 5,200,000; für „Bauten, Verschönerungen und Gartenanlagen zu St. Cloud, Trianon, „Rambouillet, Stupinitz, Laken, Straßburg, Rom u. s. w. 10,800,000; „für Fontainebleau und Compiègne 10,600,000; für Arbeiten an der „Maschiene zu Marly 2,150,000 Fr. — Die Diamanten der Krone, „die von den vorigen Regierungen versetzt worden waren, wurden aus„gelöst und noch vermehrt, und zu den ungeheuren Sammlungen der „Museen wurden noch für 30 Mill. Fr. Gemälde, Statuen, Kunstsachen „und Alterthümer hinzugekauft. Es wurden im Ganzen 116,850,000 Fr. „von der Civilliste und der außerordentlichen Domaine ausgezahlt, ohne „daß der Staat irgend gedrückt würde!" Diese Bemerkungen erinnern an den schönen Ausruf des Horaz, der von Rom's schöner Zeit sagt:

Privatus illis census erat brevis,
Commune magnum!

Der Hr. v. B. führte, wie Napoleon und seine Armeen, ein nomadisches Leben. Auch bieten seine Memoiren immer andere Schauplätze dar. Seine erste Reise war nach Mailand, wohin Napoleon ging, um die eiserne Krone zu empfangen; auf seiner Durchreise durch Alexandria gab er dort einer Deputation Audienz, die aus dem Hrn. Durazzo, vormaligem Dogen von Genua, und dem Hrn. von Cambino bestand, welche incognito gekommen waren, um die Vereinigung Genua's mit dem französischen Kaiserthum anzubieten. „Diese Provinz wurde im Vorbeigehen angenommen."

Der Verfasser hat auch die Reise nach Bayonne mitgemacht, die man eine Expedition nennen könnte, da Napoleon durch dieselbe unglücklicher Weise eine Krone erwarb, die er nicht auf dem Haupte seines Bruders hat erhalten können. Der Verfasser erhielt vom Kaiser den Auftrag, die confidentiellen Mittheilungen, die aus Spanien angelangt waren, zu übersetzen, und es läßt sich daher denken, daß der Hr. Präfect des Pallastes mehr von diesen Sachen gewußt, als der Moniteur darüber mitgetheilt hat. Die Documente, die er über die Verschwörung vom Escurial und über die Begebenheiten von Aranjuez gesammelt hat, werfen ein helles Licht auf alle die Verhandlungen, die davon die Folge waren, und die Napoleon am Ende im Schloß von Marrac bei verschlossenen Thüren entschied. Diese Details beweisen bis zur Evidenz, daß die Abdankung Carls IV., die freilich in Aranjuez erzwungen war, in Bayonne ganz freiwillig geschah.

Bei der Beschreibung jener merkwürdigen und folgereichen Tage theilt uns der Verfasser folgende bis jetzt noch wenig bekannte Thatsache mit, die, obwohl von wenig Beziehung auf die erwähnte Epoche, so wie auf Napoleons Persönlichkeit ꝛc., nicht ohne geschichtliches, sachliches Interesse ist:

„Am 11. Juni 1808," erzählt Herr v. Beausset, „(während unsers Aufenthaltes zu Bayonne) ließ der Kaiser mich rufen. — Ich habe mich eben, sagte der Kaiser, mit einem Spanier unterhalten, den Sie ohne Zweifel im Saal gesehen haben; ich habe nicht Zeit genug, um seiner Geschichte eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen, die mir noch überdies sehr lang scheint. Suchen Sie ihn auf, plaudern Sie mit ihm und nehmen Sie Kenntniß von den Manuscripten, wovon er mir gesagt; dann erstatten Sie mir Bericht darüber."

„Ich fand im Saal, wie der Kaiser mir gesagt, einen noch jungen Mann, von hohem, schlankem Wuchs. Er trug eine Uniform von königsblauem Tuche, ohne Aufschläge und Achselbänder: ein prächtiger Säbel, auf orientalische Weise an einer grünseidenen Schnur befestigt, hing an seiner Seite. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig; sein Ansehen im Ganzen war zusagend, aber ernst. Sein schöner schwarzer Bart, seine großen, lebhaften und durchdringenden Augen gaben seiner Physionomie und seinem Blicke einen besondern Ausdruck; sein Haar war schwarz und dicht. Ich näherte mich ihm mit der Aeußerung, daß ich vom Kaiser autorisirt sey, seine Bekanntschaft zu machen. Er antwortete mir verbindlich und sein Gesicht wurde so mild und zugleich so lebhaft, daß ich mich schnell angezogen und geneigt fühlte, ihm in Allem zuvorzukommen, was von mir abhängen könnte. Ich schlug ihm einen Spaziergang in den Garten des Pallastes vor, knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an, und fragte ihn endlich um seinen Namen. Hier und in Spanien, erwiederte er, nenne ich mich Don Badia Castillo y Leblich; aber im Orient bin ich unter dem Namen Aly-Bey, Prinz aus dem Stamme der Abassiden, bekannt. Er mußte wohl mein Erstaunen bemerken, denn er ging sogleich in die größten Details über die vorzüglichsten Ereignisse seines Lebens ein. Die kostbare und interessante Reise, die er 1814 in drei Bänden und mit einem Atlas von ungefähr 100 Blättern, hat drucken lassen, überhebt mich von Allem dem zu sprechen, was er selbst darin bekannt gemacht hat. Ich beschränke mich hier auf den geheimen und politischen Theil, der noch nicht bekannt ist. Er ist im Jahre 1819 in Asien gestorben. Ich kann daher jetzt ohne Indiscretion von seinen Mittheilungen den Schleier des Geheimnisses ziehen und die Uebersetzung drucken lassen, die ich unter seinen Augen von verschiedenen authentischen Documenten gemacht habe, die dem Nachstehenden zum Beweise dienen:

„„Badia Castillo y Leblich, geboren in Spanien 1767, zeigte früh die glücklichsten Anlagen und sie wurden sorgfältig entwickelt. Er erwarb sich vielumfassende Kenntnisse in den höhern Wissenschaften, in Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Zeichenkunst und vor Allem in orientalischen Sprachen. — Ermuthigt und beschützt von dem Friedensfürsten, begab er sich nach London, um seine Kenntnisse noch zu erweitern; da ließ er seinen Bart wachsen und sich beschneiden, legte arabische Kleidung an und verfertigte sich eine authentische Genealogie, worin er sich die höchste Abkunft beimaß. Unter dem Namen Aly-Bey, Prinz der Abassiden, eine durch ihre zahlreichen Califfen berühmte und erlauchte Familie, landete er in Frankreich, begab sich nach Paris, theilte auf dem Bureau des longitudes den Zweck seiner Reise mit und bemerkte sich die geographischen und nautischen Punkte, über welche die Classe der höhern Wissenschaften des Instituts genaue Aufklärung wünschte; er durchreiste hierauf Frankreich und Spanien, empfing zu Madrid seine letzten Instructionen, große Un-

terstützung, großen Credit und Empfehlungsbrife an alle Consuln von Spanien, Afrika und Asien, welchen übrigens seine Reise unter keinem andern Gesichtspunkte als dem wissenschaftlichen Zwecke gemeldet wurde.""

„„Der eigentliche politische Zweck aber war, wo möglich eine Revolution im Reiche von Marocco zu bewirken, den regierenden Kaiser vom Throne zu stürzen und aus diesem weitumfassenden Lande eine reiche und schöne spanische Colonie zu machen, die vielleicht wichtiger als die amerikanischen werden könnte, weil es nur einer Schifffahrt von zwei Stunden bedarf, um ohne Gefahr dahin zu gelangen. Der Gedanke war groß an sich.""

„„Holland, Frankreich, England und selbst Rußland fingen schon an, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Continent von Afrika zu wenden, der so viele Reichthümer in sich schließt. Diese Colonieen, nicht minder ergiebig als die von Amerika, würden weniger Zeit und weniger Blut gekostet haben, um sie zu erobern. Man darf sich mit Recht verwundern, daß der Gedanke ihrer Eroberung den spanischen Regierungen, die auf den Küsten der Barbarei unermeßliche Hülfsquellen gefunden haben würden, so spät gekommen ist. Aus tausend Gründen hätte man dieses Klima dem von Amerika vorziehen sollen: die große Zahl der Einwohner, die Verschiedenheit des Bodens, eine bewundernswürdige Lage für den Handel der ganzen Welt mußten der Politik, der Philosophie und selbst der Religion Eroberungen, der spanischen Nation würdig, darbieten. Die Bergwerke von Bambouck, verbunden mit den üppigen Erzeugnissen des Bodens, dem Elfenbein, dem Gummi und den Sklaven für die Colonieen, mußten die Küste von Afrika als das kostbarste Land erscheinen lassen, das die Natur Spanien so nah stellen konnte.""

„„Man hat Mühe, zu begreifen, wie die Portugiesen, die Franzosen und die Engländer sich so lange wegen der Küsten vom Senegal bekriegen konnten, deren versengendes Klima alle diejenigen aufreibt, die den unglücklichen Muth haben, dort ihr Glück zu versuchen, während so leicht zu erbeutende Reichthümer ihnen so nah lagen.""

„„Der König von Spanien ist der einzige europäische Monarch, der auf dieser Küste einige blos militairische Niederlassungen besitzt und die gerade in dem ärmsten und unbewohntesten Theile der Barbarei liegen.""

„„Alle diese wichtigen Betrachtungen drangen sich endlich der spanischen Regierung auf und Badia Castillo wurde, unter dem Namen Aly-Bey, im Jahre 1802 nach Marocco geschickt, um alle Verhältnisse zu beobachten, vorzubereiten und zu gestalten in der Idee, sich mit Gewalt oder List dieses weiten Reiches zu bemächtigen. Der Anfang seiner Unternehmung war glücklich. Er erwarb sich selbst in einem hohen Grade die Gunst des Kaisers und der vornehmsten Staatsbeamten. Diese ersten Erfolge ermuthigten den Friedensfürsten, der damals eigentlich allein die Regierung von Spanien ausmachte; er gab Aly-Bey unbedingte Vollmacht und Gewalt, über alle Mittel zum Anfang dieser großen Revolution zu verfügen. Die Staaten von Marocco enthalten fünf Millionen Mauren, die eben so viele Sklaven ohne Eigenthum sind, weil das ganze Gebiet nichts als eine Domaine des Kaisers ist. Jedermann weiß übrigens, daß ein Fürst auf dem Throne sitzt, der kein andres Recht als das der Gewalt darauf hat. Dieser Souverain, so verächtlich er ist, dessen Regierung kein anderes Gesetz als Laune, Willkühr und Ungerechtigkeit kennt, häuft jedes Jahr neue Schätze durch den schändlichen Tribut, den die europäischen Mächte ihm darbringen, um die Erlaubniß einigen Handels mit seinen Unterthanen zu erhalten und den erniedrigenden Schutz zu bezahlen, den er ihren Schiffen verwilligt: eine entehrende Knechtschaft, die allein schon zu einer Invasion berechtigen würde. Zu diesen Betrachtungen fügte Aly-Bey noch die Versicherung, daß die freien Stämme des Berges Atlas, Nachbarn des Reiches von Marocco, stets in Waffen ständen, um sich gegen den Kaiser zu vertheidigen und ihre Unabhängigkeit zu behaupten; daß dieser beständige Kriegszustand sie in die Unmöglichkeit versetze, Handel mit Europa zu treiben; daß sie alle diejenigen, die den Tyrannen angriffen, der sie unterdrücken wolle, mit offenen Armen aufnehmen und getreue Bundesgenossen werden würden.""

„„Aber die wichtigste dieser Betrachtungen war die der Schwäche der Militairmacht des Kaisers von Marocco. Sechs bis achttausend Neger bilden seine Garde und sind allein hinreichend, die unglücklichen Einwohner dieses Reiches zu unterdrücken. Aly-Bey versicherte, daß das Mißvergnügen derselben den höchsten Gipfel erreicht habe und daß die Tribus des Atlas, die sich mehr als einmal reicher Provinzen bemächtigt hätten, ohne sie jedoch behaupten zu können, zur Entflammung ihres Muthes nur der Unterstützung Spaniens bedürften, das mehr wie jede andere Macht interessirt sey, seine Herrschaft daselbst zu gründen und zu erhalten. Aly's Verbindungen mit den vorzüglichsten Chefs der Regierung und selbst der Garde ließen ihn seinen Entwurf nicht nur als ausführbar, sondern auch als des Erfolges sicher betrachten.""

„„Indessen wurde die Sache plötzlich aufgegeben. Ich vermuthe, daß der Friedensfürst, bei etwas reiflicherer Ueberlegung, gefühlt haben mag, er sey etwas zu weit gegangen. Das von den europäischen Mächten allgemein angenommene System würde einen so wichtigen Zuwachs an Macht und Reichthümern als eine reale Verletzung des politischen Gleichgewichts haben betrachten lassen. Das was, von einer Partei von Abentheurern unternommen, ganz einfach erschienen wäre, gewann eine völlig andere Farbe, wenn ein ähnlicher Versuch von einer Regierung, wie die spanische ausging. Ueberdies mußte Napoleons Gelangung zur Kaiserwürde nothwendig mancherlei Betrachtungen und Besorgnisse erregen und den Enthusiasmus erkälten, den die Schöpfung einer großen Colonie, aus dem Stegreif, erweckt hatte. Dabei schien der Ausgang doch immer zweifelhaft; und man ist doppelt dem Tadel ausgesetzt, wenn die Kühnheit eines ungewöhnlichen Unternehmens nicht durch einen glänzenden Erfolg, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte, gerechtfertigt wird. Der Friedensfürst fand es so bequem als natürlich, seinen Fehler und seinen Leichtsinn auf Aly-Bey zu schieben. Vielleicht kann auch die plötzliche Unterbrechnng dieses verführerischen Traumes den Discussionen zugeschrieben werden, die sich zu dieser Zeit zwischen England und Frankreich erhuben und die noch vor Ende des Jahres einen neuen Bruch zwischen diesen beiden Mächten herbeiführten.""

„„Was ich gewiß weiß, ist, daß Aly mich versicherte, die Verlegenheit, in welche ihn das Zaudern des Kabinets von Madrid und die fortwährende Verzögerung der verlangten Unterstützung an Geld, Waffen und Mannschaft gesetzt, habe ihn endlich gezwungen, diese eigenthümliche Unternehmung aufzugeben. Darauf habe er sich entschlossen, eine wissenschaftliche Reise im Orient zu machen.""

„„Nach seiner Rückkunft nahm Aly-Bey seinen wirklichen Namen an, und trat in die Dienste des Königs Joseph. Nachdem dieser aber den Thron verloren, ging er nach Paris, um sich mit der Herausgabe seiner Reise zu beschäftigen, die, auf kaiserliche Kosten gedruckt, Ludwig dem Achtzehnten zugeeignet wurde. Seine Leidenschaft für den Orient zog ihn unglücklicherweise nach Asien, wo er höchst interessante Gegenstände der Kunst und Wissenschaft zurückgelassen hatte. Da fand er 1819 den Tod; dieser wurde dem Pascha von Damas oder von Aleppo zugeschrieben."" —

Auf die Zusammenkunft von Bayonne folgt die von Erfurt. Diese hat gar nichts Finsteres, die Sonne von Austerlitz stellte sie ins hellste Licht. Eine strenge Kritik könnte tadeln, daß Hr. von B. bei dieser Versammlung fast aller Könige Europa's, die herbeieilten, um Napoleon

den Hof zu machen, zu sehr ins Kleinliche gegangen sey. Aber einige Anekdoten machen seine Weitläufigkeit einigermaaßen vergessen. So findet man unter andern diese: „Als man eines Tages im Begriff war, in den Eßsaal zu gehen, wollte der Kaiser Alexander seinen Degen abnehmen, bemerkte aber, daß er keinen trug, er hatte ihn zu Hause vergessen .... Napoleon nahm den seinigen ab, ging auf Alexander zu, und bat ihn mit dem feinsten Anstande, diesen anzunehmen. Der Kaiser von Rußland that dies bereitwillig, und da ich vor ihm herging, (sagt der Präfect des Pallastes), konnte ich die Worte hören: „Ich nehme „ihn als ein Zeichen Ihrer Freundschaft. Ew. M. sind sicher genug, „daß ich ihn niemals gegen Sie ziehen werde!"

Was war 1812 aus der Freundschaft und dem Degen des großen Mannes geworden!

In Erfurt ereignete sich noch ein anderer Vorfall, der in mehrerer Hinsicht wohl der Mühe werth ist, mitgetheilt werden. Als nämlich Napoleon eines Tages den Kaisern, Königen und Vice-Königen bei Tafel die Honneurs machte, hatte er Gelegenheit, auf einen argen Anachronismus, der dem Fürsten Primas in Hinsicht auf die Erlassung der goldnen Bulle entfuhr, aufmerksam zu machen. „Es ist wahr, Sire, versetzte der Fürst Primas, ich habe mich geirrt, aber wie kommt es, daß Ew. Maj. in diesen Sachen so bewandert sind?" — „Als ich noch bloßer Lieutenant im zweiten Regiment der Artillerie war," antwortete Napoleon, und diese Worte frappirten die ganze Gesellschaft der hohen Gäste, „als ich die Ehre hatte, bloßer Lieutenant im zweiten Artillerie-Regiment zu seyn," fuhr er lächelnd fort, „brachte ich drei Jahre zu Valence in Garnison zu. Ich ging nicht gern in Gesellschaft und lebte viel für mich. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich bei einem kenntnißreichen Buchhändler, einem sehr gefälligen Manne, wohnen sollte. Da las ich während dieser drei Jahre seine ganze Bibliothek mehrmals durch, und ich habe nichts vergessen, selbst nichts von dem, was keine Beziehung auf mein Fach hatte. Dann habe ich auch von Natur ein glückliches Zahlengedächtniß; so widerfährt es mir sehr oft mit meinen Ministern, daß ich ihnen das Detail und alle ihre Zahlen aus Rechnungen sagen kann, die sie mir vor sehr langer Zeit abgelegt haben." — Welch ein edler Stolz, sich vor so vielen Souverainen zu rühmen, Lieutenant im zweiten Artillerie-Regiment gewesen zu seyn! Leider aber erinnerte Napoleon nur an solche Dinge, wenn er bei Monarchen war. Unter seinen Mitbürgern schien er alles, was seiner Ehrsucht einen Zaum hätte anlegen können, und ihn hätte bestimmen müssen, die Rechte derjenigen zu achten, die einst eben so viel waren, als er, ganz und gar vergessen zu haben.

Diese drei Jahre, wo Napoleon sehr viel las, reichen selbst bei dem außerordentlich glücklichen Gedächtniß, welches er besaß, kaum hin zu erklären, wie er so mannigfaltige und ausgebreitete Kenntnisse habe sammeln können. Er gab hiervon hauptsächlich auch in seinen Gesprächen auf St. Helena oft die auffallendsten Beweise. Viele Blätter der Denkschrift von St. Helena bezeugen auch, daß Napoleon die Geheimnisse der dramatischen Kunst studirt und erfaßt hatte. Die Bewunderung, die er den Meisterstücken des französischen Theaters zollte, erstreckte sich mit auf das Talent der großen Schauspieler, die sie durch ihre Darstellungen erst ganz verständlich machten. Talma war mit Recht auf seinen Beifall stolz, und folgende Anekdote beweißt, daß Napoleon das Talent der Dlle. Mars nicht minder zu würdigen wußte. — „Der Kaiser," sagt Hr. v. B., „ließ Talma zuweilen die Ehre widerfahren, während seines Frühstücks vorgelassen zu werden. Dlle. Mars erhielt, als wir in Dresden waren, dieselbe Auszeichnung. Er frazte sie nach manchem, unter andern that er ihr auch eine Frage, die ihr erstes Auftreten auf der Bühne betraf. „Sire," antwortete sie mit der Anmuth, die ihr eigen ist, „ich habe ganz klein angefangen. Ich bin unvermerkt immer ein wenig weiter gekommen...." — „Unvermerkt! Sie irren sich; Sie wollen offenbar sagen, Sie hätten sich nach und nach Bewunderung erzwungen. Seyen sie übrigens versichert, Mademoiselle, daß ich Ihren seltenen Talenten immer mit ganz Frankreich Beifall gezollt habe."

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Das Zuchtpolizeitribunal zu Brüssel hatte in den ersten Tagen des Juli d. J. in einer Sache zu entscheiden, die zu Zeiten der Ritterschaft ohne Zweifel vor einen Liebesgerichtshof würde gebracht worden seyn. Es handelte sich nämlich von einer Ohrfeige, die, der Klage nach, einem jungen Mädchen aus der Gemeinde von St. Gilles sollte gegeben worden seyn. Die niedliche Figur und das schöne Gesicht der interessanten Brünette machte das Vergehen in der That zu einem monströsen; es bedurfte evidenter Beweise, um den Vorfall glaubwürdig zu finden. Es war beim Heraustreten aus dem Hause eines Spezereihändlers, woselbst Klägerin eine Besorgung zu machen gehabt, daß eine wenig galante Hand ihr den Schimpf anthat, für welchen sie nun Rache forderte. Der Beklagte, ein junger Mensch von 18 Jahren, wollte durchaus von einer solchen Beschuldigung nichts hören. Nach seiner Aussage, war die angebliche Ohrfeige nichts anderes gewesen als ein — Kuß, den er seiner niedlichen Nachbarin zu rauben so geschickt gewesen, indem er von hinten mit beiden Händen sie beim Kopfe genommen; wahr ist es indessen, fügte er hinzu, daß dieser Kuß so energisch applicirt worden ist, daß alle Umgebungen davon wiederhallten. Was that nun die beleidigte Schöne? Sie brachte zwei Zeugen, die aussagten, daß es allerdings eine Ohrfeige gewesen. — Nein, es war ein Kuß, riefen ihrerseits drei von dem jungen Menschen beigebrachte Zeugen; wir haben es gesehen und gehört! Der Gerichtshof hat den Beklagten, in Rücksicht, daß das Vergehen nicht constatirt worden, von der Anklage freigesprochen. Die Zuhörer machten, zum Lobe des jungen Mädchens die Bemerkung, daß es wohl wenig Frauenzimmer geben möchte, die eine Ohrfeige und einen Kuß verwechseln dürften, und beklagten nur, daß der junge Mann, obgleich recht hübsch, doch lange nicht so interessant als seine niedliche Gegnerin wäre.

Unter der Regierung des Königs Edward II. von England wurden von dem Parlament die Preise der Nahrungsmittel ꝛc. dahin regulirt und bestimmt, daß hinführo kosten solle: ein besonders gut gemästeter Ochse, vier und zwanzig Schillinge; andere Ochsen sechzehn Schillinge; eine fette Kuh, zwölf Schillinge; ein fettes, zwei Jahr altes Schwein, drei Schillinge und vier Pence; ein fetter, ungeschorner Hammel, zwanzig Pence, geschoren, vierzehn Pence; eine fette Gans, zwei und einen halben Pence; ein fetter Kapaun, zwei Pence; eine fette Henne, einen Penny; zwei Stück junge Hühner, einen Penny; vier Stück Tauben, einen Penny; zwei Dutzend Eier, einen Penny ꝛc. ꝛc.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 208 Hamburg, Sonnabend den 4. August 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Das Landleben der Engländer.

Der Fremde, der einen umfassenden Begriff von dem Charakter der Engländer zu bekommen wünscht, darf sich nicht darauf beschränken, sie bloß in der Hauptstadt zu beobachten: er muß aufs Land gehen, in den Dörfern und kleinen Städten verweilen, die Schlösser, Meiereien und Strohdächer besuchen, in den Parks und Gärten umherstreifen, die Dorfkirchen nicht versäumen, auch nicht den Besuch der Märkte und andrer ländlichen Lustbarkeiten verschmähen; er muß mit der Lebensweise und den Launen der Menschen aller Classen sympathisiren.

In gewissen Ländern sammeln sich alle gebildete und wohlhabende Familien in den großen Städten und das Land hat keine anderen Bewohner als rohe Bauern; in Großbritannien aber ist gerade im Gegentheil die Hauptstadt nur ein Rendez-vous, wo die höheren Classen einen kleinen Theil des Jahres einem üppigen und lärmenden Leben widmen. Nach dieser Art Carneval kehren sie wieder zu der ländlichen Lebensweise zurück, die sie mehr anzusprechen scheint. Die verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft vertheilen sich über die ganze Oberfläche des Königreichs, und an den entlegensten Orten findet man Leute aus allen Classen.

Die Engländer scheinen für diese Lebensweise geschaffen zu seyn: sie mögen sowohl arbeiten als sich vergnügen, und sie haben einen ihnen angebornen lebendigen Sinn für die Schönheiten der Natur. Selbst die, inmitten ihrer Mauern von Backsteinen und des Getümmels ihrer Straßen gebornen Bewohner der Städte, gewöhnen sich leicht an das ruhige Leben auf dem Lande. Der Kaufmann erwählt sich einen Ruhesitz in der Nähe der Hauptstadt, und ist dort eben so stolz auf den Flor seines Blumen- und die Früchte seines Obstgartens, als auf das Gedeihen seiner kaufmännischen Unternehmungen. Selbst diejenigen, die genöthigt sind, ihr Leben in finstern Boutiken und bei den niederen Beschäftigungen des kleinern Handels hinzubringen, suchen den lächelnden Anblick der Natur vor Augen zu haben. In den finstersten und gedrängtvollsten Stadtvierteln sieht das Fenster des Salons einem Blumenbeete ähnlich. Jedes Plätzchen, das nur ein wenig Erde hat, ist mit Rasen und Blumen bedeckt, und die auf den öffentlichen Plätzen mit Geschmack angebrachten Schatten geben ihnen etwas vom Ansehen eines Parkes.

Wer den Engländer nur in der Stadt sieht, wird keine besonders gute Meinung von seinem geselligen Charakter gewinnen. Er ist entweder in Geschäften vertieft, oder zerstreut durch die tausenderlei Engagements, die in dieser großen Hauptstadt die Zeit in Beschlag nehmen und die Aufmerksamkeit theilen. Auch sieht man ihn fast immer den Drang und die Aufregung an; überall, wo er sich befindet, ist er im Begriff, sich anders wohin zu begeben; in dem Augenblicke, wo er von diesem Gegenstande spricht, ist sein Geist bereits mit einem andern beschäftigt. Will er einen Freund besuchen, so berechnet er schon, wie er seine Zeit einzutheilen hat, um ein zehn oder zwölf ähnliche Besuche abzumachen. Eine unermeßliche Stadt, wie London, ist geeignet, die Menschen interessirt und selbstsüchtig zu machen. Bei ihren kurzen Zusammenkünften können sie sich nur mit Gemeinsprüchen unterhalten; sie zeigen nur die Außenseite ihres Charakters; die kalte Atmosphäre, in der sie leben, zieht ihnen das Herz zusammen und macht, daß seine bessern Eigenschaften sich nicht entfalten können.

Auf dem Lande ists, wo der Engländer sich seinen natürlichen Gefühlen hingiebt. Er macht sich frei von den kalten Förmlichkeiten und den negativen Höflichkeiten der Stadt; er entsagt seiner Zurückhaltung, und wird munter und herzlich. Er versammelt alle Bequemlichkeiten des eleganten Lebens in den Städten um sich her, verbannet aber deren Zwang. Sein Landhaus vereinigt gleichzeitig alles, was für einen Ruhesitz des Studiums und für die Bewegungen des Landlebens paßlich ist. Man findet dort sowohl Bücher, Gemälde und Musik, als Pferde, Hunde und Jagdgeräth jeder Art. Er legt weder seinen Gästen noch sich selbst Zwang auf; sondern bietet, im wahren Geiste der Gastfreundschaft, alles auf, was ihnen sein Haus angenehm machen kann, einem jeden es anheim stellend, sich von seinem eignen Geschmacke leiten zu lassen.

Kein Volk thut es den Engländern gleich in der Kunst der pittoresken Gärten. Sie haben die Natur tief studiert und verstehen es, ihre schönen Formen und im Einklang stehenden Combinationen zu würdigen. Das Großartige, das sich sonst nur in wilden Einöden zeigt, findet sich in England um die bescheidenen Asyle des häuslichen Lebens her vereinigt. Die Engländer scheinen ihre flüchtigsten und verborgensten Reize erspähet zu haben, um sie zauberisch um ihre ländlichen Wohnungen her zu verbreiten.

Nichts ist imponirender, als das Bild, das ein englischer Park darstellt. Große Wiesen verbreiten darin ihren schönen grünen Teppich, hin und wieder beschattet von riesigen Baumgruppen, deren prachtvoll belaubte Zweige eine große Krone bilden. Die feierliche Pracht der Gebüsche und Waldungen steht in schöner Harmonie mit den Heerden Hochwild, die es schweigend durchrennen, dem Haasen, der unter den Blättern forthüpft und dem wilden Vogel, der, einem Pfeile gleich, die Luft durchschneidet. Bald schlängelt sich der murmelnde Bach, der zwischen ihnen hinläuft, in mäandrischen Krümmungen, bald dehnt er sich zu einem See aus. Weiter hin, an irgend einer abgelegenen Stelle, findet man einen Teich, den mannichfache Fische durch ihre schnellen Evolutionen beleben, und in dessen klaren Gewässern sich alle Schwingungen der umstehenden Bäume abspiegeln, während ein ländlicher Tempel oder irgend eine, durchs Alter oder die Nässe bemooste Statüe diesem Versteck eine Art classischer Majestät giebt.

Was mich aber noch mehr ergötzt, das ist das schöpferische Talent, das die einfachen Wohnungen der Mittelclasse decorirt. Ein Fleck Landes, wie unvortheilhaft es auch gelegen, und wie unfruchtbar es seyn mag, wird unter den Händen eines Engländers bald zu einem kleinen Paradiese. Mit raschem und durchdringendem Ueberblick wird es ihm bald klar, was daraus zu machen ist, und er setzt sich gleich im Kopfe die herzustellende Landschaft zusammen. Er macht sich sofort an die Ausführung seiner Entwürfe, und sein Verfahren ist so einfach als sinnreich. Bäume, deren Schatten er zu erweitern sucht, wieder andre, die er mit Umsicht ausschneidet; Blumen und Pflanzen, deren zarte Nüanzirungen er verschmilzt; die Anlage eines grünen Teppichs, ein Weg, der zu einem Wasserlaufe führt: darin besteht seine ganze Kunst. Er führt alle seine Arbeiten mit einem beharrlichen und ruhigen Fleiße aus, einem Maler gleich, der ein mit Vorliebe unternommenes Bild beendigt.

Der Aufenthalt der Reichen auf dem Lande hat in die ländliche Oekonomie einen gewissen Grad von Geschmack und Eleganz gebracht, der sich selbst den untersten Classen mitgetheilt hat. Auch der Aermste sucht seine Hütte und das bei derselben liegende kleine Stückchen Land zu verschönern. Die dickbelaubte Hecke, die sein kleines Wesen umzäunt; die Rasenbank vor seiner Thür; die mit Buchsbaumsträuchen eingefaßten Rabatten; das Geisblatt, das die Mauer bedeckt; der Blumentopf, der das Fenster schmückt; der Hopfen, der in der Nähe des Hauses gepflanzt ist und dessen grünes Laub die Oede des Spätherbstes vergessen macht: alles deutet auf einen Einfluß, der aus den höchsten Quellen herabfließt, um sich nachher in den niederen Gründen zu verbreiten. Wenn die Liebe, wie die Dichter sagen, gern in Strohhütten hauset, so sind sicher die der englischen Landleute gemeint.

Der Geschmack am Landleben hat in allen oberen Classen in Großbritannien einen mächtigen und heilsamen Einfluß auf den Nationalcharakter geäußert. Ich kenne keinen schöneren Schlag Menschen als die englischen Landjunker. Statt des schlaffen, verweichlichten Ansehens, das die Männer der höheren Classen in den meisten andern Ländern auszeichnet, haben sie eine herrliche Mischung von Anmuth und Kraft, von Frische der Gesichtsfarbe und robustem Körperbau, was ich hauptsächlich dem Umstand beimesse, daß sie viel in freier Luft leben und sich mit ländlichen Arbeiten beschäftigen. Die damit verknüpften Beschwerlichkeiten geben der Seele Ton und Energie, und den Manieren etwas Männliches und Einfaches, das die Thorheiten und die Zerstreuungen der Stadt zu verändern Mühe haben und nie von Grund aus zerstören können. Auch scheinen die verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft auf dem Lande mehr geneigt zu seyn, sich einander zu nähern und günstig auf einander einzuwirken. Die Scheidewände sind nicht so markirt, auch leichter zu übersteigen, als in den Städten. Die Vertheilung der Grundstücke in kleine Parcelen hat eine regelmäßige Abstufung begründet, vom edlen Pair herab bis zu dem einfachen Bauer, und die beiden Extreme der Gesellschaft wieder vereinigend, hat sie gewissermaaßen einem jeden mittleren Range den Geist der Unabhängigkeit mitgetheilt. Dieser Zustand der Dinge hat freilich zuletzt einige Aenderungen erlitten. Während der Nothjahre haben die größeren Grundstücke die kleinen verschlungen und, in einigen Districten, die ehrenwerthe Classe der kleinen Pächter fast vernichtet; aber das ist nur eine zufällige Modification in dem allgemeinen System, von dem ich gesprochen habe.

Die ländlichen Arbeiten haben nichts, was die Menschheit erniedrigt und herabwürdigt: sie bringen uns stets in die Mitte von Scenen, die imponirend und von natürlicher Majestät sind. Ein Landmann kann einfältig und derb seyn, aber nicht pöbelhaft. Auch fühlt sich der feingebildetste Mensch in seinem Verkehr mit den Landleuten nicht so unausgesetzt beleidigt, als in dem, den er zuweilen mit den Tagelöhnern in den Städten haben muß. Er legt sein zurückhaltendes Wesen bei Seite, und nimmt, die Unterschiede des Ranges vergessend, mit Vergnügen Theil an den einfachen und herzlichen Freuden des gemeinschaftlichen Lebens. Das ist auch ohne Zweifel die Ursache, warum die aristokratischen Classen in Großbritannien beliebter sind und die anderen Classen die erdrückenden Lasten getragen haben, ohne sich über die Gebühr über die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter zu beklagen.

Durch diese Mischung der verschiedenen Zustände hat auch die englische Literatur einen eigenthümlichen Charakter bekommen. Daher die häufige Anwendung von Vergleichungen, die dem Landleben entlehnt sind, und diese unvergleichen Naturschilderungen, die so häufig bei den brittischen Dichtern, seit Chaucer's Blume und Blatt, vorkommen, und die gewissermaaßen in unsern Cabinetten die Frische und das Duftende unsrer Landschaften eingeführt haben. Die das Hirtenleben beschreibenden Autoren der andern Länder scheinen die Natur nur so beiher beobachtet zu haben und nur ihre allgemeinen Reize zu kennen, aber die englischen Dichter sind ganz vertraut mit ihr; sie sind ihr in die geheimsten Winkel gefolgt und haben ihre geringfügigsten Launen beobachtet. Möge der Wind die Pappeln schütteln, ein Blatt, das sich vom Baume gelöst, zur Erde flattern, ein Tropfen Wasser in der Quelle funkeln, das Veilchen seinen süßen Duft aushauchen, die Maasliebe ihre cremoisinfarbigen Blätter an der Sonne entfalten: sie lassen es nicht unbeachtet und wissen sofort irgend eine rührende Moral daraus zu ziehen.

Dieser Sinn der größten Geister für das Leben auf dem Lande hat einen außerordentlichen Einfluß auf den Anblick des ganzen Landes gehabt. Ein großer Theil der Insel ist flach und würde ohne die Reize der Cultur eintönig erscheinen; aber er ist gewissermaaßen übersäet von Schlössern und Palästen, und die Parks und Gärten bilden dazu — man möge mir das Bild zu Gute halten — eine Art Stickerei. An imponirenden und erhabenen Scenen hat er keinen Ueberfluß, wohl aber an kleineren des ländlichen Glückes und der ländlichen Ruhe. Jede alte Meierei, jede mit Moos bedeckte Hütte hat einen malerischen Charakter. Da die Wege sich unaufhörlich queer durch Hecken und Gebüsch schlängeln, wird das Auge stets durch kleine Landschaften voll Ruhe, Anmuth und Grazie gefesselt.

Der Hauptreiz des englischen platten Landes aber ist das moralische Gefühl, das dort vorherrscht. Es erinnert an Ordnung, Sicherheit, längst begründete Principien, alte Gebräuche und ehrwürdig gewordene Sitten. Alles scheint dort das Product einer langen Folge von Jahrhunderten friedlicher und geregelter Existenz zu seyn. Die alte Kirche mit ihrem massiven Portal, ihrem gothischen Thurm; die, mit gewissenhafter Sorgfalt wohl erhaltenen, gemalten Scheiben ihrer Fenster; die Denkmäler von Oberhäuptern und Kriegern eines anderen Geschlechts, Vorvätern der jetzigen Grundbesitzer; die Leichensteine mehrerer auf einander folgenden Geschlechter wackerer Landleute, deren Nachkommenschaft noch das nämliche Feld bebauet, vor dem nämlichen Altar das Knie beugt; die Wohnung des Predigers mit ihren regellosen Bauten nach dem Geschmacke der verschiedenen Zeiten und ihrer Herren; der Fußsteig, der mitten durch lachende Felder und Hagedorn-Hecken zum Friedhof führt; das nahe Dorf mit seinen ehrwürdigen Strohdächern und seinen alten Bäumen, in deren Schatten schon die Uraltern der jetzigen Generation als Kinder spielten; das alte, einsam im Thale, oder auf irgend einem Hügel belegene herrschaftliche Gebäude, das die umgebende Scene zu beschützen scheint: alle diese gewöhnlichen Charaktere einer englischen Landschaft zeigen eine alterthümliche Ruhe, eine Vererbung von Ortsliebe und Tugenden, die das Produkt des Bodens zu seyn scheinen, und die eine starke Gewähr und eine interessante Meinung von dem moralischen Charakter der Nation geben, an.

Es ist ein liebliches Schauspiel, des Sonntags, wenn das Silbergeläute der Dorfglocken über das stille Land hin ertönt, die Landleute queer durch grünende Wiesen, heiteren Antlitzes und angethan mit ihren besten Kleidern, der Kirche zueilen zu sehen. Nicht weniger interessant war es mir, sie Abends an den Thüren ihrer Hütte versammelt zu sehen, wie sie wohlgefällig die kleinen Bequemlichkeiten und Verschönerungen betrachteten, die sie selbst ihren Wohnungen gegeben.

Dieser Sinn für die inneren Genüsse, diese friedlichen Familienfreuden, die von den frivolen weltlichen Zerstreuungen nie aufgewogen werden, sind es, die Englands Glück und Ruhm begründen.

Denkwürdigkeiten und Anekdoten über das Innere des Pallastes und über einige Ereignisse des Kaiserreichs von 1805 bis zum 1. Mai 1814; ein Beitrag zur Geschichte Napoleons,

von L. F. J. D. Beausset,
vormaligem kaiserlichen Pallaß-Präfecten.

(Beschluß.)

Die Erzählung des Hrn. v. Beausset von der Zeit an, von welcher wir so eben geredet haben, bis auf den Fall des Kaisers, bietet weniges dar, was man nicht schon wüßte. Aber hier gewinnt sie wieder neues Interesse, und vor allem zeigt sich der Charakter des Verfassers in einem vortheilhaften Lichte. Seine Ergebenheit gegen seine Wohlthäter richtet sich nicht nach den Zeitereignissen, und hat sogar nach der Abdankung des Kaisers fortgedauert, welche so manche andere mit heimlicher Freude als einen Bruch des Vertrages angesehen, und sich selbst berechtigt geglaubt haben, alle Wohlthaten zu vergessen. Hr. v. B. begleitete 1814 die Kaiserin nach Blois, und hatte Gelegenheit, ihr mehrere Beweise von Treue und Anhänglichkeit zu geben, die durch die Zeitumstände einen besondern Werth bekamen. Kaum hatte sich nämlich das Gerücht von der Capitulation in dieser Stadt verbreitet, so sah Marie Louise, wie sich auch die Reste ihres sonst so glänzenden und eifrig um sie bemühten Gefolges zerstreuten. Ein jeder dachte an seine eigenen Angelegenheiten, ein jeder entfloh heimlich und ging nach Paris, fast niemand nahm auch nur bei der Kaiserin Abschied. Hr. v. B. verließ sie auch, aber mit einem doppelten Auftrage von ihr, mit einem an den Kaiser von Oestreich und einem andern an Napoleon. Er kam in Paris an, aber fand den Kaiser Franz nicht; nach vergeblichen Unterhandlungen mit Hrn. v. Metternich, ging er nach Fontainebleau, um die untergehende Sonne zu sehen, und ihr seine letzte Huldigung darzubringen. Als er in die Zimmer des Schlosses trat, sah er den Prinzen von Neuschatel aus Napoleons Cabinet treten. (Hier folgt die Erzählung von Berthier's anstößiger Entfernung, die wir schon in No. 201, S. 461 aus Walter Scott aufgenommen haben.)

Der Bericht von zwei Zusammenkünften, die Hr. v. B. mit dem Kaiser hatte, muß einen starken und schmerzhaften Eindruck machen. Es thut uns leid, daß der Raum uns nicht gestattet, ihn ganz mitzutheilen, aber wir können es uns doch nicht versagen eine Stelle auszuheben.

„Ich entsage, aber ich trete nichts ab," sagte Napoleon stolz..., dann hing er seinen Gedanken nach. „Da sieht man," sagte er endlich, „was es mit dem Schicksal ist. In der Schlacht bei Arcis-sur-Aube habe ich alles gethan, um eines ruhmvollen Todes zu sterben, ich habe den Boden des Vaterlandes dem Feinde Schritt für Schritt streitig gemacht. Ich habe mich der Gefahr ausgesetzt ohne mein Leben zu schonen; die Kugeln regneten um mich, sie durchlöcherten meinen Rock aber mich traf keine. Ein Tod, den ich nur meiner Verzweiflung zu verdanken gehabt hätte, wäre Feigheit gewesen; Selbstmord ist weder meinen Grundsätzen gemäß, noch ziemt er sich für die Stellung, die ich auf der Bühne der Welt eingenommen habe."... „Ich bin verurtheilt zum Leben" rief er und seufzte wieder.

Von der Einfachheit der Sitten und der Enthaltsamkeit Napoleons giebt Hr. v. B. uns folgende Züge: Auf dem Marsche war der Kaiser immer zu Pferde, von seinen Generalen, Adjutanten und Stabsoffizieren umgeben, und seine Fröhlichkeit, man könnte sogar sagen, seine Gutmüthigkeit, gewann aller Herzen. Oft ließ er Halt machen, und setzte sich dann mit dem Prinzen von Neuschatel unter einen Baum. Der Mundvorrath wurde vor ihm ausgepackt, und alle, vom Pagen bis zu den höchsten Offizieren, fanden an diesem oder jenem, was sie nöthig hatten. Es war in Wahrheit ein Fest für einen jeden von uns. Napoleon entfernte aus seiner Umgebung alles, was einer Intrigue ähnlich war, indem er immer selbst entschied, und flößte dadurch allen Personen seines Hauses eine Einigkeit und Zuneigung ein, die in alle unsere Verhältnisse etwas Angenehmes brachte, was man gewiß selten bei Hofe findet.

Napoleons Mäßigkeit war so groß, daß er stets die einfachsten und am einfachsten zubereiteten Speisen, als Spiegeleier und weiße Bohnen, als Salat und dergleichen, am liebsten aß. Eins von diesen beiden Gerichten und etwas Parmesankäse war alles, was er zum Frühstück genoß.

Sein Mittagsessen war ebenfalls sehr einfach, er aß selten Ragouts, immer einfache Speisen. Ich habe ihn oft sagen hören, daß, so wenig man auch des Mittags äße, es doch immer zu viel wäre. Sein Kopf war auch niemals eingenommen, und er arbeitete immer leicht, selbst gleich nach der Tafel. Sein Schlaf war ruhig, wie bei Kindern, und seine Leibesbeschaffenheit paßte sowohl zu seiner Lage, daß er sich durch eine Stunde Schlaf wieder von 24stündigen Strapatzen erholen konnte.

Wir wollen noch zum Schluß unserer Mittheilungen über dieses Werk folgende Anekdote ausheben, die aus der Zeit ist, wo Napoleon noch erster Consul war. Der Cardinal Gonsalvi verlies eines Tages Frau von Brignolé, als eben Frau von S....y zu ihr eintrat. „Denken Sie sich einmal, sagte ihr Frau von Brignolé, worüber ich eben mit dem Cardinal gesprochen habe? Wir sprachen von der Ehe der Priester." Kurz, der Cardinal war ganz froh gewesen über die Unterzeichnung des Concordats, und hatte gesagt, daß, wenn die französische Regierung die Priester-Ehe verlangt hätte, der römische Stuhl sicher darein gewilligt haben würde, weil es nur ein Disciplinarpunkt sey u. s. w.

Frau v. S. ging sogleich zum ersten Consul und theilte ihm mit, was sie so eben erfahren hatte. Er antwortete, daß er gern glaube, man würde diesen Vorschlag angenommen haben, aber daß er denselben nicht gemacht habe, um der Faubourg St. Germain keine Gelegenheit zu geben, den heil. Vater einen Ketzer zu nennen. Noch setzte er hinzu es liege ganz in seinem Plan, einen Papst zu haben, dessen Ansehn ungeschwächt sey, einen wahrhaft katholischen, apostolischen und römischen Papst. Dies war nicht die einzige Gelegenheit, bei welcher Napoleon zeigte, daß er die Wünsche der guten Gesellschaft (denn so ist der Ausdruck Faubourg St. Germain zu verstehen) zu berücksichtigen wisse.

Seit 1814 hat Hr. v. Bausset zwei Jahre in Deutschland bei der Kaiserin Marie Louise gelebt. Er verspricht auch über diesen Theil seines politischen Lebens Memoiren herauszugeben, von denen zu erwarten ist, daß sie nicht minder interessant seyn werden, als die, von welchen wir unsern Lesern einen oberflächlichen Begriff gegeben und ihnen hoffentlich den Wunsch eingeflößt haben, dieselben ganz lesen zu können.

Ueber die Einführung und den Gebrauch des Tabacks in England.

Der Tabak, nach einander und in verschiedenen Ländern Petum, Yoli, Cozobba, Gioia, Uppuvoc, Dunkal, Nicotiana, herba sanctae crucis, herba reginae, Gesandten-Kraut, Grospriorskraut, heiliges Kraut, herba medica ꝛc. genannt, ist bekanntlich eine Pflanze, die nach Entdeckung der neuen Welt aus Amerika nach Europa gebracht worden ist. Als Hernandez von Toledo davon auf Tabaco, in der Provinz Yucatan, gefunden hatte, so gab er ihr den Namen des Ortes, wo er sie eingesammelt, und war der erste, der davon Sendungen nach Spanien und Portugal machte. Jean Nicot, Gesandter Franz II. am Hofe des Königs Sebastian, theilte, als er nach Frankreich zurückkehrte, dem Großprior Proben davon mit, der sie, im Jahre 1560, der Königin Catharina von Medicis zeigte. Einige Zeit darnach, brachte Thevet selbst neuen Tabacks-Saamen mit; aber in jener Zeit kannte England diese Pflanze erst nur dem Namen nach, und, der Versicherung von Stowe und Camden gemäß, erhielt England seine erste Sendung von der Colonie, die Sir Walter Raleigh in Virginien gegründet, erst gegen das Jahr 1585.

Nicht lange, so war der Tabak sehr gesucht, und stand sehr hoch im Preise. Jedermann wollte rauchen; die Pfeifen verbreiteten sich mehr und mehr.

Sir Walter Raleigh, der unsterbliche Beschützer des Tabacks, hatte anfangs die Gewohnheit, sich täglich in sein Cabinet zurück zu ziehen, um dort recht gemüthlich und ohne Wissen seiner Familie ein Pfeifchen zu rauchen; nun traf es sich aber einst, daß ihn einer seiner Diener, der ihm einen Krug Ale bringen wollte, überraschte, und, da er Rauch aus seinem Munde kommen sah, ihm sofort den Inhalt des Kruges ins Gesicht goß und mit dem Geschrei, sein Herr brenne und werde ein Aschenhaufen seyn, ehe man ihm noch zu Hülfe kommen könne, wild die Treppe hinunter rannte. Seit der Zeit hielt Sir Raleigh sein Rauchen nicht mehr geheim, und das Beispiel eines so berühmten Mannes fand bald Nachahmer unter seinen Zeitgenossen, so daß, wenn auch die Königin Elisabeth für ihre Person keinen Gebrauch von Tabak machte, derselbe doch am Hofe stark in Aufnahme kam und die Damen sowohl als die Herren es nicht für unschicklich fanden, Pfeifen bei sich zu tragen. Man rauchte in den Theatern, ja sogar in den Kirchen, bis der Papst Urban VIII., im Jahre 1624, eine Bulle erließ, die noch jetzt in Kraft ist, welche über jeden den Bann ausspricht, der darüber betroffen werden möchte, sich an heiliger Stätte des Tabacks zu bedienen. Innocenz XII. verbot auch dessen Gebrauch in der St. Peterskirche zu Rom, aber Benedict XIV. erlaubte ihn im Jahre 1724 wieder, (nach Obigem nur vorübergehend), und zeigte sich als einen eifrigen Verehrer dieses Krautes, das Burton genießbares Gold und Universalmittel gegen alle Uebel nannte.

Mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit verbreitete sich der Gebrauch des Tabacks über die ganze Erde. In Indien fand er Eingang zu Anfang des 17. Jahrhunderts, so wie auch im türkischen Reiche, obgleich die unumschränkten Gebieter dieser großen Länder darwider waren. Um diese Zeit scheint sich eine Coalition gegen das heilige Kraut erhoben zu haben: während Jacob I. eigenhändig geschriebene Proclamationen dawider erließ, untersagte der Großmogul Gehanghir dessen Gebrauch in seinem Staate; Amurat IV. erklärte, daß ein jeder Türke, den man rauchen sähe, in den Straßen seiner Hauptstadt, die Pfeife in der Nase, herumgeführt werden solle; der Moscoviter Czar bedrohete jeden fremden Kaufmann, der den Versuch machen würde, es in Rußland einzuführen, mit seinem Zorne, und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war es ein Verbrechen, dort zu rauchen; der Sophi von Persien, Schach Abbas, ließ seiner Armee durch eine Proclamation seinen Abscheu vor dem Tabacke wissen und erklärte, wenn man ihn je bei einem Soldaten fände, so solle dieser mitsammt der Pflanze verbrannt werden. Die Schweizer Regierungen bewiesen sich nicht minder streng: die Polizei-Ordnung von Bern war im Jahre 1661 nach den Zehen Geboten eingetheilt und enthielt unter der Rubrik: „Du sollst nicht ehebrechen," auch das Verbot des Rauchens. Dieses Verbot ward erneuert im Jahre 1675, und die Tabacks-Kammer, ein eigens eingesetztes Tribunal, um dahin zu sehen, daß ihm überall nachgelebet werde, bestand noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Vor dem Jahre 1604 ward in England eine Abgabe von 2 Pence pr. Pfund erhoben, Jacob I. aber steigerte sie durch eine Verordnung vom 17. October 1604 auf 6 Schillinge 8 Pence, in der Absicht, diesen neuen Handelszweig bald zu vernichten oder ihn doch mindestens sehr herunter zu bringen. Aber diese Verfolgung schien ihm noch nicht zu genügen, und, nicht zufrieden, daß er den großen Beschützer des Tabacks auf das Schaffott gebracht, machte er dieser unglücklichen Pflanze auch noch im Stillen den Krieg. Um seine Verachtung und seinen Abscheu dawider auszudrücken, sagt er in seinen Denksprüchen: „Hätte ich den Teufel bei mir zur Tafel, so würde ich ihm 3 Gerichte vorsetzen lassen: 1) ein Schwein; 2) eine große Schüssel Senf und Stockfisch, und 3) eine Pfeife Tabak." — Aber mit besonderer Sorgfalt entwickelte dieser Fürst seine Argumente in seinem berühmten Werke, das anonym unter dem Titel A Counterblaste to tobacco im Druck erschien und von dem Bischofe von Wincheſter mit den andern Schriften dieses Monarchen neu aufgelegt ward.

Inzwischen wagten es doch einige muthvolle Menschen, sich, selbst noch bei Lebzeiten Jacobs I., zu Gunsten des Tabacks auszusprechen, und Robert Harcourt, von Stanton, sagte in der Beschreibung seiner Reise in Guyana, vom Jahre 1608, die er dem Fürsten Carl dedicirte, nachdem er angeführt daß nicht allein England, sondern auch Irland, Deutschland und alle östlichen Länder, auch die Türkei, einen großen Werth auf diese Pflanze setzten, daß allein die afrikanische Küste im Jahr 1610 über 60,000 Pfund consumirt habe, und daß dieser Handel den Kaufleuten unermeßliche Vortheile darböte, besonders aber den Monarchen, die ihn erlaubten; statt aber den Versicherungen Harcourts Glauben zu schenken, der sich anheischig machte den Beweis zu führen, daß die sämmtlichen Silberminen der Spanier in Indien eine weit geringere Quelle des Reichthums seyen, als der Handel mit einem Kraute, nach welchem es einen jeden gelüste, wollte Carl I., der den Widerwillen seines Vaters vor Tabak geerbt haben mochte, als er, im Jahre 1638, aus Schottland zurückkehrte, nicht dulden, daß ihn jemand anders, als wer dazu förmlich autorisirt worden, im Kleinen verkaufen solle.

Ein ziemlich sonderbarer Umstand ist es, daß der 12. Artikel der, wider den Minister, Grafen von Straffort, erhobenen Anklage dahin lautete, er habe, nachdem er die Einfuhr des Tabacks für andre untersagt, sich das Monopol dafür zugeeignet, und, was er zu einem billigen Preise, selbst unter Werth, den Unglücklichen abgenommen, die ihn nun nicht mehr debitiren durften, selbst wieder zu einem übermäßig hohen Preise verkauft und dabei fast 100,000 £ verdient.

Das Quantum Tabak, welches jährlich in Irland consumirt ward, belief sich auf wenigstens 500 Tonnen oder 1,120,000 Pfund, und da die Abgabe von 3 Pence auf 18 Pence erhöht worden war, so galt das Pfund nun statt 6 Pence, wie vorher, bis zu 2 a 3 Schillinge.

Ehe der Tabak in Europa bekannt war und lange vor dem Jahre 1560, kannten Reisende in Amerika schon die medicinischen Eigenschaften, die die Eingebornen des Landes ihm beilegten. Romanus Pane, ein spanischer Mönch, den Columbus bei seiner zweiten Abreise

aus der neuen Welt in Amerika zurück ließ, sammelte davon zu St. Domingo und gab im Jahre 1496 einen Bericht über diese Pflanze heraus, die er Cohobba oder Cozobba und Gioia nannte. Der Pater Acosta, ein spanischer Jesuit, spricht in seiner unverdaueten Compilation, Historia natural y moral de las Indias betitelt, von Petum oder Taback als einem Artikel, der häufig in der Medicin gebraucht werde; und Johann Levius, der sich im Jahr 1557 mit dem Hrn. Villagagnon in Brasilien befand, erzählt, daß die Caraiben ihre Kinder stets dem Tabacksrauche aussetzten und dabei die Worte sagten: „Empfangt den Geist der Stärke, der euch über alle eure Feinde siegen machen wird."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Indianer an dieser Pflanze manche Eigenschaft kannten, die wir noch nicht entdeckt haben. Sie war bei ihnen ein sicheres Mittel gegen die meisten Krankheiten, und Herr Boyle beruft sich auf Gulielmus Piso, um zu behaupten, daß sie selbst solche Wunden, die von den europäischen Wundärzten für höchst gefährlich gehalten wurden, mit Tabakssaft kurirten.

Der Tabacksbau ward mit der Zeit heimisch in England, und gedieh zu einer Hauptquelle des Reichthums für mehrere Städte, besonders für Gloucester; diese wurden aber durch ein Gesetz zu Grunde gerichtet, das Carl II. im zwölften Jahre seiner Regierung erließ, und wodurch es verboten ward, in Großbritannien Taback zu säen oder zu pflanzen, mit dem Zusatze: „daß derjenige, der nach dem 1. Januar 1660 noch aufschießen möchte, ausgerissen, verbrannt, zerschnitten und gänzlich vernichtet werden sollte."

Es herrschte anfangs eine große Meinungsverschiedenheit unter denjenigen, die über den Taback schrieben. Bacon, Burton und Boyle, die ihm das Wort redeten, trugen viel dazu bei, daß er in Aufnahme kam. Man setzte denen, die ihn lästerten, unverwerfliche Thatsachen entgegen. Als Sir Olivier Leagh seinem in Süd-Amerika etablirten Bruder, im Jahr 1605, einigen Beistand nachschickte, hatte die, auf ihrer Landreise, von Hungersnoth und Krankheiten überfallene, Expedition kein anderes Hülfsmittel als Taback, und Fünfe von den Reisenden kamen um, weil sie sich seiner enthalten hatten.

Wir wollen uns jedoch nicht in ein Labyrinth von Discussionen verwickeln, und eben so wenig die verschiedenen Meinungen aufsuchen, die für oder wider den Taback vorgebracht worden sind. Am meisten für denselben spricht der Umstand, daß er fast allgemein in Gebrauch gekommen ist. In Spanien, Frankreich, Holland, Deutschland, Schweden, Dänemark und Rußland sieht man den Reichen wie den Armen, den Bedächtigen wie den Sorglosen rauchen. In den Ver. Staaten treibt man es so weit damit, daß selbst die Kinder den größern Theil des Tages eine Pfeife oder Cigarre im Munde führen, und nicht selten finden junge Leute ihren Tod dadurch, daß sie diesem Genusse kein Ziel zu setzen wußten. In Ostindien rauchen nicht allein alle Classen der Gesellschaft, sondern selbst die Frauenzimmer fast unausgesetzt, und es besteht kein andrer Unterschied als etwa in der Form der Pfeifen und in der mehr oder minder ausgesuchten Beschaffenheit des Tabacks. Auch in der Türkei und in China ist sein Gebrauch allgemein. Ein neuer Reisender, Herr Barrow, der jüngst aus dem letzteren Lande gekommen ist, erzählt, daß die Chinesen, sobald sie das achte oder neunte Jahr erreicht haben, als ein zu ihrem Anzuge unentbehrliches Stück einen kleinen seidnen Beutel an ihrem Gürtel tragen, in welchem sie Pfeife und Taback führen, von welchem sie schon in diesem zarten Alter Gebrauch zu machen wissen. Die Chinesen behaupten auch, daß sie den Taback schon lange vor uns gekannt haben.

Huldigungen, dem Andenken Belzoni's dargebracht.

Man liest in der Mailänder Zeitung:

„Am 4. Juli war ein festlicher Tag für die Stadt Padua; wie „kann es auch in der That einen glücklichern Tag geben, als den, an „welchem das dankbare Vaterland das Andenken eines Bürgers feiert „und weiht, der ihm selbst Ehre und Ruhm erworben hat? — In den „majestätischen Hallen, die man mit dem Namen Saal der Ver„nunft bezeichnet, hat, in Gegenwart der Staatsbehörden und einer „großen Menge von Bürgern, die Einweihung und Aufstellung eines „Medaillons statt gefunden, das bestimmt ist, die Züge und das An„denken des berühmten Giovanni Belzoni auf die Nachwelt zu bringen, „der, von niedriger und dunkler Herkunft, sich, durch seine Anstrengun„gen und Leistungen, den drei großen Reisenden, die Italien schon der „Welt geschenkt, Marco Polo, Columbus und Americus Ves„purius, an die Seite gestellt hat. Es wurde eine Rede gehalten: „der Redner erzählte das abentheuerliche Leben des Reisenden von „Padua, wie das colossale Brustbild Memnons durch ihn nach England „transvertirt, das Grabmahl des Psammeticus entdeckt, die zweite Py„ramide geöffnet, die Stadt Berenice aufgefunden und erforscht worden „ist; er lobte die Eigenschaften Belzoni's als Privatmann und seine „Liebe für seine Geburtsstadt, die von ihm ein kostbares Monument „des Alterthums erhalten hat; endlich erinnerte er an seinen schmerzlichen „Tod in dem Moment, wo er bestimmt schien, einen der Entwürfe aus„zuführen, die die Civilisation am meisten interessiren. Diese Rede „wurde oft durch den lebhaftesten Beifall unterbrochen."

In Beziehung auf diese, dem Andenken Belzoni's geweihte Huldigung, theilen wir unsern Lesern eine interessante biographische Notiz mit, die sich in dem neuesten Bande des schätzbaren Werkes: Annuaire nécrologique, findet und die man dem Herrn Depping verdankt:

Belzoni.

„An einem Herbsttage des Jahres 1821 trat ein Mann von riesenmäßiger Größe, eine wahre Herkules-Gestalt, mit dem Kopfe die Thürpfoste berührend, zu mir ein. Er hatte breite Schultern und sein Kopf war mit dichten Haaren bedeckt. Seine Augen waren klein, seine Gesichtszüge mild; sein Ansehen hatte nichts Zurückschreckendes. Er trug einen Quartband unter seinem Arme und kam in Begleitung des Buchhändlers Galignani; ich errieth, daß es ein Schriftsteller sey; aber ich bekenne, daß mir noch keiner von dieser Statur vorgekommen war. Wenn die Patagonier schriftstellerten, so würde man wahrscheinlich unter ihnen Modelle zu solchen Autoren finden."

„Dieser Herkules erklärte mir mit eben so sanfter Stimme, wie sein Gesicht aussah, den Zweck seines Besuchs. Er öffnete den Quartband, zeigte mir den Namen Belzoni auf dem Titel und sagte mir, daß, nachdem er nach allerhand Abentheuern nach Aegypten und Nubien verschlagen worden sey, er dort wichtige Beobachtungen und Entdeckungen gemacht habe; daß er die Beschreibung dieser Reise so eben in London hätte drucken lassen und daß er eine französische Uebersetzung davon zu gleicher Zeit herausgeben möchte, als das englische Original erscheinen würde, und daß, wenn ich mich mit dieser Uebersetzung befassen wollte, Galignani den Druck zu Paris zu übernehmen bereit sey."

„Der Name Belzoni war mir damals nur aus einigen Nachrichten bekannt, die englische Zeitungen von seinen Reisen und Abentheuern an den Ufern des Nils gegeben hatten. Er selbst sprach von seinen beschwerlichen Reisen und seinen erstaunenswürdigen Entdeckungen nur mit wenigen Worten und mit einem Lächeln, wie man sich einer kleinen Lustreise von gestern erinnert. Nur nachdem ich den Band gelesen hatte, den er mir zurückließ, lernte ich diesen außerordentlichen

Mann würdigen; aber mein Erstaunen wuchs noch, als ich in der Folge das ganze Leben des Fremdlings kennen lernte, der seine Laufbahn in einer Marktschreierbude als Seiltänzer begonnen hatte und damit endigte, eine der Pyramiden Aegyptens zu öffnen und unter einem Berge von Sand den riesigen Tempel von Ibsambul hervorzuziehen."

„Belzoni war zum Reisenden, wie andere zu Dichtern, Mechanikern, Astronomen u. s. w. geboren. Er ist das Opfer dieser unwiderstehlichen Neigung geworden, die ihn sein ganzes Leben lang auf der Erde umherirren und unter der Einwirkung des tropischen Klima's, in Guinea's glühendem Sande sein Leben aushauchen ließ. Sein Leben ist ein auffallendes Beispiel von dem entscheidenden Einflusse einer Leidenschaft, die uns unaufhörlich verfolgt und welcher die Festigkeit der Vernunft und die Kraft der Bildung und des Unterrichts entgegen zu setzen uns die Erziehung nicht gelehrt hat. Belzoni ist ein berühmter Abentheurer geworden. Eine bessere Erziehung hätte ihn vielleicht zu einem der größten Männer seines Vaterlandes gemacht."

„Er war der Sohn eines armen Barbiers von Padua, der unglücklicherweise mehr Kinder als Hülfsquellen hatte und der seinem Sohne, Johann Baptist, geboren im Jahre 1778, nichts als sein armseliges Gewerbe hinterlassen konnte. Der junge Belzoni arbeitete schon in der Barbierstube seines Vaters; aber bald wurde es ihm zuwider und er empfand dagegen, wie Gil-Blas, eine unwiderstehliche Begierde, die Welt zu sehen. Er hörte seine Aeltern und Verwandte oft von Rom sprechen, wo seine Familie herstammte; Rom war es daher zunächst, welches zu sehen der junge Belzoni brannte, ohne die Hoffnung, jemals diesen immer wachsenden Wunsch erfüllt zu sehen. Er war dreizehn Jahre alt geworden, ohne andere Orte als Padua gesehen zu haben, als eines Tages seine Aeltern, um sich eine Erholung zu gewähren, mit ihren Kindern eine Wanderung nach der Einsiedelei des schönen Bergs Ortono, bei den heißen Mineralquellen von Albano, unternahmen. Beim Anblick dieser reizenden, romantischen Gegenden war der junge Belzoni entzückt; erfüllt davon kam er nach Padua zurück; der Aufenthalt in der traurigen Barbierstube wurde ihm von nun an unerträglich; am nächsten Morgen verließ er, mit seinem jüngeren Bruder Antonio, das väterliche Haus und eilte wieder nach der bezaubernden Gegend von gestern. Unterwegs, als sie schon müde wurden, begegneten sie einem Vetturino, der sie fragte, ob sie in seinem Wagen mit nach Ferrara fahren wollten. Der junge Barbier, hocherfreut, noch weiter als zur Einsiedelei des Berges Ortono kommen zu können, springt mit seinem Bruder in den Wagen und der Kutscher fährt weiter. In Ferrara angekommen fordert er seine Bezahlung und da die Kinder nichts haben, um ihn zu befriedigen, so zieht er sie aus, giebt ihnen einige kleine Münze auf ihre Kleider wieder und überläßt sie nun, in der fremden Stadt, ihrem Schicksal."

„Anstatt über diesen Unfall erschrocken zu seyn, freut sich vielmehr der junge Belzoni, Rom näher zu kommen und schlägt heiter mit seinem Bruder die Landstraße ein. Reisende, die vorüberfahren, haben Mitleiden mit den beiden Kindern, nehmen sie in ihren Wagen und setzen sie da, wo sie die Straße von Rom verlassen müssen, an den Apenninen aus, ihnen noch einen kleinen Zehrpfennig mitgebend. Johann Baptist sah nun kein Hinderniß für die Weiterreise; aber der kleine Antonio setzte sich auf einen Felsen, schrie aus vollem Halse nach seinen Aeltern und war schlechterdings nicht weiter zu bringen. Unser furchtloser Reisender mußte endlich der Verzweiflung seines Bruders nachgeben und erreichte traurig mit ihm das väterliche Haus."

„Unterdessen erlosch der Wunsch, Rom zu sehen, nicht in ihm und weder seine Geburtsstadt, noch der häusliche Heerd hatten mehr den geringsten Reiz für seinen herumschweifenden Geist. Nach drei Jahren warb er einen neuen Reisegefährten und machte sich mit ihm auf den Weg nach der Stadt an der Tiber; auch gelangte er diesmal wirklich dahin. Was er dort eigentlich machte, weiß ich nicht; man behauptet, daß er Hydraulik studierte; es ist möglich, daß er sich einige Kenntnisse davon erwarb, weil er in der Folge öffentlich einige Leistungen in dieser Kunst versuchte; aber ich zweifle, daß Belzoni je regelmäßig studiert und sich ernstlich auf irgend eine Wissenschaft oder Kunst gelegt habe. Er hatte einen offenen Kopf; er wußte, wie der größte Theil seiner Landsleute, welche auswandern, sich Hülfsmittel zu schaffen, gleichviel welche, und er hatte eine gewisse Geschicklichkeit zu aller Art von Gewerben und Beschäftigungen. Diese Anlage, welche macht, daß man nirgends vor Hunger stirbt, war ihm jedoch in Rom von keinem großen Nutzen, wo die Concurrenz in dieser Art gar zu groß ist. Belzoni wurde, wie so viele andere, Mönch, um — zu leben: das ist der gewöhnliche Stand der Italiener, Portugiesen und Spanier, die keinen andern haben."

„Die Mönchskutte flößte indessen dem paduanischen Novizen nicht den Geschmack der Einsamkeit ein. Er war schon des Klosterlebens müde, als, im Anfange der Revolution, die französischen Truppen in Rom einzogen und ein Schattenbild von Republik herstellten. Belzoni eilte, die Freiheit, die sie proclamirten, zu benutzen und sein Ordenskleid abzuwerfen. — Er kam nach Padua zurück; da er indessen bald nicht wußte, was er dort vornehmen sollte, so verließ er im Jahre 1800 sein Vaterland von Neuem und richtete diesmal seine Wanderung nach Holland. Ich weiß nicht, was ihn hierzu bewog; vielleicht hatte er gehört, daß die Holländer die Hydraulik, deren sie nicht entbehren können, sehr hochhalten und dachte, daß er bei ihnen von seinen, in dieser Wissenschaft erworbenen Kenntnissen Vortheil ziehen könne. Wie es scheint betrog er sich abermals in seiner Rechnung; und in der That waren die Holländer geeigneter, seine Lehrer als seine Schüler zu seyn. Nach einem Jahre erschien er in Italien wieder — aber bald verließ er es mit einem seiner Brüder von Neuem; er ging wieder nach Holland und schiffte sich da nach England ein, wo er 1803 ankam. Seine riesenhafte Gestalt hatte sich damals gerade vollkommen entwickelt; überall, wo er sich zeigte, zog er die Aufmerksamkeit auf sich; seine Stärke entsprach seinem Körperbau und sein Aeußeres war hinreichend, um günstig für ihn einzunehmen. Eine junge Engländerin entschloß sich, ihm ihre Hand zu geben und das wandernde Leben eines Menschen ohne Vermögen und ohne Gewerbe mit ihm zu theilen. Beide Eheleute, so wie sie verheirathet waren, wußten nicht, was aus ihnen werden sollte. Belzoni hatte den Gedanken, die Neugierde, die man zeigte, ihn zu sehen, in Contribution zu setzen; er beschloß, Großbritannien zu durchreisen und von Stadt zu Stadt seine hydraulischen Versuche und die Leistungen seiner Muskelkraft zu zeigen. In Schottland begnügte er sich zuerst, physikalische Experimente zu machen — dies brachte ihm aber nicht viel ein; auch verband er in Irland Kunststücke der Stärke (tours de force) damit. Es war ein sonderbares Schauspiel, diesen Coloß auf der Bühne erscheinen zu sehen, zwanzig Menschen an und auf seinem Körper, die er trug oder mit sich fortzog."

„Inzwischen konnte ihn dieser armselige Erwerb nicht weit bringen; denn das Publikum wurde des einförmigen Schauspiels bald müde, da Belzoni nicht originelle Anlage genug zu diesem Fache hatte, um seine Zuschauer lange zu unterhalten und zu belustigen, besonders gebildete Leute; auch sah er sich genöthigt, anderwärts sein Glück zu versuchen. Er ging mit seiner Frau 1812 nach Portugall. Angekommen in Lissabon, stellte er sich dem Director des Theaters San-Carlos vor. Dieser hatte den klugen Einfall, ihn zur Rolle des Simson in der Ballet-Pantomime dieses Namens zu nehmen. Niemals war der jüdische

Herkules mit mehr Wahrheit dargestellt worden. Belzoni zog die Menge an durch die Wunder seiner Stärke während der ganzen Carnevalszeit; da er aber hierauf nichts zu spielen hatte, begab er sich nach Madrid und zeigte sich auch dort in der Rolle des Simson. Nachdem auch hier diese Hülfsquelle erschöpft war, schiffte er sich nach Malta ein, wahrscheinlich schon mit dem Plane, das Feld seiner Speculationen zu erweitern. Viele seiner Landsleute waren nach Aegypten gegangen, um daselbst etwas zu erwerben und wahrscheinlich dachte Belzoni, daß er eben so geschickt wie andere Italiener sey." —

„In der That bot er Ismael Gibraltar, dem Agenten des Pascha von Aegypten, der sich damals zu Malta aufhielt, seine Dienste an. Da er von seinen hydraulischen Kenntnissen gesprochen hatte, bewog ihn dieser, sich nach Aegypten zu begeben, wo er eine Maschiene bauen sollte, um das Wasser des Nils in die Gärten des Vicekönigs zu Cairo zu leiten. Man versprach ihm indessen nichts gewisses und so mußte sich Belzoni, auf die bloße Einladung eines Agenten, entschließen, mit seiner Frau und einem kleinen irländischen Jokey in einen andern Welttheil sich zu versetzen. Aber er hatte keine andere Wahl; jeder andern Aussicht beraubt, konnte er nicht anstehen, sein Glück in Aegypten zu wagen. Die nachfolgenden Ereignisse hat er selbst in seiner Reisebeschreibung erzählt und ich will nur flüchtig analysiren, was er mit vielen Details und großem Interesse darin erläutert hat."

„Sein Auftreten in Aegypten war nicht ermuthigend; er fand die Pest in Alexandrien; in Cairo fiel ihn ein Türk auf der Straße an und verwundete ihn; die Truppen des Pascha empörten sich und er mußte sich in seine Wohnung einschließen, um nicht ermordet zu werden. Inzwischen war Belzoni, zum Ingenieur umgeschaffen, dem Vicekönig vorgestellt worden, und man war übereingekommen, daß er eine hydraulische Maschiene für die Bewässerung der Lustgärten des Paschas zu Subra, am Nil, bauen sollte. Es war in der That eine wahre Verwegenheit, einen solchen Auftrag in einem andern Welttheil zu übernehmen, ohne jemals noch eine große Maschiene verfertigt zu haben. Indessen war das Werk bald vollendet, und der Vicekönig kam, um dem ersten Versuche dieses europäischen Mechanismus beizuwohnen, welcher die zeither durch Ochsen bewirkte langsame und mühselige Arbeit entbehrlich machen sollte. Belzoni erzählt, daß die Probe den Pascha vollkommen zufrieden stellte; aber daß, weil der Vicekönig die unglückliche Idee hatte, funfzehn Menschen mit dem kleinen Irländer ins Innere des großen Räderwerks steigen zu lassen, um zu wissen, welche Wirkung dies hervorbringen würde, diese Menschen, so wie die Maschiene in Bewegung kam, herausstürzten, der kleine Irländer den Schenkel zerbrach und Belzoni's Stärke allein die reissende Bewegung der Maschiene aufzuhalten vermochte, und daß es nicht mehr bedurfte, um Muhammed die ganze Unternehmung zuwider zu machen, weil die Türken ein, bei einem ersten Versuch, vorgefallenes Unglück als eine üble Vorbedeutung betrachten und weil man dem Pascha die Meinung beigebracht hatte, daß die Kosten der Maschiene, die der bisherigen Arbeit zu gleichem Zwecke bei weitem übertreffen würden. Mich würde es nicht wundern, wenn die Maschiene nicht eben viel getaugt hätte und wenn die Türken, schon mehreremale durch die Versprechungen europäischer Reisenden getäuscht, nicht eben eine hohe Meinung von Belzonis Talenten gefaßt hätten."

„Wie dem übrigens auch sey, unser Reisender kam, nachdem er Zeit und Mühe verloren und nicht mehr auf den Pascha rechnen konnte, in bedeutende Verlegenheit. Glücklicherweise für ihn wendete Europa, unterrichtet durch das große französische Werk der Commission von Aegypten und durch die Untersuchungen einiger gelehrter Engländer, seine Aufmerksamkeit auf die Alterthümer der Ufer des Nils. Zwei Consuln voll Eifer und Scharfsinn, die Herren Drovetti und Salt, ließen Nachgrabungen für ihre Rechnung anstellen und bildeten schöne Sammlungen, deren eine sich jetzt zu Turin befindet und deren andere theilweise vom König von Frankreich acquirirt worden ist. Die Italiener, höchst tauglich zu dieser Art von Untersuchungen, gingen in den Dienst des einen oder des andern dieser Diplomaten, die mit einander wetteiferten und bisweilen im Kleinen die Eifersucht Frankreichs und Englands, deren Agenten sie waren, repräsentirten. Belzoni bot ihnen seine Dienste an. Herr Salt contrahirte mit ihm, um das riesenhafte, ja ungeheure Brustbild von rothem Granit, das Memnon den jüngern vorstellt, und das am Ufer des Nils, nah bei Theben, zur Hälfte im Sand versunken lag, auszugraben und nach Alexandrien zu schaffen. Hier eröffnet sich eine neue Laufbahn und in gewisser Art ein neuer Beruf für Belzoni, den wir nun mit dem größten Erfolg sich den Nachforschungen nach Alterthümern widmen sehen. Als Türk gekleidet versammelte er die Bauern und ließ sie mit dem ganzen Ernste eines Cadi oder Aga arbeiten. Man sagt, daß er sie für kleine Vergehen oder Fehler der Disciplin selbst mit körperlichen Strafen nicht verschonte. Ein Mann von Belzonis Statur, der Geld, einen Firman und einen Stock hatte, mußte sich wohl bei den ägyptischen Fellahs in Furcht setzen. Durch Geduld, Drohungen und Einsicht gelang es ihm endlich, das alte gigantische Monument auf dem Nil einschiffen und im Hafen von Alexandrien niederlegen zu lassen, von wo es in der Folge nach England transportirt wurde. Es ist jetzt eine der vorzüglichsten Zierden des brittischen Museums."

„Einmal auf diesen Weg gebracht, ermangelte der Speculationsgeist unsers Reisenden nicht, sich in dieser neuen Laufbahn zu üben: er besuchte die Tempel, lebte mit den Arabern in den Höhlen der Thäler, am Eingang der Katakomben, untersuchte hunderte von Mumien oder vielmehr er verlor sich ganz in den unterirdischen Gewölben, wo sie haufenweise aufgestapelt waren. Ich zweifle, daß irgend ein anderer europaischer Reisender so viele einbalsamirte Todte in den Händen gehabt und mehrere Reste der Generationen aus den Zeiten der Pharaonen und der Ptolomäer gesehen habe. Alle diese Nachforschungen und Untersuchungen machten ihn mit einer Menge sonderbarer Particularitäten bekannt, die er in seinen Reisebericht aufgenommen; er hätte mit den Arabern wetteifern können, die mit Mumien Handel trieben, die sie mit ihren Hacken oder Spaten zu Tage gefördert hatten. Er sammelte, wahrscheinlich für Rechnung des Herrn Salt, Papyrus, Werkzeuge, Geräthe, Götzenbilder und andere alterthümliche Gegenstände, die er näher zu bezeichnen unterlassen, weil er wichtigere Monumente zu beschreiben hatte, die ohne ihn wahrscheinlicherweise unbekannt geblieben wären, wenigstens für lange Zeit."

„Der Consul Salt wies der Thätigkeit unsers Reisenden, der nun schon ein geschickter Artiquar geworden war, bald eine andere Unternehmung an; es handelte sich davon, längs des Nils aufwärts bis zum Eingang von Nubien vorzudringen und den herrlichen Tempel von Ibsambul auszugraben, den ein Hügel von Sand dergestalt bedeckte, daß man nur noch die Spitze gewahren konnte. Es scheint, daß der gelehrte Reisende Burkhardt, der sich damals in Aegypten befand, den englischen Consul zu dieser Untersuchung veranlaßt habe; es war eine weit schwerere Aufgabe, als die Memnonssäule zu Tage zu fördern. Belzoni kam zu einem fast wilden Volke, von geldgierigen Häuptlingen befehligt; man mußte sich ihr Wohlwollen erwerben, oder ihre üble Stimmung durch das Versprechen von Gewinn unschädlich machen; man mußte sie zur Arbeit bewegen und sie verhindern, der Operation entgegenzuwirken; es galt noch überdies, den Barbaren die wahre Absicht anschaulich zu machen, die nicht zu begreifen vermögen, wie die Europäer thörigt genug seyn können, bis nach Afrika zu kommen, um alte Steine

zu suchen und die daher immer voraussetzen, daß man eigentlich verborgene Schätze holen wolle. Der kluge Belzoni überwand alle diese Hindernisse und errang die Ehre, der erste zu seyn, der in ein herrliches Monument eindrang, das vielleicht dem großen Sesostris zu Ehren errichtet wurde und dessen colossale Bildsäulen an der Facade und im Innern den imponirendsten und sonderbarsten Anblick gewähren. Nachdem er sich übrigens so viele Mühe gegeben, um in diesen Tempel zu kommen, scheint Belzoni nicht mehr die nöthige Muße gehabt zu haben, das Innere genau zu untersuchen, wo überdem eine erstickende Hitze herrschte; die Beschreibung, die er davon giebt, ist unvollständig und erst die nach ihm gekommenen Reisenden, vor allen Herr Gau (in seinen Alterthümern Nubiens), haben die interessanten, geschichtlichen Sculpturen, die die Wände zieren, zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Wenn jemals der Sand dieses merkwürdige Monument von Neuem begräbt, wie er schon eine große Zahl von Denkmälern der Baukunst des alten Aegyptens begraben hat, so werden uns wenigstens, Dank sey es der Arbeit Belzoni's und seiner Nachfolger, getreue Zeichnungen von diesem riesigen Werke bleiben." (Die Fortsetzung folgt.)

Unterricht und Erziehung in Hindostan.

(Aus der Revue britannique.)

Noch immer fährt man fort in Hindostan Schulen anzulegen und die Hoffnungen, die man von diesen nützlichen Anstalten gefaßt hatte, verwirklichen sich täglich mehr und mehr. Durch das vortreffliche System, das man allgemein angenommen, pflanzen sich schnell gründliche Kenntnisse fort, und schon kennen, in dem Hindu-Collegio, die Mehrzahl der Zöglinge die Elemente der englischen Grmmatik und Literatur und alle die Arithmetik und die Hauptgrundsätze der Natur-Philosophie. Die Wohlthaten der Erziehung, die man sich auf diese Weise zu verbreiten bestrebt, können nicht verfehlen, wichtige Resultate herbeizuführen und vor Allem eine fühlbare Verbesserung in dem Zustande der Gesellschaft zu bewirken.

Der Frauen-Verein für den Unterricht der jungen Mädchen von Bengalen hat schon dreißig Schulen zu Calcutta organisirt, wo mehr als sechshundert Kinder lesen und schreiben und eine ziemlich große Anzahl mit der Nadel arbeiten lernen. Dieser letztere Zweig der weiblichen Erziehung, der nicht minder nützlich ist, wird indessen nicht eher allgemeiner werden, als bis die jungen Mädchen in der Central-Schule vereinigt sind, die man in diesem Augenblicke zu Symlia baut, und die man der Liberalität des Rajah Baidinath Mai verdankt, der dem Verein ein Geschenk von 20,000 Rupien gemacht hat.

Man hat fälschlich behauptet, daß, nach dem System der Hindu's, die Frauen in einem wahren Zustande von Erniedrigung zurückgehalten würden. Vielleicht sind sie, nach dem Beispiel der Völker des classischen Alterthums, an einfachere Sitten und an eine eingezogenere Lebensweise gewöhnt als unsere Damen des modernen Europa; aber man wehrt ihnen niemals das Studium und die Cultur der Wissenschaften und sie flößen überall Achtung ein. Die Mehresten können nicht nur lesen und schreiben, sondern sehr viele streben auch nach allgemeinerer Ausbildung verschiedener Talente, treiben Musik, Malerei und Dichtkunst und übertreffen in vieler Hinsicht unsere wohlerzogensten jungen Mädchen und Frauen.

Man könnte Philosophinnen und Moralistinnen nennen, die in den Schulen von Benares und Ougein geglänzt haben, bevor die Universität von Padua uns ein ähnliches Beispiel in Europa dargeboten. Mit einem Worte, nichts in der früheren Geschichte der Hindus, noch in ihrem gesellschaftlichem Systeme berechtigt zu der Voraussetzung, daß sie ihren Frauen die Uebung und Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten verboten hätten.

Uebrigens machen die jungen Europäerinnen oder Mädchen europäischer Abkunft, wenn sie einige Talente und persönliche Reize haben, fortdauernd reiche Heirathen in Bengalen und in den andern englischen Niederlassungen. Jedes Jahr schicken die zu diesem speciellen Zweck in London errichteten Privatschulen ganze Ladungen derselben nach Calcutta. Die Liebhaber warten ihrer schon bei ihrer Landung und die Heirath ist bald mit denen abgeschlossen, die ihnen gefallen. Pondichery, dieser einst so blühende Mittelpunkt der französischen Niederlassungen in Indien, findet, mitten in seinem Verfalle, einige Hülfe und Entschädigung in der Schönheit und der Grazie seiner Mädchen. Sie machen mit Ehre den jungen Engländerinnen den Vorzug streitig und indem sie auf diese Weise reiche Versorgungen zu Calcutta, Madras ꝛc. erlangen, befinden sie sich oft in dem Falle, der Noth ihrer Familien abhelfen zu können.

Miscellen.

Als ein Gegenstück zu dem früher von uns gegebenen Pröbchen von dem Tone, in welchem Verkaufsanzeigen in England, sowohl in den dortigen öffentlichen Blättern, als auf einzeln abgedruckten Zettelchen, die auf den Straßen und Spaziergängen den Vorübergehenden unbegehrt in die Hand gesteckt werden, abgefaßt sind, mag folgende Anzeige von einer neuen Mischung von Schnupftaback hier eine Stelle finden. (M. vergl. No. 123 d. Bl.)

„Easterby et Comp. (High Holborn, No. 112½), von den wichtigen, bisweilen aus einer verständigen Vermischung und Vereinigung ungleichartiger und selbst ganz entgegengesetzter Qualitäten herzuleitenden Vorzügen und Vortheilen, (was ja erst vor Kurzem und so einleuchtend von dem großen politischen Alchymisten dargethan worden,) innigst überzeugt, nehmen sich hiermit die Freiheit, ihren zahlreichen Freunden und dem Publico anzuzeigen: daß, in demüthiger Nachahmung dieses großen Mannes, es ihnen nach zahlreichen Anstrengungen und mit nichts zu vergleichenden Bemühungen während ganzer drei Wochen, endlich gelungen ist, eine angenehme Vereinigung von Schnupftabacken von den heterogensten Qualitäten zu bilden, die, in so weit als vegetabilische mit animalischen Substanzen, und kleine mit großen Dingen mögen verglichen werden, ein vollkommenes Bild der gegenwärtigen Administration darbieten und dieserhalb nach dem Erz-Architecten dieser Wunder thuenden und Bewunderung erregenden Corporation „the Canning mixture" genannt worden ist."

„Hier ist das Süße mit dem Sauren, das Schwarze mit dem Braunen, das Einheimische mit dem Fremden, das Reine mit dem Vermischten, das Grobe mit dem Feinen, das Milde mit dem Scharfen, das Heilige mit dem Unheiligen, und endlich, aber nicht am wenigsten, der Englische Gentleman mit dem Irischen Blackguard (schmutziger Kerl) gepaart. Der wesentliche und zufällige Wohlgeruch einer jeglichen Ingredienz ist durch ein mächtiges Menstruum so überwältiget und motisirt, daß durch diese Zusammensetzung ein höchst angenehmes nieserregendes Ganze erzeugt worden.

Zu haben in Packen von 1 ℔, ½ und ¼ ℔ für 10 s, für 5 s 6 d, und für 3 s in Easterby's et Comp. Schnupf- und Rauchtaback-Niederlage, High Holborn No. 112½ ꝛc. ꝛc.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.
№ 209 Hamburg, Mittwoch den 8. August 1827
Herausgegeben von Gerhard von Halem. Redigirt von J. Nicolaus und Emil Lindau.

Geschichte des allgemeinen Aufstandes in Spanien gegen Napoleon, im Jahre 1808.

(Nach D. Southey's Geschichte des Krieges auf der Halbinsel.)

Die Nachrichten der Schlappen und der Macht des Feindes hatten indessen den Muth der Spanier noch gesteigert, selbst Zaudern und Unthätigkeit durch den Grimm, Rache und die Ehrbegierde, Antheil, Ruhm und Beute zu erwerben, verdrängt, und alle Stände und Provinzen wetteiferten, mit gleichem Eifer und gleichen Vortheile und von Gottes Hilfe bei gleichem Muthe, den verhaßten Feind zu vertilgen, oder aus dem Lande zu vertreiben. Jedermann war es klar, daß Spanien brauch und vor allem Andern den Besitz von Andalusien und den Forts Cadix und Gibraltar nun um so mehr gesichert hatte; selbst die Regierung, nach Sevilla geflüchtet, hatte sich dahin entschieden, und die Junta von Sevilla, welche sich nun an Ausdehnung der Macht und Würde über jene, gehörte unverzüglich für eine Provinz Galicia; so trug diese Provinz, welche sich bisher durch Tapferkeit und Treue, durch Muth und Patriotismus auszeichnete und Klugheit, und vor allen Dingen Einigkeit und Ordnung, und Gehorsam gegen die Gesetze und die Obrigkeit bewies, Spanien seine vornehmlichsten Ehrdenkmale zu, um sich durch Tapferkeit, Treue und Gehorsam, gegen Gott und den König, gegen Vaterland und Gesetze, gegen Freiheit und Eigenthum, und für Ehre und Ruhm, in den Augen Europa's, und der Nachwelt, ein Denkmal zu stiften, das ihr Andenken für immer sichern sollte, und ihr Name ward in Europa gepriesen, und bewundert, und ausgezeichnet, und verherrlicht, wie in keinem Zeitalter, und in keinem Lande, und in keiner Provinz, und Regierung, und Volke war es erhabener, kühner, kunstreicher, tapferer, besonnener und klüger gehandelt, als von den Leuten, die in dem Augenblicke, wo sie sich in Gefahr befanden, ihre Ehre, ihren Ruhm, ihren Besitz, ihre Freiheit, ihr Eigenthum, ihr Vaterland und ihr Leben, ihre Religion, ihre Gesetze, ihre Obrigkeit, ihren König, ihre Verfassung, ihre Ruhe und ihre Ordnung, ihre Sicherheit und ihr Glück, ihre Freiheit und ihre Unabhängigkeit, ihre Ehre und ihren Ruhm, ihren Besitz und

dem, was in Leon und Asturien vorgehe, zu verhalten hätten. Als er ankam war auch Coruña in einem Zustande höchster Gährung. Die Populace dort nahm ununtersucht die Nachrichten auf, die Schlag auf Schlag eingingen, und wovon die meisten ungegründet waren. Man behauptete, der Verkauf der Kirchengüter, der von Ferdinand eingestellt worden war, werde seinen Gang gehen; Napoleon schicke alle spanischen Truppen nach dem Norden von Europa, und es seyen ganze Fuhren von Ketten unterweges, in welche alle Soldaten geschlagen werden sollten, die sich weigern würden, dahin abzugehen. Don Antonio Filangieri, Generalcapitain von Galicien und Gouverneur von Coruña, meinte, unter so bedenklichen Umständen nichts anders thun zu dürfen, als, so viel nur möglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten; aber gerade die Maaßregel, die er zur Abwendung einer Insurrection nehmen zu müssen glaubte, ward das Signal dazu. Das Ferdinandsfest hatte man seit der Zeit, wo er als Prinz von Asturien anerkannt worden war, stets am 30. Mai, dem St. Ferdinand, König von Spanien geheiligt, gefeiert. Während dieser Feier pflegte die Nationalflagge auf allen Festungen ausgesteckt zu werden und ward dann mit einer Geschützsalve begrüßt. Filangieri untersagte diese Ceremonie, aus Furcht, sie möchte eine Volksbewegung veranlassen, aber gerade diese Vorsicht war es, die die Sache verschlimmerte. Das hieß in der That dem, was zu Bayonne vorgegangen war, eine, wenn auch schweigende, doch unzweideutige Zustimmung geben. Das Volk, das die Sache gerade so ansah, rottete sich vor der Wohnung des Gouverneurs zusammen, und verlangte das Aufstecken der Flagge. Filangieri war ein Neapolitaner, und hätte als solcher, ohne wider seine Pflichten zu verstoßen, wohl aus dem Dienst der Bourbons in den von Napoleon übertreten können; dennoch fügte er sich, getreu dem Lande, das ihn adoptirt hatte, dem Verlangen des Volkes und ließ die Flagge wehen. Man verlangte ferner: die Rückberufung eines Regiments, das nach Ferral abgesandt worden war; die Vertheilung der Waffen im Arsenal unter die Einwohner; die Ausrufung Ferdinands und eine sofortige Kriegserklärung gegen Frankreich. Da der Gouverneur in das letztere Begehren nicht einwilligen wollte, so stürmte das Volk sein Haus, bemächtigte sich seiner Papiere, und hätte ihn wahrscheinlich selbst erschlagen, hätte er nicht, durch ein Hinterpförtchen entkommen, Schutz in einem Kloster gefunden.

Nun zog das Volk zum Arsenal und bemächtigte sich dort aller Waffen. Die Soldaten leisteten keinen Widerstand und erklärten sich für die Sache des Landes. Einige Offiziere, die den Versuch machten, die Bewegung zu dämpfen, wurden gemißhandelt; einige Häuser wurden angegriffen und eine Boutike ward geplündert, weil in ihr die Ketten versteckt seyn sollten, die angeblich bestimmt waren, die Soldaten zu fesseln. Der französische Consul würde sicherlich niedergemacht worden seyn, hätte man ihn nicht bei Zeiten in das Fort Antonio auf einer benachbarten Insel geschickt. In den Straßen wurde das Bild Ferdinands umhergetragen und von der Menge unter lautem Jubel begrüßt, mit dem sich aber auch der Ausruf von „Tod den Franzosen und den Verräthern!“ vermischte. Doch ward die Ruhe bald wieder hergestellt, großen Theils durch das Bestreben der Geistlichkeit, die damals des doppelten Einflusses ihres Charakters und des an den Tag gelegten Patriotismus genoß. Die Oberhäupter eines jeden Klosters und die Pfarrer schlossen sich den Stadtbehörden, der Regenz der königlichen Audiença und dem, wieder ins Amt getretenen, Gouverneur an. Sie constituirten sich zu einer permanenten Junta und schickten Offiziere ab, um mit dem englischen Geschwader vor Ferrol zu unterhandeln. Gleichzeitig wurden Couriere nach Santiago, Tuy, Orneſe, Lugo, Mondonedo und Betanzos abgefertigt, damit eine jede dieser Städte einen Deputirten zur Junta ernenne und ihren Bezirk von dem, was vorgehe, Nachricht gebe. In weniger als drei Tagen war ganz Gallicien in Aufstand und die Gemeinschaft mit England wieder offen.

Zu Badajoz und in Sevilla wurden die Volksbewegungen anfangs von den Ortsbehörden unterdrückt, es währte aber nicht lange, so brachen sie mit noch größerer Heftigkeit wieder aus. Der Graf de la Torre del Fresno war Gouverneur von Badajoz. Das Volk versammelte sich vor seinem Hotel und verlangte in Regimenter abgetheilt und bewaffnet zu werden. Der Graf versuchte es noch einmal, einen Enthusiasmus zu kühlen, der keinen Zügel mehr erkannte; die erbitterte Menge sah die Unthätigkeit als einen Act der Treue für den König an, den man ihr aufdringen wollte, und jeden Versuch, ihren Eifer zu mäßigen für einen Verrath. Sie riß den Gouverneur aus seinem Hotel und metzelte ihn unbarmherzig nieder. Man darf es sich nicht verhehlen, daß bei dieser augenblicklichen Auflösung der Regierung die verdammungswerthesten Leidenschaften mehr als einmal ihren Platz zur Seite des edelsten Patriotismus einnahmen. Nur zu oft von einem blinden Eifer getrieben, oder von Menschen aufgereizt, die nur ihre Privatrache zu kühlen suchten, beging das Volk Ausschweifungen, die geeignet waren, die Sache zu entehren, der es diente. Auf bloßen Verdacht hin wurden oft Leute als Agenten der Franzosen geopfert, deren Unschuld nachher erwiesen ward. Valladolid, Carthagena, Grenada, Jaen, St. Lucar, Ciudad Rodrigo und mehrere andere Städte waren Zeuge solcher grausamen und nicht wieder gut zu machenden Mißgriffe; doch war die Anarchie, die dazu führte, nur von kurzer Dauer. Das Volk trachtete nicht darnach, sich dem Zügel der Gesetze und der Gewohnheit an Subordination zu entziehen; nur rächen wollte es die Hinmetzelung seiner Mitbürger und das Vaterland von der Usurpation befreien. Da Ferdinand, als er nach Bayonne abreiſete, zu Madrid eine Junta hinterlassen hatte, so war der Name dieser Versammlung der Menge vertraut geworden und es bildeten sich ähnliche Vereine in allen Städten aus Personen, die zu achten die Einwohner gewohnt waren.

Obgleich die provisorischen Regierungen, die sich von selbst organisirt hatten, in der Wirklichkeit von einander unabhängig waren, gestand man doch, vermittelst allgemeiner Einwilligung, der Junta von Sevilla eine Art Uebergewicht zu. Seiner Größe und Wichtigkeit wegen sahen die Spanier diesen Platz während der Zeit, daß Madrid noch in Feindes Händen war, als ihre Hauptstadt an. Den Magistratspersonen war es gelungen, die ersten Versuche des Volks zu unterdrücken, hernach aber erregte ein Mann aus demselben, Nicolas Tah y Nunes genannt, eine zu allgemeine und entschiedene Bewegung, als daß man daran hätte denken können, sie aufhalten zu wollen. Er kam nach Sevilla um dort Aufstand zu predigen, und gewann, durch seinen Eifer und seine Unerschrockenheit, einen Einfluß beim Volke, den er nicht mißbrauchte. Als die Behörden sich von der Unmöglichkeit, die Ruhe wieder herzustellen, überzeugten, so trugen sie auf die Bildung einer Junta an, und das Volk hatte so wenig Sinn, ein Wahlrecht auszuüben, daß es dasselbe einer Versammlung von Pfarrern und Kloster-Oberen übertrug. Diese traten nun zusammen, nahmen jedoch nur ungern eine, ihnen von dem großen Haufen überwiesene Gewalt an, die sie gleichzeitig dem Hasse der Franzosen und dem Toben der Menge, der zu widerstehen so gefährlich war, bloßstellte. Einige Mitglieder traten bald wieder aus der Versammlung aus, und wieder andre waren sehr froh, sich jeder ferneren Verantwortlichkeit durch ihre Einwilligung in die in Vorschlag gebrachten Ernennungen zu entziehen. Man ernannte unter andern Don Francisco Saavedra, vormaligen Finanzminister, und den P. Gil de Sevilla; beide waren Opfer der Verwaltung Godoy's gewesen und gerade deshalb am geeignetsten, die Achtung und den Gehorsam der Menge zu bedingen. Obgleich die Volkswuth, was sie verlangt, er-

halten hatte, legte sie sich doch noch nicht; sie ward, wie man meint, aus irgend einer Privatrache, gegen den Grafen del Aguila, aufgeregt, dessen reiche Sammlung von Gemälden, Büchern und Manuscripten, und zwar mit Recht, für einen Schatz der Stadt galt. In einem Grimm ohne alle Ursache fiel der Pöbel wüthend über ihn her, riß ihn aus seiner Kutsche, brachte ihn ums Leben, und legte seinen Leichnam zur Schau auf eins der Thore von Sevilla. Als die Ordnung wieder hergestellt war, wagte der Magistrat es nicht, den Urhebern und Förderern dieses Mordes nachzuspüren.

Tab y Nunes, der an diesem Tage Herr von Sevilla war, wohnte der Bildung der Junta bei und willigte, als Fremder unbekannt mit der Befähigung der in Vorschlag gebrachten, in alle Ernennungen ein; da er aber nachher erfuhr, daß zwei der ernannten Mitglieder der Sache des Volkes eher schädlich als nützlich seyn würden, forderte und erhielt er deren Ausscheidung. Es war nicht möglich, an irgend eine Subordination zu denken, so lange man einem solchen Demagogen, wie rechtlich auch seine Absichten seyn mochten, die Freiheit ließ, die Mitglieder der Regierung nach Gefallen fortzuschicken. Die Junta ließ ihn festnehmen und in Cadix gefangen setzen. Dieses durchgreifende Verfahren war zweifelsohne nothwendig, doch war man einem Mann einige Nachsicht schuldig, der da, als ihm dieses so leicht gewesen, nicht den Willen gezeigt hatte, von seinem Einflusse einen schlechten Gebrauch zu machen. Er mochte es wohl eingesehen haben, daß die Formen der Justiz unter der neuen provisorischen Regierung eben so wenig beachtet wurden, als unter der alten despotischen. Ins Gefängniß geworfen, blieb er dort, ohne daß man daran gedacht hätte, ihm den Proceß zu machen, und kam erst dann frei, als ein andrer seinen Platz einnehmen sollte.

Das weitere Benehmen der Junta stimmte mit diesem Acte ihrer Autorität überein. Sie errichtete in allen Städten ihrer Jurisdiction, die 2000 Eigenthümer hatten, correspondirende Juntas, mit dem Befehl, aus allen Einwohnern von 16 bis 45 Jahren Corps zu bilden. Sie traf Vorkehrungen, sich Fonds durch Besteuerung der Corporationen und reicher Privatleute, hauptsächlich aber durch freiwillige Gaben, zu verschaffen. Sie erklärte im Namen Ferdinands und der Nation Napoleon und Frankreich den Krieg, mit der Betheurung, sie werde die Waffen nicht niederlegen, bis der Kaiser die königl. Familie wieder in Freiheit gesetzt und die Rechte und die Unabhängigkeit der Halbinsel anerkannt habe. Die nämliche Erklärung verkündete den Abschluß eines Waffenstillstandes mit England und die Absicht, wegen eines Friedens mit dieser Macht zu unterhandeln.

Solano, aus Portugal zurück gerufen, stand eben mit seinem Armee-Corps an der Gränze. Wenn irgend jemand, in diesen Zeiten der Unruhe, seiner eignen Sicherheit wegen, auf die Kraft seines Charakters, auf seine Popularität und ein makelloses Leben fußen durfte, so war es ohne Widerspruch dieser General. Er hatte sich der ihm verliehenen, unbegränzten Gewalt zu Cadix lediglich zur Förderung des Wohls der Bewohner und zur Verschönerung der Stadt bedient. Die Offiziere der Land- und der Seemacht hegten gleiche Achtung für ihn; Leute vom höchsten Range waren seine vertrauten Freunde, und das Volk hatte die größte Meinung von seinen Fähigkeiten und seiner Gerechtigkeit. Niemand war mehr als er von der Erniedrigung Spaniens ergriffen; aber an den Mitteln verzweifelnd, die sein Vaterland besaß, um sich heraus zu ziehen, hätte er gern dessen Umgestaltung gesehen, wenn auch durch eine fremde Macht und einen usurpatorischen Monarchen herbeigeführt. Gleich in den ersten Monaten des Aufstandes begab er sich nach Sevilla. Saavedra, P. Gil, der Graf von Tilly und noch einige andre theilten ihm ihre Pläne und ihre Hoffnungen mit; inzwischen gehörte Solano zu den Vielen, die nicht an die Möglichkeit glaubten, Frankreich widerstehen zu können. Die Staatsmänner, die hinsichtlich der in Spanien einzuführenden Reformen mit ihm übereinstimmend dachten, hatten sich Napoleon schon unterworfen und thaten in Madrid ihr Möglichstes, das Volk wieder zum Gehorsam zu bringen. Er wußte, daß Truppen in Bereitschaft standen, um auf Sevilla loszugehen und dort, wie es zu Madrid der Fall gewesen, den Aufstand zu unterdrücken. Es war noch ungewiß, ob die gesammte Halbinsel die Gesinnungen theile, die sich zu Sevilla und in der Hauptstadt kund gegeben hatten. Da er überdem befürchtete, das Volk möchte seine Macht mißbrauchen, und er entschlossen war, dasjenige, was ihm der Grund zur guten Ordnung und den Gesetzen zu seyn schien, zu unterstützen, so nahm er die ihm gemachten Eröffnungen kalt auf und eilte, sich Bedenkzeit ausbittend, wieder fort, um sein Commando zu Cadix wieder zu übernehmen.

So wie er in dieser Stadt angekommen war, sprach er gleich von Maaßregeln, die er wider ein Bombardement treffen müsse, das die Engländer im Schilde führten. Das gab ihm einen Vorwand, die Kanonen von der Landseite wegzunehmen, um die Ufer-Batterien zu verstärken. Auch versichert man, er habe die Kriegsmunition auf die Seite geschafft, vorgebend, die Kasematten sollten den Einwohnern als Zufluchtsort dienen, und der General Dupont, der nach Andalusien zog, sey von ihm zur Beschleunigung seines Marsches aufgefordert worden. Es ist unmöglich, zu sagen, bis wie weit diese Beschuldigungen begründet sind. Jemand, der den Solano genau gekannt hat und ihm sehr ergeben war, hat seitdem versichert, die Sache des Volkes würde keinen eifrigeren Verfechter gehabt haben, als diesen General, hätte er lange genug gelebt, um zu sehen, was Spanien gethan habe. Dem sey, wie ihm wolle, der Admiral Purvis, der das englische Geschwader vor Cadix befehligte, schickte ihm einen Parlamentair mit dem Anerbieten zu, mit ihm gemeinschaftlich gegen die Franzosen operiren zu wollen, die mit einem Geschwader von 5 Linienschiffen und 1 Fregatte unter dem Befehl des Vice-Admirals Rosily auf der Rhede lagen. Aehnliche Offerten erhielt er von Sir Hugh Dalrymple, Gouverneur von Gibraltar, der schon mit dem General Castaños, Befehlshaber der spanischen Macht im Lager von St. Roch, in Communication stand. Solano antwortete, diese Eröffnungen müßten der Regierung zu Madrid mitgetheilt werden, was denn in der That seine Zustimmung zur Souverainität Josephs geben hieß.

Sobald die Sache des Volks zu Sevilla obgesiegt hatte, wurden von der Junta vier Artillerie-Offiziere mit Depeschen an die Befehlshaber zu Cadix, Badajoz, Grenada und St. Roch abgesandt, um ihnen die Kriegserklärung gegen Frankreich und den Friedensabschluß mit England anzuzeigen. Der Graf von Teba, Cyprianus Palafox, dessen Bruder einen sehr thätigen Antheil an dem Aufstande gehabt hatte, war derjenige, der nach Cadix abging; er hatte diese Sendung nicht allein der damit verknüpften Ehre wegen, sondern auch deshalb übernommen, weil es ihm leichter als irgend einem andern war, Solano über die Lage der Dinge zu Sevilla mündlich Erläuterungen zu geben, die zu schreiben man nicht die Zeit gehabt hatte. Voll Eifers für eine Sache, die er später aufgab, ritt er in Cadix ein und theilte dem Volke, das sich um ihn herdrängte, die Neuigkeiten mit, die er überbrachte, die überdem auch bald darnach durch Staffetten verbreitet wurden, welche die Einwohner von Sevilla an ihre Correspondenten abgesandt hatten. Als Solano den Bericht des Grafen Teba, mit dem er in vertrauten Verhältnissen stand, vernommen hatte, meinte er, die Autorität der Junta von Sevilla, nach seinem Dafürhalten durch einen Volksaufstand geschaffen, nicht anerkennen zu müssen; da ihm jedoch andrerseits eine entschiedene Weigerung gefährlich zu seyn schien, so berief er einen Rath von Generalen der Land- und See-Truppen, deren sich 11 in der Stadt

befanden, und diese fanden es für nothwendig, eine Proclamation ans Volk zu erlassen.

Der Rath bestrebte sich, in dieser Proclamation die Gefahren einer Kriegserklärung aus einander zu setzen, machte aufmerksam auf Frankreichs Macht, auf die Abwesenheit der spanischen Truppen, auf die Nothwendigkeit, die auszuhebenden Rekruten erst einzuüben, sprach dann von dem ausschließlichen Rechte des Königs, anzugeben, wer als Feind des Staates anzusehen sey; daß Ferdinand zu mehreren Malen die Franzosen seine Verbündeten genannt habe; daß sie in dieser Eigenschaft in Spanien aufgenommen worden; daß der König ihrentwegen keine Meinungsveränderung zu erkennen gegeben habe, folglich auch die Opfer nicht zu verlangen scheine, die das Volk zu bringen bereit sey. Entschlösse man sich dennoch zum Kriege, so sollte man alle Folgen wohl berechnen; die neuen Soldaten müßten darauf gefaßt seyn, ihren Heerd auf lange Zeit, vielleicht auf immer zu verlassen; die anderen sollten wieder zu ihrer gewöhnlichen Lebensweise zurückkehren, denn nur den Soldaten stehe es zu, in den Krieg zu ziehen. Nähme das Volk Theil daran, so werde der Feind es nicht unterlassen, das Land der Verheerung und Plünderung preis zu geben, die Engländer aber würden diese Umstände benutzen, um sich des Hafens und der Stadt zu bemächtigen und aus Cadix ein zweites Gibraltar zu machen. Der Rath halte für seine Pflicht, in dieser Proclamation so umständlich zu seyn, damit das Volk niemanden anklagen könne, falls es ein Opfer der ihm nun verkündigten Uebel werde; bestehe es aber dennoch auf der Kriegserklärung, so seyen die den Rath bildenden Generale bereit, die Feindseligkeiten zu beginnen, damit man ihren Vorstellungen keinen Beweggrund unterschieben möge, der der spanischen Ehre unwürdig sey.

Der Inhalt dieser Proclamation bewieß, daß deren Verfasser sich den, ihrem Vaterlande angethanen Schimpf wenig zu Gemüth gezogen hatten, und die Art und Weise ihrer Bekanntmachung gab keinen vortheilhaften Begriff von der Umsicht des Gouverneurs. Statt den Tag abzuwarten, steigerte man die Unruhe und Gährung des Volkes noch dadurch, daß man es durch den Lärm der Trommeln und militairischen Musik aus seinem Schlafe riß, um ihm unter Fackelschein diese Addresse vorzulesen. Die unternehmenden Geister, welche die Menge leiteten, sahen bald die Vortheile ein, die ihnen dieses Actenstück dadurch, daß es das Recht des Volkes, über das Benehmen des Gouverneurs zu entscheiden, anerkannte, gab. Alle Ruhe für den Rest der Nacht war in der Stadt hahin. Man setzte eine Antwort an den General auf, und das Volk brachte sie unter Tumult und bei Fackelschein unter die Fenster des Solano, der gezwungen ward, auf dem Balcon zu erscheinen. Ein junger Mann verlas, nachdem er einem seiner Kameraden auf die Schultern gestiegen war, eine Schrift, in der das Volk erklärte, es habe den Krieg beschlossen und alle Einwendungen der Proclamation Punkt für Punkt widerlegte. Dann verlas er wirklich eine Antwort, die die Nichtigkeit aller in dem Sendschreiben an das Volk aufgestellten Sätze darthat. Die Menge applaudirte, und verlangte, das französische Geschwader solle aufgefordert werden, sich zu ergeben. Solano gab die Versicherung, die Generale sollten sich gleich am folgenden Tage versammeln, um dieserhalb die nöthigen Maaßregeln zu ergreifen. Hätte er nun Theil genommen an dem öffentlichen Enthusiasmus, und sofort eine Einwilligung gegeben, die er doch nicht mehr verweigern konnte, so hätte er, wenn auch nicht die Ruhe, doch die Subordination erhalten können; aber das Volk hatte nun die Oberhand, und bei solchen Gährungen sind es nicht immer die Bestgesinnten, die es dahin zu bringen wissen, sich an seine Spitze zu stellen.

Ein Theil des Auflaufs zog nach dem Arsenal um sich mit Waffen zu versehen, was von den Soldaten, die alle mit dem Volke gleich dachten, nicht verhindert ward. Andere sprengten die Gefängnisse, um die dort eingeschlossenen zu befreien. Man drang in das Haus des französischen Consuls um ihn zu erwürgen; er hatte sich aber in das Augustinerkloster, und von dort auf das französische Geschwader geflüchtet. Man hörte die Menge sagen, Solano sey ein Anhänger der Franzosen; der Graf von Teba redete ihm deshalb zu, er solle das Commando an Don Thomas de Morla, einen der Generale, die mit im Rathe gewesen waren, abtreten, und sich dann, unter dem Vorwande, Instructionen über dasjenige, was er unter so schwierigen Umständen zu thun habe, einzuholen, mit ihm nach Sevilla begeben. Solano sah recht gut die Weisheit dieses Rathes ein, aber Ehrgefühl und die Besorgniß, man möchte ihm einen Mangel an Muth zutrauen, hießen ihm der Gefahr Trotz bieten. Der Grund, den er für sein Bleiben angab, sprach aber nur noch mehr für seine Anhänglichkeit an die Franzosen, indem er auf die Besorgniß hinauslief, die Engländer möchten die Verwirrung benutzen, um sich zu Herren von Cadix zu machen.

Am folgenden Tage versammelten sich die Generale noch einmal und um die Mittagszeit traten sie hinaus auf den Balcon, um das Volk anzuhören, das ihren Entschluß wissen wollte. Solano und Morla gaben die Zusicherung, es solle alles geschehen, was es verlangt habe, und es könne deshalb auseinander gehen und sich ruhig halten. Wir wollen die französische Flagge nicht mehr sehen! rief Einer aus der Menge. „Wo sieht man sie denn?“ frug Solano. — Auf den französischen Schiffen, lautete die Antwort. Der General erwiederte nun, die Offiziere des See- und Ingenieurwesens hätten schon den Befehl erhalten auf die Mittel zu denken, wie man sich dieses Geschwaders bemeistern könne. Das Volk zog sich nun, mit dieser Auskunft zufrieden gestellt, zurück, und Solano setzte sich zur Tafel, um zu Mittag zu essen. Er hatte noch nicht abgespeiset, als ein neuer Auflauf vor seinem Hotel ankam, den ein junger Mann anführte, der aus dem Orden der Kartheuser in einen weniger strengen übergetreten war und in diesem noch sein Noviciat hielt. Er verlangte den Gouverneur zu sprechen. Man antwortete ihm, derselbe bedürfe der Ruhe, überdem habe er ja auch dem Volke das Versprechen gegeben, es solle alles geschehen, was es wünsche. Der Ex-Kartheuser aber war damit nicht zufrieden und wollte die Schildwache zurückdrängen, um ins Haus zu kommen, worauf diese ihr Gewehr in die Luft abschoß und das Haus verschloß. Kaum war dieses geschehen, so schleppte die Volksmasse, stets von denselben Manne angeführt, eine Kanone herbei, zertrümmerte die Thüre des Hotels, und drang in dessen Inneres ein. Man hatte es auf Solanos Leben abgesehen; doch rettete er sich anfangs über das Dach, und flüchtete sich in das Haus eines englischen Kaufmanns, dessen Frau ihn in einem Cabinette verbarg. Er würde, wie man behauptet, dort geborgen gewesen seyn, hätte sich nicht der Arbeiter, der diese Pièce gemacht, unter dem Haufen befunden und den Versteck des unglücklichen Generals entdeckt. Die Frau vom Hause, eine Madame Strange, warf sich mitten unter die erboßte Menge und bat, jedoch vergebens, flehentlichst um sein Leben. Sie selbst ward am Arm verwundet, und Solano, seiner Zufluchtsstätte entrissen, nahm Abschied von ihr, um sie nie wieder zu sehen. Einige Personen wollten ihn zum Schaffott schleppen, um ihn eines schimpflichen Todes sterben zu lassen; aber andre, die es nicht abwarten konnten, sein Blut fließen zu sehen, machten ihn auf der Stelle nieder. Er unterwarf sich seinem Geschick mit der Ruhe und Würde eines alten Militairs. Man sagt, einer von seinen eignen Soldaten habe ihm den Todesstreich versetzt und ihm, damit er nicht wie ein Verbrecher dulde und ende, den Säbel mitten durch den Leib gerannt.

Man hat große Ursache zu glauben, daß die Volkswuth, die nur den Solano traf, von irgend einem Privathasse geleitet ward. Die

andern Generale, die doch auch an der Abfassung der Proclamation gearbeitet hatten, liefen gar keine Gefahr, und Morla, der als zweiter Chef befehligte, ward am folgenden Tage von dem Volke zum Gouverneur von Cadix und General-Capitain der Provinz ausgerufen. Er übernahm den Befehl unter der Bedingung, daß das Volk sich ordentlich verhalten wolle. Die Junta von Sevilla bestätigte seine Ernennung und schickte eins ihrer Mitglieder ab, um sich mit ihm zu besprechen. Der neue Gouverneur erließ eine Proclamation an das Volk, worin er sagte, man möge wider einige Missethäter auf seiner Huth seyn, die unter dem Vorwande des Patriotismus nur auf Raub und Plünderung ausgingen; die Behörden hegten keinen andern Wunsch, als für die Sache Ferdinands zu sterben, und innerhalb 24 Stunden werde man die Resultate der Maaßregeln sehen, die gegen die französischen Schiffe genommen worden.

Inzwischen hatte dieses Geschwader sich in Vertheidigungsstand gesetzt und sich in einem Passe außerhalb des Bereichs der Batterieen vor Anker gelegt. Der Vice-Admiral Rosily, der auf Beistand rechnete, und gar nicht daran zweifelte, daß die Macht, die man gegen Cadix absende, bald über den Widerstand der Spanier triumphiren werde, suchte nur Zeit zu gewinnen. Er ließ dem Gouverneur den Vorschlag machen, daß er die Bucht verlassen wolle, wenn man sich dieserhalb mit dem englischen Geschwader verständigen könne. Das geschehe, sagte er, um das Volk zu beschäftigen, das sich durch die Gegenwart der französischen Schiffe könne zu Unordnungen haben hinreißen zu lassen. Für den Fall, wo das englische Geschwader nicht einwilligen wollte, ihn frei abziehen zu lassen, schlug er vor seine Artillerie zu landen, seine Mannschaften am Bord zu behalten, und seine Flagge einzuziehen. Sollte ein solcher Vertrag zu Stande kommen, so verlangte er weiter, daß man sich gegenseitig Geißeln gebe und daß die spanische Regierung ihn gegen die äußeren Feinde in Schutz nähme. Morla antwortete hierauf, diese Anträge seyen weder mit seiner Ehre noch mit den bestimmten Befehlen vereinbar, die er erhalten habe, und er müsse auf eine unbedingte Uebergabe dringen. Lord Collingwood, der eben von der Station vor Toulon hergekommen war, um den Befehl des englischen Geschwaders von Cadix zu übernehmen, erbot sich, mit den spanischen Schiffen gemeinschaftlich zu wirken; die Landesbehörden aber, die auf ihre eigne Macht und einen sichern Erfolg rechneten, lehnten diesen Beistand ab. Hätte der französische Admiral weniger Vertrauen in die Schnelligkeit der Operationen der Armee und das Glück Napoleons gesetzt, so hätte er sich ohne Zweifel den Engländern ergeben, von welchen er eine bessere Behandlung erwarten durfte und überdem noch die Aussicht hatte, so eine Spannung zwischen den beiden Nationen herbeizuführen. Inzwischen errichteten die Spanier auf der Insel Leon und beim Fort Louis Batterieen, die den Angriff gleichzeitig mit den Kanonierschaluppen begannen. Die englischen Seeleute, ungeduldige Zuschauer eines Treffens, das unter ihren Augen vorging, ohne daß sie Theil daran nehmen konnten, sahen, wie sich dasselbe vom 9. bis zum 14. Juni in die Länge zog, zu welcher Zeit sich der Vice-Admiral Rosily, nachdem er vergebens zu capituliren versucht hatte, auf Gnade und Ungnade ergab. Morla redete in einem Aufrufe an das Volk dem Verfahren, dessen man sich beim Angriff bedient hatte und das anfangs als zu langsam und zu wirkungslos getadelt worden war, das Wort. Dieser Sieg hatte den Spaniern nur 4 Mann gekostet und die Schiffe, die ihnen in die Hände gefallen waren, hatten fast gar nichts gelitten. Morla sagte in seinem Aufrufe, die Gefangenen sollten gegen spanische Truppen ausgewechselt werden. Er ermahnte das Volk, wieder ruhig an seine gewohnten Geschäfte zu gehen. „Die Convulsion," sagte er, „die über Spanien gekommen ist, hat uns aus unserm Schlummer aufgerüttelt. Es war ein elektischer Funke nöthig, um uns zu wecken, ein Sturm, um den Horizont von den Dünsten zu befreien, die ihn bargen. Aber das Mittel kann zu Gift werden, wenn man noch nach der Heilung Gebrauch davon macht. Man muß nun zur Ordnung zurückkehren und der Weisheit der Behörden vertrauen. Die Männer, die zum Kriege tauglich sind, sollen bewaffnet und disciplinirt werden; von den Nichtdiensttauglichen wird man einen anderweitigen Gebrauch machen. Die Weiber und Kinder, die Tumult zu erregen suchen möchten, sollen ernst bestraft werden." Der Mann, der diese Sprache führte, hatte schon alles aufgeboten, um den Schritten derer Hindernisse in den Weg zu legen, die durch die Gefahren des Vaterlandes wach geworden waren. Er hatte, so viel als möglich, den Angriff gegen die Franzosen aufgehalten, in der Hoffnung daß ein Armee-Corps früh genug eintreffen werde, um sich Meister von Cadix zu machen oder es dem Joseph zu erhalten. In diesem gesammten Theile von Spanien hatte sich der Wunsch, England um Hülfe anzugehen und sich Napoleon zu widersetzen, gleich kundgegeben, sobald der Usurpationsplan des letztern bekannt geworden war. Der spanische Befehlshaber zu Algesiras und der englische Gouverneur von Gibraltar hatte stets beiderseits die Rücksichten und Maaßregeln der Menschlichkeit genommen, welche die Gesetze des Krieges gestatten und dessen Drangsale mildern. Die Spanier erkannten die Vortheile, die ihnen diese gegenseitigen Gesinnungen für die Befreiung ihres Landes darboten. Hätte Ferdinand, statt den Godoy zu stürzen, emigriren wollen, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen sich nach Gibraltar zu begeben und, sich der brittischen Großmuth vertrauend, dort nach den Colonieen einzuschiffen. Seit dem Anfange Aprils hatte der General Castaños mit Sir Dalrymple Conferenzen über die Lage der Dinge und die zu nehmenden Maaßregeln gehabt. Man hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, nach der Abreise der königlichen Familie noch den Don Francisco, den jüngsten der Infanten, zu retten und ihn nach Amerika zu bringen. Für den Fall aber, wo Spanien aller Bourbonen beraubt werden möchte, sah man den Erzherzog Carl als denjenigen an, dem die Krone anzubieten am schicklichsten seyn würde, weßhalb auch Sir Dalrymple ersucht ward, eine Fregatte zur Fahrt nach Triest in Bereitschaft zu halten, um diesen Prinzen abzuholen. Sir Dalrymple, der die hohe Wichtigkeit der Ereignisse gehörig würdigte, übernahm die Verantwortlichkeit dafür und forderte den spanischen General auf, das höchste Vertrauen in die Freimüthigkeit und die gute Treue der Engländer zu setzen. Gegen Ende Mai's kamen zwei französische Offiziere, wovon der eine ein Adjutant Mürats war, nach Algesiras. Castaños, der die Ahnung hatte, sie würden ihn arretiren wollen, hatte für diesen Fall beschlossen sie beide zu tödten und sich dann nach Gibraltar zu flüchten. Sie beschränkten sich jedoch darauf, ihm von dem mexicanischen Vice-Königthume vorzusprechen, das die vorige Regierung ihm verheißen gehabt, und womit man nun ihn so wie den General Cisneja zu ködern gedachte. Der Adjutant versicherte ihm, schon seit drei Jahren sey die Vertreibung der Bourbonen ein Hauptaugenmerk von Napoleons Politik, und sey ihm dieses gelungen, so werde er das Haus Oesterreich entthronen, ein Unternehmen, das er dann in vier Monaten zu Stande bringen werde. So weit ging es mit der Meinung der Generale Napoleons, daß dem Willen ihres Herrn nichts unmöglich sey. Castaños ließ sich jedoch weder blenden noch einschüchtern; er unterhielt nach wie vor seine Communicationen mit Gibraltar, und faßte den Entschluß, sich des französischen Geschwaders zu bemeistern. Es gelang dem Morla damals, ihn daran zu verhindern, doch brachte die Verspätung dieses Unternehmens kein schädliches Resultat. Von der Junta dazu aufgefordert, beschloß Castaños übrigens sogleich, sich dem Einrücken der Franzosen in Andalusien zu widersetzen.

Während diese Provinz, so wie Gallicien und Asturien, die Waffen ergriff um die Usurpation abzuschlagen, ward die Stadt Valencia, wo

ſich ein gleicher Geiſt und dieſelben Geſinnungen kund gegeben hatten, der Schauplatz von Auftritten, deren Grauſigkeit alles übertrifft, was in jener ſchrecklichen Zeit auf der Halbinſel vorgegangen iſt. Gleich in den erſten Augenblicken des Aufſtandes war der Gouverneur, Don Miguel de Saavedra ein Opfer der Volkswuth geworden. Hergeholt von Roquera, wohin er ſich geflüchtet hatte, war er bei dem Pallaſte des Grafen von Cervalla ermordet worden, nachdem dieſer, der ſich offen für die Nationalſache erklärt, alles aufgeboten gehabt hatte, ihn zu retten. Sein Kopf ward auf einer Stange in den Straßen umher getragen und hernach auf einem Pfeiler des St. Dominik-Platzes zur Schau geſtellt. Es ward eine Junta ernannt, die wohl die Ordnung in der Stadt hergeſtellt hätte, wäre nicht eben eins der Weſen, deren Verbrechen man zur Ehre der Menſchheit gern der Inſpiration irgend eines hölliſchen Geiſtes beimißt, von Madrid aus eingetroffen. Der Pater Balthaſar Calvo war Kanonikus der St. Iſidors-Kirche zu Madrid; man hat ſpäterhin geſagt, er ſey von Mürat abgeſandt worden, um insgeheim mit der Junta zu unterhandeln, als er aber geſehen, daß ihm dieſes zu nichts helfen werde, da ſey er auf den Einfall gekommen ſich auf dem Wege des Schreckens zum Herrn der Stadt zu machen; es iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, daß er, ſo wie er handelte, noch irgend daran denken konnte, Valencia ſpäterhin den Franzoſen überantworten zu wollen. Allem Anſchein nach hatte er keinen andern Zweck als den, ſeiner angebornen Grauſamkeit zu fröhnen, die mit dem religiöſen Charakter, den er bekleidete, ſo wie mit dem Benehmen vieler andern ſpaniſchen Geiſtlichen der damaligen Zeit im größten Widerſpruche ſtand.

Zu Valencia befanden ſich viele Franzoſen, die, den Spaniern durch das Verfahren ihrer Regierung zu einem Gegenſtand des Haſſes und der Erbitterung geworden, die Unvorſichtigkeit begingen, ſich gleich beim Ausbruch der Unruhen in die Citadelle zu flüchten. Calvo klagte ſie beim Volke an, ſie ſtänden mit Mürat und den franzöſiſchen Truppen in Correſpondenz und hätten die Abſicht gehabt, ihnen die Stadt in die Hände zu ſpielen. Die Junta hatte keine Militair-Corps zu ihrer Verfügung und befand ſich in einem zu großen Zuſtande von Verwirrung und Unſchlüſſigkeit, um die moraliſche Gewalt ausüben zu können, die die Umſtände nöthig machten. Der engliſche Conſul, Herr Tupper, der mit zur Junta gehörte, ging in die Citadelle, um den Franzoſen die Gefahr vorzuſtellen, der ſie ſich durch ihr Zuſammenhalten auf einem Punkte ausſetzten, was die Folge haben könne, daß ſie in Maſſe ermordet würden. Er redete ihnen zu, ſich entweder in die Klöſter oder auch zu ihnen befreundeten Einwohnern zu flüchten; ſie hielten ſich aber in der Citadelle für ſicherer und weigerten ſich, dieſen wohlgemeinten Rath zu befolgen. Unterdeſſen hatte Calvo die Werkzeuge des ſchrecklichen Vorhabens, das er im Schilde führte, verſammelt, und um ihre Zahl noch zu vergrößern, waren von ihm alle Verbrecher ohne Unterſchied aus ihren Gefängniſſen entlaſſen worden. Am 5. Juny, beim Einbruch der Nacht, zog er, von einigen Mönchen begleitet, mit ſeiner Horde nach der Citadelle. Die Wache leiſtete wenig Gegenwehr. Die Franzoſen wurden einer nach dem andern in ein Gemach geführt, wo Mönche ſie in die Beichte nahmen, und ſie dann einem wüthenden Pöbel überlieferten, der ſie ſofort mit Meſſerſtichen ermordete. Als die Junta von dieſem ſcheußlichen Gemetzel hörte, verſammelte ſie die Mönche und die verſchiedenen Kloſterbrüder, um ſie, unter Vortragung des Allerheiligſten, mit brennenden Kerzen, und Sterbelieder ſingend, in Proceſſion nach der Stätte des Blutbades abzuſchicken. Beim Anblick dieſes Trauerzuges ſtellte die blutgierige Horde ihr Morden ein und warf ſich mitten unter den Leichen ihrer Opfer auf die Kniee; aber Calvo erhob mächtig ſeine Stimme und drohete den Geiſtlichen, ſie ſollten, wenn ſie ſich nicht gleich fortbegäben, als Mitſchuldige der Franzoſen angeſehen werden und mit ihnen gleiches Schickſal haben. Eingeſchüchtert durch dieſe Drohung und erſchreckt von dem Schauſpiel, das ſie vor Augen hatten, eilten ſie, die Citadelle zu verlaſſen.

Die Metzelei währte die ganze Nacht hindurch. Die Zahl der Hingewürgten belief ſich auf 171. Als es Tag geworden war, ſah man, daß ihrer 10 oder 12 noch athmeten. Die Wirkung, die dieſer Anblick auf die Mörder machte, verbürgt es, wie leicht es den Geiſtlichen geweſen ſeyn würde, den Gräueln Einhalt zu thun, hätten ſie mehr Feſtigkeit gehabt. Vom Mitleide ergriffen, und ohne dem grauſamen Kanonikus ihr Vorhaben merken zu laſſen, zogen die Mörder dieſe Unglücklichen unter den Leichen hervor, trugen ſie ins Hoſpital, und verbanden ihnen dort die Wunden, die ſie ihnen ſelbſt geſchlagen hatten. Noch waren ungefähr 150 Franzoſen in der Citadelle übriggeblieben. Die, dem Mitleiden zugänglichere Menge erklärte nun, es ſolle ihnen das das Leben geſchenkt ſeyn, nur müßten ſie irgendwo eingeſperrt werden, wo man ſie leicht hüten könne. Calvo, dem nun ein Widerſpruch bedenklich ſcheinen mochte, gab ſeine Einwilligung dazu; doch war ſein raſender Blutdurſt noch nicht geſtillt. Er ließ die Franzoſen beichten und ſie paarweiſe mit Stricken zuſammenbinden, ehe ſie aus der Citadelle nach dem zu ihrer Haft beſtimmten Orte abzogen. Bevor man aber dort ankam, ließ er das Volk halten, um ihm ein Papier zu zeigen, das er bei einem der Franzoſen gefunden haben wollte, und welches die Verpflichtung enthielt, die Stadt ſeinen Landsleuten überliefern zu wollen. Bei einer unwiſſenden und befangenen Menge gelten gerade die gewagteſten Behauptungen am erſten für Beweiſe, und ſo wurden die Unglücklichen, die man erſt hatte verſchonen wollen, auf der Stelle niedergemacht. Gefolgt von ſeinen Satelliten, durchſtreifte Calvo darnach die Häuſer, um noch die Franzoſen aufzuſuchen, die nicht mit den andern in die Citadelle gegangen waren. Wer gefunden ward, mußte beichten, um dann geſchlachtet zu werden. Ein einziges Factum giebt während der Ereigniſſe dieſes Tages der, von ſo vielen Gräueln ermüdeten Einbildungskraft einen augenblicklichen Ruhepunkt. Herr Pierre Bergier hatte ſich zu Valencia gleich ſehr durch ſeinen unermeßlichen Reichthum, als auch durch den edlen Gebrauch, den er davon machte, bemerkbar gemacht; nicht allein gab er den Kranken, den Armen und Gefangenen reichliche Allmoſen, ſondern er ging auch zu ihnen, um ſie zu tröſten und ihnen perſönlich beizuſtehen. Trotz aller dieſer Tugenden war er dennoch der allgemeinen Proſcription nicht entgangen. Er ward, ſo wie die andern, der erbarmungsloſen Rotte überliefert. Einer der Mörder ſtürzt auf ihn ein, um ihn zu opfern; als er aber eben zuſtoßen will, ſieht er, daß es Bergier iſt, der ihn mehr als einmal dem Elende entriſſen hatte, und auf der Bruſt des Wackern ruht der Mordſtahl regungslos. Bald aber macht ſich der Mörder ſein Mitleid zum Vorwurf; er erinnert ſich, daß auch Bergier Franzoſe iſt, und er erhebt den Arm aufs neue. Aber noch einmal trägt die Erkenntlichkeit den Sieg über den Haß davon. „Ich weiß nicht, ob du ein Teufel oder ein Heiliger biſt,“ ſchreit der wilde Valencianer, dann erfaßt er ihn, und ſetzt ihn außer Gefahr, indem er ihn raſch unter die Menge ſtößt.

Während dieſer ſchauderhaften Hinrichtungen that die von Schrecken gelähmte Junta nichts, um ein Anſehn auszuüben, das nie ſo dringend war, als eben jetzt. Calvo genügte dieſe Art furchtſame Zuſtimmung nicht; er wollte die Behörden mit in die Verantwortlichkeit dieſer Metzeleien ziehen, oder, falls ſie ſich widerſetzten, die von ihm geleitete Menge wider ſie in Harniſch bringen. Deshalb ließ er fünf Franzoſen vor die Pforte zum Sitzungsſaal der Junta führen, und verlangte dann einen ſchriftlichen Befehl zu deren Hinrichtung. Was er damit bezweckte, war leicht einzuſehen, es war aber noch nicht möglich, durchgreifend gegen den raſenden Demagogen zu verfahren. Der Graf von Cervallon er-

theilte die Antwort: „Ihr habt genug Franzosen ermordet, ohne erst Befehle einzuholen, so braucht ihr deren jetzt auch nicht.“ Hr. Tupper ging nun zu den Mördern und bat für die Gefangenen. Er erhielt einen Messerstich von einem aus dem Haufen, der ihn als Franzose behandelte; es erhoben sich aber unverzüglich mehrere Stimmen zu seiner Vertheidigung und einer von den Anwesenden erklärte, er werde einen jeden niederstechen, der es wagen möchte, den englischen Consul zu beleidigen. Dieser verwandte sich nun noch einmal für die unglücklichen Franzosen, jedoch vergebens; man erwürgte sie und ließ ihre Leichen auf den Stufen des Saales liegen. Noch gab es ihrer einige, denen ein gleiches Loos beschieden war, doch rettete sie Hr. Tupper noch zuletzt durch den Vorschlag, daß man sie ihm als Gefangene übergeben solle, wogegen er Waffen und Munition von Gibraltar herbeizuschaffen und unter das Volk zu vertheilen versprach.

Calvo befand sich nun in der Art von Wahnsinn, die zuweilen die Folge einer unbegränzten und unerwarteten Macht ist. Er nannte sich den einzigen Repräsentanten des Königs Ferdinand und stand im Begriff, den Generalcapitain Grafen von Cervallon seines Ranges zu entsetzen, die Junta aufzulösen, und den Erzbischof erdrosseln zu lassen. Nun endlich sahen die Behörden die Gefahr ein, die ihnen drohete. Die Junta ließ den Calvo einladen, ihren Sitzungen beizuwohnen. Er folgte der Einladung, nahm aber so viele von den Seinigen mit sich, daß der Saal davon überströmt ward, und zeigte nun die größte Insolenz, ja ging so weit, der Junta zu drohen. Da aber erhob sich der Pater Rico, einer der feurigsten Patrioten, erklärte den Calvo für einen Verräther und trug auf seine unverzügliche Verhaftung an. Dieser war anfangs bestürzt, doch erholte er sich bald und erklärte, er wolle abtreten, damit die Junta sein Verfahren untersuchen könne. Seine Absicht dabei sah man aber gleich ein, deshalb ward er sofort in Ketten gelegt, um nach Majorka abgeschickt zu werden. Ehe die Menge, die auf sein Geheiß sich kein Gewissen daraus gemacht hätte, auch die Junta hinzuwürgen, einmal darum wußte, daß Calvo in Anklagestand versetzt war, befand er sich schon gefesselt am Bord eines Schiffes, das ihn nach dem Orte seiner Bestimmung führte. Ohne nun mehr Zeit zu verlieren, zeigte die Junta nun so viele Kraft als Strenge: 200 Mörder, die man auf ihren Befehl festgenommen, wurden im Gefängniß erdrosselt und ihre Leichen auf dem Schaffotte zur Schau gestellt. Calvo, den man von Majorka zurückkommen ließ, hatte das nämliche Schicksal.

Belzoni.

(Fortsetzung. M. vergl. No. 208 d. Bl.)

„Kaum nach Ober-Aegypten zurückgekommen, unternahm Belzoni, fortdauernd unterstützt durch die Fonds, die der Consul Salt und das englische Handelshaus de Briggs, zu Alexandrien hergab, eine Excursion in das Thal von Beban-el-Maluck, auf der Rückseite der Hügel, die die Umgegend von Theben begränzen. Schon als er früher die Grabgewölbe von Gurnah besuchte, bewohnt und ausgeleert von geldgierigen Arabern, die mit einem Feuer ihre Speisen kochen, das sie mit dem Holze von Mumiensärgen unterhalten, hatte der Scharfsinn und so zu sagen der Instinkt des italienischen Reisenden errathen, daß die Seiten dieser Felsen, einst von der Hand der Aegypter tief ausgehöhlt, noch einige merkwürdige Gräber enthalten müßten, die man sorglich den profanen Blicken der Nachwelt entzogen. Durchdrungen von diesem Gedanken verweilte er in dem Thale von Beban-el-Maluck und forschte und spürte und suchte nach allen Seiten hin: da hasten seine Blicke plötzlich auf einem Spalten im Felsen. Hundert andere Personen hätten hier nichts geahnet; aber Belzoni mit dem richtigen Tact, den er sich schon in Aegypten angeeignet, bemerkt einige Spuren von Menschenhand oder Arbeit an diesem Spalte. Er macht den Versuch, ihn zu erweitern; die Steine stürzen zusammen und — wie groß war seine Freude, als er sich an der Mündung eines langen Ganges sah, dessen Wände mit Sculpturen und Gemälden bedeckt waren und die nothwendig zur Gruft einer hohen Person führen mußten, zu einem Grabmal, das dem ganzen neuen Aegypten bis dahin unbekannt war! Er dringt begierig in dieses weitumfassende Gewölbe ein. Eine Art von, mit einer Mauer eingefaßtem Graben scheint ihm ein Ziel zu setzen und die Hoffnungen des Forschenden zu vereiteln; aber, gewohnt alle Hindernisse zu besiegen, überspringt Belzoni den Graben, kriecht durch eine Oeffnung in der Mauer und gelangt in den Saal des Grabmals, in dessen Mitte ein Sarkophag von Alabaster, ganz bedeckt mit Bildhauerarbeiten, stand, als sollte er die Überreste eines Königs oder sonstigen Großen bewahren. Dieser kostbare Sarg war indessen leer: Araber oder irgend ein anderes Volk waren, vielleicht lange ehe Belzoni hierherkam, in diese unterirdische Gruft gedrungen und hatten sie geplündert, wie Belzoni oder andere europäische Reisende gethan haben würden, hätten sie den Vortheil gehabt, zuerst dahin zu kommen. Indessen blieb für einen Mann, der den Werth der Alterthümer schon kannte, noch eine köstliche Beute zu machen: nämlich den Sarg von Alabaster mitzunehmen und Abbildungen der reichen Verzierungen des Gewölbes zu verfertigen, das Belzoni, auf die Autorität des englischen Orientalisten Young, für das Grab des Königs Psammuthis hält. Nach Champollion ist es das Grab des Königs Osirei (Osiris?) Sohn von Ramses I. Andere Gelehrte haben gemeint, daß es kein Grabmal sey. Der eine hat zu beweisen gesucht, daß diese unterirdische Halle ein Serapeum, oder ein von Sesostris den Leichen-Mysterien des Serapis geweihter Tempel sey. Man weiß durch die alten Schriftsteller, daß die Aegypter Mysterien in unterirdischen Gewölben feierten, die die Priester selbst nicht betraten, außer an dem Tage oder in der Nacht, die zu den geheimnißvollen Feierlichkeiten bestimmt waren. Einige englische Journale haben gesagt, daß der angebliche Sarkophag, der einem Troge gleicht, einen Kahn vorstelle und hier aufgerichtet sey, um an die Arche Noahs zu erinnern und zum mystischen Symbol der Sündfluth zu dienen. Was zu dieser sonderbaren Vermuthung Veranlassung gegeben, das sind, außer der Form des Soros, die Figuren, die man darauf ausgehauen sieht. Man bemerkt darauf ein Boot mit acht Männern und andere menschliche Wesen, die von Meereswellen umgeben scheinen; eine Gottheit schwebt über dieser Scene.“

„Es war keine leichte Arbeit, nah an tausend große und kleine Figuren zu copiren und mehr als fünfhundert Inschriften; aber diese Sculpturen und Malereien stellten so interessante Gruppen dar und bildeten so merkwürdige historische Gemälde, daß Belzoni ihre ganze Wichtigkeit fühlte und die Arbeit nicht scheute, die diese Copieen kosten mußten. Mit Hülfe eines Landsmanns, Namens Ricci, der vor Belzoni den Vorzug hatte, gut zeichnen zu können, brachte er die Abbildungen dieser gestalteten Räthsel oder räthselhaften Gestalten zu Stande; ja er that noch mehr, er bereitete eine Masse, um die vorzüglichsten Gruppen darin abzudrucken. Durch dieses Mittel ist er im Stande gewesen, Europa eine klare und bestimmte Idee von seiner wichtigen Entdeckung zu geben. In der Folge hat er, erst in London und dann in Paris, öffentlich eine Darstellung im Kleinen von dem königlichen Grabmal von Beban-el-Maluck sehen lassen. Auf folgende Weise hatte er dieselbe zu Paris angeordnet, wo ihn der geringe Umfang des Locals, was er hatte, sehr beengte. Am Eingange des Saals hatte er einige mit Malereien bedeckte Särge aufgestellt, die er aus Gräbern genommen oder von

Arabern gekauft hatte. Die ganze linke Seite nahm eine en relief verfertigte Abbildung oder Plan des unterirdischen Gewölbes ein, das er wiederzufinden und zu öffnen den Ruhm hatte. Mit seiner Reisebeschreibung in der Hand, folgte man ihm Schritt vor Schritt und erkannte so jede Localität, die er in seinem unterhaltenden Bericht bezeichnet hatte. Wenn man sich diesen Plan, der sehr lang war, wohl eingeprägt hatte, stieg man in einen mit Kristallkugeln immer erleuchteten und in mehrere kleine Säle getheilten Keller hinab. Die Mauern dieser Zimmer waren mit colorirten Abdrücken bedeckt, die er in der Gruft genommen und die, mit Geschicklichkeit unter einander verbunden, ein Ganzes, wie das Original, zu bilden schienen. Man hatte auf diese Weise wahre fac simile's von den ägyptischen Basreliefs vor Augen und wenn sie nicht so zahlreich, noch ganz in derselben Anordnung und Reihenfolge waren, wie in der Gruft von Beban-el-Maluck, so waren mindestens die Gruppen, die man vor sich hatte, ganz denen gleich, die noch in Aegypten an Ort und Stelle sind. Mit frischen und ohne Zweifel viel lebhaftern Farben bedeckt, als im Original, schienen sie erst am gestrigen Tage gemacht zu seyn; auch machten diese Kunstgebilde, deren ächt ägyptischer Styl die Zeiten der Pharaonen vergegenwärtigte, deren Farben aber so neu waren, einen sonderbaren Eindruck, wovon sich Rechenschaft zu geben anfangs schwer war. Man sah da feierliche, Königen oder Prinzessinnen dargebrachte Huldigungen, Züge von Gefangenen verschiedener Völkerschaften Afrikas und vielleicht Asiens und andere geschichtliche Scenen, denen nichts als Name, Tag und Jahrszahl fehlte, um das Buch der Geschichte mit einigen neuen Seiten zu bereichern. Diejenigen, welche diese eigenthümliche Ausstellung nicht gesehen haben, können sich eine Idee davon aus dem Atlas bilden, der Belzoni's Reisen beigefügt ist und in welchem er die vorzüglichsten Gruppen, so wie einen Theil der mythologischen und hieroglyphischen Symbole, colorirt wiedergegeben hat; aber man fürchtet, daß letztere nicht mit derselben Treue, wie die Figuren, gebildet seyn möchten, was um so mehr zu bedauern seyn würde, als man jetzt sehr genauer, ja ängstlich treuer, Copieen der Hieroglyphen bedarf, um leichter dahin zu gelangen, sie wirklich und sicher auslegen zu können. Einst vielleicht werden diese geschichtlichen Tableaux, die Belzoni unter Felsen hervorgezogen, kostbare Materialien für die Geschichte, Mythologie und Ethnographie darbieten. Schon jetzt können sie unter die Monumente gezählt werden, die geeignet sind, die Fortschritte der Sculptur und der Malerei im alten Aegypten zu beweisen und kennen zu lehren. Was den Sarkophag betrifft, so ist er nach England geschafft und, nach einem englischen Journal, an einen Privatmann, für tausend Pfund Sterling, verkauft worden, wodurch sich Herr Salt für einen Theil seiner Kosten entschädigt hat. Ein englischer Mineralogist hat zu beweisen gesucht, daß der Sarkophag nicht von Alabaster, sondern von Arragonit sey. Es ist zu verwundern, daß Belzoni keine Abdrücke von denen auf diesem Soros eingegrabenen Gruppen genommen und daß er nichts darüber, weder in seiner Beschreibung noch in seinem Atlas bekannt macht: es ist dies eine der Lücken, wie man deren mehrere in seinem Werke findet. Vielleicht hat er, da er für Rechnung des Herrn Salt arbeitete, nicht die Freiheit gehabt, alles zu beschreiben, was er wollte."

„Belzoni wünschte die Bas-Reliefs der Mauern der Gruft des Psammuthis für die verschiedenen Museen Europa's abzuformen, die auf diese Weise vollkommen identische Exemplare einer schönen Reihenfolge ägyptischer Sculpturen erhalten haben würden; aber er scheint nicht viele Bestellungen bekommen zu haben. Ein Fragment von einem Original wurde Herrn Smithson in England zugestellt, welcher die Farben chemisch analysirte, die seit Jahrtausenden die in Stein gehauenen Figuren bedeckten: er fand, daß es einfache Substanzen seyen, als Oxide von Eisen und Kupfer, Kohlensäure von Kalk und zerstoßene Kohle.

„Doch es ist Zeit, den Faden der Erzählung von den Reisen und Unternehmungen Belzonis in Aegypten wieder aufzunehmen. Nach Cairo zurückgekehrt erhielt er bald ein anderes Ziel seiner Forschungen und Untersuchungen. Schon früher hatte ihn Herr Salt aufgemuntert, einige Nachgrabungen am Fuße der berühmten Pyramiden zu unternehmen. Ein anderer Italiener, Caviglia, hatte eben einen unterirdischen Raum untersucht, der unter der größten dieser enormen Steinmassen sich hinzieht. Damals hoffte Belzoni wahrscheinlich keinen großen Erfolg von ähnlichen Nachgrabungen; aber nach den Entdeckungen des Tempels von Ibsambul und des königl. Grabes von Beban-el-Maluck (m. vergl. No. 147 u. 148 d. Bl.) wurde er kecker in seinen Hoffnungen und glaubte an die Möglichkeit, in die zweite Pyramide, die des Cephrenos, einzudringen, welche die Neugierigen umkreißten, ohne zu wissen was sie enthielt und überzeugt, daß sie nie geöffnet gewesen sey. Es scheint, daß Belzoni selbst davon überzeugt war; wenigstens giebt er in seinem Bericht zu verstehen, daß er, durch aufmerksame Beschauung des Aeußern der Pyramide und durch Vergleichung dieses Aeußern mit dem der benachbarten Pyramide zur Entdeckung des verborgenen Eingangs, der ins Innere führte, geleitet wurde. Inzwischen ist es gewiß, daß die Erinnerung an den von den Arabern gebahnten Eingang in diese Pyramide nicht verloren war, als ihn Belzoni entdeckte. Einige Schriftsteller haben davon gesprochen, und ein vormaliges Mitglied des Instituts von Aegypten, der Oberste Grobert, hatte in seinem Werke über die Pyramiden an diese Thatsache erinnert. Es ist also wahrscheinlich, daß Belzoni davon sprechen hörte: vielleicht hatte er diesen Umstand vergessen, als er seine Reisen beschrieb. Wie dem übrigens auch sey, er entdeckte den engen Gang, der ins Innere führte und gelangte zu dem Grab-Gemach, wo er einen Sarkophag mit einigen Ochsenknochen fand; eine wichtige Entdeckung, die keinen Zweifel mehr über die Bestimmung dieser Pyramide läßt. Herodot, welcher versichert, daß sie nicht zum Grabmahl gedient, ist auf eine glänzende Weise durch den italienischen Reisenden widerlegt worden; und es ist kein geringer Ruhm für ihn, so vielen Muthmaßungen und Träumen ein Ziel zu setzen, die, zumal in neuer Zeit, über den Zweck der Erbauung der Pyramiden, versucht worden sind. Die zweite mindestens scheint einzig auf den Rath der Priester erbaut worden zu seyn, um die Reste irgend eines Apis zu bergen. Verschiedene Jahre nach Belzonis Reise fand man gleicherweise den Hirnschädel eines Stiers in einer der Pyramiden von Sakhara. So kann man sich denn jetzt nicht erwehren, statt die hohe Weisheit zu bewundern, die man den einstigen Erbauern der Pyramiden zuzuschreiben beliebte, sie als ein bis zur Kinderei abergläubisches Volk zu betrachten."

„Belzonis Entdeckung machte Aufsehen in Cairo: die Fremden eilten herbei, um in diese Pyramide zu gehen, die Jahrhunderte lang unzugänglich gewesen war. Man sah Franzosen, Engländer und Italiener erscheinen; Belzoni machte gegen jedermann die Honneurs bei seiner Pyramide und er hatte seinen Namen mit großen Buchstaben in dem Grabgemach eingeschrieben, wo bereits eine arabische Inschrift existirte, welche die Muselmänner zurückgelassen, die vor sechs Jahrhunderten hineingedrungen waren. Belzoni hat ein Modell im Kleinen von der von ihm geöffneten Pyramide und von den Gängen, die zum Mittelpunkt führen, gemacht." (Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETE!

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETE!

№ 210 Hamburg, Sonnabend den 11. August 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von F. Niebour und Karl Ludwig.

Briefe an die Studenten von Glasgow, von T. Campbell.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

Erster Brief.

Ich schreibe an Sie, sehr werthe Studenten, sowohl um mich bei Ihnen in freundlichem Andenken zu erhalten, als auch (wenn auch noch so wenig) Ihr Interesse an literarischen Dingen zu fördern. Viele unter Ihnen werden einst im Stande seyn, diese Aufsätze mit einer Kenntniß und einem Scharfsinn zu sichten, die mehr als hinreichend sind, eine Menge Mängel daran zu entdecken; aber selbst in diesem Falle wird Ihre reifliche Beurtheilung, wie ich hoffe, finden, daß es mit dem, was ich geschrieben, wohlgemeint war.

Der Zweck meiner Mittheilungen ist, Ihnen eine summarische Uebersicht der Haupt-Epochen der Literatur, und welchen Ursachen sie beizumessen sind, bei den Nationen, deren geistige Ausbildung den größten Einfluß auf die Gesittigung der Welt gehabt hat, zu geben.

Es ist augenfällig, daß eine Skizze, wie ich sie beabsichtige, von einem so weitumfassenden Gegenstande nur einen höchst allgemeinen Begriff zu geben im Stande ist, der, das gestehe ich selbst ein, nur dann von Nutzen seyn wird, wenn Sie sich dadurch zu ferneren eignen Forschungen ermuntern lassen. Eine vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte der Literatur läßt sich nur durch große Belesenheit erlangen, und diese Bekanntschaft müssen Sie sich nothwendigerweise verschaffen. Auf die Frage, welcher Nutzen sich von einem kurzen und flüchtigen Umriß eines Studiums, dem man doch unausgesetzt emsig obliegen müsse, erwarten lasse, würde ich die Antwort geben, daß das Interesse des Geistes an den verschiedenen Gegenständen meiner Meinung dadurch gefördert werde, daß man deren Folge und Verbindung dem Gedächtniß und der Beurtheilung vorführe und die Einbildungskraft auf ihre anziehendsten Punkte leite. Ich kann denen nicht beistimmen, die da meinen, so kurz angedeutete Kenntnisse seyen schädlich, weil sie zu leicht die Neugierde reizten — ich glaube vielmehr, daß sie diese nur noch mehr aufregen. Es ist noch niemand abgehalten worden, die specielle Statistik eines Königreichs zu studieren, weil er vorher einen allgemeinen Ueberblick der allgemeinen Charaktere seiner Provinzen gehabt hat; und eben so wenig wird jemand von den tieferen Forschungen in den Epochen der Geschichte der Literatur deshalb abstehen, weil er ihre Folge in einer Uebersicht vor Augen hat. Es tritt vielmehr der umgekehrte Fall ein, und es ist nichts mehr im Stande, einen Widerwillen gegen jedwede Literatur zu erregen, als ein verworrener Begriff von deren Kreislauf.

— „Die Griechen waren die größten Lehrer von Kunst und Wissenschaft, die die Welt je gehabt hat. Sie ordneten und verbesserten die zerstreueten Bruchstücke elementarischer Kenntnisse, die ihnen von auswärts eingingen. Sie gaben der Wissenschaft eine populaire Pflege und eine bestimmte Form, wodurch sie allein ein Erbtheil ward, das die Nachwelt vermehren und bessern konnte. Sie waren es, die den Geschmack schufen; sie verfeinerten die Humanität und gaben ihr den neuen Anstrich des Lieblichen und Harmonischen. Inzwischen ist noch zu bemerken, daß es Plätze in der alten Welt gab, wo die Wissenschaft weit eher blühte, als sie zu den Griechen kam, und daß der ferne Horizont der Geschichte Zeugniß von einer Civilisation giebt, der sie wohl manches verdanken. Es ist eingestanden, daß die Griechen sich fremde Ideen aneigneten, obwohl sie sie sehr veredelt haben mögen. Plato war nicht der einzige Weise, der Kenntnisse in Aegypten einsammelte, und von ihm wird die Einführung aller griechischen Ausbildung Fremden beigemessen, eine Aeußerung, die von einigem Gewichte ist, obgleich man dabei nicht übersehen darf, daß das, was er Ausbildung nennt, nur deren roheste Elemente waren. Die Astronomie war weit älter in Asien als in Griechenland. Selbst in der Odyssee giebt es einige wenige Züge des Orientalismus, die fast glauben machen, daß der Hauch der Phantasie eben sowohl als das Licht des Wissens westwärts aus den Regionen des Orients gekommen sey.

Nach allem, was man von dem Menschengeschlechte weiß, war Asien das Land, wo es zuerst gelebt. Sein fruchtbarer Boden war der erste Ernährer, der ihm Speise gab, und sein glanzvolles Clima war die erste Schule, aus der es seine Natur-Kenntnisse schöpfte. Die ältesten asiatischen Reiche (Indien und China ausgenommen) lagen zwischen dem Fuße des Kaukasus-Gebirges und dem persischen Meerbusen. Der Gebrauch der Buchstaben verliert sich bei allen aramäanischen Stämmen jener Gegend in einem unerforschten Alterthum; und die Babylonier bewahrten ihn, indem sie ihre Mauersteine mit Buchstaben bezeichneten und so eine Art von Büchern daraus machten. Die astronomische Wissenschaft ist, nach der Meinung des Herodot und Cicero, obwohl andre ihren Ursprung in Aegypten suchen, zuerst von den Assyriern betrieben worden. Schon vor undenklichen Zeiten hat der nächtliche Wanderer in den unermeßlichen mesopotamischen Ebenen die Sterne als eine Uhr seiner Zeit und als einen Compaß seiner Richtung zu Rathe gezogen; die Hirten auf den Feldern und die Bürger Babylons auf ihren platten Dächern genossen beiderseits die kühlen und sternflimmernden Stunden, indem sie die Bewegungen der Himmelskörper studierten, und in der assyrischen Hauptstadt gab es schon eine astronomische Sternwarte, als die Griechen noch den Unterschied zwischen einem Fixstern und einem Planeten nicht kannten.

Das, von Belus, dem Nimrod der heiligen Schrift, gegründete Babylon, beschreibt Herodot als eine wundersam alte Hauptstadt. Sie lag am Euphrat, welcher Fluß, beim Schmelzen des Schnees auf den armenischen Bergen, wo er seinen Ursprung hat, zu gewissen Zeiten aus seinen Ufern tritt und, so wie der Nil, sie fruchtbar macht. Dort war

es, wahrscheinlich eher als in Aegypten, wo die menschliche Industrie in der Behandlung des Bodens und der Gewässer geübt ward. Längs des Euphrats gab es Pumpen, Wasserräder, Deiche und Schleusen. Wasserbehälter in der Größe von Landseen enthielten die Mittel zu einer regelmäßigen Bewässerung, und Canäle, die ganz Mesopotamien in der Queere bis zum Tigris durchschnitten, waren mit Brücken versehen und trugen Lastschiffe, die längs Dattelbäumen hinglitten, womit ihre Ufer eingefaßt waren. Weiden und Kornfelder, deren riesige Fruchtbarkeit das Auge eines griechischen Reisenden in Erstaunen setzte, breiteten sich aus in unübersehbarer Ferne. Aus der großen Fläche leuchtete Babylon hervor mit seinen hundert Thoren von massivem Erze; mit dem Thurm in der Mitte, dessen Wendeltreppen sich zur Höhe eines Stadiums hinaufwanden, und mit ihren 300 Fuß hohen Mauern, die oben auf breit genug waren, daß Wagen darauf fahren konnten, und die ein Viereck bildeten von 15 (englischen) Meilen die Seite.

Demnach kann die Bevölkerung von Babylon nicht so gedrängt gewesen seyn, als die der Städte unserer Zeit, und es läßt sich vermuthen, daß es außer seinen Straßen, Marktplätzen und weltberühmten Hängegärten auch noch viele Luftwälder von Apricosen- und Feigenbäumen, und Gärten mit der glühenden hochrothen Blüthe des Granatapfels gehabt hat.

Während die Ueberlieferungen von den babylonischen Sitten und Handel uns ergötzen, indem sie uns einen Blick in den Luxus einer uralten Zeit thun lassen, mahnen sie uns andrerseits schmerzlich an die Vergänglichkeit der irdischen Größe, wenn wir bedenken, daß an jenen Stätten nun Reiher in Wassersümpfen hausen.

Die Babylonier behingen ihre Häuser mit den kostbarsten Tapeten und gingen auf Teppichen von den reichsten Farben. Sie verfertigten und versandten kostbare Tücher, merkwürdig geschnittene Ringe und Siegel, und waren sehr berühmt wegen der Bereitung von wohlriechenden Wassern. Ihre Weine erhielten sie aus Armenien, und Gold, Perlen und Cochenille nebst dem Weihrauch zu ihren prachtvollen Festen waren die Einfuhr-Artikel eines Handels, der sich von Arabien bis nach Tibet erstreckte und nur dem von Phönizien nachstand. Aus der Größe ihrer gegossenen Götzen ergiebt sich, daß sie große Gießereien müssen gehabt haben, und nach den Bildern auf ihren glasurten Ziegeln sind sie als die Schöpfer der Email-Malerei anzusehen. Weder in ihren Ruinen, noch in ihren Ueberlieferungen ist etwas, das uns vermuthen ließe, sie hätten irgend eine Ahnung von dem griechischen Geschmacke in der nachbildenden Kunst gehabt; wenn wir aber sehen, daß Alexander der Große dem Aristoteles ihre Tafeln von Beobachtungen der Himmelskörper, die länger als 1900 Jahren vor ihm begonnen worden, zusendet, so wird durch das Alterthum ihres Wissens selbst unsre Verwunderung von dem Welteroberer abgelenkt.

Aegypten mit seinen wundersamen alten Denkmälern ist in mehreren Beziehungen ein Gegenstand der Neugierde in der Geschichte des Menschen, der nicht seines Gleichen hat, und neuere Entdeckungen haben es ganz besonders interessant für unsre Zeit gemacht. Der Scharfsinn eines englischen Scholaren, dem es zuerst gelang, ein Alphabet aus den ägyptischen Hieroglyphen herauszufinden, hat einen neuen Zeitabschnitt in der Archäologie geschaffen und bereits andre bewogen, eine Entdeckungsbahn zu betreten, die vielleicht zu einer völligen Deutung der geheiligten Bilderwerke führt. Die Griechen und Römer haben uns so aufs Gerathewohl hin die Sage hinterlassen, sie enthielten Naturgeheimnisse und sublime philosophische Entdeckungen, die die Priester vor den Laien ängstlich zu verheimlichen gesucht und den Schlüssel der Erklärung so lange verborgen gehalten hätten, daß er ihnen am Ende selbst verloren gegangen sey. Nach allem aber, was man bis jetzt von jenen Inschriften erforscht hat, scheinen sie sich auf keine Wissenschaft zu beziehen, sondern bloß Gelübde und Grabschriften zu seyn; und für den Wunsch der Priester, die Deutung der Hieroglyphen zu verhehlen, spricht das nicht, daß man eine griechische Uebersetzung neben den Hieroglyphen-Charakteren auf dem Rosetter Stein gefunden hat. Die Alten haben uns einige allgemeine Wahrheiten hinsichtlich der verschiedenen Schreibart der Aegypter (der volksthümlichen und der geheiligten) hinterlassen; und der Kirchenvater Clemens Alexandrinus spricht von einem dreifachen Unterschiede in der ägyptischen Schreibekunst, was auch mit den neueren Entdeckungen zusammentrifft. Des Dr. Warburtons durchdringender Verstand ist durch Vergleichung der alten Autoritäten der Wahrheit auf den Grund gekommen, daß die Hieroglyphen nicht bloß für heilige Zwecke bestimmt, sondern eine wirkliche Schriftsprache waren, die auch für Dinge des gewöhnlichen Lebens angewandt werden konnte. Doch ist dieser Wink nicht gleich zu ferneren Folgerungen benutzt worden und das Publicum noch lange in dem Traum geblieben, die Hieroglyphen könnten nichts anders als Symbole enthalten.

Die Ankunft des Rosetter Steines mit seiner griechischen Uebersetzung der ägyptischen Charaktere von zweierlei Art auf demselben Monumente veranlaßte zuerst die Bemerkungen der Hrn. Sylv. de Sacy und Akerblad, und diese waren sicher nicht nutzlos für den Dr. Young; inzwischen kann man sagen, daß, ehe unser großer Landsmann seine Arbeiten begonnen, wenig mehr als nichts im Wege der Entdeckung gemacht worden ist. Seine speciellen Entdeckungen, so wie die des Champollion und anderer, die seiner Bahn gefolgt sind, gehören nicht hieher, ich will deshalb nur von dem allgemeinen Ergebniß sprechen, nämlich, daß die ägyptische Schrift in allen ihren Zweigen mehr oder minder alphabetisch war. Die hieroglyphische oder geheiligteste, enthielt mehr alphabetische Buchstaben als Figuren, die den zu bezeichnenden Gegenstand im wirklichen Bilde darstellten, oder als Symbole, die denselben weniger klar ausdrückten; die zweite Gattung, die priesterliche, eine Art abgekürzter hieroglyphischer Schrift, vertrat öfterer die alphabetischen Zeichen, sowohl die von Bilderfiguren als von Symbolen; die dritte aber, die volksthümliche, schloß die bildlichen Zeichen fast gänzlich aus, obgleich sie Symbole beibehielt und von der priesterlichen herstammte. Diese letztere, oder gewöhnliche, fast alphabetische Schreibart ist schon im hohen Alterthum und seit vielen Menschenaltern in Aegypten im Gebrauch gewesen. Dennoch sehen wir, wie ein Volk in solch langem Zeitverlaufe, wo es sich leicht ganz frei von den bildlichen Figuren und Symbolen hätte machen können, nahe am Ziele damit einhält. Die Priester beschuldigen, sie hätten vorsätzlich die Fortschritte der bildlichen Kunst gehemmt, dürfte unbillig seyn; übrigens hat es wohl seine Richtigkeit damit, daß die priesterliche Regierung in diesem wie in allen andern Dingen, ihrer Natur nach, die Ausbildung nur bis zu einem gewissen Punkte förderte und es dann für immer dabei bewenden ließ.

Der Scepticismus der Gelehrten, die Aegypten ein hohes Alterthum in der Gesittigung streitig machen wollen, mag wohl zu weit gegangen seyn; indessen scheint die Hypothese, als sey es der Urquell alles menschlichen Wissens, nicht minder unwahrscheinlich zu seyn. Der gelehrte Heeren hat sehr triftige Gründe für die Vermuthung vorgebracht, daß seine Priester ursprünglich eine äthiopische Colonie bildeten; und mehr als ein forschungsverständiger und umsichtiger Reisender hat aus jenen Gegenden die Ueberzeugung mitgebracht, daß ihre Alterthümer es bekunden, daß die ägyptische Religion sich Nilabwärts verbreitet hat. Aegyptens Astronomie ist unbezweifelt alt; aber die ältesten Finsternisse, deren Hipparchus und Ptolomäus gedenken, sind in Babylon wahrgenommen, und der erstgenannte Astronom erwähnt nicht einer einzigen Finsterniß, die in Aegypten aufgezeichnet worden.

Die Eintheilung von Kasten, sowohl bei den Priestern als beim Volke, wonach deren Beruf erblich blieb, war aller Ausbildung, selbst der mechanischsten nachtheilig. Zu der Kaste der Priesterschaft gehörten gleichzeitig die Rechtsgelehrten, die Astrologen und die Aerzte. Die letzteren hatten wieder ihre Unterabtheilungen, so daß diejenigen, die sich mit der Kur des einen Körpertheils befaßten, die eines andern desselben nicht übernehmen durften; und wenn sie etwas andres, als die abergläubischen Recepte ihres alten Statutenbuches verschrieben, so mußten sie eher auf den eignen Tod als auf den ihrer Patienten bedacht seyn. Als Priester waren sie indessen reich, unabhängig von Honorar, folglich unbekümmert um die Praxis: und nur dies macht es erklärlich, wie die Aegypter, trotz ihrer medicinischen Facultät in der Regel ein hohes Alter erreichten, wenn wir nicht etwa auch das mit in Betracht zu ziehen haben, daß ihre Priester, im Contraste mit den Mönchen des Christenthums, dem Volke ein heilsames Beispiel von persönlicher Reinlichkeit gaben.

Es ist wohl außer Zweifel, daß ihre Künste, ihr Geschmack und ihre Vorstellungen das Gepräge der kalten Förmlichkeit ihrer Institutionen bekamen. Ihre Tempel wiederhallten nicht von dem Klange der Instrumente, und ihre Opfer wurden schweigend verrichtet. Doch ist es unglaublich, daß Musik und Dichtkunst bei ihnen verpönt gewesen seyn sollten, wie Dio Chrysostomos es behauptet. Sie hatten Flöten und Leiern; und daß ein Volk, das Instrumente besaß, dennoch keine Instrumental- und Gesangweise gehabt haben sollte, ist doch gar nicht denkbar, daher auch der Gesang bei ihnen, dessen Herodot gedenkt, unmöglich der alleinige gewesen seyn kann.

Im Ganzen genommen ist die Erinnerung an Aegypten, so sehr sie auch jener von Griechenland hinsichtlich der belebenden Theilnahme nachsteht, doch ehrwürdig wegen des Alterthums seiner Kenntnisse (sie mögen mit der assyrischen gewetteifert haben oder nicht) und der Betreibung friedlicher Künste. Gleichviel, wie es um seine positiven Erfindungen stehen mag, ist es der große Erhalter der menschlichen Kenntnisse vor den blühenden Zeitaltern der Griechen, und das Hauptglied in der Kette geistiger Gemeinschaft zwischen Asien und Europa gewesen. So mangelhaft auch die Bildnerei der Aegypter in Betreff menschlicher Gestalten gewesen seyn mag, so hat doch Winkelmann Thierfiguren von ihnen gesehen, deren Ausführung selbst elegant zu nennen war. Aber die Reliquien dieses Wunderlandes müssen nach der Kühnheit ihrer Ausführung, nicht nach ihrer Schönheit beurtheilt werden; und der Eindruck, den es durch das Wilde seiner Kunst, durch seine an den Zugängen lagernden Sphynxen, durch seine colossale Architektur, und durch seine steinernen Riesen auf den Reisenden macht, ergreift selbst „in der Beschreibung die Einbildungskraft."

— „Die Literatur der Hebräer hat einen großen Einfluß auf die Poesie und die Einbildungskraft der neueren Zeit gehabt; doch ist nirgends ein Beweis vorhanden, daß ein Gleiches hinsichtlich Griechenlands der Fall gewesen sey. Die besagte Literatur war rein religiös und sie ließ sich nie herab, in andern Dingen eine menschliche Kunst seyn zu wollen. Wahr ist es, daß die Juden einmal mit der Schule von Alexandrien in Verbindung traten, und daß die jungen Priester von Jerusalem, zu großem Aergerniß der älteren Doctoren, eine leidenschaftliche Bewunderung für das griechische Theater an den Tag legten. Aber das war zu den Zeiten der Ptolomäer, wo selbst in Jerusalem Griechisch gesprochen wurde.

Die Phönizier waren im Seewesen im hohen Alterthum so berühmt, daß die Semiramis, wie wir hören, durch sie ihre Flotte bauen ließ. Unser Interesse an ihrer Geschichte leidet einigen Abbruch, wenn wir lesen, daß bei ihnen ein barbarischer Aberglaube herrschte, und daß sie sich einzeln mit dem Menschenhandel befaßten; doch müssen wir, deren Ahnen Hexen verbrannten und deren Väter den afrikanischen Sclavenhandel auf uns vererbten, schon eine barmherzige Nachsicht üben, selbst gegen die Sünden Canaan's.

Die Phönizier haben das Glasmachen erfunden, Arithmetik getrieben, und sich auf die Kunst, aus Metall verschiedenes Geräth und Zierrathen anzufertigen, verstanden. Sie waren die Erfinder der schönsten Purpurfarben, und Handel trieben sie durch die ganze Welt, so weit sie damals bekannt war, selbst nach Gegenden, wohin nur sie den Weg wußten. War nun aber das Gebiet, das einen so umfassenden Verkehr hatte, etwa sehr ausgedehnt und fruchtbar? Nein, es war nur eine schmale, hügeligte Küstenstrecke, die wenig mehr als das Holz zum Bau der Schiffe lieferte, von circa 100 Meilen Länge und 14 Meilen Breite. Die Eingebornen, ursprünglich Bewohner von Höhlen, sind wahrscheinlich zuerst vom Hunger getrieben worden, sich der Fischerei halber auf die Tiefen zu wagen; und als sie allmählig kühne und geschickte Seeleute geworden, da haben sie das Land aus dem Gesichte verloren und sich in ihrem Laufe von den Sternen leiten lassen. Sie entdeckten fremde Länder, und führten diesen zuerst die Erzeugnisse ihrer reicheren Nachbarn, nachher aber auch die ihrer eignen mechanischen Künste zu. Allmählig verbreiteten sich die Schwärme ihrer Tauschhandel und Manufactur treibenden Bevölkerung von einem Flecke zum andern, bis sie die ganze Strecke ihrer Küste bedeckten. Sidon war die Mutterstadt, die Erstgeborne Canaan's. Aus ihr entsprang Tyrus, das die Königin des phönizischen Bundes ward, so wie Tripolis und Byblus, Berytus und Sarepta, Orthosia und andre Städte, „deren Kaufleute Fürsten sind, und ihre Krämer die Herrlichsten im Lande." Dahin brachten die phönizischen Flotten das Silber aus Tartessus in Spanien, den Bernstein aus der Ostsee, das Zinn aus Britannien mit sich heim. Mehr als 200 Jahre vor de Gama hatten ihre Seeleute Afrika umschifft.

Gerade die Schriften, die Tyrus Fall vorhersagten, geben uns einen glänzenden Begriff von seinem Ruhm. Ezechiels Genius erglüht, wenn er den Scharfsinn seiner Lootsen, den Pomp und die Schönheit seines Heeres beschreibt: „Die aus Persien, Lydien und Libyen waren dein Kriegsvolk, die ihren Schild und Helm in dir aufhingen, und dich so schön gemacht haben." Darnach scheint es, daß die Tyrier ihre Festen mit den Söldnern der kriegerischsten Nationen besetzten. Dreizehn Jahre lang widerstanden diese Festen dem Nebuchadnezer, und nachdem er sie der Erde gleich gemacht, hätte das verpflanzte insularische Tyrus mit seinen neuen Festungswerken der Laufbahn Alexanders selbst beinah ein Ziel gesetzt.

Aber nicht bloß unsre Vorstellung von dem üppigen Handel Phöniziens, noch „von seinen Segeln von gestickter Seide aus Aegypten", noch von dem arabischen Weihrauch und dem afrikanischen Golde, die es einsammelte, noch von den Nationen nah und fern, die seine Factoren waren, noch von den Arabern und Medoniten, die seine Karavanen durch Wüsten, gefährlicher als das Weltmeer, führten, noch daß seine Wimpel an jeglichem Ufer, von den brittischen Inseln bis nach Ceylon hin, flatterten, ist es allein, was sein Andenken für uns interessant macht. Die Phönizier scheinen das erste Volk in der Welt gewesen zu seyn, das die natürliche Connexion zwischen Frieden, Freiheit und Handel durch sein Beispiel bewiesen hat. Ihre abgesonderten Staaten hatten erbliche Könige, die jedoch in ihrer Autorität durch Bürgerrechte, die sie anerkennen mußten, beschränkt waren. Ueberdem bildeten ihre, obwohl oft in Mißhelligkeit befangenen, Staaten im Allgemeinen eine große Bundesregierung, an deren Spitze Tyrus stand, das ihre Deputirten und die Contingente für die allgemeine Vertheidigung empfing, und so den Sitz einer repräsentativen Verfassung zu einer Zeit bildete,

wo die gesammte übrige Welt nur nach tyrannischer Willkühr regiert ward. Und wenn sich auch Beispiele vorfinden, daß sie von ihrer Seemacht Mißbrauch gemacht haben, so ergiebt sichs doch überzeugend, daß ihre Hauptpolitik nicht auf Eroberungen beruhete, sondern gewerbfleißig und friedlich war. Sie eröffneten die Minen von Spanien, hinterließen aber kein solches Andenken, wie die Spanier in späterer Zeit der Christenheit in Amerika; vielmehr bezeichnete der phönizische Herkules die Fortschritte seiner Triumphe durch Verbreitung von Ackerbau und nützlichen Künsten, durch die Anlage neuer Colonieen und durch die Förderung des Gewerbfleißes der Nationen, und dieses Volk war es, von dem die Griechen selbst ihr Alphabet erhielten."

— „So gab es geregelte Regierungen und blühende Nationen in der Welt zu einer Zeit, wo die Griechen muthmaaßlich noch von Eicheln lebten. In welches Dunkel sich auch die erste Geschichte der Griechen eingehüllet befindet, ist es doch außer aller Frage, daß ihre Hauptbevölkerung zu verschiedenen Zeiten aus Asien hergekommen ist. Die Pelasgier, die ersten Einwohner, die einen gemeinschaftlichen Namen führten, erkannten in den Völkern von Klein-Asien ihre Brüder. Durch Thrazien, oder über den Hellespont und den Archipelagus, folgte und drängte ein asiatischer Stamm den andern, bis die Hellenen Griechenland einen neuen Namen gaben und mit der Zeit sich wieder griechische Colonieen an den asiatischen Gestaden niederließen. Die phönizischen und ägyptischen Colonieen theilten ohne Zweifel der griechischen Race einiges afrikanisches Blut mit; *) doch geben ihre edlen Gestalten und ihre harmonische Sprache, die der ägyptischen und canaanschen Häßlichkeit und Rauhtönigkeit so unähnlich sind, den Beweis, daß die Mischung höchst unbedeutend gewesen seyn muß. Ihr Geschlecht stammte hauptsächlich aus Kleinasien ab; und der Feinheit ihrer physischen Organisation ist wohl ihr Geschmack und ihre Fähigkeit für moralische Cultur großentheils beizumessen.

Oertliche und andere Umstände haben sich ohne Zweifel vereint, um ihrem Genius das Gepräge der Originalität zu geben. Unter allen Ländern hat die Natur hauptsächlich Griechenland dazu befähigt, der Sitz einer volksthümlichen Ausbildung zu seyn, wo die Kenntnisse aus dem priesterlichen Monopol aufsprießen, die Kunst ihre Formalität abwerfen, ja der Aberglaube selbst majestätisch und reizend werden sollte. Seine Inseln und schlängelnden Gestade bezeichneten Griechenland als eine Heimath von Seeleuten. Die Mannigfaltigkeit seines Bodens und seiner Erzeugnisse forderten seine Stämme zum Austausch und zum Gewerbsfleiße auf. Seine Berge und Ströme, die unabhängige Staaten von einander schieden, begünstigten den Wetteifer und schlossen die Eintönigkeit des Nationalcharakters aus, während seine Landschaften gleichzeitig die Einbildungskraft aufregten, den Wiederhall der Musik verlängerten, und den Schönheiten der Baukunst einen zauberischen Effekt verliehen.

Daß die griechische Gesittigung ihren Ursprung im Süden, in Creta gehabt, läßt sich so ziemlich nachweisen, indem dieses, vermöge der Vortheile, die es als Insel und als eine Seemacht gehabt, schon früh eine geordnete Regierung hatte und das Urbild der spartanischen Institutionen war. Aber in einer ganz entgegen gesetzten Richtung, in N. O., nach Thrazien hin, finden wir den ersten Sitz der griechischen Musen. Ihr Olymp, ihr Helikon, ihr Parnaß und Pindus waren thessalische Gebirge. „Dort," sagt der gelehrte Heyne, „war der älteste Sitz der Religion, Philosophie, Musik und Dichtkunst Griechenlands." Dort wurden die Leyer und die Harfe erfunden. In Thessalien und Böotien giebt es nicht eine Quelle, nicht einen Bach, noch Hügel, den die Dichtkunst nicht unsterblich gemacht hätte. Aeskulap stammte aus Thessalien, Thampris und Orpheus aus Thrazien ab. *) Was uns betrifft, so ist freilich die Poesie des Orpheus gleich einer Musik, die wir im Traum gehört, und die Fabel der Griechen, daß die Nachtigallen dessen Grab besuchten, ist ein schöneres Compliment für sein Andenken, als alle Werke, die ihm je beigemessen worden. So fabelhaft verhüllet der Name Orpheus aber auch seyn mag, beweiset doch der Eindruck, den er in der Sage hinterlassen hat, es eben so klar, daß irgend ein großer vermenschlichender Geist aus Thrazien nach Griechenland gekommen seyn muß, als die menschliche Fußspur in der Wüste uns ein Zeichen seyn würde, daß schon Menschen da gewesen. (Der Beschluß folgt.)

*) Man hält allgemein dafür, daß die Phönizier afrikanischen Ursprungs gewesen.

*) Diese Ueberlieferungen von den Fortschritten der Civilisation Griechenlands von N. O. nach S. W. stehen in keinem Widerspruch mit der Hypothese, daß sowohl Griechenlands Bevölkerung als Ausbildung hauptsächlich asiatischen Ursprungs gewesen, indem Thrazien der, Asien zunächst liegende Theil von Europa ist.

Capitain Parry und die Nordpol-Expedition.

Die Times vom 1. August d. J. enthalten folgende interessante Auszüge aus einem Privatschreiben, datirt aus Alten (Distrikt Altengaard) im nördlichen Norwegen:

„Capitain Parry brauchte nur vierzehn Tage zu seiner Reise von London nach Hammerfest, und wir fanden viel Gefallen an ihm und seinen Offizieren: sie haben indessen, nach der Meinung der Hammerfester, nur wenig Aussicht, das Unternehmen auszuführen, das sie im Auge haben. Hätten sie uns um Rath gefragt und hier den vorigen Winter zugebracht, so möchten sie mit bessern Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg vorwärts geschaut haben; zumal, da sie in diesem Falle die Rennthiere zu ihrem besondern Zweck würden haben abrichten können, die ihnen nun nur von wenigem Nutzen seyn werden. Capitain Parry setzt kein besonderes Vertrauen auf ihre Nützlichkeit, ausgenommen daß er glaubt, daß sie der Mannschaft helfen und ihr zur Nahrung dienen möchten, wenn sie geschlachtet werden."

„Da die Expedition sich zu Hammerfest gegen acht Tage aufhalten mußte, so wurden wir dadurch in den Stand gesetzt, sie mit Schneeschuhen, wie sie hier zu Lande gebräuchlich sind, zu versehen, ohne welche sie, wie ich vermuthe, wohl nicht über ein paar Tage würden haben vorwärts dringen können. Capitain Parry sah alsogleich ihren Vorzug vor denen, die er mitgebracht, und die amerikanische waren, ein. Indem ich so zuversichtlich spreche, nehme ich an, daß der Schnee und das Eis, den ersten Monat oder die ersten sechs Wochen des Sommers in demselben Zustand seyn müssen, in welchem sie jetzt auf den Bergen hier sind."

„Nebenher wollen wir bemerken, daß wir in einem der schwedischen Tageblätter einen Auszug aus einem Ihrer Reviews gelesen, wornach Capt. Parry von Spitzbergen einige Hunde oder Rennthiere zum Ziehen seiner Boote mitnehmen sollte, da sich beide Arten von Thieren leicht mit Fischen ernähren ließen. Nun werden hier zu Lande alle Thiere mit Fischen gefüttert, nur nicht das Rennthier. Es sind Rennthiere genug auf Spitzbergen, aber wie sich versteht, im Naturzustande, da keine Einwohner da sind, und ich möchte wohl wissen, wie es diesem wohl unterrichteten Kritikus auf einem Schlitten gefallen würde, von halbgezähmten Rennthieren 48 Stunden lang gezogen, und nichts, sie zu ernähren,

als Hundefleisch von Spitzbergen, einer Insel, worauf seit der Schöpfung noch kein Hund existirt hat. Es ist leicht für diese Herren, sich hinzusetzen und sehr angenehme Theorien, ohne ein Sonnenstäubchen practischer Kenntniß, niederzuschreiben; und ich will nur hoffen, daß die Furcht vor ihrem Scharfsinne Capt. Parry nicht bewegen möge, sich auf ihr höheres Urtheil in irgend einem andern Theile der Unternehmung zu verlassen und so das kostbare Leben so Vieler, das ihm anvertrauet worden, bloßzustellen."

Belzoni.

(Beschluß. M. vergl. No. 208 und 209 d. Bl.)

„Nach diesen großen Unternehmungen war es fast nur ein Spiel für ihn, längs dem Nil einen Obelisk von der Insel Philä herabzuschiffen; aber was seine Kühnheit charakterisirt, ist, daß er das Fahrzeug, welches dieses interessante Monument trug, (das jetzt in einer königlichen Anstalt zu London aufgestellt ist,) über die Katarakten des Flusses zu bringen wagte. Im Vorübergehen will ich hier eines Deckels von einem Sarkophag erwähnen, den er mit vieler Mühe aus einer königlichen Gruft von Theben fortbrachte, und der, ein Denkmal für sich, obgleich nur ein Theil eines bedeutenden Monuments ist, das, wie man versichert, jetzt zu der Sammlung des Herrn Salt gehört, die der König von Frankreich für das Museum des Louvre gekauft hat. Der Deckel, der nach England gekommen ist und womit Belzoni dem Museum von Cambridge ein Geschenk gemacht hat, ist ein ungeheurer Stein von rothem Granit, zehen Fuß lang und fünf Fuß breit, worauf die königliche Person eingehauen ist, deren Mumie in dem Sarkophage lag."

„Ein französischer Reisender, Herr Cailliaud, hatte eine Reise nach den alten Bergwerken von Schmaragden gemacht, die auf dem Wege zwischen dem Nil und dem rothen Meere liegen; er hatte dem Pascha Proben von kostbaren Steinen, die er gefunden, vorgelegt. Belzoni, dem Interesse der Engländer ergeben, scheint darüber einige Eifersucht empfunden zu haben: er spricht immer etwas übelwollend von Herrn Cailliaud, der seinerseits so weise gewesen ist, in seiner Reisebeschreibung, die später als die von Belzoni erschien, nicht gleiches mit gleichem zu vergelten. Er unternahm dieselbe Reise und ging noch weiter, indem er die Küste des rothen Meeres bis zu den Ruinen der alten Stadt, die, nach ihm, das vormalige Berenice ist, untersuchte. Diese Wanderung in der Wüste, die das rothe Meer vom Nil trennt, und die so wenig bekannt ist, hat viel Reiz. Uebrigens ist es dem Reisenden nicht gelungen, mehr Licht als Cailliaud über das Land der Minen zu verbreiten; in dieser Hinsicht giebt der französische Reisende bei weitem mehr Details. Es ist auch zu bedauern, daß es Belzoni an Instrumenten oder an Kenntniß gefehlt hat, um die geographische Lage der unbekannten Orte, die er auf dieser Excursion besucht hat, mit Genauigkeit zu bestimmen. Er hätte eine sehr interessante Karte davon entwerfen können."

„Eine andere Reise hat er nach Fatum und nach einer Oasis gemacht, die seitdem auch von Cailliaud und von dem preußischen General Minutoli besucht und beschrieben worden ist. Belzoni sah auf dieser Wanderung den See Möris, das Meer ohne Wasser; er glaubte selbst (freilich ein wenig leicht) unter einem Hügel die Gebeine von Cambyses Heer zu erkennen, das in der Wüste umkam; endlich bildete er sich ein, die berühmte Oasis erreicht zu haben, in welcher der Tempel des Jupiter Ammon gestanden; diese Ehre ist ihm indessen nicht zu Theil geworden, ob er gleich kein Bedenken getragen hat, sie sich auf dem Titel seines Werkes zuzuschreiben. Man hat ihm hinlänglich bewiesen, daß er nur bis zu der kleinen Oasis gelangt, die wegen ihrer Datteln bekannt ist; aber er ist wenigstens der erste Europäer, der diese Gegend, wo man sich nicht erinnerte, jemals einen einzigen gesehen zu haben, gut beschrieben hat. Bei seinen letzten Reisen hatte er Gelegenheit, mit arabischen Stämmen zu leben, und interessante Züge von den Sitten und der Lebensweise dieser Nomaden zu sammeln."

„Während seiner Untersuchungen und Nachgrabungen in Aegypten war Belzoni verschiedenemale mit den Agenten und Schützlingen des französischen Consuls Drovetti zusammengetroffen: es waren gleichsam zwei feindliche Parteien oder mindestens Nebenbuhler, von denen jeder mit Eifersucht seine Eroberungen, sein Terrain, seine Gräber und seine Tempel vertheidigte. Belzoni, gewohnt, sich von den Arabern Gehorsam zu verschaffen und sich durch seine riesenhafte Gestalt Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zu erzwingen, zeigte für seine Concurrenten eben nicht viel Rücksicht. Er verjagte sie ohne Schonung von seinem Gebiet, und vielleicht vergalten sie ihm gleiches mit gleichem bei Gelegenheit: daraus entsprangen Zänkereien und Intriguen, die die beiden Consuln in nicht geringe Verlegenheit setzten, und den Einwohnern Aegyptens nicht eben viel Achtung für die Europäer, wenigstens für diejenigen einflößten, die, unter dem Schutze der Consuln, mit so vieler Begierde die Ruinen durchwühlten. Belzoni verbreitet sich in seinem Reiseberichte weitläuftig über diese elenden Zänkereien, welche die Kleinlichkeit der Abentheurer, die ihr Glück im Orient suchen, in ein nur allzuklares Licht setzen. Er versichert, daß zwei Piemonteser, in Drovetti's Diensten, ihn ermorden wollten, und daß er, da er von den Consuln keine Gerechtigkeit erlangen konnte, sich entschloß, Aegypten zu verlassen und nach Europa zurückzukehren. Demzufolge schiffte er sich im September 1819 ein und begab sich zunächst in sein Vaterland, von wo er zwanzig Jahre lang abwesend gewesen war."

„Nun war es nicht der Reliquienhändler, noch der wandernde Physiker mehr, der vor seinen Mitbürgern erschien: Belzoni, dem der Ruf seiner Entdeckungen vorausging, welche die Journale aller europäischen Länder verkündigt hatten, kehrte jetzt als berühmter Reisender und Alterthumsforscher nach Padua zurück. Er war nun in der Lage, seiner Vaterstadt ein Geschenk machen zu können, das die Früchte seiner Untersuchungen in Aegypten bezeugte: dies waren zwei Statuen von Granit mit Löwenköpfen. Die Stadt hat sie im Justiz-Pallast aufstellen lassen; und um einen Bürger zu ehren und zu belohnen, der sich durch seine Reisen so berühmt gemacht hatte, ließ sie eine Medaille mit seinem Namen und der Erwähnung seines Geschenkes schlagen. Der Podesta von Padua sendete Belzoni ein Exemplar davon in Golde, begleitet von einem Briefe, der die Dankbarkeit der Paduaner für sein glorreiches Andenken ausspricht. Wie es scheint konnte die Stadt nicht mehr für ihn thun und Padua war für Belzoni's thätigen und unternehmenden Geist kein hinlänglich weitumfassender Schauplatz. Er kehrte mit seiner Frau nach England zurück, wo er auf nachdrücklichere Unterstützung und allgemeinere Theilnahme rechnen konnte."

„Die englischen Tagesblätter hatten das Publicum fortlaufend von seinen Entdeckungen unterrichtet; Belzoni selbst hatte, während seines Aufenthalts in Aegypten, mehrere Noten nach England geschickt. Die öffentliche Neugierde wurde durch die Meldung der Sendung von Monumenten, die bald nach seiner Ankunft eintreffen sollten, und durch die Gegenwart des Riesen selbst, der so große Dinge, unter dem Schutze des General-Consuls von Großbritannien ausgeführt hatte, lebhaft geweckt. Der Nationalstolz fühlte sich durch die archäologische Ausbeute eines Ausländers geschmeichelt, der sich ganz Englands Dienste geweiht

und sein Leben gegen die Agenten einer nebenbuhlerischen Macht gewagt hatte. Er wurde aufgenommen, als hätte er England von jeher angehört; mit Ungeduld erwartete man die Erscheinung seines Reiseberichts und die Erklärung seiner Monumente."

„Belzoni fertigte schnell die Beschreibung seiner Reisen und seiner Entdeckungen; sie erschien, Ende des Jahres 1820, in einem Quartbande, begleitet von einem Atlas lithographirter Karten und Kupfertafeln, die die vorzüglichsten Gegenden, Oertlichkeiten und Monumente darstellen. Sobald der Druck beendigt war, kam er nach Paris, wie ich bereits im Anfange dieses Artikels gesagt, um zugleich mit dem englischen Original eine französische Uebersetzung zu veranstalten. Ich machte diese Uebersetzung ungefähr im Verlauf von zwei Monaten; so wie die einzelnen Bogen aus der Presse kamen, wurden sie Belzoni mitgetheilt; ich fügte einige Noten und Erklärungen hinzu, die theilweise aus den Werken anderer Reisenden, besonders aus dem des gelehrten Burkhardt, das eben erschienen, gezogen waren. Ich kürzte den Reisebericht der Madame Belzoni ab, der sich am Ende der Reisebeschreibung ihres Mannes befindet, und der im Original viele unbedeutende Dinge enthält. Verschweigen darf ich nicht, daß meine Arbeit von Seiten Belzoni's eine, in sehr lebhaftem und bisweilen trotzigem Tone abgefaßte Correspondenz veranlaßten. Auf den Rath verständiger Personen hatte ich die Ausfälle des Verfassers gegen die Franzosen, mit welchen er in Aegypten zu thun gehabt hatte, stehen lassen; aber zuweilen hatte ich den etwas zu rohen Ausdruck gemäßigt und die öftern Wiederholungen dieser Invectiven, die des Lesers Kenntnisse nicht erweitern, sondern ihn nur ermüden konnten, vermieden. Belzoni, wahrscheinlich seit seinen Zwistigkeiten in Aegypten mißtrauisch geworden, glaubte in diesen Modificationen, so wie in denen von mir hinzugefügten erklärenden Anmerkungen, die Absicht zu erkennen, seinem Ruhme zu schaden und sein Verdienst in den Augen der Franzosen zu verkleinern. In der Folge besänftigte er sich jedoch und schickte selbst die Bogen von meiner Uebersetzung nach Italien, damit die italienische Uebersetzung damit übereinstimme: die Herausgeber der letztern, die Gebrüder Sonzogno zu Mailand, setzen in der Vorrede die Gründe auseinander, warum sie, für ihre Arbeit, die französische Uebersetzung dem Original vorgezogen haben."

„Belzoni's Werk hatte in England allen den Erfolg, den eine einfache und treue Darstellung der Entdeckungen und der Abentheuer des Verfassers in einem, an Denkmälern und Erinnerungen so reichen Lande nur immer verdient. Sein Buch erlebte drei Ausgaben und alle Journale gaben weitläuftige Auszüge davon. In Frankreich war der Erfolg nicht so ausgezeichnet und dies sehr natürlich: die archäologischen Untersuchungen erregen da nicht so großes Interesse und es gehörte ziemliche Zeit dazu, bis die Pariser begriffen, daß Aegypten voll merkwürdiger Gegenstände sey. Als Belzoni's Werk erschien, war man noch nicht so ganz davon überzeugt. Dieses Buch erhob überdies die Engländer auf Kosten der französischen Agenten, eine Parteilichkeit, die die National-Eigenliebe verwundete und dem Verfasser in der That die Neigung Frankreichs nicht zuwenden konnte. Wenn endlich eine Reisebeschreibung hier allgemeinen Beifall gewinnen soll, so muß Kunst und besonders Einbildungskraft fühlbar seyn und dem Verfasser zu statten kommen; Belzoni aber begnügt sich, einfach und ohne gesuchte Worte und Bilder das, was er gesehen und gethan, zu erzählen. In Frankreich ist man geneigt, dem Reisenden eine kleine Abweichung von der Wahrheit zu verzeihen, wenn seine Beschreibung nur anzieht; bei Belzoni geht das Interesse aus der Natur der Dinge und den Ereignissen selbst hervor; die Form kann man fast vernachlässigt nennen. Es ist ein Werk voll unterrichtender Einzelnheiten und wenn der Verfasser mehr Kenntnisse und Gelehrsamkeit besessen und dem Publicum die Geschichte seiner Zänkereien erlassen hätte, so wäre sicher seine Reisebeschreibung eine der interessantesten geworden, die wir besitzen. Es ist zu bedauern, daß er nicht besser zeichnen konnte — sein Atlas würde dann sehr gewonnen haben; und wenn er die Architektur besser gekannt hätte, so würden seine Monumente correcter dargestellt seyn; aber es ist selten, daß die Reisenden diese Eigenschaften besitzen."

„So wie sein Werk beendigt war, eilte Belzoni, in London eine öffentliche Ausstellung der Monumente zu veranstalten, die er für seine eigne Rechnung mitgebracht, besonders der Bas-Reliefs, die er nach den Originalen des königlichen Grabes von Beban-el-Maluck abgeformt hatte; er ordnete sie sehr sinnreich in unterirdischen, blos durch Lampen erleuchteten Sälen, eine Ausstellung, die er, wie ich bereits erwähnt, nachher zu Paris wiederholte, nachdem sich London an diesem neuen Schauspiel gesättigt hatte."

„Die Lust zu reisen war bei ihm, nach dieser so ruhmvollen als beschwerlichen Expedition, nichts weniger als erloschen; er suchte eine neue Laufbahn, wünschte neue Gefahren um sich auszuzeichnen; er rechnete auf die Unterstützung der Engländer und auf ihren unternehmenden Geist. Aber es scheint, daß, in der Ungeduld der Erwartung, er auch bei andern Regierungen den Versuch machte, einen Auftrag für die unbekannten Länder Asiens und Afrikas zu erhalten. Er kam nach Paris, um sein Werk dem König von Frankreich vorzulegen; er begab sich nach Rußland: ich weiß nicht, welche Vorschläge er dort machte, aber gewiß ist, daß keine Uebereinkunft mit ihm abgeschlossen wurde. Während dieser Reise machte man ihm wahrscheinlich Anerbietungen von Seite Englands, denn er kam in aller Eil über Stockholm und Copenhagen zurück. Ein dänischer Schriftsteller, Namens Feldborg, hat einige Details über Belzonis Aufenthalt in letzterer Stadt gegeben. Er erzählt unter andern, daß Belzoni dem dänischen Schauspiel beiwohnte, wovon er nichts verstand; man fragte ihn, welches Vergnügen er darin finden könne? „In allen Ländern, die ich durchreise," antwortete Belzoni, „bin „ich gern, wo sich viel Volk versammelt, und es ist selten, daß ich nicht „eine Idee vom Nationalcharakter mit wegnehme." In den öffentlichen Anstalten von Copenhagen, die unser Reisender, obwohl nur eilig, besuchte, bezeugte man ihm große Aufmerksamkeit, und er konnte deutlich wahrnehmen, daß der Ruf seine Unternehmungen und Entdeckungen auch an den Ufern des baltischen Meeres verkündet habe."

„Nach seiner Rückkehr nach England schloß er definitiv für eine neue Expedition ab, die viel gewagter als die erste war, und die seinen Namen noch weit berühmter gemacht haben würde, wäre sie vom Erfolg gekrönt worden. England, mit ehrenvoller Ausdauer den Plan verfolgend, dem Handel einen Weg ins Innere von Afrika zu bahnen, hatte schon 9 — 10 Reisende verloren, die sich mit einer Art Heldenmuth dieser für die Menschheit so wichtigen, für den Handel so nützlichen, für die Länderkunde so interessanten Unternehmung gewidmet hatten."

„Der beweinenswerthe Ausgang der afrikanischen Expeditionen entmuthigte weder die Regierung, noch die Compagnieen der Kaufleute, noch die Reisenden: diese boten sich dar und folgten einander fast ohne Unterbrechung; und die Fortschritte, die neuerlich die Herren Denham und Clapperton im Herzen von Afrika gemacht haben, lassen hoffen, daß England und Europa endlich die Früchte von so vielen Anstrengungen und so großen Opfern ärndten wird. Belzoni erbot sich oder wurde bewogen (im Jahre 1822), einen der gefahrvollen Versuche zu wagen, die zum Zwecke hatten, die civilisirte Welt mit den barbarischen Völkern in Verbindung zu bringen, die durch unermeßliche Sandwüsten und durch ein mörderisches Klima isolirt leben. Niemand schien zur Ausführung

dieses Auftrags geeigneter als Belzoni. Gesund, thätig, unternehmend, von einem Aeußern, das den Barbaren Achtung einflößen mußte, und, wie er bei seinen Nachforschungen in Aegypten bewiesen, mit ungewöhnlichem Scharfsinn begabt, war er überdem schon an Afrikas Klima gewöhnt: was fehlte ihm also zum Gelingen als etwa tiefere Gelehrsamkeit und besonders die Kenntniß der orientalischen Sprachen? Da es vor Allem darauf ankömmt, den verderblichen Wirkungen des Klima's zu widerstehen, so mußte man hoffen, daß die physischen Vortheile, die Belzoni zu statten kamen, ihn vor den Gefahren sichern würden, denen seine Vorgänger unterlegen hatten."

„Belzoni hatte einen weitumfassendern Plan als irgend ein Reisender vor ihm. Er sollte durch den Norden von Afrika bis nach Tombuctu vordringen, was noch keinem Europäer gelungen war. Auf diesem so lange gesuchten Punkte angelangt, sollte er nach Sennaar seine Richtung nehmen, von da sich nach dem obern Nubien wenden und nach Aegypten, dem Schauplatz seiner ersten Unternehmungen, so endlich wieder herabkommen."

„Die englische Regierung oder irgend eine Handelsgesellschaft übernahm wahrscheinlich, für die Kosten dieser großen Reise zu sorgen, die Belzoni aus seinen Mitteln allein nicht hätte bestreiten können, ungeachtet der Verkauf seines Werkes und die Ausstellung seiner Alterthümer seine Lage um Vieles verbessert hatten."

„Am Ende des Jahres 1822 kam er zur See in Gibraltar an, und schiffte sich daselbst unverzüglich weiter nach Tanger ein. Der Kaiser von Marocco, ohne Zweifel von seiner Ankunft benachrichtigt, ließ ihn einladen, nach Fez, seiner Residenz, zu kommen. Belzoni, dem der Turban wohl anstand, und dessen Aeußeres Achtung gebot, wurde vom Kaiser huldvoll aufgenommen und freundlicher noch von seinem ersten Minister, Sidi Benzezoul. Eine Karavane trat wenige Wochen darauf ihre Reise nach Tombuctu an und Belzoni erhielt die Erlaubniß, sich an sie anzuschließen. Er mußte sich nun am Ziel aller seiner Wünsche glauben. Unglücklicherweise erfuhr er ungefähr die nämlichen Widerwärtigkeiten, die ihn bewogen hatten, Aegypten zu verlassen. Den ganzen Zusammenhang der Sache kenne ich übrigens nicht. Er schrieb nach England, daß er das Opfer der Intriguen gewisser Agenten sey, die ihr Ansehen mißbrauchten, um einen vertheidigungslosen Fremden ihren Zorn fühlen zu lassen, der es unter seiner Würde halte, vor ihnen zu kriechen. Es scheint, daß der Aufenthalt zu Fez Belzoni sehr theuer zu stehen kam; er verlor fünf Monate und tausend Pfund Sterlinge mit Negociationen, Bitten und Ueberredungen, um den Kaiser und seine Minister zu gewinnen: alles aber war unnütz und nach Verlauf dieser Zeit sah er sich genöthigt, nach Gibraltar zurückzukehren. Dieser Unfall zwang ihn, seinen Reiseplan zu ändern: statt durch den Norden ins Innere von Afrika zu dringen, beschloß er auf der Küste von Guinea zu landen, und sich von da nach Tombuctu zu begeben und die noch unbekannten Quellen des Niger aufzusuchen. Zwar bot das mörderische Clima der Küste von Guinea mehr Gefahren und Hindernisse dar; aber diese Betrachtung hielt unsern Reisenden nicht auf, der schon zu weit gegangen war, um das Unternehmen aufgeben zu können oder zu wollen. Er reiste nach Madera und den canarischen Inseln ab und ließ sich nach Cap Coast-Castle bringen, eine englische Niederlassung, wo er sich zu seiner gefahrvollen Reise vorbereiten konnte. Er reiste im October 1823 nach der Mündung des Flusses von Benin ab. Ein englischer Kaufmann, Houtson, begleitete ihn nach Bobee, dann nach der Stadt Benin, wo er Belzoni dem König vorstellte, ihn für einen Afrikaner aus dem Innern ausgebend, der, in England erzogen, nun über Haoussa in den Schooß seiner Familie zurückkehren wolle. Der König setzte vielleicht nicht viel Vertrauen in diese Versicherung, obgleich Belzoni als Maure gekleidet war und einen langen Bart trug; indessen versprach er einen Führer und Bedeckung, um den Reisenden bis zur Stadt Haoussa zu begleiten, die fünf und zwanzig Tagereisen entfernt war, und seine Sicherheit bis dahin zu verbürgen; der Führer sollte Belzoni seinen Weg nach Tombuctu fortsetzen lassen, während er selbst die Nachricht von der Ankunft Belzoni's zu Haoussa an die Factorei des englischen Kaufmanns, gegen ein beträchtliches Geschenk an den König, brächte."

„Seit Mungo-Park der Welt bekannt machte, daß in Afrika eine Stadt von 800,000 Seelen, Namens Haoussa, existire, die der übrigen Erde unbekannt geblieben, ob sie gleich mit London oder mindestens Paris an Umfang und Bevölkerung sich messen könne, erwartete das über diese Entdeckung erstaunte Europa bestimmtere Aufschlüsse, die Mungo-Parks Behauptung bestätigen oder widerlegen könnten. Welcher Ruhm für Belzoni, wenn er diesen Punkt aufzuklären vermocht, und besonders, wenn er die andere so famöse Stadt Tombuctu hätte erreichen können, wohin so viele Karavanen sich begeben und über welche man wahrscheinlich nicht minder übertriebene Gerüchte als über Haoussa verbreitet hat."

„Aber schon zu Bobee hatte das Clima auf die sonst so starke Constitution Belzoni's gewirkt und den Keim einer tödtlichen Krankheit erzeugt. In Benin machte das Uebel so reißende Fortschritte, daß Belzoni seinen Reisegefährten bat, ihn nach Gato zurückzuführen und ihn an Bord eines der englischen Schiffe bringen zu lassen, die vor Bobee stationirt waren, indem er hoffte, daß die Seeluft ihm wohlthun würde. Vor seiner Abreise von Benin erkannte er jedoch schon seinen Zustand für kritisch, traf seine letzten Verfügungen und schrieb ein fast unleserliches Billet an das Handelshaus Briggs und Comp. zu London, was seit seiner Reise in Aegypten mit ihm in Verbindung stand. Die Dyssenterie hatte ihn so geschwächt, daß er nicht mehr an seine Frau in England schreiben konnte; aber er bat, daß man ihr den Amethystenring, den er am Finger trug, einhändigen und sie seiner unwandelbaren Liebe und Anhänglichkeit versichern möge. Ganz erschöpft kam er zu Gato an; er verlor das Bewußtseyn und starb am folgenden Morgen, den 3. December 1823."

„Sein Reisegefährte, Houtson, erwies ihm am nächsten Tage die letzte Ehre, indem er seine Reste unter einer großen Platane am Strande, unter dem Donner der Kanonen der Schiffe und dem Musketenfeuer der Matrosen, begrub. Er ließ eine Inschrift in englischer Sprache auf dem Grabe zurück, um den Europäern, die diese Gegend passiren würden, anzuzeigen, an welchem Orte der Tod die kühnen Schritte eines großen Reisenden aufgehalten."

„Dieser Verlust wurde tief in England empfunden, wo Belzoni viele Freunde zählte. Man eröffnete eine Subscription für seine Wittwe, welcher Belzoni fast nichts als den Ruhm seines Namens hinterließ. Eine neue Ausstellung der von ihm aus Aegypten mitgebrachten Alterthümer wurde, zum Besten derselben, veranstaltet; aber es scheint, daß der Enthusiasmus des Publicums verflogen war; wenigstens klagten die Journale das Volk der Gleichgültigkeit für das Loos einer Frau an, deren Gatte England mit so vielem Eifer und mit so mannichfachem glücklichen Erfolge gedient hatte."

Einige Einzelnheiten über die zu Havre angekommenen sechs Indianer.

Kürzlich sind zu Havre sechs Indianer angekommen, die, was merkwürdig genug ist, blos Wißbegierde nach Europa geführt zu haben scheint. Die Gazette de France vom 2. d. M. theilt darüber Folgendes mit:

Das Volk der Osagen, zu welchem die über Neu-England angekommenen sechs Indianer gehören, besteht aus drei Stämmen von 1500 bis 1600 Kriegern. Nach einer sehr alten, bei ihnen angenommenen Ueberlieferung schreiben sie ihren Ursprung einer Schnecke zu, die von den Ufern des Osages, wo sie leben, durch eine Ueberschwemmung in den Missouri fortgerissen und ans Ufer geworfen wurde. Nachdem sie von der Sonnenhitze so gewachsen, daß sie ein Mensch wurde, kehrte dieser nach seinem Geburtslande zurück. Ein Biber machte ihm den Besitz streitig; aber der Streit wurde durch seine Heirath mit der Tochter des Bibers geschlichtet. Aus diesem Vereine entstand der Tribus oder Volksstamm.

Der Häuptling unserer reisenden Indianer ist acht und dreißig Jahre alt; sein Wuchs ist kräftiger und schlanker als der seiner andern Reisegefährten; er hat sich vorgenommen, wenn er Paris gesehen, auch das übrige Europa zu durchreisen und nennt sich Kihegashugah oder den kleinen Chef; er ist von seiner Frau und seiner Nichte begleitet, die, eine wie die andere, achtzehn Jahre alt sind: Myhangah und Gretomih. Ein zweiter unter seinen Befehlen stehender Häuptling, Namens Washingsabha oder der schwarze Geist, reist mit ihm; er ist zwei und dreißig Jahre alt. Als Gefolge haben sie den großen Soldaten, Marcharthitahtoongah, den ältesten von der Gesellschaft, — er zählt fünf und vierzig Jahre, — und den kleinen Soldaten, Minkchatahooh, der nur zwei und zwanzig Jahre alt ist.

Die Haut dieser Indianer ist röthlich kupferfarben. Die Häuptlinge tragen Kinn und Augen gefärbt oder geschminkt mit einer Art von Zinnober. Sie bemalen sich Wangen und Ohren nach ihrem Geschmack. Männer und Weiber haben sehr weiße und sehr schön gereihte Zähne. Die Männer haben abgeschornes Haar; die Weiber tragen ihr schönes Haar lang, oben auf dem Kopfe gescheitelt in einer roth angemalten Linie; sie haben große und lebhafte Augen und der Gesammteindruck ihrer Gesichtsbildung ist sehr angenehm; sie sind von kleiner Statur und ihre Manieren sind sehr fein und anziehend.

Ihr Anzug ist ausgesuchter als der der Männer; Hals und Obertheil des Körpers bis zum Knie tragen sie verhüllt in einer Art Schleier von sehr feinem Perkaline in verschiedenen Abstufungen; ein anderes Kleid von demselben Schnitt, aber roth, ist um zwei bis drei Finger länger.

Die Männer gehen nackt bis auf den Gürtel; der untere Theil des Leibes ist in eine wollene Decke eingewickelt, die sie nie ablegen, selbst nicht nach ihrem Tode; man begräbt sie mit dieser Draperie.

Der Urgroßvater des Häuptlings dieser Indianer besuchte Frankreich unter Ludwig XIV. (soll wohl Ludwig XVI. heißen); sehr geschmeichelt durch die Aufnahme, die er bei Hofe und in allen Theilen des Reiches, die er durchreiste, fand, berichtete er solches seinem versammelten Volke, als er an die Ufer des Missouri zurückgekehrt war. Bei dieser Erzählung rief der jetzige Häuptling, damals noch Kind, aus: „Auch ich werde Frankreich besuchen, wenn der Herr des Lebens vergönnt, daß ich ein Mann werde.“ Da sich nun vor einigen Monaten die Gelegenheit darbot, den Vorsatz auszuführen, den er in der zartesten Kindheit gefaßt, so ließ er, durch seinen Dolmetscher, Herrn David, der sich damals zu Saint-Louis befand, bitten, ihm die Mittel zu verschaffen, sich nach Frankreich zu begeben.

Als er mit seinen Gefährten zu Saint-Louis ankam, fanden sie mehrere ihrer Landsleute, die ihren Entschluß wankend zu machen suchten, indem sie ihnen sagten, daß, wenn sie übers Meer gehen wollten, sie ertrinken und von den Fischen gefressen werden würden; aber sie kehrten sich nicht an diese Prophezeihung; ihrem Führer vertrauend legten sie ihr Geschick in seine Hände und die Karavane schiffte sich auf dem Mississippi, zu St. Louis, auf dem Dampfboote Commerce, 500 französische Meilen von Neu-Orleans, ein, wo sie wohlbehalten ankam. Sie erhielten in dieser Hauptstadt von Louisiana die würdigste und freundlichste Aufnahme und freuten sich sehr, den amerikanischen Missionair, Herrn Anduze, daselbst wiederzufinden, der in der Gegend, die sie bewohnen, gewesen.

Diese Indianer sind Deisten; sie beten den Herrn des Lebens an; jeden Abend richten sie Gebete an ihn. Indem sie in den Hafen von Havre einliefen, stiegen sie auf das Verdeck und dankten Gott, daß er ihnen eine glückliche Ueberfahrt gewährt. Vor ihrer Einschiffung zu Neu-Orleans redete der große Soldat das Meer mit folgenden Worten an: „Du, Meer, glaubst du uns zu schrecken? Nein, wir sind „von unserm Dorfe abgereist, um unsre Freunde, die Franzosen zu be„suchen und alle Völker der andern Seite des großen Sees; nichts wird „uns davon abbringen können, als — der Tod!“

Ihre Sprache ist ausdrucksvoll; sie wird aus Kehltönen und Hauchen gebildet und gleicht keinem andern Idiom. Ihr Dolmetscher, der Sohn eines Franzosen und einer osagischen Frau, ist ein Mann, gegen den sie die aufrichtigste Zuneigung zu haben scheinen; er ist auch der einzige, der sie mit dem Lande in Verbindung setzen kann, das sie durchreisen und kennen lernen wollen.

Miscellen.

Der berühmte Sir Sidney Smith hat der königl. Gesellschaft der Alterthumsforscher von Frankreich ein fac simile eines prächtigen Monuments verehrt, das in einer sechs Zoll und vier Linien hohen und zwei Zoll und zwei Linien breiten, dünnen, biegsamen goldenen Platte besteht, auf welcher sich eine Inschrift in griechischer Sprache und punktirten Charakteren, aus der Zeit des dritten der Ptolomäer, befindet, und welche im Jahr 1818 in den Ruinen des alten Canopus, zwischen Rosette und Alexandrien in Aegypten aufgefunden worden ist. Die Inschrift lautet folgendermaaßen: „Der König Ptolomäus, (Sohn) des Ptolomäus und der Arsinoe, unter die Götter versetzter Geschwister, und die Königin Berenice, Schwester und Gattin desselben, (weihen) diesen Tempel dem Osiris.“

Der Ort, wo die irdischen Reste Talma's ruhen sollen, ist nun bestimmt. Man wählte eine Stelle dicht neben dem Grabe der Dem. Raucourt. Ein einfacher, den Namen des großen Tragöden tragender Stein ist das einzige Monument, was die Stelle bezeichnen wird, die seine sterblichen Reste aufnahm. Dasjenige, was zu seinem Andenken aufgerichtet werden wird, ist die Statue desselben, für die im Foyer der Comédie-française ein Platz bezeichnet ist. Das kleine Modell zu dieser Statue, deren Ausführung dem Herrn David, Mitgliede des Instituts von Frankreich, anvertraut worden, ist beendigt; es wurde von der Comitee angenommen und es wird nach diesem Talma, sitzend und wie in Nachdenken versunken, dargestellt werden.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 211 (SOCIETÄT) Hamburg, Mittwoch den 15. August (SOCIETÄT) 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von B. Niebour und Rach Ludwig.

Briefe an die Studenten von Glasgow, von T. Campbell.

(Beschluß.)

— Inzwischen beginnt die Geschichte der vorhandenen griechischen Poesie mit Homer, indem nicht eine einzige ächte Reliquie von ihrer früheren Existenz auf uns gekommen ist; und die Muthmaaßungen, die man hinsichtlich des Einflusses eines Orpheus, eines Musäus, oder eines Olenus auf die Mysterien und Sitten von Griechenland machen kann, fallen mehr der antiquarischen als der literarischen Speculation zu.

Homer führt uns den griechischen Barden nicht mehr in dem Lichte eines Mystagogen, eines Gesetzgebers, eines Priesters, oder eines Propheten vor, sondern bloß als den Sänger eines heroischen Lebens, allerdings überall willkommen, wo er erschien, aber im Charakter nur durch seinen Genius und seine Popularität geheiligt. Es würde ein unnützes Beginnen seyn, wenn man die zehn Tausend Beschreibungen, die von diesem mächtigen Dichter gegeben worden sind, noch durch eine neue vermehren wollte. Bei aller Einfachheit hat seine Sprache schon in ihren Hexametern einen Versbau, der dem Ohr gefälliger ist, als irgend einer, der je erfunden worden, und dabei der abwechselndsten und majestätischsten Harmonie fähig. Die Natürlichkeit seiner Zeit und Sitten, die, obwohl weit von wilder Eintönigkeit entfernt, doch die Natur in ihrer Frische und frei von conventionellen Förmlichkeiten zeigen und seine Helden so verständlich machen als die Patriarchen der Bibel; die Fülle seiner Erzählung, die Treue seiner Malerei; das Ordnen seiner Charaktere, die allmählig von der Aehnlichkeit zum Contrast übergehen; die Ausführlichkeit und das Interesse seiner Schilderung der Erde, und die Macht, mit der er eine glühende, himmlische Mythologie ihrer Atmosphäre so nahe und so natürlich erscheinen läßt; und sein Zauber (denn es ist eine ungezwungene Geschicklichkeit) in der Kunst, das Glaubliche mit dem Abergläubischen zu verschmelzen: — dieses alles ist es, was Homer's Werke zu den ehrwürdigsten Reliquien des menschlichen Geistes macht.

Sollten Sie über die Einheit des Verfassers der Iliade je durch das Lesen der Dissertationen aus der skeptischen Schule in Zweifel gerathen, die von Hedelin und Perrault eröffnet ward, und die durch Wolf zuerst in Ruf kam, — obgleich Sie auch bündige Antworten darauf in den Schriften von Payne, Knight und Sainte Croix finden werden, — so möchte ich Sie an Homer selbst, als seinen besten Selbstvertheidiger, verweisen. Hat je ein Werk eine Einheit und Harmonie des Charakters besessen, die den Verdacht entfernt, als habe ein bunter Haufen von Autoren daran gearbeitet, so ist es die Iliade; und seit Menschengedenken ist noch keine große geniale Schöpfung, die die Formen des menschlichen Charakters in hoher, lebensähnlicher Natürlichkeit darstellt und ihnen einen zusammenhängenden harmonischen Geist mittheilt, von einem Gemengsel von Künstlern zu Stande gebracht worden. Abgesehen von diesem Argumente, ist es nicht außer Acht zu lassen, daß diese Wolfische Theorie, die so unzart und achtungslos das Andenken des besten der Dichter verkleinern möchte, die Zweifel einiger wenigen Neuern über einen so alten Gegenstand der Gesammtmeinung des Alterthums entgegen stellt. Wahrheit und Geschmack haben keine ärgeren Feinde als überflüssige Zweifelsucht. Es ist dieses eine Schmarotzerpflanze, die sich um den Baum der Erkenntniß schlingt.

Homers Ansichten vom Scenischen und der Geographie sind augenscheinlich die eines Bewohners von Klein-Asien. Der scharfsinnige Wood hat dieses mit Erfolg aus des Dichters Bildern und Beschreibungen nachgewiesen, und man ist allgemein der Meinung, daß er ein Jonier gewesen. Ich mag mich auf eine so in Dunkel gehüllte Frage, als es die der Zeit seiner Geburt ist, nicht einlassen; Wood nimmt sie vor der großen Jonischen Auswanderung von Griechenland nach Asien an, indessen giebt es viele gelehrte Meinungen, die sie in eine spätere Aera stellen. Ich kann jedoch nicht umhin, hier zu bemerken, daß Wood's Hypothese die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Des Codrus Sohn stand an der Spitze der jonischen Wanderung: sie war gleichzeitig mit dem Ursprung des Republikanismus in Athen, und ihr ging sowohl die Wiedereinsetzung der Nachkommen des Herkules in die Herrschaft über den Peloponnes, als der Pelopiden Vernichtung und andere Ereignisse vom tiefsten geschichtlichen Interesse, vorher. Aber Homer ist ganz Monarchist — es ist bei ihm von keinen Republiken die Rede noch von irgend einem Ereignisse, das später wäre als die Rückkunft der Heraklíden; er spricht im Gegentheil von der glücklichen Regierung der Familie des Aeneas, die doch durch die große Invasion aus Griechenland gestört seyn mußte, und dieses sind alles Umstände, die negativ den Beweis geben, daß er früher gelebt hat.

Ich schlage vor, sich nur an solche Werke zu halten, die, für sich oder vereint, große Epochen der Literatur darstellen, ohne sich auf Zwischenperioden von geringerer Bedeutung einzulassen. Die Homeriden oder frühesten Rhapsodisten, die den Homer wiedergaben und einzelnen Theilen seiner Werke selbstverfertigte Hymnen vorsetzten, geben die älteste posthomerische Periode der Dichtung in Asien, wohingegen Hesiodus das Erscheinen der Musen fast gleichzeitig mit Homer im eigentlichen Griechenlande darthut. Aber die Bruchstücke der Homeriden schufen nichts wesentlich Originelles, und obgleich Hesiodus die Dichtkunst in neue Canäle leitete, und das sehr lieblich, wo er ländlich und didaktisch war, so spricht sich doch keine hohe Begeisterung darin aus. Obgleich er diesseits des Hellesponts gesungen, war seine Familie asiatisch, und er schaudert vor dem Clima von Böotien wie einer, der sich des wärmeren Südens erinnert.

— Zu welcher Zeit Homer auch gelebt haben mag, so machen die Begebenheiten der griechischen Geschichte nach der Rückkunft der Heraklíden es erklärlich, warum die Poesie der Sprache noch Jahrhunderte nach diesem Ereignisse im eigentlichen Griechenlande weniger blühete als unter den Græco-Asiaten. Achtzig Jahre nach dem trojanischen Kriege kamen die Abkömmlinge des Herkules, an der Spitze der Dorier, herbei nach dem Peloponés, entthronten die Pelopiden, verdrängten die Bevölkerung ganzer Staaten, und wurden, in Athen einbrechend, nur mit Mühe von dessen Thoren abgehalten. In diese trieben sie eine Menge Flüchtlinge hinein, die die Athenienser vor einem unmittelbaren Tode und vor dem ersten Mangel in Schutz nahmen, sie aber nachher, so wie auch den eignen Ueberfluß der Bevölkerung, wieder entfernen mußten. So kamen ganze unglückliche Stämme in die Nothwendigkeit, sich neue Wohnungen mit der Spitze des Schwertes zu suchen. Die Verheerungen der Heraklidischen Eroberer setzten die hellenische Civilisation sehr zurück.

Aber die Tyrannei der Barbaren im eigentlichen Griechenlande, durch welche ein Theil seines civilisirten Volks vertrieben ward, war es gerade, die dessen Namen und Literatur verbreiteten. Die aufs äußerste gebrachten Abentheurer zogen nach Klein-Asien, und gründeten dort ein zweites Griechenland. Drei große Auswanderungen nach Asien erfolgten successive nach dem Einfall der Heraklíden: die dorische, die äolische und die jonische. Sie bemächtigten sich gewaltsamer Weise einer 400 Meilen langen Strecke längs der Küste und den Inseln von Asien, an Boden und Clima das schönste Land unter dem Himmel, und begründeten dort rasch achtzehn neue Staaten. Diese Staaten bildeten zu einer Zeit einen allgemeinen oder dreifachen Bund; aber dieses Band war unglücklicherweise nur locker, entweder unter den drei großen Abtheilungen, oder selbst unter den verschiedenen einzelnen Staaten; und am Ende unterlag das Ganze der überwiegenden Gewalt von Persien und Lydien. Doch war es eine lange Zeit, in der sie sich der Freiheit und des Handels erfreueten und sich in Kunst und Gesang hervorthaten. Selbst Athen ist von Jonien in den Wissenschaften unterrichtet worden.

Es haben sicherlich längst vor dieser Zeit Volksabflüsse aus dem eigentlichen Griechenlande nach Asien statt gefunden, und Homer mag wohl in irgend einer griechischen Colonie geboren worden seyn, die von den Eroberern von Troja hinterlassen ward. Aber diese neue Colonisirung hat die Erinnerung von all den andern verschlungen, und in ihren Wirkungen bildet sie eine der größten Aeras in der menschlichen Sittenpflege. Alle die Kenntnisse, die nun vom eigentlichen Griechenlande mit seinen verfeinerten Joniern und Aeoliern ausgingen, wurden in ihrem Wachsthum dadurch befördert, daß die neuen Ankömmlinge asiatische Nationen vorfanden, die keineswegs uncivilisirt waren. Das Ohr der Griechen vernahm hier lydische und phrygische Melodieen. Die Musikkunst ward gefördert. Der Leier wurden neue Saiten hinzugefügt, der Flöte eine verschiedene Gestalt und Kraft gegeben. Terpander erfand die musikalischen Noten. Ehe diese Kunst erfunden ward, mußte die Musikbegleitung natürlicherweise höchst unvollkommen seyn, weil sie nur vom Gedächtniß und von der Laune abhing. Sie bestand damals aller Wahrscheinlichkeit nach bei längeren Gedichten hauptsächlich aus Recitativen, welche regellos die Töne begleiteten, die dem rohbesaiteten Instrumente entlockt wurden. Als aber die Musik von der Tradition in Schriftzüge übertrat, da vermischte sie sich aufs vertrauteste und entschiedenste mit der Poesie, die in jeder Sylbe ihren eigenthümlichen und unveränderlichen Zauberklang hatte. Neue Töne gaben nun der Erfindung neuer poetischer Versmaaße einen Impuls, und andrerseits studierte der Dichter, weil er voraussetzte, daß seine Werke ganz und in einzelnen Theilen würden gesungen werden, die Sprache, die am besten für den musikalischen Ausdruck geeignet war, nämlich die der sprechenden Leidenschaft statt jener der gedehnten Erzählung. So ging die Poesie aus dem epischen in den lyrischen Charakter über.

Diese Veränderung in der Dichtkunst war gleichzeitig mit dem politischen Wechsel, der, bald nach den homerischen Zeiten, in den meisten Staaten von Griechenland sowohl als in dessen Colonieen Republiken für Monarchieen substituirte. Unter Republikanismus der damaligen Zeit ist nicht reine Demokratie zu verstehen, sondern ein Regiment, das auf dem allgemeinen Grundsatz der Volksmeinung begründet ist, im Gegensatz von dem der erblichen Rechte der Könige. Der Einfluß auf den Charakter der Dichtkunst, den man jenen neuen politischen Institutionen beigelegt hat, ist wohl nicht ganz illusorisch. Die menschlichen Leidenschaften entwickelten sich stärker unter Volksregierungen, als es unter der Monarchie der Fall gewesen war; die feurigsten Geister drängten sich an die Spitze der Gesellschaft, und die Dichtkunst war in jenen Zeiten ein unvergleichlich mächtigeres Organ des populairen Einflusses, als in den jetzigen. Deshalb ward der Dichter mehr als je ein öffentlicher Leiter, und erlaubte sich, gleichviel ob Patriot oder Demagoge, weit mehr, als er zu den homerischen Zeiten würde haben wagen können. Daher des Archilochus Zorn, des Alcaeus Energie. Aber politische Ursachen allein machen keineswegs die Charakterverschiedenheit in der ersten großen lyrischen Schule Griechenlands vor Pindars Zeit erklärlich — deren reicher Geist, obgleich nur aus Ueberlieferungen und einzelnen Bruchstücken bekannt, sich über den ganzen Umfang menschlicher Leidenschaften, vom bittersten Hasse bis zur muntersten Fröhlichkeit, erstreckt zu haben scheint; und in der Gluth der Sappho, in dem Muthwillen Anakreons spricht sich mehr Asiens Wollust, als der Geist des Republikanismus aus. Die asiatischen Griechen waren jedoch nicht die Einzigen, die während des lyrischen Zeitraums zwischen Archilochus und Pindar Dichtkunst übten. Das eigentliche Griechenland hatte seinen Alcman und Tyrtäus, und selbst in Sicilien, wohin sich, sowohl als nach Italien, die griechische Colonisation schon verbreitet hatte und ein drittes Griechenland erstanden war, besang Stesichorus die Zerstörung von Troja in Hymnen von halbepischem Charakter.

— Zur Zeit des persischen Einfalls war der poetische Genius in Kleinasien schon im Hinwelken, in dem eigentlichen Griechenlande aber erhob er sich mit gesteigerter Begeisterung und die Musen besuchten noch einmal die Ströme und Quellen, die sie zuerst geheiligt hatten. Der thebanische Pindar erhob die lyrische Dichtkunst zu dem, was in der allgemeinen Meinung für ihre höchste Vollkommenheit gegolten hat. Den Griechen ist es leicht begreiflich, daß er in seiner Art vollkommen war und sein hoher Gedankenflug — seine Bilder, die zwar blenden, aber doch ergötzen — und das leichte Gewebe seiner anspielenden Zusammenstellungen durch heroische Legenden, wo er Scenen durch einen Periode Bilder durch ein einziges Wort darstellt — werden ihn immer zum Dichter studiereuder Jünglinge machen, so lange nur Griechisch gelesen werde wird. Doch war sein Zauber für die Griechen, was er für uns, ohne Studium, Vorbereitung und selbst Steigerung der Einbildungskraft nie selbst nicht theilweise, seyn kann. Ein Grieche konnte Pindars elect schen Uebergängen, vom Helden bis zur Geburtsstätte des Helden, un dann weiter bis zu den mythologischen Erzählungen mit einer Phantas so rasch als seine eigne, folgen. Aber ein Neuer muß erst mit den L genden vertraut, ja selbst in ihre Romanze verliebt seyn, ehe er e Interesse an Anspielungen auf dieselbe nehmen kann. Wenn wir üb dem seine Hymnen den Siegern in Faustkämpfen und im Ringen widmet sehen, obschon die Gedichte selbst weit entfernt von der D stellung solcher Kämpfe sind, so regt doch ihr Gegenstand Vorstellun in uns auf, die wir selten mit dem Erhabenen verbinden. Um Pin

recht zu beurtheilen, müssen wir uns erst denken, was die olympischen oder pythischen Spiele für die griechische Einbildungskraft gewesen; wir müssen uns die Pracht und den Glanz ihrer Anzüge; die Drommeten der Herolde; die feierlichen religiösen Aufzüge; den Eifer von Myriaden, die versammelt waren, um die edelsten Anstrengungen und Thaten der menschlichen Kraftäußerung zu verfolgen, und die Träumereien der Andacht, die den Boden heiligten, ins Gedächtniß rufen.

Die griechisch-lyrische Dichtkunst hatte jegliche Form, von dem Gesange einer einzelnen Stimme an, bis zu dem Dithyrambus und der pindarischen Ode, welche beide letzte Arten, obschon in dem Gegenstande verschieden, in ihrer Annäherung zum Dramatischen übereinstimmten. Sie wurden gesungen und es ward darnach getanzt; die verschiedenen Theile einer und derselben Ode hatten verschiedene Stimmen; es wechselten darin Anrufungen mit Erzählungen ab und es waren genau genommen die ersten griechischen Tragödien. Sie geben uns eine schöne Schilderung von der griechischen Mannheit und Melodie, und selbst eine geistige Erhebung; doch ist ihr Geist so ganz griechisch, daß, obwohl sich englische Uebersetzungen von Homer finden möchten, die selbst Ungebildete zur Extase hinzureißen vermögen, doch Pindar, selbst von Milton übersetzt, nichtpopulair werden würde.

Zweiter Brief.

— Lange vor dem persischen Einfall hatten die Griechen in allen Theilen der damals bekannten Welt Colonieen angelegt. Es war ein zweites Griechenland in Kleinasien entstanden, das seine Niederlassungen längs des Propontis und queer über den Euxinus bis dahin, was jetzt die Krimm heißt, ausdehnte. Ein drittes Abbild vom Mutterlande erschien in Italien und Sicilien, und ein viertes sah man in den Staaten von Cyrenaicum in Afrika, berühmt wegen seiner wohlhabenden Städte und seiner Renner, die edelsten, die zu den olympischen Spielen kamen, auch wegen seiner Gärten, die mit den fabelhaften der Hesperiden zu wetteifern schienen und in der Essenz aus ihren Rosen einen reichen Ausfuhr-Artikel lieferten. Durch den Handel und durch die Versammlungen zu Olympia ward der Verkehr zwischen Griechenland und all diesen Colonisten unterhalten.

Wie zu erwarten, entsprang ein Ueberfluß an Colonial-Literatur in einer Sprache, die so weithin verbreitet war, von den Schneegebirgen Scythiens bis zu den lybischen Sandwüsten. Demnach kehrte die griechische Poesie von den Gestaden des Mäanders und den denselben gegenüber liegenden Inseln, zu einer Kunst verfeinert, in ihren Versmaaßen bereichert, und in ihren Zweigen vermannigfacht, nach dem eigentlichen Griechenlande zurück. Selbst nachdem, als der attische Genius in Griechenland die Oberhand erhalten hatte, kam die Rhetorik von Sicilien, die Philosophie von Jonien nach Athen, und sowohl der Vater der Geschichte als der der Arzeneikunde schrieben in jonischer Sprache. Doch ist, mit nur wenigen Ausnahmen, die gesammte Literatur Griechenlands, die auf uns gekommen ist, von der Zeit zwischen der persischen Invasion und der Vernichtung der griechischen Unabhängigkeit durch Alexander, athenienſisch, und man könnte Athen in diesem Zeitraume das Griechenland von Griechenland nennen.

Athen war durch Umstände schon seit langer Zeit für diese ausgezeichnete Laufbahn vorbereitet worden. Während umliegende Länder ihre Besitzer wechselten, waren seine Bewohner die unbesiegten Herren ihres Bodens geblieben. Sie hatten einen lebhaften Geist, und waren schon früh civilisirt. Solon gab ihnen eine freie Verfassung, und da sie unter allen Griechen die Segnungen der Freiheit am besten kannten, so waren sie auch die ersten auf dem Ehrenposten ihrer Vertheidigung. Ihr Triumph in dem Kampfe mit Persien, gab dem Stolze ihres Nationalcharakters neue Nahrung und machte sie so unternehmend in den Künsten und der Politik, als in den Waffenthaten. Aeschylus zeigt diesen Geist eben so sehr in seinen Schriften, als damals, wo er das Schwert zu Marathon zog. Er hat seine Freude an Gegenständen des Furchtbaren, wie der Soldat an dem Angriffe der Schlacht. Die dunkelsten Bilder aus dem Geisterreiche und die ungeheuersten Vorstellungen vom menschlichen Elende erhalten durch seine Einbildungskraft eine überstrahlende Herrlichkeit. Wenn er im Prometheus spricht, so scheint es, als ob die Seele eines Titanen in einen menschlichen Busen übergegangen wäre.

Doch giebt es noch eine gewiſſe Härte und ungelenke Größe in den Formen des Aeschylus, und eine nichtdramatische lyrische Abstraction in seinem Gedankenguß. Seine Wesen und deren bildliche Sprache sind riesiger Art und nicht aus irdischem Stoffe. Sophokles zeichnete den menschlichen Charakter gleichzeitig idealisch groß und natürlich schön. Die Einheit des Entwurfs in seinen Dramas verhüllet uns anfangs deren mannichfache Kunst, und erst bei nochmaliger Durchsicht, so, als ob man die auserlesenſte Bildhauerei in verschiedenem Lichte und in verschiedenen Stellungen betrachtet, können wir die scheinbare Einfachheit ihres zauberischen Effectes in all ihren mitwirkenden Zügen analysiren. Ein Schauspiel des Sophokles reißt die Seele in einer ununterbrochenen Sensation der Harmonie mit sich fort: jede Scene bringt um vieles weiter in der Geschichte, doch geschieht das so geschickt, daß die Phantasie sich ohne Stoß fortbewegt und es nicht inne wird, welche Weite sie zurückgelegt hat, bis sie zu der erstaunenswürdigen Katastrophe kömmt.

Inzwischen liegt das Verdienst selbst von der vollkommen sophokleeschen Tragödie in einer erhabenen und einfachen Nachahmung der Natur, und keineswegs in der umständlichen und gewandten Schilderung der Leidenschaften. Von Natur religiös, begründete das tragische Drama Griechenlands sein Hauptinteresse auf das Schicksal, und die menschlichen Leidenschaften hatten darin nur als untergeordnete Agenzen von ihrem Fatum eine Wichtigkeit. Deshalb ist es eher der Bildhauerei als dem Gemälde mit der Lebendigkeit von Licht und Schatten zu vergleichen. Euripides ist absichtlich etwas von dem Princip des Fatalismus abgewichen und hat sich in einer interessanten Weise dem modernen Pittoresken der dramatischen Leidenschaft genähert. Unglücklicherweise wich er auch von der Harmonie in der Anlage ab und machte, auf moralische Wohlredenheit bedacht, sie zu oft dialectisch. Inzwischen bereicherte er das Drama doch mit äußerst interessanten Scenen und fand die tiefſten Quellen des Pathetischen auf.

Das Luſtspiel kam später als das Trauerspiel auf die regulaire Bühne von Athen und behielt noch lange die schmälende Weise und den saturnalischen Geist des Festes, die Phallische Procession genannt, von der es seinen Ursprung haben soll. In dem alten attischen Luſtspiele wurden Personen namentlich auf der Bühne lächerlich gemacht und in Masken dargestellt, die ihnen ähnlich waren. Als diese Ungebundenheit gemildert ward, entstand das mittlere Luſtspiel, in welchem die Persönlichkeit sich mehr verbergen mußte. Am Ende, zu Alexanders Zeiten, erhielt das verfeinerte aber unterjochte Athen das neue Luſtspiel, das alle Persönlichkeit gänzlich verbannte, den Theil des Chorus wegthat, und durch eine geregelte Anlage und generische Charakterschilderung die Bühne zu einem geschliffenen Lebensspiegel machte. Menander, der Fürst dieses Styls, ist uns leider nur indirect und theilweise, durch die Nachahmungen des Terenz und durch einige wenige Bruchstücke bekannt, die nur einen schwachen Begriff von seinem großen traditionellen Rufe geben können.

Aristophanes ist glücklicher gewesen. Eilf seiner Stücke sind auf uns gekommen, worunter zehn im alten Styl des attischen Lustspiels. Nach dem neueren komischen Drama müssen wir diesen Dichter nicht beurtheilen. Seine Entwürfe haben keine Symetrie, und obgleich er eine sehr natürliche und Sancho-Pansa'ische Person in seinem Strepsiades hat, so hat doch seine Charakter-Malerei in der Hauptsache keine Gattung, sondern ist chimärisch. In seinen Werken ist das Natürliche und das Uebertriebene nicht von einander geschieden; er mischt das Schöne und das Burleske unter einander, und umwindet den bachanalischen Thyrsus sowohl mit geilem Unkraut als mit Blumen. Er wirft alle Ideen zusammen, hohe und niedrige, ernste und lustige, feine und plumpe, vernünftige und unbesonnene, wenn sie nur Verachtung auf den Gegenstand seiner Satyre werfen. Diesem allen ungeachtet macht ihn das Musikalische seiner Verse, die Schwungkraft und die Vielseitigkeit seines Genius zu einem mächtigen Romantiker des Lächerlichen, und seine Werke sind weniger als dramatische Stücke, denn als große satyrische Sprünge der Einbildungskraft zu beurtheilen. Er ist der Genius all des Alterthümlichen, das sich am freiesten zwischen dem Feierlichen und dem Komischen bewegt. So wie Ariost vom Ernsten abgeht, um seine Kraft, dem Tiger ähnlich, in Sprüngen und im Spiel zu zeigen, so erhebt sich Aristophanes immer und ewig über die Farce, das Wortspiel und die Parodie zu anmuthsvollen munteren, ja selbst erhabenen Scherzen.

Die Kraft seiner Erfindung zeigt sich hauptsächlich in kühner komischer Allegorie, einer Art Talents, das uns an Swift und Arbuthnot mahnt. Sein armer und einfältiger Alter, das Volk Athens vorstellend, und seine atheniensischen Staatsmänner, die im servilen Charakter hintenaus sich einander an die Schienbeine schlagen, sind ganz wohl mit mehreren Scenen des John Bull und eines Ammenmährchens zu vergleichen.

Am meisten das Zwerchfell erschütternd von all seinen Stücken ist das, in welchem er die Sucht der Athenienser vom gemeinen Schlage, mit der Würde des richterlichen Charakters bekleidet zu werden, lächerlich macht. In seinen „Wespen" führt er uns einen alten kindischen Gecken vor, der von dieser Art Eitelkeit so besessen ist, daß sein Sohn, um ihn nur zu Hause zu halten, sich genöthigt sieht, einem Hunde den Proceß zu machen, der ein Stück Käse gestohlen hat, wobei, nach atheniensischer Sitte, die Familie des Schuldigen — eine Brut junger Hunde — eingeführt wird, um das Mitleid des Gerichts anzuflehen. Racine hat dieses Stück in seinen „Plaideurs" nachgeahmt.

Nach unserm Geschmacke ist es außer Zweifel, daß sich die bunte Mischung des Anmuthsvollen und des Derben beim Aristophanes, wenn man ihn nur als komischen Dichter betrachtet, nicht zusammen paßt; indessen dürfen wir nie seinen politischen Charakter und sein demokratisches Publicum aus den Augen verlieren. Seine poetische Bedeutsamkeit geht in der That für unsre Anschauung in seiner weit höheren Wichtigkeit als ein Genie, das die atheniensische Demokratie bei ihrer Lächerlichkeit nicht minder erfaßte, als Demosthenes es durch seine ernsteren Kräfte that, verloren und unter. Betrachten wir ihn aus diesem Verwunderung erregenden Lichte, so können wir uns kaum bei Fragen des Geschmacks hinsichtlich der Legitimität dieses oder jenes Scherzes in seinen Schriften aufhalten. Selbst zugegeben, daß einige seiner Persönlichkeiten plump boshaft sind, so war doch seine Satyre im Wesentlichen öffentlich in ihren Gegenständen; und wir vergessen den Standpunct seiner Functionen als demokratischer Sittenbesserer, der über die Demokratie selbst losdonnert, wenn wir ihn herabziehen und blos als dramatischen Künstler beurtheilen.

Hat uns die Zeit das keuscheste Lustspiel Griechenlands geraubt, so hat sie uns doch viele Denkmäler seiner Geschichtskunde und Beredtsamkeit hinterlassen. Die, durch Verkehr und ausländische Reisen, erweiterte Neugier eines thätigen Volkes, konnte sich nicht mehr bloß mit der Romanze der Sagen begnügen; und im Verhältniß, wie die Mittel und die Kunst zu schreiben erleichtert, die Ausarbeitung der Prosa folglich cultivirt ward, begann sich ein Geschmack für authentische Angaben auf die Liebe zum Wundervollen zu pfropfen. Im sechsten Jahrhundert vor unsrer Aera ward der ägyptische Papyrus in Jonien eingeführt, und um dieselbe Zeit begannen die Logographisten von Kleinasien unter den alten Altären und Gebäuden und sonstigen Denkmälern nach Inschriften zur Verzierung ihrer Compilationen zu suchen. Cadmus, aus Miletus, beschreibt die Alterthümer seiner Vaterstadt.*) Nicht lange darnach gab Hecatäus eine Beschreibung der ganzen damals bekannten Welt; und Chares schrieb die Geschichte von Creta, die eine Sammlung von Minos Gesetzen enthält. Der Verlust dieser alten Chronikenschreiber ist höchlichst zu bedauern, so sehr ihr Andenken auch durch den Genius des Herodot verdunkelt wird.

Dieser Vater der (gutgeschriebenen) Geschichte reisete weit umher, um Materialien zu sammeln. Er besuchte Griechenland, Macedonien, Thracien, die Gestade des Boristhenes und des Nils, und verweilte muthmaaßlich eine längere oder kürzere Zeit in den Weltgegenden, die er beschrieben hat. Sein Hauptzweck war, den Ruhm, den sich Griechenland durch das Abschlagen des persischen Einfalls errungen, zu verewigen, und dieser Triumph ist die krönende Begebenheit und der heroische Schluß seiner Geschichte. Um aber dem Kampfe eine noch größere Wichtigkeit zu geben, geht er zu entfernten Ursachen der Feindseligkeiten zwischen den Griechen und der barbarischen Welt zurück und flicht Beschreibungen von all den Ländern und ihren Bewohnern mit ein, die mit seiner Erzählung in Verbindung stehen, und die in Ausführlichkeit und Reichthum eben so vielen unterhaltenden Episoden in einem großen epischen Gedichte gleichen. Seine Geschichte beginnt mit den Einfällen des lydischen Krösus in die asiatisch-griechischen Colonieen. Cyrus zerstörte das lydische Reich, und errichtete an seiner Statt das persische, und von da an erhob sich eine riesige Macht, bestimmt, sich späterhin selbst auf Europa zu stürzen. Herodot schildert ausführlich die sämmtlichen Bestandtheile dieser Herrschaft und selbst deren Kriege mit den kühnen Nationen, die sie nicht unterjochen konnte. Auch Griechenland selbst ist in seiner allgemeinen Portraitirung, ehe er es mit seinen Angreifern zusammenstellt, nicht übergangen worden. Lydien, Medien, Persien, das eigentliche und das jonische Griechenland, Phönizien und Assyrien, werden uns nach der Reihe vorgeführt. Er geleitet uns von den babylonischen Thürmen nach den ägyptischen Tempeln, und wir lernen die Sitten und Traditionen der Völker, von den Aethiopiern bis zu den Scythen kennen. In 5 Büchern sind uns Asien, Europa und Afrika beschrieben worden; und wenn man auch nur wenig Philosophie beim Herodot antrifft, so wird der Seele doch ungezwungener und anmuthiger Weise der Contrast zwischen dem mächtigen Geiste des in seinem Umfange kleinen Griechenlandes mit dem heterogenen Pomp der Nationen, von welchen es bald angegriffen werden sollte, anschaulich gemacht. Die Ungleichheit der Zahl, und die furchtbaren Beschreibungen der Vorbereitungen erfüllen uns mit Besorglichkeit. Der Sturm überwältigt Jonien, und streift über die Asche von Miletus weg, um über das geheiligte Land loszubrechen. In dem sechsten Buche kömmt die Armee des Darius an und wird zu Marathon geschlagen. Die Expedition und

*) 520 Jahre vor Christo.

die Niederlage des Xerxes füllen das siebente und achte Buch; und im neunten schließt die Schlacht von Mycale das Werk mit epischer Größe.

Der Geist des Herodot ragt hoch hervor in Klarheit und Anmuth und durch eine leichte Handhabung großer geschichtlicher Materialien. Wenn seine Leichtgläubigkeit ihn zuweilen für andre unglaublich macht, so scheint dem ein redlicher Glaube an die Aussagen der Menschen zum Grunde zu liegen; übrigens haben die Neueren ihn in manchen Punkten wahrhaft befunden, die von den Alten bezweifelt wurden. Seine Aehnlichkeit mit dem Homer liegt nicht in dem Poetischen seines Ausdrucks, auch nicht in einer verzierenden Färbung seiner durchsichtigen Klarheit, und seine natürliche und schlichte Weise entrückt uns nie der wirklichen Welt. Dennoch ergötzt er die Einbildungskraft, wie Homer sie ergötzt haben würde, wenn er in Prosa geschrieben hätte, durch eine getreue, weitumfassende und malerische Schilderung, und durch eine Eintheilung seines Gegenstandes, die die Neugierde in steter Spannung und ungestört erhält. Seine Lieblichkeit thut unserm Interesse an den Thatsachen keinen Abbruch, dennoch flößen seine Facta, wegen ihrer Uebersülle, zusammengenommen eine poetische Ideen-Verbindung ein. Der Genius der Geschichte erscheint in seinen Schriften, als sey sie längst darüber aus gewesen, die Wahrheit aufzusuchen, und doch auch wieder so, als habe sie die Gärten der Poesie erst eben verlassen und dufte noch von deren Wohlgerüchen.

Etwa 40 Jahre später gab Thucydides der Geschichte einen neuen Charakter, weniger zusprechend und unterhaltend, aber ernster, emphatischer und geistreicher. Die geschichtliche Landschaft des Herodot ist durchsichtig klar in ihrer Atmosphäre, romantisch in ihren Fernen, und ergötzlich durch die Unerschöpflichkeit und die unverworrene Verschiedenheit ihrer Gegenstände. Er spricht indessen mehr die Sinne als den Verstand an; und für schlichte Zeiten schreibend, scheint er mit seinen Zeitgenossen in der Einfachheit des Urtheils und der Reflexion auf einer Stufe zu stehen. Thucydides erhob sich über sein Zeitalter: es war ihm nicht darum zu thun, eine unnütze und wuchernde Neugier zu befriedigen, sondern eine tiefere Belehrung zu geben, und den menschlichen Geist durch die Geschichte zu heben, zu erweitern und zu erbauen. Seine Fehler sind genial, kräftig und hart, selbst bis zum Uebermaaß. Sein Styl ist rauh, denn er hatte mehr attisches Feuer im Verstande, als attische Zartheit im Gehör; und da er seine Gedanken mit einer Schnelligkeit condensirt, daß man Mühe hat ihnen zu folgen, so gesellt er der Rauhheit noch oftmals Unverständlichkeit bei. Nicht unrecht hat man den Herodot mit einem Meister auf dem Horn verglichen, der die Töne hoch anschwellen, aber auch ohne Härte wieder zu den sanftesten kaum hörbaren Lauten verhallen lassen kann. Von dem Thucydides hingegen läßt sich sagen, daß er in die Trompete gestoßen habe und daß seine Laute durchdringend und ergreifend waren. Auch schlägt er, im Widerspiel des leichten und schwebenden Ganges von Herodot, in seiner Beschreibung einen gerade ausgehenden chronologischen Weg ein, der mehr militairisch als anmuthig ist, und theilt die Begebenheiten nach Jahreszeiten und Feldzügen ein. Diese Anordnung hat jedoch auch ihre relative Schönheit des Paßlichen und Bezeichnenden, indem sie Ereignisse verbindet, die fast rein kriegerischer Art sind; sie ist wohl gar selbst imponirend, wie in Parade aufmarschirende Truppen, die in gleiche Massen eingetheilt sind.

Thucydides concentrirt seine Ansichten über Griechenland und scheidet, indem er auf seine ältesten Zeiten zurückgeht, die Wahrheit von der Fabel in der Geschichte, mit einigen wenigen kräftigen Zügen einer Meisterhand. Er weiset in der Kürze das allgemeine Vorschreiten der griechischen Civilisation nach, besonders die von Athen und seiner Seemacht, dann geht er im Fluge und in einer geschlossenen und körnigten Weise die Geschichte dieser Republik während eines Zeitraums von 50 Jahren durch, vom Einfall des Xerxes an bis zum Ausbruch des peloponesischen Krieges — eine glänzende Periode, von der man wünschen möchte, daß er länger dabei verweilt hätte. Dann geht er zu seinem tragischen Gegenstande des letzteren Kampfes über, bei welchem er für einen Theil selbst das Commando führte; er ward aber eines Versehens, oder eigentlich eines unvermeidlichen Mißgeschickes im Dienste halber von den Athenienfern verbannt. Zurückgezogen auf seine Güter in Thracien, wo er 20 Jahre lang lebte, bearbeitete er seine Geschichte, machte dabei aber Reisen, um das Treiben der Welt zu sehen und den Verstand zu bereichern, auch konnte er sich, vermöge seines Reichthums, manche Auskunft durch Privat-Correspondenz verschaffen. So war er ein Meister seines Gegenstandes und konnte dafür die Kenntnisse eines Zuschauers, die Erfahrung eines Soldaten und Staatsmannes und das Urtheil eines Philosophen anwenden. Es ist ein Irrthum, mit Rapin glauben zu wollen, er habe den Versuch gemacht, Großes über ein kleines Thema zu sagen, denn der peloponesische Krieg war ein nur zu großartiger Brand, in dem an griechischer Energie und Scharfsinn gewiß so viel aufgewandt wurde, daß, bei bessrer Benutzung, das menschliche Geschlecht viele Jahrhunderte lang Gutes davon hätte haben müssen. Nie hat noch ein so kleiner Fleck der Welt eine so bedeutende Macht, so viele geschickte Anführer, und so interessante, feurige Kämpfer zusammengebracht. Athen sandte 50,000 Seeleute aus und widerstand einer Armee von 60,000 Mann, die ins Land fielen. Der Kampf dehnte sich über ganz Griechenland und dessen Inseln, von Asien bis nach Italien und Sicilien aus. Selbst die äußere Natur schien noch die Schrecknisse und das Getümmel des Kampfes, in der Wirklichkeit durch Hunger und Pestilenz, im Aberglauben durch Erdbeben und Kometen, vermehren zu wollen. Thucydides hat die Geschichte dieses Krieges um drei Jahre unvollständig gelassen, in keiner andern Beziehung aber ist sein Werk hinter der Größe seiner Anlage zurückgeblieben. Er schildert ihre ersten Geister, spartanische und athenienfische, — einen Brasidas und einen Archidamus — einen Pericles, Nicias und Alcibiades — nicht beschreibend, sondern dramatisch, und läßt sie in ihren Reden personificirt auftreten. Er vergeistigt die Geschichte, indem er uns nicht bloß Ereignisse giebt, sondern ihre Spur in den tiefliegendsten Ursachen verfolgt. Bei aller Kälte seines Urtheils ist seine Einbildungskraft heftig, pathetisch und pittoresk. Wir sehen seine Schlachten und Belagerungen, „als ob, was vergangen, gegenwärtig, und das Gesicht zum Gehör geworden wäre.“ *) Seine berühmteste Beschreibung ist die der Pest zu Athen, die von Pouſſin benutzt und von Lucretius und Virgil nachgeahmt worden ist. Unter allen seinen begeisterten Ergüssen scheint mir jedoch die Schilderung des Abgangs der athenienfischen Armada nach Sicilien die feurigste zu seyn, und seine ganze Beschreibung von jener Expedition ist in der That ein Muster tragischer Darstellung.

Xenophon nahm den Faden der griechischen Geschichte da auf, wo Thucydides ihn hatte fallen lassen, und spinnt ihn bis zur Schlacht von Mantinea aus. In diesem Werke steht er neben seinem Vorgänger sehr im Schatten. Er ist zwar dem Thucydides in der Klarheit des Ausdrucks überlegen, doch vermissen wir bei ihm jede Aehnlichkeit mit jenes Geschichtschreibers Tiefe der Gedanken, Unterscheidung der Charaktere und Erhabenheit der Gesinnung. In nationeller Vorliebe ein Spartaner, verweilt Xenophon bei der Unterjochung seines Landes durch Lacedämon mit herzloser, unpatriotischer Gleichgültigkeit. Eine gleiche Engherzigkeit zeigt sich in seiner Behandlung der Angelegenheiten von The-

*) Aeußerungen des Plutarch.

ben, dessen Held, Epaminondas, obwohl als Soldat den soldatischen Geschichtschreiber wider Willen zum Lobe nöthigend, von ihm moralisch mit dem nichtswürdigen und verschmitzten Lysander in gleiche Linie gestellt wird.

In einem weit achtungswürdigeren Lichte erscheint Xenophon als Apologist des Sokrates. Sein Werk, die Memorabilia, stellt uns diesen Weisen und Athen selbst in der authentischsten und interessantesten Weise dar: der natürliche Dialog, die wohlgezeichneten Sitten, und der dramatische Geist seines Symposion machen es zur unschätzbarsten merkwürdigen Beschreibung, die es von dem Familienleben der Alten giebt. Die Anabasis ist ein noch größeres Denkmahl seines Genie's. Dieses Genie, mit all seiner Vorliebe für Sparta, erhielt ein athenienſisches Uebergewicht beim Rückzuge der Zehntausend: es war der Erhaltungsgeist der Griechen, und es machte die Geschichte ihrer Abentheuer geistig zugänglich für jedermann.

Xenophon war in seinem Leben mehr ein Abentheurer als ein Patriot, und seine Schriften haben selten einen Hauch hoher Moral; aber sein Genie war thätig und praktisch, und mit vorzüglich populärer Grazie ausgestattet. Keines Menschen Denkweise konnte freier von Affectation, noch irgend ein Styl ein reineres Gedanken-Medium seyn; und diese Eigenthümlichkeit seines Geschmacks als Schriftsteller spricht sich gleich sehr in der Romanze der Cyropädie aus, als in den Dingen politischer Natur.

Unter den Geschichtschreibern minderer Bedeutung dieser Zeit war Ctesias der hervorragendste, und wir mögen wohl den Verlust seiner sämmtlichen Werke bis auf einige Bruchstücke beklagen. Er war ein griechischer Arzt, der die Wunde des Artaxerxes nach der Schlacht von Cunaxa heilte und in seiner ärztlichen Eigenschaft am Hofe der Königin Mutter lebte. Da er dort Zutritt zu den königlichen Archiven hatte, so schrieb er eine bänderreiche Geschichte Persiens, das ihm weit besser bekannt gewesen seyn muß, als dem Herodot oder dem Xenophon. So leichtgläubig er sich auch in seiner indischen Geschichte gezeigt hat, muß doch sein Werk über Persien höchst merkwürdig und belehrend gewesen seyn.

Der, schon genannte, Hecatäus war der erste griechische Schriftsteller über Geographie. Herodot und Xenophon verbreiteten ein wichtiges neues Licht über diese Wissenschaft; und in einer Reliquie von Skylax von Caryanda *) haben wir einige interessante Angaben über die Küsten des mittelländischen Meeres und die carthaginienſischen Colonieen. Pytheas, der erste griechische Geograph, der sich die Mittel astronomischer Beobachtungen verschaffte, gehört auch der Ante-Alexander'schen Zeit an. Er segelte von Marseilles ab, fuhr die Ostküste von Spanien entlang, ging durch die Straße von Gibraltar und dann unsren eignen Inseln vorbei bis nach Thule hin, in welchem Lande er das Solstitium von 21 Tagen fand, und was aller Wahrscheinlichkeit nach Norwegen gewesen ist, das noch jetzt von seinen eignen Einwohnern Thile oder Thilemark genannt wird.

Die interessanteste Beschreibung jedoch, die es von alten Entdeckungen zur See in griechischer Sprache giebt, hat keinen Griechen zum Verfasser sondern einen Reisenden, der vor deren ältesten Geschichtschreibern gelebt hat. Es war dieses Hanno, der Fürst und Admiral von Carthago, der, nachdem er das westliche Afrika besucht hatte, um sich nach Plätzen zur Begründung von Colonieen umzusehen, und zu Cerne, muthmaaßlich einer der Canarischen Inseln, anlegte, mit den Archiven seiner Reise heimkehrte. Eine griechische Uebersetzung von seinem Periplus ist glücklicherweise noch jetzt vorhanden, und deren, von Dodwell streitig gemachte, Aechtheit siegreich durch neuere Autoritäten verfochten worden.

*) Die Lebenszeit des Skylax bestimmt Mannert auf 408 Jahre vor Christo. Die von Pytheas ist ungewiß, doch hat Bougainville dargethan, daß er vor Aristoteles gelebt.

Napoleon's Leben,

von Walter Scott beschrieben.

Wir haben früher aus diesem mit allgemeiner Spannung erwarteten Werke Auszüge gegeben, weil wir dies dem zeitigen Interesse angemessen und für Pflicht gegen unsere Leser hielten — ob wir gleich um so weniger voraussetzten, daß sie ihnen genügen könnten, als zu vermuthen stand, daß diese Proben noch aus den besten und glänzendsten Stellen gewählt seyn dürften. Wir wollten übrigens, wie immer, die Arbeit selbst sprechen lassen und mit unsern Zweifeln dem Erscheinen des Ganzen nicht vorgreifen. Jetzt liegt das Werk vor den Augen der Leser zu eignem Urtheil und wir dürfen aussprechen, warum wir die großen Erwartungen der Bewunderer Walter Scotts nicht theilten.

Wenn gleich im Allgemeinen und das Leben vom höchsten Standpunkte betrachtet, der Dichter und der Geschichtschreiber nicht so unvereinigbar auseinander oder in eigentlichem Widerspruche stehen, als Manche wohl glauben dürften, hat doch der erstere, wenn er die Rolle des letztern übernimmt, seine Vollmacht und Beruf ganz besonders zu rechtfertigen und in letzterer Qualität die allgemeine Haupttichtung und Tendenz des erstern ganz besonders zu bemeistern, d. h. sich die nothwendige Nüchternheit zu erhalten und die Phantasie zu beherrschen, die ihn schon unbewußt leicht verleitet, die Geschichte zu verfälschen, nämlich durch den ihm eignen Schöpfungsdrang und die Gewohnheit, vollendete Bilder zu liefern, den Thatsachen Hypothesen als Wahrheit beizumischen und den Handlungen Motive unterzuschieben, die blos die Ausgeburt dieser regen, ihn beherrschenden Einbildungskraft sind. Jean Paul sagt in dieser Hinsicht sehr treffend in den Einleitungsfragmenten seiner Selbstbiographie: *) „Ein Dichter hat es unendlich „schwer, blos dem Gedächtnisse knechtisch wie ein Schreiber nachzuschreiben, ohne „Selbsterschaffung, an die ihn poetische Geburten gewöhnt haben."

Diese Klippe erweitert sich noch für den Dichter des historischen Romans, von dem man fast sagen möchte, daß sein Geschäft in jener Verfälschung der Geschichte bestehe, deren wir so eben erwähnt.

Zunächst an diese Zweifel und Bedenken schloß sich eine Frage, die speciell den beliebten schottischen Romanschreiber betrifft, die nämlich: ob der Mann, der die Welt mit so vielen Bänden beschenkt hat, daß kaum der eifrigste Leser dem Schreibenden nachkommen kann, er, der folglich seine schönsten Kräfte und Jahre ausschließlich diesem dichterischen Schaffen bis jetzt widmete, die Zeit und Ruhe gehabt haben könne, um sich des unermeßlichen Stoffes zu bemeistern, den die letzten dreißig Jahre dem Geschichtsforscher dargeboten haben? — Unsere Vermuthung zog uns im Voraus zur Verneinung der Frage hin; und als wir die Zeit ermaaßen, in welcher der Gedanke dieser hochwichtigen Biographie gefaßt und ausgeführt wurde (ohne das mindeste Bedenken, ob auch überhaupt zu einer authentischen Lebens- und Seelenschilderung des welthistorischen Mannes, den wohl die Nachwelt allein und keiner, der noch zu seiner Mitwelt gehörte, gerecht richten kann, der rechte Augenblick schon gekommen sey,) und als wir vollends Walter Scott, den wir auf sechs Monate mindestens zu Paris in Documenten aller Art vergraben glaubten (man hatte ja verkündigt, daß ihm selbst die Staats-Archive geöffnet werden sollten) nach wenigen Wochen oder vielmehr Tagen, die mit Schmäusen, mit activem und passivem Beschauen gefüllt wurden, nach London zurückkehren sahen, da schwanden unsere geringen Hoffnungen fast gänzlich und wir fingen an, mit wahrer Betrübniß zu ahnen, daß eine bedauerliche Speculation, auf den blinden Enthusiasmus für einen einmal gefeierten Namen berechnet, vorliege, bei welcher leicht gegen irdischen Mammon der schon erblühende Kranz der Unsterblichkeit verloren gehen möchte. Inzwischen ergab sich aus dem Vorhergesagten noch kein

*) Sie ist jüngst unter dem Titel: Wahrheit aus Jean Pauls Leben, und leider! unvollendet erschienen, da der Tod das, solcher zarten Seelenschilderung so würdige Leben des Unvergeßlichen, nur allzufrüh für alle, die ihn begriffen und liebten, endete.

Grund, dem geistreichen Verfasser im Voraus historischen Prüfungsgeist, d. h. die Gabe und den Willen abzusprechen, das Wahre von dem Falschen zu sondern, Thatsachen von Vermuthungen zu scheiden und das Chaos von Beweisen und Erdichtungen, actenmäßigen Documenten und Parteiengeklätsch zu sichten; es war kein Grund vorhanden, ihm kleinliche volksthümliche Parteilichkeit und den leidenschaftlichen Haß zuzutrauen, über welchen der von seinem hohen Berufe erfüllte Geschichtschreiber sich erhebt und der gegen den Todten als unwürdig erscheint, der nun der Vergangenheit und der — Weltgeschichte angehört; leider! aber vermissen wir fast auf jeder Seite des Werks jenen unerläßlichen Prüfungsgeist und finden dagegen fast auf jeder Beweise von der alltäglichsten leidenschaftlichen Einseitigkeit und der unglaublichsten Vermengung längst widerlegter Sagen mit erwiesener Wahrheit; wir vermissen fast durchgehends eine höhere und würdige Ansicht der Welt, des Menschen und der Völker. Aber was uns noch mehr in Erstaunen setzt, wir vermissen selbst großentheils den so oft bewunderten hinreißenden Styl und die lebendige Darstellungsgabe, in welcher sich bisher nur wenige Schriftsteller der neueren Zeit mit Walter Scott messen zu können schienen; wie soll man es sich erklären, daß der Mann, der uns so oft die Dichtung zur Wirklichkeit machte, jetzt die Geschichte gewissermaaßen zum Märchen verwandelt und der lebenskräftigen Welt Farbe und Wahrheit abstreift — wenn nicht durch die strafwürdigste Eilfertigkeit? Endlich vermissen wir jetzt mit Verwunderung und gewissermaaßen schmerzlich selbst einen Fehler, den wir anfangs fürchteten, oder, um deutlicher zu reden, wir haben gerade das Gegentheil von dem zu beklagen, wovor wir oben Dichter warnten, die zur Fahne der Geschichtschreiber übertreten — wir meinen nämlich das Streben nach idealer Einheit, das Streben des Schriftstellers ein übereinstimmendes und harmonisch vollendetes Bild seines Helden oder überhaupt seines Gegenstandes zu schaffen. Dieses Streben, das der Geschichtschreiber so gut als der Dichter haben, nur in den festen Gränzen der Wirklichkeit walten lassen muß, verschmäht nun Walter Scott, seiner Dichternatur zum Trotze, in dem vorliegenden Werke zum Erstaunen; denn wer hätte nicht erwartet, durch ihn von einer [illegible] Zeit auch eine große Schilderung, von dem welterschütternden Coloß auch ein gigantisches Bild, wenn auch ein falsches, von seinem tragischen Geschick auch ein herzergreifendes Gemälde zu erhalten? Aber von allem dem werden, wenn wir uns nicht ganz täuschen, die unbefangenen Leser wenig oder nichts finden, dagegen aber in bunter Mischung die ungleichartigsten Resultate von Traum und Wirklichkeit, die widersprechendsten Anekdoten und Charakterzüge neben einander gleicher Qualität angeblicher Wahrheit hingestellt, fast alle, insofern sie noch bekannt sind, ohne Beweis und Quellenangabe und ohne nur einen Versuch zu machen, diese Widersprüche zu lösen oder auszugleichen.

Kurz, wenn es gleich noch voreiliger und unbefugter erscheint, daß ein sonst rühmlich bekannter Professor der Geschichte schon vor zehn Jahren, (wo sich des gefallenen Helden Augen noch nicht einmal geschlossen hatten) die Sünde an der Welt und seiner Wissenschaft — die größte an sich selbst — beging, mit einer Lebensbeschreibung Napoleons hervorzutreten, so gereichte doch nicht nur der vorschnell gewählte Moment, wenn einerseits ein gerechter Vorwurf, andererseits der darin vorwaltenden, sehr unhistorischen und unphilosophischen Leidenschaftlichkeit zur Entschuldigung (der volksthümliche Haß war uneigennützig und hatte damals noch ein Recht, was ihm jetzt fehlt), sondern die seitdem zurückgelegten Jahre, so reich an Aufklärungen und Berichtigungen aller Art, haben dem Werke Walter Scotts bei weitem nicht den Vorzug vor jenem verliehen, der mit Recht erwartet werden durfte.

Bis nun übrigens alles das Vorherstehende durch gründliche deutsche Kritiken gerechtfertigt oder berichtigt werden wird, theilen wir einstweilen unsern Lesern eine Recension eines scharfsinnigen französischen Journalisten mit, die hinlängliche Belegstellen für unsere oben ausgesprochenen Ansichten enthält, um uns der Nothwendigkeit zu überheben, noch andere Beweise dafür zu suchen; bei der wir jedoch schließlich nicht unbemerkt lassen können, daß wir keineswegs verkennen, wie sehr das verletzte französische Nationalgefühl den Ton darin gegen den Britten geschärft hat:

„Das Genie ist mit einer Art von Unverletzlichkeit bekleidet, welche Ehrfurcht gebietet, selbst in seinen Verirrungen und seinen Rückschritten; es würde bisweilen grausam und fast ruchlos seyn, die Ausprüche einer zu ernsten Kritik mit äußerster Strenge auf dasselbe anzuwenden. Indem es sich zu einer unermeßlichen Höhe erhebt, nimmt es sich im Voraus das Recht, schwächer zu werden, und nachdem es zum Enthusiasmus hingerissen, kann es seinerseits die Nachsicht wie eine Gerechtigkeit in Anspruch nehmen. Wenn wir die Ehre gehabt hätten, Zeitgenossen der letzten Tage des großen Corneille zu seyn, wenn wir von den unglücklichen Producten zu sprechen gehabt hätten, in welchen sich seine Alterschwäche in so kindlicher Naivetät gefiel, so glauben wir, daß wir nicht unsere ganze Ueberzeugung ausgesprochen hätten, und daß wir sie auch nicht hätten sagen sollen. Der Agesilaus und der Attila würden uns in Begleitung und unter dem Schutze des Cid's, des Pompejus, der Horatier erschienen seyn. Wenn uns ein O! entschlüpft wäre, so hätten wir wenigstens ein hartes, dem Herzen des alten Athleten tödtliches O weh! zurückgehalten. Als der achtzigjähre Dichter des Tancreds und der Zaire im vollen Theater eine Krone und allgemeine Huldigungen empfing, wer dachte daran, Irene zu recensiren? wer dachte daran, es anzuhören? Und wenn selbst eine billige und gemäßigte Kritik dieses traurigen Werks am andern Morgen nach der Darstellung erschienen wäre, so würde sie doch mit vollem Rechte für armselig, kleinlich und kaum eines Frerons und eines Clements würdig gefunden worden seyn! — Ohne so weit hinaufzusteigen, — wenn in unsern Tagen der ehrwürdige Göthe, einmal verlassen von dem Geiste der Weisheit und des richtigen Tacts, der sich bei jeder Gelegenheit ausspricht, am Ende seiner Laufbahn, irgend ein verunglücktes Product zu Tage förderte, wer von uns würde den Muth oder vielmehr die Erbärmlichkeit haben, die Täuschung des großen Dichters mitleidslos zu enthüllen und durch rauhe und unnütze Wahrheiten die heilige Stille zu unterbrechen, in welcher er seines Ruhmes genießt? — Bei der aufrichtigsten Bewunderung Walter Scotts aber, als eines seltenen Genius, den wir oft erhoben und gepriesen haben, glauben wir ihn doch nicht unter die zwei oder drei Bevorrechteten jedes Jahrhunderts setzen zu müssen, welche verdienen, bis zu ihrem letzten Augenblicke mit unbedingter Achtung und Schonung behandelt zu werden und gegen welche man schon die heilige Ehrfurcht der Nachwelt, verschmolzen mit der Hinneigung und Dankbarkeit empfindet, die ein großer Mann denjenigen seiner Zeitgenossen einflößt, welche würdig sind ihn zu fassen. Ob er gleich die glänzendste Hälfte seiner Laufbahn durchschritten hat, und nach allem Anschein künftig sich nicht noch weiter selbst übertreffen dürfte, so hat er doch das Alter nicht erreicht, wo eine strenge Kritik ihn verwundet, ohne zu bessern; mithin ist man, so lange sie ihm noch nützlich seyn kann, hinlänglich dazu befugt. Ueberdies berechtigt die örtliche Entfernung zu einer freimüthigen Offenherzigkeit, die man sich, in der Nähe, gegen das Genie nicht erlauben würde, und es tritt gerade das Gegentheil von dem bekannten Sprichwort ein: **Major e longinquo reverentia.** Was man nicht ohne Unschicklichkeit zu Paris dem berühmtesten, beredtesten und geliebtesten unserer Schriftsteller sagen würde, sagt man ganz höflich einem schottischen Baron von einem Ufer des Kanals zum andern. Aber diese Offenherzigkeit selbst hat Gränzen und der Mann, der sich durch zwanzig Meisterwerke unsterblich gemacht, verliert niemals die verdienten Vorrechte. Der Verfasser des St. Ronans-Brunnens und des Schlosses Woodstock ist immer der der Presbyteriäner und des Ivanhoe und man muß, indem man seine verunglückten jüngsten Geburten ihm in ihrer Nacktheit zeigt und, so zu sagen, vor seinen Augen zerlegt, ihn nicht zu boshaft nöthigen, über die Zeichen menschlicher Gebrechlichkeit zu erröthen. Es könnte nur einen Fall geben, wo alle diese Distinctionen, die man vielleicht überfein finden wird, die aber in unsern Augen zu der moralischen Seite der Kritik gehören, so schädlich als lächerlich werden würden, und wo die Wahrheit allein, hart, bitter, unerbittlich sprechen müßte. Dieser Fall ist der, wo ein Mann von Genie, aus unedlen Motiven, aus Geiz oder Unredlichkeit, schlechte Bücher schrieb, die zugleich als schlechte Handlungen zu betrachten wären, und, sey es, um seinen Haß auszulassen, sey es, um seine Schulden zu bezahlen, leichtsinnig oder wissentlich Thatsachen veränderte, Absichten entstellte, verläumdete, starke und große Generationen verkleinerte, mit einem Worte in einer unverdauten Compilation, seinen Vorurtheilen oder, was schlimmer noch ist,

seinem pecuniairen Vortheil zu Liebe, die Geschichte verfälschte. Wenn Voltaire, um das Christenthum anzugreifen, Textstellen verstümmelte und unterdrückte, gehorchte er dem Haß; aber, ob es gleich nichts weniger als philosophisch ist, zu hassen, so ist das wenigstens eine Leidenschaft, die, in einem gewissen Sinne, uninteressirt genannt werden kann. Walter Scott, in seinem Leben Bonaparte's, kann selbst nicht zu seinen Gunsten, ich will nicht sagen diese Entschuldigung, sondern diese Art von Erklärung anführen, die auf Pauls Briefe paßte: er ist, diesmal durch etwas weit einfacheres und noch gemeineres, als der Haß ist, getrieben worden: bei ihm ist es Berechnung und nicht Zorn gewesen. Er hat im Großen auf seinen Ruf speculirt und hat Europa mit einer Subscription die Taschen künstlich leeren wollen. Unglücklicherweise hat man im Voraus so etwas geahnet. Seit einem Jahre ungefähr wiederholen die Journale von Monat zu Monat die prunkende Anzeige und jeder fragt sich mit Mißtrauen, welche officiellen Documente, welche unterrichtete Personen Walter Scott zu Rathe gezogen, welche wichtige Privat-Mittheilungen er empfangen haben möge? Eine Reise von acht Tagen nach Paris, während welcher der discrete Verfasser sich fortdauernd im Vertheidigungsstande gegen alle Ausklärungen gehalten hat, die ihm entgegenkamen, hat niemanden von uns, Pariser Maulaffen, (badauds de Paris) wie er uns nennt, getäuscht. Die Geschichte erscheint endlich und bestätigt, ja übertrifft alle Zweifel und Vermuthungen. Oberflächlichkeit, Uebereilung, Unwissenheit, Untreue gegen die Wahrheit, ein Rest alten Hasses, nicht ein Zug von Talent, ein abscheulicher Ton und Geschmack — das ist der wahre und traurige Inbegriff des Ganzen. Daraus wird man denn nun wohl begreifen, warum wir mit einer so langen Einleitung begonnen. Wir fühlten die Nothwendigkeit, in den Augen unserer Leser und in unsern eignen, den Ausdruck der tiefen Verachtung zu rechtfertigen, den wir mehr als einmal über dieses erbärmliche Werk nicht werden zurückhalten können. Desto schlimmer übrigens für den Mann von Genie, der weder das Publicum, noch die Wahrheit, noch sich selbst achtet: er entbindet die andern von der Pflicht ihn zu achten."

„Sir Walter Scott hat vollkommen begriffen, daß die Geschichte Napoleons nicht, wie die eines obscuren Menschen, erst mit dem Tage seiner Geburt beginnt und daß, bevor man ihn in die Welt einführt, es nöthig und wichtig ist, den Schauplatz zu beschreiben, der bestimmt ist, ihn aufzunehmen, dieses achtzehnte Jahrhundert, dessen Meinungen er theilte, diese französische Revolution, deren Wirkungen er aufhielt und feststellte. Aber er hat die Sache als ein Schriftsteller begriffen, der sein Buch verlängern, nicht verständig schaffen will: deswegen hat er in seine Einleitung eine Menge Anekdoten, Witze, Berichte von Details, Auseinandersetzungen von religiösen und politischen Doctrinen und Sarkasmen eingepackt, die er bald gegen die Philosophen, bald gegen die Papisten schleudert; nirgends findet man die allgemeinen Ansichten, die den Historiker charakterisiren und in ihm Verständniß und Kenntniß seines Gegenstandes beurkunden. Man wird sich z. B. wundern, daß er die französische Revolution als mit dem Tode Robespierre's geschlossen betrachtet. Wir gestehen übrigens gern, daß wir, für unsere Person, über diesen Mißgriff nicht unzufrieden sind: denn wenn der fruchtbare Schriftsteller geahnet hätte, daß diese verdammte Revolution selbst nach der Schreckenszeit immer noch fortdauerte, so hätte er leicht in der Zerstreuung noch ein Paar Bände mehr aus seiner Feder laufen lassen können, und wahrlich ihre Zahl ist bereits recht ansehnlich.

(Der Beschluß folgt.)

Albrecht Dürer's Haus und Häuslichkeit.

Schwerlich verläßt wohl ein gebildeter Reisender, geschweige denn ein Kunstfreund, Nürnberg, ohne nach Albrecht Dürers Wohnung zu wallfahrten und mit ehrfurchtsvoller Erinnerung die Stätte zu betrachten, wo des großen Mannes mannichfache geniale Schöpfungen ins Leben traten. Das Haus liegt am Thiergärtnerthore und bildet die Ecke der nach Dürer genannten Straße. Es ist eben so spießbürgerlichen Ansehens, jedoch höher als das Haus Sachsische; besonders schaut der Giebel, mit einem kleinen Dachfenster, über die Stadtmauer weit ins Freie hinaus. Dieses Dachfensterlein ist eine Mahnung für alle böse Frauen, und man sollte dergleichen, wo sie sich vorfinden, hierher führen, und ihnen erzählen, daß der große Maler, so oft er von seiner zänkischen Ehehälfte, der schönen Agnes Frey, bis zum Unerträglichen gepeinigt wurde, sich unter das Dach hinauf flüchtete, und aus dem Fensterlein in Gottes weite Natur hinausschaute, um wieder Athem zu schöpfen und sich zu erholen.

Indeß war dies nur ein Palliativmittel, und die schöne Agnes Frey hatte wirklich die Genugthuung, ihren Ehemann zum Thiergärtnerthor hinaustragen zu sehen. (Er starb 1528 am 6. April 57 Jahre alt.) Einfach und rührend schreibt darüber Wilibald Pirkheimer, sein bester Freund: „Ich hab warlich an Albrechten der besten Freund einen, so auf Erdreich gehabt hab, verloren, und dauert mich nichts höher, als daß er eines so hartseligen Todes gestorben ist, welchen ich nach dem Verhängniß Gottes niemand denn seiner Hausfrau zusagen kann, die ihm sein Herz eingenagen, und dermaß gepeiniget hat, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht hat, denn er war ausgedorrt wie ein Staub, durft niendert keinen guten Muth mehr suchen, oder zu den Leuten gehn. Also hat das böse Weib sein Sorg, das ihm doch warlich nit Noth gethan hat. Zudem hat sie ihm Tag und Nacht zu der Arbeit härtiglich gedrungen, allein darum, daß er das Geld verdient, und ihr das lies, so er starb. Denn sie allweg hat verderben wollen, wie sie denn noch thuet, unangesehen, daß ihr Albrecht bis in die 6000 fl. Werth gelassen hat. Aber da ist kein Genügen, und in Summa ist sie allein seines Todes ein Ursach."

„Ich hab sie selbst oft für argwöhnisch sträflich Wesen gebeten, und sie gewarnt, auch ihr vorhergesagt, was das Ende hierron seyn wird, aber damit hab ich nit anders denn Undank erlangt. Dann wer diesem Mann wohlgewollt und um ihn geweßt, dem ist sie feind worden, das warlich den Albrecht mit dem Höchsten bekümmert, und ihn unter die Erden gebracht hat."

„Ich hab ihr seit seines Todes nie gesehen, sie auch nit zu mir wollen lassen, wiewol ich ihr dennoch in viel Sachen behülflich gewest, darum sie lieber weit von mir, denn um mich ist."

„Es soll ab einer lieber ein Bübinn, die sich sonst freundlich hielt, haben, denn solch nagend, argwöhnig und keifend fromm Frauen, bei der er weder Tag noch Nacht Ruhe oder Fried haben könnt."

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 129.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 212 Hamburg, Sonnabend den 18. August 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Napoleon's Leben,

von Walter Scott beschrieben.

(Beschluß.)

„Ueber ein solches Buch eine Kritik des Ganzen zu machen, hieß eine Zeit verschwenden: es genügt, um es in seiner Nichtigkeit zu zeigen, einige Stellen daraus auszuziehen. Glaube man übrigens nicht, daß wir daran denken, den Stoff zu erschöpfen. Das, was wir anführen, ist ohne Präjudiz für das, was wir nicht anführen. Wenn man alles das rügen wollte, was Falsches und Unrichtiges in den sechs Octavbänden ist, die wir vor Augen haben, so müßte man wenigstens sechs andere schreiben.

T. I. S. 53 u. folg. „Aufgenommen in die Gesellschaft der Adlichen und Reichen unter der Aegide der Toleranz, behaupteten Gelehrte und Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts darin keinen viel höheren Rang, als die Musiker oder dramatischen Künstler, unter welchen sich oft Menschen von Talent und von Ruf befunden haben, welche die besten Gesellschaften an sich ziehen, während der Beruf, welchem sie angehören, im Allgemeinen der Verachtung und der Demüthigung ausgesetzt bleibt." Ei, woran dachten denn die Herren von Montesquieu, von Buffon, von Saint-Lambert, von Vauvenargues, von Treffan, Helvetius, Genault, von Castellux, von Boufflers, von Condorcet, von Mirabeau, Vater und Sohn ꝛc., als sie nach dem Titel der Gelehrten und Schöngeister geizten? Wahrlich, auf diese Weise sah man viele alte Familie entehrt! „Die Damen von Stande, ob sie gleich den Gelehrten zuweilen ein Lächeln zuwendeten, und die betitelten Herren, ob sie sie gleich in ihren vertrauteren Kreis zogen, blieben darum doch nicht minder überzeugt, daß diese Menschen nicht aus so guter Erde geformt seyen, wie sie (from porcelain clay of earth)." Woran achten Sie denn, meine Damen Duchatelet, Tencin, Puisieux, d'Epinay ꝛc., so günstiges Lächeln an Wesen zu verschwenden, die aus so grobem Schlamm geschaffen waren? — „Unter dem drückenden Gewichte dieser demüthigenden Untergeordnetheit mußte wohl der Gelehrte zuweilen mit einem eifersüchtigen Auge die prachtvollen Paläste, diese reichbesetzten Tafeln, zu welchen zuzulassen man ihm die Gnade erwieß, mit seiner ärmlichen Wohnung, mit seiner magern Kost vergleichen." Die Schlösser zu Brede, Montbar, Ferney, Voré ꝛc. ärmliche Miethwohnungen! Fürwahrlich, mein Herr von Abbotsford, Sie sind nicht leicht zu befriedigen; aber vielleicht haben Sie sich erinnert, daß d'Alembert bei seiner Pflegerin eine Wohnung hatte, die er, beiläufig, weder gegen ein Entresol zu Potsdam, noch gegen ein schönes Quartier im Hotel Tencin vertauschen wollte. „Daher diese häufigen Untersuchungen über den Ursprung des Standesunterschiedes unter den Menschen, das System heftiger „Opposition gegen die bestehende Regierungsform, diese Berufungen auf „den Urzustand der Gesellschaft, diese Lobpreisungen der ursprünglichen „Gleichheit; daher diese sinnreichen Argumente, diese beredten Tiraden „zu Gunsten der wilden Unabhängigkeit der ersten Zeit." Bewundert ihr, liebe Leser! wohl nun den Einfluß der Miethwohnungen auf die menschlichen Gehirne und das Schicksal der Gesellschaft? (Ehrlicher Jean Jacque, möchten wir hinzusetzen, hat dir wohl von solcher Auslegung deiner geistvollen und hochherzigen Philosopheme im neunzehnten Jahrhundert geträumt?) „Die Patricier lasen diese Schriften und weihten ihnen gern jenes mitleidige Lächeln, das sie selbst den Träumen irgend eines fieberkranken Dichters nicht versagt haben würden." Glückliche Zeit für die Gelehrten! Kaum lächelten ihnen die vornehmen Frauen aus Gefälligkeit, so lächeln ihnen auch die großen Herren aus Mitleid zu; wenn die armen Teufel ein wenig Geist gehabt hätten, so hätten sie sich wahrlich todtlachen müssen. Ein wenig weiterhin, scheint inzwischen der Verfasser zu bedauern, daß die Nachsicht und der Schutz, den die Großen den Philosophen gewährten, oft bis zur gegenseitigen Vertrautheit ging; was wurde dann aus dem Mitleiden? „Jemehr das achtzehnte Jahrhundert vorrückte, „destomehr Wichtigkeit und Credit erlangten die Gelehrten. Gewiß ihres „Einflusses auf eine Gesellschaft, die nur durch sie die geistigen Freuden „genießen konnte, vereinigten sie ihre gemeinschaftlichen Prätentionen an „das, was man von nun an die Würde des Gelehrten nannte. In „dieser Beziehung überschritten sie bald alle Gränzen und äußerten, bis „in den Gesellschaftssaal ihrer Patrone, einen Meinungsfanatismus, „eine dogmatische Hochfahrenheit und eine Sprache, die den alten Fontenelle selbst zwang zu bekennen, daß er von dem Excess der Anmaaßung „betroffen sey, den man überall in der Gesellschaft wahrnehme." Der Verfasser hat sehr recht, zu sagen der alte Fontenelle: denn nach den düstern Farben, die er aufträgt, glaubten wir uns schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und Fontenelles wenn auch noch so ausdauernde Lebenskraft würde Mühe gehabt haben, dies Ziel zu erreichen. Müssen wir den Geschichtschreiber erinnern, daß dieser Philosoph im Jahre 1757 starb, und daß man, ohne einen groben Anachronismus, dem satyrischen Wort des geistreichen und feinen Greises nicht eine so bedeutungsvolle Auslegung geben kann? Doch das nimmt Walter Scott nicht so genau; und zwei Seiten weiter führt er, um die Immoralität des Jahrhunderts zu beweisen, die Denkwürdigkeiten der Madame Roland an, deren Ton er dem einer Buhlerin vornehmer Art vergleicht. „Einige Schriftsteller ersten Ranges, Montesquieu selbst, haben sich von ihren tiefen „Untersuchungen über den Ursprung der Regierungen und von ihren „philosophischen Abstractionen durch unzüchtige Erzählungen, geeignet, „die Leidenschaften zu entflammen, erholt." Sollte der witzige Scherz der Lettres persannes damit gemeint seyn? wäre es die fade und kalte Allegorie des Temple de Guide, woran die Zimperlichkeit des

presbyterischen Romanschreibers ein solches Aergerniß nimmt? Hätte er die schlechte Erzählung Arsace et Ismenie hervorgesucht, um das Recht zu haben, Montesquieu unter die unzüchtigen Erzähler zu rechnen? Und auch Rousseau! Rousseau angeklagt, den Anstand und die Sittlichkeit zu verletzen! — Doch wie sollten wir uns darüber wundern? Wenn Sir Walter Scott auf den Feldzug von Italien und den Briefwechsel Bonapartes mit Josephinen kömmt, so vergleicht er den glänzenden Styl dieser Briefe mit der Sprache eines arkadischen Schäfers und fügt die sonderbaren Worte hinzu, die man nur aus dem gerümpften Munde einer Lady am Theetische höchstens erwarten sollte: „Wir können nicht umhin zu sagen, daß in gewissen Stellen, „die wir gewiß nicht anführen werden, diese Correspondenz einen so un„zarten Ton hat, daß ein englischer Ehemann, trotz aller ehelichen Ver„traulichkeit, nie in einem solchen sprechen und eine englische Gattin nie „darin den schicklichen Ausdruck ehelicher Zärtlichkeit finden würde." Risum teneatis! — — —

„Jetzt, wo wir nun ein Pröbchen vom achtzehnten Jahrhundert nach Sir Walter Scott haben, mögen wir uns auch eine Idee der Schilderung machen, die er von der französischen Revolution entwirft:

„Sieyes Definition vom dritten Stande (tiers-état) machte „so großes Glück, daß die Notabeln forderten, die Deputirten desselben „sollten an Zahl den Deputirten des Adels und der Geistlichkeit zusam„men, gleichgesetzt werden und auf diese Weise die numerische Hälfte der „Abgeordneten der Reichsstände bilden." Aber jedermann weiß, daß die Versammlung der Notabeln sich gegen die Verdoppelung des dritten Standes aussprach und daß das Bureau, wobei Monsieur den Vorsitz führte, das einzige war, was für diese Maaßregel stimmte. Von so handgreiflichen thatsachlichen Irrthümern wimmelt das Werk. Wozu führt es überdies, einer Flugschrift eine Macht und Wirkung zuzuschreiben, die sie selbst nur der öffentlichen Meinung verdanken konnte? Es scheint, daß der Verfasser, in diesem Theile des Buches, sich vorgenommen habe, große Wirkungen aus kleinen Ursachen zu erklären, Volksaufstände durch die Allgewalt einer geheimen Casse, legislative Beschlüsse durch die Messer der Damen der Halle, die Parteienstürme durch Berechnungen der Furcht oder der Eitelkeit, die schrecklichen Zuckungen von 1793 durch das höllische Uebergewicht dreier Ungeheuer, Danton, Marat und Robespierre, die hier ungefähr die Rolle der geheimnißvollen Zwerge seiner Romane spielen. Das Kunststück war nicht leicht, und es ist dem Manne von Genie nicht gelungen, sich auch nur als Mann von Geist aus der Sache zu ziehen. Der arme Louvet, dem Walter Scott so übel will, und dessen romantische Einbildungskraft überall Complotte, Machinationen und Tücke erblickte, wußte die Dinge weit geschickter einzurichten und zeigte mehr Kunst, seinen Traum zu combiniren. Da Walter Scott die Vergleichungen bis zur Thorheit liebt, so wird er uns erlauben, auch eine zu machen und zu finden, daß seine Art, unsere Revolution zu begreifen und zu erklären, vollkommen der Weise gleicht, womit der Materialist Lamettrie den physiologischen Menschen aus dem Gewicht, den Hebeln, den Klappen und allen den groben Bestandtheilen eines gemeinen Mechanismus zu begreifen und zu erklären vermeinte. Cabanis, Louvet so ziemlich ähnlich, ging weiter als der mechanische Arzt und stieg zu dem zartesten Räderwerk der Organisation herab. Aber weder Cabanis noch Lamettrie würdigten im Menschen jene herrschende und tiefe Kraft, die ihm Leben und Seele giebt.

„Sir Walter Scott, haben wir gesagt, setzt den Schluß der Revolution in den Todesmoment Robespierres; aber es liegt nicht an ihm, daß sie nicht früher geendigt und die Vorschläge zu ihrer Unterdrückung, die er auseinandersetzt, würden, hätte man sie befolgt, nicht verfehlt haben, alles nach dem 14. Juli, wofür er aus Versehen den 12. setzt, wieder in Ordnung zu bringen. „Wir haben," sagt er, „von einem glaub„würdigen Augenzeugen, daß, während des Angriffs auf die Bastille „eine Stimme mitten im Haufen rief, daß das Regiment Royal„Allemand anrücke. Da zeigten sich die Meuterer augenblicklich „so geneigt, die Flucht zu ergreifen, daß sie sich gewiß zerstreut „haben würden, wenn ein Truppen-Corps erschienen wäre." Und anderwärts sagt er: „Es ist sehr wahr, daß, wenn der Ausfall der Schweizer „(am 10. Aug.) durch ein hinreichendes Corps Reiterei unterstützt „worden wäre, die Revolution an diesem Tage hätte beendigt werden „können." Und weiter: „Fünfhundert Männer, durch Rang und Muth „ausgezeichnet, fünfhundert — fünfhundert nur — von denen, die unter „Condé dürre Lorbern brachen oder von dem Mitleiden fremder Völ„ker lebten, damals (nach dem 10. Aug. und vor dem 21. Jan.) vereint in Paris, würden wahrscheinlich von den Einwohnern dieser „Stadt unterstützt worden seyn und, indem sie offen die Föderirten an„gegriffen, würde es ihnen vielleicht durch eine kecke Ueberraschung „(Coup de main) gelungen seyn, ihnen ihr Opfer zu entreißen." Und noch an einer andern Stelle sagt er: „Die Leichtigkeit, mit welcher „die Jacobiner durch die Sectionen (am 1. Prairial) zerstreut wurden, „bewies hinlänglich, wie möglich es in andern Epochen, mit Einigkeit und Entschlossenheit gewesen wäre, über das Verbrechen zu triumphiren. Wenn Lafayette den Jacobinerclubb offen und kühn angegriffen „hätte, so würde er nicht mehr Widerstand als diese jungen erhitzten „Leute erfahren haben und er hätte der Welt eine lange Reihe von „Gräueln erspart."

„Bis jetzt bildete man sich in Frankreich ein, die constituirende Versammlung, den Geist, der sie beseelte und die verschiedenen Parteien, die sich darin bekämpften, so ziemlich zu kennen. Nun aber haben wir neue und wichtige Offenbarungen, die wir dem schottischen Geschichtschreiber verdanken. Zunächst zeigt er uns, am Tage der ersten Sitzung, „Aller Augen geheftet auf die Deputirten des dritten Standes, die in „schlichter, ihrer niedern Geburt und ihren täglichen Be„schäftigungen angemessener Kleidung erschienen." Wir erfahren durch ihn, daß unter diesen so bescheiden gekleideten Repräsentanten sich viele Gelehrte befanden, „die man dazu berufen, weil man sie „als Anhänger von Systemen kannte, die größtentheils mit dem damaligen Zustande der Dinge unvereinbar waren; — daß anfänglich die „Gelehrten von den Advokaten und den Financiers, ihren Collegen, fer„gehalten wurden, aber endlich die Oberhand gewannen und entschiedene Re„publikaner wurden;" daß dennoch diese entschiedenen Republikaner, welche „von einer höhern Art und ehrenwerthern Gesinnungen waren," als die Jacobiner des Clubbs, diese die Wüthenden (enragés) nannten; daß nichts desto weniger in der Versammlung rasende Demagogen waren, mit dem Namen des Bergs bezeichnet; und daß, „wenn die „Jacobiner sich anstrengten, Mirabeau durch ihr Brüllen zu unterbrechen, dieser mit einer Donnerstimme schrie: Schweigt, ihr dreißig „Stimmen! und daß auf diesen Befehl der Vulkan sich wieder beruhigte ꝛc." Auf dieselbe Weise erfährt man aus Denkwürdigkeiten, die eine edle Lady über die Prinzessin Lamballe herausgegeben hat, daß in der Mitte der constituirenden Versammlung Robespierre eines Tages Barnave bedrohte, ihn guillotiniren zu lassen!

„Neben so großen Entdeckungen vernachlässigt gleichwohl Walter Scott die geringfügigsten Details nicht; er untermischt, mit Affectation seinen Styl mit französischen Redensarten und ist nicht minder glücklicher Forscher in diesem Punct, als in allen übrigen. „Die (constituirende) Versammlung schaffte alle Rang- und Standes-Unterschiede, „alle Wappen, bis auf den unbedeutenden Titel Monsieur und Madame

„ab, Redensarten der bloßen Höflichkeit, wenn man will, aber die, mit „mehreren ähnlichen verbunden, die gewöhnlichen Lebensverhältnisse ver„süßen und die Urbanität der Sitten unterhalten, die die Franzosen mit „dem glücklichen Ausdruck petite morale bezeichnen.“ Merken Sie sich dieses Wort beiläufig, meine Herren von der Akademie; und Sie alle, die Geschichte studieren, vergessen Sie nicht, daß die constituirende Versammlung die Titel Monsieur und Madame abschaffte. Sir Walter Scott sagt nicht, ob sie das Duzen decretirte.“

„Wir wollen für heute diese leichte aber auch leicht widerstrebende Kritik nicht weitertreiben. Ein andermal wollen wir das Leben Napoleons selbst vornehmen; aber die Beschreibung davon wird uns unglücklicherweise nicht Gelegenheit geben, unser erstes Urtheil zurückzunehmen und zu den Füßen des Genius ehrenvolle Abbitte zu thun, der so oft unsere aufrichtigen Huldigungen empfing. Wenn dieser Haupttheil des Werkes weniger abstoßende und kindische Abgeschmacktheiten enthält, so ist er dennoch nicht mit mehr Wahrheit und besonders nicht mit mehr Talent geschrieben. Ob es gleich eine Art von Unverschämtheit ist, nach einer Uebersetzung über den Styl zu entscheiden; so ist es dennoch unmöglich, nicht zu bemerken, daß Sir Walter Scott, wie zum Vergnügen und um sein Werk mit allen Lächerlichkeiten zu füllen, sich von einer sonderbaren Verkehrtheit hat leiten lassen. Niemand zweifelte bisher, daß der Verfasser des Lebens von Dryden und von Swift nicht die Gabe sinnreicher Vergleiche habe; nur traute man ihm Geschmack genug zu, um sie nicht ohne Maaß zu verschwenden und ohne Schicklichkeit anzuwenden. Die Vermuthung war aber zu günstig. Was eine Rede von Sancho Pansa im Punkte der Sprichwörter ist, das leistet die Geschichte Walter Scotts in Hinsicht auf Vergleiche. Alle die, welche er in seinem Verkehr mit den griechischen und lateinischen Classikern, mit den Reisenden und Dichtern des Tages, mit den Vogelfängern und Fuchsjägern, den Hirten und Wilddieben seiner Romane gesammelt hat, er häuft sie bunt auf einander in diesem Nothproducte, ungefähr so wie man im Augenblicke des Schiffbruchs Bagage und Reichthümer ins Wasser wirft. Medea, Minerva, Prospero, Robin-Hood, Zauberer, Jagdhunde, Windspiele, Raben, Tiger, die riesige Schlange Anaconda, der Outis von Homer, der Lope d'Aguirre, und der Thalaba von Southey, und dies bei solchen Ereignissen und solchen Menschen — nun urtheile man von dem bunten Gemengsel; wahrlich, es fehlt nichts noch daran als die Giraffe!“

Neue Denkwürdigkeiten des Prinzen von Ligne.

Eine Gesellschaft von Buchhändlern in Paris ist im Begriff, unter dem Titel: **Mémoires et mélanges historiques et littéraires du prince de Ligne**, eine Auswahl der zahlreichen und vielumfassenden Werke dieses berühmten Brüsselers herauszugeben, die vier Octavbände bilden wird.

In diesen Schriften findet man ein Document, im Jahre 1796 im Interesse der griechischen Nation entworfen. Es ist sehr interessant, zu bemerken, daß dieser Prinz damals ungefähr dasselbe an die Hand gab, was man jetzt zu thun Willens zu seyn scheint. Folgendes sind die Hauptstellen:

„Ich wollte,“ sagte er, „daß man in einem Augenblicke allgemeinen Friedens daran arbeitete, mindestens den Archipelagus den Händen der Muselmänner zu entziehen, indem man sie mit dem allgemeinen Unwillen bedrohte, den man mit den Waffen in der Hand bethätigen müßte, wenn sie nicht einwilligten. Nur einige nichtswürdige Paschas würden sich dadurch beeinträchtigt sehen; und, ihren vormaligen Gesetzen unterworfen, vielleicht mit einigen Veränderungen und Modificationen nach Zeit und Umständen, würden diese Inseln wieder werden, was sie einst gewesen.“

„Man müßte ihnen eine kleine Handels-Marine gestatten, und die Ausfuhr ihrer Weine und ihres Getraides würde sie bald wieder wohlhabend genug machen, um ihre bezaubernden Städte wieder aufzubauen, die die Dichtung oft den Göttern zum Aufenthalt anwies.“

„Wenn die Türken einmal wieder sich mausig machen, wie dies bisweilen geschieht, wenn einige gut christliche Höfe sie gegen andere aufhetzen, so würden die wiederum gegen sie losgelassenen Griechen, gut unterstützt, ihre erste Strafe oder Geißel seyn.“

„Ich würde zu Schutzherrn der griechischen Republiken und des Archipelagus den Kaiser von Rußland und die Republik Venedig ernennen.“

„Der Großherr müßte sich verpflichten, die mahomedanische Brut der Barbaresken und Seeräuber gegen einigen Tribut im Zaume zu halten, den die Griechen zu bezahlen übernähmen.“

„Das Volk würde schnell durch seine Freiheit wieder so stolz werden, wie es einst war.“

„Die Reise nach dem Archipelagus, von Mächten umgeben, die den Schatz desselben verbürgen, wird mit Sicherheit geschehen können; man wird Griechenland besuchen, wie noch vor wenigen Jahren Frankreich. Das wird den Griechen viel Geld eintragen; da sie ihre Tempel der schönen Götterlehre nicht mehr aufrichten können, so werden sie neue der Gastfreundschaft widmen. Man wird für alle Fremde prächtige Häuser bauen.“

„Die Erzbischöfe müssen Griechen von Geburt seyn. Ihnen wünschte ich die Erziehung der Kinder anvertraut zu sehen.“

„Die Griechen, geschickt und listig, und bezaubert, den Ketten entronnen zu seyn, werden Mittel finden, mit aller Welt in gutem Vernehmen zu bleiben, um nicht das kostbare Gut zu verlieren, das sie wieder errungen haben.“

„So wie Cicero und fast alle jungen Leute seiner Zeit, die man für die Wissenschaften bestimmte, so wird man wieder nach Griechenland wandern, um dort wahre Philosophie zu lernen, nämlich die des jedem Lande angemessenen Glückes. Der Weise, der sie lehrt, wird zu dem Unterthan einer Monarchie sagen: Trage nicht unsere Verfassung und Verwaltung, die nur für uns paßt, auf dein Land über. Ehre deinen Fürsten und strebe nicht nach Aenderungen und Neuerungen. — Und zu Allen überhaupt wird er sagen:

„Fliehet die Politik unserer Nachbarn der Türken, so wie der kleinen Reiche, wo Lügen, halbe Mittel und halbes Wollen an der Tagesordnung sind, und wo man über Alles einen Schleier wirft, um nur Ungewißheit zu verbreiten und der öffentlichen Meinung eine andere Richtung zu geben. Erwartet nicht die Ereignisse, sondern kommt ihnen zuvor, indem ihr sie schafft. Bestecht die Zeitungsschreiber nicht. Entfernt die Intriguanten. Errötet nicht in hellem Tageslichte zu erscheinen; zeigt eine feste und freimüthige Art zu handeln; es ist das Mittel alle Welt zu gewinnen. Seyd verschwiegen aber nicht geheimnißvoll. Verbergt ein unglückliches Ereigniß nicht, damit man sich nicht noch mehr einbilde, und damit man an das glückliche glaube, wenn eins eintritt; jagt die Ränkemacher fort und zieht nur die an Rang, in Handlungen und Aufklärung ersten Staatsbürger zu Rathe. Schließt keine Bündnisse, als um keine Feinde zu haben; aber rechnet nicht auf Freunde.

Verpflichtet euch ihnen nicht zu sehr, damit ihr sie ohne Verrath aufgeben könnt. Betrügt nicht, aber laßt euch auch nicht betrügen. Beleidigt nicht, aber laßt euch auch nicht insultiren; greift nicht an, aber laßt euch auch nicht angreifen."

Geschichte der Revolution Englands von Guizot.*)

Die Revolution in England war, vor der französischen Revolution, eins der größesten und wichtigsten Ereignisse in der neuern Geschichte Europa's. Herr Guizot hat jetzt, nachdem derselbe die Sammlung der, auf diese Zeitperiode sich beziehenden Originaldocumente durch den Druck bekannt gemacht hat, eine Geschichte derselben geschrieben. Seine Schreibart ist mehr philosophisch als dramatisch; auch zeichnet er sich in der Kunst aus, die verschiedenen politischen und religiösen Parteien, die sich die Oberherrschaft streitig machten, von einander zu scheiden und zu charakterisiren. Als Beweis für diese Behauptung kann man auf den Anfang des zweiten Theiles verweisen, wo der Verfasser zeigt, wie die Presbyterianer, nach dreijähriger Herrschaft, von den Independenten verdrängt worden sind. Nirgends noch sind die Ursachen dieser Versetzung der Gewalt mit mehr Scharfsinn und Geist dargelegt worden.

Die, eine zwiefache Reform, die der Kirche und die des Staates beabsichtigende Partei der Presbyterianer, verfolgte den einen ihrer Zwecke nicht mit demselben Eifer und gleicher Kraft als den andern. In Bezug auf Religion war ihr Glaube ein feuriger, ihre Lehren fest, auf das strengste deducirt und mit einander verknüpft; der Haß gegen das Bischofthum, die Herrschaft der Kirche durch, unter sich gleiche und in Einverständniß mit einander deliberirende Diener, bildeten ihr Symbol. Dies war das System, das sie um jeden Preis zum herrschenden machen wollte. In der Politik im Gegentheil waren, trotz der Roheit ihrer Handlungsweise und ihrer Sprache, ihre Ideen nur unbestimmt und vag und ihre Absichten und Plane gemäßigt: kein systematisches Glaubensbekenntniß, keine wahrhaft revolutionaire Leidenschaft herrschte vor; sie liebte die Monarchie und bekämpfte den König; sie respectirte die Prärogative, während sie danach strebte, die Krone unter ihre Gewalt zu bringen; setzte ihr Vertrauen allein auf die Gemeinen und hegte doch keinen Haß gegen die Lords; sie glaubte endlich nur eine legale Reform zu beabsichtigen und wünschte nichts weiter als dies.

So von widersprechenden Neigungen aufgeregt, bald fanatisch bald gemäßigt gestimmt, gingen die Presbyterianer im Gefolge politischer Reformatoren, der Repräsentanten der Nationalbewegung. Damals vermehrten sich auch die religiösen Secten bis ins Unendliche, als Independenten, Browniſten, Wiedertäufer, Quäker, Antinomiſten, Leute der fünften Monarchie ꝛc. ꝛc. Die Independenten allein besaßen eine einfache, dem Anscheine nach rigouröse Doctrin, die die festen Geister von Inconsequenz dispensirte: es war durchaus kein Widerspruch unter ihren religiösen und politischen Systemen; diese Partei hatte als Grund und Hauptmaxime die Gewissensfreiheit angenommen; und die Unermeßlichkeit der Reformen, die zu bewerkstelligen, sie sich vorgenommen hatte, die Ungewißheit selbst ihrer Absichten, erlaubten den verschiedenartigsten Menschen sich unter ihr Banner zu stellen. So konnte Harrington von einem Bunde der Weisen, Sidney von der Freiheit Sparta's oder Roms, Lilburn von der Wiederkehr der alten sächsischen Gesetze, Harrison von der Ankunft des Messias träumen: Republikaner oder Gleichmacher, Schwätzer, Vernünftler oder Schwärmer und Visionen habende, Fanatiker oder Ehrgeizige, alle wurden zugelassen, vorausgesetzt, daß sie von einem gleichen Hasse gegen die Ritter und die Presbyterianer beseelt waren.

Dies war die Secte, der Cromwell sich anschloß und deren er sich als eines Instruments bediente, alle die Hindernisse über den Haufen zu werfen, die ihn von der souverainen Macht trennten. Es ist leicht einzusehen von welchem großen Nutzen diese Analyse der Parteien zur Einsicht der Thatsachen seyn muß. In dieser Beziehung läßt das Werk des Herrn Guizot nichts zu wünschen übrig. Was dagegen die Kunst betrifft die Personen in die Scene zu setzen, findet man darin vielleicht nicht eine gleiche Vorzüglichkeit: man fühlt mit Bedauern allenthalben die Abwesenheit jenes poetischen Hauches, der die Berichte des Geschichtschreibers beseelen muß; diese Bemerkung ist vornehmlich auf den ersten Theil anwendbar. Im zweiten Theile erzählt der Verfasser mit mehr Details und in Folge dessen mit mehr Interesse. Der Prozeß und Tod Karls des Ersten sind mit aller der Ausführlichkeit und Anschaulichkeit dargestellt, die dieses große Drama erfordert; hier die letzte Scene desselben:

„An dem einen Ende des Saales (in Whitehall) führte eine, während der Nacht durch die Mauer gebrochene Oeffnung ebenen Fußes auf das schwarz umhangene Schaffott: zwei Männer, beide in Matrosentracht und verlarvt, standen neben dem verhängnißvollen Beile. Der König erschien, das Haupt hoch erhebend, mit seinen Blicken nach allen Seiten hin das Volk suchend, um es anzureden; aber die Truppen allein bedeckten den Platz, niemand konnte dem Schaffotte sich nahen.... Während er sprach, stieß Jemand an das Beil; er wendete aufs schleunigste den Kopf dahin, indem er sagte: „„Verderbt mir die Schärfe „des Beiles nicht, es wird mir sonst mehr Schmerz verursachen.““ Das tiefste Stillschweigen herrschte ringsum; er setzte eine Mütze auf und fragte, sich an seinen Henker wendend: „„Werden Euch auch meine „Haare im Wege seyn?““ — „„Ich bitte Eure Majestät, sie unter „Ihre Mütze zu stecken,““ erwiederte der Mann, sich verbeugend. Der König ordnete sie mit Hülfe des Bischofes auf diese Weise und fragte, gegen den Mann sich wendend, weiter: „„Sind meine Haare nun „gut?““ Hierauf nahm er seinen Mantel und den St. Georgsorden ab, gab den letzteren an den Bischof und sagte ihm: „„Gedenket meiner,““ zog sein Oberkleid ab, legte seinen Mantel wieder an, und, den Block anblickend, wendete er sich abermals mit den Worten an seinen Henker: „„Stellet ihn so, daß er ordentlich feststehe.““ — „„Er steht fest, „Sire,““ — „„Ich werde ein kurzes Gebet sprechen, und wenn ich „die Hände ausstrecke, dann....““ Er sammelte seine Gedanken, sagte mit leiser Stimme einige Worte zu sich selbst, hob die Augen zum Himmel empor, ließ sich auf seine Kniee nieder und legte sein Haupt auf den Block. Der Henker berührte seine Haare, um sie besser unter der Mütze zu bergen; der König glaubte, daß er zuzuschlagen im Begriff wäre. „„Wartet das Zeichen ab,““ sagte er. — „„Ich werde „es abwarten, Sire, nach Eurer Majestät Wohlgefallen.““ — Nach Verlauf einiger Augenblicke streckte der König die Hände aus, der Henker schlug zu und das Haupt fiel auf den ersten Schlag. „„Hier sehet „das Haupt eines Verräthers,““ rief der Henker nun, es dem Volke vorzeigend. Ein langes dumpfes Aechzen erhob sich rings um White-Hall; eine Menge Menschen stürzten nach dem Fuße des Schaffotts um ihre Taschentücher in das Blut des Königs zu tauchen. Zwei Corps Cavallerie, die in zwei verschiedenen Richtungen nach dem Schaffotte

*) Histoire de la révolution d'Angleterre, par M. Guizot. Deux vol. in 8vo. Chez Pichon-Béchet, quai les Augustins No. 47.

verdrängen, zerstreuten langsam den Haufen. Nachdem es nun um das Gerüst leer geworden, brachte man den Körper des unglücklichen Opfers hinweg. Der Enthauptete war bereits in dem Sarge eingeschlossen, als Cromwell ihn zu sehen verlangte; er betrachtete ihn aufmerksam und sagte, das Haupt mit seinen eignen Händen aufhebend, als wolle er sich versichern, daß es auch gewiß vom Rumpfe getrennt wäre: „dies „war ein Körper von guter Constitution, und der ein langes Leben „versprach.““

Die projectirte Verbindung des Ohio mit der Chesapeakbai.

Dieser Entwurf, den Ohio mit der Chesapeakbai durch einen Canal zu verbinden, berührt ganz besonders nah die Interessen der nördlichen Staaten, welche seit der Benutzung und Ausdehnung der Dampfschiffahrt auf dem Mississippi und dem Ohio in dem Grade, wie sie jetzt Statt findet, den Handel der westlichen Staaten in einen andern Canal abgeleitet und sich entzogen sehen: es ist daher natürlich, daß diese Frage in den Städten um die Chesapeakbai, welche sich eine so wichtige Handelsverbindung zu erhalten wünschen und daher so sehr dabei betheiligt sind, vielfach erörtert wird. Es sind darüber mehrere Vorschläge zur Sprache gekommen und verschiedene kleine Schriften, in deren einer, in Baltimore herausgekommenen, die Idee, die Verbindung, statt mittelst eines Canals, durch eine Eisenbahn zu bewerkstelligen, für die man in Baltimore sehr eingenommen ist und die, wie es scheint, zur Ausführung kommen wird — näher auseinandergesetzt wird. *) Es werden darin offizielle Angaben zum Grunde gelegt und dann die Kosten und Vortheile einer Eisenbahn und eines Canals gegen einander abgewogen.

Gegen den Canal werden angeführt: Der Mangel und die zunehmende Abnahme des Wassers (die der zunehmenden Auslichtung der Wälder zugeschrieben wird); die vielen Schleusen, die erforderlich sind, (398 nach dem Plane der Ingenieure) und der daraus entstehende Zeitverlust; die lange Zeit im Jahre, in welcher die Schifffahrt durch Frost gehemmt wird; und die Ungesundheit desselben während des Herbstes in dieser Breite. Diese Schwierigkeiten, meint der Verfasser, würden kein Einwurf gegen denselben seyn, wenn man ihn nicht durch etwas Besseres ersetzen könnte. Es hätten diejenigen, welche zuerst auf diese Idee geleitet, allerdings großes Verdienst. Aber die menschlichen Kenntnisse wären in stetem Fortschreiten; was man mit Mühe für einen Zweck gesammelt, werde später oft für einen andern angewandt, weil man schon etwas Besseres ausgefunden; und so gehe es auch hier, denn die Data, die man zu der Anlegung eines Canals gesammelt, hätten nun dazu gedient, um den Berechnungen zum Grunde gelegt zu werden, woraus sich die Vorzüglichkeit des letztern Plans ergebe.

Die Resultate dieser ausführlichen Berechnungen, welche der Verfaßer vorlegt, sind nun folgende: Statt der Länge von 390 englischen Meilen, welche ein Canal von Baltimore nach dem Ohio haben müßte, würde eine Eisenbahn, weil sie eine geradere Richtung einschlagen kann, nach dem gemachten Vorschlage nur 250 Meilen lang werden. Ein solcher Canal würde nach dem geringsten Anschlage auf 12 Millionen Dollars zu stehen kommen; die Eisenbahn dagegen nur auf 5 Millionen. Die Canalgelder würden von Baltimore bis Pittsburg auf 5 Dollar 85 Cents die Tonne (2240 Pfund englisch) Waaren zu stehen kommen; die Weggelder auf der Eisenbahn dagegen nur auf 2½ Dollar. Die jährliche Einnahme an Weggeldern wird zu 750,000 Dollars berechnet; wenn davon 300,000 Dollars 7prozentige Zinsen des angelegten Capitals abgezogen werden, so bleiben 450,000 Dollars für Reparaturen und zur Vertheilung als Gewinn über. Die Zeitersparung wird wie folgt angeschlagen: Die Zeit, die ein Boot bedarf, um den Canal zu passiren, ist 214½ Stunden; auf der Eisenbahn bedarf es deren nur 62½ Stunden.

Die beabsichtigte Eisenbahnstraße, von welcher hier die Rede ist, ist nicht die erste in den Vereinigten Staaten und auch nicht die einzige projectirte. Die erste Eisenbahn ward am 7. October v. J. im Staate Massachusets eröffnet. Sie führt von Quincy, dem Geburtsorte des jetzigen Präsidenten Quincy Adams, nach Boston Neck (1½ Meilen) und dient vorzüglich, um Quadersteine aus den dortigen Steinbrüchen an den Brocklyn-Landungsplatz zu schaffen, wo sie dann zu Schiffe nach Bunker-Hill gehn, um bei dem Bau des großen Befreiungsmonuments gebraucht zu werden. Ein Pferd zieht beiläufig auf dieser Straße 21 Tonnen (42,000 Pfund); sie ist so dauerhaft und zweckmäßig eingerichtet, daß man sie auch in England nicht besser findet. Unter den entworfenen Planen zu Eisenbahnen verdient besonders der angeführt zu werden, womit man jetzt umgeht, von Boston aus eine solche bis an den Hudsonfluß zu führen, um sich auf diese Weise mit dem großen Meisterwerke der Amerikaner, dem Erie Canal, in Verbindung zu setzen.

Zum Schluß noch einige aus jener Schrift entlehnte Notizen über Eisenbahnen im allgemeinen, die zwar, da sie englischen Schriftstellern entnommen sind, für Kenner Bekanntes enthalten, gleichwohl nicht ohne Interesse gelesen werden möchten.

So lange die Neigung einer Eisenbahn, diejenige von 27½ Fuß auf die englische Meile nicht übersteigt, so wird sie einer wasserrechten gleich gerechnet, geht sie aber über dies Verhältniß hinaus, so fordert die Fortschaffung bergan einen größern Aufwand von Kräften und bergab einen mindern. In England nimmt man an, daß ein Pferd auf einer Eisenbahn wenigstens eine achtmal so schwere Last ziehen kann als auf der besten Chaussee. Auf einer wagerechten Eisenbahn rechnet man zehn englische Tonnen (ungefähr 20,000 Pfund) für eine Pferdeladung. Auf einer Bahn, welche eine Neigung von 55 Fuß auf die englische Meile hat, rechnet man, daß ein Pferd 17 bis 20 Tonnen bergab und 9 bergan ziehen würde. In dem Repertory of Arts ist ein besonderer Fall aufgeführt, wo ein sehr starkes Pferd bei einer Neigung von 45 Fuß 21 Wagen mit 37½ Tonnen bergab zog und mit 5½ Tonnen zurückkehrte. Die Kosten einer doppelten Eisenbahn variiren in England von 2000 bis 6000 Pf. St. Die von Manchester bis Liverpool in großem Maaßstabe projektirte Bahn, wovon der Weg 66 Fuß breit werden und 4 Paar Eisenbahnen haben sollte, wurde mit dem Ankauf des Landes, Bau von Speichern, Dampfmaschinen u. s. w. zu 12,000 Pf. St. die Meile angeschlagen; die Doppelbahn also ungefähr 6000 Pf. St. Im Durchschnitt scheint man 4000 Pf. St. zu rechnen, und wenn alle neuern Verbesserungen mit in Anwendung kommen und auf Extraausgaben gerechnet werden muß, 5000 Pf. St. anzunehmen. In andern Ländern, wo Alles nicht so theuer ist, wie in England, würde die Anlage bei weitem nicht so hoch zu stehen kommen. In England sind ungefähr 2000 Meilen Eisenbahn fertig und viele neue Wege noch in der Anlage begriffen.

*) Am 9. April wurde zu Marietta eine Cantonsversammlung gehalten, um die zu nehmenden Maaßregeln in Erwägung zu ziehen, in Gemeinschaft oder in Mitwirkung der kürzlich gebildeten „Baltimore und Ohio Eisenbahngesellschaft“ Marietta zu einem Punkte auf dieser Bahn zu machen; so wie auch zu dem Zweck, um wo möglich mit Hülfe der beabsichtigten Verbesserung der Schifffahrt des Muskingumflusses eine Verbindung jener Eisenbahn zu Lande und zu Wasser mit dem großen Ohio-Canal zu bewerkstelligen.

Medicinische Versuche.

Der Gegenstand dieses Aufsatzes ist Leibesbewegung in ihrer Beziehung zur Gesundheit im Knaben- und im Jünglings-Alter.

Bei unsrer Abhandlung über die für diesen Lebensabschnitt nothwendige Diät, machten wir keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern; aber in dem vorliegenden Falle ist dieses höchstwichtig, daher der Gegenstand denn in zwei Abtheilungen zerfällt: 1) Betrachtung der Leibesbewegung, in so weit sie auf die Erhaltung der Gesundheit von Knaben und Jünglingen Bezug hat; 2) Betrachtnahme der Leibesbewegung in Bezug auf die weibliche Constitution. Eine jede dieser Abtheilungen soll in 3 Abschnitte zerlegt werden, in deren erstem wir das Wieviel der Leibesübung, in der zweiten die vortheilhafteste Zeit dazu, und in der dritten die bestgeeigneten Arten derselben anzugeben uns bestreben werden.

Von der Leibesübung, als ein Mittel zur Erhaltung der Gesundheit bei Knaben und Jünglingen. Es ist eine allgemein angenommene Meinung, daß man sich in dem Lebensabschnitte, den man das Knaben- und das Jünglingsalter nennt, nicht zu viel Bewegung machen könne; wenn wir aber bedenken, daß der Körper, sowohl bei dem Knaben als beim Jüngling, in einem Zustande allmähligen Wachsthums ist, daß täglich neue Theile hinzukommen, die noch der Festigkeit ermangeln, um heftige Anstrengungen ertragen zu können, so dürfen wir nicht anstehen, das Irrige dieser Meinung zu bekennen. Andrerseits aber ist der Erhaltung der Gesundheit bei allen jungen Wesen nichts schädlicher, als ein steter ruhender Zustand. Wenn man die Zahl und die Kraft der bewegenden Organe des menschlichen Körpers, die von dem Willen geleitet werden, die große Stärke der Flechsen und Biegmuskeln, und die Leichtigkeit, womit dieselben die örtliche und die fortrückende Bewegung bewirken, erwägt, so werden nur wenig Argumente erforderlich seyn um selbst denjenigen, der am wenigsten nachdenkt, zu überzeugen, daß ein Zustand steter Ruhe unnatürlich, und Bewegung oder Leibesübung für die Erhaltung der Gesundheit unumgänglich nöthig ist. Es kömmt folglich sehr darauf an, auszumitteln, wieviel Uebung der Körper ohne große Strapaze ertragen kann; und obschon die Anstrengung nicht immer ein sicherer Maaßstab von der zu vielen Leibesübung bei Knaben und Jünglingen ist, so sollte diese Uebung doch nicht zu oft in diesem Umfange geduldet werden. Besonders vorsichtig sollte man hierin bei schnell aufwachsenden Knaben und bei solchen seyn, die für ihr Alter hoch aufgeschossen sind; denn bei diesen ist die schnelle Ausdehnung der beweglichen Organe mit Mattigkeit, oft mit bedeutender Schwäche verknüpft, und eine zu heftige körperliche Anstrengung von Jünglingen solcher Art hat schon oft schlimme, ja manches Mal tödtliche Folgen gehabt. Gewiß, wie auch der körperliche Zustand beschaffen seyn mag, so ist die Leibesübung nur dann heilsam, wenn sie in gewissen Gränzen bleibt. Ist es auch nicht nothwendig, daß eine Leibesübung, die heftig ist, plötzlich abgebrochen wird, so sollte sie doch allmählig gemäßigt, oder vielmehr in ihrem Charakter geändert werden, um dem Körper und dem Geiste eine neue Spannkraft zu geben. Was jedoch das Wieviel der Leibesübung, die der Körper zu ertragen vermag, betrifft, so ist die Ermüdung nicht immer ein sicherer Wegweiser; denn der Ungestüm und das Feuer, die den jugendlichen Jahren eigen sind, spornen die Jugend zu Anstrengungen an, deren nachtheilige Folgen sich erst dann kund geben, wenn die geistige Aufregung, die sie veranlaßte, zu wirken aufhört, wenn der Körper Eindrücke verspürt, gegen die er unempfindlich war, so lange der Anreiz zu der Kraftanwendung bestand. Deshalb muß Erfahrung den Eifer der Jugend zügeln, so oft derselbe sich dahin neigt, Anstrengungen zu machen, die die Stärke des Individuums übersteigen; und die Aeltern sollten, statt Knaben und Jünglinge zu Versuchen, die über ihre Kräfte gehen, zu ermuntern, sie lieber bedächtig davon zurückhalten. Man wird uns vielleicht entgegnen, daß das, was wir da sagen, nicht mit dem stimme, was von dem Gymnasium der Griechen und von dem Campus Martius der Römer bekannt sey: darauf erwiedern wir aber, daß diese Uebungen nicht von langer Dauer waren, und daß diejenigen, die darin excelliren sollten, förmlich dazu aufgezogen und von Kindheit an vorbereitet wurden, so daß sie ohne Gefahr Dinge verrichten konnten, wobei andre drauf gegangen seyn würden.

Bei dem jetzigen Zustande der Gesellschaft dürfte zu wenig Bewegung doch noch schädlicher seyn als eine heftige und lange anhaltende. In hocheivilisirten und üppigen Zeitaltern findet sich selten eine Anregung zu großen körperlichen Anstrengungen, aber die entgegengesetzten Ursachen zu Krankheiten, sitzende Lebensweise, sind mehr zu fürchten. Keine Erziehungsmethode ist der Gesundheit so nachtheilig als diejenige, die eine lange anhaltende sitzende Beschäftigung für Knaben und junge Leute unter dem Alter der Mannbarkeit vorschreibt. Das Resultat ist ein geschwächter Ton der festen, und ein Verderben der Verdauungs-Organe, was denn den Grund zu Unverdaulichkeit, zu Hypochondrie und zu einer Menge andrer ähnlicher Leiden legt. Dieses zeigt sich täglich auf den Universitäten bei Studirenden, die zuweilen 10 bis 14 Stunden lang arbeiten, und so in die Periode übergreifen, die nach einer weisen Einrichtung für den Schlaf und zur Erfrischung des erschöpften Körpers bestimmt ist. So wie das Oel der mitternächtlichen Lampe sich verzehrt, untergräbt der Student seine Lebenskraft; und während er sich in der Einbildung an dem Preise erlabt, der die Frucht seines Fleißes seyn soll, stellt ihm die Blässe seiner Wange, sein eingefallenes Auge, seine zitternde Hand das Prognosticon des Schicksals, das Byron von einem andern beschreibt, der auch ein Opfer übermäßiger Anstrengung geworden ist:

„Die Wissenschaft selbst, vernichtete ihren Lieblingssohn. Ja, sie ließ dich zu sehr deiner Lieblingsbeschäftigung sich hingeben: sie streuete den Saamen aus, aber der Tod erndtete die Früchte."

Rousseau versichert, die Literaten seyen unter allen Menschen die kränklichsten und die unglücklichsten; inzwischen ist es wahrscheinlich, daß dieses seinen Grund mehr in ihrer sitzenden Lebensweise als in ihrer geistigen Anstrengung hat, weil ein gleiches Leben auch bei Nichtgelehrten das nämliche Resultat herbeiführt und sie tiefsinnig, grämlich und vor der Zeit alt macht. Die Arbeit eines Schneiders, eines Schusters oder Webers ist weniger ermüdend, als die eines pflügenden Bauern; aber gerade die Art der Arbeit des letzteren, ihre Verrichtung in freier Luft, und die körperliche Bewegung ist der Gesundheit ersprießlich; wohingegen die sitzende Beschäftigung der ersteren leicht Krankheiten herbeiführt. Deshalb ist es höchst wichtig für Knaben und Jünglinge und wer sonst zu einer sitzenden Lebensweise gezwungen ist, die gymnastischen Uebungen anzurathen, die jüngst in England eingeführt worden sind und glücklicherweise mit ein Zweig des Erziehungswesens zu werden beginnen. Indessen ist die Nichtbeachtung eines damit in Verbindung stehenden Umstandes schon oft Knaben von zarter Constitution schädlich geworden; wir meinen das Bloßstellen des transpirirenden Körpers in einem kalten Luftzuge. Ein großer Theil des Vortheils, den die Gesundheit von der Bewegung hat, ist von der gemeinschaftlichen Wirkung der Hautverrichtungen und jener der Organe des Athmens abhängig, folglich der Fluß der Ausdünstung wohlthätig; ruhet man dann aber, so ist die Blosstellung der Oberfläche in einem kalten Luftstrome, oder das Trinken kalter Flüssigkeiten gleich gefährlich, und die Größe der Gefahr steht mit dem Umfange der Anstrengung im Verhältniß. Deshalb sollten diejenigen, die sich heftige Bewegungen machen, entweder damit allmählig bis zu einem milderen Grade nachlassen, oder, falls sie plötzlich davon abbrechen,

sich in einem warmen Zimmer die Haut mit Flanell abtrocknen und gut getrocknete reine Wäsche anlegen. Was jedoch das Wieviel der Bewegung, die man sich ungestraft machen kann, überhaupt betrifft, so kömmt dabei alles auf die Gewohnheit an; denn jemand, der nach dem Marsch einiger wenigen Meilen vor Müdigkeit umsinken möchte, kann es dennoch leicht dahin bringen mit weniger Beschwerde einen ganzen Tag, ja mehrere Tage nacheinander zu gehen; und man kann die wundersame Biegsamkeit, die Vollkommenheit der Beweglichkeit, die Muskelstärke, und die Kraft anhaltende Anstrengungen auszuhalten, die der Körper zu erlangen im Stande ist, wie die Operntänzer, die Ringer und andre es darthun, nicht sehen, ohne überzeugt zu werden, daß eine Leibesübung nicht allein zur Gesundheit unumgänglich nothwendig ist, sondern daß auch das zarteste Individuum durch eine vernünftige Behandlung der körperlichen Kräfte allmählig dahin gelangen kann, sie ohne Beschwerde zu verrichten, ja den Körper so zu stählen, daß er zu jeder Anstrengung in dem Maaße fähig wird, wie die Umstände es erfordern. Daher ist es unsre Pflicht, solche Uebungen, die die Förderung der Gesundheit bezwecken, als einen Zweig der physischen Erziehung anzuempfehlen und auf deren Nothwendigkeit aufmerksam zu machen; und als Ermunterung dazu dürfen wir noch hinzufügen, daß sie, während sie der Gesundheit nützen, auch zugleich dem Körper Eleganz und Anmuth geben.

Was aber die beste Tageszeit der Leibesübungen betrifft, so kömmt es dabei sehr auf die Beschaffenheit des Körpers, den Gesundheitszustand und die vorherige Lebensweise des Individuums an. Für Knaben und Jünglinge, die bei guter Gesundheit sind, sind die Morgen und die Abende am besten zu dergleichen Uebungen, denn am Morgen ist der Körper, vom Schlafe genährt und gestärkt, kräftig und munter, und der Geist theilt die Frische des anbrechenden Tages. Demnach vermag der Knabe, der festen Trittes und unbefangenen Gemüthes den Morgenthau abstreift, weit eher mit einer Fähigkeit und Empfänglichkeit, die Nutzen davon erwarten läßt, zu den geistigen Beschäftigungen nach der Schule eilen, als derjenige, der erst spät das Bett mit der überfüllten Schulstube vertauscht, und den man etwa in der Glut der Mittagssonne sein bischen Bewegung machen heißt. Wenn aber der Zustand der Gesundheit oder andre Umstände es verhindern, die Leibesübung am Morgen vorzunehmen, so sollte sie bis zum Abend ausgesetzt bleiben, was überhaupt hinsichtlich aller heftigen Anstrengungen rathsam wäre. Der Morgen paßt sich schlecht zu großem Kraftaufwande, weil der erschöpfte Körper dann untauglich für die Verrichtungen des Tages wird; des Abends aber wird auch die Uebung, die leicht angreift, einzeln selbst über die Gebühr getrieben, verhältnißmäßig unschädlicher durch die Erholung und Ruhe, die unmittelbar darauf folgt. Auf Schulen für ältere Knaben aber und auf Universitäten, wo am Abend gearbeitet werden muß, ist der Morgen ohne Zweifel die beste Zeit zu Leibesübungen, sey es nun im Reiten oder im Spazierengehen.

Nun wollen wir eine kurze Musterung der verschiedenen Leibesübungen vornehmen, und sehen, welche Wirkungen eine jede auf die Gesundheit hat.

Spazierengehen. Dieses ist, aus einem allgemeinen Gesichtspunkte als eine Beihülfe zur Erhaltung der Gesundheit genommen, die beste Art Leibesübung, die es giebt, wenn der Körper stark genug ist, um eine mäßige Strapaze zu ertragen. Es setzt nicht allein die Muskeln der unteren Gliedmaaßen, sondern auch die des Arms und mehrere der größesten und wichtigsten des Rumpfes in Bewegung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Bewegung dieser Muskeln gewissermaaßen zu der peristaltischen Bewegung der Eingeweide mithelfen und so zu der Regularität des Körpers beitragen mag, ohne welche die Gesundheit nicht bestehen kann. Sobald dem Spazierengehen ein schweres Athemholen, Herzklopfen oder Brustweh folgt, sollte es eingestellt werden. Seit Kurzem ist es Mode geworden, die Knaben nach gewissen Regeln gehen zu lassen: aber so vortheilhaft ein kleidsamer und abgemessener Gang auch in dem Punkte seyn mag, daß er eine leichte und gefällige Haltung giebt, so gewinnt die Gesundheit doch wenig dabei, denn der Körper arbeitet sich dabei sicherlich weniger aus, als bei den Sprüngen und regellosen Bewegungen der ungekünstelten und natürlichen Lust. Das Spazierengehen, als eine Bewegung zur Förderung der Gesundheit genommen, muß bei der Jugend so lange fortgesetzt werden, bis sich ein Gefühl der Ermattung einstellt; und um es zu verlängern, ist es räthlich, die Aufmerksamkeit durch eine Folgereihe neuer Ideen zu zerstreuen, indem man mit der Gegend wechselt, wo die Uebung vorgenommen wird.

Das Laufen. Wird es nicht mit einem Male zu lange fortgesetzt, so befördert es die Respiration und folglich die Gesundheit. Bei manchen Knaben erzeugt diese Uebung jedoch Schmerzen in den Gegenden der Scham, Herzklopfen und schweres Athmen: aber selbst diese Inconvenienzen sind durch allmählig wiederholte aber gemäßigte Anstrengungen zu beseitigen, nur muß die Uebung nicht gleich nach dem Essen vorgenommen werden. Knaben von zarter Constitution, besonders solche, die engbrüstig und dem Nasenbluten unterworfen sind, sollten nie ihre Stärke im Rennen versuchen, selbst nicht einmal mit mäßiger Schnelligkeit lange laufen, weil eine plötzliche und gefahrvolle Erschöpfung die Folge davon seyn kann; und sollte eine starke Ausdünstung eingetreten seyn, so muß deren plötzliche Niederschlagung dadurch verhindert werden, daß man im Gehen bleibt, bis sie sich wieder verloren hat.

Das Tanzen. Dieses ist eine gesundere Leibesübung als das Rennen, weil es weniger angreifend ist und ohne Befürchtung einer plötzlichen Erschöpfung länger fortgesetzt werden kann. Sie wird auch durch die Aufheiterung wohlthätig, die der Geist durch die Musik und die angenehme Gemeinschaft mit dem schönen Geschlechte erhält, und es ist eine von den Uebungen, die man selbst dann genießen kann, wenn der Körper vorher schon angegriffen war, wie man es häufig in den Ländern sieht, deren Bewohner diesem Vergnügen ergeben sind. So wird ein Trupp schottischer Bauern, wenn sie auch von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang im Felde gearbeitet haben, nach der Musik eines wandernden Fiedlers die ganze Nacht hindurch tanzen, ohne irgend eine Müdigkeit zu verrathen; und in Westindien läuft ein Neger, nachdem er den ganzen Tag unter einer tropischen Sonne gearbeitet, angetrieben von Liebe und Vergnügungslust, 10 bis 12 Meilen weit, um ein Tänzchen zu machen, und kehrt so munter, als hätte er die ganze Nacht auf seiner Pritsche geruhet, am nächsten Morgen zu seinem Tagewerk zurück. Wir können uns nicht entbrechen bei dieser Gelegenheit unser Bedauern darüber zu äußern, daß die Tanzlehrer gewöhnlich so wenig Geschmack haben, daß sie die Handlung nur auf die Füße und Beine beschränken, während die andern Körpertheile vernachlässigt bleiben. Auch ist es zu beklagen, daß die Tyrannei der Mode die Abwechselung ausschließt, deren diese Leibesübung fähig ist; und daß sie gewöhnlich in überfüllten, durch eine Menge brennender Lichter und Lampen, die die Luft versetzen, erhitzten Zimmern statt findet, so daß die Lungen bei der, durch die Bewegung gereizten stärkeren Respiration nicht das gehörige Quantum reiner Luft einathmen können. Um recht gesund zu seyn, sollte das Tanzen nur in freier Luft, oder doch in geräumigen, gutgelüfteten Sälen statt finden.

Das Reiten. Diese Leibesübung trägt zur Erhaltung der Gesundheit bei und ist außerdem eine ergötzliche Recreation. Sie erlernt sich am besten in jungen Jahren, und nur im Knabenalter kann man sich die Kunst, ungezwungen, mit Anstand und Festigkeit zu Pferde zu sitzen, zu eigen machen, so daß man nicht als eine schwankende Last im

Sattel, sondern als ob man dem Thiere angewachsen wäre, erscheint. Die heilsamen Wirkungen dieser Art Uebung zeigen sich am deutlichsten bei gehemmter Respiration, Schwäche der Verdauungsorgane und Nervenleiden. Ob man langsam oder schnell reiten soll, darüber muß die Leibesbeschaffenheit und der Gesundheitszustand des Reiters entscheiden. Ein hartes Trottiren ist immer schädlich bei Anlagen zu Lungenübeln, und nach mechanischen Principien auch da, wo Brüche zu befürchten sind.

Das Schwimmen. Dazu sollte jeder Knabe angehalten werden, sowohl seiner Nützlichkeit als seiner wohlthätigen Wirkungen auf die Gesundheit wegen. Als Leibesübung setzt es sowohl der oberen als der unteren Glieder Muskeln in Thätigkeit, dehnt die Brust aus, und vermehrt die gesammte Kraft des Körpers. Beim Baden ist das Schwimmen von Nutzen, weil es den Badenden in den Stand setzt, sich ohne Furcht kopfüber ins Wasser zu stürzen, was den Andrang des Blutes zum Kopfe verhindert, der oft da statt findet, wo man bei niedriger Temperatur langsam ins Wasser geht. Doch darf diese Uebung nicht zu lange fortgesetzt werden, auch sollte man keinen Knaben ins Wasser gehen lassen, wenn er ein Frösteln empfindet. In diesem Falle sollte er laufen oder sich sonst eine Bewegung machen, bis die Außenseite des Körpers wieder eine gehörige Wärme hat; oder er sollte auch, ehe er baden geht, erst eine kräftige Mahlzeit halten; nie aber muß derjenige, der durch Strapazen angegriffen, oder in Folge von Unmäßigkeit unwohl ist, sich ins kalte Wasser stürzen. Die erste Wirkung der Kälte auf die Oberfläche des Körpers ist ein Zurückdrängen des Blutes von Außen nach Innen, wodurch es sich dort also anhäuft; sind jedoch das Herz und die größeren Blutgefäße bei gehöriger Kraft, so werden sie durch diese temporaire Anhäufung nur zu einer mächtigen Reaction gereizt und das Blut wird wieder mit einer Kraft zur Oberfläche zurückgeworfen, die stark genug ist, die kleinsten oben auf liegenden Gefäße anzuschwellen und durch die Reizung, die so den Hautnerven mitgetheilt wird, eine Gluth oder Wärme der Haut zu erzeugen. Auf das Baden sollte immer eine solche Gluth folgen; denn geschieht das nicht, so ist es möglich, daß die Anschwellung der inneren Gefäße deren Häute sprengt und einen Schlag herbeiführt, wenn die Hirngefäße ungewöhnlich überladen sind.

Das Rudern. Obgleich eine sitzende Beschäftigung, ist sie doch heilsam durch die Anstrengung, die sie erfordert, und durch die Zahl der Muskeln, die dabei in Thätigkeit gesetzt werden.

Das Schlittschuhlaufen. Dieses ist eine sehr gesunde Winterübung, doch steht sie dem Spazierengehen oder Laufen nach, und ist die Bewegung auf dem Eise sehr schnell und gegen Nordostwind, so leidet das Athemholen leicht darunter und es stellen sich katharralische Uebel ein.

Das Ballspiel. Ist als Gesellschaftsbelustigung, die eine gewisse Geschicklichkeit und Handfertigkeit erfordert, eine sehr beliebte Unterhaltung der Jugend. Sie zeichnet sich vor vielen andern dadurch zu ihrem Vortheil aus, daß die dabei vorkommenden Abwechselungen die Heftigkeit der Anstrengungen mildern, indem mehrere Ruhepunkte eintreten.

Das Fechten. Ist auch eine ganz gesunde Bewegung, obgleich sich dieselbe meistens auf die Faust und den Vorderarm beschränkt.

Das Wurfscheibenspiel. Dieses, der Discus der Alten, ist für jedes Alter paßlich; und werden abwechselnd beide Hände gebraucht, um die Scheibe zu werfen, so erlangen die Muskeln des Vorderarms und der Faust eine große Stärke dadurch. Das Gewicht der Scheibe muß nothwendiger Weise mit dem Alter und der Stärke des Spielers in Verhältniß stehen, denn sonst werden die Muskeln, statt gekräftigt zu werden, verrenkt und es tritt Entzündung ein. Inzwischen vermehrt sich die Stärke, wie bei jeder andern Anstrengung, durch die Uebung dermaaßen, daß man zuletzt die schwersten Gegenstände mit Leichtigkeit und wohin man will zu werfen vermag.

— Da hätten wir denn ein Verzeichniß von mehreren gesunden Leibesübungen; und wenn auch nie vergessen werden darf, daß keinerlei Bewegung heilsam ist, wenn nicht dabei gewisse Gränzen gehalten werden, so sind wir doch auch versichert, daß ihr Betrieb, als wirkliche Zweige der Erziehung, in unsern Zeiten von großem Nutzen seyn würde. Keine körperliche Geschicklichkeit kann den Mangel an geistiger Fähigkeit ersetzen; aber die ehrgeizige Jugend gelangt auch zu dieser am ersten, wenn sie einen Theil ihrer Zeit auf körperliche Uebungen verwendet, weil diese den Leib kräftigen und die Gesundheit erhalten.

Ueber das Xanthopikrit (Zanthopicrite) ein neues vegetabilisches Pigment.

Die Hrn. Chevallier und S. Pelletan nennen so eine krystallisirte Substanz, die sie aus der Rinde von **Xanthoxylum caribaeum** (Caraibisches Zahnwehholz) erhalten haben. Wenn man dieselbe mit Alcohol ausgezogen, und den Extract mit etwas wenigem Wasser, welches einen rothen Färbestoff auszieht, ausgewaschen hat, scheidet man mittelst Aether daraus eine harzige Substanz. Der Rückstand giebt nun, wenn er wieder in Alkohol aufgelöst wird, durch die freiwillige Verdunstung Krystallgruppen in divergirenden Nadeln, die seidenartig sind, und eine gelbe, ein wenig m's Grünliche spielende Farbe haben, welche selbst bei langem Aussetzen an die Luft sich nicht verändert. Diese Krystalle, oder das Xanthopikrit, sind in Wasser leicht auflöslich, noch leichter in Alkohol, aber gar nicht in Aether; sie haben einen sehr bittern zusammenziehenden Geschmack, welcher Absonderung des Speichels erregt, sind geruchlos und ohne Wirkung auf die Reactionspapiere. Wenn sie in einer Glasröhre erhitzt werden, so verflüchtigen sie sich zum Theile, und zum Theile werden sie zersetzt, wobei sich die Producte vegetabilischer Substanzen bilden. Die wässerige Auflösung des Xanthopikrits ist gelb; die thierische Kohle scheidet den Färbestoff ganz daraus ab; aber siedender Alkohol entzieht ihn ihr wieder. Die meisten Reagentien fällen ihn nicht, wenn sie mit Wasser verdünnt sind; nur einige wenige thun dies, wenn ihre Auflösung concentrirt ist; er löst sich aber beim Zusatze von Wasser wieder auf. Eine sehr kleine Menge Goldauflösung reicht hin, ihn ganz auszufällen; die Verbindung, welche sich dabei bildet, ist in Alkohol und Ammoniak auflöslich. (Polytech. Journal.)

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 213 Hamburg, Mittwoch den 22. August **1827**

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Erinnerungen aus der Türkei.

(M. vergl. Nr. 207 d. Bl.)

Die Amtspflichten eines Haratschy-Baschi sind, wenn mit gewohnter Strenge ausgeübt, von so drückender und tyrannischer Art, daß sie unter den Beschwerden, welche die Griechen als Ursache ihres Aufstandes wider das ottomannische Joch angeben, oben an stehen. Die Kopfsteuer wird von jedem Rayah verlangt, wenn er des Rechtes nicht verlustig gehen will, sein Haupt auf dem Rumpfe zu behalten. Ihr jährlicher Betrag ist nicht von Belang, sie muß aber sehr pünktlich entrichtet werden, wogegen der Zahlende einen Schein, Haratsch genannt, erhält, den er stets bei sich tragen muß, um ihn den zahlreichen Agenten und Garden des Haratschy-Baschi, die Tag und Nacht die Straßen durchziehen und die Rayahs nach ihrem Haratsch fragen, vorzeigen zu können. Fehlt dieser Schein, wie unvermeidlich auch die Ursache dazu seyn mochte, so ist Einkerkerung, schwere Geldbuße und die Bastonade die Folge davon.

Unter der Administration meines menschlichen und gutmüthigen Freundes des Haratschy-Baschi's geschah die Eintreibung der gedachten Steuer mit solcher Milde und Liberalität, daß man die drei Jahre, während welcher er sein Amt bekleidete, das goldne Zeitalter der Rayahs zu Constantinopel und seiner Dependenzien nennen könnte. Die Menschen sahen auch das Wohlthätige seines Systems so gut ein, daß sie ihn mit Geschenken überhäuften, die im Werthe bei weitem den Betrag dessen überstiegen, was er bei der Anwendung gewaltsamer Erpressungen würde gewonnen haben. Ich fand an ihm einen der aufgeklärtesten Türken in der Hauptstadt und geizte recht sehr nach seiner belehrenden Unterhaltung, aus der ich über jeglichen Gegenstand der damaligen Lage der Türkei weit mehr erfuhr, als aus allen meinen andern Quellen insgesammt. Er war ein eifriger Anhänger der Politik seines Freundes und Gönners des Großvezirs Kior-Ali-Pascha, der sich stets für ein enges Anschließen an England erklärte, und ließ oft die folgende Aeußerung hören: „Obgleich wir uns gerade nicht zum Dank für den guten Willen, den Ihr für uns habt, verpflichtet fühlen, weil wir den Grund davon einsehen, so liegt es doch dermaaßen in dem Interesse der beiden Nationen, ein gutes und herzliches Vernehmen mit einander zu unterhalten, daß alles aufs sorgfältigste vermieden werden muß, was den freundschaftlichen Verkehr im geringsten unterbrechen könnte. Wenn, Jshallah! ich Großvezir werde, so werde ich stets bemüht seyn, diese Politik dem Sinne des Sultans einzuprägen."

Unter dem Vielen, was er mir erzählte, um die Weisheit der politischen Grundsätze seines Gönners, des Vezirs, ins rechte Licht zu stellen, ist auch folgende Anekdote, die interessant genug ist, um hier mit den eignen Worten des Erzählers einen Platz zu finden:

„Eines Tages, wo der Vezir, sich von der Ermüdung einer langen und angreifenden Debatte erholend, seine Pfeife rauchte, aber die Minister und anderen Großbeamten, die an den Geschäften des Morgens mit Theil genommen hatten, noch um ihn waren, trat ein ihm persönlich bekannter armenischer Glasfabrikant ins Gemach, warf sich vor ihm nieder, ging dann demüthig auf ihn zu und küßte den Saum seiner Kleider. „Nun, Du alter Bekannter, Carabett, was ists, das Dich hieher führt?„ redete der Vezir ihn an. — „Ich komme," antwortete Carabett, „Ihnen eine kleine Probe dessen, was meine Fabrik jetzt zu leisten fähig ist, zu Füßen zu legen, und Sie zu bitten, solche als ein Zeichen meiner unterthänigen Ergebenheit anzunehmen, um sich dabei dann und wann zu erinnern, daß das Haupt Ihres Sclaven stets nach Ihrer Gnade schmachtet." Damit langte er aus seiner großen Brusttasche einen Krystallbecher hervor, der der englischen Arbeit so nachgebildet war, daß sich kein Unterschied auffinden ließ. „Mashallah!" rief der Vezir aus, indem er den Becher in die Hand nahm und ihn untersuchte, „wenn das Deine eigne Arbeit ist, so bist Du ein äußerst gescheuter Kopf;" darnach gab er ihn den Umstehenden, die sich alle in ein lautes oft wiederholtes Lob über Carabetts Geschicklichkeit ergossen. Als der Becher aber am Ende wieder in die Hände des Vezirs kam, so schleuderte er ihn zum Fenster hinaus, daß er in tausend Stücke zersplitterte; dann wandte er sich an den hierüber ganz bestürzten Carabett, und sagte: „Sollte es mir je wieder zu Ohren kommen, daß Du Dich überhebst, anderes als bescheidenes türkisches Glas anzufertigen, so sey versichert, daß ich Dein verwegenes Trachten in einer Weise heimsuchen werde, daß Dir die Möglichkeit, wieder in einen solchen Irrthum zu verfallen, vergehen soll. Für dieses Mal hast Du nicht gewußt, was Du gethan hast, deshalb verzeihe ich Dir und will Dir selbst Deinen verkehrten Eifer belohnen;" und damit reichte er dem Armenier, der nicht wußte, ob er auf dem Kopf oder auf den Beinen stehe, und der nur mit Mühe den Weg zur Thür fand, eine Goldbörse hin. Dieser Auftritt setzte alle so in Erstaunen, daß eine Stille von mehreren Minuten darauf folgte. Endlich aber wandte sich der Beilektschi-Effendi (Handelsminister) an den Vezir, und sagte, er sey von der überlegenen Weisheit alles dessen, was er thue, so überzeugt, daß er von ihr Nutzen zu ziehen wünsche; da ihm nun aber der Grund zu dem, woron er eben Zeuge gewesen, nicht klar sey, so bitte er den Vezir, daß er geruhen wolle, ihm darüber Licht zu geben. Der Vezir erwiederte, es wundere ihn sehr, wie ein Mann von seiner Einsicht dieserhalb noch in Zweifel seyn könne, und fuhr dann folgendermaaßen fort: „Was würde wohl aus der Türkei werden, wenn die fremden Nationen nicht dabei interessirt wären, sie aufrecht zu erhalten? Weshalb ist England uns befreundet? Meinen Sie aus bloßem Wohlwollen? Gewiß nicht! Wenn wir, durch die Ausbildung unsrer Fabriken und Manufakturen, es dahin bringen, der seinigen entbehren zu können, so vernichten wir mit einem Male das

Band, das es an uns fesselt, und es wird ihm dann völlig einerlei seyn, ob wir oder die Russen zu Constantinopel regieren. Die Engländer sind eine kaufmännische Nation, deren Freundschaft wohl eine Bewerbung verdient, weil ihre Industrie und Ueberlegenheit zur See sie zum mächtigsten Volke der Welt gemacht hat. Wer seine Märkte ihren Waaren offen hält, darf darauf rechnen, von ihnen mit dem letzten Schusse vertheidigt zu werden. Wer ihnen aber diese nämlichen Märkte verschließt, gegen den werden sie ihr sämmtliches Geschütz richten." — So sprach dieser einäugige aber doch fernsichtige Vezir, und man muß bekennen, er sprach avec connaissance de cause."

Unter der zahllosen Dienerschaft, die die Ehre hat, in den Mauern des Serails eingeschlossen zu seyn, um persönlich den Pascha zu bedienen, ist der Berber Baschi oder Hauptbarbier der Favorite, dem, vermöge der Art seines Amtes und des in ihn gesetzten Vertrauens, am ostesten das Ohr des Sultans offen steht. Er ist dadurch im Stande, großen Einfluß auf Staatsangelegenheiten auszuüben, und sein Geschäft hat in den Augen der Menge eine so hohe Wichtigkeit, daß sich der Ehrgeizige wie der Reiche und selbst die, so schon in Macht und Ansehen stehen, um seine Gunst bewerben. Man kann auch in der That behaupten, daß wenige Ernennungen geschehen, wozu er nicht mitgewirkt, und daß wenige Dienstentlassungen vorfallen, ohne daß er dazu die Veranlassung gewesen. Er ist ein Zwischen-Agent zwischen dem Sultan und den Stellenbewerbern; er setzt die Preise für die Aemter fest und erhält Geld und Geschenke für jede Machtverleihung. Es läßt sich denken, daß ein solcher Handel einträglich ist und nicht geringen Nutzen abwirft; aber obgleich er zu Reichthümern gelangt, die andre verleiten möchten, nach den höchsten Aemtern im Staate zu trachten, ist er durch die Erfahrung belehrt, nur in seiner untergeordneten Lage Sicherheit zu suchen, daher er sie auch nur gezwungener Weise aufgiebt, wozu es jedoch selten kömmt, es sey denn, daß er sich einer groben Vernachlässigung seiner Pflichten schuldig mache. Die meisten der Vezire, Minister, Paschas, Gouverneure ꝛc. verdanken ihre Aemter dem Einfluß des Berber Baschis. Selbst Halett-Effendi, der jüngst noch mächtige Favorit, kam erst durch ihn zur Kunde des Sultans. Zu Haletts Glück mußte gerade damals, als er in der Meinung des Sultans zu steigen begann, sein Gönner sterben, und durch seinen Einfluß auf die Wahl eines Nachfolgers des verstorbenen Barbiers wußte er sich gegen die Gefahr, die Gunst des Monarchen mit einem Nebenbuhler theilen zu müssen, sicher zu stellen. Aber mit Halett stürzten nachher auch alle diejenigen, die durch seine Empfehlung Aemter erhalten hatten, und unter diesen auch der Berber Baschi, dessen Nachfolger nun im vollen Besitz des Vertrauens des Sultans zu seyn scheint. Ob das Publicum bei dieser Veränderung sehr gewonnen hat, das wird man aus Folgendem beurtheilen können.

Die sechs Brüder Duz-Oglu gehörten zu den Wenigen, die das Glück genossen hatten, sich schon seit langer Zeit an der Sonne der kaiserlichen Gunst zu wärmen. Von Geburt Armenier, waren sie in dem Amte, das ihr Vater eine lange Zeit inne gehabt, dem Titel nach als Unterdirectoren, in der That aber als wirkliche Directoren der kaiserlichen Münze bestätigt worden. Ein jeder von ihnen hatte einen Jahrgehalt von 6000 Piastern, ohne irgend einige Sporteln; dennoch wußte es alle Welt, daß sie zusammen einen Aufwand von wenigstens 600,000 Piastern jährlich machten.

Die Classe der durch die Gewalt der Waffen unterjochten Unterthanen des Sultans, deren gemeinsame Benennung Rayahs ist, muß sich jedes äußeren Luxus enthalten und darf nicht einmal ein Zeichen des Reichthums kund geben; deshalb wird ihr Anzug auf den Straßen sorgfältig und vollkommen durch ein weites Ueberkleid von dunkelblauem Tuche verdeckt; ihre Calpacks oder Mützen dürfen nur von schwarzem astrachänschen Pelzwerke gemacht seyn und nicht über eine polizeilich vorgeschriebene Größe hinausgehen. Sogar ihre Häuser dürfen sich nach Außen in keinem Glanze zeigen und müssen, so wie auch ihre Böte dunkelbraun oder schwarz angestrichen seyn; und wehe dem Rayah, der sich auf einem reichgezäumten schönen Pferde blicken ließe!

Die Gebrüder Duz-Oglu waren allmählig von der Beachtung dieser Restrictionen abgewichen; die Ungestraftheit machte sie kühn genug, öffentlich einen Reichthum zu zeigen, der weit über ihre sichtlichen Mittel ging, und jedes neue Zeichen der kaiserlichen Gnade, das sich in Geschenken von Pferden, Zobelpelzen ꝛc. kund gab, schwellete ihren Stolz an und verringerte ihre Rückhaltung. Die sämmtlichen Brüder lebten in Gemeinschaft in einem großen und prachtvollen Pallaste an den Ufern des Bosphorus, dessen innere Verzierung und Möblirung, so wie die Anlagen von Gärten und Lustwäldern auf großen Terrassen hinter demselben, ihnen einige Millionen Piaster gekostet hatten. Alle Umstände hatten sich vereinigt, diese Familie zu einer Bedeutung zu bringen, daß sie, selbst von ihrer eignen Nation, als deren Oberhaupt angesehen ward; und mit Recht war sie vom Publicum geachtet und von allen, die persönlich mit ihr bekannt waren, hochgeschätzt. Ich hatte oft Gelegenheit mit einem der Brüder, Carabett Tschelby, zusammen zu treffen, und es entspann sich eine vertraute Freundschaft zwischen uns. Nie habe ich jemand gekannt, für den ich eine aufrichtigere Hochachtung gehegt hätte, noch jemand, der in seinem Wesen und Handeln mehr ein Gentleman gewesen wäre, als er. Der Leser dürfte hier wohl denken, daß ein Mann, dessen legitime Existenzmittel auf ein jährliches Einkommen von 6000 Piastern beschränkt sind, und der doch jedes Jahr achtzehnmal so viel aufgehen läßt, dabei an der Spitze eines Etablissements, wie das Münzwesen einer Regierung ist, steht, sich Dinge müsse haben zu Schulden kommen lassen, die ihn uns aus dem Kreise einer scharfbegränzten Achtungswürdigkeit hinausstoßen und ihn der Werthschätzung eines jeden rechtlichen Mannes unwürdig machen. Darauf habe ich aber zu erwidern, daß, obgleich die Art des Geschäftes der Duz-Oglu's von der Art war, daß es wohl den Anschein hatte, als sey es die Quelle ihres Reichthums, damit doch auch viele große und nichtverwerfliche Mittel, sich Vortheile zu machen, verknüpft waren, so daß man sich genöthigt sah, so lange nicht eine Unrechtlichkeit erwiesen war, das Beste von der Sache zu denken, um so mehr, wenn man sah, daß sie des Vertrauens aller türkischen Minister, ja indirect der Gunst des Sultans selbst genossen, und daß der Werth der häufigen Geschenke von diesem schon die Kenntniß, daß sie sehr reich seyn mußten, voraussetzte.

Bis 1818 lebten die Duz-Oglu's im Glanze und tiefer Sicherheit. Um diese Zeit hatte die Machtgewalt des Halett Effendi ihren höchsten Gipfel erreicht; aber dieser Mann, der mit dem emsigsten Bemühen die Kunst studierte, seinen Herrn zu gängeln, ward wieder selbst von einem boshaften und verschlagenen Juden gegängelt, der in manchen geheimen Geschäften sein Geld-Agent war und ihn zu mancher Grausamkeit aufhetzte. Diesem Juden nun gelüstete nach dem Amte der armenische Brüder, sobald er sah, daß seine desfallsigen Intriguen ihn zum Zweck führen konnten. Er machte sofort von allen ihm zu Gebote stehende Mitteln Gebrauch, und es gelang ihm, einen der Vertrauten unter Duz-Oglu's Arbeitern bei der Münze auf seine Seite zu bringen, der dann durch Geld oder große Versprechungen bestochen, ihn in den Besitz von geschmiedeten oder wirklichen Thatsachen setzte, durch die er nun den Halett zu einer förmlichen Anklage der Armenier beim Sultan zu bewegen suchte. Der Anschlag gelang noch über die Erwartung des Juden, der es nur auf eine Dienst-Entlassung der Duz-Oglu's abgesehen hatte. Ueber die vier ältesten Brüder ward das Todesurtheil gesprochen

die beiden jüngeren, worunter mein Freund Carabett, und die sämmtlichen Frauenzimmer wurden verbannt, das Eigenthum von allen aber ward confiscirt. Die Ausführung dieses harten Beschlusses ging mit der Eilfertigkeit vor sich, die jedem Ausspruche eines orientalischen Despoten folgt. Die vier älteren Brüder wurden früh Morgens in ihren Betten überfallen und an den Pfosten ihres Hauses aufgehangen, die übrige Familie aber ward eiligst eingeschifft und nach Brussa, in Klein-Asien, abgesandt, ohne etwas anders mit sich nehmen zu dürfen als die wenige Kleidung, die sie in der Hast anzulegen vermochten. Die gesammte häusliche Einrichtung, eine kostbare Garderobe, Juwelen, Pfeifen von hohem Werthe, prächtige Pferde ꝛc. ward in Auction gegeben und im Vergleich dessen, was diese Dinge gekostet, für ein Spottgeld verkauft. Das Haus nebst allem Zubehör ward dem Juden, dem Urheber dieser Katastrophe, geschenkt, das Amt eines Münzdirectors aber ward dem Armenier, seinem Hülfsgenossen, zu Theil, weil der Sultan nicht zu bewegen gewesen war, solches einem Chefut *) zu übertragen.

Ein Hauptbeweggrund, durch den Halett Efendi den Grimm des Sultans wider die Duz-Oglu's aufzuregen gewußt hatte, war seine sowohl auf den Schein, als auf geheime Aussagen des verrätherischen Agenten gegründete Ueberzeugung, daß dieselben sich durch Unterschlagung der dem Sultan zugehörigen Münzen ungeheure Reichthümer müßten gesammelt haben. Man hatte geglaubt, ja es war sogar versichert worden, sie hätten große Schätze in eisernen Kisten in Gewölben unter ihren Terrassen liegen. Des Sultans habgieriges Gemüth konnte der Versuchung nicht wiederstehen, sich in den Besitz von Reichthümern zu setzen, die er in jeder Beziehung als ihm zugehörig ansehen zu können meinte; er ärgerte sich aber nicht wenig, als nach mehrtägigem emsigen Suchen weder die gehofften eisernen Kisten, noch die Gewölbe, worin sie verborgen seyn sollten, zum Vorschein kommen wollten.

Die erste Handlung des Sultans, die der Ungnade von Halett Efendi folgte, war ein Befehl, dem jüdischen Banquier den Kopf abzuschlagen und sein ganzes Vermögen zum Besten des kaiserlichen Schatzes zu confisciren. Der neue Berber Baschi, von dem ich schon gesagt habe, daß er dem Schützling von Halett Efendi folgte, und der noch heutiges Tages festen Fuß in den geheimen Conseils des Sultans hat, äußerte sich hinsichtlich der Duz-Oglu's in einer ganz anderen Weise als die des in Ungnade gefallenen Günstlings gewesen war. Auf seine Verwendung wurden die beiden verbannten Brüder und die weiblichen Mitglieder der Familie im Jahr 1823 zurückgerufen, erhielten zu ihrem Unterhalte eine monatliche Pension von 500 Piastern angewiesen, und wurden wieder in den Besitz ihres Hauses am Bosphorus mit der kostbaren Einrichtung, die der Jude, ihr Verfolger, darin gemacht hatte, gesetzt. Ueberdem rechnet man stark darauf, daß sie, früher oder später, wieder bei der Münze werden angestellt werden.

Im Frühjahr von 1813 ward mir ein Glück zu Theil, um das mich die ältesten fremden Bewohner der türkischen Hauptstadt hätten beneiden mögen; ich erhielt nämlich Gelegenheit, zu den inneren Gemächern des Serails zu gelangen und eine Privatzusammenkunft mit dem Sultan zu haben. Dieses dürfte denen, die mit der strengen Etikette des ottomannischen Hofes bekannt sind, unglaublich scheinen, deshalb und da die Particularitäten schon an und für sich ganz interessant sind, will ich meinen Lesern hier Bericht abstatten, wie sich die Sache zugetragen hat.

Ein Mann aus Genf war mit einer goldnen und emaillirten Vase, ungefähr einen Fuß hoch und verhältnißmäßig weit, auf deren Deckel eine sehr künstliche Mechanik angebracht war, nach Constantinopel gekommen, um sie hier zu verkaufen. Auf die Berührung einer an dem Deckel angebrachten Feder, erhob sich schnell ein Baum und breitete seine Zweige aus, auf deren einem zwei Vögel saßen, die ihre Flügel bewegten und dazu sangen. Am Fuße des Baumes saß eine Alte, die spann, und ein Mann, der die Flöte bließ, nach deren Melodie nicht weit davon ein Mädchen, in deren Nähe eine Ziege grasete, tanzte.

Da der für dieses Spielwerk geforderte Preis zu hoch war, als daß man darauf rechnen konnte, daß ein Privatmann ihn je anlegen werde, so beschloß man, es dem Sultan zum Kauf anzubieten, und dieser verstand sich auch dazu, es wenigstens zu sehen, und setzte dazu Tag und Stunde fest. Da sich über das ausschließliche Eigenthumsrecht des Kunstwerks ein Streit zwischen dem Schweizer und seinem Gefährten erhoben hatte, so war von der Behörde, der man die Sache zur Schlichtung vorgetragen, entschieden worden, es solle vorläufig der Kanzelei irgend einer fremden Gesandtschaft in Depot gegeben werden. Dem Director dieses Bureau's nun war der Auftrag zu Theil geworden, die in Rede stehende Vase zu überbringen und ihm deren künstliche Verrichtungen zu zeigen. Ein vertrauter Freund von mir und der türkischen Sprache nicht mächtig, that er mir den Vorschlag, ihn zu begleiten, sowohl zu meinem eignen Vergnügen, als um ihm vorkommenden Falles als Dollmetscher von Nutzen zu seyn. Ein Offizier des Serails holte uns zu der angesetzten Zeit ab. Wir bestiegen zu Tophana sein Boot, und fuhren nun rund um das Serail hin zu einer ungefähr eine (englische) Meile darüber hinaus liegenden Einfahrt, was, wie wir hernach sahen, das äußerste Ende der Serail-Gärten war. Wir schlenderten ganz gemächlich die prachtvollen Orangen- und Citronen-Alleen, die eben in voller Blüthe standen und rund umher einen köstlichen Duft verbreiteten, entlang. Die freien Plätze zwischen den zahlreichen Alleen waren mit vielem Geschmacke zu Blumenbeeten benutzt, die eine Einfassung von Myrthen und blühenden Rosen hatten. Ich hatte oft gehört, die Gärten des Serails seyen im englischen Styl angelegt; ich fand aber, daß, wenn in England der wohlberechnete, elegante und reiche Styl von diesen nachgeahmt werden könnte, man ihn dort sicherlich nach irgend einer entsprechenden zauberischen Scene aus den arabischen Mährchen benennen würde. Unser Weitergehen ward plötzlich durch das Erscheinen eines Bostandschi (Garten-Oberaufseher) gehemmt, der auf uns zugelaufen kam und schon von weitem seinen Säbel schwenkte, wovon unser Führer sogleich die Bedeutung begriffen zu haben schien; denn er ergriff sofort meinen Gefährten und mich bei den Armen und rannte, uns mit sich fortziehend, aus dem Fußpfade fort hinter ein Gebüsch, wo er uns fast athemlos die Auskunft gab, der Sultan komme eben des Weges her, den wir verlassen hätten. Wenige Minuten darnach sahen wir denselben auch, ganz ruhig und nur mit sich beschäftigt, einherschreiten, die Hände auf dem Rücken und in diesen, nach morgenländischer Sitte, eine Schnur ächter oder aus Perlmutter nachgebildeter Perlen haltend. Fast 20 Minuten, nachdem er uns aus dem Gesichte verschwunden war, kamen einige Pagen zu unserm Versteck und zeigten unserm Führer an, wir könnten nun, ohne Gefahr, dem Sultan zu begegnen, unsern Weg fortsetzen. Am Ende gelangten wir zu einer Menge kleiner Gebäude, mehr einer Gruppe von Sommerwohnungen, als einem regelmäßigen Hause ähnlich, wo wir verschiedenen weißen Eunuchen übergeben und von diesen durch zwei kleine Vorzimmer in ein geräumiges inneres Gemach geführt wurden, in dessen Mitte sie uns stehen ließen, als sollten wir die uns umgebende Pracht recht mit Muße und im ungestörten Anschauen betrachten. Längs drei Seiten der Halle, in der wir uns befanden, zog sich ein mit weißem Satin überzogener und reich mit Gold und Perlen gestickter Sopha hin. In gleichen Entfernungen auf

*) Es ist dieses ein arger Schimpfname, der den Juden von allen Türken gegeben wird.

diesem Sopha lagen mit dem kostbarsten weißen Hermelin besetzte Satin-Pelze von verschiedenen Farben. Aus diesem eigenthümlichen Umstande folgerten wir, daß wir uns in einem der Hauptwohnzimmer des Sultans befanden. Das Täfelwerk und die Lambris waren dick vergoldet und der Fußboden bestand aus kleinen Marmorfliesen von verschiedener Farbe, die wie Mosaikarbeit, doch ohne ein besonderes Muster zu bilden, geordnet waren. Rund um das Gemach, ungefähr in der halben Höhe zwischen der Flur und der Decke, befand sich eine Art Gallerie, wie man sie wohl in den großen Londoner Buchhandlungen sieht, aber so durch ein vergoldetes Gitterwerk versteckt, daß man von unten von den Personen, die sich auf derselben befinden mochten, nichts zu sehen im Stande war. Das ließ uns vermuthen, daß der Harem in der Nähe seyn müsse und mit der Gallerie in Verbindung stehe, damit die Frauen des Sultans unbemerkt irgend einem Schauspiel zusehen könnten, bei welchem Männer gegenwärtig wären. Deshalb rechneten auch wir darauf, bald der Ehre theilhaftig zu werden, in ihrer unmittelbaren Nähe zu seyn.

Fast nach einem halbstündigen Warten öffnete sich hinter uns, dem Eingange, durch den wir gekommen waren, gerade gegenüber, eine kleine Thür und der Sultan trat allein herein und ging raschen Schrittes auf uns zu. Er fragte, ob wir Türkisch sprächen und als ich dieses durch eine Verbeugung bejahete, sagte er, der Sultan habe ihn hergeschickt, um eine Vase zu sehen, die wir mitbrächten. Aus dieser Aeußerung mußte ich vermuthen, daß es sein Wille sey, wir sollten thun, als erkennten wir ihn nicht; deshalb benachrichtigte ich meinen Gefährten davon in französischer Sprache und sagte: „**C'est le Grand Seigneur, mais ne paroisser pas y faire attention.**" Der Sultan sah mich hierauf mit einem Ausdruck an, als wollte er mir zu verstehen geben, daß ihm die französische Sprache nicht fremd sey und er wohl wisse, was ich gesagt habe. Wir machten uns nun daran, unser Kunstproduct aufzuweisen, und während wir es auspackten, hörten wir leichte Fußtritte von einer Menge Personen, die in die Gallerie über uns traten. Aus einem unwillkührlichen Impuls von Neugierde, sah ich zwei oder drei Mal in die Höhe, worauf der Sultan mit halblächender Miene zu mir sagte: „Nehmen Sie sich in Acht, daß der Sultan es nicht bemerkt, daß Sie dahin sehen, er möchte es übel nehmen." — Der Mechanismus der Vase, die er in die Hand nahm, sie genau besichtigte und mehrere Fragen darüber an uns that, schien ihm großes Vergnügen zu machen; wir mußten sie ein paar Mal aufziehen, und zuletzt nahm er sie, durch die nämliche Thür gehend, durch welche er gekommen war, mit sich. Gleich darnach ward die Gallerie eiligst geräumt, woraus wir den Schluß zogen, daß deren Besucherinnen herunter gerufen worden, um die Sache mehr in der Nähe zu besehen. Nachdem uns die Vase noch dreimal durch einen Eunuchen zugesandt worden, um sie aufzuziehen, erhielten wir sie zuletzt mit dem Bescheide zurück, der Sultan könne keinen Gebrauch davon machen. Nun wurden wir in ein kleines und nettes Zimmer, das mit dem Gebäude, wo wir unser Kunststück gezeigt, in keiner Verbindung stand, geführt und angewiesen, auf einem in demselben befindlichen Sopha Platz zu nehmen. Bald darnach ward vor mir und meinem Gefährten ein kleiner Tisch hingestellt und eine Menge Speisen aufgetragen, von welchen wir mit großem Appetite aßen und dabei von einer Menge Diener mit größter Aufmerksamkeit und schweigend bedient wurden. Gleich nach beendigter Mahlzeit wurden wir auf demselben Wege, den wir gekommen waren, wieder zurück zu der Pforte am äußersten Ende der Gärten geführt, wo ein Boot in Bereitschaft lag, um uns dessen zur Heimfahrt zu bedienen.

Denkwürdigkeiten und Anekdoten über das Innere des Pallastes und über einige Ereignisse des Kaiserreichs ꝛc. Zweiter Theil.

Von L. F. J. D. Beausset.

(S. vergl. No. 217 d. Bl.)

Der zweite Band dieser Denkwürdigkeiten enthält Details von einem viel mächtigern Interesse als die, welche der Verfasser im ersten Theile gegeben hat. Die Ereignisse von Bayonne verschwinden vor denen des Feldzugs von Moskau. —

Er spricht übrigens hierbei als wahrer Franzos von den Männern und den Ereignissen, die seinem Vaterlande zur Ehre gereichen; er gefällt sich sichtlich darin, die Sieger von vielen Lorberen zu entkleiden, die sie, (nach ihm) nicht eigentlich gebrochen, sondern auf den Fußstapfen der Phalangen nur aufgelesen haben, die selbst da noch Siege errangen, als, von Kälte erstarrt, von Strapatzen erschöpft, diejenigen, die sich noch aufrecht hielten, ihre letzte Kraft zusammennahmen, um dem Feinde die Stirn zu bieten. — Wir geben unsern Lesern hiervon nachstehende Probe:

„Von Smolensk an marschierte die Armee in einer schrecklichen Verwirrung; alle Corps, alle Truppengattungen waren vermengt und der größte Theil ohne Waffen. Sie ließ auf den Wegen Pferdegerippe zurück, deren blutige und ekelhafte Fleischreste sie den Raubvögeln streitig gemacht; unberührte Munitionskasten und halbverbrannte Wagen, Kanonen von allem Caliber, welche fortzuschaffen unmöglich war; zahllose Equipagen, Kaleschen jeder Art, beladen mit Effekten, Verwundeten, Sterbenden, erliegend, ohne Lebensmittel, einer tödtlichen Kälte von fünf und zwanzig Graden, die noch unaufhörlich stieg. Haben des Feindes glänzende strategische Theorieen uns diese fürchterlichen Unfälle zugezogen? Nein! sein kriegerischer Ruhm bestand in der Mühe, diese unermeßlichen Trümmern zu sammeln, die Kälte und Hunger uns nöthigten auf dem Schnee liegen zu lassen. Wenn er Gefangene machte, so nahm er sie unter isolirten, entwaffneten, ausgehungerten, halberfrornen Menschen, die die Lanze der Kosaken mitleidslos traf, weil sie vertheidigungslos waren, weil sie sich entfernt hatten, um irgend eine elende Nahrung zu suchen, die doch in diesen abscheulichen Wüsten nicht zu finden war."

„Viertausend Krieger von der kaiserlichen Garde, die, allein, das Gewehr im Arm, nicht darnach fragten, ob die Sonne noch existire, repräsentirten, mit der heiligen Schaar, die aus tapfern Offizieren der Armee sich gebildet hatte, commandirt von dem Grafen Grouchi, die Ehre, den Muth und die Treue der verschiedenen Corps, die nicht mehr waren. Unsterblicher Ruhm diesen edlen Kämpfern!"

„Von Smolensk bis Wilna hatte der Soldat der Garde keine andere Nahrung als einige Rocken- oder Gerstenkörner, die er auf einem Stein beim Feuer des Bivouacs röstete, und keinen andern Trunk als vom Schnee, den er an demselben Feuer schmolz. Niemals dennoch hörte man eine Klage, nie einen Vorwurf; Treue und Gehorsam waren immer dieselben — so war die Garde!"

„Die Langsamkeit, die Vorsicht und Zurückhaltung des Feindes können nur durch den magischen Einfluß erklärt werden, den in der Welt der bloße Name Napoleons und seiner Garde ausübte. Die Russen, die so vielmal seine Macht erfuhren, setzten große Hülfsquellen bei ihm voraus; und diese dem Genie unwillkührlich dargebrachte Huldigung war es, was uns rettete. Dabei muß man billig in die Wagschaale so vieler Ereignisse den Verlust legen, den die russische Armee nothwendig selbst leiden mußte. Darüber muß man sich nicht täuschen

der Bewohner dieses eisigen Climas ist für die Strenge des Winters so gut empfindlich wie wir und mit großen Vorsichtsmaaßregeln verwahrt er sich dagegen. Der einzige Vortheil, den die Russen über uns hatten, und dieser war unermeßlich, bestand darin, daß ihnen die Nahrungsmittel für Menschen und Pferde leichter zu Gebote standen.*) Inzwischen war ihre Bewegung so langsam, so wenig rasch und thätig, daß man glauben muß, daß sie selbst große Entbehrungen zu ertragen hatten."

„Wenn wir an der Stelle der Russen gewesen wären, so bin ich fest überzeugt, daß kein Mann über die Berezina gekommen wäre; alle, ohne Ausnahme hätten die demüthigendsten Capitulationen annehmen müssen. Ja mehr noch, wenn auch der Uebergang (durch eine sehr gewöhnliche Kriegslist) gelungen wäre, so würde es hingereicht haben, vor die fliehende Armee einige Menschen mit Reißbündeln, Pechfackeln ꝛc. zu werfen, um in einem Moment die unzähligen kleinen hölzernen Brücken in Brand zu stecken, die fast vier Stunden weit, von der Berezina bis nach Zembin, eine Art Chaussee bilden. Dann hätte diese Armee ohne Leben, eingeschlossen zwischen unwegsamen Sümpfen, in der Mitte unermeßlicher, mit Eis und Schnee bedeckter Wälder, ohne Nahrung, weder Mittel noch nöthige Zeit habend, dem Feinde erliegen müssen. Der Admiral Tchitchagoff hatte seine Aufmerksamkeit nur auf die Straße von Borisoff nach Minsk gerichtet, weil er die Absicht des Kaisers voraussetzte, sich einen Weg nach dieser Stadt zu öffnen, wo wir große Magazine hatten, und wo wir uns dem östreichischen Hülfscorps genähert haben würden. Glücklicherweise unterließ er, zu gleicher Zeit die Straße von Zembin zu besetzen."

„Nicht an den Russen war also die Reihe, Te Deum's zu singen; wir hatten Ursache dazu, nicht zwar für Siege, aber für die äußerste Höflichkeit ihrer Verfolgung."

„Mit bitterm Gefühle schließe ich diese flüchtigen Skizzen mit einer sehr ernsten Bemerkung. Die Gefangenen, die die Russen auf den Straßen zusammenbrachten, entwaffnet und kraftlos, wurden, versichert man, großentheils, wie Verbrecher, nach Siberien geschickt. Frankreich behandelte diejenigen besser, die es, in seinen unsterblichen Feldzügen, auf den Schlachtfeldern machte. Die englischen Pontons hatten bis dahin, der Civilisation des Jahrhunderts zum Trotz, allein diese schrecklichen Strafen dem unglücklichen Muthe aufbewahrt."

„Zwei Charaktere erheben sich, während der langen Tage und schrecklichen Nächte dieses unglückseligen Rückzugs, über alle andern. Indem wir sie hier neben einander stellen, wollen wir keinen Vergleich machen; er würde lächerlich seyn; wir wollen nur zeigen, wie Seelenstärke bei Männern und Weibern, im starken und im schwachen Geschlechte, die schrecklichsten Hindernisse zu besiegen vermag."

„Der Marschall Ney war in Smolensk zurückgelassen worden, um, nach dem Abgang der Armee, die Festungswerke in die Luft zu sprengen; dann sollte er sich wieder an den Nachtrab anschließen; aber die Furcht vor den Kosaken war so groß, daß der Prinz von Eckmühl seine Truppen nicht verhindern konnte, hinter sich die zahlreichen Holzbrücken zu zerstören, die auf der Straße waren; so daß der Marschall Ney, verfolgt von zehnmal größern Streitkräften als die seinigen, aufgehalten auf seinem Marsch durch das russische Corps, welches das des Marschalls Davoust aufgelöst hatte, sich von den Feinden auf einer gänzlich unwegsamen Straße eingeschlossen fand. Der unerschrockene Marschall befand sich überdies in einem unbekannten, von Abgründen, Wäldern und reißenden Strömen durchschnittenen Lande, und zog dennoch vor, sein glorreiches Loos und das von dreitausend Braven, die ihm folgten, Schnee- und Eisbedeckten Wüsten lieber anzuvertrauen, als irgend eine Art von Capitulation zu unterzeichnen. Diese traurigen Nachrichten empfingen wir zu Dubrowna, im Augenblicke, wo wir es verließen. Napoleons Schmerz, als er die verzweifelte Stellung eines der bravsten von seinen braven Marschällen erfuhr, läßt sich nicht beschreiben. Ich hörte ihn verschiedenemale, im Laufe des Tages, in Ausdrücken darüber sprechen, die die große Bewegung seiner Seele hinlänglich beurkundeten. Er gab dem Vicekönig Befehl, eine neue Arrière-Garde zu bilden, zu Orcha zu bleiben und sich da, so lange er könnte, zu halten, um dem Marschall Ney Unterstützung und Hülfe zu gewähren, der natürlich versuchen mußte, sich den Ufern des Dnieper zu nähern, um zu uns zu stoßen. Napoleon verlegte sein Hauptquartier zwei Stunden weiter in ein Landhaus an der Landstraße. Der Prinz Eugen stellte Vedetten in einer Entfernung von drei bis vier Stunden am Dnieper aus, mit einigen Artilleriestücken, die den Augenblick anzeigen sollten, wo der Marschall wiedergefunden seyn würde. Nichts vermag die Angst und das Schweigen auszudrücken, womit die Signale des Glückes vom Vicekönig und den Truppen unter seinem Befehle erwartet wurden. Endlich um 11½ Uhr Nachts ließ sich der ersehnte Schall hören. Der Vicekönig, begleitet von seinem ganzen Generalstaabe und einem zahlreichen Corps, ging dem tapfersten unserer Krieger entgegen; er schloß ihn mit Inbrunst in seine Arme und führte ihn nach Orcha. Herr Gourgaud, erster Ordonnanzoffizier des Kaisers, war der glückliche Ueberbringer einer so wichtigen Nachricht. Er kam im Hauptquartier an und wurde sogleich zum Kaiser geführt, der gerade bei Tische saß; letzterer betrachtete diesen Augenblick als einen der süßesten seines Lebens. „Ich habe mehr als vierhundert Millionen „in den Gewölben der Tuilerieen liegen," sagte er; „ich „würde sie dankbar als Lösegeld für meinen treuen Waf„fenbruder gegeben haben."*) Das sind die Worte, die ich aus dem Munde des Kaisers hörte. — Dies der Held; nun auch die Heldin:

„Es war zu Moskau eine Gesellschaft französischer Schauspieler unter der Direction der Madame Bursay, einer Frau von fünf und vierzig bis funfzig Jahren, von vielem Geist und einem festen und muthigen Charakter. Diese Gesellschaft fuhr fort, während des Aufenthaltes der Franzosen zu Moskau, Vorstellungen zu geben; sie und ihre Vorsteherin folgte der Armee auf ihrem Rückzuge. Ich verschaffte den Damen Bursay und André eine vortreffliche Kalesche, lieh ihnen drei gute Pferde und gab ihnen einen meiner Leute zur Begleitung. Bis nach Smolensk folgten die Schauspieler der Armee in ziemlicher Ordnung; aber in den Defileen von Lindy unterstützten die Kosaken ihre gewöhnlichen Angriffe mit Artilleriefeuer, welches alles zerstörte, was sich auf der unvermeidlichen Straße befand. Dies war ein wahres Schlachten von Menschen jedes Standes, Alters und Geschlechts — von Kranken, Verwundeten, Maroden, Ausgehungerten und Vertheidigungslosen. Die Räder der Kalesche der Madame Bursay wurden von den Kugeln zertrümmert, die Pferde, die sie zogen, getödtet. Sie stieg aus dem Wagen, ihre junge Gefährtin, die bleich und bewußtlos mit dem Tode rang, auf ihren Armen tragend, passirte so das feindliche Feuer und langte um ein Uhr nach Mitternacht im Hauptqartier von Lindy an. Ich lag in diesem Augenblicke, am Boden ausgestreckt, an einem Bivouacfeuer der Garde, von der einen Seite erfroren, von der andern ver-

*) Uns dünkt, der Vortheile ließen sich noch viele aufzählen, z. B. daß sie in eignem Lande fochten, von allen Seiten von Pflicht, Gehorsam und gutem Willen unterstützt, von Hoffnung und Muth beseelt, gegen einen fliehenden, entmuthigten Feind, der ihnen unermeßliche Beute zurücklassen mußte. Unter allen Umständen ist ja schon der Verfolgende stets im Vortheil, der sich zurückzieht immer im Nachtheil.

*) Zum Dank verrieth dieser treue Waffenbruder seinen Retter, Wohlthäter und Gebieter zweimal!

brannt, als die Damen mich von ihrer Noth benachrichtigen ließen. Ich hatte keinen Trost, keine Hülfe ihnen zu bieten. In diesem höchsten Moment des Unglücks erkannte ich die ganze Charakterstärke der Madame Bursay. „Wenn uns nichts anderes übrig bleibt," sprach sie, „so wer„den wir Ihnen zu Fuße folgen; und wenn meine Gefährtin, die zarter „von Körper ist, als ich, uns nicht folgen kann, so werde ich sie tragen, „so lange nur ein Rest von Kraft es mir möglich machen wird." Ihre feste und entschlossene Stellung setzte mich in Erstaunen. Die eben überstandenen Gefahren hatten ihren Charakter abgehärtet; sie hatte so eben alles verloren, was sie besaß, und hatte aus der furchtbaren Katakombe von Krasnoi nichts gerettet, als ihre Gefährtin und das Manuscript ihres Gedichts la Mediocrité, das sie zusammengerollt in den Händen trug, wie ein Marschall seinen Commandostab. Ich ließ einige Provision aus einem unserer Flaschenkeller holen; ich sorgte für ihr erstes Bedürfniß und ließ sie ans Feuer setzen. Das war alles, was ich für den Augenblick für die Frauen thun konnte. Aber eine Vorsehung wachte über sie wie über mich. Herr von Caulaincourt, der mir schon die Mittel zur Abreise von Smolensk verschafft hatte, ließ beide Damen in einen der Militairwagen setzen, die der Zerstörung entgangen waren und verfügte zu meinen Gunsten über den letzten Platz, der in dem Landauer-Wagen des Kaisers übrig blieb. Die Damen Bursay und André waren bald gezwungen den Wagen zu verlassen, auf welchem Herr von Caulaincourt ihnen Plätze hatte anweisen lassen. Der Marschall, Herzog von Danzig konnte ihnen keine andere Equipage verschaffen, als die Laffette einer der Kanonen von der Garde. Auf diesem sonderbaren Fuhrwerk kamen sie zu Wilna an, wo sie einige Hülfsmittel fanden, um nach Frankreich zurückzukehren. Der Kaiser verwilligte ihnen eine starke Gratification. Madame André starb zu Straßburg, zwei Monate nach ihrer Ankunft daselbst; Madame Bursay wohnte fortdauernd in Paris. — Madame Fusil, eine andere Schauspielerin von der französischen Gesellschaft von Moskau, ehrte ihr Unglück, indem sie auf dem Rückzuge ein armes verlassenes Kind rettete, das in Paris unter dem Namen der Waise von Wilna bekannt geworden ist."

Die Landstraßen in Polen.

Man mag die Gränze dieses Königreichs betreten, von welcher Seite man will, so ist der wohlthätige Einfluß der Straßen-Direction sichtbar. Die Wege sind möglichst gerade gelegt, ohne sich dabei ängstlich daran zu binden, sie mit Beeinträchtigung aller Localbequemlichkeit von Kirchthurm zu Kirchthurm zu führen; die Wege sind breit, ohne Ueberfluß, mit Graben eingefaßt, und häufig mit Bäumen bepflanzt. Wo es irgend möglich war, sind die Landwege mit einem Lehmüberzuge versehen, um den Sand, da wo er am lästigsten fällt, einigermaaßen weniger fühlbar zu machen. — Die wirklichen Kunst-Straßen sind meisterhaft angelegt, und äußerst solid ausgeführt. Das Planum der Chaussee ist zwar nur 36 Fuß breit, allein diese Breite genügt, um das Ausweichen zweier sich begegnenden Wagen zu gestatten. Zu beiden Seiten des Planums befinden sich 7 Fuß breite, mit Rasen bewachsene Einfassungen, auf welchen die kleingeklopften Steine liegen, so daß ein mittlerer Raum von 22 Fuß zum Fahren ganz frei bleibt. Dieser Raum ist wieder 18 Fuß hart- und 4 Fuß weichchaussirt, nämlich so, daß zu beiden Seiten ein kleiner 2 Fuß breiter Sommerweg übrig bleibt, gerade hinreichend, um ein Pferd zu schonen, und, da dieser kleine Weg auf beiden Seiten sich befindet, so hat man Gelegenheit, bald dem Sattel- bald dem Handpferde diese Wohlthat angedeihen zu lassen. Die meisten Chausseen sind mit jungen Bäumen bepflanzt. Uebrigens ist der mittlere weichchaussirte Raum keineswegs unangenehm hart, und beleidigt den Huf des Pferdes nicht im geringsten. Die Grundlage der Chaussee ist Kieselstein, die Beschüttung sehr fein geklopfter Kies, so daß man selbst auf neubeschütteten Stellen dieser Chausseen ohne Beschwerlichkeit fahren kann, während man auf vielen deutschen Chausseen, die mit großen scharfen Kiesstücken ohne alle Ueberwalzung beschüttet werden, seine Pferde zu ruiniren riskirt. Dieser abscheuliche Impost, der auf dem Reisenden ruht, und wofür er noch überdies sehr hohes Chausseegeld bezahlen muß, während es billig wäre, daß man ihm noch Geld für die Tortur des Glattfahrens neubeschütteter Stellen herauszahlte, kommt in Polen nicht vor, was der Straßen-Direction große Ehre macht und dem öffentlichen Verkehr sehr günstig ist. Das Reisen auf den polnischen Chausseen ist daher nicht nur sehr bequem, sondern auch höchst angenehm, und läßt, in Beziehung auf das Fahren selbst, nichts zu wünschen übrig. Alle Entfernungen werden von Warschau, als dem Mittelpunkt des Reichs, an gerechnet. Das Maaß für die Entfernungen sind Werste, deren sieben beiläufig auf eine geographische Meile gehen. Der Werst ist in 5 gleiche Theile getheilt, jeder Theil 100 Klafter lang. Auf jedem Werst befindet sich ein Werstpfahl. Er ist von Holz, 12 Fuß hoch, einen starken Fuß dick, viereckig, und bietet dem Wege die scharfe Kante. Oben befindet sich ein starker viereckiger Kopf, dessen beide Seiten (die dem Wege zugekehrt sind) eine große arabische Ziffer von Gußeisen tragen; die eine dieser Ziffern bezeichnet, wie viel Werste man bereits auf der laufenden Station zurückgelegt hat, und die andere, wie viel Werste noch zurückzulegen sind, so daß die Summe von beiden die Zahl der Werste angiebt, aus denen die Station besteht. Zwischen jeden 2 Werstpfählen befinden sich 4 Klafterpfählchen, nämlich alle hundert Klafter einer, sie sind viereckig, 2½ Fuß hoch, 8 Zoll dick, und tragen ein Schild mit den Zahlen 1, 2, 3 oder 4. Sie sind ebenfalls roth und weiß angestrichen, das Schild ist ein weißes Oval. Sie stehen auf einem kleinen prismatischen Fußgestell von Chausseesteinen, und auch hier hat man für die eine Hälfte rothe Steine, für die andere weiße gewählt. Die Beschüttungs-Steine sind in prismatischen Haufen regelmäßig aufgesetzt, sogar niedlich; denn der Rücken und die schrägen Seiten sind abwechselnd mit rothen und weißen Steinen belegt, was ein nettes Ansehen gewährt. — Von Zeit zu Zeit findet man auf der entgegengesetzten Seite der Chaussee ein roth und weißes Pfählchen, wie ein Klafterpfählchen gearbeitet, das den Buchstaben K und eine Nummer trägt. Es bezeichnet, daß hier ein Kanal zur Ableitung der Feuchtigkeit unter der Chaussee wegläuft, und um bei Reparaturen den Punkt genau bezeichnen zu können, dienen die Nummern als Controlle. Ein ähnliches Pfählchen steht bei jeder Brücke mit einer Nummer, oder mit dem Buchstaben M (most, Brücke) bezeichnet, so daß dadurch jede Brücke ihre bestimmte Nummer hat. — Alle Brücken ohne Ausnahme haben Chausseebreite. Sie sind von Holz, mit Bohlen bedeckt, dann aber chaussirt, so daß, wenn das rothe und weiße Geländer es nicht anzeigte, man gar nicht wissen könnte, daß man über eine Brücke fährt. Damit die Steine und der Kiesbelag nicht ausweichen können, sind Leisten auf beiden Seiten über die Bohlen genagelt. Selbst größere Brücken, z. B. die 130 Schritte lange bei Sochaczew über die Bzura, sind auf diese Art chaussirt, und scheinen sich vortrefflich zu halten. Die Stationen sind ungleich; die kleinste ist 10, die größte 21 Werste lang. Auf jeder Station steht ein Stationspfahl, den Werstpfählen ähnlich, nur 15 Fuß hoch. Sie geben an, wie viel Werste man sich von den Hauptorten, z. B. Warschau, Petersburg, Brzesc-Litewski, Slupce ꝛc. befindet. — Alle sechs bis acht Werste steht ein Chaussee-Wärterhaus am Wege. Sie sind, wie alle öffentliche polnische Bauten, nett, freundlich, sauber, selbst elegant gebaut. Die meisten haben vorn vier Säulen, ein flaches Giebeldach, in dessen

Frontespitz sich der doppelte Adler und die Inschrift: Koszary dragowe (Wegekaserne) befindet, halbrunde Fenster (hier ist wohl die Bequemlichkeit dem guten Geschmack zum Opfer gebracht). — Diese Häuserchen gewähren einen überaus freundlichen Anblick. Viele von ihnen sind auch im gothischen, einige sogar im ägyptischen Styl, aber alle höchst geschmackvoll und sauber gebaut. — Die Chaussee-Einnehmer-Häuser sind den vorigen ähnlich, nur etwas kleiner. Vor dem Hause befindet sich ein Schlagbaum. — Alles, was zur Oeffentlichkeit gehört, trägt in Polen Uniform, also auch die Chaussee-Einnehmer und Wärter. Jene grün mit einem Schildblech auf der Brust, die Wärter graue Jacken mit schwarzen Kragen. — Ein unhöflicher Chaussee-Einnehmer ist in Polen eine höchst seltene Erscheinung.

Frau von Staël.

(Aus dem Briefe eines Reisenden.)

— — Es war bei ihr selbst, in Argyleſtreet zu London, als ich Frau von Staël das erste Mal sah.

Die Herzogin von Broglie, eine junge und liebenswürdige Frau, voller Artigkeit und leutseliger Herablassung empfing mich Anfangs. Bald aber erschien Frau von Staël selbst, und, ich muß gestehen, nie hat wohl Jemand in seiner Erwartung und der Idee, die er sich gemacht, auf gleiche Weise sich getäuscht gefühlt, wie ich in Bezug auf diese so berühmte Frau.

Sie hat, sagt man, oft versichert, daß sie mit Freuden allen ihren literarischen Ruf für Schönheit hingeben würde; und, ein so großer Bewunderer ihres ausgezeichneten Talentes ich auch bin, so begreife ich diese Schwachheit doch, wenn der Eindruck, den sie auf Andere hervorbrachte, dem gleich war, den sie im ersten Augenblicke auf mich machte. Allein die, die würdig waren die Reize ihrer Conversation zu schätzen, hatten bald vergessen, wie wenig Verführerisches ihr Aeußeres hatte.

Wenn sie wollte, so verstand sie, trotz der ungewöhnlichen Ueberlegenheit ihres Geistes sich zur familiären Conversation mit Personen ihres Geschlechts herabzulassen; sie war dann eine ganz gewöhnliche Frau, aber sie wollte dies nur selten.

Ihr Geist, ihr Reichthum an Kenntnissen, ihre glänzende Bildung, offenbarten sich selbst bei den unwichtigsten Gegenständen, nahmen für sie ein, ja rissen zur Bewunderung hin, und ihre Unterhaltung war in kleinerer Gesellschaft noch angenehmer, als in großer, oder der sogenannten großen Welt.

Sie sagte an diesem Tage vielerlei Gutes; aber doch glaube ich das Streben nach witzigen Einfällen und Satyre, bei fühlbarer Affectation von Natürlichkeit, bemerkt zu haben.

Man kam auf die Deutschen zu sprechen. „Es ist dies," sagte sie, „ein ganz mystisches, die Uebertreibung und das Uebertriebene liebendes Volk; allein bald werden Sie sehen, daß es das kälteste, bestimmteste und raisonirendste von Allen werden wird. Seine rohen Theorieen werden vergessen werden; die Vernunft allein wird es leiten und beherrschen, denn seine langsame und grübelnde Stimmung führt es zu diesem unfehlbaren Ziele. Dann wird es die englischen Logiker beschämen, die von nichts als von Locke und der Vernunft sprechen, aber immer als Sclaven der Routine und des Herkömmlichen leben, das sie fortdauernd schmähen. Die Deutschen werden mit Aufrichtigkeit handeln, in Uebereinstimmung mit den Doctrinen, die ihnen die richtigsten scheinen; die Engländer sind heuchlerische Logiker. Sie bekennen sich zu den Grundsätzen, aber sie sind zu sehr von ihren Gewohnheiten unterjocht, um die Wahrheiten in Ausübung zu bringen, die sie anzuerkennen nicht anstehen."

Nachdem sie sich noch einigen genaueren Auseinandersetzungen überlassen, von denen Obiges der Hauptinhalt war, näherte sich ihr ein Lord, um sie zu einem Mittagsessen bei sich einzuladen. „Erlauben Sie, mein Herr," erwiederte sie, „meine Schreibtafel nachzusehen.... Ich bin bis zum 15. April versagt (wir hatten damals das Ende Januars); den 16. April also, wenn es Ihnen gefällig ist, Mylord; werde ich mich glücklich schätzen, Ihrer Einladung Folge zu leisten." — —

Ueber die Copalchi-Rinde.

Diese sogenannte Copalchi-Rinde, ist, wenn man die Pitoya-Rinde mitrechnet, in kurzer Zeit die zweite Rindenart, welche man gern für eine Chinasorte ausgeben möchte, und die doch nichts weniger als eine solche ist. Auf unserm (Hamburger) Markte wird freilich Niemand durch diese Waare getäuscht werden, aber außerhalb desselben ist die Kenntniß der ächten Fieberrinden noch keinesweges so verbreitet, als daß man nicht hin und wieder alles das, was man unter dem Namen China zu sehen bekömmt, gar leicht zu dieser Gattung rechnen, oder auf Treu und Glauben dafür annehmen könnte. Hat doch selbst einer der berühmtesten italienischen Aerzte, der Professor Brera in Padua, die Pitoya- so lange für eine ächte China gehalten, bis ihm mein Aufsatz darüber und der Beweis ihrer Identität mit der sogenannten Atacamez-Rinde zu Gesicht kam. Um ähnlichen Mißgriffen vorzubeugen, um zu beweisen, daß die Copalchi-Rinde durchaus nicht zu der China-Gattung gehöre, und um zugleich Veranlassung zur nähern Untersuchung derselben zu geben, habe ich vorläufig ihre Charakteristik entworfen. Ich glaube mit deren Bekanntmachung um so weniger säumen zu dürfen, da von dieser bis jetzt fast noch unbekannten und unbeschriebenen Rinde in diesem Jahre über 30,000 ℔ nach Europa gekommen sind, ein Quantum, bedeutend genug, um die Voraussetzung zu rechtfertigen, daß man der Copalchi-Rinde, wenigstens im Mutterlande, Arzeneiwerth beilegt, wofür auch ihr auffallend kräftiger Geruch und Geschmack sprechen dürfte.

Schon unterm 19. März d. J. wurde zu Liverpool durch ein gedrucktes Circulair die Ankunft zweier Schiffe aus Peru angezeigt, welche unter andern 837 Seronen China geladen hatten. Unter diesen befand sich auch die bisher größtentheils unbekannte Waare, welche als Copalchi-China (Quina dit Copalchi) angeführt wurde, und wovon 28 Seronen zu Payta, 300 Seronen zu Guajaquil eingeschifft waren. Ich würde diese Waare ganz unbekannt nennen, wenn nicht schon früher, im Jahre 1817, 4 Seronen derselben, aber unter dem Namen Cascarilla de Trinidad de Cuba an das hiesige Haus J. A. Römer gelangt wären, und die sorgfältige Vergleichung der in meiner Waarensammlung befindlichen Proben aus diesen 4 Seronen mit den Proben eines Theils der jetzigen Liverpooler Parthei ihre völlige Identität erwiesen hätte. Weiter ist mir aber bisher nichts bekannt geworden, und ich kann daher nicht sagen, ob sie vielleicht auch sonst schon irgendwo unter einem andern Namen erschienen ist.

Form.

Gewöhnlich Röhren, größtentheils so gebogen wie die der Ten-China, und mitunter so ineinander gewunden, wie man das bei Cort. Simaruba findet. Flache Stücke kommen sehr selten vor.

a) Feine und mittel Röhren: Durchmesser von ¼ bis 2 Zoll, auch wohl noch etwas darüber. Dicke von ⅛ bis 2 Linien; bei den sich einzeln anfindenden Wurzelrinden aber hin und wieder etwas mehr.

Außer den schon gebrochnen, beträgt die Länge dieser Röhren im Durchschnitt 1 bis 2 Fuß. Selten überschreiten sie dieses Maaß.

Man findet die Röhren nicht nur gerollt, sondern auch zusammengerollt und geschlossen. Letztere kommen am häufigsten vor, auch finden sich unter ihnen die stärksten Dimensionen.

b) Flache Stücke: Diese nicht häufig vorkommenden mehr oder weniger flachen Stücke scheinen mehrstens aus stärkeren Wurzelrinden zu bestehen.

Schichtung.

Die vier Schichten, Oberhaut, Rinde, Bast und Splint, sind (die jedoch auch nur selten fehlende Oberhaut ausgenommen) gewöhnlich immer verbunden vorhanden. Die Borke (Oberhaut, Rinde und Bast) beträgt etwa ⅓ bis ½ der ganzen Dicke, der übrige Theil besteht aus Splint.

Einzeln kommen auch Stücke vor, denen die Borke zum Theil oder fleckweise fehlt.

Oberfläche.

a) Beschaffenheit: Die Oberfläche der Röhren zeigt in der Regel bald flachere, bald tiefere unregelmäßige Längefurchen, auch hin und wieder, jedoch nicht häufig, einzelne bemerkbare Queerrisse. Da wo die Borke fehlt, also nur Splint vorhanden ist, bemerkt man dann und wann, insbesondere bei den dicken Röhren, auf seiner Oberfläche die Eindrücke jener Längsfurchen. Eigentliche Querrisse zeigt der Splint eben so wenig wie die Borke, dagegen kommen, zumal auf den dünnen und mittel Röhren, eine Menge kleiner schmaler, nicht tiefer, unregelmäßig und ziemlich gedrängt stehender Querfurchen vor. Diese auf dem Splint vorkommenden Querfurchen sind auf der Oberseite der Borke nicht bemerkbar, zeigen sich aber auf der Unter- oder Bastseite derselben als eben so viele Erhöhungen sehr deutlich, sobald man vermittelst Einweichung die Lösung vom Splint bewirkt hat. Eine ganz glatte Splintfläche kömmt gar nicht vor.

b) Farbe: Die vorherrschende Farbe der Oberhaut ist ein mattes Aschgrau, welches hin und wieder etwas in das Bläulichgraue oder ins Gelblichweiße übergeht. Diese Farben-Nuancen zeigen sich oft auf einer und derselben Röhre, welche dadurch ein schekiges Ansehen erhält. Stellenweise findet man auch dunkelgraue und schwarzblaue, durch aufsitzende Lichenen entstandene Flecke.

Da wo die Borke fehlt, erscheint die Oberseite des Splints im frischen Zustande matt zimmtfarbig. Diese Farbe kömmt aber selten rein, häufiger abgebleicht oder schmutzig vor.

Unterfläche.

a) Beschaffenheit: Im Allgemeinen eben, doch zeigt sich auch hin und wieder, jedoch nur schwach, die dem Splint eigene faserige Textur.

b) Farbe: Diese ist selten rein, gewöhnlich wie durch Mässe angelaufen, und variirt aus dem matt Zimmtfarbenen, ins schmutzig Gelbbraune, Rostfarbene u. s. w.

Bruch.

a) Längenbruch: Ziemlich eben, an der einen Splintseite mit überstehender Borke.

b) Querbruch: Kurz, ziemlich eben, oder doch nur sehr kurzsplittrig. Beim Bruch im Allgemeinen fällt die ungewöhnlich feste Verbindung der Borke mit dem Splint auf.

Geruch und Geschmack.

Von dem der ächten Chinarinde eigenen Geruch und Geschmack ist keine Spur vorhanden. Der Geschmack der Copalchi-Rinde ist gewürzhaft bitter, aber dabei unangenehm, Reiz erregend, ungefähr wie bei R. Pyrethri, aber bei weitem schwächer, auch nicht so auffallend, und zuletzt beinah widerlich.

Chemisches Verhalten.

So eben erhalte ich von unserm geschickten Chemiker, Hrn. H. L. von Santen, das Resultat der, meinem Wunsche zufolge, mit der Copalchi- und Cascarille-Rinde angestellten, vergleichenden Untersuchung. Es hat sich daraus ergeben, daß bei warm bereiteten und filtrirten Aufgüssen von beiden, die Reagentien, salzsaures Eisen, salzsaurer Baryt, salpetersaures Silber, kleesaures Ammonium, Kalkwasser und blausaures Kali genau dieselben Wirkungen hervorbrachten.

Abweichungen fanden sich nur bei der Gallus-Tinktur, die auf die Copalchi-Rinde schwächer reagirte, bei dem ätzenden Ammonium, welches bei der Copalchi- eine höhere Färbung als bei der Cascarille-Rinde hervorbrachte, und in dem Umstande, daß das Lackmuspapier von der Copalchi- schwach, von der Cascarille-Rinde gar nicht geröthet wurde. Dagegen gab die mit Wasser destillirte Copalchi-Rinde ein grünes ätherisches Oel, das dem frischen Cascarille-Oel in allen seinen charakteristischen Eigenschaften vollkommen gleich war.

Jene nicht unbedeutenden Abweichungen bei einigen Reagentien abgerechnet, welche überdies leicht in der mehr oder mindern Frische, der Schälungszeit, oder andern Umständen gegründet seyn können, ist also die Aehnlichkeit des Verhaltens beider Rinden sehr groß. Ich kann daher, auf diese Untersuchung gestützt, nicht anstehen, die Copalchi für eine Art derselben Pflanzengattung zu halten, die der Cascarille angehört, oder wenn sich das nicht ergeben sollte, wenigstens für die Species einer der Cascarille (Croton Cascarilla L. oder Croton Eleuteria) sehr nahe stehenden Gattung. Es scheint dafür auch schon der Umstand zu sprechen, daß uns die erste Copalchi-Rinde, wie oben erzählt, unter dem Namen Cascarilla de Trinidad zukam.

Mit Recht dürfte also diese neue Copalchi-Rinde den Aerzten zu einer vergleichenden Untersuchung mit unsrer bisherigen Cascarille zu empfehlen seyn.

Heinr. von Bergen.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÆT Literarische SOCIETÆT
Blätter der Börsen-Halle.

№ 214 Hamburg, Sonnabend den 25. August 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Was ist wahre Liebe?

(Ein Beitrag zur Lebensphilosophie.)

— Oft habe ich mich gefragt: was ist wahre Liebe? und aus den verschiedenen Antworten, die ich mir zu verschiedenen Zeiten gab, so wie aus dem, was ich darüber gehört und gelesen, nur immer deutlicher gesehen, daß Alle die Wahrheit nur theilweise erfassen, so bald und so lange man sie mit dem Verstande allein ermessen will; nur das Gemüth, nur das Herz, nur das liebende, kann ergänzen, was alle Weisheit unausgekocht läßt. Aber wo Selbsttäuschung so nah liegt, ist es doch nützlich, sich die eignen Gefühle und ihren Grund so klar zu machen, als möglich und wenigstens in Kennzeichen und Beschreibung aufzufassen, was dem Begriffe entschlüpft.

Wenn so viele Verbindungen aus Rücksichten geschlossen werden, die weder Nothbehelf für äußere Verlegenheit, oder Eigennutz, oder Eitelkeit zu Motiven haben und die kaum als zufällige Nebenvortheile vernünftigerweise mit in Anschlag kommen sollten, so kann der klare Beobachter nicht anders als achselzuckend die Schwachheit und Heuchelei der Menschen, die Entartung des Zeitalters und die Abweichung vom Wege der mütterlichen Natur beklagen, die durch so viel Verbrechen, so Jammer dann sich rächt; er kann nur mit Unwillen es gewahren, wie das Weib so vielen eingebildeten Bedürfnissen zum Opfer hingegeben wird; oder wohl sich selbst täuschend hingiebt, und dann von Haus aus mit getheiltem Herzen für jeden ihrer Wünsche einen eignen Gegenstand ersehnt: für die Unterhaltung eines glänzenden Hauses (gewöhnlich die gleichgültige Hauptrolle des Mannes), für die Beschäftigung ihres Geistes, für die Entwickelung und Uebung ihres Kunstsinnes, für die Repräsentation und Aufmerksamkeit in geselligen Zirkeln, einen Tänzer, einen Spaßmacher — doch ich will hier nicht eine Abhandlung über die Ursachen so mancher manchfaltigen oder unglücklichen Ehe schreiben, mich auch in die Fehler meines Geschlechts nicht hineinführen würde; ich will nur sagen, wenn diese Erfahrungen dem ruhigen Beobachter täglich vor Augen stehen, so ist es ihm leicht, zu entscheiden, daß hier nie die Rede von Liebe sey.

Eben so wenig wird es ihn täuschen, wenn dieser heilige Name entweiht wird, um rohe thierische Begierde zu bemänteln und die unerfahrne Unschuld durch schönklingende Worte einzuschläfern.

Wenn ich aber diese Entweihung gräßlich finde, so will ich damit keineswegs sagen, daß selbst der Instinkt, bei welchem die Natur hohe Zwecke beabsichtigte, ausgeschlossen werden solle oder selbst nur könne, da er ist als reines Naturproduct weder des Lobes noch des Tadels fähig und kann eben sowohl geadelt, als verabscheuungswürdig werden, nachdem er, wie alle unwillkührlichen Anlagen, vom freien Willen des Menschen gehandhabt und durch Selbstherrschaft und Mäßigkeit geläutert wird. Wird er von wahrer Bildung sublimirt und mit uninteressirtem Wohlgefallen am Schönen vergesellschaftet, verschmilzt sich beides mit dem Sehnen eines unschuldigen wohlwollenden Herzens — dann, wenn auf den Schwingen der Phantasie und heiliger, in jede Brust von der ewigen Güte gelegter Ahnungen jugendliche Herzen sich nähern, dann haben die alten und kalten Verstandesmenschen, wenn sie, ihrer eignen Jugend uneingedenk, solche aufstrebende Neigung, statt sie weise zu leiten, ohne Modification verwerfen und in nichts als in Achtung und Freundschaft den ganzen Begriff der Liebe sehen, eben so unrecht, als die Jugend, wenn sie sich ihren dunkeln Gefühlen und Wünschen unbedingt überläßt, — denn beide haben nur einseitig und theilweise aufgefaßt, was nur als Ganzes heilen und beglücken kann und da man dem Alter Vernunft und Kenntniß der menschlichen Natur anmuthen kann, so steigt mir immer die Galle zu Kopfe, wenn ich dergleichen von Vernunft und Vernunftheirathen und Liebe deraisonniren höre.

Schon der bloße Verstand kömmt auf das Resultat, daß die Liebe, als das Allumfassende, ausgehe von dem dreifachen Streben und Beruf des Menschen nach dem Wahren, Guten und Schönen. Der Mensch sucht und muß suchen, den Verein, die harmonische Verbindung dieser drei in sich selbst herzustellen: Klarheit des Geistes, Güte des Herzens und Ausbildung seiner körperlichen Anlagen, Anmuth und Grazie. Gelangt er nun so zur höchstmöglichen Stufe wahrer Humanität und Liebenswürdigkeit, so strebt er nothwendig und desto sehnsüchtiger, je mehr Wohlwollen sein Herz erfüllt, darnach, auch außer sich dies Ideal verwirklicht zu sehen und das Gleichartige zu gemeinsamem Wirken und Genießen sich zu nähern und eng zu verbinden. Aber die bloße Verstandes- und Vernunftkultur der Menschen vermag nichts weiter, als die allgemeine Stimmung hervorzubringen; nur Herz und Sinn kann das Streben nach Besitz und Ausschließlichkeit erzeugen, nur das Gemüth Liebe, auch die idealeste, erschaffen. Das Gemüth ergreift und verkettet das Einzelne mit Innigkeit und Freude, das Gemüth vereint, indessen der Verstand nur ewig sondert und wählt und unterscheidet. Wenn die Liebe Partei nimmt und nehmen muß, da übt der Verstand volle Gerechtigkeit — daher man wohl behaupten kann, daß, je mehr bei einem Menschen der Verstand das Gemüth überherrscht und unverhältnißmäßig das letztere in den Hintergrund stellt, jedes Gefühl anatomirend und erklärend, er desto weniger lieben und der Liebe empfänglich seyn werde; eine Behauptung, die man eben so gut auch auf die Religion übertragen kann.

Wenn ich an jemandem Geist finde und damit den sittlichen Willen verbunden sehe, erkannte Wahrheit und Recht zu üben und ins Leben zu übertragen, so achte ich ihn. Achtung kann erzwungen werden — Freundschaft schon nicht. Es muß zur Achtung die Wahrnehmung gleicher Ansichten und Gefühle, gleichen Wohlwollens kommen; Achtung kann ohne Freundschaft, nicht aber diese ohne jene bestehen. Aber auch Freundschaft ist mit Liebe noch nicht gleich-

bedeutend, sonst würde die Sprache schon nicht zwei Worte dafür haben. Was nun hierzu gehört, dies ist eben jenes theils erkannte, theils unbekannte Etwas, dessen Verwerfung ich weiter oben thörigt und unnatürlich fand. Es ist einerseits wohl abzuleiten aus Geschmack und Sinnlichkeit, andererseits aber und weit mehr aus einer geheimnißvollen Magie, die wir mehr empfinden, als begreifen, die wir mehr ahnen und glauben, als leiten und beherrschen. Es ist nicht immer und nicht allein die objective Schönheit, die es hervorbringt, nicht erklärt durch die Wahrheit, die Schönheit, als das vollkommenste Ebenmaaß, sey eben oft durch ihre Ruhe und Kälte in der Erscheinung unfähig, zu rühren und zu interessiren, dagegen Anmuth und Grazie schon stets ihrer Wirkung gewisser — nicht erklärt hinlänglich durch individuellen Geschmack und Laune oder durch die einem Aeußern untergeschobene Idee vom Innern — obgleich alles dieses mitwirkt und beachtet werden muß; nein, es giebt eine Sympathie, eine innere Gewißheit, eine Wahlverwandtschaft, die nicht bloß geistig und herzlich ist, die gewiß auch auf physischen Gründen und Affinitäten beruht und deren Ueberzeugung sich mir durch die neuern Erfahrungen des Magnetismus täglich mehr bestätigt.

Frage jeder sich selbst, fühlen wir uns nicht zu manchen Menschen hingezogen, wir wissen oft kaum warum? möchten wir ihnen nicht Dienste leisten, selbst wenn sie es nicht erführen? sind wir nicht geneigt, alle ihre Schwächen zu entschuldigen und zu vergeben, indessen wir gegen andere von gleichen Vorzügen strenger, selbst in unserm Herzen, urtheilen und richten? —

Wir fallen ins Bodenlose, wenn von allem, was unter dem Namen Neigung begriffen werden kann, nicht Vernunft der Leitstern ist — aber glücklich die, die mit Achtung und Freundschaft, mit erkanntem und erprobtem sittlichen Werth dieses Gefühl vereinen; alle Achtung und Vorzüge reichen bei den engen Berührungen, bei den mancherlei Collisionen längern Beisammenlebens oft nicht aus, wo Bedürfniß und Neigung selbst die sinnliche, wieder versöhnend zusammenführt — eben so leicht zusammenführt, als ihre Abwesenheit die Spaltung vergrößert oder doch wenigstens gefährliche, Leben und Kräfte aufreibende und der Tugend und Sittlichkeit gefährliche Kämpfe in Fällen so nah liegender Versuchungen erzeugt, Kämpfe, deren Sieg nie bekannt und erkannt, ja wohl oft noch belächelt wird.

Wie vermöchte ich aber alle die Gradationen, alle die Modificationen, durch die ein fühlendes Gemüth hindurchgeht, zu beschreiben? von der unbefriedigten Sehnsucht des Herzens zur glücklichen Ahnung, bei einer Erscheinung, die dem im Busen getragenen Bilde gleicht, bis zur frohen Gewißheit, daß das Auge, die Stimme, Wuchs und Haltung, Worte und Aeußerungen, welche das Blut rascher bewegten und wohlthuend zum Herzen sprachen, wahrhafte Spiegel einer schönen Seele seyen? Wenn wir dann, zufrieden und mild gegen die ganze Welt, denn noch diese tief unter uns und der Erwählten erblicken, wenn wir gern alles von ihr ertragen, weil wir selbst das Harte aus der Quelle des Wohlwollens entspringen sehen, wenn schon im Anschaun, im Beisammensein eine unaussprechliche Wonne liegt und die bloße Gegenwart die Natur und die Welt im rosigen Lichte verklärt, wenn ohne den Geliebten jedes Glück unschmackhaft, mit ihm jedes Leiden selbst zur Wonne wird, wenn man sich in dem einen Augenblick zwar versucht fühlt, das Innere über dem Aeußern zu vergessen, in dem nächsten aber noch tiefer empfindet, daß Alter und Krankheit und Häßlichkeit doch die Banden nicht loser machen würden, die uns an das einmal erkannte schöne Herz fesseln, wenn dies Gefühl eben so über Entfernung als über das oft entzaubernde Zusammenleben in der geselligen und häuslichen Welt siegt, worin der Mensch schleierlos mit allen seinen Mängeln dasteht, wenn man Verbrechen vergeben und auf sich nehmen, freudig Blut und Leben opfern würde, wenn man bei dem ganzen Gefühl der Seligkeit des Besitzes, doch stets entschlossen ist, dem Glücke des andern das eigne ohne Murren zum Opfer zu bringen — dann! und nur dann liebt man recht und ganz, dann hat man einen Hafen gefunden, in welchem die Stürme des Lebens nicht mehr berühren und schrecken können.

Solche Liebe veredelt auch ohne Besitz, sie sucht und findet auf Erden, was die Religion uns jenseits in dem höchsten Ideale der Gottheit zeigt. — Religion und wahre Liebe keimen im reinen Herzen auf einer Wurzel und sind gleichmächtige Schutzengel der Tugend.

Doch soll die Liebe also vollendet seyn, soll sie zur ächten tragischen Leidenschaft emporwachsen, so erfordert sie Reciprocität: — einseitig kann sie nicht dauern, ohne wenigstens sich als schönes Ideal in die verschmähte Brüst zurück zu ziehen, wofern nämlich Freiheit waltet und nicht ein gewaltiges Schicksal sich in die Mitte stellt. Es muß mindestens die Ahnung vorhanden seyn, verstanden zu werden, der Glaube, daß nicht Mangel an Mitgefühl Mund und Herz verschließen. Wenn ein Herz voll reiner unendlicher Liebe blos mit kalter Passivität als schuldige Huldigung aufgenommen wird, wenn statt dankbarer Gunst nur Pflicht oder Gefälligkeiten erwiedert werden, die jeder andere Huldigende auch genießt — dann kann nur im Charakterlosen das edle Selbstgefühl schweigen, das lieber untergeben, als sich erniedrigen will; dann kann es seyn, daß man desto sehnsüchtiger ein anderes Herz sucht, an dem nur einmal das erkannte Liebebedürftige sich ausweine. So kann man mehr als ein Verhältniß im Leben anknüpfen und doch behaupten, daß man nur einmal liebe. So sagt Faust in seiner überfließenden Kraft, die bald in gigantischem Wirken zum Wohl der Welt ausströmen, bald im Gefühl sich verzehren möchte, und in der höchsten Entzweiung mit sich selbst:

O nur ein Herz, das an dem meinen glüht,
Dann kann noch alles groß und glücklich enden!

Ist nun ein solches Band an zwei Herzen festgeknüpft, so wie das des Glaubens, das uns an eine unsichtbare Welt bindet, dann hängt seine Dauer nicht von den Schicksalen ab, denen die Persönlichkeiten durch äußere und innere Verhältnisse unterworfen sind; nur Schwächlinge oder Heuchler können Religion, Liebe und Rechtsbegriffe wechseln, wie die Handschuhe, Freundschaft, wie Sommer- und Winterkleider; es ist für sich, daß kein schlechtes unrechtliches Mittel je zu einem guten Ziel führt noch daß je die Uebertretung einer Pflicht durch den Zweck geheiligt werden kann, — aber was in der Idee lebt und feststeht, das kann uns kein Gott rauben. Es steht nicht bei uns, was wir empfinden wollen — nur die Handlung ward dem Sittengesetz unterthan. Manches aus erhob Nutzen und Politik zum Gesetz und Herkommen, was keineswegs der höchste Wille und die Tugend gebeut. Ueber ihre Gesetze spricht eine Stimme in jeder Brust — von jenen gilt bei ganzen großen Völkern für gut und zulässig, was bei uns Verbrechen heißt und umgekehrt.

Warum wir nun so selten die wahlverwandte Seele finden, ob welche das sehnende Herz sich ewig verwaist fühlt? und wenn wir das große Loos ziehen, sie zu finden, warum dann das Schicksal — [illegible] Menschensatzung und Gewalt oder Tod sein Name — dazwischen tritt und mit eiskalter Hand das zu einem Ganzen geschaffene zerreißt Frage mich nicht, Trauernder, für den schon, ob dieser Trauer, die verstehe, mein Herz wärmer schlägt; richte vielmehr mit mir in Demu den Blick zu ihm, der über den Sternen schweigend aber väterlich regie Nur ahnen können wir hienieden — nur beginnen unsere ewige La bahn. So wie unser Auge das Licht der Wahrheit schleierlos sel noch zu ertragen die Kraft hat — so unser schwaches Herz das Gl Erreichtest Du hienieden der Wünsche höchsten, hieltest Du das verk

nem Stoff und Leben seine Gestalten gebildet, wobei man doch erwarten sollte, daß er sich mehr Mühe gegeben in sie Charakter zu legen, da er bekannt die Welt ansehe und gebraucht, — wodurch die Zeit sich auch mit ihm verändert hätte, und sich nicht mehr so leicht befriedigen ließe, daß er dem Leser die Kunst nicht sogar ansehe.

Die amerikanische Wander-Taube (Columba migratoria).

(Edinburgh Philosophical Journal.)

Nicht vorhandene Landmarken sind im nördlichen Amerika, wo der Reisende auf die unbegrenzten Prairien kommt. Dieser der Wüste ähnliche Anblick, wo kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm sich zeigt, wo weder Berg noch Thal, so weit das Auge reicht, die Einförmigkeit unterbricht, wo Menschen ist gänzlich und bis zum Verschwinden, ist für jeden Reisenden, der sich auf Prairien zum ersten Male begiebt, ein Gegenstand des Erstaunens. Doch ist es noch schöner, wenn Frühling und Sommer, Blüthe, Duft und Farbenpracht diesen Boden bedecken, wenn Blumen, Kräuter und Gras in einander verflochten, ein Teppich bilden, der sich, so weit das Auge reicht, ausdehnt, und wenn Millionen Bisons, Büffel und Hirsche darauf weiden. Auch diese sind, wie unsere Heide, den Menschen nützlich, und liefern ihm die reichste Nahrung und Kleidung. Kein Volk besitzt mehr Pferde als die Indianer Nord-Amerika's

in diesem kurzen Zeitraume 163 Tauben-Züge im Bereiche meines Gesichts passirt waren. Am Ende stießen die Züge zusammen; eine Wolke von Tauben verhüllte mir das Sonnenlicht; wie ein Schnee neuer Art fiel der Mist dieser Thiere aus der Luft herab, und die Bewegung ihrer Flügel verursachte ein Schlaf erregendes, sonderbares, monotones Zischen."

„Während man mein Mittagsmahl in dem Gasthofe von Young, an der Einmündung des Salzflusses in den Ohio, bereitete, hatte ich Muße, die währenddem eintreffenden ungeheuren Flüge zu betrachten. Vor mir im Westen war der Ohio sichtbar und im Osten erblickte ich große Buchenwälder. Die Vögel zogen vorbei, ohne sich aufzuhalten und ohne irgend einen Nachzügler zu hinterlassen. Es war inzwischen auch kein Grund vorhanden, der sie zum Aufenthalt in der Gegend, wo ich mich eben befand, hätte veranlassen können, indem die Nuß- und Eichelmast dort gänzlich mißrathen war. Auch hielten sich die sämmtlichen Züge, so zahlreich sie auch waren, in einer Höhe, die weit außer dem Bereich der weittreffendsten Flinte war. Ließ sich ein schwarzer Falke blicken, der dem Nachtrabe Gefahr drohete, so schlossen sich die Reihen enger zusammen, es bildete sich eine compacte Masse, die die schönsten Luft-Evolutionen machte, sich mit dem Ungestüm eines Stromes und einem Donner ähnlichen Geräusche zur Erde hinunter stürzte; wenn ihre mannichfaltigen Zickzacks die Beharrlichkeit des Verfolgers aber ermüdet hatten, so strich sie mit unbegreiflicher Geschwindigkeit am Boden hin, erhob sich dann neuerdings wie eine majestätische Säule, und ahmte durch ihre wellenförmigen Bewegungen den krümmenden Gang einer Schlange, nur in einem unermeßlichen Maaßstabe, in der Luft nach."

„Ich traf vor Sonnenuntergang zu Louisville ein. Diese Stadt liegt 35 Meilen von Hardons-Burgh, wo der Taubenzug, drei ganzer Tage lang, vorbei kam. Während all dieser Zeit war dort alles unter den Waffen: Männer und Kinder, alles machte Jagd. Am stärksten von Schützen besetzt waren die Ufer des Ohio, weil die Tauben die Gewohnheit haben, niedriger zu fliegen, wenn sie einen breiten Fluß passiren, und so also eher erreicht und in ungeheurer Anzahl getödtet werden. Eine ganze Woche hindurch und noch länger ward von nichts anderem gesprochen als von Tauben, auch kam kein andres Fleisch auf den Tisch als dieses Geflügel."

„Die Züge, die ziemlich dicht und in der nämlichen Richtung auf einander folgen, führen regelmäßig an gleichen Stellen die nämlichen Evolutionen aus. Diese Gleichförmigkeit der Bewegungen ist eins der sonderbarsten und am schwersten zu erklärenden Dinge. Ist ein Zug durch den Ueberfall eines Falken oder eines andern Feindes in Unordnung gebracht worden, so folgen die andern dennoch derselben Spur; und sobald die Gefahr vorüber ist, so faßt der, einige Augenblicke erschreckt gewesene Haufen gleich wieder Vertrauen und schließt sich dem Zuge wieder an, zu welchem er gehörte."

„Wir wollen es versuchen, wenigstens schätzungsweise die Zahl der Einzelnen zu berechnen, aus welchen diese ungeheuern Züge bestehen, und die Masse der Nahrung, die sie täglich verbrauchen. Diese, freilich sehr unvollkommenen Schätzungen können wenigstens dazu dienen, einen Begriff von der Macht und der Güte des Schöpfers zu geben, der auf dem amerikanischen Festlande mehr lebende Wesen subsistiren läßt, als die Menschen würden zählen können, wenn sie auch alle ihre Arbeiten und ihre ganze Zeit darauf verwendeten."

„Wir wollen z. B. eine Colonne von einer Meile in der Breite annehmen, was weit unter den gewöhnlichen Fällen ist, und dann den Fall setzen, sie flöge innerhalb 3 Stunden vorüber: da sie nun jede Minute eine Meile zurücklegt, so würde ihre Länge von 180 Meilen, eine jede zu 1760 Yards, seyn. Ferner angenommen, eine jede Quadratyard enthalte zwei Tauben, so gäbe dies eine Gesammtzahl von 1,115,136,000 dieses Geflügels; und da ein jedes Individuum täglich wenigstens ein halbes Maaß Früchte oder Körner verzehrt, so sind zum täglichen Unterhalte eines einzigen Zuges nicht weniger als 8,712,000 Scheffel erforderlich."

„Sobald diese Vögel von fern ein hinlängliches Quantum Nahrung erblicken, auf den Bäumen oder in den Feldern, so schicken sie sich zum Halt an. Dann sieht man sie im Kreise fliegen, um die ganze Gegend auszuspähen, und bei diesen kreisförmigen Bewegungen ist es besonders, wo die schönen Farben ihres Gefieders sich im schönsten Glanze zeigen. In dem einen Lichte erscheint der ganze Zug im schönsten reinen Blau, in dem andern gleich darauf im dunkeln Purpurroth. Nach einigem Umherkreisen werden die Vögel endlich dreist genug, sich in das Gehölz zu senken, und in einem Augenblicke sind sie alle unter dem Laube verschwunden. Bald werden sie aufs neue sichtbar. Nun noch dreister, setzen sie sich auf die Erde nieder; aber ein panischer Schrecken wirft sie neuerdings mit einer Schnelligkeit in den Wald, daß das Geräusch ihrer Flucht ihre unerschrockensten Feinde schrecken könnte, wenn nicht der Mensch mit darunter wäre. Das gebieterischste aller Bedürfnisse lockt sie indessen aus ihrem Versteck wieder hervor und triumphirt über alle Besorgnisse; sie suchen unter den vertrockneten und schon in Fäulniß übergehenden Blättern die Früchte und Körner vom vergangenen Jahre auf, wobei ihre Bewegungen flüchtig und dem Anschein nach tumultuarisch sind; sie reimen hin und wieder und durchkreuzen sich mit einer Hast, daß der geblendete Zuschauer jeden Augenblick darauf gefaßt ist, sie alle mit einem Male davon fliegen zu sehen. Da, wo sie gehaust haben, kann sich der Eichelsammler die Mühe des Nachlesens sparen; inzwischen sind die Augenblicke, wo sie beim Fraße sind, sehr vortheilhaft für die Jäger, die deren in Massen tödten, wovon es fast nicht möglich ist, sich einen Begriff zu machen, obwohl der Abgang den nachher davon fliegenden Zügen nicht anzusehen ist. Gegen Mittag setzen sich die Vögel, die eine reichliche Aernte gehalten haben, auf die nächsten Bäume, um sich auszuruhen und der Verdauung zu pflegen; so wie aber die Sonne am Horizonte verschwindet, fliegt der Zug in Masse weiter zum nächsten Ruheplatze, der, nach der Versicherung von Leuten, die mit größter Aufmerksamkeit Ort und Zeit des Abgangs und der Ankunft dieser Reise-Züge beobachtet haben, zuweilen über 100 Meilen entfernt ist. Auch diese Ruheplätze verdienen die Beachtung der Leser, deshalb wollen wir sie damit bekannt machen."

„Ich habe mehrere Male den einen dieser Ruhe- und Schlafstätten, unfern des grünen Flusses im Staate Kentucky, besucht. Es war dieses, wie man es bei allen Orten dieser Bestimmung bemerkt hat, eine der schönsten Stellen des Waldes, wo die Bäume geraden Stammes und von ungeheurer Höhe waren, dabei isolirt standen, ohne Gebüsch und Strauchwerk dazwischen, das einer Bewegung hinderlich gewesen wäre. Ich durchstreifte diese Waldstrecke in einer Länge von ungefähr 40 Meilen bei einer Durchschnittsbreite von 3 Meilen. Meine Absicht war, 11 Tage nachdem die Vögel Besitz davon genommen, dahin zurückzukehren, und dieses führte ich, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, auch aus. Ich fand nur wenige Tauben vor, aber eine Menge Jäger mit ihren Pferden und ganze Wagen voll Gewehre und Munition. Rund um das Rendez-vous, wo man die Tauben erwartete, wurde campirt. Zwei Pächter, aus der Gegend von Russelsville, waren mit 300 Schweinen über 100 Meilen weit hergekommen, um diese in kurzer Zeit und fast ohne Kosten mit Tauben zu mästen. Hier wurden die Vögel in ungeheuern Haufen bereitet, um eingesalzen zu werden, und weiterhin ward diese Procedur beschafft. Alles dieses gab mir einen Begriff von der Unerschöpflichkeit der Menge, die täglich die Mittel zu einer so ver-

heerenden Jagd lieferte. Was mich aber am meisten in Erstaunen setzte, das war der Umstand, daß diese Opfer jeden Abend aus dem Staate von Indiana, wo sie eben reichliche Nahrung fanden, in das Gebiet von Kentucky herüber kamen, um dort trotz des mörderischen Bleies der Jäger einen Ruheplatz zu wählen. Aus der Umgegend von Jeffersonville kommend, legten sie jeden Abend über 150 Meilen zurück, und kehrten mit Anbruch des Tages wieder dahin zurück, woher sie gekommen. In dem ganzen Umfange der Ruhestätte war der Boden mehrere Zoll hoch mit Taubenmist bedeckt: beim Anblick dieses weißen Bodens, einer Menge an der Erde abgebrochener Baumstämme, und vieler umherliegender Zweige hätte man glauben mögen, es habe hier eine Windsbraut gehauset und ihr sey unmittelbar der Winterfrost gefolgt."

„Ehe der Abend einbrach, war alles mit Vorbereitungen beschäftigt: der eine trug Schwefel in eisernen Töpfen herbei, der andere Kloben, ein dritter große Stangen von sehr trocknem harzigten Holze, die den Abend als Fackeln brennen sollten; die handelnden Hauptpersonen aber führten doppelte zu dreiläufige Flinten. Endlich ist die Sonne verschwunden; doch noch kein Vogel sichtbar: aber plötzlich höre ich den allgemeinen Ausruf: „da kommen sie!". Der Lärm, den ihre Annäherung machte, schien mir dem eines scharfen Windes ähnlich zu seyn, der durch die Takelage eines Schiffes pfeift, das alle Segel beigesetzt hat. Als die Tauben-Colonne über meinem Kopfe wegbrauste, fühlte ich einen Luftzug, den ich sonst nicht für möglich gehalten hätte. Mehrere Tausende wurden mit Stangen todt geschlagen. Die Colonne ward immer stärker: die nach allen Seiten hin angezündeten Feuer erhellten das prachtvollste aber auch das grausamste Schauspiel, das ich noch je gesehen hatte. Millionenweise trafen die Tauben ein; sie stürzten eine über die andere nieder, gedrängt wie die Bienen eines an einem Baume hangenden Bienenschwarmes. Die Zweige der Bäume bogen sich und brachen unter ihrer Last, so daß sie mit den Tauben niederstürzten, im Falle, was ihnen im Wege stand, mit sich fortrissen und zugleich eine Menge andrer Tauben erschlugen oder lähmten. Inmitten dieser Scene des Tumults und Wirrwarrs würde es ein vergebliches Bemühen gewesen seyn, sich dem Nachbar verständlich machen zu wollen; selbst ein lautes Schreien ging in dem allgemeinen Lärm verloren. Nur hie und dort gewahrte man das Schießen der Jäger, und sicher war man, daß diese geschossen, dennoch erst dadurch, daß man sie aufs neue laden sah."

„Man hält sich vorsichtigerweise außerhalb dieser Stätten der Vernichtung und des Blutbades und es wagt nicht leicht jemand, sich daheim zu begeben. Die Schweine werden in den Parks zurückgehalten, bis man sie ohne Gefahr loslassen kann. Mit dem Einsammeln der Todten und Verwundeten wartet man bis zum nächsten Morgen. Die Züge der Tauben nach dem ihnen so gefährlichen Fleck nahmen bis gegen Mitternacht kein Ende, dann aber schien die Zahl der Ankömmlinge geringer zu werden. Das Gemetzel unter ihnen währte fort bis zum Tagesanbruch. Neugierig, zu wissen, wie weit wohl der heillose Lärm dieser Jagd hörbar seyn möchte, sandte ich einen mit den Streifereien im Walde wohlbekannten Menschen aus; derselbe kehrte nach Verlauf von zwei Stunden zurück, und versicherte mir, er habe uns noch in einer Entfernung von mehr als 3 Meilen (eine Stunde Weges) gehört. Ein andrer Art Lärm drang in unsre Ohren, als der Tag anbrach; denn so wie die Sonne am Horizonte auftauchte, flog die ganze Taubenmasse, die dem Gemetzel in der Nacht entgangen war, zu gleicher Zeit aus, um ihrer Nahrung nachzugehen. Nun veränderte sich die Scene wieder: wir vernahmen das Geheul von Wölfen, Füchsen, Luchsen, Bären und andern Raubthieren, die ihre Schlupfwinkel verlassen hatten, um sich ihren Antheil von der Beute zu holen, so wie das Geschrei von Adlern, Falken, Krähen ꝛc. in großen Flügen, die auch von der Vernichtung der vergangenen Nacht profitiren wollten."

„Zugleich mit diesen raubgierigen Banden, hielten die Jäger nun ihre Lese; ein jeder benutzte alle möglichen Transportmittel, die ihm zu Gebote standen, und bloße Neugierige, wie ich z. B., konnten ihre Blicke gar nicht wegwenden von der mit Todten und Verwundeten bedeckten Erde. Was die Jäger nicht fortzuschaffen vermochten, das ward den Schweinen und Hunden preisgegeben, so daß also die armen Tauben nicht allein den Menschen, sondern auch den wilden und den Hausthieren als ein überergiebiges Nahrungsmittel dienen mußten."

„Auf den ersten Blick sollte es scheinen, als könne ein so grausam von einer Menge Feinde verfolgtes Geschlecht, dem nicht einmal die Ruhe der Nacht vergönnt wird, nicht lange bestehen: doch beweiset die Erfahrung das Gegentheil, und ich bin überzeugt, daß sich die Zahl dieser Tauben nur mit unsern Wäldern mindern wird. Im Jahr 1805 traf eine Goelette ganz mit Tauben beladen, die am Hudsonsstrom geschossen worden, zu Neuyork ein, wo sie, das Stück zu 1 Cent, dem hundertsten Theil eines Dollars, verkauft wurden. Ich kannte einen Einwohner in Pensylvanien, der an einem einzigen Tage in einer Art Netz 500 Dutzend und in einer andern dort gebräuchlichen Jagdweise noch 20 Dutzend außerdem gefangen hatte. Bei den Salinen von Shawani-Town habe ich Neger gesehen, die den ganzen Tag lang Tauben getödtet hatten, die sich an dem siedenden Salzwasser hatten erlaben wollen. Trotz diesem allen fand ich im Jahre 1826, nach einem 30jährigen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten, in Louisiana noch eben so viele und gleich zahlreiche Taubenzüge vor, als damals, wo ich dies Land zuerst betreten."

„Ist die Lege- und Brüte-Zeit der Tauben gekommen, so sieht man oft an einem einzigen Baume 50 bis 100 Nester, die aus Reisig gemacht und nicht sehr tief sind. Das Weibchen legt zwei Eier dahinein, deren Brüten es emsigst wahrnimmt, während das Männchen es bewacht und es ihm weder an Nahrung noch an Liebkosungen fehlen läßt."

„Diese zarte Sorgfalt ist nicht immer vergebens und die Kleinen sind zuweilen so glücklich, ihre Nester verlassen zu können, ehe die Menschen diese friedlichen Behausungen entdecken. Kommen aber Jäger oder Holzhauer in die Nähe dieser Nester, so fallen sie ihnen fast gleich ins Auge; dann verbreitet ein Todten, das noch grausamer ist, als das schon beschriebene, Angst und Schrecken in den bis dahin so glücklich gewesenen Haushaltungen: die Bäume werden gefället, die Täubchen stürzen zur Erde, und werden hier um nichts und wieder nichts zertreten oder auch unter den Augen der trostlosen Alten, deren Jammertöne die unbarmherzigen Vernichter ihrer theuersten Hoffnungen nicht rühren, verspeiset."

— Gegen die Meinung des Herrn Audubon dürften die Wander-Tauben mit der Zeit doch auch das Geschick der Biber in beiden Welttheilen erleiden. Sie, so wie diese, ertragen keine Isolirung; aber so wie der Mensch sich mehr und mehr des Bodens bemächtigt, herrscht er als Tyrann und befolgt die Grundsätze des Despotismus: er zerstört das Zusammenleben der Thiere. So ist es denn wahrscheinlich, daß die Wander-Tauben, gezwungen ihre Lebensweise zu verändern, wenn das ganze Gebiet von Nord-Amerika erst verhältnißmäßig so stark bevölkert seyn wird als Europa, sich nirgends mehr werden erhalten können, und folglich am Ende insgesammt aus der Schöpfung verschwinden müssen.

Histoire de France, par l'Abbé Mont-Gaillard, Tome VIII.

(M. vergl. No. 188 d. Bl.)

Wir haben aus allen frühern Bänden dieses Werkes unsern Lesern kurze Auszüge mitgetheilt, dessen Verfasser ein exaltirter aber unparteiischer Strafprediger gegen die Sünden aller politischen Parteien und Gewalthaber in Frankreich zu nennen ist und, so scharfsichtig als schonungslos in die verborgneren Ursachen der Begebenheiten eindringend, in sehr vortheilhaftem Contraste mit vielen Geschichtschreibern unserer Tage, namentlich in den neuesten mit der historisch-philosophischen Oberflächlichkeit Walter Scotts, steht. Wenn nun schon Gerechtigkeit und Consequenz erheischt, daß wir auch die Anzeige dieses achten Bandes nicht übergehen, so fordert noch ganz besonders das vorzügliche Interesse dazu auf, welches derselbe noch vor den übrigen voraus hat und wir würden dieser Pflicht schon um einige Wochen früher nachgekommen seyn, wenn nicht die Bestimmung und die Berichtigung der öffentlichen Meinung über Walter Scotts Werk, durch Proben daraus und Ansichten darüber, (so weit hierzu beizutragen in unserer Macht steht) uns dringender geschienen hätte.

Der Abbé Montgaillard giebt in diesem Bande Rechenschaft von den Ereignissen der hundert Tage und den Ursachen dieser vorübergehenden, aber in den Annalen der Völker Europa's beispiellosen Revolution. Folgendermaaßen drückt sich der Abbé über die fehlerhafte Politik des Ministers aus, der das damals noch kräftige, erst ganz frisch vom Kaiserthum zum constitutionellen Königthum übergegangene Land verwaltete:

„Napoleon würde die kühnste Unternehmung, die die Geschichte aufweist, nicht gewagt haben, wenn man nicht Insinuationen, Schmähungen und Drohungen gegen die Inhaber der Güter und Grundstücke hätte verbreiten lassen, die der neunte Artikel der Charte ausdrücklich garantirt. Priester gingen umher, die Gewissen mit Unruhe zu erfüllen: ähnlich den fanatischen Aposteln der heiligen Ligue, schwangen sie die Fackeln der Zwietracht: die einen, in der Hoffnung ihren Ueberfluß, die andern, ihre Herrschaft wieder zu gewinnen, alle das Priesterthum mit der Religion heuchlerisch vermengend und verwechselnd. Die Bauern, die kaum noch von der Charte und den wahren Absichten des Königs hatten reden hören, — konnten sie nicht die Rückkehr des Zehnten, der Frohnen, der Grundzinsen und Feudalgefälle fürchten, indem sie ihre alten Gutsherren mit wahrhaft gothischen Prätentionen wieder auftreten sahen, und exaltirte Priester die Pflicht predigen hörten, den Zehnten zu bezahlen und die Güter wieder auszuliefern, die sonst im Besitze und Genusse der Geistlichen gewesen waren? Die Furcht allein, daß die Regierung die Motive dieser Predigten billige, brachte schon dieselbe Wirkung hervor, als wenn sie ihnen schon ihre Sanction gegeben hätte und machte eine bedeutende Anzahl der kleineren Landbauer der Sache des Königs abgeneigt. Schon am 10. Juni, sechs Tage nach der Bekanntmachung der Charte, die nicht die religiöse Toleranz, sondern die Unabhängigkeit aller Gottesverehrungen festsetzt und heiligt, erschien eine Ordonnanz wegen des Behängens der Häuser mit Tapeten an den Tagen der Processionen. Diese Ordonnanz, im Widerspruch mit den Gesetzen über die Polizei des verschiedenen Cultus, scheint die katholische Religion nicht bloß als Religion des Staates, sondern als herrschende Religion anzuerkennen und indirect auszusprechen, daß nicht jeder gleiches Recht zur öffentlichen Kundgebung seines Glaubens habe. Die Weigerung einiger Priester, eine Schauspielerin vom Théatre français zu begraben, wird Veranlassung zu einem großen Scandal und einem, in seiner Bedeutung unzweideutigen, Auflauf unter den Thoren der Tuilerieen selbst. Durch den augenblicklichen Befehl, daß die geistliche Feier statt finden solle, stillt zwar die Weisheit des Königs diese aufbrausende Gährung gegen die Geistlichkeit, vermag aber dadurch der übeln Wirkung nicht zuvorzukommen, die dieses Ereigniß zu Paris und in ganz Frankreich hervorbringt. Die Feinde der Religion freuen sich darüber; die Freunde des Schicklichen und der Ruhe beklagen sich, daß die Priester versuchen, ihre ehemalige Herrschaft wieder zu erringen. Ein General-Director der Polizei, vierzehn Jahre lang einer der eifrigsten Beamten Napoleons, ist plötzlich zum eifrigen Anhänger des Hauses Bourbon geworden; er will seine glückliche Rückkehr zur Legitimität bezeichnen, begeht Fehler über Fehler und sieht sich zum Ministerium der Marine erhoben, ein Ministerium, worin er selbst nicht die nöthigen Verfügungen zu treffen weiß, um Napoleon auf der Insel Elba zu bewachen, und seiner Landung auf Frankreichs Küsten zuvorzukommen."

„Die kaiserliche Regierung hatte dem Geize der Kriegsmänner geschmeichelt: die mehrsten Agenten der königlichen Regierung haben dem Geize des alten Adels oder der Eidevants geschmeichelt. Wenn man je eine Koppel abgetriebener Jagdhunde sich ins Wasser stürzen und in langen Zügen gierig saufen sah — so hat man ein Bild der neu Gelandeten und derer, die sie erwarteten, und die sich nun zusammen auf die Cassen des Staates warfen, die Civilliste belagerten, die höchsten Militairgrade, die ersten Aemter, Pensionen, Ehren, Würden, Belohnungen aller Art reclamirten. Ein Emigrirter, zugleich Soldat, Diplomatiker und Priester erbat und erhielt einen dreifachen Ruhegehalt! Das von Napoleon geschaffene außerordentliche Krongüter-Eigenthum wurde verschlungen, verschleudert und bald blieb von dieser unermeßlichen Dotation nichts als ein verwirrtes Andenken zurück. Seine Privat-Domaine, deren Betrag wohl Niemand zu bestimmen wagt, aber in deren Cassen die, für die strenge Ausführung des Continentalsystems und die Nichteinführung der englischen Waaren, zu Hamburg niedergesetzte Special-Commission eine Summe von achtzig Millionen eingeliefert hatte; diese Privat-Domaine war gänzlich verschwunden und nicht eine Spur ihrer Existenz ist selbst geblieben. Die Finanzen des Staates wurden der Plünderung preisgegeben und von Leuten vom alten Regime verschlungen; hohe Beamten dieser vormaligen Verfassung, seit fünf und zwanzig Jahren von Frankreich abwesend, forderten Besoldungen von Aemtern, Civile oder Militair-Stellen, in denen sie 1789 standen, und erhielten wirklich fünf und zwanzigjährige Bezahlungen für diese Geschäfte, die sie nicht besorgt und versehen hatten. Nie sah man größere Verschleuderungen, ungerechtere Reclamationen, unverschämtere Forderungen und Ansprüche und einen niedrigern Triumph der Geldgierde und des Betrugs. Ehrentitel, Aemter, Gnadenbezeugungen suchten, so zu sagen, in ihrer Heimath, auf dem Schauplatze ihrer Gewaltthatigkeiten, die Männer auf, die unter dem Namen Chouans eine so beklagenswerthe Celebrität erlangt haben. Ein Monument sollte feierlich der Nation beweisen, daß sie fünf und zwanzig Jahre lang nicht aufhörte, ein Verein von Factionisten und ein Haufe von Empörern zu seyn. Versöhnt und verkettet man durch solche Mittel dreißig Millionen Menschen mit dem Königthum?"

„Journale, der Censur unterworfen, forderten die Verletzung derjenigen Artikel der Charte, deren strenge Beobachtung die öffentliche Ruhe erheischt. Zwei Rechtsgelehrte, Namens Dard und Falconet, wagten zu behaupten, daß man sechs Millionen Eigenthümer ihres Besitzes berauben müsse; die Minister tolerirten ihre Vorschläge und man sagte öffentlich, daß sie sie dazu aufgemuntert hätten. Das die Presse beschränkende Gesetz, dem Geist und dem Text der Charte so zuwiderlaufend; die unzweideutige Falschheit des Ministeriums, das die schlechten Verfügungen dieses Gesetzes vertheidigte; die auffallenden Erklärungen des Staatsministers, der über das Gesetz vom 5. December Bericht erstattete; eine Menge ministerieller oder Polizei-Maaßregeln, so wie sehr viele Acte der mittleren Administration, waren seit neun Monaten direct gegen die constitutionelle Verfassung gerichtet. In den vier und achtzig Departements offenbarte sich lebhafte Unruhe unter den Protestan-

ten, unter den Erwerbern von Nationalgütern und in denen Ständen und Gewerben, welchen die Preßfreiheit Bedürfniß ist. Neun Monate waren verflossen, ohne daß ein einziges der organischen und Supplementar-Gesetze der Charte zu Stande gekommen war, Gesetze, ohne welche alle Vortheile, welche die Charte mit sich brachte, verschwinden und diejenigen, welche sie versprach, ausbleiben mußten; ohne welche die Charte allen denen Versprechungen gleicht, welche die Regierungen den Völkern zu machen pflegen, wenn sie ihren guten Willen und ihre Thatkraft brauchen und sie gewinnen wollen."

„Vergebens waren die Absichten Ludwigs XVIII. feierlich erklärt worden; der Geist der Gegenrevolution, sich rüstend alles zu überschwemmen, und bei hellem Tage in den Pallast des Monarchen dringend, dieser Geist von 1788 setzte bereits öffentlich alle seine Angriffsmittel gegen die ganze Nation, das wahre und einzige Element der königlichen Macht, in Bewegung."

„Abneigung sprach sich überall aus. Mit einem Worte, das allgemeine Mißtrauen machte den Erfolg des kühnen Exkaisers; und dieses Mißtrauen (man kann es nicht oft genug wiederholen) war durch das Betragen und die unbedachte Sprache der Minister Dambray, Blacas, Montesquiou, Dupont und Beugnot herbeigeführt, des See-Ministers, der selbst nicht so viel Umsicht gehabt hatte, die Küsten der Insel Elba von zwei oder drei Fregatten beobachten zu lassen. Diese fünf Minister sind die großen Conductoren des von der Insel Elba ausgegangenen Blitzes gewesen."

„Inzwischen glaubten eine Menge Menschen, daß ein tief angelegter Plan, eine weit ausgesponnene Verbindung Napoleon den Weg bahnte. Aber wenn diese Verschwörung, wovon man so viel Lärm gemacht hat, wirklich existirt hätte, so würden ihre Stifter und Beförderer nach dem 20. März ihre Dienste aufgezählt haben; und später hätte man Spuren davon, wenn auch nur schwache, entdeckt. Das einzige wirkliche Complott war der Versuch einiger Generale, der im Monat Februar im Departement de l'Aisne gemacht und gleich im Beginnen vernichtet wurde. Die mehrsten Generale erfuhren mit Erstaunen, selbst mit Unruhe, die Landung ihres vormaligen Gebieters, sey es, weil sie die Ruhe bedroht sahen, die sie anfingen liebzugewinnen, sey es, daß sie, dem Vaterlande ergeben, für welches sie so lange gekämpft, die Ungewißheit der Zukunft fürchteten. Napoleon beobachtete von seinem Felsen aus die Stimmung der Gemüther; seine Kühnheit that das Uebrige. Er sah, daß unvorsichtige Hände Frankreich mit Brennstoff bedeckt hatten — und er ging, ihn in Brand zu stecken." — —

„Hatte er wohl noch einen andern Antrieb nöthig, um den überall glimmenden Funken der Zwietracht zur lichten Flamme anzublasen? Das Wagniß einer Verschwörung und des Geheimnisses, welches sie erfordert hätte, konnte seine Combinationen scheitern machen; es schien ihm daher viel sicherer, das stumme Staunen und die Lähmung zu benutzen, die eine eben so kühne als unerwartete Unternehmung in den französischen Köpfen hervorbringen mußte; er urtheilte sehr richtig, daß Ueberraschung den Erfolg beginnen und das Mitfortreißen ihn vollenden werde. Ueber welche andere Gränze er immer eingedrungen wäre, über die östliche, nördliche oder westliche, er hätte gleicherweise einen sehr großen Theil der activen Bevölkerung an sich gezogen. Die mehr oder minder edelmüthigen Anstrengungen einiger Marschälle — vermogten sie den reißenden Strom zu hemmen? Und die andern von den unbezähmbaren Wellen mit fortgerissenen Marschälle, wendeten sie nicht den bestürzten Blick dem Ufer zu? Von allen den Marschällen, welche entschlossen schienen, dem König zu dienen, waren nur drei, Berthier, Victor und Marmont, die sich über die Gränze zurückzogen. Keiner der andern, (wenn man Macdonald ausnimmt, der an einer schweren Krankheit darniederlag), verschmähte die dreifarbige Kokarde, weigerte dem derzeitigen Herrn von Frankreich, Napoleon, die Unterwerfungs-Erklärung. Konnten sie gegen die Meinung ankämpfen, die die Feinde der constitutionellen Institutionen verstieß? Einige Ausnahmen abgerechnet, wurden die Offiziere höherer Grade und des Generalstaabs mehr in den allgemeinen Abfall verwickelt, als daß sie ihn freiwillig begonnen hätten. Man muß es laut und wiederholt sagen: die Armee, die kaum einige Offiziere zählte, die im Gehorsam gegen so viele Jahre abwesende Prinzen erzogen waren, mußte ihre Rückkehr mit Unruhe sehen. Das Benehmen der Stuarts nach der Restauration drang sich mahnend den Gemüthern auf. Die Charte, die die aufgeklärte Mäßigung Ludwigs XVIII. beweisen sollte, hatte die Angst der Nation beschwichtigt; aber die Nichtbeobachtung dieser Charte, die Verachtung, mit welcher die Ausgewanderten und die Hofleute davon sprachen, weckten sehr bald die Furcht und das äußerste Mißtrauen wieder und unglücklicherweise erschien Bonaparte wie ein Befreier. Noch einmal, die wahren Verschworenen waren die Männer, welche verschiedene Motive, alle gleich kleinlich und eigensüchtig, zu einer directen Opposition gegen den Willen des Königs vereinigte; die Männer, die, verkennend den Geist der Nation, die Tendenz des Jahrhunderts, die Wirkung einer allgemeinen Revolution von einem Vierteljahrhundert, den Zauber kriegerischer Erinnerungen, schlechtberechnend die Zahl und verachtend Gewicht und Kraft der neuen Eigenthümer, starrsinnig und verblendet, ihre feudalistischen, ultramontanen Plane verfolgten. An die Spitze dieser verirrten, myopischen Politiker muß man Herrn Blacas d'Aulps stellen, Minister des königlichen Hauses, einen Mann ohne administrative Erfahrung, Frankreich fremd, das er als Jüngling verlassen, und aufgeblasen von seiner plötzlichen Erhebung zu Ehren und Würden. Kaum sieht er sich im Besitz eines unermeßlichen Vermögens und eines großen Einflusses, so hat er nichts Nothwendigeres zu thun, als den Franzosen das Alter seiner Familie zu beweisen, die eben erst seinen Namen erfahren. Er stellt im Louvre das Bild eines seiner Vorfahren, oder den er wenigstens dafür ausgiebt, auf: eines Blacas d'Aulps, eines Troubadours, bewaffnet von Huguette de Sabran, nach dem gelobten Lande ausziehend. — Bonaparte durfte sich nur zu Porto-Ferrajo einschiffen, um von dem Strome der Meinung bis in die Tuilerien getragen zu werden."

„Ohne Zweifel hatte dieser Exkaiser noch Einverständnisse in Frankreich. Es würde abgeschmackt seyn, vorauszusetzen, daß, nach vierzehnjährigem Besitz einer Macht ohne Gränzen, alle Verbindung zwischen ihm und einer Menge Menschen, die von ihm abgehangen und die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, plötzlich aufgehört hätte; aber Correspondenzen, in welchen sich Ausdrücke des Bedauerns sichtlich mit dem Andenken des Ruhmes oder der Dankbarkeit verschmolzen, begründen noch keine wirkliche Verschwörung. Man kann unzufrieden seyn, ohne gefährliche Absichten zu haben, und man kann sogar üble Absichten haben, ohne noch schuldig zu seyn. Es ist unmöglich zu läugnen, daß ein großer Theil der Bevölkerung ihm noch sehr ergeben war; er landet, eilt, wie auf der Post, nach der Hauptstadt, nicht nur ohne Armee, sondern selbst ohne alle Vertheidigungsmittel, gerade so, wie sich ein Grundbesitzer auf seine Güter begiebt. Mehrere Mordanschläge werden gegen seine Person gemacht, keiner ausgeführt: die Nachwelt wird diese Entwürfe erfahren und die Namen der Personen, die die Dolche geschliffen, werden mit ewiger Schande gebrandmarkt bleiben. Napoleon legt in zwanzig Tagen einen Weg von zwei hundert zwanzig Stunden zurück; nach allen Proclamationen, Befehlen, Proscriptionen, Versprechen von Belohnungen erscheint nicht ein

Mensch, um ihn niederzustoßen: möge man dieses nun aus dieser oder jener Ursache erklären, immer ist es klar, daß Bonaparte keine Verschwörung zu seiner Rückkehr bedurfte."

„Wenn auch Bonaparte nicht in der Provence gelandet wäre, so hatte doch das von dem Ministerio angenommene System das Königthum schon zu sehr compromittirt, als daß nicht bald eine politische Katastrophe ausgebrochen wäre. Man hatte die Freiheit der Presse in Fesseln geschlagen, die Grundeigenthümer aufgeschreckt, die Armee verstimmt und beleidigt, die unzählbaren Anhänger der constitutionellen Institutionen insultirt und bedroht. Lange vor Bonaparte's Ankunft und als man sie nicht von fern ahnete, hatte sich ein reelles Mißvergnügen in den mittleren Classen verbreitet: Pflichtvergessene Hofleute, die sich ausschließlich Royalisten nannten, wagten, und zwar ganz laut, den Monarchen der Doppelsinnigkeit anzuklagen; sie sagten, daß die Charte nur ein Einlaßbillet (un permis d'entrer) gewesen sey und der König unrecht gehabt habe, nicht rein und einfach die alte Verfassung wieder herzustellen; daß sie indessen, auf eine oder die andere Weise, bald wieder in Kraft seyn würde; und, durch einen Widerspruch, der unerklärlich seyn würde, wenn nicht, von 1789 bis auf den heutigen Tag, die Männer der alten Verfassung eben so thörigt raisonnirt als gehandelt hätten, sagten diese Männer, daß der König die Charte in der festen Absicht gegeben habe, sie zu widerrufen und klagten ihn dennoch zugleich an, aufrichtig constitutionell, ja mehr noch, Jacobiner zu seyn!!! Es gab keinen Hofmann der alten Zeit, keinen großen Herrn, der von Versailles oder Paris einst entflohen war, keinen dem Dachfenster entstiegenen Edelmann, keinen vormaligen Reitknecht oder Kammerdiener, der nicht gegen Ludwig XVIII. declamirte, ihn nicht der Treulosigkeit beschuldigte. Inzwischen giebt es noch jetzt (1824) eine Partei, die der schlechten Royalisten des Hofes, die dabei bleibt, daß Bonaparte in Frankreich, selbst in Paris, fortgesetzte und auf seine Rückkehr sich beziehende Einverständnisse hatte; diese Menschen ahmen mit diesen Behauptungen alberner-weise die Taktik des Wohlfahrtsausschusses und des Directoriums nach, die von 1793 bis 1799 ewig wiederholten, daß die englische Regierung, daß Pitt und Coburg alle Verschwörungen stifteten und jeden Verschwörer gegen die Freiheit besoldeten; tausende von Opfern fielen in dieser Zeit. Der Royalismus der gemeinen Feudalität hört nicht auf, die Nation und den Monarchen zu insultiren; und heute noch behauptet der gegenrevolutionaire Royalismus, daß Napoleon die Insel Elba nicht verlassen haben würde, wenn nicht eine große Verschwörung zu seinen Gunsten statt gefunden hätte. O der verblendeten Thoren! Diese Royalisten mit ihren ausschließlichen Privilegien sind die Verschwörer gewesen — sie selbst, die Napoleon nach Paris führten; ihre Drohungen, ihre insolenten Prätentionen, ihre Schmähungen des Nationalruhms, ihre laut angekündigte Absicht, die constitutionelle Freiheit zu vernichten — das ist die Erklärung des 20. Märzes."

Ausgrabungen in der Villa Ruffinella, in der Nähe des alten Tusculum.

Unter den ausgegrabenen Statüen sind vier über Lebensgröße. Die erste stellt den August dar, das Haupt mit einem Eichenkranze geziert. Er trägt einen, ganz mit Bildhauerarbeit bedeckten Panzer. Auf dem untern Theile desselben sieht man die von ihm eroberten Provinzen in allegorischen Figuren dargestellt, wovon einige Ketten tragen, andere Thränen vergießen. Ueber diesen erblickt man zwei Flüsse, den einen als männliche, den zweiten als weibliche Gottheit dargestellt, vielleicht zur Bezeichnung der Orte, wo die Schlachten, in denen August siegreich war, vorfielen: ganz oben sind zwei Centauren angebracht, welche ihre Trophäen zeigen. Der Kaiser hält in der linken Hand eine Kugel, auf der eine bronzene Siegesgöttin, mit ausgebreiteten Flügeln, steht; die Rechte ist geschlossen und hält den Speer, auf welchen sich der nackte Arm stützt, dessen Muskeln und Adern sehr genau und anatomisch richtig ausgearbeitet sind. — Die zweite Statue stellt den Tiberius sitzend, und, wie es scheint, in einer Rede begriffen, vor. Er ist beinah ganz nackt und der Künstler hat dem Fleische eine bewunderungswürdige Weichheit gegeben. Ein weites, mantelartiges Gewand bedeckt den linken Arm bis unter den Ellbogen, läßt beinah die ganze Brust blos, und fällt zwischen den Schenkeln herab, von denen der linke unbedeckt, der rechte aber bis zum Fuße damit verhüllt ist. Der rechte Arm ist nackt und die Hand ruht auf dem Beine nahe bei dem Knie, eine Rolle haltend. Die andern beiden Statuen sehen einander fast ganz ähnlich und stellen zwei obrigkeitliche Personen, einen ganz jungen und einen ältern Mann, dar. Beide tragen die Senatorenkleidung, jeder hat eine Rolle in der Hand und ein Kästchen unter den Füßen. Die Statue eines Knaben sieht, wenn sie gleich nur klein ist, den übrigen vieren an Vollendung nicht nach. Der Knabe ist beinah ganz nackt, sitzt und hat ein kleines Schwein auf dem Arme, das sich losreißen zu wollen scheint, was aber der Knabe, von der rechten zur linken Seite gewendet, indem er ihm eine Hand auf den Rücken gelegt hat und es mit der andern unter dem Rüssel hält, zu verhindern sucht. — Außer diesen größern Bildhauer-Arbeiten haben sich noch einige Büsten gefunden, namentlich die der Rutilia, einer edlen Matrone aus Tusculum, eine ziemlich gut erhaltene Dianenbüste, eine halbe Figur eben dieser Göttin, ein Jupiterkopf, zwei bacchische Hermen, wovon eine mit zwei Köpfen, dem einer jungen Frau und dem eines alten Mannes mit einem Barte; zuletzt ein kleines Medaillon mit einem Apollokopfe im Basrelief.

Die bemalten Wände bilden zehn Abtheilungen. In den zwei größten sieht man Jagdscenen: auf der ersten jagen zwei Hunde einem Stachelschwein nach, auf der zweiten verfolgt ein Hund einen Hirsch. Zwei andere stellen, auf schwarzem, durch Abbildungen von Blumen und Früchten gehobenen, Grunde, zwei Amors dar, woren der eine eine Fackel hält, der andere zu entfliehen scheint. Auf der fünften sieht man ein saugendes Schwein, auf der sechsten einen Adler, zwei Kränze in seinen Klauen haltend. Auf der siebenten sieht man eine Einfassung mit schönen Verzierungen. Auf der achten eine bacchische Darstellung: ein Tiger bewacht ein mit Trauben gefülltes Gefäß und auf der andern Seite sieht man eine Maske. Auf der neunten und zehnten findet man die Bildnisse eines alten Mannes und eines Jünglings mit blondem Haar: das Leben im Gesicht und die Wendung der Augen zeugen von der Darstellungsgabe des Künstlers.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 129.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 215 Hamburg, Mittwoch den 29. August 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Die Krimm.

Auszug aus dem Tagebuche eines russischen Offiziers.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Sebastopol, die ausgezeichnetste Stadt der Krimm, war vor der Eroberung dieses Landes durch die Russen, im Jahre 1783, noch nicht vorhanden. Auf der Stätte, die sie jetzt einnimmt, sah man damals ein kleines Dorf in der Mitte eines dichten Forstes. Diese Stadt von 20,000 Einwohnern, fast sämmtlich Soldaten oder Matrosen, erhebt sich amphitheatralisch an dem Abhange eines, zwischen zwei Buchten vorspringenden Berges. Mit Ausnahme der Hauptstraße, die sich am Fuße des Berges hinzieht, und wo die Gebäude zweistöckigt sind, haben die Häuser nur ein Stockwerk; sie sind mit Ziegeln gedeckt und von Fruchtbäumen umgeben.

Kein Seehafen bietet so viele Vortheile dar, als der von Sebastopol; man gelangt zu ihm durch einen Golf, der anderthalb Werste breit, sieben Werste lang und sieben bis zehn Klafter tief ist. Sein Ankergrund ist vortrefflich, und die Schiffe sind daselbst nur dem Ostwinde blosgestellt. Nach der Südseite umschließt der Hafen vier große Becken: das des Geschützes, das für die Schiffe, und das zum Kielholen der Schiffe; das zweite und das dritte sind so sicher, daß die Schiffe mit vollen Segeln da einlaufen können; und in dem letztern können Schiffe von 100 Kanonen neben einander liegen. Ein jedes von diesen hat ein in dem Felsen ausgehauenes Magazin, in welchem seine Takellage und seine Munition aufbewahrt werden. Das vierte Becken, der Admiralität zugehörig, liegt im S. W. und ist durch eine hohe Mauer von der Stadt geschieden.

Einer der größten Vortheile, den Sebastopol als ein militairischer Hafen hat, besteht darin, daß dort regelmäßig bis Mittag ein Ostwind, den übrigen Theil des Tages aber ein Westwind weht. Der Eingang des Hafens ist von dieser Seite nicht über 400 Klafter breit und seine mit fast 600 Kanonen gespickten Festungswerke würden nebst 2 bis 3 Linienschiffen ausreichen, ihn gegen jeden Angriff sicher zu stellen. Mit einer Besatzung von nur 2000 Mann muß der Platz uneinnehmbar seyn. Schade, daß es dem Hafen an bequemen Docks für den Bau und die Ausbesserung der Schiffe fehlt, um so mehr da jene Gewässer von Holzwürmern wimmeln, daher auch die von Cherson ankommenden Schiffe fast immer in schlechtem Zustande sind.

Obgleich es Sebastopol an Brunnen fehlt, und das Holz rund umher Behufs des Seedienstes gefällt worden ist, dürfte es seiner vortheilhaften Lage wegen und bei der Fruchtbarkeit der Provinzen, die es umgeben, einst die Hauptstadt von Rußland werden können. Außerhalb der Stadt, in der Ebene von Uschakow, sieht man eine Menge Lusthäuser.

Am äußersten Ende der Rhede erblickt man noch den Grund der alten Stadt Ingerman, von der jedoch keine andern Spuren mehr vorhanden sind als einige Höhlen an einem benachbarten Berge und wovon die eine als Kirche benutzt worden ist. Man findet in der Krimm mehrere ähnliche Grotten, die Zufluchtsörter gewesen zu seyn scheinen. Auf dem Gipfel des Berges bezeichnen Trümmer die Stätte der vormaligen Feste Dori.

Von den Ruinen des alten Chersonesus, von wo aus die christliche Religion in Rußland eingeführt worden ist, sind nur noch ein verfallener Thurm, Reste von Wasserleitungen und der Grund von Häusern übrig: die Steine dieser Stadt sind zum Bau von Sebastopol verwendet worden. Obgleich diese Ruinen nur zwei Werste von der Stadt entfernt sind, ist doch der alte Hafen, der stets den Winden aus Norden offen stand, dem neuen nicht zu vergleichen. In den Schutthaufen von Ingerman werden noch immer Medaillen aus Griechenland, Rom, vom Bosphorus und aus dem Chersones gefunden. Ein Leuchtthurm von 42 Klaftern Höhe beherrscht jetzt das Cap von Cherson.

Zehn Werste von Sebastopol, nimmt die südliche Küste der Krimm ihren Anfang. Auf der Anhöhe stößt man auf die Reste eines Dianen-Tempels, dessen Materialien sich die Einwohner nun zu ihren Bauten bedienen. Nach der Erklimmung eines sehr abschüssigen Felsens am Meergestade, entdeckt der Reisende ein kleines Gebäude an dem Bergrücken; es ist dieses das Kloster Georgiewski. Die Mönche desselben sehen aus ihren Zellen nichts als den Himmel und das Meer. Ein in dem Felsen ausgehauener schmaler Gang führt zu ihrer, ebenfalls aus dem Felsen gehauenen Kirche. Diese Kirche, die älteste in dieser Gegend, besteht seit 1000 Jahren und ist dem heil. Georg geweiht. Ein hölzernes Standbild dieses Heiligen, das für wunderthätig gilt, zieht alljährlich, am 23. April, eine Menge Pilger herbei, deren Geschenke zur Unterhaltung des Klosters ausreichen. Es erhebt sich dort nun eine neue, elegantere Kirche, wozu die Mittel durch Subscription zusammen gebracht worden sind; die alte ist ohne Schmuck und Bilder, aber die einsamstgelegene, die nur zu denken ist. Der erwähnte Felsengang liegt perpendicular über dem Meere, zu dem man auf einer Treppe gelangen kann, die ebenfalls in den Felsen gehauen ist.

Balakawa ist eine von Albanesern, die sich von der Insel Cypern geflüchtet haben, neu angelegte Stadt. Sie hat eine sonderbare Lage: man denke sich eine enge, von zwei schroffen Felsen, die sich bis zu den Wolken erheben, gebildete Bucht; an dem einen dieser Felsen zieht sich eine Reihe steinerner Häuser hin, an der entgegengesetzten aber eine andre von kleineren und ärmlicheren Gebäuden, und das ist denn die ganze Stadt. Eine jede Familie hat so viel Land, als zum Anbau des zu ihrem Unterhalte erforderlichen Getraides und Gemüses hinreicht, und einige treiben einen ziemlich einträglichen Fischhandel nach Sebastopol,

Koslow und Odessa. Die Männer bilden ein Bataillon, das gemeinschaftlich mit den Kosacken die Küsten der Halbinsel zu vertheidigen hat, auch zuweilen auf der Flotte dient. Sie sind auf Griechisch bewaffnet und führen ein langes Gewehr, einen Degen, einen Jatagan oder Dolch und ein paar Pistolen. Diese Equipirung ist auf ihre Kosten, auch erhalten sie nur dann einen Sold, wenn sie im wirklichen Dienste sind. Sie sind vortreffliche Schützen und haben sich als solche oft gegen die Türken und Tartaren ausgezeichnet.

Balakawa ist auf dem nämlichen Fleck, wo das alte Symbolon gestanden, erbauet; man unterscheidet noch den Grund des Vierecks von der alten Festung, von der sich zwei Thürme so gut erhalten haben, daß einer derselben gegenwärtig als Leuchtthurm benutzt wird. Auf einem sehr abschüssigen Felsen, an einer der Extremitäten des Golfs belegen, muß er vor der Entdeckung des Schießpulvers uneinnehmbar gewesen seyn. In der Umgegend fanden wir eine große Menge versteinerter Muscheln; auch sind die Berge an den Küsten der Krimm gänzlich aus schrägen Lagen dieser Fossilien gebildet. Bewundernswürdig ist die Aussicht von der Höhe des Leuchtthurms herab; sie erinnerte mich an die furchtbaren Bilder Ossians.

Als wir diese Stadt verlassen hatten, passirten wir in einer Länge von 25 Werften eine Straße, die von Catharina II. angelegt worden ist, als sie Baydary besuchte. Diese Straße zerfällt aber ganz, und unsere Pferde konnten nur eins hinter dem andren darauf fortkommen. Nachdem wir mehrere Berge, die sich, einer über dem andern, amphitheatralisch erheben und mit Waldungen und Johannisbeersträuchern bedeckt sind, passirt waren, gelangten wir endlich in das Thal Baydary, das man mit dem Dichterthal von Tempe vergleichen könnte. Man sieht dort keine Weinreben, aber einen Ueberfluß von Getraide und eine Menge der verschiedenartigsten Früchte und Gemüse. Es gehört fast ganz dem Admiral Mordwinow, ein kleiner Rest aber mehreren Tartarendörfern zu, die einen Zehnten bezahlen. In einem dieser Dörfer nahm uns das Oberhaupt mit der offensten Gastfreundschaft auf. Dasselbe hat eine köstliche Lage, und seine Moschee erhebt sich inmitten eines Pappelngehölzes. Die tartarischen Häuser sind niedrig, plump aus Steinen erbaut, und haben ein halbes Dach. So wie man eintritt, sieht man ein geräumiges und reinliches Gemach, mit einem Rauchfang; der Heerd dient sowohl zum Wärmen als auch zur Helligkeit, denn die Fenster haben keine Scheiben und sind nur durch hölzerne Gitter verschlossen; ein längs den Wänden ausgebreiteter Teppich vertritt die Stelle eines Divans und ist das einzige Möbel, das vorhanden ist.

Ein Mollah hatte uns einige Forellen gegeben; als ich nun die Küche suchte, um sie zurichten zu lassen, gerieth ich aus Versehen in den Harem. Derselbe war mit jungen und hübschen Weibern bevölkert, die, so wie sie mich erblickten, einen Schrei des Entsetzens ausstießen, ihre Arbeit fallen ließen, sich zu Boden warfen und nun die nackten Arme, das Gesicht und den Busen zu verbergen suchten. Ich wich einen Schritt zurück; der Lärm hörte auf, und ich blieb, wo ich war. Ergötzt, in meinem Gesichte den Ausdruck einer angenehmen Ueberraschung zu lesen, richteten sie die Köpfchen lächelnd in die Höhe; ihr Schreck hatte sich gelegt. Ich legte die Fische hin, und bat sie durch Zeichen, sie mir zuzubereiten. Die eine von ihnen brach in ein lautes Gelächter aus, eine andere näherte sich mir in ihren Shawl verhüllt; endlich, nach einigem Geflüster unter sich, versammelten sie sich alle um mich her. Die eine untersuchte meine Decoration, die andre die Knöpfe meines Kleides, eine dritte spielte mit meinen Locken, zog meine Uhr heraus, hielt sie sich an die Ohren und zeigte sie ihren Gefährtinnen. Dreist gemacht durch solche Vertraulichkeiten, legte ich eine gleiche Bewunderung für ihre Gürtel, Halsbänder, Armbänder und einen hübschen Fuß an den Tag; und wohin es damit gekommen seyn möchte, weiß ich wahrlich nicht, denn wir waren völlig einverstanden — wenn sich nicht plötzlich die Thür geöffnet hätte. Nun aber erhoben meine Houris ein neues Geschrei und warfen sich alsbald zu Boden. Der Anblick einer Alten mit fliegendem Haar schlug auch mich in die Flucht, und in der Verwirrung ließ ich selbst meine Forellen im Stich. Der General ***, mein Reisegenoß, tadelte mich sehr wegen meiner Unvorsichtigkeit, als er dies Abentheuer erfuhr.

Als wir uns eine Stunde Weges von diesem Dorfe entfernt hatten, verließen wir das Thal, um den Berg Ail zu ersteigen, hinter welchem sich der Culminationspunkt dieser Gegend, der Tschatur-Dag, zu den Wolken erhebt. Ich setzte mich auf einen moosbewachsenen Felsenvorsprung. Eine lange Gebirgskette, die sich, einer Mauer gleich, von Westen nach Osten hinzieht, schirmt die südliche Küste gegen die eisigen Nordwinde; meine Füße berührten die Wipfel von Bäumen, die als eine Stütze unter den ausgehöhlten Seiten standen. Unter ihnen gewahrte ich wieder ungeheure Felsen; noch ein wenig tiefer menschliche Wohnungen, und am Fuße des Amphitheaters erblickte ich das schwarze Meer, dessen ruhige Wellen eine unübersehliche Ferne bedeckten, so wie Schiffe, die, wie schwärzliche Punkte, auf seiner Oberfläche fortzugleiten schienen. Das tiefe Schweigen, das an diesen Orten herrschte, ward von nichts als von dem Rauschen des Nordwindes unterbrochen.

Nach einigen Augenblicken der Ruhe setzten wir uns wieder zu Pferde; als ich aber sah, wie unser Führer den schroffen Abhang des Berges hinunterritt, und die Abgründe sichtbar wurden, die sich unter unsern Schritten eröffneten, da fühlte ich mein Blut gerinnen. Wir folgten einem schmalen und steinigten Fußpfade, der sich an den Seiten der Felsen, an tiefen Schluchten hinschlängelte. Bei dieser Gelegenheit mußte ich die wunderbare Umsicht unsrer Pferde bewundern; bald mußten sie sich kriechend auf den Bauch legen, bald wieder völlig in die Höhe richten, und dabei lehnten sie sich bald links bald rechts an die Felsenwand, um nicht in den Abgrund hinunter zu stürzen. Je weiter wir kamen, je schwieriger ward der Pfad; zuweilen war seine Spur ganz verloren und es däuchte mir dann, als hinge ich über dem Schlunde des Tartarus. Mein Pferd kehrte sich nicht daran, daß mir das Gesicht in den Zweigen geschunden ward, und setzte in großen Sprüngen über die vorkommenden Vertiefungen weg; und um nicht aus dem Sattel gerissen zu werden, blieb mir am Ende nichts übrig, als die Zügel fahren zu lassen und mich mit beiden Händen um den Hals des Thiers zu klammern. Auf halbem Wege machten wir Halt. Nie habe ich eine wildere und grausigere Landschaft gesehen. Nach allen Seiten um uns her ungeheure Blöcke schwärzlicher Felsen, von dem Gipfel des Berges losgerissene Bäume, über unsern Häuptern schwebende Felsmassen, zu unsern Füßen bodenlose Abgründe. Dabei nirgends eine Spur von Leben, kein Baum, kein Gras, überall das Bild des Todes und des Chaos. Die Sonne war im Untergehen, und in der Stille dieser schrecklichen Wüste nichts hörbar als ein verhallendes Geräusch vom fernen Wellenschlag.

So ist die einzige Communication beschaffen, die es zwischen dem Thal von Baydary und der südlichen Küste der Krimm giebt.

Wir übernachteten 20 Werste von Baydary in dem, von Tartaren bewohnten, kleinen Dorfe Michalatka. Von den Tartaren sahen wir einige auf Terrassen vor ihren Hütten sitzen, die behaglich ihr Pfeifchen schmauchten, ohne von uns Notiz zu nehmen. Das Feld in der Umgegend ist traurig und öde, und dieses von Obst- und Gemüsegärten umgebene Dorf liegt darin wie eine erquickliche Oasis.

Unser Weg nach Kutschuk-Koi war noch gefahrvoller, als der schon zurückgelegte. Noch etwa vier Werste davon zeigte man uns die Stelle, wo dieses Dorf früher gestanden, und von welcher es im Jahr 1786 verschwunden ist. Man sieht jetzt nichts als Felsen, Klüfte und Abgründe an der nämlichen Stelle, wo man damals noch Häuser und Gärten gesehen. Der Boden besteht aus einer Art alaunhaltigen Schiefers, den der Regen oft in ganzen Hügeln bis ins Meer mit sich fortreißt. So wird dieser Berg täglich mehr und mehr unterminirt und der an selbigem gebahnte Weg wird immer kleiner; er ist bereits so schmal, daß ein Pferd ihn nur noch eben passiren kann. Als wir in die gefahrvollste Gegend kamen, die fast eine Werste lang ist, hatte unser Führer die Vorsicht, erst die Sättel zu untersuchen und die Gurten schärfer anzuziehen; wonach wir, einer hinter dem andern, den Weg längs eines Abgrundes von 200 Klaftern Tiefe fortsetzten. Die Geschicklichkeit und Behendigkeit unsrer Gäule war wahrhaft bewundern, und ich begreife noch jetzt nicht, wie es ihnen möglich gewesen ist, sich auf den Beinen zu erhalten. Im Vorbeireiten vor einem Felsenvorsprung stieß ich mit einer meiner Schultern daran und verlor das Gleichgewicht; ich wäre verloren gewesen, hätte mein Pferd dasselbe nicht durch einen leichten Ruck gleich wieder hergestellt. Zur Regenzeit war es nicht möglich, sich in dieses Defilé zu wagen, wenn man nicht den Hals brechen wollte.

Dieser Pfad führte uns auf eine Masse Thonerde zu, die, einer Säule gleich aus dem Abgrunde aufsteigend, sich an den Felsen lehnte. Darum wegreitend, mußten unsre Pferde über eine Schlucht von 5 Fuß Breite setzen. Mehrere Reisende sind hier schon bei starkem Winde in die schauerliche Tiefe hinabgeworfen worden. Um mich her sah ich nichts als Spalten voller Wasser, losgerissene Felsen-Blöcke und furchtbare Erdstürze. Glücklicherweise wendete sich der Pfad hier plötzlich links, und führte in Krümmungen den Berg hinab; auch tröstete man uns nun, daß alle Gefahr vorüber sey. Dennoch hörten wir unter uns Erdmassen, Lavinen gleich, mit großem Krachen sich in die Tiefen des Abgrundes hinabwälzen.

Nach einem so beschwerlichen Ritt erfreuete uns der Anblick einiger Baumgruppen nicht wenig, und weiterhin, beim Dorfe Kikneiß, lächelte uns die Natur aufs neue in ihrer vollen Schönheit. Man sieht dort einen Nußbaum, der für den größten in der ganzen Krimm gilt; in guten Jahren soll er 80 bis 120,000 Nüsse tragen, die einen Erlös von 480 bis 720 Rubeln geben.

Zu Alupka, einem Tartaren-Dorfe von 40 Häusern und einer Moschee, machten wir hiernächst Halt. Dasselbe liegt äußerst malerisch und lieblich; es bildet ein Amphitheater im Angesicht des Meeres. Man sieht hier kleine Anbauten inmitten ungeheurer Felsentrümmern, die sich von den benachbarten Bergen losgerissen haben. Um dieselben her bilden Feigen-, Oliven-, Granat-, Pfirsichen- und Cypressen-Bäume eine Einfassung von, mit Rosen, Jasmin und Hollunder emaillirtem Grün. Die Berge, die sie beherrschen, sind mit einem Lorbeerwalde bekränzt. Bäche vom klarsten Wasser schlängeln sich in allen Richtungen, befruchten die Felder und die Gärten, und vereinigen sich nachher in einen Fluß, der am Dorfe hinläuft und sich in schäumenden Cascaden ins Meer ergießt. Dieser herrliche Fleck, den man mit Recht den Schmuck der Krimm nennt, ist äußerst fruchtbar: vor den Nordwinden geschützt, aber auf allen Seiten dem befruchtenden Hauche des Südwindes zugänglich, kennt man die Strenge des Winters dort nicht.

Die Bewohner dieses Dorfes sind griechischen Ursprungs. Da sie nach der Eroberung der Tartaren im Lande geblieben waren und die Religion und die Sitten ihrer Herren angenommen hatten, so haben sie die Erinnerung an ihre Vorfahren aus dem Gedächtnisse verloren; aber die Regelmäßigkeit ihrer Züge und die Schönheit ihrer Formen bezeugen, daß sie nicht ausgeartet sind, wenigstens nicht im Physischen.

Die benachbarten Berge von Yalta ziehen sich amphitheatralisch längs den Ufern des Meeres hin. Auf ihrem Gipfel breitet sich eine große und fruchtbare ebene Strecke aus, wo die Tartaren zur Sommerzeit ihr Vieh weiden lassen. Am Fuße derselben hat die Natur alles vereinigt, um einen bewundernswürdigen Park zu bilden: da machen wilde Weinreben, Epheu und andere rankende Pflanzen, den Wald, mit dessen Bäumen sie sich verbunden haben, undurchdringlich; hier bilden die Kronen majestätischer Eichen ein grünes Gewölbe über den Häuptern der unter ihnen Wandelnden. Auch die klaren Quellen und die Brunnen, welche der Frömmigkeit der Muselmänner ihr Daseyn verdanken, tragen zu der Lieblichkeit des Ganzen bei. Die Weiler Autkay, Musselho, Kureiß und Gaspra liegen mitten in den Waldungen und Wiesen dieser lachenden Gegend. Yalta, jetzt nur ein Dorf, war ehemals unter dem Namen Yalita eine, ihres ausgebreiteten Handels wegen berühmte Stadt. Die Ruinen eines, im 15. Jahrhundert durch ein Erdbeben zerstörten Forts sind die einzigen Ueberreste dieser Stadt; inzwischen ist das Dorf Yalta noch heutigen Tages der Stapelplatz des Handels des Landes, obgleich sein Hafen wenig Sicherheit darbietet. Die mit der Schifffahrt an der Südküste der Krimm verknüpften Gefahren, lassen keinen kaufmännischen Betrieb aufkommen; doch befrachten die Bewohner dieser Gegend dann und wann eine Barke von schlechtem Holze mit wilden Johannisbeeren, Zwiebeln und vortrefflichem Flachs, was sie nach Theodosia ausführen, und dafür türkische Seide, Salz und andre Dinge für den Hausbedarf heimbringen. Ein jedes Boot, was dort ankömmt, muß Quarantaine halten, eine Maaßregel, die der Fatalismus unsrer mahomedanischen Unterthanen wohl nothwendig machen mag, die aber jedenfalls dem Handel dieser Länder nachtheilig ist.

Von der Höhe des Kaps Kikeneiß erblickten wir den schönen Wasserfall, den die Tartaren Ater Woo (weißes Wasser) nennen und der durch den Zusammenfluß mehrerer Quellen auf dem Gipfel des Vorgebirges gebildet wird; er hat eine Höhe von 10 Klaftern. Zur Sommerzeit kann man ihn an mehreren Punkten ohne Gefahr passiren; aber in der Regenzeit hat er das Ansehen einer Schnee-Säule. An den nackten Seiten der benachbarten Berge wachsen wilde Erdbeeren.

Dreißig Werste hinter Yalta kamen wir bei dem kaiserlichen Garten von Nikikin an; es ist dieses eine Baumschule, die unter den Auspicien des Herzogs von Richelieu mitten in einer Wüste erschaffen ist, und zu deren Unterhalt der Kaiser jährlich 10,000 Rubel bewilligt hat. Dieser Garten enthält 80,000 junge Stämme, die zu einem sehr geringen Preise abgelassen werden; die Tartaren scheinen aber wenig Sinn für dergleichen Ankäufe zu haben.

Die Straße, die nach Gurssuf führt, ist sehr unwegsam. An einigen Stellen mußten unsre Pferde Landzungen passiren, die so dicht von den Wellen bespült wurden, daß uns ihr Schaum besprützte. Das Dorf Gurssuf, das zur Zeit der griechischen Herrschaft den Namen Eristhena (das Mächtige) führte, besteht aus zerstreuten Hütten in einem sehr engen, von einem Flusse durchschnittenen Thale; dieses Thal, so wie auch die Berge, welche es umgeben, sind mit Fruchtbäumen bedeckt. Der Herzog von Richelieu hat dort ein Schloß aufführen lassen. Der eine von diesen Bergen, Aüdag genannt, erstreckt sich mit seiner Basis bis ans Meer. An seinen Seiten gewahrt man die Ruinen eines Forts und einer Kirche, in deren Mitte man Säulen vorgefunden hat, die, einigen Alterthumsforschern zufolge, zum Pantheon von Athen gehört

haben sollen. Einige Mauerreste mit Schießscharten stehen noch aufrecht auf diesen schroffen Felsen, von welchen herab der Tyrann von Taurien alle die Ausländer ins Meer stürzen ließ, die ihm in die Hände fielen.

Am entgegengesetzten Abhange des Aibag liegt das herrliche Dorf Partheni, dem sein griechischer Name geblieben ist. Es berührt auf der einen Seite ein Vorgebirge, das aus einer harten und polirfähigen Lava, Peperino genannt, besteht; an der andern Seite dehnt sich eine große Flur aus. Wir waren eben im Monat Juny, wo man sich anschickte, die erste Aerndte einzubringen; die zweite wird erst im September gehalten: doch geschieht es selten, daß die trägen Tartaren eine zweite Aussaat machen.

Das Feld um Kutschuk-Lambat her ist schön; es erhebt sich amphitheatralisch über das Meer. Die höchsten Berge sind oben mit Tannen und Wachholderbeersträuchen bewachsen; weiter abwärts sieht man Abhänge mit Fruchtgärten; die Thäler sind mit Wiesen und Kornfeldern bedeckt, und über die ganze Landschaft hin sind Tartaren-Dörfer und Schlösser zerstreut, deren weiße Mauern und mit Ziegeln gedeckte Dächer dem Ganzen ein munteres Ansehen geben.

Da wo der Bezirk von Lambat aufhört, senkt sich die Bergkette allmählig bis zur Ebene, aus deren Mitte der Tschatur-Dag, der Coloß der Krimm, sein isolirtes Haupt 1250 Klafter über der Meeresfläche erhebt. Seine Basis hat nach allen Seiten einen Umfang von ungefähr 20 Werften. Der Tschatur-Dag, so genannt, weil sein Gipfel das Ansehen eines offenstehenden Zeltes hat, dient den Schiffern zum Leitstern, die da herum nach der Haldinsel fahren; er steht im Mittelpunkte der Krimm, und alle großen Ströme des Landes fließen von seiner Basis nach Morgen hin. Er ist nach Osten und Westen schroffer, als nach Norden und Süden; seewärts sind seine Seiten mit Waldungen bedeckt; alles übrige ist öde, einige Stellen ausgenommen, wo ein fruchtbarerer Boden alle Pflanzen der Alpen wachsen läßt. An einigen Stellen, die den Sonnenstrahlen unzugänglich sind, lagert ein ewiges Eis. Seine Weideplätze, auf welchen die Merinos gedeihen, sind stets ein Gemeingut der Bewohner der Umgegend gewesen; sie lassen dort im Sommer ihre Heerden weiden, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, als daß sie sie mit einem bestimmten Zeichen markiren, um ihr Eigenthum beim Eintritt des Winters, wo sie wieder in Ställe gebracht werden, zu erkennen.

Ueber den Tschatur-Dag hinaus wird der Weg wieder sehr schwierig und gefahrvoll. Wir machten den Versuch, über den Berg Kostel, den das Meer allmählig verschlingt, fortzukommen; aber das Erdreich war dort zu weich für unsre Pferde, so daß wir ihn unten am Fuße, auf die Gefahr, von Erdfällen begraben zu werden, umreiten mußten.

Die ganze mittägliche Küste ist zur Winterzeit plötzlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt von Strömen, die durch Regengüsse gebildet werden. Die armen Bewohner der Gegend müssen oft noch 14 Tage, nachdem sie ihr gesammtes Eigenthum verloren haben, an Ort und Stelle bleiben, weil ihnen jede Gemeinschaft mit den Nachbarn abgeschnitten ist.

Nachdem wir den Berg Kostel umritten hatten, kamen wir zu Aluscha an. Dieses Dorf unterhält seine Verbindung mit dem Innern vermittelst Wagen, die Arabas genannt werden. Hinter demselben zieht sich ein Vorhang von öden Bergen hin, deren Anblick traurig und schauerlich ist.

Das Dorf Kutschuk-usen, obwohl im Hintergrunde dieser Berge gelegen, ist doch von Gärten, Weinbergen und Maulbeerbäumen umgeben. Der Wein daselbst ist ziemlich gut, und der Maulbeerbaum, der wenig Pflege bedarf, kömmt rasch fort. Der Wirth, bei dem wir abstiegen, legte sich mit Erfolg auf die Zucht der Seidenraupe.

An dem jenseitigen Abhange dieser Kette unfruchtbarer Gebirge, wo nicht ein Baum zu finden ist, erfreut sich das Auge an einer entzückenden Oasis: es ist dieses das, mit Fruchtgärten umgebene Dorf Tuwan. Es hat sich hier eine Colonie von Deutschen angesiedelt und das Ganze hat das Ansehn eines Schweizerthals.

Diese Berge sind fast eben so hoch wie der Tschatur-Dag; sie haben aber die eigenthümliche Physiognomie, daß ihre Spitzen Thonmassen bilden, die die Form von Pyramiden und Säulen haben, als hätten Menschenhände sie geschaffen. In dieser Wildniß, inmitten von spitzigen Felsen und furchtbaren Abgründen, verloren zwei meiner Gefährten und ich die Spur unsers Führers und des übrigen Theiles der Caravane. Wir sahen keine andern lebenden Geschöpfe als Bergadler, die furchtlos über unsern Köpfen schwebten. Zu unserm Glücke trafen wir noch zuletzt einen tartarischen Ziegenhirten an, der uns einen Pfad zum Meere nachwies. Nachdem wir nun ein weit hinausgehendes Kap umritten hatten, entdeckten wir hinter einem Gehölze von Pappelbäumen das Dorf Yussut, wohin sich unsre Reisegefährten, die sich eben sowohl als wir verirrt, gewandt hatten. An diesem Tage hatten wir wenigstens 90 Werste zurückgelegt.

Das Dorf Yussut, das reichste und meistbevölkerte an der Südküste, zieht sich amphitheatralisch längs des Abhanges eines völlig angebauten Hügels hin und bietet eine sonderbare Mischung dar von tartarischen Strohhütten und zweistockigen Häusern. Seine Moschee hat ein sehr schönes Minaret mit einem silbernen Halbmonde darauf; und dicht dabei stimmt ein Kirchhof mit marmornen Gedächtnißsäulen in regelloser Form zu religiösen Selbstbetrachtungen. Seine Bewohner unterhalten Handelsverbindungen mit Constantinopel; durch den Gewerbsfleiß civilisirt, sind sie sehr höflich gegen Fremde, auch halten sie ihre Frauen nicht versteckt. Mein Wirth, den ich um eine Pfeife Taback gebeten hatte, gab mir einen vollen Beutel von der herrlichsten Qualität und drei Pfeifen, die man Stambulkis nennt, oben drein. Als ich ihm dafür Zahlung anbot, legte der Tartar die Hand aufs Herz und sagte mit einem sehr ausdrucksvollen Lächeln: „Wir üben die Gastfreiheit gratis; ich bitte, diese Kleinigkeit als ein Geschenk anzunehmen." — Diese Völkerschaften sind der russischen Regierung sehr zugethan, die sie nicht bloß des Schutzes der Gesetze genießen läßt, sondern ihnen auch Adelsrechte zugesteht, indem sie von jedem persönlichen Dienste für die Krone entbunden sind. Sie bezeigen sich dieser Gunst aber auch würdig. In dem denkwürdigen Jahre von 1812 rüsteten sie auf eigne Kosten 4000 Reuter aus und stellten alle ihre jungen Leute zur Verfügung der Regierung. Der Kaiser hat diese hochherzige Aufopferung officiell gewürdigt und nur den vierten Theil des Contingents angenommen, zu welchem sie sich selbst anheischig gemacht hatten.

Der Weg nach Karaff-Basar zieht sich durch ein Thal, dessen Eingang durch zwei sehr hohe conische Felsen merkwürdig ist, welche die beiden Seiten dominiren. Die Straße ist bergigt und nicht sehr holzreich; doch hatten alle Dorfschaften, durch welche wir kamen, reichlichen Schatten. Es ist eine Lust zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit die Tartaren die kleinsten Quellen benutzen, um ihren Grund und Boden zu bessern. Nicht weniger beachtungswerth sind ihre Mühlen: sie bestehen aus einem einzigen Gange, von einem Rade getrieben, das durch einen kleinen Wasserstrahl in Bewegung gesetzt wird; der Mühlstein dreht sich auf einem festen Gestelle, das auf zwei Pfeilern ruht. Diese Mühlen sind gegen Ueberschwemmungen gesichert, indem sie bei der geringsten Gefahr stückweise weggeschafft werden können.

Ungefähr 10 Werste von Yusskut sieht man auf einer Anhöhe die Ueberreste eines Forts, das von den Tartaren Tschaban-Kab (Hirtenfestung) genannt wird, weil die Hirten sich bei Unwetter dahin flüchten. Zwanzig Werste weiter, gewinnt die Natur wieder ein reiches und malerisches Ansehen. Dort ist auch die Heerstraße, zu beiden Seiten mit Fruchtbäumen eingefaßt, breit genug für jegliche Art von Wagen.

Das Dorf Tsudak liegt in einer Ebene von 10 Werften von Norden nach Süden, übersäet mit niedlichen Strohhütten und beschattet von langen Weintrauben-Bogengängen. Der hier gekelterte Wein taugt übrigens nichts, was von der üblen Gewohnheit herrührt, die man in der Krimm hat, die Weinstöcke jährlich mehrere Male zu begießen, bis der Boden einer Pfütze gleich ist, und auch weil man bei der Lese die reifen und die unreifen Trauben unter einander wirft. Gut cultivirt, würde der Boden einen vortrefflichen Wein erzeugen, wovon wir die Erfahrung bei dem Director der kaiserl. Gärten machten.

Tsudak, ganz von Griechen bewohnt, deren Habgier mit der offenen Gastfreiheit der Tartaren gar sehr im Widerspruch steht, war vormals, unter der Herrschaft der Genueser, eine durch ihren Handel blühende Stadt, Soldaja genannt. Der Umfang der vormaligen Stadt ist nun mit Weinbergen bedeckt, und die einzigen Spuren, die noch von ihr vorhanden sind, bestehen in den Ruinen einer Festung, die auf einem perpendiculair 150 Klafter über der Meeresfläche erhabenen Felsen lag und welche nur auf einer Seite vermittelst in den Felsen gehauener Stufen zugänglich war. In einiger Entfernung ist ein ähnlicher Felsen sichtbar, nur weit höher, aus dessen Gipfel Thonsäulen hervorspringen.

Der Hafen von Tsudak würde ziemlich sicher seyn, wäre er nicht den Südwinden ausgesetzt; dennoch sind die Einwohner so einfältig, ihren Wein mit ungeheuern Kosten landwärts nach Charkow zu schicken, statt ihn wasserwärts nach Chersón zu verladen. Seine Bevölkerung übersteigt nicht 1000 Seelen, fast lauter Soldaten; aber im Frühjahr und im Herbste kommen 2000 Bauern aus der Nachbarschaft dahin, um sich mit der Weinlese zu beschäftigen.

Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin;

von Dieudonné Thiebault.

Vierte Auflage.

Herausgegeben von seinem Sohne, dem Generallieutenant Baron Thiebault. Paris 1827.

Was Friedrich als Staatsmann, als Feldherr und als König gewesen, das sprechen seine Thaten aus, davon zeugen noch seine Schöpfungen; seinen Geist beurkunden zum großen Theil seine hinterlassenen Schriften; was er aber als Mensch gewesen — das, glauben wir, ist noch nicht allseitig und unparteiisch genug gewürdigt, mindestens lange noch nicht erschöpft worden. Das ist das Schicksal aller großen Männer; eben weil sie über ihrer Zeit stehen und ihr voraneilen, können ihre Zeitgenossen — die im Zeitgeist befangene Mehrheit — sie nicht fassen; und wenn sie nicht bloß mit der Feder, sondern mit Schwert und Zepter ihr welthistorisches Tagewerk treiben, so ist das Bild, was Furcht und Hoffnung, Haß und Liebe, Schmeichelei und Verläumdung von ihnen entwirft, gleich falsch und karikirt, und sie haben noch lange nachher, wenn schon die Saat blüht und reift, die sie ausgestreut, mit pflegmatischer Gewohnheit und Herkommen, mit Engherzigkeit und Geistesbeschränktheit, mit Vorurtheil und Eigennutz zu kämpfen, weil ihr Beruf Umschaffen und Zerstören war. Erst dann, wenn über der vernichtenden Lava des Vulkans an neuemporgerankten Reben wieder goldne Trauben winken und glänzendere Städte über den versunkenen prangen, dann erkennt und preißt man die ewig verjüngte und verjüngende Schöpferkraft der Natur; erst wenn die Gewaltigen, denen eine Welt zu eng schien, lange schon unter einer Hand voll Erde friedlich schlummern, fängt man an zu begreifen, was sie gewollt, zu bewundern was sie gewesen und gethan und zu bedauern, daß auch sie dem Loose irdischer Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit nicht entgehen konnten.

Für das oben genannte Werk möchte es schon günstig sprechen, daß dasselbe, das von unserm großen deutschen König spricht, selbst im Auslande (in Paris und Frankreich) fortdauernd solche Theilnahme gefunden, daß es jüngst die vierte Auflage erlebt hat; wir können aber auch die Gründe davon angeben: Der Verfasser hatte eben so günstige Gelegenheit, Friedrich den Menschen kennen zu lernen, als er erforderliche Fähigkeit und Willen zu einer treuen Charakteristik dieses außerordentlichen Mannes besaß. Von Friedrich nach Berlin zum Lehrstuhle der Grammatik auf der von ihm gestifteten Militairschule berufen, lebte er nicht nur (vom Anfange des Jahrs 1765 an) zwanzig Jahre in seiner Nähe, sondern genoß auch die Auszeichnung, fast wöchentlich mehrere Male zu den vertrauteren Abendunterhaltungen desselben gezogen zu werden, wo sich der gekrönte Weise der königlichen Hoheit, wie des Zwanges der Etiquette entäußerte und ohne Rückhalt Gedanken und Gefühle aussprach, wie sie seinem innern Reichthum für den Augenblick entquollen. Thiebault führte hierüber ein treues Tagebuch, ohne die ursprüngliche Absicht der Bekanntmachung desselben, folglich ohne Schmeichelei oder Vorurtheil, und die Ruhe und Bescheidenheit, die überall aus seiner Erzählung spricht, die Klarheit seiner Darstellung und alle Kennzeichen historischer Wahrscheinlichkeit zeigen deutlich seine richtige Auffassungsgabe und seine Tauglichkeit für den nicht leichten Beruf, uns den für alle Zeiten unvergeßlichen Mann zu schildern.

Der erste der fünf Bände des vor uns liegenden Werkes scheint uns vorzugsweise das Interesse in Anspruch zu nehmen. Er zerfällt, außer der Vorrede des Verfassers und dem Vorwort des Herausgebers, in folgende Abschnitte: Friedrich der Große in seinen täglichen Unterhaltungen; Friedrich der Große in seinen Studien, Meinungen und literarischen Arbeiten; Friedrich der Große in seiner Jugend; seine Reisen; sein inneres und häusliches Leben; Alter, Schwäche und Tod Friedrichs des Großen. —

Wir geben unsern Lesern zunächst einige Proben des ersten Abschnittes:

— Als Herr Thiebault dem Könige zum erstenmale, durch Herrn von Katt, vorgestellt wurde, fragte ihn Friedrich unter andern: welche unter den gegenwärtig lebenden französischen Schriftstellern nach seiner Meinung am correcteſten schrieben? und als Thiebault ihm d'Olivet, d'Alembert, Buffon und J. J. Rousseau nannte, unterbrach ihn der Monarch und sagte lebhaft: „Ach! was den betrifft — das ist ein Narr!" „Sire," antwortete jener, „das hindert doch nicht, daß er correct schreibt." — Die Aeußerung des Königs mußte ihm inzwischen natürlich auffallen und nachdem ihn der Monarch entlassen, bezeugte er dem Herrn von Katt seine Verwunderung darüber und über die Lebhaftigkeit,

mit welcher sie ausgesprochen worden. „Diese Lebhaftigkeit," antwortete sein Begleiter, „hat ihren Grund in einer neuerlichen Anekdote, die ich Ihnen erzählen will: Es ist einige Monate her, daß Lord Marechal, ein Freund von Rousseau, sehr bekümmert über die Verfolgungen schien, die der Philosoph von Genf, selbst in der Schweiz und zu Neufchatel erfährt, wo der Lord Gouverneur ist; da sagte der König zu ihm: „„Wohlan, schreiben Sie Ihrem Freunde, daß, wenn er in meine Staa„ten kommen will, ich ihm ein Asyl und eine Pension von zweitausend „Franken anbiete. Wir werden ihm zu Panckow, den Gärten von „Schönhausen gegenüber, eine Stunde von Berlin, ein geräumiges Haus „mit Garten und Wiese geben, so daß er eine Kuh und einiges Geflü„gel halten und das nöthige Gemüse bauen kann: er wird ohne Unruhe „und ohne Mangel am Nothwendigen leben; seine Einsamkeit wird un„gestört seyn und von seinem Garten aus kann er in den Gebüschen „von Schönhausen umherschweifen, wo die Königin immer nur einige „Sommermonate zubringt."" Lord Marechal, von diesem Plan bezaubert, hatte nichts eiligeres, als einen Brief an Rousseau zu schreiben, den er, bevor er ihn absendete, dem König zeigte. Der König nahm die Feder und fügte die Worte hinzu: „„Kommen Sie, mein lieber „Rousseau; ich biete Ihnen Haus, Pension und Freiheit an."" Kurz darauf kam folgende Antwort: „„Ew. Maj. bieten mir ein Asyl und „versprechen mir die Freiheit! aber Sie haben ein Schwert und sind „König! Sie bieten mir eine Pension an, mir, der nichts für Sie „gethan hat; aber haben Sie allen denen Pensionen gegeben, die in „Ihrem Dienste Arme und Beine verloren haben?"" Sie begreifen nun wohl, daß seit diesem Briefe der König nicht mehr auf diesen Namen stoßen kann, ohne das Wort damit zu verbinden, das Sie vernommen haben, und womit sich auch damals die Unterhandlung schloß."

— Einst ließ der König unsern Verfasser und den Obersten Guichard holen, mit dem Verlangen, daß sie sprechen sollten, und zwar, was Sie nur immer wollten, um ihm, den heftige Leibschmerzen am Sprechen hinderten, auf diese Weise die Zeit zu vertreiben. Der Befehl machte die beiden Herrn verlegen — sie begannen ziemlich linkisch und das stockende Gespräch reizte den König zu allerhand Neckereien, besonders gegen den Obersten Guichard. Bald aber riß seine Lebhaftigkeit den Monarchen weiter fort und führte ihn, seiner Kolik nicht achtend, auf die interessantesten und ernstesten Gegenstände. Doch wir lassen Herrn Thiebault selbst sprechen:

„Nach und nach ging der König auf andere Ideen über; er beschäftigte sich mit Gegenständen, woran Guichard und ich mehr oder weniger Theil nahmen, und kam endlich, ich weiß nicht wie, auf eine Untersuchung und Vergleichung der verschiedenen Regierungsformen. Von da an wurde die Unterhaltung so ernst als der Gegenstand wichtig und zart war und wir hörten fast nur zu.

„Dieser König, der in manchen Augenblicken so grausam litt, sprach bis nach neun Uhr, wo er uns entließ. Nur wenn er, etwa alle Viertelstunden, von den Schmerzen überwältigt wurde, rief er einen Diener und nahm einen Löffel Arzenei; dann aber fragte er sogleich, bei welchem Gedanken er stehen geblieben und setzte seine Betrachtungen fort. So bot er uns das Schauspiel eines Königs dar, der, fast sterbend und den heftigsten Schmerzen zum Raube, die ihm schneidende Klagetöne entrissen und ihn oft einige Minuten lang wie einen Wurm krümmten, dennoch mit Ordnung den Kreis der Gedanken durchlief, wozu ihn ein so vielumfassendes und verwickeltes Thema führte; sie uns gewissermaaßen vorlegend und unsere Bemerkungen mit dem Tone der vollkommensten Unparteilichkeit erwägend; würdigend gleicherweise die Menschen, die Gesellschaft, unsere Bedürfnisse und unsere Leidenschaften — die Regierungen und ihren Zweck, so wie die Mittel, die sie wählen oder sich vornehmen sollen und endlich die Unfüglichkeiten, denen sie unterworfen seyn können. Nie habe ich diese, besonders in seinem Munde und unter solchen Umständen, so interessante Discussion vergessen können. Nachdem er uns so ziemlich alles gesagt hatte, was er in dieser Hinsicht dachte, wiederholte er sich noch einmal in folgenden Worten, die ich noch immer zu vernehmen glaube: „„Ich verbanne gänzlich aus meiner Seele jeden Gedanken „persönlichen Interesses: ich vergesse in diesem Augenblicke, daß ich Me„nard bin; ich will selbst vergessen, daß ich Mensch bin und mich von „einer Natur oder Gattung voraussetzen, die dem Menschengeschlechte „ganz fremd ist; ich bilde mir ein, daß ich, über dem Erdball schwebend, „diese Art von Ameisen untersuchen will, die, unter dem Namen „Menschen, seine Oberfläche bedecken und, durch Thätigkeit und Er„findsamkeit, sich alle Wesen und alle Hülfsmittel zueignen. Ich berechne „ihre Leidenschaften, ihre Tugenden, ihre Irrthümer und ihre Schwächen: „ich sehe, daß diese Gattung denkender und freier Thiere nicht anders „als in Gesellschaft leben kann; und ich sehe zugleich die Unmöglichkeit, „sie um einen und denselben Mittelpunkt zu vereinigen: aber es ist, in „meinen Augen, klar, daß die Mehrheit der Gesellschaften den Wider„spruch der Interessen herbeiführen werde; woraus folgt, daß diese Ge„sellschaften, demselben Wechsel und denselben Gesetzen, wie die Privat„leute, unterworfen, sich in allem so behandeln werden, wie sich die „Individuen selbst behandeln. Da suche ich denn und vergleiche, in Folge „dieser Voraussetzungen, die Mittel, die Gesellschaften zu erhalten und „selbst ihr Gedeihen zu sichern. Hier finde ich in der Politik die näm„lichen Beziehungen, wie unter einfachen Privatleuten, wieder und die „nämlichen Grundlagen und die nämlichen Principien, als in der gewöhn„lichen Moral: immer und überall erblicke ich dieselben Bedürfnisse, „oft dieselben Fehler — indem das Gute aus der Weisheit und „das Böse aus der Thorheit entspringt. Diese reifliche und ent„wickelte Prüfung führt mich zu der Würdigung der verschiedenen „Regierungsarten: ich wäge die Stürme der Demokratie, die Unter„drückungen der Aristokraten, die Launen des Despotismus; und, ge„zwungen, zu schließen, daß die beste oder mindestunvollkommene aller „Regierungsformen die monarchische ist, eingeschränkt nämlich in die „Gränzen einer kleinen Anzahl von Fundamental-Gesetzen, reducire ich „die zahlreichen Gründe, die mir diesen Schluß zu rechtfertigen scheinen, „auf zwei Hauptpunkte: nämlich, daß eine wohl constituirte monarchische „Regierung die meiste Einheit und Uebereinstimmung in den Beschlüssen „und die größte Schnelligkeit in der Ausführung darbietet."")" — —

Ein andermal, als wiederum Thiebault mit dem Obersten Guichard (gewöhnlich in dem engern Kreise **Quintus Icilius** genannt) beim Könige war, warf dieser die Frage auf: „warum der Schöpfer wohl uns nicht die Fähigkeit gegeben habe, unsere Todesstunde mit Gewißheit vorauszusehen?" Diese Kenntniß, wenn wir sie erlangen könnten, schien ihm nur vortheilhafte Wirkungen hervorbringen zu müssen: die Nothwendigkeit, seinen Entschluß zu nehmen, und das Beispiel weiser und muthiger Menschen würde, meinte er, endlich selbst dem Schwächsten eine gerechte Resignation zu eigen machen; überdies gäbe es wohl niemand der, wenn er das Ende seines Lebens herannahen sähe, nicht den Sege

*) Damals behandelte man diese Frage gewöhnlich nur noch von dem Gesichtspunkte des Vortheils und nicht von dem der unveräußerlichen Menschenrechte. Merkwürdig indessen bleibt es um so mehr, daß Friedrich von Fundamental-Gesetzen und nur von einer wohlconstituirten Monarchie spricht, mithin die Nothwendigkeit der Beschränkung gegen Mißbrauch der Macht gar wohl gefühlt hat, wenn auch gleich seine Begriffe dieser Beschränkung von den jetzigen ziemlich abweichen mochten.

der Hinterbliebenen verdienen wolle, indem er noch vor seinem Hinscheiden etwas Gutes thäte. Man würde sich diesem Gedanken um so sicherer überlassen, als zu der Zeit die Leidenschaft schweigen und die Wahrheit ihre Herrschaft mit mehr Kraft ausüben würde; wie viele Vorurtheile würden verfliegen, wie viele Schleier fallen! Würde ein Familienvater dann wohl unterlassen, zweckmäßige Verfügungen zu treffen, um den Frieden zwischen seinen Kindern zu erhalten? Würde er ihnen nicht geeignete Lehren geben, um sie vor den Fallstricken und Chicanen ihrer Feinde zu bewahren? Würde er, mit einem Worte, nicht alles daran setzen, alle seine Angelegenheiten noch vor seinem Tode wohl zu ordnen? — Der König schloß alle diese Auseinandersetzungen mit der Aufforderung an die Anwesenden, anzugeben, wie sie Gott rechtfertigen zu können glaubten, daß er uns über diesen wesentlichen Punkt in einer so vollkommenen und verdrüßlichen Unwissenheit gelassen habe?

„Hierauf nahm der Oberste das Wort. Er räumte ein, daß, wenn die Menschen im Allgemeinen sich zu den Grundsätzen der Tugend erheben könnten, man der Meinung Sr. Majestät wohl würde beistimmen müssen; aber nach seiner Meinung handelten die Menschen nicht nach wahrem, vernünftigen und wohlerwogenen Interesse, sondern nach denen Zwecken, welche Leidenschaft, Irrthum und die regellosesten Meinungen sie ins Auge fassen ließen; wenigstens finde man nur allzuwenige Personen, die in dieser Hinsicht eine Ausnahme machten. Bei diesem Zustande der Dinge würde derjenige, der da wisse, daß er in einem Jahre, vielleicht in sechs Monaten sterben müßte, nichts mehr für die Gesellschaft thun: er würde nicht mehr bauen, nicht mehr pflanzen, kurz keinen Plan und keine Unternehmung mehr machen; er würde den Rest seines Lebens in Verzweiflung oder im Genusse verbringen — und wieviel würde die Gesellschaft dadurch in tausendfacher Hinsicht verlieren? — Aber hier unterbrach ein eben so plötzliches als unvorhergesehenes Ungewitter die Rede des Obersten. „Diese Art zu urtheilen," sagte der König, „ist gut für Sie, Seele von Staub und Koth! Aber lernen „Sie, wenn Sie es anders vermögen, daß diejenigen, welche ein edles, „hochsinniges und für die Reize der Tugend empfängliches Herz im „Busen tragen, nicht nach so elenden, schändlichen Maximen vernünfteln! „Lernen Sie, mein Herr! daß der rechtliche Mann das Gute thut, so „viel und so lange er kann, und einzig weil es gut ist, ohne zu unter„suchen, wer davon Nutzen ziehen wird. Aber das fühlen Sie nicht; „Sie sind nicht gemacht, das zu fühlen." *)

„Diese fürchterliche Anrede," fährt Herr Thiebault erzählend fort, „vernichtete mich fast so sehr als den, an welchen sie gerichtet war, und ich war um so überraschter und bestürzter darüber, als der Oberste nichts gesagt hatte, was mir Mißbilligung zu verdienen schien; was mir aber bewies, daß der König die Gelegenheit gesucht hatte, ihn vor mir zu kränken und was mir zu gleicher Zeit zeigte, wie sehr dieser außerordentliche Mann sich in der Gewalt hatte, das war die ruhige, freie und natürliche Miene, mit welcher er, nach einem augenblicklichen Schweigen, eine gute Viertelstunde lang, mit mir von philosophischen Gegenständen brach, als wenn nichts vorgefallen wäre. Dieser Rest der Conversation — hatte er von seiner Seite zum Zwecke, dem Obersten zu erkennen zu geben, daß das, was vorausgegangen, keine weitere Folge haben würde? oder wollte er selbst erst seine gewöhnliche Fassung wieder gewinnen, bevor er allein wäre? Ich möchte eher das erste als das letzte glauben. Wie dem übrigens auch sey, er entließ uns hierauf in sehr ruhigem obgleich ziemlich trocknen Tone."

„Indem wir dieses fürchterliche Zimmer verließen, fühlte ich mich an der Seite meines Obersten eben so verlegen als ich eine Viertelstunde früher betroffen gewesen war; ich wußte nicht was ich ihm sagen sollte. — Er selbst war so schweigsam wie ich, und wir erreichten die Straße und schieden, ohne daß einer von uns ein einziges Wort vorgebracht hätte. Das war der Auftritt, der mir den Haß des Obersten Quintus Icilius zuzog, ob er gleich außerdem mir nicht das mindeste vorwerfen konnte; ob ich gleich, so lange er lebte, gegen niemanden von diesem Abend gesprochen und überhaupt nichts gethan oder gesagt habe, was ihm hätte mißfallen können; ob ich ihm endlich gleich bei keiner Gelegenheit im Wege war und er mir, bis zu diesem unglücklichen Tage, wahre Anhänglichkeit bezeugt und bewiesen hatte. Wird man nun sagen, daß ich mich jetzt für dieses lange Stillschweigen räche? Dann würde ich antworten, daß, so lange nach seinem Tode, nicht mehr die Frage davon seyn kann, ihm zu schaden und daß ich, nur für die Geschichte schreibend, ihn schildere, wie alle diejenigen, von denen ich zu sprechen habe, so nämlich, wie ich ihn gekannt, nichts hinzufügend, nichts verschweigend, in keinem Zuge der Wahrheit untreu."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wie groß auch das Paradoxon war, wovon Friedrich hierbei ausgegangen, und wie hart und für den Augenblick unbegreiflich die absichtliche Art erschien, womit er den Obersten so unverdient als unerwartet kränkte, so sprechen doch die obigen letzten Worte eine sehr erhabene sittliche Gesinnung aus, die dem großen Manne von seinen Gegnern so oft hat abgesprochen werden wollen.

Ein Urtheil über Herrn Canning.

Ein in London unter dem Titel „Sphynx" erscheinendes Blatt enthält einen gutgeschriebenen, wohldurchdachten und begründeten Aufsatz über den großen Staatsmann dieses Namens, aus welchem wir folgende, uns von nicht geringem Interesse scheinende Stellen über den jetzt allgemein, so vielfach und aus so verschiedenen Gesichtspunkten betrachteten und besprochenen Gegenstand, der Mittheilung an unsre Leser nicht für unwerth erachtet haben: —

„Nie hat etwas eine merkwürdigere Aufklärung über den Charakter des englischen Volks gegeben, und nie wohl ist etwas in Folge dessen mehr geeignet gewesen, zukünftigen Staatsmännern wichtige Weisheitslehren an die Hand zu geben, als der Effect, den Herrn Canning's Amtsantritt im Jahre 1822 hervorbrachte. Er war der College von Männern gewesen, die so manchen Act der Schwäche und der Unterdrückung zu verantworten hatten; und obgleich es bekannt war, daß er in vielen der wichtigsten Fragen über auswärtige und innere Politik auf das entschiedenste den ihrigen entgegengesetzte Ansichten hegte, so konnte doch blos gefühlt werden, wie viele Uebel er abgewendet oder wie vieles Gute er erzwungen und durchgesetzt haben mochte und hatte. Er war jedoch der anerkannte Rival des Lord Castlereagh gewesen und dieser Umstand allein gab einige Hoffnung. In wenigen Monaten hatte das Land ein gänzlich anderes Ansehen erhalten. Von dem Frieden zu Paris an, bis zu dem Augenblicke von Herrn Cannings Annahme seines hohen Amtes im Jahre 1822, war die Regierung fast fortwährend in Collision mit dem Volke gewesen. Es war vollkommen erwiesen und augenscheinlich, daß jedes populaire Verlangen und Begehr auf gewaltsamen Widerstand traf; und hieraus entstanden, als die natürliche Folge, Aufstände, Tumulte, Dragonaden, Zusammenrottirungen und Enthauptungen. Nur wenig Sympathie herrschte zwischen den Regierenden und Regierten; das allge-

meine oder besondere Mißgeschick der Nation wurde keineswegs durch die Ueberzeugung gelindert, daß es höheren Ortes mitempfunden und verstanden werde. Herrn Cannings Ruhm war es aufbehalten, Oel auszugießen über diese empörten Wellen. Er ließ sich durch die Aufregung des Volkes nichts vorschreiben; — er ließ sich von seiner erhabenen Stellung als ein Minister der englischen Krone nicht herab, werthlose Schmeicheleien oder nichtssagende Versprechungen anzuwenden. Er bewieß dem Volke bloß, durch einige wenige einfache Thatsachen und Handlungen, daß seine Lage und Stellung eine andere geworden. Dieses fühlte intuitive, daß es nicht länger unter der Herrschaft der Bayonnette und der Informationen ex officio lebte. Es gab mit einemmale den Glauben auf, daß die Administration die bestimmte Absicht habe, die Rechte des Unterthanen, eins nach dem andern zu vernichten — die Freiheit der Presse von Grund aus auszurotten — das gerichtliche Verfahren durch das Geschwornengericht in Fesseln zu schlagen, oder doch zu beschränken. Eine neue Aera war nun angebrochen; — und das Volk sah die ihm neue Entschließung, das Glück so Vieler zu einem wichtigen und Hauptgegenstande in den Deliberationen jener Wenigen machen zu wollen. Zeiten der Trübsal und Noth, eben so hart, wenn nicht noch härter, als die, von denen je die Administration des Lord Castlereagh Zeuge gewesen war, sind wiederum über unser Land gekommen. Allein sie sind gekommen ohne Aufruhr und Blutvergießen; — das Volk hat sie in Ruhe ertragen, weil es gefühlt hat, daß seines Elends nicht länger gespottet noch dasselbe durch ein übles Gouvernement noch drückender gemacht wurde."

„Wenn das Leben des Herrn Canning uns noch wenige Jahre länger aufgespart worden wäre, hegen wir nur geringen Zweifel, daß er uns viele werthvolle Monumente des Guten würde hinterlassen haben, das intellectuelle Superiorität und ein tugendhafter Ehrgeiz bewirken kann. Die Bosheit und das Gift der Faction, von welcher er angegriffen wurde, ist für ihn ein brutum fulmen gewesen. Er mochte wohl gelegentlich bei den Angriffen seiner unermüdlichen Verläumder vor Unwillen den Boden stampfen, gleichwie das edle Roß scheu wird vor dem Zischen der Schlange; aber er war sicher selbst gegen würdigere Feinde. Er gab ein nachahmungswürdiges Beispiel und hinterließ einen, von seinen Nachfolgern auszuführenden Umriß; mögen diese auch seyn, wer sie immer wollen. Auf dem Wege, den er eingeschlagen hat, muß fortgefahren werden, — die Regierung Großbritanniens kann, darf nicht rückwärts schreiten. Wenn, was wir jedoch eben nicht für sehr wahrscheinlich halten, irgend eine wohl durchdachte Intrigue die natürlichen Mithelfer und Nachfolger des Herrn Canning vom Amte vertreiben sollte, so könnte das Uebel eines schwachen und intoleranten Conseils doch nur eine Zeit lang dauern. Das Gouvernement ist fünf Jahre lang mit dem Volke vorwärts geschritten; wenn es nun still stehen wollte, so wird das Volk doch stets vorwärts drängen. Wehe denen Regierenden, deren Füße weniger schnell, deren Augen weniger scharfsehend sind, als die der Nation über die sie gebieten!"

„Herr Canning war der letzte, so wie er der Jüngste war, von jenen außerordentlichen Männern, die in dem großen Drama der brittischen Politik eine leitende Rolle spielten, die eine der erhabensten Episoden in dem furchtbaren Trauerspiel der französischen Revolution bildete. Dieser Umstand verbreitete rings um seinen politischen Charakter eine Art von Autorität, wie keiner der Männer jetziger Zeit in gleichem Grade je konnte besessen haben. Er trat in dem jugendlichen Alter von zwei und zwanzig Jahren ins öffentliche Leben. Er durchlebte die Tage des Fiebers und Tumultes des Jakobismus, als der vollendetste Vorkämpfer der intellectuellen Kräfte des Herrn Pitt. Während sein Meister sich versuchte an dem gediegenern und erhabenern Style der Beredtsamkeit, hatte er zu gebieten über das leichtere Geschütz einer niederen Sphäre, („the light artillery of the lower sky.") Er brachte seine literarische Bildung seiner Politik zu Hülfe, die er eben so sehr durch seine Feder als durch seine Beredsamkeit zu hoher Vollkommenheit gebracht hatte. Ueberdies wohnte er größtentheils jenen Berathungen wegen Widerstandes gegen das republikanische und kaiserliche Frankreich bei, was in den Jahren der Trauer und Niederlage begann und sich endete in dem vollkommensten Triumphe. Endlich, als er sah, daß keine rationelle Verbesserung der Schicksale und Bestimmung der Menschheit zu Stande gebracht wurde nach den Schrecken von zwanzig Jahren der Revolutionen, weil despotische Macht sich durchaus nicht wollte belehren lassen, warf er seine Talente, wie er glaubte, daß auch sein Meister würde gethan haben, in die Wagschale liberaler Meinungen und hat für sie gefochten und erobert. Auf diese Weise, extreme Zeiten und extreme Parteien verbindend, wurde er der erste und hervorragendste Mann seiner Zeit; und so dürfte wohl kein lebender Staatsmann im Stande seyn, die Lücke, die sein Tod hervorgebracht hat, vollkommen auszufüllen."

Miscellen.

Doctor Parr, dessen Bibliothek wegen der vielen in ihr enthaltenen seltenen Werke sehr rühmlich bekannt und deren schon in mehreren öffentlichen Blättern gedacht worden ist, sammelte auch vorzüglich alle diejenigen Werke, welchen entweder im Auslande oder in England die Auszeichnung des öffentlichen Verbranntwerdens zu Theil geworden, und seine Anmerkungen zu diesen Werken zeigen, daß er mit den öffentlichen Autoritäten, die ihnen die Strafe der Flamme zuerkannten, meistentheils von verschiedener Meinung war. In einem Werke dieser Gattung findet sich folgende Anmerkung Parr's: „Vor einem Jahrhunderte folgte das Haus der Gemeinen noch der Maxime der alten Philosophen: Omne per ignem excoqnitur vitium (alles Fehlerhafte wird durchs Feuer getilgt); jetzt hat es eine andere, obgleich vielleicht eben so unweise Methode angenommen: es sperrt den verurtheilten Verfasser eines Werkes in Newgate ein oder überläßt ihn der bekannten Barmherzigkeit des Kronanwalds." — In dem Catalogue der genannten Bibliothek befindet sich auch folgender merkwürdige Titel: „Ein lateinisches Preisgedicht in griechischer Sprache." — In einem andern Bande widerlegt Parr in einer Anmerkung die Behauptung Hume's, daß Sir W. Raleigh einer der ersten Freidenker in England gewesen wäre. Dagegen rechnet er Middleton (Verfasser des berühmten Werkes „das Zeitalter Cicero's") zu dieser Classe.

Der am 3. April d. J. auf seinen Reisen in Breslau verstorbene berühmte Physiker, Professor Chladni aus Wittenberg hat der Armen-Casse von Kemberg 600 ℛ, und der Stadt selbst ebenfalls 600 ℛ legirt, welche letztern theils zur Anschaffung einer neuen guten Thurmuhr, theils zur Verbesserung des Straßenpflasters verwendet werden sollen.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 216 Hamburg, Sonnabend den 1. September 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Die Londoner Gesellschaften.

(Flowers of Literature.)

Es kann geschehen, daß eine Gesellschaft so organisirt ist, daß sie eine Menge Personen von angenehmem und glänzendem Geiste in sich schließt und man dennoch wenig Genuß von ihren ausgezeichneten Geistesgaben hat. In der ganzen Welt giebt es keine Hauptstadt, wo man eine so große Anzahl Menschen findet, die wegen der Mannichfaltigkeit und des Umfangs ihrer Kenntnisse und der Lieblichkeit ihrer Unterhaltung merkwürdig sind, als wie zu London; und dennoch ist die Gesellschaft nirgends reizloser, denn nirgends ist sie gezwungener und weniger zutraulich. — „Eine kleine Anzahl Leute recht lieb haben, und die, so ich liebe, oft sehen, das ist das größte Glück, das ich auf Erden kenne," sagte die Herzogin Malborough. Aber dieses ist eben zu London eine Unmöglichkeit. Man hat dort so viele Bekanntschaften und Einladungen, daß die Stadt dem Vaurhall gleicht, wo die besten Freunde die ganze Nacht hin und wieder streifen können, ohne sich zu begegnen. Befindet man sich bei einem Gastmahle neben einer Person, an deren Wesen und Unterhaltung man Gefallen findet, so ist es doch wenig wahrscheinlich zu einer vertrauteren Bekanntschaft mit ihr zu gelangen; denn hat man nicht ein ausgezeichnetes Glück, so vergeht vielleicht der ganze Winter, ehe man wieder mit derselben so zusammen trifft, um sich ordentlich unterhalten zu können. Ich will eben nicht sagen, daß man deren Züge nicht wieder zu sehen bekäme; denn es wäre ja wohl möglich, daß man sie im Wagen, an der andern Straßenseite, oder auch am jenseitigen Ende eines überfüllten Salons erblickte, ohne sich ihr nähern zu können. Die Menschenwogen folgen und drängen sich einander, daß alle Lücken sich füllen und man nicht einmal so viel Zeit hat, sie wahrzunehmen. Auch nehmen die, die in London leben, keine Notiz von einander. Andrerseits hat die moderne Höflichkeit die Sitte einer stets fertigen Herzlichkeitsäußerung eingeführt, nach welcher man einer Bekanntschaft vom vorigen Tage eben so innig die Hand drückt, als einem alten Freunde. Oft habe ich mir den Spaß gemacht, ein wenig auf die Worte zu horchen, die in unsern Salons gewechselt werden. Aehnliche, als die folgenden, kommen nicht selten vor: — „Wie geht's? es freut mich, Sie zu sehen! Ihre Frau Gemahlin ist kürzlich entbunden?" — „„Wie! meine Frau? ich bin ja erst seit 3 Monaten vermählt; Sie dachten gewiß an meine vorige Frau, die vor zwei Jahren gestorben ist."" — Oder auch: „Ei, guten Abend Freund, es ist lange her, daß man Sie in der Stadt nicht gesehen hat; Sie waren wohl im Norfolkschen?" — „„Bitte um Entschuldigung, ich war in Indien, wo ich mich drei Jahre aufgehalten habe.""

Entblößt von allem Reiz der Freundschaft und ächter Zuneigung, werden die Londoner Liaisons nur durch den Austausch kalter Höflichkeiten oder durch Visitenkarten unterhalten. Will man nun auf eine solche Lebensweise verzichten, und nur mit den Verwandten und besten Freunden verkehren, so ist man auch noch nicht besser daran. Kömmt man zu ihnen um 1 Uhr, so nehmen sie noch keinen Besuch an; um 2 Uhr aber ist der Salon schon voller Indifferenten, die von der Soirée am Vorabend sprechen, und so die Unterhaltung in Beschlag nehmen; um 3 Uhr ist man ausgegangen, um Einkäufe zu machen; um 4 Uhr wird der Park besucht; um 7 Uhr kleidet man sich an; um 8 Uhr wird mit einem Dutzend Freunde zu Mittag gegessen; um 11 Uhr wird wieder Toilette gemacht, für den Ball; so geht man denn nach Mitternacht zur Ruhe, ohne daß man jemand hat sprechen können. Einer so trübseligen Existenz überdrüssig, kehrt man wieder zu dem Gesellschaftsleben, das man aufgegeben hatte, zurück; wie es einem dabei ergeht, das wollen wir nun einmal beleuchten.

Die erste Inconvenienz der Londoner Lebensweise ist die späte Zeit, zu welcher man das Mittagsmahl hält. Den ganzen Tag **inpransus** zubringen, und sich dann, um 8 Uhr Abends, zu einem großen Diner setzen, das ist eine so widersinnige als dem gewöhnlichen Magen nicht zusagende Sache. Gelehrte Leute meinen dieser Sitte das Wort reden zu können, indem sie sich auf die Coena der Römer berufen; aber diese fand um 3 Uhr Nachmittags statt, eine Stunde über welche sich alle nobeln Einwohner von Grosvenor-Square lustig machen würden. Wahr ist es, daß die englischen Damen weniger unvernünftig zu Werke gehen und im allgemeinen um 4 Uhr vespern. Nähmen die Männer diese Sitte auch an, so brauchte man ihnen um 8 Uhr nicht schwerverdauliche Speisen aufzutischen, und der gesellschaftliche Ton würde dabei gewinnen; denn es ist doch nicht zu läugnen, daß die Unterhaltung bei der Art und Weise unsrer Diners sehr zu Schaden kömmt. Erstens sind der Gastgeber, die Gastgeberin und die unglücklichen Fremde, die sie sich zu Gehülfen genommen, drei Viertheile der Zeit des Mahls beschäftigt, Domestikendienste zu thun, d. h. vorzuschneiden und vorzulegen, wodurch der Gastgeber denn verhindert ist irgend einen Antheil an der Unterhaltung seiner Gäste zu nehmen, und wobei das hübsche Gesicht der Gastgeberin sich nicht so vortheilhaft zeigt, als es der Fall seyn würde, wenn sie der lästigen Arbeit überhoben wäre. Zweitens geht durch die Mühe viele Zeit verloren, die sich ein jeder geben muß, um queer durch die Apollo's und Amor's die Schüsseln zu erspähen, die sich am jenseitigen Ende der Tafel befinden. — Und doch weiset ein schlichter Menschenverstand nach, daß das beste Mittel, von der Gesellschaft beim Mahle Nutzen zu haben, das ist, durch die Domestiken beschicken zu lassen, was sie nur können; so daß man weiter nichts zu thun hat als nur die Gerichte oder Weine anzunehmen, die einem präsentirt werden. Bei einem englischen Diner aber scheint man im Gegentheil nur das Schweigen und die Stupidität der Gäste in Anschlag gebracht und nur einige wenige Unterbrechungen zugelassen zu haben, als wie die Püffe,

die der Capellan von Zeit zu Zeit dem Erzbischofe giebt, damit er nicht während der Predigt einschläft.

Unmittelbar nach dem Mittagsmahl soll man auf einen Ball oder zu einem Rout gehen; aber das ist nicht so leicht gethan als beschlossen, und es erfordert oft mehr Zeit von St. James Square nach Cleveland Row als von London nach Hounslow zu gelangen. Es ist gar nicht möglich alle die Widerwärtigkeiten aufzuzählen, die einem begegnen, wenn man mitten in das glänzende Getümmel kömmt, das den Ballsaal füllt. So wird man z. B. manchesmal am äußersten Ende des Gemaches einen, wie man selbst, halb erstickten guten Freund erblicken, mit dem man nur durch Zeichen zu communiciren im Stande ist; und da alle Bewegungen der Gesellschaft nur durch einen reinmechanischen Druck bestimmt werden, so kann es sich auch eben so leicht fügen, daß man durch den Strom einem heimlichen oder offnen Feinde entgegen geschoben wird. Von der Menge gedrängt, durch die Hitze fast erstickt, vom Lichte geblendet gehen alle Hülfsmittel der Intelligenz zu Grunde; der Geist erschlafft und wird unfähig zu denken. Man ist in einer Lage, die der gleich ist, in welcher sich der Dr. Clarke in den Ebenen Syriens befand. „Man tadelt mich vielleicht," sagte derselbe, „daß ich nichts über den Zustand des Landes aufgezeichnet habe, aber die Hitze war so groß, daß sie mich all meiner Denkkraft beraubte."

Mit Recht sagte die Frau von Staël zu einem Engländer: „Ihre Routs kosten dem Körper mehr als dem Geiste." Selbst diejenigen, die körperkräftig genug sind, um die Sprachfähigkeit nicht zu verlieren, entschließen sich nur ungern dazu den Mund zu öffnen, weil sich in einem Quadratfuß Raume bei 20 Köpfe beisammen finden. Freuet man sich, durch einen kräftigen Gebrauch der Kniee, der Arme und Schultern bis zu Leuten durchgearbeitet zu haben, mit welchen man gern über eine wichtige Sache sprechen möchte, so begnügen diese sich vielleicht damit, mit einem „Wie geht's, Theurer?" einem die Hand zu schütteln und dann mit anderen, die ihrem Ohre drei oder vier Zoll näher sind, die Unterhaltung fortzusetzen. Um 1 Uhr nimmt das Gewühl jedoch ab, und wenn man nicht schon durch die verflossenen 5 oder 6 Stunden zu sehr erschöpft worden ist, so kann man nun den Rest der Soirée mit etwas mehr Bequemlichkeit genießen.

Ein gelehrter ungarischer Sonderling zu Paris.

(New Monthly Magazine.)

Wir verdanken dem Reiseberichte eines Engländers folgende Schilderung eines der außerordentlichsten Männer, deren die Geschichte der Literatur gedenkt. Sein Name ist italiensch, doch ist er in Ungarn geboren.

„Ich lernte diesen Sonderling," erzählt der Reisende, „ganz zufällig kennen. Alles, was uns die Alten von mehreren ihrer Philosophen erzählt haben, ist nichts, vergleicht man es mit dem Leben des Herrn Mentelli, der seit mehreren Jahren in Paris lebt."

„Ein Freund von mir, Offizier im Seedienst, hatte den Friedenszustand zwischen England und Frankreich benutzt, um in der Hauptstadt des letzteren die höhere Mathematik zu studieren. Paris ist der Mittelpunkt der Wissenschaften: seine kostbaren Bibliotheken stehen dem Fremden wie dem Einheimischen offen; die, meist vortrefflichen, Professoren dort sind leicht zugänglich, und die Kenntnisse, die man andrer Orten nur mit schwerem Golde und vieler Arbeit erkaufen kann, bieten sich dort dem Wißbegierigen wie von selbst an. Mein Freund hatte diese Vortheile schon einige Monate lang benutzt, als mich andre Ursachen und Angelegenheiten nach derselben Hauptstadt beriefen. Kaum angekommen, ließ ich mich zu ihm hin, nach der Pigale-Straße, führen. Ein berühmter Geometer hatte ihm einen Theil seines Hauses vermiethet. Als ich meinen Besuch abgelegt hatte und er mich zurück über den Hof begleitete, sagte er zu mir: „Sehen Sie wohl jenen verfallenen „kleinen Pavillon, in der Mitte des Gartens? Das ist die Wohnung „eines der sonderbarsten Menschen auf der Welt; seit zwei Jahren bewohnt er diesen Winkel. Möchten Sie ihn wohl sehen?" Auf meine bejahende Antwort ging er mit mir durch den Garten zu einem, an der Mauer eines Hauses angebaueten hölzernen Pavillon von etwa 7 Fuß Durchmesser. Der Eigenthümer des Gartens hatte dem Hrn. Mentelli die Benutzung dieses bescheidenen Plätzchens gratis überlassen. Mein Freund klopfte an, und wir traten ein; der enge Raum konnte uns drei kaum fassen."

„Zur Rechten, queer im Gemach, dessen gesammte Breite sie fast einnahm, stand eine Kiste von weißem Holze. Der Gelehrte saß auf einem Brette, die Füße in der Kiste, in welcher sich eine alte wollene Decke befand; mit seinem Rücken lehnte er sich an die Mauer des Hauses, an welchem der Pavillon angebauet war; eine Art kleinen Tisches lag auf der Kiste vor ihm, und auf demselben eine Schiefertafel, auf welcher er seine Lehrsätze und Auflösungen verzeichnete. Der Zahn der Zeit hatte die Scheiben zerbrochen und auch die drei hölzernen Seiten des Pavillons schadhaft gemacht. Dem abzuhelfen, hatte der Gelehrte die offenen Stellen mit Papier verklebt, dessen Durchsichtigkeit uns griechische und arabische Schriftzüge von äußerster Feinheit und höchst elegant und und nett geschrieben erkennen ließ. Zur Linken der Kiste stand ein Armstuhl, der, wie der ganze übrige Raum des Gemachs voller Bücher in allen Größen lag, vom riesigen Folianten an bis zu den winzigen Bändchen in 18. herab, die aus den Pressen Blaeu's herstammen; diesen Armstuhl hatte Mentelli einst vom Cardinal Fesch erhalten. Ein Stück plump gebogenen Zinns, so daß es eine Art Schüssel bildete, hing an einem Messingdraht über dem Tische und diente als Lampe. In einem dunkeln Winkel des Gemachs gewahrte ich noch einen Topf von weißem Blech, einen Krug Wasser und ein Stück Schwarzbrod."

„Hr. Mentelli," sagte mein Freund zu mir, nachdem er mich ihm vorgestellt hatte, „spricht eben so gut Englisch als Sie und ich, obgleich er nie andre Engländer als uns beide gesehen hat. Und so war es. Er redete mich geläufig, in wohlgewählten Ausdrücken, ohne alle Beimischung von französischen Idiotismen, und was mich am meisten verwunderte, ohne eine fremde Betonung, an. Dieser außerordentliche Mann sprach gleich gut Lateinisch, Deutsch, Alt- und Neugriechisch, Slavonisch, Arabisch, Sanskrit, Persisch, Italienisch, Ungarisch und Französisch; er verstand die meisten der andern bekannten Sprachen, und von dem Chinesischen kannte er ungefähr 3000 Wörter. Sehr gewiegt in den ernsten Wissenschaften und der Statistik, hatte er alle Annehmlichkeiten des Lebens dem Drange nach Wissen aufgeopfert. Er gab wöchentlich eine Lection in der Mathematik, was ihm 3 Franken einbrachte, und dafür kaufte er sich dann den Eßbedarf für die ganze Woche ein, der in einigen Kartoffeln und ein paar groben Broden bestand; hätte er sein Brod jeden Tag genommen, so würde er mehr verzehrt haben, deshalb ließ er es alt werden, um sich leichter daran zu sättigen. Ein oder ein paar Mal wöchentlich kochte er sich in seinem blechernen Topfe über seiner Lampe zwei oder drei Kartoffeln; das war die einzige Leckerei, die er sich vergönnte. Ein Rock von grobem Flanell diente ihm als Kleidung. Im Winter legte er sich in seiner Kiste schlafen; im Sommer dient

ihm sein Lehnstuhl als Bett. Trotz dieser so übermäßig frugalen Lebensweise und seines vielen Nachtwachens befand er sich bei guter Gesundheit. Er hatte ein lächelndes Gesicht, eine frische Farbe, eine offne Physiognomie, und war auch ziemlich wohlbeleibt. Sein langes Haar hing ihm über die Schultern herab, und sein schöner brauner Bart gab seiner Gestalt vollends die Majestät eines antiken Charakters: er hatte schon verschiedentlich in den Ateliers von Girodet als Modell gedient und dies war noch immer eine kleine Hülfe für ihn. Ich fragte ihn, ob er einer solchen Lebensweise denn nicht überdrüssig würde: er antwortete, nein; schon seit fast 20 Jahren lebe er so; allerdings seyen die Annehmlichkeiten des Lebens wohl wünschenswerth; er hätte aber, um ihrer genießen zu können, die ihm kostbare Zeit dann auf das Langweilige des Unterrichts verwenden müssen; statt dessen setze er lieber seine Studien fort; daß ihm die Zeit dazu noch immer zu knapp sey, obgleich er ganze Tage und halbe Nächte dabei zubringe; und daß er endlich sich keineswegs so unglücklich fühle."

„Sonach war es auch nicht der Wunsch, durch seine Sonderbarkeit Aufsehen zu machen, die ihn zur Wahl einer so herben Lebensweise bestimmte. Er häufte seine Schätze des Wissens auf und brachte seine Zeit damit hin, diesen Reichthum zu mehren, so wie ein Geiziger Ruhe und Leben dem Golde aufopfert, für das er allein Sinn und Zuneigung fühlt."

„Er erzählte mir, daß er, England ausgenommen, alle europäischen Länder durchreiset habe; daß mehrere Mitglieder des Instituts von Frankreich seine vertrauten Freunde seyen und es nicht verschmähten, seiner schlechten Kleidung ungeachtet, Arm in Arm mit ihm spazieren zu gehen und ihn zu ihren Zusammenkünften einzuladen, ein Beispiel, das den Mitgliedern unsrer aristokratischen Universitäten und den geckenhaften Professoren von Nutzen seyn könnte, die in England so häufig sind! Bei uns darf der Rock nicht fehlen, um die Wissenschaft zu zieren. Ein schlecht gekleidetes Talent darf sich in England nicht blicken lassen. In dieser Beziehung erzählte mir der gute Mentelli ein Histörchen, das ich zur Erbauung unsrer Literaten hier wieder mittheilen will:"

„Einige meiner Freunde," erzählte Mentelli, „schickten mir einst eine „große Menge Kleidungsstücke jeder Art. Ich legte sie ein oder zwei„mal an: aber bald gewann meine Bücherliebe die Oberhand über das „Vergnügen, das ich empfand, mich so geputzt zu zeigen. Ich konnte „der Versuchung nicht widerstehen, die ganze Garderobe zu verkaufen, „um mir dafür einige Werke, die ich sehnlichst zu besitzen wünschte, an„zuschaffen. Ich lege demnach meinen alten Ueberrock wieder an, packe „meine neuen Kleider zusammen, und trage sie zu einem Trödler; die„ser aber, der den schlechten Zustand meines Anzuges mit der abstechen„den Qualität und dem Werthe der Stücke, die ich ihm zum Verkauf „antrage, vergleicht, hält mich für einen Dieb und giebt mich bei der „Behörde an. Ich werde ergriffen und in dem Theile des Gefängnisses „verwahrt, der für Vagabonden, die durch die Polizei verhaftet werden, „bestimmt ist. An meine Freunde mochte ich mich anfangs nicht wen„den und, voll Schaam über meinen unüberlegten Streich, hielt ich eine „ganze Woche Stich im gezwungenen Verschluß. Als ich aber am Ende „sah, daß ich so nur meine Zeit verlor, griff ich zur Feder, und ward „nun bald durch meine Freunde erlöst. Hätte man mir ein abgesonder„tes Gefängniß und die Freiheit, meine Studien darin fortzusetzen, gege„ben, so würde ich diesen Aufenthalt sobald nicht wieder verlassen haben: „ich fand ihn ganz bequem; ich lebte dort zechfrei, und konnte mich „folglich meinen Studien desto mehr hingeben."

„Mein Freund, der See-Offizier, bat den Hrn. Mentelli zuweilen bei sich zu Tisch; aber diese ungewohnten Mahlzeiten störten seine Art zu leben auf eine, seiner Gesundheit gefahrvolle Weise: von einem einzigen Glase Wein bekam er das Fieber. Er trug ein großes Verlangen, auch England noch zu sehen, und meinte, daß er, um es in allen Theilen zu besuchen, und da es dort sehr theuer zu leben sey, wohl ein hundert und funfzig Franken dazu nöthig haben werde. Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren und versicherte ihm, das sey eine absolute Unmöglichkeit. „Ich habe doch," erwiederte er, „mit voller Beach„tung des Verhältnisses, nicht den dritten Theil auf meinen Reisen über „den Continent hin gebraucht. In meiner Berechnung habe ich die „Theuerung der Lebensmittel bei Ihnen zu Lande schon mit in Anschlag „gebracht. Zum Essen bedarf ich nichts als Brod, zum Trinken nur „Wasser, zum Nachtlager auf dem Lande das Dach eines Baumes „oder Gebüsches und in den Städten und Dörfern das Portal der „Kirchen." — Ach, lieber Herr, erwiederte ich, wenig Geld haben, ist in England das größte der Verbrechen. Arm seyn, heißt schuldig seyn, und unsre Gesetze zum Schutz des Bürgers wissen nur sein Eigenthum, nie seine Armuth zu vertheidigen. Legen Sie sich unter einem Baume zum Schlafen nieder, so wird man Sie aufwecken, um Sie gefangen zu setzen. Der Friedensrichter des Ortes wird Sie als Vagabund oder als Wilddieb behandeln. Sagen Sie ihm, wer Sie sind, so wird er auf Ihren abgetragenen Rock zeigen und Ihnen so beweisen, daß Sie die Unwahrheit gesagt haben. Wer weiß, ob nicht gar eine schimpfliche Strafe Sie Ihre Unvorsichtigkeit bitter bereuen ließe? Ich kenne mehr als eine Magistratsperson in der Provinz, die wohl im Stande wäre, Sie ohne weitere Umstände und bloß deshalb, weil Sie keinen Oberrock von 10 bis 12 Guineen Werth am Leibe tragen, krumm schließen zu lassen. Wollen Sie nach England gehen, so bringen Sie ja eine tüchtige Garderobe mit sich und machen Sie sich darauf gefaßt, Alles, was Sie während Ihrer Reise bedürfen, fünf oder sechsmal über den Werth zu bezahlen."

„Dieser pathetische Zuspruch wirkte auf den guten Mentelli ganz so, wie ich es mir gedacht hatte; er gab sein Vorhaben, ganz England für 150 Franken sehen zu wollen, auf. Ich habe ihn während meines Aufenthalts zu Paris oft besucht. Er bat mich, ihm ein Werk in der Sanskrit-Sprache zu schicken, das ich jedoch leider in London nicht aufzutreiben vermochte. Ein geschickter Dialektiker, fand er Vergnügen daran, zuweilen unhaltbare Meinungen zu verfechten; es war dieses ein Spiel seines Geistes. Seine Manieren waren sanft und einnehmend; sein langer Bart und seine geistreiche und ernste Physiognomie erinnert an die schönen Bilder, auf welchen Titian einige seiner Zeitgenossen dargestellt hat. Obwohl ein Freund der Menschen und der Gesellschaft, hatte er sein Leben und seine Vergnügungen der Liebe oder vielmehr der Leidenschaft zum Studium aufgeopfert, und sicherlich hat nie jemand der Wissenschaft einen uneigennützigeren Enthusiasmus, noch eine völliger von Egoismus und Eitelkeit freie Hingebung gewidmet, als er."

„Obwohl die französische Administration bedeutende Summen zur Ermunterung der Künste und Wissenschaften von den Kammern angewiesen bekömmt, ist dem Hrn. Mentelli doch nie eine Unterstützung zu Theil geworden. Und doch ist er ein wunderbarer Mann; ein Depot unermeßlichen Wissens jeder Art. Als Geometer, Naturforscher und Philolog hat er alles gelesen und alles behalten. Man frage ihn, was die alten und die neueren Schriftsteller über diese oder jene Materie gedacht haben, und er wird sofort aus dem Gedächtniß in ihrer eignen Sprache und in ihren eignen Ausdrücken alles hersagen, was die Prosaiker und Dichter der verschiedenen Nationen über den Gegenstand geschrieben haben mögen. Auch kann Mentelli mit größerem Rechte als Pic de la Mirandole sagen, er könne de omni re scibili sprechen. Was die Bewunderung über den Umfang und die ungeheure Mannichfaltigkeit seines Wissens noch vermehrt, das ist der Umstand, daß er keine Er-

ziehung genossen und alles aus sich selbst gelernt hat. Ein Gnadengehalt von 5 bis 600 Franken würde für seine Bedürfnisse ausreichen — und man hat ihm diesen nicht gegeben."

Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin; von Dieudonné Thiebault.

Vierte Auflage.

Herausgegeben von seinem Sohne, dem Generallieutenant Baron Thiebault. Paris 1827.

(Fortsetzung.)

Friedrich liebte ganz besonders, in diesen vertrauteren Abendunterhaltungen, von Philosophie, Metaphysik und Religion zu sprechen. Dies suchte indessen Herr Thiebault theils aus Klugheit, theils wie es scheint, um in seinen Ueberzeugungen nicht beunruhigt zu werden oder vielmehr sie nicht preisgeben zu müssen, aus allen Kräften zu vermeiden, und führt seine diesfallsigen Gründe sehr weitläuftig an; er erreichte auch endlich den Zweck, daß der König gegen ihn davon schwieg. Inzwischen giebt er uns doch einige Proben von Friedrichs Aeußerungen in dieser Art, die sehr charakteristisch sind, und deren einige mitzutheilen wir uns nicht enthalten können. Zuvor jedoch möge noch hier die Meinung des Verfassers einen Platz finden, warum Friedrich gerade diesen Stoff so oft und gern zum Gegenstand seiner Abendgespräche wählte:

„Meine Meinung," sagt Thiebault, „ist, daß Friedrich es sich zur Gewohnheit und selbst zum System gemacht hatte, in seinen Privatunterhaltungen lieber von Philosophie und Religion als von vielen andern Dingen zu sprechen 1) weil er, da er sich hier nur erholen wollte, natürlich vorzugsweise Gegenstände wählte, mit denen er vertraut war, und wo sein Geist mit wenig Kraftaufwand und Wagniß glänzen konnte, da sie mit den Geschäften, Bestrebungen und Sorgen des Königs nichts gemein zu haben schienen; 2) weil er, immer auf neue Mittel ausgehend, diejenigen zu studieren, deren Dienste er einmal nöthig haben konnte, solche Gegenstände zu seinem Zwecke für um so tauglicher hielt, je weniger man daraus Mißtrauen schöpfte, und jemehr er dabei Gelegenheit fand, von erworbenen Kenntnissen, richtiger Schlußfolge, durchschauendem Scharfsinn, Gewandtheit des Geistes und selbst von dem Charakter derer, mit welchen er sich unterhielt, urtheilen zu können. In der That war der, welcher die Meinungen des Königs theilte, zu entzückt, eine solche Stütze dafür zu finden, um sich Gewalt anzuthun und sich nicht ohne Mißtrauen und Rückhalt auszusprechen (wirklich lernte Friedrich auf diese Weise die Eigenthümlichkeiten von d'Argens, Voltaire, Maupertuis, Algarotti, Jordan, Pölnitz ꝛc. kennen); bei denjenigen aber, die nicht wie er dachten, gelang es ihm nicht minder, und scheinbar ganz absichtslos, sich zu versichern, ob sie wenigstens Freimüthigkeit und Festigkeit hatten; nur diejenigen, die sich auf irgend eine feige Weise erniedrigten, verfolgte er mit allen Mitteln, die die Umstände darboten."

„ — Nie suchte er, im Punkte der Religion, diejenigen lächerlich zu machen, die aufrichtig gestanden, nicht daran zu glauben; — selten scherzte er über diejenigen, die Christen aus Ueberzeugung waren und es ihm selbst nicht verbargen; oder, wenn er sich ja dabei seiner Laune einmal überließ, so gelang es leicht, ihm Einhalt zu thun. Zeuge dessen ist einer seiner tapfersten, treuesten und glücklichsten Generale, der, aufgezogen von ihm über die Gewohnheit, vor dem Angriff auf den Feind, das Zeichen des Kreuzes mit seinem Säbel zu machen, ihm mit den Worten Stillschweigen auflegte: „Sire, mischen Sie sich darein nicht; das gehört „nicht zum Dienste, kann ihm nicht schaden und geht Sie nichts an. „Wenn ich meine Pflicht thue und Ihnen mit Eifer diene, so kann meine „Andacht Sie nicht bekümmern; und was könnten Sie dabei gewinnen, „Ihre treuesten Diener lächerlich zu machen?""

Einst erzählte Friedrich Herrn Thiebault, wie er als Jüngling, (in dem Feldzuge, den er unter dem Prinzen Eugen am Rhein machte) Lust bekommen habe, die kirchlichen Feierlichkeiten der Katholiken kennen zu lernen. „Ich wollte nicht," sagte er, „in die kleinen Kirchen gehen, wo „die Priester ihren Cultus durch die Nachlässigkeit und Familiarität „travestiren, womit sie den lieben Gott behandeln. Ich erwartete ein „großes Fest und begab mich, um es zu sehen, in eine berühmte Dom„kirche, wo alles mit der größten Pracht vollzogen wurde. Auf dem „Wege dahin entäußerte ich mich, so viel möglich, aller vorgefaßten Mei„nungen; ich machte mir es zur Pflicht, in völlig neutraler Stimmung „dahin zu kommen und in dem Zustand, den die Philosophen mit den „Worten: tabula rasa, bezeichnen; mit einem Worte, ich wollte mich „ganz nur meinem eignen Urtheile überlassen. Nun bekenne ich Ihnen, „daß der erste Anblick und Eindruck höchst imponirend auf mich wirkte. „Ein großes, prachtvolles Gebäude, in sehr eigenthümlicher Form kon„struirt, unter einem erhabenen Gewölbe eine verlängerte Perspective „darbietend, an deren Ende sich, in einem vom Schiffe abgesonderten „Chore, ein Altar von mystischer Gestaltung befindet; überall Festigkeit und „Dauer mit einer edlen und ernsten Ausschmückung gepaart; ein Halblicht, oder „eine Dämmerung, die dazu auffordert, sich zu sammeln und die man „durch lange Kerzen ergänzt, die den Altar bedecken, ohne die Lampen „zu zählen, die verhältnißmäßig zu den übrigen Theilen des Tempels „vertheilt sind; eine Menge Priester und Sänger im Chore aufgestellt, „alle gleich andächtig scheinend, bedeckt mit den reichsten Gewändern von „den schönsten Farben und von Gold und Silber glänzend; ein, gleich „allem übrigen, ungewöhnlicher Gesang, feierlich von schönen Stimmen „vorgetragen, begleitet von einer Orgel und von Instrumenten, die die „weiten Hallen tönend erfüllen; endlich ein ganzes Volk auf den Knieen „und wie von Schrecken oder Ehrfurcht ergriffen beim Anblick der My„sterien — — wahrlich man muß gestehen, daß alles das sehr geeignet „ist, auf schwache Gemüther einem lebendigen Eindruck zu machen und „daß diejenigen, die diesen Cultus oder dieses Schauspiel erfunden und „eingeführt haben, die Menschen und besonders das Volk sehr wohl „kannten. Es waren sehr gescheute Leute, mein Herr, und man darf „über ihre Erfolge nicht verwundert seyn."

Ein andermal äußerte der König: „Ich glaube wohl, daß es einen „Gott giebt, aber ich stelle mir nicht vor, daß er sich um die einzelnen „Geschöpfe bekümmere (qu'il se mette en peine des individus). „Was sind in seinen Augen selbst die Menschen, die edelste Gattung „von Geschöpfen, die wir kennen? Unendlich weniger als die Ameisen „gegen uns sind. Wie kann man sich einbilden, daß Gott, im Schooße „seines Ruhmes, alle die Handlungen und selbst die einfachsten Bewe„gungen und Gedanken von so vielen Millionen so verächtlicher Wesen „leiten, bewachen, zählen, belohnen oder bestrafen könne oder solle? In „der That, das wäre eine seiner sehr würdige Sorge, ganz geeignet, „ihn unaussprechlich glücklich zu machen! Ich glaube daher, daß Gott, „höchste und letzte Ursache der Welt, die physischen Gesetze gegeben hat, „die sie regieren und sie durch seinen Willen erhält, so wie er sie ent„worfen, gemäß der Natur der Materie; und daß er eben so voraus

„bestimmt und geordnet hat die Gattungen beseelter oder lebendiger „Wesen, die zu unserer Kenntniß kommen oder ihr auch entgehen; aber „daß er, sich darauf beschränkend, ihnen das Daseyn gegeben zu haben „und es ihnen zu erhalten, die Individuen nicht weiter beachtet und sie „dem Spiel des Zufalls und dem eignen Gange überläßt. Was die „Bestrafung der Sünden der Menschen, oder die Belohnung ihrer guten „Werke betrifft, so hat er nicht nöthig, die Freuden eines Paradieses „zu bereiten, das wir nicht begreifen, noch die Gluthen einer Hölle, von „der wir keine bessere Vorstellung haben, und die der gesunde Menschen„verstand als abgeschmackt und als Gott in einen höllischen Geist verwan„delnd verwirft: um die Schuldigen zu bestrafen und die Guten zu be„lohnen reichen die bürgerlichen und die Naturgesetze und unser eigenes „Gewissen hin."

Bei einer andern Gelegenheit äußerte der König gegen Thiebault: „Ich weiß nicht, ob Gott die Welt geschaffen hat, oder ob die Welt „ewig ist: ich zweifle selbst, daß man eins oder das andere jemals be„weisen könne, aber ich empfinde, wider Willen, eine unüberwindliche „Abneigung, mir die Thatsache der Schöpfung vorzustellen. Man schil„dert uns Gott als von Ewigkeit her existirend, allein seyend und sich „bei dieser Einsamkeit und Unthätigkeit nicht langweilend, weil er sich „selbst genüge; inzwischen hat dieser Gott, mitten in seiner Ewigkeit, „auf einmal den Einfall, dieses unermeßliche und, schon in dem, was „wir sehen, fast unendliche Weltall — ungerechnet das, was wir nicht sehen — „zu schaffen! Und um auf diese Weise allem, was nun ist, eine reale „Existenz zu geben, da nichts existirte als Gott, hat es nur eines ein„zigen Actes seines Willens bedurft! Und Gott ist eine Ewigkeit lang „gewesen, ohne denkenden Wesen das Leben zu geben, während es ihm „so wenig Mühe kostete, es zu thun, und ohne sich selbst das pracht„volle Schauspiel zu gewähren, das ein so herrlicher Spiegel seiner All„macht ist! Dies, mein Herr! sind zwei Dinge, die meine Vernunft „gleich sehr empören: das, was nicht war, plötzlich aus dem Nichts „hervorgehend; und Gott, dieses wollend im Laufe seiner Ewigkeit, ohne „hinreichende Gründe gehabt zu haben, es früher zu wollen! Ich be„kenne, daß ich mich eben so wenig an den Glauben gewöhnen kann, „daß dieser todte und niedrige Stoff, den ich unter die Füße trete, das „Vorrecht theile, ewig und folglich gewissermaaßen göttlich zu seyn; aber „dieser Gedanke ist mir dennoch fast noch weniger zuwider, als die bei„den andern Sätze, die ich eben erwähnt. Es ist möglich, daß ich mich „irre; aber gezwungen, zwischen zwei Meinungen zu wählen, die mir „in mehrerer Hinsicht beide abgeschmackt erscheinen, entscheide ich mich „für die, die meiner Vernunft am wenigsten widerstrebt, und ich halte „mich, aus diesem einzigen Grunde, an die, welche mir sagt, daß die „Welt ewig sey, wie Gott und daß Gott die Seele davon ist, oder, „wenn Sie wollen, die ordnende und bewegende Kraft."

„Ich habe hier," fährt Herr Thiebault fort, „diese beiden Unterhaltungen angeführt, weil sie zeigen, welches die Lehre war, welche der König angenommen und welches seine Art zu raisonniren war.*) Man wird dabei bemerken, daß in Allem, was vorausgeht, nichts zu entdecken ist, was seine Meinung über die Unsterblichkeit der Seele kund giebt. Ich will in dieser Hinsicht nicht verhehlen, daß ich Grund zu denken habe, daß er nicht an diese Unsterblichkeit glaubte. Zwei Thatsachen scheinen meine Behauptung zu rechtfertigen: die eine ist, daß er, indem er vom Tode Ludwigs XV. sprach, zu mir sagte: „„Was hat „er nun mit all seiner Macht in dieser Welt erreicht? jetzt ist es so gut, „als wenn er nicht gelebt hätte; es bleibt nichts mehr von ihm übrig. „Ein todter König, ein todter Löwe — das ist alles eins. Wer glau„ben Sie, daß ihn überlebe?"" — „Sire, der Ruhm, wenn er welchen „zu erlangen gewußt." — „„Ja, der Ruhm, das ist wahr."" Ich hatte gesucht, ihn, durch dieses Wort, von einer Reihe Reflexionen abzubringen, in welche einzugehen nicht in meinem Plane lag, und ich war glücklich genug, daß es mir gelang; denn wir verließen Ludwig XV. und den Tod, um vom Ruhme zu sprechen. Von der andern Thatsache bin ich nicht Zeuge gewesen; aber ich weiß sie so gewiß, als wäre sie in meiner Gegenwart geschehen. Zwei Akademiker, die noch (1804) leben, hatten eine Unterhaltung mit ihm, worin die Frage von der Unsterblichkeit die Seele war. Der eine meiner beiden Collegen, führte alle Gründe an, die man zur Unterstützung dieses Dogmas aufstellen kann, nicht als ob es ausgemacht sey, daß dieser Gelehrte selbst daran glaube, aber weil er im Allgemeinen diese Discussionen liebt und vielleicht auch, weil er sehen wollte, was ihm Friedrich darauf antworten könnte. Was er nicht erwartete, geschah. Der Monarch wurde am Ende ungeduldig und sagte mit rauhem Ton und Gesicht: „„Wie, Sie bilden sich ein, „daß Sie unsterblich sind? und was haben Sie denn gethan, um zu „verdienen, es zu seyn?"" *)

„Ich habe nicht von den Scherzen gesprochen, die sich Friedrich bei andern Gelegenheiten über dieselben Gegenstände erlaubte; man begreift, daß ich so viele anzuführen haben würde, daß sich die Leser davon ermüdet fühlen dürften, bevor ich alles gesagt hätte. Wenn man indessen

*) Wir zweifeln, ob Herr Thiebault, wenn er auch gewollt hätte, im Stande gewesen wäre, den königlichen Weisen zu widerlegen. Man kann sich aus Kants Antinomieen, in seiner Kritik der reinen Vernunft, überzeugen, daß, nach dem damaligen Stande der Philosophie, der König hierin scharfsinniger raisonnierte als je Voltaire in seinen oberflächlichen sogenannten Philosophemen gethan (denen Friedrich übrigens leider! nur allzuhohen Werth beimaß); denn Kant hat an der angeführten Stelle zwei schulgerechte Beweise geliefert: einen, daß die Welt ewig sey, und einen, daß sie einen Anfang gehabt haben müsse. Anm. d. R.

*) Wir wollen uns nicht anmaaßen, die schwierige Frage zu entscheiden, ob und in wie fern Friedrich an die Unsterblichkeit glaubte; (obgleich, wer an einen Gott als weiterhaltendes und weiteregierendes, geistiges Princip und an eine Tugend, die man um ihrer selbst willen üben müsse, glaubt, consequenterweise die Unsterblichkeit, wenn er versteht, was er denkt und sagt, nicht leugnen kann); aber wir können uns doch nicht enthalten, zu bemerken, 1) daß fast alle Zeitgenossen den frei forschenden und kühn seine Gedanken aussprechenden König nicht begriffen, daß sie, Scherz mit Ernst verwechselnd, ihm ungerechterweise nicht zutrauten, daß ihm die Wahrheit auch in dieser Beziehung am Herzen liege, die er doch sichtlich in jedem andern Lebensverhältniß suchte, und daß sie auf jedem Schritte seine Abneigung gegen alles Dogmatische und seinen Unglauben an Offenbarung mit seinem Vernunftglauben und seinen rationellen Ueberzeugungen verwechselten; 2) daß auch Thiebault in dem Vorstehenden einen Beweis gleicher Befangenheit und Verblendung giebt; denn welcher unbestochene Leser könnte wohl in den angeführten zwei Thatsachen einen zureichenden Beweis so schwerer Beschuldigung finden? Wer sieht nicht, in welchem Sinne Ludwig XV. und so manchem König die Unsterblichkeit abzusprechen seyn dürfte? (Schade für uns, daß Thiebaults seltsame Aengstlichkeit den König weiter zu sprechen hinderte!) Und wem springt es nicht in die Augen, daß die letzte Aeußerung nur Satyre auf den anmaaßenden Pedanten war, der den geistreichen König mit ihm längstbekannten, abgebrauchten Demonstrationen ermüdete. Wie es übrigens auch mit dem philosophisch-religiösen Scepticismus Friedrichs sich verhalten möge, wir sind ihm dieselbe Gerechtigkeit schuldig, die bereits dem einst verkannten und verfolgten Spinoza geworden. Dieser wünschte herzlich widerlegt und in Folge dessen zu einem beruhigenden Glauben bekehrt zu werden; aber er dachte zu groß von sich und der Wahrheit, um sich und andere räuschend und getäuscht zu überreden. Solcher Sinnesart, wenn auch des Irrenden gebührt unsere Ehrfurcht. Anm. d. R.

einige Proben kennen zu lernen wünscht, wenigstens von denen, die der Anstand allgemein bekannt zu machen erlaubt, und folglich von denen, worin noch die mehrste Zurückhaltung herrscht, so möge es, unter anderm, zu diesem Zwecke dienen, daß er einst die Bemerkung gegen mich machte, Gott scheine die Norddeutschen stets weniger als viele andere Völker geliebt zu haben, „„denn,“ setzte er hinzu, „er hat niemals aus uns „gute Christen machen wollen. Erinnern Sie sich, wie viel Mühe und „Arbeit es Karl dem Großen gekostet hat, uns zu bekehren! Dazu ist „es ihm noch schlecht genug gelungen! Denn Sie wissen, mit welcher „Leichtigkeit wir auf die Indulgenzen Leo's X. verzichtet haben. Es „scheint, daß uns Gott zur ewigen Verdammniß bestimmt und uns das „Blut seines Sohnes entzogen habe; und, was unserer Verstocktheit noch „die Krone aufsetzt, wir beunruhigen uns nicht einmal darüber!“ — — „Ich bin wegen meines ewigen Heils unbesorgt,“ sagte er ein andermal: „habe ich nicht die heilige Hedwig, von der ich in directer Linie ab„stamme? Sie glauben gewiß mit mir, daß sie eine zu gute Heilige ist, „um eine entartete Mutter zu seyn und mir ihren Schutz zu verweigern! „Und wenn sie ihr eignes Blut verkennte oder verleugnete, welchen „Ruf würde sie sich dadurch im Paradiese machen? Müßte sie nicht „den Teufel im Leibe haben? Also, verlassen Sie sich darauf, so wie ich „erscheine, wird man beide Thorflügel für mich öffnen und der ewige „Vater mich empfangen als einen ächten Abkömmling aus dem Stamme „der Heiligen!““

Eine ernstere Bedeutung hat nachstehendes, was Thiebault übrigens in derselben Reihefolge der Witze des Königs erzählt:

„Bei seiner Rückkunft von einer seiner Reisen nach Schlesien ließ er mich im Augenblicke, wo er aus dem Wagen stieg, rufen, um mir zu sagen, er hoffe, daß ich seinen Eifer für das Heilige jetzt bewundern und segnen werde: „Nah bei Breslau,“ sagte er, „erfuhr ich, daß die Kapu„ziner den armen und leichtgläubigen Bauern der Provinz, für sechs „Kreuzer agnus Dei verkauften, um sie den Kühen und Schaafen zu „fressen zu geben, mit der Versicherung, daß, mittelst festen Glaubens, „diese heilige Hostie diese Thiere von der Viehseuche, die unglücklicher„weise jetzt in verschiedenen Cantonen dieses Landes herrscht, heilen und „resp. davor verwahren würde. Diese doppelte Infamie empörte mich. „Als ich Abends in Breslau ankam, hatte ich nichts eiligeres, als die „drei Vorsteher des Klosters rufen zu lassen. So wie sie eintraten, „nahm ich ein furchtbares Ansehen an, überließ mich allen Bewegungen „eines heiligen Abscheu's und sagte ihnen mit starker, gehobener Stimme:

„Wie, Unglückliche, ihr verkauft den Landleuten, und um einen er„bärmlichen Preis, was das Erhabenste und Heiligste in eurer „Religion ist? und ihr verkauft es, um es vom Vieh verschlucken „zu lassen! und dieser Ruchlosigkeit fügt ihr die zweite hinzu, „glauben zu machen, daß dieses Bild eures Gottes ein wirksames „Mittel gegen die Viehseuche sey! Und ihr fürchtet nicht, daß eine „so häßliche Entweihung allen Augen enthülle, daß ihr nichts als „Heuchler, und zwar eben so ungeschickte als strafbare, seyd? — „Und was macht ihr mit diesem Gelde, ihr, die das Volk von „seinen Almosen nährt und die ihr an nichts Mangel habt? „Kauft ihr euern Buhlerinnen Bänder dafür?“ —

„Einer von ihnen nahm hier zitternd das Wort und versicherte, daß er „es nicht gethan —

„Schweigt, erwiederte ich, wenn ihr es nicht seyd, so sind es „eure Ordensbrüder oder vielmehr die unwürdigen und irreligiösen „Mönche, die unter eurer Zucht leben. Sie thun es, ich weiß es! „Wißt ihr es, so seyd ihr Verbrecher; wißt ihr es nicht, so seyd „ihr Verbrecher nicht minder. Ich sollte daher, durch strenge Züch„tigung eurer, das öffentliche Aergerniß ersticken, das die Folge „eurer Aufführung ist. Aber hüthet euch mindestens! Ich sage „euch, daß ich euch genau beobachten lassen werde; und wenn „ihr euch wieder ähnliches zu Schulden kommen laßt, so lasse ich „wahrlich euch allen den Bart abschneiden. Und nun packt euch. — „Bestürzt und zitternd verließen sie mich. Verlassen Sie sich darauf, „sie werden es sobald nicht wieder versuchen! Aber habe ich nicht wohl„gethan? Sagen Sie mir, als guter Katholik, segnet man bei Ihnen „das agnus Dei für das Vieh? Sollte ich einen Mißbrauch erlauben „oder dulden, der nur darauf abzielt, das Volk zu betrügen, es seines „Nöthigsten zu berauben und ein wahres öffentliches Aergerniß zu „geben?“

„Ich antwortete, daß ein katholischer Fürst es nicht besser habe machen können, wollte er nicht die heilige Inquisition zu Hülfe nehmen — — „O,“ erwiederte er, „sehr verbunden; bis dahin werde ich „meinen Eifer nicht treiben. Das überlasse ich den allgetreuesten „und katholischen Majestäten: ich will nicht in Rechte eingreifen, die „sie so vollgültig erworben haben!““

Eines Tages äußerte Friedrich gegen den Verfasser, daß ihm das Breve nicht einleuchten wolle, durch welches Ganganelli die Jesuiten vernichtet habe. „Wenn ein Mensch,“ sagte er, „der auf seiner Jacke einen Kragen von einem „gewissen Schnitt trägt, in Portugal verdient hat, gehängt zu werden, „kann ich, allein deshalb, nun allen denen den Hals abschneiden lassen, „deren Kragen nach diesem Muster geschnitten sind?“) Ich glaube nicht, „dieses Recht zu haben; die Gerechtigkeit hört auf, Gerechtigkeit zu seyn, „wenn sie nicht gleichvertheilend ist. Uebrigens habe ich mich über diese „Leute nicht mehr, wie über andere, zu beklagen. Bei mir haben sie „weder Malagrida's noch Buzembaums gehabt. Uebrigens wird der „Herzog von Choiseul nicht ewig leben; und wenn, nach irdischer Unbe„ständigkeit und Wechsel, ihn und seinen Credit, und seine rachsüchtigen „und zerstörenden Leidenschaften der Teufel geholt haben wird, dann wird „man diese Proscribirten wieder haben wollen; und ich werde die katho„lischen Fürsten mich um welche bitten und sie aus meiner Hand von „ihnen mit Dankbarkeit empfangen sehen. In dieser Hoffnung bewahre „ich ihnen als guter Bruder dieses Saamenkorn auf; aber sie, sollen es „nicht gratis haben; ich will es ihnen theuer verkaufen, dafür stehe ich „Ihnen!““

Noch theilt uns der Verfasser eine Unterhaltung Friedrichs mit dem Prinzen Wilhelm von Braunschweig mit, die der letztere ihm erzählt hat. Es ist dabei zwar nicht zu übersehen, daß dieses Gespräch, als aus der dritten Hand kommend, vielleicht nicht als ganz wörtlich treu anzunehmen seyn möchte; inzwischen ist es doch immer interessant genug, um uns zu berechtigen, es, zum Schlusse unserer Auszüge aus diesem Abschnitt, unsern Lesern zu geben.

„Der König reiste mit dem Prinzen zur Heerschau nach Pommern und Preußen und trotz der Strapatzen — die erlauchten Reisenden leg-

---

*) Dieser Vergleich hinkt übrigens: es ist bei den Jesuiten nicht von Ordenskleid und Form sondern von Grundsätzen und dem Gehorsam der einzelnen Glieder die Rede, deren Handlungen gar wohl auf das Ganze zu beziehen sind. Wir lassen dahin gestellt seyn, ob Friedrich in unseren Tagen nicht vielleicht anders denken dürfte? Gewiß ist, daß man sich neuerlich oft auf diese Ansicht Friedrichs berufen hat; nicht minder gewiß aber auch, daß Rußland, das bei ihrer Aufnahme zu gewinnen und nichts zu wagen schien, dennoch den diesen Priestern gewährten Schutz zu bereuen gehabt hat. Seltsam! als der milde und tolerante Alexander die Jesuiten aus dem Norden und Osten verbannte, nahmen sie seine Verbündeten im Süden und Westen von Europa mit offenen Armen wieder auf, von wo sie einst zuerst vertrieben wurden. Von dieser Seite ist also mindestens Friedrichs Prophezeihung in Erfüllung gegangen. Anm. d. R.

ten oft fünf und zwanzig Meilen in einem Tage zurück — kam die Religion in der Unterhaltung an die Reihe. Einst, nachdem er ihm lange zugehört, sagte der junge Prinz zu seinem Oheim: „Würden „Ew. Majestät mir wohl erlauben, einen Gedanken auszusprechen, der „mich beschäftigt?“ — „Ja wohl, reden Sie!“ — „Sire, es wundert „mich eben nicht, daß viele Philosophen erklären, nicht an die Religion „zu glauben; aber ich begreife nicht, wie Monarchen diese Sprache füh„ren können.“ — „Und wer könnte sie daran hindern?“ — „Ihr eignes „Interesse: ist nicht die Religion eine Stütze ihrer Autorität?“ — „Mein Freund, Ordnung und Gesetze genügen mir. Und habe ich nicht „für mich das eigne Interesse der Bürger, ihre Gewohnheiten, ihre Er„ziehung und ihre Ohnmacht?“ — „Aber was giebt es bequemeres für „die Könige als eine Religion, die sie als das Abbild Gottes darstellt „und welche einen blinden Gehorsam gegen sie zur Pflicht macht?“ — „Mein Freund, dieser blinde Gehorsam taugt nur für Ty„rannen: die wahren Monarchen bedürfen nur eines ver„nünftigen und auf Gründen beruhenden Gehorsams. „Uebrigens stellen uns auch die Priester nur als Depositarien der göttlichen Gewalt dar, indem sie sich selbst für Organe und Ausleger der „Gottheit erklären. Sie halten uns auf diese Weise zu ihrer Ver„fügung und legen uns sich zu Füßen. Ich aber bin das Haupt der „Nation und nicht der Minister der Priester: ich will daher keinen blin„den Gehorsam, den sie den Völkern gegen mich nur darum predigen, „um ihn nachher von mir gegen sie zu fordern.“ — „Inzwischen, Sire, „giebt es so verkehrte und im Laster verhärtete Menschen, daß man „nicht Mittel genug anwenden kann, um sie im Zaume zu halten, und „die Religion ist eins der wunderbarsten Hülfsmittel gegen diese Men„schenclasse: die Strafen des andern Lebens haben oft eine große Ge„walt selbst über die Verderbtesten.“ — „O, gegen Böswichter habe „ich Galgen und Schwert, und das ist genug.“ — „Und wenn diese „Böswichter Geisteskranke sind, die sich der Verzweiflung, dem Hasse „und der Rache hingeben und ihr Leben für nichts achten?“ — „Mein „Bester, Sie denken nicht daran, daß für diese ein Narrenhaus da ist. „Gehen Sie, gehen Sie; man hat recht gut regiert in Ländern und in „Zeiten, wo man Ihre Religion nicht hatte.““

Studien, Meinungen und literarische Producte Friedrichs des Großen.

Der Verfasser beginnt diesen zweiten Abschnitt mit einer Frage, die, streng genommen, nicht unter diese Ueberschrift zu passen scheint, die aber nichts desto weniger von großem Interesse ist.

„In den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Berlin,“ sagte er, „fragte ich mich oft, ob Friedrich gefühlvoll sey? Man erzählte mir viele Anekdoten, die für die Bejahung sprachen? aber so viele andere Thatsachen schienen Beweise des Gegentheils, daß ich, um eine bestimmte Meinung darüber zu fassen, die Gelegenheit erwartete, selbst urtheilen zu können. Es handelte sich nicht davon, sich über die Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Fruchtbarkeit des Geistes und der Einbildungskraft dieses Königs auszusprechen, noch selbst über die Blitzesschnelle seiner Gedanken und die Erregbarkeit seiner Seele: wer hätte in dieser Hinsicht den geringsten Zweifel hegen können? und wer konnte außerdem die Festigkeit und unerschütterliche Beharrlichkeit in seinen Entschlüssen verkennen? Worüber ich nicht mit mir einig werden konnte, war die Frage, ob die Natur, indem sie ihm so viele andere seltene und beneidenswerthe Eigenschaften verliehen, ihm nicht dafür das unfreiwillige und stets so theure Gefühl versagt habe, das uns ganz der Achtung und der Freundschaft hingiebt; diese sanfte und rührende Neigung, die uns an diejenigen fesselt, die uns derselben würdig scheinen und uns gewissermaaßen ihrem Glücke weiht; glückliches Saamenkorn, das stets neue Nahrung bedarf und das sich von unsern edelsten Opfern nährt und stärkt; köstliche und über alles reiche Quelle unserer Tugenden und aller Tröstungen des Lebens! „Dieser König, sagte ich zu mir selbst, ist er mit diesem höchsten Reich„thum des Menschen begabt? oder hat ihn die Natur dessen beraubt, „gleichsam um die andern reichen Geschenke (durch diese Versagung), „auszugleichen?““

„Man hatte mir erzählt, daß Friedrich, als er in den ersten Jahren seiner Regierung einen Freund verlor, den er mehr als irgend einen andern zu lieben geschienen, einen Herrn von Knobelsdorf, glaube ich, den Körper desselben in seinem Zimmer bei offenem Sarge habe haben wollen; daß er fast ganze Tage damit zugebracht habe, diesen schon sich auflösenden Leichnam zu betrachten; daß, als selbst die Verwesung, die am Ende alle seine Gemächer verpestete, ihn noch nicht bestimmen konnte, sich davon zu trennen, man, nach mehrtägigen vergeblichen Bitten, eine Art Gewalt habe brauchen müssen, um ihm das so gefährliche und so theure Pfand zu entreißen. Aber alle Umstände dieser Geschichte, seine Befehle und seine hartnäckige Widersetzlichkeit — offenbart dieses alles wahrhaft und einzig ein tiefes Gefühl? Wie viel Antheil konnte hieran nicht seine Rastlosigkeit der Gedanken, seine Geisteskühnheit, eine exaltirte Einbildungskraft, eine lebhafte Neugierde und ein energischer Charakter gehabt haben? Wollte sich der König nicht vielleicht mit allen Einzelnheiten des Todes vertraut machen? War es nicht eine harte Lehre, die er sich selbst gab?“

„Das waren mindestens meine Reflexionen, als im Jahre 1766 Preußen den jungen Prinzen Heinrich, jüngern Bruder des Kronprinzen, verlor. Dieser achtzehnjährige Prinz hatte eben seine Erziehung vollendet: der König hatte ihm ein Cuirassier-Regiment gegeben, wovon er Besitz zu nehmen im Begriff war und an dessen Spitze er, zu den Frühlings-Manoeuvres, nach Berlin kommen sollte. Auf dem Wege zu dieser Bestimmung bekam er die Blattern und starb nach sieben oder acht Tagen in einer kleinen Stadt, wo er hatte liegen bleiben müssen. Der Schmerz, den dieser Verlust verursachte, war lebhaft und allgemein. Die Talente, die man in diesem jungen Prinzen erkannt hatte, sein Fleiß im Studieren und die Fortschritte, die er in den Wissenschaften gemacht hatte, die liebenswürdigen, sanften und wohlthätigen Eigenschaften, die seinen Charakter bezeichneten, alles hatte so große Hoffnungen von ihm verbreitet, daß man nicht verwundert seyn darf, daß das Publicum die tiefe Trauer der königlichen Familie wahrhaft theilte.“

„Der König, als er einige Monate darauf nach Berlin kam, ließ mich rufen und sagte zu mir: „Sie wissen, daß der Staat und ich einen „großen Verlust durch den Tod eines jungen Prinzen erlitten haben, „von dem man sich mit Recht die größten Hoffnungen machte. Dieses „Unglück hat mich insbesondere lebhaft erschüttert: täglich habe ich mich „der vortrefflichen Eigenschaften erinnert, die diesem Prinzen allgemeine „Achtung und Liebe erwarben. Aber ich habe mich nicht damit begnü„gen wollen, ihm unfruchtbare Thränen zu weihen; ich habe das dem „Grabe und der Vergänglichkeit entreißen zu müssen geglaubt, was das „Lebenswertheste an ihm war, und habe zugleich meinen Schmerz recht„fertigen wollen durch treue Darlegung der Ursachen, die ihn erweckten. „Ich habe gedacht, daß die Schilderung seiner Jugend denen ein nützli„ches Beispiel darbieten könne, welche ihre Geburt auf gleiche Stufe mit „ihm stellt und ohne Zweifel auch allen denen, die überhaupt einer schö„nen Nacheiferung fähig sind. So habe ich denn meinen Schmerz auf „einen der Gesellschaft zu Gute kommenden Zweck zu wenden gesucht „und eine Lobrede auf diesen so heißgeliebten und so bitter betrauerten „Neffen entworfen. Ich will, daß diese Rede in einer öffentlichen

„Sitzung meiner Akademie vorgelesen werde; und ich habe Sie dazu „erwählt. Unterdessen betrachte ich diese Arbeit noch nicht als vollendet: „es sind mehrere Stellen darin, die noch der Nachhülfe bedürfen; aber „wenn ich mich damit beschäftigen will, so sehe ich nur meinen Neffen „vor mir und fühle mich außer Stande, die Verbesserungen vorzuneh„men, deren Nothwendigkeit ich einsehe. Ueberdem ist vieles in meinem „Hefte ausgestrichen. Ich ersuche Sie daher, mir eine neue, recht leser„liche Abschrift davon zu machen, und zwar Worte und Linien in solcher „Entfernung von einander, daß ich ohne Mühe die zweckmäßigen Aen„derungen hineinschreiben kann. Aber Sie kennen meine Schrift nicht „und können sie daher vielleicht nicht entziffern, denn ich schreibe nicht, „ich schmiere. Damit Sie nun leichter errathen mögen, was ich habe „sagen wollen, will ich Ihnen diese Arbeit, so wie sie jetzt ist, selbst „vorlesen, indem ich Ihnen zugleich bemerke, daß ich, außer der Abschrift, „die ich fordere, noch von Ihrem Eifer die Bemerkung der Fehler, so„wohl gegen die Sprache überhaupt als gegen die Regeln der Rede„kunst insbesondere, die mir entschlüpft seyn können, erwarte.““

„Darauf nahm er seinen Heft, der auf einem kleinen viereckigen Tische lag, den er gewöhnlich vor sich hatte, und auf welchem man immer einige Bücher, ein Schreibzeug, weißes Papier und einige Dosen sah, und fing an zu lesen als Mann, der seiner Meister bleiben will: er suchte seine Stimme zu verstärken, gleichsam, um sie gegen die Einwirkung des Schmerzes zu befestigen: er sprach langsam und machte öfters und lange Pausen; indessen widerstand er nicht lange; auf der zweiten Seite fing seine Stimme an zu zittern und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er mußte oft inne halten und sein Schnupftuch nehmen; aber wie oft er sich auch die Augen trocknete und sich räusperte und ausspuckte — mit allen diesen Anstrengungen kam er doch nicht mit der vierten Seite zu Ende, daß seine in Thränen schimmernden Augen nicht mehr sahen, und seine stockende, bald ganz erstickte Stimme die Worte nicht mehr aussprechen konnte; und endlich streckte er, unter Schluchzen, das er nicht mehr zu unterdrücken vermochte, den Arm gegen mich aus und gab mir den Heft, ohne einen einzigen Laut herausbringen zu können. Ich nahm die Schrift, mit Ehrfurcht und einer Art Trost den großen Mann betrachtend, dem die rührendsten und der Menschheit theuersten Gefühle keineswegs fremd waren. Nach ungefähr einer oder zwei Minuten, und als er wieder sprechen konnte, sagte er: „Sie haben begriffen, was ich von Ihnen wünsche; gute Nacht!““

(Die Fortsetzung folgt.)

Aux mânes de l'illustre George Canning.*)

Loin du bruit des cités, j'épiais, en silence,
D'un esprit généreux, les voeux et les éfforts;
Mon coeur souvent ému de crainte et d'espérance,
Tremblait pour son heros, ou plutôt pour son corps.
Hélas! ce corps fragile, où vécut l'héroïsme,
Ce temple où la vertu, planant sur l'Univers,
Soumit la politique au vrai libéralisme;
Et lutta noblement pour briser tous les fers:
Ce temple est renversé - - - La trop cruelle envie
A réloublé ses coups et Canning est sans vie! —

Ah! laissons l'égoïste et tous les coeurs étroits,
Au bruit de cette mort, insensibles et froids,
Nous accuser, d'accord avec l'Obscurantisme,
De ne point partager leur faux patriotisme;
Laissons les et pleurons, pleurons la liberté,
Son éloquent appui, non l'homme en dignité! —

Il n'a brillé qu'un jour, ô présage sinistre!
Ce phare européen, ce courageux ministre,
Le sombre despotisme, en voyant ce flambeau
Eclairer l'univers, trembla pour son empire;
Il ne pouvait régner sans que Canning n'expire,
Et Canning est dans le tombeau! —

Victimes de l'Espagne, enfans de l'Amérique,
Et vous, que l'égoïsme et la cupidité
Tiennent encore aux fers, vous enfans de l'Afrique
Pleurez! Canning n'est plus, pleurez la liberté! —

L'amour de la patrie, aux yeux de l'égoïsme,
Est l'ennemi mortel de tout Cosmopolisme;
Le patriote obscur, en son égarement,
Ne sait aimer sans haine et sans aveuglement;
Son amour, resserré dans un étroit espace,
Ne voit rien d'estimable au delà de sa race,
Et le plus ignorant de la fière Albion
Se croit plus qu'un savant d'une autre nation.
Canning, illustre anglais, ami de ta patrie,
Ami de genre humain, par ta philosophie,

Ta politique franche, en rapprochant les coeurs,
Semblait des préjugés tempérer les rigueurs.
Des conquérans altiers la brutale puissance
Irrite les vaincus; mais ta mâle éloquence
Ton génie immortel, et fidèle à l'honneur,
Soumit toute âme noble à son charme vainqueur!

*) Dieses Gedicht ist uns, als von einem gebornen Franzosen herrührend, eingesandt worden und wir erfüllen gern seinen Wunsch, es in unser Blatt aufzunehmen. D. Red.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 217 Hamburg, Mittwoch den 5. September 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Herrn Brougham's Rede,

gehalten von demselben am 18. Juni d. J. zu Liverpool bei Gelegenheit eines, von den achtungswerthesten Einwohnern jener Stadt ihm zu Ehren gegebenen Gastmahls.

Diese Rede, auf deren Bedeutung, so wie auf deren (wohl in England allein nur mögliche) Freimüthigkeit bereits unsere Abendzeitung vom 16. Jul. aufmerksam machte, gewinnt jetzt, nach dem allgemein betrauerten Tode des Herrn Canning, ein erhöhtes Interesse. Es liegt nicht nur eine treffende Charakteristik und eine gerechte Anerkennung der unsterblichen Verdienste des zu früh Geschiedenen darin, sondern die offene und einfache Darlegung der neuesten Stellung und der Hinneigung der bisherigen Opposition zu dem Ministerium, seit Canning an dessen Spitze stand, und die schlichte Erklärung der Ursachen dieser Annäherung geben zugleich Stoff zum Nachdenken über die dermalige Gestaltung der Dinge und die beruhigende Hoffnung für die nächste Zukunft, daß der Freund und Schüler Canning's (Lord Goderich) sich wohl gleicher Unterstützung des Herrn Brougham und seiner Freunde zu erfreuen haben dürfte. —

Nachdem der Referent in dem englischen Tageblatte, dem wir Nachstehendes entlehnen, angeführt hat, wie dieses Fest in der Music-Hall in Boldstreet zu Liverpool, welche zu diesem Zwecke besonders ausgeschmückt gewesen, gefeiert worden; wie die in großer Anzahl anwesenden Herren und Damen, von welchen letzteren die Gallerieen besetzt gewesen, bei dem Eintritte des Herrn Brougham mit den Herren Dr. Brandreth und Arthur Heywood, sich allesammt von ihren Sitzen erhoben und ihn mit einem dreimaligen Freudenrufe empfangen hätten; nachdem er ferner noch einige Details über den Hergang beim Feste erzählt und angegeben hat, daß der Chairman die Gesundheiten: Sr. Majestät des Königs von England, Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Clarence, Lord Groß-Admiral von England, und des Volkes, als der einzigen legitimen Quelle aller Macht, ausgebracht habe; fährt derselbe folgendermaaßen fort:

Hierauf erhob sich der Chairman abermals und forderte die Gesellschaft auf, ihre Gläser zu der Gesundheit zu füllen, die er nun vorzuschlagen im Begriffe wäre. Er wolle, sagte er, die Gesundheit eines Mannes ausbringen, der der eifrige Freund der National-Erziehung, der Feind der Tyrannei und Sclaverei in jeglichem Theile des Erdballs, der kräftige und beständige Verfechter der Civil- und religiösen Freiheiten, der weise, — seine eignen Interessen aufopfernde, — Vertreter einer liberalen und erleuchteten Administration wäre. Er schlage vor, auf das Wohlergehen ihres ausgezeichneten Gastes, „des Herrn Brougham," zu trinken. — Der Toast wurde mit lautem und lange anhaltendem Beifall aufgenommen.

Sobald Herr Brougham aufstand, um sich zu bedanken, erhob sich die ganze Gesellschaft einmüthig und brachte ihm ein dreifaches Lebehoch. Nachdem man sich wieder gesetzt hatte, wurde Hr. Brougham aufgefordert, auf die Tafel zu steigen, derselbe blieb jedoch an seinem Platze stehen, von wo aus er eine Rede an die Versammlung, ungefähr folgenden Inhalts, hielt: Er versicherte den Anwesenden, daß es keine gewöhnliche oder allgemein gebräuchliche Form des Ausdruckes sey, wenn er ihnen, wie er so eben thue, mit der äußersten Aufrichtigkeit sage, daß er sich völlig von der, in der That großen Güte überwältigt fühle, die ihm zu erweisen sie so eben die Gewogenheit gehabt. (Hier nöthigte den gelehrten Herrn seine eigene Rührung, einige Augenblicke einzuhalten.) Als er am heutigen Tage in ihre Versammlung gekommen, wäre es ihm unmöglich gewesen, sich nicht zu erinnern, wie die Gegenwart so fern von der ersten Zeit seiner Erscheinung unter ihnen sey. In der That verhalte es sich so, daß sein öffentliches Leben begonnen habe, in Verbindung mit der Stadt Liverpool, und er habe die hohe Ehre, daran zu erinnern, daß das erste Mal, wo er jemals erschienen sey, die Interessen und die Rechte irgend einer Anzahl seiner Landsleute wahrzunehmen, zu schützen und aufrecht zu erhalten, in Beziehung gestanden habe mit den Interessen und Rechten dieser großen und volkreichen Handelsstadt. (Beifall.) Er habe später das besondere Glück gehabt, in den Stand gesetzt worden zu seyn, in einem geringen Grade die Gunst zu vergelten, die er, damals erst sein öffentliches und Geschäftsleben beginnend, aus ihren Händen empfangen, als er im Jahre 1812, ihre Streitkräfte beim Angriffe leitend, die Genugthuung gehabt habe, das zu vereiteln, was sie damals dafür hielten und was die Erfahrung seitdem als solches bewiesen, nämlich, um das wenigste davon zu sagen, denn er wünsche nicht unangenehme Erinnerungen an längstverflossene Dinge zu erwecken, ein unglückliches Specimen irriger Politik. (Hört!) Die Folge dieser Verbindung habe zu einem der interessantesten Ereignisse in seinem öffentlichen Leben geführt, er meine die Gelegenheit, bei welcher sie ihn zum Candidaten für die ausgezeichnete Ehre sie im Unterhause des Parlaments zu repräsentiren, aufgerufen hätten; und es wäre dieses einer der besondersten Glücksfälle, die jemals einem Manne möchten begegnet seyn, daß er nun zum ersten Mal, ausgenommen in seinem Berufe an diesem Tage im Gerichtshofe, seit dem Jahr 1812, wo sie den gerechten Kampf auf manchem stattlichen Schlachtfelde mit einander gefochten, — daß er nun, nach Verlauf von 15 Jahren, einem so großen Theile der menschlichen Existenz, heute wiederum an diesem Platze mit ihnen zusammenkäme, und dies unter so höchst eigenthümlichen, — so, er wolle nicht sagen, aus einem persönlichen Gesichtspunkte entgegengesetzten, obgleich sie gewißlich sehr verschieden

wären, doch weit weniger in Beziehung auf öffentliche Prinzipien entgegengeſetzten Umſtänden — daß er in der That nicht wiſſe, wo er mit der Beſchreibung derſelben anfangen, oder, wenn er einmal damit begonnen, wo er aufhören ſollte. (Hier wurde Herr Brougham eine Zeitlang durch den, von Werkleuten verurſachten Lärm unterbrochen, die die Fenſter öffneten, um friſche Luft in die Halle zu laſſen, in welcher es wegen der Menge der anweſenden Gäſte ganz außerordentlich heiß war. Die Zuhörer verlangten laut, daß ſie ſtill ſeyn ſollten, allein die Arbeiter kehrten ſich nicht an all den Lärm, der noch außer dem, den ſie verurſachten, dadurch entſtand. Endlich fuhr Herr Brougham fort.) Er wäre gewiß, daß nichts, was er ihnen ſagen könnte, ihnen halb ſo nützlich ſeyn würde, als was jene Perſonen da auf den Leitern für ſie zu thun im Begriffe ſtünden. (Gelächter.) Sie wären denn verſammelt unter Umſtänden verſchieden in Bezug auf die Perſonen, obgleich nicht auf die öffentlichen Prinzipien, ſo daß er bei einem ſo fruchtbaren Kapitel unvermögend wäre, zu entſcheiden, womit er beginnen, und — was vielleicht eben ſo wichtig ſey — wo er aufhören ſollte. Es wäre damals, wie die Meiſten von ihnen ſich entſinnen würden, — diejenigen unter ihnen, die noch zu jung wären, um ſich deſſen zu erinnern, würden die Sache von ihren Freunden haben erzählen hören — es wäre damals ſein Loos geweſen, ein Mitbewerber, um ihre Stimmen zugleich mit einem höchſt ausgezeichneten Staatsmanne der gegenwärtigen Zeit zu ſeyn; und es hätte ſich zugetragen, daß, von jener Zeit an, er nicht ein einziges Mal in ihrer guten Stadt geweſen ſey, bis in dieſem Augenblicke, und daß, als er an dem letzten Tage, wo er innerhalb ihrer Mauern verweilt, er beſchäftigt geweſen wäre, nicht gegen den ſehr ehrenwerthen Gentleman, individuell, wohl aber gegen die Seite, die ihn gewählt, zu ſprechen; ſo geſchehe am heutigen Tage, wenn er wiederum einmal ſeine Stimme unter ihnen erhebe, dieſes, um ihnen offenherzig und männlich, und ohne den geringſten Rückhalt zu geſtehen, daß der ſehr ehrenwerthe Herr und er in politiſcher Rückſicht nun mit einander handelten, — der ſehr ehrenwerthe Herr in ſeinem Amte, er ohne ein ſolches, (lauter Beifall) — der ſehr ehrenwerthe Herr in Macht und im Dienſte — er dieſe ſeine Macht unterſtützend, und ihm helfend mit ſeinem unbedeutenden, aber ehrlich gemeinten Scherflein des Beiſtandes, ihn in dieſem ſeinem Amte zu erhalten (lauter Beifall); weil er mit gutem Gewiſſen glaube, daß er ſeinem Vaterlande keinen größeren Dienſt erweiſen könnte, als durch das ihm (Herrn Canning) gemachte Anerbieten dieſes ſeines, wenn auch unbedeutenden, doch unintereſſirten Beiſtandes. (Ungeheurer Beifall.) Es könnte keineswegs der Kunde ſolcher unter ihnen entgangen ſeyn, die auch nur die geringſte Aufmerkſamkeit den Vorfällen und Ereigniſſen der letztverfloſſenen vier oder fünf Jahre gezollt hätten, — er möchte in der That ſelbſt noch viel weiter zurückgehen, allein dies werde ſeiner Behauptung keine größere Beweiskraft geben, — daß dieſer Verein keineswegs ein plötzliches oder unerwartetes Arrangement wäre. Mit aller Achtung für die Perſon des Herrn Canning habe er blos nöthig, denen, die Zeugen der Wahl von 1812 geweſen wären, ins Gedächtniß zurückzurufen, daß durchaus nicht ein einziges Beiſpiel, weder von Seiten des ſehr ehrenwerthen Herrn noch von ſeiner Seite, von der geringſten perſönlichen Feindſeligkeit vorhanden geweſen. (Hört!) Dies in Abrede zu ſtellen, könne er furchtlos Jedermann auffordern, dem die Ereigniſſe jenes Zeitraums noch erinnerlich wären. Er fordere einen jeglichen, ſelbſt den pünktlichſten und ſcrupulöſeſten Unterſucher der Details bei jener Wahl auf, zu ſagen, ob es je etwas minder Barſches, minder Unciviliſirtes, minder Unziemliches in der Form oder unter dem Namen einer beſtrittenen Wahl gegeben habe. (Großer Beifall.) Er ſpräche jetzt nicht von irgend einer Animoſität in Beziehung auf ihre Prinzipien, weil es völlig evident wäre, daß, wenn auch zu einer Zeit, in der ſie von höchſt verſchiedener Partei [illegible] weſen, und ſich auf dem Kampfplatze gerade gegenüber geſtanden, [illegible] ſolche Animoſität nicht vorgeherrſcht, es weit weniger wahrſcheinlich [illegible] daß ſie ſeitdem ſollte vorherrſchend geworden ſeyn, wo ihre Prinzipien gegenſeitig ſich einander genähert hätten. Das, worauf er nun [illegible] Aufmerkſamkeit zu richten wünſchte, weil es für ihre Beachtung [illegible] weitem wichtiger ſey, wäre die große aber gradweiſe bewirkte Veränderung, die ſeit mehreren Jahren, ſtillſchweigend, aber nichts deſto weniger ſicher und wirkſam, in dem ſtattgefunden, was er die Bildung der großen politiſchen Parteien im Parlamente nennen möchte. Ueber [illegible] Gegenſtand wollte er, mit ihrer Erlaubniß, die Gelegenheit nehmen, einige wenige Worte zu ſagen. Sie alle hätten Beiſpiele von Coalitionen gekannt, — einige davon ſo unbedeutend in ihren Umſtänden, daß ſie nicht die geringſte Unzufriedenheit des Volkes verurſacht; und andere ſo außergewöhnlich ihrer Natur nach, daß ſie unter gutdenkenden Menſchen Mißbilligung erregt und am Ende den Erfolg gehabt hätten, die Sache ſelbſt und den Namen einer Coalition in Verruf zu bringen. Er wünſchte übrigens mit aller ſchicklichen und gehörigen Zartheit und Ehrfurcht von denen zu ſprechen, die vor ihnen von der großen Bühne des politiſchen Lebens abgetreten ſeyen. Irgend eine politiſche Maßregel, die die Sanction des Herrn Fox erhalten, — irgend ein politiſcher Schritt, der einen Theil des öffentlichen Benehmens dieſes ausgezeichneten und berühmten Staatsmannes ausgemacht, — irgend ein politiſches Arrangement, das die Billigung dieſes großen, erleuchteten und unſterblichen Vaterlandsfreundes erhalten habe; (großer Beifall) — irgend etwas ſelbſt, wovon er keinen Grund oder dieſen doch nur [illegible] einſehen gekonnt, und dies nur dunkel und als wenn er durch ein trübes Glas ſchaue, und was er, eben weil er ſeine Gründe nicht einſehe, geneigt ſeyn möchte, nicht zu verwerfen, aber doch in Zweifel zu ziehen; — alles und jedes, wenn es von ihm Autorität erhalten hätte, indem [illegible] ihm die Sanction ſeines ruhmwürdigen Namens gegeben, er, den [illegible] (Hr. Brougham) über alles hoch verehre — deſſen Andenken er [illegible] weihe, was nur ein Menſch ſeinem Nebenmenſchen widmen könne; — die Verehrung, die dem beſten, erlauchteſten und unverzagteſten Freunde des Volkes gebühre; (Beifall) — jede Maaßregel, er wiederhole es, gebilligt und autoriſirt von ſolch einem Manne, würde, wenn er auch keinen Grund dafür einſehen könnte, doch ſeine ſtillſchweigende, aber ehrfurchtsvolle Genehmigung erhalten. Nichts deſto weniger wäre die Schwierigkeit, die ſich ihm bei dieſem Gegenſtande dargeboten, gleichfalls [illegible] dem Lande im Jahr 1781 empfunden worden, als dieſes ſah, wie Fox und ſeine Freunde, an dem Morgen nach dem Tage, an welchem ſie in einen langen und bittern Partei- und perſönlichen Streit mit Lord North und ſeinen Freunden verwickelt geweſen, plötzlich von [illegible] Angriffsoperationen abſtanden, einen andern Weg einſchlugen und mit demſelben Miniſter ſich coaliſirten, auf deſſen Haupt ſie in der [illegible] nicht feurige Kohlen geſammelt, wie man gewöhnlich zu ſagen [illegible] ſondern über deſſen Haupt ſie ausgegoſſen hatten die ganzen [illegible] ihres Zorns und Grimms, bis ſie gemacht, daß das ganze Land, [illegible] ein Menſch, ihn haßte und verabſcheuete. (Hört! hört!) Wenn [illegible] ſolchen Umſtänden das Land plötzlich, ohne von irgend einer Hinzufügung oder Weglaſſung Zeuge zu ſeyn, die Mitglieder von beiden Seiten, [illegible] genommen, daß der Herzog von Portland zum Premier-Miniſter [illegible] nannt wurde und einen ihm gegebenen Sitz im Cabinet über den Häuptern des North und Fox inne hatte; — wenn das Land, ſage er, [illegible] lich eine Coalition ſich bilden ſah, zwiſchen den parlamentariſchen Gladiatoren von beiden Seiten, ohne daß dafür eine paßliche Urſache entgegen wurde, ſo war dies eine Coalition, die daſſelbe, da es die Meinung eine ſolche entſtehen gemacht hatte, nicht verſtehen konnte, durchaus [illegible]

von Herzen mißbilligen mußte. Er gestände für seine Person, daß, wenn er auch mit Hrn. Fox sollte votirt haben, er es mehr würde gethan haben, um der Autorität jenes großen Mannes seinen Tribut zu zollen, als aus dem Resultate seines eignen und unbefangenen Urtheils. (Beifall.) Aber wie könnte hier eine Vergleichung möglich seyn, zwischen den Umständen, die die Coalition von 1784, und denen, die diejenige von 1827 veranlaßten? (Hört!) Hier herrschte bei dem letzteren Falle keine das Land und das Parlament selbst Jahre lang spaltende Animosität zwischen den beiden Parteien derselben; im Gegentheil war ein gegenseitiger Austausch von Gefälligkeiten weit eher als von Feindseligkeiten vorherrschend. Jegliche große öffentliche Frage, ausgenommen eine — vielleicht die größeste von diesen allen, aber doch bei weitem nicht die einzige Frage, — jegliche öffentliche Maaßregel von Wichtigkeit, möge sie nun unsre auswärtige, Colonial- oder innere Politik, den Stand unserer Relationen mit andern Ländern oder mit unserm eignen Volke, und die Politik, die wir sowohl im Frieden als im Kriege beobachten müssen, betroffen haben; — alle großen commerziellen Fragen in Beziehung auf unsern Verkehr mit den neuen Staaten Amerika's; die große Frage der Reform in unserm eignen Lande, in allen unsern Institutionen, ausgenommen in denen des Parlaments; — jedes und Alles von diesen verschiedenen Fragen brachte, anstatt sie von einander zu entfernen, die zwei Parteien nur sich immer näher; ja sie hatten sogar noch nicht an eine Coalition gedacht, sie hatten selbst noch nicht daran gedacht, auch nur einen Schritt zu einer Vereinigung zu thun, ja, sie hatten noch nicht einmal über die gewöhnlichen und nothwendigen Maaßregeln, eine Union zu befördern, nachgesonnen, als sie, jeglicher von ihnen, in seiner respectiven Sphäre, und in beiden Kammern des Parlaments schon eine geraume Zeitlang mit Hand und Herz zusammen gewirkt und gehandelt hatten, um den gemeinsamen Feind der Nationalunabhängigkeit zu schlagen, zu zerstreuen und von Grunde aus zu vernichten. (Lauter Beifall.) Er wäre der Meinung, daß, bevor sich die Vorfälle ereigneten, die zur Erhebung des Herrn Canning zu dem hohen Posten in dem Gouvernement hier im Lande führten, den er nun mehrere Jahre lang ausgefüllt habe, es ihnen allen müsse bekannt gewesen seyn, daß, da er sich so unbehaglich unter seinen vorigen Collegen fühlte, — da er so wenig sich mit denen einigen konnte, die für die leitenden Mitglieder unter ihnen gehalten wurden, — da er so gänzlich von Lord Liverpool's Ansichten über jene größeste aller großen Fragen des Vaterlandes, über die Frage wegen der Religionsfreiheit abwich, (lauter Beifall) — da er so durchaus anderer Meinung als der andere edle Lord war, der der Leiter des Ministeriums in dem Parlamentshause war, zu welchem er (Herr Canning) gehörte, über jene wichtigste aller Fragen, bei welcher, sowohl als Engländer, als auch als Mensch, alle unsre Gefühle und Prinzipien interessirt sind, er meinte die Sache der bürgerlichen Freiheit über die ganze Welt, (Beifall) — da er so ganz und gar im Widerspruche mit dem einen Lord über alle große Fragen der innern und mit dem andern Lord, seinem eignen unmittelbaren Obern im Hause der Gemeinen, über alle große Fragen der auswärtigen Politik gestanden, daß, dächte er (Hr. Brougham), — denn er kenne es nicht, und indem er seine Gedanken darüber öffentlich ausspreche, verrathe er keine Geheimnisse, verletze er kein Vertrauen, — daß, dächte er, es keines großen Genies, keiner außerordentlichen Hexerei bedürfe, zu entdecken, daß Herrn Canning's Vorhaben, nach Indien zu gehen, für welches er zur Zeit von Lord Londonderry's Tod zum Gouverneur bestimmt gewesen, und woselbst er, wenn auch nicht den ganzen Rest seines Lebens, doch den bessern Theil seiner Jahre zuzubringen die Absicht gehabt habe, die ihm im gewöhnlichen Laufe der Natur noch geblieben wären, vornehmlich, wenn nicht ganz allein dieser radicalen, tief eingewurzelten und nicht mehr zu hebenden Verschiedenheit der Grundsätze, die zwischen ihm und jenen existirte und zu existiren fortfahren zu wollen schien, zuzuschreiben sey. (Lauter und lange anhaltender Beifall.) Aber Herr Canning wich von der Ansicht dieser beiden Lords über die innere Politik des Landes, in so weit es seinen Handel und seine Finanzen betraf, eben so sehr ab, als in der über die katholische Frage und über die heilige Allianz. (Lauter Beifall.) Eben so dachte er weit anders als sie in Bezug auf die Verbesserungen der innern Administration des Landes, — er war anderer Meinung als sie über jenen wichtigsten Gegenstand, die Verbesserung seiner Civil- und Criminal-Gesetze; denn während sie keinen verjährten Mißbrauch, wenn er auch noch so sehr ins Auge fallend war, von seinem hohen Platze wollten vertreiben lassen, auf welchem ihn die Unwissenheit der Jahrhunderte fest eingeschachtelt hatte, — während sie kein Wort davon hören wollten, daß wir um ein weniges weiser seyen, als unsre Vorfahren in den wilden Tagen der Tudors und Plangenets, — während sie nichts wissen wollten von Verbesserung, ausgenommen von der des Staatseinkommens, worunter sie die Verbesserung ihrer Gehalte und die Verarmung des Volkes durch Vermehrung der Auflagen verstanden, (lauter Beifall), — während sie nichts von Verbesserung vernehmen wollten, als von der Vergrößerung ihrer Macht das Volk drücken und die Stimme desselben unterdrücken zu können (fortwährender Beifall), war er (Hr. Canning) der Sachwalter und Verfechter, (nicht für sie, sondern gegen sie), jener Verbesserungen, welche ihren Klauen zum Besten des Landes und der Menschheit entrissen worden waren; (Beifall) und er und seine damaligen Collegen, die eine widerstrebende, obgleich offene Zustimmung zu den allgemeinen Maaßregeln der Administration gaben, indem sie ihre Opposition in minder bedeutenden Punkten aufgaben, aber bei andern wichtigeren dringend wurden, — er und jene hielten fortwährend dennoch fest an ihrer früheren Anhänglichkeit an die Grundsätze der Verbesserung und nahmen einen leitenden Platz in den Rathsversammlungen seiner Majestät ein. Dies führe ihn dazu, die Versammlung aufzufordern, darüber nachzudenken, ob die Mitglieder der letzten Administration, als ein Ganzes betrachtet, wenn sie je anders ein Ganzes war, mit einander übereinstimmend gewesen. Es war vor aller Welt notorisch klar, daß sie unter einander sehr verschiedener Meinung waren, — daß sie individuell sich Maaßregeln widersetzten, die die ungetheilte Unterstützung des Cabinets hätten erhalten müssen, — daß sie wiederholentlich darauf beharreten, gegen einander zu votiren und zu sprechen, — daß sie dies mit verschiedenartigem Erfolge thaten, — und daß Herr Canning und seine Freunde bisweilen Niederlagen erlitten und bisweilen wichtige Siege für die Amelioration ihres Vaterlandes und der Menschheit davontrugen. (Beifall.) Nun möge die Versammlung erwägen, wie weit Herr Canning und seine Freunde von den Whigs, als Gesammtheit, oder von ihm (Hrn. Brougham) als einem einzelnen Mitglied dieser Gesammtheit, das der Administration, wie er gemeiniglich gethan, opponire und dennoch einigen ihrer Maaßregeln einen theilweisen, und wenn er könnte, nicht einen widerstrebenden Beifall gewähre, abgewichen sey. Waren sie in Allem verschiedener Meinung? Keineswegs. Im Gegentheil, bei allen jenen wichtigen Gelegenheiten, wo es die Sache des Vaterlandes, die Sache der Freiheit, die Sache der gesammten Menschheit gegolten, habe man ihn und sie neben und mit einander kämpfen sehen. (Beifall.) Und wäre es denn so etwas ganz außerordentliches, daß man sich ein wenig Zeit genommen habe, nachdem ein Individuum dem Gouvernement unter so eigenthümlichen Umständen beigetreten, wie dies bei Herrn Canning der Fall gewesen, — wäre es denn so etwas außerordentliches, daß Herr Canning nicht Alles auf einmal angefangen habe? — es würde besser gewesen seyn, wenn er auf einmal angefangen hätte, wie er sich die Freiheit genommen, ihm zu

jener Zeit an seinem Platze im Parlamente zu sagen, aber so lange als Menschen wären, würden sie Gefühle in ihren Busen hegen gegen Personen, mit denen sie lange und innig vertraut und vereint gewesen; auch wären diese Gefühle ihrem Grunde nach keineswegs als unrecht zu verwerfen, vorausgesetzt, daß sie durch Nachsicht und Nachgiebigkeit nicht allzu weit getrieben würden — wäre es denn, er wolle nochmals fragen, etwas so sehr außerordentliches, daß er nicht auf einmal alle Verhältnisse, über jegliches große National-Interesse und jegliche National-Frage, mit denen Männern durchbrochen habe, die der Zufall zu seinen Collegen gemacht hatte? Demgemäß war es nicht in dem ersten Jahre nach Lord Londonderry's Tode, obgleich selbst in jener hinreichende Augenscheinlichkeit von einer Intention vorhanden war, eine Veränderung in unsrer auswärtigen Politik und der des Landes zu bewirken, sondern in dem zweiten oder dritten nach diesem Ereignisse, daß die Nation sich wiederum erkräftigt fühlte durch die Kunde, daß sie unter der Leitung neuer, von den alten unterstützter und verstärkter Männer stände, — „indem wir die alten," sagte Herr Brougham, „und Herr Canning und seine Freunde die neuen Männer sind;" — und daß sie die Nation leiteten, frei von der Eingenommenheit für die Herrscher des Continents, durch welche unter einer früheren Dynastie, — denn er müsse sich dieses Wortes bedienen, — dieselbe fest an den Karren der heiligen Allianz gefesselt gewesen wäre. (Ungeheurer Beifall.) Gäbe es wohl, er wolle fragen, irgend eine für das Land interessantere Frage, seit der Beendigung des Krieges, als diese? Vielleicht wäre es eine, so wichtig als sie nur für die gesammte Menschheit sich denken lasse, und die ein besonders treffendes Interesse für dieses Land habe, er meinte die große Frage der Anerkennung der Colonial-Unabhängigkeit der ehemaligen spanischen Besitzungen in Amerika. (Hört!) Wenn er die Geschichte in Bezug auf diese wichtige Frage durchgehe, so wäre er der Meinung, daß er ohne allen Streit würde beweisen können, daß, wäre geduldet worden, daß die früheren Männer und Prinzipien auch in der gegenwärtigen Zeit vorgeherrscht hätten, dieses Land, wenn auch nicht in Allianz mit Spanien, um seine Colonieen durch die Gewalt unsrer Flotten und Armeen wieder unter sein Joch zurückzubringen, ein Joch, wie es kein ungerechteres und drückenderes geben könnte, — wenn auch nicht in einen Krieg auf Seiten Spaniens und seiner legitimen Monarchen verwickelt, doch zum wenigsten ein widerstrebender Zeuge einer Unabhängigkeit, die es nicht anerkennen wollte, würde gewesen seyn; und daß, wenn am Ende das Geschrei des Landes seine Beherrscher gezwungen hätte, wider ihren Willen die Unabhängigkeit dieser Colonieen Spaniens anzuerkennen, dies zu einer so späten Zeit in der Geschichte des Landes würde geschehen seyn, daß es für die Interessen desselben von keinem Nutzen mehr gewesen wäre. (Hört! hört!) Unsre Kindeskinder möchten die Früchte davon geärndtet haben, aber auch dies dürfte nicht eher geschehen seyn, bis alle andern Nationen auf der Welt zuvor die Unabhängigkeit des spanischen Amerika's anerkannt und Allianztractate mit jenen verschiedenen Staaten abgeschlossen gehabt hätten, wodurch das brittische Interesse compromitirt, wenn nicht absolut vernichtet worden seyn würde. (Beifall.) Statt dessen habe England, unter neuen Auspicien und einem besseren und erleuchteteren Systeme den erhabenen und unsterblichen Ruhm erworben, das Erste gewesen zu seyn, das ihre Freiheit und Unabhängigkeit anerkannte. (Großer Beifall.) Er könnte übrigens nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit der Anwesenden bei dieser Gelegenheit noch auf eine andere wichtige, öffentliche Frage zu lenken, welche, obgleich sie von sehr delicater Natur und eine wäre, von welcher er zu einer minder erleuchteten Menge nicht ein Wort sagen würde, er hier doch ohne Gefahr in Anregung bringen zu können fühle. Derselbe Unterschied in der Politik wäre in dem Benehmen der Männer von ehedem und jetzt in Bezug auf die Korngesetze bemerkbar, — Gesetze, die nicht allein den Handel des Landes beträfen, sondern in eben dem, ja weit größerem Maaße das Interesse, die Subsistenz und die geheiligten Rechte eines jeglichen Individuums unter den ärmeren Classen in demselben, — Gesetze die in ihrem allerersten Prinzipe die große und wichtige Frage enthalten, ob der ärmere Mann Brod zu seinem Lebensunterhalt zu einem annehmbaren, wohlfeilen Preise haben, und ob ihm erlaubt seyn soll von der Güte der Vorsehung zu leben, ohne im Schweiße seines Angesichts mehr dafür zu bezahlen, als entweder seine Mittel aushalten, oder seine Geduld ihm zu bezahlen erlaubt. (Größter Beifall.) Er könnte nicht umhin zu fühlen, daß diese Staatsmänner, die liberal vor England und Europa zu handeln wünschten, und die freiwillig die Unabhängigkeit des spanischen Amerika's anerkannt hätten, sich freuend und theilhabend an der Glückseligkeit, die sie rings um sich verbreiteten, — er könnte nicht umhin zu fühlen, daß eben diese Staatsmänner es gewesen seyn müßten, die die gegenwärtige Maaßregel, die Korngesetze zu amendiren, eingeleitet hätten. Er habe guten Grund zu argwöhnen, daß diejenigen ihrer früheren Collegen, die nun, wo sie nicht mehr im Amte seyen, ihre Hülfe der Bill nicht verleihen wollten, die sie sich selbst, als sie noch im Amte waren, durch das Parlament zu bringen verbindlich gemacht gehabt, nicht die Urheber und Abfasser derselben wären. (Hört! hört!) Er dächte, daß die jetzt noch im Amte seyenden Mitglieder der früheren Administration allein die Aeltern derselben wären; denn wenn ihre früheren Collegen Theil an der Vaterschaft davon hätten, so zeigten sie mindestens nicht den zärtlichen Antheil an ihr, den doch sonst Aeltern gegen ihre eignen Kinder zu zeigen pflegten. (Gelächter.) Er spräche jetzt an dem Jahresfeste des Tages, an welchem er stets gern die innige Dankbarkeit ausdrücke, welche er gegen den tapfern, berühmten Krieger empfinde, der, zwölf Jahre früher, die Britten aller Classen zu dem größesten und ruhmwürdigsten Siege führte, den unsere Annalen aufzuweisen haben dürften. (Großer Beifall.) Er wünschte auch heute die aufrichtige Dankbarkeit auszudrücken, die er gegen diesen ausgezeichneten Anführer für alle die mannichfaltigen Dienste hege, die dieser seinem Vaterlande erwiesen habe, und für welche, obgleich dieses ihn reichlich bezahlt habe, es doch nie ihm zu viel zahlen könnte. (Hört! hört!) Er könne jedoch nicht umhin, wie innig auch sein Gefühl sey, für den Ruhm und den Charakter des edlen Herzogs, welche er nun als öffentliches Eigenthum betrachte, — er könnte nicht umhin, sagte er, einen Wunsch auszusprechen, jedoch mit allen Empfindungen der Achtung und Verehrung, daß Se. Hoheit einige andere Antagonisten möchten gefunden haben, als den einen, mit dem er kürzlich den Kampf versucht, denn er scheine beschlossen zu haben, bei Gelegenheit der neuerlichen Discussionen über die Kornbill, daß keiner als er selbst sein Besieger seyn sollte. (Gelächter und Beifall.) Tapfere Anführer und ehrwürdige Ex-Secretaire

„Virtus Scipiadum et mitis sapientia Lali"

alle wären verbunden zum Sturze dieser armen Bill gewesen. Die Tapferkeit dieses großen Feldherrn habe hell geglänzt in der Niederlage dessen, was niemand als er selbst zu besiegen würde vermocht haben, nämlich seines eignen Projects, und die Milde des Ex-Secretairs in der Erniedrigung eben der Maaßregel, welche selbst einzuführen dieser einst bestimmt gewesen. (Gelächter.) Er könnte wünschen, daß sie in ihrer tiefen Weisheit eine nützlichere Aufgabe möchten entdeckt haben, ihre vielfachen und seltenen Gaben zu üben, als die, bei welcher sie vor kurzem vor ihren verwunderten Landsleuten ihre Talente entfaltet hätten. Auf alle Fälle wären die ihrer früheren Collegen, die am Ruder zu stehen fortgefahren, möchten sie nun die Bill für gegenwärtigen Augenblick als ohne Hoffnung aufgegeben oder den weiseren und philoserbi-

scheren Theil ergriffen haben, zu nehmen, was sie gewinnen könnten, selbst bis zur Vereitelung ihres eignen Lieblingsgegenstandes, dieses so gut sie könnten hütend, um nicht auch noch das kleine Scherflein zu verlieren, das die Lords, die sich von ihnen getrennt, in ihrer unendlichen Güte, willig waren, ihren ärmeren Landsleuten hinzuwerfen; — kurz, möchten sie auch einen Weg einschlagen, was für einen sie immer wollten, jedenfalls wären diejenigen Staatsmänner, er glaubte, dies würde die Versammlung zugestehen, die besten und beständigsten Freunde ihres Vaterlandes, die ein gesunderes System für die Regulirung des Getraidehandels zuerst vertheidigt und dann, trotz aller Opposition, darauf beharret haben, auf das tapferste dasselbe zu beschützen und zu vertheidigen. (Beifall.)

(Der Beschluß folgt.)

M. J. R. Pacho's Reise nach Marmarica, Cyrenaica und den Oasen von Audjelah und Maradeh.

(Aus dem Globe.)

Marmarica heißt der Strich Landes, der sich zur Linken des Nils, hinter Creta, Angesichts Griechenlands, hinzieht; ein kleines, zum Theil urbares Land, das in jeder Weise Aegypten anzugehören scheint. Man könnte in Wahrheit sagen, es habe mit Unter-Aegypten eine Art gemeinschaftlichen Ursprungs. Die ägyptischen Priester sagen, der Nil habe vor Menes südwärts von Memphis seinen Lauf gehabt und sich in die Sandwüsten von Lybien ergossen, dieser Fürst aber habe ihm im Osten dieser Stadt ein neues Bett graben lassen und ihn so gezwungen, zwischen den beiden Bergketten zu fließen, die sein Thal bilden. Zur Zeit des Herodots sah man nicht allein das vormalige Bett des Flusses, sondern selbst den Deich, der dessen Zugang sperrte, und der von den Persern mit größter Sorgfalt unterhalten ward. Selbst heutigen Tages ist dieser Canal nicht unbekannt; man folgt ihm queer durch die Wüste; er zieht sich westwärts der See'n von Natron; man sagt selbst daß versteinertes Holz, Masten, Segelstangen und andre Trümmer von Schiffen, die ihn befahren haben, noch jetzt seine Spur bezeichnen; auch nennen ihn die Araber noch immer Bahr bela ma oder wasserloses Meer.*) So wie er auf der Charte des Hrn. Pacho verzeichnet ist, scheint der Fluß über den See Mareotis hinaus ausgemündet zu haben. Und so wie Aegypten dem neuen Bette des Nils sein Delta und dessen bewundernswürdige Fruchtbarkeit verdankt, sollte nicht ebenso der östliche Theil von Marmarica dessen altem Laufe die Keime von Fruchtbarkeit verdanken, die ihn noch heutigen Tages vor den öden Sandwüsten auszeichnen, von welchen er umgeben ist? Doch wollen wir uns bei dieser Idee, die vielleicht keinen Werth hat, nicht aufhalten und uns zu den genauen Auskünften wenden, die Herr Pacho uns mittheilt.

Alles Land zwischen Alexandrien und dem Golf von Bomba nimmt einen Raum von 156 Lieues in der Länge von Osten nach Westen ein. Ein Strich urbaren Landes zieht sich längs der See-Ufer hin und erstreckt sich höchstens 10 bis 14 Lieues nach Süden; weiterhin ist nur eine Wüstenei, in welcher man hin und wieder kaum einige Inselchen salzigen Landes antrifft. Hügel, die immer höher werden, je weiter sie vom Meere entfernt sind, durchkreuzen diesen Erdstrich nach allen Richtungen; zwischen den Hügeln liegen Thäler, und aus ihrer Mitte ergießen sich im Winter mehrere Ströme. Der Boden von Marmarica zeuget überall von großen physischen Revolutionen, so wie auch sein verödeter Zustand das Bild von menschlichen Revolutionen kund giebt. Im Felsen incrustirte Seemuscheln, auf den Hügeln zerstreuete Sternkorallen, ihren Stellen entrückte Basalt- und Granitblöcke, endlich eine ordnungswidrige Vermengung von Erzen verschiedener Art, das ist der allgemeine Charakter, den diese Gegend darbietet. „Der Reisende," sagt Herr Pacho, „fühlt sich schmerzlich ergriffen, wenn er sie durchzieht. Die fortwährende Nacktheit der Oerter macht ihm die Vernichtung der Städte und das Verschwinden ihrer Bewohner fühlbarer. Er bekömmt nur graue Thäler und unfruchtbare Hügel zu Gesicht; ob er weiter geht oder nicht, bleibt die Aussicht dieselbe; und inmitten dieses großen Gemäldes ohne Leben oder Farbe ist es höchstens das Blöcken entfernter Heerden und die schwärzlichen Flecke von arabischen Zelten, was ihm die Anwesenheit von Menschen ahnen läßt."

Diese Schilderung der Wüste, welche Aegypten von Cyrenaica scheidet, macht es einigermaaßen erklärlich, wie das gelehrte Europa die lybische Pentapolis trotz seiner Nähe und des Reizes seiner Erinnerungen so hat können in Vergessenheit gerathen lassen. Und doch wohnen in diesem unwirthbaren Marmarica sanftmüthige, friedfertige, den Fremden wohlwollende Araber, während die jetzigen Bewohner der Pentapolis, wo das Land noch immer so fruchtbar und schön als vormals ist, boshaft und fanatisch sind und nur Haß und Verachtung gegen einen jeden äußern, der nicht Muselmann ist. Die ersten sind vom Stamme Aulad Aly, die anderen von dem von Haraby.

Nach allen desfallsigen Erkundigungen des Hrn. Pacho würde sich die Gesammtbevölkerung des Landes zwischen Alexandrien und den Bergen von Cyrenaica auf ungefähr 38,000 Einwohner belaufen. Die sämmtlichen Männer sind bewaffnet, doch haben sie nicht alle Pferde; die Zahl der berittenen beläuft sich auf höchstens 4000.

Die Marmarica oder vielmehr ihr östlicher Theil bildete im Alterthum die ägyptischen Bezirke, die mareotisch und lybisch genannt wurden. Noch gegenwärtig ist sie dem Pascha von Aegypten unterworfen. Dieser übt jedoch nur bis im Westen von Berek-Marsah Souverainitätsrechte aus, nach anderen Angaben freilich bis zum Fuß des tiefer im Westen belegenen Catabathmus magnus, wonach er denn ein weit größeres Gebiet hätte. Um diese beiden Angaben, die von dem Hrn. Pacho und von einem deutschen Reisenden, dem Hrn. Scholz, herrühren, in Einklang zu bringen, darf es nicht unbemerkt bleiben, daß sich zwischen dem Gebiete des Deys von Tripolis und dem des Vice-Königs von Aegypten ein ziemlich ausgedehnter Landstrich hinzieht, der genau genommen keinen von beiden angehört und den man deshalb als die Fines der Alten ansehen könnte. Hier (und die Gegend scheint recht dazu gemacht zu seyn) hausen die Vagabonden, die ihre Stämme verlassen haben, und werden fortwährend von allen Taugenichtsen aus dem westlichen Afrika verstärkt, die dann von Raub und Plünderung leben und noch ärgere Gräuel verüben. Unter der Benennung von Hedjadjs, die ihnen zum Deckmantel dient, durchstreifen sie die benachbarten Länder und finden bei dem frommen Muselmann die Aufnahme, die er den ächten Hedjadjs schuldig zu seyn glaubt, welche von Marocco oder von andern Theilen des nördlichen Afrikas nach Mecca wallfahrten. Im Allgemeinen besteht die Oberherrschaft des Vice-Königs von Aegypten über diesen ganzen Theil seines Gouvernements nur dem

*) Die Araber geben großen Flüssen den Namen Bahr, Meer. Viel weiter nach Süden giebt es noch andre Spuren von ebenfalls mit diesem Namen bezeichneten See'n oder Canälen; so wird unter andern auch der alte See Moeris das wasserlose Meer genannt.

Namen nach; doch hat er durch zeitgemäße Strenge den Bewohnern dieser Wüsten, so wie allen denen, die in der Nachbarschaft der Nil-Ebene leben, eine heilsame Furcht einzuflößen gewußt; er hat noch mehr gethan und durch eine List, die wir späterhin erzählen werden, die Organisation des berühmten Stammes der Aulad-Alys gestört, deren Tapferkeit ihm Besorgnisse erweckte. Nicht besser begründet ist die Herrschaft des Deys von Tripolis über die Cyrenaica.

Schon oftmals hat die Erfahrung es gelehrt, daß eine Escorte den Unternehmungen eines Reisenden in Afrika mehr Schaden als Nutzen bringt. Wer eine solche annimmt, sichert sich freilich gegen treulose Anschläge auf sein Leben, er wird aber so zu sagen seinen Beschützern unterthänig; deshalb, sagt Herr Pacho, würde er auch dann noch darauf verzichtet haben, wenn seine Mittel auch dazu ausgereicht hätten. Er nahm nur zwei Führer mit sich, um ihm die Brunnen und die Stätten von Denkmälern nachzuweisen. Ein junger Orientalist, genannt Müller, der ihn schon nach Syuah begleitet hatte, wollte ihm auch diesmal wieder folgen. Die kleine Caravane bestand demnach in allem aus 9 Personen und führte 12 Kameele und 4 Dromedare mit sich, die ersten zum Transport der Effecten, die andern, weil sie leichter sind, zum Reiten, wenn es darauf ankam, schnelle Excursionen zu machen. Nachdem Herr Pacho endlich ein längst erwartetes Schreiben des Vice-Königs von Aegypten an den Dey von Tripolis erhalten hatte, verließ er Alexandrien am 3. November 1821.

Die Umgegend dieser Stadt ist so bekannt, daß er sich bei ihrer Beschreibung nicht aufhält. Eine sehr schmale Landzunge zieht sich zwischen dem Meer und dem See Mareotis von Alexandrien bis nach Abusir hin, das, auf dieser Seite, stets als die bekannte Gränze der Basis vom Delta gegolten hat. Herr Pacho verwandte einen Tag darauf, die Ruinen von Abusir, das alte Taposiris, zu besuchen, welche Ruinen schon von mehreren Mitgliedern der ägyptischen Commission untersucht und beschrieben worden sind. Er forschte dort vergebens nach einer Spur der ägyptischen Kunst; er konnte nichts auffinden, das davon einen eigenthümlichen und durchaus bezeichneden Charakter gehabt hätte. Mit Ausnahme eines Tempels, dem man kein Alter über die ersten Lagiden hinaus beimessen konnte, war alles rein griechisch, römisch oder arabisch. „Nun gerieth ich auf die Vermuthung," sagt Herr Pacho, „und habe mich davon späterhin auch überzeugt, daß die Aegypter, ehe sie den Griechen unterworfen worden, in der Marmarica weder Denkmäler errichtet noch irgend eine Stadt erbaut hatten, und daß dieses Land vor jener Epoche nur von wandernden Horden und vielleicht auch von den Berbern und den lybischen Phöniziern bewohnt gewesen ist. Hätten die Aegypter vor der Eroberung Alexanders auf diesem Landstriche Colonieen angelegt und Monumente errichtet gehabt, so müßten sich noch Spuren davon vorfinden, das läßt die außerordentliche Festigkeit ihrer monumentalen Baukunst glauben, und die Hieroglyphen, womit sie solche zierten, würden sich wenigstens auf einigen Trümmern abgedruckt finden. Wären die Gebäude der Aegypter durch die neueren verschlungen worden, so gälte das Gesagte dennoch, denn die Spuren des Alterthums würden sich immerhin noch in den neueren Denkmälern kund geben."

Abusir gehört zu dem Uadi-Mariut oder dem Thale von Mareotis, im Alterthum wegen seiner Weinberge berühmt und noch zu Makrizy's Zeiten (im 14. Jahrhundert unserer Aera) bis in die Provinz Barkah hinein mit Gärten und Häusern bedeckt. Von diesen Lustwäldern, von diesen durch den arabischen Geschichtschreiber erwähnten Gärten ist nun jedes Anzeichen verschwunden; ja nicht ein einziger Baum, nicht einmal ein wildwachsender, giebt nun dieser Gegend Schatten; die Vegetation ist daselbst durchgängig holzicht, aber nie baumartig, selbst in den Vertiefungen nicht, die dem Regenwasser zum Abfluß dienen. Inzwischen geben überall Ruinen von alten Flecken das Zeugniß, daß dieser Canton vor Zeiten sehr bewohnt gewesen ist. Der, großentheils thonhaltige, Boden wird noch jetzt an einigen Stellen von einem der vier Abtheilungen oder Bednats des großen Araberstammes Aulad-Aly mit Getraide bebaut; dennoch findet man dort, wie in den Oasen, mitten in Sandhaufen vergrabene Ruinen und Denkmäler, ein Beweis, daß die Wüstenei mehr und mehr die Oberhand über das urbare Land bekömmt. „Das hat darin seinen Grund," sagt Herr Pacho, „daß die Christen, und nach ihnen auch die Araber, aus religiösen Ursachen ihre Wohnungen weit von jenen der früheren Bewohner anlegten. Da letztere nun so verlassen worden, so sind die Bäume um sie her aus Mangel an Pflege umgekommen, und als diese Schutzwehr vernichtet war, griff die Wüstenei weiter um sich. Es ist sogar wahrscheinlich daß die Sandmassen, von südlichen Winden getrieben, im Verlauf von einigen Jahrhunderten sich immer weiter ausdehnen und das Land des Thales von Mareotis zuletzt ganz bedecken und sich mit den Fluthen des Meeres vereinigen werden."

Als Herr Pacho dieses Thal verließ, — wo er Gelegenheit gehabt, einige lagidische und arabische Denkmähler zu zeichnen, worunter das besterhaltene ein festes Schloß ist, das Kasr Lamaid heißt, und welches von dem Hrn. Scholz für eine Moschee gehalten worden war — betrat er die Wüste, die sich von dem Vorgebirge Dresieh, ungefähr 30 Lieues von Alexandrien, bis zum Catabathmus parvus der Alten hinzieht. So unfruchtbar diese Wüste jetzt auch ist, so muß sie doch vordem, eben so wie das ihr vorliegende Thal von Mareotis, sehr bewohnt gewesen seyn. Man geht dort keine halbe Stunde Weges, ohne auf Spuren vormaliger Dörfer, Cisternen zum Auffangen von Regenwasser und Canäle es zu vertheilen, zu stoßen. Ruinen anderer Art haben den Hrn. Pacho ihrer Lage auf Anhöhen, der Dicke ihrer Mauern und der Brunnen wegen, die dabei waren, vermuthen lassen, es könnten wohl die Ueberreste von Militairposten seyn, die vor Alters bestimmt waren, die Flecken und die Landstraße gegen die Einfälle der Nomaden zu schützen. Diese Muthmaaßung wird um so mehr Eingang finden, meint er, wenn man bedenkt, daß die Römer oft die Marmariden bekämpfen mußten, nicht um diese Völkerschaften zu unterjochen, sondern bloß um die freie Gemeinschaft zwischen Aegypten und Cyrenaica zu erhalten.

So wären wir denn mit dem Reisenden beim Catabathmus parvus angekommen. Ptolomäus erwähnt zweier Catabathmus in der Marmarica, und dieser Name, den er zwei alten Flecken beilegt, bezeichnet bekanntlich auch die Thäler, die sie dominirten. Ob dieser Tradition oder dem bloßen Aeußeren der Oertlichkeit folgend, bleibt es doch immer merkwürdig, daß die Araber die nämlichen Orte, welche der alexandrinische Geograph Catabathmus parvus und Catabathmus magnus genannt hat, ebenfalls Akabah el Sughaier und Akabah el Kebir nennen, d. h. der kleine und der große Abhang. Die Hügel des Catabathmus parvus sind ungefähr 500 Fuß über der Meeresfläche erhaben, was 100 Fuß weniger ist als die große Pyramide, die schon durch den Sand, der sich in Jahrhunderten um ihre Basis gelegt hat, bei 200 Fuß (!) verloren hat. Aber diese Hügel bilden nur die erste Stufe der Höhen, die sich fortschreitend bis zu den Bergen der Pentapolis erheben. Sie breiten sich im Innern von dem Ufer bis zu der Ammons-Oase aus. Herr Pacho passirte sie 11 Tage nach seiner Abreise von Alexandrien und campirte des Abends an einem Strome, den die Regengüsse gebildet hatten. Er giebt hier die Beschreibung einer Scene, die uns höchst anmuthig zu seyn scheint, daher wir sie in seinen eignen Worten mittheilen wollen:

„Die beiden Ufer des Stromes waren mit Lagern von Arabern bedeckt; die dunkle Farbe ihrer Zelte contrastirte mit dem hellen Grün

einer eben aufkeimenden Vegetation. Die Natur begann aus dem Zustande der Entkräftung heraus zu treten, in welchem sie sich neun Monate lang im Jahr in diesen Cantons versetzt sieht. Der Regen drang in die Erdspalten, welche die brennenden Strahlen einer afrikanischen Sonne gehärtet hatten. Diese wohlthätigen Regengüsse waren mit Ungeduld erwartet worden, und als sie erschienen, wurden sie laut jubelnd von den Arabern begrüßt, die in einem Lande umher irren wo kein Fluß fließt, kein Bächlein rinnt. O wie interessant ist das Schauspiel, das diese Menschen in dieser glücklichen Zeit des Jahres darbieten! Alle auf dem Landstriche, der sich von Alexandrien bis nach dem Golf von Bomba ausdehnt, zerstreuten Familien setzen sich dann in Bewegung; man befragt sich, welches die Plätze sind, die die gütige Vorsehung am besten bedacht hat: so wie dieses ausgemittelt worden, eilt alles dorthin; Kameele und Pferde ohne Unterschied werden vor den Pflug gespannt; bald ist der Boden geackert und hat das Korn aufgenommen, dessen Frucht hernach nebst Milch die Hauptnahrung dieser, freilich uncultivirten, aber doch gastfreien und in ihren Sitten einfachen, Völkerschaften seyn soll. Die Gewässer des Stromes hatten die große Anzahl Araber herbeigezogen, die wir an seinen Ufern fanden. Es herrschte eine solche Zufriedenheit unter ihnen, daß sie sich selbst in ihren Arbeiten kund gab. Hier wurden die Ackerwerkzeuge zugerichtet, dort ward das zur Aussaat bestimmte Korn abgemessen, und diese Beschäftigungen wurden mit einer Lebendigkeit und Lust betrieben, die bei diesen von Natur ernsten und schweigsamen Leuten etwas ganz ungewöhnliches war. Vor allen schienen die Heerden ein neues Leben gewonnen zu haben: Schaafe, Ziegen ꝛc. sah man munter umher springen und sich um die Gesträuche herum gruppiren; ja selbst das geduldige Kameel vergaß, sich erquickt fühlend, seine Unbeholfenheit und die Abgemessenheit seines Schrittes und machte schwerfällige Sprünge im Thale. Und diese Behaglichkeit der Menschen, diese Munterkeit der Thiere veranlaßte ein Schauspiel, das bei uns zu Lande so gewöhnlich ist: ein bischen aufkeimendes Grün, ein kleiner Strom Wassers, der den dürren Boden netzte! Zufriedenheit macht zum Wohlthun geneigt, selbst bei den wildesten Völkern; und so wurden auch wir von diesen Hirten aufs freundlichste aufgenommen. Daß ich ein Christ war, machte durchaus keinen üblen Eindruck. Ich sagte, wir gingen in Handelsgeschäften nach Derne, und sie schienen es zu glauben. Der Scheik des Lagers wollte sogar unsre Ankunft durch ein glänzendes Mahl feiern. Nach alter und noch jetzt beibehaltener Sitte bei den Nomaden, ließ er einen Hammel schlachten, um ihn unangeschnitten den Gästen vorzusetzen. Ibrahim, so hieß der Scheik, behandelte mich so artig und so offen, wie ich es bei den Arabern noch nicht gefunden hatte. Ich hatte neuerdings Gelegenheit zu bemerken, daß die Vorstellungen dieser Leute oft um so viel richtiger sind, als Erziehung und Lebensweise ihren Umfang beschränkt."

„Die Plane des Mohamed Aly, vor allem seine Organisation des Nizzam Ghedid (Truppen in europäischer Weise) waren der Gegenstand, über welchen sich alle Bewohner der Gegend unterhielten. Ibrahim machte eben einige treffende Bemerkungen gegen mich über die vorkommenden Ereignisse in Aegypten und über die Folgen, die sie haben könnten, als Dinge, die mir interessanter waren, als der politische Discurs des Scheiks, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Während die älteren Frauen Anstalten zum gastlichen Mahle trafen, und im Zelte Teppiche ausbreiteten, zerstreueten sich die jungen Mädchen in die Umgegend, um trockne Gräser und Gesträuch, das einzige Brennmaterial des holzarmen Landes, einzuholen. Ich folgte den raschen Bewegungen ihrer schlanken Körper, der anmuthigen Linkischkeit ihres Ganges oder vielmehr Laufes; ich horchte mit Vergnügen auf ihre Gesänge, deren starke Intonation nicht auf junge Mädchenstimmen rathen ließ. Nach der Landessitte recitirte eine derselben den ganzen Gesang und die übrigen repetirten nur den Schlußreim; und während diese, nach einer einfachen und wenig variirenden Arie, die unglückliche Liebe eines jungen Kriegers für Fatme, die schönste der Blumen in der Wüste, aber einem feindlichen Stamme angehörend, erzählte; während sie den Liebhaber als einsam in seinem Gezelte, unempfindlich für Rache, ungetreu dem Blutgesetze, unbekümmert um seine Stute, die ohne Aufsicht im Thale umher irrt, schilderte, fielen die übrigen von Zeit zu Zeit ein indem sie alle zugleich Hia alem! hia alem! o Liebe, o Liebe! wiederholten. — Die Gesänge waren verstummt, und die Nacht war dem lachenden Bilde gefolgt, das sich meinen Augen dargestellt hatte. Die Einfachheit, ich möchte fast sagen das Glück der arabischen Lebensweise, hatte mir nie so eingeleuchtet, so daß ich mich darüber ganz in Gedanken vertiefte. Ibrahims Stimme störte mich aus meinem Nachdenken auf, und das Bismillah *) lud uns zum Mahle ein. Alle Personen von Rang aus dem Lager wohnten dem Feste bei, und während der Scheik beim Lichte des knisternden Feuers ganz gravitätisch die Honneurs machte, boten uns die jungen Mädchen, ganz wie Kariatiden drapirt, die große Milchvase dar."

Mißlungene Luftfahrt.

Man schreibt aus Lyon unterm 21. v. M.

„Die gestern von Madame Margat angekündigte Luftfahrt hat sich auf eine Art geendigt, die wahrscheinlich weder diese Dame selbst, noch die zahlreiche Gesellschaft, die sich im Lyoner Elisium versammelt hatte, um diesem Versuche beizuwohnen, noch endlich die unermeßliche Volksmenge, die auf den anstoßenden Wiesen dieses Schauspiel gratis genießen wollte, erwartete. Die Vorbereitungen waren oder schienen gemacht: schon war der Ballon, den man den Vorläufer nennen könnte, gefüllt, in Gegenwart der Gesellschaft, mit in transparenten Vasen enthaltenem Gas, an einem langen Bande circulirt und, um uns der Worte des Ankündigungszettels zu bedienen, „aus den Händen der Schönheit in den Schooß der Lüfte übergegangen." Es war sieben Uhr; alle Welt erwartete Madame Margat. Endlich kömmt sie an und setzt sich in die Gondel. Man nimmt die Gewichte weg, die sie zurückhalten. Das Luftschiff verläßt die Erde, es kreißt in der Gesellschaft, auf welche Madame Margat verschwenderisch ihr Lebewohl, in ziemlich lächerlichen Versen herabwarf, worin sie vom sich in den Himmel verlieren und von ihren weitaussehenden Planen sprach."

„Es war klar, daß an den Anstalten der definitiven Abfahrt noch etwas fehlte, denn die schlecht befestigte Gondel hing seitwärts, und ein Käfig, wie es hieß, ein armes Kaninchen enthaltend, das später mit einem Fallschirm herabgelassen werden sollte, waren noch am Boden. Nichtsdestoweniger wurden die Stricke von denen, die sie hielten, sofort losgelassen und Mad. Margat mit der Gondel fortgeführt, die jeden Augenblick den Umsturz drohte. In diesem Zustande erhebt sich der Ballon einige hundert Fuß hoch, fliegt nach der westlichen Gegend des Gartens, sinkt aber schnell wieder, verwickelt sich in die Bäume und fällt, jedoch ohne andern Unfall, einige Schritte vom Monumente

---

*) Das erste Wort des Gebets der Muselmänner, wenn sie sich zu Tische setzen.

Aufbewahrung selbst. Zum Beweis war vorhanden: 40 weiße, fast 1 cm lange, gelbliche, mit schwarzbraunen Borsten, die an den Spitzen dunkler waren, versehene Raupen, 2 Puppen, 1 Falter, 1 Ei, 1 Stück Futterpflanze, die Raupen hatten sich in Gespinnsten verpuppt, die sich an Blättern befanden. Die Raupen sind nach Angabe des Einsenders am 10. Oktober, also 10 Tage nach dem Ei-Fund, ausgekrochen. Am 20. Oktober, also 10 Tage nach dem Auskriechen, hatten sich die Raupen verpuppt. Der Falter ist nach Angabe des Einsenders am 30. Oktober, also 10 Tage nach der Verpuppung, ausgekrochen. Die Puppen sind 1 cm lang, braun, mit dunklen Flecken. Der Falter ist ein Weibchen, 3 cm breit, mit weißen Flügeln, die an den Rändern dunkelbraun gefärbt sind. Die Futterpflanze ist Kohl.

Nachdem festgestellt worden war, daß es sich um einen Schädling handelte, wurde Anordnung getroffen, daß die Kohlfelder der Umgebung von Bremen, die Kohl trugen, besichtigt wurden. Diese Besichtigung ergab, daß der Schädling in großer Menge auftrat. Zum Schutze der Kohlfelder wurde daher folgendes angeordnet: Es ist verboten, Kohl, Kohlpflanzen, Kohlblätter, Kohlstrünke, Kohlköpfe, Kohlsamen, Kohlsamenpflanzen, Kohlsamenstengel, Kohlsamenschoten, Kohlsamenkörner, Kohlsamenstaub, Kohlsamenspreu, Kohlsamenabfälle, Kohlsamenrückstände, Kohlsamenhülsen, Kohlsamenschalen, Kohlsamenkapseln, Kohlsamenfrüchte, Kohlsamenbeeren, Kohlsamenkerne, Kohlsamenmehl, Kohlsamenöl, Kohlsamenkuchen, Kohlsamenpreßrückstände, Kohlsamenpreßkuchen, Kohlsamenpreßmehl, Kohlsamenpreßöl

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 218 Hamburg, Sonnabend den 8. September 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffrup. Redigirt von J. Niebour und Nath Ludwig.

Herrn Brougham's Rede,

gehalten von demselben am 18. Juni d. J. zu Liverpool bei Gelegenheit eines, von den achtungswerthesten Einwohnern jener Stadt ihm zu Ehren gegebenen Gastmahls.

(Beschluß.)

Jetzt aber wolle die Versammlung, nach der langen Darlegung, die er bereits gemacht hätte, ihm erlauben, zu fragen: ob, wenn Männer über alle große Fragen von auswärtiger, inländischer und Colonial-Politik und über die große Frage der Verbesserung der Civil- und Criminal-Gesetzgebung von England, — nicht zu erwähnen einer unendlichen Anzahl unbedeutenderer Punkte, über welche, nachdem er bereits eine so große Menge von Figuren ihnen gleichsam in einem Bilde vorgeführen gewagt habe, auch nur ein Wort zu sagen er nicht geneigt wäre, — jetzt wolle die Versammlung ihm erlauben, jeglichen Mann von Rechtlichkeit und gesundem Menschenverstande zu fragen: ob die Männer, die, über alle die großen Fragen, deren er eben Erwähnung gethan, während der letztverflossenen vier oder fünf Jahre mit einander übereinstimmend agirt, — die Nacht auf Nacht auf einer und derselben Seite, und gegen dieselben politischen Feinde, die alten Minister, gefochten, — die keine anderen Alliirten als die gegenwärtigen nennen, und keine anderen Feinde als die alten Minister gekannt, — die den neuen Ministern wirksamen Beistand und Unterstützung geleistet und von ihnen empfangen hätten, — jetzt wolle ihm die Versammlung erlauben, zu fragen, ob irgend was natürlicher seyn könnte, als daß hier am Ende zwischen diesen beiden Parteien jene Coalition hätte zu Stande kommen müssen, die jemanden als nur die unaufmerksamsten Beobachter der Ereignisse der letzten drei oder vier Jahre habe in Verwunderung setzen können. (Beifall.) Er forderte die Versammlung auf, zu bemerken, in welche Lage Se. Majestät und Herr Canning, mit den wenigen Collegen, die ihm hingen, kürzlich versetzt worden wären. Eine Trennung, ein Zurücktreten habe statt gefunden; alle Lords, die bei dieser Trennung interessirt waren, sechs oder sieben an der Zahl, hätten, wegen dieses oder jenes Vorfalls, zu gleicher Zeit aus Verdruß ihre Aemter aufgegeben. Was der Grund zu diesem ihren Benehmen gewesen, gehe ihn nichts an, noch halte es nöthig für sein Argument, dies zu untersuchen. Kurz sie hätten ihre Aemter aufgegeben, — das Ministerium sey auf diese Weise halb vacant — es sey, seinem Wesen nach, als aufgelöst zu betrachten, und deshalb nöthig gewesen, es von neuem zu modelliren und wieder aufzubauen. Die Frage wäre nun gewesen: wie soll es von neuem modellirt und wieder aufgebaut werden? Er nun wäre keiner von denjenigen, die die ehrenwerthen Herren, die ihre Plätze verlassen hätten, zu beschimpfen wagten. Er wäre darüber erfreut, daß sie dies gethan und wollte das Recht eines Mannes, auf gleiche Weise verfahren zu können, wenn es ihm anders zweckdienlich dünke, nicht in Frage stellen. Er habe die große und in ihrer Art einzige Genugthuung gehabt, in den beiden Häusern des Parlaments, zu welchen diese berühmten Individuen respective gehört hätten, die Auseinandersetzung und Darlegung ihrer Motive zu ihrer Resignation zu hören, die von den zwei ausgezeichnetsten Mitgliedern der früheren Administration gegeben worden wären, — er meinte den ehemaligen sehr ehrenwerthen Herrn Secretair des Innern, und den vormaligen durchlauchtigen Generalfeldzeugmeister und obersten Befehlshaber der Armee Sr. Majestät. Er hätte nie in seinem Leben, — und er spräche dies nicht nur als Politiker, sondern auch als Kritiker — als eine Person, die bereits einige geringe Erfahrung im öffentlichen Sprechen zu haben glaubte — die die meisten der großen Meister in der Beredtsamkeit der neueren Zeit gelesen und studiert und die nicht wenig ihre Aufmerksamkeit auf das gerichtet habe, was Auszeichnung unter den Rednern und in Beredtsamkeit constituirte, — er hätte nie in seinem Leben eine deutlichere, männlichere, freimüthigere und eines Kriegers würdigere Darlegung des öffentlichen Verfahrens und Benehmens gehört, als die, die er die Genugthuung gehabt, von dem Herzoge von Wellington zu hören. (Großer Beifall.) Er zerstreute vollkommen alle das Dunkel, was über seiner Resignation verbreitet war — er nahm mit einem Male und für immer die Decke hinweg, die den Glanz seines öffentlichen Charakters zu verdunkeln geschienen — er stellte jeglichen unparteiischen und vorurtheilsfreien Mann darüber zufrieden, daß er ein Recht gehabt, so zu handeln, wie er gethan, und daß er darüber erhaben wäre, irgend eine gemeine, armselige oder nicht zu rechtfertigende Ausflucht anzuwenden, um sich zu vertheidigen. (Beifall.) Er stimmte zwar nicht mit Seiner Hoheit in der Ansicht überein, die Dieselben über Englands auswärtige Politik hegten, noch wäre er mit dem Herzoge über die Frage einverstanden, um derentwillen er ausgetreten, — er (Hr. Brougham) meinte die katholische. Er wäre erfreut, daß jener ausgetreten, weil er glaubte, daß dies gut für das Land seyn würde; allein was die Motive anbetreffe, die er für die Resignation auf seine Aemter angeführt, und die Farbe, die er dieser Transaction gegeben, so hätte er (Hr. Brougham) nie etwas Genügenderes gehört. (Beifall.) Er wollte dasselbe erklären in Beziehung auf die Darlegung, die im Hause der Gemeinen durch den vormaligen Secretair des Departements des Innern gegeben worden, mit welchem er in der Meinung über eine Frage von Funfzigen nicht abweiche; ein Gentleman, der bereits große Wohlthaten seinem Vaterlande erwiesen; der, wenn er in einem besonderen Punkte auch im Irrthume wäre, einen sichern, standhaften, haltbaren und gewissenhaften Lauf, in dem Festhalten an solchem, eingeschlagen und der niemals in den Pflichten gewankt hätte, die ihm seine Lage

auferlegte, so schwer es ihm auch wurde, sie zu erfüllen, indem er der Champion der High-Church-Torry-Partei und der erwählte Repräsentant der Universität von Oxford war. (Großer Beifall.) Er dächte, daß dieser sehr ehrenwerthe Gentleman bereits große und wichtige Dienste seinem Vaterlande geleistet hätte; denn er wäre der Rechtskunde dieses Landes Verbesserer, — ja er möchte fast sagen Reformator. (Hört! hört!) Wenn er länger im Amte geblieben wäre, glaubte er (Hr. Brougham), daß derselbe dies immer mehr würde geworden seyn. Er hoffte, daß er (Hr. Peel) lange genug leben werde, wiederum ins Amt zu kommen, aufgeklärter durch sein nicht im Amte seyn; denn, so wie treffliche Liquors an Kraft gewönnen, wenn sie der Hitze der Sonne auf einer Reise nach Indien ausgesetzt gewesen, so sage man, daß andere, gleich werthvolle Flüssigkeiten, von denen dermalen einige geringe Kunde in Liverpool unterhalten werde, an Wohlgeschmack und Geruch gewönnen, dadurch, daß man sie der Kälte einer arctischen Region aussetze. (Gelächter.) Er glaubte, daß der sehr ehrenwerthe Gentleman nicht vergebens die Polar-Regionen der Opposition werde besucht haben, und daß er zu dem Amte zurückkehren würde, der entschiedene Verbesserer unsers innern Systems der Rechtskunde und Gerechtigkeitspflege. Seine Exposition wäre eben so zufriedenstellend gewesen, als die des edlen Herrn, den er früher angeführt hätte, und es gereichte ihm zu großem Vergnügen, auf diese Weise hier öffentlich seine Meinung darüber aussprechen zu können. (Beifall.) Was nun die andern edlen Herren anbelange, die ausgetreten, so hätten diese sich nicht herabgelassen, irgend eine Erklärung von sich zu geben; er wäre indessen willig und geneigt, ihnen die rasche Handlung, die sie begangen hätten, um der Resultate halber, die daraus hervorgegangen, zu verzeihen. (Hört!) Wenn er als ein Geschworner möchte betrachtet werden, sitzend in ihrem Verhöre, und sprechend mit solcher Milde, wie sie gewöhnlich Geschworne bei solchen Gelegenheiten auszuzeichnen pflegte, so würde er sagen, daß von ihrer Seite keine böswliche oder verrätherische Absicht obgewaltet hätte, sondern einzig eine temporaire Alienation jenes vortrefflichen Urtheils über das, was ihr eignes persönliches Interesse war, welches Urtheil doch, während der ganzen früheren Periode ihres Lebens, ihr öffentliches Benehmen regulirt und inspirirt hätte. (Gelächter und Beifall.) Er müßte von einem der ausgetretenen Mitglieder sagen, — er meinte das Individuum, das ein großes Licht in der Profession wäre, zu welcher er (Hr. Brougham) gehörte, der vormalige Lord Canzler, — daß er glaubte, daß Seine Lordschaft nicht intendirt gehabt, das Amt lange beizubehalten. Er glaubte, daß Seine Lordschaft beabsichtigt gehabt, zu der Zeit zu resigniren, die er angegeben hätte (Gelächter); und er (Hr. Brougham) müßte ein undankbarer Mann seyn, wenn er nun auch nur ein einziges Wort wider ihn sagte, da er außer Macht und Amt wäre, dieweil Niemand besser als er im Stande wäre, die zärtliche Geneigtheit des Lord Canzlers gegen ihn, sowohl persönlich als seinen Beruf betreffend, zu kennen und zu empfinden. (Gelächter.) Er könnte die Wahrheit dessen, was er so eben ihnen gesagt habe, versichern. (Fortwährendes Lachen.) Er versicherte, daß er ganz ernstlich spräche und es mit der eben gemachten Versicherung ganz ernstlich meine. (Gelächter und Rufen: Hört! hört!) Er sähe, daß ein großer Irrthum unter der Versammlung herrschte, und es wäre ihm sehr viel daran gelegen, diesen zu berichtigen. Er hätte ganz im Ernste gesagt, daß er als Mann von derselben Profession, als der vormalige Lord Canzler, diesem nur Verbindlichkeiten schuldig sey, und daß diejenigen, die das Gegentheil sagten, durchaus nicht das Geringste von der Sache wüßten. Der beste Beweis, den er der Versammlung geben könnte, daß es ihm Ernst gewesen mit dem, was er gesagt, wäre die feierliche Erklärung, daß es höchst ungerecht gegen den vormaligen Lord Canzler seyn würde, zu dulden, daß der unter der Versammlung vorherrschende Irrthum in die Welt hinaus ginge, ohne daß ihm wiedersprochen würde. (Hört!) Er hätte, bevor der neuliche Ministerwechsel statt gefunden, eine Gelegenheit gehabt, eine seidne Amtstracht zu erhalten, und hätte die Annahme derselben aus persönlichen Rücksichten abgelehnt. Es wäre von Vielen, die nichts von der Sache verstünden, gesagt worden, daß er eine jährliche Einnahme von 5000 £ durch seine kürzliche Erhebung zu einem seidnen Amtskleide gewonnen. Dies aber wäre keineswegs der Fall, noch irgend das Geringste dem ähnliche, — es würde eher für ihn ein Verlust seyn, indem es mehrere von denen, die später als er ins Amt gekommen, mit einem Male zu seinen Mitbewerbern gemacht hätte. Bei Gelegenheit des letzten Ministerwechsels, wäre ihm abermals ein seidnes Amtskleid angeboten worden, und er hätte abermals die Annahme abgelehnt, weil er gefühlt, daß durch eine Annahme desselben, unmittelbar nach der Resignation des vormaligen Lord Canzlers, er dem in Umlauf seyenden Gerüchte Vorschub thun würde, als hätte Seine Lordschaft seiner professionalen Erhebung im Wege gestanden. Die Antwort, die er jedoch hierauf von dem gegenwärtigen Lord Canzler empfangen, habe gelautet, daß der Fall gänzlich von dem früheren verschieden wäre, — daß Hr. Scarlett, nachdem er zum Attorney-General erwählt worden, nicht länger nach dem Northern-Circuit gehen könnte — daß der Northern-Circuit nicht länger ohne einen vom Könige admittirten Advokaten gelassen werden dürfte — und endlich hätte seine Lordschaft damit geschlossen, ihn zu fragen, ob er zugeben wollte, daß mit einem Male sechs von denen erst nach ihm ins Amt gekommenen über ihn erhoben würden, da es doch in seiner Macht stünde, dies zu verhüten. Unter solchen Umständen hätte er endlich eingewilligt, die seidne Amtstracht anzunehmen, obgleich er positiv Schaden von diesem Wechsel habe und haben werde; denn anstatt in der notorischen und unbestrittenen Leitung des Northern-Circuit, so wie diese Hr. Scarlett gehabt, diesem zu folgen, so sollte er dies nun zugleich mit sechs andern Mitbewerbern. Er wiederholte, daß es nicht die Schuld des vormaligen Lord Canzlers gewesen, daß er nicht eine seidne Amtstracht gehabt hätte. Er hätte eine solche früher aus Umständen persönlicher Art ausgeschlagen, und dieselbe nun jetzt angenommen, um abzuwenden, daß er nicht unter den ihm gebührenden Rang in seinem Berufe falle, in Betracht der großen Anzahl vom Könige admittirter Advokaten, zu welchen neuerdings Männer gemacht worden, wo bei vielen derselben der ganze Advokatenstand absolut fragen müßte, wer sie denn eigentlich wären. (Hört!) Da er im Verlaufe seines politischen Lebens ein großer politischer Antagonist des Lord Kanzlers gewesen, könnte er nicht zugeben, daß der Irrthum, den er unter ihnen vorherrschen sähe, länger ohne Widerspruch und Widerlegung bestehe. Nun wollte er jedoch zu dem Gegenstande zurückkehren, von welchem er gesprochen hätte, bevor er zu seiner letzten Digression wäre gezwungen gewesen. Er könnte als ein naher Beobachter aller Proceduren der letzten Coalition sprechen. Er dächte, daß wohl Niemand die Geschichte dieses Ereignisses besser kennte, als er. Er wäre der Meinung, daß nicht eine der berühmten Personen, die sogar Theil an derselben genommen, diese besser als er von ihrer ersten Entfaltung bis zu ihrer endlichen Auflösung kennten; und es wäre blos Gerechtigkeit, die er den ausgezeichneten Personen auf jeglicher Seite widerfahren ließe, wenn er, sprechend als ein Zeuge, und wie jedweder Zeuge sprechen müßte, mit der vollkommensten Abwesenheit alles Hinneigens seines Geistes nach der einen oder andern Partei, — es wäre nur ein Act der Gerechtigkeit für ihn, wenn er sage, daß er, einerseits, nie Jemanden habe sich auf seinem Wege zu seinem Hauptzwecke so gerade vorwärts bewegen gesehen, ohne weder rechts noch links wegen irgend einer untergeordnetern Betrachtung abzuweichen, —

ich dem Wiener Hof 1809 hatte, offen, entdeckt und treu zu sein? Ich | persönlich, — so weit möchte ich vielleicht gehen, — aber ich verfolge
habe mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu äußern, | meine Absichten, und ich bin nicht gewohnt, mich durch Rücksichten auf
Napoleon auf eine andere Weise zu verfolgen. Wenn Napoleon | Verwandtschaft beirren zu lassen. Ich sehe die Gegenwart immer politisch, ich
Ihnen gesagt hat, daß ich ihm Schwierigkeiten gemacht habe, so | sehe die Zukunft immer politisch, ich sehe die Vergangenheit immer politisch.
hat er Ihnen gesagt, was wahr ist. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, | Ich habe mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu äußern, ich habe
weil ich seine Absichten verfolgte, weil ich sie für gefährlich hielt, weil ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon offen zu sagen, ich habe
sie für falsch hielt, weil ich sie für ungerecht hielt, weil ich sie für | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu verfolgen. Ich habe
verderblich hielt. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu entdecken. Ich habe
Schwierigkeiten machen mußte, weil ich Schwierigkeiten machen | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon treu zu sein. Ich habe
wollte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu haben. Ich habe
machen konnte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu machen. Ich habe
Schwierigkeiten machen durfte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu verfolgen. Ich habe
weil ich Schwierigkeiten machen sollte. Ich habe ihm Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu entdecken. Ich habe
gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen mußte. Ich habe ihm | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon treu zu sein. Ich habe
Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen wollte. Ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu haben. Ich habe
habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu machen. Ich habe
konnte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu verfolgen. Ich habe
machen durfte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu entdecken. Ich habe
Schwierigkeiten machen sollte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon treu zu sein. Ich habe
weil ich Schwierigkeiten machen mußte. Ich habe ihm Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu haben. Ich habe
gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen wollte. Ich habe ihm | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu machen. Ich habe
Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen konnte. Ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu verfolgen. Ich habe
habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu entdecken. Ich habe
durfte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon treu zu sein. Ich habe
machen sollte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu haben. Ich habe
Schwierigkeiten machen mußte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu machen. Ich habe
weil ich Schwierigkeiten machen wollte. Ich habe ihm Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu verfolgen. Ich habe
gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen konnte. Ich habe ihm | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu entdecken. Ich habe
Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen durfte. Ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon treu zu sein. Ich habe
habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu haben. Ich habe
sollte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu machen. Ich habe
machen mußte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu verfolgen. Ich habe
Schwierigkeiten machen wollte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu entdecken. Ich habe
weil ich Schwierigkeiten machen konnte. Ich habe ihm Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon treu zu sein. Ich habe
gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen durfte. Ich habe ihm | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu haben. Ich habe
Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen sollte. Ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu machen. Ich habe
habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu verfolgen. Ich habe
mußte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu entdecken. Ich habe
machen wollte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, weil ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon treu zu sein. Ich habe
Schwierigkeiten machen konnte. Ich habe ihm Schwierigkeiten gemacht, | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu haben. Ich habe
weil ich Schwierigkeiten machen durfte. Ich habe ihm Schwierigkeiten | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu machen. Ich habe
gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen sollte. Ich habe ihm | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu verfolgen. Ich habe
Schwierigkeiten gemacht, weil ich Schwierigkeiten machen mußte. Ich | mich nie gescheut, meine Meinung über Napoleon zu entdecken. Ich habe
habe ihm Schwierigkeiten gemacht

Anderer macht, als die elenden Bewohner eines morgenländischen Serails. Allein die Macht, der Menschheit von Nutzen zu seyn, — die Macht, einem Lande Gutes zu thun, — die Macht, Segen zu verbreiten über das Land unsrer Geburt oder unser erwähltes Vaterland, — die Macht, die Unwissenheit auszurotten, Kenntnisse zu verbreiten, den Fortschritten des Geistes Vorschub zu leisten, die Ketten der Sclaven jeglichen Landes, oder jeglicher Farbe, Kaste oder Secte zu brechen — die Macht, seinen Mitmenschen nützlich zu seyn, sein Vaterland zu verherrlichen, sein Zeitalter zu adeln und sein Geschlecht zu bessern, — diese Macht ist ein Besitzthum, das aufzunehmen und seiner sich zu erfreuen ein Mann, nein selbst ein Engel von seiner Höhe herabsteigen mag.. (Ungemessener Beifall.) Er glaubte ganz sicherlich, — ja er wäre im Tiefsten seines Herzens überzeugt, — daß er, indem er seine unbedeutende aber uninteressirte Hülfe zur Legung der Gewalt in die Hände des Ministers geliehen, der sie jetzt handhabte, er viele Personen in den Stand gesetzt hätte, sie zu diesen heiligen Zwecken aufrecht zu erhalten; und es machte ihm nicht die geringste Sorge, ob er sie in seinen eignen Händen halte, oder ob er sich vereinige, den Besitz derselben in denen Anderer zu befestigen, die sie solchen edlen und legitimen Endzwecken widmen wollten. (Ungeheurer Beifall.) Sie möchten sich versichert halten, daß er, der so gefühlt und gehandelt, sich einer tiefen und von Herzen gefühlten Satisfaction erfreuen würde, so lange sein Leben ihm werde aufgespart seyn, um nach seinen besten Kräften seinen Nebenmenschen Gutes zu thun, und daß es ihm ein schlechter Tausch seyn würde, diese Genugthuung für eine vorübergehende Ehre hinzugeben, die ihm von höheren Anstellungen im juridischen oder richterlichen Fache, von Sendungen nach dem Auslande, ja selbst von dem Gebieten über alle Hülfsquellen dieses mächtigen Reiches entspringen oder werden möchte. Er würde in der That diese schimmernden Gegenstände menschlichen Ehrgeizes zu theuer erkaufen, wenn er für sie jene tiefe und in seinem innersten Herzen empfundene Satisfaction aufgäbe, die den Menschen fühlen machte, daß er seiner Generation, durch Cultivirung seines Geistes, und durch das Führen eines untadelhaften Lebenswandels, so lange er seinen Freunden erhalten gewesen, Gutes gethan, und die ihn, der rein von allem Partheigeiste einerseits, und frei von allen eigennützigen Motiven andrerseits wäre, in den Stand setzte, einen Namen zu hinterlassen, wenn er einst von hinnen abberufen worden, dessen noch von späten Jahrhunderten mit Dankbarkeit als eines der edelsten, wenn er auch einer der geringsten Wohlthäter der Menschheit gewesen, gedacht werden möchte. (Großer Beifall.)

Testament des Herrn Canning.

Dieses Testament wurde, wie man aus seinem Dato sieht, am Tage vor dem Duell geschrieben, das zwischen Herrn Canning und dem Marquis von Londonderry, Lord Castlereagh, statt fand:

„Dies ist der letzte Wille und das Testament von mir, dem sehr ehrenwerthen Georges Canning von Gloucester-Place, Brompton, in der Grafschaft von Middlesex. Ich gebe und legire meiner theuren Gemahlin, Johanna Canning, mein ganzes bewegliches und unbewegliches Eigenthum, von welcher Art und Beschaffenheit es auch sey, (nämlich nach Bezahlung meiner bewiesenen Schulden und der Kosten meines Begräbnisses und dieses Testamentes) damit sie sich dessen ganz und unbeschränkt nach Gutdünken bediene. Durch Gegenwärtiges wähle, ernenne und constituire ich meine besagte geliebte Gemahlin und den sehr ehrenwerthen William Henry Cavendish Bentink Scott, Marqui von Titchfield (seitdem Herzog von Portland) zu Executoren meine Testaments und zu Tutoren meiner Kinder während ihrer Minderjährig keit und widerrufe ich hiermit alle bis jetzt von mir gemachte früher Testamente. Zur Beglaubigung dieses habe ich, Georges Canning meine Unterschrift hinzugefügt und mein Siegel beigedruckt am 20. Tag des Monats September im Jahre der Gnade 1809.

Unterzeichnet: Georges Canning.

(L. S.)

„Unterzeichnet, besiegelt und anerkannt in Gegenwart von Herr Wellesly, Charles Ellis.“ —

„Ich wünsche lebhaft, daß Johanne meiner Mutter eine Summ von 2000 £ auszahle, oder ihr eine Rente auf Lebenszeit von 300 jährlich verwillige.“

Das Testament und das Codicill des Herrn Canning sind eidli für tren und richtig erklärt worden von dem Herzog von Portland einem der Executoren, der zugleich auch beschworen hat, daß die ganz Hinterlassenschaft dieses großen Ministers sich nicht auf 20,000 belaufe.

Madame Canning hat ein Heirathsgut von 100,000 £ mit in di Ehe gebracht.

Wir hören mit wahrhaftem Bedauern, daß, nach Bezahlung alle von Herrn Canning contrahirten Schulden und der Kosten, womit sein Erbfolge beschwert seyn wird, von seinem Vermögen nicht mehr als un gefähr 4000 £ übrig bleiben dürfte. Der Rest ist durch den Aufwan absorbirt worden, den ihm sein Verhältniß als Staatssecretair und al Haupt des Ministeriums seit einigen Jahren zur Pflicht machte un wozu die mit seiner Stelle verbundene Einnahme nicht ausreichte. Ehr den Ministern, die auf diese Weise im Dienste ihres Vaterlandes ver armen!

Die Stiergefechte zu Lissabon und andrer Orten in Portugal.

(Nach den Times vom 23. v. M.)

Zu Lissabon werden während der Sommermonate jeden Sonnta Stiergefechte gehalten, und die Menge von Zuschauern, die sich dazu einfinden, zeigt, wie beliebt dieses Schauspiel dort ist. Leute, die kaum im Stande sind, den Ihrigen hinreichend Brod zu kaufen, wenden, was sie die Woche haben aufbringen können, willig daran, um nach ihre Sonntagsandacht diese Augenweide zu haben. Da die Stiere nicht s wild sind, noch das Gemetzel so groß ist als in Spanien, so müssen di Eigenthümer und der Director des Salitre darauf bedacht seyn, der Un terhaltung eine Abwechselung zu geben. In dieser Weise wird es ihnen möglich, den Reiz für das Schauspiel zu erhalten, ohne daß mehr als ein paar Stiere den Tag drauf gehen und von Pferden und Menschen nur selten eins zu Schaden kömmt. Zwei solcher Zugaben zum Fest, die gestern (den 5. August) gegeben wurden, waren drollig genug. Die eine bestand darin, daß ein Kämpfer auf 3 Fuß hohen Stelzen in die Bahn trat; und die andre in dem Aufpflanzen einer großen Puppe oder eines afrikanischen Idols in derselben. Der Stelzenmann gewährte die Unterhaltung. Er war wie ein portugiesischer Capinhas oder ein

spanischer Banderilleros gekleidet, außer daß er lange weiße Beinkleider trug, die es verbargen, wie die Stelzen an den Beinen oder Schenkeln befestigt waren. In seiner linken hielt er die Banderilla oder Flagge, und in seiner Rechten einen Wurfspieß mit Widerhaken, um denselben dem Stier in den Nacken zu stoßen. So ausstaffirt, und nachdem er die Runde durch die Bahn und dem Richter so wie den Zuschauern sein Compliment gemacht hatte, erwartete er, so wie die anderen Capinhas, den Eintritt des Feindes. Wüthend sprang nun plötzlich das losgelassene Thier durch die offne Pforte in die Bahn, umkreisete diese im Galopp, seine Antagonisten bis auf den Stelzenmann rechts und links verjagend; dann setzte er sich in Trab, und ging auf die Mitte der Rennbahn zu, um sich einmal die sonderbare Mischung von Extremitäten dort zu besehen: nichts als Arme und Beine, und nur eben so viel Leib, daß jene daran haften konnten. Höchst wahrscheinlich war der Stier schon mehrere Male in der Bahn gewesen und folglich mit dem Ansehen seiner gewöhnlichen Plagegeister bekannt, aber ein solch riesenhaftes und storchähnliches menschliches Geschöpf war ihm noch nicht vorgekommen. Er ward stutzig, und schien unentschlossen zu seyn, ob er darauf eingehen oder sich zurückziehen sollte. Mehrere Minuten hielt er, unbekümmert um Alles, was sonst seine Aufmerksamkeit hätte anziehen können, den Blick auf den neuen Feind gerichtet, wobei er den Sand unter seinen Füßen aufscharrte, aus dem Maule schäumte und ein halb unterdrücktes dumpfes Zorngebrüll ausstieß. Nun ging das spindelbeinigte Wesen in drohender Haltung auf ihn los, schwenkte ihm das blaue Fähnchen ins Gesicht, und zielte mit dem Wurfspieß nach seinem Nacken. Ungestraft ward dieser Hohn zwei oder drei Mal wiederholt. Das Thier schien, so wüthend es auch war, es doch lieber mit einem bekannten Antagonisten zu thun haben zu wollen, und so mochte es ihm wohl ganz gelegen seyn, daß einige andre Capinhas erschienen und es aus dem Zauberkreise des monströsen Phantoms erlöseten, indem sie seine Verfolgung auf sich lenkten. Als aber der Stier, vor Wuth und Ungeduld schaudernd und zuckend, in der Rennbahn umher trabte, marschirte der Stelzbein mit riesigen Schritten gleich hinter ihm her, und faßte jener Posto, so ward er von diesem geneckt. Das ward dem bis dahin großmüthig gewesenen Thiere denn doch zu arg; es nahm einen wüthenden Anlauf, stürzte den Storchriesen zu Boden, als wäre es ein Kegel gewesen, und fing dann wie rasend an auf ihn loszustoßen. Dieser aber regte und reckte sich nicht (was die Politik unter den Umständen erheischt), bis die andern Flaggenträger die Aufmerksamkeit des Stiers von ihm ab auf sich zogen, wonach er sogleich wieder auf seinen hölzernen Beinen war und, als ob nichts vorgefallen wäre, wieder in der Bahn umher spazierte. Der Stier, der nun dahinter gekommen war, daß er es nur mit einem irdischen Feinde zu thun habe, schien jetzt den Kampf nicht mehr zu scheuen, und mein Herr Langbein konnte darauf rechnen, daß er auf eigne Gefahr und zur größten Belustigung der Zuschauer jedesmal den Sand küssen mußte, wo er nicht den Gegner durch das Vorhalten seines Fähnchens von sich ablenkte oder schnell genug seinem Anlauf auswich. Einmal traf es sich, daß die Hörner des Stiers den Gegner zwischen seinen langen Beinen erfaßten, wo dieser dann wie ein Plundersack oder Strohmann hintenüber geworfen ward. Nach einigen ähnlichen Luftsprüngen trat der Stelzenmann endlich ab, und der Stier, der sich ebenfalls die Zufriedenheit des Publicums erworben hatte, ward auch wieder hinausgelassen, ohne daß ihm ein anderes Leid geschehen war, als daß ihm ein paar Wurfspieße im Nacken steckten.

Das andre Schauspiel, dessen ich schon erwähnt habe, scheint afrikanischen Ursprungs zu seyn. Unter den Gabelmännern (wie sie genannt werden), oder denen, die, wenn der Stier lange genug in der Bahn gekämpft hat, auf ihn losgehen und ihn überwältigen, befinden sich 6 Neger in dem Costüm ihres Landes. Diese Artisten brachten eine als Mädchen angekleidete Puppe, mit einem blau seidenen Kleide, statt des Gesichts mit einer garstigen Maske, einem amerikanischen Götzenbilde ähnlich, und auf dem Kopfe eine Strohmütze, in die Bahn. Diese etwas kleine und schmächtige amerikanische Schöne erhielt ihren Standpunkt vor der Thür, durch welche der Stier, an den nun die Reihe kam, passiren mußte. Er rannte an ihr vorbei und im Umkreise der Bahn den Capinhas nach, und da er von diesen keinen zu fassen bekommen, kehrte er zu dem Popanz zurück, wagte aber nicht, denselben anzugreifen. Die Neger scharmutzirten nun hinter diesem mit ihm, und suchten ihn zu reizen, daß er darauf losginge, jedoch vergebens, entweder weil er die Schwäche der höllischen Schönheit respectirte oder auch ihre Häßlichkeit scheuete. Er hielt sich in ehrerbietiger Ferne von ihr, wühlte dort den Grund auf, daß der Sand weit umher flog, bebte und brüllte zornentbrannt, ließ sich aber auf keinen Kampf mit dem Ungethüm ein. Nachdem er nun anderweitig genug geplagt worden war, ließ man ihn abtreten und es ward ein andrer Streiter eingelassen, an welchem, wie das Publicum einhellig verlangte, die furchtbare Schönheit ihre Macht auch prüfen sollte. Dieser folgte jedoch dem Beispiel seines Vorgängers und wollte eben so wenig den kleinen blauen Teufel auf seine Hörner nehmen, der auch ihm ein Gegenstand des Mitleids oder des Schreckens zu seyn schien.

Im Verlauf des Abends wurden nur zwei Stiere dem Tode geweiht und plump genug abgestochen. In einem oder ein paar Fällen zeigten die Capinhas und Gabelmänner eine bewundernswürdige Kühnheit und Geschicklichkeit. So stellt sich einer der letzteren dem wüthenden Thiere entgegen, wenn es den Kopf zum Anlauf einlegt, erfaßt mit jeder Hand eins seiner Hörner, oder klammert sich ihm fest um den Hals, während es ihn bald an den Boden stößt, oder ihn hoch in die Luft schleudert, so wie etwa ein grausamer Bube einer Ratze oder einem Kätzchen mitspielt, bis er durch seine herbeieilenden Kameraden, die den Stier überwältigen, aus seiner peinlichen Lage erlöst wird. Die Lust des Abends ward gegen das Ende des Schauspiels noch sehr durch den Umstand erhöht, daß einer der Stiere über die Wehre der Bahn setzte und zwischen die Zuschauer gerieth, von welchen jedoch glücklicherweise niemand beschädigt ward, aber mancher einen tüchtigen Schrecken wegbekam.

Die leidenschaftliche Vorliebe für dieses grausame Schauspiel beschränkt sich nicht bloß auf die Hauptstadt; auch viele der kleineren Städte haben bei festlichen Gelegenheiten ihre Stierkämpfe. Der bekannte Graf von Subserra, der sich gern bei den Landleuten in der Nähe seiner Quinta (unweit Villafranca) populär machen wollte, wußte dazu nichts beßres zu ersinnen, als ein Stiergefecht auf seine Kosten. Er verschaffte sich demnach Stiere, nahm Capinhas, Matadores und andre Acteurs an, und ließ den Tag, an welchem das Fest stattfinden sollte, bekannt machen. Als dieser aber erschienen war, die Bauern sich in Menge versammelt hatten, und die Stiere des Kampfes gewärtig waren, da blieben zum Erstaunen des Grafen und zum großen Aerger der Menge die zweibeinigten Künstler aus — weil der Graf von C..., ein Rival des Grafen S., die Stierkämpfer boshafterweise bestochen hatte, daß sie nicht erscheinen sollten.

Inzwischen muß doch zugegeben werden, daß die Stiergefechte nun nicht mehr so populär bei den höheren Classen und dem schönen Geschlechte sind, wie es ehedem der Fall gewesen seyn muß, wo, wie ein alter portugiesischer Schriftsteller sagt, „ein Fremder, der die portugiesischen Damen gern im höchsten Schmucke und mit Juwelen behangen sehen wollte, nur zu einem Stiergefechte gehen durfte.“ Heutzutage sieht man wohl zu Zeiten eine alte Dame, die durch ihre Brille, und

eine junge, die durch ihren Schleier dem Schauspiele zusieht, aber die Zahl der Schönen aus den gebildeteren Classen, die sich dabei einfinden, ist doch sehr gering. Es war vor Zeiten Sitte, daß auch Dilettanten von Adel die Bahn betraten; aber ich glaube nicht, daß ein solcher Fall in den letzten Jahren statt gefunden hat. So wie das Volk die Mittel erlangt, sich anständiger zu unterhalten, wird auch der Hang für diese Belustigung, so wie jedes andre Ueberbleibsel der Barbarei, allmählich abnehmen.

Gastronomie.

Das erste Heft des Foreign Quarterly Review, das seit dem 1. Juli d. J. zu London erscheint, giebt die Titel von verschiedenen zu Paris in den letzten 3 Jahren erschienenen Schriften, deren Inhalt sich lediglich auf den Gaumenkitzel und die Pflege des Bauches bezieht (der Nouvel Almanach des Gourmands, servant de Guide dans les moyens de faire excellente Chère; dedié au Ventre oben an), und spricht sich darüber folgendermaaßen aus:

Frankreich ist jetzt höchst fruchtbar an gastronomischen Schriften; wir haben die Titel von einem halben Dutzend gegeben, es würde aber nicht schwer halten, das Verzeichniß weit reichhaltiger zu machen.

Es erfordert in Wahrheit nicht wenig Takt und Praxis, um in diesem Style Glück zu machen. Es hält sehr schwer, zwischen dem Gemeinen und Niedrigkomischen und dem Bombastischen die Mitte zu halten. Der gastronomische Autor hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die seinem scheinbar verwandten Genius, dem Barden der Flasche nicht aufstoßen. Der bachanalische Poet hat Tausende von Gemeinplätzen, die er benutzen kann, und die überdem, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, dadurch geheiligt worden sind, daß die größten Namen in der Literaturgeschichte sie benutzt und verschönert haben. Ueberdem kann er sich bald von dem rein Materiellen losmachen und zur Beschreibung der geistigen Wirkungen übergehen, die dies Thema aufruft. Die Freude, die Lust, die Geselligkeit, die feurigen Ideen, der sorgenbrechende Zauber des Glases — das sind die Hauptcapitel des Gesanges, nicht die geistige Flüssigkeit, gleichviel ob Chambertin oder Burton. Die Aufregung oder die Behaglichkeit, welche diese Amphora erzeuget, und nicht der Inhalt ist es, den Horaz verewigt hat.

Ganz anders ist es mit der Gastronomie. Keine berühmte Dichterzeile hat die Vergnügungen des Eßtisches gefeiert oder in unsterblichen Versen die Erinnerung hingeschiedener hors-d'œuvres und demolirter entrées einbalsamirt. Der Dichtervater Homer hat freilich nie die umständlichste Beschreibung eines Festes unterlassen. Der Mann, der den Kummer der Andromache, oder Hektors Heldenmuth beschrieb, zu dessen Dichtungen die Herrlichkeiten des Olymps, die Schrecknisse des Schlachtfeldes oder des Tartarus den Stoff hergaben, — er verschmähete es nicht, die nämliche wundersame Versmelodie der Beschreibung zu widmen, wie ein Beefsteak zu rösten, Schweinskarbonade anzurichten sey. Aber bei ihm war dabei von keinem Scherz die Rede. Er lebte zu einer Zeit, wo es noch keine Kritiken gab, und er sah nichts Ungehöriges darin, mit der schuldigen Wichtigkeit von einer Sache zu sprechen, die der Dr. Johnson „das wichtigste Tagewerk" genannt hat. Zu Virgils Zeiten war die Kritik schon in vollem Gange, deshalb durfte der römische Dichter es nicht wagen, seinem griechischen Meister in dieser Beziehung nachzuahmen.

Der wahre gastronomische Ton, halb ernst, halb komisch, ist, so viel wir es uns erinnern können, nur in zwei Gesellschaften — unter den Literatoren von Athen und Paris — gelehrt worden. Die durch Athenäus aufbewahrten Stellen sind oft bewundernswürdig und ganz in dem Styl der gelungensten modernen Witze; und Frankreich darf, indem es Grimod de la Reynière, dem Verfasser des Original-Almanachs des Gourmands, das Leben gegeben, auf den Ruhm Anspruch machen, daß es den größten Schriftsteller über diesen Gegenstand besitzt. Die Bijour von Grimods großem Werke sind aller Welt bekannt. Sein Panegyrikus auf das Ferkel; seine Lobrede auf die hehre Hingebung der Gans, die ihre Drangsale im rühmlichen Vorgefühle des Ruses, der ihrer nach dem Tode wartet, wenn sie in eine Straßburger Pastete verwandelt worden, vergißt; seine Beschreibung des Säugeferkels; seine Lobrede auf die Sauce, mit welcher man selbst den Vater essen würde, und viele andre gleich glänzende Stellen werden nie vergessen werden. Wir bedauern, daß sein Nachfolger im Nouvel Almanach des Gourmands keinesweges in der munteren Laune mit ihm Schritt zu halten vermag.

Dennoch findet sich hin und wieder ein lesbarer Artikel im Buche, nur sind ihrer wenige und weit auseinander. Am drolligsten ist der Einfall, daß einem jeden der drei Bände eine Charte vorgeklebt ist, die mit geographischer Genauigkeit die verschiedenen eß- und trinkbaren Erzeugnisse Frankreichs an den Stellen der Orte, wo sie gefunden werden, bildlich darstellt. So sieht man z. B. in Burgund Weinfässer, in der Champagne Flaschen, die übersprudeln, zu Pontoise Mastvieh, zu Grüyère Käse, zu Cognac einen Brennkolben, zu Cancale Austern, zu Amiens Aalpasteten, zu Brives Geflügel mit Trüffeln, zu Straßburg Karpfen und Pasteten ꝛc. Einer friedfertigen Kritik möge die Bemerkung vergönnt seyn, daß eine Charte dieser Art weit besser anspricht, als eine mit gekreuzten Degen bezeichnete, um die Schlachtfelder anzugeben, denn es ist uns ja mehr daran gelegen, zu wissen wo man gut leben kann, als zu erfahren, wo andre gestorben sind.

Der courante pariser Witz scheint antiministeriell zu seyn, daher denn mancher, im Allgemeinen freilich sehr schaale Scherz über die Jesuiten und den Hrn. von Villèle vorkömmt. Am besten darunter ist noch die Klage eines ministeriellen Mitgliedes der Deputirten-Kammer gegen die Schlechtigkeit der Diners der Minister; da aber eben der Herr v. V. die besten Diners in ganz Paris giebt, so verliert der Witz auf ihn seine Anwendung. Hätte die Beschuldigung aber Grund, so wäre es allerdings eine harte Zumuthung, daß jemand gegen seine Ueberzeugung stimmen sollte, ohne daß einmal dessen Magen Rechnung dabei fände; und so jammert der unzufriedene Deputirte denn mit Recht daß er schlimmer daran sey als Esau, „der seine Erstgeburt gegen ein Gericht verschacherte, das doch sicherlich recht gut zubereitet war;" wofür sich freilich ein Beweis aus der Bibel schwer auffinden lassen möchte.

Für uns Fremde sind die gastronomischen Durchzüge durch Paris und die Provinzen wohl das Belustigendste und Belehrendste des Almanachs. Wir wollen deshalb ausziehen, was er über das Palais Royal sagt, den ersten Ort, nach welchem die Fremden hinzueilen pflegen.

„So wären wir denn in dem Palais Royal, dem Mittelpunkte von Paris, der eine Stadt in der Stadt bildet. Wir sind rechts und links an den Herren Grignon und Devictor vorbeigegangen, vortreffliche Traiteurs, deren Säle, um 6 Uhr, eine zahlreiche und auserlesene Gesellschaft von Feinschmeckern an sich ziehen. Herr Jüleau hemmt unsern Lauf; wir müssen doch seine Petits-patés kosten ꝛc. Nun sind wir vor der Thür des Hrn. Very.

„Herr Very ist in der That der Patriarch der Traiteurs. Sein Name ist europäisch geworden, und seine Kochkunst wird von einem Pole

bis zum andern citirt. Sein ausgebreiteter Ruf hat ihm dennoch nicht die Popularität erhalten, deren er früher genoß. Seine prachtvollen Säle werden nur noch von einigen wenigen dorthin gewöhnten Kunden besucht. Inzwischen ist die Küche des Hrn. Very noch immer gut; besonders sind seine Weine von vortrefflicher Qualität: aber wer vermags, die Laune des Schicksals zu erklären? Die Menge zieht nach andern Plätzen; die Tische stehen öde. Die Menge sagt vielleicht zu diesem vormaligen Küchen-Sanctuarium: „Du bist nicht mehr, was du gewesen!"

„Des Hrn. Very Nachbarschaft, das alte Café de Chartres, ist, nach mannichfaltigem Glückswechsel, nun eins der meistbesuchtesten Häuser in Paris. Herr Vefour hatte die Menge wieder angezogen, und nachdem er sich ein hübsches Vermögen erworben, verkaufte er sein Etablissement nebst seiner zahlreichen Kundschaft an einen Hrn. Boissier. Dieser würdige Nachfolger hat sich Mühe gegeben, den Abgang des beglückten Vorwesers nicht fühlen zu lassen, und dies ist ihm gelungen.

„Das Café de Chartres ist hauptsächlich seiner Frühstücke wegen berühmt. Nirgends wird eine bessre **Sauté**, oder Fricassée von **Poulet à la Marengo**, oder eine **Mayonnaise de volaille** aufgetischt. Der Wein ist gut, hauptsächlich der von Beaune und Mâconnais; der Bordeauxer, Champagner und die aus dem Süden könnten besser seyn. Die Säle vom Café de Chartres sind von 5 Uhr an gedrängt voll von Tafelnden. Um diese Zeit ist das warme Essen sehr gut, doch im Allgemeinen etwas **relevée**. Fische und Wildprett von ausgezeichneter Frische. Kurz das Café de Chartres ist, ohne eben eine vortreffliche Restauration zu seyn, ein Platz, wo man für billige Preise gut essen kann."

„Das Café de Foy, auf das wir stoßen, wenn wir die steinerne Gallerie entlang gehen, ist noch das alte: räucherichte Kamine, gothische und düstre Lüstres, Becher ohne Henkel, so daß man sich täglich die Hände daran verbrennt, trübe Gläser — dahingegen aber wieder köstlichen Caffee, auserlesene Liqueurs und mundendes Eis, so daß man am Ende doch nicht klagen darf. Aber sollte nicht der Eigenthümer, der für dies Wesen 100,000 Kronthaler ausgegeben hat, noch ein 25 Louisdor dran wenden, um es ausmalen und mit Gas erleuchten zu lassen, vor allem aber Becher mit Henkeln anzuschaffen?"

„Sein Nachbar, Hr. Corazza, weiß es weit besser zu machen. Was er giebt, ist ebenfalls auserlesen delicat, und überdem wird man bei ihm aufs sauberste und elegantzste bedient."

„Hr. Prevost ist ein Restaurateur im zweiten Stock, dennoch hat er eine nicht minder gute Gesellschaft als der da unten, und die 60 Stufen, die man zu ersteigen hat, um zu seinen glänzenden Salons zu gelangen, schrecken seine zahlreichen Besucher nicht ab."

„Am äußersten Ende der steinernen Gallerie befinden wir uns vor der Boutike des Hrn. Chevet. Welch ein kostbarer Duft wird durch dieses Eßlager verbreitet! Wie kunstvoll ist hier alles aufgeziert! Wie geschickt sind hier der Goldfasan, der Rehbock, das Hühnchen, der Lachs, die Kalkute und die herrlichsten Früchte unter einander gemischt! Mit größtem Geschick contrastiren da Erzeugnisse, die ihrer Natur nach durchaus verschieden sind. Welch ein Reichthum! welche Mannichfaltigkeit! Die irdenen Gefäße von Nerac enthalten Straßburger Pasteten; Perigord hat seine Trüffeln, Amiens seine Torten, Ardennes seine Schöpsenkeulen, Bar seine Confitüren, Troyes seine Zungen, Quercy sein Wildprett geliefert, und auch Ai, Bordeaux, Perpignan, Beaune und Cognac sind zinsbar gewesen. Es ist ein Mittelpunkt, in welchem alle gastronomischen Erzeugnisse von ganz Frankreich und den fremden Ländern zusammentreffen. Hr. Chevet steht an der Spitze eines Ministeriums: er hat seine Couriere, seine Geschäftsträger, seine Gesandten. Sein Magazin ist ein politisches Thermometer. In kritischen Zeiten, wenn neue Wahlen gemacht werden, oder ein neues Gesetz durchgehen soll, ist Hr. Chevet beinahe im Besitz der Staatsgeheimnisse. Es gehen plötzlich Aufträge ein und die Eß-Artikel sind dann das Oel, das die Bewegung des Getriebes fördert. Sein Laden leistet Dienste in mehr als einer Beziehung, und es ist nicht mehr als billig, daß man ihn des Königs Proviantmeister (**Purveyor**, was auch Zubringer heißt) genannt hat."

„Wessen können wir noch erwähnen, nachdem wir den Hrn. Chevet verlassen haben? welches Genie könnte wohl noch neben ihm leuchten? Es wäre ein schlechtes Compliment, die Herren Veron und Baron, seine Nachbarn, eben jetzt wegen ihrer Kochkunst loben zu wollen; und die steinerne Gallerie mit ihrem Café Valois und zwei oder drei heillosen Spielhäusern sind keiner Rede werth."

„Hr. Corcelet, der an ihrem äußersten Ende wohnt, ist allein im Stande, einen in die Versuchung zu führen, sie entlang zu gehen. Die unermeßlichen Vorräthe dieses großen Handelsmannes genießen seit vielen Jahren eines hohen und wohlverdienten Rufes. Dort findet man alle nährsamen Erzeugnisse unsers eignen Landes und der fremden. Der Feinschmecker hat gleichzeitig seine Augenweide an Schinken aus Mainz, an englischem Käse aus Cheshire, an Chocolade aus Bayonne, an Liqueuren von den Inseln, an Schildkröten aus Indien und an Bärenschinken, die dem Verfasser der Atala so theuer sind. Auch aus dem Süden mangelts dem Hr. Corcelet an nichts; seine Oele, seine Weine, seine Herzstärkungen sind köstlich. Er ist einer von denjenigen, deren alter und begründeter Ruf Vertrauen verdient, und bei ihm versorgen sich sowohl die ersten Häuser von Paris, als ausgezeichnete Fremde."

„Nicht fern von dem Hrn. Corcelet sind die „**Frères Provençaux**," ein mit Recht berühmtes und stark besuchtes Haus. Nirgends findet man eine solche Kochkunst der Provence. Ueber alles Lob erhaben sind die Stockfisch-**Brandades**, das Geflügel **au Karick**, die in Oel gesottenen Fische; aber besonders merkwürdig ist dies Haus wegen der außerordentlichen Sorgfalt, die aufgeboten wird, um die zahlreichen Gäste zu bedienen. Der Herr des Etablissements, so wie sein Küchen- und Keller-Personal wetteifern mit einander in zuvorkommender Artigkeit. Jeden Tag sind die Tische der „**Provençaux**" wie belagert und man muß fast Sturm laufen, wenn man ein Plätzchen daran gewinnen will. Die alten Pupillen des kaiserlichen Lyceums, die **Barbiates** ꝛc. halten hier ihre jährlichen Diners, wo die Delicatesse der Gerichte und das Feuer des Champagners den Frohsinn, die Herzlichkeit und die jugendliche Hingebung neu beleben. Dieser Restaurateur nimmt in der That eine der ersten Stellen ein in der Berücksichtigung der Gastronomen."

„Dicht neben Corcelet und den „**Frères Provençaux**" ist das Café Lemblin, das sich freilich weder durch glänzende Vergoldungen, noch durch neue Decorationen auszeichnet, aber für diese Unvollkommenheiten Ersatz durch die Güte alles dessen giebt, was man dort genießen mag. Der Caffee daselbst ist mit Recht berühmt und dem eines jeden andern Etablissements ähnlicher Art vorzuziehen. Dieses Local ist stets angefüllt, und doch besteht die Mehrheit der Gesellschaft aus festen Kunden. Nie geht einer aus dem Café Lemblin weg, ohne den Vorsatz, es wieder zu besuchen. — —"

Das wäre denn ein Pröbchen von dem Witze des Buches. Er ist nicht eben glänzend, doch auch nicht ganz zu verwerfen.

Ziemlich belustigend ist die Reiseroute durch das Land. So mit am besten darin sind die kleinen Aphorismen oder Grundsätze über Gourmandise, und von diesen wollen wir hier ein halbes Dutzend der pikantesten auftischen.

„Leute von Scharfsinn, welche die Einführung des indischen Huhns noch immer den Jesuiten beimessen, führen als unbestreitbaren Beweis

dafür an daß dieſer Vogel in mehreren franzöſiſcher Provinzen noch immer nach ihnen genannt werde. Wahr iſts, daß in einigen entlegenen Diſtricten die Leute ihre Freunde noch immer in folgender Weiſe einladen: „Bitte, mit mir einen gut gemäſteten Jeſuiten zu verzehren.“ — Dabei lautet denn etwa die Unterhaltung, wie folgt: „Dürfte ich Sie bemühen, mir noch ein bischen von dem Jeſuiten da zukommen zu laſſen?“ — „Nun, wie finden Sie den Jeſuiten, iſt er zähe oder zart?“ — „Wenn Sie erlauben, will ich den Jeſuiten vorſchneiden.“ — Man ſagt nicht mehr ein Jeſuit mit Trüffeln, ſondern ein „Jeſuit en capilotade,“ — oder ein Jeſuit im hölliſchen Feuer.“

— „Noch immer fürchten ſich Viele, ſelb 13 zu Tiſche zu ſitzen, und wäre derſelbe auch noch ſo ſchön beſetzt. Ja ich kenne ſogar Freigeiſter, die lieber neben einem ſolchen Tiſche Hungers ſterben, als es darauf ankommen laſſen möchten, im Verlaufe des Jahres aus der Welt zu gehen, wenn ſie ſich daran ſetzten.“

„Ein Freund der Menſchheit, ein gaſtronomiſcher Philantrop, der in einer kleinen Stadt lebt, wo der Aberglaube von dieſer 13 in voller Kraft beſteht, hat eben an die ſämmtlichen Haushaltungen folgendes Circular erlaſſen:

„„Mein Herr (oder Madame)!

„„Die Natur hat mich mit einem Magen geſegnet, der es mir möglich macht jede Stunde des Tages tiſchfertig zu ſeyn. Mein Aeußeres iſt gentil, meine Corpulenz mäßig. Ich bin im Beſitz einer Sammlung von Anekdoten, Liedern und Impromptus, die mich in den Stand ſetzen die Unterhaltung anzufriſchen, wenn ſie einſchlafen will, am Schluß der Mahlzeit eins zu ſingen, und ein Feſttags-Compliment aus dem Stegreif zu dichten. Ich kann vorlegen und weiß die Tiſch-Honneurs nach erſtem Styl zu machen. Ich bin nicht verdrießlich, außer wenn ich am Tiſche zwiſchen einer geſchwätzigen Alten und einem heißhungrigen Kinde ſitze, oder wenn mein Rücken einer Thür gegenüber iſt, die unaufhörlich auf- und zugemacht wird. Ich habe Erfahrung genug, um mich nicht an eine Schüſſel zu machen, welche die Frau gerne für den folgenden Tag aufſparen möchte; über dieſen Punkt kennt man meine Discretion ſeit der Continentalſperre, zu welcher Zeit mich niemand weder Caffee noch Zucker hat annehmen ſehen.““

„„Dieſes alles, meine ich, ſind Eigenſchaften, die einen Mann wohl mit Nutzen an einem Tiſche figuriren laſſen können, wo man ſich nicht ſelb Dreizehn zur Tafel ſetzen möchte. Sie, m. H. (oder Madame) werden doch wohl dafür halten, daß es beſſer ſey, einen ehrlichen Mann leben zu laſſen, als das fatale Riſico zu laufen, binnen einem Jahre ſelbſt zu ſterben. Seyn Sie deshalb unbeſorgt, je nur Dreizehn Perſonen am Tiſche haben zu müſſen, denn ich bin immer bereit der Vierzehnte zu ſeyn. Ich habe die Ehre ꝛc.““

— „Carl VI. unterſagte durch ein Edict vom Jahre 1410, daß mehr als zwei Schüſſeln und eine Suppe als Mittagsmahl aufgetiſcht werden ſollten. — Carl VI. ſtarb verrückt.“

— „Der Marſchall de Mouchy behauptete, die Tauben hätten eine Troſt gebende Macht. War ihm ein Freund oder Verwandter geſtorben, ſo pflegte er zu ſeinem Koch zu ſagen, er ſolle ihm zu Mittag gebratene Tauben geben, „denn,“ ſetzte er hinzu: „ich ſehe, wenn ich ein paar gegeſſen habe, daß ſich mein Kummer bedeutend lindert.““

— „Den Pilzen iſt es in der That ſonderbar ergangen, denn ſie ſind gleich übertrieben gelobt und getadelt worden. Nero nannte ſie „das Fleiſch der Götter.“ — Ein mürriſcher Beichtiger hingegen hat ihnen die Epitheta Mörder und eßbarer Königsmörder beigelegt. In der That ſind Tiberius, Claudius, die Gattin und die Kinder des Curiatius, Clemens VII., Carl VI., die Wittwe vom Czaar Alexis ꝛc. ꝛc. dadurch getödtet worden.“

— „Die Champagne iſt ſichtlich ſehr beliebt bei gekrönten Häuptern. In dem Gebiete Ai giebt es vier kleine clos, die einſt vier Monarchen angehörten, nämlich: Franz I., Leo X., Carl V. und Heinrich VIII. Dieſes kleine Bacchus-Gebiet blieb unangefochten, während deren Fürſten ſich um irgend einen lumpigen Erdfleck mit den Waffen in der Fauſt bekämpften.“

Unſer Verfaſſer iſt kein Augloman. Douglas, der Londoner Paſtetenbäcker in der Rue Rivoli wird hart mitgenommen; ſeine Auſternpaſteten werden als nur Engländern eßbar erklärt, und ſein Ingwerbier wird verächtlich dem Champagner gegenüber geſtellt. Bei dieſer Gelegenheit wird uns ganz im Ernſte geſagt:

„Die Kunſt, Diners zu geben, iſt in den meiſten Ländern von Europa noch in ihrer Kindheit. In England beſtehen die größten Diners aus Roſtbeefs, abgedämpften Kartoffeln, in Salzwaſſer gekochten Fiſchen und Puddings. Caffee iſt ſehr ſelten. Man findet nicht ſechs Etabliſſements in London, wo dieſe Flüſſigkeit genießbar iſt, und es giebt dort kaum einen Reſtaurateur, der dieſen Namen verdient: — und doch wollen die Engländer für das civiliſirteſte Volk in der Welt gelten.“

Die Diners-Beſchreibung beweiſet zur Genüge, in welcher Art Geſellſchaft ſich der Verfaſſer hier zu Lande befunden hat. Aber ſacrisch verſichern wir, welch Geſchrei die Franzoſen auch darüber erheben mögen, daß die Kochkunſt in London nicht allein der zu Paris gleich kömmt, ſondern dieſe weit hinter ſich zurück läßt. Da aber die Herren von Ton in Frankreich in den Caffeehäuſern leben, die unſrigen nicht, ſo wäre es wohl kein Wunder, wenn der Reſtaurateur zu Paris ſeinem Geſchäftsgenoſſen zu London den Rang abliefe. Und doch möchten unſer Clarendon und the Albion es mit den beſten ihrer Rivalen in dem ſchönen Frankreich aufnehmen. Zwiſchen unſeren Clubbs und den franzöſiſchen Reſtaurationen kann kein Wettſtreit ſtattfinden, denn da ſtehen die letzteren den erſteren unendlich weit nach; und doch wäre es am billigſten, die Vergleichung zwiſchen dieſen beiden zu machen.

Der Directeur des Estomacs iſt ein miſerables Buch über Diät, dem es an Wiſſenſchaft, an mediciniſcher Kenntniß und an Witz gebricht. Das einzig Neue, was wir darin gefunden haben, wäre etwa die Verſicherung, daß durch Cyder das Herz geſtärkt wird.

☞ „Dieſe Zeitſchrift erſcheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt ſich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächſ. Auswärtige belieben ſich an die reſpectiven Poſtämter, oder an die untengenannte hieſige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 129.

Gedruckt in der Börſen-Halle. — In Commiſſion in der P. F. L. Hoffmann'ſchen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 219 Hamburg, Mittwoch den 12. September 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin;

von Dieudonné Thiebault.

Vierte Auflage.

herausgegeben von seinem Sohne, dem Generallieutenant Baron Thiebault. Paris 1827.

(Fortsetzung. M. s. No. 216 d. Bl.)

Nachdem der Verfasser bewiesen zu haben glaubt, daß es Friedrich inesweges an Gefühl fehlte, fährt er, die häufigen Zweifel daran erirend, mit folgenden sinnigen Bemerkungen fort:

„Aber, wenn Friedrich wahrhaft gefühlvoll geboren war, wie ich haupte, wie soll man sich dann die bei so vielen Gelegenheiten gezeigte stigkeit des Charakters oder selbst, wenn man will, die kalte, unbeugte Härte seiner Seele erklären? — Es scheint mir nicht, daß diese iden Dinge unvereinigbar seyen; dieser Fürst hatte, wie man weiß, l zu leiden, bevor er König wurde: seine Liebe für die Prinzessin von gland, zuerst autorisirt und dann plötzlich und grausam zum Verchen gemacht; alle seine Neigungen verhöhnt und bekämpft, alle seine chritte umlauert und oft verläumdet; bei mehreren Gelegenheiten inirt und selbst mit Füßen getreten von einem Vater, der einmal ihn ar ermorden wollte; verhaftet und vor Gericht gestellt; bedroht, den ren und dann das Leben zu verlieren; achtzehn Monate einer strenn Gefangenschaft; sein Freund vor seinen Augen hingerichtet; keine dere Zuflucht noch Trost auf der Welt mehr habend als die Musen d seinen eignen Muth — wer kann berechnen, wie viele tiefe Beichtungen er, mit einer starken Seele, über die Gefahren der Empfindkeit machen mußte, wovon seine Jugend so viele und so unzweideu: Züge darbietet? Hat er verkennen können, daß diese schöne Eigenft die Ursache aller seiner Leiden gewesen? Hat er sich nicht sagen ssen, daß bei den Königen Empfindung und Gefühl sich stets in Geitigkeit, oft in Nachsicht, bisweilen in Güte verwandeln, nie aber in hwäche ausarten müsse. Ein Mann, wie er, sagt sich solche Dinge t umsonst: diese Wahrheiten zugeben hieß sie sich zum Gesetz machen. ch reducirt sich sein ganzer Lebenslauf auf die zwei Worte: gefühl: l als Mensch, war er es nie als König. Wirklich hatte er so viel rschaft über sich selbst, daß er, sobald der König interessirt war, sich, lebhaft er immer gerührt seyn mochte, nie auch nur einen Schein Gefühl erlaubte: er war dann gerechter, gütiger, auch wohl nachiger König, aber stets nach seiner Berechnung — nach seinem Plan. ne Seele war für jedes Gefühl empfänglich, aber sein Kopf war stärker als das Herz — darin und darin allein finde ich den Schlüssel aller einigermaaßen merkwürdigen Handlungen Friedrichs."

— Der König theilte von Zeit zu Zeit Herrn Thiebault einige Arbeiten mit, um — sie ins Reine zu schreiben, eigentlich aber wohl mehr, um die letzte Hand zur Feile derselben daran zu legen. In der Regel erkannte er seine Autorität in der Sprache unbedingt an und fügte sich seinen Aenderungen; einmal aber weigerte er sich hartnäckig und empfindlich und dies führte zu einer Scene, die eben so dem Verfasser zur Ehre gereicht, wie ihre Entwickelung den wahrhaft großartigen Charakter Friedrichs bezeichnet. Wir lassen daher Thiebault diesen eigenthümlichen Vorfall selbst erzählen:

„Das Letzte, was ich in der Akademie, auf Befehl Friedrichs, vorzulesen hatte, war seine Rede **über den Nutzen der Wissenschaften und Künste in einem Staate**. Er schrieb diesen Aufsatz im Anfange des Aufenthalts der verwittweten Königin von Schweden, Ulrike von Preußen, seiner Schwester, in Berlin, und für eine öffentliche Sitzung der Akademie, welcher diese Königin beizuwohnen wünschte. So wie er die erste Abfassung desselben vollendet hatte, kam er nach Berlin, um seine Schwester zu besuchen. Beim Weggehen von ihr ließ er mich rufen, gab mir sein Manuscript, bat mich, es abzuschreiben und bestellte mich auf den andern Tag wieder, um mich über die Berichtungen und Verbesserungen zu hören, die ich für nothwendig erachten möchte. Demzufolge erschien ich nach der Tafel und kurz vor seiner Abreise nach Potsdam, Tags darauf wieder. Diese Zusammenkunft begann auf eine Weise, die andern angenehm erschienen seyn würde, aber die mir stets nur eine gerechte Unruhe eingeflößt hat, weil ich wußte, daß er sich seiner Neigung zum Scherz fast nie überließ, ohne ihn bald zu weit zu treiben. „„Mein Herr,"" sagte er zu mir mit spaßhafter Miene, „ich danke Ihnen für die Bemerkungen, die Sie über „meine Rede gemacht haben — und mehr als das, ich unterwerfe mich „ihnen, bis auf wenige Ausnahmen. Ja, mein Herr," fuhr er fort, „ich unterwerfe mich Ihrer Autorität: es freut mich, Ihnen zu beweisen, daß ich gelehrig seyn kann und ich will, daß Sie mit mir zufrieden seyn sollen. Nur zwei unerhebliche Punkte, nichts weiter als zwei „Punkte sind es, über welche Sie mir, wie ich hoffe, erlauben werden, „Ihnen ehrerbietige Vorstellungen zu machen."

„Bei meinem Schweigen, meinem bescheidenen und ernsthaften Ansehen, das ich immer unter solchen Umständen anzunehmen pflegte, um zu bezeichnen, daß ich stets ehrfurchtsvoll die große Kluft zwischen mir und ihm im Auge habe, und das seinem Blicke nicht entgehen konnte, mußte er nun wohl auf die beiden Artikel kommen, woron es sich handelte. Der erste schien mir blos einen Germanismus zu enthalten, einen Fehler, den selbst wenige Leser bemerken dürften und den man leicht einem deutschen Fürsten verzeihen würde. — „Nun, dieser mag hin-

gehen," sagte ich zu mir selbst; „Du bist König und ich will nicht wagen, „Dich wegen einer Kleinigkeit verdrüßlich zu machen." Der zweite Fehler war unglücklicherweise viel wichtiger: es war ein ganz wohlconditionirter Solecismus stand gerade an der bedeutendsten Stelle der ganzen Rede, in der Phrase, die am meisten bemerkt werden sollte, d. h. in der, wo der Redner, einen erhabenern Ton annehmend und mit einer Art von Feierlichkeit, die Verdienste der Kaiserin von Rußland, Katharinens II., pries. Der König behauptetete, daß der Sprachgebrauch die von mir verdammte Redensart autorisire; er behauptete ferner, daß es eine rednerische Wendung sey, auf welche die Regeln der Grammatik ihre Rechte nicht ausdehnen sollten, — daß sich gute Schriftsteller derselben bedient hätten und man sich täglich so ausdrücke: endlich, da er mich nicht besiegen konnte und sah, daß ich auf alles Antwort hatte, wurde er mißlaunig und, mit einer Bewegung von Ungeduld, die er weder zu verbergen, noch selbst zu mäßigen suchte, ergriff er lebhaft eine Feder und sagte: „„Nun wohl, so mag diese andere Phrase an die „Stelle der Ihnen so widerstrebenden treten" und in demselben Augenblick schrieb er seine neue Phrase auf ein Stück Papier. Was mich dabei sehr in Verlegenheit setzen mußte, war, daß seine neue Redensart der ersten an Tiefe des Gedankens bei weitem nachstand und daß sie gleichfalls einen Solecismus enthielt, der zwar anderer Art, aber darum nicht minder fühlbar und eben so wenig zu dulden war. Ich sah die Gefahr, die mir drohte, und ich beschloß, ihr zu trotzen, und zwar aus dem einzigen Grunde, daß es Pflichtvergessenheit von mir gegen ihn gewesen seyn würde, ihn einer gerechten Kritik auszusetzen, weil mir der Muth gefehlt, ihm die Wahrheit zu sagen. Ich bemerkte sonach, daß, bei der Einschiebung dieses zweiten Gedankens an die Stelle des ersten, seine Rede nichts gewinnen könne, und daß er gleicherweise einen Fehler gegen die Sprache enthalte, den ich bezeichnete und für eben nicht duldbarer als den vorhergehenden erklärte. Diese neue Kritik setzte ihn in Harnisch: ich sah ihn plötzlich erröthen, seine Augen entflammt, seine Miene bitter und drohend und seine ganze Physiognomie die Neigung andeutend, einen gewaltsamen Schritt zu thun. Er warf die Feder neben das Dintenfaß, mit den Worten: „Nun, so mag die Phrase blei„ben, wie sie ist." Ich bin überzeugt, daß er gewiß nicht mehr außer sich war, als er sich so weit vergaß, einen seiner Staatsminister mit den Stiefeln in die Beine zu stoßen; ich fürchtete indessen keine Fußtritte; meine Eigenschaft als Fremder sicherte mich davor — denn niemals hat er sich dieser Heftigkeit anders als gegen einige seiner Unterthanen überlassen. Aber ich erwartete, daß er mich trotzig wegschicken würde, um mich nie wieder rufen zu lassen; eine peinliche Lage, in welcher ich gleichwohl die Ruhe und Besonnenheit beibehielt, die die Ueberzeugung, seine Pflicht zu thun, gewährt. Es wurde mir daher nicht schwer, den Entschluß zu fassen, mich zu rechtfertigen, bevor ich entlassen würde, und mich als der zu zeigen, der ich war. Zu diesem Zwecke deutete mein ganzes Aeußere an, wie sehr ich mich in den Gränzen des Schicklichen zu halten bemüht war: mein Gesicht zeigte Betrübniß aber nicht Muthlosigkeit; meine Stimme war die eines Mannes, der durchdrungen ist aber nicht wankt; und so, langsam sprechend, in einem tiefen, gehaltenen Tone und in einer einfachen, bescheidenen und unbeweglichen Stellung, sagte ich ihm: „Ich beschwöre in Demuth aber sehr „dringend Ew. Majestät, in Betracht ziehen zu wollen, daß ich, für „meine Familie und für mich, alles, was ich in diesem Lande bin und „habe, Ihnen allein verdanke. Von Ihrer Huld empfing ich einen ehren„vollen Beruf, ein anständiges Auskommen und die Mittel, die öffent„liche Achtung zu verdienen. Geruhen Ew. Majestät, mir die Gerech„tigkeit nicht zu versagen, zu glauben, daß diese Thatsachen nie aus „meinem Gedächtnisse kommen; sie sind noch tiefer in mein Herz einge„graben! Aber womit kann ich würdiger Ihnen meine Ehrfurcht, meine „Dankbarkeit und meine Anhänglichkeit bezeugen, als durch meine Treue „Ew. Majestät nichts zu sagen, als was mir wahr zu seyn scheint; „Ihnen etwas anders als die Wahrheit zu sagen, würde ein Verrath „an meiner Pflicht; sie Ihnen aus Furcht verbergen, eine Beleidigung, „sie bei Gelegenheiten verschweigen, wo sie Ew. Majestät interessiren „kann, eine Treulosigkeit seyn. Und welches andere Zeichen von Ehr„furcht kann Ihrer würdig seyn, als das, was mit der Wahrheit über„einstimmt? Sire, ich würde mich für sehr strafbar halten, wenn ich „andere Grundsätze hätte; und nur durch Befolgung der eben ausge„sprochenen glaube ich die Güte rechtfertigen zu können, womit Ew. Maj. „mich so hoch geehrt haben. Seyn Sie versichert, daß ich, bei dieser „Denkungsart, mir nie habe erlauben können, Ihnen leichtsinnig Be„merkungen und Vorschläge zu machen: ich habe nichts behauptet, das „ich nicht reiflich erwogen, nichts mit Bestimmtheit angegeben, wo ich „nicht die größten Autoritäten für meine Meinung hätte. In dem vor„liegenden Falle, Sire, habe ich vorzüglich erwogen, daß diese Rede „einer großen Oeffentlichkeit bestimmt ist, und ich habe mein Urtheil „nur nach den achtungswerthesten Schriftstellern gefällt: ich kann, was „ich gesagt, durch die Aussprüche aller derer bekräftigen, die über die „französische Sprache geschrieben haben; ich bin nur ihr Organ, und ich „fühle in diesem Augenblicke, ich gebe Ew. Maj., durch mein Betragen „selbst, den unzweideutigsten Beweis meiner unbegränzten Ehrfurcht und „meiner unwandelbaren Anhänglichkeit an Ihre geheiligte Person.""

„Die zwei oder drei Minuten, die ich brauchte, um das Vorhergehende zu sagen, gaben ihm die Zeit, sich zu beruhigen. Er hörte mir an, wie er zu hören pflegte, wenn er wollte, d. h. mit äußerster Aufmerksamkeit und ohne die Augen von mir zu verwenden. Bei meinen letzten Worten ergriff er, wie mechanisch und ohne seine Stellung zu verändern, die Feder wieder, so daß er, als ich schwieg, völlig ruhig sagte: „Nun wohl, wie wollen Sie denn, daß diese Phrase abgefaßt „seyn soll?" Ich dictirte sie ihm so, wie ich sie in meinen Bemerkungen vorgeschlagen hatte; er schrieb sie ohne Widerstreben nieder, heftete das kleine Papier, worauf sie stand, mit zwei Oblaten an das Manuscript, gab mir darauf die Schrift zurück und bat mich, sie in der nächsten Sitzung der Akademie vorzulesen; er fügte hinzu, daß er sich späterhin vielleicht entschließen würde, sie bei Decker drucken zu lassen, wovon er mich jedoch zuvor noch benachrichtigen wolle u." —

„Ich habe das Benehmen Friedrichs in diesem Augenblicke immer als einen der Züge betrachtet, die ihm die meiste Ehre machen. In der That, allmächtiger König, mit dem Grundsatze, nie ein Zeichen von Schwäche oder Wankelmuth blicken zu lassen; außer seiner Charakterfestigkeit noch mit der Krankheit der Könige behaftet, d. h. keinen Widerspruch vertragen zu können, in welchem ihre Eigenliebe nur Verletzung der schuldigen Ehrfurcht erblickt — hörte er dennoch, und zwar in einem Anfalle heftigen Zornes, die Sprache der Wahrheit und der Vernunft; er hatte Seelenstärke genug, um sich ihr augenblicklich zu unterwerfen und wirklich so gelehrig zu seyn, wie er vorher nur im Spotte gewesen. Uebrigens bewundere ich nicht sowohl, daß er, nachdem er mich angehört, sich meinen Gründen ergeben; aber was ich stets bewundert habe, bewundern werde, ist, daß er mich zum Worte kommen ließ. Welch ein lebhafte und sehr bewegte Mensch, ich will nicht sagen auf dem Throne, sondern selbst in untergeordneten Verhältnissen, kann sich des rauhen, gebieterischen Wortes: Schweigen Sie! enthalten. Ich gestehe, ich erwartete es; als dies nicht erfolgte, fühlte ich, daß ich gewonnen hatte. Friedrich war sonach hierbei größer, als ich mir gedacht; und ich sah an jenem Tage, was vielleicht in der Geschichte

Könige das allerseltenste ist, wenigstens derer, die sich durch Geist und Energie auszeichnen, ich sah einen Monarchen, der sich selbst zu besiegen verstand."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Eingebornen von Nordamerika.

(Aus dem North-American-Review.)

Der Ursprung der Bewohner der neuen Welt ist ein Räthsel, das vielleicht nie gelöset werden wird. Diese Völker werden nur einige Augenblicke auf der Schaubühne der Geschichte erschienen seyn, um ihre Existenz darzuthun und dann unterzugehen: ihre Annalen werden sich auf wenige Jahrhunderte beschränken. Noch ist es Zeit, aber doch die höchste, um so viel als möglich einer Menge von Nationen nachzuforschen, deren letzte Spuren bald verlöscht seyn werden. Vergebens würde es seyn, die seltenen und vergänglichen Denkmäler befragen zu wollen, die einige hinterlassen möchten; sie würden keine Antwort geben. Selbst wenn es gelänge, einstens irgend einen geschichtlichen Abdruck auf den Ueberbleibseln der Bauten von Mexico und Peru zu entdecken, würden sie doch nur zu Muthmaaßungen führen. Die Volkssagen und eine Vergleichung der Sprachen verdienen mehr Vertrauen als die Deutung der Denkmäler; aber solche historische Daten überleben die Nationen nicht; sonach würde von der alten Geschichte der amerikanischen Völker fast nichts übrig bleiben, eilte man nicht möglichst mit den nöthigen Arbeiten, um die vielen zerstreuten Trümmern zu sammeln, zu sichten und mit einander zu verbinden.

Nordamerika wird es nicht an Geschichtschreibern fehlen: Vereine von unterrichteten und arbeitsamen Männern widmen sich dort dem Studium von Thatsachen, die würdig sind, die Annalen des Landes zu bilden. Die Regierung, nicht minder interessirt diese Thatsachen gut zu kennen, stellt selbst Nachforschungen an und unterstützt aufs kräftigste diejenigen, die von Privatpersonen aus Eifer für die Wissenschaft oder aus edlem Patriotismus unternommen werden. Man ist bereits im Stande, ganz vortreffliche Materialien aus dem Werke zu entlehnen, das auf Befehl des Kriegsministers angefertigt und voriges Jahr zu Washington im Druck erschienen ist. Dasselbe enthält: die Gesetze und Vorschriften hinsichtlich der Eingebornen, die noch immer höchst uneigentlich Indianer genannt werden; die zu verschiedenen Zeiten mit ihren zahlreichen Stämmen abgeschlossenen Tractaten; die Acten des ersten Congresses welche die Beziehungen der Bundesregierung mit diesen vormaligen Herren des Landes festsetzen; und mehrere andre officielle Documente, bei welchen Frankreich, England und die neue Republik abwechselnd oder zugleich im Spiel sind und Amerika aufregen oder pacificiren. Da die europäische Politik die Indianer nach ihren Absichten und Leidenschaften lenkt, so hat der Charakter dieser Völker in dem Verhältnisse ihrer Gemeinschaft mit den civilisirten Nationen müssen modificirt werden; demnach ist der, England verbündete Irokese nicht mehr derjenige der früheren Jahrhunderte, und der Jäger, der einen ordentlichen Handel zu treiben beginnt, ist im Begriff, seinen Stand zu wechseln und zu einem andern Grad von Gesittigung überzugehen. Also selbst in der neuen Welt ist der ganz rohe, nach dem strengsten Wortbegriffe wilde Mensch nicht mehr zu erkennen, so wie auch die Stufen und allmähligen Formen der Barbarei nicht, über welche weg er zu dem Zustande gelangt ist, in welchem wir ihn sehen. Obwohl wir indessen seine Geschichte nicht ganz besitzen, und wie wichtig auch die Facta seyn mögen, die uns fehlen, so enthalten doch diejenigen, wovon wir uns Kenntniß verschaffen können, alles, was aus vergangenen Zeiten aufzutreiben ist, die ganze Erfahrung des Menschengeschlechts. Ist, was wir verloren haben, gleich so unermeßlich als unersetzlich, so haben wir um so mehr Ursache, uns nicht noch größeren Verlüsten preis zu geben.

In der Geschichte von Amerika wird die Neugier und das Interesse am meisten da in Anspruch genommen, wo die Meinungen, die Sitten, die Laster und die Tugenden Europa's mit dem moralischen Zustande der amerikanischen Völker im Contrast stehen oder mit demselben im Einklange sind. An Thatsachen dieser Art ist ein Ueberfluß in dem auf Befehl der Regierung der vereinigten Staaten gedruckten Werke und wir wollen deren einige hier ausziehen.

„Der Verkehr zwischen den europäischen und den indianischen Völkern von Amerika ist den ersteren weit mehr von Nutzen gewesen als den letzteren. Es dürfte schwer halten, das Gute nachzuweisen, was diesen aus Europa zu Theil geworden ist; was aber die Europäer, die Eroberer der neuen Welt betrifft, so kann man solcher Untersuchung überhoben seyn. Nicht die Lorbeeren des Sieges waren es, auf die sie den höchsten Preis setzten, und die Nützlichkeit ihrer Eroberungen ist noch nicht einmal recht einleuchtend gewesen: erst einer schwach durchschimmernden Zukunft ist es aufbehalten, alle ihre Vortheile ans Licht zu bringen."

„England hatte in Nordamerika ein Gebiet erworben, das, als Frankreich ihm Canada abgetreten, doppelt so groß als Großbritannien war. Aus mehreren noch jetzt vorhandenen Contracten über Landverkäufe durch die Indianer ersieht man, daß Provinzen von ungeheurem Umfange den Erwerbern nur einige Kessel und Bagatellen von Glaswerk gekostet haben. Die unglücklichen Indianer hatten keine Ahnung davon, daß, indem sie ihre Ländereien abtraten, die neuen Besitzer bald die Herren der alten werden würden; sie erfuhren dieses aber bald. Verübte Ungerechtigkeiten führten Aufstände herbei, die wie Empörungen bestraft wurden. Im Jahr 1763 äußerte sich der Befehlshaber von Neu-England, Sir Jeffery Amherst, indem er Bericht über eine Expedition gegen die Chirokesen abstattete, folgendermaaßen: „Der Obrist Grant hat 15 Dorfschaften und sämmtliche Plantagen des Landes niedergebrannt, auch die Saat von 1400 Acker Landes vernichtet. Eine Bevölkerung von 5000 Personen, Männer, Weiber und Kinder, ist in die Gehölze gejagt worden, ohne irgend einige Subsistenz, so daß sie vor Hunger umkommen muß, wenn sie nicht eilt, um Frieden zu bitten."

Zum Glück für die Menschheit ist die Zeit für solche Gewaltthätigkeiten vorüber. Die Regierung der Vereinigten Staaten beschützt die Indianer auf ihrem Gebiete gleich den anderen Fremden; sie können frei Handel und Gewerbe, wofür man ihnen Geschmack einzuflößen bemüht ist, treiben, auch versieht man sie mit Predigern und Schullehrern. Man braucht sie nicht mehr zum Kriege, wie es vordem die Franzosen und noch neuerlich die Engländer gethan haben; sie werden nicht mehr, nach dem Beispiele der Spanier, einer Koppel ausgehungerter Hunde gleich, losgelassen, um den Feind zu verschlingen, dessen man sich ohne Kampf entledigen will. Es würde ein unangenehmes Gefühl erregen und nicht von Nutzen seyn, wenn wir uns weitläuftig über die schrecklichen Feste der amerikanischen Kannibalen auslassen wollten, die bis auf die kleinste Nebensache auszumalen den Geschichtschreibern Vergnügen gemacht zu haben scheint; aber bemerken müssen wir, daß die Menschenopfer und das Menschenfressen bei den barbarischen oder wilden Nationen in Afrika, Asien, auf den Inseln des großen Weltmeeres und in der neuen Welt mit abergläubischen Vorstellungen in Verbindung stand.

Unter einigen Horden von Nordamerika bildeten die Menschenfresser eine eigne Gesellschaft, eine besondre Kaste, deren Functionen ohne Unterschied des Geschlechts forterbten. Diese Functionen waren eine religiöse Pflicht, ein Priesterthum, dessen Gebräuche sämmtlich genau befolgt werden mußten, und von welchen sich niemand lossagen durfte. Eine sorgfältig aufbehaltene Tradition hatte alle Ceremonieen festgestellt und kein religiöser Pomp war genauer geregelt, als es diese Verhöhnung des Schöpfers der Menschen war. Heutzutage sind sie sehr selten, vielleicht gar nicht mehr vorhanden; doch leben noch Leute, die ihnen beigewohnt haben. Wir haben die scheußliche und widrige Beschreibung der Hinrichtung eines Weißen von dem Häuptlinge seiner Henker, der Weißschinder hieß; es war ein in seinem Stamme sehr geachteter Miami, der damals in der Gesellschaft der Menschenfresser den Vorsitz hatte.

Bei allen barbarischen Völkern beschäftigen sich die Männer bloß mit Krieg oder Jagd; alle anderen Arbeiten fallen dem weiblichen Geschlechte zur Last. Wenn man annimmt, daß die Institutionen eines Volkes nur den Zweck haben sollen, Krieger zu bilden, so ist dieses den Indianern von Nordamerika besser gelungen, als den größten Gesetzgebern des Alterthums. Wenn, bei den olympischen Spielen, der Sieger in Gegenwart der Versammlung von ganz Griechenland mit Lorbeeren bekränzt ward; so erregten diese großen und feierlichen Auszeichnungen dennoch keinen so mächtigen Enthusiasmus, als die Institutionen der amerikanischen Eingebornen. Die Liebe zum Ruhm flößt ihren Kriegern einen unbezähmbaren Muth ein: sie kennen kein größeres Glück als dasjenige, hinsterbenden und besiegten Feinden blutige Trophäen abzunehmen, um sich zu den Kriegestänzen einfinden, dabei an den Pfahl schlagen und, die Scalpe der geopferten Feinde vorzeigend, sagen zu dürfen: „Sehet her, was ich die Freude gehabt habe mit meinem Tchimaki maun (großem Messer), den ich von einem Saga-nache (Engländer) erhalten habe, abzulösen!“

Auch die Scythen hatten nach Herodot, und die Carthaginienser nach Polybius, die barbarische Gewohnheit, den Feinden, die sie getödtet hatten, das Haupthaar zu nehmen. In Amerika zieht der Indianer, der Sieger war, demjenigen, den er mit seinem Tomahawk (Kopfbrecher) zu Boden geschlagen, die ganze Haut vom Kopfe, besonders dann, wenn er im Solde einer europäischen Nation steht, die dergleichen blutige Beute mit einer Prämie belohnt. Dann ändern die Kriegstrophäen Bestimmung und Charakter: sie werden Handelsartikel und es mischt sich Unterschleif ins Spiel. Ein starker Haarwuchs wird in mehrere Theile zerlegt (zuweilen in fünf bis sechs), deren jeder dann für einen Mann gilt. Es läßt sich sogar argwöhnen, daß die Engländer zuweilen selbst den Haarschmuck der eignen Landsleute bezahlt haben, der dann unter den Zeichen der Siege prunkte, welche ihre Verbündete, die Indianer, über die Republikaner errungen hatten. In der Folge wird die öffentliche Schaam es verhindern, zu solch scheußlichen Mitteln zu greifen, wie erbittert auch der Krieg geführt werden möge, und eine Nation, die dennoch dafür wäre, dürfte aus dem Verbande der christlichen Völker ausgeschlossen werden.

Als die Engländer die Indianer in dem Kriege wider die Vereinigten Staaten gebrauchten, da wußten sie recht gut, in welcher Weise diese Barbaren sie unterstützen würden. England führte einen Krieg des Hinterhalts und scheußlichen Mordes, was außer Zweifel gesetzt wird, wenn man die Aufschneidereien in Burgoyne's Proclamation liest. „Ich darf,“ sagt dieser General, „die Sachen nur ihren Gang gehen lassen; die tausend Indianer, die ich befehlige, werden unversehens über die verstockten Feinde von Großbritannien herfallen und Amerika davon säubern.“ — Ein gleiches Eingeständniß findet man in der Aufforderung zur Uebergabe des englischen Generals Brock an den amerikanischen General Hull, worin es heißt: „Zögern Sie noch, sich zu ergeben, so vernehmen Sie, daß die zahlreichen Indianer-Trupps, die sich mit meinen Truppen vereinigt haben, nur das Zeichen erwarten.“ — Im nämlichen Ton und unter derselben Bedrohung forderte Proctor den General Harrison zur Uebergabe des Forts Meigs auf. In dem unglücklichen Treffen am Traubenflusse zeigte der englische Befehlshaber dem General Winchester an, er könne für die Indianer nicht bürgen, falls die Amerikaner sich nicht beeilten, die Waffen zu strecken. Endlich sagte der Obrist Proctor in seinem Berichte über dieses Gefecht, die Amerikaner hätten 4 bis 500 Mann auf dem Schlachtfelde hinterlassen und was von ihnen auf der Flucht den Indianern in die Hände gefallen, das sey von diesen scalpirt worden! Indianer-Horden, von England bewaffnet, massacrirten während des Unabhängigkeits-Krieges die Weißen an den Gränzen von Pensylvanien, Virginien und Kentucky; die unglückliche Miß MacCrae starb unter den gräulichsten Martern, und die Verwüstung der Ufer des Mohawks und die Metzelei von Wyoming verschafften diesen Gegenden eine scheußliche Berühmtheit.

Inzwischen waren die Indianer, welche man gegen die amerikanischen Republikaner aufgebracht hatte, nicht immer sich selbst überlassen, sondern waren zuweilen von canadischen Offizieren angeführt. Man hat die Patente von mehreren dieser Offiziere aufbewahrt, weil sie Details über die militairische Organisation dieser angeblichen Bundesgenossen Sr. brittischen Maj. enthalten. Es heißt darin: „Gemäß den Befehlen und Anweisungen, die Sie von dem Befehlshaber en chef, von dem Ober-Intendanten der Wilden oder von irgend einem andern Oberoffizier erhalten werden, haben Sie das Contingent ins Feld zu stellen, was die Sr. Maj. verbündeten getreuen wilden Nationen liefern und worüber Sie den Befehl führen.“ — Diese Patente, gleich der Correspondenz zwischen den englischen Befehlshabern und den Indianer-Häuptlingen in schlechtem Französisch abgefaßt, sind in dem Werke, das die Regierung der Vereinigten Staaten hat drucken lassen, wörtlich aufgenommen worden. Die canadischen Offiziere hatten hauptsächlich den Auftrag die Wilden zu werben, und sie ließen keinen Werber-Kunstgriff unbenutzt: Geschenke, Versprechungen, angestellte Feste, aufgeführte Kriegstänze ꝛc. verschafften ihnen Krieger aus fast allen Stämmen. War irgend eine Expedition ausgeführt worden, so lieferte die Truppe dem Befehlshaber die Scalpen ab. „Vater,“ sagte dann der Häuptling, „wir haben deine Befehle ausgerichtet und Deine Feinde geschlagen.“ Dann erfolgte die Zahlung und die Scalpen wurden in dem Rathssaale aufgehangen. Der Anblick von diesen erfüllte die Einwohner mit Schrecken, als nach dem Kriege dieses Beinhaus geräumt wurde.

Nicht immer sind die Indianer geneigt, ihr Leben für Branntewein oder werthlose Geschenke in die Wage zu legen; das erfuhr der Gouverneur Hamilton im Jahre 1779. In dem Vorhaben, gewisse Stellungen der Republikaner anzugreifen, lies er die indianischen Krieger zu einem großen Gastmahle, dem ein Tanz vorherging, einladen; er gab sich dabei besonders Mühe, einen Häuptling auf seine Seite zu bekommen, dessen Tapferkeit und Einfluß er kannte; dieser hielt sich aber zurück. „Wie?“ sagte Hamilton zu ihm, „bist Du krank, daß Du nicht am Tanz Theil nimmst? willst Du mir nicht behülflich seyn, die rebellischen Kinder zu züchtigen?“ — „Ja,“ erwiederte der Indianer, „einen Kranken giebt es, und das bist Du. Nimm Du das eine Ende dieses Tomahawks und ich will das andre nehmen, und dann wollen wir zusammen gehen. Aber ich sehe schon, dazu hast Du keine Lust. Du schickst uns, Hunden gleich, ab, die Amerikaner zu verfolgen, während Du ruhig beim Feuer sitzen bleibst. Wenn ich Kinder zu bestrafen habe, so begieße ich sie mit kaltem Wasser. Ahme diesem nach! aber weder ich noch Jemand meines Stammes wird seine Hände mit dem Blute der Weißen beflecken.

Diese Rede ward mit einstimmigem Beifall begrüßt und die Expedition mußte unterbleiben.

Herr James May, Einwohner von Detroit, hat folgendes Factum erzählt, das zugleich die Indianer und den Krieg der damaligen Zeit charakterisirt.

„Einige Zeit nach meiner Ankunft in dieser Stadt, kehrte ein zahlreicher Indianertrupp von einer Expedition im Kentucky'schen zurück, nachdem er eine Colonie verwüstet. Durch das Siegesgeschrei vor die Stadt gelockt, sah ich bald die Truppe mit ihren Gefangenen heranziehen. Diese wurden von den jungen Kriegern mit furchtbarer Grausamkeit geschlagen. Zwei junge Mädchen von 13 oder 14 Jahren entsprangen, und flüchteten sich zu mir. Ich verhieß ihnen Schutz, und es gelang mir auch, sie unter dem Beistande eines See-Offiziers zu retten, doch setzten wir uns dabei selbst einer großen Gefahr aus und waren gleich ihnen erst da in Sicherheit, als wir das Haus erreicht hatten, in welchem Kriegsrath gehalten wurde."

„Am folgenden Tage erhielt ich durch eine Ordonnanz die Aufforderung, mich bei dem Obersten von Poyster, Befehlshaber des Postens, einzufinden. Als ich hinkam, war der vorerwähnte See-Offizier schon dort. Der Obriste eröffnete mir nun, der indianische Agent habe bittre Klage über mich geführt; ich hätte zur Entweichung von zwei ihrer Gefangenen geholfen; es sey zugestanden, daß diese Leute den Krieg nach ihrer Weise führen dürften, ohne daß man ihnen Hindernisse in den Weg lege: sollte ich es mir demnoch noch ein Mal einfallen lassen mich in Dinge zu mischen, die mich nichts angingen, so werde er mich nach Montreal oder nach Quebec abschicken. Der Seemann kam noch schlimmer weg und der Commandant drohete, ihm die Uniform ausziehen zu lassen und ihn aus dem Dienste Sr. Maj. fortzuschicken. Weder das Alter noch das Geschlecht der beiden Opfer waren vermögend den unerbittlichen Commandanten zu rühren, und wären wir nicht so vorsichtig gewesen sie allen Nachforschungen zu entziehen, so hätte er sie wohl gar den Händen ihrer Henker wieder überantwortet."

Fast unglaublich ist folgender Zug von Grausamkeit, der in der Biographie eines David Zeisberger vorkömmt, die im Jahr 1821 in dem Christian Herald abgedruckt stand: „Im Jahr 1778 erhielt Zeisberger durch einen Wiandotschen Indianer eine Depesche vom Gouverneur von Detroit, in der ihm befohlen ward, sofort die Lehrer der bekehrten Indianer abzusenden, um an einer Expedition gegen die Rebellen jenseits des Ohio Theil zu nehmen, sie hernach tödten zu lassen, und ihre Scalpe einzuliefern. Der Befehl enthielt Drohungen gegen einen jeden, der nicht pünktlich darnach handeln würde." — Die Engländer haben nun freilich, wie es auch wohl zu denken ist, es abgelängnet, daß ihre Landsleute einer solchen Bosheit fähig wären; inzwischen ist es Thatsache, daß dieser Krieg die so blühenden Missionen der mährischen Brüder gänzlich vernichtet hat und daß diese fast sämmtlich dabei ums Leben gekommen sind.

Die Tractaten, durch welche die amerikanische Unabhängigkeit anerkannt wurde, hätten solchen Gräueln ein Ziel setzen sollen; es blieben aber noch die Beziehungen zwischen der vormaligen Metropole und den emancipirten Colonieen zu reguliren, was seine politischen Schwierigkeiten hatte. Der Friede war nur scheinbar; am Horizonte lagerten Stürme, die über das ganze Land einzubrechen droheten, und an den Gränzen zwischen der neuen Republik und den Wilden hatten ihre Verheerungen noch gar nicht aufgehört. Während der General Washington Präsident der Vereinigten Staaten war, hemmte ein lästiger Krieg den Gang der neuen Regierung; Detroit blieb fortwährend das Hauptquartier unsrer Feinde; Mac-ki d. ä. war nach wie vor Agent der Indianer, und als Gehülfen hatte er einen Elliot und Girty, Leute, die einer solchen Sache würdig waren, deren Eifer nicht erkaltete, deren Herzen von Mitleid keinen Begriff hatten, die zu Verbrechen stets geneigt waren, und die den Wilden selbst die Muster von Grausamkeiten geben konnten. Von 1783 bis 1790 ist das in Detroit eingesetzte indianische Departement eben so thätig gewesen als in dem Freiheitskriege, und das nicht vergebens, denn es wurden in dieser Zeit mehr als 3000 Menschen von den Wilden an den westlichen Gränzen der Republik getödtet oder geraubt. Der Gouverneur-Lieutenant visitirte die Posten, lies Kleidung und Munitionen austheilen und führte am Miami ein Fort auf. Der amerikanische General Wayne stieß auf die vereinigte Macht der Indianer und der Freiwilligen von Detroit, und schlug sie; und doch war die englische Regierung damals im Frieden mit den Vereinigten Staaten.

Die Indianer, die den siegreichen Waffen des Generals Wayne entkommen waren, suchten eine Zuflucht in dem englischen Fort am Miami, wurden aber nicht zugelassen, was sie denn sehr erbitterte und welcher Vorfall die Parteilichkeit der Wilden für die Engländer sehr geschwächt hat.

Die Feindseligkeiten zwischen den Indianern und den Vereinigten Staaten hatten schon im Jahr 1811 an dem Wabaschi begonnen, als, im Jahre 1812, der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrach. Die amerikanische Regierung bot damals, eben so wie im Jahre 1775, alles auf, um die Indianer abzuhalten sich in einen Streit zu mischen, der ihnen gänzlich fremd war, dessen Ausgang ihnen keinen Nutzen gewähren, in welchem sie unnützerweise ihre Krieger verlieren und ihre Massen schwächen würden. Die Rede, welche der Präsident Madisson der Zeit an die versammelten Häuptlinge richtete, ist eine Darstellung der Grundsätze, nach welchen die amerikanische Regierung in ihren Beziehungen zu den Eingebornen verfährt und welche die gegenseitigen Rechte und Pflichten der beiden Völkerschaften festsetzt. Diese denkwürdige Rede, ein herrliches Muster edler und einfacher Beredtsamkeit, wo alles Schickliche beobachtet ist, nicht aus Geschicklichkeit des Sprechers, sondern aus tiefem Gefühle, möge hier einen Platz finden.

„Das rothe Volk und das weiße Volk der 18 Feuer,*) die gemeinschaftlich diese große Insel bewohnen, sind von dem großen Geiste aus gleichem Thon gebildet worden; es besteht zwischen ihnen kein Unterschied als in der Farbe. Aus Liebe zu meinen rothen Kindern wünsche ich, daß aller Zwist zwischen den Osagen, Chirokesen und Chactaws aufhöre und daß sie den blutigen Tomahawk vergraben; ich wünsche ferner daß die Chawenesen und die Osagen in meiner Gegenwart den Handschlag darauf geben, alle die Friedensbedingungen von St. Louis im gemeinsamen Interesse beider Stämme halten zu wollen. Mögen sie zu meinen Füßen ihre alten feindseligen Gesinnungen ablegen, und, auf den ihnen angewiesenen Ländereien Jagd und Landbau treibend, künftig einträchtig mit einander leben."

„Ich bin von dem Kriege unterrichtet, den die Sacs und die Fors den Osagen erklärt, und von den Gefechten, die sie geliefert haben; ich weiß auch daß ein neuer Zwiespalt zwischen den Osagen und den Joways ausgebrochen und auf beiden Seiten Blut geflossen ist. Mögen doch die hier Anwesenden von meinen rothen Kindern es einsehen lernen, daß der Friede besser ist als der Krieg: ich rathe ihnen dieses als Vater und wünsche, daß sie mich als Kinder hören und darnach handeln. Ihr, die ihr durch unser Land gekommen seyd, wißt, daß das Volk der 18 Feuer ein großes Volk ist. Ihr habt es gesehen, daß es überall verbreitet ist wie die Sterne in den dunkeln Nächten, wie die Bäume in den Wäldern. Dennoch, und Trotz seiner Mächtigkeit, hat der König

*) Darunter sind die 18 Staaten des nordamerikanischen Bundes verstanden.

von England es auf den großen Gewässern, jenseits welcher er lebt, angreifen, ihm Schiffe und die Leute darauf, von welchen auch einige getödtet worden sind, nehmen lassen. Dieser König hegt einen alten Groll gegen das Volk der 18 Feuer, weil er vor Zeiten die Prätention aufstellte wir sollten für das Volk jenseits der großen Gewässer arbeiten und pflanzen und nicht für uns selbst. Er sandte seine Krieger aus, uns zu strafen; wir aber schlugen sie. Wir jagten die schlechten Oberhäupter, die man uns gegeben, fort und wählten dafür andre aus unsrer Mitte. Seht, das haben die 18 Feuer gethan, als sie noch schwach waren; jetzt sind sie stark: ihre Schläge werden gestählter seyn, doch gleicherweise von der Gerechtigkeit geführt. Sie zählten nur 13 Feuer, als sie den König von England zur Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zwangen; jetzt haben sie deren 18. Die kleinen Feuer können nichts beßres thun als sich uns, die wir bereit sind sie zu beschützen, anzuschließen. Aber Englands Agenten und Unterhändler verbreiten sich überall und suchen zwischen den 18 Feuern und ihren Brüdern, so wie zwischen den rothen Stämmen Streit und Krieg anzufachen.

„Diese bösartigen Vögel haben ihr Nest zu Mulden gebaut; von dort aus verbreiten sie ihre Lügen gegen die 18 Feuer und senden ihre Boten aus, um den rothen Nationen, die gern in Frieden blieben, das Signal zu neuem Gemetzel zu geben. Möge doch des gemeinsamen Wohls der rothen Völker und der 18 Feuer halber diesen heillosen Complotten Einhalt geschehen! Unsre Krieger werden ihnen ein Ende machen; wir haben deren schon in Canada, und es werden noch andre zu ihnen stoßen; diese Macht ist hinlänglich, und der Beistand der rothen Stämme nicht vonnöthen. Möge das schwache England seine Zuflucht zu ihnen nehmen und alle Unheil verkündenden Vögel ausschicken, um sie für sich zu gewinnen: ein solches Benehmen ist seiner würdig und ohne Zweifel seinem Interesse angemessen; doch warne ich die Stämme, weil sie, wenn sie sich mit England verbinden, in ihr Verderben rennen. Ich wiederhole es, Kinder, euer Vater fordert euch nicht auf, zu seinen Kriegern zu stoßen; bleibt friedlich in euren Wohnungen, voll Vertrauens, daß die Krieger der 18 Feuer ihre Feinde schlagen und ihre Freunde, die rothen Völker, beschützen werden; rechnet auf meine väterliche Zusage."

„Aber ich muß meinen rothen Kindern noch wichtigere Dinge eröffnen und Rathschläge geben. Ihr sehet, wie das Land der 18 Feuer mit Einwohnern bedeckt ist; die Menschen schießen dort auf, wie das Korn, das sie aussäen. Alle wohnen in guten Häusern, die sie und was sie besitzen wider jeden Einfluß der Jahrszeiten sicher stellen. Sie haben gute Sommer- und Winterkleider; eine reichliche und mannichfaltige Nahrung; sie haben hinreichend für die Gegenwart und können sich für die Zukunft was zurücklegen. Vergleicht dieses Verhältniß mit dem der rothen Völker! Diese sind hier und dort zerstreut; ihre Hütten sind kalt, schlecht verwahrt, räuchericht; und sie selbst können sich kaum durch die härtesten Arbeiten einen dürftigen Unterhalt verschaffen. Woher kömmt dieser Contrast? — ich will es euch erklären. Die Weißen haben Heerden und bebauen das Land; sie wirken und weben. Ihre Köpfe und ihre Hände wissen einen nützlichen Gebrauch von allen Erzeugnissen der Natur zu machen. Erwägt vor allem den steten Frieden, der zwischen allen Stämmen der 18 Feuer herrscht; nie hat der eine gegen den andern den Tomahawk erhoben; nie hat ein Tropfen Blutes das Band dieser großen Familie befleckt. Es steht nur bei euch, ihnen nachzuahmen. Der Landstrich, der von der Jagd kaum eine Familie nähren kann, würde angebaut einem ganzen Stamme hinlänglichen Unterhalt gewähren. Der große Geist hat euch, so wie euren Brüdern, den Weißen, gute Köpfe zum Denken, kräftige Arme und rührige Körper gegeben: macht es also wie die Weißen, nicht auf einmal und alles, was sie machen, das würde schwer seyn; aber nach und nach, was sehr leicht wäre. Vor allem rathe ich euch, einträchtig unter einander, so wie die Brüder der 18 Feuer, zu leben; dann wird eure Zahl sich schnell vermehren; ihr werdet Nationen bilden, und, gleich uns, gut wohnen, gut gekleidet und genähret seyn. Das ist der Wille des großen Geistes gewesen, als er euch in die Welt gesetzt hat, denn er hat alle Menschen gleich lieb, ohne Unterschied ihrer Farbe; er will, ihr sollt unter einander seyn wie gute und aufrichtige Freunde; und dadurch, daß ihr einander liebet, werdet ihr euch seine Gnade und seinen Schutz erwerben. Ich spreche zu euch als ein Vater; der große Geist ist auch der Vater von allen: sein Wille ist es, was ich euch kundgebe; wiederholet meine Worte allen Individuen eurer Nation, und so lange ihr euch dieses Besuches bei eurem Vater der 18 Feuer erinnert, gedenket auch der letzten Worte, die er zu euch gesprochen, und der guten Rathschläge, die er euch gegeben hat."

(Der Beschluß folgt.)

Walter Scotts Beschuldigung gegen den General Gourgaud.

Man liest in der Zeitung von Lyon:

„Eine Stelle aus denen zuletzt erschienenen Bänden des Lebens Napoleons von Walter Scott, hat in einem gewissen Kreise die lebhafteste Sensation gemacht; diese Stelle hat mindestens das Verdienst der Neuheit. Sie lautet wörtlich folgendermaaßen:

„„Der General Gourgaud hatte in Frankreich eine Mutter und „eine Schwester zurückgelassen, an denen er mit Innigkeit hing und die „ihn mit der größten Zärtlichkeit liebten. Aus Neigung für sie und in „Folge ihres Wunsches, ihn wiederzusehen, bekam der General Gourgaud „Lust, in sein Vaterland zurückzukehren. Die Eifersucht und die Miß„verständnisse, die zwischen ihm und dem Grafen Bertrand herrschten, „bestärkten ihn noch in seinem Entschluß; er bat beim Gouverneur um die „Erlaubniß und erhielt sie, direct nach London zu gehen. Bevor er „St. Helena verließ, sprach er mit Sir Hudson Lowe und dem östreich„schen Commissair, Baron Stürmer, von den geheimen Hoffnungen und „Planen, die man zu Longwood unterhielt. Als er in England, im „Frühling 1818, ankam, war er nicht minder aufrichtig gegen die Regie„rung und unterrichtete sie von verschiedenen Entwürfen zur Flucht, die „Napoleon vorgelegt worden waren, von der Ausführbarkeit und den „Schwierigkeiten dieser Plane und von den Gründen, die es ihn vorziehen „ließen, lieber auf der Insel zu bleiben, als den Versuch des Entkom„mens zu machen. Zu der Zeit setzte man voraus, daß der General „Gourgaud beim König von Frankreich in Gnade zu kommen wünsche; „darauf kömmt indessen wenig an: welches seine Privat-Absichten auch „gewesen seyn mögen, die Concepte der Mittheilungen, die er an Sir „Hudson Lowe, den Baron Stürmer und dann zu London an den Unter„Secretair des Krieges gemacht, werden in den Archiven aufbewahrt; „diese Mittheilungen sind unter sich übereinstimmend und ihre Authen„ticität kann nicht in Zweifel gezogen werden. Alle Details sind mit „der größten Genauigkeit angegeben; aber die größte Zurückhaltung ist „in Hinsicht der Namen beobachtet, damit niemand wegen irgend eines „darin berichteten Umstandes beunruhigt werden könne. Im Allgemeinen „tragen diese Mittheilungen, wie man es erwarten konnte, den Stempel „der Einfachheit und der Wahrhaftigkeit.""

„„Wir werden oft Gelegenheit haben, uns auf diese Documente „zu beziehen, damit der Leser die wirklichen Plane Napoleons der Sprache „gegenüberstellen könne, deren er sich bediente, um zu ihrer Ausführung „zu gelangen. Wir haben von diesen Concepten nur das abgeschrieben, „was Bezug auf Napoleon hat. Wir vernehmen, daß der General „Gourgaud, nach seiner Rückkehr auf den Continent, seine ganze Zärt„lichkeit für das Andenken des Kaisers wieder angenommen hat, was „ihn vielleicht bereuen lassen kann, die Geheimnisse seiner Gefangenschaft „minder befreundeten Ohren mitgetheilt zu haben. Aber diese Verände„rung der Gefühle kann in nichts die Wahrheit seines Zeugnisses schwä„chen, noch unser Recht vernichten, seine Mittheilungen zu Tage zu „fördern.““ (Tom. 18, Cap. 5, Ausg. in 12.)

„Man glaubt nicht," setzt die Gazette de Lyon hinzu, „daß der General Gourgaud diese Anklage unbeantwortet lassen wird, und es ist zu vermuthen, daß sie zu einer Bekanntmachung führen dürfte, die neues Licht über die Geschichte der letzten Momente des Gefangenen von St. Helena verbreiten wird. Vor der Hand ist der Lärm groß, und einige Personen behaupten, daß der General aus diesem gegen ihn gerichteten Angriffe siegreich hervorgehen werde."

„Könnte er nicht, zu seiner Rechtfertigung, sagen, daß seine persönliche Anhänglichkeit an Napoleon ihn nicht so blind machte, um diesem Manne die Ruhe und die Interessen Europas aufzuopfern, das ein neuer Versuch wie der von der Insel Elba, noch einmal hätte in Flammen setzen können?" *)

In Bezug auf Vorstehendes hat nun General Gourgaud folgende Antwort in mehrere französische Blätter einrücken lassen:

„Ich reiste im Süden von Frankreich als die Nachricht von den gehässigen Beschuldigungen, die Walter Scott in seinem letzten Roman, Napoleon Buonapartes Leben betitelt, gegen mich gerichtet hat, nach Paris zu eilen mich bestimmte. Ich habe mit Indignation die Seiten gelesen, in welchen man meinen Charakter zu schänden sucht; wenn ich darauf antworte, so geschieht es, weil es nicht immer hinreicht, der Verläumdung das Schweigen der Verachtung entgegenzusetzen."

„Gewählt, ich weiß nicht warum, zum Hauptopfer einer höllischen Combination habe ich, bei Lesung der auf die Gefangenschaft des Kaisers Napoleon, auf der Insel St. Helena, sich beziehenden Capitel, den Zweck des Verfassers und den ihm vorgezeichneten Plan entschleiert gesehen. Die allgemein misbilligende Stimme, die sich in Europa über die grausame Behandlung erhoben hat, die auf Befehl des englischen Ministeriums an dem ehrenwerthesten und größten der Feinde Britanniens ausgeübt worden ist, hat die Nothwendigkeit fühlbarer gemacht, den Schimpf auf irgend eine Art abzuwaschen, der an jenen Verfügungen haftet."

„Der Verfasser von Pauls Briefen ist beauftragt worden, der Welt zu beweisen, daß alle gegen den erlauchten Gefangenen begangenen Härten ihre Entschuldigung in der Nothwendigkeit fänden, seiner Entweichung vorzubeugen."

„Diese Plane zur Flucht und die lächerlichen Mittel sie auszuführen, die von dem apologistischen Schriftsteller des englischen Ministeriums so gefällig erzählt worden, sind nichts als eine Erdichtung. Nie hat der Kaiser Napoleon die Absicht gehabt, von St. Helena zu entfliehen; hätte er sie wirklich gehabt, diese Absicht, so würde sein Benehmen ganz anders gewesen seyn: er würde gesucht haben, Sir Hudson Lowe sich geneigt zu machen, nicht durch Versprechungen von Ehre und Geld, sondern durch das Verführerische seines Benehmens, durch den Reiz seiner Unterhaltung, durch die unwiderstehliche Herrschaft des Genies. Das Interesse, das der gefangene Held seinem Wächter eingeflößt hätte, würde Zutrauen erzeugt, die Strenge der Vorsichtsmaaßregeln geschwächt, die Mittel zur Entweichung vervielfältigt haben; Gold, Kühnheit und Glück hätten das Uebrige gethan."

„Der Wunsch, St. Helena heimlich zu verlassen, bewegte Napoleon so wenig, daß er selbst niemals seine Einbildungskraft übte, Plane zur Flucht zu entwerfen. Ganz von dem Gedanken eingenommen, daß die Gewalt der Dinge ihn mit der Zeit auf den Schauplatz der Welt zurückführen werde, beschäftigte er sich mit der Berechnung der Wahrscheinlichkeiten dazu, ohne vorauszusehen, daß der Tod, und welcher Tod! der Verwirklichung derselben so bald zuvorkommen sollte."

„Napoleon, um seine Resignation zu beweisen und sich den Demüthigungen und Plackereien einer unruhigen und tyrannischen Aufsicht zu entziehen, hatte selbst dem Admiral Sir George Cockburn das sicherste Mittel angegeben, die Furcht zu zerstreuen, welche der Gedanke seiner Flucht einflößen konnte: es bestand darin, kein Fahrzeug absegeln zu lassen, ohne daß die Gegenwart des erlauchten Gefangenen, auf irgend einem Punkte der Insel, erwiesen wäre."

„Nachdem ich auf diese Weise den festen Willen des Kaisers gezeigt habe, komme ich auf die ehrenrührigen Beschuldigungen des englischen Verfassers zurück; er stellt mich, nicht mit der bestimmten Sprache eines rechtlichen und gewissenhaften Schriftstellers, sondern mit Verschweigungen und Insinuationen eines geübten Verläumders, als den Mann dar, der der englischen Regierung auf die Spur der zahlreichen Mittel zur Flucht geholfen hätte, die der Gefangene gehabt, was denn die mittelbare Ursache des gegen ihn angewendeten Systems der Härte gewesen seyn soll."

„Ich will mich nicht erniedrigen, auseinanderzusetzen, für welches Interesse ich wohl mit einem solchen Uebermaaß von Undankbarkeit den großen Mann hätte bezahlen können, dessen Zuneigung den Ruhm meines Lebens ausmacht. Die beste Widerlegung einer so gehässigen Voraussetzung wird die Darlegung dessen, was geschehen, seyn."

„Während der ganzen Dauer meines Aufenthalts zu Longwood, beinah drei Jahre, habe ich mit Sir Hudson Lowe weder mittelbar noch unmittelbar in irgend einer Beziehung gestanden und es ist mir nicht einmal begegnet, ein Wort an ihn zu richten. Während dieser drei Jahre schienen die gegen den Kaiser ausgeübten Maaßregeln der Wachsamkeit ihm den höchsten Grad von Grausamkeit und Beleidigung erreicht zu haben, vor Allem im Jahre 1816 zur Zeit der gewaltsamen Entfernung des Grafen Lascases. Es ist also bestimmt falsch, daß indiscrete Aeußerungen von mir zu denen 1815 getroffenen Unterdrückungs-Maaßregeln hätten Veranlassung geben können."

„Meine Abreise von St. Helena wurde weder durch das Bedürfniß, meine Familie wiederzusehen, noch durch Geschwächtheit meiner Gesundheit veranlaßt. Die Anführung einer Leberkrankheit war von meiner Seite nur ein Vorwand. Dem unglücklichen Napoleon hatte ich alle meine Neigungen, alle meine Interessen gewidmet und untergeordnet und zu St. Helena war meine einzige Ehrsucht, für ihn zu sterben. Aber welches auch immer die Ursache meiner Abreise gewesen seyn möge, genug ich verließ Longwood am 13. Febr. 1818."

„Einzig und allein zu dieser Zeit und bei denen zu meiner Einschiffung nöthigen Schritten sprach der Gouverneur und Herr von Stürmer in meiner Gegenwart von dem Kaiser, der, wenn auch aus ganz ver-

*) Wir glauben nicht, daß, außer der Zeitung von Lyon, viele eine solche Rechtfertigung genügend finden dürften, wenn der General Gourgaud die ihm von Walter Scott beigemessene Verrätherei an seinem Herrn nicht ablängnen könnte. Anm. d. R.

schiedenen Gründen, jedermann interessirte und der edle Gegenstand aller Unterhaltungen war. Ich kenne die Wendung nicht, die in den Depeschen von Sir Hudson-Lowe dem gegeben worden ist, was ich bei diesen Unterhaltungen zu sagen und zu anworten hatte, aber ich finde, in den von dem englischen Romanschreiber bekannt gemachten Auszügen, Sinn und Absicht davon unwürdig entstellt. Obgleich in einer zarten und schwierigen Lage, obgleich zur Schonung gegen diejenigen verdammt, deren Willkühr ich preisgegeben war, habe ich dennoch niemals, wie Walter Scott glauben machen will, die Sicherheit meiner Rückkehr nach Europa mit irgend einem meiner unwürdigen Worte erkauft. Da die wohlbekannte Absicht Napoleons nicht war, zu entschlüpfen, so war es natürlich, daß ich meine Meinung freimüthig über die Nichtigkeit der um den erlauchten Gefangenen verschwendeten, übertriebenen Vorsichtsmaaßregeln aussprach. Aber weder Sir Hudson-Lowe, noch wer es immer sey, hat irgend einen Grund, aus meinen Worten Folgerungen zu ziehen, wie man es mit so unendlicher Verdrehung derselben gethan."

„In London habe ich weder Lord Bathurst noch einen der Minister gesehen. Ich wurde blos zum Unterstaatssecretair, Herrn Goulborn, gefordert und mußte es werden. Es scheint, daß er nicht viel von mir zu erhalten hoffte, denn er ließ mich in Allem nur zwei- oder dreimal rufen."

„Das sind alle meine Communicationen mit der englischen Regierung. Bald darauf ließ diese Regierung, die Fremden-Bill mit grausamer Strenge auf mich anwendend, mich in meiner Wohnung aufheben, meine Papiere in Beschlag nehmen und mich blutend auf einen Winkel des Continents werfen. Da, wie in den Bann der Gesellschaft gethan, zurückgestoßen wechselsweise von der russischen, östreichischen, belgischen, baierischen und selbst dänischen Regierung, habe ich zwei Jahre vegetirt, zuerst in Hamburg, dann in Frankfurt, bis die Thränen meiner alten Mutter mir den Eingang in mein Vaterland öffneten."

„Jetzt fordere ich jeden, wer es auch sey, auf, eine Schrift, eine einfache Note, eine einzige Zeile von mir aufzuweisen, worin etwas anderes als die Gefühle der Treue und der Anhänglichkeit ausgedrückt wäre, die ich dem großen Manne schuldig bin, der mich seiner Achtung und Vertraulichkeit würdigte und seine Wohlthaten selbst über das Grab hinaus fortsetzte. Was vermögen gegen ein, ihm mit Enthusiasmus geweihtes Leben die elenden Insinuationen, die unredlichen Verstümmelungen eines Fremden, der der unversöhnlichste und unvernünftigste Feind Frankreichs und der Franzosen ist? Hat er wohl gehofft, zu bewirken, daß die Nachwelt die Henker des unglücklichen Helden lossprechen werde, der sich der brittischen Ehre und Treue vertraut hatte? Welchen Glauben kann bei den Zeitgenossen eine Rechtfertigung des Ministeriums der Castlereagh, der Bathurst ꝛc. basirt auf die Berichte ihrer Agenten und zehen Jahre nachher bekannt gemacht, verdienen? Was vermögen die Worte, die man mir zuschreibt, und die von allen meinen Handlungen Lügen gestraft werden? Warum hat man so lange gewartet, um sich eine Stütze daraus zu machen? Warum hat man deren sich nicht bedient, als meine 1819 beim Parlament von England eingereichten Klagen die Minister den harten Angriffen aussetzten, zu denen die gegen mich ausgeübten unwürdigen Gewaltthätigkeiten Grund und Veranlassung gaben? Es war inzwischen doch der Moment und das Mittel, die Theilnahme zu mindern, die mein Unglück erregte."

„Doch zu lange habe ich mich schon mit diesen feigen und niedrigen Angriffen beschäftigt; eine innere Stimme sagt mir, daß solche Verläumdungen mich nicht erreichen können; es giebt Beleidigungen, welche ehren. Welche Gerechtigkeit konnte ich erwarten von der feilen Feder und der haßerfüllten Seele des Schriftstellers, der das höchste Unglück lächerlich zu machen sucht, den kräftigsten und bestimmtesten Charakter zur Karikatur verunstaltet und der, mit barbarischem Hohne, Napoleon anklagt, sich selbst ums Leben gebracht zu haben, weil er die mörderischen Beleidigungen nicht zu ertragen vermogt, unter deren Drucke sein edles Leben erloschen ist?"

Der General Gourgand.

Paris, den 1. Sept. 1827.

Miscellen.

Der Löwe des Nordens.

Folgende, die wohlbekannte Anmuth der Sitten, gutmüthige Laune und Artigkeit unsres ausgezeichneten Landsmannes, des Sir Walter Scott, bekundende Anekdote erzählt man sich hier in unsern besseren Zirkeln. „Ein englischer Gentleman und seine Gemahlin kamen ohnlängst in die Nachbarschaft von Abbotsford, und da sie natürlicherweise sehnlichst wünschten, den Eigner desselben zu sehen und kennen zu lernen, schickten sie ihm eine Karte zu, auf welcher sie erklärten hieher von einem sehr entfernten Theile Englands, einzig in der Absicht den „großen Löwen des Nordens" zu sehen, gereiset zu seyn, und dringend um die Ehre einer Unterredung baten. Sir Walter Scott ertheilte unverzüglich hierauf die Antwort, daß, da der Löwe mit dem meisten Vortheil zu seiner Fütterungsstunde gesehen werde, es ihm Vergnügen machen werde, sie an diesem Tage zum Mittagsessen bei sich zu sehen. Demzufolge erschienen die Fremden denn auch bei ihm, und es ist wohl unnütz hinzuzufügen, daß sie mit der größten Aufmerksamkeit und Gastfreiheit aufgenommen wurden."

(Edinburgh observer.)

Diejenigen unserer Leser, sagt die Pandora, die wenig Glauben an eheliche Zärtlichkeit haben, werden sich ohne Zweifel bekehrt fühlen, wenn sie die nachfolgende Inschrift lesen. Wir haben sie zu Luxemburg über einer Quelle gelesen, die Peter Ernst Graf von Mansfeld dem Gedächtniß seiner verstorbenen Gemahlin gewidmet hat. Sie ist von einer rührenden Einfachheit:

„O Du, der Du hierher kömmst, um der Hitze zu entfliehen oder Deinen Durst zu löschen, Du kannst Dich hier angenehm und ruhig erfrischen. Schöpfe Wasser mit Deiner Hand, benetze damit Deine Lippen, aber trübe es nicht mit Deinen Füßen und verunreinige es nicht, indem Du Deinen Körper darin badest, denn seine sanften Wellen sind den friedlichen Manen einer angebeteten Gattin geweiht; sie nannte sich Marie und ihr verwaister Gatte hat darum diesen Brunnen Mariens-brunnen genannt. Er hat aus diesem Felsen die klare Quelle springen lassen, die einst die verborgene Zeugin seiner ewigen Liebe war; er hat sie mit einem weißen Stein umgeben und ihr befohlen, daß sie immer fließe. Friede sey mit Mariens Asche!"

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETE

№ 220 Hamburg, Sonnabend den 15. September **1827**

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niehour und Rath Ludwig.

Aus dem Briefe eines in Mexico ansässigen Deutschen.

Tampico de las Tamaulipas, den 15. April 1827.

Die Lage unsers Hauses ist höchst reizend und romantisch. Es steht auf dem höchsten Punkte der Stadt und von meinem Schreibtisch übersehe ich eine Landschaft, die gewiß nicht schöner gedacht werden kann. Dicht unter meinen Füßen schlängelt sich der Panucofluß, aus dessen grünen Wellen von Zeit zu Zeit Fische mit den glänzendsten Gold- und Silberfarben emportauchen und der immer mit vielen Canoes belebt ist, in welchen die Indianer Früchte und andere Gegenstände zu Markt führen. Mehrere Seeschiffe, die uns von Europa und den Vereinigten Staaten Waaren bringen und dafür wieder Geld zurücknehmen, liegen, mit den Flaggen ihrer Nationen, hier vor Anker. Jenseits des Flusses bildet ein schmaler Landstrich, welcher den schönsten Wiesengrund enthält und von Cactus, Aloes und andern Pflanzen umkränzt ist, zugleich unzähligem Wasser- und Landgeflügel zum Aufenthalt dient, die Gränzlinie des Panuco-Sees, den man in bläulichem Glanze herüberschimmern sieht; über demselben erheben sich Gebirge in verschiedenen Abstufungen, von denen einige sich mit ihren Gipfeln in den Wolken verlieren. Dahinter liegt die Hauptstadt Mexico. Seitwärts, rechts den Fluß hinauf, sieht man blühende Ufer und zerstreut liegende Indianer-Hütten, in weiter Ferne rings umher wiederum Gebirge. Auf der andern Seite, da, wo sich der Fluß in den Golf ergießt, haben wir am jenseitigen Ufer die Stadt, oder eigentlicher wohl das Dorf Pueblo viejo de Tampico vor uns; hier war es, wo sich H. und M. zuerst bei ihrer Ankunft ansiedelten, ein halbes Jahr nachher aber, größerer Handelsvortheile wegen, ihren Wohnsitz hierher, nach Tampico de las Tamaulipas verpflanzten. Jener Ort, Pueblo viejo de Tambico, nimmt sich, mit seinen weißen, terrassenförmig an einem Hügel gebaueten Häusern sehr artig aus; gleich hinter demselben erhebt sich die wunderschöne Mira, ein kleiner Berg, den man sehr bequem auf schlangenförmigen Pfaden besteigt, und der reich an den schönsten Naturerzeugnissen ist, welche die ganze Atmosphäre mit balsamischen Gerüchen würzen, und von dessen Gipfel man eine himmlische Aussicht, sowohl auf das nahe Meer, als auch auf die anderen Umgebungen, genießt. So weit nun, was die fernsten Umgebungen meines dermaligen Wohnsitzes betrifft. Jetzt lasse es dir gefallen, mit mir einen Spaziergang durch die Straßen unserer Residenz zu machen, damit Du einigermaaßen auch das Näherliegende und mehr in täglichem Verkehr mit mir Stehende kennen lernst. Zuvor muß ich Dir sagen, daß erst kürzlich dieser, noch vor einem Jahre ganz unbedeutende, nur aus einzelnen Häusern und Hütten bestehende Platz, von der Regierung in Mexico zu einer ciudad maritima y legitima (See- und privilegirten Stadt) erhoben worden ist. Du siehst da, wo noch vor einem halben Jahre dicke Waldung war, jetzt stattliche Häuser sich erheben und große Marktplätze entstehen; mit jeder Woche verschönert sich der Ort, und Häuser reihen sich an Häuser, die alle nach einem festen Plan gebaut werden müssen, so daß das Ganze ein großes regelmäßiges Viereck bildet. Schnurgerade Straßen durchschneiden dies Quarré in allen Richtungen und haben ihre Vereinigungspunkte in zwei großen Plätzen, la plaza de la constitucion (Constitutions-Platz) und la plaza de las armas (Exercier-Platz), die ebenfalls wieder regelrechte Vierecke bilden. Schon stehen an 300 neue Gebäude mit den früher schon vorhanden gewesenen; man kann sich hieraus eine Vorstellung machen, wie das Ganze sich ausnehmen wird, wenn Alles bebaut ist. Ueberall sieht man Baulente beschäftigt, und die Hütten der Indianer, die, bei ihrer Unsauberkeit, keinen angenehmen Anblick gewähren, werden nach und nach, so wie der Bau vorwärts schreitet, aus dem Stadtbezirke verdrängt; dies ist indeß den Leuten ziemlich gleichgültig, denn sie können in einem Tage ihr ganzes Lokal abbrechen, transportiren und wieder aufbauen, wo es ihnen gutdünkt, bis der Befehl des Alcalden oder auch eine sonstige Veranlassung, die oft sehr unbedeutend seyn kann, sie zu einer neuen Wanderung treibt. Die Wohnhäuser sind hier in der Regel nur von einem Stockwerk, nur wenige haben deren zwei und alle sind mit platten Dächern versehen. Sie sind größtentheils von Felsensteinen erbaut und mit feinem weißen Muschelkalk, der eine marmorartige Politur annimmt, beworfen; dies und eine geschmackvolle Form, gewährt ein reinliches, schönes Ansehen, obgleich das blendende Weiß dem Auge nicht zuträglich ist. Bei den mehrsten Häusern ist mehr auf Raum für Waaren, als auf Bequemlichkeit gesehen; nur wenige Eigenthümer, die keine Geschäfte treiben, machen davon eine Ausnahme, und in deren Häusern soll die größte Eleganz und Bequemlichkeit herrschen; ich habe aber bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen. Die hiesigen Einwohner bestehen aus dem buntscheckigsten Gemisch von Nationen. Man sieht hier Spanier, Mexicaner, Americaner, Africaner, Deutsche, Franzosen, Holländer und Engländer, weiße, gelbe, kupferfarbene und schwarze Gesichter. Der Marktplatz ist der Hauptvereinigungspunkt aller diesen Racen und es gewährt einen besondern Anblick, wenn man des Morgens früh um 5 oder 6 Uhr dahin geht, und das Gewimmel überschaut. Hier sitzt eine Indianerin oder Eingeborne des Landes mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde, vor sich einen Topf mit Chocolade, die auf Kohlenfeuer heiß erhalten wird, daneben eine Schüssel Tortillas (ein Gebäck von Mais und Wasser, das Hauptnahrungsmittel der Eingebornen) und ein Gefäß mit zu dem Gebäck gehörender Sauce, aus chillies (Cayenne-Pfeffer in Schoten) und Zuckerrohr bereitet. Während sie gemüthlich ihre Papier-Cigarre raucht, bedient sie die Gäste, die sich einfinden, um, gegen ein medio (ungefähr 3 Silbergroschen), ihr Frühstück zu nehmen, welches sie ebenfalls niedergekauert thun. Gegenüber ist eine Fleischerbude, wo frisches und gedörrtes Fleisch von amerikanischen Schlächtern feil geboten wird. Dort sitzt eine niedliche Indianerin aus dem Innern, sie bietet chillies, frigoles (Bohnen),

Bananen, Ananas und andere Früchte feil. Ihre Kleidung ist viel sorgfältiger und gewählter, als die der Hiesigen, die gewöhnlich sehr nachlässig, zerlumpt und indecent ist; während jene aus einem schneeweißen Hemde von feiner Leinwand, einem buntgestreiften Rock von einer Art schottischer Leinwand, die im Lande selbst fabricirt wird, und aus einem, gewöhnlich blau gestreiften, Shawl besteht, der, wie in Deutschland die Regentücher, über den Kopf geworfen wird und kreuzweis über die Brust zusammengefügt ist. Aus dieser Hülle guckt dann oft ein, trotz der dunkeln Hautfarbe, sehr liebliches Gesicht mit schwarzen feurigen Augen hervor, denen man es unmöglich abschlagen kann, für eine Kleinigkeit ein paar saftige Apfelsinen oder sonstige Früchte zu erhandeln, die man dann im Weitergehen verzehrt. Weiterhin sieht man ganze Reihen von Verkäufern beiderlei Geschlechts und von verschiedenen Stämmen nebeneinander sitzend, die auf Schilfmatten allerlei Gemüse, Mais und Früchte, zum Theil sehr zierlich geordnet, feil bieten, während um sie herum Knaben und Mädchen, nur mit einem leichten Hemde bekleidet, sich lustig tummeln und dazwischen Europäer, Mulatten, Creolen und Neger, die Einkäufe besorgen. Schweine, Hunde, Esel und Maulthiere verrennen Einem oft den Paß, man genirt sich aber gegenseitig nicht, und sucht sich durch Rippenstöße oder Fußtritte in solchem Falle Bahn zu machen. An den Seiten der Häuser, unter den Corridors, sieht man Gruppen von Männern beim Kartenspiele, welches hier unter dem gemeinen Volke leidenschaftlich getrieben wird. Daneben und oft mitten im Wege, hat sich ein Kerl, in seine Decke gehüllt, hingelegt und schläft; man kann ruhig über ihn wegschreiten, auch wohl über ihn stolpern und er wird sich nicht von der Stelle rühren: das läßt die Faulheit nicht zu. Wenn solch ein Mensch den Gewinn seiner Arbeit verspielt oder sonst verthan hat, so legt er sich schlafen und nur der Hunger kann ihn zwingen, wieder an die Arbeit zu gehen. Diese Leute sorgen nur für den heutigen Tag: haben sie ein paar Thaler verdient, so werden sie gleich übermüthig und insolent.

Wir gehen nun an der Wasserseite hinunter: dort ist der Landungsplatz der Canoes. Hier werden Zuckerrohr, Bambus, Palmblätter und andere Gegenstände verkauft. Die Verkäufer bringen gewöhnlich ihre Familie mit, die so lange in den Canoes campirt, welche in der Regel durch ein überspanntes Leinen vor den Sonnenstrahlen geschützt sind. Etwas weiter ist der Wassermarkt; wir haben leider hier kein süßes Wasser, denn der Fluß ist salzig und wird erst ein Paar Stunden höher hinauf trinkbar. Canoes bringen davon jeden Tag große Vorräthe, wovon sich alle Haushaltungen versorgen müssen; für unser Haus ist dies eine tägliche Ausgabe von 1 Thaler; dieser Umstand ist auch zum Theil Ursache, daß das Waschlohn hier so enorm theuer ist. Ganze Schaaren von Mädchen ziehen in den Frühstunden mit ihren irdenen Krügen auf den Köpfen nach diesem Wasserplatz, wo denn allerlei Scherz und Muthwillen getrieben wird. Putzsucht und Geschmacklosigkeit bilden hier oft die seltsamsten Contraste, und da dieser Platz zugleich zum Rendezvous für die Liebhaber dient, so suchen sich die Mädchen auf das Vortheilhafteste zu produciren. Ich habe bei dieser Gelegenheit Weiber und Mädchen vorüberziehen sehen, wovon die Eine einen schönen klaren weißen Shawl am Kopfe befestigt hatte, während die Fetzen des zerrissenen Leinwandrockes den Erdboden fegten; eine andere trug an ihren nackten schwarzen Füßen ganz neue umgewandte Tanzschuhe von Coquelico-Farbe und sah im Uebrigen so schmutzig und unappetitlich aus, daß ich sie kaum mit der Zange hätte berühren mögen. Noch eine dritte trug, bei größtentheils nacktem Oberkörper von schwarzbrauner Farbe, einen zitronengelben Rock, und eine vierte hatte einen sehr hübschen Kamm mit Steinen in den Haaren und trug dabei, anstatt des Shawls, eine wollene gestreifte Pferdedecke. Dies und noch vieles Andere, was ich nicht beschreiben kann und mag, hat mir allen Respekt vor den hiesigen Schönen der untergeordneten Classe eingeflößt, und wenn Du nun vollends ihre Nationalgesänge hören solltest, die vorzüglich beim Fandango jeden Sonnabend Abend, zur Begleitung des Tanzes, aus männlichen und weiblichen Kehlen abwechselnd ertönen, so würdest Du Katzengeschrei und Hundegeheul dagegen für Sphären-Musik erklären. Gräßlichere Dissonanzen können nicht geboren werden, wie sie hier mit der größten Kraftanstrengung durch die Nase geschnarrt und zugleich aus der Brust gekreischt werden. Hört man sie von Ferne, so sollte man glauben, es wäre irgend eine fürchterliche Mordthat verübt, und kommt man näher, so ist es als ob Alles toll geworden wäre und man es selbst mit werden müßte. Nach und nach habe ich mich etwas daran gewöhnt, vorzüglich da diese interessante Tanzpartie schon ein paar Mal dicht neben meiner Schlafzimmerthür Statt hatte, und erst mit anbrechendem Morgen ihr Ende erreichte. Diese Gesänge sind noch ganz in alt-mexicanischer Form und Mundart, ihr Inhalt ist größtentheils eine Liebeserklärung, die der Tänzer seiner Mittänzerin macht; sie antwortet und spielt anfänglich die Spröde, läßt sich aber doch nach und nach erweichen, und so dauert der Wechselgesang oft eine halbe Stunde und länger, bei ununterbrochenem Tanze, fort, indem sehr häufig von beiden Seiten ganz artig improvisirt wird. Der Tanz besteht übrigens in nichts weiter, als daß sich die beiden gegeneinander überstehenden Kolonnen vorwärts und rückwärts bewegen und zwar in langsamem Takt, den sie aber sehr genau markiren, indem sie abwechselnd mit den Hacken und den Fußspitzen auf den Boden stampfen. Ich habe auch einigen Privatbällen der höhern Klassen mit beigewohnt, die immer bei offenen Thüren zu ebener Erde gegeben werden, wo jeder anständig Gekleidete freien Zutritt hat und ohne die mindesten Ceremonieen weggehen kann, wenn es ihm nicht länger gefällt. Hier entwickelt sich schon mehr Kunst und ich muß gestehen, daß mich das Graziöse des spanischen Tanzes, worin sich das schönste Gliederspiel entfaltet, die Reichhaltigkeit und das Bedeutungsvolle der Touren beim Contretanze sowohl, wie beim Walzer, der übrigens in viel langsamerem Tempo wie bei uns, vorzüglich wohl des heißen Klima's wegen, getanzt wird, weit mehr angesprochen haben, wie unsere deutschen Tänze. Dazu ist die Musik höchst einfach, aber ausdrucksvoll und ergreifend.

Unser Hausregiment führt eine alte Dame, Madame M., eine Creolin aus Neu-Orleans; sie versieht ihr Amt meisterhaft, und schafft uns nicht allein immer einen guten Tisch, sondern hält auch über Alles strenge Ordnung, welches gewiß nicht wenig sagen will, da sie unter 13 Köpfen, woraus unser Personal besteht, und in denen sich der Freiheitssinn oft gewaltig regt, das einzige weibliche Wesen ist; dadurch aber, daß sie einen jeden gehörig zu nehmen weiß, und in allen Stücken sehr gescheut ist, gewinnt sie sich Aller Achtung und Vertrauen, und sucht einem Jeden nützlich und dienlich zu seyn. Man speiset hier, ohngeachtet der geringen Auswahl von Lebensmitteln, (mit denen jedoch unsere Dame immer eine bewunderungswürdige Abwechselung und Mannigfaltigkeit hervorzubringen vermag,) recht gut; es hält aber etwas schwer, ehe sich ein deutscher Magen an die hier übliche Ordnung, so wie an die Zubereitung der Speisen, die alle sehr stark gewürzt sind, gewöhnt. Um Dir einen Beweis zu geben, daß man nicht allein in V., sondern auch hier am unwirthbaren Gestade des mexicanischen Golfs, eine wohlbesetzte Tafel liebt, will ich Dir hier, so gut es mir in der Erinnerung geblieben ist, ein Gastmahl beschreiben, welches einer unserer Hausfreunde kurz nach meiner Ankunft gab. Dieser Herr X., auch ein Deutscher von Geburt, der seit 8 Jahren in M. M. lebt und sich ein artiges Vermögen gesammelt hat, war hier herübergekommen, um bei uns Waareneinkäufe zu machen, und war fast täglich während 8 Wochen unser Gast. Um sich zu

revangiren, hatte er oft erwähnt, daß er uns sammt und sonders recht brillant regaliren wolle, und so kündigte er uns denn eines Tages an, er habe eine Schildkröte von 150 Pfund und zwei schwere Puter, jeden von 18 Pfund, gekauft und nun könne die Sache vor sich gehen. Unter seiner Dienerschaft befand sich ein geschickter Koch, der uns einen Beweis seiner Vollkommenheit gab, indem das Diner wirklich ganz delicios war.

Zuerst kam eine Turtle- (Schildkröten) Suppe, die allein, ihres reichen Inhalts wegen, einen genügsamen Magen weiterer Wünsche überhoben haben würde; zugleich eine kräftige Bouillon-Suppe. Den nächsten Gang bildeten gekochte Hühner, Tauben und Rindfleisch. Dann folgten mehrere Sorten auf verschiedene Art zubereiteter Fische, von denen unter andern einer wie gekochter Lachs schmeckte, andere dem Zander sehr ähnlich waren. Darauf Ragouts von Hühnern und Tauben, vortrefflicher Schinken und Corned beef (Pökelfleisch) nebst Kartoffeln, Calebassen, eine Art Schnittbohnen, desgleichen eine Art braunen Kohls und mehreres andere Zugemüse, was ich nicht zu nennen weiß. Nun zwei große gefüllte Puter, eine Masse von eingemachten Früchten in Branntwein und Zucker. Ferner verschiedene Sorten Pies (Pasteten). Weiter zwei gebratene Spanferkel mit mehreren Arten von Salat, von denen einer besonders meine Aufmerksamkeit erregte, der in einer großen tiefen Schüssel aufgetragen wurde und dessen Blätter, aufstehend, eine Art von Blumen bildeten, in deren Mitte jedesmal das Gelbe eines Ei's, gleichsam als Kelch, gelegt war; man nahm einen solchen Salatkopf und bereitete sich ihn nach eigenem Gutdünken. Er schmeckte mir ungefähr wie Endivien. Danach kamen wieder mehrere farcirte Sachen, Pasteten und Gott weiß was noch alles, ferner Sillabub, Cremes, Früchte, als Trauben, Apfelsinen, Ananas, Bananen, Cacaluntas oder indische Nüsse, Mandeln, Rosinen und zwischen dem Allen eine große Verschiedenheit von Wein, zuletzt Punsch. Alles dieses wurde ziemlich schnell hintereinander servirt, und doch dauerte die Session von 4 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends. Die Gesellschaft bestand aus etwa 24 Personen, Deutschen, Spaniern, Mericanern, Engländern und Franzosen, lauter Männern; die Verschiedenheit der Nationen und Charaktere machte aber, daß das Ganze nicht so recht in Einklang kommen wollte, trotz der Bestrebungen des Wirths, der sich alle mögliche Mühe gab, dies zu Stande zu bringen.

Wir speisen in unserm Hause in der Regel um 2 Uhr zu Mittag, dazu wird mit einer Glocke das Zeichen gegeben und Alles versammelt sich im Speisesaal. Gleich unmittelbar nach dem Essen wird schwarzer Caffee herumgegeben und die Cigarre in Brand gesetzt; Milch zum Caffee ist eine seltene Erscheinung, sie ist sehr rar und die wenigste Zeit gut. Nach dem Essen geht es wieder an die Arbeit bis 6 Uhr, wo die Dämmerung eintritt; dann genießt man der Kühle, welche der Seewind herbeiführt; ich gehe dann gewöhnlich mit M. spazieren, oder wir machen auch wohl früher, wenn es die Arbeit erlaubt, um 4 Uhr einen Ritt nach der Barre, die etwa 1½ Stunden von hier ist und wohin man auf einem ganz angenehmen Wege durch Wiesen und Holzungen, gelangt. Hier erfährt man allerhand Neues über angekommene oder abgegangene Schiffe, und hat den fürchterlich schönen Anblick der tosenden und schäumenden Brandung, die sich oft haushoch an den Sandbänken bricht, welche vor dem Eingange des Flusses gelagert sind, und leider erst ganz kürzlich zwei schönen amerikanischen Schiffen, wovon das Eine an uns bestimmt war, den Untergang bereitet hat, wo auch M's. Reisegefährte, der Apotheker G. sein Grab fand und M. nur mit großer Anstrengung dem Tode entrann.

Um 7 Uhr wird Thee getrunken, und Butter und Brod dazu aufgesetzt; dabei ist denn manchmal die Unterhaltung sehr belebt oder auch sehr flau, je nachdem der Stoff, oder die Laune der Hauptpersonen beschaffen ist; sehr häufig bringt aber auch die Tageshitze eine solche Ermattung zuwege, daß man für nichts Weiteres Sinn hat, als sich zur Ruhe zu begeben. Um 9 Uhr zieht die außer dem Hause wohnende Schaar zum Nachtquartier. Unser großes geräumiges Wohnhaus ist nämlich so mit Waaren belegt, daß selbst die für uns bestimmten Schlafzimmer nicht davon frei geblieben sind; nur drei junge Leute bleiben des Nachts zur Bewachung dort, und müssen ihre Feldbetten mitten unter den Waaren aufschlagen. Wir andern, Acht an der Zahl, haben ein kleines Local unten am Constitutionsplatze, mit 3 Kammer-ähnlichen Abtheilungen, wo Koffer und Kisten die Stelle von Tischen und Stühlen vertreten müssen; auch Fremde müssen hier zuweilen vorlieb nehmen. Unter andern ist jetzt ein reicher Kaufmann aus Neu-Orleans hier, der wohl die höchste Eleganz gewohnt seyn mag, sich aber eben so gut in die Umstände finden muß, wie wir. Ein jeder hat ein Feldbett und richtet sich so bequem ein, wie er kann; ein Muskito-Netz ist unentbehrlich. Dies wird auf 4 Pfählen über das Bette gespannt; Matratze, Kopfkissen und eine dünne Decke ist alles, was man außerdem gebraucht. Die Hitze ist des Nachts oft unleidlich, und wenn man auch durch obige Vorkehrung vor den Stichen der Muskitos gesichert ist, so giebt es doch noch eine andere Art blutdürstiger Thierchen, die man auch in Europa kennt, nur mit dem Unterschiede, daß sie dort vorzugsweise sich das zartere Geschlecht zum Opfer ausersehen, statt daß sie hier gar keinen Unterschied machen und, trotz der strengsten Maaßregeln, auf das unbarmherzigste einen jeden Fremdling, ohne Ansehen der Person oder des Geschlechts mißhandeln. Dies und der furchtbare Geruch aus der nahen Lagune (einem See, welcher in der heißen Zeit austrocknet und durch das Verwesen einer ungeheuern Masse Fische und Schaalenthiere höchst ungesunde Ausdünstungen veranlaßt) läßt nur wenig Schlaf zu, und ist hauptsächlich Ursach, daß man sich immer in einem Zustande der Ermattung und Abspannung befindet.

Um 6 oder 7 Uhr stehen wir gewöhnlich auf. Im Anfange geschah es meiner Seits früher: da aber der Sonnenaufgang hier eben nichts schönes darbietet, und so wenig, wie der Untergang, das erhabene Schauspiel wie in Europa gewährt, so habe ich dies aufgegeben und mache allenfalls, noch ehe die Andern auf den Beinen sind, einen Solo-Spaziergang über den Markt. Um 7 Uhr hat Madame oben im Hause den Caffee bereit; man trinkt gewöhnlich nur eine Tasse, schwarz mit vielem Zucker, der hier vortrefflich ist. Um 9 Uhr läutet die Frühstücksglocke; dies Frühstück ist ein completes Mittagsmahl zu nennen, weil es aus Beefsteaks, Geflügel, Fischen, Pies und einem Nachtisch von Früchten besteht. Von diesen letztern sind mir die Feigen-Bananen die liebsten: sie sind hier sehr häufig, haben die Größe, Form und das äußere Ansehen einer deutschen Gurke, nämlich solcher die man Senfgurken nennt; die äußere Haut ist leicht mit den Fingern abzuziehen und dann das Ganze genießbar. Die Frucht ist etwas mehlig, aber doch sehr saftreich, kühlend und gesund; beschreiben kann ich den Geschmack nicht, er hat aber etwas Aehnliches mit dem einer Birne und ich bin überzeugt, daß Du an dieser schönen Frucht, so wie ich, außerordentliches Wohlgefallen haben würdest. Ich möchte Dir wohl vorschlagen, einen kleinen Tauschhandel zu machen, so daß ich Dir nämlich den Saamen von verschiedenen Früchten und Blumen der hiesigen Zone schickte, und Du mir dagegen, wenn auch nur einige Gartensämereien, als von Erbsen, Wurzeln, Bohnen ꝛc. und einigen Saamen von dortigen Blumen sendetest; ich wollte nämlich, mit Hülfe eines deutschen Domestiken, der früher Gärtner in Holland gewesen ist, den Versuch machen, ob nicht dem hiesigen Boden einige deutsche Produkte abzuwinnen sind. Der Weinstock geräth im Innern des Landes vortrefflich, wir haben hier Trauben aus Tula, etwa 8 Tagereisen von hier im Innern, gehabt, die denen von Mallaga an Größe und

Güte nichts nachgeben: von da werde ich mir vor allen Dingen einige Senker kommen lassen. Auch Pfirsichen und Aprikosen giebt es viel im Innern, und ich glaube gewiß, daß ein Versuch damit, hier an der Küste, nicht zwecklos seyn würde. Ananas, Apfelsinen, Limonen, Melonen von allen Gattungen, Kürbisse ꝛc. giebt es hier in Menge, man muß aber bei deren Genuß sehr vorsichtig seyn, denn man bekömmt sehr leicht darnach das Fieber, und weil ich kürzlich einen leichten Anfall davon hatte, so enthalte ich mich lieber jetzt ganz jenes Genusses und begnüge mich mit Limonade, Cider (den man hier aus Nordamerika sehr billig hat, der wie Champagner brauset und schmeckt, und dabei sehr gesund ist) und abwechselnd mit einer Tasse Chocolade, oder etwas Wein mit Wasser gemischt.

Um 7 Uhr Abends wird, wie gesagt, Thee getrunken und ein einfaches Butterbrod dazu gegessen, dann kramt man noch ein wenig herum und geht zu Bette; das will ich denn auch jetzt thun, denn es ist nach 10 Uhr und die andern sind schon alle weg. Die Hitze dauert seit acht Tagen ununterbrochen fort und setzt das Blut in eine fieberhafte Bewegung. Ihr könnt Euch in Europa schwerlich einen Begriff davon machen, was eine solche Hitze ist; auch erinnert sich keiner hier, daß die heiße Zeit schon so früh wie in diesem Jahre eingetreten sey. Am vorigen Sonntag machte ich einen Spaziergang in ein nahes Gehölz, um für N. N. einige Naturalien zu sammeln; obgleich ich mich aber schon um 5 Uhr Morgens auf den Weg begab und nach einem paar Stunden langsamen Gehens zurückkehrte, fand ich mich wie gekocht, und selbst der Wind, anstatt Kühlung zu geben, wehte mich wie Feuerflammen an. Die Augen leiden dabei sehr und es ist kein Wunder, wenn man zuletzt an Hautfarbe den Eingebornen ähnlich wird; wir Alle fangen schon an, uns zu bräunen. Wenn ich bedenke, daß wir nun noch ganzer 4 Monate hindurch mit immer steigender Hitze zu kämpfen haben, wovon selbst die Nächte nicht frei sind, so wird mir oft etwas ängstlich dabei; ich hoffe indeß, mit Gottes Hülfe überstehen wir diese Prüfungszeit.

Die Eingebornen von Nordamerika.

(Beschluß.)

Den Gouverneurs an den westlichen Gränzen, Meigs, Warthington und Morrow, glückte es anfangs, die Häuptlinge der wilden Stämme zur Neutralität zu bewegen; doch war dieses nicht von Dauer. Die Aufforderungen der Engländer waren zu lockend, als daß die Indianer ihnen hätten widerstehen können; es ward ihnen Branntewein versprochen — den sie auch erhielten, und Ländereien — die aber erst zu erobern waren. Mehrere Stämme ließen sich hinreißen und verheerten die westlichen Gränzen der Vereinigten Staaten.

Von allen Ereignissen, wovon Amerika seit seiner Entdeckung der Schauplatz gewesen ist, hat wohl keines größere Veränderungen unter den Indianern erzeugt oder verbreitet, als der letzte Krieg zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Die Völkerschaften, die Partei für die Engländer nahmen, ließen die Gegenden, wo sie bis dahin gelebt, ihre gewohnten Beschäftigungen, ihre ganze vorherige Existenz im Stich, um eine neue zu beginnen. Gesammelt in der Runde um die englischen Lager, folgten sie deren Bewegungen. Mehr als 12,000 Rationen wurden täglich an die Individuen vertheilt, die nicht fechten konnten. Die Krieger lebten von ihrem Solde und vom Raube. Aber der mit wenigem Geschick geführte Krieg war nicht lohnend; es trat Mangel ein, und die unglücklichen Verbündeten der Engländer kamen bei Tausenden um. Diejenigen, die den Krankheiten und dem Hungertode entgingen, verfluchten den Irrwahn, der sie vermocht hatte, ihre Hütten zu verlassen. Die Jagd war unergiebig, weil das Wild vor den großen Massen flüchtete. Die Müssigkeit dieser unbeweglichen Lager war dem amerikanischen Krieger unerträglich: ungeduldig vor langer Weile und gepeinigt vom Hunger, gab der Befehl, der ihm von Zeit zu Zeit gegeben ward, auszugehen und Scalpen von hingewürgten Schlachtopfern heimzubringen, allein eine Beschäftigung, die ihm nicht zuwider war. Schrecklich wütheten die Krankheiten und verschonten die Engländer eben so wenig als die Indianer, so daß die amerikanische Armee, als sie im Jahr 1813 nach Canada kam, keinen Feind mehr zu bekämpfen vorfand. Der Obrist Proctor war mit einer sehr kleinen Anzahl Leute, die ihm zu folgen sich verstanden hatten, geflüchtet; andre hatten sich in den Wäldern versteckt: aber dieser Feldzug war auch nur von einem kleinen Theil der englisch-indianischen Armee unternommen worden. Gleichzeitig mit der Expedition nach Rußland, im Jahr 1812, war sie von noch gräulicheren Folgen als diese, und man erschrickt vor dem Uebermaaß von Leiden und Gräueln, die sie veranlaßte. Als endlich der amerikanische General Mac-Arthur die Reste der englisch-indianischen Armee, nach dem Rückzuge des Obristen Proctor, gefunden hatte, beeilten sich die Indianer, ihm ihre Unterwerfung anzubieten. „Vater," sagte ihr Dollmetscher, „Du findest uns waffenlos; wir stehen in Deiner Hand; mache mit uns, was Dir gefällt. Unsre Gefährten und unsre Kinder sind schon todt, und es sterben noch täglich von den unsern. Weigerst Du Dich, uns die Hand zu reichen, so erliegen wir alle; werden wir aber dem Leben wiedergegeben, so soll unser Tomahawk nur gegen Deine weißen und rothen Feinde erhoben werden."

Seit dieser Zeit ist das Schicksal dieser Nationen für immer entschieden; sie werden nicht mehr in den Kriegen zwischen zwei civilisirten Völkern auftreten. Nach dem Genter Frieden, als aller Grund zu Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich beseitigt war, erfuhren die Indianer es, daß von dem Halten der ihnen gemachten Versprechungen keine Rede mehr war; daß sie weder mehr auf geistige Getränke, noch auf Ländereien rechnen durften; daß sie über die Hälfte ihrer Bevölkerung eingebüßt hatten, und daß sie wieder der Herrschaft der amerikanischen Regierung heimfielen; ihr Muth war gänzlich gebrochen, und sie unterwarfen sich mit dumpfer Hingebung einem Geschicke, dem sie nicht mehr ausweichen konnten.

Einer ihrer Häuptlinge, Quabicha, ein ehrwürdiger Greis, Deputirter des Stammes Sioux, äußerte unverholen den Zorn seiner Nation wider die Engländer. Als der Obrist Mac-Dowell, Befehlshaber der Insel Drummond, ihm im Jahr 1815 Namens der brittischen Regierung ein Geschenk behändigte, da sagte der alte Krieger: „Was sehe ich da! einige Messer, einige Decken! ist es das, was ihr uns zu Anfang des Krieges versprochen habt? Habt ihr die Verträge vergessen, die wir zu Michilimackinac gemacht und die ihr, um unsre Krieger anzulocken, in unsern Dörfern am Meschacebe proclamirt habt? Ihr versichertet uns, ihr würdet das Beil nicht eher ablegen, als bis ihr die Amerikaner über die Berge hinaus verjagt hättet; und war es wohl recht, daß unser Vater von Großbritannien Frieden machte ohne Zuziehung seiner rothen Kinder? Wir sind nicht einmal im voraus von seinen Absichten benachrichtigt worden; wir wissen nicht, ob er sich mit den Häuptlingen der Krieger dieser Gegend verständigt hat. Meint ihr, uns durch ein elendes Geschenk für die Männer, die wir in den Gefechten verloren, entschädigen zu können? Könnt ihr es euch einbilden, daß unsre Freunde damit zufrieden seyn werden? Ich meines Theils, ich

habe im Verlaufe meines langen Lebens stets die Mittel gefunden, für meine Bedürfnisse Rath zu schaffen: ich werde dieses auch bis an mein Ende; ich bedarf eurer nicht."

So lange die Indianer in den Wäldern und Savannen ein Nomadenleben führen, werden sie die Nähe von Landbau treibenden Völkern scheuen und sich aus Leibeskräften wider die Fortschritte der Cultur stemmen. Ihre, von J. J. Rousseau mit Enthusiasmus, vom Quarterly Review mit sichtlicher Falschheit, und aus Haß wider die Vereinigten Staaten, verfochtene Sache wird zu allen Zeiten ihre Anhänger und ihre Widersacher finden. Sie ist, bis moralisch über sie abgestimmt werden wird, schon factisch entschieden und alle Nationen haben sich vereinbart, die Frage in gleicher Weise zu lösen. Diejenigen, welche die von der Jagd lebenden Völker als die Eigenthümer des Bodens ansehen, der ihr Wild nähret, könnten eben so gut sagen, sie seyen die einzigen rechtmäßigen Herren des ganzen Erdbodens. Zu allen Zeiten haben die Freunde der Menschheit es gerne gesehen, daß der Ackerbau in einem Lande Fortschritte gemacht und Heerden, Erndten und Gärten den Platz von wilden Thieren und unangebaueten Forsten eingenommen haben.

Der merkwürdigste Tractat, der je über die Ländereien der Indianer in Amerika abgeschlossen worden ist, ist wohl derjenige, durch den Lord Selkirk in den Besitz einer Strecke von 177,000 Quadratmeilen (über ein Drittheil des Gebietes der Vereinigten Staaten, zwischen dem Delaware und den brittischen Besitzungen) kam. Dieses Eigenthum, so leicht erworben als verkauft, erstreckt sich längs des rothen Flusses und der angränzenden Länder. Es begreift mehrere Millionen Acker in sich, die, was die Fruchtbarkeit des Bodens und die Lieblichkeit des Clima's anbetrifft, keinem Theile von gleichem Umfange in dem englischen Amerika nachstehen: und dieses alles hat wenig mehr gekostet als die Gebühren für den Kauf-Contract. Was aber die alten Bewohner anbetrifft, so ist ihnen nichts versprochen und nichts gegeben worden, ja man hat ihrer nicht einmal erwähnt. Dennoch werden die umherwandernden Stämme, die nur von der Jagd und vom Fischfang leben, in England eben so wenig als anderswo für die Eigenthümer des Bodens angesehen, den sie nicht bewohnen; und diese Meinung entspricht dem Interesse der Menschheit zu sehr, als daß sie irrig seyn könnte.

Die den Indianern im Westen der Vereinigten Staaten abgekauften Ländereien werden weit über den Werth bezahlt, den sie für dieselben haben, denn sie produciren ihnen durchaus gar nichts. An den Gränzen der civilisirten Staaten werden die Thiere, wovon die Jagd treibenden Völker sich nähren, nicht mehr gefunden; gleich wild wie die Menschen ihres Landes, fliehen sie vor der europäischen Civilisation nach Gegenden, wo sie sich für sicher halten. Der Landstrich nun zwischen diesen Gegenden und den Gränzen der Colonie wird dann zu einer Wüste, von welcher der Indianer keinen Nutzen haben würde, wenn er ihn nicht verkaufte.

Die Geschichte des Verkehrs zwischen den Eingebornen von Amerika und den Europäern, die hergekommen sind, um Besitz von ihrem Lande zu nehmen, bietet nichts so Tröstliches für die Menschheit dar, als die Versammlung, die im Monat August 1825 auf der Hundswiese am Meschacebe gehalten worden ist. Mehrere Generationen waren darüber hingestorben, daß kein Augenblick Frieden zwischen den Tschipponas und den Sioux statt gefunden hatte. Die Ursache zu dem Kriege kennt niemand, seine lange Dauer aber war die Wirkung von zwei sehr starken Leidenschaften bei den amerikanischen Eingebornen: Ruhmsucht und Rachedurst. Sie mußten wenigstens einen Feind haben, um stets neue Trophäen aufweisen zu können; eine Niederlage war kein Unglück, sondern ein Schimpf, der nur mit dem Blute des Beleidigers abgewäschen werden konnte. Drei andre Stämme hatten die Partei der Tschipponas ergriffen, und es schien, daß eine heftige Crisis die Vernichtung dieser Völkerschaften beschleunigen sollte, die ehnedem schon durch langsame, aber unabwendbare Ursachen in steter Abnahme sind. Ohne die mächtige Dazwischenkunft der Vereinigten Staaten würden sie sich mit einer stets wachsenden Barbarei ausgerottet haben. Eine gemeine Politik hätte vielleicht den Zwiespalt unter natürlichen Feinden begünstigt, wo nicht gar aufgeregt; aber das war nicht die Politik des Congresses der Vereinigten Staaten. Er bot den sämmtlichen kriegführenden Mächten, vom Missuri an bis zu den großen Seen, seine Vermittelung an; sie ward angenommen, und nun herrscht Friede unter ihnen ohne eine Spur des früheren Hasses. Um die Wohlthaten dieser allgemeinen Friedensstiftung noch mehr zu sichern und auszudehnen, berief die Regierung der Vereinigten Staaten, im Monat September 1826, eine zweite Versammlung zu Saint Louis ein, um die Zwistigkeiten zwischen den Delawaren, ihren Verbündeten, und den Osagen zu schlichten; diese hatte einen gleichen Erfolg wie die von der Hundswiese. Diese Wohlthaten sind nicht die einzigen, welche die Indianer der Weisheit des Congresses verdanken: schutzgewährende Gesetze sichern ihnen den Genuß ihres Eigenthums und leisten ihnen Gewähr gegen Betrug und Plackereien, deren Opfer sie sonst werden könnten. Es ist den Bürgern der Vereinigten Staaten ausdrücklich verboten, auf dem Gebiet der Indianer zu jagen und ihre Heerden dort weiden zu lassen. Eines Indianers Jagdgewehre und Munition gelten als geheiligtes Eigenthum, das ihm nicht genommen werden darf. Bei allen Streitsachen zwischen einem Weißen und einem Eingebornen neigt sich die Waage der Gerechtigkeit zu Gunsten des letztern. Ein jährlicher Fonds, geschickt verwaltet und mit Verstand angelegt, bereitet die Gesittigung der Wilden vor. Der erste Abschnitt des hierauf bezüglichen Reglements weiset die Motive nach, weshalb man ihn für nöthig gehalten, und die Grundsätze, worauf er begründet worden; es heißt darin:

„Um die fortwährende Verminderung der indianischen Stämme und ihre gänzliche Ausrottung — unvermeidlich, sollten sie sich der Civilisation weigern — zu verhindern, ist der Präsident ermächtigt, die Mittel der Unterweisung und Vervollkommnung, die er für ausführbar halten wird, anzuwenden, um diese Völker zur Entsagung ihrer Lebensweise zu vermögen, ihnen das Verlangen nach einer bessern Lage einzuflößen, ihnen das Glück einer friedlichen und seßhaften Existenz, dem Ackerbaue oder einem Handwerke gewidmet, begreiflich zu machen. Er soll Lehrer für die Kinder und für die Erwachsenen wählen. Die Kinder sollen lesen, schreiben und rechnen lernen. Sie sollen sich genau an die Instructionen des Präsidenten und an diejenigen halten, die ihnen späterhin möchten gegeben werden."

Das beklagenswürdigste Resultat des Verkehrs zwischen den civilisirten Menschen und den Indianern ist der gränzenlose Hang, den diese für die geistigen Getränke gewonnen haben. Man kann sich keinen Begriff von der Heftigkeit dieser Leidenschaft machen, selbst nicht bei den barbarischsten Völkern des alten Continents, wo die Trunkenheit nur ein individuelles Laster ist, dem der Mensch zuweilen widerstehen kann, dessen Inconvenienzen er kennt und zugiebt; aber bei den Indianern, Nachbarn der Wohnungen der Europäer, berauscht sich alles, selbst die Weiber und Kinder, sobald man Gelegenheit hat, sich närrisches Wasser, das sie auch Todeswasser nennen, zu verschaffen; Greise, Häuptlinge und Krieger kennen weder Zaum noch Zügel. Diese, aus Europa gekommene, furchtbare Leidenschaft datirt sich her aus den ersten Zeiten der europäischen Colonieen in Amerika; auch der Pater Dueren

ſpricht davon in ſeiner Geſchichte von Canada. Aller Wahrſcheinlichkeit nach kannten die Eingebornen von Amerika bis zu der Zeit kein gegohrnes Getränk. Man fand es nicht in Mexico, wo die Geſittigung und die Künſte einige Fortſchritte gemacht hatten; obgleich bei den Mexicanern eine andre, nicht minder ſchädliche Bereitung im Gebrauch war. Ueberall anderswo überlaſſen ſich die Trunkenbolde nur zufällig ihrer Leidenſchaft, und ſie können mehr oder minder lange nüchtern ſeyn; der Indianer aber überläßt ſich maſchinenmäßig ſeinem Geſchmacke, ohne weder über das Vergangene nachzudenken, noch etwas von der Zukunft vorherzuſehen; und dabei iſt der Branntewein das gefährlichſte Gift für dieſe unglückſelige Race, denn er macht, um uns eines, in den Vereinigten Staaten herrſchenden Ausdrucks zu bedienen, die Indianer ſchmelzen wie Schnee an der Sonne.

Bei den Conferenzen, welche dem Tractate von Chicago, im Jahr 1821, vorhergingen, unterſagten die amerikaniſchen Commiſſarien die Austheilung des Branntweins und erklärten den Indianern, „der Spund ſolle nicht an den Fäſſern gelöſet werden.“ Eine Deputation der Häuptlinge, mit einem 80jährigen Greis, dem angeſehenſten unter den Chefs des Stammes Potawatomis, an der Spitze, machte Vorſtellungen dawider. Man verſuchte, ihm begreiflich zu machen, daß die von den Commiſſarien genommene Vorſicht zum Beſten der Indianer gereiche; daß die Trunkenheit ſtets täglich Streit und Todtſchlag veranlaſſe, und daß überdem der Trunkene, ſelbſt wenn er ſich ruhig verhielt, außer Stande ſey, die eignen Geſchäfte, vielweniger die ſeiner Freunde zu betreiben. Alle Einwendungen der Indianer blieben unbeachtet und die Commiſſarien erklärten peremtoriſch, ſie würden von ihren Vorſchriften nicht abweichen. Der Sprecher mit den weißen Haaren mußte ſich nun ſchon in die Nothwendigkeit fügen, nüchtern zu bleiben, ein Mißgeſchick, worüber ihn die vortheilhaften Bedingungen nicht zu tröſten vermochten, die man ſeiner Nation in dem Tractate zugeſtanden hatte. „Vater,“ ſagte er beim Weggehen, „wir brauchen weder Geld, noch Land, noch andre Dinge; nur Branntewein thut uns noth; gieb uns Branntewein.“

Glücklicherweiſe iſt es nur in der Nähe der Europäer, wo ſich der Mißbrauch der ſtarken Getränke kund giebt; ferner von den Gränzen wird der Transport ſo ſchwierig, daß man ſich nicht mit einer ſo ins Gewicht fallenden Waare belaſtet. Ueberdem hat die Regierung dieſen Handel unter Geldbuße, Confiscation und Einkerkerung verpönt. Dieſe Verordnungen werden regelmäßig auf den großen Verbindungswegen, dem Miſſiſſipi, Miſſuri, Fuchsſtrom, Ouisconſin, Illinois, St. Pierre, der Meerenge von St. Marie ꝛc. beobachtet; aber auf einer ſo ausgedehnten Gränze und unter einer ſo freien Regierung als die der Vereinigten Staaten hält es gewiß ſehr ſchwer, jede Uebertretung von Verbotgeſetzen zu verhindern. Der Präſident Jefferſon beſchäftigte ſich damit mit ſeinem philantropiſchen Eifer, und er unterhielt dieſerhalb einen Briefwechſel mit den Gouvernements der Gränzſtaaten der Indianer; doch könnte kein großer Erfolg ſein lobenswürdiges Streben. Die vormalige franzöſiſche Regierung war nicht glücklicher geweſen, als ſie noch im Beſitz von Canada war; der Hang der Wilden und die Gier der Kaufleute waren mächtiger als ihre Edicte. Die Religion ſelbſt verſuchte es vergebens, die Heftigkeit des Uebels zu mildern; es ging ſeinen Gang und geht ihn noch. Doch hat es ſich noch nicht Meiſter von allem gemacht: es giebt, wenn auch nicht ganze Stämme, doch noch eine ziemlich große Anzahl einzelner Individuen, die trotz ihres Verkehrs mit den Weißen nie geiſtige Getränke getrunken haben. Man darf ſelbſt auf große Beſſerung, nicht allein in den Neigungen der Indianer zur Unmäßigkeit, ſondern auch in ihrem Character und all ihren Gewohnheiten, hoffen. Den Miſſionarien-Anſtalten wird man eine ſolche glückliche Veränderung zu verdanken haben.

Dieſe Anſtalten ſind vermittelſt freiwilliger Beiträge und Unterſtützungen aus dem öffentlichen Schatze gebildet worden und werden auch dadurch unterhalten. Was ſie ſchon geleiſtet, iſt eine Gewähr deſſen, was ſie ferner leiſten werden und folglich von ihrem Beſtehen. Mehr als 40 Miſſionen ſind an den Gränzen der Vereinigten Staaten in Thätigkeit. Man hat kein Verzeichniß von der Zahl ihrer Schüler, doch läßt ſich ihre Zunahme nach jener der Koſten beurtheilen, die ſich von 191606 Dollars (im Jahr 1824) auf 202,070 Dollars (im Jahr 1825) vermehrt haben.

Es iſt noch ein andrer Plan im Werke, um dem Verfalle dieſer Völkerſchaften Einhalt zu thun, ihre Race zu vervollkommnen und ſie vielleicht zu einem hohen Wohlſtande zu bringen. Man möchte ſie nämlich ſammeln und ſie im Weſten des Miſſiſſipi anſiedeln, indem man ihnen die Mittel gäbe, die Hülfsmittel eines leichten Landbaues denen hinzuzufügen, welche ihnen das Land von ſelbſt und ohne ihr Zuthun gewährt. Dieſer Plan iſt vor zwei Jahren dem Congreſſe von dem Präſidenten mitgetheilt und in den Kammern, beſonders in den Büreau's berathen worden; die geſammte Nation intereſſirte ſich für dieſe Debatten. Man hat ſich über die Mittel der Ausführung und über die muthmaaßlichen Folgen eines ſo großen Entwurfs noch nicht einigen können und die öffentliche Meinung iſt unentſchieden geblieben. Man giebt allgemein zu, daß der Koſtenaufwand ſo gar bedeutend nicht ſeyn würde; man iſt nur ungewiß wegen der Folgen der Vereinigung von Völkern, die einſt, angetrieben von einem gleichen Intereſſe, gemeinſchaftliche Sache gegen die Beſitzer ihrer vormaligen Länder machen könnten. Das Unternehmen wäre wichtig, aber ſein Reſultat iſt ungewiß und erregt Beſorgniß. Haben die Vereinigten Staaten den Muth, Hand ans Werk zu legen und dieſen edlen Entſchluß auf ihre Koſten und Gefahr auszuführen, ſo wird man nicht mehr an ihrem feſten Willen, das Unrecht der erſten Coloniſten wieder gut zu machen und ihre Schuld an die außer Beſitz geſetzten Völker abzutragen, zweifeln können. Mögen die Engländer ihnen dann nachahmen und ebenfalls mit den Eingebornen das unermeßliche Gebiet theilen, das ſie im Norden der Vereinigten Staaten, vom St. Lorenzſtrom bis zum Eintritt von Nutka, beſitzen!

So ſollte Großbritannien in Amerika verfahren; wir wollen aber einmal ſehen, was es dort gethan hat. Es würde überflüſſig ſeyn, uns bei Nieder-Canada aufzuhalten, wo die erſte Bevölkerung faſt ganz verſchwunden iſt. In den Notizen über Ober-Canada, die im Jahr 1825 im Druck erſchienen ſind, wird nur einer einzigen proteſtantiſchen Miſſion gedacht, die ſich damit beſchäftigt, den Indianern Unterricht zu ertheilen. Kein einziges ſpecielles Geſetz gewährt ihnen den Schutz, den ihre Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit nöthig macht. Der Verkauf von geiſtigen Getränken iſt dort keiner Beſchränkung unterworfen. Man hat nichts gethan, um die Eingebornen zu iſoliren und ſie unmerklich darauf vorzubereiten, ein unabhängiges, durch eigne Geſetze regiertes, Volk zu werden. Der Herr Buchanan hat freilich den Vorſchlag gemacht, das Gebiet im Oſten des Huronen-See's als Zufluchtsort zu reſerviren, wo die umher irrenden Banden endlich einen Ruhepunkt finden könnten; aber dieſe Wünſche eines braven Mannes haben kein Gehör gefunden. Dieſe Zufluchtsſtätte durchziehen jetzt Geometer in allen Richtungen, um es in Parcelen einzutheilen und einen Verkauf im Einzelnen vorzubereiten, der ſicherlich nicht zum Nutzen der Indianer gemacht werden wird.

Man kann nicht umhin, einzuſehen, daß die Vereinigten Staaten jederzeit mehr Wohlwollen für die Wilden bezeigt haben als die Engländer; und dennoch hat ſie das nicht gegen die häufigen Kriege geſchützt, die dieſe Völkerſchaften wider ſie geführt haben. Der Fanatismus oder

die politischen Absichten Tecumte's, Oberhaupts der Chawanesen, und seines Bruders, des Propheten, verursachten, im Jahr 1811, einen Aufstand am Wabasch. Die Zeit sey gekommen, sagten die Fanatiker, wo die Weißen verjagt, ihre Waaren zurückgeschickt, ihr Anbau zerstört werden würden. Die Banden dieser Enthusiasten verstärkten sich durch Leute aus jedem Stamme. Der Krieg zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten war im Begriff auszubrechen, und das war den Indianern nicht unbekannt. Als sie darüber Gewißheit hatten, berief der Häuptling vom Stachelschwein-Stamm, ein in hohem Ansehn stehender Greis, eine Versammlung zu Brownstown, wohin sich dann die Oberhäupter der vornehmsten Stämme begaben. Man berieth sich dort über die Partei, die man in diesem großen Streite zwischen den beiden Herren des Nordens von Amerika zu nehmen habe. Ein Wiandot-Häuptling, der geschickteste Redner der Versammlung, erklärte sich für die Beibehaltung der strengsten Neutralität. „Nein," sagte er, „wir dürfen nicht das Beil wider unsern Vater, das große Messer (der Präsident der Vereinigten Staaten), erheben. Haben unsre beiden Väter Streit mit einander, warum sollen sich die Rothen drein mengen und sich für den einen odern den andern schlagen? Laßt uns so bleiben wie wir sind." Dem ward allgemein beigestimmt; aber der englischen Regierung paßte diese Entscheidung nicht; es ward eine andre Versammlung nach Malden berufen, bei welcher der englische Commandant und der Agent der Indianer, Elliot, zugegen seyn wollten. Dieser Agent nun begann damit, die Wiandots-Häuptlinge zu fragen, weshalb sie die andern Stämme überredet hätten, neutral zu bleiben. — „Deshalb," erwiederte der Sprecher, weil dieser Entschluß der beste für uns und unsre Brüder ist. Wir wollen uns nicht zu einem Kriege gegen unsern Vater, das große Messer, verleiten lassen, weil wir aus Erfahrung wissen, daß nichts dabei herauskömmt, seine Krieger zu bekämpfen; deshalb bitten wir unsern Vater von Britannien, daß er uns nicht zwingen wolle, Theil an diesem neuen Kriege zu nehmen. Wir haben es nicht vergessen, daß wir zweimal geschlagen wurden, als wir so unvorsichtig gewesen, euren Aufforderungen zu folgen und eure Bundesgenossen zu werden; wir verloren unsre besten Krieger und unser Land dazu. Als unser Vater von Britannien mit unserm Vater, dem großen Messer, Frieden schloß, da gabt ihr ihm unsre Ländereien, und nun sagt ihr wieder: Kinder, ihr müßt zur Vertheidigung eures Landes kämpfen, denn das große Messer will es nehmen. Als wir am Miami eine Niederlage erlitten hatten, fanden unsre Verwundeten keine Aufnahme in eurem Fort; ihr verschloßt uns die Thore. Wir sind stets ruhig gewesen, seit wir mit den Amerikanern Frieden gemacht, und nun sprecht ihr: „Rothe Kinder, greift wieder zum Beil gegen euren Vater, das große Messer." Hier unsre Antwort: „Dieser Krieg geht uns gar nichts an; handelt ihr, wie es euch gut däucht. Eure rothen Kinder werden sich friedlich verhalten."

Elliot unterbrach den Redner: „Schon genug," sagte er, „ich wandte mich an einen Wiandot, und es ist ein Amerikaner, der mir Antwort giebt. Fahret ihr dermaaßen fort, so werde ich den Befehl ertheilen, euch und die andern Häuptlinge festzunehmen und ihr seyd dann Kriegsgefangene." — Der Redner glaubte die übrigen Chefs consultiren zu müssen; als sie aber eben sich gemeinschaftlich berathen wollten, da nahm einer von ihnen, ein erklärter Freund der Engländer, das Wort und sagte zu dem Agenten: „Vater, es ist wahr, daß die Rede, die Du eben vernommen hast, eine amerikanische ist; Du willst nichts mehr davon hören, und drohest, uns als Feinde zu behandeln; vernimm aber noch einmal Deine Kinder. Auch ich bin Häuptling und als solcher anerkannt; ich drücke die Gesinnungen der Chefs aus, die um dieses Feuer des Raths versammelt sind. Ich werde aus Deiner Hand das Beil des Krieges nehmen und für Dich wider die Amerikaner fechten." — Tecumté, dessen Bruder der Prophet, und noch einige andere Häuptlinge gaben eine gleiche Erklärung ab. Der Agent wünschte sich Glück und erbot sich, diejenigen frei und gegen jede Beleidigung gesichert zu ihrer Heimath zurückzuführen, die dabei beharren möchten, neutral zu bleiben.

Diese scheinbare Mäßigung war nicht von langer Dauer. Einige Tage nach der Conferenz von Malden rückte ein Detaschement englischer Truppen zu Brownstown ein, hob die dort befindlichen Wiandots auf, und brachte sie ins englische Hauptquartier. Die Indianer, die gern neutral geblieben wären, sahen ein, daß dieser Entschluß sie Gefahren aussetzte, die sie nicht vorhergesehen hatten; sie suchten sich den Amerikanern zu nähern, ohne sich offen wider die Engländer zu erklären. Die Unterhandlung wurde ganz geschickt von dem alten Häuptling betrieben, der die erste Versammlung zu Brownstown provocirt hatte. Dieser verständige und gutgesinnte Mann gab es noch nicht auf, diejenigen seiner Nation wieder von den Engländern los zu machen, die sich den britischen Truppen angeschlossen hatten. Es ging eine Deputation an sie ab, und der Hauptunterhändler sorgte dafür, seinen Landsleuten den Zweck seiner Sendung einleuchtend zu machen.

Die Wiandot'schen Deputirten trafen zu Brownstown ein, und es ward auf den folgenden Tag eine allgemeine Versammlung der Männer dieser Nation angesetzt. Sie strömten in großer Menge herbei; die englischen Agenten waren zugegen. Mit Ungeduld erwarteten die Indianer die Eröffnungen, die ihnen gemacht werden sollten. Das Haupt der Deputation erhob sich endlich voll Selbstvertrauens inmitten der Menge, und hielt folgende von seinem Chef entworfene Rede:

„Brüder, rothe Männer, die ihr euch unter die Fahnen des Königs von England geschaaret habt, höret! Ich Tarhe (der Kranich), und wir die Wiandots, die Delaware, die Chawanesen und die Senecas sind es, die zu euch reden. Unser amerikanischer Vater hat seine Lanzen zubereitet und seine Krieger versammelt. Bald wird er kommen, die Engländer zu bekämpfen und eure Beile einzugraben; doch will er gegen euch gnädig seyn. Kehret heim in euer Land, nehmet wieder eure Jagd und eure Friedensbeschäftigungen vor; bedenket es wohl, wie gefahrvoll eure Lage ist, und setzt nicht leichtsinnig das größte Interesse unsrer Nation aufs Spiel. Ich lege euch die Friedenszeichen vor Augen, die er euch anbietet. Die, welche auf weisen Rath hören, mögen sie aufnehmen."

Die Versammlung blieb regungslos; niemand nahm die Pfänder des dargebotenen Friedens. Der Häuptling, der, bei der Conferenz von Malden, den Vorschlag gethan hatte, sich für die Sache der Engländer zu erklären, übernahm es, der Deputation zu antworten. „Brüder, Wiandots," sagte er, „die ihr gekommen seyd Namens der Amerikaner mit uns zu sprechen, ihr findet kein Gehör. Wir bleiben bei den Soldaten unsers Vaters von Britannien; so denken alle Wiandots, die hier beisammen sind. Ich trage dir auf, dem amerikanischen Befehlshaber in ihrem Namen zu sagen, daß er uns einen Gefallen damit thut, wenn er recht bald mit einer größern Anzahl Krieger, als er uns noch je entgegen gestellt, ins Feld rückt; es macht uns Vergnügen, einen Feind zu bekämpfen, der stark ist und sich nicht so leicht unter die Füße bringen läßt."

Elliot nahm hiernächst das Wort, und sagte:

„Kinder, ihr seht, daß meine Kinder nicht gesonnen sind, die Fahnen ihres Vaters von Britannien zu verlassen. Uebernehmet es, getreu dasjenige auszurichten, was ich denjenigen wissen lassen möchte, den ihr

euren amerikanischen Vater nennt; saget ihm, ich sey sehr unzufrieden mit seinem Dienste, er thue gar nicht seine Pflicht; und wenn er böse wird, wenn er zänkisch ist, so saget ihm, er solle sich besser vorsehen und nicht mit einer so schwachen Escorte hieher kommen, die im ersten Scharmützel versprengt werden würde. Setzt noch hinzu, daß, wenn er es wirklich zum Kampfe wolle kommen lassen, er sich nicht wie ein Dachs vergraben, sondern offen auftreten müsse."

Das Haupt der Deputation beachtete diese Großprahlerei nicht, und sagte:

„Brüder, ich wiederhole es euch noch einmal, daß mich mein amerikanischer Vater hergesandt hat, um euch zu benachrichtigen, daß, wenn ihr darauf besteht, gegen ihn gerüstet zu seyn, er in wenigen Tagen mit einer hinlänglichen Macht kommen wird, um alles zu zertreten, was da wagen wird, ihm zu widerstehen. Denkt an eure Weiber, an eure Kinder, an die eigne Sicherheit. Aber, werder ihr sagen, man kann die amerikanische Armee schlagen und vernichten: zugegeben; es wird aber eine andre folgen, und abermals eine. Die Armeen des amerikanischen Vaters sind wie die Wogen des großen Wassers, wo die eine die andre treibt, und sie werden euch zuletzt verschlingen. Meint ihr, ich sagte die Unwahrheit, so mögen einige von euch kommen, um sich selbst eines andern zu belehren; sie werden zur Ueberzeugung gelangen, weil sie dann sehen werden, wie die amerikanische Armee beschaffen ist, die gegen die Engländer und ihre Verbündeten ins Feld rückt. Gehet hin und musiert ihre Truppen, ihre Schiffe; sie werden euch in völliger Sicherheit zurückkehren lassen. Das habt ihr zu erwägen, denn es ist Wahrheit. Euer Vater von Britannien tischt euch nur Lügen auf; er rühmt sich einiger Siege, schweigt aber von seinen Niederlagen, von seinen aufgeriebenen Armeen und von seinen durch Stürme zertrümmerten Schiffen. Vater, nun höre auch Du mich an. Sey versichert, daß ich Deine Botschaft ausrichten werde, so wie Du sie mir aufgetragen hast. Es ist wahr, daß keines Deiner Kinder Lust bezeigt, Deine Fahnen zu verlassen; desto schlimmer für sie. Du vergleichst die Amerikaner mit Dachsen, die sich unter der Erde verbergen: gut; aber sie haben Muth und ein gutes Gebiß, um sich in ihren Höhlen zu vertheidigen; das weißt Du und auch ich. Uebrigens, Vater, sollen Deine Wünsche erfüllet werden: in einigen Tagen werden die Dachse in Deinem Lande eintreffen, nicht unter der Erde, sondern in ihren Kähnen, und dann werden sie euch in euren Löchern angreifen. Dann, Vater, wird der Feind im hellen Lichte vor Dir seyn; Du kannst dann zeigen, was Du vermagst."

Die Versammlung ging nun aus einander. Alle Indianer, mit Ausnahme der Wiandots, versammelten sich heimlich, um zu hören, was ihre Häuptlinge zu der Botschaft des Tarhe sagten. Die Deputation erreichte ihren Zweck: ein Theil der Indianer verließ sofort das englische Lager, und als die Amerikaner heranrückten, sah sich der Obrist Proctor von all den Wiandots verlassen, die bis dahin bei ihm geblieben waren.

Zu diesen Zügen, welche die Indianer so, wie sie durch ihren Verkehr mit den Europäern geworden sind, schildern, können wir noch hinzufügen, daß sie etwas von der neuern Tactik angenommen haben; daß sie sich auf Befestigung verstehen, Manoeuvres ausführen, und den Tomahawk gegen das Gewehr ausgetauscht haben. Ihre Truppen stehen den Guerillas nicht nach, die Napoleon verhinderten, seine Macht in Spanien zu befestigen. Da die Indianer sich anschicken, gute Soldaten zu werden, so müssen sie auch auf dem Wege vieler andrer Ausbildungen seyn, und es ist möglich, daß sie am Ende ganz für die Civilisation gewonnen werden.

Neu entdeckte hetrurische Gräber bei Tarquinii.

Der Baron von Stackelberg, welchem das kunst- und alterthumsliebende Publicum das prächtige Werk über die Trümmer des Tempels zu Bassä verdankt, meldet unter dem 10. Juli aus Rom, daß man in seiner Nähe in der Gräberstätte des alten Tarquinii drei Gemächer mit Wandgemälden ausgegraben habe, von denen eins im altgriechischen Style gemalt ist, die zwei andern aber im hetrurischen ausgeführt sind. Bei den letzteren finden sich auch Ueberschriften über den Figuren und Steinthüren mit Bildwerk. An der Findung hatte Hr. v. St. selbst Antheil und hat, mit Beihülfe zweier Freunde, alles Verhandene auf das Genaueste gezeichnet. Was sich dazu eignete, ist durchgezeichnet, was zu groß war, durch Quadrate verkleinert, mit den Farben copirt, das Architektenische aber in Planen und Aufrissen mit allen Vermessungen aufgenommen worden. Hiezu hat man noch die Darstellungen mehrerer anderer von den dortigen Grabmälern gefügt, unter denen noch zwei, erst vor drei Jahren aufgegrabene, einige Malereien enthalten, die übrigen aber durch ihre Bauart sich auszeichnen. Im Ganzen sind ungefähr 160 gemalte Figuren in den neu entdeckten Gräbern, zum Theil halblebensgroße an den Wänden, zum Theil 1½ Fuß hohe, in einem langen Friese und in einem Giebelfelde nachgebildet werden. Am reichsten ausgeziert ist gerade das am besten gemalte Gemach, im altgriechischen Styl. Auch die dargestellten Gegenstände haben ein hohes Interesse und die Inschriften können über eine verlorne Sprache Licht verbreiten. Herr v. St. denkt über diesen Fund ein eigenes Werk unter dem Titel: „älteste Denkmäler der Malerei oder Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii" herauszugeben. Die Zeichnungen werden, nach einem ungefähren Ueberschlag; 35 Blätter in kl. Folio geben, zu welchen Hr. v. St. am Schlusse den gehörigen Text liefern wird. Das Werk kann in Umrissen und zugleich in illuminirten Exemplaren erscheinen, denn die Zeichnungen sind colorirt und ohne Schattirung, wie die Originale. Die J. G. Cottasche Buchhandlung hat den Verlag des Werkes übernommen und die Zeichnungen werden ungesäumt auf das Sorgfältigste litographirt werden.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETÄT

№ 221 Hamburg, Mittwoch den 19. September 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin; von Dieudonné Thiebault.

Vierte Auflage.

Herausgegeben von seinem Sohne, dem Generallieutenant Baron Thiebault. Paris 1827.

(Fortsetzung. M. s. No. 219 d. Bl.)

— „Die Dichtkunst war für Friedrich den Großen der Gegenstand einer wahren Leidenschaft. „Machen Sie niemals Verse?“ fragte er mich einst. — „Sire, ich habe vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahre „welche gemacht; aber ich habe bemerkt, daß diese Arbeit mir viel Zeit „nahm und wenig Erfolg gewährte: somit habe ich, indem ich über den „Rhein ging, gelobt, keine mehr zu machen. Die Dichtkunst fordert, „wenn ich mich nicht irre, außer verschiedenen seltenen Eigenschaften, die „Leichtigkeit, nichts als, so zu sagen, die Spitze oder Blüthe der Gegen„stände, die man behandelt, zu nehmen. Hat nun die Natur mir diese „Leichtigkeit versagt, oder hat sie die Gattung meiner Studien auf ge„wisse Weise in mir zerstört, indem sie mich gewöhnte, vorzugsweise die „Bestimmtheit der Ideen, die Richtigkeit der Raisonnements, die regel„rechte Ordnung und die methodische Folge und Verbindung der Gedan„ken zu erstreben; mit einem Worte indem sie mich gewöhnte, die „Gegenstände mehr zu durchdringen und ihre Entwickelung zu vervoll„ständigen als sie zu malen? Ich weiß es nicht; was mir aber außer „Zweifel scheint, ist, daß ich keine Verse machen soll, und deswegen denke „ich auch nicht mehr daran.“ — „Ich beklage Sie und begreife Sie „nicht: Verse machen ist mein größtes Vergnügen; es ist ein wahrer „Genuß und eine vollkommene Erholung.“

— „Während des nächsten Carnevals nach den weltbekannten Versuchen von Montgolfier, Robert, Pilatre de Rosier und andern, ermangelte der König nicht, auch die Aërostaten oder Luftschiffe zur Sprache zu bringen, so jedoch, daß er nur eine Art von Wahnsinn darin sehen wollte. „Nun, mein Herr,“ sagte er zu mir, „Ihre Landsleute ver„schwähen jetzt die Erde und ihre demüthigen Bewohner und denken „an nichts mehr, als den Himmel zu erklimmen! Alle Köpfe in Frank„reich sind nach diesem einzigen Punkte hingerichtet; niemand sieht mehr „auf seine Füße. Sich zum Himmel erheben, sich in den Wolken ver„lieren, das ist schön, ist bewundernswerth! Aber wohin denken Sie, „daß dieser Enthusiasmus führen müsse? Wenn wir diese wunderbaren „Chimären der Berechnung des gesunden Menschenverstandes unterwor„fen, was können wir davon Reales für die Zukunft erwarten? Man „wird nichts dabei für astronomische Beobachtungen gewinnen; denn die, „welche man auf diese Weise in der Luft machte, würden keinen Stütz„punkt, keine feste Basis haben. Wie könnten diejenigen, welche sie „machten, ihre Stellung bestimmen? Würden sie nicht jeden Augenblick „von der Stelle geschoben werden, ohne es zu wissen? Und welchen „Vorzug könnten diese Beobachtungen vor denen haben, die man auf der „Erde macht? Was machen einige hundert Toisen mehr oder weniger „in Vergleich des unermeßlichen Zwischenraums, der zwischen uns und „den Himmelskörpern liegt? Aber wenn die Luftballons der Astronomie „nichts nützen, wozu können sie sonst dienen?“*) — Ich antwortete ihm, daß ich, nach den von ihm angegebenen Gründen, mit ihm überzeugt sey, daß die Sternkunde von dieser Erfindung keinen Nutzen ziehen werde; aber daß ich nicht wisse, ob nicht Aërometrie (Luftmeßkunst) vielleicht glücklicher seyn würde. „Unsere geschicktesten Meßkünstler,“ sagte ich, „haben vergebens die Ursachen und die Theorie der Winde zu ent„decken gesucht: wer weiß, ob nicht Beobachtungen, auf verschiedenen „Höhen angestellt, uns in dieser Hinsicht vielleicht kostbare und neue „Angaben und Bestimmungen liefern werden? Wir sehen wohl, daß, „so wie es in denen etwas tiefen Meeren verschiedene Wasserströmungen „giebt, auch verschiedene Luftströme sich finden: wer weiß aber, was „wir alles von den Luftschiffern hierüber erfahren und von welcher „Wichtigkeit solche Entdeckungen seyn können? Alles, was auf die Be„bauung der Erde und auf die Reichthümer der Völker Einfluß und „Beziehung hat, hängt mehr oder weniger mit den Abwechselungen der „Jahreszeiten zusammen. Schon hat man von den meteorologischen „Beobachtungen nicht unbedeutende Vortheile gezogen, womit man sich „in Europa seit weniger als einem Jahrhundert beschäftigt; die Physiker „erwarten noch weit größere Resultate für die Zukunft davon und wer „kann bestimmen, ob nicht die Aërostaten die Mittel dazu und die Er„folge davon verdoppeln können?“ — „Sey es,“ antwortete der König; „ich lasse Ihr Vielleicht gelten und erlaube die Versuche. Aber Sie „müssen doch zugeben, daß die Aërostaten, in jeder andern Beziehung, „um so nutzloser seyn werden, als man gewiß nicht dahin gelangen wird, „ihnen eine willkührliche Richtung zu geben.““

„Ich erwiederte, daß ich nicht wisse, ob dies möglich sey, und ob „man, selbst in diesem Falle, die Mittel dazu entdecken würde; mir aber „blos zu bemerken erlaubte, daß die mehrsten großen Entdeckungen „hätten unmöglich erscheinen müssen, bevor sie gemacht werden; daß in

*) Man fragte einen Philosophen: Wozu dienen die Luftballons? — Wozu, antwortete er, dient das neugeborne Kind? — Das Kind ist jetzt noch jung; doch hat es schon in dem Feldzuge von 1794 Dienste gethan; und vor funfzehn Jahren hat Herr Gay-Lussac in einem Aërostaten Beobachtungen von der höchsten Wichtigkeit über die Natur und vermuthete Höhe der Atmosphäre gemacht. Anm. des Verf.

„der That die Möglichkeit einer Entdeckung bemerken, gewissermaaßen „sie machen heiße: daß der, welcher die Telescope angekündigt hätte, „bevor der Zufall sie uns gegeben, sie selbst erfunden oder für einen „Visionnair gegolten haben würde; daß wir es für wahrhaft unmöglich „halten, mit Segeln und zwar mittelst derselben gerade gegen den Wind „zu schiffen und daß man mich nichts destoweniger versichert habe, daß „ein Engländer die Möglichkeit bewiesen. Ich führte ihm selbst die An„sichten und Begriffe von der Schifffahrt, als man noch nichts als „Ruder kannte; die Erfindung des Pulvers, der Buchdruckerkunst und selbst „das Prisma und den Compaß so wie die Wunder der Electricität an; „und ich folgerte aus allem dem, indem ich auf die Leitung der Aëro„staten zurückkam, daß, wenn sie unmöglich scheine, mir dies nichts „weiter beweise, als daß die Entdeckung davon noch nicht gemacht sey — „und daß die Weisheit nicht erlauben solle, klare Ansicht zu nennen, „was in der That nur unsere Blindheit sey. Ich wiederholte, daß ich „nicht wisse, ob diese Leitung und Richtung eine unmögliche Sache sey „oder eine noch zu machende Entdeckung; daß man indessen doch für „letztere Meinung wohl eine günstige Vermuthung hegen dürfe, da die „Vögel in der Luft sich, wie die Fische im Wasserr, willkührlich bewegten; „und daß, da unsere Künste und unsere Industrie theilweise in der „Nachahmung der Natur beständen, wir wohl zu glauben berechtigt „seyen, daß alles, was geschehe, nachgeahmt werden könne." — „Und „was sollte diese Nachahmung nützen?" erwiederte der König. „Diese „Art zu reisen würde ungeheuer kostspielig seyn und niemand so reich „oder so thöricht, sich derselben zu bedienen." — „Vielleicht, Sire, würde „diese Entdeckung einige Uebel verursachen; was aber die Vortheile, die „man sich davon versprechen könnte, und die Kosten, sie sich zu verschaf„fen, betrifft, so giebt es Umstände, wo die Regierungen die letzteren gar „nicht in Anschlag bringen." — „Ja, wenn z. B. man einen großen „Sieg erfochten hat in dem Augenblicke, wo ein Verbündeter im Be„griffe ist, einen Separat-Frieden zu machen, da kann man, das gebe „ich zu, nicht genug eilen, ihm den errungenen Erfolg bekannt zu machen; „aber solche Gelegenheiten sind so selten!" — —

„Hier schloß sich diese Discussion, die ich weit genug getrieben hatte. Die Klugheit erlaubte mir nicht, des Gebrauchs zu erwähnen, den ein General von Luftballons machen könnte, um das Innere einer Festung, die Stärke eines Lagers, die Bewegungen und Manoeuvres des Feindes zu kennen zu lernen. Er würde es nicht geduldet haben, daß ich mir herausnähme, von Dingen gegen ihn zu sprechen, die er besser wissen mußte, als ich und das zu berühren, was nur die Regierungen beschäftigen soll. Ich glaubte selbst nur mit einem flüchtigen Worte die Gefahren andeuten zu dürfen, womit der Gebrauch der Ballons die öffentliche Ordnung bedrohen könnte, indem Betrüger und selbst die größten Verbrecher darin ein Mittel fänden, sich der Wachsamkeit der Regierungen und der Rache der Gesetze zu entziehen; aber alle die Gedanken drängten sich meinem Geiste nicht minder auf und ich sagte lächelnd zu mir selbst: „Wir werden Schleichhandel durch die Luft treiben; es wird Brigaden „von Wachen über unsern Gränzen geben; und dann wird Lafontaine's „Wort in Erfüllung gehen: Es regnete Blut, ich übertreibe „nicht." Ich bin völlig überzeugt, daß diese Betrachtungen Friedrich nicht entgingen; aber daß er sie für sich behielt, und daß sie vorzüglich Ursache waren, daß er diese Entdeckung in Verruf zu bringen suchte."

— „Der Plan für sein Lesen, den sich Friedrich von seiner Jugend an vorgeschrieben und immer befolgt hat, verdient bekannt zu werden. Er hatte die Bücher, mit denen er sich beschäftigen oder vergnügen wollte, in zwei Classen getheilt: die zweite Classe, weit zahlreicher als die erste, umfaßte alle die Bücher, die er kennen lernen wollte, aber blos sie durchlaufend oder nur einmal lesend; die erste, nicht viel umfassende Classe bestand aus solchen Büchern, die er studieren, wieder lesen und sein ganzes Leben zu Rathe ziehen wollte: er nahm sie stets in der Reihefolge wieder vor, wie er sie geordnet hatte, die Gelegenheiten etwa ausgenommen, wo es blos auf Vergleichung, Anführung oder Nachahmung einer Stelle ankam."

„Er hatte fünf fast ganz gleiche Bibliotheken: eine in Potsdam, die zweite in Sans-Souci, die dritte in Berlin, die vierte in Charlottenburg und die fünfte in Breslau. Wenn er von einer dieser Residenzen in die andere ging, hatte er nur nöthig anzumerken, wo er stehen geblieben; so wie er ankam, setzte er seine Lecture fort, als wenn er nicht von der Stelle gekommen wäre. So kaufte er fünf Exemplare von allen Büchern, die er haben wollte."

„In der ersten Classe, derjenigen, welche seinen auserwählten Phalanx bildete, behaupteten Homer, Plato, Demosthenes, Herodot, Tucydides, Diodor von Sicilien und Plutarch den ersten Platz; dann kamen Virgil, Horaz, Cicero, Sallust, Cäsar, Livius, Tacitus und die philosophischen Werke von Seneca; endlich fand man darin Corneille, Racine und Molière, Bossuet, Flechier und den Telemach (von Fenelon); d'Aguesseau, Montesquieu und Bayle, ohne unsere wichtigsten historischen Werke zu rechnen, wie z. B. den Präsidenten Henault, Pfeffel über das Reich und einige andere noch. Ich habe nicht nöthig zu bemerken, daß mehr als einmal Veränderungen in dieser Zusammenstellung statt fanden: einige Schriftsteller wurden später oder früher daraus hinweggenommen, je nachdem sie der König genug gelesen zu haben glaubte oder sie zuletzt weniger schätzte, während andere hineinkamen, nach Verhältniß wie sie erschienen und der Ehre für würdig gehalten wurden."

„Die alten Schriftsteller figurirten in dieser Sammlung nur in den geschätztesten französischen Uebersetzungen: Friedrich wußte wenig Latein und nicht ein Wort griechisch. Als er, während des siebenjährigen Krieges von Sachsen Besitz genommen, benutzte er seine Winterquartiere in Leipzig dazu, bei ausgezeichneten Gelehrten einige Besuche zu machen, unter andern bei Gottsched, mit dem er nur von der deutschen Sprache, bei Gellert, mit welchem er nur von Dichtkunst und zwar von der Gattung der Fabel redete; und bei Ernesti, bei dem sich die Unterhaltung einzig um Cicero und die alten Sprachen drehete. Als er sich erhob, um dem letztern gute Nacht zu wünschen, rief er im Weggehen: Felix qui potuit rerum cognoscere causas! „Ach mein Gott!" sagte nachher der gute Greis Ernesti, „wenn ich gewußt hätte, daß er latein „spräche, wie viel wohler würde mir gewesen seyn!" Aber Friedrich wagte nur einige Worte in der Sprache der Römer von sich hören zu lassen, auf die Weise der Parther, nämlich auf dem Rückzuge."

„Unglücklicherweise waren die Uebersetzungen der lateinischen Classiker noch, der Mehrheit nach, zu mangelhaft, um einem Manne von Geschmack zu genügen: Friedrich fühlte dies und war oft darüber verdrüßlich. Er machte ein Verzeichniß derjenigen Werke des Alterthums, wovon er bessere Uebersetzungen zu haben wünschte. Dieses schickte er den Buchdrucker Decker mit dem Auftrage, ihm anzugeben, wie viel diese Uebersetzungen zu drucken und zu machen kosten würden, über welche letztere er ihm befahl, sich mit den Akademikern Formey, Merian, Toussaint, Thiebault, von Castillon und Bitaubé zu verstehen, die sich in die Arbeit theilen sollten und leicht berechnen könnten, auf wie viel Bände in 12° das Ganze sich belaufen dürfte. Decker suchte uns auf; wir kamen über die Theilung überein und schlugen die Totalsumme der Bände auf sechszig an."

„Ich erinnere mich nicht genau aller Werke, die der König aufgezeichnet hatte, noch was einem jeden von uns zufiel; ich weiß nur, daß Bitaubé und Merian Diodor von Sicilien, Toussaint Seneca's Sittenlehre, ich seine Briefe und die von Plinius übernommen hatte

daß Plutarchs Werke, so wie Cicero's philosophische Schriften, unter mehrere vertheilt waren. Als man nun dazu kam, zu berechnen, was das Ganze kosten könne, so gab Formey ein Gutachten ab, dessen Gefährlichkeit wir, Bitaubé, Merian und ich, sogleich fühlten; aber Formey bestand so hartnäckig darauf, daß er erklärte, er werde außerdem keine Hand anlegen, indem er seine Mühe nicht ans Ungewisse setzen wollte. Somit erhielt denn Decker den Auftrag, zu antworten, daß es 1800 Druckbogen werden und jeder Bogen, sowohl für die Uebersetzer als Drucker, vierzig Franken kosten würde. Das Ganze sollte sich demnach auf 72,000 Livres (18,000 £ Lb'or.) belaufen. Der Antheil, den Formey für die Uebersetzer gefordert hatte, und der die Hälfte dieser Summe ausmachte, erregte das Mißfallen des Königs. Decker erhielt Befehl, das Ganze aufzuschieben, bis man ihm die weitern Absichten des Königs mittheilen werde. Seit diesem Aufschub ist nie mehr von der Sache die Rede gewesen." —

Noch erzählt der Verfasser in diesem Abschnitt einen Zug, der so interessant als klar beweist, wie selbst die klügsten Fürsten dem Schicksal nicht ganz entgehen können, zuweilen das Werkzeug ihrer Umgebungen zu seyn, und da gerade am häufigsten, wo sie es am wenigsten glauben. Friedrich wurde es namentlich bei der angeführten Gelegenheit gerade dadurch, daß er sich nie von andern bestimmen, ja selbst nur durchschauen und seine Absichten errathen lassen wollte. Die Sache war nämlich die:

„Die Gewohnheit, mich zu sehen," erzählt der Verfasser, „und mir seine Schriften anzuvertrauen, die erlangte Gewißheit von meiner Discretion und meinem Eifer — alles hatte Friedrich den Wunsch eingeflößt, mich ganz zu seinem persönlichen Dienst anzustellen, um mich einzig mit der Verbesserung und Berichtigung seiner verschiedenen Werke und deren Anordnung zu beschäftigen. Nach dem bairischen Erbfolgekrieg beschloß er, diesen Gedanken zu verwirklichen, und zwar so fest, daß, wenige Tage vor seiner Ankunft in Berlin, wo er die Carnevalszeit, wie gewöhnlich, zubringen wollte, er diesen Artikel unter diejenigen setzte, welche er während seines einmonatlichen Aufenthaltes daselbst zu reguliren sich vornahm: er that noch mehr, er sprach davon gegen einige seiner Umgebungen, und das war es gerade, was, glücklicherweise für mich, den Entwurf scheitern machte. Diejenigen, welche Friedrichs Absicht zuerst erfuhren, eilten die andern davon zu unterrichten; das war für diese Herren eine wichtige Angelegenheit: man versammelte sich insgeheim und selbst in einem alten, halb verfallenen Jagdschloß, das nicht weit von Potsdam lag. Da berathete man sich lange: alle fühlten, im Grunde ihrer Seele, daß ich mich mit keinem von ihnen zu einer Intrigue verbinden würde. Auch waren sie alle darüber einverstanden, daß ich ihnen, sey es unmittelbar oder wenigstens mittelbar, im Geiste des Königs wesentlich schaden würde. Man konnte zwar, ohne eine gehässige Ungerechtigkeit, mich nicht in Verdacht haben, absichtlich jemandem, wer es auch sey, zu schaden; aber die Hofleute glauben in der Regel an keine Redlichkeit: verläumden ist in ihren Augen nichts weiter, als mit Scharfsicht errathen und urtheilen; und wie könnten auch diejenigen, deren erster Grundsatz ist, politische Spitzfindigkeiten an die Stelle der Regeln der Moral zu setzen, andern zutrauen, was sie selbst nicht haben?"

Alle stimmten darüber überein, vereint alles aufbieten zu müssen, um den Plan zu vereiteln; aber wie? das war die große Frage. „Friedrich," fährt der Verfasser fort, „war schwer zu handhaben; und unternehmen, ihn von einem Entschlusse zurückzubringen, ohne daß es gelang, hieß sich stürzen. Vielleicht würde es bei vergeblichen Klagen und Declamationen geblieben seyn, wenn nicht zwei Genien in einer Person ihnen zu Hülfe gekommen wären, ich meine den Genius der priesterlichen und den der italienischen Intrigue: der Abbé Bastiani rettete sie alle: „Man muß immer," sprach er, „die Menschen an ihrer eigenthümlichen „schwachen Seite fassen; ohne diese belauscht zu haben, schmeichle man „sich keines günstigen Erfolgs. Seit dreißig Jahren studiere ich den „König mit der ununterbrochensten Aufmerksamkeit, und ich stehe Ihnen „dafür, daß ich ihn gut kenne. Sie würden gänzlich scheitern und zu„gleich in nicht wieder zu vergütenden Nachtheil kommen, wenn er Sie „errieth; es genügt schon, daß er nur den Verdacht hege, und alles ist „verloren. Nehmen wir folglich als ersten Grundsatz an, daß wir nichts „können, als warten, uns fügen und schweigen, wenn wir nicht einen „so einfachen und so natürlichen Ausweg finden, daß der Argusäugige „König selbst dadurch getäuscht wird. — Aber welches soll dieser Weg „seyn? — Der, den ich mir denke, ist folgender: Ich habe Ihnen eben „gesagt, daß ich den König gut kenne; nun ist aber sein herrschender „Fehler, dem er, außer in sehr wichtigen Angelegenheiten, nicht zu widerstehen vermag und von welchem er sich, oft ohne sein Wissen, fortreißen „läßt, nicht zu wollen, daß man ihm in einem Gedanken zuvorkomme: „ich meine nämlich, daß er nicht thun wird, was zu thun er eben im „Begriff war, wenigstens in gewöhnlichen und freistehenden Dingen, „wenn das Publicum die fragliche Handlung vorauszusehen scheint, sie „gewissermaaßen ankündigt und darüber urtheilt, besonders wenn es sie „auf eine zu entschiedene Art billigt. Es scheint ihm dann, als wolle „man ihm Gesetze vorschreiben und er denkt folglich an nichts weiter, als sich „jeder Art von Einfluß zu entziehen. Also rühren wir uns nicht; „scheinen wir ganz gleichgültig und neutral bei allem, was diesen Pro„fessor betrifft! das ist das wahre Mittel, auf keine Weise das Mißtrauen „des Königs gegen uns zu wecken und ihn selbst in eine vollkommene „Sicherheit einzuwiegen. Andererseits aber müssen wir, sobald wir nach „Berlin kommen, zu unsern zuverlässigen Freunden eilen und durch sie, „ganz insgeheim oder mindestens unter dem Versprechen, uns nicht zu „nennen, die Neuigkeit, die uns beunruhigt, in Umlauf setzen; sie als gewiß ausbreiten, ohne errathen zu lassen, ob sie uns Verdruß oder Freude „macht. Was wird daraus folgen? Daß, am andern oder dritten Tage „spätestens, wenn der König uns fragt, was wir Neues in Berlin „gehört haben, wir ihm werden antworten können, daß wir mit Erstaunen alle Welt von der Absicht Sr. Maj. mit diesem Professor schon „unterrichtet gefunden hätten und daß man in der ganzen Stadt nur „davon spräche. Will er mehr davon wissen, was nicht fehlen wird, so „fügen wir hinzu, alle Welt meine, Sr. Maj. könne nicht besser thun, „ja müsse es thun, hinsichtlich des Vertrauens, das bereits dieser Akademiker, durch die Revision Ihrer literarischen Werke, zu genießen „geschienen. Nun ist es ohne Zweifel zwar nicht apodiktisch gewiß, daß „es uns auf diese Weise gelingen werde, den König auf andere Gedanken „zu bringen, aber es ist doch sehr wahrscheinlich, wenn wir uns dabei „mit Geschicklichkeit benehmen. Uebrigens ist es das Beste, was ich „auszudenken und zu rathen weiß."

„Man hatte gut suchen, berechnen und nachdenken — man fand nichts, was weniger Gefahr fürchten und mehr Erfolg hoffen ließ. So hielt man sich denn an den italienischen Presbyterianer-Plan. Kaum nach Berlin zurückgekehrt lief jeder meiner höflichen Feinde zu seinen ersten und sichersten Bekanntschaften, ausgenommen Herr le Catt, der von seinen Verwandten gezügelt, die mir alle freundlich geneigt waren, sich gezwungen sah, die andern gewähren zu lassen, und den Ausgang zu erwarten, ohne scheinbar daran Theil zu nehmen."

— „Quintus Icilius, wie ich von einem seiner Bekannten nachher erfahren, das Ueble, das ich ihm nach seiner Einbildung zufügen würde, nach seinem eignen Herzen messend, und mich schon im Geiste in Potsdam sehend, wiederholte hundertmal: Ich bin verloren! er haßt

mich! er wird mein Feind seyn! Er wird mir vorgezogen und was wird aus mir werden? So brachte er einen ganzen Abend, weinend wie ein Kind, zu.

„Bastiani benahm sich geschickter, als alle die andern: er ging in zwanzig glücklich gewählte, alle mit dem Hofe in Verbindung stehende Häuser. Der Baron von Pölnitz, der in jenen Tagen, so wie ich, mit dem Prinzen Heinrich bei dem Obersten Trousſel zu Abend speisen sollte, kam sehr früh zu mir, unter dem Vorwande, mir einen Platz in seinem Wagen anzubieten, im Grunde aber, um ganz zu erfahren, was an dieser Nachricht sey. „Sie sind sehr geheimnißvoll gegen Ihre Freunde," sagte er, „und sehr gleichgültig gegen den Antheil, den sie an Allem „nehmen, was Sie angeht. Wie? Sie verlassen Berlin; Sie folgen „dem König nach Potsdam — und ich muß das erst von Fremden er„fahren! Wahrlich, das ist nicht recht." Ich hatte viele Mühe, ihm einzureden, daß ich von ihm das erste Wort von der Sache höre: er konnte sich gar nicht überzeugen. Er wiederholte mir verschiedenemale, daß der Abbé Bastiani ihm davon als von einer ausgemachten Sache gesprochen habe, worüber sich der König selbst auf die bestimmteste Art erklärt hätte. Nur nach wiederholten Versicherungen sagte mir der Baron: „Nun wohl, ich glaube Ihnen; sonderbar aber ist die Sache „immer und ich begreife es nicht."

„Als der Prinz Heinrich bei Frau von Trousſel ankam, ging er auf mich zu und sagte zu mir: „Ich habe Ihnen ohne Zweifel Glück zu „wünschen; doch kann ich zugleich den Berlinern nur condoliren. Wir „verlieren Sie und, zur Vermehrung des Uebels, werden Sie vielleicht „durch Jemand ersetzt werden, der es uns nur um so fühlbarer macht, „daß wir Sie verloren haben." Man hatte ihm zu verstehen gegeben, daß ich an die Stelle des Herrn le Catt treten würde, den er nicht liebte. Als ich auch ihm versichert hatte, daß ich durchaus von dieser Sache nichts wisse, als was mir so eben der Baron von Pölnitz, nach Bastianis Relation, gesagt habe, erwiederte er: „Nun, dieser Abbé hat „auch mir diese Nachricht gebracht und fast von gar nichts anderem „geredet. In der That sehr viel Eifer und Schnelligkeit, den Entschluß „zu verbreiten, den mein Bruder gefaßt haben soll! Ich ahne in dieser „Sache etwas Italienismus; und so könnte es doch wohl kommen, daß „Sie bei uns blieben."

Alles dieses beunruhigte Herrn Thiebault sehr und er eilte am andern Morgen zum Prinzen Friedrich von Braunschweig, um sich seinen Rath zu erbitten. Was nämlich ein anderer gewünscht und erstrebt haben würde, die ihm zugedachte Ehre, die Nähe des übrigens von ihm so anerkannten und gefeierten Königs, die Einweihung in manche Geheimnisse des Monarchen, die von der ihm bestimmten Stelle unzertrennlich war, erschreckte ihn, statt ihn anzuziehen — und es nimmt in der That die Theilnahme in Anspruch, zu lesen, wie er sich darüber gegen den genannten Prinzen erklärte: „An die Person eines großen Königs geknüpft „zu seyn," sagte er zu ihm, „würde andern eine glänzende Aussicht darbieten; „ich vermag nur eine furchtbare Sklaverei darin zu erblicken. Ich habe „nie etwas mehr gefürchtet, als die vertraulichen Mittheilungen eines „Monarchen: kann ich nun wohl immer um den König seyn, ohne mehr „oder minder von seinen Geheimnissen zu erfahren? — Erfahre ich aber „auch nur ein einziges, so ist's um mich geschehen; die Politik will „dann, daß ich bis zum Tode festgehalten und angekettet sey und ich „verliere, ohne Wiederkehr, selbst den Trost der Hoffnung. Erfährt der „König nur ein indiscretes Wort wieder, so wird mein Bewußtseyn „nicht hinreichen mich zu beruhigen; ich werde immer zu fürchten haben, „verdächtig und verläumdet zu werden. Komme ich zum König und „finde ihn nachdenkend, unruhig, trocken oder ernsthafter als gewöhnlich, „so werde ich nur Angst und Besorgnisse mit nach Hause nehmen. Nein, „gnädiger Herr, diese Art zu existiren ist nicht für mich gemacht: das „würde nicht leben heißen;" und nun äußerte Thiebault dem Prinzen den Vorsatz, dem König die reine Wahrheit zu gestehen, „daß er, so „wie er sich selbst kenne, für den ihm zu vertrauenden Beruf, nicht „geeignet sey, daß sein Eifer unzureichend seyn und die bloße Furcht, „den Absichten des Königs nicht zu entsprechen, ihn schon unfähig machen „würde, es zu thun ꝛc." und fragte ihn, ob er für besser halte, diese Erklärung und die Bitte, ihn in seinen zeitherigen Functionen zu lassen, mündlich oder schriftlich anzubringen.

Darauf antwortete der Prinz eben so redlich aber weiser, und mit Menschen- und Hof-Kenntniß beurkundenden Worten, die noch jetzt für jeden ähnlichen Fall zur Warnung und Lehre dienen können:

„Mein lieber Freund, ich bin überzeugt, daß dieser Ruf, worin „andere ihr höchstes Glück finden würden, wenn er wirklich erfolgt, für „Sie ein wahres Unglück ist. Ich kenne Ihr feines Gefühl und Ihre „Reizbarkeit; sie taugt nicht für einen Hof und besonders nicht bei einem „Fürsten, wie der König. Wenn er Sie also mit sich nehmen will, so „beklage ich Sie aufrichtig. Aber ich bin Ihnen jetzt vor Allem die „Wahrheit schuldig und die Wahrheit ist, daß, wenn Sie berufen wer„den, Sie sich aufopfern und die angetragene Stelle mit eben so vieler „Bereitwilligkeit als Dankbarkeit annehmen müssen. Ihre Rede und „Ihr Brief, wie talentvoll und sorgfältig sie auch verfaßt seyn möchten, „würden doch nicht verfehlen, Sie augenblicklich und unwiderbringlich zu „Grunde zu richten. Trotz der größten Eigenschaften, des größten Genies „und der erhabensten Philosophie, sind die Könige immer Könige und „der Grundsatz steht bei ihnen allen andern voran, daß sie jemandem „große Gnade und Ehre erweisen, wenn sie ihn zu ihrer Person beru„fen; und daß dies verweigern, in welcher Gestalt und aus welcher „Ursache dies immer geschehen möge, stets eine Thorheit und eine un„natürliche Undankbarkeit sey — mit einem Worte, eine gehässige und „strafbare Unverschämtheit. Sie untersuchen nicht, ob sie Sie dabei „aufopfern; sie bleiben bei dem Glauben stehen, daß es Ihre erste „Pflicht sey, sich aufzuopfern und sich dabei noch glücklich zu fühlen. Der „König, mein Oheim, wird, unter uns gesagt, keine Ausnahme von die„ser Regel machen; er wird in diesem Sinne König seyn, wie alle an„dern; dafür bürge ich Ihnen; denn ich kenne ihn zu gut, um darüber „den geringsten Zweifel zu hegen ꝛc."

„Ich dankte dem Prinzen," erzählt nun der Verfasser weiter, „kehrte nur aber um so trauriger zurück; mein Geschick nun, nach dem Rathe des Prinzen, erwartend. Ich wurde, während des Carnevals, sehr oft auf das Schloß gerufen und ging jedesmal mit der bangen Ahnung dahin, den gefürchteten Ausspruch zu vernehmen. Aber meine Bangigkeit war vergebens; der König sprach wie gewöhnlich, aber von diesem Plane kein Wort. Erst am Tage vor seiner Abreise sagte er: „Ich „hatte schon so gut als beschlossen, Sie mit mir zu nehmen und Sie in „Potsdam zu fixiren; Sie würden mir dort sehr nützlich seyn, indem „wir meine verschiedenen Schriften zusammen durchsehen könnten und „Sie mir helfen würden, sie in die Ordnung und in den Stand zu „setzen, in welchem ich Sie hinterlassen möchte. Ich habe niemanden „da, der in dieser Hinsicht Ihre Stelle vertreten könnte. Ausserdem „noch sagt Ihre Art zu arbeiten mir zu, hinsichtlich Ihres Fleißes, Ih„rer Offenheit und Geradheit sowohl als Ihrer Methode überhaupt. „Aber nachdem ich reiflicher darüber nachgedacht, habe ich gefunden, daß „Sie zu Potsdam nur mir nützlich seyn würden, während Sie hier dem „Allgemeinen Dienste leisten: ich habe gefühlt, daß es nicht gerecht seyn „würde, Sie von diesem wichtigern Posten abzurufen, und daß ich mich „dem allgemeinen Besten aufopfern müsse. Mit Bedauern lasse ich Sie „also hier — und mit meinen Schriften muß ich thun, was ich kann."

„Ich antwortete blos durch eine Stellung und Kopfbewegung, die Dankbarkeit und Unterwürfigkeit ausdrückte. Seitdem war nie mehr von diesem Gedanken die Rede."

„Der Abbé Bastiani hatte richtig er- und gerathen: der König hatte nicht ermangelt, am Morgen und am nächsten Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, nach Neuigkeiten von Berlin zu fragen und alle hatten ihre Berichte mit meiner bevorstehenden Berufung begonnen und die voraus bedachten, passenden Commentare hinzugefügt. Friedrich hatte sie mit anscheinender Gleichgültigkeit angehört, sich aber doch vorgenommen, die Sache noch reiflicher zu überlegen, und man sieht aus dem Vorhergehenden, zu welchem Resultate ihn seine Reflexionen geführt ꝛc."

(Die Fortsetzung folgt.)

Medicinische Versuche.

(Verfolg von No. 212.)

Nichts ist einfältiger, als die Meinung, daß große Zartheit des Leibes und eine schwache Constitution ein Attribut der weiblichen Schönheit seyn müsse. Wenn Schönheit, so wie man dies Wort in Europa versteht, als der höchste Grad von Vollkommenheit zu definiren ist, die der menschliche Körper erlangen kann, so muß jede Abweichung von einem solchen Zustande die Ansprüche des Individuums verringern; und es würde nicht unverständiger seyn, zu sagen, daß eine im erfrischenden Morgenthau gebadete und gesund auf ihrem Stengel blühende Rose weniger schön sey, als eine solche, die von den verderblichen Folgen des in ihrem Herzen nagenden Wurms hinsterbend und verwelkend ist, als daß die weibliche Form unter dem Druck der Krankheit schöner und interessanter werde. Die Mode, Tyrannin der Meinung, hat freilich wohl einmal decretirt, daß Eleganz nur mit Schwäche vereint bestehen könne, und daß ein blasses Gesicht und eine hectische Röthe die legitimen Anzeichen der Schönheit seyen: aber der nämliche launenhafte Gesetzgeber hat ein andermal auch schon bestimmt, ein Frauenzimmer müsse wie ein Keil gestaltet, taubenbrüstig, blos Schulter seyn, und keine Hüften haben; wieder ein andres Mal, daß die naturgemäße Anschwellung des Busens unter hohen Schnürleibern müsse versteckt werden, und daß die wahre Form der weiblichen Symetrie in dem Hervortreten des Theiles bestehe, dessen Fülle die Berühmtheit der hottentottischen Schönheit ausmachte. — Indessen ernsthaft gesprochen, ist keine Schönheit noch Ebenmaaß der Gestalt ohne Gesundheit denkbar; und eine entgegengesetzte Meinung kann nur aus dem Vorurtheil entstanden seyn, daß man, um einer vollen Gesundheit zu genießen, nothwendig fett, plump und gemein seyn müsse.

Betrachten wir den Bau des weiblichen Körpers, so finden wir, daß er schmächtiger als der männliche ist; die Gebeine sind zarter geformt; die sie bedeckenden und bewegenden Muskeln sind verhältnißmäßig weniger stark, aber ihre Zwischenräume sind mehr ausgefüllt und die Lineamente daher mehr gerundet; die Haut ist weißer, weil die Aderästerchen weniger rothes Blut aufzunehmen im Stande sind; es besteht auch eine größere nervöse Reizbarkeit, und diese ist es, welche bei der geringsten geistigen Aufregung die Wangen glühen macht und den Busen röthet. Dieser Körperbau, obwohl weit zarter als der männliche, und mit einer Schönheit in der Form, einem Ebenmaaß und einer Anordnung in den einzelnen Theilen begabt, die sehr von dem verschieden ist, was die Anmuth einer männlichen Gestalt ausmacht, ist dennoch des höchsten Grades der Gesundheit fähig, ohne daß dadurch die fesselnden Eigenschaften, welche fast einen Gegenstand der Abgötterei daraus machen, im geringsten geschmälert würden. Man betrachte nur ein junges, hübsches, etwa 17jähriges Mädchen, das auf dem Lande erzogen worden, wenn es zuerst in den Modecirkeln der Hauptstadt auftritt. Kann es wohl etwas Interessanteres und Lieblicheres in der ganzen Natur geben? Das Auge, aus dem Lebendigkeit und Gesundheit strahlt, und das doch dem bewunderuden Anstaunen, das es erregt hat, kaum begegnen mag; das zierliche Oval des Gesichts, beschattet von den natürlich und regellos auf dem sanften Elfenbein des Vorhaupts gescheitelten Locken; die Wange mit Rosenroth und Lilienweiß; das hohe Roth der feuchten Lippen; der runde, doch weder zu volle noch zu magere Hals, und das herrliche Ebenmaaß des Leibes, und der einzelnen Glieder. Dieses anziehende Geschöpf ist in der Blüthe der Gesundheit, aber deshalb weder fett, noch plump oder gemein; seine Haltung ist graciös und so wenig affectirt als gezwungen; sein Auftreten ist fest und elastisch, doch weit entfernt von dem Brüsten eingebildeter Hoheit; und die weibliche Zartheit, die sich bei ihm in jedem Blicke und in jeder Bewegung ausspricht, ist etwas ganz andres als das Wesen, das sich bei körperlicher Schwäche und den Anzeichen einer krankhaften Stimmung zeigt. Zu einem solchen Gesundheitszustande zu gelangen, das ist eine Sache von höchster Wichtigkeit, und nicht minder wichtig ist es, die Mittel, ihn zu erhalten, zu kennen: der Zweck dieses Versuches nun soll seyn, anzugeben, wie beides zu erreichen ist, insofern Leibesübungen auf die Gesundheit Einfluß haben.

Nur durch Uebung kann das Muskelsystem bei beiden Geschlechtern völlig entwickelt werden, und ist sowohl für die Vervollkommnung des Körperbaues, als für dessen Erhaltung nothwendig. Ohne sie, in einem gehörigen Maaße, werden, wie ein gelehrter Arzt ganz richtig bemerkt hat, „selbst die Knochen weich und schwammigt, die, gehörig geübt, hart, kräftig und compact wie Elfenbein geworden seyn würden." Für Frauenzimmer thut besonders eine tägliche und wohlgeordnete Uebung noth, und bei denjenigen, die darauf nicht achten, wird der Körper wie der Geist gleich sehr schwach und kränkelnd werden: deshalb wollen wir uns Mühe geben, zu ermitteln, 1) wieviel Uebung die weibliche Constitution ohne Nachtheil zu ertragen vermag; und 2) welche Arten von Bewegungen am besten zur Erhaltung der Gesundheit bei Mädchen und jungen Frauen unter zwanzig Jahren geeignet sind.

1) Von dem Wieviel der Uebung, das Mädchen und jungen Frauen zuträglich ist. Die Nothwendigkeit, das Wieviel der Uebung nach der Stärke und der Lebensweise einer Person einzurichten, ist so einleuchtend, daß es fast lächerlich scheint, ihrer zu gedenken; und dennoch ist nie eine Regel häufiger übersehen und verletzt worden. Hauptsächlich in Schulen, werden junge und zarte Mädchen oft gezwungen eben so weit zu gehen, die nämlichen Uebungen vorzunehmen, und eben so viele Stunden zu tanzen, als die älteren und kräftigeren; das hat dann leicht eine Schwächung der Gesundheit zur Folge, denn so wohlthätig ein Ueben der Muskeln auch ist, so erzeugt doch ein Uebermaaß darin eine nachtheilige Erschöpfung. Dieses, und eine gezwungene sehr gerade Körperhaltung, die gleicherweise die Kraft der Rückenmuskeln aufreibt, veranlassen zum öfteren eine schädliche Biegung des Rückgrats. Es dürfte hier nicht am unrechten Orte seyn, zu bemerken, daß es ein großer Irrthum ist, eine kerzengerade Haltung des Rückens für wohlthätig und kleidsam zu halten. Nichts ist abweichender von dem naturgemäßen Zustande des Theils des Rückens, dessen gefällige Krümmung von den Künstlern die Schönheitslinie genannt

wird; und dieſe Lage macht ihn eben zu einem ſicheren Stützpunkte des Kopfes, indem er ſich, jeder Bewegung fügend, die Erſchütterung des Gehirns verhindert, die ſonſt ein Fehltritt beim Gehen oder Tanzen veranlaſſen würde, wenn die Knochen des Rückgrats perpendicular auf einander ſäßen; vermittelſt ſeiner natürlichen Biegung aber wirkt es wie eine Feder und gewährt folglich zugleich ein anmuthiges Anſehen und vollkommene Sicherheit.

Die ſicherſte Regel für die Leibesübung junger Mädchen iſt die, daß man ſie ſolche treiben läßt, bis ihre eigne Erſchöpfung ihnen den Augenblick, damit inne zu halten, anzeigt; und dazu iſt es am beſten, daß man ſie an den Spielen junger Knaben in einem begränzten Raume Theil nehmen läßt. Sie müſſen jedoch vielfältig zur Bewegung ermuntert und angeſpornt werden; denn in Folge der weiblichen Erziehung von früheſter Jugend an und der geſelligen Gewohnheiten des Geſchlechtes, ſelbſt im Mädchenalter, ziehen manche Mädchen es vor, in Gärten und auf Spielplätzen ſich im Kreiſe zu lagern, und zu plaudern, oder Arm in Arm langſam umher zu ſchlendern, ſtatt an den raſcheren Uebungen Theil zu nehmen. Dieſem Uebel abzuhelfen, hat man gymnaſtiſche und ſogenannte kalliſtheniſche Uebungen eingeführt; wenn die Kinder ſie aber als Aufgaben anſehen, ſo verlieren ſie ihren wohlthätigen Einfluß als Uebung, und es thut die größte Beachtung noth, daß die Anſtrengungen, die damit verknüpft ſind, die Kräfte der Theilnehmenden nicht überſteigen. Wenn ſolche Uebungen in Schulen angeſtellt werden, ſo muß die Anſtrengung allmählig ſeyn, auch nicht plötzlich damit inne gehalten werden; und nie über die Kräfte eines Mädchens gehen. Man ſollte ſie übrigens täglich und regelmäßig vornehmen, denn dadurch erlangt der Körper allmählig eine Kraft, die er nicht von Natur hatte, und kann Anſtrengungen ertragen, die unter andern Umſtänden Entzündungen erzeugen und tödtlich werden könnten. Die wohlthätigen Wirkungen einer regelmäßigen Leibesübung ſind bei jungen Mädchen die nämlichen, als diejenigen, die wir in unſrer vorigen Abhandlung über die für die Geſundheit im Knabenalter erforderlichen Leibesübungen aufzählten: dieſe ſind aber bei jungen Mädchen, wegen ihrer ſitzenden Lebensweiſe in einem ſpäteren Abſchnitt des Lebens, noch weſentlicher; auch ſollen ſie der Schlaffheit der Eingeweide entgegenwirken, die bei Frauenzimmern ſo häufig ſtatt findet und doch mit der Geſundheit ſo unverträglich iſt. Wird die Uebung in einem beſchränkten Raume vorgenommen, ſo ſollte für einen Wechſel derſelben geſorgt werden, um zu ihrer Fortſetzung einen neuen Reiz zu geben; auch muß ſie ſo beſchaffen ſeyn, daß alle Muskeln des Körpers dadurch in Thätigkeit geſetzt werden. Das geht aber nicht an, wenn der Körper in Schnürleiber eingezwängt iſt; denn, ſind auch Arme und Beine frei, ſo ſind doch die Muskeln des Rückens und der Hüften in ihrer Thätigkeit begränzt, was denn einen Zuſtand der Schwäche an dieſen Theilen herbeiführt; denn es iſt eine unläugbare Thatſache, daß eine nicht gebrauchte Muskel bald ihre Kraft verliert. Den Beweis von dem Einfluß der Uebung auf die Kräftigung gewiſſer Muskeln haben wir ja täglich vor Augen bei einem Tanzmeiſter in den Füßen, bei einem Grobſchmidt in den Armen: um aber die Geſundheit überhaupt zu fördern, und den ganzen Körper zu ſtählen, müſſen alle Muskeln ins Spiel gebracht werden und ein jeder Theil das ſeinige bei den Uebungen thun, die man vornimmt.

Die Nothwendigkeit, die Anſtrengung der Uebungen nach der Stärke des Mädchens einzurichten, muß, obwohl ſchon erwähnt, hier noch einmal wiederholt werden; denn, wird auch der Schaden, den ein Uebermaaß hierin zur Folge hat, nicht gleich ſichtbar, ſo hat die tägliche zu ſtarke Anſtrengung eine bleibende üble Wirkung, indem ſie die Kräfte aufreibt und ein vorzeitiges Alter herbeiführt. Eine dergleichen Ueberanſtrengung fällt nun freilich bei den mittleren und höheren Ständen nicht eben vor; aber in den niederen Ständen iſt es nichts ungewöhnliches, Frauenzimmer unter 30 Jahren zu ſehen, deren Aeußeres ein Alter von 60 andeutet, weil ſie ſich in ihren Verhältniſſen als Dienſtboten überarbeitet haben; und im Intereſſe der Menſchheit ſollte ein Uebel dieſer Art doch wahrlich nicht überſehen werden. Man möchte vielleicht anführen, hieran ſey großentheils der Wirkungskreis in den heißen Küchen ſchuld, und weil die Arbeit gänzlich im verſchloſſenen Raum beſchafft werde. Das läßt ſich ſchon hören; aber ſehen wir nicht die nämlichen Wirkungen von zu früher ſchwerer Arbeit bei den Kindern der Armen, die in friſcher Luft leben? Z. B. bei Knaben in der Landwirthſchaft, deren manche im 14. Jahre ſchon das Anſehen eines reiferen Alters haben und die oft vor der Zeit kümmerlich werden.

Wenn ein Mädchen erwachſen iſt, ſo paßt die anempfohlene thätige Uebung nicht ganz mehr zu der Lebensweiſe dieſes Geſchlechts, doch ſollte ſie ſo weit, als es ſchicklich iſt, fortgeſetzt werden. Die verſchiedenen Arten der Uebungen ſollen nächſtdem discutirt werden, doch wollen wir hier bemerken, daß der, jungen Frauenzimmern in Geſellſchaft auferlegte Zwang, unter keinen Umſtänden ſie hindern ſollte, noch täglich ſolche Uebungen vorzunehmen, wobei jede Muskel des Körpers in Thätigkeit kömmt. Wenn eine junge Dame, nach der Ermüdung von einem Balle, ſich früh Morgens zu Pferde ſetzte, um die balſamiſche und erfriſchende Morgenluft einzuathmen, ſo würde ſie ſich geſtärkt, erheitert, ja ſelbſt zur Wiederholung des Vergnügens am Abend im Stande fühlen, wenn nur nicht zu oft nach einander; während ſie, wenn ſie bis Mittags im Bette bleibt, blaß, matt, verdroſſen und ungeſtärkt aufſtehen wird; und wenn auch der Reiz des Vergnügens, der auf den jugendlichen Sinn eine große Macht ausübt, ſie befähigt, den Kreis der Winter-Aſſembleen und Beſuche zu durchlaufen, ſo hat ihre Conſtitution doch meiſtens einen Stoß bekommen, den ſie nie wieder überwinden wird. Es iſt nicht das Amt eines Arztes, Moral zu predigen, oder die ſchwächenden Wirkungen der Mode-Vergnügungen auf die geiſtige Kraft der heranwachſenden Jugend der höheren Stände aufzuzählen; aber es möge ihm erlaubt ſeyn, auf die ſchädlichen Folgen für die Geſundheit aufmerkſam zu machen, die es hat, wenn man, bis der Sommer ſchon weit vorgerückt iſt, in der Stadt bleibt, ſtatt zeitig genug aufs Land zu gehen, um durch den mächtigen Einfluß des Frühlings wieder gut zu machen, was die angreifenden Wintervergnügungen den zarten Körpern junger Frauenzimmer geſchadet haben. Der Sopha, das Bett und die Unthätigkeit ſind es nicht, die dem Körper die verlornen Kräfte wieder geben.

Wenn die Mütter ſich für die modiſchen Zerſtreuungen intereſſiren, um ihren Töchtern Männer zu verſchaffen, ſo ſollten ſie es doch auch bedenken, daß, wenn ſie ihren Wunſch erreichen, ihre Töchter die Beſtimmung haben, Mutter zu werden, und wie wenig ſie einem ſo heiligen Amte mit geknickter Conſtitution und reizbaren Nerven — ſo daß ſie kaum ihren eignen Körper erhalten, vielweniger ihren Kindern Nahrung geben können — gewachſen ſind.

Von den Leibesübungen, die der Geſundheit von jungen Mädchen und erwachſenen Frauenzimmern am zuträglichſten ſind. Faſt die nämlichen Uebungen, die für Knaben paſſend ſind, die des Ringens und dem ähnliche ausgenommen, ſind auch jungen Mädchen zu empfehlen; bei älteren aber müſſen die folgenden die Stelle jener vertreten.

Das Spazierengehen. Was über dieſe Uebung in unſerm vorigen Aufſatze geſagt worden, gilt auch hier. In den Mädchenſchulen wird jetzt häufig Unterricht im Militairſchritt ertheilt. Der Zweck dabei iſt, den Körper an eine gerade Haltung zu gewöhnen, entweder der

Anmuth halber oder weil es für gesund gehalten wird; wenn aber Militairschritt auch ein festes Auftreten und ein gutes Gleichgewicht halten lehrt, so geht ihm dafür wieder die Elasticität und Leichtigkeit ab, welche den Gang eines wohlgestalteten, gesunden Frauenzimmers charakterisiren. Soll das Spazierengehen als Uebung dienen, so darf es nicht bis zu übergroßer Ermüdung ausgedehnt werden, und damit es nicht vor der Zeit verleidet wird, muß für Abwechselung gesorgt werden. Die Umzüge einer Schule ermüden die Mädchen sehr bald, ohne einmal für zweckdienliche Uebungen gelten zu können.

Das Tanzen. Es ist dieses eine Lieblingsübung junger Frauenzimmer; und wenn sie gut gelehrt ist, so ist sie auch gesund und giebt dem Körper eine anmuthige Haltung. Im Allgemeinen sind aber die Bewegungen auf die Arme und Beine beschränkt. Junge Frauenzimmer mögen es gern Tänzerinnen von Profession nachthun, was jedoch, wenn nicht von Haus aus dazu auferzogen, für ihren zarten Bau zu angreifend ist. Den eben erwähnten Fall ausgenommen, ist das Tanzen, wenn es auch täglich geübt wird, jungen Frauenzimmern in dieser Lebensperiode höchst zuträglich, wo ihre meisten Beschäftigungen sitzender Art sind: bei ihrer Vorliebe dafür übertreiben sie es aber oft damit, was nie geduldet werden sollte. Die Anstrengungen bei sehr raschen Tänzen sind Mädchen von sehr zartem Bau und Engbrüstigkeit sehr gefährlich, wenn sie zu lange fortgesetzt werden. Auch dann ist das Tanzen gefährlich, wenn der Körper erst jüngst von einer schweren Krankheit hergestellt, und noch nicht völlig wieder bei Kräften ist. Im Ganzen genommen ist das Tanzen jedoch eine der besten Uebungen für junge Frauenzimmer, und zugleich, wenn mit Vernunft betrieben, der Gesundheit sehr zusagend.

Das Reiten. Ist ebenfalls eine höchst heilsame Uebung für junge Frauenzimmer, weil dabei viele Muskeln des Leibes sowohl als der Arme und Beine in Thätigkeit kommen, und auch wegen der gesunden Luft, welche die Lungen bei der raschen Bewegung des Körpers in einem großen freien Raum einathmen. Aber die Haltung, die Frauenzimmer zu Pferde anzunehmen gezwungen sind, ist sehr jungen Mädchen nicht zuträglich, und diese können, wenn sie diese Uebung zu oft und bis zur Ermüdung machen, leicht im Rückgrat verwachsen und ungestaltet werden. Da, wo das Reiten der Gesundheit wegen anempfohlen ist, sollte man den Mädchen lehren, auf beiden Seiten des Pferdes sitzen zu können, um die üblen Folgen des Verdrehens des Körpers zu verhindern.

Die Gränzen dieser Versuche erlauben keine specielle Aufzählung der vielen andern Uebungen, die noch als sehr heilsam für junge Frauenzimmer gelten können. Es ist schon gesagt worden, daß keine über die Ermüdung hinaus verlängert werden sollte; doch ist das hiermit verknüpfte unangenehme Gefühl oftmals eher durch eine Veränderung der Uebung, als durch ein gänzliches Einstellen derselben zu heben. So wird ein Kind, das von langem Gehen ermüdet und anscheinend so erschöpft ist, daß man zweifeln möchte, es werde sich noch von der Stelle bewegen können, munter davon rennen, als ob seine kleinen Glieder sich durch eine lange Ruhe erfrischt und gestärkt fühlten, wenn der Vater ihm seinen Stock giebt, um darauf zu reiten. Inzwischen kann ein zu langes Verfahren nach diesem Grundsatze auch gefährlich werden; denn da die neue Aufregung rein geistig ist, so kann die Erschöpfung der körperlichen Kräfte, wenn die Uebung vorüber ist, und sie muß früher oder später aufhören, so groß seyn, daß sie die schädlichsten Folgen nach sich zieht.

Jede Uebung, von welcher Art sie auch seyn mag, ist doppelt heilsam, wenn sie in freier Luft, auf offenem Felde, inmitten der Naturschönheiten statt findet. Nur da ist mit Erfolg um die Gesundheit zu buhlen; und wird die Lebensspanne auch nicht verlängert, so wird sie wenigstens durch den Besitz einer Segnung beglückt, wofür ein jeder nicht dankbar genug seyn kann.

Englisches Theater in Paris.

Man liest hierüber im Globe vom 30. August Folgendes, was vielleicht auch für deutsche Theaterfreunde nicht ohne Interesse seyn dürfte.

„Alle Anstalten sind endlich getroffen, alle Hindernisse gehoben dafür, daß eine Gesellschaft englischer Schauspieler uns die Meisterstücke der englischen dramatischen Dichter genießen lassen wird. Am 3. oder spätestens 5. September wird das neue Theater eröffnet,*) und Montags, Mittwochs und Freitags jede Woche gespielt werden."

„Die neue Gesellschaft wird mit Romeo und Julie beginnen und Herr Abbott, (vom Covent-Garden) wird die Rolle des jungen Montague spielen. So können wir denn endlich in seinem ganzen Umfange dieses Drama sehen, das Ducis für uns verstümmelt hat und wovon Frau von Staël in ihrer Corinna eine so hinreißende Analyse giebt. Shakespeare, der Altengland nie verlassen, hat dennoch diesem herrlichen Werke die ganze Wärme und den Glanz der Sonne Italiens einzuhauchen gewußt. Der Styl, selbst durch seine Fehler, erinnert an das Land, in welchem sich die Capulet's und Montague's hassen, Romeo und Julie sich lieben: es sind überall glänzende Bilder und geistreiche Einfälle; der Gedanke darin hat denselben Luxus, wie die Natur in den südlichen Climaten. Wahrlich, es ist ein bewundernswürdiger Dichter, dieser Shakespeare, der Climate wie Charaktere errathen und dessen Einbildungskraft das bloße Lesen der italienischen Dichter und Novellisten so eingeweiht und durchdrungen hat. Wie viel Leidenschaft und Grazie, Hingebung und Zartgefühl vereinigt sich im Charakter der Julie und mit welcher Züchtigkeit sinkt sie in die Arme ihres Geliebten! Das macht, weil alles rein und unverdorben in ihr ist, ihre Wünsche so kindlich und unschuldig sind, wie ihre Gedanken, und sich die Liebe so schnell ihres ganzen Selbst bemeistert, daß der Kampf unmöglich wird und sie nichts kann als lieben."

„Man weiß, daß in diesem Stücke der lebhafte und geistreiche Mercutio vorkömmt, den, nach dem Ausdruck eines enthusiastischen Kritikers, Shakespeare möglichst schnell getödtet hat, aus Verlegenheit, wie er ihn mit so viel Geist weiter fortführen sollte. Neben diesen so geistvollen und witzigen Scenen finden sich zwei von einer tiefen Leidenschaft, welche vielleicht die schönsten Verse enthalten, die auf irgend einem Theater gesprochen worden sind; wir meinen nämlich erstlich die, wo Julie dem Romeo ihre Liebe gesteht und ihn um Vergebung bittet, daß sie ihn dies Geständniß nicht erwarten lasse; und dann zweitens den Auftritt, wo die beiden jungen Gatten das eheliche Bett verlassen und Julie glaubt, die Nachtigall singe, während die Lerche den Morgen und den Haß der Capulets weckt."

---

*) Nicht den 3. sondern den 7. September hat die Eröffnung dieser neuen Bühne im Theater Odeon, bei sehr vollem Hause, wirklich statt gefunden. Von den zwei Stücken, welche gegeben wurden, die Nebenbuhler von Sheridan und der Eigensinn des Geschicks von Attingham sagte vorzüglich das letztere den Zuschauern zu; die Darstellung von beiden wird als sehr gelungen gerühmt. Man erwartet in Kurzem den englischen Talma, Kean, und dann werden erst die tragischen Vorstellungen beginnen. Anm. d. R.

„Diesem Stücke werden alle Meisterstücke Shakespeares folgen: Hamlet, Macbeth, Othello und der König Johann. Wir werden auch die lebhaften und glänzenden Lustspiele Sheridans hören, dessen irländische Einbildungskraft allem, was er schrieb, so wie seiner Beredtsamkeit, einen Reiz verlieh, den man mit dem frischen und aufbrausenden Geist vergleichen könnte, wovon ein edler Wein im Glase schäumt. Wir werden die Lästerschule sehen, dieses Stück voll Geist, das zugleich an Molière und Marivaux erinnert."

„Diese Darstellungen werden, außer dem lebhaften Vergnügen, das man davon einärndten wird, noch andere Vortheile haben. Sie werden dazu beitragen, diesen ausschließenden Geist zu verdrängen, der, bei uns, in der Literatur die Ansichten und Urtheile unbeweglich gemacht — gleichsam eingepfercht hat. Man wagte nicht zu denken, ja zu träumen, daß es, ich will nicht sagen etwas so schönes als unsere classischen Autoren, sondern selbst nur etwas gebe, was sich dem annähere. Eine Art von Schülerwuth ergriff uns bei dem Lobe, das man ausländischen Schriftstellern widmete; Shakespeare, Schiller waren in unsern Augen nur rohe Usurpatoren des tragischen Scepters. Jetzt begreift man ihr Verdienst und die Tiefe ihres Genies. Damit soll nicht gesagt seyn, daß man die Bewunderung aufgeben wollte, die uns so gerechterweise die drei großen tragischen Dichter einflößten, die die Zierde unsers Theaters sind; noch viel weniger, daß man den größten dramatischen Meister vielleicht aller Völker, Molière, nicht mehr gehörig achte oder gar verachte: aber man empfindet mit lebhaftem Vergnügen, daß es noch Schönes außerdem giebt, daß ein neuer Erguß des Gefühls noch aus einer andern geheiligten Quelle fließt."

„Die dramatische Kunst in Frankreich wird bei den Darstellungen des englischen Theaters gewinnen. Wir wollen nicht, daß die französische Muse sich zur Nachahmung des Fremden dränge. Nein, wir wünschen ihr mehr Stolz: sie bleibe sich selbst getreu; aber sie fühle, bei dem Anblicke der Freiheit der ausländischen Musen, ihre Kraft und breche ihre Ketten. Seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts haben kalte Genies sie Verse ohne Kraft und ohne Leben stammeln, und sie, bei jedem Schritte in eisigen Parodieen unserer classischen Meisterwerke straucheln lassen. Möge dieses Schauspiel der Unabhängigkeit unsern dramatischen Dichtern lehren, daß es noch andere Wege zum Ziele giebt, als diejenigen, auf welchen sie sich so mühselig fortschleppen. Mögen sie vor Allem aus Shakespeares so pittoresken, so seelenvollen historischen Dramen begreifen, daß Frankreichs Geschichte auch edlen und rührenden Stoff darbiete, vorausgesetzt, daß sie nur die geschichtliche Wahrheit nicht der gewohnten Rücksicht auf die Einheit (der Zeit und des Ortes) aufopfern."

„Unsere Schauspieler werden auch von diesem neuen Theater lernen können. In dem beklagenswerthen Zustande, in welchem bei uns die Tragödie schmachtet, der declamatorischen Schule zum Raube, die Talmas Beispiel jedem Menschen von gesundem Sinne zuwider gemacht hat, die aber darum nicht minder unser Theater noch drückt, wünschen wir von Herzen, daß die Vergleichung des englischen Theaters mit dem unsrigen, unsern Schauspielern Liebe zum Wahren und Streben nach Wahrheit in der Darstellung einflößen möge. Nicht als ob die englischen Schauspieler von Fehlern frei wären, und die Uebertreibung ist einer ihrer vorzüglichsten: aber es ist die Uebertreibung der Natur, es ist die der Leidenschaft, die sie wüthend macht, wenn sie bloß zornig, verrückt, wenn sie bloß verirrt seyn sollten; während man bei uns nichts als kalte Declamation findet, allbekannte Drehorgelstückchen, Gesten, die ihr Entstehen Lekain verdanken, Ton- und Stimm-Effecte, welche die Echos des hôtel de Bourgogne wiederholten. Hundertmal mehr ist noch das Geschrei und Fußstampfen werth, als diese affectirte Aussprache, als diese hervorgehobenen stummen Sylben, diese stockenden, abgebrochenen oder ins Lange gezogenen Töne, bei denen ein ehrlicher Mann fast vor Ungeduld stirbt. Wir wünschen, daß diese beiden Uebertreibungen, indem sie sich beide begegnen, verschwinden und die Natur, so reich an Grazie, auf beiden Theatern die Oberherrschaft ausüben möge."

„Die Freuden des Schauspiels gehören zu den edelsten unter denen des Geistes. Hoffen wir denn, daß Franzosen und Engländer, indem sie sie zusammen genießen, die Eintracht befestigen werden, die jetzt unter ihnen an die Stelle des Hasses getreten ist, den ein so langer Krieg genähret hatte. Diese beiden Völker haben gerechte Ansprüche auf gegenseitige Achtung; beide haben für die edelste Sache gelitten und gekämpft, beide stehen auf dem Gipfel menschlicher Civilisation. Der ganzen Welt liegt daran, daß sie fest vereinigt seyen; alle verständigen und rechtlichen Menschen wünschen, daß sie sich verstehen mögen; und heißt das nicht die Vorurtheile beider Völker mit glücklichem Erfolge bekämpfen, wenn man sie zu denselben geistigen Festen vereinigt, sie in einer gemeinschaftlichen Bewunderung zusammengesellt?

Miscelle.

In der Grafschaft Dauphin in Pensylvanien liegt ein längst von allen menschlichen Wesen verlassenes Städtchen Namens Rush. Diesen Fleck hatte ein gewisser Whittle, nachdem er sich vor vielen Jahren in England ein Vermögen von 37,000 Dollars gesammelt hatte, gewählt, um sein Leben da zu beschließen. Das Thal wurde von keinem menschlichen Fuße betreten, ausgenommen wenn sich zufällig ein Jäger dahin verirrte. Mehrere Jahre lang pflegte der Einsiedler seinen Mundvorrath auf dem Rücken über die Berge zu tragen. Er hatte sich auch ganz allein eine Mühle, eine Schmiede und eine Zimmerwerkstätte gebaut, und lebte mit den wilden Thieren auf dem freundschaftlichsten Fuße. Ihm war es gleich, ob der Staat viel oder wenig Abgaben verlangte, denn Niemand wagte sich in das rauhe Thal, sie von ihm einzufordern. Allein endlich ward er doch dieser einsamen Lebensweise müde und schnitt sich den Hals ab. Ihm gelang es also, was Caligula vergebens wünschte: — eine ganze Stadt mit einem Streiche zu entvölkern.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 129.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÆT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETÆT

№ 222 Hamburg, Sonnabend den 22. September 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Des (englischen) Capitains King Untersuchung der südamerikanischen Küsten.

(Aus der Literary Gazette.)

Ein uns mitgetheiltes Privatschreiben aus Montevideo vom 12. Mai d. J. giebt einen Bericht über die Rückkunft der Schiffe Adventure und Beagle von der, nach Vorschrift der englischen Regierung, gemachten Untersuchung der Magellans-Straße. Diese Straße, die bis dahin nur von Wenigen aus allen Nationen ohne große Schwierigkeit, Gefahr und Unheil passirt worden ist, deshalb auch von mehreren alten Reisenden als zu gefahrvoll für die Schifffahrt erklärt worden war, wird selbst von den Seeleuten unsrer Zeit ziemlich gefürchtet. Die genannten beiden Schiffe gingen gegen Mitte Novembers von Montevideo unter Segel und liefen am 23. December, nachdem sie sehr schlechtes Wetter gehabt, in die Magellans-Straße ein. Sie gingen in den ersten Tagen des Januars in dem Hungerhafen vor Anker, wo der Adventure, befehligt von Capitain King, bis in die erste Woche Aprils blieb, um die Ostseite der Straße zu untersuchen, während der Beagle, unter dem Befehl des Capitains Stokes, zu gleichem Zwecke weiter zur westlichen Mündung fuhr, und von dort Anfangs März zurückkehrte.

Alle Buchten und Meerengen, deren es längs der ganzen Straße hin eine Menge giebt, sind genau genommen nichts weiter als Löcher oder Schluchten, die in das Land hineingehen, und die wegen ihrer großen Wassertiefe (von 50 bis 60 Klafter) nicht anders als dicht am Ufer, bei einem Lande von 1000 bis 3000 Fuß Höhe, das an einigen Stellen fast senkrecht aufwärts steigt, zum Ankerauswerfen zu benutzen sind. Für ein großes Schiff ist es sehr schwierig, sich dem Ufer zu nähern, weil dort manchesmal ein so wüthender Orkan, daß gar keine Segel beizusetzen sind, plötzlich auf eine gänzliche Windstille folgt. Die verheerenden Wirkungen dieser plötzlichen Windstöße hat man in vielen Gegenden der Straße wahrgenommen. Unbeschreiblich ist ihre Gewalt: Bäume, die mit den Wurzeln ausgerissen sind, liegen herabgeschleudert von den Anhöhen an dem Gestade der Gewässer wild durcheinander.

An den Ufern der Straße wurden zwei verschiedene Menschen-Racen gefunden: die famösen Patagonier, die den Theil des nördlichen Ufers bewohnen, der ostwärts vom Cap Negro liegt, und die wandernden Stämme, die „Indianer" und „Fueglaner" genannt werden, die man in kleinen Trupps und in großen Zwischenräumen auf dem großen Strich Landes antrifft, der sich zwischen den Caps Negro und Victory auf der einen, und der ganzen Länge der Küste del Fuego auf der andern Seite hinzieht.

Die Patagonier, die man zuerst sah, waren zu Pferde, etwa 20 an der Zahl, worunter drei oder vier Frauenzimmer, wovon die älteste, die wohl 40 Jahre zählen mochte, vier oder fünf Kinder hatte; die andern waren Mädchen von ungefähr 15 Jahren. Die Männer waren meistens junge Leute und Knaben, den Mann der alten Frau ausgenommen, der mit ihr von gleichem Alter seyn mochte. Sie waren in Thierfelle gekleidet, meistens von Guanaco und Zorillo, welches letzteres eine Art Iltis ist, die einen äußerst strengen Geruch hat. In diese Felle waren sie völlig eingewickelt.

Als der Capitain King landete, fand er sie, wie schon gesagt, zu Pferde. Sie empfingen ihn ohne einen Laut von sich zu geben, und rührten sich so wenig, daß man sie hätte für Statuen halten können, bis er sich der alten genähert und ihr mit einer Miene von besonderer Galanterie eine Medaille (ausdrücklich für die Expedition geschlagen) um den Hals gehängt hatte, worauf sie, auf eines der jüngeren Frauenzimmer zeigend, auf Spanisch ausrief: „da una a la muchacha" (gebt dem Mädchen eine). Als der Capitain King diesen Wunsch erfüllt hatte, stieg das junge Frauenzimmer ab, und alle ihre Gefährten folgten diesem Beispiele, das alte Paar ausgenommen, das hoch auf seinen Sitzen von Fellen und Guanaco-Fleisch in Ruhe blieb. Beim Wiederaufsitzen wurde mit dem linken Fuß in eine Schnur, die den Pferden um den Hals hing, getreten, und so schwangen sie sich auf ihre Sitze.

Dem Capitain King und denen, die mit ihm waren, erschienen die Patagonier, als sie noch zu Pferde saßen, anfangs als sehr groß, als sie aber abgesessen hatten, fanden sie das nicht mehr. Nach der Wahrnehmung dieses Offiziers, der oft mit diesem Volke verkehrte, muß der Commodore Byron sich sehr getäuscht haben, als er es gesehen, oder das Geschlecht der Patagonischen Riesen ist seitdem auch durch seine Gemeinschaft mit den spanischen Niederlassungen im Norden sehr ausgeartet.

Eines ihrer Pferde war weit besser, als alle Pferde dort zu Lande und selbst zu Montevideo, aufgezäumt: Sattel und Zaum waren augenscheinlich von spanischer Arbeit, und mochten vom Rio Negro her verschafft seyn. Die Buckel und anderen Zierrathen des Sattels waren von schön polirtem Messing, und das Ganze war so neu und wohl erhalten, daß es dem Hengste eines Hidalgo nicht übel gestanden haben würde. Das junge Frauenzimmer, dessen Pferd so aufgeputzt war, trug messingene Sporen, wie sie in der Nähe von Buenos-Ayres Sitte sind.

Die Aufzäumung der anderen Pferde war roherer Art; doch war auch bei diesen das Gebiß durchgängig von Eisen mit einem Zügel von aus roher Haut geschnittenen Streifen; der Sattel war von Holz, dem Rücken des Gauls angepaßt, und im Sattelknopfe war ein Loch, das wohl die Bestimmung haben mochte den Sprungriemen daran zu befestigen. Dieses hölzerne Gestell oder Sattel ist mit Fellen belegt und bietet so einen ganz weichen und bequemen Sitz dar.

Die Engländer wurden von den Patagoniern aufs freundlichste aufgenommen und behandelt; und so lange sie mit ihnen verkehrten, ritten

sie ihre Pferde, besuchten sie ihre Lager, und es ward nie ein Zeichen von Mißtrauen verspürt. Es gingen sogar drei der Eingebornen am Bord des Adventure nach der Elisabeths-Insel, während die übrigen vom Stamme über Land reiseten, um wieder mit dem Schiffe zusammen zu treffen. Die armen Schelme aber, die sich zu der Wasserfahrt entschlossen hatten, waren die Mehrzeit ihres Aufenthalts am Bord jämmerlich seekrank und schienen sich sehr unglücklich zu fühlen, daß sie nicht zu ihren Freunden zurückkehren konnten, nach deren, durch den aufsteigenden Rauch nachgewiesenen Feuern sie immer hinzeigten. Als jedoch die Seekrankheit überstanden war, hatten sie ihre frühere gute Laune gleich wieder und schienen nun ganz zufrieden zu seyn.

Einer von diesen, Namens Aighen, der größte unter den zu Gesicht gekommenen Patagoniern, maaß doch nur 6 Fuß — und die übrigen waren nicht über 5 Fuß 10 Zoll hoch. Sie waren nicht gut proportionirt; denn sitzend gab ihnen die übermäßige Länge des Leibes und der Köpfe ein weit größeres Ansehen, als sie wirklich hatten.

Bei einer andern Gelegenheit, zu Gregory Bay, kamen drei Patagonier an Bord des Adventure, um die Nacht dort zuzubringen, nämlich zwei Männer und ein Frauenzimmer, welche letztere nichts geringeres als die Cazike Maria in eigner Person war. Dem Anschein nach mochte sie 40 Jahre alt seyn; sie sprach ziemlich gut spanisch, und war sehr redselig in dieser Sprache. Den ganzen Abend rauchte sie, und trank dabei so viel Grog, als sie nur bekommen konnte; sie machte sichs überhaupt so bequem, als wäre sie zu Hause. Man hatte ihr und ihren beiden Begleitern eine Schlafstätte im Unterdeck bereitet, wo sie sich auch eine Zeitlang ruhig verhielten; da sie dann aber zu lärmen und zu singen begannen, und ihnen dieses untersagt ward, so begaben sie sich auf das obere Deck und brachten dort den Rest der Nacht zu.

Einer von den Männern hatte einen oder ein paar Tage zuvor seine Tochter verloren; hierüber sprach sich sein Schmerz, als der Grog, den er getrunken, zu wirken begann, in einem so heillosen Geheul aus, daß kein Mensch am Bord davor zu schlafen im Stande war.

Wandte man sich nun an Maria mit dem Ersuchen, sie sollte doch ihren Einfluß aufbieten, um den Schreier zu beschwichtigen, so war und blieb ihre Antwort: „Povrecito! sir hijo morio esta mañana;“ (der arme Schelm! sein Kind ist ihm heute Morgen gestorben) auch machte sie von ihrer Authorität über ihn keinen Gebrauch, und sagte bloß: „es borracho“ (er ist trunken); wonach sie denn sofort für sich selbst supplicirte, sagend: „Mucho me quiere agua-ardiente, dar me mas; mucho me quiere ser borracho; dar me mas!“ (Ich mag gern Branntewein; gebt mir mehr; ich mag so gern betrunken seyn; gebt doch mehr her!) Sie war schon bespitzt, und es währte nicht lange, so hatte sie ihren Wunsch aufs Vollkommenste erreicht.

Am folgenden Tage besuchten der Capitain King und die Seinigen das patagonische Lager, ungefähr 8 Meilen von der Bai, und sahen dort ein sonderbares Grabmal, das über den sterblichen Resten des jüngst verstorbenen Kindes aufgeführt war. Auf dem Rückwege nach der Bai waren sie Zeuge einer sehr interessanten religiösen Ceremonie, die große Aehnlichkeit mit einigen Formalitäten der römisch-katholischen Kirche hatte und den Beweis lieferte, daß der Eifer der Missionarien selbst bis zu diesem fernen Theile der neuen Welt gedrungen war. Es war die Schaustellung ihrer Gottheit, die sie ihren „Christo“ nannten. Es war dieses das Bild eines Todten, nur grob aus Holz geschnitzt, doch nicht ganz ungeschickt, und ziemlich ausgearbeitet. Nur das Antlitz war sichtbar. Vor seiner Schaustellung und als Vorbereitung der Wegnahme der Felle, in welche es eingehüllt war, fanden noch manche sonderbare und interessante Ceremonieen statt, die das erste Aufdämmern der christlichen Religion unter diesem uncivilisirten Geschlechte darthaten. Nachdem Maria sich lang und breit über die Tugenden der Person ausgesprochen hatte, deren Bild die Figur vorstellen sollte, schloß sie die Ceremonie damit, daß sie dem Capitain King mit großem Ernst und vieler Emphase andeutete: „Mi Christo tiene bueno corazon; mi Christo mucho quiere tobacco, dar me mas. Mucho quiere mi Christo tobacco, dar me mas.“ (Mein Christ hat ein sehr gutes Herz; mein Christ ist ein großer Freund von Taback; gebt ihm doch welchen. Ja thut das, er mag ihn gar zu gerne!)

Von den 150 Patagoniern, die zu Gregory Bai gesehen wurden, waren ungefähr die Hälfte Männer. Nur wenige von ihnen maßen mehr als 6 Fuß, und nur ein einziger war noch 1¼ Zoll größer. Im allgemeinen waren sie außerordentlich stämmig; besonders hatte einer von ihnen, mit einem edlen und gebieterischen Blicke in seinen Mantel gehüllt, ein höchst würdevolles Ansehn. Der Capitain Stokes maß den Umfang seiner Brust, die sehr breit war (4 Fuß 1½ Zoll), und denn die Meinung von dem Mangel der Symetrie an ihrem Körper und von dem großen Mißverhältniß ihres Kopfes und Leibes gegen ihre Arme und Beine vollends bestätigte. Die Hände und Füße der Patagonier sind merkwürdig klein, Kopf und Leib aber bei den meisten so groß, daß sie für Leute von 7 bis 8 Fuß Höhe ganz passend sein würden. Die Steigbügel all der Sättel, wovon der Capitain King und seine Mannschaft Gebrauch gemacht, (und nur wenige Pferde sind von den Matrosen nicht bestiegen worden), waren sämmtlich, ohne eine einzige Ausnahme, zu kurz für sie: und da dieses bei den Indianern, wenn sie zu Pferde saßen, nicht der Fall zu seyn schien, so giebt dieses einen ferneren Beweis von der unverhältnißmäßigen Kürze der Beine der Patagonier nach unsern Begriffen von dem gehörigen Ebenmaaß des menschlichen Körpers.

Die Beschreibung der Pampas-Indianer von Don Felix de Azzapaßt mit einigen wenigen unbedeutenden Ausnahmen so accurat auf die Einwohner von Süd-Patagonien, daß es wohl kaum zu bezweifeln ist, daß sie mit einander in naher Verbindung stehen, und daß ein steter Verkehr zwischen ihnen unterhalten wird.

Der Capitain Stokes verkehrte hauptsächlich mit den Fuegiern oder Indianern. Bei diesen zeigten weder die Männer noch die Weiber Spuren von Stärke, Thätigkeit oder Schönheit. Sie maaßen im Durchschnitt 5½ Fuß, waren im Leibe im Ganzen mager, und ihre Gliedmaßen nicht wohl geformt. Sie bemalten sich, ohne feste Regeln in der Zeichnung oder den Mustern, mit rother Erde. Ihr schwarzes, schlichtes und grobes Haar kämmen sie sich mit den Kinnbacken des Meerschweines, dessen Fett, so wie das des Seehundes und des Wallfisches, ihnen statt Pomade dient. Ihr von Natur schon dünnes Barthaar reißen sie sich mit einer der ältesten Kneipzangen, die es wohl gegeben hat — mit einer Doppelmuschel, aus. Sie haben mäßig große dunkle Augen, eine ziemlich weit hervorspringende Nase mit weiten Nasenlöchern, einen großen Mund mit dicker Unterlippe; kleine und regelmäßige, aber faule aussehende Zähne. Ihre Hautfarbe ist schmutzig kupferroth, und ihr Blick dämisch und ausdruckslos.

Ihre einzige Bedeckung besteht aus dem Felle des Seehundes oder der See-Otter, das, die Haare nach außen, wie ein Mantel über die Schultern geworfen ist und wovon die beiden oberen Enden mit einem Streifen zusammengehalten werden, während es mit einem andern Riemen um den Leib befestigt ist. Ihre Waffen bilden Bogen, Pfeile und Lanzen. Der Bogen ist gewöhnlich 3½ Fuß lang, die Schnur daran ist von zwirnten Seehundsgedärmen verfertigt. Die ungefähr 2 Fuß langen Pfeile sind oben befiedert und haben eine herzförmige, äußerst scharfe Spitze von Feuerstein. Ihre, gemeiniglich 10 Fuß langen Lanzen sind

Lehrer und Schul-Inspektor Amandus an der Kirche Maria Hilf. Wie man sich denken kann, wurde Amandus mit Jubel empfangen, und es war ihm bei Freund und Feind eine Ehre, in seinem Gefolge zu sein.

Nach dem Gottesdienste begab sich Amandus in das Haus des Pfarrers, um sich daselbst zu erholen. Dort hatten sich bereits viele Gäste eingefunden, um dem Pfarrer ihre Glückwünsche zu seinem Namenfeste darzubringen. Unter diesen befand sich auch Amandus Schwester, Frau Elisabeth Schmidt, mit ihrem Gatten und ihren Kindern. Als Amandus seine Schwester erblickte, ging er auf sie zu, begrüßte sie und ihre Familie und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Sie antwortete und sagte: „Ich bin gesund, aber mein Mann ist krank, und wir sind sehr arm. Wir haben kaum das Nötigste zum Leben, und unsere Kinder müssen oft hungrig zu Bette gehen." Amandus hörte diese Worte mit Bedauern an und sagte: „Ich will dir helfen, liebe Schwester, und dir und deinen Kindern soll es nicht mehr an Nahrung fehlen."

Nach diesen Worten ging Amandus zu dem Pfarrer und sagte: „Herr Pfarrer, meine Schwester Frau Elisabeth Schmidt, ihr Mann und ihre Kinder haben mir soeben ihre Not geklagt. Sie sind sehr arm und haben kaum das Nötigste zum Leben. Ich will ihnen helfen, und ich bitte Sie, mir zu sagen, wie ich es machen soll, damit ich ihnen helfen kann, ohne daß sie es wissen." Der Pfarrer antwortete: „Ich will Ihnen einen Rat geben, Herr Amandus. Ich habe eine Haushälterin, welche sehr arm ist. Sie hat eine große Familie, und ihr Mann ist schon lange krank. Sie

Der Beagle hatte äußerst stürmisches Wetter mit schwerem und anhaltendem Regen. Als der Capitain Stokes im stillen Oceane einlief, zeigten sich eine Menge schwarzer Wallfische, und das Inseln- und Felsen-Labyrinth an der westlichen Seite der Magellansstraße war ganz bedeckt von Seehunden und Rothgänsen, die, dem Anschein nach, in bester Eintracht mit einander lebten.

Im Ganzen dürften die scharfen und stoßweise stürmenden Westwinde, die in dem ganzen westlichen Theile der Straße herrschend sind, so wie die durch dicke und trübe Luft schwierig gemachte Schifffahrt, und die Ungesundheit des starken Regenwetters nur wenige Schiffer reizen, lieber durch die Magellansstraße als um das Kap Horn herum zu fahren.

Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin; von Dieudonné Thiebault.

Vierte Auflage.

Herausgegeben von seinem Sohne, dem Generallieutenant Baron Thiebault. Paris 1827.

(Fortsetzung.)

Manches Bemerkenswerthe findet der Leser im dritten Abschnitte: Jugend Friedrichs des Großen überschrieben, was theils minder bekannt, theils vom Verfasser ergänzt und auf eigenthümliche Weise beleuchtet worden ist. Wir heben daher einiges auch daraus für unsere Leser aus:

„Wilhelm I. liebte seinen ältesten Sohn nicht — „„Er ist ein „Zierbengel,“ sagte er von ihm, „ein Schöngeist, der alle meine Einrich„tungen wieder verderben wird.“ Dieser Monarch war bei weitem zufriedener mit seinen drei jüngeren Söhnen, Wilhelm August, seinem Liebling, Heinrich und Ferdinand. Allerdings war nun Friedrich an der Abneigung seines Vaters gegen ihn nicht ganz ohne Schuld; er schonte seine Vorurtheile sehr wenig; er liebte und cultivirte die Künste und Wissenschaften, worauf Wilhelm so wenig Werth legte, und die französische Sprache, wogegen letzterer einen entschiedenen Widerwillen hatte. Er lauerte auf alle neue Moden und war immer der Erste, sie anzunehmen; endlich nahm er sich des Militair-Dienstes nicht eben eifrig an, der ihm vielmehr nur lange Weile zu machen schien.“ *)

„Der erste Zug, der sich meiner Feder aufdringt, ist die barbarische Art und Weise, womit Wilhelm die Tochter eines Bürgers von Potsdam behandelte, weil der junge Friedrich einigemale mit ihr Musik gemacht hatte. Zum Unglück für dieses Mädchen hatte man sie Klavier spielen gelehrt und ob sie gleich nicht eben stark darin war, so fühlte sich der Prinz doch dadurch zu ihr hingezogen und begleitete gern ihr Spiel mit seiner Flöte. Uebrigens, ob sie gleich jung war, so konnte man sie doch nicht schön nennen; ihre Züge waren zu groß, um fürchten zu lassen, daß sie eine Leidenschaft einflößte; außerdem war sie stets unter den Augen der Aeltern, bei welchen sie wohnte. Aber diese Betrachtungen, die hingereicht haben würden, einen nachdenkenden und gemäßigten Menschen zu beruhigen, machten auf Wilhelms Geist und Herz keinen Eindruck. Erfahren, daß sein Sohn mehrere Abende bei diesen Mädchen zugebracht habe, war für ihn ein Beweis, daß diese jungen Leute in einander verliebt seyen und daß die Aeltern des Mädchens ihr strafbaren Zwecke begünstigten: bei diesen Voraussetzungen schloß er weiter, daß die Musik nur ein Vorwand sey und daß er zu entscheidenden und gewaltsamen Mitteln greifen müsse. Diesen Gedanken fassen und ihn ausführen war eins für diesen König..... Somit ohne weitere Untersuchung, ohne irgend jemanden zu Rathe zu ziehen, ließ er das Unglückliche greifen, fortschleppen und dem Henker übergeben, der sie gemäß dem empfangenen Befehle, bei hellem Tage in den verschiedenen Quartieren von Potsdam öffentlich auspeitschte, indem Wilhelm hierbei beabsichtigte, daß eine so entehrende, öffentlich vollzogene Strafe seinen Sohn in die Unmöglichkeit versetzen werde, sie jemals wiederzusehen. Als in der Folge Friedrich zur Regierung gelangte, erinnerte er sich dieses schrecklichen Vorfalls; er gab der Unglücklichen, die sich unterdessen an einen armen Kutscher verheirathet hatte, eine Pension von 150 Thalern (damals freilich verhältnißmäßig mehr als jetzt eine solche Summe, aber immer doch noch wenig genug für ein zu Grunde gerichtetes, schuldloses Leben!)“

Das eben Erzählte ist nicht unbekannt, doch haben wir es unsern Lesern ins Andenken zurückrufen mögen, 1) um dankbar den Unterschied der Zeit daran zu messen, denn Gottlob! solches Beginnen von Fürsten ist jetzt, wo nicht nach Afrika, doch in die Türkei und — in die Halbinsel verwiesen; 2) um einen Fingerzeig zu geben, wie solche Behandlung auf das damals weiche Herz des noch jugendlich empfänglichen Friedrichs wirken mußte. Weit mehr gilt dies noch von der Rache, die dieser felsenherzige und tyrannische König für Friedrichs Absicht, sich seinem ungerechten Joche zu entziehen, nahm.

„Jedermann weiß,“ erzählt der Verfasser weiter, „daß Wilhelm seinen Sohn auf dem Schaffotte sterben lassen wollte; aber die näheren Umstände dieser großen Angelegenheit sind doch nicht allgemein bekannt, weshalb einige Details darüber vielleicht nicht unwillkommen seyn dürften.“

„Friedrichs Mutter, Sophie Dorothea von Hannover, ihrem Hause innig ergeben, betrachtete es als ein Glück, es dahin zu bringen, daß ihre ältere Tochter an ihren Neffen, den Prinzen von Wallis, Sohn Georgs II. und Friedrich an die Prinzessin Amalie von England, Schwester des Prinzen von Wallis, nachmalige Gemahlin des vorletzten Statthalters von Holland, verheirathet werde.“

„Bei einer Reise, die Wilhelm, ich glaube 1723, nach Hannover machte, und auf welcher ihn Friedrich begleitete, sah letzterer diese junge Prinzessin zu Herrenhausen. Es scheint, daß der Eindruck, den sie bei ihm zurückgelassen, sehr günstig war, und ohne selbst anzunehmen, was der Baron von Pölnitz mir erzählte, daß er später mit ihr correspondirt und selbst ihr Bildniß erhalten habe, so ist es doch gewiß, daß er in dieser Hinsicht in die Ansichten und Wünsche seiner Mutter einging. Aber diese doppelte Verbindung war weit entfernt, der österreichischen Partei zuzusagen, die nicht minder von dem österreichischen Minister und Gesandten, Herrn von Seckendorf, unterhalten, als von dem General von Grumkow unterstützt wurde, der, ein geschickter aber furchtbarer Mensch, zugleich erster Minister und Vertrauter, so wie Gefährte der

*) Die erste Erziehung Friedrichs war die eines Soldaten, selbst die Spiele seiner Kindheit kriegerisch; als Jüngling inzwischen machte er französische Verse, spielte die Flöte und liebte große Männer! — Welches Verbrechen in den Augen eines Vaters, der nur Menschen liebte, die groß waren, der nichts konnte als jagen, seine Einkünfte überrechnen, eine Parade commandiren und ohne Unterschied alle Welt mit einem kurzen dicken Stocke prügeln, der, wie sein ganzer Anstand, dem eines Unteroffiziers glich. Anm. d. Herausg.

Ordinary Meeting, 13th January, 1858.—Professor Forbes, V.P., in the Chair.

The following communications were read:—

1. "On the Theory of Oscillations of Continuous Elastic Media." By Professor Stokes, M.A., Lucasian Professor of Mathematics in the University of Cambridge.

The object of this paper is to investigate the oscillations of a continuous elastic medium, when the displacements are small, and the initial displacements and velocities are given. The author first considers the case of a medium of which the elasticity is the same in all directions round each point, and which is homogeneous, or nearly so, and then proceeds to the case of crystallized media. The method employed is that of Fourier, and the principal difficulty is to show that the series which occur in the solution are convergent. The author has succeeded in doing this, and has also shown that the solution is applicable to the case of a finite portion of the medium, when the displacements and velocities are given at all points within the portion, and when the displacements or velocities are given at all points of the surface. The case of a finite portion of the medium, when the surface is free, is also considered.

2. "On the Theory of Sound." By Professor Stokes, M.A., Lucasian Professor of Mathematics in the University of Cambridge.

The object of this paper is to investigate the motion of sound in a medium of which the elasticity is the same in all directions round each point, and which is homogeneous, or nearly so, when the displacements are small, and the initial displacements and velocities are given. The method employed is that of Fourier, and the principal difficulty is to show that the series which occur in the solution are convergent. The author has succeeded in doing this, and has also shown that the solution is applicable to the case of a finite portion of the medium, when the displacements and velocities are given at all points within the portion, and when the displacements or velocities are given at all points of the surface. The case of a finite portion of the medium, when the surface is free, is also considered.

3. "On the Theory of Sound." By Professor Stokes, M.A., Lucasian Professor of Mathematics in the University of Cambridge.

The object of this paper is to investigate the motion of sound in a medium of which the elasticity is the same in all directions round each point, and which is homogeneous, or nearly so, when the displacements are small, and the initial displacements and velocities are given. The method employed is that of Fourier, and the principal difficulty is to show that the series which occur in the solution are convergent. The author has succeeded in doing this, and has also shown that the solution is applicable to the case of a finite portion of the medium, when the displacements and velocities are given at all points within the portion, and when the displacements or velocities are given at all points of the surface. The case of a finite portion of the medium, when the surface is free, is also considered.

Diese kräftige Rede des würdigen Geistlichen wirkte erschütternd auf den König und vollendete die Rettung des Prinzen. Wilhelm schenkte ihm (eigentlich aus Furcht vor einem mehrfachen Kriege) das Leben, entkleidete ihn aber seiner Uniform und seiner Orden*) und schickte ihn zuletzt nach Cüstrin, wo zuvörderst der tiefste Schmerz seiner wartete."

Vergebens versuchte Herr von Seckendorf, auch Herrn von Katt zu retten, der, Sohn des Feldmarschalls gleiches Namens, zu einer zahlreichen, mächtigen und sehr geachteten Familie gehörte. Vorstellungen, Bitten, Thränen — nichts konnte den rachsüchtigen Wilhelm erweichen. Herr von Katt inzwischen trug sein Schicksal mit männlicher Fassung und Seelengröße. Als, dem grausamen Befehle des Königs gemäß, der Kronprinz an das Fenster geführt wurde, vor welchem eben sein Freund enthauptet werden sollte und, gewaltsam abgehalten, sich herauszustürzen, schmerzlich ausrief: „Um Gotteswillen schiebt die „Hinrichtung auf. Ich will dem König schreiben, daß ich „bereit bin, allen meinen Rechten auf die Krone zu ent„sagen, wenn er Katt verzeihen will! O wie unglücklich bin „ich, mein theurer Katt! ich bin an Ihrem Tode Schuld: wollte Gott, „ich wäre an Ihrer Stelle!" — da antwortete Katt: „Hätte ich tau„send Leben, mein guter Herr, ich würde sie freudig für Sie hingeben." Mit diesen Worten kniete er nieder, ohne sich die Augen verbinden zu lassen und rief: „Mein Gott, ich befehle meine Seele in deine Hände" — und sein edles Haupt fiel.

„In diesem schrecklichen Augenblicke war Friedrich ohne Bewußtseyn. Erst nach mehreren Stunden kam er wieder zu sich und das erste, worauf sein Blick fiel, war, grausam berechnet, der blutige Körper seines Freundes, so gelegt, daß er ihn sehen mußte. Eine zweite Ohnmacht folgte der ersten und dieser ein heftiges Fieber. Trotz der Befehle des Königs ließ nun Herr von Münich die Vorhänge des unglücklichen Fensters schließen und sendete nach Aerzten, die den Prinzen sehr gefährlich fanden. Er wollte nichts nehmen von dem, was sie ihm verordneten. Er war außer sich und in so gewaltsamer Bewegung, daß er sich ohne Zweifel umgebracht haben würde, wenn man ihn nicht daran verhindert hätte. Seine Verzuckungen ließen nicht eher nach, bis seine Kräfte völlig erschöpft waren. Thränen folgten dann dem schrecklichen Ausbruch. Nur mit unsaglicher Mühe und durch die Vorstellung, daß er den Tod der Königin und seiner Schwester Wilhelmine verursachen würde, wenn er darauf beharre, sterben zu wollen, brachte man ihn endlich dahin, einige Mittel zu nehmen. Dreimal vier und zwanzig Stunden schwebte er zwischen Leben und Tod und lange nach seiner endlichen Genesung blieb noch eine tiefe Schwermuth zurück."

Wenn man sich einerseits, nach dieser Erzählung, wundern muß, daß Thiebault für nöthig fand, die Frage so ausführlich, wie wir gesehen haben, zu verhandeln, ob Friedrich Gefühl gehabt habe? so erscheinen andererseits mehrere hierauf erwähnte, mit der schrecklichen Katastrophe in naher Verbindung stehende Thatsachen desto unbegreiflicher: wir meinen nämlich die scheinbare, schreiende, ja selbst grausame Undankbarkeit Friedrichs gegen diejenigen, die sich in dieser Zeit der Prüfung mehr oder minder für ihn aufopferten.

Er mußte bekanntlich in Cüstrin als Gefangener bleiben, erhielt den Titel als Kriegsrath mit der Anweisung, allen Berathungen der Finanz- und Domainenkammer beizuwohnen. Er mußte den letzten Platz unter den Räthen einnehmen, Rechnungen und Anschläge revidiren und prüfen und durchaus eigenhändig geschriebene Berichte darüber einsenden (was ihm übrigens für die Zukunft sehr nützlich wurde). „Die Kosten für den Unterhalt des Prinzen," erzählt der Verfasser, „waren auf das spärlichste bestimmt. Jede Erholung war ihm untersagt, besonders Musik (in welcher er so gern Trost suchte und fand) und das Lesen französischer Werke. Es war ihm selbst verboten, diese Sprache zu sprechen oder zu schreiben und bis über eine gewisse Stunde hinaus Licht zu haben: doch List und Mitleid weiß die härtesten Verbote (und diese am ersten) zu umgehen. Der Adel der Nachbarschaft trat zusammen, um gemeinschaftlich für seine Tafel zu sorgen; die in Berlin colonisirten Franzosen (die réfugiés) schickten ihm Wäsche und Erfrischungen und wenn man sein Licht auslöschte, so brannte der bei ihm Wache haltende Offizier das seinige an."

„Man hatte viele Mühe, seine Traurigkeit allmählig zu mildern und, unter andern auch, ihn zu Ablegung des braunen Rockes zu vermögen, den er beim Eintritt in die Festung erhalten hatte; ein Anzug, der bereits zu Lumpen zerriß, den er aber deswegen durchaus nicht verlassen wollte, weil er dem Rocke ähnlich war, den der unglückliche Katt zuletzt getragen. Nach und nach indessen bekam er Lust zum Ausgehen; selbst außerhalb der Stadt; da wanderte er oft in nächtlichem Dunkel, auf einem einsamen Fußsteig, im strengsten Incognito, nach dem Schlosse Tamsel, eine kleine Meile von Cüstrin, wohin eine prächtige Allee führt, um seine Abende daselbst zuzubringen. Dieses Schloß gehörte einer der ältesten Familien des Landes, und bestand aus Vater, Mutter, drei Söhnen und vier Töchtern. — Sie war es, die Friedrich die thätigste Hülfe und die süßeste Milderung seiner harten Gefangenschaft gewährte. Das Bedürfniß, sich zu beschäftigen, führte ihn zunächst zu der Musik zurück: es ist dieses die Epoche seines Lebens, wo er, trotz der Befehle seines Vaters, dieser tröstenden Kunst die meiste Zeit widmete und er fand in Tamsel alles, was er in dieser Hinsicht wünschen konnte. Es wartete seiner da fast alle Abende ein Concert, wo einige der Töchter, und besonders die jüngste, Geschicklichkeit genug zeigten, um seinen Wetteifer zu wecken. Diese nämliche Familie versorgte ihn mit Büchern, Lichtern und selbst mit Geld; denn obgleich die Familie zahlreich war und die Erziehung so vieler Kinder nicht wenig kosten mußte, so traf man doch alle nöthigen Einrichtungen, daß der Prinz immer alles fand, was er wünschte, ohne daß er die geringste Verlegenheit bemerken konnte. Die ihm allmählig dargeliehenen Summen betrugen, zu der Zeit seiner Zurückberufung, mehr als sechstausend Reichsthaler, die, wie man mir versichert hat, (man staune!) niemals wiederbezahlt worden sind."

„Aber wenn selbst Friedrich diese Schuld abgetragen hätte, so müßte man doch immer noch mit Befremden und Mißgefühl bemerken, daß sämmtliche Glieder dieser Familie, während seiner ganzen Regierung, in einer Art Ungnade waren; er sah sie nie; er erwies ihnen eben so wenig eine Gnade, als den Verwandten des liebenswürdigen und unglücklichen (von ihm doch so aufrichtig und tiefbetrauerten) Katt: nur am Hofe des Prinzen Heinrich wurden sie zum Theil angestellt; alles, was sie vom Könige erhalten konnten, war — daß sie nicht verfolgt wurden."

Aerger noch fast war das Betragen Friedrichs gegen Keith. Dieser war, wie schon erwähnt, nach England, von da nach Portugal, und auch dort vor Wilhelms Verfolgungen nicht sicher, zuletzt nach Nord-Amerika entflohen. „Als er nun endlich den Tod seines Verfolgers

*) Bourdais erzählt, daß Wilhelm seinem Sohne während des, vor seiner Ankunft in Cüstrin, zu Mittenwalde mit ihm gehaltenen Verhörs, vorschlagen ließ, auf den Thron zu verzichten, und daß der Prinz lächelnd antwortete: „Ich bin bereit, dem König, meinem Vater, dies Vergnügen zu machen, unter der Bedingung, daß er mich zuvor „für illegitim erkläre" — eine Antwort, die wegen Wilhelms Strenge in Allem, was die Sitten betraf, zwiefach merkwürdig ist.
Anm. d. Herausg.

erinnert, verließ er freudig seinen Zufluchtsort, schiffte sich eilig ein, und kam mit süßen Hoffnungen an, um sich dem Fürsten zu Füßen zu werfen, dessen gefahrvolle Gunst er so theuer erkauft hatte. Welch schreckliche Ueberraschung! Friedrich verweigerte ihm die Ehre, vorgelassen zu werden. — Die Vorstellungen von Keiths Verwandten, die Schritte seiner Freunde, der Einfluß des Lord Marechal, seines Oheims, die von dem Baron von Knyphausen, seinem Schwager, damaligen preußischen Gesandten am französischen Hofe, geleisteten Dienste und dringenden Bitten — alles das vermochte nicht, den Widerruf dieses harten Verbots zu bewirken. Nun nahm er zu dem letzten Nothmittel seine Zuflucht. Auf seinen langen und beschwerlichen Reisen hatte er, als einzigen Schatz, ein Billet verwahrt, das Friedrich, in einer jugendlichen Aufwallung, eigenhändig an ihn geschrieben hatte: „Für einen Niederträchtigen soll man mich erklären, wenn ich je die Beweise von Treue und Anhänglichkeit vergesse, die mir mein Freund Keith gegeben!“ Lord Marechal zeigt diese Zeilen, im Namen seines Neffen, vor: Friedrich nimmt sie ganz kalt mit den Worten: „Ich hätte niemals geglaubt, daß er sie aus den Händen geben würde;“ und wirft sie ins Feuer. Keith, von Kummer aufgerieben, unterlag bald einer auszehrenden Krankheit ꝛc.“

Wer begreift solche Härte? Lag ihre Quelle im Kopfe oder Herzen? Thiebault meint: „Friedrich, so wie er König wurde, wollte nur als König handeln und rechnen: verdächtig, ja Rebellen waren nun in seinen Augen diejenigen, die den Ungehorsam des Kronerben begünstigt hatten.“ Diese Meinung gewinnt allerdings durch die Thatsache einigermaaßen an Wahrscheinlichkeit, daß der König, so wie Keith todt war, seine Familie mit Gnade überhäufte; aber warum that er nicht Gleiches an der Familie Katt, und besonders denen, die nicht den Ungehorsamen unterstützt, aber den Gefangenen, Verstoßenen getröstet und gerettet hatten? — Wir gestehen gern, keine bessere Erklärung zu wissen, aber auch, daß wir sie nicht als genügend anerkennen können. Da wir uns indessen eben so wenig entschließen können, den großen Todten, der in so vielen minder wichtigen Fällen sich freigebig und keineswegs undankbar gezeigt hat, einer so namenlosen, starren Undankbarkeit zu bezüchtigen, so erwarten wir die Auflösung dieses Problems noch von der Zukunft und lassen das scheinbar undankbare Benehmen nach dieser wichtigen Katastrophe, als unerklärt, als unbegreiflich stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Delphi und dessen jetzige Bewohner.

(Aus Dodwell's classischer Reise durch Griechenland.)

Es geht wohl keine Lage über die der Annäherung von Delphi. Sein großes und theatralisches Ansehn, dazu die Erinnerung an seine vormalige Berühmtheit, seine zerstäubenden Ruinen, und sein verfallener Zustand bilden so große Contraste, daß man nicht weiß, ob man mehr Bedauern über seinen hingeschiedenen Glanz oder Freude über den Umstand hegen soll, daß es uns noch vergönnt ist, einige Ueberbleibsel seiner vormaligen Pracht zu schauen. **Prorsus ut incertum sit utrum munimentum loci, an majestas Dei plus hic admirationis habeat?** Schon die Oertlichkeit selbst athmet Apolls Gegenwart.

Die ersten Gegenstände, die Aufmerksamkeit erregen, sind die sehr steilen Anhöhen des Parnasses, die sich in fast senkrechter Majestät hinter den bescheidenen Hütten von Kastri erheben und welche die im Alterthum berühmten beiden edlen Punkte bilden. Das Thal ist kreisförmig und tief und umgeben von den rauhen und kahlen Felsen des Parnasses und Kirphis, durch die es von der ganzen übrigen Welt abgeschieden zu seyn scheint. Ein Theil des Thales ist mit Oliven- und Maulbeerbäumen bepflanzt, und auf den Terrassen, die von den Delphiern zur Sicherung ihrer Tempel und Wohnungen aufgeführt werden, weil diese sonst gegen den schroffen Abhang keinen Stützpunkt gehabt hätten, wächst Getraide.

Die Bewohner dieses Thales leben in einem Zustande kunstloserer und einfacherer Existenz, als ich noch zuvor gesehen hatte. (Dieses war noch vor dem Ausbruch der jetzigen Revolution geschrieben worden.) Sie haben auch in der That außerhalb ihres Thales nichts zu thun, und die Armuth, die sie zu Hause hält, hält auch die Türken ab, bei ihnen einzudringen. Inzwischen stehen sie doch unter dem Regimente eines Aga's, der indessen eines guten Rufes genießt.

Unsre Ankunft erregte eine sehr große Neugierde unter den Kastrioten; sie drängten sich haufenweise in unsre Hütte, wo ihnen ein jedes Ding ein Gegenstand der Bewunderung war. Unser Zucker gefiel ihnen dermaaßen, daß sie alle um ein Stückchen davon baten; und ihr Erstaunen, als sie mich einige Bleifederstriche mit Gummy elasticum verwischen sahen, ist gar nicht zu beschreiben. Die Erwachsenen starrten sich einander an, und sagten, ich sey ein **Polygnosticos anthropos**; die Kinder aber rannten fort, und hielten mich für den Bösen.

Die kastriotischen Frauenzimmer zeichnen sich durch angeborne Schönheit und durch eine schmucklose Eleganz aus. Fein von Körperbau, haben sie ein schönes Profil, gute Zähne und große schwarze Augen. Als wir eines Tages in eine Hütte traten, um nach Münzen zu fragen, und bei dieser Gelegenheit der Frau vom Hause ein Compliment über ihr hübsches Aeußeres machten, schien sie dieses sehr wohl aufzunehmen, erwiederte aber, sie sey wohl hübsch gewesen, als sie noch jung war, es gehe nun aber schon mit ihr auf die Neige, indessen habe sie 5 Töchter, alle so schön, als sie selbst in ihrer Jugend, und wir sollten sie sehen, wenn wir den folgenden Tag zum Tanz in ihre Hütte kommen wollten. Während unsrer Unterhaltung kamen zwei von ihren Töchtern, die große Krüge auf den Köpfen trugen, in welchen sie Wasser aus der kastalischen Quelle geholt hatten, zu Haus und überzeugten uns sofort, daß die Mutter wahr gesprochen hatte.

Es machte uns Vergnügen, zu sehen, daß die meisten der armen Einwohner von Kastri lesen und schreiben konnten und sowohl Griechisch als Albanisch oder die arbanitischen Sprachen verstanden. Obgleich Griechenland im Allgemeinen in einem Zustande der Unwissenheit lebt, findet man ein Gleiches doch auch sowohl in den verschiedenen Theilen von Großbritannien als von anderen gesitteten und aufgeklärten Ländern; doch fällt es in dem erstern Falle wegen des Contrastes seines ehemaligen und seines jetzigen Zustandes schneidender auf. Als Griechenland im Wissen das Monopol der Welt besaß, befand sich unsre Insel in einem Zustande der Barbarei; jetzt ist der Fall umgekehrt: Apoll und die Musen haben sich von Griechenland nach dem hyperboräischen Climaten geflüchtet, und England ist der begünstigte Sitz nützlicher Kenntnisse und eleganter Gelehrsamkeit. Doch hat Kastri seine Schule, während die famöse Insel Jona, Schottlands Stolz in seinen bessern Tagen, und der Sitz der Gelehrsamkeit und der Religion, nicht einmal eine Schule besitzt, noch einen einzigen Menschen aufzuweisen vermag, der lesen oder schreiben könnte.

Ich habe diesen Seitensprung gemacht, um diejenigen zu enttäuschen, die des Glaubens sind, die heutigen Griechen seyen durchgängig in die tiefste Unwissenheit versunken, und ständen in Kenntnissen und Bildung

bes Kleides Kleinigkeit mit möglichster Eleganz und Schicklichkeit zu verbinden und die Kleinigkeiten auf die wenigste Quantität zu reduciren.

Ich will nicht sagen, daß ich mich in dieser Hinsicht für einen Muster-Mann halte, aber ich möchte Niemand gern sehen, der mir in dieser Hinsicht den Rang streitig machte. Ich habe mir in dieser Hinsicht eine Methode gebildet, die mir so leicht geworden ist, daß ich sie Niemand lehren kann, weil sie mir eben keine Mühe gekostet hat. Ich bin mir also nur meiner Methode bewußt, ohne sie Andern mittheilen zu können.

Ich will nur so viel sagen, daß ich mich, seit ich Geld verdiene, nie über Kleider-Rechnungen geärgert habe, weil ich mir nie mehr Kleider machen ließ, als ich brauchte, und weil ich nie mehr brauchte, als ich mir machen ließ.

Ich habe mir, seit ich Geld verdiene, im Monathe Juni 1808 in Wien 3 Kleider, 3 Paar Hosen, 3 Paar Stiefel, 3 Hüte, 3 Paar Handschuhe, 3 Halstücher, 3 Paar Strümpfe, 3 Paar Unterhosen, 3 Hemden, 3 Nachthauben, 3 Schlafröcke, 3 Paar Pantoffeln, 3 Paar Schuhe, 3 Paar Sandalen, 3 Paar Gamaschen, 3 Paar Unterbeinkleider, 3 Paar Unterjacken, 3 Paar Unterstrümpfe, 3 Paar Unterschuhe, 3 Paar Unterstiefel machen lassen, und habe in Wien und anderen Städten, wo ich mich aufhielt, nie mehr machen lassen, als ich brauchte, und habe nie mehr gebraucht, als ich mir machen ließ.

Das kann Jeder thun, der will. Man will das Leben, das Einem Gott gegeben hat, nicht mit Kleider-Rechnungen verbringen, und will sich nicht mit Kleider-Rechnungen ärgern. Ich habe mir nie mehr machen lassen, als ich brauchte, und habe nie mehr gebraucht, als ich mir machen ließ, und habe mich deswegen nie geärgert, weil ich nie mehr machen ließ, als ich brauchte, und nie mehr brauchte, als ich mir machen ließ.

Ich habe mir, seit ich Geld verdiene, nie mehr machen lassen, als ich brauchte, weil ich nie mehr brauchte, als ich mir machen ließ, und habe nie mehr gebraucht, als ich mir machen ließ, weil ich nie mehr machen ließ, als ich brauchte

SOCIETÆT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETÆT

№ 223 Hamburg, Mittwoch den 26. September 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von J. Niebuhr und Nath Ludwig.

Persische Skizzen, aus dem Tagebuche eines Reisenden im Osten.

(Nach der Literary Gazette.)

Ueber die Verdienste des Verfassers (Sir John Malcolm) dieses jüngst bei J. Murray (zu London) in 2 Bänden erschienenen Werkes, dessen Einsicht und Talente kürzlich durch eine wichtige Anstellung in Indien belohnt worden sind, brauchen wir uns nicht erst auszusprechen, indem sie bekannt genug sind; und hinsichtlich seiner Gelegenheit, so innig vertraut mit Persien zu werden, als es nur irgend einem Europäer möglich war, dürfen wir blos bemerken, daß er jenes Land zwei Mal in einer confidentiellen und hohen officiellen Eigenschaft besuchte, und daß er sich durch ein geschicktes Benehmen bei den Eingebornen jeden Ranges, vom Sultan bis zum Tagelöhner herab, in Gunst setzte. Er war der Landessprache mächtig, kannte die National-Vorurtheile und Gefühle, und benahm sich so, daß er gleichzeitig seiner Sendung und seinem Monarchen Ehre machte und dabei doch überall in dem von ihm durchreisten Lande beliebt war.

Die folgende scherzhafte Einleitung bereitet die Leser auf die angenehme Gesellschaft vor, in welcher sie ihre Stunden zubringen sollen.

„Einst hatte diese Insel Großbritannien einige Gegenden, wo Männer und Weiber und kleine Kinder in Unschuld, Unwissenheit und Zufriedenheit lebten, oder dieses doch von ihnen geglaubt wurde. Reisende kamen selten zu ihnen, die Dichter sahen sie in ihren Träumereien, und die Zeitungsschreiber erfüllten Geschichten von ihnen: aber die Zeit ist nun dahin. Dank den Dampfböten und den Eilwagen giebt es keinen Fleck mehr, wohin sich ein unwissendes oder weises menschliches Geschöpf zurückziehen könnte, ohne daß dessen Auge durch eine schwarze Rauchsäule erfreuet oder geärgert, oder dessen Ohr durch das Rasseln der Wagen ergötzt oder gequält würde. Vielleicht kömmt es von dieser Störung der Zurückgezogenheit her, daß sich jetzt jedermann versucht fühlt, sein Haus zu verlassen, und daß die eine Hälfte der Bevölkerung sich auf den Landstraßen, die andre Hälfte auf den kleinen See'n befindet. Diese Reiselust geht bei der bei weitem größern Mehrheit zwar nicht über die benachbarten Länder von Europa hinaus; doch hat eine brennende Neugierde und der ehrgeizige Wunsch, einen andern Weg als den vielbetretenen einzuschlagen, in den letzten Jahren nicht wenig wissenschaftliche und unternehmende Reisende vermocht, die berühmten Länder Griechenland und Aegypten zu durchstreifen, deren Einwohner es verwunderungsvoll ansahen, wie diese Leute in großer Hast von Stadt zu Stadt eilten, die Ruinen aufwühlten, die Pyramiden ausmaaßen, in dunkeln Höhlen umher tappten, die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Erde, der Luft und des Wassers analysirten, verstümmelte Götter und Göttinnen entführten, gemeine Steine und Kiesel einpackten, als wären es Rubinen und Diamanten, ja sogar die Leichen davon trugen und sonderbarer Weise die verwitterten Gebeine einer weiblichen Mumie, die schon 4000 Jahre in ihrem Grabe geruhet, den lieblichsten Exemplaren lebendiger und beseelter Schönheit vorzogen. Die ununterrichteten Eingebornen jener Länder, deren Zustand sehr beklagenswerth ist, ahnen nicht, daß der große Samuel Johnson gesagt hat, „alles, was das Vergangene, das Entfernte und das Zukünftige über das Gegenwärtige erhebt, steigert unsre Würde als menschliche Wesen; was denn einen unbestreitbar guten Grund für den Vorzug an die Hand giebt, den die Mumien vor jedem lebenden Gegenstand, wie reizend er auch seyn mag, haben. Die Wuth unsrer Zeit für Mumien und andre ergötzliche Reliquien des Alterthums hat Aegypten so mit wissenschaftlichen und forschbegierigen Leuten überschwemmt, daß die späteren Ankömmlinge daselbst, wirklichen Mangels anderer Nahrung wegen, in die Nothwendigkeit gerathen sind, Raubthieren gleich, über ihre Vorgänger herzufallen, wovon denn manche unbarmherzig zerfleischt, einige gar ganz verschlungen worden sind. Diese wandernden Schriftsteller-Horden, die in gewissem Grade von denselben Motiven gedrängt werden, wodurch sich die tartarischen Horden zum Wechsel ihres Aufenthalts gezwungen sehen, haben nun kürzlich angefangen, nach Syrien und Klein-Asien auszuwandern, ja einige von ihnen sind gar bis nach Persien gekommen. Das hat mir keinen kleinen Schrecken gemacht, denn schon seit lange hatte ich selbst Pläne auf dieses Land; ich hatte einiges davon gesehen, und hatte mich der Hoffnung hingegeben, ich würde, so wie ich Muße hätte, das Publicum erfreuen können, wenn ich es an meinen eingesammelten Nachrichten Theil nehmen ließe; aber von Natur etwas träge, hatte ich die Ausführung dieses meines Lieblingsplans bis zu der anticipirten Ruhe-Periode ausgesetzt, auf welche die Aussicht, wie fern auch, stets ein Leben erheitert hatte, das dem Wechsel und der Arbeit unterworfen gewesen war. Alles, was bis dahin über Persien erschienen war, erschreckte mich nicht im geringsten. Nicht Geschichtschreiber, zitterte ich nicht vor Sir John Malcolm's schweren Quartbänden; nicht Reisebeschreiber, quälte ich mich nicht über des Hrn. Morier's Reisen; die gelehrten Forschungen von Sir William Ouseley konnten einem Antiquar bange machen, aber das war nicht mein Fach; und da ich zufällig plumpe, ungelenke Finger, auch wenig, vielleicht gar keinen Geschmack am Pittoresken habe, so machten mir auch die schimmernden Bände des Sir Robert Ker Porter kein Herzklopfen. Ganz anders aber stand die Sache, als der Schelm von Hadji Baba in die Welt trat. Ich durchlief ihn angstbeklommen, fand jedoch zu meinem Troste, daß er, wenn auch meinem Departement nahe gekommen, nicht in dasselbe eingedrungen war. Ich war nun aber zum Handeln aufgeregt, und beschloß sofort in den Koffern herumzustöbern, in welche ich meine Skizzen, so wie sie fertig geworden, geworfen hatte, und wo nun manche schon seit 30 Jahren in ungestörter Ruhe geschlummert hatten. Der Leser darf

Ein Kreis, der durch die Punkte A und B geht, hat den Mittelpunkt M. Die Tangente an den Kreis im Punkt A schneidet die Gerade MB im Punkt C. Die Gerade durch C und M schneidet den Kreis in den Punkten D und E, wobei D zwischen C und M liegt. Die Gerade durch A und D schneidet die Gerade durch B und E im Punkt F.

Beweise, dass AF und BF aufeinander senkrecht stehen.

verlangte, erhielt ich die Antwort, erst müsse mein Frühstück bezahlt seyn. Als ich mich mit diesem Burschen herumstritt, trat ein Perser ein, und rieth mir, ich sollte zum Bazar gehen, mir dort einige Kleidungsstücke borgen, und dann meine Freunde aufsuchen. Ich hatte dazu, das weiß Gott, nur wenig Muth; denn die Lieblosigkeit meines Landsmannes bei meiner großen Noth war mir wie ein Messerstich durch's Herz gegangen; doch entschloß ich mich am Ende, dem Perser, einem der Leute, die in Bombay umhergehen, und sehen, ob sie nicht auf diesen oder jenen stoßen, bei dem was zu machen ist, zu folgen."

„Ich gehe erst zu einer Boutike, und probire mir da einiges an, und als ich gefunden, was mir paßte, da sage ich: „morgen sollt ihr Geld haben;" — „nein," entgegnete der Monsieur, „das muß gleich bezahlt werden." Ich mußte mich also wieder auskleiden. So ging mir es noch in vier andern Laden, und ich war schon ganz verdrießlich, als endlich ein wackerer Vetter, in No. 18 des großen Bazars, sagte, ich sollte nur nehmen, was mir anstände und bezahlen, wenn es mir möglich sey. Nun takelte ich mich auf, und als ich damit fertig war, ging ich zu Herrn Adamson, den ich früher gekannt hatte. Ich traf ihn in der Thür seines Hauses, er erkannte mich aber nicht. Als ich ihm aber meine Geschichte erzählte, da sagte er im mitleidigsten Tone: „Ei, sind Sie der arme Schelm, der so viel gelitten hat? Ich will Ihnen eine Anstellung auf einem andern Schiffe verschaffen; nehmen Sie vorläufig dieses." Und indem er dieses sagte, behändigte er mir 100 Rupien. Ich nahm sie, und dankte. Darnach ging ich zum Capitain Phillips; von diesem erhielt ich zwei goldne Mohurs und sechs vollständige Anzüge vom Kopf bis auf die Zehe. Ich mußte ihm drei bis vier Blätter voll schreiben über Bate und wie es mir dort ergangen; wonach er mich zum Gouverneur, dem Hrn. Duncan, schickte, dem ich meine Geschichte der Länge nach noch einmal wiederholen mußte, und von dem ich dann auch 100 Rupien erhielt. Ich hatte nun 230 Rupien und einen saubern Anzug. Nun gehe ich wieder in das Gasthaus und verlange pfeifend zu trinken. Da machen sie große Augen, als sie mich in einer ganz andern Gestalt wieder sehen, und sind nun gewaltig artig und zuvorkommend. Der Marqueur bittet um Entschuldigung — sagt, er habe sich geirrt — er habe die 20 Rupien schon bei der Hand und wolle mir zu Diensten seyn, so viel ichs nur befähle. „Hol der Teufel Deine Dienste," sage ich; „Du bist damit nur zur Hand, wo man ihrer nicht bedarf!" — Daß ich so mit ihm sprechen konnte, war mir eine große Genugthuung; ich bezahlte meine Zeche und ging meiner Wege."

„Nun," fuhr Peterson in seiner Geschichte fort, „um die Sache kurz zu machen, ich ging auf ein China-Schiff, und erhielt voriges Jahr den Befehl eines Schiffes, das einem persischen Kaufmann gehört, der nach dem Meerbusen Handel treibt. Er war ein schlechter Rheder, hatte keinen Credit, und dieses so wie die Furcht vor den Arabern verleideten mir meine Stelle. Wir trennten uns; und er hat einen andern, freilich ganz schwarzen Capitain angenommen, den er, wie ich denke, weil er seiner eignen garstigen Farbe ähnlicher ist, viel mehr gewogen ist; ich aber, so auf den Strand gesetzt, ohne Geld und Credit, freue mich, daß ich provisorisch als Patron dieses Schiffes angestellt worden bin. Ich danke Gott, daß ich gesund bin, und klage nicht; viele andre sind schlimmer daran."

„Das war nun unsers Patrons Geschichte. In einer Unterredung, die ich, mit ihm auf dem Verdecke auf und ab gehend, am Tage unsrer Ankunft zu Muscate hatte, fragte ich ihn, ob er eine Frau habe? „Nein," sagte er. — Sie waren also nie verheirathet? — „Das habe ich nicht gesagt," erwiederte er. — Ei, da bitte ich um Verzeihung, replicirte ich. — „Oho, das hat nichts auf sich! eine gute Wahrheit braucht sich nicht zu verbergen. Ich war verheirathet; da ich aber lange auf Reisen war, 7 Jahre von Haus, und meine Briefe — ich hatte deren, beiläufig gesagt, auch nicht viele geschrieben — nicht angelangt waren, so war meiner Frau die Zeit zu lang geworden und sie hatte einen andern geheirathet. Ich erfuhr dieses, als ich wieder nach England kam." — Nun, und was thaten Sie da, sagte ich, suchten Sie sie nicht auf? — „Nein, wahrhaftig nicht," sagte Peterson mit großem Gleichmuth; „ich hielt sie dieser Mühe nicht werth; sie, denke ich, ist wohl froh gewesen, meiner los zu seyn, und ich grämte mich ihrenthalben wahrlich auch nicht sehr."

Des Patrons Tagebuch zu Muscate ist auch ein hübsches Product; es ist so kräftig als kurz:

„Die Einwohner von Muscate."

„Was Sitten betrifft, die haben sie nicht; und ihre Lebensweise ist sehr viehisch."

Von den Bewohnern der unfruchtbaren Küste Arabiens am persischen Meerbusen gab ein arabischer Diener folgenden merkwürdigen Bericht:

„Sie gehören zur Secte der Wechabiten und heißen Juassimi; aber Gott wolle sie uns vom Leibe halten, denn es sind Ungeheuer. Seeraub ist ihr Handwerk und morden ihre Lust; und das scheußlichste dabei ist, daß sie für alle ihre Bübereien die frömmsten Entschuldigungen vorbringen. Sie halten sich an den Buchstaben der heiligen Schrift und und verwerfen alle Auslegungen und Traditionen. Fällt Ihr ihnen in die Hände, und bietet Ihr ihnen Eure ganze Habe an, wenn sie Euch am Leben lassen wollen, so sagen sie: „nein, das geht nicht! denn im Koran steht, es sey wider das Gesetz, die Lebenden zu plündern; aber die Todten auszuziehen, das verbietet das heilige Wort nicht," und somit schlagen sie Euch vor den Kopf. — Jedoch, setzte der Araber nun hinzu, man kann es ihnen nicht so sehr zur Last legen, denn sie stammen von einem Houl oder Ungethüm ab, und sie handeln nur ihrer Natur gemäß."

„Ich bat nun, er solle mir etwas über ihre Abkunft erzählen. Er schien sich über meine Unwissenheit zu verwundern, und sagte, das sey eine Geschichte, von der er geglaubt hätte, daß alle Welt sie wisse; doch war er gleich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. „Ein arabischer Fischer," so begann er seine Erzählung, „der in einem Dorfe am persischen Meerbusen, unsern Gombrun, lebte, fand einst, bei seiner gewohnten Beschäftigung, sein Netz so beschwert, daß er Mühe hatte, es an den Strand zu ziehen. Hoch erfreut über den guten Fang, strengte er alle seine Kräfte an — nun denke man sich aber sein Erstaunen, als er, statt eines Haufens Fische, in seinem Netze ein Thier erblickte, das Menschengestalt hatte, nur daß es überall behaart war. Er näherte sich ihm mit Vorsicht; da er es aber fromm fand, so nahm er es mit sich nach Hause, und gewann es nachher sehr lieb; denn obgleich es keine Sprache redete, und keinen Laut hören ließ als „Houl, houl!" (woher es seinen Namen bekam), war es doch äußerst gelehrig und verständig, und der Fischer, der einiges Vermögen hatte, brauchte es, ihm die Heerden zu hüten. Nun geschah es einst, daß hundert persische Reuter, in voller Rüstung, aus dem Innern kamen, und die Schaafe forttreiben wollten. Houl, ganz allein und ohne andre Waffen als einen Knittel, deutete ihnen durch Zeichen an, sie sollten das bleiben lassen; sie aber spotteten blos über sein unnatürliches Aeußere, bis er einen oder ein Paar, die ihm zu nahe gekommen waren, erschlagen hatte. Nun fielen sie insgesammt über ihn her; er aber war noch gelenkiger als muthig und stark, so daß er jedem Streiche der Feinde auswich, während ein jeder stürzte,

Ein Ding an sich selbst kennt Kant, wie alle Idealisten, nicht. Es ist ihm nur ein Grenzbegriff, ein Ausdruck für die Tatsache, daß unsere Erkenntnis nicht alles umfaßt. Aber Kant nennt doch diese Grenzbegriffe, diese Ausdrücke für die Tatsache, daß unsere Erkenntnis nicht alles umfaßt, Dinge an sich selbst. Er sagt, daß wir nicht wissen können, was sie sind, daß wir aber wissen müssen, daß sie sind

Verlagsrecht des Staates, eine solche Verantwortlichkeit auch
für Druckschriften einzuführen.

Der Abgeordnete Dr. Wigard:

Meine Herren! Ich habe nur wenige Worte zu sagen, um Ihnen die Gründe zu entwickeln, welche mich veranlassen, gegen den Antrag des Herrn Abgeordneten Dr. Jucho zu stimmen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir überhaupt eine Verantwortlichkeit der Verleger, oder der Drucker, oder der Buchhändler für Druckschriften einführen wollen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Bilder einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Bilder einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Gemälde einführen müssen, und daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Gemälde einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Statuen einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Statuen einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Gebäude einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Gebäude einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Gärten einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Gärten einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Landschaften einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Landschaften einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Naturgegenstände einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Naturgegenstände einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Menschen einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Menschen einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Gedanken einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Gedanken einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Ideen einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Ideen einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Gefühle einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Gefühle einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Leidenschaften einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Leidenschaften einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Tugenden einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Tugenden einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Laster einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Laster einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Verbrechen einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Verbrechen einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Strafen einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Strafen einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Belohnungen einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Belohnungen einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Ehre einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Ehre einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Schande einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Schande einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Leben einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Leben einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Tod einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Tod einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Unsterblichkeit einführen müssen. Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Unsterblichkeit einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Gott einführen müssen.

Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Gott einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Nichts einführen müssen.

Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Nichts einführen, wir dann auch eine Verantwortlichkeit für Alles einführen müssen.

Ich bin der Ansicht, daß, wenn wir eine Verantwortlichkeit für Alles

„Es existirt in Beziehung auf diesen königlichen Reisewagen die ungewöhnliche Thatsache, daß Friedrich während seiner ganzen Regierung, bei allen seinen Reisen nur diesen gebraucht hat und zwar noch obenein, ohne daß er ihm, so zu sagen, das Geringste für Reparaturen gekostet hätte. Wenn er ausgebessert werden mußte, so that man es ohne sein Wissen, wie man auch immer die Kosten dazu aufbringen mochte, weil er alle Kostenberechnungen dieser Art für Betrügerei hielt. Wirklich behauptete er nun, daß sein Wagen vortrefflich sey; daß er seit dreißig Jahren unverändert geblieben, und daß etwas daran machen ihn bloß ums Geld bringen heiße. Bei dieser Sprache hatte er noch den Vortheil, sich für berechtigt erklären zu können, alle Posten für dergleichen Ausbesserungen auf den Reiserechnungen seiner Geschäftsleute zu streichen. So machte er denn in dieser großen, massiven und alten Kutsche alle seine Reisen, zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen den Tag. Sie war freilich mit zwölf Pferden bespannt, die die Bauern, so wie sechs vor den andern Wagen, und zwei Reitpferde für die Kammerpagen, (die ihm jedesmal aus und in den Wagen helfen mußten), zu liefern hatten."

Friedrichs jährliche Reisen bieten übrigens nichts besonders Bemerkenswerthes dar, was nicht schon bekannt wäre. Es sey also hier nur von einigen der Reisen incognito, und zwar außer Landes, die Rede.

„Friedrich hatte Lust, Paris zu sehen. Kurz nach seiner Thronbesteigung reiste er von Berlin unter dem Vorwande ab, zur Heerschau nach Westphalen zu gehen, wo er sich zugleich huldigen lassen, die öffentlichen Anstalten besuchen und sich mit mehreren Verwaltungsangelegenheiten beschäftigen wolle. Statt aber nach Westphalen zu gehen, schlug er, unter den Namen eines Grafen von Böhmen, den Weg nach Straßburg ein. In seinem Gefolge befand sich sein Adjutant, der Graf von Wartensleben, den ich als General-Lieutenant gekannt habe; außerdem hatte er noch zwei andere Edelleute, deren Namen ich vergessen habe und einen Pagen bei sich, der, wie man mir versichert hat, der jetzige (1804) Marschall Möllendorf war, den Europa als den ausgezeichnetsten preußischen General kennt. Alle waren in bürgerlicher Kleidung und die Diener ohne Livree."

„Bei der Ankunft im Gasthof zum heiligen Geist in Straßburg fragte Friedrich die Wirthin, ob sie ihm ein gutes Abendessen bereiten könne, und fügte hinzu, daß er gern in Gesellschaft einiger französischen Obersten speisen würde, und sie deshalb bäte einige einzuladen. Vergebens versuchte die Wirthin ihm zu verstehen zu geben, daß französische Offiziere, besonders Obersten, etwas mehr Förmlichkeiten verlangten, um sich auf eine solche Einladung einzustellen; er bestand darauf und sie mußte auf ein Caffeehaus gehen, wo sie, unter andern Offizieren, glücklicherweise drei Obersten fand und an sie, so gut sie konnte, unter tausend Entschuldigungen, den erhaltenen Auftrag ausrichtete. Jedermann fand die Idee des deutschen Grafen sehr sonderbar. Man belachte den Einfall und meinte, der Graf müsse ein komisches und merkwürdiges Original seyn; indessen, um dieser Sonderbarkeit durch eine andere zu entsprechen, nahmen alle drei Obersten die Einladung an und gaben ihre Namen auf. Kurz vor dem Abendessen fanden sie sich ein und waren höchst erstaunt, einen ganz andern Mann zu finden als sie sich gedacht, voll Geist und Kenntnisse, von einer einnehmenden Heiterkeit und einer so angenehmen als gehaltenen Höflichkeit. Als man sich zu Tische setzte, erhielt einer der Obersten seinen Platz dem König gegenüber, der zweite zu seiner Rechten, ein Dritter an dem einen Ende des Tisches. Bald fiel das Gespräch, ich weiß nicht wie, auf das französische Militair und Friedrich erlaubte sich einen Scherz, den man für eine Bitterkeit oder Satyre nehmen konnte. Der Oberste gegenüber, eben so geistreich und lebhaft wie der König, rügte die Aeußerung mit vieler Freimüthigkeit; der Graf suchte seine Behauptung zu rechtfertigen und verstärkte sie dadurch noch. Der Oberste erwiederte in dem nämlichen Tone und die Sache wurde immer ernsthafter, der gegenseitige Ausdruck immer kräftiger und lebhafter, so daß der Vertheidiger des französischen Militairs auf dem Punkte schien, seinen Teller dem Grafen an den Kopf zu werfen, — wenigstens dachten es der Graf Wartensleben und seine Gefährten, und waren nah daran zu sagen: es ist der König von Preußen — als der zur Rechten des Fremden sitzende Oberste seinem Freunde so außerordentliche und ausdrucksvolle Zeichen und Winke gab, daß der letztere plötzlich unbeweglich blieb, seine Augen auf den Teller geheftet, nicht mehr sprechend, und, wie es schien, auch nicht mehr hörend. Der Graf sammelte sich indessen auch wieder, ohne daß übrigens die Pause lange dauerte. Er sprach von andern Dingen und gewann bald seine anfängliche Liebenswürdigkeit wieder. Als die Tafel aufgehoben war, hatte der Oberste gegenüber nichts Angelegentlicheres als seinen Freund zu fragen, was seine Winke und Zeichen bedeutet hätten und dieser antwortete: „Dieser Graf ist ein verkleideter Fürst, das ergiebt sich „aus Folgendem: Nur der junge Mensch bedient ihn, den Sie immer „hinter seinem Stuhle gesehen haben; niemand anders bedient ihn und „der junge Mann keinen andern. Ich forderte einen Teller von ihm; „ohne den meinigen zu nehmen, rief er einen Bedienten und sagte: „gebt dem Herrn einen Teller. Das fiel mir auf und ich verlor „den Knaben nicht aus dem Gesicht. Einige Augenblicke nachher lobte „man einen Wein, der auf die Tafel gekommen war: der sogenannte „Graf verlangte ein Glas davon und der Knabe eilte, ihm eins darzureichen; ich forderte auch eins und er rief abermals den Bedienten. „Es ist klar, daß es ein Page ist, und was folglich der Herr seyn muß. „Ich fürchtete daher wohl mit Recht, daß Sie Ihren Streit weiter „treiben möchten ꝛc."

Unterdessen ereignete sich auch noch anderes. Der König war, beim Aussteigen im Gasthofe, von einem Grenadier erkannt worden, der sofort seinen Hauptmann davon unterrichtet hatte; dieser berichtete die Aussage wieder dem Gouverneur, Marschall von Broglio. Der Marschall ließ, im Namen seiner Gemahlin, den Grafen und seine Gesellschaft auf den folgenden Tag zum Mittagsmahle einladen. Als der Graf diese Einladung angenommen, fragte er den Grenadier genau, ob er sich auch nicht irrte, und bestellte ihn, (da er versicherte, daß er, früher unter der preußischen Garde, den König ganz genau kenne) sich, zur Zeit der Ankunft der Gäste, hinter einer Glasthüre zu verbergen, wo der Eingeladene vorübergehen mußte.

Alles ging wie es verabredet war; der Marschall wurde abgerufen und ließ sich die frühere Aussage von dem Grenadier noch einmal und ausführlich bekräftigen. Er kam gerade zu rechter Zeit zurück, um einer Unterhaltung ein Ende zu machen, die eine unangenehme Wendung hätte nehmen können. „Haben Sie, Herr Graf," fragte die Marschallin, die nicht in das Geheimniß eingeweiht war, „auf Ihren Reisen den hannöverschen Hof besucht?" — „Nein Madame! Ich denke es aber auf „meiner Rückreise zu thun. Kennen Sie ihn?" — „Sehr genau, denn „ich habe einen Theil meiner Jugend an demselben verlebt; mein Vater „war dort französischer Minister: daher habe ich die Prinzen und besonders die Prinzessinnen recht gut gekannt." — „Darf ich Sie fragen, „ob sie Ihren Beifall hatten?" — „Unendlich, mein Herr Graf! alle „diese Prinzessinnen waren durch viele treffliche Eigenschaften höchst achtungswerth. Besonders vereinigte die Mutter des Königs von Preußen „Verstand, Tugend und Liebenswürdigkeit in einem hohen Grade. Sie „würde vollkommen zu nennen gewesen seyn, wenn man ihr nicht ein „wenig von dem Stolze hätte vorwerfen können, den man überhaupt den

„mehrſten deutſchen Fürſtenfamilien vorwirft.“ — „Ich habe die Ehre, „Ihnen zu verſichern, daß ich nie anders als mit der größten Achtung „von ihr ſprechen gehört habe.“ — „O, das verdient ſie gewiß; es iſt „nichts als dieſer Anſtrich von deutſcher Hochfahrenheit“ — „Ich wieder„hole Ihnen, Madame, daß man nie, in meiner Gegenwart, anders als „mit unbegränzter Ehrfurcht von ihr geſprochen hat“ — — Hier trat der Marſchall wieder ein und ſeine Entſchuldigungen machten glücklicherweiſe der Spannung ein Ende. Man fragte nun den Grafen ob er das Theater beſuchen wolle, und bot ihm die Loge der Marſchallin an und er nahm es an, unter der Bedingung, ſie dahin zu begleiten. Man lud ihn ſelbſt zu einem Balle, nach dem Theater, ein und er ſchien es nicht auszuſchlagen, ob er es gleich auch nicht förmlich annahm. Aber nach Tiſche beging der Marſchall die Ungeſchicktheit ihn Sire zu nennen. Dieſer Verſtoß ſchien zwar nicht bemerkt zu werden, that aber ſeine ganze Wirkung: der König fühlte ſich ſehr davon verletzt. „Dieſer „Marſchall,“ ſagte er, „iſt ein Schwachkopf; er mußte mein Geheimniß „reſpectiren, oder mir die ſchuldigen Ehren erweiſen.“ Er begleitete zwar Frau von Broglio ins Schauſpiel, verweilte aber nur kurze Zeit darin, ſchützte Geſchäfte vor und zog ſich zurück. Der Baron von Pölnitz hat mir verſichert, er habe, bei ſeiner Rückkunft in den Gaſthof, ein Paquet von ſeinem Miniſter zu Paris vorgefunden, der ihm mancherlei Motive mitgetheilt, nicht weiter zu reiſen und dieſe Gründe hätten ihn bewogen, über den Rhein zurückzugehen. Gewiß iſt, daß er ſogleich nach Pferden ſchickte, und des andern Morgens ganz früh abreiſte.“*)

„Als er ſo dem rechten Rheinufer entlang fuhr, um in ſeine Staaten zurückzukehren, entdeckte er einen offenen Wagen, der ihm entgegenkam und erkannte darin einen franzöſiſchen Abbé, einen Menſchen von Geiſt, mit dem er oft in Berlin geplaudert und den er bei ſeiner Abreiſe noch dort verlaſſen hatte. Friedrich hatte ſich oft damit amüſirt, daß er ihm zuredete, ſich als Freimaurer aufnehmen zu laſſen, blos weil es ihm ſehr luſtig ſchien, einen katholiſchen Prieſter dahin zu bringen, der Excommunication zu trotzen. Der Abbé, der dies errathen, hatte ſich mit Feſtigkeit und Geſchicklichkeit dagegen gewehrt. Als der König ſah, daß der Abbé im Wagen in tiefem Schlafe lag, ließ er halten, lief, eine Piſtole in der Hand, aus und rief dem Schlafenden, als er herangekommen war, mit donnernder Stimme zu: Werde Freimaurer oder ſtirb. Man kann ſich die Ueberraſchung des Prieſters denken, der, den König in Weſtphalen glaubend, ihn auf einmal, aus dem Schlafe auftaumelnd, an den Thoren Strasburgs findet! Nicht wiſſend, ob es Täuſchung, ob ein Werk des Teufels ſey, ruft er in der erſten Bewegung des Schreckens: „Ach, Sire! alles, was Sie wollen; laſſen Sie mir nur das Leben.“ Der König beluſtigte ſich an der Beſtürzung des armen Teufels einige Augenblicke und ließ ihn dann weiter ſeines Weges ziehen. —

— „Die Reiſe nach Holland lief glücklicher ab, als die nach Frankreich. Der König unternahm ſie von Weſtphalen aus, mit einem einzigen Bedienten und dem Oberſten von Balby, einem liebenswürdigen Manne von Geiſt, der bis zur Belagerung von Olmütz in großer Gnade ſtand, und nachmals in halber Ungnade zu Berlin ſehr alt geſtorben iſt. Beide als Muſiker verkleidet, hatten mancherlei Abentheuer, wovon hier einige zur Probe:

„In einer Stadt, wo ein ſehr reicher Jude ein Kabinet von einigem Rufe beſaß, baten ſie bei ihm um Erlaubniß, es zu ſehen. Der Jude antwortete, daß er ſich wohl einen Tag in der Woche den Zwang anthue, Fremden ſein Kabinet zu zeigen, aber ſich nicht zum Sklaven von Zudringlichen machen wolle, am wenigſten von zwei unbekannten reiſenden Muſikanten. Friedrich war über dieſe allerdings ſehr tadelnswerthe Unverſchämtheit ſo aufgebracht, daß er ſie nie vergeſſen und der Jude ſie ſehr zu bereuen gehabt hat, nicht nur weil er nachher erfahren, wer die Muſiker waren, deren Bitte er ſo ſchnöde abgeſchlagen, ſondern weil auch der König niemals erlaubt hat, daß irgend ein Geſchäft von Seiten der preußiſchen Regierung mit ihm gemacht werde oder daß er auch nur dabei concurrire.“

„Bei der Reiſe von einer Stadt zur andern fanden unſere Reiſenden auf der Yacht, die ſie wählten, ſehr viele Menſchen, indeſſen für ſich noch ein beſonderes Zimmer zu miethen. Nachdem er ſich da einige Zeit gelangweilt, ſchickte Friedrich Balby in den gemeinſchaftlichen Saal, um zu forſchen, ob ſich nicht irgend jemand unter den Paſſagieren befinde, mit dem er ein wenig plaudern könne, ohne ſich zu compromittiren. Balby kam nach einigen Minuten zurück, um ihm zu melden, daß er jemand gefunden, der Erziehung und Bildung zu haben ſcheine. Auf des Königs Befehl lud ihn nun Balby zum Frühſtück und führte ihn mit den Worten bei ihm ein: „Hier Kamerad, iſt ein Ehrenmann, der uns unſere Paſtete verzehren helfen will.“ — Nach höflicher Bewillkommnung und begonnenem Frühſtück, fragte ihn Friedrich, was er für ein Landsmann ſey? „Ein Schweizer,“ war die Antwort. — „Ein „treffliches Volk, und aus welchem Orte der Schweiz?“ — „Aus einer „kleinen Stadt, Namens Morges.“ — „Das liegt nicht weit von „Lauſanne, am Genfer See; Sie ſind mithin aus dem Canton Bern. „Sind Sie zufrieden mit Ihrer Regierung? Sind Ihre patriziſchen „Familien nicht ein wenig ſtolz? Und ſelbſt die Bürger von Bern, „wenn ſie zu Ihnen kommen, ſind ſie nicht ein wenig hochfahrend und „ſpröde?“ — „Dieſe Unfüglichkeiten, über die wir uns ſelten genug zu „beklagen haben, werden wieder durch die Vortheile ausgeglichen, deren „wir genießen.“ — Sind Sie in dieſem Lande etablirt?“ — „Nein, ich „bin nur als Reiſender und Fremder hier — und in Folge meiner Stu„dien hierher gekommen.“ — „Wollen Sie ſich hier fixiren?“ — „Ich „glaube es nicht, oder vielmehr ich weiß es noch nicht.“ — „Die Mi„ſchung der verſchiedenen Regierungsformen in der Schweiz — erregt „ſie nicht ſtreitige Meinungen in der Politik, oder führt ſie nicht minde„ſtens zu einer Art von Zweifelſucht und Gleichgültigkeit?“ — „Nein, „man weiß, daß jeder Canton frei iſt, wie er hat ſeyn wollen ꝛc.“ Der Muſiker ſetzte indeſſen ſeine Fragen mit ſolcher Hartnäckigkeit fort, ging in ſolche Details ein, bewies dabei zum Theil ſo wenig Schonung, daß der Unbekannte, der überdies mit ſeinem Frühſtücke bald zu Ende war, endlich ungeduldig und empfindlich wurde. „Erlauben Sie mir, mein „Herr,“ unterbrach er den Frager, „Ihnen die Bemerkung zu machen, „daß das recht viele Fragen für ein Stückchen Paſtete ſind.“ — „Neh„men Sie mir das nicht übel, erwiederte der Frager, Sie wiſſen, daß „Reiſende ſich zu unterrichten wünſchen; und ich dürfte um ſo gerechtere „Anſprüche auf Entſchuldigung haben, wenn ich mich dieſem Wunſche zu „unbedingt überlaſſe, als es ſelten iſt, ſo günſtige Gelegenheit dazu „zu finden.“

„Als man ſich nun trennen wollte, ſagte der Muſikus zum Schweizer: „Weil Sie noch keine Verpflichtung für irgend einen Beruf oder „Stand übernommen haben, wollen Sie mir wohl Ihre Adreſſe geben? „Es wäre möglich und würde mir Freude machen, Ihnen einen Vor„ſchlag machen zu können, der Ihnen angenehm wäre.“ Der Schweizer dankte ihm und gab ihm Namen und Adreſſe und ſo verließen ſie ſich.

*) Vielleicht war Friedrich von dem, was ihm in Straßburg bereits widerfahren, ſchon degoutirt; für ein ſtrenges Incognito konnte er wirklich den König, ſcheint es, zu wenig vergeſſen. Kaiſer Joſeph fügte ſich geduldiger den Umſtänden, wie ſie unerkannten Fürſten zu begegnen pflegen.

Friedrich verlor ihn nicht aus dem Auge; einige Jahre nachher berief er ihn zur Stelle seines Vorlesers. Auf diese Weise lernte Friedrich, selbst ungekannt, Herrn le Catt kennen und gewährte ihm in Folge dessen eine dauernde Anstellung bei seiner Person."

(Die Fortsetzung folgt.)

Wetterbeobachtungen.

Die Vögel, ob sie gleich durch ihre Organisation eine Stufe niedriger als die Säugethiere stehen, scheinen doch nicht weniger empfindlich gegen den Einfluß der Luft und ihrer Veränderungen zu seyn, als die übrigen Geschöpfe, die auf der Erde leben. Schon in der Vorzeit galten sie für Verkündiger von Glück und Unglück, man beobachtete ihren Flug, zog daraus glückliche und unglückliche Vorbedeutungen, und einige von ihnen standen in hoher Verehrung als Orakel der Gottheit. Nicht blos die unwissenden Bergbewohner, sondern auch Naturforscher und Jäger haben es anerkannt, daß die Thiere, vom kleinsten Insekt an bis zum Elephanten, ein Vorgefühl von der Witterungsveränderung äußern, ehe noch Barometer, Thermometer und andere Instrumente die geringste Veränderung der Atmosphäre anzeigen. Der Seefahrer achtet auf sie und wird selten getäuscht; der Jäger und andere, die einen großen Theil ihres Lebens in den Wäldern hinbringen, beachten sie nicht minder.

Die Luft hat fast auf den ganzen Körper der Vögel Einwirkung, die Organe zum Athemholen setzen sich bis in ihre Knochen fort, daraus folgt dann eine stärkere Oxydation des Bluts und eine thätigere Entwickelung der thierischen Wärme. So wie es Thatsache ist, daß unter allen Thieren die Vögel das stärkste Vorgefühl der Witterungsveränderungen besitzen, so ist es auch nicht zu bezweifeln, daß eben dieses sie zu ihren periodischen Zügen und Auswanderungen treibt, denn nicht blos der Mangel an Nahrung zwingt sie, Gegenden zu verlassen, wo sie bisher reichlichen Unterhalt fanden, sondern ihre Abreise scheint auch durch den stärkern oder schwächern Druck der Luft und deren Elektrizität bestimmt zu werden. Der Winter versetzt die Vögel und besonders die von Insekten lebenden, in Nahrungsmangel, aber dennoch hat man bemerkt, daß sie auch dann schon fortzogen, wenn Flüsse und Wälder ihnen noch reichlichen Unterhalt darboten. Hartmann und Mayer haben beobachtet, daß die Federn der Vögel in hohem Grade elektrisch sind, und ihre Empfindlichkeit bei Witterungsveränderungen läßt sich daraus leicht erklären. Dieser Einfluß der Luft zeigt sich nicht blos bei Vögeln, die im Freien leben, sondern auch bei denen im Käfig, besonders aber zur Zeit des Fortziehens.

Zeichen des guten Wetters bei den Vögeln sind: Wenn der Taucherkönig (Alcedo hispida) und die Enten das Land verlassen und nach dem Meere fliegen; wenn die Geier und Rohrdommeln im Fluge schreien; die Schwalben fliegen dann hoch (weil die Fliegen in dem höheren Luftkreise schwärmen); die Mauerschwalben verfolgen sich noch am späten Abend lebhaft und lärmend in der Luft; Raben und Sperber schreien häufig und heftig; die Turteltauben girren langsam; das Rothkehlchen hebt sich singend in die Luft; die Eulen schreien; die Zaunkönige singen des Morgens von 9 bis 10 und des Nachmittags von 4 bis 5 Uhr; (singen sie zu einer andern Zeit, so bedeutet es Regen). — Bei andern Thieren sind Anzeigen von gutem Wetter: wenn die Laubfrösche in den Gläsern auf ihrer Leiter emporsteigen; wenn die leuchtenden Würmer des Abends zahlreich erscheinen; Mücken und Fliegen nach Untergang der Sonne noch spielen; Fledermäuse noch spät erscheinen, und Spinnen ruhig arbeiten und ihre Netze ausspannen.

Anzeigen von Regen sind bei den Vögeln: Wenn die schwarzen Möven, Seeraben und Sturmvögel aus süßen Gewässern, besonders aber die andern Vogelarten, sich nach den Flüssen ziehen und sich lärmend darin baden; wenn Enten, Gänse und Wasserhühner untertauchen und sich dann geräuschvoll schütteln; die wilden Gänse sehr hoch und ohne Ordnung fliegen; die Regenvögel unruhig bald hier bald dorthin fliegen und dabei ihr Gekreisch machen, Raben und Saatkrähen sich schnell in Haufen sammeln und fast eben so schnell wieder auseinander fliegen; die Raben des Morgens und die Krähen am Abend anhaltend schreien und einsam auf dem Sande herumgehen; die Schwalben tief fliegen, die Elstern (außer der Begattungszeit) viel schreien; die Haushühner sich im Staube, Feldhühner, Tauben und kleinere Vögel sich im Sande baden, die Hähne gleich nach Sonnenuntergang krähen — (spazieren hingegen der Haushahn während es regnet umher, so zeigt es ein baldiges Aufhören des Regens an) u. s. w.

Claurens Schriften ins Englische übersetzt.

Bekanntlich sind in dem, zu London bei Ackerman, erscheinenden Vergißmeinnicht, bereits mehrere Erzählungen von H. Clauren, (seinem Rath Carl Heun in Berlin) in das Englische übersetzt, enthalten. Jetzt ist nun auch, unter dem Titel: **Lieslí a Swiss Tale by H Clauren**, die von der deutschen Lesewelt günstig aufgenommene Erzählung: **Der Kirchhof zu Schwyz**, in einer sehr gelungenen englischen Uebersetzung, als selbstständiges, recht elegant gelungenes Werk, in London herausgekommen. Vier Londoner kritische Journale, **Literary Chronicle, New Monthly Magaz., la Belle Assemblée** und **Monthly Review**, sagen über das Erzeugniß des deutschen Dichters, den sie im Kreise ihres großen, in der alten wie in der neuen Welt weit verbreiteten literarischen Publicums, freundlich willkommen heißen, sie urtheilen über die Arbeit des Uebersetzers (J. D. Haws) recht viel Rühmliches.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ₰ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 12.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÆT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETÆT

№ 224 Hamburg, Sonnabend den 29. September 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von B. Niebour und Rath Ludwig.

Sir Walter Scott's Replik auf die Beschuldigungen des Generals Gourgaud.

(Aus dem Edinburgh Weekly Journal.)

An den Herausgeber des Weekly Journal.

„Nach einem Schreiben des Generals Gourgaud, das mir durch Londoner Zeitungen zu Gesicht gekommen ist, scheint derselbe sehr ungehalten darüber zu seyn, daß ich, nach förmlichen officiellen Documenten, in dem Leben Napoleon's Buonaparte von ihm gesagt habe, daß er der brittischen Regierung und den Repräsentanten anderer verbündeten Mächte gewisse Eröffnungen gemacht; dies möchte er nun gern leugnen und in Abrede stellen, obgleich er sich nicht recht deutlich erklärt, bis zu welchem Grade und in welchem Umfange."

„Aus diesen Gründen — denn andre weiß ich nicht auszumitteln, hat es nun dem General Gourgaud gefallen, mich in den ungemessensten Ausdrücken der Agentschaft eines Complotts zu beschuldigen, das von dem vorigen brittischen Ministern angestiftet worden, um ihn zu verläumden und zu entehren. Ich will den Versuch nicht machen, dem General nachzuahmen, weder in seiner Beredtsamkeit noch in seinen Schmähungen, sondern mich bloß auf die einfache Thatsache beschränken, daß es seiner wider mich erhobenen Beschuldigung eben so sehr an Wahrheit als an Wahrscheinlichkeit gebricht. Ich unternahm und vollführte es, das Leben Napoleon Buonaparte's zu schreiben, ohne mit dem derzeitigen Ministerium oder irgend jemandem, der mit demselben in Verbindung stand, den geringsten Verkehr zu haben, noch von demselben dazu ermuntert zu seyn; erst da, als mein Unternehmen schon weit gefördert war, erbat und erhielt ich von dem damaligen ersten Secretair des Colonial-Departements, Herrn Grafen Bathurst, die Erlaubniß, solche Documente seines Amtes zu Rathe ziehen zu dürfen, die auf den Aufenthalt Napoleon Buonaparte's auf St. Helena Bezug hatten. Sr. Herrlichkeit und des Unter-Secretairs, Herrn Hay, Liberalität gestattete mir hierauf im Monat October v. J. die persönliche Benutzung officieller Actenstücke, und ich nahm Einsicht von mehr als 16 Quartbänden Briefe, aus welchen ich nach eignem Gutdünken und ohne ein andres Gefühl als das, allen Partеien ihr Recht zu thun, Memoranda's oder Auszüge machte."

„Die auf den General Gourgaud und dessen Mittheilungen Bezug habenden Papiere wurden mir durch niemand nachgewiesen. Sie kamen mir, wie die anderen Actenstücke, im Verfolg meiner Nachforschungen zu Gesicht, und waren, bei ihrer Verificirung, zu ernsten und wichtigen Charakters, um in der Geschichte übergangen zu werden. Die Vorstellung, es könnten, trotz ihrer Daten und Authenticität, falsche Documente gewesen seyn, die nur geschmiedet worden, um künftige Geschichtschreiber irre zu leiten, scheint eben so albern zu seyn, als es ausgemacht falsch ist, daß sie unter irgend einem Einverständniß mit mir, der zur Zeit ihres Datums nicht die geringste Kenntniß von ihrem Vorhandenseyn hatte, fabricirt worden wären."

„Mir diente der, ex facie durchaus nicht in Abrede zu stellende Umstand, daß der General Gourgaud gewisse wichtige Thatsachen mehreren Personen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten offenbaret hatte, als Beweis; und es ist mir, das gestehe ich, nicht in den Sinn gekommen, daß dasjenige, wovon angegeben ist, er habe es als eine Sache ernster Versicherung und Behauptung ausgesagt, deshalb, weil es nur auf einer mündlichen Mittheilung, in Gegenwart verantwortlicher Zeugen gegeben, beruhe, und nicht durch eine förmliche Unterschrift der Partei bündig gemacht worden sey, als eine noch in Zweifel stehende Sache angesehen werden könnte oder sollte. Ich bin gewohnt gewesen das Wort eines Mannes von Ehre für eben so glaubwürdig als seine Handschrift zu halten."

„Zur nämlichen Zeit, wo ich mich dieser Documente bediente, hielt ich es für meine Pflicht, mich gänzlich auf die besondern Umstände zu beschränken, die Bezug hatten auf Napoleon's Geschichte, Person und Lage auf St. Helena; alle untergeordnete Dinge weglassend, in welchen der General Gourgaud, in seinen Mittheilungen an unsre Minister und Andre, Angelegenheiten erwähnte, die mehr einen Privatcharakter, für ihn und die anderen Herren, die auf St. Helena lebten, trugen. Ich werde ferner, aus aufrichtiger Achtung für die Ehre und Treue der Verbannungs-Gefährten des Generals Gourgaud, die sich mit Recht darüber beschweren möchten, wenn ich erbärmliche Zwiste wieder ins Gedächtniß zurückriefe, so weit als möglich einen gleichen Grad der Zurückhaltung beobachten; aber nicht aus Rücksichten für den General Gourgaud, dem ich keine schuldig bin. Der Weg, welchen der General Gourgaud eingeschlagen, zwingt mich nun, meines eignen Charakters wegen, den, nur der oben erwähnten Beschränkung unterworfenen vollen Beweis vor dem Publicum zu führen, damit es klar werde, wie weit mehr darin liegt, als in dem Berichte, den ich über jene Angelegenheiten in der Geschichte Napoleons gegeben habe. Ich würde gleich willig meine Gewährschaften dem General Gourgaud privatim mitgetheilt haben, wenn ich den gewöhnlichen Höflichkeiten der Gesellschaft gemäß von ihm darum ersucht worden wäre."

„Nach diesen Bemerkungen ersuche ich Sie um den Abdruck zweier Documente. No. I. ist eine Folge von Auszügen und abgerissenen Notizen, die in voller Ausführlichkeit nieder zu schreiben ich nicht für nöthig erachtete, weil ich sie vereinzelt in einer weitläuftigen Correspondenz im Colonial-Amte fand, und weil die darin enthaltenen Thatsachen, so weit ich darauf zu fußen gedachte, vollständiger und officieller in dem folgenden Documente, No. II., detaillirt sind. No. II. ist die genaue Abschrift eines Briefes, durch welchen der Herr Goulburn, damaliger

Unter-Secretair im Colonial-Amte, dem ersten Staats-Secretair jenes Departements, dem Herrn Grafen Bathurst, einen officiellen und formellen Bericht über die Aussagen des Generals Gourgaud hinsichtlich Napoleons und dessen Aufenthalts auf St. Helena abstattet. Dieser Brief, durch seine Unterschrift attestirt, und dessen Wahrheit ein jeder, der Herr Goulburn kennt, unverwerflich finden wird, erhält noch eine volle Bekräftigung durch die ihm vorausgeschickten Auszüge, auf die er seinerseits wieder Licht wirft."

„Durch die Benutzung öffentlicher Documente, die mir durch diejenigen, welche ein Recht dazu hatten, zur Verfügung gestellt worden, halte ich mich völlig verantwortlich für die Treue und Genauigkeit meiner Notizen und Auszüge, und man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man sie mit den Originalen collationirt. Wortirrthümer mögen vorhanden seyn, aber es ist kein Wort ausgelassen oder eingeschaltet, das den Sinn der bezüglichen Stellen ändern könnte. Ich habe meine Autoritäten nachgewiesen und auch wo die Originale zu finden sind. Ich halte mich überzeugt, daß man, in Bezug auf das Leben Napoleons, finden wird, daß ich die Auskünfte, welche diese Documente geben, mit gehöriger Beachtung von Privatgefühlen, und auch gleichzeitig mit dem Muthe und der Aufrichtigkeit, die der geschichtlichen Wahrheit gebühren, benutzt habe. Wäre ich fähig, mich in der einen oder der andern Beziehung zu vergessen, so würde ich, wenn nur möglich, mich selbst eben so sehr verachten, als ich den Zorn des Generals Gourgaud verachte."

„Des Geschichtschreibers Aufgabe, sich wegen einer, wider ihn vorgebrachten Beschuldigung zu rechtfertigen, ist gelöset, wenn er Gewährschaften von sichtlicher Authorität beigebracht hat. Will der General Gourgaud es nun unternehmen, den Beweis zu führen, daß die angehängten Documente im Ganzen oder in einzelnen Theilen falsch oder erdichtet seyen, so mag er es versuchen; aber das Zeugniß des Herrn Goulburn und die sonstigen Beweise ungültig zu machen, dazu wird etwas Beßres erforderlich seyn als die bloße Versicherung der betheiligten Partei."

„Es steht freilich noch ein andrer Weg offen. Der General Gourgaud könnte das Ganze seiner Aussagen als einen Streich darstellen, den er den englischen Ministern gespielt hätte, um sie zu vermögen ihm seine persönliche Freiheit zu geben. Ich kann aber des Generals Hintenansetzung aller gewöhnlichen Höflichkeit nicht in dem Grade nachahmen, um ihn einer gänzlichen Abweichung von der Wahrheit da fähig zu halten, wo er Zeugniß auf sein Ehrenwort ablegt. Indem der General Gourgaud des Ex-Kaisers Gesundheit als gut, seine Finanzen als wohlbestellt, seine Mittel zur Flucht als leicht und mannichfach schilderte, während er wußte, daß es mit allem umgekehrt stand, mußte es ihm wohl einleuchten, daß die trügerischen Ansichten, die so den brittischen Ministern beigebracht wurden, die natürliche Folge haben würden, die Strenge der Haft seines Patrons zu schärfen. Man wird es sich erinnern, daß Napoleon keinen Besuch von englischen Aerzten annehmen wollte, zu welchen Sir Hudson Lowe Vertrauen gefaßt zu haben schien, und daß er, so viel als möglich, allen Verkehr mit den Britten vermied. Wem hätten nun Sir Hudson Lowe und die brittischen Minister hinsichtlich des wahren Zustandes seiner Gesundheit und Verhältnisse wohl Glauben schenken können, wenn sie solchen dessen eignem Adjutanten, einem Offizier von Auszeichnung, den niemand einer Verlästerung seines Herrn bloß deshalb, um nur geraden Weges nach England gehen und den Umweg über das Vorgebirge der guten Hoffnung vermeiden zu dürfen, für fähig halten konnte, versagen sollten? Wenn ferner der General Gourgaud, nachdem er schon in London angekommen, und der Zweck seiner gemuthmaaßten Täuschung vollkommen erreicht war, fortfuhr, Napoleon so darzustellen, als ob er Armuth vorwende, während er im Ueberfluß lebe, sich bei voller Gesundheit krank stelle, und Trotz bereiter Mittel zur Flucht, über unnöthigen Zwang klage; — welch andre Wirkungen konnten dergleichen Angaben wohl auf den Lord Bathurst und die andern Mitglieder des brittischen Ministeriums haben, als eine Mißachtung von Napoleons Beschwerden und eine strenge Vermehrung jeglicher Vorsicht um seine Flucht zu verhindern? — Zur Rechtfertigung ihres Verfahrens hatten sie ja das Zeugniß eines der ihm persönlich vertrautesten Männer aus seiner Umgebung; und ihre eigne Verantwortlichkeit gegen Großbritannien und Europa hinsichtlich der sichern Huth Napoleons hätte ihnen jede Entschuldigung genommen, wenn sie anders gehandelt hätten."

„Es geht mich übrigens nichts an, wie es sich mit der wirklichen Wahrheit des Factums verhält. Für mich ist es hinreichend, gezeigt zu haben, daß ich dem General Gourgaud nicht einen einzigen Ausdruck zur Last gelegt, für den ich nicht die unbezweifeltste Gewähr besaß. Habe ich mich einer zu großen Leichtgläubigkeit schuldig gemacht, indem ich auf das Zeugniß des Generals Gourgaud mehr Gewicht gelegt, als es verdient, so habe ich schon gelernt in einen solchen Irrthum nicht zum zweiten Mal zu verfallen, und die Welt mag sich auch die Lehre zu Nutze machen. Walter Scott."

Abbotsford, den 14. September 1827.

No. I.

Notizen in Betreff der Mittheilungen des Generals Gourgaud an Sir Hudson Lowe und an die auf St. Helena residirenden Commissarien der alliirten Mächte.

Obgleich Gourgaud, ein Offizier von hohen militairischen Kenntnissen, zum Adjutanten des Herzogs von Berry gemacht worden war, war er doch einer der ersten, der ihn in den 100 Tagen verließ. Er begleitete Buonaparte nach St. Helena, indem er zur Zeit dessen Sturzes in seiner unmittelbaren Nähe war. An den Streitigkeiten mit dem Gouverneur nahm er weniger Theil als Bertrand oder Montholon, auch nahm er bei ihren Debatten unter einander keine Partei. Er erhielt mehrere rührende Briefe von seiner Mutter und seinen Schwestern, welchen er sehr zugethan war. Sein Benehmen schien Sir Hudson Lowe das eines wackern Offiziers zu seyn, der seinen Chef auch im Unglücke nicht verläßt. Deshalb ließ Sir Hudson Lowe ihn direkt nach England gehn.

Indem Gourgaud sich bei Sir Hudson Lowe beurlaubte, gab er sein Ehrenwort, daß er sich nie in eine politische Intrigue eingelassen gehabt; er sagte, er wolle niemand anklagen, aber all sein Leiden und seine Kränkungen kämen daher, daß er sich nicht zu Dingen habe verstehen wollen, die man ihm vorgeschlagen gehabt; einst werde die Wahrheit schon ans Licht kommen, und Sir Hudson es dann erfahren, daß er lieber Longwood verlassen, als sich irgend auf politische Dinge eingelassen habe.

Bertrand hatte Gourgaud eine Tratte von 500 £ auf Hrn. Balcombe gegeben, die von diesem nicht bezahlt worden war. Das wußte Bertrand nicht, der, als General Gourgaud um Geld nachsuchte, in einer Unterredung mit einem brittischen Offizier erklärte, der Kaiser habe an Gourgauds Mutter eine Pension von jährlich 12,000 Franken verliehen. Gourgaud nahm diese Aeußerung so auf, als sey sie gemacht worden, ihm bei den Bourbons zu schaden. Er sagte dann aus, man habe ihn zum Vollstrecker gewisser Vorschriften machen wollen. Einst hatte er, das gab er zu, eine Anweisung auf 12,000 Franken erhalten, es war aber damit die Bedingung verknüpft gewesen, Geld für Buonapartes eigne Rechnung zu belegen; und als er sich dessen geweigert, hatte er viel Verdruß von Napoleon und jede Art Verfolgung von

Bertrand auszustehen gehabt. Am Ende erklärten sie ihm, er würde nicht ferner auf St. Helena geduldet werden, wenn er nicht die Hand dazu böte, das Vorhaben zu befördern. (Es ist noch weit mehr vorhanden über dieses Gezänk.)

Von der Veräußerung der Silbergefäße sprach er als einer List, da sie Geld in Ueberfluß gehabt. Sir H. Lowe bemerkte, es sey wohl das von Las Cases angeschaffte, darauf erwiederte Gourgaud aber: „Oh, non; avant cela ils ont eu 240,000 francs en or — une grande partie en quadruples d'Espagne;" und sagte weiter, es sey der Prinz Eugen, der das Geld zu Händen der Hrn. Andrew Street & Parker gestellt gehabt. Er sprach von der Circulation von Flugschriften, und von dem Plane, in Frankreich und in England ein moyen zu bilden, wozu mitzuwirken, auch er aufgefordert worden sey. — Er sagte auch, Buonaparte habe gegen Talleyrand geäußert, der Graf Bertrand sey „l'homme le plus faux et le plus dissimulé de la France."

Einmal sagte Buonaparte, Las Cases habe mehr Talent als Talleyrand, ein andres Mal aber, er sey „plutôt un homme mediocre."

Gourgaud erwähnte auch gegen den Baron Stürmer des Umstandes wegen der 240,000 Franken.

Napoleon sprach zum General Gourgaud von der Absicht des Selbstmordes, wofür auch Bertrand stimmte. Der Plan war, sich durch Kohlendampf zu ersticken, was Barthollet, der Chemist, als eine leichte Todesart gerühmt hat.

Gourgaud erklärte, der General Wilson werde der Herausgeber des Pamphlets von Santini seyn.

Piontowski wurde von dem General Gourgaud beargwohnt, er sey ein Spion von Fouché.

Die großen Erwartungen, die Buonaparte sich von Ellis Buch über St. Helena gemacht hatte, wurden sehr getäuscht. Er hatte sich viel von seiner Unterredung mit Lord Amherst versprochen, auch gemeint, „es würden mehrere Pamphlets erscheinen; Sir H. Lowe werde das Schlimme, was von ihm gesagt worden, nicht als ihn persönlich treffend, mais par politique ansehen; und er müsse am Ende doch etwas a force de plaintes erreichen."

Die Schriften, wodurch sich Napoleon am meisten gekränkt fühlte, waren Truckseß's Reise nach Elba und de Pradt's Gesandtschaft nach Warschau.

Die Mischung seines Charakters. Zuweilen sprach er wie eine Gottheit; zuweilen in einem sehr gemeinen Styl.

Napoleon hatte so obenhin mehrere Plane zur Flucht berührt, z. B. im Versteck in einer Kleiderliste, oder durch Benutzung der Betise der Schildwachen.

Diese Angaben sind dem Lord Bathurst durch Sir Hudson Lowe einberichtet worden, der eine sehr gute Meinung von der Aufrichtigkeit des Generals Gourgaud zu haben scheint. Sie schienen eine vermehrte Wachsamkeit nöthig zu machen, und gaben Anlaß zu den Verschriften vom 9. Oct. 1816.

Bericht des Barons Stürmer an Se. Hoheit den Fürsten von Metternich, vom 14. Mai 1818, Mittheilungen betreffend, die ihm vom General Gourgaud gemacht worden.

Sie besagen:

1) Daß Buonaparte sehr über den Tod der Prinzessin Charlotte getrauert habe, von der er geglaubt, sie hätte eine fast fanatische Bewunderung für ihn gehegt.

2) Er halte sich überzeugt, er werde nicht auf St. Helena bleiben, und erwarte, durch die englische Opposition wieder befreit zu werden. Er habe selbst die Hoffnung, wieder den Thron zu besteigen, nicht gänzlich aufgegeben.

3) Er sey der Meinung, Ludwigs XVIII. Verfahren sey revolutionair, und er setzte sich dabei der Gefahr aus, den Thron zu verlieren. Er gab zu, daß es weise gewesen wäre, hätte er sich aller Marschälle entledigt und alle diejenigen machtlos gemacht, die nicht zu seiner Partei gehörten.

4) Er tadelte Marie Louise, daß sie im Jahr 1814 Paris verlassen gehabt, und sagte: er hätte ihr Madame de Beauveau beigeben sollen, statt Madame Montebello. Zugleich bemerkte er, daß, hätte er sich nicht einer österreichischen Prinzessin vermählt (oder hätte er eine russische Prinzessin geehelicht), er noch in Paris seyn würde.

5) Er sagte hinsichtlich des Versuchs des Obristen Latopin, ihn entführen zu wollen, es könne wohl seine Richtigkeit damit haben; er kenne aber diesen Schlag Menschen, die bloß Abentheurer wären, und er traue ihnen nicht.

6) Auf die Frage, ob er sich Hoffnung mache, entfliehen zu können, antwortete er, er habe zehen Gelegenheiten dazu und eine eben jetzt, wo ich mit ihm spräche. Er könne sich in einer Kiste mit schmutziger Wäsche forttragen lassen, auch wären die englischen Soldaten so einfältig, daß, obgleich sie ihn, wenn in Uniform, anhalten würden, sie ihn doch gewiß ruhig seines Weges gehen ließen, wenn er sich als ein Diener kleidete und ein Gefäß in der Hand trüge. — Als man sagte, es werde doch nicht möglich seyn, erwiederte Gourgaud: „O doch, wenn einer eine Million zu seiner Verfügung hat! Je le repete, il peut s'evader seul, et aller en Amérique, quand il le voudra!" Auf die Frage, warum er dennoch bleibe, antwortete er: „Wir alle haben ihm zur Flucht gerathen; er will aber lieber bleiben. Er hat einen heimlichen Stolz über die Wichtigkeit, die man auf seine sichere Haft legt, und über das Interesse, das allgemein an seinem Schicksal genommen wird. Er hat mehrere Male gesagt: „Je ne puis plus vivre en particulier. J'aime mieux être prisonnier ici que libre aux Etats Unis."

7) Schreibt er an seiner Geschichte? Er schreibt unzusammenhängende Bruchstücke, die er nie beendigen wird. — Frägt man ihn, warum er die Geschichte nicht ganz in den Besitz der näheren Umstände einer Thatsache setzen will, so antwortet er: „Es ist besser, noch etwas zu vermuthen übrig zu lassen, als zu viel zu sagen." — Auch scheine es, daß er, ohne zu bedenken, daß sein außerordentliches Geschick ganz beendigt sey, sich nicht dazu verstehen wolle, Plane aufzudecken, die nicht ausgeführt worden, und die er einstens vielleicht mit größerem Erfolg wieder vornehmen könne.

8) Wer von Ihnen schrieb den famösen Brief Montholon's? — „Der Kaiser selbst dictirte ihn größtentheils. Es werden noch andre Briefe erscheinen, angeblich wie von Capitainen von Kauffahrteischiffen. Sie werden es wohl kaum glauben, daß Santini's Werk von ihm war. Mich dünkt, um ihn von dieser Schreibwuth zu heilen, hätte Bassano oder Berrizo um ihn seyn sollen, eher als Bertrand oder Montholon."

9) Wie benimmt er sich gegen seine Leute? — „Vortrefflich; er sucht einem jeden behülflich zu seyn und rechnet ihnen Talente, die sie wirklich besitzen, aufs höchste an, mißt deren aber selbst solchen bei, die ihrer ermangeln."

10) Von den Leuten seines Gefolges ließ Napoleon sich noch immer als Regent behandeln; er spielte z. B. fünf Stunden hinter einander Schach mit ihnen, ohne daß sie sich setzen durften.

11) Madame de Montholon ergötzte ihn, indem sie la femme savante spielte, mit Frankreichs Geschick bekannt war, und ihm es oft wiederholte, es müßten täglich 80 Pariser guillotinirt werden, weil sie

ihn betrogen hätten, und Frankreich verdiene hundert Mal unglücklicher zu seyn, als es wäre ꝛc.

Graf Balmains Bericht an den Major Gorrequer, vom 26. März 1818.

Gourgaud erzählte an Balmain, er habe Czernicheff herausgefordert, als die Verbündeten, im Jahr 1814, zu Paris gewesen, und Montholon auf St. Helena; den letzteren deshalb, weil er näher bei Napoleon gesessen als er (Gourgaud). Von Gourgauds Aufrichtigkeit hat er nicht die beste Meinung, er giebt aber zu, daß er Talente als Artillerie-Offizier besitze.

Bertrand äußerte gegen brittische Offiziere seinen Unwillen über Gourgaud, weil er darauf bestehe, eben so viele Wachslichter zu bekommen als er (Bertrand), der doch Frau und Kinder habe; und daß Gourgaud nichts von den Provisionen fahren lasse, die ihm ausgesetzt worden.

Erwähnung einer Unterredung zwischen Gourgaud und Napoleon, wie ich glaube, obgleich es nicht ausdrücklich angegeben ist, auf Gourgauds Autorität beruhend.

Napoleon soll in einem Streit mit Gourgaud gesagt haben: „Jeden Falles würden Sie also gern wieder in meine Dienste treten, wenn ich wieder in Frankreich landete?“ — „Nein,“ erwiederte Gourgaud; „sollte Frankreich von einem solchen Mißgeschicke, als Ihre Rückkehr dahin seyn würde, heimgesucht werden, so würde man mich in den Reihen der Gegenpartei finden und ich würde bis zum letzten Athemzuge kämpfen, um zu verhindern, daß Sie nicht wieder zur Macht gelangten.“ Dieses ist zufällig geäußert worden, nachdem der General Gourgaud England schon verlassen hatte.

No. II.

Schreiben des Hrn. Goulburn, Staats-Secretair im Colonial-Amte, an den Grafen Bathurst, ersten Secretair, wörtliche Abschrift.

Downing-Street, den 10. Mai 1818.

Mylord, Ihrer Aufforderung gemäß habe ich mehrere Unterredungen mit dem General Gourgaud gehabt, um zu sehen, ob er wohl geneigt sey, einige weitere Auskunft über die verschiedenen Punkte zu geben, die in Sir Hudson Lowe's jüngsten Depeschen berührt sind.

Die Auskunft, die er mir, obwohl weit umständlicher, gegeben hat, besagt im wesentlichen Folgendes: — General Gourgaud machte keine Schwierigkeit, einzugestehen, daß stets eine freie und ununterbrochene Communication zwischen den Bewohnern von Longwood und diesem Lande, ohne Vorwissen und Einschreiten des Gouverneurs, statt gefunden habe; und daß dieselbe nicht allein zum Empfang und zur Wegsendung von Briefen, sondern auch dazu benutzt worden sey um Pamphlete, Geld und andre Dinge, deren die Partei von Longwood von Zeit zu Zeit bedürfen möchte, zu erhalten; daß der Briefwechsel meistens direct mit Großbritannien geführt worden, und dabei die Engländer thätig gewesen wären, die von Zeit zu Zeit nach St. Helena kämen, zu welchen die Umgebung oder die Dienerschaft Buonaparte's freien Zutritt habe, und die, im Allgemeinen gesprochen, manche ohne allen Lohn und andre für eine kleine Entschädigung, ganz bereitwillig seyen, alle Briefe und Packete mit nach Europa zu nehmen, die man ihnen anvertrauen wolle. Es erhelle ferner, daß die Capitains und andere an Bord von Kauffahrern, die bei der Insel anlegten, gleichviel ob der Ostindischen Compagnie oder andern angehörend, zu Longwood als besonders geeignet, sich durch die Vorstellung von des Generals Buonaparte Talenten verführen zu lassen, angesehen werden; und dieses wirklich in dem Grade, daß die Bewohner von Longwood es nicht als sehr schwierig ansähen, eine Passage an Bord eines dieser Schiffe für den General Buonaparte zu verschaffen, wenn er je die Absicht zu entfliehen haben sollte.

General Gourgaud sagte, er selbst sey es gewahr geworden, daß der General Buonaparte eine starke Summe Geldes in spanischen Thalern, nämlich 10,000 £ *) zu der nämlichen Zeit erhoben habe, als er sein Silbergeschirr verkaufte; als ich aber in ihn drang mir die Personen zu nennen, die diese Sache betrieben hätten, beschränkte er sich auf die Versicherung, sie sey nur so zufällig gemacht worden und könne sich nie wieder ereignen, deshalb rechne er auch darauf, ich würde es mir nicht zu sehr angelegen seyn lassen, eine Entdeckung zu machen, die, während sie den, der dazu Veranlassung gegeben, verriethe, weder in sofern, was die Bestrafung der Schuldigen beträfe, noch zur Verhüthung eines ähnlichen Falles in der Zukunft, von Nutzen seyn könnte. Der wirkliche Besitz des Geldes vermehre überdem, so wie er die Sache ansehe, die Mittel zur Bestechung derer, die zu bestechen dienlich scheinen möchte, nicht, denn es sey eine bekannte Sache, daß jede Tratte, die der General Buonaparte auf den Prinzen Eugen oder auf gewisse andre Mitglieder dieser Familie abgeben möchte, aufs pünktlichste honorirt werden würde.

Er versicherte mir jedoch auf meine desfallsigen Fragen, daß weder Herr Balcombe noch Herr O'Meara im geringsten Antheil an der eben erwähnten Sache gehabt hätten, und daß der erstere, obwohl seit Kurzem sehr unzufrieden mit seiner Lage, nie in irgend einer Geldangelegenheit das in ihn gesetzte Vertrauen verrathen habe. Eine gleiche Versicherung ihrentwegen, daß weder der eine noch der andre je zur Förderung eines heimlichen Briefwechsels die Hand geboten hätten, wollte er aber durchaus nicht von sich geben.

Hinsichtlich der Flucht des Generals Buonaparte, erklärte er in bestimmten Ausdrücken, daß, obwohl Longwood, vermöge seiner Lage, gut durch ausgestellte Wachen zu sichern sey, er es doch durchaus nicht für schwer halte, zu allen Zeiten die Wachsamkeit der um das Haus und das Gebiet ausgestellten Schildwachen zu täuschen; kurz, daß eine Flucht von der Insel ihm keineswegs als unausführbar erscheine. Er gestand auch, die Sache sey schon zu Longwood berathen worden, und die Individuen des Etablissements wünschten ein jeder für sich einen Plan, sie ins Werk zu stellen, aufzumachen: zugleich äußerte er aber als seine Meinung, der General Buonaparte halte sich so sehr überzeugt, daß man ihn von Helena entlassen werde — entweder in Folge eines Ministerwechsels in England, oder aus Ueberdruß der Engländer die Kosten seiner Haft zu tragen — daß er gegenwärtig sich der Gefahr nicht aussetzen würde, die mit einem Versuche der Flucht verknüpft sey. Aus der Aussage des Generals Gourgaud und aus anderen von ihm angeführten Umständen ergiebt sich jedoch, daß der General Buonaparte stets den Zeitpunkt, wo die verbündeten Armee'n Frankreich wieder würden verlassen haben, als den zu seiner Rücklunft günstigsten ansah; auch war die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses, und die Folge, die es haben würde, einer der Gründe, durch die er dem General Gourgaud sein Vorhaben, ihn eher als nach jener Periode, zu verlassen, auszureden suchte.

Hinsichtlich des Gesundheitszustandes des Generals Buonaparte erklärte der General Gourgaud, würden wir sehr hintergangen; der General Buonaparte habe sich, was körperliche Gesundheit anbetreffe,

---

*) Diese Summe stimmt mit der von 240,000 Franken, von welcher in dem Bericht des Barons Stürmer die Rede ist überein.

keineswegs erheblich verändert, und daß an den desfallsigen Schilderungen wenig, wenn überhaupt nur etwas, Wahres sey. Der Dr. O'Meara sey sicherlich der Gefoppte des Einflusses, den der General Buonaparte stets auf diejenigen ausübe, mit welchen er häufig verkehre, und obgleich er (General Gourgaud) für seine Person nur Ursache habe „de se louer de Mr. O'Meara," so setze ihn doch seine vertraute Bekanntschaft mit dem General Buonaparte in den Stand aufs zuverlässigste zu behaupten, daß dessen körperliche Gesundheit nicht um ein Haar schlimmer sey, als sie es geraume Zeit vor seiner Ankunft auf St. Helena gewesen wäre.

Ich habe ꝛc.

(Unterz.) Henry Goulburn.

An den Grafen Bathurst, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Im Verlauf meiner Unterredung mit dem General Gourgaud kam nothwendiger Weise manches zur Sprache, das auf die Flucht des Generals Buonaparte wenig, oder gar keinen Bezug hatte, das zu detailliren aber dennoch nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Er ging willig bedeutend ins Detail über die Schlacht von Waterloo und über die Ereignisse, die ihr vorhergingen oder ihr späterhin folgten. Er war um so besser hinsichtlich der Schlacht selbst unterrichtet, weil Buonaparte ihn seit seinem Aufenthalt auf St. Helena gebraucht hatte, eine Beschreibung derselben, die er ihm dictirte, nieder zu schreiben, und weil er andrerseits eine handelnde Person darin gewesen war, indem er erst ein großes Cavallerie-Corps ins Treffen geführt hatte und den Rest des Tages dem General Buonaparte zur Seite gewesen war. Nach seiner Meinung war das Verdienst der Vorkehrungen, die Buonaparte für den Feldzug angeordnet hatte, unübertrefflich, so auch der erstaunenswürdige Erfolg, der seine Operationen im Anfang begleitete — erstaunenswürdig, weil er Alles in sich faßte, was nur der Sanguinischste hätte erwarten mögen, ja noch manches mehr, als was der General Buonaparte selbst vorhergesehen hatte: z. B. die Trennung der englischen und der preußischen Armeen; deren Ueberrumpelung in ihren respectiven Standquartieren; ihre, von ihm nicht erwartete Bereitwilligkeit zu einer Schlacht, und die Leichtigkeit, mit welcher die Preußen zu Ligny geschlagen wurden. Hätte Buonaparte am 18. Juni mit seiner gewohnten Energie gehandelt, oder vielmehr weniger Vorsicht angewandt, indem er, in Erwartung eines Angriffes von den Preußen, eine große Macht in Reserve hielt, die folglich erst spät am Tage wider die englische Position gebraucht wurde, als die französische Armee schon schwere Verlüste erlitten hatte und oftmals abgeschlagen worden war, so würde, seiner Meinung nach, das Resultat ganz anders ausgefallen seyn. Buonaparte war Tags zuvor noch von dem Marschall Ney aufmerksam darauf gemacht worden, daß die Engländer, wenn sie einmal ihre Stellung eingenommen, nicht leicht daraus zu vertreiben seyen; daher rieth er auch, man solle sie, ehe man ein Treffen mit ihnen eröffnete, zwingen, erst eine Zeitlang zu manoeuvriren und zu marschiren. Der General Buonaparte aber war andrer Meinung, auch ließ es die Zeit nicht zu, daß er die Schlacht mit der englischen Armee allein aussetzte.

Nach der Schlacht war General Gourgaud unter denjenigen, die den General Buonaparte aus dem Felde begleiteten. Die Meinungen seiner Umgebung, hinsichtlich desjenigen, was nun thun sey, waren sehr getheilt; und erst als sie sich Paris auf wenige Meilen genähert hatten, ward der Beschluß gefaßt, Buonaparte solle nach Paris gehen, dort unerwartet in dem Anzuge, den er eben trug, vor dem Senate auftreten, und die Wirkung seines plötzlichen Erscheinens und seiner Beredtsamkeit, sich ihres Beistandes zu versichern, erproben. Als Buonaparte angekommen war, fühlte er sich aber dermaaßen erschöpft, daß er es für unmöglich erklärte, seinen Entschluß sofort in Ausführung zu bringen, und in den vier Stunden, die verflossen, ehe er sich wieder hinlänglich gestärkt fühlte, hatte der Senat die Beschlüsse gefaßt, die seiner Autorität ein Ende machten. Ohne diesen Verzug, meint der General Gourgaud, würde der General Buonaparte seine Macht noch behalten haben. Von Paris flüchtete der General Buonaparte nach Rochefort, von wo aus er, ohne einen abermaligen Verzug von 7 Tagen, leicht nach Amerika hätte entkommen können, denn es lagen dort zu seiner Aufnahme zwei Fregatten, und noch eine Corvette im Guardo, bereit, deren gleichzeitiges Segeln muthmaaßlich seine Flucht möglich gemacht hätte, indem das einzige englische Kriegsschiff, was damals dort stationirt war, doch nur einem hätte nachsetzen können, wenn sich jene zerstreuten. Er zauderte aber zu Rochefort vom 2. bis zum 9. Juli, in der Hoffnung, sein Ansehn vermittelst seiner Ernennung als General der Armee unter seinem Sohne wieder herzustellen; und erst als alle Hoffnungen dieser Art fehlschlugen, willigte er ein, Rochefort zu verlassen. Nun aber war die Küste von Rochefort besser bewacht, und alle Entwürfe zur Flucht, deren mehrer besprochen gewesen, wurden am Ende aufgegeben. Mehrere Schiffe waren zu seiner Aufnahme eingerichtet: da aber deren Offiziere Zweifel über die Möglichkeit, bei dem eben ungünstigen Winde fortkommen zu können, äußerten, so wollte er nicht an Bord gehen. Darnach ward ein amerikanisches, mit Branntewein beladenes Schiff besorgt und ein Theil seiner Ladung gelöscht. Es wurden selbst Fässer eingerichtet, in welchen sich der General Buonaparte und dessen Gefolge verbergen sollten, falls man von einem englischen Schiffe angehalten würde; als aber alles fertig war, ward auch diese Veranstaltung aufgegeben und der Entschluß gefaßt, sich unter Großbritanniens Schutz zu stellen. Es liegt am Tage, daß er zuversichtlich darauf rechnete, diese Regierung dahin vermögen zu können, daß sie ihm den Aufenthalt in England gestatte, denn General Gourgaud, der sein Schreiben an den Prinzen Regenten überbrachte (und der nun den Original-Entwurf davon in Händen hat), hatte von dem General Buonaparte noch besondre Instructionen wegen der Besorgung eines Hauses für ihn in England und andrer Nebenumstände, die auf sein Bleiben dort Bezug hatten.

Was die Memoiren betrifft, die der General Buonaparte während seines Aufenthalts zu St. Helena geschrieben haben soll, so sagte er mir, daß erst wenig fertig geworden sey; daß Buonaparte einen großen Theil zu verschiedenen Zeiten dictirt habe, daß er aber die Zeit damit zubringe, die einzelnen Capitel zu wiederholen, um ein oder das andre, mehr oder minder wichtig, daran zu ändern, daher das Werk selbst wenig vorschreite. Das einzig vollständige sey der Feldzug in Aegypten, die Schlacht von Waterloo, ein Feldzug in Italien, und einer in Rußland; doch sey er jüngst wieder lässiger geworden, aus Furcht, Personen zu compromittiren, mit welchen er in nicht ferner Zeit wieder in Verbindung zu kommen noch immer die Hoffnung hege.

Unter andern zufälligen Umständen erwähnte er, daß das „Manuscrit venu de St. Helene," welches vor einiger Zeit hier im Druck erschien, von jemandem aus dem Etablissement zu Longwood herrühre und nicht die Frau von Staël oder den Herrn de Constant zum Verfasser habe, wie geglaubt worden; daß die darin vorkommenden Anachronismen absichtlich angebracht seyen, und daß dieses lange nicht das einzige Werk seyn würde, was zur Publication, als Werk für sich oder als ein Artikel in den Zeitungen, nach England kommen werde.

Was nun des Generals Buonaparte Lebensweise auf St. Helena betrifft, so scheint es, daß er von seiner Umgebung peremtorisch die nämliche Achtung und denselben Gehorsam verlangt, den sie ihm erwie-

ſen, als er Kaiſer von Frankreich war, und daß er jede Berathung, in welcher ſeiner als General gedacht wird, mit der Erklärung unterbricht, „innerhalb Longwood ſey und bleibe er Kaiſer.“ Die Vornehmſten in ſeiner Umgebung haben oft verſchiedene Meinungen, und die Zwiſte zwiſchen dem General Bertrand und dem Grafen Montholon ſeyen oft ſo weit gegangen, daß ein jeder von ihnen vom General Gourgaud verlangte, den andern nicht zu beſuchen, wenn er nicht von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen ſeyn wolle. General Gourgaud ſagt von Buonaparte, er gerathe jetzt weit leichter in Zorn, als früher, und in ſeiner „Moral“ habe eine bedeutende Veränderung ſtatt gefunden, obgleich ſeine Geſundheit ſich ſeiner Meinung nach gar nicht verſchlechtert habe. — „Vous le croirez quelquefois une divinité même. — C'est un dieu qui vous parle; mais il y a d'occasions ou vous le trouverez beaucoup au dessous de l'ordinaire“ — waren die Worte, durch welche er mir ſeine Meinung im Ganzen über ſeinen jetzigen Charakter kund gab.

Unterz.: Henry Goulbourn.

Miscellen.

Am 8. Auguſt d. J. erſchien in der nordamerikaniſchen Black Rock Gazette folgendes intereſſante Advertiſſement: „Am 8. Sept. um 3 Uhr Nachmittags wird der große und ſtarkgebauete Schooner Michigan, von 130 Tonnen, die Strömungen und den Waſſerfall von Niagara hinabfahren. Die große Anzahl vornehmer Beſuchenden von Niagara haben nämlich dieſes Schiff gemeinſchaftlich angekauft, um ihren Freunden ein Schauſpiel zu geben, deſſen Größe und Erhabenheit durch den Verein von Kunſt und Natur hervorgebracht, wohl in keinem andern Theil der Welt erreicht werden dürfte. Das Verdeck, die Luken und Fenſter des Schiffes werden gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt werden, und wenn es ſo glücklich iſt, ohne Schaden durch die Strömung bis zum Rande des Falls am ſogenannten Pferdeſchuh zu gelangen, ſo glaubt man, daß es den perpendiculairen Fall von 160 Fuß ohne zu brechen thun kann, da das Baſſin, in das es fällt, wahrſcheinlich fünf oder ſechshundert Fuß Tiefe hat. Der Schooner wird bis dahin, wo die ſtarke Strömung beginnt, bugſirt werden, damit man demſelben die, den wahrſcheinlichſten Erfolg verſprechende Richtung geben könne. In dem Schiffe befindet ſich eine Anzahl ſolcher Thiere (Bären, Hunde ꝛc.) deren ſtarker Knochenbau den fürchterlichen Stoß hoffentlich aushalten wird. Die beſte Stellung, dies große Schauſpiel mit anzuſehen, iſt entweder von der brittiſchen Küſte (Canada), oder für diejenigen, welche das Fürchterliche lieben, unterhalb des Falls am Baſſin.“

Der Ritter Inghirami, der durch die Herausgabe ſeines großen Prachtwerkes: Monumenti Etruschi, das jetzt in 58 Lieferungen vollendet iſt, und eine Reihe von Quartbänden bildet, dem archäologiſchen Publicum bekannt iſt, läßt jetzt in ſeiner Buch- und Kupferdruckerei zu Florenz, an einem neuen Werke drucken, welches unter dem Titel: Guida archeologica per l'Etruria in 18 Abtheilungen eine vollſtändige Geſchichte der Etrusker enthalten wird. Jeder Abtheilung werden Kupfer beigegeben. — Seit dem Anfange dieſes Jahrs erſcheint von demſelben Verfaſſer eine Galleria omerica o raccolta di Monumenti antichi, 8vo., wovon bereits 5 Lieferungen erſchienen ſind, und das im Ganzen aus 36 Lieferungen beſtehen ſoll. Die bisher erſchienenen Kupfer ſind, ſoweit es in der Macht des Verfaſſers ſtand, die Originale ſelbſt zu benutzen, treu und gelungen zu nennen; die folgenden Hefte dürften an Intereſſe zunehmen, indem die bildlichen Darſtellungen hauptſächlich nach etruskiſchen Monumenten gemacht werden, welche ſo reich an Bildwerken aus Homer ſind.

Seit einigen Tagen ſtrömen die Neugierigen von Paris nach der Werkſtätte des Herrn Bauche, um die Grabmähler Petions, des Stifters der Republik Haiti und ſeiner Tochter zu bewundern. Das doppelte Monument iſt in weißem Marmor nach Zeichnungen Haitiſcher Künſtler, und in einem ſehr merkwürdigen Style ausgeführt; es iſt ein breites Fußgeſtell, welches zwei gleichartige Grabſteine in antiker Form trägt. Den Sarkophag Petions krönen Lorbeeren und ein Degen; denjenigen ſeiner Tochter Roſen nebſt einem Kranz. Sämmliche Verzierungen ſind mit Talent ausgehauen und gereichen dem Künſtler zu großer Ehre. Man lieſt folgende Inſchriften auf den Seitenwänden: „Den Manen Alexander Petion's, des Gründers der Republik Haiti, geboren den 2. April 1770, geſtorben am 29. März 1818. — Dieſes Grabmahl, von der Freundſchaft errichtet, enthält ſeine ſterbliche Hülle. — Maria Magdalena Lachesnais, die ſein Schickſal mit ihm theilte, hat ihm dieſen Denkſtein geſetzt. — Erſt mit Deinem Tode fingen meine Thränen an zu fließen. — — Clara Amalia Alexandrina Celia Petion, geboren den 29. Juli 1805, geſtorben den 22. September 1825. — Maria Magdalena Lachesnais hat, nachdem ſie den Tod ihres Kindes beweint, ihm gegenwärtiges Monument errichten laſſen, weniger dauerhaft, als der Schmerz, den ihr der Verluſt geſchlagen. — Heißgeliebte Tochter, Du hinterläßt Deiner Mutter keinen andern Troſt als Zähren. —

Der ſchleſiſche Ritter Hans von Schweinichen, deſſen von ihm ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung vor einigen Jahren der Profeſſor J. G. Büſching zu Breslau hat drucken laſſen, erzählt unter dem Jahre 1573, in welchem derſelbe eine Reiſe als Kammerjunker und Führer der Gebrüder Heinrich und Friedrich, Herzogen von Liegnitz, machte, folgendes, das uns ein nicht unintereſſanter Beitrag zur Sittenſchilderung des 16. Jahrhunderts zu ſeyn ſcheint:

„Im Lande Mecklenburg, zu Güſtrow, beim Herzoge Ullerich, hat mich der Trunk übereilt, und war etlich Stunden in der Nacht, lief ich geſchwinde die Stiegen der Burg herab. Mein Knecht aber, ſo mir leuchtet, war röller denn ich, fiel auf der Stiegen; ich aber ſprang überhin, die Andern aber, ſo mir nachlaufen, mich aufzuhalten, fallen Alle über meinen Knecht hinweg, daß Etliche große Beulen davon trugen. Indeß liegt ein groß Weinfaß an der Stiegen, welchem der Boden ausgeſchlagen war; verkroch ich mich darin, und war darinnen entſchlafen, bin auch etlich Stunden darin gelegen. In Summa man ſucht mich, aber da war ich nicht zu finden, daß man auch darob großen Kummer genommen, wo ich hinkommen wäre. Auf den Morgen finde ich mich wieder, mußte es dem frommen Herzoge Ullerich erzählen, wie es mir ergangen, da denn Ihro Fürſtlichen Gnaden ich eine große Freude davon machte.“

Sonſt war Schweinichen der tapferſte Trinker und konnte kaum einer gegen ihn auf kommen.

Gedruckt in der Börſen-Halle. — In Commiſſion in der P. F. L. Hoffmann'ſchen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der literariſchen Blätter der Börſen-Halle,

von den Monaten Juli, Auguſt und September 1827.

No. 199. Der Haut-Adel. — Neuere Notizen über die gehoffte Entdeckung der Reſte der verunglückten Expedition des Grafen von La Peyrouſe. — Ueber die Verhältniſſe der deutſchen Völker; (Nachtrag). — Stellen aus dem Leben Napoleon Buonaparte's, die ihn in ſeinen perſönlichen Eigenthümlichkeiten und Charakter darſtellen; von Walter Scott. — Perſiſche Sitten.

No. 200. Stellen aus dem Leben Napoleons ꝛc.; von Walter Scott. (Fortſetzung.) — Der Schützling Joſephinens und der Findling des Obriſten Fabvier; Anekdote aus dem 19. Jahrhundert. — Urſprung der Zeitungen in England.

No. 201. Stellen aus dem Leben Napoleons ꝛc.; von Walter Scott. (Beſchluß.) — Ueber häusliche und öffentliche Feſte, ihre Bedeutung und unterſcheidenden Charakter; (ein Beitrag zur Lebensphiloſophie) von L—g. — Die Inſel Malta. — Ueber Strohhüte-Fabrikation in England.

No. 202. Großbritanniens commerzieller, finanzieller und moraliſcher Zuſtand. — Die Inſel Malta. (Beſchluß.) — Der Einſiedler von Calabrien oder der letzte Medicis; Anekdote aus dem Jahre 1795. — Wollſton's Gutachten über die ſibiriſche Platina. — Die Giraffe. — Einfluß des Düngers auf die Eigenſchaften und den Geſchmack gewiſſer Nahrungspflanzen. — Die Geſchwiſter Rainer.

No. 203. Bruchſtücke aus dem Leben Napoleon's; von Walter Scott. — Miscellen.

No. 204. Bruchſtücke aus dem Leben Napoleon's; von Walter Scott. (Fortſetzung.) — Neue, Columbus betreffende Documente.

No. 205. Bruchſtücke aus dem Leben Napoleon's; von Walter Scott. (Beſchluß.) — Proceß des Generals Franceſchetti gegen Madame Buonaparte, Wittwe des Exkönigs Joachim Murat, und Andere. — Die Hesperiden-Gärten. — Oſtindiſche Juſtiz.

No. 206. Ueber Verläumdung; von L—g. — Die Todesſtrafe. — Briefe von Bonſtetten an Matthiſſon, herausgegeben von H. H. Füßli. — Die Hesperiden-Gärten. (Beſchluß.)

No. 207. Erinnerungen aus der Türkei. — Denkwürdigkeiten und Anekdoten über das Innere des Pallaſtes und über einige Ereigniſſe des Kaiſerreichs von 1805 bis zum 1. Mai 1814; ein Beitrag zur Geſchichte Napoleon's von L. F. J. D. Beauſſet, vormaligem kaiſerlichen Pallaſt-Präfecten. Erſter Theil. — Miscellen.

No. 208. Das Landleben der Engländer. — Denkwürdigkeiten und Anekdoten ꝛc., von L. F. J. D. Beauſſet. (Beſchluß.) — Ueber die Einführung und den Gebrauch des Tabacks in England. — Huldigungen dem Andenken Belzoni's dargebracht. — Unterricht und Erziehung in Hindoſtan. — Miscellen.

No. 209. Geſchichte des allgemeinen Aufſtandes in Spanien gegen Napoleon, im Jahre 1808; aus R. Southey's Geſchichte des Krieges auf der Halbinſel. — Belzoni. (Fortſetzung.)

No. 210. Briefe an die Studenten von Glasgow, von T. Campbell. — Capitain Parry und die Nordpol-Expedition. — Belzoni. (Beſchluß.) — Einige Einzelnheiten über die zu Havre kürzlich angekommenen ſechs Indianer. — Miscellen.

No. 211. Briefe an die Studenten von Glasgow; von T. Campbell. (Beſchluß.) — Napoleon's Leben von Walter Scott beſchrieben. — Albrecht Dürers Haus und Häuslichkeit.

No. 212. Napoleon's Leben von Walter Scott beſchrieben. (Beſchluß.) — Neue Denkwürdigkeiten des Prinzen von Ligne. — Geſchichte der Revolution Englands, von Guizot. — Die projectirte Verbindung des Ohio mit der Cheſapeak-Bai. — Mediciniſche Verſuche. — Ueber das Xanthopikrit (Zanthopicrite), ein neues vegetabiliſches Pigment.

No. 213. Erinnerungen aus der Türkei. — Denkwürdigkeiten und Anekdoten über das Innere des Pallaſtes und über einige Ereigniſſe des Kaiſerreichs von 1805 bis zum 1. Mai 1814; ein Beitrag zur Geſchichte Napoleon's, von L. F. J. D. Beauſſet, vormaligem kaiſerl. Pallaſt-Präfecten. Zweiter Theil. — Die Landſtraßen in Polen. — Frau von Staël. — Ueber die Copalchi-Rinde, von Heinr. v. Bergen.

No. 214. Was iſt wahre Liebe? (Ein Beitrag zur Lebensphiloſophie;) von L—g. — Die amerikaniſche Wandertaube (Columba migratoria). — Histoire de France, par l'Abbé de Mont-Gaillard, Tome VIII. — Ausgrabungen in der Villa Ruffinella, in der Nähe des alten Tusculum.

No. 215. Die Krimm. Auszug aus dem Tagebuche eines ruſſiſchen Offiziers. — Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin, von Dieudonné Thiebault. Vierte Auflage. Herausgegeben von ſeinem Sohne, dem Generallieutenant Baron Thiebault. Paris 1827. — Ein Urtheil über Hrn. Canning. — Miscellen.

No. 216. Die Londoner Geſellſchaften. — Ein gelehrter ungariſcher Sonderling zu Paris. — Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin; von Dieudonné Thiebault ꝛc. (Fortſetzung.) — Aux mânes de l'illustre Georg Canning. (Eingeſandt.)

No. 217. Hrn. Brougham's Rede, gehalten von demſelben am 18. Juni d. J. zu Liverpool, bei Gelegenheit eines, von den achtungswertheſten Einwohnern jener Stadt ihm zu Ehren gegebenen Gaſtmahls. — M. J. R. Pacho's Reiſe nach Marmarica, Cyrenaica und den Oaſen von Audjelah und Maradeh. — Mißlungene Luftfahrt. — Die Oſagen in Paris.

No. 218. Hrn. Brougham's Rede, gehalten von demſelben am 18. Juni d. J. ꝛc. ꝛc. (Beſchluß.) — Teſtament des Hrn. Canning. — Die Stiergefechte zu Liſſabon und anderer Orten in Portugal. — Gaſtronomie.

No. 219. Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin; von Dieudonné Thiebault ꝛc. (Fortſetzung des in No. 216 abgebrochenen Artikels.) — Die Eingebornen von Nordamerika. — Walter Scotts Beſchuldigung gegen den General Gourgaud. — Miscellen.

No. 220. Aus dem Briefe eines in Mexico anſäßigen Deutſchen. — Die Eingebornen von Nordamerika. (Beſchluß.) — Neu entdeckte hetruriſche Gräber bei Tarquinii.

No. 221. Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin, von Dieudonné Thiebault ꝛc. (Fortſetzung des in No. 219 abgebrochenen Artikels.) — Mediciniſche Verſuche. (Verfolg von No. 212.) — Engliſches Theater zu Paris. — Miscelle.

No. 222. Des (engliſchen) Capitains King Unterſuchung der ſüdamerikaniſchen Küſten. — Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin; von Dieudonné Thiebault ꝛc. (Fortſetzung.) — Delphi und deſſen jetzige Bewohner.

No. 223. Perſiſche Skizzen, aus dem Tagebuche eines Reiſenden im Oſten. — Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin; von Dieudonné Thiebault ꝛc. (Fortſetzung.) — Wetterbeobachtungen. — Claurens Schriften ins Engliſche überſetzt.

No. 224. Sir Walter Scott's Replik auf die Beſchuldigungen des Generals Gourgaud. — Miscellen. — Inhalts-Verzeichniß.

☞ „Dieſe Zeitſchrift erſcheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt ſich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächſ. Auswärtige belieben ſich an die reſp. Poſtämter, oder an die hieſige P. F. L. Hoffmann'ſche Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

SOCIETÆT Literarische SOCIETÆT

Blätter der Börsen-Halle.

№ 225 Hamburg. Mittwoch, den 3. October. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Johannes Wit, genannt von Döring.

Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit.

Aufenthalt in den Gefängnissen zu Chambery, Turin und Mailand, nebst meiner Flucht aus der Citadelle letzteren Ortes.

Wer, dem das Schicksal unsers Vaterlandes nicht gleichgültig war, und dem die welthistorischen Ereignisse unserer Tage nicht fremd blieben, wer hat nicht von den sogenannten demagogischen Umtrieben gehört, gelesen, gesprochen und geurtheilt? und dennoch dürften bis jetzt, außer den Häuptlingen der Theilhaber einerseits und den untersuchenden Richtern andererseits, nur wenige im Stande gewesen seyn, ein gründliches d. h. auf Kenntniß des eigentlichen Thatbestandes gegründetes Urtheil darüber zu fällen. Die ersten wollten, die letztern konnten und durften noch kein volles Licht über die Sache verbreiten, bis sie für in jeder Hinsicht erledigt geachtet werden konnte. Particularitäten und besonders Strafurtheile über Einzelne, die einige Regierungen bekannt machten, waren nur unzureichende Fragmente, gegen solche Meinungen zu erregen denen, welchen daran gelegen, um so leichter gelang, je mehr man allgemein geneigt war, die Regierungen als Partei und Richter in eigner Sache anzusehen. Was man darüber hörte und las, war die Sprache zweier excentrischer, von der Wahrheit gleich weit entfernter Parteien. Während die absichtlichen Beförderer der Finsterniß nichts angelegentlicheres kannten (um die Fürsten zu Werkzeugen ihrer heillosen Zwecke zu machen), als sie mit Schreckbildern übertriebener und erdichteter Gefahr zu umgeben und so den Völkern zu entfremden, suchten die entgegengesetzten gleich sträflichen Fanatiker, die nach dem Umsturz des Bestehenden trachteten, kurz die Revolutionaire, samm ihren, durch das Trugbild einer nicht zu realisirenden Freiheit verblendeten Anhängern, der Welt glauben zu machen, diese ganzen sogenannten Umtriebe seyen theils nur Erdichtungen, theils nichts als Exercitien unbärtiger Knaben und höchstens naturrechtliche Versuche und philosophisch-staatsrechtliche Theorien studierender Jünglinge und stellten die darob Verfolgten und vor Gericht Gezogenen als beklagenswerthe Opfer der Tyrannei, als Märtyrer dar, — deren Schilderung sie als neues Mittel zur Aufregung von Unzufriedenheit zu benutzen nicht zögerten. Unter der Zahl dieser vermeintlichen Märtyrer behauptet der Verfaser der vorliegenden Denkwürdigkeiten, Johannes Wit, einen in jeder Hinsicht bedeutenden Platz. Er, mit lebhafter Einbildungskraft, Energie und Durst nach Thaten ausgestattet, wurde, in der Zeit der Restaurationen und der nächsten darauf folgenden, leicht von dem jugendlichen Freiheitstaumel jener Epoche (woran die Vorbereitung und Mittel der Restauration selbst nicht ohne Schuld waren) mit fortgerissen und tief in Anschläge und Verbindungen verflochten, zu deren Werkzeug ihn Talente, Familienverhältnisse und persönliche Eigenschaften höchst brauchbar zu machen schienen. Der Erfolg war Verfolgung, Verhaftung, Leiden aller Art — da nannte man ihn ein unglückliches Opfer der Unterdrückung aller liberaler Ideen. Jetzt tritt dieser so innig von seiner Partei und andern bemitleidete Jüngling plötzlich mit den oben genannten Denkwürdigkeiten hervor, worin er sich selbst als schuldig anklagt, laut die irrige Meinung von der Unschuld der verfolgten Demagogen Lügen straft und die Existenz der verbrecherischsten Plane, so wie ihrer Verbindung mit den französischen und italienischen Revolutionairen, keck behauptet und mit Actenstücken belegt, endlich die Gerechtigkeit und väterliche Milde der österreichischen und preußischen Regierung in ein glänzendes Licht setzt. Gewiß, eine überraschende Erscheinung und schon unter diesem Gesichtspuncte der Aufmerksamkeit werth! Das Werk bietet aber auch sonst dem prüfenden Geschichtsforscher, in subjectiver wie in objectiver Rücksicht, reichen Stoff zum Nachdenken und zu den verschiedensten Betrachtungen dar; — viele unbekannte Verhältnisse und Thatsachen, höchst interessante Schilderungen von Menschen und Situationen, voll Licht und Schatten und glänzendem Colorit. Da nun erst in diesen Tagen der erste Band desselben in Umlauf gekommen ist, so glauben wir unsere Leser zu verbinden, wenn wir ihnen einige Auszüge daraus mittheilen, schließlich noch bemerkend, daß das Erscheinen dieser (im Viewegschen Verlag in Braunschweig herausgekommenen) Schrift, die mit gleicher Freimüthigkeit, wie gegen die Ruhestörer, so auch über Regierungsgebrechen und Fehler spricht, einen rühmlichen Beweis für die Liberalität der Censur eines deutschen Staates abgiebt. Wir können, um die Leser auf den richtigen Standpunct der Beurtheilung zu setzen, nicht zweckmäßiger diese Auszüge beginnen, als mit der vom Verfasser, unter dem Titel Vorcapitel gegebenen Einleitung:

„Wenn gleich eigentlich ein jedes Buch die Absicht des Verfassers bei der Abfassung desselben so klar wiedergeben soll, daß es keiner Einleitung oder Vorrede bedarf, so giebt es dennoch Werke, — und gerade das vorliegende ist von der Art, — welche ihrer Natur nach so durchaus fragmentarisch sind, daß der Autor selbst den Gesichtspunct aufstellen muß, von dem aus er sich beurtheilt wissen will. Ein einiges Ganzes erklärt sich aus sich selbst, und kann daher nicht leicht gemißdeutet werden, allein ein Bruchstück ergänzt Jeglicher, der es betrachtet, aus der eigenen Phantasie, und während dieser in dem neu aufgefundenen Torso einen Ganymed zu entdecken wähnt, sieht jener nichts darin als einen trunkenen Silenus. — Das Schlimmste ist nur, daß Alle sogleich ihre Supposition als Gewißheit betrachten, und daher den armen Künstler, oder das noch ärmere Kunstwerk, nach einem Maaßstabe beurtheilen, der lediglich in ihrer Einbildung existirt. — Um diesem Uebel-

stande vorzubeugen, erlaube ich mir einige einleitende Worte, die sich theils auf den Zweck dieses Werkes überhaupt, theils auf den vorliegenden zweiten Theil beziehen."

„Der Zweck dieser Schrift ist ein gedoppelter: ich will erstlich durch mein Beispiel zeigen, wie gefährlich es dem Einzelnen selbst wird, wenn er, anstatt ruhig in dem durch sein Talent oder sein Geschick ihm angewiesenen Wirkungskreise fortzuarbeiten, aus demselben heraustritt, und, den geregelten planetarischen Lauf verschmähend, als Irrstern bald hier-, bald dorthin mit seinem gefahrvollen Lichte schweift. Mag auch die wirkliche Gefahr, die er Andern bereitet, von den Abergläubigen vielfach überschätzt werden; gewiß ist es doch, daß er Niemandem nützt."

„Allein ich will anderntheils dem Publico auch den Beweis geben, wie die Regierungen das vollkommenste Recht hatten, wenn sie von Gefahr sprachen. Allerdings gab es eine nicht unbedeutende Partei, welche einen Umsturz des Bestehenden, so durch Gewalt, wie durch List, herbeizuführen strebte, und an und für sich vielleicht gar lobenswerthe Einrichtungen, wie Turnerei und Burschenschaft, zum verderblichen Zwecke mißbrauchte. Das Treiben dieser Leute, mit denen ich Jahrelang gemeinsame Sache gemacht habe, und die ich an Exaltation noch zu überbieten trachtete, will ich unumwunden darlegen. Von dem Augenblicke an, wo ich mein Unrecht erkannte, habe ich es auch offen bekannt; was ich in den Gefängnissen den Behörden aussagte, das soll das ganze Publicum jetzt erfahren. Mein Streben war nie ein lichtscheues. Uebrigens werden die Verbrechen der revolutionairen Partei mich auch nicht gegen etwanige von den Regierungen begangene Mißgriffe blind machen; allein erklärlich sind diese, wenn man bedenkt, daß jene anfangs nur im Allgemeinen die Gefahr sahen, ohne im Einzelnen das Wesen derselben zu erkennen; sie kämpften mit unbekannten, ja unsichtbaren Feinden, und verletzten daher zu oft nur den Unschuldigen mit dem Schuldigen, verwechselten den unbesonnenen Schwätzer und den kaltblütigen Jacobiner."

„Daß ich den zweiten Theil meines Werkes zuerst edire, daran ist lediglich der Umstand schuld, daß mir jetzt noch mehrere Papiere abgehen, ohne welche ich mein Treiben in London und Paris nicht mit genügender Gründlichkeit darstellen kann; ein kurzer Umriß meines früheren Lebens wird indeß schon zur Verständniß dieses Theiles hinreichen."

„Meine Universitätsjahre fielen in die Wartburgszeit, und ich studierte in Jena. War es denn ein Wunder, wenn jener, in seinem Ursprunge so schöne Taumel, dem Wenige damals widerstanden, auch mich umfing? Als achtzehnjähriger Jüngling war ich bald der Exaltirteste unter den Exaltirten. Leute — deren Namen an einen anderen Ort gehören — wußten mich bald für ihre Plane zu gewinnen und zu benutzen. Im Jahre 1818 machte ich schon eine Reise nach Paris, um die deutschen Revolutionaire den französischen zu verbinden. Während meiner Abwesenheit hatte man, um den Grad der revolutionairen Empfänglichkeit im Volke zu erproben, ein kurzes Gedicht des Professors Carl Follenius drucken, und in unzähligen Exemplaren verbreiten lassen. Als im Jahre 1819 der gedachte Follenius hierob verhaftet wurde, übersandte ich der preußischen Regierung eine Eingabe, in welcher ich mich auf das feierlichste als den Verfasser und alleinigen Verbreiter des gedachten Liedes bekannte, welches entschieden hochverrätherisch erachtet wurde. — Mit Mühe entging ich jetzt durch die Flucht der Verhaftung. Dieses ganze Factum führe ich nur an, weil es zum historischen Zusammenhange unentbehrlich ist; Verdienst war nicht dabei, denn dem jugendlichen Gemüthe scheint es leichter, als ein Märtyrer aufzuflackern, wie des Tages Last und Hitze ruhig, geduldig und so lange es Gott gefällt, zu ertragen. — Uebrigens that ich es, weil ich Follenius als unentbehrlich für die Wiedergeburt Deutschlands betrachtete."

„Ich kam im Herbste des Jahres 1819 nach England; *) das jugendliche Opfer der Despotie deutscher Fürsten, denn das vermeinte ich zu seyn, machte eine Art von Aufsehen. — Ich kam mit den Ersten Männern Englands in Berührung, und die Theilnahme, die man mir erwies, steigerte meine Eitelkeit." .

„Ich schrieb Aufsätze in den englischen Zeitungen, welche mich leider, wegen der scandalösen, die meisten Fürsten Deutschlands beschimpfenden Anekdoten, von denen sie voll waren, zu einer Person des Tages machten. — Ich wähnte mich etwas Großes."

„Privatverhältnisse bestimmten mich, nach Paris zu gehen, wo ich an dem damaligen Justizminister, dem Grafen de Serre, einen vertrauten Freund meiner Familie, und an dem Baron Eckstein, General-Inspector des Polizei-Ministerii, einen Bruder meiner Mutter hatte."

„Die Ermordung des Herzogs von Berry, fast vor meinen Augen geschehend, erschütterte mein Innerstes. Ich mußte mir sagen: dahin führt dein System! Mein Verstand konnte nicht länger gut heißen, was mein Herz verdammte. Der edle de Serre nahm sich meiner auf das väterlichste an; seine Freundschaft hielt dem Einflusse das Gleichgewicht, den die Häupter der revolutionairen Parteien dadurch über mich behaupteten, daß sie mich gleichsam auf den Händen trugen. Mein vertrauter Umgang mit de Serre brachte mich in vielfache bedeutende, ja großartige Verhältnisse. Verschiedene politische Parteien suchten ihn nämlich damals für sich zu gewinnen, und schlossen sich mir auf, im irrigen Wahne, ich hätte bedeutenden Einfluß auf den Grafen. Ich erlangte eine Art von Bedeutsamkeit, weil man sie mir beilegte."

„Mein Treiben in Paris war zu jener Zeit ein höchst verdammliches; ich war mir selbst unklar geworden, stand mit den Häuptern aller Parteien in naher Berührung, und keine sagte ganz mir zu. Ich wähnte mich stark genug, Alle für meine Plane benutzen zu können, und bedachte nicht, wie ich, durch dieses anscheinende Eingehen in die entgegengesetztesten An- und Absichten, nach und nach alle Selbstständigkeit und den festen inneren Halt verlor. — Um diese Zeit, im Sommer 1820, traten die deutschen Revolutionaire, durch ihren Abgesandten, den gedachten Professor Follenius, und unter meiner Beiwirkung in nähere Verbindung mit den Franzosen und Italienern. Ich theilte keineswegs ihre Ansichten, allein noch minder die der Regierungen, und glaubte so, Alles kennend, im Falle des Ausbruches als Vermittler auftreten zu können. Ich arbeitete dahin, in allen Parteien und Secten, diesen selbst unbewußt, eine gemäßigte Partei zu begründen. Ich wußte sehr wohl, daß die deutschen Revolutionaire meine wahre Ansicht ahnten, allein ich war ihnen unentbehrlich, weil ich sie zu genau kannte. Auch konnten sie mich nicht desavouiren, da sie ja durch mich den französischen Häuptern zuerst bekannt geworden waren; so wie sie daher mich verdächtigten, verdächtigten sie sich auch selbst."

„Allein, nach diesem harten Tadel, nach diesem Anathem, welches ich über mich selbst ausgesprochen habe, darf ich auch hinzufügen, daß mein Streben frei von jeglichem Eigennutze gewesen, daß ich rücksichtslos stets für das strebte, was ich dem Allgemeinen zuträglich wähnte, daß ich keine Aufopferung, keine Gefahr je gescheut habe, und daß ich endlich nie etwas that, worob ich in der Erinnerung zu erröthen hätte. Im Gegentheil hatte ich Gelegenheit, auf diese Weise viel Böses zu hintertreiben, so namentlich den Plan und das Anerbieten, welche Deutsche machten, den König von Frankreich im Sommer 1820 zu ermorden."

„Als im folgenden Jahre (Juli 1821) der vertrauteste Freund der

*) „Von dieser Zeit an fügte ich den Namen meines Stiefvaters, von Dörring, zum Meinigen." Anm. d. Verf.

deutschen Revolutionaire, der Dr. Joachim de Prati, mir in der Schweiz erklärte, wie man die Absicht habe, die Revolution jetzt durch Mord, (durch das sogenannte kalte Eisen) ins Werk zu setzen, sagte ich mich auf das feierlichste, und zwar schriftlich, von jeder Gemeinschaft mit ihnen los. Die Folge hievon war, daß verschiedene, actenmäßig constatirte Versuche, mich zu ermorden, stattfanden."

„Bald nachher wurde ich verhaftet, und mein Leben in dieser ersten Haft, bis zur Flucht aus der Citadelle von Mailand, ist in diesen Blättern enthalten. Um besserer Verständniß willen, muß ich schon jetzt den Inhalt des dritten Bandes andeuten. — Nachdem ich fast während eines Jahres, unter den verschiedensten Namen und Gestalten, mit einem hohen Preise auf meinen Kopf, in der Schweiz und in Deutschland als Flüchtling umher geirrt, brachte die Angabe eines Mannes, den ich nicht nennen mag, weil ihn die Geringschätzung seiner Mitbürger schon zur Genüge gestraft hat, meine Verhaftung in Baireuth am 20. Februar 1824 zu Wege."

„Hier lernte ich den edlen Freiherrn von Welden, dasigen Regierungs-Präsidenten kennen. Das zutrauliche Wesen dieses trefflichen Mannes erweckte mein unbedingtes Vertrauen; ich sah ein, wie es von der größten Wichtigkeit sey, daß ich meine Kenntniß des revolutionairen Treibens in Deutschland jetzt ganz unumwunden an den Tag legte. Die Entdeckung des sogenannten geheimen Bundes war gerade damals erfolgt, und hatte die Regierungen im höchsten Grade erschreckt, da sie offenbar erkannten, wie dieser Bund kein Knabenspiel, sondern unter den Auspicien ausländischer Revolutionaire gestiftet sey. — Da war ich es, der, unaufgefordert und unberedet, vernommen zu werden verlangte. Der Ministerialrath von Abel kam nach Baireuth, um meine Aussagen entgegen zu nehmen. Die Art und Weise wie er es that, erwarb ihm meine unbedingte Achtung und innige Zuneigung. Ich war es jetzt, der den Regierungen den Faden der Ariadne gab, indem ich ihnen zeigte, wie meine und des Follenius Umtriebe in Paris die Urquelle dieses Bundes wären. — Die im dritten Bande erfolgende Publication dieser meiner Aussagen und sonstiger Actenstücke wird es beweisen, wie lediglich die Ueberzeugung, recht zu handeln, mich hiezu verleitete. Es lag keine einzige Aussage gegen mich vor; ich allein klagte mich an; hätte ich geschwiegen, und meine Aussage, daß ich der Verfasser jenes Liedes sey, zurückgenommen, so stand Nichts meiner Freilassung entgegen. Lediglich meine eigenen Angaben sind es, welche mich dergestalt inculpirt haben, daß ich selbst die gegenwärtigen Zeilen noch auf der Festung schreiben muß."

„Die fernere Untersuchung gegen mich wurde nun an Preußen übertragen. Ich kam nach Berlin voll leidenschaftlicher Erbitterung gegen diesen Staat; allein in der jahreslangen Haft, die ich daselbst erduldete, hatte ich Gelegenheit, mein irriges Urtheil zu berichtigen. Mein Inquirent, der Hr. Hofrath Falkenberg, war ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes; und dem Manne, der die Untersuchung eigentlich leitete, Sr. Excellenz, dem Hrn. von Kamptz, bin ich die vollkommenste Ehrenerklärung schuldig. Ich hatte ihn in englischen Blättern persönlich beleidigt, und dennoch war er es, der unaufgefordert Alles nur Ersinnliche zur Erleichterung meiner Lage that. Ich bin nicht befangen; ich berufe mich auf das eigene Zeugniß aller derer, die in Preußen verhaftet gewesen, ob es möglich sey, rechtlicher, milder und wohlwollender zu verfahren, als dieser so vielfach verketzerte Mann? Die häufigen Conferenzen, die ich mit ihm hatte, und die genaue Kenntniß des Systemes Preußens, in Bezug auf jene Umtriebe, zu der ich hiedurch gelangte, lehrten mich, wie gerade jetzt der Augenblick gekommen, wo den Regierungen ganz reiner Wein eingeschenkt werden müsse. Die Wahrhaftigkeit meiner Aussagen und die Unparteilichkeit, mit der ich selbst mich mich anklagte, erwarben mir das volle Vertrauen derselben. Ich betrachtete mich als Co-Inquirenten gegen mich selbst, und zeigte den Regierungen, wie unzweckmäßig sie gehandelt, indem sie aus Unkenntniß der Personen und Verhältnisse, so manchen Unschuldigen oder Irregeleiteten, mit uns, den eigentlichen Verschwörern, verwechselt hätten. — Mag auch noch so irriges Urtheil der Menge, die nur dem Scheine folgt, mich treffen, mir genügt das Bewußtseyn, manch Gutes in neuester Zeit veranlaßt und dadurch den etwanigen Schaden, den ich verursacht, in etwas wieder vergütet zu haben. Mag auch immerhin der gerechte Tadel mir werden, meine Ansichten im Verlaufe der Zeit mehrfach geändert zu haben; ich danke dem Schöpfer dafür. — Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß es des Positiven im Staate wie in der Kirche bedarf, daß die Naturrechte eben so wenig für die Menge ausreichen, wie die natürliche Religion. Ich habe mich vom guten Willen der deutschen Regierungen überzeugt, und von ihrem innigen Wunsche, auf milde Weise die Ruhe wieder herzustellen. Wäre, wie es eine Zeitlang allerdings den Anschein hatte, Strenge an die Tagesordnung gekommen, so hätten wir — die sogenannten Unbedingten, — es einzig und allein selbst veranlaßt; wir waren die Knaben, die so lange Kahlkopf! Kahlkopf! schrieen, bis die Bären kamen."

„Ich habe kein Recht, den Leser um milde Beurtheilung zu bitten, da ich ja selbst so streng mich richte; allein darum bitte ich, daß der, so mich richtet, bedenken möge, wie meine Jugend in eine der bewegtesten Epochen der so bewegten Zeit fiel, wie ich seit meinem neunzehnten Jahre in der großen Welt, und in Verhältnissen lebte, die meine jugendlichen Kräfte weit überstiegen, wie ich endlich freiwillig schwere Buße übernommen: denn ist es nicht hart, im 27. Jahre schon sein Leben gelebt zu haben? Jetzt, wo ein Andrer erst zur rechten staatsbürgerlichen Thätigkeit eingeht, habe ich schon geendet. — Wenn mein Werk auch in dieser einen Beziehung nur nützte, wenn es einen einzigen ausgezeichneten Jüngling nur abhielt vom ähnlichen Irrwege, so hätte ich es nicht umsonst geschrieben, und verzichtete gern auf das Vergnügen, welches mir daraus erwächst, dem Publico manche nicht unerhebliche Aufklärungen über Gegenstände der höheren Politik hier gegeben zu haben."

Im ersten Capitel des Buches schildert der Verfasser das Wesen der Carbonaria, der Adelphen und Philadelphen so wie des großen Firmaments in Paris. Nicht allen Lesern dürfte das darüber Gesagte neu seyn und die damit ganz oder theilweise Unbekannten verweisen wir auf das Werk selbst; interessanter dagegen ist uns die dieser Schilderung entgegengesetzte gewesen: wir meinen nämlich die von den geheimen Gesellschaften der kirchlichen Ultras; (Pag. 37 u. folg.) und wir können uns nicht enthalten, dieses Gemälde hier ungekürzt mitzutheilen, wie folgt:

— „Wenn ich nun aber, der Wahrheit gemäß, nach bestem Wissen und Willen das Schändliche einer revolutionairen Secte enthüllt habe, so halte ich es auch für meine Pflicht, mit eben der Offenheit und Rücksichtslosigkeit, Einiges über die verbrecherischen Umtriebe der contrerevolutionairen Partei bekannt zu machen. Es ist die tiefe Ehrfurcht, welche ich vor der Kirche hege, die mich dazu zwingt, jene ehrsüchtigen Pfaffen, jene verbrecherischen Staatsmänner und jene schwächlichen Frömmlinge an das Tageslicht zu ziehen, welche unter dem Vorwande „Alles zu Gottes Ruhm" den Herrn schänden und dem Baal Opfer bringen. Daß ich nicht Euch, Ihr meine trefflichen Freunde, I.·. S.·. C.·. D.·. S.·. S.·. in Eine Kategorie mit diesen Leuten setze, versteht sich von selbst; allein

glaubt es mir „Man glaubt zu schieben und man wird geschoben!“

*) „Es besteht nämlich in ganz Italien, Spanien, Frankreich, in der Schweiz, ja auch in Deutschland, ein geheimer Bund, den man, als einen Staat im Staate bildend, und eine völlige Umwandelung des Bestehenden bezweckend, mit dem Epitheton hochverrätherisch brandmarken kann und muß. Der Herzog von Dalberg sagte mir, er habe zuerst während seiner Turiner Ambassade zufällig denselben entdeckt, indem sich, bei der Durchsicht der Papiere eines daselbst verstorbenen französischen Emigranten, die Statuten des Ordens und die Beweise der Verzweigungen desselben in Avignon und Nimes vorfanden. — Lange kannten und fühlten wir den Einfluß des Bundes in Piemont, ehe uns der sonderbarste Zufall in den Besitz der wichtigsten hierauf bezüglichen Original-Documente setzte. Dies ging so zu.“

„Im Carneval 1821 ging einer unsrer Freunde zu einem Trödler in der Contrada di Po, in Turin, in der Absicht, sich einen Maskenanzug daselbst zu erhandeln. Beim Durchsuchen der Kleider fühlt er, daß in der zugenähten Brusttasche eines Priestergewandes Papiere verborgen sind. Ohne seinen Fund zu verrathen, kauft er das Kleid und nimmt es mit nach Hause. Er trennt die Nath, und findet — die Statuten, Erkennungszeichen, Namenslisten ꝛc. der Societa della Santa Fede. Den Inhaber des Gewandes, einen der bedeutendsten Sanfedisten, hatte nämlich der Schlag gerührt, und seine Erben hatten, das Daseyn dieser Papiere nicht ahnend, seine Garderobe dem Trödler verhandelt. Späterhin hat die Gesellschaft freilich das Erkennungszeichen (sie machen jetzt ein unmerkliches Kreuz mit der linken Hand auf der linken Brust) so wie den Namen geändert; allein ihr Wesen, welches ich jetzt enthüllen will, ist dasselbe geblieben.“

„Sie verbinden politische und religiöse Absichten mit einander, und wollen Alles wieder in kirchlicher Hinsicht auf den Punct zurückbringen, wo es sich vor der französischen Revolution befand. Da sie indessen wohl wissen, wie unpopulair dieses Beginnen ist, so verknüpfen sie damit ein andres anscheinend volksmäßigeres. Sie wollen die Oesterreichische Macht in Italien vernichten, und bezwecken daher ein, wo nicht Einiges, so doch Dreieiniges Italien; nämlich ein durch die engsten Bande verknüpftes, und unter Oberleitung des Papstes bestehendes Ober-, Mittel- und Unter-Italien. Der vorige Papst war das anerkannte Oberhaupt des Bundes; der jetzige soll ihm hierin succedirt haben. Je nach dem Bedürfnisse existiren sie unter den verschiedensten Namen, scheinbar unabhängig von einander. Sie nennen sich Consistoriali, Croceſegnati, Crociferi, Societa della Santa Fede, del Anello, ja sogar de Bruti. Der, als geistreicher Schriftsteller so ausgezeichnete Graf le Maistre, Verfasser der Soirées de St. Petersbourg, war Provinzial-Oberhaupt von Piemont; nach ihm wurden es der Präsident des Senates, Graf Borgarelli, der sonst hochachtbare Erzbischof von Turin, und der General-Vicar von Asti. Als das wahre Oberhaupt für ganz Oberitalien bezeichnet man jedoch den Herzog von M., dem man, wenn schon er dem Hause Oesterreich so nahe steht, dennoch die allerehrgeizigsten Absichten beimißt, welche er durch Beihülfe des mit diesem Bunde im engsten Vereine stehenden Frankreichs ins Werk zu setzen hofft. Frankreich unterstützt nämlich die Sanfedisten in zwiefacher Hinsicht, einmal, weil sie Eins sind mit den daselbst allgewaltigen Jesuiten, und dann noch, weil es hiedurch der Oesterreichischen Herrschaft in Italien den Todesstoß zu geben hofft; doch hierüber das Weitläuftigere an einem andern Orte. — Nach dem Plane dieser Partei soll Piemont und ganz Oberitalien an den Herzog von Modena fallen; Toscana an den Papst; wohingegen einzelne Theile des Kirchenstaates an Neapel abgetreten werden.“

„Diese Leute hassen Oesterreich, nicht bloß weil dasselbe viel zu klug ist, um der Geistlichkeit Einfluß im Weltlichen zuzugestehen, sondern auch weil sie stets befürchten, daß über kurz oder lang die Päpstliche Tiare das Haupt eines Oesterreichischen Prinzen schmücken könnte. So fromm der Großherzog von Toscana auch ist, so hat es dennoch der Oesterreichische Einfluß über ihn vermocht, daß er den Einflüsterungen dieser Leute kein Gehör gab, und mit weiser Mäßigung herrscht. Der Prinz Canosa, das Haupt der Partei in Unteritalien, haßt Oesterreich, denn er weiß es nur zu gut, wie er einzig den Berichten des General Frimont seine Absetzung zu verdanken hat. Uebrigens sind mir auch die Verhandlungen des Expolizei-Ministers mit den Genueser Jesuiten und dem Modeneſischen Agenten schon lange kein Geheimniß mehr.“

„Ganz besonders sind aber die Oesterreicher den Piemonteſischen Sanfedisten verhaßt. Anstatt daß diese bedenken sollten, wie sie lediglich jenen ihre Existenz verdanken (denn bestand die constitutionelle Regierung, so waren sie auf immer vernichtet) verabscheuen sie dieselben, weil sie alle Reactionen verhinderten, und ihnen nicht gestatteten, nach Wunsche zu wüthen. Die Wahrheit gebietet mir, zu bekennen, daß Oesterreich, nach Unterdrückung der Piemonteſischen Revolution, auf das Allerschonendste gegen die Besiegten verfuhr. Der Ort, wo in der Zeit der Parteiwuth am wenigsten Ungerechtigkeiten verübt worden sind, ist Aleſſandria, weil es das Hauptquartier des Feldmarschall-Lieutenants, Grafen von Lilienberg war. Der Eintritt in Oesterreichische Dienste hat manchen Unglücklichen dem Gefängnisse, ja dem Strange entzogen; und das Betragen der Oesterreichischen Truppen war so musterhaft, daß man allgemein diese Einquartirung der der vaterländischen Krieger vorzog.“

„Piemont ist übrigens das Land, wo der Bund, der sogar den König Carl Felix zu seinen Mitgliedern zählt, am gewaltigsten waltet. — Es sind drei Grade in demselben; alle Mitglieder sind durch einen Eid verpflichtet, was sie nur irgend sehen oder hören, den Obern zu berichten; sie bilden daher die eigentliche geheime Polizei, und die wirkliche Staatspolizei ist nur da, um ihre Befehle zu vollziehen. Die unvermögenden Bundesglieder bekommen monatlichen Gehalt, welcher nach Maaßgabe ihrer Berichte, verstärkt oder gemindert wird. Der mittlere Sold beträgt 100 Franken. Der Bund zählt wenig kräftige Männer und gar keine Jünglinge zu seinen Adepten, einige ehrsüchtige Pfaffen etwa ausgenommen. Dahingegen giebt es wohl wenig alt-adelige Alte und hohe Geistliche, die nicht dazu zu zählen wären. Darf man die Carbonari ein Product der Zeit nennen, so kann man, mit noch größerem Rechte die Sanfedisten als Product der Vorzeit bezeichnen. Was der Zweck der Menge ist, erhellt am deutlichsten aus dem naiven Bekenntnisse eines ihrer Vorsteher, des Grafen La Motte St. Martin, Universitäts- und Schulinspectors in der Provinz Vercelli. Die Vertheurung der Lehrstunden und die Verschlechterung des Unterrichtes nahmen nämlich daselbst dergestalt zu, daß einer der Professoren es für seine Pflicht hielt, dem Herrn Grafen hierüber Vorstellungen zu machen, und zu bemerken, wie in kurzer Zeit weder die höheren noch niederen

*) „Es ist hier nicht das erste Mal, daß ich die Ränke dieser Leute denunciire. Seit Jahren schon klagte ich sie an, bei den Regierungen wie vor dem Publicum. Es war 1821 und 1822, daß ich, durch Vermittlung meines väterlichen Beschützers, des Grafen von Budna, die hierauf bezüglichen Data dem Oesterreichischen Hofe zukommen ließ. 1823 gab ich, in Bezug hierauf, eine eigene kleine Broschüre heraus: Die revolutionairen Umtriebe in der Schweiz, betitelt. Ende selbigen Jahres erschien ein Aufsatz hierüber im 11. Bande der Allgemeinen Politischen Annalen. Eine ausführliche Schrift, die in französischer Sprache dieses Unwesen an den Pranger stellte, sollte bei Schubart in Paris erscheinen, wurde jedoch unterdrückt.“ Anm. d. Verf.

Schulen mehr besucht seyn würden. Bei diesen Worten hellten sich plötzlich die finstern, von Kasteiungen eingeschrumpften Gesichtszüge des Grafen wieder auf, und freudig rief er: „Um so besser! Das bezwecken „wir ja gerade damit. Die verdammte Aufklärung ist es, es sind die „Universitäten, welche die Revolution gemacht haben; unser König braucht „keine Gelehrte, und will auch keine."

„Diese Gesellschaft ist in allen Landen verbreitet. Ein deutscher souverainer Fürst gehörte ihr an bis zu seinem Ende, und in diesem Augenblicke noch steht der Fürst von Hohenlohe-Schillings-Fürst mit ihr in Verbindung, ja wie manche behaupten in ihrem Solde. Die Verbündeten stehen in so genauem Zusammenhange mit den Jesuiten,*) daß wohl Niemand mit Bestimmtheit möchte angeben können, ob diese jenen oder jene diesen dienen. Wahrscheinlich befolgen sie das Hanc veniam damus petimusque vicissim. — So wie die Carbonari sich des Maurerischen Mizraim-Ritus als eines Werkzeuges bedienen, also haben sie sich eines andern Systems zu bemächtigen gesucht; und sie dürfen in diesem, mir nur zu bekannten Systeme, frei arbeiten, wenn schon eine fulminirende Bulle des Papstes alle Freimaurer in den Bann gethan."

Die Verhaftung und Gefangenschaft des Verfassers in Savoyen und Piemont flößt nicht nur persönliche Theilnahme ein, sondern giebt auch einen schauerlichen Begriff von dem Zustand der dortigen Gefängnisse, der Polizei und Criminal-Justiz — so wie von der Härte und Bestechlichkeit der mehrsten dabei angestellten höhern und niedern Beamten; die ehrenvollen Ausnahmen verschweigt übrigens Herr W. eben so wenig.

„Es war am 20. Septbr. 1821," erzählt er, „als ich sehr spät noch, es mochte wohl zehn Uhr seyn, im Bette lag, an welches ein heftiges Flußfieber mich schon seit mehreren Tagen gefesselt hatte. Da trat plötzlich meine Hauswirthin in's Zimmer, und sagte mir mit höchst schwankender Stimme: Es sey ein Herr draußen, der mich dringend zu sprechen wünsche. — Gleichzeitig jedoch brach auch schon ein Trupp Gewaffneter herein, welche mir ihre Carabiner gegen die Brust hielten und mit donnender Stimme ihr „Point de mouvement! Vous êtes Prisonnier" zuriefen. Meine Bestürzung war anfänglich so stark, daß ich jeden Gedanken an Widersetzung, der doch sonst bei der dräuenden Gefahr stets im Manne aufblitzt, vergaß und fast besinnungslos auf's Kopfkissen zurücksank."

„Das Erste, was die Carabiniers (so heißen die Gendarmes in Piemont nach ihrer Waffe) vornahmen, war, daß sie Alles, was in meinen Zimmern an Schriften vorhanden, auf einem Tische zusammen häuften. Anfänglich sah ich diesem Treiben ganz ruhig zu; es kam mir, da ich in einem fieberhaften quasi delirio begriffen war, fast wie eine Maskerade vor, und ich zweifelte an der Wirklichkeit dieser ganzen Erscheinung. Allein plötzlich entsinne ich mich eines Briefes, den ich am Tage zuvor empfangen und leider noch nicht vernichtet hatte. Fiel dieser in die Hände der Piemontesischen Regierung, so war die Freiheit, ja wohl gar das Leben eines wackern Mannes gefährdet. Dahin war mein früherer Gleichmuth, entschwunden die erstarrende Apathie. Plötzlich jedoch, wiewohl nicht als Folge meines Nachdenkens, sondern einer Eingebung, fand ich einen Ausweg. Behutsam und unmerklich nehme ich das auf meinem Betttische stehende Unschlittlicht, ziehe meine Strümpfe an, und fette dieselben recht tüchtig. Hierauf springe ich unangekleidet aus dem Bette, unter dem Vorwande, beim Sortiren und Einpacken der Papiere hülfreiche Hand leisten zu wollen. Scheinbar stolpernd werfe ich indessen den runden, einfüßigen Tisch um, so daß alle Papiere auf den Boden fallen. So gelingt es mir ganz unbemerkt, den Fuß auf den gedachten Brief zu setzen, der natürlich gleich festklebt. Jetzt schlüpfe ich in meine geräumigen Pantoffeln hinein, und nehme bald darauf eine Gelegenheit wahr, wo man mich allein lassen mußte, um (unter dem heftigsten Herzklopfen) dieses gefährliche Schreiben zu vernichten." — —

— „Bald war Alles geordnet; meine Papiere waren versiegelt, und ich auf dem Wege nach Bonneville im Chamouny-Thale. — Diesen Weg schlug man ein, um der Schweizer-Gränze nicht zu nah zu kommen, und um die Haus- und Dorfbewohner über meine eigentliche Reiseroute ungewiß zu erhalten. Meine Effecten, mein Geld, alles war noch in Genf; und so trat ich denn, elend krank, in leichten Sommerkleidern, ein Paar Tanzschuhe an den Füßen und ein Paar Pantoffeln in der Tasche, meine lange, schwere Reise an."

„Nach einer halben Stunde schon schwanden meine Kräfte, meine verwundeten Füße bluteten, und mich erfaßte ein so heftiger Fieberanfall, daß ich mich höchst glücklich schätzen mußte, als ich gegen Aufopferung meiner ganzen Baarschaft, (welche, nach Abzug meiner Rechnung in Morner, noch aus 15 Franken bestand) eines kleinen Eselein's theilhaftig wurde, welches mich in's Nachtquartier bringen sollte. Mein damaliger Aufzug muß für einen unbefangenen und unvorbereiteten Zuschauer etwas grotesk-komisches gehabt haben; wie tragisch er mich indessen dünkte, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen! — Man denke sich nur unsre Cavalcade, oder richtiger, unsre Asinade: den Zug eröffnete ein, vom Kopf bis zu den Zehen gewaffneter Carabinier; ihm folgte der Bauer, der halb gutwillig, halb gezwungen, seine Bourrique hergegeben, aber nicht von ihr lassen wollte und sie daher am Zaume fortschleppte. Rechts und links gingen zwei andre Carabiniers, welche ungeduldig über den langsamen Schritt, die Seiten meines Saumthiers ziemlich häufig mit derben Kolbenstößen regalirten, was indessen, wie es schien, mehr Eindruck auf den Eseltreiber als auf den Esel selbst machte. Uns folgte in einiger Entfernung, und zwar zu Rosse, der die Expedition dirigirende Offizier, ein Wicht, der lediglich seinen Angebereien das Portépée zu verdanken hatte. Die Beschreibung der Hauptperson verspare ich aus Bescheidenheit bis zuletzt. Ohne Sattel und Zaum hing ich auf dem kleinen mageren Thiere, an dessen Halse ich mich festklammern mußte, um bei meiner Schwäche einen Halt zu haben. Mit den Beinen umschlang ich den Bauch des Thieres, denn streckte ich sie aus, so verletzte ich sie alle Augenblicke auf den holperigen Wegen, und mußte wohl gar fürchten, daß die kleine Bestie mir, bei einer Anhöhe, unter den Beinen fortliefe. Ich war so schwach, und zitterte dergestalt vom Fieber, daß einer meiner Hüter mich stets halten mußte."

---

*) „Ich muß mich hier übrigens feierlich gegen den etwanigen Glauben verwahren, als bräche ich unbedingt über die Jesuiten den Stab. Die welche das thun, sagen im Grunde nur:

Jene machen Partei; welch unerhörtes Beginnen! —
Aber unsre Partei? — Ei, die versteht sich von selbst. —

Die Jesuiten waren es, denen Südamerika was es ist und seyn wird zu verdanken hat. Sie erregten nur deshalb das Mißfallen der mächtigen Spanier, weil sie der Grausamkeit derselben Einhalt zu thun suchten, und sie fielen als ein Opfer der Tyrannei Spanischer und Portugiesischer Könige; denn ohne ihr edles Benehmen in Amerika würden sie nie in Europa unterdrückt worden seyn. Deshalb sagte auch Pombal: Man muß die Jesuiten in Europa angreifen, als durch die Väter das Vorhaben verhindert wurde, die Indianer in den Zustand der Sklaverei zurückzuführen. — Alle Schriftsteller über Südamerika, bis auf die neuesten, z. B. Brackenridge stimmen hierin überein.

Daß ich übrigens ihre Amerikanische Thätigkeit ihrer Europäischen vorziehe, leugne ich nicht, und nicht ohne Unruhe sehe ich dem Momente entgegen, wo sie in demjenigen Süddeutschen Staate, wo man am wenigsten es ahnt, öffentlich thätig seyn werden, wie sie es jetzt (Superiorum permissu) schon ins geheim sind." Anm. d. Verf.

„Dieſe meine faſt tödtliche Schwäche und das Wechſeln meiner Begleiter waren Schuld, daß wir am Abend erſt den Ort unſerer Beſtimmung, Annecy, erreichen konnten, wo der Cavaliere Benedetto, Carabinier-Commandant der Provinz Carouge über meine nächſte Zukunft beſtimmen ſollte.“ — —

„Langſam und vom Pöbel verhöhnt ſchleppte unſer Zug ſich durch die traurigen Gaſſen; vergebens ſpähete ich umher nach theilnehmenden Blicken, denn trotz meiner Leiden vergegenwärtigte ich mir jene Zeit, wo der arme Jean Jacques hier lebte, liebte und litt; ach, keine Frau von Warens erbarmte ſich meiner; ſchmutzige Gaſſenbuben nur warfen mich mit Koth, und hielten dem Eſel Gras vor, damit er ſtille ſtände.“ — —

„Das Loch, in welches man mich ſteckte, hatte vielleicht 12 Fuß ins Gevierte, und es wäre ſelbſt einem Kleineren, als ich bin, unmöglich geweſen, darin aufrecht zu ſtehen. Schlimmer als dieſes Alles, war indeſſen die ſchreckliche Näſſe in demſelben; denn da es ſein Licht nicht von oben, oder aus Fenſtern, ſondern von unten, aus kleinen mit dichten Eiſenſtangen verſehenen Löchern bekam, ſo wurde es bei ſtarkem Regen vom vorüberfließenden Bache ganz unter Waſſer geſetzt. Eigentliches Waſſer war nun freilich zu meiner Zeit nicht mehr darin, allein das ſcheußlichſte Ungeziefer, gegen welches ich einen unüberwindlichen Abſcheu hege, lang geſchwänzte Ratten und dicke, aufgeſchwollene Kröten waren dafür zurückgeblieben. Zu meinem Glücke hatte mein Vorgänger, ein kurz zuvor erſt hingerichteter Mörder, doch einen Strohſack zurückgelaſſen, auf welchem ich denn jetzt meine Nacht hinbringen ſollte.“

„Mit der fürchterlichſten Gleichgültigkeit unterſuchte ich nun meine Wohnung, wozu der Carabinier recht wohlgefällig leuchtete, gab meine ganze noch übrige Baarſchaft dieſem elenden Sarden, und ſtreckte ſogleich mich auf meinem faulenden Strohſtacke aus, der feſten Ueberzeugung und Hoffnung, daß der Tod in ſelbiger Nacht noch meinen Leiden ein Ende machen würde. — Thränenlos und verzweifelnd flehte ich zu Gott, daß er mich doch baldigſt mit meiner dahin geſchiedenen Mutter vereinigen möge. Auf welche Weiſe ich dieſe Nacht hinbrachte, ob weinend oder lachend, ſchlafend oder wachend, das vermag ich wahrlich nicht zu ſagen. Deſſen nur entſinne ich mich, daß nach geraumer Zeit (am folgenden Tage) der Schein einer Lampe höchſt ſchmerzhaft mir in's Auge fiel. Zwei ſteinalte Leute, Mann und Weib, ſtanden an meinem Lager und das Mütterchen rief ganz freudig: „**Mais Mundiou, scha n'est pas mort, scha vit encohr.**“ **) Es war der Kerkermeiſter mit ſeinem Weibe, die mich anfänglich, als ich auf ihr wiederholtes Rütteln und Rufen gar nichts erwiederte, für todt gehalten hatten. Das gute Weib fing laut an zu ſchluchzen, als ſie meine matte Stimme hörte, und meine abgehärmten Geſichtszüge, meine ſtarren, gebrochenen Blicke gewahrte. Alles Einredens, alles Kopfſchüttelns des bedächtlicheren Mannes ungeachtet, beſtand ſie darauf, daß ich in ihre Stube ans Licht des Tages gebracht wurde.“ — —

„Die Güte dieſer höchſt beſchränkten, allein eben ſo gutmüthigen und frommen Leute, hatte für mich etwas unbeſchreiblich Rührendes. Zuerſt, ſo geſtanden ſie mir, hätten ſie ſich gar nicht um mich bekümmern wollen, weil der Carabinier ihnen geſagt hatte, ich ſey kein Chriſt. *) Das heilige Zeichen des Kreuzes war es, welches mir das Leben rettete. Ein kleines Crucifix nämlich, welches ich ſtets an einer Schnur auf der Bruſt zu tragen pflegte, war zufällig hervorgeglitten, ſo daß es ihnen gleich ins Auge fiel. Dies verwiſchte den widrigen Eindruck, den der Bericht des Carabiniers gemacht hatte. — Die erſte Frage, die ſie an mich richteten, war: ob ich denn auch wirklich ein Chriſt ſey? Nachdem ich dieſes mit den beſten Gewiſſen beſchworen und zum Zeichen der Wahrheit das Kreuz geküßt hatte, kannte ihre Güte für mich keine Gränzen. Da nur ein Bett vorhanden war, ſo ruhete ich in dieſem, gemeinſam mit meinem Philemon und ſeiner Baucis. Sie wurde gleichfalls unwohl, und ſo traf mich denn das Geſchick, ununterbrochen ihr zur Seite zu liegen. Mein körperlicher Zuſtand war übrigens von der Art, daß ich von dem Widerlichen, welches dieſe Lage zu einer andern Zeit für mich gehabt haben würde, nichts verſpürte, ſondern nur, ganz kindiſch, mich der köſtlichen Bettwärme erfreute. Leider konnte man es nicht wagen, einen Arzt herbeizurufen, da derſelbe nicht ermangelt haben würde, dem vermaledeiten Benedetto von meiner Verſetzung Kenntniß zu geben, welches für meine Wohlthäter und für mich höchſt nachtheilige Folgen gehabt haben würde.“

„Am vierten Tage endlich kündigte man mir an, daß ich mich zur Abreiſe nach Chambery bereit machen ſolle. Meine Beine waren indeſſen ſo angeſchwollen, und meine Schwäche ſo auffallend, daß man einen alten Leiterwagen vorfahren ließ. Da ich ihn nicht ſelbſt beſteigen konnte, warf man mich hinauf, nicht ohne lautes Klagen meiner Kerkermeiſter-Familie, die mir noch zum Abſchiede ein Gebinde Stroh und ein dreißig Sousſtück verehrte. Die Klagen dieſer braven Leute, das laute Schluchzen der Frau, meine eigenen unſäglichen Schmerzen endlich, dies Alles regte mich dermaaßen auf, daß ich zu wiederholten Malen den Verſuch machte, mich unter die Räder des Wagens zu ſtürzen. Um ſich hiergegen zu verwahren, kettete man mich mit einigen entſprungen geweſenen und wieder eingefangenen Galeerenſclaven, (ſogenannte **Banditti di prima Classe**) zuſammen; und da ſämmtliche Handſchellen für meine ſehr ſchmale Hand zu weit waren, ſo legte man mir die Poucettes an. Unglaublich iſt der Schmerz, den die Daumſchrauben verurſachen, da ſie ſtets, um zu halten, ſehr feſt angelegt werden müſſen. Selbſt meine verruchten Begleiter, die anfänglich meiner ſpotteten, ſpürten nun einiges Mitleid, und boten mir von ihrem Mundvorrathe an, mit welchem ſie auf das reichlichſte verſehen waren. Auffallend iſt es nämlich, wie mitleidig ſich die niederen Volksklaſſen unter den Katholiken, vorzüglich aber in Italien, gegen eigentliche Verbrecher, und namentlich gegen Mörder beweiſen. Von allen Seiten brachte der gemeine Mann ihnen Nahrungsmittel und Geldgeſchenke, während man mich, den politiſchen Verbrecher, mit ängſtlicher Scheu, ja zum Theil mit frechem Hohn behandelte. — So kamen wir denn endlich nach Aix en Savoie, wo wir die Nacht verweilen ſollten, und wo ich neuerdings das Glück hatte, edle, wohlwollende Menſchen zu treffen.“

(Der Beſchluß folgt.)

*) „Aber mein Gott, er iſt ja nicht todt; er lebt ja noch.“

**) Der gemeine Mann in Italien verſteht unter dem Ausdrucke Criſtiano nur den katholiſchen Chriſten; der Ketzer iſt in ſeinen Augen kein Chriſt.

Anm. d. Verf.

Perſiſche Skizzen, aus dem Tagebuche eines Reiſenden im Oſten.

(Beſchluß. M. ſ. No. 223 d. Bl.)

— „Riza Kuli Chan, der Gouverneur von Kazerun, kam, um dem Geſandten einen Beſuch zu machen. Dieſer alte Edelmann trug ein ſeidnes Band über ſeine Augenhöhlen, weil ihm in dem letzten Kampfe zwiſchen den Familien Zeed und Kajir um den perſiſchen Thron die Augen ausgeſtochen worden waren. Bald darnach, als er Platz genom-

ien, begann er sein Mißgeschick zu erzählen, und mir traten, bei dem Gedanken an die Leiden des alten Mannes, die Thränen in die Augen; zu meinem Erstaunen vernahm ich nun aber, daß seine Erzählung nur den Zweck habe, mich zu unterhalten, nicht aber mich weich zu machen, so daß ich mich förmlich gezwungen sah, über einen Gegenstand zu lachen, der in jedem andern Lande, als in Persien, Stoff zu einem Trauerspiele abgegeben haben würde; aber gleich wie Gifte durch häufigen Gebrauch zur Nahrung werden, so erscheinen Unglücksfälle, die täglich vorkommen, wie groß sie übrigens auch seyn mögen, zuletzt als gewöhnliche Dinge im menschlichen Leben. Das Benehmen und die Gefühle des Erzählers waren es, welche in dem vorliegenden Falle der Tragödie, deren Held er war, den komischen Anstrich gaben. „Ich war ihm zu thätiger Anhänger der Familie Kajir gewesen," sagte Riza Kuli Khan, „um große Gnade erwarten zu können, wenn ich in die Hände des heillosen Stammes von Zeed gerieth. Ich sah dem Tode entgegen, und war über die Milde verwundert, die mich nur zum Verlust meiner Augen verdammte. Ein stämmiger Bursche von Schmidt kam als Vollzieher der Sentenz zu mir; er hatte ein großes plumpes Messer in der Hand, womit er seine Operation verrichten wollte. Ich bot ihm 20 Tomans, wenn er sich eines Federmessers dazu bedienen wollte, das ich ihm zeigte; er schlug dieses aber in der brutalsten Weise ab, nannte mich einen gottlosen Buben, der seinen Bruder erschlagen habe, und setzte hinzu, eben um seiner Rache zu genügen, habe er sich diesen Auftrag erbeten, und bedaure bloß, daß derselbe ihm nicht das Recht gäbe, mir das Leben zu rauben. Da ich nun sah, daß ich bei diesem Burschen auf kein säuberliches Verfahren rechnen durfte, so that ich, als ob ich mich ruhig ergeben wollte, und legte mich auf den Rücken; er aber streifte sich wohlgefällig seine Aermel auf, schwenkte sein Messer, setzte mir gemächlich ein Knie auf die Brust, und wollte nun an sein Schlachterwerk gehen, als wäre ich ein dummes unschuldiges Lamm gewesen, das ihn so ganz nach seinem Belieben schalten und walten ließe; so wie ich aber bemerkte, daß er in dieser Voraussetzung nicht auf seiner Hut war, erhob ich das eine Bein, setzte ihm den Fuß auf der Herzgrube, und ließ ihn nun Kopf unter Kopf über springen, daß Sie, hätten Sie es gesehen, tüchtig würden gelacht haben. (Er machte es mir nun vor, wie er den Stoß mit dem Fuße angebracht, und lachte dabei aus vollem Halse.) Ich sprang nun auf; mein Feind ebenfalls; wir zauseten uns ein wenig — er war aber der Stärkere, und nachdem er mich zu Boden geworfen hatte, kam er damit zu Stande, mir die Augen auszustechen. Der augenblickliche Schmerz ward durch die Wärme der Raufere gemildert; die Wunden heilten bald, und als die Kajirs die unbestrittene Herrschaft über Persien erhielten, da ward mir, was ich ihretwegen geduldet hatte, belohnt. Alle meine Söhne sind befördert worden und ich bin nun Gouverneur dieser Stadt und Provinz. Ich lebe hier in Ueberfluß und genieße einer Ruhe, die Leuten, welche sehen können, hier zu Lande völlig fremd ist. Kömmt ein Deficit in der Einnahme vor, oder irgend ein begründeter oder scheinbarer Grund, wegen welches jeder andre Gouverneur abgesetzt, geschlagen oder getödtet werden würde, so sagt der König: „Thut nichts, es ist der arme blinde Riza Kuli; laßt ihn in Ruhe." Sie sehen also, mein Hr. Gesandter, daß ich nicht Ursache habe, mich zu beklagen, und daß ich durch den Verlust meiner beiden Augen in der That besser vor Unglück geschützt bin, als es möglich seyn würde, wenn ich im Besitz von 20 der allervollesten in ganz Persien wäre;" und über diesen zweiten Scherz lachte er abermals recht herzlich.

Auch das Folgende ist ein interessantes Bild der persischen Sitten. — „Die Vorschriften wegen unsers Gehens, Stehens und Niedersetzens waren jedoch verhältnißmäßig weniger wichtig als die Zeit und die Weise, wie wir unsre Kellians rauchten und unsern Caffee tranken. Es ist zum Erstaunen, wie viel von Caffee und Taback in Persien abhängt. Man schmeichelt oder kränkt die Leute durch die Art und Weise, in welcher diese Lieblingserfrischungen angeboten werden. Ein Besucher wird bewillkommt oder ihm gewissermaaßen die Thür gezeigt, je nach der Art und Weise, in welcher nach einer Pfeife oder nach einer Tasse Caffee gerufen wird. Danach markirt man bis ins kleinste Detail jeden Schatten von Aufmerksamkeit und Achtung, den man ihm erweiset. Ist er höher im Range, so bietet man ihm selbst die Erfrischungen an, ohne anders, als durch ihn aufgefordert, Theil daran zu nehmen; bei gleichem Stande wechselt man die Pfeifen, bietet ihm eine Tasse Caffee und nimmt die andre für sich; ist er etwas niederern Ranges, und man will ihm eine Artigkeit erweisen, so läßt man ihn zwar seine eigne Pfeife rauchen, aber doch durch den Diener, nachdem man diesem einen zustimmenden Wink gegeben, die erste Tasse Caffee reichen; ist er aber von weit niederer Herkunft, so hält man sich in gehöriger Entfernung und behauptet seinen Rang, indem man selbst zur ersten Tasse Caffee greift und dann dem Diener mit der Hand ein Zeichen giebt, er könne nun den Gast bedienen. Kömmt ein Besuchender, so wird nach Caffee und Pfeife gerufen, um ihn zu bewillkommnen; ein zweiter Ruf nach diesen Dingen ist ihm ein Zeichen zum Weggehen, doch ist auch dieser Abschnitt der Ceremonie verschieden nach dem gegenseitigen Range der Parteien und wie sie mit einander stehen. Die Dinge mögen denjenigen leicht scheinen, für welche die Observanzen dieses Charakters Gewohnheiten, nicht Regeln sind; hier zu Lande aber sind sie von größter Erheblichkeit und das Ansehen eines Mannes an und für sich selbst und bei andern ist davon abhängig. So wie die erste Gesandtschaft in Persien ankam, suchten die sämmtlichen Diener, Kaufleute, Gouverneure von Städten, Oberhäupter und hohen Staatsbeamten, auf unsre Unkenntniß in der Sache bauend, unsre Würde herunterzusetzen, und gaben dieses, obgleich immer abgetrumpft, erst da auf, als ein Königstreffen von Etikette zu Shiraz die Frage erledigte und unsre Reputation im billigen Sinne unsrer eignen Ansprüche auf eine Basis begründete, die nachher nie mehr erschüttert ward."

Zum Schluß möge hier eine inländische Erzählung ihren Platz finden.

— „Jedermann wird es zugeben, daß die Perser, in der Ueppigkeit ihrer Einbildung, die weniger kunstreichen Schriften der Hindus wundersam verschönert haben. Das niedrigste Thier, das sie in einer Fabel auftreten lassen, spricht eine Sprache, die einem König Ehre machen würde. Die ganze Natur wird zu Hülfe genommen, um eine bildliche Sentenz aufzuschmücken; aber ihre Vollkommenheit in dem Stücke der Composition, die Ibâret-e-Rengin, oder der blühende Styl genannt wird, läßt sich nur in Beispielen zeigen, deshalb habe ich denn die Fabel von den beiden Katzen, von welcher wir, wie ich vermuthe, die unsrige „von der Stadt- und Landmaus" geborgt haben, wörtlich übersetzt; sie lautet, wie folgt:

„Vor Zeiten lebte eine alte Frau in einer Hütte, enger als der Verstand der Unwissenden und finstrer als die Gräber des Elends. Ihr Gefährte war eine Katze, in deren Spiegel der Einbildungskraft der Abglanz des Brodes nie sichtbar gewesen war und die auch nicht einmal dessen Namen von Freunden oder von Fremden je gehört hatte. Genug war es, wenn sie hin und wieder eine Maus witterte oder deren Fußstapfen auf der Flur wahrnahm; und wenn, gesegnet von heilbringenden Sternen oder einem gütigen Geschick, ihr eine in die Klauen fiel:

„so ward sie einem Bettler gleich, der einen goldenen Schatz entdeckt; ihre Wangen glüheten vor Lust, und vergangener Gram ging unter in der freudigen Gegenwart."

Ein solches Fest hielt eine Woche und noch länger vor, und im Genuß desselben pflegte sie dann auszurufen:

„bin ich, o Gott! wenn ich dies betrachte, wachend oder träumend? Konnte mir solch Heil nach solchem Mißgeschicke widerfahren?

„Da aber die Wohnung der alten Frau im allgemeinen der Hungerzwinger dieser Katze war, so klagte sie stets und verfiel auf extravagante und schwärmerische Plane. Als sie einst zur äußersten Schwäche heruntergebracht, mit großer Anstrengung das Dach der Hütte erklimmt hatte, gewahrte sie auf der Mauer eines benachbarten Hauses eine Katze, die mit abgemessenen Schritten, einem Tieger gleich, einherstolzierte und so viel Fleisch auf den Knochen hatte, daß sie kaum ihre Füße aufzuheben vermochte. Die Freundin der alten Frau war so verwundert, ein Individuum ihres Geschlechts so fett und glatt zu sehen, daß sie in die folgende Exclamation ausbrach:

„deine stattlichen Schritte haben dich hieher gefördert: aber sage mir doch, woher du kömmst? Woher des Weges mit solch lieblichem Aeußern? Dem Anschein nach von dem Bankette des Chans von Khatai! Wo hast du solchen Anstand her; und wie gelangtest du zu solcher glorreicher Stärke?"

„Die Befragte antwortete: „Ich bin des Sultans Krumen-Esserin. Jeden Morgen, wenn die gastliche Tafel angerichtet wird, finde ich mich im Pallast ein und zeige dort meine Geschicklichkeit und meinen Muth. Unter den reichen Gerichten und Waizenkuchen wähle ich mir einige leckere Bissen aus; dann entferne ich mich, und bringe meine Zeit bis zum nächsten Tag im gewöhnlichen Nichtsthun zu." — Die Katze der alten Dame fragte nun, worin ein leckeres Gericht bestände und wie Waizenkuchen schmeckten; denn, setzte sie in melancholischem Tone hinzu, ich habe noch nie etwas andres gesehen als die Grütze der alten Frau und Mäusefleisch. Hierauf sagte die andre lachend: „Das macht es erklärlich, warum es mir schwer fällt, dich von einer Spinne zu unterscheiden. Deine Form und Gestalt sind so beschaffen, daß die gesammte Generation der Katzen darüber erröthen muß; und wir müssen uns schämen, so lange du ein so erbärmliches Aeußeres zur Schau trägst."

„Du bist freilich an Ohren und Schwanz; eine Katze, aber in allem andern eine ausgemachte Spinne."

„Bekämst du den Pallast des Sultans zu sehen und röchest den Duft seiner köstlichen Speisen, so dürften höchst wahrscheinlich deine ausgemergelten Gebeine wieder zu Kräften kommen; du würdest ein neues Leben gewinnen und hinter dem Vorhange der Unsichtbarkeit hervor ins Thal der Anschauung treten."

„Ist es ein Wunder, daß, wenn der Duft der Geliebten sich über das Grab des Liebhabers verbreitet, seine faulenden Knochen sich wieder beleben?"

Die Katze der alten Frau wandte sich nun in demüthigster Bitte an die andre, und rief aus: „O, Schwester! habe ich nicht die geheiligten Ansprüche einer Nachbarin an dich? Sind wir nicht durch das Band der Sippschaft verbunden? Was hindert dich, mir einen Beweis der Freundschaft zu geben, indem du mich mitnimmst, sobald du wieder den Pallast besuchst? Vielleicht läßt deine Gunst mir Ueberfluß zufließen, und ich gelange durch dein Patronat zu Würde und Ehren."

„Entzieh dich nicht der Freundschaft des Ehrenwerthen; höre nicht auf, die Auserwählte zu beschützen."

„Das Herz der sultanischen Krumen-Esserin schmolz durch diese pathetische Anrede, und sie versprach der neuen Freundin, daß sie sie bei ihrem nächsten Besuche im Pallaste mitnehmen wolle. Diese, außer sich vor Freude, stieg gleich herab vom Dache und theilte der alten Frau alles das, was sie eben vernommen, aufs umständlichste mit; diese aber sagte: „Beste Freundin, laß dich nicht irre leiten durch die weltliche Sprache, die du eben gehört hast; verlaß nicht deinen Winkel der Zufriedenheit, denn der Becher des Lüsternen ist nur mit dem Staube des Grabes gefüllt, und das Auge der Begierde und des Hoffens schließt nur die Nadel der Sterblichkeit und der Faden des Schicksals."

„Nur Zufriedenheit macht die Menschen reich; das merkt euch, ihr Habsüchtigen, die ihr die Welt durchzieht; der versündigt sich an Gott und weiß nicht ihn zu ehren, der unzufrieden ist mit seiner Lage und Geschick."

„Aber das erwartete Mahl hatte des armen Kätzchens Einbildungskraft so verstrickt, daß es den gutgemeinten Rath der Alten unbeachtet ließ."

„Der gute Rath der ganzen Welt ist wie ein Wind, den man in einen Käfig sperren, oder Wasser, das man in ein Sieb schöpfen will, giebt man ihn einem Halsstarrigen."

„Indeß zum Schluß: Am folgenden Tage humpelte die halbverhungerte Katze in Gesellschaft ihrer Gefährtin zum Pallast des Sultans. Aber vor der Ankunft des unglückseligen Geschöpfes hatte sich, in Erfüllung der Verheißung, daß der Lüsterne zu Schaden kommen soll, ein ungewöhnlicher Vorfall ereignet, und so ward denn, ihrem unglücklichen Geschicke entsprechend, das Wasser der Vereitelung in die Flammen ihres unzeitigen Ehrgeizes gegossen. Der Fall war folgender: Eine ganze Legion Katzen hatte sich Tags zuvor beim Mahle eingestellt und so viel Lärm gemacht, daß es den Gästen lästig geworden war; deshalb hatte der Sultan befohlen, daß heute einige Schützen mit Bogen aus der Tartarei im Versteck zugegen seyn und ihre Pfeile auf jede Katze losschießen sollten, die, unter dem Schilde der Verwegenheit, sich auf das Ehrenfeld wagen möchte, sobald sie den ersten Bissen zu sich genommen. Von diesem Befehle aber wußte das Kätzchen der Alten nichts. So wie der Duft der Speisen sie erreichte, flog sie, einem Adler gleich, auf ihre Beute ein: aber kaum beschwerte eines Mundvolls Gewicht die Waage ihres Hungers, so durchbohrte schon ein herzzerreißender Pfeil ihre Brust."

„Ein Blutstrom entsprang der Wunde. Den Tod fürchtend, rannte sie davon, ausrufend: bleibe ich nur diesmal noch am Leben, so will ich gern mit meiner Maus und mit der elenden Hütte meiner Alten zufrieden seyn. Fort mit dem Honig, dem der Stachel beigegeben ist! Zufriedenheit bei der frugalsten Kost ist besser."

„Diese Fabel ist schon ein nettes Pröbchen vom Style solcher Compositionen; aber in den Dibächeln oder den Einleitungen zu Briefen oder Schriften ist es, wo man das unbändige Roß der zweizüngigen Feder (das geschlitzte Rohr) sich auf der reichen Weide des grünen Feldes der Einbildungskraft wild tummeln läßt."

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℱ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unterzeichnete hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 129.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT Literarische SOCIETÄT
Blätter der Börsen-Halle.

№ 226 Hamburg. Sonnabend, den 6. October. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Johannes Wit, genannt von Dörring.
Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit.

Aufenthalt in den Gefängnissen zu Chambery, Turin und Mailand, nebst meiner Flucht aus der Citadelle letzteren Ortes.

(Beschluß.)

— „ Kaum hatte mich nämlich meine Begleitung verlassen, und ich mein Lager in der Caserne der Carabiniers angewiesen erhalten, als sich mir die sämmtlichen fünf, daselbst cantonnirenden Carabiniers, als Freimaurer kund gaben, und sich bereit erklärten, mir jeglichen Dienst zu erzeigen, der nur mit der Erfüllung ihrer Pflicht verträglich sey. Die Begeisterung, ja der förmliche Fanatismus, mit welchem sich diese Leute, und namentlich ihr Brigadier, Torinelli, für Napoleon aussprachen, war mir zuerst unerklärlich und daher verdächtig. Allein das Räthsel wurde mir genügend gelöset, als ich die Organisation dieses Carabinier-Corps kennen lernte."

„Als nämlich der alte König von Sardinien, Victor Emanuel, nach seiner vieljährigen Entfernung, durch die vereinte Macht der Alliirten wieder in seine Herrschaft über Piemont eingesetzt worden, erklärte er durchaus Alles, was während seiner Abwesenheit vorgenommen, für ungültig, und betrachtete es als nicht geschehen. Ein wahres Erwachen des Epimenides! — Durch eine Königliche Verordnung (**Biglietto Regio**) wurde die Armee ganz wieder auf den alten Fuß zurückgebracht. Hienach sollten die achtungswerthen Krieger, welche Regimenter, ja Brigaden commandirt hatten, wieder Fähnriche und Unterlieutenants werden, weil kein, unter dem Usurpator vor sich gegangenes Avancement gelten durfte. Die Erbitterung hierüber war indessen zu stark, als daß dies Edict jemals ganz allgemein hätte vollzogen werden können; man modificirte es aber dergestalt, daß die Härte hauptsächlich die nicht-adeligen Offiziere der niederen Grade traf. Schonungslos jagte man diese fort, wohingegen die vornehmen und bedeutenden Militair-Personen entweder im Dienste blieben, oder doch mit ihrem Grade entlassen wurden. Komisch war es, wie der König andrerseits, zur Belohnung ihrer Treue, alle Diejenigen, welche vor der Revolution gedient hatten, und späterhin nicht den französischen Fahnen und Adlern gefolgt waren, avanciren ließ, als hätten sie die ganze Zeit hindurch gedient. So wurde wie durch Zauberei der General zum Fähnrich, weil er das Unglück gehabt hatte, sich auszuzeichnen, und der Fähnrich andrerseits General, weil er das Glück gehabt hatte, Nichts zu thun." — —

— „Am folgenden Morgen wurde ich weiter nach Chambery gebracht, und auch hier empfingen die Carabiniers mich mit vieler Freundlichkeit, wenn schon mit einiger Zurückhaltung, weil es mehrere Sarden unter ihnen gab, deren mala fides ja schon im Alterthume bekannt und verrufen war. Der Carabinier-Commandant der Provinz Savoyen, der hier seinen Sitz hatte, war wo nicht menschlicher, doch klüger als der Cavaliere Benedetto in Annecy. Er sah es ein, wie einem hohen Ministerio in Turin wohl schwerlich besonders mit meiner Leiche gedient seyn könne, und erlaubte daher die Berufung eines Arztes. Dieser fand meinen Zustand so bedenklich, daß er meinen augenblicklichen Transport in's Hospital anordnete; auch dieses gestattete man, natürlich mit dem Beifügen, daß meine Verpflegung auf Kosten der Hospitalscasse geschehen müsse."

„Ich leugne es nicht, ich schauderte zurück bei dem Gedanken, in einem allgemeinen Krankenhause untergebracht zu werden. — Und als nun der Kranken-Tragstuhl geöffnet wurde, und ich mich in einem geräumigen Saale voll von Sterbenden auf einem Lehnsessel erst niederlassen mußte, da überfiel mich ein unnennbares Zagen, und vergebens mühete ich mich, meinen Thränen zu gebieten. Ich, der so vielfach Verwöhnte, fiel jetzt der öffentlichen Wohlthätigkeit anheim! — Da lag ich denn nun, fern von meinen Freunden, meinen Verwandten, fern von der Heimath, kurz, getrennt von Allem, was dem Menschen fast einzig dies Leben lieb und werth macht. Allein die gütige Vorsehung waltete über mir. Die edlen Nonnen, deren sorgsamer Aufsicht das ganze Hospital anvertrauet ist, lasen schnell in meiner Seele, und erkannten, wie schmerzhaft mein Gemüth von der Idee ergriffen wurde, mich so in Mitten aller Kranken und mit dem ärmsten Bettler in eine Kategorie gestellt zu sehen, und ohne mich fühlen zu lassen, welchen Mißdeutungen sie hiedurch sich aussetzten, ohne Rücksicht zu nehmen auf die vergrößerte Mühe, ja die Kosten, welche ihnen hieraus erwuchsen, räumten sie mir eine freundliche, ihnen gehörende Zelle ein, und trugen mich dahin. Sie schmückten mir mein Zimmer mit Blumen aus, lasen mir vor, plauderten, bereiteten mir alle Speisen, die sie mir lieb oder zuträglich wähnten; kurz sie pflegten mich mit einer so sinnigen Sorfalt, wie sonst nur die Schwester den Bruder, den geliebten Mann die liebende Gattin zu pflegen vermag. Wahrlich, ich kenne auf der weiten Welt nichts Edleres, Ehrwürdigeres, als diese **Soeurs grises**! Jungfrauen, ausgezeichnet oftmals durch Geburt und Vermögen, begabt mit Schönheit des Leibes, wie der Seele, entsagen freiwillig diesem Allen, und warum? — nicht etwa um ein contemplatives und gemüthliches Leben zu führen, um schwärmerischen Ideen nachhängen zu können; nein, um arme, kranke, schmutzige Bettler zu pflegen. Scheinbar ohne Ekel reinigen sie die Geschwüre des Aussätzigen und verbinden seine eiternden Wunden; ja, ruhig und gottergeben schrecken sie nicht zurück vor dem Röcheln eines Sterbenden, sondern suchen ihm den Uebergang in jene Welt durch frommes Zureden und Gebet zu erleichtern. — Wahrlich, *nur die Religion* kann ihnen die hiezu erforderliche Stärke geben, und *die* Religion, welche ihnen solche Stärke verleiht, *das muß die wahre* seyn."

„Ich habe es gesehen, wie sie in Toulon, in jenen scheußlichen Bagno's, wo Tausende, der Abschaum der Menschheit, gefesselt daliegen, ruhig und unbesorgt umhergingen, freundlich Allen Hülfe und Trost spendend. — Der Gouverneur, Graf Missiessy, erzählte uns damals (März 1820, wo ich mit dem Grafen de Serre die Reise machte), wie noch nie der Fall sich ereignet habe, daß einer dieser Nonnen die geringste Beleidigung widerfahren sey. Der Einfluß der Geistlichen sey sehr gering, verglichen mit dem der Soeurs grises. Viele dem Tode nahe Galeerensclaven hätten darum gefleht, diesen beichten zu dürfen. So groß ist die Gewalt der ganz reinen Tugend, daß sie selbst dem Verbrecher Ehrfurcht abzwingt! Wem wären die großen Dienste unbekannt, welche diese edlen Schwestern in Barcelona leisteten! Und erboten sie sich nicht kürzlich noch gegen den französischen Griechenverein, nach Missolunghi zu ziehen!"

„Ich kann nicht ohne Thränen einer freudigen Wehmuth an jene fünf Wochen denken, welche ich in der Mitte dieser herrlichen Schwestern, obschon dem Tode nah, verlebte. Ihren ganzen geistlichen Einfluß setzten sie in Bewegung, um die Wache aus meinem Zimmer zu entfernen, und es gelang ihnen auch, nachdem die ganze Communauté die Bürgschaft dafür übernommen, daß ich weder entkäme, noch heimlich schriebe. Unter den wenigen Büchern, die ich mit mir führte, war auch des trefflichen Massillon Petit Carême, den die guten Schwestern mir, da ich selbst nicht lesen konnte, ganz vorlasen. Sonst besaß ich nur noch, und wohl mir, daß ich diese Bücher nicht zurückgelassen, Bossuet's Exposition de la Doctrine Chrétienne, Ramsay's Voyages de Cyrus, und des unübertroffenen Thomas a Kempis de Imitatione Christi."

„Schwester Agathe, deren specieller Wartung ich anvertrauet worden, war ein Engel in menschlicher Verhüllung. Ihre Aehnlichkeit mit meiner theuren Mutter erschütterte mich fast zu gewaltsam. Aufgeregt wie ich war, glaubte ich stets, diese wieder zu sehen. Ach, sie glich ihr nicht bloß im Aeußern. — Man hätte sie jetzt, obschon in ihrem dreißigsten Jahre bereits ganz verblüht, noch eine vollendete Schönheit nennen können, hätten ihre ausnehmende Blässe und Magerkeit ihr nicht etwas Geisterhaftes und Gespenstisches verliehen. Nur dann, wenn sie anhub, von jener Welt zu reden und von ihrer so innigen Sehnsucht nach derselben, nur dann rötheten sanft sich ihre Wangen, und man glaubte, wenn sie, die Hände gefaltet, ihre Blicke gen Himmel richtete, einen Seraph zu schauen, der seiner Heimath zueilte. Nie habe ich mich selbst heiliger, nie reiner gefühlt, als hier, wo nur reine Wesen mich umgaben, und wo der verstockteste Sünder sich erweicht hätte fühlen müssen." — —

Wir fügen den vorstehenden Auszügen noch zwei Bruchstücke aus dem zweiten Capitel des zweiten Buches hinzu, die sich in des Verfassers Beschreibung seiner Gefangenschaft zu Mailand eingewebt finden, und deren jedes uns ein eigenthümliches Interesse zu haben scheint. Das erste ist folgende Notiz über einen gleichzeitigen dortigen Staatsgefangenen, der sich für den todtgeglaubten Dauphin, Sohn Ludwigs XVI., ausgab:

— „Kaum hatte ich einige Wochen, und über die mancherlei kleinliche Unannehmlichkeiten nicht wenig verstimmt, im Gefängnisse zugebracht, als ich eine sonderbare, allein höchst interessante Bekanntschaft machte. Ein durchaus räthselhaftes Original, mir auch jetzt noch unerklärlich, bewohnte das Zimmer gerade über mir. Abentheurer wie wenige, unwahr, selbst wider Willen, wußte er sich dennoch die Liebe seiner Umgebungen zu erwerben, die ihn mit einer Art anerkennender Ehrfurcht behandelten. Auch bot sein, an den verworrensten Begebenheiten überreiches Leben, so manche Scene dar, bei welcher selbst der gewandteste Inquirent bekennen mußte, er wisse nicht, ob hier die infamste Lüge, oder die gewichtigste Wahrheit vorhanden. Wer er eigentlich sey, wo er geboren und wie sein Name, hat man nie herauszubringen vermocht, wenn schon er jetzt, nur um dieses Dunkels willen, ins sechste Jahr verhaftet ist; worüber indessen keineswegs die österreichischen sondern die französischen Behörden ein arger Vorwurf trifft." (Das französische Polizei-Ministerium hatte nämlich beim General-Gubernium zu Mailand seine Verhaftung bewirkt; auf die diesfalsige Anzeige aber und Bitte um Entgegennahme des Arrestanten, seit zwei Jahren, keine weitere Antwort gegeben.) „Oesterreich hätte dem Gefangenen deshalb sicherlich seine Freiheit wiedergegeben, wenn nicht sein ganzes Benehmen während der Haft so höchst zweideutig gewesen wäre."

— „Seine Angabe, (die er, merkwürdig genug, erst im Gefängnisse gemacht, wo er voraussehen konnte, daß er seine Haft nur dadurch verlängern würde) lautete nämlich wie folgt:

„Als Sohn des unglücklichen Ludwigs XVI. wird er durch die Beihülfe einiger vertrauten Personen aus dem Tempel entführt, und ihm ein kürzlich verstorbenes Kind untergeschoben. Seiner frühesten Geschichte bin ich nicht mehr eingedenk, jedoch entsinne ich mich, daß er, fast Knabe noch, mit Kleber die Feldzüge in Aegypten mitgemacht, und der Schlacht von Marengo als Brigadegeneral beigewohnt zu haben behauptete. In die Verschwörung Pichegru's verwickelt, muß er die Flucht ergreifen, und erhält zu dieser Zeit erst die Beweise seiner Abstammung. Aber sein böser Stern ereilt ihn in Neapel; man verhaftet ihn daselbst, und verurtheilt ihn zum Tode. So wie der Kaiser indessen das Geheimniß seiner Geburt erfährt, schenkt er ihm das Leben, unter der Bedingung, seine übrigen Tage auf der Festung Fenestrelles hinzubringen. Auf dem Transporte dahin gelingt es ihm jedoch, zu entkommen. Nach Brasilien geflüchtet, läßt der König von Portugal ihm dort alle nur mögliche Unterstützung angedeihen, und überhäuft ihn mit Gunstbezeigungen. Unglücklicherweise aber wird er in einem Kampfe gegen wilde indianische Stämme gefangen genommen. Schon ist er zu einem Pfahle befestigt, um den martervollsten Tod zu erdulden, als die Wittwe des von ihm erschlagenen Häuptlings sich für sein Leben verwendet, und sich ihn zum Gemahle erwählt. Jetzt verlebt er einige Jahre recht glücklich als Häuptling und nachher als König des Stammes. Allein die Sehnsucht nach civilisirten Völkern verläßt ihn nicht; mit vieler Mühe gelingt es ihm, nebst seinem Weibe und großen Schätzen an Gold und Edelsteinen zu entkommen, und ein nach Livorno bestimmtes Schiff zu besteigen. Allein sein böser Stern verläßt ihn auch jetzt noch nicht. Ein tunesischer Kaper bringt das Schiff auf. Nach gewaltigem Kampfe wird er gefangen und als Sclave ins Innere Afrika's geschickt, wo er zwei Jahre im furchtbarsten Elende verlebt. Endlich schlägt die Stunde seiner Erlösung. Im Jahre 1813 kömmt er nach Italien zurück. Napoleons Sturz spiegelt ihm die köstlichste Zukunft vor; das Schicksal jedoch, noch nicht müde, ihn zu verfolgen, fesselt ihn Monate lang, besinnungslos am Nervenfieber, an's Krankenlager im Hospitale zu Florenz. Als er endlich sich wieder erholt, sitzt Ludwig XVIII. — den er immer nur den Comte de Provence nannte, — schon auf dem Throne."

„Nach den hundert Tagen erst langt er in Frankreich an, und begiebt sich zum Prinzen von Condé, der ihn und seine Ansprüche sogleich anerkennt. Früh alt geworden durch unerhörtes Leiden, und die Stille des Privatlebens der unruhigen Herrschaft vorziehend, entsagt er indessen, gegen eine mäßige Apanage, allen seinen Ansprüchen auf die Krone. Da man ihn aber vielfach kränkt und ihm am Ende gar mit Gift nach dem Leben trachtet, ergreift ihn sein alter Fürstenstolz und er drohet damit, aus seinem Dunkel hervor zu treten und die Usurpateren vom Throne zu jagen. Die französische Regierung nimmt nun zu einer se-

nen List ihre Zuflucht. Sie bestellt, um im Voraus das Publicum gegen ihn und seine königliche Abstammung einzunehmen, einen gewandten Kerl, der sich für den Dauphin ausgeben muß, läßt diesen, — den bekannten Brunet — hierauf ganz öffentlich in Rouen verurtheilen und seinen Lohn empfangen, verdächtiget solchergestalt alle Versuche, welche er, der Erzähler, zu Bewirkung seiner Anerkennung jetzt noch hätte machen können, und bringt ihn, da ohnehin sein Hauptzeuge, der Prinz von Condé, gestorben war, zu dem Entschlusse, Frankreich zu verlassen." —

— „Soweit die Geschichtserzählung meines Unbekannten, welche dermaaßen von Lügen und Ungereimtheiten wimmelt, daß sie gar keine Beachtung verdienen würde, wenn nicht andererseits viele der wichtigsten darin aufgeführten Thatsachen der strengsten Wahrheit gemäß wären. Mehrere angesehene Italiener, unter andern ein Kammerherr der Marie Louise, und der Marchese Levezzani, Podesta (Maire) von Modena, erklärten, daß sie diesen, als Luigi Borloni nun verhafteten Menschen als General im französischen Heere gekannt hätten. Eben so gewiß war er auf das engste mit Pichegru verbunden gewesen. In Neapel war er wirklich zum Tode verurtheilt worden, und seine Sache mußte von großer Wichtigkeit gewesen seyn, weil der Staatsrath und Vertraute des Kaisers, der bekannte Regnaud de St. Jean d'Angely, deshalb dorthin gesandt wurde. Für sein Indianisches Königthum hatte er freilich keinen andern Beweis, als daß ein großer Theil seines Körpers auf das kunstreichste tättowirt war. Im Uebrigen trug sein Gesicht und sein ganzes Wesen so unverkennbare Spuren des Bourbonischen Geschlechtes an sich, daß alle unbefangenen Beobachter der Meinung waren, es müsse doch wohl wenigstens etwas Bourbonisches Geblüt in seinen Adern rollen."

„Er sprach und schrieb nicht allein correct, sondern selbst elegant, das Französische, Englische, Deutsche, Italienische und Portugiesische, und besaß gründliche Kenntnisse im Griechischen, Lateinischen, Arabischen und Koptischen." —

„Daß dieser Mensch wirklich der Dauphin zu seyn glaubte, bezweifle ich nicht; und kann mir sein Betragen demnach nur aus einer partiellen Verrücktheit erklären, obschon sein sonstiges, geistreiches und besonnenes Wesen nicht damit zusammenpaßt."

Das zweite Fragment ist eine Charakteristik des Grafen Bubna, die ein ehrenvolles Denkmal und ein gerechter Zoll verdienter Dankbarkeit ist, die der Verfasser dem edlen Verstorbenen weiht:

„Graf Bubna, einem sehr alten böhmischen Geschlechte entsprossen, war ein Mann von durchdringendem Verstande; trotz seines unerschütterlichen Phlegma's und seiner anscheinenden Sorglosigkeit, war er der feinste Menschenkenner und, wo es darauf ankam, der gewandteste Hofmann. Seine Gutmüthigkeit und sein Trieb, wohlzuthun, verbunden mit seiner unglaublichen Nichtachtung des Geldes, brachten ihn oft in Verlegenheit. Kein Leidender ging ohne Hülfe von ihm. — Nicht bloß als Militair, sondern auch als Diplomat diente er mit größter Auszeichnung, und sehr delicate Verhandlungen wurden ihm übertragen. So hatte er namentlich die äußerst schwierige Mission, Napoleon in Dresden, nach Beendigung des russischen Feldzuges, über die eigentlichen Absichten Oesterreichs (welches noch anscheinend unentschlossen dastand) hinzuhalten. — Sein Gleichmuth war bewunderungswerth; nur vielleicht die Gicht, wenn sie zu arg ihn plagte, konnte ihn besiegen."

„Der Kaiser schätzte ihn sehr hoch, und er durfte sich Freiheiten erlauben, Verstöße gingen ihm hin, die keinem Andern wären gestattet worden. Alles Kleinliche war ihm in den Tod verhaßt, und nie zügelte er seine Zunge, wo es einen Anlaß gab, dergleichen zu verspotten. Er war es, der dem Kaiserhause, aller Wahrscheinlichkeit nach, ganz allein Italien erhielt. Die Entfernung des Vicekönigs und die feige Fürsorge des Grafen St. Julien hatten seine Stellung höchst gefährlich gemacht. Ließ er den Piemontesern Zeit, ihre Truppen zu sammeln, und mit diesen in die Lombardei einzufallen, so war Alles verloren. Aber er kam ihnen zuvor und wagte seinen Kopf, indem er, ohne Bewilligung des Hofkriegsraths, auf seine eigene Hand Krieg führte."

„So sehr er zur Milde geneigt war, so trat er doch, wo es galt, sehr entschlossen auf. Hier nur ein Fall. Drei Husaren vom Regimente No. 6 waren, ohne es zu wissen, bei der Verfolgung von Smugglern über die Gränze des Cantons Tessin gerathen, wurden daselbst von den versammelten Bauern überfallen, entwaffnet und ins Gefängniß geschleppt. So feil und schlecht die im österreichischen Solde stehenden Behörden dieses Cantons im Übrigen auch sind, so waren sie doch gezwungen, hier Strenge zu zeigen, denn da der ganze Canton nur vom Schleichhandel lebt, so verlangte das Volk einstimmig die Hinrichtung dieser Leute, weil sie mit den Waffen in der Hand das fremde Gebiet verletzt hätten. Alle Unterhandlungen des Mailänder Guberniums, alle Bestechungen blieben unnütz; der große souveraine Rath war versammelt, und der Tag der Hinrichtung schon bestimmt. Da schickte Bubna, den diese armen Teufel unglaublich dauerten, den Obersten St. André nach Lugano ab, um den versammelten Rath an die Lafontaine'sche Fabel vom eisernen und vom irdenen Topfe zu erinnern, und dann ihm bemerklich zu machen, daß diese drei Soldaten freilich leicht zu hängen wären, daß man aber das Hängen wohl solle bleiben lassen, wenn er mit 3000 Mann zu ihnen käme. Man wußte, daß Bubna's Reden nicht in den Wind gesprochen zu werden pflegten, und gab voll Angst und unter großen Entschuldigungen die schon Verurtheilten wieder frei."

„Bubna war viel zu gescheit, um nicht auch im ächten Sinne des Wortes liberal zu seyn. Er verabscheuete ganz besonders jenes kleinliche Treiben der sogenannten hohen Polizei, die eine recht eigentlich niedrige Polizei ist. Alles Denunciiren, Spioniren ꝛc. war ihm in den Tod verhaßt. Im Jahre 1821 kam ein gewisser Ulrich von Parrot aus Mömpelgard nach Mailand, und erbot sich, ihm wichtige Entdeckungen zu machen. Bubna erwiederte darauf: „Denunciationen und Entdeckungen der Art gingen die Polizei an, nicht ihn; das besondere Vertrauen, welches er (Parrot), seiner Angabe nach, in ihn setze, betrachte er in dieser Beziehung als eine Art von Beleidigung." Die Mailänder Polizei ließ sich dagegen wirklich mit diesem Menschen ein, der jetzt als überführter Gauner im Zuchthause zu Ensisheim sitzt, und wurde auf eine sehr unangenehme Weise von ihm angeführt. „Ich traue keiner Nachricht," sagte Bubna, „die ich für Geld haben kann, wenn schon ich mir, auf andere Weise, alle nur mögliche Auskunft zu verschaffen suche." Und wirklich war nicht leicht Jemand so wohl unterrichtet, als er. An einem andern Orte schon bemerkte ich, wie manchem Piemonteser Bubna ein schützender Engel gewesen ist, indem er ihn die Oesterreichische Uniform anziehen ließ. In allgemeiner Verehrung stand er daher auch beim Volke, wenn schon die Verschwornen ihn gerade deshalb am meisten haßten. Hier noch einige Züge aus seinem Leben, welche gleichmäßig zu Belegen seiner Klugheit wie seines Edelmuthes dienen können."

„Nach dem Ausbruche der neapolitanischen Revolution wurde Ober-Italien mit einer Unzahl von Proclamationen überschwemmt, worin man das Volk zum Aufstande anreizte. Unter andern hatte man auch eine lateinisch abgefaßte, an die Ungarn und namentlich an die in Italien garnisonirenden Regimenter, erlassen. *) Einige Exemplare dersel-

*) „Ich bekam diese Proclamation gerade zugesandt, während ich in der Gesandten-Bühne der französischen Deputirtenkammer saß. — Ich theilte sie

den waren anonym mehreren Offizieren von Radetzky (König von England) Husaren zugesandt worden, und heimlich in den Casernen in Umlauf. Die Polizei machte davon mit vieler Wichtigkeit dem Grafen die Anzeige, und ersuchte ihn, doch auf das sorgsamste den Verbreitern derselben nachzuspüren, und ein Beispiel an ihnen zu statuiren. Bubna, aus dessen eignem Munde ich diese Erzählung habe, erwiederte hierauf: er sey der Polizei für ihren guten Rath verpflichtet, bedürfe desselben aber nicht, und wolle ihr seinerseits den Rath ertheilen, lieber Vorkehrungen zur Sicherung eines Waffendepots,*) welches dazumal in Mailand war, zu treffen. — Anstatt nun jenen Wunsch der Polizei zu erfüllen, that er gerade das Gegentheil. Er ließ die Proclamation drucken und vertheilte sie bei der Parade unter die Ungarn, mit dem Bemerken: „Die „italienischen Spitzbuben müssen Euch doch für höllisch dumm halten, „da sie glauben, Ihr würdet auf solch Geschwätz achten." Der Reiz des Geheimnisses war nun weg, und Niemand beachtete den Aufruf mehr; wogegen die strengeren, von der Polizei angerathenen Maaßregeln nur ein um so größeres Interesse dafür erweckt haben würden. — Nitimur in vetitum!"

„In der Politik haben viele Gegenstände nur dann eine Bedeutsamkeit, wenn man ihnen eine solche beilegt: so wie man etwas als gefahrlich betrachtet, wird es gefährlich, und umgekehrt. Die Wartburgs-Feier und der ganze Studenten-Unfug geben den besten Beleg zu dieser Behauptung. Ich bin weit entfernt, hiemit behaupten zu wollen, daß man leichtsinniger Weise Alles unbedeutend, alle Gefahren solcher Art als Chimären betrachten müsse. Im Gegentheile, man soll selbst im Unbedeutendsten niemals den Keim der Gefahr verkennen, und kräftig dagegen wirken, aber nie eingestehen, daß eine Sache gefährlich sey, als in dem Augenblicke, wo man ganz sicher ist, die Gefahr zu bemeistern, und sie also eigentlich schon wieder aufgehört hat. Ein entgegengesetztes Benehmen ermuthigt die Gegenpartei, und schlägt die sonst willigen Freunde nieder. Wie viele Menschen giebt es, die man für gewaltig muthig hält, deren Handlungen sogar Tollkühnheit verrathen, und die es doch im Grunde nur deßhalb sind, weil sie die Gefahr nicht sehen! Man muß sich sehr hüten, diesen Leuten — vier Fünftheilen der sogenannten Helden — den Staar zu stechen." — —

— „Gleich nach dem Ausbruche der Piemontesischen Revolution benachrichtigte die Polizei den Grafen Bubna, daß an einem bestimmten Tage gegen Mitternacht eine Zusammenkunft der bedeutendsten Verschwornen, deren Namen sie beifügte, Statt finden werde. Unter den genannten war auch ein junger Mann aus einer sehr angesehenen Familie, für den Bubna sich interessirte. Eine unmittelbare Warnung von Bubna's Seite wäre Pflichtverletzung gewesen; also wählte er ein anderes Mittel. Er gab am gedachten Tage ein großes Mittagsmahl, und lud auch den jungen Mann dazu ein. Gleich nach Tische arrangirte er eine Spielpartie, sorgte dafür, daß Jener ebenfalls daran Theil nehmen mußte, verlor absichtlich eine bedeutende Summe an ihn, verlangte höchst leidenschaftlich Revanche, und hielt ihn, der wie auf Kohlen saß und seinen Gewinn innerlich verfluchte, auf diese Weise mehrere Stunden über die zum Rendezvous bestimmte Zeit auf. Erst um zwei Uhr entließ er ihn, und flüsterte ihm beim Abschiednehmen die Worte zu: „Minuit „est passée et je vous ai retenu d'une grande bêtise, sinon d'un „crime." Erst später, als er erfuhr, daß ein Polizei-Beamter, in einem Schranke jenes Versammlungs-Zimmers versteckt, alles, was dort verhandelt war, mit angehört hatte und viele Verhaftungen darauf begründet wurden, lernte der junge Mann die Größe seiner Verpflichtung gegen den Grafen kennen."

„Am Tage vor der Gefangennehmung des späterhin zum Tode verdammten Grafen Gonfaloniere machte Bubna der Gräfin Gonfaloniere einen Morgenbesuch, und sagte gleich beim Eintritt ins Zimmer zu ihrem Gemahl, der gegenwärtig war: „Ei, Sie noch hier, lieber Graf; ich „träumte diese Nacht, Sie wären plötzlich nach der Schweiz geflohen. „Sie werden doch meinen Traum nicht zu Schanden machen?" — Wie oft bereuete nicht Gonfaloniere in späterer Zeit, diesen Wink unbenutzt gelassen zu haben! Und schon damals wußte Bubna sehr wohl, was in der Folge actenmäßig erwiesen wurde: daß Gonfaloniere in einer Versammlung der Verschwornen den Vorschlag gemacht hatte, ihn zu ermorden."

„Köstlich war auch der ihm ganz eigenthümliche trockne Spott und scharfe Witz. Die schöne Fürstin B., so bekannt wegen der Liberalität ihrer Ansichten, lebte in späterer Zeit einzig der Politik und der Gesandten-Bühne in der Deputirten-Kammer. Sie erzählte eines Tages dem Grafen Bubna, wie sie sich alle Mühe gebe, den Fürsten M. für die constitutionellen Grundsätze zu gewinnen. „Je ne fais que lui écrire," sagte sie unter anderm, „qu'il nous faut une bonne constitution, „mais il me répond toujours: „Dites de bonnes lois, au „lieu de constitution, et nous serons d'accord; au reste, croyez „moi, vous n'y entendez rien." Qu'en dites vous, Monsieur?" — „Madame," erwiderte Bubna mit seinem gewöhnlichen Pflegma, „pour „moi, je n'ai jamais douté qu'il ne fallût une bonne constitution „pour vous contenter; Mr. de M. se trompe d'une manière étrange „en croyant que vous n'y entendiez rien; vous êtes, ma foi, con„naisseuse."

Wir glauben durch vorstehende Stellen des fraglichen Werkes seine Beachtungswürdigkeit im Allgemeinen, so wie seine materielle Reichhaltigkeit und formale Vielseitigkeit im Einzelnen hinlänglich nachgewiesen zu haben und könnten damit diesen Artikel beschließen. Es hat uns indessen so sehr beschäftigt, daß wir uns, wie früher zu einer Vorrede, jetzt noch zu einer kleinen Nachrede versucht fühlen. Jene legte dar, was das Buch will — diese soll seinem Effecte, so weit dies möglich, das Prognosticon stellen.

Das Buch wird mancherlei Fragen, Zweifel und Rügen hervorrufen, unter welchen folgende nicht die unerheblichsten seyn dürften:

1) Hat Herr Wit nicht irgend einen Eid oder Ehrenwort gebrochen? Der Verfasser leugnet dieß, und es dürfte schwer seyn, die harte Beschuldigung aus dem vorliegenden Bande zu rechtfertigen; aber, werden seine Gegner sagen, sind nicht alle diese und ähnliche Verbindungen in Ordensform geschlossen worden und ist der Zweck des Buches: Aufdeckung ihrer Plane und Versuche nicht schon an sich ein Bruch übernommener Verbindlichkeit?

2) Angenommen auch, daß er, überzeugt von seinem Irrthume und dem Verbrecherischen seiner Partei, ein irrig und nun, in seinen Augen selbst verbrecherisch gegebenes Wort in so weit brechen zu müssen sich

---

sogleich meinem Nachbar, dem Hrn. Canning, mit, und fragte ihn, was er davon halte? „Abscheulich ist sie;" sagte er. „Und warum das?" fragte ich ganz verwundert, da ich sonst Aeußerungen ganz anderer Art über diesen Gegenstand von ihm zu hören gewohnt war. „Shocking!" sagte er, „die Menschen gebrauchen ein *Deponens* für ein *Activum*!" Dies war nämlich in gedachter Proclamation geschehen." Anm. d. Verf.

*) „Dieses Eine möge beweisen, wie nachlässig die Mailänder Polizei oft in wichtigen Dingen war. Eine gewisser Parisoni hatte für die ehemalige neapolitanische Regierung 25,000 Stück Gewehre gekauft, deren Ablieferung unterblieb. Und diese Gewehre ließ man, in demselben Augenblicke, wo man stündlich einer Insurrection entgegensah, unbeachtet und unbewacht! Ex ungue leonem." Anm. d. Verf.

verpflichtet glaubte, daß er Regierungen (denen er überdies frühere Bürgerpflichten schuldig war) auf deren Milde und Vorsicht er zählen konnte, die nöthige Aufklärung (zur Sicherung der Ruhe und zur Sichtung des Schuldigen von dem Unschuldigen) gab — was nöthigte ihn zur Bekanntmachung durch den Druck? — Ohne Zweifel die Ueberzeugung, daß nur so die Verirrten zur Erkenntniß gebracht, feurige Gemüther vor gefährlicher Schwärmerei gesichert, so wie die Regierungen gerechtfertigt werden und in Folge dessen das erkältete Vertrauen der Völker wiedergewinnen könnten.

3) Sind die in diesem zweiten Bande gegebenen Aufschlüsse, zum großen Theil, mehr als Versicherungen auf sein Wort, — bis uns vielleicht die im dritten Bande zu geben versprochenen Actenstücke und gerichtlichen Aussagen mehr Licht geben? Was hat aber für den Historiker sein Wort für eine Bürgschaft? Genügt es, wenn der Beweis des Gegentheils nicht geführt werden kann oder will?

4) Dient nicht vieles, was in dem Buche eben so unbeweislich als unwiderleglich dasteht, mehr dazu, die Glaubwürdigkeit zu mindern als zu mehren? (An Beispielen, verstattete es anders der Raum, sollte es nicht fehlen.) — Wir bekennen aufrichtig, daß wir manches, was Ausschmückung ist oder scheint, hinwegwünschten; weil uns die Würde des Geschichtschreibers, wie sein Vortheil, dergleichen zu verschmähen scheint. Nichts Schlimmeres kann, nach unserer Ansicht, dem Historiker begegnen, als wenn man nur erst einen Umstand für eine absichtliche Erdichtung hält, eine einzige Anekdote nur als eine neu aufgestutzte wieder zu erkennen glaubt — dahin ist leicht der Glaube an das Ganze!

5) Hat er nicht Personen compromittirt? — Außer dem Platz-Commandanten Schwinburne, dürfte wohl niemand ihn dessen anzuklagen volles Recht haben. Wie viele bedeutende Ausländer er auch genannt — er war ihnen keine Verbindlichkeit, und überall keine Schonung verwerflicher Intriguen schuldig; aber eine andere Frage kettet sich zunächst an diese: ist er frei von jeder Indiscretion gegen mehrere Personen, die ihm wohlgewollt und wohlgethan hatten, z. B. gegen den Grafen Bubna — und mehr noch gegen seine edle, für ihn alles wagende und opfernde Retterin? Sollte ihm hier nicht jugendliche Eitelkeit unwissentlich einen Streich gespielt haben? Genügt es, daß er sie unter dem Namen Adelaide nur uns vorführt? wird nicht an Ort und Stelle jedermann den fehlenden Namen zu ergänzen wissen? Genügt es, daß dies edle Herz im Grabe ruht, um ihr ganzes Leben unsern Blicken zu offenbaren, wo die Entweihung ihrer Asche nicht noth that? Seine Rettung durch sie konnte der Verfasser erzählen, ohne ihren Fall und Verirrungen — heilig mußten selbst diese ihm seyn.

6) Erscheint diese Erzählung und einige ähnliche nicht als auf die Lüsternheit des gewöhnlichen Lesepublicums berechnet? Werden die Gegner nicht dabei an Casanovas Memoiren erinnern?

Indessen will die Lesewelt auf gewisse Weise zuweilen mystificirt seyn; wer liebt nicht, Räthsel zu lösen, zumal wenn jedem seine Auflösung die rechte dünken kann? Gerade, wie Vorzüge auf der einen, so auch vielfache Beschuldigungen und Anfechtungen auf der andern Seite sind es, was einem Buche viele Leser verschafft. Der Ultra-Royalist, wie der Ultra-Liberale, wird es, sammt dem ruhigen Politiker lesen; die beiden erstern werden den Verf. verwünschen, der dritte wird weniger Sachlich-neues, oder wenigstens das nicht gefunden haben, was er erwartete, (namentlich kömmt allerdings von den deutschen demagogischen Umtrieben in diesem Bande fast gar nichts vor); der eine wird ihn für einen Verräther, der sich an die Regierungen verkauft, der andere für einen noch verkappten Demagogen erklären, der dritte sich über die Bedeutung ärgern, die man dem Buche und dem Menschen beilegt, und zwar nach seiner eignen Lehre, daß man wirkliche Bedeutung erlange, sobald man es dahin bringe, für bedeutend gehalten zu werden. Der eine wird ihn wegen angeblicher Lügen, der andere wegen unwillkommener Wahrheit für gefährlich ausschreien; mancher eine Chronique scandaleuse in dem Werke suchen, (und wahrlich an politischen Scandalis, zumal italienischen und französischen, fehlt es nicht) manche, laut tadelnd, wenn sie die obige Erwähnung Casanovas gewahrt, heimlich eilig nach der verbotenen Frucht aussenden!

Doch genug der Prophezeihungen dessen, was andere sagen werden. Wir, die von dem Verfasser und dem Zwecke seines Buches eine bessere Meinung hegen, wünschen ihm auch den besten Erfolg und daher auch, daß die beiden Bände, zwischen welchen der gegenwärtige in der Mitte liegt und folglich uns, als isolirt dastehend, noch zu keinem definitiven Urtheile berechtigt, die obigen Zweifel großentheils lösen und die historische Würde des ganzen Werkes retten und bethätigen mögen.

Skizzen von Haiti, von der Verjagung der Franzosen bis zu Christoph's Tod; von W. W. Harvey.

(Aus der Literary Gazette.)

Der Verfasser dieses, bei Seeley & Son, jüngst erschienenen Werkes, ist ein so gränzenloser Bewunderer, man möchte fast sagen Anhänger Christoph's, *) und ein so großer Lobredner des emancipirten Negervolks und seiner Regierung, daß seinen Angaben und Meinungen nicht ganz unbedingt zu trauen ist. Inzwischen giebt seine Schrift doch manche charakteristische Belehrung und man kann sie, cum grano salis hinsichtlich ihrer Parteilichkeiten, mit Nutzen und Vergnügen lesen.

„Erweckt irgend eine Periode in Haiti's Geschichte," beginnt der Verfasser, „ein größeres allgemeines Interesse, als eine andre, so ist es unbezweifelt diejenige, die verflossen ist, seit seine Bevölkerung von Negern und farbigten Leuten ihre Unabhängigkeit erhalten hat. Sie giebt uns das Bild eines Volkes, das freilich jüngst aus der Sclaverei gerissen ist, aber noch in seinem Charakter an deren verderblichen und demoralisirenden Wirkungen leidet; das allmählig von Scenen der Verwirrung und des Blutvergießens zu Beschäftigungen der Industrie, des Friedens und der Ordnung zurückkehrt; das, unter häufigen Widerwärtigkeiten, stets dahin strebte, eine regelmäßige und unabhängige Regierung zu begründen; und das unter schwierigen Umständen, bei beschränkten Hülfsmitteln, seinen Ackerbau zu heben, kaufmännische Verbindungen anzu-

*) Heinrich I. von Haiti. Wir entsinnen uns eines drolligen Schnitzers, welchen der Toast-master zu Freemason's Tavern bei einem Gastmahle machte, das von den Mitgliedern des afrikanischen Instituts veranstaltet war. Hr. Wilberforce hatte den Vorsitz, und unter den Toasten, die der Gesellschaft zu verkünden dem Aufwärter hinter ihm aufgetragen wurden, war auch der: „Wohlergehn dem Könige Heinrich von Haiti!" Zum Unglück aber hatte dieser Ehrenmann nicht einmal von einem solchen Könige geträumt, und da er nicht genau gehört, was ihm gesagt worden war, so rief er nun mit lauter und vernehmlicher Stimme: „Meine Herren, belieben Sie ihre Gläser zu füllen! Dem Andenken König Heinrichs VIII.!!" Ein allgemeines Gelächter war der Lohn dieser neuen Lesart, die der nichts nachgiebt, wo, bei einer andern Gelegenheit, der Aufwärter die 3 pCt. Consols, statt der „drei Consuln" hochleben zu lassen in Vorschlag brachte.

knüpfen, die Kenntniß von Künsten und Wissenschaften einzuführen bemüht war: ein löbliches Streben zur Begründung eines Reiches, das späterhin vielleicht jenen von Nationen zu vergleichen ist, die wegen ihrer Gesittigung und Verfeinerung am berühmtesten sind. Auf die Periode dieses Strebens bezieht sich der vorliegende Band."

Hr. Harvey äußert sich in seiner Vorrede auch über die Gelegenheiten, die er gehabt, während seines Aufenthalts zu Cap François Nachrichten zu sammeln, und erklärt, daß er nur Skizzen von Haiti seit der Emancipation desselben, die durch den Aufstand im August 1791 ihren Anfang nahm, geben wolle. Die brittische Macht rückte im Monat September 1793 ein und zog im Juni 1798 wieder ab. Die Unabhängigkeit ward zuerst am 1. Juli 1801, und darnach zum zweiten Mal am 1. Januar 1804 proclamirt. Die Franzosen wurden im December 1803 gänzlich vertrieben. Dessaline's Krönung als Kaiser fand am 8. October 1804 statt, und nach seinem, am 17. October 1806 erfolgten Tode, ward Christoph, im Monat Februar 1807, zum Präsidenten, im Juni 1811 zum Könige erwählt. Letzterer starb im Monat October 1820.

Daß, im Mai 1826, ein Ackerbau-Code (dessen Existenz man in England so sehr in Zweifel gezogen hat) promulgirt worden ist, wird von dem Hrn. Harvey bestätigt, der sich darüber in Folgendem höchst bedächtig äußert:

„Er enthält manche verständige Vorschriften in Betreff des Ackerbaues; doch auch solche, welche die Freiheit der arbeitenden Classen unter den Haitiern zu beeinträchtigen scheinen, und deren Nothwendigkeit und Politik erst noch zu beweisen seyn dürfte. Welche Veränderung der Code aber auch zuwege bringen mag, kann er doch nie zu der Behauptung berechtigen, die man so unbedachtsam aufgestellt hat, als sey die Lage dieser Classen dadurch in jeder Hinsicht wieder der ihrer früheren Sclaverei ähnlich geworden."

Die, hinlänglich bekannten, ersten Scenen der Revolution übergehend, wollen wir uns an die Stellen des Werkes halten, wo der Verfasser als Augenzeuge spricht.

„Die Begriffe der Haitier von der Gleichheit waren gleicher Art mit denen, welche sie von der Freiheit hatten. Ihr Lieblingsgrundsatz war, „es sey alles frei und gleich," und als natürliche Folge desselben bestand eine Art Vertraulichkeit in ihrem Verkehr, die auf den ersten Anschein jeden Unterschied aufzuheben schien. Man würde versucht seyn, das Vorherrschen solcher Begriffe mit dem Stande von Subordination unvereinbar zu finden, der unter den Unterthanen Christoph's begründet war, wäre es nicht Thatsache, daß eine allgemeine Familiarität zum öftern der vollkommensten Ordnung und Unterwürfigkeit zur Seite gefunden wird. Was nun vollends den Fall der Haitier betrifft, so wird man es sich erinnern, daß die Mehrheit derjenigen, die sich durch ihren Rang auszeichnen, ursprünglich die Gefährten der andern in der Sclaverei waren; und wenn auch jetzt durch Verdienst oder Glück über sie erhaben, blieb ihr Herkommen doch zu sehr erinnerlich, als daß Ansprüche, die sie auf übermäßige Achtungsbeweise hätten machen mögen, Beachtung würden gefunden haben. Viele von den höhern Ständen achteten so wenig auf die Distinctionen des Ranges, daß sie auf die Bemerkung, sie müßten, ihren Charakter zu unterstützen und ihren Befehlen Nachdruck zu geben, mit ihren Untergebenen in einer mehr ihrer Würde entsprechenden Weise verfahren, erwiderten, sie hätten nie gesehen, daß eine Vertraulichkeit, wie sie sie gestatteten, von üblen Folgen gewesen sey, auch könnten sie nicht begreifen, warum ein Staatsamt, wie wichtig es auch seyn möchte, sie abhalten sollte, eines genaueren Umgangs mit dem Volke zu pflegen. Deshalb redete denn der Tagelöhner den, der ihm Arbeit gab, der Soldat seine Offiziere, der Bürger einen Beamten mit der Freiheit an, die nur eine gegenseitige Meinung von Freiheit eingeben oder dulden konnte. Andrerseits suchten die Offiziere, wenn sie nicht eben im Dienste waren, die gemeinen Soldaten auf; manche Adeliche wählten sich ihren Umgang unter den Bürgern der niederen Classen, und nicht selten sah man den Staatssecretair mit dem Schneider in dessen Werkstatt sitzen und vertraulich mit ihm plaudern. Die unangenehmen Folgen solcher Begriffe beschränkten sich hauptsächlich auf die Domestiken und fielen vornehmlich den Fremden lästig. Die Dienenden gaben keinen Unterschied zwischen sich und denjenigen zu, in dessen Brod sie standen, und wenn man sie fragte, warum sie diesen nicht ihren Herrn nannten — was nie geschah — so antworteten sie: „wäre er mein Herr, müßte ich sein Sclave seyn; hier zu Lande giebt es aber keine Sclaven: wir sind alle frei und einander gleich." Ihr Benehmen in diesem Betracht wurde dadurch noch einfältiger, daß sie sich oft beleidigt hielten, wenn man sie nicht mit **Monsieur** oder **Mademoiselle** anredete. Wenn ihre Herrschaft sich mit Freunden über dieses oder jenes besprach, so redeten sie mit drein und gaben nur zu oft ihre Meinung über Dinge ab, die sie gar nichts angingen, und dieses mit einem Vorwitze und einem Wichtigthun, die zuweilen so unerträglich, als zu andern Zeiten wieder ergötzlich war. Bei Tische aufwartend, wurden sie sehr oft lästig durch ihre Bemerkungen, deren Albernheit und das Unschickliche, damit aufzutreten, sie gar nicht einsahen; und über die Persönlichkeit und die Kleidung derer, die sie bedienten, äußerten sie sich manches Mal in einer Weise, daß sie wirklich beleidigend war."

„Die große Masse des Volkes war noch in tiefste Unwissenheit versunken. Die Landleute kannten den Gebrauch ihres Geräthes, die Soldaten den ihrer Waffen, und beide hatten flache und unzusammenhängende Begriffe von der Freiheit; in allen andern Dingen aber, die auf ihre Ausbildung Bezug haben konnten, waren sie eben so unwissend als die Sclaven der benachbarten Inseln. Selbst in solchen Dingen, von welchen man glaubt, daß auch der Ununterrichtetste aufs genaueste vertraut damit sey, bestand ein so augenfälliger Unterschied zwischen ihnen und den niederen Classen der civilisirten Länder, als dort zwischen diesen und den Gebildeten obwaltet."

„Die durchgängig gesprochene Sprache ist, wenn man es so nennen darf, ein Dialect der Französischen, aber so verderbt, daß Fremde, wie geläufig ihnen auch diese seyn mag, anfangs die größte Mühe haben, das Haitische **Patois** zu verstehen."

„Wenn die Haitier in ihren allgemeinen Charakterzügen von der schwarzen und farbigen Bevölkerung der anderen westindischen Inseln abweichen, so ist es durch ihre größere Geschwätzigkeit, Eitelkeit und Prätension. In ihrer Unterhaltung mit Fremden lassen sie sich das Sprechen gerade nicht sehr angelegen seyn, aber überraschend und ergötzlich ist für den ruhigen Beobachter, ihr von Grimassen begleitetes Geplapper, wenn sie unter sich sind; und kömmt ihr Redefluß vollends durch irgend eine Leidenschaftlichkeit in Schwung, so möchte man glauben, ihre Zungen wären nach dem so lange schon vergebens gesuchten Princip des **Perpetuum mobile** eingerichtet. Ein Pröbchen ihrer Redseligkeit gab mir gleich am andern Tage nach meiner Ankunft zu Cap François ein eingebildeter Mulatte. Ich hatte eben mein Frühstück beendigt, als er in mein Zimmer trat und sich **sans cérémonie** mit der Anmeldung introducirte: „**Monsieur, je viens vous rendre visite;**" und ehe ich noch Zeit gehabt hatte, ihn nach seinem Namen und den Zweck seines Besuches zu fragen, hatte er schon einen Stuhl gefaßt, sich mir zur Seite gesetzt und seine Rede begonnen. Durch Beschreibung in allgemeinen Ausdrücken läßt sich von dieser freilich nur ein sehr schwacher Begriff geben — man hätte es hören und sehen müssen, wie sie mit einer un-

unterbrochenen Geschwindigkeit herausgestoßen, und von den heftigsten Gesticulationen, bei jeden Augenblick veränderter Stellung, begleitet war — da jedoch einige der darin vorkommenden Bemerkungen eine Idee von der Haitischen Conversation geben, so kann ich dem Drange nicht widerstehen, hier Einiges daraus mitzutheilen. Dicht heranrückend und mir voll ins Gesicht schauend, begann er: „Mein Herr, ich fühle mich über die Maaßen glücklich, Sie in Cap Haiti zu sehen, denn ich bin ein großer Freund aller Engländer. Ich hoffe, daß Sie willens sind, lange auf der Insel zu verweilen; Sie werden sie, dessen versichere ich Sie, äußerst angenehm finden." — Hiernach suchte er eine schlaue Miene anzunehmen, worein sich seine Züge aber nicht wohl fügen wollten, und fuhr dann fort: „Mein Herr, ich habe einen großen Theil von Westindien gesehen, aber keinen Platz gefunden, der diesem zu vergleichen wäre. Alle die andern Inseln sind durch Sclaverei entwürdigt. Hier aber — mit einer fast lächerlichen, triumphirenden Miene — hier sind wir alle frei und gleich. Unser König — rasch aufspringend vom Stuhl und zugleich seinen alten aufgekrempten Hut heftig auf den Tisch schlagend — ist sowohl einer der besten als der größten Menschen. Die Weißen auf den andern Inseln lachen über ihn; aber — hier warf er den Hut, scheinbar sehr zornig, weit von sich in die eine Ecke des Zimmers — kennten sie ihn, so würden sie bald sehen, daß er noch den besten unter ihnen überlegen wäre. Daß dem so ist, mein Herr — er setzte sich wieder und brachte seinen Zeigefinger in eine Parallellinie mit der Nase — das will ich Ihnen beweisen. Ich war nie in Europa, aber nach allem, was ich gehört habe, wird man dort nicht besser regiert, als wir es sind. Wo finden Sie z. B. einen Platz, wo die Ordnung so pünctlich aufrecht gehalten wird, als in Cap Henry? Ich zweifle gar nicht daran, mein Herr, daß Sie mit Ihrem Besuche sehr zufrieden seyn werden. Kurz, — wieder aufstehend, und, in dem Maaße, wie er den Fuß hob, die Stimme steigernd, dabei die Hand ausstreckend, als wolle er das Gewichtige in seiner Rede dadurch bezeichnen — unser Land ist das Land der Freiheit und der Unabhängigkeit: unser Motto ist „la liberté ou la mort!" und wehe dem, der es sich einfallen ließe, das Schwert gegen uns zu zücken. Nun aber — seinen Sitz wieder einnehmend und in einem halblispelnden Tone, mit einem Blicke hoher Selbstzufriedenheit — erlauben Sie mir, Ihnen zu Ihrer Ankunft Glück zu wünschen." — In dieser Weise und in diesem Tone, mich abwechselnd belustigend und langweilend, plauderte er fast eine Stunde lang fort, dann brach er plötzlich ab, sprang rasch auf, sagte: „Monsieur, je viendrai vous voir," und empfahl sich mit einer Verbeugung, die — muthmaaßlich aus Dankbarkeit für die Geduld des Zuhörers — so tief war, daß er fast das Gleichgewicht dabei verloren hätte, und kam mir nie wieder zu Gesicht."

„Nicht minder als durch ihre Geschwätzigkeit, machen sich die Haitier durch ihre grundlosen Ansprüche bemerkbar, und dieses so sehr, daß es schwer hält, irgend einen zu finden, der nicht, nach seiner eignen Angabe, irgend ein mehr oder minder wichtiges Amt in der Regierung oder bei der Armee bekleidete. Ein lustiges Beispiel von dieser Eigenthümlichkeit ihres Charakters gab mir ein Neger, der mit mir die Fahrt von den Inseln unter dem Winde nach dem Cap François machte. Er erzählte mir, daß er vor längerer Zeit in England gewesen sey, wohin ihn die Haitische Regierung in Aufträgen von größter Wichtigkeit gesandt gehabt, und daß er bei seiner Ankunft daselbst — um mich seines eignen Ausdrucks zu bedienen — dem großen Manne jener großen Nation vorgestellt worden sey. Er nannte mir mehrere als seine besonderen Freunde, mit welchen Christoph hauptsächlich in Correspondenz stehe, und in deren Häusern er mehrere Tage zugebracht habe, und zwar, was er recht hervorzuheben suchte, höchst wichtiger Geschäfte wegen, die er mit ihnen zu verhandeln gehabt. Er erzählte ferner, daß er nun ein hohes officielles Amt in Haiti bekleide, das ihm ein großes Ansehn gäbe und Gelegenheit verschaffe, seinen Mitbürgern nützlich zu werden, was ihm vor allem am Herzen liege. Während dieser Mittheilungen, die in gebrochenem Englisch gegeben wurden, bot er mir zum öfteren seine Dienste für die Dauer meines Aufenthaltes auf der Insel an und versprach zu mehreren Malen, daß er mich beim Könige, den er seinen Gönner und Freund nannte, einführen wollte. Trotz seiner großen Unwissenheit, wovon er zahlreiche Proben gab, und der Unwahrscheinlichkeit in einigen seiner Angaben, ließ mich doch die Aufmerksamkeit, welche ihm der Schiffer, dem er wohl bekannt war, erwies, so wie die Möglichkeit, daß Leute dieses Schlages zu Haiti wohl eine Stelle bei der Regierung bekleiden könnten, seinen Behauptungen einigen Glauben schenken. Auch nach unsrer Ankunft in Cap François zeigte er sich fortwährend äußerst freundschaftlich, und erneuerte jedesmal, wenn ich ihn traf, sein Versprechen, mich bei seinem königlichen Herrn einführen zu wollen — welche Gnade ich jedoch durch ihn nie erlangt habe. Als ich ihn einst von ferne gewahrte, während ich mit dem Baron Dupuy, dem Dollmetsch-Secretair des Königs, im Gespräch war, bat ich diesen, mir doch zu sagen, wer er sey, und hörte nun zu meiner nicht geringen Verwunderung, dieser selbstgetaufte Agent der Haitischen Regierung sey früher als Kammerdiener mit einem Herrn in England auf Reisen gewesen und stehe nun als Pastetenbäcker in Christophs Diensten."

„Der Mittel, sich zu belehren, ermangelnd, ist es mehr zu bedauern, als zu verwundern, daß die Haitier zu dieser Zeit gleich sehr unwissend in Religionssachen als in den Pflichten der Moral waren. Obgleich — da die Mehrheit der schwarzen Bevölkerung auf der Insel geboren worden, und andere in ihrer Kindheit Afrika verlassen haben — man glauben sollte, sie hätten den Aberglauben des Landes ihrer Abkunft vergessen, sind ihnen doch noch eine Menge solcher Begriffe von der Gottheit und einer künftigen Welt, so wie andre Eigenthümlichkeiten der afrikanischen Stämme, geblieben, als unter den Negern der benachbarten Inseln herrschend sind. Auch hieß es — wovon ich jedoch nicht selbst die Erfahrung gemacht habe — daß die Professoren der Kunst, die unter dem Namen Obeah so häufig unter den Negern ist, ihre Stückchen auch noch unter den Haitiern trieben und bei ihnen in großer Achtung ständen. Nebenbei hatten sie nun auch einen oberflächlichen und zum Theil falschen Begriff vom Christenthum, der sich von der Zeit ihres Verkehrs mit den Franzosen und als sie noch Sclaven waren herschrieb. Des Sonntags wohnten die Soldaten einer militairischen Messe bei, die aber, wie man sie hier feierte, zu einer wahren Farce wurde. Die Wachen in Cap François sangen Morgens und Abends ihre Hymne an die Jungfrau, auch sah man dann und wann einige alte Frauen an den Pforten der Kirche knieen und, den Rosenkranz in den Händen, an ihren vermeintlichen Fürsprecher und Wächter Gebete verrichten. Kurz, die Religion der Haitier ist ein Gemisch von christlichen Gebräuchen nach dem Ritus der katholischen Kirche und von afrikanischen Alfanzereien."

„Des starken Hanges zur Unredlichkeit wegen, der den Handeltreibenden eigen ist, gehen die dort lebenden Kaufleute aus Europa und Amerika in ihrem Geschäftsverkehr mit ihnen mit größter Vorsicht zu Werke, kommen aber dennoch oft in Schaden. Genöthigt, einen langen Credit zu geben, sich aber dessen ungeachtet auf die Zahlungen nicht verlassen zu können, und oft noch schwere Verlüste erleiden zu müssen, klagten sie stets über die angewandte Verstellung und den Mangel an ordentlichen Grundsätzen bei ihren Kundleuten, und waren oft muthlos über die Schwierigkeit, auf ihre Waaren einen Nutzen zu machen, der nur einigermaaßen den Gefahren, welchen sie ausgesetzt waren, und der Umsicht und Arbeit, die sie aufbieten mußten, angemessen gewesen wäre."

„Kurz, die Mulatten — denn diese sind es hauptsächlich, die den Handel treiben — sind so gewissenlos in all ihrem Verkehr mit den Weißen, daß sie es gar nicht für unrecht halten, sie zu betrügen, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu findet. Uebrigens fand sich diese Gemeinheit der Denkweise auch außerhalb des Handelsstandes und es kamen Fälle vor, wo die Adelichen und die Offiziere, um ihren Verschwendungen zu genügen, eben so doppelsinnig und unrechtlich verfuhren."

Die frevelhafte Tyrannei, in welche Christoph nach den ersten paar Jahren seiner Regierung verfiel, beschleunigte seinen unbemitleideten Sturz. Von seiner Grausamkeit wollen wir folgendes schreckliche Beispiel anführen:

„Während sein eigenmächtiges Verfahren in der Regierung eine allgemeine Unzufriedenheit unter seinen Beamten erzeugte, behandelte er sie noch als Individuen auf eine so launenhafte Weise, daß dadurch der Rest ihrer Anhänglichkeit vernichtet ward. Zuweilen entsetzte er sie der kleinsten Vergehungen halber, ja selbst ohne irgend einen sichtlichen Grund, ihres Ranges und verlieh ihre Stellen Leuten, die weder eine solche Beförderung verdienten, noch im Stande waren, die damit verknüpften Pflichten zu erfüllen. Gleichzeitig war er durch den Besitz einer unbeschränkten Gewalt argwöhnisch, und neidisch auf Verdienste geworden; er war mehr auf Maaßregeln für die Sicherheit der eignen Person und seines Ansehens, als auf das Wohl seiner Unterthanen bedacht, und dabei geneigt, die unbedeutendsten Handlungen als Verrath und Rebellion auszulegen und in diesem Sinne mit gleicher Strenge als Ungerechtigkeit zu bestrafen. Durch ein solches Benehmen verlor er nun allmählig die Zuneigung und das Vertrauen seiner Beamten und des Volkes, und ward am Ende eben so sehr ein Gegenstand ihres Abscheues, als er es vorher von ihrer Bewunderung gewesen war. Dazu kam noch, daß Christoph längst den Ausbrüchen eines heftigen Jähzorns, dem er unterworfen war, Zaum und Zügel schießen ließ, wovon er in der Mittelzeit seiner Regierung folgendes grausame Beispiel gab. Die Mulattenfrauen auf Cap François glaubten, weil sie immer ihrer Freiheit genossen gehabt, höher zu stehen, als die übrige Bevölkerung, und hielten sich deshalb frei von manchem Zwange, der den Schwarzen durch Christoph auferlegt worden war. Als sie sich aber überzeugten, daß kein Unterschied zugegeben ward und alle, ohne Unterschied der Farbe und des Ranges, unter einem und demselben Gesetze stehen sollten, da fanden sie sich gekränkt und gemißhandelt, murreten erst im Stillen, und gaben nachher laut ihre Unzufriedenheit kund. Um nun von den, was sie, freilich in verkehrter Ansicht, als eine Unterdrückung ansahen, befreit zu werden, thaten sie folgende Schritte. Als Christoph eben vom Cap abwesend war, begab sich eine Gesellschaft von ihnen in die dortige Kirche, um die Gunst und den Beistand der Jungfrau Maria anzuflehen. Knieend vor ihrem Bilde, das sie vorher auf das fantastischste ausgeschmückt hatten, stellten sie ihr vor, daß ihr Oberhaupt, dadurch, daß er ihnen ihre Vorrechte nehme und ihre Rechte kränke, ungerecht, grausam und abscheulich handle, folglich im höchsten Grade ihr Mißfallen und ihre Rache verdiene. Darnach beteten sie zu ihr, sie möchte doch seine Rückkunft nach dem Cap verhindern, weil er ihnen sonst noch ärgeres Leid zufügen werde; sie möchte ihn eines grausamen Todes sterben lassen, den er reichlich verdient habe, und ihnen einen andern und bessern Herrscher geben, unter dessen Regiment es ihnen wohl und glücklich ginge. Alles dieses thaten sie in Gegenwart des Priesters und anderer; und als sie auf der Heimkehr aus der Kirche über die Straßen gingen, riefen sie noch laut des Himmels Fluch auf ihren Unterdrücker herab. Ob ihre Klagen nun gerecht gewesen oder nicht, genug, sie sahen bald, daß ihr Gebet keine Erhörung gefunden hatte; denn bald nach dieser sonderbaren Ceremonie kehrte Christoph unerwartet nach der Hauptstadt zurück. Nicht lange währte es nun, und er war von allem unterrichtet — und zwar durch den Priester selbst, der die Sache eher noch verschlimmerte, als, was doch wohl seines Amts gewesen wäre, sie in einem milderen Lichte darzustellen. Christoph gerieth sofort in eine so heftige Wuth, daß dem Priester bange ward selbst ein Opfer der Rache zu werden, die er wider andre aufgeregt hatte. Es war als sey der Dämon der Grausamkeit, von welchem Dessalines besessen gewesen war, in seinen Nachfolger gefahren. Er erließ sofort ein Mandat, daß alle jene Mulattinnen sofort den Tod erleiden sollten. Diese Maaßregel erzeugte unter allen Classen eine Sensation, die ihrer Ungerechtigkeit und Tyrannei angemessen war. Die Mehrheit der Offiziere, die mit den näheren Umständen der Sache unbekannt waren, und die deshalb nicht einzusehen vermochten, wie groß die Schuld der Unglücklichen sey, weigerten sich entschieden, dem Befehle Folge zu leisten. Größer noch als das Erstaunen der Militairpersonen, war der Schreck und die Unruhe der übrigen Einwohner. Obgleich sie wohl wußten, daß und wie die Frauen sich vergangen hatten, auch darauf gefaßt waren, daß sie ihrer Strafe nicht entgehen würden, hatten sie doch kein so schreckliches Urtheil über sie erwartet; und da man nicht wußte, wer als die Schuldigen namhaft gemacht worden, so geriethen alle in die größte Angst wegen ihrer Sicherheit. — Inzwischen waren weder die Vorstellungen und Bitten der Offiziere, noch die allgemeine Angst des Volkes im Stande, Christoph zur Zurücknahme seines blutgierigen Ausspruches zu bewegen. Die armen Frauen wurden durch einen Trupp Soldaten aufgesucht, den Ihrigen mit Gewalt entrissen, nach einem nahen Orte getrieben und fielen dort unter Henkers Händen, noch ehe sich die Wuth des grausamen und unpolitischen Oberhauptes gelegt hatte. Ein mit Gras bewachsener Wall neben dem Flecke, wo sie enthauptet wurden, bezeichnet ihr gemeinschaftliches Grab."

Seiner unbarmherzigen Grausamkeit endlich überdrüßig, stand die Armee und das gesammte Volk zuletzt wider ihn auf, und nun machte das Ungeheuer seinem Leben, im Monat October 1820, durch einen Pistolenschuß ein Ende.

„In dem ersten Abschnitte seines Lebens," sagt Herr Harvey, „sehen wir ihn als Sclaven, von Unterdrückung gefesselt, von Grausamkeit gepeinigt, durch Arbeit und Leiden erschöpft, ohne Hoffnung auf Befreiung oder Milderung seines Geschicks. Darnach erscheint er im entschlossenen Kampfe für seine Rechte, mitten unter den Scenen der Verwüstung und des Blutvergießens, als ein Verfechter der Freiheit und Unabhängigkeit. Späterhin zeigt er sich an der Spitze seines Volkes, umgeben von den Attributen und in der Ausübung der Vorrechte des Königthums, angebetet von seinen Unterthanen und bedacht auf deren Wohl. Zuletzt aber erblicken wir ihn als Unterdrücker und Tyrann, der deshalb von seinen vornehmsten Anhängern im Stich gelassen wird und ihrer Rache nun durch Selbstvernichtung zu entgehen weiß."

Sein Sohn, der Prinz, 17 Jahr alt, ward wenige Tage darnach ums Leben gebracht, und Romaine, genannt **Prince de Limbe**, erhielt die oberste Verwaltung. Das Regiment von diesem war indessen von kurzer Dauer, denn Boyer, der dem Pethion in der südlichen Republik gefolgt war, vereinigte bald das bisherige nördliche Königreich damit und machte ein einziges Reich daraus, und in dieser Gestalt besteht Hayti nun, von allen europäischen Nationen, selbst Frankreich einbegriffen, anerkannt, fort."

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÆT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETÆT

№ 227 Hamburg. Mittwoch, den 10. October. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Die Iliade und die Odyssee gehören zwei in der Gesittigung sehr verschiedenen Zeitpuncten an.

Den obigen Satz sucht B. Constant in einem neuen Bande seines Werkes „la Religion," zu beweisen; mit welchem Erfolge, das mögen unsre Leser nach dem folgenden, den fraglichen Punct betreffenden vollständigen Auszuge aus demselben selbst beurtheilen.

Ehe wir von der Vielgötterei der Heldenzeiten zu den priesterlichen Religionen übergehen, bedarf es erst einiger Erläuterungen.

Die griechische Religion jener Zeiten bot der Moral keinen festen Stützpunct dar. Das religiöse Gefühl suchte zwar Begriffe von Menschlichkeit, Großmuth und Gerechtigkeit hinein zu bringen, es bestand aber ein Zurückstoßen und ein Mißklang zwischen diesem Gefühl und der Form, die es modificiren sollte.

Ein andres ists in der Odyssee: dort macht die Moral schon einen ziemlich engverbundenen Theil der Religion aus. Vom siebenten Verse des ersten Buches an, wird gesagt, daß Ulysses Gefährten sich die Rückkehr in ihr Vaterland durch ihre Missethaten versperrt hätten, und wenn freilich unter diesen die Tödtung der Heerden des Apolls die größte ist, was das persönliche Interesse der Götter berührt, so ist doch ihre Gerechtigkeit an vielen andern Stellen unabhängig von ihrem persönlichen Interesse. Alle Verbrechen erregen ihren Unwillen. Zwänge ich meine Mutter, mein Haus zu verlassen, ruft Telemach aus, so würde sie die Furien herbeirufen. Jupiter bereitet den Griechen eine verderbliche Schifffahrt, weil sie sich weder weise, noch gerecht benommen. Die Götter warnen Aegisth, den Agamemnon nicht zu morden, um dessen Wittwe dann zu heirathen, und als er diesen Mord dennoch vollführt, da zögern sie nicht, ihn dafür zu strafen. Minerva billigt diese Strafe, und spricht sich über deren Gerechtigkeit aus; Jupiter setzt noch hinzu, Aegisth habe das Verbrechen wider den Willen des Schicksals ausgeübt. Dieser neue Gesichtspunct aber, wonach die Menschen nicht über das Geschick, das ihnen die eignen Fehler bereiten, klagen sollen, ist eine Verbesserung der moralischen Begriffe. Die nämliche Minerva gründet, als sie den Göttern Vorwürfe darüber macht, daß sie den Ulysses, den sie beschützt, im Stiche lassen, ihre Verwendung nicht auf die Zahl der Opfer, sondern auf die Gerechtigkeit und die Sanftmuth des Helden. Ich werde dich nicht mit Gewalt zurückhalten, sagt Alcinous zu letzterem: ein solches Verfahren würde Jupiter mißfällig seyn; und tödtete ich dich, mit welchem Vertrauen könnte ich dann noch meine Gebete an den Herrn der Götter richten? Telemach drohet zu mehreren Malen den Prätendenten mit dem Zorn des Himmels. Als Ulysses bei den Cyclopen ankömmt, erkundigt er sich, ob die Bewohner ihrer Insel auch den Fremden günstig sind und die unsterblichen Beschützer der Bittenden fürchten. Dieser Schutz charakterisirt freilich schon den Jupiter der Iliade; aber weit hervorragender ist er dem der Odyssee eigen. Der erstere interessirt sich nur für diejenigen, die ihn anrufen, weil sie seine Altäre umklammern und weil ihr Heil sein Ruhm ist; der andre aber nimmt sich ihrer an, weil sie waffenlos sind und sich nicht vertheidigen können.

Die Götter der Odyssee schreiten ex officio ein in den Verkehr der Menschen unter sich. Sie durchstreifen in Verkleidung die Erde, um daselbst den Handlungen des Verbrechens und der Tugend zuzusehen.

In der Iliade hat ihr Zorn keinen andern Grund als die Versäumniß einiger Opfer oder ihren Priestern zugefügte Beleidigungen; in der Odyssee aber strafen sie die Vergehungen der Menschen unter einander. In der Iliade verleihen sie den Sterblichen Kraft, Muth, Klugheit, Verschlagenheit; in der Odyssee flößen sie ihnen Tugend ein, die durch das Glück belohnt wird.

Kömmt es an einer einzigen Stelle des Gedichtes vor, daß die Prätendenten sich über einen Mord berathen und an der Billigung desselben durch die Götter nicht zu zweifeln scheinen, so lange nicht ein Zeichen sie davon abhält, so hat das darin seinen Grund, daß eine jede Epoche, in welcher sich neue Begriffe verbreiten, ehe noch die alten völlig ihr Ansehn verloren haben, eine Epoche des Widerspruches ist. Ueberdem protestiren die Götter selbst hier gegen diese beleidigende Hoffnung der Prätendenten. Diese vermeinten, sich noch an die Götter der Iliade zu wenden: aber die Götter der Odyssee sind es, die ihnen Antwort geben. Man möchte sagen, eine lange Zwischenzeit trenne die Götter der beiden Gedichte, und ihre moralische Ausbildung sey währenddem fortgeschritten.

Man muß nicht die Wirkungen der Religion mit der Anwendung der Mythologie vermengen. Diese Anwendung kömmt vielleicht weniger häufig in der Odyssee vor, als in der Iliade; aber die Wirkungen dessen, was mit Recht Religion zu nennen ist, sind darin weit mannichfacher. Die Menschen haben darin besser die Mittel combinirt, die Götter nicht allein ihrem individuellen Interesse günstig, sondern auch der öffentlichen Ordnung nützlich zu machen.

Die Götter der Odyssee haben einen ungleich höheren Grad von Würde. Die Beschreibung des Olymps ist glänzender, das Glück seiner Bewohner vollständiger. Ihre Zwiste waren das Resultat der Wahrnehmungen eines Volkes in der Kindheit, dem die Unordnung und die Regellosigkeiten der Natur auffallend sind; die Zwiste verlieren sich aber, so wie der Mensch die geheime Ordnung inne wird, die in dieser scheinbaren Unordnung vorwaltet. Auch wird der Zänkereien der Götter, die in der Iliade einen so großen Raum einnehmen, in der Odyssee kaum gedacht und sind in dieser weit mehr obenhin und milder berührt. Minerva wagt es nicht, Ulysses offen in Schutz zu nehmen, aus Furcht, den Neptun zu beleidigen.

Auch ist die Entfernung größer, welche die Götter von den Menschen trennt. In dem ersten dieser beiden Gedichte handeln die Götter ohne Aufhören und sammt und sonders; in dem zweiten aber ist Minerva fast die einzige Gottheit, die handelnd auftritt. In dem einen handeln die Götter ganz wie Menschen: sie theilen selbst die Streiche aus; sie erheben ein Geschrei, daß Himmel und Erde erbeben; sie entreißen den Kriegern die zerbrochenen Waffen. In dem andern handelt Minerva wenig anders, als durch geheime Eingebungen, oder wenigstens auf eine geheimnißvolle und unsichtbare Weise.

Statt der, der himmlischen Majestät unwürdigen Gefechte, die mit solcher Vorliebe in dem Gesange vom Achilles beschrieben sind, zeigt uns der Dichter, der den Ulysses feiert, nur ein einziges Mal, als Tradition und nicht als eine Handlung seines Gedichtes, einen verwegenen Krieger, der den Apoll herausfordert; aber es kömmt nicht einmal zum Kampfe: der Gegner des Gottes kömmt ohne Widerstand um; er wird mehr gezüchtigt als besiegt.

Wenn die Unsterblichen, in der Iliade, sich den Blicken entziehen wollen, so müssen sie sich in ein Gewölk verhüllen; ihre Natur ist, sichtbar zu seyn: das Wunder ists, es nicht zu seyn. Oft erkennt man sie wider ihren Willen. Als Minerva vom Himmel herabsteigt, wird sie von den Griechen und den Trojanern gesehen; und Apoll verbirgt sich in dichte Finsterniß, damit Patroclus ihn nicht gewahre. Aber in der Odyssee sagt Homer, es sey unmöglich, einen Gott zu erkennen, sobald er es nicht wolle. So ist, in dieser zweiten Epoche, die Natur der Götter von der Art, um unsichtbar zu seyn: es ist ein Wunder nöthig, um gesehen werden zu können.

Thetis wird, in der Iliade, von Jupiter gezwungen, den Peleus zu heirathen. In der Odyssee mißbilligen die Götter die Ehen der Göttinnen mit den Sterblichen; die Mischung dieser beiden Geschlechter erscheint ihnen als eine unschickliche Mißheirath. Jupiter verbietet es der Calypso, den Ulysses zu ehelichen, und sendet einen tödtenden Blitzstrahl auf Jasion herab, weil er so ehrgeizig gewesen, sich mit der Ceres vermählen zu wollen.

Diese Unterschiede zwischen den beiden homerischen Epopee'n könnten viele Einwürfe wider das Gemälde liefern, das wir von der ersten Vielgötterei Griechenlands entworfen haben; erstreckten sie sich aber noch auf andere Dinge als die Religion, so würden sie dieses Räthsel lösen, statt es complicirter zu machen: denn sie würden eine Veränderung in dem gesellschaftlichen Zustande nachweisen, die die der religiösen Form erklären würde.

Aus diesem Gesichtspuncte wollen wir denn die Odyssee beleuchten.

Unsers Bedünkens wird darin der Anfang einer Periode auseinandergesetzt, die im Begriff ist friedlich zu werden: die ersten Entwickelungen der Gesetzgebung, die ersten Versuche des Handels, das Entstehen auf Freundschaft oder Interesse begründeter Relationen der Völker unter einander, wo sie durch gegenseitige Verträge die brutale Gewalt, durch freiwilligen Austausch die gewaltsamen Eroberungen und Beraubungen ersetzen.

Die Empörung der Bewohner von Ithaka gegen Ulysses, nach der Ermordung der Prätendenten, offenbart den Keim des Republicanismus, ein Berufen auf die Rechte der Völker wider ihre Oberhäupter, und alles das, was wir klarer im Hesiod finden.

Einen der charakteristischen Züge in der Odyssee bilden auch die Neubegier und das Streben nach Kenntnissen, was die Ruhe und Muße beweiset, wovon die Strahlen durchzuschimmern begannen. Ulysses wird uns als einer, der viel gelernt und die Sitten vieler Völkerschaften beobachtet hat, angekündigt. Er verlängert seine Reisen und trotzt tausend Gefahren, um sich zu belehren; oft wird der Wissenschaft Lob ertheilt, und dieses Gefühl einverleibt sich selbst den Fabeln. Atlas, der Calypso Vater, der auf seinen Schultern die Säulen trägt, welche den Himmel von der Erde trennen, weiß was die Tiefen des Meeres enthalten. Calypso selbst unterweiset den Ulysses in der Astronomie, und die Sirenen werden hauptsächlich deshalb als verführerisch geschildert, weil ihr Gesang belehrend ist. Um diesen Durst nach Kenntniß der Wunder ferner Länder zu befriedigen, sammelt sich der Verfasser der Odyssee von allen Seiten die lügnerischen Erzählungen der Reisenden und nimmt sie in seinem Gedichte auf. Daher diese Circe, ein naiveres Muster von einer Armida; diese Cyklopen, die durch ihre Abkunft vom Neptun mit der Mythologie verwebt sind; diese Lästrygonier, von welchen man die Spuren in den Fragmenten der ersten griechischen Geschichtschreiber findet.

Diese Züge bezeichnen deutlich die Epoche, wo der Mensch, noch jung genug, um sich Alles einzubilden, noch Kind genug, um Alles zu glauben, doch schon alt genug geworden ist, um Alles kennen zu wollen; eine sichtlich spätere Zeit als die der Iliade, wo die Griechen, mit dem unmittelbaren Interesse des eignen Lebens beschäftigt, und ihre Kräfte bei dem Angriff und ihrer Vertheidigung zusetzend, kaum um sich her blickten.

Der Zustand der Frauen, deren Rang stets in gleicher Linie mit der Gesittigung bleibt, wird in der Odyssee ganz anders beschrieben als in der Iliade. Arete, des Alcinous Frau, übt den größtmöglichen Einfluß auf ihren Mann und die Unterthanen desselben aus. Die zarte Schamhaftigkeit der Nausicaa und ihre raffinirte Empfänglichkeit geben schon den Beweis von einer ziemlich vervollkommneten Gesellschaft. Ihre Furcht, das Wort Ehe vor dem Vater auszusprechen, ihre Beschreibung der üblen Nachrede und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, des Geschwätzes der Phäacier, Angesichts welcher sie es nicht wagen mag, mit einem Fremden durch die Stadt zu gehen, zeugen von einer feinen und überlegteren Würdigung der gesellschaftlichen Verhältnisse in einem friedlichen und policirten Staate.

Man sagt vielleicht, Homer habe, da er in der phäacischen Nation ein Handelsvolk zu schildern gehabt, die Eigenthümlichkeiten geschickt hervorgehoben, die die Sitten eines solchen Volkes vor den kriegerischen Sitten Griechenlands auszeichnen mußten. Aber Homer hatte ja ebenfalls in der Iliade ein mehr civilisirtes und weniger ausschließlich kriegerisches Volk als seine Landsleute zu beschreiben gehabt, und er sieht nur immer die unangenehme Seite dieses Fortschreitens des gesellschaftlichen Zustandes; er spricht stets von den Trojanern als von einem verweichlichten Geschlechte. Dahingegen wird die phäacische Gesittigung in der Odyssee mit beifälligem Wohlgefallen beschrieben. Die Bewunderung oder vielmehr das Erstaunen, welches der Homer der Iliade über den Luxus von Troja an den Tag legt, ist die eines Menschen, der noch wenig an dergleichen Luxus gewöhnt ist; aber der Sänger des Ulysses ist schon damit bekannt: er würdigt und bewundert ihn.

Der Schluß des sechsten Buches der Iliade, Andromache's und Hectors Abschied, ist die einzige Stelle, wo die eheliche Liebe unter rührenden Farben geschildert wird; es ist dieses aber die eheliche Liebe in Verzweiflung, umgeben von allen Schrecknissen des Krieges, allen Aufregungen einer hülflosen Lage zur Beute: es ist nicht das häusliche Glück, das Ergebniß der Ordnung und Ruhe, welche die Gesetze verbürgen. In der Odyssee leitet die weise Penelope ihr Hauswesen inmitten ihres Schmerzes und überläßt sich ihrem Kummer erst dann, wenn sie, nachdem sie an der Arbeit unter ihren Frauen Theil genommen und alles Nöthige im Hauswesen besorgt hat, in ihr einsames Gemach zurückkehrt, und das eheliche Lager mit ihren Thränen netzt. Auch ist nicht zu übersehen, daß mit Ausnahme dieser Penelope, alle

griechische Frauen der Heldenzeit, die Eriphyle, die Helena, die Clytemnestra, die Phädra sich des Meuchelmordes, der Verrätherei und des Ehebruchs schuldig machen. Die Penelope bildet den Uebergang aus solchem gewaltthätigen und barbarischen Zustande zu einem moralischeren und sanfteren, der später seyn muß, da er an dessen Stelle gekommen ist. Euriclea selbst, die treue Amme und aufmerksame Aufseherin, beweiset durch die Achtung, die ihr, obwohl von untergeordnetem Range, bewiesen wird, die, dem stillen Walten der Frauen in dem Zustande der Gesellschaft, welcher derjenige der Odyssee ist, beigelegte Wichtigkeit. Helena, die, in der Iliade, sich damit begnügt, ihre Fehler zu besenfzen und doch darin verharrt, erscheint in der andern Epopee mit einer Würde, die ihre Verirrungen vergessen macht.

Man möchte vielleicht, als Beweiß, daß der Zustand der Frauen sich in der Zwischenzeit der beiden Gedichte nicht verändert habe, sich auf das Geschick der Gefangenen und auf die herrische Anrede des Telemach an seine Mutter berufen. Man deutet aber den Sinn der vier Verse, die sichtlich durch einen außerordentlichen Umstand dictirt sind, viel zu scharf. Telemach, durch Minerva, die ihn, als sie ihn verläßt, zu verstehen giebt, daß sie eine Göttin sey, aufgereizt, will ohne Vorwissen der Penelope abreisen; dieses Vorhaben macht ihn verwirrt, und in dieser Verwirrung spricht er in der Absicht, seine Mutter, die seinen Plänen Hindernisse in den Weg legen möchte, zu entfernen. Sein Benehmen ist eine Ausnahme bei einem ungewohnten Zusammentreffen der Umstände. Der Dichter selbst erklärt, Penelope sey darüber erstaunt gewesen; und im ganzen übrigen Theile des Gedichts zeigt Ulysses Sohn die größte Ehrerbietung für seine Mutter. Sie herrscht in ihrem Pallaste; und er ist genöthigt, mit Vorsicht zu Werke zu gehen, um sich, ohne daß sie es weiß, von Ithaka zu entfernen. Sie tritt mitten unter die Prätendenten und erscheint dort als die Gebieterin des Hauses, das sie verwüsten. Zwei Verse geben selbst den Beweiß, daß sie über ihren Sohn eine positive Gewalt ausübte. Sie hat nie gestattet, sagt Euryclea, daß er den Sklavinnen Befehle ertheilte. Wäre er jedoch, als Oberhaupt der Familie, in alle Rechte seines Vaters eingetreten, so hätte er über die Sklaven beiderlei Geschlechts die nämliche Macht gehabt als Ulysses, der sie strafen läßt, wenn sie gefehlt haben. Diese Gesammtheit hätte den Lesern der Odyssee über den Sinn der vier Verse Aufschluß geben müssen, die das Ansehen haben, als würfen sie die Penelope in untergeordnete Verhältnisse in Bezug auf ihren Sohn zurück; aber man hat meistens in den Schriften der Alten nur dasjenige gefunden, was man im Voraus darin zu finden glaubte.

Das Geschick der Sklavinnen ist sich unbezweifelt in den beiden Gedichten einander gleich. Die Kriegsgesetze, strenger als die friedlichen Gebräuche, lassen sich auch minder schnell modificiren. Selbst dann, wenn die Beziehungen der Bürger unter sich milder werden, ist es natürlich genug, daß die alterthümliche Barbarei gegen die Feinde noch fortbesteht. Inzwischen wird doch das Geschick der gefangenen Frauen in der Odyssee pathetischer beschrieben als in der Iliade. Zeugt dieser Unterschied nicht von einer Verbesserung der häuslichen Sitten, von einer Verbesserung, die, durch eine beklagenswerthe Compensation, das Schicksal der Gefangenen schrecklicher gemacht hatte? denn je glücklicher ihre Existenz im Schooße ihrer Familien war, um so härter mußte ihnen die Sclaverei seyn. Je mehr ihre Gatten ihnen einen ehrenvollen Rang anzuweisen begannen, um so größeren Widerwillen mußten sie haben, ihre Reize den anmaaßenden Räubern Preis zu geben, die sie als eine Eroberung betrachteten. Briseis, deren Vater durch Achilles erschlagen worden war, attachirt sich ohne Bedenken und Gewissen seinem Ueberwinder; während die Odyssee uns eine Gefangene vorführt, die nur durch Schläge weiter zu bringen ist, welche strenge Behandlung bei der Unglücklichen einen Widerstand voraussetzen läßt, wovon die Iliade kein Beispiel giebt.

Wir wollen weiter gehen. Man gewahrt in der Odyssee nicht allein das Vorhandenseyn einer Veränderung im Zustande der Frauen, sondern auch die Wirkungen dieser Veränderung. Man entdeckt darin gleichzeitig ihre Vortheile: mehr Sanftmuth, mehr Reiz, größere häusliche Glückseligkeit, und ihre Inconvenienzen, die einer Zeit angehören, welche noch später ist als die der Vortheile. Dieses möchte einer Erläuterung bedürfen.

Es ist eine natürliche Folge des zunehmenden Einflusses der Frauen, daß die Männer sich mehr um ihre Beziehungen zu diesen Gefährtinnen ihres Lebens, die in dem gesellschaftlichen Zustande einen wichtigeren Platz eingenommen haben, bekümmern. Das macht denn, daß die Liebe aus einem mehr vereinzelten und mehr nüancirten Gesichtspuncte, als vorher, angesehen wird, und daß die Gesichtspuncte, aus welchen man sie betrachtet, mannichfaltiger werden. Unter diesen Gesichtspuncten ist einer, der aus der Liebe eine leichte, frivole, mehr oder minder unmoralische Sache, die auf Scherz hinausläuft, macht. Ihm wenden sich die Blicke erst dann zu, wenn alle die andern erschöpft sind. Völker von gänzlich plumpen Sitten, behandeln die Liebe unzart, doch scherzen sie nicht darüber. Jedesmal, wo man einen Schriftsteller findet, der über diesen Gegenstand scherzt, kann man mit Gewißheit annehmen, daß er unter Menschen lebte, die schon mehr oder minder civilisirt waren. Und solche Züge finden sich in der Odyssee vor, während davon in der Iliade nicht eine einzige Spur bemerkbar ist. Die Geschichte der Liebschaften des Mars und der Venus, eine Tradition, die, beiläufig gesagt, später ist, als die der Iliade, (denn hier hat Vulkan nicht die Venus, sondern die Charis zur Frau,) wirft ein lächerliches Licht auf den betrogenen Ehemann.

Die Untreue der Helena wird weit feierlicher genommen. Menelaus ist der Gekränkte; aber Niemand sucht in dieser Kränkung Stoff zum Spotte. Der Merkur der Odyssee, der mit Apoll über des Mars Schicksal, den er bemidet, scherzt, ist ein Petit-maître in einer schon verderbten Gesellschaft. Die barbarischen Völker nehmen selbst das Vergnügen ernster. Mit großem Ernste zeigt Agamemnon den versammelten Griechen an, daß Chryseis sein Bett theilen soll, weil er sie schöner finde, als die Klytemnestra; und ohne eine Beimischung von Scherz macht Thetis ihrem Sohne, der über Patroclus Tod in Verzweiflung ist, den Vorschlag, er solle, um sich zu zerstreuen, sich eine hübsche Frau zulegen.

Die, der Iliade und der Odyssee gemeinschaftlichen Charaktere fallen einem aufmerksamen Auge noch durch andre Unterschiede auf, welche Unterschiede stets im Zunehmen sind.

In beiden Gedichten ist die Gastfreiheit eine geheiligte Pflicht; aber die Gastfreiheit in der Odyssee hat etwas Sanfteres, Herzlicheres. In der Gastfreiheit der Iliade liegt nur Loyalität, in der der Odyssee aber Zartheit.

Das ist noch nicht Alles: die beiden Gedichte unterscheiden sich nicht bloß in moralischer Hinsicht, sie sind auch in literarischer Beziehung einander unähnlich, und ihre Unähnlichkeiten weisen, wie die vorhergehenden, zwei Epochen einer zunehmenden Gesittigung nach.

Die Einheit der Handlung, die sie einfacher und klarer, und die Concentrirung des Interesses, die sie lebhafter und gehaltener macht, sind Vervollkommnungen der Kunst. Diese Vervollkommnungen finden sich nicht in der Iliade. Es ist keine Einheit der Handlung darin: das Interesse theilt sich gleich in den ersten Capiteln; ein jeder Held glänzt für sich. Diomedes, Ulysses, die beiden Ajax, der alte Nestor und der junge Patroclus theilen mit Achilles unsre unentschiedene Aufmerksam-

keit. Oft vergessen wir den Achilles, der müssig in seinem Zelte ist, um seinen Waffengefährten, die er im Stiche läßt, in den Kampf zu folgen. Man lieset ganze Bücher, in welchen seiner kaum gedacht wird, und es giebt deren, die ganz unterdrückt werden könnten, ohne daß der Leser es bemerken würde.

Wer unsre Theilnahme am meisten in Anspruch nimmt, das ist Hektor; und wenn wir uns einerseits durch das Talent des Dichters hinreißen lassen, Troja's Fall zu wünschen, so haben wir andrerseits immer eine schmerzliche Empfindung bei dem Gedanken, daß der Vertheidiger dieser unglücklichen Stadt der einzige Charakter ist, dem sich alle unsre zarten und großherzigen Gesinnungen ungemischt hingeben können. Dieser Fehler, — denn ein solcher wäre es, wenn der Dichter die Absicht gehabt hätte, ein Ganzes zu schaffen, einzig bestimmt, den Ruhm des Achilles zu feiern, — dieser Fehler, sagen wir, ist den Kritikern dermaaßen aufgestoßen, daß sie Homer die Absicht untergelegt haben, es sey sein Wille gewesen, die Trojaner weit über die Griechen zu erheben, und in dem Mitleid, das er für die ersteren zu erwecken sucht, glauben sie eine Bestätigung dieser Meinung gefunden zu haben. Doch findet sie in den Stellen ihre Widerlegung, wo der Dichter, wir wollen nicht sagen, in seinem eignen Namen, — denn das ist nie der Fall, — aber in einer beschreibenden Form spricht, die geeigneter ist, die geheime Hinneigung des Autors durchblicken zu lassen, als die erzählende oder dramatische Form. So wird z. B. in der Schilderung des ersten Treffens, das die Griechen liefern, ihre tiefe Stille, die Ordnung ihres Marsches, die Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen, dem Tumulte, dem fast wilden Geschrei, der Unordnung und der Indisciplin der trojanischen Armee gegenüber gestellt.

Wenn es inzwischen der Iliade an Einheit gebricht, so erhebt sie sich über alle Werke, die aus Menschenhänden hervorgegangen sind, durch, mit Ausnahme einiger Perioden, von Anfang bis zu Ende mehr und mehr gesteigertes Interesse, Lebendigkeit, Größe und Kraft. Die Bewegung wird immer ungestümer, die Leidenschaften werden heftiger, die Figuren colossaler, die Handlung der Götter wundervoller und riesenhafter. Diese Art von Verdienst ragt, wie ein sehr geistreicher und in dergleichen Forschungen tief bewanderter Mann es bemerkt, weit über die mechanische Regelmäßigkeit empor, die bemüht ist, alles einem einzigen Zwecke unterzuordnen; aber sollte diese bewundernswürdige Progression nicht auf eine Folge von Barden schließen lassen, deren jeder darnach trachtete, seine Vorgänger zu übertreffen?

Der Charakter der Odyssee hingegen ist eine stete und vollkommene Einheit. Nicht allein bezieht sich darin Alles auf die Rückkunft des Ulysses, sondern der Dichter zwingt uns auch, indem er uns, gleich vom ersten Buche an, an Telemach und Penelope fesselt, die er uns schwach, wehrlos und von den Prätendenten unterdrückt darstellt, Wünsche für die Ankunft des Vaters und Gatten zu thun, der von ihnen erwartet wird und der allein sie befreien kann. Wir wünschen diese Ankunft sowohl wegen des Interesses, das uns die Jugend des Sohnes einflößt, als aus einer Achtung, den uns der edle Charakter der Mutter gebietet, so wie aus dem Hasse, den wir gegen die ungebehrdige und brutale Belästigung ihrer plumpen Verfolger haben.

Die höhere Kunst, welche in der Odyssee glänzt, ist noch in einigen minder wichtigen Umständen, die aber doch hervorgehoben zu werden verdienen, bemerkenswerth. Die Wiederholungen sind noch weit sorgfältiger vermieden, als in der Iliade. Als Ulysses beim Alcinous an die Stelle in seinen Reisen gekommen ist, die der Dichter schon in dem vorhergegangenen Buche berichtet hat, so läßt dieser ihn abbrechen, um das Gesagte nicht zu wiederholen. Im Allgemeinen ist auch die Idee, das Gedicht mitten in der Handlung beginnen zu lassen, um dem Helden Gelegenheit zu geben, seine Abentheuer zu erzählen, und um den Ton der Erzählung abwechselnd zu machen, ein Fortschritt in der Kunst. Alle späteren Schriftsteller haben diese Methode befolgt.

So ist einerseits die Kunst des Dichters eingeübter in der Odyssee; andrerseits aber ist die Dichtung der Iliade glänzender, was auf eine jüngere und kräftigere Epoche hindeutet.

Werden alle diese Differenzen wohl befriedigend durch die Meinung, die Longin uns hinterlassen hat, ausgeglichen, wonach der Verfasser der Iliade, jung oder in voller Kraft gewesen, als er sein erstes Gedicht schrieb, die Odyssee aber im hohen Alter componirt haben soll? Uns scheint es nicht so. Bey der vorliegenden Frage handelt es sich nicht um die größere oder kleinere Kühnheit der Gedanken, um den Glanz in der Farbenmischung: nein, es handelt sich um einen Fundamental-Gegensatz in dem ganzen System der beiden Epopeen mit Bezug auf die Religion, die Sitten, die Gebräuche, den Zustand der Frauen, das bürgerliche und selbst das politische Leben.

Niemand, jung oder alt, streift das Joch seines Jahrhunderts ab. Hat dies Jahrhundert Fortschritte gemacht, so ahmt man das vergangene nach, aber man ist nicht mehr von seinem Geiste beseelt. Die Eindrücke der Atmosphäre, die uns umgiebt, werden ein Theil unsrer selbst; sie identificiren sich mit unsrer Existenz; ein jedes unsrer Worte wird davon durchdrungen. Die Kenntniß der Denkmäler, der ältern Meinungen, ist Gelehrsamkeit: die Gelehrsamkeit giebt uns Aufklärung, ohne uns zu begeistern; sie liefert uns mehr oder minder glückliche Entwickelungen, mehr oder minder geschickte Annäherungen, Hindeutungen, Contraste; aber diese Dinge sind von der Zeit und den Sitten, die eben vorhanden waren, geschwängert. Man sehe den Virgil! er hat sich aus Homer genährt; er hat die etruskischen Traditionen studiert; dennoch ist er weder Grieche, noch Toscaner: er ist Römer, und Hofmann des Augustus. Wir wagen es zu behaupten, daß der Homer der Odyssee eben so wenig die Iliade hätte schreiben können, als ein Hebräer von Alexandrien die Psalmen oder das Buch Hiob.

So sind wir denn genöthigt, einige Seiten der Untersuchung einer anderen Hypothese zu widmen. Unsres Strebens, diese Digression abzukürzen, ungeachtet, wird sie vielleicht als noch zu lang erscheinen; aber die dem Homer zugeschriebenen Gedichte sind die einzigen, die man als historische Denkmäler citiren kann. Alle Dichter, die in einer in der Gesittigung vorgeschrittenen Zeit schreiben, schreiben um Effect zu machen. Sie kennen den Geschmack ihrer Zeit; sie haben den Schatz vergangener Zeiten vor sich; sie schöpfen daraus, dem ihnen vorgesetzten Zwecke entsprechend, nach ihrer Convenienz, mehrere ohne Unterscheidungsvermögen, alle ohne völlige Genauigkeit. Die am getreuesten sind, beschränken sich darauf, die Sitten zu verschönern, welche von ihnen beschrieben werden. Aber verschönern heißt entstellen. Das Datum ihrer Werke ist also nur eine rein literarische Frage. Dieses Datum giebt Licht über den Zustand der Wissenschaften zu der Zeit, wo diese Autoren schrieben, aber keineswegs über die Wahrheit ihrer Schilderungen, wenn sie von einem Jahrhundert sprechen, das nicht das ihrige ist. Man setze die Aeneide 100 Jahre vor, oder 100 Jahre nach ihrer wirklichen Zeit, und man wird eine andre Meinung von dem literarischen Verdienste dieses Jahrhunderts bekommen; man wird dann aber, eben so wie jetzt, wissen, daß man in der Aeneide nicht das Sittengemälde der Trojaner suchen muß. So ist es nicht mit den homerischen Gedichten. Die Iliade schildert uns genau die Sitten eines Volkes, so wie die Griechen in der Zeit des Krieges von Troja seyn mußten; da uns aber die Odyssee Details ganz andrer Art überliefert, so wird die Treue von allen beiden sehr verdächtig, wenn man annimmt, beide Werke seyen zu einer und derselben Zeit, oder doch nur wenige Jahre von einander entfernt, ge-

schrieben worden. Das Datum der homerischen Gedichte ist deshalb nicht bloß in Beziehung der Kritik von Wichtigkeit, sondern auch entscheidend für die Geschichte des Menschengeschlechts.

Würde es bewiesen, daß die Iliade und die Odyssee nicht vom nämlichen Verfasser sind, sondern daß im Gegentheil die Odyssee einem späteren Jahrhundert und einer Zeit mehr geförderter Civilisation, als die Iliade, angehört, so würden alle von uns angegebenen Differenzen ohne Mühe zu erklären seyn. Wir wollen deshalb einmal sehen, ob die Denkmäler oder die Schriftsteller des Alterthums uns vermögen dürften, diese Meinung zu verwerfen.

Zuerst sey hier bemerkt, daß sie nicht neu ist. Die Authenticität der beiden, dem Homer zugeschriebenen Gedichte hat schon Gelehrten aus allen Jahrhunderten zweifelhaft geschienen.

Man hat die Lösung dieses Problems von einer Frage abhängig machen wollen, die noch dunkler ist, der nämlich, ob die Schreibekunst zu Homers Zeiten schon im Gebrauch gewesen sey.

Es ist viele Wahrscheinlichkeit für die Verneinung vorhanden. Aber auch dann, wenn die Frage bejahend entschieden würde, gäbe dieses noch keinen Beweis zu Gunsten der Authenticität der Gedichte.

Erstens bliebe es deshalb nicht minder zweifelhaft, ob sie von dem angegebenen Verfasser herrührten. Wer sieht nicht die Schwierigkeiten ein, die sich der Schriftverbreitung haben entgegensetzen müssen, oder die aus dem Mangel an Schreibmaterialien herrührten? Welch eine Zwischenzeit hat nicht zwischen einigen Inschriften, die plump in Stein oder Erz eingehauen worden, und der geschriebenen Abfassung von weit ausführlicheren Werken verfließen müssen?

Bei allen Völkern giebt es nach der Bemerkung eines berühmten Gelehrten (Wolf) ein Factum, das die Zeit darthut, in welcher der Schriftgebrauch allgemein ward: das ist die Anfertigung von Werken in Prosa. So lange sie fehlen, läßt sich annehmen, daß die Schrift noch wenig im Gebrauch war. In der Ermangelung der Materialien zum Schreiben sind Verse leichter zu behalten, als Prosa, auch sind sie leichter zu gravireu. Die Prosa entsteht unmittelbar aus der Möglichkeit, die die Menschen sich verschaffen, sich wegen der Dauer ihrer Compositionen einem andern Werkzeuge, als ihrem Gedächtnisse anvertrauen zu können; nun sind aber die ersten Autoren in Prosa, Pherecydes, Cadmus von Milet und Hellanicus weit später da gewesen als Homer, indem sie dem Jahrhunderte des Pisistratus angehören.

Es wäre also möglich, daß die beiden homerischen Epopeen erst in langen Zeit-Zwischenräumen aus der Erinnerung fortgepflanzt worden wären. Das Gedächtniß ist eine Fähigkeit, die sich, wenn man ihrer bedarf, bis zu einem erstaunenswürdigen Grade vervollkommnet, sich aber auch äußerst schnell verliert, wenn sie minder nothwendig ist.

Diese Behauptung ist nicht in Zweifel zu ziehen, denn sie hat das Beispiel der Barden, der Scalden, der Druiden, der hebräischen Propheten, der kaledonischen Dichter und endlich der italienischen Stegreifdichter für sich. Die scandinavischen Sagen, die, vom Vater auf den Sohn, in Erzählungen aus dem Gedächtnisse, übergegangen sind, und die viele Bände füllten, als die Schreibekunst in Scandinavien allgemeiner ward, lassen uns auch die Möglichkeit begreifen, daß die homerischen Gedichte sich in mündlichen Ueberlieferungen erhalten konnten. Die gesammte Geschichte des Nordens war, wie Botin sagt, in ungeschriebenen Gedichten enthalten. Unser Gesellschaftsleben, bemerkt der Herr von Bonstetten, verstreuet unsre Fähigkeiten dermaaßen, daß wir uns gar keinen rechten Begriff von dem Gedächtnisse der Halbwilden machen können, die, durch nichts zerstreut, einen Ruhm darin suchen, die Großthaten ihrer Vorfahren in Versen zu recitiren.

Ein Factum ist gewiß, das nämlich, daß bis zur Zeit des Pisistratus die homerischen Rhapsodieen nur durch die Rhapsoden auf den öffentlichen Plätzen abgesungen wurden, und daß dieser Usurpator der erste war, der sie sammeln und so ordnen ließ, als es ihm am passendsten schien. Eben so ließ Carl der Große alte deutsche Dichtungen sammeln, die mündlich bis auf seine Zeit gekommen waren. So veranstalteten die Araber, um das 7. Jahrhundert, Sammlungen von ungeschriebenen Dichtungen aus älteren Zeiten, welchen sie den Namen Divans gaben; und erst in neuerer Zeit hat Macpherson zerstreuete Gesänge unter dem Namen des Sohnes Fingal's gesammelt.

Aber haben diese Rhapsoden, die, mehrere Generationen hindurch, Homers Gedichte in abgerissenen Stücken sangen, nicht deren Ordnung verkehren, ihren Text verfälschen, und in ihrer populairen oder theatralischen Recitation die Compositionen verschiedener Autoren mit einander vermengen können? Sollten die Freunde des Pisistratus, indem sie ein Ganzes aus diesen vereinzelten Stücken gemacht, sie nicht, wie es ihnen eben gutdünkte, gewählt, geordnet und verbessert haben? In der Zahl der Freunde eines Tyrannen, der zweifelsohne ihnen die literarischen Forschungen überließ, weil er hinlänglich mit seiner Usurpation und der List, welche diese erfordert, zu thun hatte, finden wir den Onomakrites von Athen, der bald darnach überwiesen und dafür gestraft ward, daß er in den Werken von Orpheus und Musäus lange und vielfältige Einschaltungen gemacht hatte (was keine vortheilhafte Meinung von seiner Treue und Gewissenhaftigkeit giebt), und der sich nachher den, aus seinem Vaterlande vertriebenen Tyrannen verkaufte, um einen andern Tyrannen gegen seine Mitbürger aufzuregen. Wer weiß, wie oft diese allgemeinen oder theilweisen Umschmelzungen von Pisistratus her bis zu den Ptolemäern herab erneuert worden seyn mögen?

Man wendet wider die Möglichkeit, daß die Odyssee oder die Iliade großentheils (ganz sagen wir nicht) aus Rhapsodien, die aufs gerathewohl gesammelt worden, gebildet seyn sollte, die Gleichheit des Styles und der poetischen Farbe ein; aber der Styl von allen epischen Gedichten der Griechen ist sich einander gleich, so wie ihr Dialect. Der des Hesiod, der der Batrachomyomachie, der des Quintus von Smyrna weichen nur unmerklich von dem des Homers ab; und der höhere Rang des letzteren hat weit mehr seinen Grund in der Kraft der Conceptionen, in der Lebhaftigkeit einer unerschöpflichen Einbildungskraft, als in dem, was man Styl nennen kann.

Diese Gleichförmigkeit in der Art sich auszudrücken, ist ein charakteristischer Zug der Zeit der Gesellschaft, in welcher die homerischen Gedichte verfaßt wurden. Man kann die Ossian'schen Gesänge nicht lesen, ohne von ihrer Gleichförmigkeit betroffen seyn, und doch ist sicherlich Ossian nicht ein und derselbe Barde gewesen. Der individuelle Charakter der Schriftsteller entwickelt sich erst sehr spät. So lange der menschliche Geist so zu sagen wider die Barbarei ankämpft, besteht in den sämmtlichen Stylen eine allgemeine Aehnlichkeit. Hierin, wie in so vielen andern Dingen, berühren sich die Aehnlichkeiten. Die mangelnde Civilisation giebt allen Individuen eine fast gleiche Farbe; sie entfaltet in ihrem Fortschreiten die Differenzen, die jedoch mit dem Uebermaaß der Civilisation neuerdings verschwinden. Nur ist, was im ersten Fall die natürliche Wirkung von gesellschaftlichen Umständen war, in dem zweiten das Ergebniß einer vorbedachten Nachahmung, und aus Gleichförmigkeit wird dann Eintönigkeit.

Diesen Betrachtungen könnte man noch andre, aus unsrer Unbekanntschaft über das Leben Homers gezogene, hinzufügen. Was man uns über seine vagabondirende und elende Existenz erzählt, stimmt nicht zu der Zeit, in welche wir ihn versetzen. Die homerischen Gedichte zeichnen uns die Barden nicht in solcher Erniedrigung. Diese Erniedrigung

konnte nur durch den Verfall und Sturz der griechischen Monarchieen herbeigeführt werden. In solchen kriegerischen und barbarischen Epochen, wie die heroischen Zeitalter Griechenlands, stehen die Dichter stets bei den Völkern und bei den Königen in größter Achtung, das beweisen uns alle geschichtlichen Denkmäler der Scandinavier, die den Griechen in mehr als einer Beziehung ähnlich waren. Aber so wie die Gesittigung mehr vorschreitet, und die Menschen folglich arbeitsamer werden, die Begriffe von Nutzen eine größere Herrschaft gewinnen, verliert die Existenz der Dichter an Wichtigkeit. Sie selbst fühlen ihren Fall und beklagen ihn. Nimmt man an, daß Homer wirklich existirt habe, so würde es unmöglich seyn, zu erklären, wie es zugegangen, daß er seiner nicht selbst gedacht habe, als er von den, so wohl aufgenommenen und behandelten Rhapsoden, seinen Vorgängern, gesprochen.

Nein, das Ungefähr hat nicht gerade auf der Linie, welche zwei verschiedene Civilisationen trennte, einen einzigen Menschen geschaffen, der fähig war, die, welche gewesen, und die, die im Entstehen war, zu beschreiben. Homer ist ein generischer Name, wie Herkules oder Buddha.

Die homerischen Gedichte sind das Werk mehrerer Barden, deren jeder das Organ und der Repräsentant seines Jahrhunderts war. Zwei oder selbst drei der ursprünglichen Dichtungen mögen sich erhoben und als Mittelpunct gedient haben; aber diese Gedichte haben mehrere wichtige Umbildungen erlitten; es haben sich allmählig mehrere Episoden um sie her gruppirt; man hat in jedes derselben fremde Theile eingemischt; das Datum dieser Theile, dieser Episoden und der beiden Gedichte läßt sich nur durch moralische Beweise bestimmen; wir finden deren unverwerfliche in den wesentlichen Verschiedenheiten, welche die Iliade von der Odyssee unterscheiden; und da diese Verschiedenheiten unerklärlich seyn würden, wenn man diese beiden Werke dem nämlichen Autor oder demselben Jahrhunderte beimäße, so muß man sie als die Erzeugnisse verschiedener Jahrhunderte und Autoren ansehen.

Die Mythologie der Odyssee datirt sich auch aus einer späteren Zeit als die ursprüngliche Vielgötterei der Griechen. Im allgemeinen muß man in den homerischen Gedichten drei Arten von Mythologie unterscheiden.

Man bemerkt darin, in der ersten Anlage, eine volksthümliche Mythologie, so wie die eines Volkes seyn mußte, das frei aus dem Fetischmus heraustrat. Diese Mythologie ist es, die den größten Theil der Iliade bildet, vor allem der ersten achtzehn Bücher, welche die Haupthandlung umfassen und vervollständigen. Hernach findet man die nämliche Mythologie, aber vervollkommnet, indem die Religion Fortschritte gemacht und sich mit der Moral verbunden hat; sie ist es, die in der Odyssee vorherrscht. Aber die drei Bücher, in welchen Ulysses seine Abentheuer erzählt, entfernen sich von dieser Mythologie und gehören eher jener der Iliade an. Die Beschreibung des Zustandes der Todten ist gänzlich außer Verhältniß zu einer Religion, welche die Moral in ihrem Glauben und in ihren Vorschriften aufgenommen hat. Andrerseits scheint das 24. Buch der Iliade, das von vielen Kritikern für untergeschoben gehalten wird und dessen letzte 30 Verse über Hektors Leichenbegängniß in der That der homerischen Poesie unwürdig sind, der Mythologie der Odyssee anzugehören. Es kommen über die Würde der Götter Ideen darin vor, die mit ihrem gesammten früheren Benehmen im Widerspruch stehen. Merkur verläßt den Priamus am Eingange des Zeltes des Achilles, indem er zu ihm sagt, es würde unschicklich seyn, daß die Götter sich zu offen in die Angelegenheiten der Menschen einmischten. Diese Zurückhaltung paßt schlecht zu den Gewohnheiten der nämlichen Götter, die, an tausend andern Stellen, sich nicht herunter zu setzen glauben, wenn sie herbeikommen, um die Menschen zu bekämpfen, zu beschützen, oder zu befreien; und es läßt sich hier ein Fortschreiten in den religiösen Begriffen, eine Zunahme der göttlichen Würde, nicht verkennen. Priamus sagt zum Achilles: „Achte die Götter und habe Mitleiden mit mir.“ Das ist eher eine Aeußerung der Odyssee als der Iliade.

Wir würden verfucht seyn, zu glauben, daß die Griechen, weil der Gang der Gesittigung ihre Begriffe sanfter gemacht, die Nothwendigkeit eingesehen hätten, den Achilles, um ihn als ihren Nationalhelden zu bewahren, in einem weniger wilden und weniger empörenden Lichte darzustellen, als in welchem er sich in mehreren seiner früheren Thaten zeigt. Daher sein späteres Mitleiden und die Auslieferung von Hektors Leiche an dessen Vater.

Es giebt endlich im Homer Spuren einer dritten Mythologie, die cosmogonisch und allegorisch ist und die in der geheimnißvollen Personificirung der Kräfte der Natur besteht. Diese Mythologie ist mit den andern beiden, welche die nämlichen sind, nur aus zwei verschiedenen Zeiten, nicht gleichartig. Sie scheint durchaus verpflanzt, fremden Ursprungs, und das Resultat des Verkehrs von Griechenland mit Aegypten und Phönizien zu seyn. Man bemerkt sie in dem 22. Buche der Iliade, der Theomachie, in der Fabel von Briareus, die zu dem nicht paßt, was Homer andrer Orten über die Macht des Jupiters sagt; in den Metamorphosen des Proteus, die Diodorus für eine Copie derer eines ägyptischen Gottes erklärt; in der Heirath Jupiters und der Juno, die derselbe Diodorus als einen Theil des ägyptischen Systems der Weltentstehungslehre (Cosmogonie) erkennt; und endlich in der Insel, welche Aeolus mit seinen Söhnen und Töchtern, zwölf an der Zahl, bewohnt. Aber diese dritte Mythologie findet sich in den homerischen Gedichten nur in einer sehr unvollständigen und unterbrochenen Weise.

Diese Muthmaaßungen stellen wir übrigens nur für diejenigen auf, die über diese Materie nachzudenken gewohnt sind und Vergnügen daran finden. Warum es uns zu thun ist, und was wir dargethan zu haben glauben, das ist, daß es wesentliche Unterschiede zwischen der Religion der Iliade und jener der Odyssee giebt, und daß diese beiden Gedichte weder derselben Zeit noch dem nämlichen Autor zugeschrieben werden können.

Man wird uns vielleicht fragen, warum wir, da die Odyssee, unsrer Angabe nach, auf eine spätere Epoche der Vielgötterei Bezug hat, unsre Behauptungen über die ursprüngliche Vielgötterei auf Citate aus diesem Gedichte gestützt haben. Das hat darin seinen Grund, weil wir, bei der Wahrnehmung gleicher Meinungen, die wir in der Iliade gefunden, in einigen wenigen Stellen der Odyssee, geglaubt haben, daß sich einige Bruchstücke des letzteren Werkes in das andre eingeschlichen hätten. Als wir aber im Gegentheil in der Odyssee auf abweichende Meinungen stießen, indem diese Meinungen stets in dem Sinn des Fortschreitens waren, haben wir die Wirkungen der Zeit und den nothwendigen Gang der Idee'n erkannt. Bemerkt man bei einem Poeten zwei im Widerspruch stehende Meinungen, so kömmt das nicht daher, daß die beiden Meinungen zugleich vorhanden gewesen, sondern daher, daß der Dichter sich ihrer abwechselnd bediente, je nachdem sie zu dem Effecte paßten, den er schaffen wollte, und ihm Schönheiten lieferten. Wenn man aber, in einem langen und weitumfassenden Gedichte, wie die Iliade es ist, die fast alle Theile der menschlichen Existenz in sich begreift, nur eine einzige, compacte und gleichförmige Lehre antrifft, der höchstens in einigen kurzen und spärlich vorkommenden Details widersprochen wird, so ist es augenscheinlich, daß diese Meinung allein zu der von dem Autor beschriebenen Zeit herrschend war. Was der Dichter in diesem Sinne nicht sagt, ist ein weit unbestreitbarer Beweis, als was er sagt. In Sachen der Chronologie ist der positive Beweis oft weniger stark als der negative.

Die Iliade und die Odyssee stammen aus verschiedenen Zeiten her. In der Zwischenzeit, die sie scheidet, hatte der gesellschaftliche Zustand sich verändert: die Sitten waren milder geworden; die Kenntnisse hatten sich erweitert, und die Religion hatte sich dieserhalb modifiren müssen. So dienen die Einwürfe also, welche unser System zu erschüttern schienen, nur zu dessen Befestigung. Die religiöse Form, die den Griechen ihre erste kriegerische und wilde Civilisation gegeben hatte, waren ihren weniger kriegerischen und mehr abgeschliffenen Nachkommen nicht mehr genügend. Das religiöse Gefühl wirkte fort, vergrößerte, läuterte die Form, und es begründete sich das Verhältniß zwischen ihr und dem neuen gesellschaftlichen Zustande.

Der Opium-Fresser.

Dies ist der Titel eines kleinen Buches, das viel Aufsehen in London gemacht und in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt hat. Eine sonderbare Thatsache, die der Verfasser berichtet, ist, daß die Fabrikarbeiter vom Opium Gebrauch machten, als der niedrige Betrag ihres Taglohns ihnen die Möglichkeit raubte, sich geistige Getränke in genügender Quantität zu verschaffen. Besonders Sonnabends Abends waren die Gewölbe der Apotheker voll von Pillen von einem oder zwei Gran Opium, die im Voraus verfertigt wurden, um den stets statt findenden Nachfragen zu genügen.

Die Wirkungen des Opiums werden, in diesen Bekenntnissen, unter zwei verschiedenen Gesichtspuncten, nämlich als Quelle von Genüssen und Ursache von Qualen, beschrieben. Der Verfasser erzählt zuvörderst bei welcher Gelegenheit er zum erstenmal Gebrauch von diesem Mittel machte. Ein heftiger rheumatischer Kopfschmerz plagte ihn seit zwanzig Tagen; ein Freund rieth ihm Opium an und er nahm seine Zuflucht dazu. — In der That muß der Reiz des Opiums sehr mächtig seyn, daß der Autor, nachdem er späterhin so viel davon gelitten, noch ein so lebendiges Andenken des ersten darauf folgenden Wonnegefühls bewahrt hat.

„In weniger als einer Stunde," erzählt er, „welche Veränderung ging in mir vor! welche Revolution der innern Welt! welcher Aufschwung des Geistes nach den höhern Regionen! Das völlige Aufhören des Schmerzes war nichts im Vergleich der Aussicht auf himmlisches Vergnügen, die sich plötzlich mir öffnete. Ich hatte ein Universalmittel gegen die Uebel der Menschheit entdeckt und das Geheimniß des Glückes gefunden, das so viele Philosophen vergebens gesucht. Ich konnte von nun an für einen Penny kaufen und in meiner Tasche führen, was mich in Extase zu versetzen und mir die reinste Glückseligkeit zu gewähren im Stande war."

Die Art von Rausch, den das Opium verursacht, ist, nach unserm Autor, gänzlich vom Weinrausch verschieden. Nach ihm ist die Wirkung des Opiums, den Geist in einen Zustand ruhigen und selbst ernsten Genusses zu versetzen, der mit derselben Intensität acht bis zehen Stunden dauert. Alle Seelenkräfte scheinen sich außerordentlich zu steigern, während sie dabei in der vollkommensten Harmonie bleiben. Die edleren Gefühle, die wohlwollenden Neigungen erlangen mehr Lebhaftigkeit und Ausdehnung; jede Ursache von Aufregung verschwindet, jede Verstimmung hört auf; die Seele scheint ihre Urnatur wieder zu gewinnen und sich ohne Anstrengung in die friedliche und heitere Region zu erheben, wo das Licht der reinen Erkenntniß glänzt.

Der Verfasser nahm anfänglich nur alle drei Wochen einmal Laudanum, und zwar gewöhnlich Donnerstags und Sonnabends. An diesen Tagen sang die Grassari, eine berühmte italienische Sängerin, in der Oper. Er verfehlte nie, dahin zu gehen, nachdem er seine Dosis Opium genommen und jeder Ausdruck scheint ihm zu schwach, um die entzückende Wirkung zu schildern, die die Musik auf ihn hervorbrachte. „Jede Partie," sagt er, „jedes Chor schien vor mir, wie auf einem reichen Tapetengemälde, mein ganzes vergangenes Leben aufzurollen. Alle Ereignisse vergegenwärtigten sich mir, nicht durch einen Act des Gedächtnisses sondern wie durch Zauberei; sie schienen mir ganz in musikalische Accorde verwandelt zu seyn und diese Metamorphose vergeistigte sie auf gewisse Weise und gab ihnen einen Anstrich von Exaltation und Erhabenheit, die jedes schmerzliche Andenken entfernte."

Ein andermal durchstreifte er London, nachdenkend über die menschliche Natur, über das Schicksal der Reichen und der Armen, über die Contraste des gesellschaftlichen Lebens — alles in einem so verklärten Lichte sehend und sich so glücklich fühlend, daß die Stunden ihm verginge, er wußte nicht wie. Aber wenn seine Extase den höchsten Grad erreichte, da floh er die Menge und suchte die Einsamkeit, um sich ganz in nicht zu schildernde Träume und selige Visionen zu versenken. Mehr als einmal begegnete es ihm, an einem Fenster, von wo er die Aussicht auf das Meer und die Stadt London hatte, vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange sitzen zu bleiben, ohne Wunsch und Bedürfniß, die Stelle zu wechseln.

„Es dünkte mich dann," sagt er, „daß ich ein Bild des Universums vor mir habe. Die Stadt London stellte die Erde mit ihren Schmerzen und ihren Gräbern vor, aber ich sah sie nur in der Ferne und gleichsam als etwas Vergangenes. Die ewige Ruhe des Oceans bot mir den Typus meines Seelenzustandes dar. Ich schwebte hoch über dem Tumult des Lebens; Aufregung, Verwirrung, die geheimen Bürden, die das Herz niederdrücken — alles war verschwunden; es war wie ein Tag des Ausruhens von dem Elend der Menschheit. Die Freuden und Hoffnungen des irdischen Lebens waren mit dem Grabe versöhnt und vereinigt und die Bewegung der Intelligenz (!) ging ohne Anstrengung und ohne Ermüdung vor sich, wie die der Gestirne am Himmel; und über diesem Allen schwebte eine tiefe Stille, die nicht von einem Zustande der Schwäche herrührte, sondern aus dem Gleichgewichte unermeßlicher, entgegengesetzter Kräfte zu resultiren schien: es war zugleich eine Thätigkeit ohne Gränzen und eine unendliche Ruhe."

Acht Jahre lang, von 1804 bis 1812, machte er von dem Opium nur mäßigen Gebrauch und seine Gesundheit litt auf keine Weise: aber 1813 trat eine große Reizbarkeit des Magens ein, die ihn nöthigte, alle Tage welches zu nehmen; und es scheint, daß die Dosis reißend schnell wuchs, denn noch vor 1816 nahm er täglich bis zu 320 Gran (?) Opium. Jetzt ändert sich die Scene, und wir sehen nun die schmerzlichen Folgen des Opiums beginnen.

„Das erste Symptom, fährt er fort, das mir eine Veränderung in meiner Constitution andeutete, war ein Zustand exaltirter Reizbarkeit und eine eigne Disposition des Auges, sich Bilder aller Art zu schaffen. Ich habe oft beobachtet, daß viele Kinder dieser Stimmung unterworfen sind und daß sie in der Dunkelheit mannichfache Phantome zu sehen glauben. Bei einigen scheint dieses von einer mechanischen Affection des Auges abzuhängen; andere haben eine Art von Gewalt über diese Erscheinungen. Ich erinnere mich, von einem Kinde, das ich darüber fragte, gehört zu haben: „Ich kann ihnen sagen fortzugehen und dann gehen sie; aber „bisweilen kommen sie, ohne das ich es ihnen sage." Es war in der Mitte des Jahres 1817 daß diese Disposition eine wahre Strafe für mich zu werden begann. Nachts, wenn ich in meinem Bette wachte, sah ich vor mir lange und prächtige Leichen-Prozessionen vorüberziehen oder ich erblickte Frise, auf welchen Geschichten ohne Ende, stets von einem traurigen und feierlichen Charakter eingegraben waren."

„Einige Umstände aus dieser Epoche meines Krankheitszustandes verdienen besonders bemerkt zu werden. In dem Maaße, wie diese schaffende Gewalt des Auges sich vermehrte, entstand eine Art von Sympathie (oder Wechselwirkung) zwischen den Visionen, die mir im Zustande des Wachens erschienen, und meinen Träumen; so daß alle Bilder, die ich willkührlich hervorrief, unfehlbar wiederkehrten, um sich mir im Schlafe zu zeigen. Was eigentlich meine Plage machte, war, daß ich mich der Ausübung dieser Visionskraft nicht willkührlich entziehen konnte. Sobald ich mich im Dunkeln befand, so verwandelten und gestalteten sich alle meine Gedanken und Erinnerungen in sichtbare Phantome; dann kehrten, durch eine mir nothwendig scheinende Verkettung, diese noch unbestimmten Skizzen in meinen Träumen wieder, aber dann mit einer Kraft und einem Glanze ausgeführt, der für mich etwas unerträgliches hatte."

„Alle meine Träume waren von einem unerklärlichen Eindrucke finsterer Melancholie und einer unaussprechlichen Angst begleitet. Jede Nacht glaubte ich in bodenlose Abgründe, in gränzenlose Finsterniß hinabzusteigen, woraus wieder hervorzugehen ich keine Hoffnung hatte, und dieser Eindruck dauerte selbst über mein Erwachen hinaus. Ich spreche übrigens nicht weiter darüber, weil ich in der menschlichen Sprache keinen Ausdruck für das finde, was ich damals empfand."

„Der Sinn der Zeit und des Raumes war auf eine sonderbare Weise afficirt. Ich sah im Traume Dörfer und Gebäude von solchen Dimensionen, daß sie das menschliche Auge nicht würde haben auffassen können. Der Raum schien ins Unendliche sich auszudehnen und zu wachsen; aber was mich am meisten ängstigte war die entsetzliche Länge der Zeit. Oft glaubte ich im Laufe einer einzigen Nacht achtzig bis hundert Jahre gelebt zu haben; ja ich hatte zuweilen eine deutliche Anschauung von der Dauer einer Million Jahre, die gleichsam über mich hinweggeschritten."

„Es ist lange her, als ich, beim Besehen der Antiquitäten von Piranesi zu Rom, Herrn Coleridge eine Reihe Zeichnungen dieses Künstlers erklären hörte, welche seine Träume während eines Fieber-Deliriums vorstellten. In einer dieser Zeichnungen sah man ein unermeßliches gothisches Gebäude, eine Menge Maschienen, Räder, Kabeltaue, Kloben und Hebel enthaltend, die die Wirksamkeit einer großen Kraft andeuteten, um einen mächtigen Widerstand zu besiegen. Den Mauern entlang erhob sich eine Treppe, und ganz oben sah man Piranesi mit Anstrengung auf derselben emporsteigen. Einige Stufen noch und die Treppe hörte plötzlich auf. Da mußte Piranesi still stehen oder in den vor ihm sich öffnenden Abgrund stürzen. Aber indem man aufwärts blickte, entdeckte man höher oben eine zweite Treppe, auf welcher abermals Piranesi eben so mühevoll emporstieg; und noch höher eine dritte Treppe und einen dritten Piranesi und so weiter fort, bis sich diese Reihe in der Dunkelheit des Domes verlor. Mit demselben unbegränzten Reproductionsvermögen arbeitete mein Geist in meinen Träumen."

„Den Wundern der Baukunst folgten eine Zeit lang Bilder von Seen und großen Flächen durchsichtigen Wassers. Diese Bilder verfolgten mich so, daß ich mir zuletzt in den Kopf setzte, daß ich die Hirnwassersucht hätte; endlich aber änderten sie ihren Charakter und statt ruhiger, spiegelgleicher Seen erblickte ich nun nur stürmische Meere und erzürnte Oceane. Damals begann, was ich die Plage der Menschengesichter nannte, eine Qual, die mich nur mit der Krankheit selbst ganz verlassen hat. Die bewegten Wellen des Oceans schienen mir plötzlich wie gepflastert oder bedeckt mit einer unendlichen Anzahl von, dem Himmel zugekehrten Menschengesichtern, mit dem verschiedenartigsten Ausdruck von Kummer, Wuth und Verzweiflung. Alle diese Gesichter tauchten auf und nieder und trieben mit den Wellen; ich selbst fühlte mich vom Sturme getragen und mein Entsetzen war gränzenlos."

Der letzte Traum, den unser Verfasser erzählt, könnte einen Pendant zu dem bekannten Traume Jean Pauls abgeben, den Frau von Staël in ihr Deutschland übertragen hat.

„Dieser Traum," erzählt er, „begann mit einer Musik, die ich oft in diesem somnambülen Zustande hörte, eine Musik, die etwas außerordentliches verkündigte und die Seele in eine ungemeine Spannung versetzte. Ihre feierliche und eintönige Harmonie erweckte die Idee eines großen Zuges oder des Marsches von unzähligen Heeren. Ein schrecklicher Tag war gekommen, ein Tag der Crisis und des entscheidenden Kampfes für die menschliche Natur, verdunkelt von einer geheimnißvollen Sonnenfinsterniß — Schrecken und Verderben im Gefolge. Ein unermeßlicher Streit, eine Schlacht, ein Todeskampf fand irgendwo statt, entwickelte sich wie ein finsteres Drama, aber ich wußte nicht wo, wie und durch wen. Das Interesse, das ich daran nahm, war um so unerträglicher, je weniger ich seine Natur, seine Ursache und seinen wahrscheinlichen Ausgang kannte. Wie dieses zuweilen im Traume geschieht, wo wir immer der Mittelpunkt von Allem sind, was vorgeht, so schien es mir, als wenn ich die Macht hätte, diesen Ausgang zu entscheiden und doch hatte ich sie nicht. Ich fühlte daß ich sie haben würde, wenn ich die Kraft hätte, es zu wollen, aber ich fühlte mich, wie von einem furchtbaren Gewicht, niedergedrückt, woron ich mich nicht losmachen konnte. Ich blieb unthätig. Darauf nahte die Crisis; die Bewegung wurde stärker; jeder ergriff die Flucht in jedem Sinne — man hörte die Fußtritte von tausend und tausend Fliehenden wiedertönen. Dann folgte tiefe Finsterniß von einzelnen Lichtstrahlen unterbrochen, in welchen mir Menschengesichter erschienen: die Züge aller derer, die mir auf der Welt am liebsten waren, standen vor mir und alles war verloren; nur ein Augenblick war uns gewährt; wir mußten auf immer scheiden. Unter Händedrücken und herzzerreißenden Schluchzen hörte man von allen Seiten wiederholen: „Leb wohl, auf ewig!" und diese furchtbaren Worte hallten noch wieder, als ich schreckenerfüllt mit dem Ausrufe erwachte: Nie will ich wieder schlafen!"

Der Verfasser, da er sein Uebel täglich wachsen sah, faßte den festen Entschluß, auf den Genuß des Opiums Verzicht zu thun und es ist ihm gelungen, obgleich mit unerhörten Schmerzen. Er fing an die gewöhnliche Dosis nach und nach zu vermindern und brachte es, nach vielen Anstrengungen, dahin, täglich nur 12 Gran Opium zu nehmen. Bald verminderte er auch diese Quantität noch und mehrere Monate hindurch begnügte er sich mit 180 Tropfen Laudanum. Von da an kam er auf 100, dann auf 60, auf 25 und endlich auf null zurück und versichert das Publicum, daß er sich, im Augenblicke, wo er dieses schreibe, gesünder als jemals fühle.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETET

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETET

№ 228 Hamburg. Sonnabend, den 13. October. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Reisen in Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland und der Türkei, auch längs den Küsten des asowschen und schwarzen Meeres ꝛc.,

vom Capitain G. M. Jones.

(Aus der Literary Gazette.)

Die Zahl der belehrenden Bücher, welche wir seit Kurzem Militairpersonen unsers Land- und Seedienstes verdanken, hat mit diesem Werke einen wichtigen Zuwachs erhalten. Der Capitain Jones hat vieles gesehen und das Gesehene gut verstanden, und sein Wissen seinem Lande durch das weit verbreitende Medium der Presse unparteiisch mitgetheilt. Wir wollen dem Reisenden nicht auf seinen Durchzügen durch Frankreich, Deutschland und Schweden folgen — welche Länder schon zu häufig und vielseitig beschrieben worden — sondern uns gleich zu ihm in die russische Hauptstadt versetzen, wo unsre Neubegierde den Genuß einer umständlichen Beschreibung des Privatpallastes der Kaiserin Catharina hat, der die Eremitage benannt worden ist, weil eins seiner Gemächer mit stummen Dienern und Tischen versehen war, die vermittelst angebrachter Federn heraufstiegen oder sich versenkten, so daß die Dienerschaft ganz ausgeschlossen und die Gesellschaft folglich ohne alle fremde Zeugen war. Dieser Pallast war ihre Lieblings-Residenz, und sie ließ darin die merkwürdigsten und kostbarsten Zierden mehrerer anderer Paläste anbringen. Darnach legte sie oft die Monarchin ab und überließ sich den Genüssen und Vergnügungen des Privatlebens. Sie setzte eigenhändig die Vorschriften auf, wie sich diejenigen benehmen sollten, die sie durch ihre Einladungen beehrte; und diese Vorschriften waren, damit niemand Unwissenheit vorwenden könne, in den Gallericen, welche zu den verschiedenen Gemächern führten, angeschlagen. Sie sind sonderbar genug und zeigen den Charakter dieser außerordentlichen Frau, wenn sie von ihrer öffentlichen Höhe herabstieg. Sie sind französisch abgefaßt und lauten in der Uebersetzung, wie folgt:

„Man setze sich wo und wann es einem gefällt, ohne sich erst hundert Mal dazu nöthigen zu lassen."

Vorschriften, welchen die Eintretenden nachzuleben haben.

„1) Ihre Würde legen sie an der Thür ab, so wie ihre Hüte und Degen."

„2) Sie sollen ebenfalls alle Ansprüche auf Etikette und jeden Stolz, wenn sie sich von diesem zuweilen incommodirt finden, kurz Alles, was nur die entfernteste Aehnlichkeit mit Präsumtion hat, fahren lassen."

„3) Sie mögen munter seyn, nur nicht lärmend, und ein jeder hüte sich, irgend etwas zu zerbrechen oder zu beschädigen."

„4) Sie mögen sitzen oder stehen, wie es ihnen gefällt, auch umher gehen, wenn es ihnen in den Sinn kömmt, ohne sich an andre zu kehren."

„5) Sie sollen nicht zuviel noch zu laut sprechen, um andrer Leute Ohren zu plagen."

„6) Sie sollen ihre Gründe ohne Hitze und Leidenschaftlichkeit vorbringen."

„7) Sie sollen weder seufzen noch gähnen, um nicht andre in der Gesellschaft anzustecken."

„8) Wenn irgend jemand eine unschuldige Belustigung in Vorschlag bringt, so sollen die andern willig zustimmen."

„9) An der Tafel mag ein jeder essen was und wie viel ihm gelüstet, nur trinke er mäßig, damit er im Stande sey, nach Hause gehen zu können."

„10) Beim Weggehen sey jeder Streit vergessen und was in das eine Ohr eingegangen, gehe zum andern wieder hinaus. Wird irgend jemand durch zwei Zeugen überwiesen, daß er irgend eine der obigen Vorschriften verletzte, so ist der Schuldige, selbst die Damen nicht ausgenommen, zu verurtheilen, daß er für jede solche Verletzung ein Glas Wasser austrinken und eine Seite des Telemach lesen muß. Wer an einem und demselben Abend drei von diesen Vorschriften verletzt, der soll gezwungen seyn, sechs Sätze des Telemach zu recitiren."

„Nachdem wir das Obige gelesen," fährt der Verfasser fort, „meine ich, daß wir uns wohl dazu eignen, die Eremitage zu betreten und ihre Schätze bewundern zu dürfen, obgleich nach dem Tode der (wenigstens im Privatleben) liebenswürdigen Gründerin die Vorschriften veraltet sind und die Hof-Etikette ihre Stelle eingenommen hat. Die Eremitage besteht aus drei Gebäuden, die Hauptfronten der Newa zugewendet. Sie sind mit einander durch Gallerien verbunden, die auf Bogen gebauet sind, welche drei Straßen bilden, die sämmtlich in die Million führen. Die ersten drei Gemächer enthalten Gemälde von verschiedenen Künstlern unter der Benennung von Tableaux de genre. In dem mittleren Zimmer steht eine fast 5 Fuß hohe Vase von violettem Jaspis. Die nächsten drei Zimmer heißen die italienische Schule und enthalten den Verschwender, ein Meisterstück von Salvator Rosa; die im Berge Aetna für Jupiter Donnerkeile schmiedenden Cyklopen; viele Bilder von der heiligen Familie, worunter manche sehr gute, ꝛc. In diesem Zimmer ziehen auch ein paar Candelaber von violettem Jaspis die Aufmerksamkeit auf sich, die fast 7 Fuß hoch sind und 20,000 Ducaten gekostet haben sollen. Dann kömmt ein den Wouvermans gewidmetes Zimmer, wo Land- und Seetruppen durch seine Meisterhand in ihrem Glanze strahlen. In diesem befindet sich auch die prächtige und wundersame Pendeluhr von Straßer, die in einer Lotterie ausgespielt und von einer armen Frau in der Nähe von Liebau, Namens Herold, unter folgenden sonderbaren Umständen gewonnen ward: Sie gab einem Offi-

zier, den die Nacht überfallen hatte, Obdach und Erfrischung, der ihr, da er ohne Geld war, ein Loos als Zahlung ihrer Mühe und Kosten für seine Bewirthung aufdrang, das er schon eine Zeitlang im Besitz gehabt, und welchem nun der gedachte kostbare Gewinn zufiel. Die gute Alte, die entweder gar keinen Begriff von dem Dinge hatte, oder der dessen Schicksal unbekannt blieb, meldete sich nicht zur Erhebung des Gewinnes, obschon derselbe schon wiederholentlich in den öffentlichen Blättern angezeigt worden war. Endlich sah ein Inspector einige ihrer Kinder mit einem Stückchen Papier spielen, in welchem er bei näherer Ansicht die schon lange nachgeforschte Nummer erkannte, wodurch die alte Frau in den Besitz der Uhr kam, die sie dann der Kaiserin für 20,000 Silb. Rubel baar und einer Pension von jährlich 1000 Rubeln auf Zeitlebens verkaufte. Merkwürdig dabei ist noch der Umstand, daß man von dem beherbergten Reisenden nie wieder etwas in Erfahrung hat bringen können, obgleich die gute Frau sich alle mögliche Mühe gegeben hat, ihn ausfindig zu machen, um ihr gutes Glück mit ihm zu theilen. Das Aeußere der Pendeluhr stellt einen antiken Tempel in griechischer Baukunst dar, in welchem sich zwei Orchester befinden, die, einander begleitend, mehrere hübsche Musikstücke von Mozart und Haydn executiren. Das Liebliche und harmonische der Töne, besonders im Adagio, möchte einem glauben machen, die geschicktesten Musiker hätten sich versammelt gehabt, um dieses wahrhaft göttliche Werk zu Stande zu bringen."

„Der nächste Saal ist dem Teniers gewidmet und enthält mehrere seiner größten und besten Gemälde, vor allem eine holländische Küche, Cuisine de Rembrandt betitelt. Dann folgen die Gallerieen von Berghem und Rembrandt, worin sich auch das musikalische Bureau des Hauses befindet, das der Kaiser mit 20,000 Rubeln bezahlt hat. Das ovale Gemach enthält ein sehr schönes Bildniß Catharinens in Lebensgröße von Lampi, das auch äußerst ähnlich seyn soll. Man hat Catharinen als besonders auffallend durch die Majestät ihrer Haltung, ihre sprechenden Züge, in welchen sich gleichzeitig Scharfsinn, Gerechtigkeit, Muth, Menschlichkeit und Großherzigkeit ausdrückten, beschrieben, während ihr hohes Vorhaupt ein scharfes Gedächtniß, eine feurige und fruchtbare Einbildungskraft und eine außerordentliche Intelligenz bekundete. In diesem Zimmer sind auch die Büsten von Cheremetoff, Romanzov, Souwarof, dem Admiral Tschitschagof, Potemkin und Orloff Tschesminsky aufgestellt; alles sehr schöne Stücke der Bildhauerei. Oben ist eine Bibliothek von russischen Büchern, die Catharine für ihre Domestiken bildete, um, wie sie sich äußerte, ihnen den Teufel vom Kopfe abzuhalten. Es enthält auch eine große Sammlung von Kupferstichen, die, gleich den in England nach den kostbarsten antiken und modernen Steinen angefertigten Abdrücken, unter Verschluß gehalten werden. In dem nächsten Zimmer befindet sich eine große Sammlung von Medaillen und Münzen. Eine große Gallerie enthält die französische Schule, die aber leider eine schlechte Beleuchtung hat. Der Gichtbrüchige von Greuse verdient Beachtung. Zunächst kömmt die holländische Schule von Paul Potter, Gerard Dow, Mucheron, Vandermeer ꝛc. Dann folgt das Modell des Hauses, das Peter der Große zu Sardam bewohnte, und das Bildniß seines Wirthes. Von hier aus gelangt man in den Wintergarten, der ein großes Viereck einnimmt, welches Lorbeeren- und Orangenbäume enthält, die in den strengsten Wintern grün und blühend erhalten werden. Hänflinge und Kanarienvögel fliegen umher, wie im Stande einer völligen Freiheit."

„Dicht an den Wintergarten stößt der Sommergarten, der 350 Fuß Länge, bei 70 Fuß Breite hat. Große Birken, Ahorn und andre Bäume bilden vier dickbeschattete Alleen, in deren Mitte die schönsten Blumen stehen. Nach der Größe und dem Alter dieser Bäume wird es einem schwer, zu glauben, daß sie in einem künstlichen Boden, 42 Fuß über dem Land, oder dem Grund umher, gewachsen sind. Ein Cabinet enthält außerordentlich saubere Arbeiten von Elfenbein und Fischbein, hauptsächlich aus Archangel. Drei Gallerieen umfassen die Werke Ruben's und Vandyk's. Das Theater ist klein und amphitheatralisch; die kaiserliche Familie hat ihre Plätze im Hintergrunde, auf Stühlen. Hinter dem Theater kömmt die Raphael-Gallerie, vor deren Fenstern ein reiches Mineralien-Cabinet aufgestellt ist. Die spanische Gallerie prunkt mit Murillo in all seiner Glorie."

„In dem Diamanten-Cabinet ist auf Befehl der verstorbenen Kaiserin Catharina alles Merkwürdige zusammen gebracht worden, was in den verschiedenen kaiserl. Cabinetten zu Petersburg und in dem zu Moscau, Orujuinaia Palata genannt, zu finden war. Es ist alles ein äußerst reicher Schmuck in Diamanten, Edelsteinen und Perlen; einige der letzteren sind von ungewöhnlicher Größe, von mehr als einem Zoll im Durchmesser. Manche von den Kostbarkeiten sind merkwürdig wegen ihrer Kleinheit und niedlichen Ausarbeitung. In demselben Cabinette befindet sich auch das bewundernswürdige mechanische Werk, das unter dem Namen Paons-Uhr bekannt ist. Sobald das Glockenspiel beginnt, wendet sich der Pfau nach der Seite der Zuschauer und entfaltet majestätisch seinen prachtvollen Schweif, der Hahn krähet, und die Eule verdrehet die Augen; der Käfig dreht sich nach dem Schalle kleiner Glocken herum, während ein junges Weibchen jede Secunde auf einen Pilz hüpft, in welchem der Mechanismus der Uhr verborgen ist. Dieselbe ist in England von dem berühmten Cock gemacht und im Jahr 1780 von dem Prinzen Potemkin gekauft worden, der seiner kaiserlichen Gebieterin ein Geschenk damit machte."

„In dem anstoßenden Zimmer ist das berühmte Gemälde Paul Potters, bekannt unter dem Namen La Vache ꝛc. Dieses famöse Meisterwerk war auf Bestellung einer Fürstin gemacht worden, die es aber, als sie die indecente Darstellung erblickte, sofort dem Künstler zurücksandte, von dessen Wittwe es der Landgraf Friedrich von Hessen-Cassel hernach erstand und ihr dafür mit Einschluß von einem Dutzend kleinerer Bilder 20,000 Gulden zahlte. Er war ein so leidenschaftlicher Liebhaber der Künste, daß er sich nie von diesem kleinen Cabinette trennen wollte, obgleich ihm, wie versichert wird, einige Engländer den vierfachen Werth dessen, was es ihm gekostet, dafür geboten haben sollen; auch erlaubte er es nur dem berühmten Maler Thornes, eine Copie davon zu machen, was denn die einzige seyn soll, die es giebt. Ein andres Bild von Paul Potter, in demselben Gemache, ist nicht minder merkwürdig wegen der Schönheit seiner Ausführung, als wegen der Zahl der Verschiedenheit der Gegenstände, die er darin angebracht hat. An den Seiten, in kleinen viereckigen Räumen, sind verschiedene Jagden dargestellt; und in der Mitte, in zwei rechtwinkeligen Oblongen, hat der Künstler einen Mann und dessen Hund dargestellt, über welche Thiere zu Gericht sitzen und das Urtheil sprechen. Man weiß nicht, ob man mehr die hohe Vollendung des ersten Feldes, oder die muntre und begeisterte Harmonie im zweiten bewundern soll. Alle die Officia, die er den Thieren angewiesen, stimmen vollkommen mit den ihnen eigenthümlichen Charakteren überein. Die Bären und die Wölfe haben als Polizei-Agenten, die ersteren einen Schäfer, die letzteren mehrere Hunde, als unversöhnliche Feinde der wilden Thiere, vor das Tribunal des Löwen geschleppt, der auf einem Hügel sitzt und ein Scepter in der Pfote hält. Der Elephant und der Tiger hören, als seine Minister, den armen Schäfer ab, während ein Fuchs den Secretair macht und seine Antworten zu Protocoll bringt u. s. w. Das zweite Feld zeigt die Ausführung des königlichen Spruches und den dadurch den Thieren gewordenen Triumph. Die Bären braten den Schäfer am Spieße und hängen die

Hunde an einem Baum auf. Eine humoristische Scene gewährt der Tanz der Affen, und auch in den geringfügigsten Dingen ist der Pinsel des Meisters nicht zu verkennen."

„Die Antiken und Kameen sind in Cabinette geordnet, die eine kegelartige Form haben, mit schwarzem Sammt eingefaßt und mit Glas bedeckt sind. Sie sind sämmtlich in Gold gefaßt, und kleine bronzene Etiketten daran weisen die Zeit nach, wann sie angeschafft wurden. Unter den Antiken ist eine merkwürdige, welche die verstorbene Kaiserin Josephine Alexander geschenkt hat. Sie ist auf einem Sardonix von ungewöhnlicher Größe geschnitten und stellt die Büsten Ptolomäus Philadelphus, Königs von Aegypten, und seiner Gemahlin Arsinoe, einer Tochter des Lysimachus, dar. Sie besteht aus drei Lagen, wovon die untere oder die Basis braun, die mittlere milchweiß und die oberste caffeefarben ist. Die Köpfe sind aus der mittleren Lage, das Haar und auch des Ptolomäus Panzer und Helm aus der oberen herausgeschnitten. Der König ist in der Blüte seines Alters und sein Gesicht zeuget bei vollkommner Schönheit von großem Verstand. Ptolomäus bestieg den Thron 284 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und diese Kamee ist eine der wenigen antiken Steine, die aus so ferner Zeit auf uns gekommen sind. Einst zierte sie das Museum des Herzogs von Gonzago, zu Mantua, von welchem sie in die schöne Sammlung Christinens von Schweden und hernach in die Hände der Familie Odescali zu Rom überging; wie Josephine zu ihrem Besitz gekommen, ist noch unbekannt. Außer dem eben beschriebenen giebt es hier noch Kameen jeden Styles, jeder Schule, und aller Steinarten. In demselben Zimmer befinden sich drei silberne Gefäße, die im Jahre 1812 an den Ufern des Pruth in der Moldau beim Ausgraben eines kleinen Hügels gefunden worden sind. Sie sind aus hohem Alterthum, und stellen den Kampf der Amazonen wider die Athenienser dar. Auch sieht man hier einige goldne Kostbarkeiten, die zur selben Zeit gefunden worden, so auch werthvolles und sonderbares Geräth, das aus einem Hügel bei Kertsch, in der Krimm ausgegraben ist, daneben aber auch ein paar moderne Meisterwerke der Bildhauerkunst, nämlich den Paris und die Satarelle von Canova. Ich muß hier meine Beschreibung der Schätze dieses außerordentlichen Pallastes schließen, zu welchem sowohl Fremde als Einheimische leicht zugelassen und von eigends dazu angestellten Leuten, die ausgezeichnet höflich und mit einer kleinen Erkenntlichkeit zufrieden sind, umhergeführt werden. Bei unserm Besuche der Eremitage war es, wo man uns sagte, es gälte hier zu Lande für eine grobe Beleidigung des Herrn vom Hause, wenn man bei ihm in einem Oberrocke einträte, weil es dann aussähe, als halte er seine Zimmer nicht gehörig warm — eine Sache, worin sie ihren Stolz setzen; auch hat jedes Haus ein Gemach, wo man bei der Ankunft seinen Oberrock oder Mantel ablegen und ihn beim Weggehen wieder anlegen kann."

Nicht weniger merkwürdig als die Eremitage als Ort fürstlichen Vergnügens ist, sind die Bäder in Petersburg es in ihrer Art als Volks-Recreation. Ueber diese erzählt uns der Capt. Jones Folgendes:

„Nachdem wir so vieles von den russischen Bädern gehört und gesehen hatten,*) entschlossen wir uns, sie auch einmal zu versuchen, obgleich unsre ärztlichen Freunde und andre uns davon abriethen, von welchen viele in Rußland geboren und alt geworden waren, ohne dieses Experiment je mitgemacht zu haben. Wir begaben uns nach demjenigen, das für das beste in der Stadt gilt, und wie es darin zugeht, das will ich nun umständlich beschreiben. Die Bäder sind zur Zeit nur für einen Badenden eingerichtet. Erst tritt man in ein mäßig geheiztes Ankleidezimmer, das mit Polstern und Toiletten-Bequemlichkeiten versehen ist. Sobald man sich entkleidet hat, wird man durch einen faselnackten Wärter in das, ziemlich geräumige Badezimmer geführt,**) in welchem sich eine Bank, einer Pritsche ähnlich, mit einer kleinen Erhöhung für den Kopf, befindet. An der entgegengesetzten Seite ist eine zweite, höhere Bank, zu welcher mehrere Tritte hinauf führen, und die hernach benutzt wird. Im Bade herrscht eine bedeutende, jedoch nicht erdrückende Hitze, und es münden mehrere Röhren dahin aus, die eiskaltes und kochendheißes Wasser enthalten. Hier angelangt, setzt man sich zuvörderst auf die ersterwähnte Bank, während der Wärter Seifenschaum bereitet und einem tüchtig den Kopf wäscht; ist er damit fertig, so nimmt er ein Bündel in der Gestalt eines Quastes von Bast, tunkt diesen in Seife und heißes Wasser, und heißt einem nun sich niederlegen, wonach man auf beiden Seiten damit abgerieben wird. Ist dies geschehen, so erhebt man sich wieder, und wird nun mit lauwarmem Wasser abgespült. Darnach bindet er einen Büschel Birkenblätter zusammen, und weiset einen an, die Stufen hinauf zur zweiten Bank zu gehen. Ist man dort, so gießt er Wasser auf heißes Eisen,**) was denn einen solchen Dampf oder Dunst erzeuget, daß es fast unmöglich ist die Hitze auszuhalten; hier muß man sich abermals der Länge nach ausstrecken und er wiederholt mit den Birkenblättern die nämliche Operation, die er schon vorher mit dem Bastquast gemacht hatte, nur daß der Bursche, wenn man vor Hitze Angst und Weh schreit und um Erlösung bittet, während man es doch nicht wagt den Kopf in die Höhe zu erheben — weil die Dämpfe aufwärts steigen und also die Hitzegrade mit jedem Zoll nach oben zunehmen — eine kalte Unbefangenheit affektirt, und über das Stöhnen des Aengstlichen lacht oder gar dazu ein Stückchen singt. Ist man nun endlich erlöset, und springt so schnell als nur möglich die Stufen hinab, um aus einer Hitze herauszukommen, die mir den Glühgrad zu haben schien und von der ich glaubte sie hätte mir die Haut abgesengt, so weiß der Teufelskerl den rechten Augenblick abzupassen um einem, wenn man kaum wieder auf den Beinen ist, mehrere Eimer kaltes Wasser über den Kopf zu gießen. Der erste Eimer giebt dem Badenden einen unerwarteten und heftigen Ruck, von welchem er sich jedoch gleich wieder erholt, und der zweite giebt eine höchst liebliche Wärme, ein wahres Elisium-Gefühl, das man immer zu behalten wünschen möchte;***) damit aber die Ausdünstung nicht zu lange unterbrochen werde, wird das Bad wieder zu einer höheren Temperatur gebracht, und haben sich die Poren wieder geöffnet und ist die Transpiration wieder im Gange, so ist das russische Bad vollendet, man kehrt

*) Auch Hamburg erfreuet sich jetzt zweier solcher, zur Heilung mancher Krankheiten unschätzbar nützlicher Anstalten, von welchen die erste, von unserm schon als Arzt sehr verdienten Mitbürger, Herrn Dr. Barries, unter der Benennung Alexander-Bad begründet, selbst nach dem Zeugnisse geborner Russen, ganz vorzüglich zweckmäßig eingerichtet ist und von ihrem unermüdeten Stifter noch immer mehr vervollkommnet wird, wie das in diesen Tagen daselbst zu eröffnende zweite Bad, das Orientalische genannt, bekundet. Anm. d. Red.

*) Hiernach scheint es, daß man in Rußland nicht, wie in unserm Alexander-Bade, ein geheiztes Verbindungs-Cabinett zwischen dem Bade und dem Aus- und Ankleidezimmer hat, wo man nach dem Austritt aus dem Bade abgetrocknet wird. Anm. d. Red.

**) Soll wohl heißen: auf die erglühten Steine im Ofen. Anm. d. Red

***) Diese rohe Behandlungsweise ist uns hier ganz unbekannt. Im Alexander-Bade hat man die Uebergießungen gradatim: Erstens durch sommerwarmes Wasser vermittelst Brausen- oder Sturzgefäßen. Zweitens durch ein in der Decke angebrachtes kaltes Regen-, Strahlen- und Sturzbad. Diese gewiß sehr treffliche Einrichtung soll bis jetzt noch nirgends anders in Deutschland bei den russischen Bädern angebracht seyn. Anm. d. Red.

zum Ankleidezimmer zurück, hüllt sich gut ein, fährt zu Hause, legt sich, ziemlich erschöpft, eine Stunde zu Bett, *) und steht dann ganz gestärkt und munter wieder auf. Ich habe wirklich, zwei Stunden darauf, einem großen Schmause beigewohnt und mit dem größten Appetit gegessen. Der Preis eines Privatbades ist 2½ Rubel, und einen habe ich dem Wärter gegeben."

„Die gemeinen Bäder, **) die bloß aus großen, stets mit Dampf gefüllten Gemächern bestehen, kosten von 10 bis 50 Kopeken. Die Badenden in diesen nehmen sich ihre Birkenblätter mit und frottiren sich gegenseitig; da sie aber im Innern kein kaltes Wasser haben, so werfen sie sich entweder in einen Fluß, oder sie wälzen sich, wenn es Winter ist, auf dem Hofe im Schnee, wonach sie, um die Ausdünstung wieder herzustellen, auf ein paar Augenblicke in das Bad zurückkehren. Darnach kleiden sie sich an und gehen zu Hause oder bleiben auch ohne weiteres in der Kälte. Das muß die Gewohnheit machen, denn für einen Fremden würde es sicherlich höchst gefährlich seyn, sich nach einer solchen Erhitzung der Einwirkung der freien Luft auszusetzen. Es ist ein Glück, daß die griechische Religion eine Reinigung vor dem Besuch der Kirche vorschreibt, und daß dieser Besuch wöchentlich zwei Mal statt findet, wodurch die niedrigere Volksclasse sich denn gesund und reinlich erhält, was sonst, bei der langen Zeit, die sie ihre Kleidungsstücke am Leibe tragen, unmöglich seyn würde. Im Ganzen muß ich übrigens bemerken, daß es bei diesen Bädern unzarter hergeht, als man es in einer civilisirten Gesellschaft denken sollte; und doch sind sie in den letzten Jahren sehr gebessert worden. Ursprünglich ward auf die Geschlechtsverschiedenheit gar keine Rücksicht genommen, und beide Theile gingen gemeinschaftlich ins Bad und leisteten sich darin gegenseitige Hülfe. An manchen Orten ist es noch jetzt so, und überall wird es nicht für unanständig gehalten, daß man in den Hof eintritt, wo die Frauen sich kalt waschen, und die darüber gar keine Schaam zu kennen scheinen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin;

von Dieudonné Thiebault.

Vierte Auflage.

Herausgegeben von seinem Sohne, dem Generallieutenant Baron Thiebault. Paris 1827.

(Fortsetzung. M. s. No. 223 d. Bl.)

Wir können uns nicht enthalten, aus diesem interessanten Werke noch den Abschnitt großentheils mitzutheilen, der

Alter, Kränklichkeit und Tod (Friedrichs)

überschrieben ist.

„Die letzten Lebens- und Regierungstage Friedrichs bieten wenig Anekdoten dar: er lebte viel zurückgezogener, aber immer gleich beschäftigt. Er hatte auf die Musik verzichtet, nachdem er einen Theil seiner Zähne verloren; selbst die Dichtkunst hatte er aufgegeben. Seine alten Freunde waren, einer nach dem andern, von dieser Welt verschwunden. Er war nur von Rückerinnerungen umgeben und seine Gesellschaft bestand fast nur noch aus einigen Stichblättern seines Witzes, den er seit langer Zeit bereits an ihnen erschöpft hatte, und aus einigen alten Dienern, die mehr durch die Zeit, an welche ihr Anblick erinnerte, als durch sich selbst, interessant waren. Ich kann davon nur ausnehmen die, immer geliebten und immer willkommenen, Prinzen von Braunschweig; einige Generale, die so viele Dienste, Gefahren, Strapatzen und ausgezeichnete Thaten dem Könige theuer machten; den Baron von Herzberg, den Grafen von Görtz und den Marquis von Lucchesini. Friedrich fühlte übrigens, daß seine Kräfte abnahmen, und, immer mit seiner Rolle beschäftigt, bot er alles auf, diese körperliche Schwäche fremden Blicken zu entziehen."

„Man behauptet, daß, wenn er vor seinen Truppen oder überhaupt im Publicum erschien und ein wenig blaß oder matt aussah, er nie versäumte, etwas roth aufzulegen. Wenn er in der Unterhaltung einige Schwäche, Langsamkeit oder Unthätigkeit des Geistes fühlte, fuhr er mit der Hand wie maschinenmäßig in die Westentasche, um sich mit einigen Pfeffermünzküchelgen aufzuregen, was ihm nicht immer gelang, den Augen derer, mit denen er sprach, zu verbergen."

„Was in dieser letzten Periode seines Lebens das merkwürdigste war, und was ich sehr gewiß von denen weiß, die ihn genau und bis zu seinem Tode beobachtet haben, ist, daß er in keinem Grundsatze geschwankt oder sich verändert hat, zu welchem er sich früher bekannt. Diejenigen, welche gesagt haben, daß er zu jener Zeit sich religiösen Principien angenähert und Reue gezeigt, sie früher nicht befolgt zu haben, sind Betrüger oder Betrogene gewesen. Die Wahrheit ist, daß Friedrich, der stets tolerant war, damit endigte, es ohne Sarcasmen zu seyn; daß er viel weniger als sonst von diesen Gegenständen sprach; und daß er den Tod nahen sah und sich dem Gesetze der Natur unterwarf mit aller der Geistesstärke und Seelenruhe, die man von einem so großen Manne erwarten konnte."

„Er hat seine Staaten bis zum letzten Augenblicke beherrscht und wenige Minuten vor seinem Tode wollte er noch einen Brief an Herrn von Launay unterzeichnen; aber schon verließen Gesicht und Hand ihn und seine Unterschrift war nichts weiter als ein Tintenfleck. Herr von Herzberg, sein alter und treuer Diener, brachte die letzte Nacht bei ihm zu und empfing, gegen drei Uhr Morgens, seinen letzten Seufzer. Er war es, der den Prinzen Friedrich Wilhelm, Neffen und Erben des großen Mannes, von dessen Hinscheiden benachrichtigen ließ. Der neue König erschien fast augenblicklich und fand Herrn von Herzberg in Thränen bei der Leiche, die eben eine Seele verlassen hatte, des Bedauerns und der Bewunderung künftiger Jahrhunderte würdig. Der neue König, gerührt von diesem Anblick und seinen eignen Schmerz dem eines so treuen Ministers beigesellend, nahm seinen schwarzen Adlerorden von der Brust und hing ihn ihm, als dem desselben würdigsten um, ihn zugleich in den Grafenstand erhebend: dieser Zug machte sowohl dem Herrn von Herzberg, weil er diese doppelte Auszeichnung verdiente, als dem neuen König gleiche Ehre, der seine Thronbesteigung durch keine Handlung hätte bezeichnen können, die geeigneter gewesen wäre, ihm den Beifall aller Preußen zu erwerben."

„So verlor Europa einen der größten Männer, die es jemals besessen. — Hannibal, Alexander, Marius, Sylla, Mithridates, Cäsar, Karl der Große, Ludwig XI., Condé, Turenne, Villars, Peter der Große waren große Männer, ob man gleich dem einen Hinterlist, dem andern ausschweifende Ueberspannung, dem dritten und vierten eine ungezügelte Ehrsucht, dem fünften wilde Grausamkeit, Cäsar mehr Verstellung als

---

*) Daß dies nicht immer nöthig ist, wissen wir aus Erfahrung.
Anm. d. Red.

**) Viele der in Deutschland bereits angelegten Bäder scheinen leider auch mehr nach den Mustern jener der geringern Volksclassen in Rußland eingerichtet zu seyn und unterscheiden sich daher durch eine Art von Backofen, die ins Zimmer hineintreten, so wie durch niedrige und kleine Gemächer von den feinern und bessern Bädern in Petersburg und Moscau, mit welchen sich unser Alexanderbad nicht allein messen kann, sondern sie, wie schon gesagt, in manchen Bequemlichkeiten und nützlichen Vorkehrungen noch übertrifft.
Anm. d. Red.

Größe, Karl dem Großen zu wenig Voraussicht, Ludwig XI. zu große Leichtgläubigkeit, Condé zu viel Stolz, Turenne zu viel Schwäche, Villars Geiz und Eitelkeit, endlich Rußlands Helden den barbarischen Charakter der Vorzeit vorwerfen kann. *) Der große Mann ist immer ein Mensch und folglich nicht ohne Fehler; aber der ist der größte, der, ungeachtet seiner Mängel, sich durch Eigenschaften über die andern erhebt, welche geeignet sind, mächtig auf das Geschick von Nationen einzuwirken. Diese Eigenschaften setzen erhabene Tugenden, einen heroischen Charakter und außerordentliche Talente voraus: in meinen Augen ist es klar, daß Friedrich alle diese Erfordernisse in sich vereinigte."

„Der erste Fehler, den wir an ihm bemerken müssen, ist die äußerste Lebhaftigkeit, die ihn zuweilen gewagte, gefährliche und selbst schädliche Beschlüsse fassen lassen konnte, aber ihn auch, unterstützt von seinem Genie, so oft mit Ruhm aus drohenden Lagen hat hervorgehen lassen, wo alle langsamer Handelnde unterlegen haben würden. Die Krieger, die seine Feldzüge studiert haben, stimmen alle darin überein, und dies würde allein hinreichen, ihn als einen Mann von Genie zu bezeichnen, daß er nie größer gewesen sey, nie bewundernswürdigere Hülfsmittel entwickelt habe, als wenn er einige Fehler oder Unfälle wieder gut zu machen hatte, die ihn dem Untergange nah brachten."

„Der zweite Fehler Friedrichs war sein entschiedener Geschmack für Spott und Satyre, in welchen ich übrigens oft nur geistige Gewandtheit und Klugheit gesehen habe."

„Aber außer diesen beiden Fehlern oder Gründen, ihn zu tadeln, welche könnte ich noch ihm vorwerfen oder anführen?"

„Wird man sagen, daß er geizig war? er, nur ein Freund der Ordnung; er, der nur aus Nothwendigkeit sparte, und der gleichwohl so viele kostspielige Baue, Verschönerungen und Verbesserungen zu Stande brachte; er, der seinen Unterthanen so viel Gutes that und der mit so hohem Sinne zu Herrn von Lannay sagte: „Ludwig XV. und ich, wir „sind ärmer als irgend einer unserer Unterthanen geboren: denn unter „diesen sind wenige, die nicht einiges ererbtes Vermögen haben, und „wenigstens können die, welche keins erben, welches erwerben: Ludwig XV. „aber und ich, wir haben nichts und können nichts erwerben, was nicht „dem Staate gehörte. Wir sind nur die Verwalter des öffentlichen „Besitz- und Reichthums; das ist unsere einzige Rolle. Wenn wir in „dieser Eigenschaft nehmen können, was unser Aufwand erheischt, so ist „das doch nicht mehr, als wozu uns Staatsrücksicht autorisirt; gehen „wir darüber hinaus, so werden wir untreu und strafbar."

„Wird man sagen, daß er hart und grausam gewesen, dieser König, der nur den Grundsätzen der Festigkeit und Beständigkeit treu blieb, die er sich selbst gemacht? Wer hat die Strenge der Gesetze mehr gemildert als er? Ich habe schon bemerkt und muß es wiederholen: er ist in Strafen nie unerbittlicher gewesen, als es ihm nothwendig geschienen hat, um die militairische Mannszucht, die Anwendung der Gesetze, die Treue in Verwaltung seiner Finanzen und die Discretion in seinen politischen Verhältnissen aufrecht zu erhalten und zu sichern. Außer diesen vier Puncten, in welchen selbst er bisweilen noch Nachsicht bewiesen, welcher, und zwar selbst regierende Monarch hat je weniger gestraft oder die Strafen mehr vermindert? Er schien alles verzeihen zu wollen, wenn nur die öffentliche Ordnung nicht darunter litt."

„Wird man sagen, daß er in seinem Hasse oder seinen vorgefaßten Abneigungen unversöhnlich war? Ich bin hier der Wahrheit ein Bekenntniß schuldig: ich habe eine tiefe Verachtung gegen viele Personen an ihm gesehen; aber Haß habe ich nur gegen den Herzog von Choiseul bemerkt: ja, gegen diesen war sein Haß unbegränzt. Es durfte nur der Name genannt werden, um seine Wangen mit höherem Rothe zu färben. Er betrachtete ihn zugleich als seinen persönlichen Feind, und als Feind seines Königs und Frankreichs. Wie es nun auch mit dieser letzten Meinung sich verhalte, wer könnte leugnen, daß dieser Herzog Friedrich viel Uebles zugefügt, indem er Frankreich mit dem Hause Oesterreich verband?

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir überlassen dem eignen Urtheil des Lesers die Auswahl der obengenannten Männer, die ihnen gemachten Vorwürfe und endlich den Vergleich derselben mit Friedrich zu würdigen, weil die Erörterung dieser drei Puncte — eine eigne Abhandlung erfordern würde. Anm. d. Red.

Lucubrationen eines Staatsgefangenen,

niedergeschrieben in dem Criminalgefängnisse zu Turin, in der Citadelle von Mailand, der Frohnfeste zu Baireuth, der Stadtvoigtei zu Berlin und dem Polizeihause zu Wien,

zum Druck geordnet in der dänischen Festung Friedrichsort.

Diese Schrift hat Herrn Wit, genannt von Dörring, zum Verfasser und ist den von uns beurtheilten und excerpirten Denkwürdigkeiten desselben um kurze Zeit vorausgegangen. Man kann diese kleine Flugschrift aber nicht bloß als Vorläufer und folglich als vorbereitend betrachten, sie ist selbst als das absichtlich oder zufällig Fragmentarische des späteren Werkes ergänzend und manche Dunkelheit darin erläuternd anzusehen. Deshalb halten wir es für Pflicht, auch auf sie alle diejenigen aufmerksam zu machen, die sich für die von uns in Nr. 225 u. 226 d. Bl. angezeigten Memoiren interessirt haben und geben aus einem Abschnitte derselben, „Betrachtungen über Schriftstellerei und Preßfreiheit, namentlich in Deutschland," folgende Probe:

„Den deutschen Fürsten war es im vorigen Jahrhundert ziemlich gleichgültig, welchen Gang die politische Literatur in ihren Landen nahm; sie waren der Anhänglichkeit ihrer Völker gewiß, sie regierten im Einklange mit der öffentlichen Meinung, und es fiel ihnen daher auch nicht ein, das Volk durch Schriften bearbeiten zu lassen. Das Geschäft, Aufklärung durch die Presse zu verbreiten, überließen sie, in völliger Sorglosigkeit, hergebrachter Weise der Gelehrtenzunft. Die Aristokratie hatte sich, wie schon gedacht, aller Ansprüche, durch die Presse ihren Einfluß zu vermehren, willig begeben, und so entsprang denn ein Gelehrten-Monopol, welches, wie bei allen Monopolen der Fall ist, dem Staate Unglück brachte. Eigentlich war es der dritte Stand im Ganzen, dem das Schreiben anheimfiel; allein die Gelehrten haben sich nun einmal zum Repräsentanten desselben constituirt. — Der französischen Revolution und deren Folgen, namentlich der Auflösung des deutschen Reichsverbandes, war es vorbehalten, die traurigen Folgen einer solchen ausschließlichen Gelehrtenherrschaft an den Tag zu bringen. Jetzt erst, wo das gemüthliche, seit dem Hubertsburger Frieden neu begründete, Zusammenstehen deutscher Fürsten und Völker gewaltsam zerrissen wurde, wandelte sich der, früherhin bloß theoretische Einfluß der Gelehrten in einen mehr practischen um. Der Ländertausch, dieser europäische Menschenhandel, wurde Mode, und mit ihm nahm der Sinn für Legitimität im Volke ab; denn nicht allein die Kirche, auch der Staat bedarf des Glaubens. Jener Sinn für Legitimität, jene Anhänglichkeit an das Hergebrachte, und namentlich an das angestammte Fürsten-Haus, macht die religiöse, zum Bestehen unentbehrliche Basis des Staates aus, und gab in Deutschland das natürliche Gegengewicht ab, gegen jene Gelehrtenherrschaft. Der gebildete Mittelstand, der Kern des Staates, hatte früherhin wohl den abstracten Ideen der Gelehrten zugehorcht, allein gleichsam nur zum Spaße; denn nie kam ihm der

Gedanke, jene Ideen realisirt zu wünschen, das abstractum in ein concretum zu verwandeln. Die Masse wird gemeiniglich mehr durch Gefühle, als durch Begriffe bestimmt, und Gottlob! daß dem also ist, da es den Verführern schwerer wird, das Herz als den Kopf der Menge zu berücken."

„Die Jahre der Knechtschaft, die nun über Deutschland kamen, wandelten dies alles. Jetzt, wo der Deutsche keine Befriedigung mehr im thätlichen Leben fand, begann er in Büchern und Systemen zu leben; denn das Interesse am ideellen Seyn nimmt — wie gesagt — in eben dem Maaße zu, wie das am reellen abnimmt. So lange das Volk glücklich war, hatte es sich wenig um die Formen bekümmert, die ihm diese seine glückliche Lage verbürgten; es betrachtete sich gewissermaaßen als identisch mit der Regierung, und es fiel ihm daher auch nie ein, seine Rechte von derselben getrennt, ja gar im Gegensatze zu derselben zu betrachten. Jetzt, wo Viele fremden Herrschern anheimfielen, jetzt löste es sich wie Schuppen von ihren Augen."

„Aus dem Jammer und Elende der wirklichen Welt flüchtete der edlere Deutsche sich in die selbst geschaffenen elysischen Gefilde einer geträumten hinüber. Verschiedene Männer, deren Leitung bedeutende Völker anvertrauet waren, sahen dieses mit Freuden; anstatt den Deutschen emporzurütteln aus seinen utopischen Träumen, bestärkten sie ihn noch darin, damit endlich der Wunsch nach politischer Freiheit, vereint mit dem nach politischer Selbstständigkeit, jene Fesseln sprengen möchte, die Alle knirschend nur trugen. Der Wunsch nach National-Selbstständigkeit allein vermochte nicht, solche Wunder zu bewirken. Der Deutsche kennt nicht jenes feurige Nationalgefühl, welches den Spanier, Franzosen, Engländer und Italiener begeistert; die Reformation hat das Wenige, was noch etwa davon vorhanden gewesen, vernichtet, indem sie ein Nord- und Süd-, ein katholisches und protestantisches Deutschland schuf."

„Bei der vielfachen Zerstückelung Deutschlands, bei den Miniatur-Staaten in selbigem, konnte der Einwohner seine Zuneigung, seine Anhänglichkeit nicht, wie andere Völker, seinem Vaterlande, er mußte sie seinem Fürsten zuwenden. Der Deutsche, d. h. der Hesse, der Sachse, der Preuße ꝛc., nannte seine Fürstenliebe, Vaterlandsliebe, legitimer Sinn und Patriotismus waren Eins. Die obengedachten Ursachen: der Ländertausch, das ungerechte Benehmen einzelner Herrscher, das Aufdrängen fremder Gebieter, das Mediatisiren u. s. w., hatten diese seine Anhänglichkeit gemildert, ja zum Theil, da ihm der Gegenstand seiner Liebe entzogen war, ganz vernichtet. Man bedurfte daher eines neuen Reizmittels, und dieses gab das Leben in jener Geisterwelt, dieses gaben die liberalen Ideen ab. Man bearbeitete ganz systematisch die gebildete Jugend, man machte das Gericht selbst den niedern Klassen genießbar, und bedachte nicht, welch ein gefährliches Wagespiel man hiedurch spielte."

„Endlich brach in Osten das Morgenroth hervor und die Nacht begann zu schwinden. Die obengedachten Männer forderten die Deutschen nun auf, ihre ideelle Welt zu verwirklichen, appellirten somit gewissermaaßen an die Souverainität des Volkes; — und der Zauber bewieß urplötzlich seine Macht, die Deutschen wurden durch die Idee unbesiegbar, so wie früherhin die Franzosen es gewesen; wie denn die rein-physische Gewalt nie auf die Dauer ohne Hülfe einer moralischen zu bestehen vermag."

„Die Leiter dieser Bewegung thaten im Grunde nichts, als daß sie die französische Revolution im verjüngten Maaßstabe copirten; sie setzten nämlich alle jene moralischen Hebel in Bewegung, welche die revolutionairen Regierungen Frankreichs gegen den andringenden Feind gebraucht hatten. Kann man sich daher noch wundern, wenn die Erfahrung uns jetzt zeigt, daß es ihnen wie dem Zauberlehrlinge bei Göthe ging? Die Geister aufzuregen, war ein Leichtes gewesen, sie wieder zu bannen, fiel unmöglich. Die Begeisterung ist kein zugerittener Paradegaul, auf dem man sich gemächlich umhertummeln kann."

„Einzelne Regierungen erkannten wohl die Gefahr, allein das gegenwärtige Uebel scheint uns immer gefährlicher, als das zukünftige; auch hofften sie, diese Begeisterung, wenn sie nach Beendung des Krieges im Innern sich zu äußern versuchen würde, noch leiten zu können, wegen der Anhänglichkeit, welche die Deutschen ihren Fürsten bewiesen. Hierin irrten sie sich indessen; früher war der Sinn für Legitimität ein ruhiger, fester Glaube gewesen, jetzt war er ein bloßer Rausch. Abgesehen von der Herrschaft, welche die sogenanten liberalen Ideen im Gegensatze der monarchischen gewonnen, hatte ein ganz neues Gefühl der Deutschen sich bemächtigt: das Nationalgefühl. Die letzten zwanzig Jahre hatten den Fürsten jenen Heiligenschein entrissen, welchen ihre Unterthanen Jahrhunderte hindurch um ihre Häupter hatten schimmern sehen. Mancher deutsche Stamm war seinem Fürsten, mancher Fürst seinen Völkern entfremdet worden; da aber ein Volk, so wie jeder einzelne Mensch, einen Gegenstand haben muß, gegen welchen es sein ganzes Streben richten, dem es seine ganze Neigung zuwenden könne, so fing gerade zu der Zeit, wo es am wenigsten ein Deutschland gab, die Idee von einem deutschen Vaterlande an, sich zu entwickeln. Diese Anhänglichkeit an ein ideales Vaterland, dieses nicht bloß erweckte, sondern neu entstandene Nationalgefühl machte das eigentliche Wesen der Begeisterung in den sogenannten Freiheitskriegen aus. Die Liebe für die Fürsten war bloßes Beiwerk. Ehedem liebte man die Fürsten um ihrer selbst willen, als das personificirte Vaterland, — jetzt nur als Mittel, weil sie die Hand geboten zur Verjagung der Fremden, zur Realisirung des neu entstandenen Nationalgefühles, welches durch die Einung aller Deutschen gegen den Feind, ohne alle Rücksicht auf Staaten- und Glaubenstrennung für den Augenblick auch schon verwirklicht war. — Ich bin überzeugt, daß Wenige oder gar Keine, so lange der Rausch dauerte, Fürst und Vaterland unterschieden, späterhin aber waltete nicht allein der Gedanke an letzteres vor, man betrachtete sogar beide Begriffe als einander widersprechend."

„Die Fürsten waren in jener Zeit eben so enthusiastisch, als die Völker, und versprachen, ihnen nach wiederhergestellter Ruhe zeitgemäße Verfassungen zu geben. Ich will mich hier nicht darüber auslassen, ob und in wie fern es angemessen sey, daß ein Fürst seinem Volke etwas verspreche. Meines Bedünkens wird das ganze Wesen des monarchischen Staates hiedurch umgewandelt. Fürst und Volk erscheinen als einander gegenüber stehend, da sie doch eigentlich gar nicht vereinzelt gedacht werden dürfen. — L'Etat, c'est Moi!" —

„Allein war der Mißgriff groß, etwas im Rausche zu versprechen, so war doch der andere noch größer, das Versprochene nicht alsbald zu erfüllen. Von einem Fürstenworte sollte es, wie von Cäsars Weibe, gelten: Ne suspici quidem debet. Ueberhaupt soll im monarchischen Staate nicht gesprochen werden, d. h. die Regierung soll nie im Voraus sagen, ich will dieses oder jenes thun, sondern sie soll es thun. Wenn der Blitz trifft, so fällt er mit dem Donner zusammen. Fürstenworte sind Thaten, oder sollten es doch seyn, denn, leider Gottes, giebt es Fürsten, deren Thaten in Worten bestehen."

„Nach der Rückkehr zur alten Ordnung gaben Minister — vielleicht in guter Absicht — den, wenn nicht unredlichen, doch gewiß unweisen Rath, mit der Erfüllung des gedachten Versprechens zu zaudern, vielleicht hoffend, es hiedurch ganz in Vergessenheit zu bringen. Leider befolgte man diesen Rath. — Ein jedes Volk ist, im Ganzen genommen, für edle Eindrücke empfänglich, und ich bin fest überzeugt, daß die deutschen

Völker, voll inniger Liebe und Vertrauens zu ihren verehrten Monarchen, jede nur irgend zeitgemäße Verfassung damals mit dem innigsten Danke entgegengenommen hätten, ohne sich um das Schreien einzelner Andersdenkender zu kümmern. Dieser einzige Moment verstrich ungenutzt. Das Mißtrauen, dieses teuflische Gift, wurde von ehrsüchtigen und kurzsichtigen Hofschranzen, wie von verbrecherischen Demagogen, geflissentlich zwischen Volk und Fürsten ausgesäet. Der Einfluß der Schriftsteller wurde jetzt ungeheuer, die Presse fing an, eine eigentliche Despotie bei uns auszuüben; man forderte jetzt als ein Recht, um was man sonst, wie um eine Gabe, gebeten."

„Görres, Arndt, Jahn und andere ehemalige Regierungsagenten, Männer, die sicherlich damals keine Revolution wollten, schütteten Oel ins Feuer, die Verwirrung wurde immer stärker, ja allgemein. Die Regierungen trennten sich ganz von der Tendenz der Zeit, und beraubten durch dieses unvorsichtige Zurückziehen sich jeglichen Einflusses auf dieselbe. — Die Meinungen können nämlich darüber schwanken, ob eine Regierung wohl thue, entschieden populair zu seyn, d. h. anstatt mehr oder minder die öffentliche Meinung zu bestimmen, sich ganz von dieser bestimmen zu lassen; allein durchaus verderblich ist es, wenn sie die bisher befolgte Richtung plötzlich*) verläßt, und deshalb, weil sie selbst rückwärts schreitet, auch die Zeit zu Rückschritten zwingen will. — Deutsche Gelehrte, und namentlich mehrere Lehrer auf den Hochschulen, sahen dies mit Freuden, sie usurpirten jetzt das von den Regierungen verlassene Terrain und hausten daselbst auf unedle Weise, d. h. sie gefielen sich darin, die Personen ihrer Gegner durch giftige Angriffe zu zerfleischen, und erhoben gemeinschaftlich einen kannibalischen Freudentanz um die vermeinten Leichen derselben. — Die Wartburgsfeier, an und für sich etwas feierlich Schönes, und nur durch das mehr unbesonnene als boshafte Benehmen Einzelner befleckt, erschien durch die Art und Weise, wie berühmte Lehrer einer deutschen Hochschule daselbst sich aussprachen, den Regierungen mit Recht als ein bedenkliches Zeichen. Man hat Hrn. von Kamptz auf jegliche Weise verunglimpft, wegen der Bedeutsamkeit, die er dieser Scene beilegte (ich selbst that dieses mehr als viele Andere), allein hatte er nicht Recht? Lag in jener gesteigerten Exaltation nicht der Keim zu dem Fanatismus, der späterhin Sand und Ibel zum Morde trieb, und den geheimen Bund hervorbrachte, der das Unglück von mehr als hundert der ausgezeichnetesten jungen Männer geworden ist?"

„Ob übrigens die Maaßregeln, welche man zur Abstellung des Uebels nahm, alle die richtigen gewesen, ist eine ganz andere Frage. Es war keine Einheit und Einigkeit unter den Fürsten Deutschlands; der Eine bildete heimlich die Opposition gegen den Andern, sah es gern, wenn dem gefürchteten, oder gehaßten Nachbarstaate derbe Wahrheiten gesagt wurden, und glaubte, selbst nichts zu besorgen zu haben. Hiedurch lenkte alle Erbitterung sich gegen die einzelnen sogenannten größeren Mächte. Diese wurden der Popanz, mit dem man Alle schreckte, und die ganze Schriftstellerzunft — genus irritabile vatum — wähnte gegen sie pro aris et focis kämpfen zu müssen. Diese Leute, welche anfänglich gewiß keine böse Absicht hatten, bekamen solche jetzt; nicht mehr die alleinige Liebe für ihr System, sondern der Haß gegen das von den Regierungen befolgte, leitete jetzt ihre Federn. Die Gelehrten wurden Feinde der Gewalt, weil man sie stets als solche behandelte; wie denn überhaupt in politischen Parteiungen die Menschen gar leicht am Ende wirklich das werden, wofür man sie anfangs, wenn schon irrig, ausgiebt; und die Meinungen und Absichten annehmen, welche man ihnen beimißt." ꝛc.

*) Dies ist gleichsam ein Pater peccavi gesagt; und davor muß man sich hüten. — In einem monarchischen Staate soll die Untrüglichkeit des Fürsten, wenn auch nicht als Lehrsatz, doch als Erfahrungssatz bestehen. — L'infaillibilité du Souverain existe *de fait*, si non *de droit*.

Wir wollten dem Vorstehenden noch einige andere Stellen beifügen, bei welchen uns erhebliche Zweifel aufgestoßen (behalten uns auch noch vor, späterhin auf einige Behauptungen und Ansichten des Verfassers zurückzukommen); da erhielten wir aber folgenden Aufsatz von Herrn Wit, der Antworten und Erläuterungen auf die in No. 226 aufgestellten Zweifel und Rügen enthält, und wir füllen daher den uns noch übrigen Raum damit, der Pflicht der Gerechtigkeit so schnell als gern genügend und für jeden ähnlichen Fall uns bereit erklärend, das: audiatur et altera pars! zu fördern und zu schirmen, so weit es nur immer in unserer Macht liegt.

„In der Nummer 226 Ihres geschätzten Blattes sind mancherlei mich betreffende Fragen, Zweifel und Rügen aufgestellt, welche ich unmöglich unerörtert lassen darf."

„Zuvörderst die Bemerkung, daß die Worte, mit welchen Sie in Nr. 225 der literarischen Blätter der Börsen-Halle mein Werk eingeführt haben, wie aus meiner Seele gesprochen sind, und zum wärmsten Danke mich verpflichten. Mögen die Parteimenschen aller Farben mich immerhin verunglimpfen, mir genügt die Anerkennung der Besseren und die Ueberzeugung Gutes hiedurch zu bewirken. — Mein Werk ist im Interesse der wahren Freiheit geschrieben, keine einzige Zeile athmet servilen Sinn, ich schmeichle weder den Regierungen, noch dem Publicum."

„Ich gehe nun zur Erörterung der einzelnen Einwürfe über. — — Was den ersten Punct anlangt, ob ich irgend einen Eid oder Ehrenwort gebrochen? — so bitte ich Pag. 31 meiner Schrift nachzusehen, wo es heißt:

> „Man wird sich vielleicht wundern, wie ich es wagen darf,
> „hier frei und offen Dinge bekannt zu machen, welche mir dem
> „Scheine nach nur unter dem Siegel des Geheimnisses anvertrauet
> „seyn können. Allein mich bindet nichts; ich habe nur den Eid
> „geschworen, rücksichtslos für das zu streben, was
> „meine Ueberzeugung als Recht anerkennt, und diesen
> „Eid halte ich, indem ich jenes Unwesen enthülle. Aber selbst
> „dann, wenn ein positiver Eid mich fesselte, würde ich mich nicht
> „scheuen dürfen, ihn zu brechen, denn indem dieser Grad, *) den
> „Meineid nicht allein zuläßt, sondern sogar gebietet, entbindet er
> „mich durch eben das, wodurch er anscheinend mich fesselt; so wahr
> „ist es, daß alles Schlechte mit sich selbst in Widerspruch geräth
> „und keine durchaus consequente Durchführung zuläßt." —

ad 2) „Was nöthigte den Verfasser zur Bekanntmachung durch den Druck?"

„Meines Bedünkens ist jetzt die Zeit da, wo die Regierungen von ihrer übertriebenen Furcht, die Völker von ihrer Vorliebe für Revolutionen zurückgekommen sind, und wo ein gutes Wort demnach auch auf eine gute Stätte rechnen darf. — Ich will den Regierungen die entfremdete öffentliche Meinung wieder erringen, indem ich dem Volke zeige, mit welcher teuflischen Consequenz, Wir, die Revolutionaire, den Umsturz der bestehenden Ordnung vorbereitet und bezweckten. — Ich stehe unabhängig da, wie Keiner; gegen keine Regierung, gegen keine revolutionaire Partei habe ich die geringsten Verpflichtungen. Was ich bin und was ich habe verdanke ich mir selbst; meine ganze Kraft

*) Der letzte und höchste im Carbonarismus, der des Principe Summo Patriarcho.

weihe ich der guten Sache, und den Regierungen, insofern sie selbige fördern."

„Daß die Regierungen mein Streben ehrend anerkennen, ist mir lieb, allein ich will nichts von ihnen, — ich brauche sie nicht, als insofern sie mir Gelegenheit und Anleitung geben, zu wirken für die gute Sache. — Hätte ich nur meinen Vortheil beabsichtigt, so hätte ich lediglich den Regierungen mein Buch übermacht; jetzt drohen mir Verunglimpfungen aller Art, Verläumdungen, ja der Tod."

ad 3) „Sind die in diesem Bande gegebenen Aufschlüsse zum großen Theile mehr als Versicherungen aufs Wort?"

„Dieser Einwurf ist unwiderleglich; — ich kann keine andre Beweise vorbringen, als die innre Wahrheit und Wahrscheinlichkeit; und dem, der juristische Beweise haben will, wird auch der dritte Band nicht genügen, welcher protocollarische Aussagen und officielle Berichte enthalten soll. — Allein genügt es bei einem Worte der Art nicht, wenn dem Leser sich die moralische Ueberzeugung von der Wahrheit aufdrängt? hat der Leser nicht schon eine gewisse Garantie dadurch, daß ich mich nenne?"

ad 4) „Dient nicht Vieles, was in diesem Buche eben so unbeweislich als unwiderleglich dasteht, mehr dazu, die Glaubwürdigkeit zu mindern als zu mehren?"

„Hierauf erwiedere ich: In allem dem, was den eigentlichen Zweck des Buches angeht, d. h. Enthüllung des revolutionairen Unwesens und Darstellung der Lage Italiens habe ich mir nie auch nur die geringste Abweichung von der Wahrheit, noch Ausschmückung erlaubt, und bin eben deshalb in das geringste Detail eingegangen, habe Namen und Personen, Tag und Ort bezeichnet; — lüge ich, so muß der Widerspruch bald sich erweisen. — Dahingegen gestehe ich es ein, daß ich des Interesses der Darstellung halber, manches vielleicht in einem schöneren Lichte dargestellt habe, als es mir zu jener Zeit erschien. — Kein Mensch kann, wo er Erlebtes schildert, ganz wahr seyn, unwillkührlich brechen sich die Farben im Prisma der Vergangenheit; auch sage ich es selbst in einer Note Pag. 419, wie Privatverhältnisse mich dazu nöthigten, einige Nebenumstände zu verändern. — Das Vergnügen, mich auf derlei kleinen Irrthümern zu ertappen, verheiße ich daher im zuvor den Feinden meines Strebens. — Auch war ich während meiner Haft in Piemont und in der letzten Zeit meiner Mailänder Haft und Flucht, körperlich und geistig so furchtbar geschwächt, daß ich manches mich unmittelbar Berührende leicht falsch auffassen gekonnt. Bei der unglaublichen Lebhaftigkeit meiner Phantasie konnte ich oft Gesehenes mit Gehörtem oder Erlebtem verwechseln."

ad 5) „Den Vorwurf, Personen compromittirt zu haben, kann und will ich nicht ganz von mir weisen. Absichtlich habe ich Leute und zwar einflußreiche Große an den Pranger gestellt, weil es der Zweck meines Buches erheischte, weil ich sie und ihre Umtriebe dadurch unschädlich machen wollte. — Kein Unschuldiger ist durch mich verletzt worden, und was den Mißbrauch des sogenannten Vertrauens anlangt, so verweise ich auf Seite 262 ff. — Meines Verhältnisses zur Herzogin Adelaide mußte ich gedenken, weil es auf mein ganzes Schicksal den größten Einfluß gehabt, sie selbst hatte die Absicht, ihre Memoiren zu schreiben, und durch näheres Erörtern ihrer Verhältnisse, entsprach ich ihren Wünschen."

ad 6) „Der letzte Vorwurf, daß meine Memoiren Vieles enthalten, was auf die Lüsternheit des größeren Publicums berechnet scheint, und somit dem Ernste des Ganzen Eintrag thut, ist nur zu gegründet. — Erklären würde dies jedoch folgende Stelle meiner Memoiren, die ich hier einschalte:

„Der Leser zürne mir nicht, wenn er die nachfolgende und
„ähnliche Schilderungen liest, die sich im Grunde nicht mit dem
„ernsten Inhalte und Zwecke des Buches zu vertragen scheinen.
„Ich bemerkte schon in der Vorrede, daß der vorliegende Band
„wenig Verdienst hat. Er enthält so zu sagen nur Schilderungen
„menschlichen Elendes, und diese werden, wie ich aus dem Durch-
„blättern des Carl von Carlsberg zur Genüge ersehen habe, höchst
„langweilig, wenn man nicht auch etwas Andres hineinverwebt.
„Ein zweiter Grund ist der, daß ich mich ganz abzucontersein
„versprochen habe, und daher auch die frohen Stunden meines
„Lebens schildern muß, damit man mich nicht für einen Hiob oder
„Lazarus halte. Der dritte Grund endlich, und er ist wahrlich
„keiner der geringsten, wenn schon nur Unglückliche ganz ihn fassen
„werden, entspringt aus meiner gegenwärtigen Lage. Bei der
„übergroßen Lebendigkeit meiner Phantasie versetze ich mich augen-
„blicklich, ohne wie Mahomed deshalb einschlafen zu dürfen, in jede
„beliebige Lage, und trotz ihm mache ich in anderthalb Minuten
„die Reise durch alle sieben Himmel. — Vergönne es mir darum,
„theilnehmender Leser, daß ich aus der öden, trüben Gegenwart,
„und die Blicke schließend vor dem Gespenste der Zukunft, durch
„Schilderung froher Vergangenheit auch wiederum in dieselbe mich
„versetze. — O himmlischer Vater, wie gütig stehst du doch dem
„Bedrängten zur Seite; dem seine vergangenen Leiden als halbe
„Freuden erscheinen, und dem die froh verlebten Stunden, im
„romantischen Lichte der Phantasie, zwiefach beglückend entgegen
„blinken!"

„Wenn ich mich über die deutschen demagogischen Umtriebe nicht umständlicher im vorliegenden Bande ausgelassen, so geschah es, weil ich damals aller meiner Papiere und Materialien beraubt war, und weil ich über diesen, in das innerste Leben des deutschen Volkes eingreifenden Gegenstand etwas Erschöpfendes zu liefern wünsche und hoffe. — Zuversichtlich indessen behaupte ich, daß wenig Eingeweihte nur kennen, was ich über den Carbonarismus und Jesuitismus, über die piemontesische Regierung und über die anti-österreichischen Umtriebe des französischen Cabinettes geschrieben."

„Der freisinnige Geist, der aus allem dem leuchtet, was Sie über mein Buch gesagt haben, hat mich zu diesen langen Erörterungen bestimmt. Im Uebrigen bin ich fest entschlossen, keinem Beurtheiler zu antworten, der namenlos das Ganze im allgemeinen angreift. So mir ein Genannter hingegen bestimmte Thatsachen mir entgegenstellt, so wird die Antwort mir Pflicht. Vage Insinuationen oder allgemeine Verdächtigungen beachte ich nicht."

„Daß die Ultras aller Farben, wie auch das ganze servile Gesindel mich angeifern werden, weiß und hoffe ich. — Nach meiner innigsten Ueberzeugung bilden Kirche, Fürst und Volk eine heilige Dreieinigkeit, und Hochverräther ist ein Jeder, der im christlich-monarchischen Staate Eins auf Unkosten des Andern zu begünstigen strebt."

Ottensen, am 8. October A. O. R. 1827.

Ferdinand Johannes Wit, genannt v. Dörring

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÆT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETÆT

№ 229 Hamburg. Mittwoch, den 17. October. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von B. Niebour und Rath Ludwig.

Reisen in Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland und der Türkei, auch längs den Küsten des asowschen und schwarzen Meeres ꝛc.,

vom Capitain G. M. Jones.

(Fortsetzung.)

Von einem kaiserlichen Balle und Souper, wozu die brittischen Reisenden eingeladen worden, giebt der Verfasser folgenden Bericht:

„Die verwittwete Kaiserin machte die Runde und sprach mit einem jeden an unsrer Tafel. Nachdem wir etwa 40 Minuten zu Tisch gesessen hatten, entfernte sich die Kaiserin, worauf eine, uns höchst unerwartete, außerordentliche, aber großen Spaß gewährende Scene erfolgte: ein allgemeines Ringen um die hübschen Sachen, die noch nachgeblieben waren, besonders auf der kaiserlichen Tafel. Generale, Grafen, Kammerherren ꝛc. stürzten in ihre reichgestickten Uniformen ein, was sie vermochten, und suchten es darin den Domestiken zuvor zu thun, die ihnen in dem Kampfe, auch nicht leer auszugehen, keine sehr großen Zeichen von Achtung erwiesen. In fünf Minuten war Alles wie verheert; ja selbst die Wachskerzen waren meistens verschwunden, so daß eine fast ägyptische Finsterniß der prachtvollsten Erleuchtung folgte. Nur zu oft wird eine ganze Nation nach örtlichen Umständen beurtheilt und verdammt, und so möchte man auch auf den ersten Blick versucht seyn, nach der obigen Scene ein herbes Urtheil über den gesellschaftlichen Zustand dieses Landes zu fällen, und dennoch hätte man darin Unrecht. Nach der Sitte des Landes darf von dem, was einmal bei einer kaiserlichen Fête auf den Tafeln gewesen, nichts wieder für die Familie benutzt werden, daher denn alle Reste eine Accidenz der Anwesenden sind. Es ist bekannt, mit welcher Ergebenheit und Achtung der Adel stets auf die kaiserliche Familie gesehen hat, daher schätzt er es denn auch als eine große Ehre, irgend etwas zu besitzen, das ihr angehörte, und das ist der Grund warum ein Vater, ein Bruder oder ein sonstiger Anverwandter, der diesen Fêtes mit beiwohnt, von den Seinigen, die zu Haus bleiben, dringend gebeten wird, ihnen irgend ein Andenken von der kaiserlichen Tafel mitzubringen; und so entsteht denn aus den liebenswürdigsten Beweggründen eine Scene, die dem Fremden, der die Sache nicht weiter untersucht, als eine abscheuliche Balgerei erscheinen muß. Die Bonbons, womit ein Erwachsener seine Taschen füllt, sind nicht für den eignen Gebrauch bestimmt, sondern er will damit einer Schwester, einem Bruder ꝛc., die nicht die Ehre hatten bei Hofe zu seyn, eine Freude machen. Man kann es sich leicht denken, in welchem Werthe bei dem hiesigen Clima und in dieser Jahreszeit die schönsten Treibhauspflanzen und Blumen stehen; dennoch sind die Tische, besonders die kaiserliche Tafel, damit bedeckt; und da auch sie nicht wieder zurückgebracht werden dürfen, die Gäste aber eben so wenig die ganzen Pflanzen mit sich nehmen können, so haben diese gewöhnlich das Geschick, zerrissen und vernichtet zu werden.“

Während diese und andre Weihnachtsfeste in vollem Gange waren, wurden sie plötzlich durch den Tod einer fürstlichen Verwandtin, der Gemahlin des Oberkammerherrn Narischkin, unterbrochen, von deren Leichenbegängniß der Verfasser folgende Beschreibung giebt:

„Die Leiche lag in Parade in einer chapelle ardente im Hause, und die Dienerschaft und ein Priester beteten unausgesetzt bei ihr bis zum Abend des zweiten Tages, wo sie in der Stille in das Kloster geschafft ward, in welchem wir uns, (es war eben 4 (?) Grad Kälte), zu rechter Zeit eingestellt hatten und die Leiche in einem Sarge auf einer Erhöhung, unter einem Baldachin, und mit einem äußerst reich in Gold gestickten Tuche, das von hohem Werthe ist und hernach der Kirche zufällt, bedeckt, vorfanden. Auf diesem Tuche lagen die verschiedenen Orden der Verstorbenen. In etwa einer Viertelstunde erschien der Metropolitan, begleitet von 2 Erzbischöfen und 10 Bischöfen, die sich hin zum Altar begaben und die Bilder unsers Heilandes und der heiligen Jungfrau küßten; dann wurden seine Paraphernalien herbeigebracht, die nun auch stückweise eingesegnet, geküßt und mit vieler Ceremonie angelegt wurden. Ein hübscher wallender Haarschmuck scheint ein Hauptbedingniß zu seyn, um eine hohe Würde in der griechischen Kirche zu erlangen: auf den des Metropolitans ward große Sorgfalt verwandt, während er seinen Anzug ordnete. Der priesterliche Ornat war ohne Ausnahme sehr reich, vorzüglich aber die Insul durch ihren kostbaren Perlenschmuck. Das Seelenamt ward mit großer Feierlichkeit und eindringlichem Effect gehalten; die Vocalmusik (die der Instrumente wird in den griechischen Kirchen nicht geduldet) war köstlich, und man hörte nicht einen gebrochenen oder falschen Ton. Nach Abhaltung der Messe stellten sich die Mönche in zwei Reihen auf, der Metropolitan aber und die Erzbischöfe und Bischöfe stellten sich um den Sarg her. Nun wurden einem jeden Wachskerzen gegeben und das Gebet für die Todte ward wiederholt, wonach der Metropolitan, vor welchem her mit Weihrauch geräuchert ward, umher ging und die Anwesenden segnete. Als dieses geschehen war, wurde das Gebet „die Hoffnung und Beichte eines gläubigen Christen,“ in der gemeinen Sprache der Paß genannt, verlesen und auf den Sarg gelegt. Der Schluß desselben lautet folgendermaaßen: „Und in diesem Glauben, in Gegenwart der ewigen Jungfrau Maria, der Mutter Gottes, und all der Heiligen, die Dir wohlgefallen, und durch die Gebete der Kirche, komme ich zu Dir, o mein Gott, ohne einen Zweifel, und bei der Trennung meiner Seele von meinem Leibe bitte ich Dich, mein Gott, Du wollest meinen Geist in Deine Hände aufnehmen und mich nach Deiner Gnade der evangelischen Seligkeit

theilhaftig werden lassen nun und alle Zeit. Amen. — Jahr. — Monat. — Hier begraben." — Darnach gingen die Anverwandten um den Sarg herum und küßten ihn. Zuweilen wird der Leichnam geküßt, der war aber diesmal, und zwar schon gestern, bereits zu sehr in Verwesung übergegangen. Nun trugen sie die Leiche zu Grabe, in welches sie mit einem paßlichen Gebete eingesenkt ward. Vor dem Altare, an welchem Gebete hergesagt wurden, wurden Zucker, Rosinen und Kuchen hingestellt; dann ging jedermann, sans cérémonie, und manche gewiß froh, erlöset zu seyn — denn es war bitterlich kalt — zu Hause."

Es herrschen manche Mißbräuche in dem großen russischen Reiche, und so sehr der Kaiser auch bemüht ist, alle seine Unterthanen glücklich zu machen, ist ihm dieses doch nicht immer möglich.

„Daß dem so ist," sagt Capt. Jones, indem er dieses Umstandes gedenkt, „hat großentheils seinen Grund in dem weiten Umfange und in der Verschiedenheit des russischen Gebiets, so wie auch darin, daß es hier keine verantwortliche, d. h. dem Lande verantwortliche Minister giebt; denn nach dem jetzigen System scheint jede Handlung von dem Monarchen auszugehen; nun ist es aber ganz natürlich, daß ein Regiment über 56 Millionen Menschen öfter Gelegenheit zum Tadel als zum Lobe darbietet; dazu kömmt noch, daß die Minister und Gouverneure der entfernten Provinzen in dem ersteren Fall stets den Namen des Kaisers vorschieben, ihn aber in dem letzteren Fall und bei allen dem Volke wohlgefälligen Dingen möglichst zurückhalten, um sich selbst um so mehr in Credit zu setzen. Es ist durchaus unmöglich, daß der Kaiser bei der Menge von Sachen, die ihm nothwendig vorgelegt werden müssen, ins Detail gehen kann; da aber niemand es wagt, die Gerechtigkeit eines Beschlusses, der, als von ihm genommen, promulgirt wird, in Zweifel zu stellen, so erscheinen deren manchesmal höchst unpopulaire in seinem Namen, von welchen er nie etwas gehört hat. Aus der nämlichen Ursache kann niemand auf die Entscheidung einer Sache dringen, von der es heißt, sie sey dem Kaiser vorgelegt worden; und so geschieht es denn oft, daß ihm die Versäumniß von Erkenntnissen in Dingen zur Last gelegt wird, die nie zu ihm gelangt sind. Aber selbst da, wo er entschieden hat, ereignet es sich nicht selten, daß, (bei der Unwahrscheinlichkeit, daß ihm die nämliche Sache noch einmal zu Gesichte kommen werde, außer in ganz ungewöhnlichen und markirten Fällen) besonders in den weit entfernten Provinzen, seine Beschlüsse unbeachtet bleiben, sobald sie den Wünschen der Gouverneure ꝛc. nicht entsprechen. Jedenfalls ist es leicht begreiflich, daß ein Befehl sehr an seiner Kraft verlieren mag, der eine Reise von 2, 5, ja sogar von 12,000 Werste zurückzulegen hat, ehe er seinen Bestimmungsort erreicht, daher denn bis zu einem gewissen Grade eine Verfälschung und Verkennung zwischen dem Kaiser und seinen entfernten, Beschwerde führenden Unterthanen nicht zu vermeiden ist. So leiden die letzteren fort, ohne daß der Kaiser eine Ahnung davon hat und der Meinung ist, allen Parteien geschehe ihr Recht und sie seyen zufrieden."

„Ein Grund der Schwäche und unzulänglichen Wirksamkeit der Regierung ist auch die äußerst geringe Besoldung aller Diener der Krone. So gerieth z. B. der commandirende General in der Citadelle von Tula in großes Erstaunen, als er zufällig hörte, welchen Lohn ich meinem lebhaften Diener, einem Italiener, gab und sagte, das sey fast eben so viel, als was der erste Commissarius der zweiten Armee bekäme. Darüber verwunderte ich mich meinerseits und bemerkte, das sey gerade das am besten bezahlte Departement bei unsern Armeen, und zwar deshalb, damit diese Officianten sich nicht zu Unterschleifen versucht fühlen sollten. Er lachte und äußerte, das möge wohl wahr seyn, aber die Politik dieser beiden Länder sey in diesem Puncte sehr verschieden; denn in England stehe Schande und Strafe auf Unterschleif, in Rußland aber brächten sie, je bedeutender sie wären, desto größere Ehre und Vortheile ein." *)

Ueber unsern alten Freund und Lieblings-Helden Platoff und die Hauptstadt der donischen Kosacken, Tscherkask, berichtet der Verfasser Folgendes:

„Die Stadt Tscherkask hat 1800 Häuser, die an den beiden Seiten eines Hügels gebauet sind, so daß es aussieht, als ob es zwei Städte wären. Die Straßen sind sehr geräumig, haben aber nichts, was besonders in die Augen fällt, indem alle Gebäude nur von einem Stockwerk sind, nur ist an einem jeden eine Art von Bretterthurm angebracht, der zum Dörren von Fischen gebraucht wird, welche Operation eben damals, als ich da war, an großen Massen von Fischen gemacht wurde. Die Häuser sind ohne Unterschied von Stein- und Mauerwerk aufgeführt, gewöhnlich viereckigt, und haben inwendig einen großen Hofraum, der von einer Gallerie eingeschlossen ist, in welchem die Einwohnenden im Allgemeinen bei schlechtem Wetter, die Frauenzimmer aber wohl meistens immer — da sich selten ein weibliches Wesen in den Straßen blicken läßt — spazieren gehen. Der Kirchen giebt es mehrere, sie liegen meistens außerhalb der Stadt. Eine große und schöne von Steinen ist im Bau und soll ein Tempel oder Mausoleum zum Gedächtniß des verstorbenen großen Kriegers Platoff werden, der sich von einem gemeinen donischen Kosacken, schon vor vielen Jahren, zur Würde eines Hetmans hinaufgeschwungen hatte. Seine sterbliche Hülle liegt in der Nähe der neuen Kirche begraben. Ein großer Steinblock, ohne irgend eine Inschrift, bezeichnet die Stelle, inzwischen sollen seine Gebeine unter den Altar der neuen Kirche gelegt werden. Seine Familie scheint jetzt weder reich noch mächtig zu seyn, und ein seltsam eingerichteter Landsitz seines ältesten Sohnes, in der Nähe der Stadt, ist in starkem Verfall. Man sagt, der alte Mann habe vor seinem Tode viel Familien-Unglück erlebt und seine letzten Tage seyen ihm sehr verkümmert worden. So ist sein ältester Sohn kurz vor seinem Ableben durch das Springen eines Jagdgewehres gräulich im Gesichte entstellt worden, so daß er kaum noch einem Menschen ähnlich sehen soll. Ueber die beiden Engländerinnen, die Platoff aus England mitgenommen, habe ich nichts weiter in Erfahrung bringen können, als daß sie das Land wieder verlassen hätten. Da ich stets ein enthusiastischer Bewunderer des alten Helden gewesen war, so fand ich mich nicht wenig ergriffen, als ich hörte, wie man allgemein sein Andenken verwünschte und ihn als den fühllosesten Geizhalz schilderte. Mit dieser Beschuldigung aber hatte es folgende Bewandniß: Das alte, auf den niedrigen Inseln des Dons gelegene Tscherkask war äußerst ungesund und hatte dabei noch die Plage, daß es, mit Ausnahme einiger wenigen Hauptplätze in der Nähe der Kathedrale, jedes Jahr zwischen den Monaten April und Juni durch das Austreten des, durch das Schmelzen des Schnees im Innern anschwellenden Flusses überschwemmt ward, so daß die Einwohner dann nur in Böten zu einander kommen konnten, wobei auch oftmals Kinder und Vieh verunglückten. Dieserhalb, und nach manchen Jahren des Duldens und Klagens, ward denn endlich beschlossen, daß die alte Hauptstadt verlassen und eine neue erbauet werden sollte, zu welchem Ende dem Platoff volle und unumschränkte Macht vom Kaiser verliehen wurde. Das erste, was nun zu thun war, war die Wahl eines paßlichen und wohlgelegenen Platzes, der sich in Alsaï, einem sehr schön an einem

*) Daß diese Behauptung, (wie auch wohl manche andre unseres Reisenden) nicht wörtlich zu nehmen ist, wenigstens jetzt nicht, dafür bürgt wohl der weise und Alles beachtende Umsicht des in der Abstellung aller Mißbräuche, wie in der Belohnung jeder Tugend gleich unermüdlichen Regenten.
Anm. d. Red.

Arm des Dons in einer Entfernung von nur 15 Werſten belegenen Dorfe oder Stanitze fand. Die Einwohner von Aksai aber, die in einer friedlichen und glücklichen Zurückgezogenheit lebten, baten, als Platoff ihnen ſeine Abſicht, an der Stätte ihres Dorfes die Hauptſtadt aufzuführen, andeutete, er möchte davon abſtehen und ſie in ihrer Ruhe und Unabhängigkeit nicht ſtören, welcher Bitte ſie auch durch die Anwendung gewiſſer Mittel ſo viel Gewicht zu geben wußten, daß der Hetman zu Tſcherkask unerwartet zu jedermanns Erſtaunen erklärte, er halte Aksai nicht für einen geeigneten Platz zum Bau der neuen Hauptſtadt. Die Koſacken machten Einwendungen, zählten alle die Vortheile auf, welche Aksai darböte, und die man nirgends anderswo finden könne; doch war alles vergebens, denn die Einwohner jenes Dorfes hatten Argumente angewendet, welchen nicht zu widerſtehen war, und ſo endigte ſich die Sache zuletzt mit dem peremtoriſchen Befehl, den alten Wohnſitz unverzüglich zu verlaſſen und dafür den jetzigen zu wählen. Hier ſind ſie nun freilich vor jeder Ueberſchwemmung geſichert, aber auch weit vom Don entfernt, indem nur ein kleiner Arm dieſes Fluſſes in einer Entfernung von drei Werſten vorbeifließt, daher ſie denn von allen Handelsvortheilen dieſes edlen Stromes, ſowohl in- als ausländiſchen abgeſchnitten ſind; überdem iſt ihre unmittelbare Nachbarſchaft offen und unfruchtbar, und ſie leiden auch großen Mangel an Brennmaterial."

Nachdem der Capt. Jones auch in Moscau ſeine Neubegier befriedigt und das Sehenswürdigſte dort in Augenſchein genommen hatte, ging er nach Conſtantinopel ab. Auf dieſer Route — an dem Kaukaſus vorbei und längs einer großen Strecke der Küſte des aſowſchen und des ſchwarzen Meeres und durch die Krimm — berührte er viele Puncte, die ſchon ausführlich von Dr. Clarke beſchrieben worden ſind, welchen, und auch Pallas, er zum öfteren citirt, ohne weitere Bemerkungen über deren Beſchreibungen zu machen.

„Als ich," beginnt der Capt. Jones ſeinen Bericht aus der türkiſchen Hauptſtadt, „zu Conſtantinopel angekommen war (im Jahr 1823), war eben das Beiramsfeſt zu Ende, bei welchem es diesmal ruhiger hergegangen, denn je, was man dem Einfluſſe des Lords Strangford beimaß, der, bekannt mit dem Unfug, welchen die Türken dann mit ihren Piſtolen treiben, der Pforte inſinuirt hatte, er könne, falls auf irgend einen Griechen oder Ruſſen gefeuert oder ein ſolcher inſultirt würde, für keine längere Langmuth des Kaiſers von Rußland Bürge ſeyn; dies hatte denn die Folge, daß alles Schießen in den Straßen ernſtlich unterſagt wurde. Wie man ſagt, hat Se. Herrlichkeit einen größern Einfluß, als je ein befugter Spion (ſo nennen die Türken die Geſandten) vor ihm gehabt hat. Ein vorzüglich ſchönes Staats-Document, das er eben übergeben hat, iſt der Gegenſtand einer allgemeinen Bewunderung. Sein Amt iſt wahrlich keine Sinecure, indem er die Angelegenheiten von England, Rußland und Oeſterreich ſämmtlich, und die von Frankreich zum Theil zu beſorgen hat, indem letzteres nur einen untern Agenten ſeit der Abreiſe des Marquis unterhält, der keine der hohen Prätenſionen erfüllte, mit welchen er hier ankam. Der öſterreichiſche Internuntius iſt nun ſo eben ernannt worden, bei welcher Gelegenheit der Fürſt Metternich an Lord Strangford ſchrieb: „Je ne vous envoie qu'un sécrétaire de plus;" und Sr. Herrlichkeit iſt auch in der That als das Haupt aller hieſigen Geſandtſchaften anzuſehen, indem ſein Pallaſt das allgemeine Rendezvous für Berathungen wie für die Gaſtfreundſchaft und ein Zufluchtsort für den Nothleidenden und den Unterdrückten iſt."

„Der Vernachläſſigung ſeiner Ciſternen wegen würde Conſtantinopel, falls es einmal eine Belagerung zu beſtehen hätte, bald aus Waſſermangel, und alſo ohne daß ein großes Blutvergießen erforderlich wäre, fallen müſſen, indem die belagernde Armee es ſtets in ihrer Macht hätte, den Zufluß deſſelben abzuſcheiden. Die Waſſerleitung verſorgt die zahlloſen Brunnen, die man faſt in jeder Straße findet, und durch welche einigermaaßen die Eintönigkeit unterbrochen wird, die ſonſt in ihnen herrſchend ſeyn würde."

„Nachdem ich mir einen Peramidias (eines der ſchönen Böte, die den Canal befahren) gemiethet hatte, fuhr ich in Begleitung eines Janitſcharen und eines Dragomans ab, um die Tour um die Stadt zu machen, zu welchem Ende wir erſt um das Serail herum in das Meer Marmora ruderten, dann bei den 7 Thürmen ausſtiegen und über die famöſe Mauer zum goldnen Horn, queer über die Landzunge hin, gingen, und von dort wieder zu Waſſer nach Pera zurückkehrten. Als wir um die Serail-Spitze herumfuhren, gewahrten wir mehrere Kanonen von verſchiedenem Caliber, die aber mehr zum Imponiren als zu wirklicher Vertheidigung da zu ſeyn ſchienen, indem ſie ſo ſehr bloßgeſtellt waren, daß eine einzige Kriegsſchaluppe bei günſtigem Winde ihre Bedienung würde delogiren können. Ein paar der Kanonen ſchienen von 16- bis 17zölligem Caliber, und darauf berechnet zu ſeyn, große Steinkugeln zu ſchießen, deren wir neben ihnen liegen ſahen, die übrigen waren von kleinerem Caliber, hatten aber 12 (?) Läufe; über dieſen hingen einige ſehr große Knochen, hinſichtlich welcher ich mir jedoch keine Auskunft, ſelbſt keine wunderſame, verſchaffen konnte, indem meine beiden Gefährten ehrlich ihre Unwiſſenheit über deren Geſchichte bekannten. Der Strom trieb uns mit erſtaunlicher Schnelligkeit um die Spitze herum (wo ſich immer Leute mit kleinen Leinen befinden, um die Böte aufwärts zu ziehen) und wir landeten ſehr bald unter den Sieben Thürmen. An der Weſtſeite, der See zu, gewährt die Stadt eine ärmliche und unbedeutende Anſicht. Man erlaubte uns nur eben den äußeren Hofplatz des Caſtells zu betreten — welche Benennung mir paßlicher zu ſeyn ſcheint, als die der 7 Thürme, weil deren nur zwei ſichtbar ſind. Die Benennung 7 Thürme wird, wie ich vermuthe, urſprünglich wohl der geſammten Mauer gegolten haben, die ſich queer über die Landzunge hinzieht, und die 7 Thore hatte, wovon jedes in älterer Zeit mit einem Thurme überbaut war. In der alten Geſchichte wird auch erzählt, daß ein Echo von einem dieſer Thürme nach dem andern rufend oder blaſend gefördert werden konnte. Dem ſey wie ihm wolle, genug das jetzt unter dieſem Namen bekannte Caſtell iſt keineswegs ein ſehr feſter Platz, indem deſſen Mauern nicht ſehr ſtark und nur mit leichten Stücken beſetzt ſind. Als wir das Caſtell verließen, ſchlugen wir die große Straße ein, die ſich längs der ehrwürdigen und höchſt intereſſanten dreifachen Mauern hinzieht, deren Aufführung von Conſtantin begonnen und von Theodoſius II. erweitert worden iſt. Sie beſtehen aus abwechſelnden Lagen von großen, flachen Back- und Felsſteinen und ſind nebſt ihren Zinnen und Thürmen an einigen Stellen wohl erhalten, an anderen aber durch Erdbeben oder durch den Zahn der Zeit zerſtört — das Ganze aber hat ein ehrwürdiges Anſehn durch dicken Epheu oder Schatten gebende Bäume. Die Mauern ſind ſo hoch, daß in ihrer Nähe von der Stadt nichts zu ſehen iſt; und da die Gräben zu Gemüſe- und Obſtgärten umgeſchaffen, auch in dieſer Gegend keine Häuſer angebauet ſind, ſo kömmt es einem kaum in den Sinn, daß man ſich ſo ſehr in der Nähe einer ſtark bevölkerten Stadt befindet, die einſt die Gebieterin der öſtlichen Welt war. Die Entfernung queer über die Landzunge hin bis zu dem goldnen Horn oder dem Hafen beträgt ungefähr 4 (engliſche) Meilen, und die Mauern ſind nicht unterbrochen durch die vorerwähnten Thore. Auf ungefähr Zweidrittheilen dieſes Weges kamen wir zu Baluchi an, wo ſich, in den Ruinen einer Kapelle, die von Juſtinian der Jungfrau gewidmet geweſen, eine Quelle köſtlichen kühlen Waſſers befindet, von der es heißt, daß ſie Fiſche enthalte, die auf einer Seite ſchwarz und auf der andern roth, oder, der Sage nach, halbgebraten ſind. Damit ſoll es folgende Bewandtniß haben:

als die Türken Constantinopel erstürmt hatten, war eben ein heiliger Mann beschäftigt, bei dieser Quelle Fische zu braten; als nun jemand ihm die Nachricht von dem Eindringen der Muselmänner brachte, bezweifelte er sie und erklärte, er würde erst dann daran glauben, wenn seine, schon auf der einen Seite gebratenen Fische wieder lebendig würden und davon schwämmen: er hatte aber kaum ausgesprochen, so sprangen seine Fische ihm aus der Pfanne in die Quelle, und seitdem ist dieser Gattung immer die verbrannte und unverbrannte Farbe verblieben. Ob die eine Seite nun so beschaffen ist, daß man sie ohne weiteres essen kann, das, und ob die Leichtgläubigkeit der Griechen sie wirklich an dieses Wunder glauben läßt, habe ich nicht erfahren; gewiß aber ist es, daß sie, vor dem Ausbruche der jetzigen Unruhen, sich an gewissen Tagen in großer Anzahl bei diesem Heiligthum versammelten und, ohne von den Türken belästigt zu werden, die Mysterie oder das Wunder mit beliebiger Andacht oder Festlichkeit feiern durften. Meine beiden Gefährten verbürgten sich für die Wahrheit des Ansehens der Fische und beklagten es sehr, daß eben da, als ich zugegen war, keiner zum Vorschein kommen wollte; und so kann ich denn aus eignem Wissen nichts weiter behaupten, als daß das Wasser vortrefflich war und nicht, wie man es doch wohl voraussetzen könnte, nach der Hälfte des Fisches schmeckte, die schon fertig war um den Appetit des ungläubigen aber heiligen Mannes zu stillen. In den letzten beiden Jahren haben die Griechen ihre Zusammenkünfte an dieser Stätte eingestellt, und die Kapelle ist von den Türken fast ganz zerstört worden; dazu kömmt noch, daß das griechische Viertel des Phanals fast verödet ist."

„Das goldne Horn oder der Hafen endigt sich in dem Thal der süßen Wasser, deren Seiten mit Lustpartieen und einem kaiserlichen Kiosk geschmückt sind, in dessen Nähe, mit sehr verderbtem Geschmacke, große Kunst und vieles Geld aufgewendet worden sind, um die Natur zu meistern und in Fesseln zu legen, indem man die Ueppigkeit und das Wilde des Baches und seiner Ufer vernichtete, um ihm das Ansehen eines geraden Canals zu geben, der durch eine regelmäßige Allee, einzeln über Marmorstufen weg, was Kataraktен vorstellen soll, hinfließt. An Galla-Tagen ergötzen sich hier Personen jeder Secte in Lust und Freude; und vor der jüngsten Zerstreuung und Verfolgung der Griechen soll dieser Platz durch die Menge ihrer Frauen, die sich dort einfanden, eine außerordentliche Lebendigkeit und Annehmlichkeit gehabt haben. Der Sultan ergötzte sich oft an dieser Ansicht. An dieses Thal stößt ein andres, in welches im Frühjahr seine Pferde zum Grasen gebracht werden, was mit außerordentlicher Ceremonie und großem Pomp geschieht. Diese edlen Thiere standen vor Zeiten in solchem Ansehen, daß Bittende sich in ihren Petitionen an den kaiserlichen Steigbügel wandten."

„Zwischen dem Thale der süßen Wasser und den Mauern liegt, sehr lieblich, das Dorf Eyub, an welches mehrere Paläste stoßen, die Mitgliedern der kaiserlichen Familie angehören. Aber das merkwürdigste und interessanteste Denkmal ist die Moschee oder das Grab des Eyub, (eines Schülers von Mahomed, der bei der ersten Belagerung von Constantinopel, im Jahr 668, getödtet ward,) das von Mahomed II., nach der Einnahme der Stadt, an der Stelle erbauet worden ist, wo dessen Gebeine ruheten, wie es der Sage nach einem seiner Favoriten im Traume offenbart wurde. Als er gleich nach dieser Offenbarung nachgraben ließ, entdeckte man sehr bald, entweder in Folge eines angelegten Betrugs oder durch Zufall, eine Marmorplatte, was denn als ein hinlänglicher Beweis dafür, daß Eyub hier begraben sey, galt und demgemäß die vorerwähnte Moschee hier aufgeführt ward. Als sie fertig war, begab sich Mahomed II. hin zu ihr und ward dort von Ak-Schemy-Ud-Dien, dem die Grabstätte durch ein Wunder offenbart worden, unter großem Pomp mit einem Schwerte umgürtet. Die Ceremonie der Umgürtung des Schwertes ist seitdem von allen seinen Nachfolgern am 5. oder 6. Tage nach ihrer Thronbesteigung beobachtet worden, was denn auch ihre einzige Krönung ist und die in großem Staate durch das Oberhaupt der tanzenden Derwische verrichtet wird. Durch diese Ceremonie soll wahrscheinlich dem Sultan die Authorität des Kalifen oder die stellvertretende Macht des Propheten verliehen werden; denn die Thronfolge ist zwar erblich, die Administration aber ist theokratisch, und wenn sich der Sultan großer Excesse schuldig macht, so wird er von dem Mufti (oder obersten Ausleger des Korans) im Namen des Volks drei Mal förmlich ermahnt, und, wenn er sich hieran auch nicht kehrt, entsetzt, eingekerkert, oder selbst getödtet, so wie es dem Mustapha I., Ibrahim Mahomed IV. und Osmann II. ergangen ist. Das Krönungsschwert und die sämmtlichen Reliquien des Propheten werden in der Moschee von Eyub aufbewahrt, mit Ausnahme des Sanjak Sherif, oder der heiligen Standarte, die im Serail verwahret wird. Thut es Noth, diese Standarte aufzupflanzen, um welche sich zu versammeln alle guten Muselmänner verpflichtet sind, so wird ein kleiner Streifen von dem Originale abgeschnitten und an eine Flagge von gleicher Farbe angenähet, damit, wenn die eine in einer Schlacht verloren ginge, doch noch immer eine in Reserve bleibt, und ihre Unbesiegbarkeit sich folglich ohne Wunder bewährt. Das Thal der süßen Wasser, Eyub, und das Land unmittelbar hinter den Mauern sind die einzigen lieblichen Distrikte in der Nähe von Constantinopel, denn über sie hinaus und nach andern Richtungen hin, ist nichts zu sehen, als große unbevölkerte und zu dieser Zeit von der Sonne versengte Dünen."

„Die diesen Augenblick im Hafen liegende Flotte besteht aus 12 Linienschiffen, 1 Fregatte und 20 Kanonen- oder Bombenböten. Das Wasser ist so tief, daß die größesten Schiffe dem Lande so nahe liegen, daß ihre Bugspriete fast über die Werfte hinweg ragen. Am Hintertheil eines jeden Schiffes befindet sich ein kleines schwimmendes Schilderhaus, zwischen welchem und dem Schiffe kein Boot hindurch fahren darf. Alle Schiffe haben ihre Masten stehen und sind zum Theil aufgetakelt, sie scheinen aber in einem elenden Zustande, und nur 8 von ihnen im Stande zu seyn, die See zu halten."

„Die See ist nicht das für die Türken paßliche Element, indem fast Alles, was zur Bildung eines tüchtigen Matrosen gehört, mit ihrer Religion und ihrer Lebensweise im Widerspruch steht. Nachdem sie die Leitung ihrer Schiffe so viele Jahre lang lediglich den Griechen anvertrauet, haben sie sich um die Erwerbung von nautischen Kenntnissen wenig bekümmert, um so weniger, da sie auf alles andre als das Abfeuern der Kanonen keinen Werth legen. Und doch hat keine andere Nation Alles, was zur Bildung einer tüchtigen Flotte gehört, in einem größeren Umfange. Die Südküste des schwarzen Meeres liefert die schönste Eiche von der Welt, die selbst der, mit Recht berühmten englischen an Güte nicht nachsteht. Das in sich sehr verschiedene und ausgedehnte Gebiet der Türkei kann alles nöthige Material im Ueberfluß liefern, und sein ausgebreiteter Handel, der nun durch fremde Schiffe geführt wird, könnte, wenn dem anders wäre, Seeleute bilden, die an Erfahrung keinen andern nachzustehen brauchten, denn ohne einmal über die eignen Gränzen hinaus zu gehen, würde jede Abwechselung, eine zur Bildung tüchtiger Seeleute nothwendige Sache, vielleicht Ebbe und Fluth ausgenommen, vorkommen."

„Hätten die Russen demnach die Absicht, einen Angriff auf Constantinopel zu unternehmen, so würden sie sich dazu vor allem ihrer Marine im schwarzen Meere bedienen, um in möglichster Nähe vom Bosphorus Truppen auszuschiffen, die dann der Hauptstadt gleich nahe wären und sich folglich den weiten Weg durch ein ungesundes und an einigen Stellen schwer zu passirendes Land ersparten; auch wird dieser Operations-

plan von Militair- und anderen wohl unterrichteten Personen öffentlich besprochen. Inzwischen wäre die Frage, woher die Transportschiffe nehmen, die zur Ueberfahrt eines großen Truppen-Corps erforderlich seyn würden; denn wenn man nicht die fremden Kauffahrteifahrer zu Odessa in Requisition setzte, so würden, das kann ich zuversichtlich behaupten, alle Schiffe, die Rußland selbst im schwarzen Meere hat, nicht hinreichen, um nur 10,000 Mann zu transportiren, oder man müßte denn die Kriegsschiffe mit dazu verwenden, die aber schon genug zu thun haben würden, die Transportschiffe wider den Angriff der türkischen Flotte zu schirmen, wenn diese aus dem griechischen Kampfe zurückgerufen und prompt in das schwarze Meer gesandt würde. Hält sich diese inzwischen zu Constantinopel auf, so ist es möglich, daß sie, durch die herrschenden Nordostwinde und den scharf westwärts einlaufenden Strom, lange genug, bis die Russen ihre Landung bewerkstelligt und ihre Communication mit Kilia ꝛc. gesichert haben, festgebannet und völlig nutzlos wird. Sollte es zum Kriege kommen, so würde doch niemand es beurtheilen können, wie man ihn führen und wie er endigen würde, weil gegenwärtig die Leidenschaften und das Interesse in Europa sehr im Conflict sind. In Rußland würde derselbe sicherlich populair seyn, und, wenn mit gehöriger Kraft und Geschicklichkeit geführt, indem man die vorhandenen großen Hülfsmittel weise benutzte, auch bald mit der Vertreibung der Türken aus Europa beendigt werden; geschähe aber das Gegentheil, so dürfte sich der Kampf leicht in die Länge ziehen und am Ende durch den Untergang der Finanzen und das Einschreiten Oesterreichs — das bereits zu große Ursache hat, zu den Usurpationen scheel zu sehen, die im letzten Jahrhundert so im Stillen im Süden und Westen gemacht worden, und die man vor einem Jahrhundert nicht für möglich gehalten haben würde — Rußlands Absichten auf Vergrößerung vereiteln."

(Der Beschluß folgt.)

Mémoires et mélanges historiques et littéraires, par le Prince de Ligne.

So viel man auch bereits von und über diesen geistreichen Prinzen hat, so bieten doch auch diese Denkwürdigkeiten viel Neues und Interessantes dar. Wir glauben daher unsere Leser mit einigen Auszügen aus dem vor uns liegenden zweiten Theile, der so eben zu Paris erschienen ist, so angenehm als nützlich zu unterhalten und wählen dazu zuerst den Abschnitt, den der geniale Verfasser unter der Ueberschrift:

Portrait de l'impératrice Catherine II.

der Schilderung dieser, als Monarchin wie als Mensch unvergeßlichen Frau gewidmet hat. Er lautet wie folgt:

„Katharina der Große (ich hoffe, daß Europa den Namen, den ich ihr hiermit gebe, bestätigen wird) Katharina der Große ist nicht mehr. Diese zwei Worte sind schrecklich auszusprechen. Ich hätte sie gestern nicht niederschreiben können; aber sie machen mich freier, die Idee von ihr zu geben, die man von ihr haben muß."

„Ihr Gesicht ist durch Gemälde und Beschreibungen bekannt und fast immer gut getroffen."

„Es war noch vor sechszehn Jahren angenehm. Man sah, daß sie mehr schön als hübsch und reizend gewesen war; die Majestät ihrer Stirn wurde durch die Augen und ein angenehmes Lächeln gemäßigt, aber diese Stirn sagte doch Alles. Ohne ein Lavater zu seyn, las man darauf, wie in einem Buche: Genie, Scharfblick, Tiefe, Gerechtigkeit, Muth, gleiche Stimmung, Milde, Ruhe und Festigkeit. Die Breite dieser Stirn deutete Gedächtniß und Einbildungskraft an; man sah, daß Platz darin für alles war. Das ein wenig spitzige Kinn war nicht gerade hervorstehend aber doch auch nicht zurückgezogen und hatte etwas edles. Man konnte deswegen nicht sagen, daß die untere Rundung des Gesichts regelmäßig war, wohl aber gefällig, denn Offenheit und Heiterkeit wohnten auf Katharinens Lippen. Sie soll viel Frische und eine schöne Brust gehabt, diese jedoch auf Kosten ihrer Taille erhalten haben, die schlank, zum Zerbrechen gewesen ist; aber man wird in Rußland leicht stark. Sie wendete sehr viel Sorgfalt auf ihre Frisur; wenn sie indessen ihre Haare nicht so in die Höhe hätte ziehen, sondern niedriger neben dem Gesicht herabfallen lassen, so würde ihr das weit besser gekleidet haben."

„Man gewahrte fast nicht, daß sie klein war; sie sagte mir sehr langsam, daß sie sehr schnell und lebhaft gewesen sey, eine Sache, wovon man sich kaum eine Idee machen konnte. Ihre drei männlichen Verbeugungen, nach russischer Art, machte sie stets auf dieselbe Weise, wenn sie in einen Saal trat, eine nach der rechten, eine nach der linken Seite und eine nach der Mitte hin. Sie besaß die Kunst zu hören und so viele Geistesgegenwart, daß sie immer das Ansehen der Aufmerksamkeit hatte, wenn sie selbst an etwas anderes dachte. Sie sprach nicht, um zu sprechen, und ließ andere ausreden und ohne Zwang sich ausdrücken. Marie Theresia hatte inzwischen doch mehr bezauberndes und verführerisches. Sie befriedigte und riß mehr hin auf den ersten Anblick, selbst hingerissen von dem Wunsch jedermann im Allgemeinen zu gefallen und durch ihre eigenthümliche Grazie, die ihr minder studierte Mittel dazu darbot."

„Unsere Kaiserin eroberte im Moment; bei der von Rußland war der erste Eindruck minder stark, aber er wuchs allmählig in steigendem Verhältnisse."

„Beide glichen sich darin, daß selbst der Welt Untergang sie impavidas gefunden haben würde. Nichts konnte sie zittern machen. Ihre großen Seelen waren gegen jedes Mißgeschick gewaffnet; der Enthusiasmus flog der einen voran und folgte der andern."

„Wenn das Geschlecht Katharinens ihr die Thätigkeit eines Mannes erlaubt hätte, der überall mit eignen Augen sehen, überall hingehen und in alle Einzelnheiten dringen kann, so würde nicht ein einziger Mißbrauch in ihrem Reiche statt gefunden haben. In vieler Hinsicht war sie größer als Peter I.; sie wäre nie seine schimpfliche Capitulation am Pruth eingegangen. Anna und Elisabeth im Gegentheil wären mittelmäßige Männer gewesen; als Frauen regierten sie nicht ohne Ruhm. Katharine verband mit den Eigenschaften, die sie in ihnen fand, alle diejenigen, die sie mehr zur Schöpferin als zur Selbstherrscherin ihres Reichs machten. Sie hatte durchaus eine großartigere Politik als diese beiden Kaiserinnen, wagte nie so viel wie Peter der Große und hatte, Siegerin oder Friedensstifterin, nicht ein Mißgeschick."

„Die Kaiserin hatte alles Gute, d. h. alles Große von Ludwig XIV. In Freigebigkeit, Festen, Pensionen, Ankäufen und Pracht glichen sie sich. Sie hielt ihren Hof besser zusammen, weil sie nichts theatralisches oder übertriebenes hatte; aber die kriegerische oder asiatische Mischung, die das reiche Costüme von mehr als dreißig verschiedenen Nationen darbot, war imponirend. Mit geringern Leistungen hielt sich Ludwig nec pluribus impar und Alexander für einen Sohn Jupiter Ammons. Katharinens Worte waren ohne Zweifel von großem Werthe, aber sie hatte nie das Ansehen, welchen darauf zu legen. Nicht äußere Anbetung war es, was sie forderte. Man zitterte bei Ludwigs XIV. Anblick; man faßte Muth bei dem Katharinens. Ludwig war trunken von seinem

Ruhm; Katharine ſuchte und mehrte ihn, ohne den Kopf darüber zu verlieren. Unſere romantiſche Triumphreiſe nach Tauris war ſo zu ſagen eine fortgeſetzte Feerie, eine Reihefolge von Ueberraſchungen, Escadern, Escadrons, Illuminationen auf zehen Stunden in die Runde, hergezauberten Palläſten, Gärten, für ſie in einer Nacht geſchaffen; jeder Tag brachte Katharinen neue Huldigungen; ſie ſah die Hospodare der Wallachei und die entthronten Könige des Caucaſus zu ihren Füßen und Familien verfolgter Prinzen, die Hülfe oder eine Zufluchtsſtätte von ihr erbaten. Statt daß ihr alles dieſes den Kopf verdreht haben ſollte, ſagte ſie auf dem Schlachtfelde von Pultawa: „An einem ſo „zarten Faden hängt das Schickſal der Reiche! ein Tag entſcheidet dar„über. Ohne den Fehler, den Sie mir bemerklich machen, meine Herren! „welchen die Schweden begingen, würden wir jetzt nicht hier ſeyn.““

„Ihre kaiſerliche Majeſtät ſprach von der Rolle, die man in der Welt ſpielen ſoll, aber wußte auch, daß es eine Rolle iſt. In jeder andern Stelle, und in welcher Claſſe ſie genöthigt geweſen wäre, eine zu ſpielen, ſie würde mit ihrem ſcharfen Urtheile die Aufgabe gleich gut gelöſt haben; aber die Rolle der Kaiſerin paßte beſſer zu ihrem Geſicht, ihrem Gange, der Erhabenheit ihrer Seele und ihrem Genie, das ſo weitumfaſſend als ihr Reich war. Sie kannte ſich und das Verdienſt. Bei den Wahlen von Ludwig war immer Glück oder Gunſt; Katharine traf die ihrigen mit ruhigem Verſtande und ſtellte jeden Menſchen an ſeinen Platz. Einſt ſagte ſie mir: „Ich lache oft im Stillen, indem ich „die Unruhe eines Generals oder eines Miniſters ſehe, wenn ich ſeine „Feinde gut behandle. Sie ſind deswegen nicht die meinigen, ſage ich „zu mir ſelbſt. Ich ſtelle ſie an, weil ſie Talent haben, und belache die, „welche ſich einbilden, daß ich mich der Leute nicht mehr bedienen werde, „die ſie nicht lieben.“

„Sie hielt ſelbſt oft dem Credit der einen durch den der andern das Gleichgewicht, die gerade deshalb ihren Eifer verdoppelten und ſich mehr beobachteten. In dieſer Beziehung, daß ſie ſich von jedermann Pünctlichkeit im Dienſt zu erzwingen wußte und von niemandem ſich leiten ließ, ſchrieb ich ihr einſt: „Man ſpricht ſo viel vom Cabinet von „Petersburg! Ich kenne kein kleineres, denn es umfaßt nur einen „Raum von einigen Zollen. Es erſtreckt ſich von einem Schlaf zum „andern und von der Naſenwurzel zu der der Haare.““

„Als die Kaiſerin eins der beſuchten Gouvernements verließ, theilte ſie, indem ſie den Wagen beſtieg, noch Höflichkeiten, Dankſagungen und Geſchenke aus. „Ew. Majeſtät,“ ſagte ich, „ſcheint mit allen dieſen „Leuten ſehr zufrieden zu ſeyn.“ — „Keinesweges,“ erwiederte ſie;“ „aber ich lobe ganz laut und ſchelte ganz heimlich.““

„Sie hat immer nur gute Worte geſprochen — ich könnte deren tauſende anführen — aber nie witzige (mots bons aber nie bons mots). „Nicht wahr,“ ſagte ſie einſt zu mir, „einen Witz haben Sie „nie von mir gehört? Sie erwarteten wohl nicht, mich ſo dumm zu „finden.“ Ich antwortete, ich hätte allerdings geglaubt, daß man ihr gegenüber den Geiſt immer gewaffnet halten müſſe, daß ſie ſich alles erlaube, und daß ſie ein wahres (funkenſprühendes) Feuerwerk ſey; weit beſſer aber gefalle mir ihre zwangloſe Unterhaltung, die nur den Charakter des Erhabenen annehme, wenn die Rede von ſchönen Zügen aus der Geſchichte, von Gefühl, von Größe oder von Staatsverwaltung ſey.“

„Wie dachten Sie ſich mein Aeußeres?“ — „Groß, ſteif, Augen „wie Sterne, und einen großen Reifrock.“ Das beluſtigte ſie, wenn ſie ſich deſſen wieder erinnerte und ſie warf es mir oft vor. „Ich glaubte,“ fügte ich hinzu, „daß ich immer nur zu bewundern haben würde; und „die Bewunderung iſt ſehr langweilig.“ Dieſer Contraſt von Einfach„heit in dem, was ſie in der Geſellſchaft ſprach, mit dem vielen Großen, was ſie that und vollbrachte, machte ſie eben ſo ſehr zu dem, was der Franzoſe mit dem Worte piquant bezeichnet. Sie lachte über eine Kleinigkeit, über einen Einfall, eine Thorheit — kurz konnte ſich mit einem Nichts erheitern. Sie nahm an dem kleinſten Scherze Theil und benutzte ihn auf die drolligſte Weiſe von der Welt. Ich hatte ihr erzählt, daß ich, um mich von einem Vorwurf zu befreien, den mir eine Dame von Petersburg machte, als ſpräche ich nicht genug und ſchien immer Langeweile bei ihr zu haben, geantwortet hätte, es ſey mir eben eine Tante geſtorben, die mich erzogen habe; wenn nun die Kaiſerin, an großen Cour- und Audienztagen, ſich langweilte, ſo pflegte ſie zu mir zu ſagen: „Ich bin nah daran, meinen Oheim zu verlieren.“ Ich hörte dann wohl hinter mir ſagen: „Ah, wir werden alſo bald eine Trauer „haben.“ Man ſuchte dieſen Oheim in dem Almanach und fand ihn natürlich nicht.“

„Nicht wahr,“ ſagte ſie mir eines Tages, „für Paris hätte ich „nicht Geiſt genug? Ich bin überzeugt, daß wenn ich, ſo wie die andern „ruſſiſchen Frauen, die dahin reiſen, in jene Hauptſtadt gekommen wäre, „man mich zu keinem Abendeſſen eingeladen haben würde.“ Sie nannte ſich zuweilen in der Unterhaltung mit mir: „Ihre imperturbable,“ weil ich einſt, als wir von den Eigenſchaften der Seele redeten, die ihrige mit dieſem Ausdrucke bezeichnet hatte. Dieſes Wort, das ſie auf eine Viertelſtunde auszudehnen ſuchte, indem ſie ſeine majeſtätiſche und ſonore Langſamkeit verdoppelte, amüſirte ſie, beſonders wenn ſie, um es noch zu verlängern, ſagte: „Ich habe alſo viel imperturbabilité.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin;

von Dieudonné Thiebault.

Vierte Auflage.

Herausgegeben von ſeinem Sohne, dem Generallieutenant Baron Thiebault. Paris 1827.

(Beſchluß.)

„Wird man endlich ſagen, daß Friedrich zu mißtrauiſch war? Das iſt es, was der General Rugent ihm auf eine ſo edle Weiſe vorgeworfen hat; aber billig möchte ich fragen, ob die Völker nicht mehr unter zu leicht vertrauenden, als unter mißtrauiſchen Königen zu leiden gehabt haben? Ich frage, ob das Mißtrauen der Monarchen durch die Geſchichte und die Kenntniß der Menſchen nicht mehr als gerechtfertigt wird? Ich frage endlich, ob es ſo ſchwer ſeyn dürfte, zu beweiſen, daß Friedrich ſelbſt noch mehr durch zu viel als durch zu wenig Vertrauen gefehlt hat?“

„Ich habe geſagt, daß Friedrich ein großer Mann geweſen ſey durch ſeine Eigenſchaften, ſeine Talente, ſeine Handlungen und ſeinen Charakter. Sein ganzes Leben entwickelt und beweiſt dieſe Wahrheit, und welcher Mann hat wohl ſeine Leidenſchaften und ſeine Neigungen mehr beherrſcht und iſt conſequenter Meiſter ſeiner ſelbſt geblieben als er? Verſetze man ihn in den Schooß ſeiner Familie und ſehe, mit welcher Ehrfurcht er von einem Vater ſpricht, über welchen er ſich ſo ſehr zu beklagen hatte, wie groß ſeine Liebe für ſeine Mutter, ſeine Rückſicht und Sorgfalt für die Königin, ſeine Neigung für ſeine Brüder und Schweſtern war! Ein Wort genügt: dieſer König, ſo beſchäftigt, bisweilen ſo gedrängt durch ſeine Stellung, durch die Vielfachheit und die Eil der Geſchäfte, hat

nie zu seiner Familien-Correspondenz Secretaire gebraucht und nie einen Vertrauten für die Geheimnisse seiner Verwandten gehabt. Und, in einer andern Beziehung, wer hat mehr als er die öffentliche Ordnung respectirt, mehr Mäßigung und selbst Wohlthätigkeit gegen andere geübt? Wer war gerechter und milder? wer eifriger, Gutes zu thun? Welcher König hat größere Dinge mit kleinern Mitteln, und unter schwierigern Umständen vollbracht?"

„Monarchen haben zuweilen Pflichten zu erfüllen, die nicht mit der Moral der Privatleute übereinstimmen. *) In solchem Falle kann man nicht dem Tadel der einen entgehen, als indem man sich den Vorwürfen der andern hingiebt: was sage ich? — oft bleiben selbst die Motive unbekannt und die Verdammung Aller ist der Lohn für das, was man nur für das Glück der Mehrheit gethan hat. Aber wenn sich ein großer Mann in einer solchen Probe oder Alternative befindet, so wird er alle persönlichen oder secundairen Rücksichten beseitigen und ohne Wanken sich für die Partie entscheiden, die die Masse interessirt. Ich gestehe zu, daß es in der Praxis eines seltenen Genius bedarf, um sich nie bei solchen Entschlüssen zu täuschen. Aber betrog sich Friedrich wohl, als er, zum Vortheil seiner Staaten, die Eroberung Schlesiens unternahm? Täuschte er sich, indem er sich zu den nachfolgenden Kriegen entschloß? Wer könnte dies zu sagen wagen? Und als er seine Zeit, seine Mächte, seine Arbeit, sein Nachdenken — alle Kräfte der Seele und des Körpers der Nationalwohlfahrt widmete, welche Tugend eines Staatsmannes könnte man ihm absprechen? Sieht man nicht, daß, sein ganzes Leben lang, die berühmte Maxime des Terenz: **Homo sum et nihil humani a me alienum puto**, seinem Geiste gegenwärtig und seinem Herzen eingegraben war? Und wer hat, wie er, jemals die Seele eines wahren Kosmopoliten mit allen Eigenschaften eines großen Königs zu vereinigen gewußt?"

„Jedermann muß Friedrichs Privat- und öffentliche Tugenden an drei charakteristischen Zeichen erkennen, die unglücklicherweise nur zu selten sich finden: das erste ist, daß keine von ihnen die andere ausschloß; er vereinigte in der That Güte mit Gerechtigkeit, Mäßigung mit Festigkeit, Ausdauer mit Schnelligkeit; das zweite ist, daß alles von ihm bedacht, berechnet und der gesundesten Philosophie entsprechend war; das dritte endlich, daß er nie schwankend, nie ungewiß war. Er hat seine angebornen Eigenschaften durch alles zu läutern und zu befestigen gewußt, was es nur Vollkommenes im Felde des Verstandes und der Aufklärung giebt, und durch alle Kraft und Energie, die der Mensch, in Uebereinstimmung mit sich selbst, besitzen kann. Stelle man sich einen Fürsten vor, der, Herr über so viele Millionen Menschen, es noch weit mehr über sich selbst ist; der nie eine der Vergnügungen, die der höchste Genuß der Könige sind oder scheinen, gekannt oder sich erlaubt hat; der, wenn er sich einmal vorgenommen, den Tag und diese Stunde dieser oder jener Arbeit zu widmen, niemals seinen Vorsatz geändert oder sein Wort gebrochen; der, nachdem er sich zum Gesetz gemacht, zu einer bestimmten Stunde aufzustehen, nie dagegen gefehlt; kurz, der unveränderlich den Regeln, die er sich selbst gemacht, d. h. seinen erkannten Pflichten seinen Willen und seine physische Constitution unterworfen, — immer siegend über seinen Geschmack und die Langeweile der Monotonie, selbst seinen Bedürfnissen und Schmerzen trotzend und selbst die nöthige Sorge für die Verlängerung seines Lebens verschmähend; **) endlich, der nie von irgend einem andern gefordert hat, was er sich nicht consequent und gebieterisch selbst auferlegt. Niemand hat besser als Friedrich bewiesen, wie man seine Staaten regieren, seine Heere in Person befehligen, sich auf die vielfachste Weise berühmt machen, endlich einer unbegränzten, immer neu wachsenden Arbeit genügen kann, wenn man unveränderliche Consequenz und Ausdauer mit einer immer erneuerten Thätigkeit zu verbinden weiß; niemand hat besser als dieser König bewiesen, einerseits die Wahrheit, daß die Fürsten für das Glück oder Unglück, die Schande oder den Ruhm der Völker geboren sind, andererseits, daß ein König, wenn er sich ganz den heiligen Pflichten weiht, die ihm als Monarch obliegen, wahrhaft glücklich seyn kann, denn war Friedrich nicht eben so glücklich als groß?"

„Ich wiederhole hier, was ich schon anderwärts gesagt: der große Mann schafft hauptsächlich das gegenwärtige oder zukünftige Gute: aber oft bewirkt er das erste nur, indem er große Uebel vorbereitet. Kann man dieses nicht Peter dem Großen zum Vorwurf machen, der seine Nation nur aus dem Nichts gezogen hat, indem er bei ihr das Zepter des Despotismus, die Ketten der Knechtschaft und die Irrthümer des Aberglaubens befestigte? **) Bisweilen dagegen schafft der große Mann weniger Gutes für die gegenwärtige Zeit, als er es für die spätere Zeit vorbereitet; und das ist es, was man an Friedrich bewundern muß, der, indem er in seinen Staaten die absolute Regierung aufrecht hielt, dennoch deren Strenge auf eine kleine Anzahl von Sätzen zu concentriren wußte und um sich her und unter seinen Unterthanen den Geschmack an den Wissenschaften, Einfachheit der Sitten, das Studium der Philosophie, Uebung der Künste, Denkfreiheit und Toleranz beförderte und gründete."

„Peter der Große hatte einen Vortheil, der seinen Ruhm und Ruf

*) Es versteht sich von selbst, daß der Fürst als solcher, d. h. als Repräsentant eines Volkes, nur im Interesse des allgemeinen Wohls und des (ausgesprochenen oder vorausgesetzten) National-Willens, folglich nicht nach Privatansichten und Wünschen handeln kann; mithin ist auch der Standpunct seiner Beurtheilung kein individueller, — außer da, wo der Fürst nur als Mensch und für sich handelt — aber daraus folgt nicht, daß es zweierlei Moralen gebe, und daß irgend eine absolute Ungerechtigkeit oder Rechtlosigkeit, auch unter Staaten, je zum Heile führe. Anm. d. Red.

**) Zum Beleg dieser Behauptung dient folgende Thatsache: Als sein Gesundheitszustand mit jedem Tage bedenklicher wurde, schrieb Friedrich am 6. Juni 1759 an den Doctor Zimmermann, Leibarzt des Churfürsten von Hannover, und lud ihn zu sich ein, um ihn auf einige Zeit zu behandeln. Dieser Arzt kam am 24. desselben Monats zu Sans-Souci an und fand den König höchst gefährlich krank. Er verschaffte ihm Erleichterung, gefiel ihm, aber ungeachtet der Nützlichkeit seiner Rathschläge, ungeachtet der Annehmlichkeit seiner Unterhaltung und im Augenblicke, wo Friedrich hörte, daß zu der Zeit (es war am 10. Juli, sechszehn Tage nach des Berufenen Ankunft und acht und dreißig vor dem Tode des Königs) viele Kranke sich nach Cassel begäben, um Zimmermann zu Rathe zu ziehen, sagte er zu ihm: „Ich „mage nicht, Sie länger hier aufzuhalten und Ihre Kranken Ihrer Hülfe „zu berauben. Ich muß mich bereits bei diesen entschuldigen. — Ich danke „Ihnen für die Güte, die Sie für mich gehabt. Leben Sie wohl, mein „guter lieber Zimmermann; vergessen Sie den Greis nicht, den Sie hier „gesehen haben." Ohne Streit enthält das Leben dieses großen Königs tausendfache Proben der größten Seelenstärke, aber ich kenne keine bewundernswürdigere als diese. In einer so beklagenswerthen Lage den einzigen Mann wegschicken, in den man, mit Recht oder Unrecht, ein ausschließliches Vertrauen setzt, während er nicht abzureisen begehrt, während man König ist und sich für sehr krank erkennt, und dieses bloß aus Rücksicht für unbekannte Kranke — das ist ein erhabener Zug von Energie und Zartgefühl. Ich weiß in der That nicht, was man diesem Entschlusse vergleichen könnte. Es ist mindestens das, was mich im ganzen Leben Friedrichs am meisten in Erstaunen gesetzt hat, was, nach meiner Meinung, seinen Heroismus auf das Glänzendste beurkundet und auf die schönste und philosophischste Weise sein großes Daseyn krönt." Anm. d. Verf.

**) Dieses einseitige Urtheil scheint uns Mangel an Kenntniß von Peters Lage und der damaligen Barbarei seines Volkes, wie an Erkenntniß seines großen Geistes zu verrathen. Er hat Großes für seine Zeit bewirkt, aber noch weit mehr Saamen für die Zukunft ausgestreut. Anm. d. Red.

nur erhöhen konnte: so groß nämlich seine Eigenschaften waren, so ist doch nicht zu leugnen, daß das Nichts seiner Umgebungen ihn unendlich hob oder ihn mindestens in viel glänzenderm Lichte zeigte: er war ein Riese unter einem Volke von Zwergen. Friedrich hatte keine so günstigen Contraste: überall umgaben ihn Vergleichungen, die sich von selbst aufdrängten; denn er gehörte Vorfahren an, bekannt durch ihre Verdienste, Unterthanen, die sich durch glänzende Eigenschaften auszeichneten, allgemein angenommenen Meinungen, einem in Europa festgewurzelten öffentlichen Geiste, wovon er sich nicht, ohne große Gefahr oder ohne die zarteste Schonung anzuwenden, entfernen durfte; er gehörte endlich ganz Europa an, das wenigstens sehr berühmte Männer ihm entgegenzustellen hatte. Auch sehen wir, daß er das Merkwürdigste, was er gethan, gewissermaaßen den gewöhnlichsten Dingen gleichgestellt hat: er hat große Dinge mit einer Einfachheit vollbracht, wie man seine tägliche Pflicht thut; und dies ist gerade ein Zug, der ihn charakterisirt. Ludwig XIV. legte immer etwas Prunkendes selbst in kleine Dinge; Friedrich vermied dies sorgfältig auch in den bewundernswürdigsten."

„Auf diese Weise stellt uns die Einbildungskraft Peter den Großen als ein schaffendes Genie dar und man bemerkt dabei nicht genug, daß Friedrich, der übrigens auch so vieles geschaffen, alles vervollkommnet hat. Aber wenn man fragte, warum Peter nicht mehr oder Besseres vollbracht, so müßte man wohl antworten, weil er weder das Genie, noch den Willen dazu gehabt hat; denn sein Volk war in seinen Händen, wie ein weicher Teig, den er nach Willkühr knetete. Wenn man die nämliche Frage in Beziehung auf Friedrich aufwürfe, so würde man sehen, wenn man seine Lage wohl studierte, daß er alles in Unordnung gebracht und verloren haben würde, hätte er die Linie überschreiten wollen, auf welcher er stehen geblieben."

„Ich schließe daher mit der Folgerung und Behauptung, daß, einfacher Privatmann, Friedrich ein großer Mann gewesen seyn würde und daß er unter den Umständen, in welchen er sich als Monarch befand, in allen Beziehungen ein großer König gewesen ist, als Gesetzgeber, Held und Eroberer, als Weiser und Philosoph, als Literator, Dichter und Geschichtschreiber und vorzüglich im Fache der Staatswirthschaft und Verwaltung."

Wir schließen vorläufig diese Auszüge, die wir dem ersten Theile darum vorzugsweise entnommen, weil dieser vorzüglich von Friedrich als Menschen handelt, und weil es hierbei hauptsächlich auf die Unbefangenheit eines, ihm in den Stunden der Muße so nahestehenden Beobachters ankam. Die folgenden vier Bände enthalten größtentheils Beobachtungen und Mittheilungen über Friedrich als König, über seinen Hof, seine Familie, seine Freunde, Generale, Minister ꝛc., so wie über sein Verwaltungssystem, seine wissenschaftlichen Einrichtungen ꝛc., alles nicht ohne Interesse, aber uns Deutschen doch nichts weniger als unbekannt. Wenn sich daher auch der Raum dazu darbietet, so werden wir aus diesen letzten Bänden doch nur Einzelnheiten herausheben.

Miscellen.

Bei der diesjährigen Versammlung der Naturforscher und Aerzte Deutschlands in München, hielt Prof. Schübler aus Tübingen am 22. Septbr. einen Vortrag über eine neue, bis jetzt Würtemberg eigenthümlich zukommende Wasserpflanze, welche ein polypenartiges Aussehen hat und die merkwürdige Eigenschaft besitzt, im Innern ihres geleeartigen Hauptstammes zusammengesetzte Crystalle von kohlensaurem Kalk zu bilden. Die Pflanze war den sämmtlich daselbst anwesenden Naturforschern noch neu, unter ihnen befanden sich Decandolle, Graf Sternberg, v. Schrank, v. Martius, Nees, v. Esenbeck, Rudolphi, Hayne, Schultz, Oken, v. Fröhlich, Hoppe, Wilbrand u. v. a. Die Pflanze gehört in die Familie der Algen und erhielt nun die Benennung: Hidrurus crystallophorus, sie findet sich in Gebirgsflüßchen des Jurakalks der Alp, in der Blau bei Blaubeuren, in der Lauter bei Lauter und Herrlingen, und der Echaz bei Reutlingen.

Der Kreis-Physicus Dr. Wagner und der Schullehrer Schmidt in Schlieben haben die alten deutschen Grabhügel an den Ufern der schwarzen Elster zum Theil näher untersucht, und eine große Menge Alterthümer zu Tage gefördert. Es befinden sich in der genannten Gegend über 700 große Grabhügel und 11 sogenannte Burgerte, eine Art Umwallungen, welche, nach den Nachgrabungen zu schließen, geheiligte Opferstätten oder Tempel waren. Unter den innerhalb dieser Burgerte ausgegrabenen Gegenständen befinden sich eine Menge Aschen-Urnen von verschiedener Form, Gerippe von allen noch jetzt gewöhnlichen Hausthieren, darunter von sehr kleinen Pferden, aber auch von wilden Thieren, Hirschen, Elendthieren, Hunden, Bibern, mancherlei Geflügel ꝛc. Auch kleine Partien von Waizen, Hirse, Erbsen, Wicken, Eicheln und Kugeln aus grobgeschrotetem Getraide, wurden aufgefunden. Unter dem mancherlei Hausgeräthe, welches man vorfand, befinden sich Spinnwerkzeuge, knöcherne und bronzene Nadeln ohne Oehr, thönerne Siebe, Messer, Sicheln und eine Menge von Pfriemen, Pfeilen und Lanzenspitzen von verschiedener Form. Es scheint, als ob alle diese Gegenstände auf diesen heiligen Orten den Göttern oder den Verstorbenen geweiht und vergraben worden. Noch an keinem Orte ist die Ausbeute von deutschen Alterthümern so bedeutend gewesen.

Der französische General-Consul in Tripolis, Herr Rousseau, hat der Pariser geographischen Gesellschaft eine bedeutende Anzahl von Reisebeschreibungen eingeschickt, nebst Zeichnungen und Nachrichten über die Nomaden-Stämme um Tripolis und im Innern von Afrika. Eine ausführliche Beschreibung der Stadt Aleppo hat er versprochen. Er hat sich den ersten Theil des arabischen Geographen Ibn-Batuta verschafft, und hofft auch den zweiten zu erhalten. Dieses wichtige Werk ist in Europa nur in Bruchstücken bekannt. Auch den Ibn-Caldun hat er erhalten, worin über die sämmtlichen asiatischen Nationen, und insbesondere über die arabischen Stämme Auskunft gegeben wird. Herr Rousseau besitzt eine interessante Geschichte von Tripolis, die er zu übersetzen gedenkt.

Ein Herr Jullien in Paris hat ein Instrument erfunden, vermittelst dessen den Blinden das Schreiben erleichtert werden soll. Es besteht aus einem Rahmen, auf welchem ein Brett, das zur Aufnahme des Schreibpapiers bestimmt ist, der Länge nach hin und hergeht. Dieses Brett hat auf der einen Seite ein Zahneisen, in welches eine Klappe eingreift, und dieses Zahneisen dient zu Bestimmung der Entfernung der Linien. Die Richtung der Linien wird dem Blinden durch einen kleinen abgerundeten Richtstab gegeben, unter welchem das Papier mit dem Brett auf und abgeht. Am rechten Ende dieses Richtstabes befindet sich ein Rechen, der die Hand anhält und die Länge der Linie bestimmt. Hr. Jullien verkauft dieses Instrument unter dem Namen „Coccographe."

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETET

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 230 Hamburg, Sonnabend, den 21. October. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Refutation

des accusations injurieuses, hasardées par son Altesse Sérénissime le Duc régnant de Brunswick contre son auguste Tuteur

et

contre les personnes chargées de l'administration des ses états et de l'éducation du Duc, durant sa minorité.

Unter diesem Titel ist in London von dem königlich hannöverschen Minister, Grafen von Münster, über die bekannte Streitsache, die sich, auf Veranlassung des Verfahrens gegen den Herrn geheimen Rath von Schmidt-Phiseldeck, zwischen den Höfen von Braunschweig und Hannover erhoben, eine, in Materie und Form sehr merkwürdige Druckschrift erschienen, die reichen Stoff zum Nachdenken über diesen bedauerlichen Zwist darbietet.

„Man hatte sich," so beginnt die Vorrede, „vergebens geschmeichelt, daß ein Edict, das am 10. Mai unter der Signatur Sr. Herzogl. Durchlaucht, des regierenden Herzogs von Braunschweig erschienen war, die letzte Beleidigung (insulte) seyn würde, die er gegen den König, meinen erlauchten Herrn, wagte."

„Die sehr unzweideutige Misbilligung, welche die ersten Höfe Deutschlands über die unerhörte Verfolgung des würdigen geheimen Raths, Herrn von Schmidt-Phiseldeck, an den Tag gelegt, hätte genügen sollen, um ihm die äußerste Unklugheit seines Verfahrens fühlbar zu machen."

„Seine Herzogl. Durchlaucht hat indessen diese Lehre nicht benutzt. Er hat ein beleidigendes Pamphlet drucken und austheilen lassen, in welchem er die Männer, welche von Sr. Majestät mit der Leitung der Angelegenheiten des Herzogsthums Braunschweig und der Erziehung des Herzogs während seiner Minderjährigkeit beauftragt waren, solcher Verbrechen anklagt, die ohne Genehmigung des Königs selbst nicht hätten begangen werden können."

„ — Wir hatten gehofft, über diese Schrift schweigen zu können; aber der Herzog scheint in seiner unglücklichen Laufbahn nicht stillstehen zu wollen. Er hat eine Uebersetzung seines Libells dem ersten königlichen Prinzen von Geblüt und selbst einem der Räthe der deutschen Kanzlei des Königs, die unter meiner Leitung steht, zugesendet."

„Ganz neuerlich hat er eine Schrift drucken lassen, bestimmt, der Bundesversammlung vorgelegt zu werden, die voll von Injurien gegen den König und seinen Minister ist. Der Hof von Wien hat bis jetzt das Aergerniß einer officiellen Uebergabe dieses neuen Libells zu verhindern gewußt; aber der Herzog hat theilweise diesen heilsamen Wink unkräftig gemacht, indem er es im Voraus an fast alle deutsche Höfe hat senden und vertheilen lassen."

— „Falle denn die als falsch erwiesene Anklage auf ihren Urheber zurück!"

„In welchem Lichte wird der Herzog erscheinen, wenn das Publicum, das er selbst zum Richter zwischen uns gewählt, die unwiderleglichen Proben vor Augen haben wird, daß Se. Durchlaucht sich über die Thatsachen, die seinerseits behauptet werden wollen, nicht hat täuschen können, weil er die Beweise vom Gegentheil dessen, was er sagt, in den Händen hat?"

„Der König ist über seine Angriffe erhaben; und ich wage, ohne Eitelkeit zu sagen, daß ich bekannt genug in der Welt bin, um das Urtheil der Zeitgenossen nicht fürchten zu dürfen. Ich habe die Hälfte eines langen Lebens an einigen der ersten Höfe Europa's zugebracht; ich habe über drei und zwanzig Jahre den Posten des Cabinets-Ministers bei der Person meines Monarchen eingenommen; ich habe, während der Minderjährigkeit des Herzogs, die Angelegenheiten von Braunschweig geleitet; ich habe endlich einen ziemlich thätigen Antheil an mehreren der wichtigsten Unterhandlungen unserer Zeit genommen. Mehrere der ersten Monarchen Europas haben mir sehr schmeichelhafte Beweise der Zufriedenheit mit meinem politischen Benehmen gegeben und bis jetzt ist Se. Durchlaucht die einzige Person, die meinen Ruf anzutasten versucht hat. Aber der Glanz seines erlauchten Namens und seines Ranges unter den souverainen Fürsten Deutschlands könnte seinen Anklagen einiges Gewicht geben; und das ist es, was aus einer Schrift ein historisches Denkmal machen wird, die, aus einer andern Feder hervorgegangen, der Vergessenheit geweiht seyn würde. Der Vortheil den die Stellung des Herzogs ihm über die, von ihm angegriffenen Personen giebt, könnte doch in der Zukunft ihrem Rufe schaden und der geheiligte Name des Königs selbst könnte durch das Uebelwollen einer Generation leiden, die ihn nicht mehr gekannt, und durch die Leichtigkeit, mit welcher die Menschen den ungegründetesten Beschuldigungen Glauben beimessen:

„Der Menschen Hang, das Glänzende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n."

„Dies sind die Betrachtungen, die Se. Majestät bewogen haben, mir die Abfassung einer Widerlegung des erwähnten Pamphlets Sr. Herzogl. Durchl. anzubefehlen."

„Der Herzog klagt mich an, mit Herrn von Schmidt-Phiseldeck, den Plan geschmiedet zu haben, seine Erziehung auf diese Art einzurichten, um ihn physisch und moralisch zur Regierung unfähig zu machen.*) Er

*) Die hierhergehörige Hauptstelle in der obenangezogenen Herzogl. Braunschweigischen Schrift (die als Beilage No. III. dem vorliegenden Werke beigefügt worden ist) lautet wie folgt:

„Bei der Handlungsweise des geh. Raths von Schmidt ist vor Allem

wiederholt die Anklage, daß seine Minderjährigkeit ungesetzlich um ein Jahr verlängert worden sey; daß man illegal über verschiedene Rechte seiner Souverainität verfügt habe! Endlich klagt er mich in eigenhändigen Briefen, womit er sein Libell, bei dessen Uebersendung, begleitet hat, der Feindschaft gegen sein Land an, weil ich dem König gerathen, Herrn von Schmidt-Phiseldeck, den Hauptgegenstand seines Hasses, in hannöverische Dienste zu nehmen."

„Läßt sich wohl ein schwärzeres Verbrechen denken, als das solchen Mißbrauchs der vormundschaftlichen Gewalt?"

„Ich bin weit entfernt, mir die Ehre der Energie zuschreiben zu wollen, die der Herzog gezeigt zu haben uns verkündigt, um sich den ihm angeblich gelegten Fallstricken zu entwinden; aber ich will eben so wenig in den Augen derjenigen schuldig erscheinen, die (obwohl mit Unrecht) glauben könnten, daß seine Erziehung verfehlt worden sey (ait été manquée). Was die Dauer seiner Vormundschaft betrifft, so fürchte ich vielmehr die Vorwürfe derer, die uns anklagen, sie zu früh geendigt zu haben, als derjenigen, die den Herrn Herzog überredet, daß seine Unterthanen beklagten, nicht ein Jahr früher in den Besitz der Segnungen seiner Regierung gekommen zu seyn."

„Meine angebliche Feindschaft gegen das Braunschweigische Land — welchen Grund könnte sie haben, und durch welche Handlung habe ich sie bewiesen?"

„Ich habe während mehr als acht Jahren, die ich an der Spitze der Verwaltung des Herzogthums stand, beständige Beweise des herrlichen Geistes der Unterthanen und des seltenen Verdienstes der Regierungsbeamten erhalten. Sie haben die Dienste erkannt, die ich ihnen erwiesen."

„Se. Herzogl. Durchlaucht allein hat sich undankbar gezeigt. Doch hat mich selbst dies nicht zu Klagen vermocht; ich habe ihm, selbst nach Beendigung der Vormundschaft, noch Dienste erwiesen. Er hat mich wiederholt gebeten, die Besorgung seiner Geschäfte in England zu übernehmen. Wenn ich dies specielle Geschäft abgelehnt habe, so habe ich doch nicht minder alle Ausgleichungen zwischen den Regierungen von Hannover und Braunschweig begünstigt und selbst sein neueres Verfahren hat mich nicht verhindert, dem König die Genehmigung des Vergleichs vorzuschlagen, der zu Beendigung der Gränz- und Zollstreitigkeiten getroffen worden ist."

„Wenn sich einst der Herzog die Mühe nehmen will, ernstliche Aufmerksamkeit auf die Verwaltung seiner Angelegenheiten während seiner Minderjährigkeit zu wenden, so wird er sich von dem Unrecht überzeugen, das er gegen den König und gegen die von ihm verfolgten Personen begangen hat. Ich wüßte die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen für das Glück der Unterthanen, die die Vorsehung ihm anvertraut hat, nicht besser zu beweisen, als mit dem Wunsche, daß er den Weg einschlagen möge, den sein erlauchter Vormund ihm vorgezeichnet."

„Nur ein Wort füge ich noch über sein Pamphlet und über einige Ausdrücke hinzu, die ihm in den Briefen entwischt sind, mit welchen er die Uebersendung seines Libells begleitete."

„Der Herzog wagt darin einen Ton, den man für Drohung nehmen könnte. Ich bitte Se. Herzogl. Durchlaucht, die Geduld des Königs nicht aufs Aeußerste zu treiben. Se. Majestät hat einen Beweis von Mäßigung und von Achtung für die Tractaten gegeben, indem er auf den Gebrauch seiner Macht verzichtet hat, sich vor neuen Beleidigungen zu sichern. Durch die deutsche Bundesacte haben sich die deutschen Souverains verpflichtet, ihre Zwistigkeiten nicht mit den Waffen zu schlichten: aber bei Abfassung dieser Gesetze hat man einen Fall nicht voraussehen können, wie er jetzt zwischen dem König und Sr. Herzogl. Durchlaucht eintritt; so wie die Gesetzgeber einer berühmten Republik Griechenlands nicht eine Strafe des Vatermords haben bestimmen wollen, weil sie dies Verbrechen für unmöglich hielten."

„Die Mittel, diese unangenehme Angelegenheit zu beendigen, liegen in Sr. Herzogl. Durchlaucht Händen; möge er sich von der Nothwendigkeit überzeugen, sie zu nützen!"

Der Graf von Münster.

London, den 24. August 1827.

Mangel an Raum verbietet uns weitläuftigere Mittheilung; wir müssen uns daher begnügen, nur noch die Schlußworte des Herrn Grafen von Münster hier anzufügen:

— „Der Herzog ist dem König mehr schuldig, als er gern gestehen möchte:

„Als die großen Mächte darauf dachten, den Norden von Deutschland wiederzuerobern, da hatten sie anfänglich nicht den Plan, alle die kleinen Fürsten wiederherzustellen, die von dem revolutionairen Strom verschlungen worden waren. Diese Mächte hatten sich erinnert, wie sehr Deutschlands Zerstückelung in so viele kleine Gebiete das deutsche Reiche geschwächt und zu seinem Falle beigetragen hatte."

„Seit der Baron von Gagern (in seinem Buche: Mein Einfluß auf die Politik) die Geschichte unserer Tage mit der Kenntniß mehrerer, bis dahin geheimen, politischen Negotiationen bereichert hat, ist es keine Indiscretion mehr, von dem geheimen Artikel des Tractats von Kalisch zu sprechen, welcher stipulirte, daß Preußen mittelst des Nordens von Deutschlands neu geschaffen oder aus ihm wieder errichtet (reconstruite) werden sollte, mit einziger Ausnahme der alten Besitzungen des Hauses Hannover." *)

„die physische und moralische Bildung Se. Herzogl. Durchl. zu berücksichti„gen, für welchen Zweck der geh. Rath von Schmidt, in Gemeinschaft mit „dem Grafen von Münster, als alleiniges handelndes Princip angegeben „werden muß. Leider ist es nur zu bekannt geworden, wie rücksichtslos „und unwürdig Se. Durchl. von den, Höchstdemselben beigegebenen Erziehern, „Eigner und von Linsingen, behandelt, wie alles möglische geschehen, „sich mit den Grundsätzen, welche für die wissenschaftliche und moralische „Bildung eines künftigen Landesherrn Platz greifen sollen, in Widerspruch zu „setzen. Seine Durchlaucht, der Herzog, haben es tausendmal fühlen müssen, „daß Höchstsie instructionsmäßig von den gedachten Herren haben „eingeschüchtert werden sollen, um jeden Willen, jede Lebenskraft zu vernich„ten und zu veranlassen, daß der Herzog, für die Dauer seines Lebens, wie „ein willenloser Gefangener, ja wie eine Maschiene behandelt werden könne. „Es ist eben so unglaublich als wahr, daß Seine herzogl. Durchl. bis zu „Höchstdessen achtzehntem Jahre, ohne Erlaubniß und Begleitung der, „Höchstdemselben, durch die Vermittelung des geheimen Raths von Schmidt „zugeordneten Peiniger, kaum zwei Schritte von einem Zimmer in das „andere, oder in den Garten gehen, daß Höchstderselbe ohne ihre Zustimmung „nicht essen, lesen oder sich auf eine andere Weise beschäftigen durften, daß „unverdiente Schmähungen und Vorwürfe in der Morgenfrühe begonnen „und sich erst mit dem späten Abend geendigt, ohne daß man dem Herzoge „auch nur einen Augenblick Ruhe und Erholung gegönnt hätte."

*) Gagern (in obigem Werke) Th. 2, S. 21. „Zu diesem Endzweck verspricht Se. Majestät, der Kaiser aller Reußen, auf die feierlichste Art, zu den Equivalenten, die die Umstände, für das Interesse beider Staaten und zur Vergrößerung Preußens, erheischen könnten, alle Acquisitionen zu ver-

„Seine brittische Majestät, indem er zu der Coalition trat, forderte und erhielt die nöthige Garantie für die Besitzungen des herzoglichen Hauses von Braunschweig.“

„Der Tractat zwischen Großbritannien und Preußen von 14. Juni 1813 verpflichtet Preußen dazu mitzuwirken, daß das herzogl. Haus wieder in den Besitz seiner Erblande gelange.“

„Hätte man es wohl für möglich gehalten, daß der Herzog einen Gegenstand der Klage daraus machen würde, daß er nicht noch eine Gebietsvermehrung erhalten?“

— „Alle die, welche die mindeste Kenntniß von den Verhandlungen zu Wien haben, wissen, daß man dort anfänglich die Idee nicht hatte, allen nicht mediatisirten Deutschen Fürsten eine volle Souverainität zuzugestehen. Sie haben sie endlich erhalten und werden nicht in Abrede stellen, daß sie diesen Erfolg zum Theil den Bemühungen des Königs von Großbrittannien und Hannover verdanken.“

„Der Gebrauch, den der Herr Herzog von Braunschweig von seiner Souverainität macht, ist von der Art, Zweifel über die Frage zu erwecken, ob in einer ähnlichen Crisis wie die von 1814, der König geneigt seyn könnte, nach den Grundsätzen zu handeln, die ihm damals gerecht schienen.“

„Wahrlich, die Fürsten Deutschlands werden es dem Herrn Herzog nicht Dank wissen, diesen Zweifel hervorgerufen zu haben.“

„Es ist weiter oben bemerkt worden, daß die Weisheit des Directorial-Gesandten zu Frankfurt verhindert hat, daß die fragliche Schrift nicht förmlich, dem Befehle des Herzogs an seinen Minister gemäß, dem Bundestage übergeben worden ist. Der Hof von Wien, nachdem er übernommen, den Herzog mit dem Könige zu versöhnen, ist ohne Zweifel sehr überrascht gewesen, diese neue Complication zu erfahren, und hat den Herzog bewogen, die Uebergabe des genannten Actenstücks vorläufig zu verschieben.“

„Er hat ein Aergerniß mehr dadurch vermieden. Uebrigens könnte es dem König vollkommen gleichgültig seyn, ob die Klage des Herzogs, nachdem sie einmal überall verbreitet worden, dem Bundestag förmlich übergeben worden wäre, oder nicht. Sr. Majestät ist es angenehm, daß sich der Herzog die Demüthigung erspart hat, die diesem Schritte hätte folgen müssen, die nämlich, sich sein Libell mit dem Ausdruck der Mißbilligung von der Versammlung zurückgeben zu sehen.“

Reisen in Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland und der Türkei, auch längs den Küsten des asowschen und schwarzen Meeres ꝛc.,

vom Capitain G. M. Jones.

(Beschluß.)

Bei der Reichhaltigkeit der Materialien, die uns die interessante Reise des Capt. Jones liefert, dürfen wir aber nicht zu lange mit ihm an einem Orte verweilen und wollen deshalb mit Uebergehung dessen, was er noch sonst von der türkischen Hauptstadt erzählt, gleich mit ihm über den Don an das asiatische Ufer übersetzen, wo er in der Stadt Azof mit größter Gastfreiheit aufgenommen wurde. Es befanden sich eben 100 circassische Gefangene in dieser Stadt, deren sich vor etwa 3 Wochen die Kosacken bemächtigt hatten, und die wieder loszukaufen drei Oberhäupter dahin gekommen waren.

„Die Circassier,“ sagt unser Reisender, „sehen es mit eifersüchtigen Augen an, wie sich die Russen ihren Gränzen nähern, gegen welche sie, hauptsächlich wider die Tschernomowsky-Kosacken, einen tödtlichen Haß hegen. Wer von diesen in ihre Hände fällt, wird aufs unmenschlichste behandelt. Daß es ihnen nicht besser ergeht, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet und das Recht der Wiedervergeltung ausgeübt werden kann, ohne daß es die Regierung erfährt — die keine Privatrache oder Bestrafung duldet und sich die letztere selbst vorbehält — läßt sich schon denken. Der letzte Winter war, obgleich er sich außerordentlich spät einstellte, so wie zu Petersburg, äußerst strenge, so daß, was ein sehr ungewöhnliches Ereigniß ist, der Kuban zufror. Diesen Umstand benutzend, zogen die Circassier, wahrscheinlich mit Vorwissen ihrer Chefs, obgleich diese sich das Ansehn gaben, als seyen sie ganz unschuldig dabei, über das Eis auf Raubzüge aus. Wer in ihre Hände fiel, ward nicht allein ganz ausgeplündert, sondern auch noch arg gemißhandelt, so daß niemand mehr es wagen konnte, seine Reise nach dem Dunkelwerden fortzusetzen. Da alle Vorstellungen nichts fruchteten, so ward dem General Yermoloff, obersiem Befehlshaber in Georgien, der Niemandem als dem Kaiser selbst Rechenschaft zu geben schuldig und Herr über Leben und Tod ist, Meldung gemacht. Dieser verfügte nun, daß alles zum Schutze der Reisenden aufgeboten werden sollte, so lange der Fluß mit Eis belegt sey, und daß, sobald er wieder schiffbar geworden, ein starkes Detaschement hinübergehe und die sämmtlichen Einwohner des zunächst liegenden Dorfes mit sich fortführte. Dies war nun etwa 3 Wochen vor meiner Ankunft mit geringem Verlust, aber auch ohne einen vollständigen Erfolg, ausgeführt worden, denn fast alle waffenfähige Männer hatten nach einem leichten Widerstande das Weite gesucht, so daß den Siegern nur etwa 100 alte Männer, Weiber und Kinder in die Hände fielen. Diese wurden nun sehr grausamer Weise als Gefangene fortgeschleppt und werden wohl eine geraume Zeit in Verhaft bleiben müssen, weil erst die Entscheidung ihres Geschickes von dem Oberbefehlshaber eingeholt werden muß und dieser wahrscheinlich ihretwegen zuvor an den Kaiser berichten wird. In der Quarantaine-Station fanden wir drei ausgezeichnet schöne und recht mannhaft aussehende Oberhäupter vor, die, außer den Dolchen, welche sie führten, ein jeder mit zwei Säbeln bewaffnet waren; ihre Pistolen hatten sie am jenseitigen Ufer zurückgelassen. Nachdem wir uns eine Zeitlang mit ihnen unterhalten hatten, in welcher Unterhaltung sie großen Unwillen über die Gefangenhaltung ihrer unglücklichen Landsleute und ein sehnliches Verlangen, ihre Befreiung auszuwirken, an den Tag legten, gingen wir die Letzteren in dem Orte ihres Verwahrsams aufzusuchen; und bei dieser Gelegenheit war ich denn Zeuge eines Elendes und einer Noth, wie ich noch nie gesehen, und wodurch menschliche Wesen dem Viehe völlig gleichgestellt waren. Viele der Unglücklichen waren in einem fast nackenden Zustande und die übrigen waren um weniges besser daran, alle aber waren bis zum Ekel schmutzig. Einige von ihnen räumten den Unrath auf, der sich, nicht weil die Menschen etwa an eine so garstige Unreinlichkeit gewöhnt gewesen, sondern in Folge des einengenden Zwanges, in welchem sie gehalten wurden (die Männer waren sogar in Ketten), angehäuft hatte. In dieser nackenden und hülflosen Lage hatten sie kein andres Bett, als einige alte Matten, und sobald es finster wurde, krochen sie

---

wenden, die durch ihre Waffen und Negotiationen im nördlichen Deutschland gemacht werden dürften, mit Ausnahme der alten Besitzungen des Hauses Hannover.

dicht zusammen, um, sich so einander wärmend, den balsamischen Schlaf anzulocken und sich so auf einige Stunden von dem Bewußtseyn ihres elenden und entwürdigenden Zustandes und von den Martern eines schneidenden Hungers zu befreien. Ich schäme mich, im Charakter als Christ, sagen zu müssen, daß die den Armen verabreichten Lebensmittel kaum ausreichten, ihnen das Leben zu fristen. Daß dem so war, das konnten wir aus der Gier ersehen, mit welcher sie um Stückchen Brodes und Schiffszwiebacks baten, und aus den Aeußerungen des Dankes, mit welchen sie solche von einigen menschlichgesinnten Frauen annahmen, fast eben so wie Hunde die Brocken, die ihnen ihr gütiger Herr zuwirft. Wie wüthend kämpften die Mütter, ein Stück Brod zu erhaschen; aber rührend war es anzusehen, wie das Muttergefühl über die Pein des nagenden Hungers siegte, und mit welcher Wonne die Mütter auf den schwer errungenen Preis verzichteten, um ihn den Händchen der bittenden zarten Kinder zu übergeben. Ergriffen von dem schauderhaften Schauspiel, bat ich den Offizier um die Erlaubniß, eine Fünfrubel-Note hergeben zu dürfen, um den Hunger Aller zu stillen. Als ihnen das verdollmetscht wurde, schienen sie über die Größe des Geschenkes außer sich vor Erstaunen zu seyn, was mich glauben macht, daß die frommen Damen wohl nie mehr daran wenden, als was sie eben zur Beschwichtigung ihrer religiösen Scrupel für ausreichend erachten. Und das ist im Allgemeinen nicht hinlänglich, sie alle zu sättigen, ja es fragt sich noch, ob ein einziger satt wird; und so haben manche Competenten neben ihrem ohnehin schon so schweren Elende noch wohl manches Mal das gräßliche Geschick des Tantalus. In dem Kampfe wurden die Bissen oft genommen und mehrere Male wieder genommen, ehe einer so glücklich war, sie zum Munde führen zu können."

„Hatten die Frauenzimmer je Anspruch auf Schönheit gehabt, so hatten sie solche während ihrer grausamen Gefangenschaft verloren; denn ich kann in Wahrheit sagen, daß ich, ein schönes dunkles Auge abgerechnet, aus dem zuweilen, Trotz der incrustirten Wimpern, ein Lichtfunken aufflammte, nie eine Gruppe sah, der so sehr Alles, was nur einigermaaßen schön zu nennen ist, abgegangen wäre. Was die Gesichtszüge betrifft, standen die Männer bei weitem im Vortheil. Ich habe übrigens auch von einem Herrn, der mehr im Innern des Landes gereiset war, als andre, gehört, daß die uns so sehr gerühmte circassische Schönheit keinesweges allgemein und in der Regel ist; daß aber auf Mädchen, die in zartester Kindheit Spuren derselben verrathen, die größte Sorgfalt verwendet und Alles aufgeboten wird, was ihre Reize mit den Jahren mehren und erhöhen kann, welches Streben dennoch eben so oft fehlschlägt als gelingt. Gelingt es den Aeltern ein schönes Mädchen aufzuziehen, so verkaufen sie es lieber einem Türken oder anderem strenggläubigen Mahomedaner, als daß sie es einem Häuptlinge des Landes zur Ehe geben, und wenn es auch der reichste wäre. Daß Eigennutz oder unedle Motive dabei zum Grunde liegen, ist wohl ziemlich außer Zweifel; doch behaupten die Aeltern, es sey dies der einzige Weg, ihre schönen Töchter recht glücklich zu machen. Der reiche Asiate bezahlt einen hohen Preis für eine Schöne und behandelt diese sehr gütig, weil er der Meinung ist, sein Glück bei den Houris im Paradiese werde davon abhängen, wie er sich gegen deren Sippschaft auf Erden benommen gehabt. Wird also eine solche einem reichen Muselmann überlassen, so kann sie darauf rechnen, im Ueberfluß zu leben, und entehrend ist ihr Verhältniß auch nicht, indem der Prophet nach den mahomedanischen Begriffen das Halten eines Serails erlaubt hat. Das Geschick derer aber, die den Häuptern der eignen Nation anheim fallen, ist verhältnißmäßig weniger ersprießlich, weil diese sehr wenig Achtung für das schöne Geschlecht hegen. Das sind die Ansichten, welche die circassischen Aeltern über diesen sonderbaren Punct haben."

„Der Sage nach soll vor Zeiten ein circassischer Fürst, Keß genannt, in der Krimm oder Taurien geherrscht haben, nach dessen Tode sich seine beiden Söhne, Jeal und Chaombeck, um den Thron stritten. Nach einem langen und verheerenden Kriege, in welchem Keiner die Oberhand bekam, entschlossen sie sich alle beide, darauf zu verzichten, und nun zog der Jüngere, Chaombeck, mit seinen Anhängern nach dem oberen oder Cabardianischen Circassien, während der Aeltere, Jeal, sich mit den Seinigen in Unter-Circassien oder Kuban ansiedelte. Von diesen nun stammten die Unglücklichen ab, deren Elend ich vorher geschildert habe. Man sagt, sie seyen unwissend und nur dem Namen nach Mahomedaner: inzwischen werden die wenigen Priester, die sie haben, hoch in Ehren gehalten. Der Anzug der Häuptlinge, die ich gesehen habe, war leicht, nett und kleidsam. Das Oberkleid hatte zu beiden Seiten gestickte Taschen zu Patronen und schien von starkem, dunkelbraunem Tuche zu seyn; das Wamms darunter sah aus wie eine schuppige Rüstung, und war dieses auch wohl; die Beinkleider waren hell, mit Riemen an den Knieen. Der Eine trug Stiefeln, die andern Beiden rothe Maroquin-Pantoffeln. Ihre Köpfe waren geschoren und mit einer ziemlich eleganten, melonenförmigen, gestickten Kappe bedeckt. Alle trugen Knebelbärte. Ihre rauhen Filzmäntel, die unter allen Classen im Gebrauch sind, hatten sie in dem Boote liegen lassen, das sie herbeigeführt, und ihre gelenken Gäule harrten ihrer am jenseitigen Ufer. Eine jede Familie der Vornehmeren rühmt sich, eine eigenthümliche Zucht Pferde zu besitzen, und diesen wird, wenn sie noch jung sind, auf dem hinteren Schenkel eine ihre Abkunft bezeichnende Marke eingebrannt. In dieser Beziehung verfahren sie mit der größten Gewissenhaftigkeit, und derjenige würde das Leben verwirken, der es wagte, einer geringern Race den Stempel einer edlern zu geben. Im Allgemeinen sind die Pferde mehr ihrer Stärke, Abhärtung und Schnelligkeit, als eines ausgezeichneten Ebenmaaßes wegen berühmt."

Nachdem der Capt. Jones in drei Stunden die Ueberfahrt über den cimmerischen Bosphorus nach Kertsch (dem Panticapæum des Strabo), wo Mithridates starb, gemacht hat, macht er uns mit mehreren Merkwürdigkeiten dieses Platzes bekannt. Seine Alterthümer sind bisher auf das barbarischste vernichtet worden; wir erfahren aber mit dem größten Vergnügen, daß die Herren Scassi und de Breur, ein paar angesehene dortige Kaufleute, beauftragt worden sind, dies für die Zukunft zu verhüthen, und daß Alles, was in der Art noch aufgefunden werden möchte, sofort in das Museum zu Caffa geschickt werden soll. Von dem letzteren Theile der Vorschrift wird aber gesagt, daß er den aufgefundenen Schätzen dadurch, daß diese der Oertlichkeit und ihrer ursprünglichen Lage entrückt würden, die Hälfte ihres Werthes raube.

„Herr de Breur," erzählt unser Reisender, „ist ein äußerst tüchtiger und einsichtsvoller französischer Emigrant und Gehülfe des Directors der Salzsee'n. Er interessirt sich sehr für alle Entdeckungen, die zur Erläuterung der alten Geschichte von Kertsch förderlich sind; da er aber eine zahlreiche Familie zu ernähren hat und nur ärmlich besoldet wird, so fehlte es ihm anfänglich an den Mitteln, die Forschungen kräftig zu betreiben. Endlich erhielt er von einigen Liebhabern der Künste in Rußland eine Summe von 2500 Rubeln zugesandt. Nun verfolgte er sein Ziel mit dem größten Eifer und war auch bald so glücklich, in ein paar aufgegrabenen Hügeln so viele Schätze zu finden, daß seine Forschungen reichlich belohnt wurden. Hoch erfreut über den guten Erfolg, und um so mehr auf fernere Unterstützung rechnend, war er so unvorsichtig, den gesammten Fund jenen Liebhabern zuzuschicken, die ihm, obgleich der Werth der Alterthümer allein an Gehalt, den alterthümlichen Werth gar nicht in Anschlag gebracht, 30,000 Rubel überstieg, wohl Briefe voller Complimente, aber auch nicht eine einzige Kopeke als fernere

Beistand zufließen ließen; und so ist er nun, nachdem er seine eigenen Sparpfennige zugesetzt hat, aus gänzlichem Unvermögen in die Nothwendigkeit versetzt, von allen ferneren Forschungen abzustehen. Ueber die gedachte interessante Entdeckung hat er selbst mir folgende Auskunft gegeben:

„„Ich ließ zwei Graben ziehen, den einen an der nördlichen, den andern an der westlichen Seite. Der erstere ward eine Sajene tief aufgegraben, ohne daß sich etwas zeigte, was auf einen guten Erfolg schließen ließ. In dem andern fanden wir, in der Tiefe einer Arschine, ein zerbrochenes irdenes Gefäß von gemeinem Thon. So wie hier tiefer gegraben wurde, kamen Bruchstücke von Stein mit Kalk untermischt zum Vorschein, und in der Tiefe von einer Sajene entdeckten wir eine Mauer von grobbehauenen Quadersteinen, die von Westen nach Osten hinlief. Da diese Mauer dem Vorschreiten unsrer Arbeit hinderlich war, so ließ ich einen Theil davon abbrechen. In der nämlichen Richtung unser Wirken fortsetzend, entdeckten wir eine zweite Mauer dicht neben der ersten, nur noch einmal so, d. h. eine Sajene, hoch. Südwärts stießen wir abermals auf eine Mauer, die mit der ersten gleiche Höhe hatte und mit ihr parallel lief. In der Weite von einer Sajene stand ein großer, zwei Arschinen hoher und eine Sajene langer Stein, gleichsam als Pforte, zwischen beiden aufgerichtet. Derselbe lehnte sich an der einen Seite an die erste Mauer und ward an der andern durch eine Art Pfeiler gestützt, der mit der letztentdeckten Mauer in Verbindung stand. Wir fuhren nun mit dem Wegbrechen dieser Mauer fort. In östlicher Richtung, eine Sajene weit von dem ersten Pfeiler, erschien ein zweiter Stein, in ähnlicher Proportion, und zwischen den beiden lagen die Gerippe des unter dem Grabhügel Begrabenen. Hier fanden wir auch einen oxidirten Ring mit einem kleinen Jaspisstein, auf welchem ein Apollokopf eingeschnitten war. Beim Wegräumen der, wie schon gesagt, eine Sajene hohen Mauer, fanden wir, daß es der linke Theil eines Gewölbes war, wovon die rechte oder die Südseite, so wie auch die Hälfte der Decke eingestürzt war; doch entdeckten wir dies Gewölbe erst dann, als wir eine schöne schwarze Erde, womit es angefüllt war, und einige Steine von der südlichen Mauer, vermischt mit einem Theil der Erde, aus welcher der Grabhügel bestand, herausgeschafft hatten. J. J. E. E. der Herr Graf und die Frau Gräfin Langeron stiegen hinab in den ungefähr zwei bis drei Sajenen tiefen Graben und fanden auch einige höchst interessante alterthümliche Ueberreste. Die beiden ersten Mauern bildeten ein Vestibulum oder Vorzimmer des Gewölbes, das durch den schon erwähnten großen behauenen Stein davon getrennt war. Nachdem wir bereits zwei Sajenen der Mauer an der nördlichen Seite bloß gelegt hatten, ohne irgend eine Spur von der Leiche zu finden, hielt ich es für das Beste, unter den Ruinen der eingestürzten Mauer oder in dem Hintergrunde des Gewölbes zu suchen; da es aber, wegen der geringen Festigkeit der Erde nach oben, gefährlich gewesen wäre, sich so tiefer hinein zu arbeiten, so ließ ich in der ganzen Höhe des Grabmals, der Seeseite zu, einen Graben ziehen, und nun fanden wir denn auch, nach einer zweitägigen Arbeit, eine Urne von folgender Gestalt und Proportion: Eine etruskische Malerei schmückte die vordere Seite. Sie stellte ein gekröntes Frauenzimmer dar, auf einem Sessel sitzend, zu ihren Füßen einen Pelikan (Sinnbild der Mütterlichkeit), und in der Hand ein musikalisches Instrument haltend. Hinter ihr spielte ein junges Frauenzimmer die Leier, und vor ihr standen zwei andre junge Frauenzimmer, wovon die eine auf einer Pans-Pfeife, die andre auf einer gewöhnlichen Flöte bließ. Die drei letzterwähnten Personen, die man für die Töchter der Hauptfigur mit dem Pelikan zu Füßen halten kann, schienen durch die Harmonie ihrer Instrumente dieser den Austritt aus dieser Welt in eine andre leichter machen zu wollen, und daß sie Gefallen an Musik gehabt, das bewies das Instrument in der eignen Hand. Unter der Asche und den verbrannten Gebeinen, die sich in der Urne befanden, war auch ein von Golddraht so künstlich geflochtnes Halsband, daß man die Fäden daran nur mit Mühe aufzufinden vermochte. Seine Dicke war die eines Federkiels, und seine Länge reichte eben aus für den Umfang eines gewöhnlichen Halses. An dem einen Ende hatte dasselbe einen Schlangenkopf mit einer Oeffnung darin, in welche wahrscheinlich der Haken gepaßt hat, der an dem andern Ende gewesen seyn wird. Dieses Halsband war in der Mitte durchbrochen. Die Urne war mit einer feinen, ziemlich wohlerhaltenen Glasur überzogen.““

„„In einem anderen, durch den Obristen Potier geöffneten Grabhügel ward eine zweite Urne von glasirtem Thon von gleicher Farbe gefunden, auf welcher sich zwei etruskische Malereien, die eine auf der vorderen, die andre auf der hinteren Seite befanden, deren Figuren, meiner Meinung nach, eben so wie die auf der andern emblematisch waren. Das erste Bild stellte einen leichtbewaffneten Krieger im alten griechischen Costüm dar, der mit dem Schwerte in der Faust einem fliehenden Scythen nachsetzte, welcher mit einer Keule ängstlich die Streiche des andern abzuwehren suchte. Hinter der ersteren befand sich eine dritte Figur, einen Barbaren, einen Häuptling der Horde vorstellend, der von einer griechischen Lanze durchbohrt war. Hiernach scheint es denn, daß die in dieser Urne eingeschlossene Asche die eines Kriegers war, der im Gefechte wider die Barbaren gefallen, die von den Griechen verjagt wurden, um die Colonie von Panticapaenm anzulegen, und die sich dann in die Waldungen zurückzogen, die damals jene Stadt nach der Nordseite hin einschlossen. Das zweite Bild stellte eine Frau und zwei Mädchen, muthmaaßlich die Familie des Kriegers, dar. Diese Urne war ein schönes, alterthümliches Stück, von dunkel olivengrüner Farbe, und hatte zu beiden Seiten ein Paar perpendiculaire Henkel.““

„Der, schon zugleich mit Hrn. de Breur erwähnte Hr. Scassi hatte den Titel eines Handelsprotectors, und einen Gehalt, der jenen des Gouverneurs weit überstieg, auch war er von diesem in allen Dingen, die den Handel betrafen, völlig unabhängig. Ueberdem hatte er eine Flottille von 7 Segeln, um längs der Küste von Mingrelien einen Handelsverkehr mit den Circassiern zu eröffnen; und diese Flottille steht ebenfalls nicht unter dem Befehl des Höchstcommandirenden auf dem schwarzen Meere. Man arbeitet in diesem Lande darauf hin, den Circassiern allmählig die russischen Artikel unentbehrlich zu machen, daher Folgendes auch eine Lieblings-Aeußerung des Hrn. Scassi ist: „Während Yermoloff sich vergebens abmüht, sie durch die Gewalt der Waffen zu unterwerfen, werde ich dieses vermittelst des Handels durchsetzen.“ So hat Kertsch denn die Aussicht, stark in Aufnahme zu kommen, hauptsächlich wenn dessen Hoffnung in Erfüllung geht, daß die viereckigt getakelten Schiffe von dem asowschen Meere ausgeschlossen und die Ladungen zu Kertsch umgeladen werden müssen, wodurch dieses ein Stapelplatz für alle die Güter werden würde, die nun direct von Taganrog aus verschifft werden, die aber in dem erwähnten Falle von dort in Küstenfahrzeugen nach Kertsch gehen müßten.“

Als Capt. Jones diesen Platz verlassen hatte, reiste er nach Caffa, welche Stadt 600 Jahre vor Christus von den Milesiern, die sie Theodosia benannten, gegründet worden zu seyn scheint. Seit jener Zeit hat sie sowohl unter diesem Namen als unter dem von Caffa mehrere Veränderungen unter den Griechen, Römern, Genuesern, Venetianern, Türken und Russen erlitten. Sie ist, noch ehe sie abgetreten worden, schon verschiedentlich in russischem Besitz gewesen.

„Es befindet sich hier,“ erzählt der Verfasser, „ein ziemlich gutes Wirthshaus, dem ein Franzose vorsteht, der aber auch eine Rechnung

macht, die ich so hoch nirgends in ganz Europa gefunden habe. Als ich ihm dieses bemerkte, antwortete er: „Sie haben recht; aber in jedem andern Lande kommen die Reisenden häufig, hier nur selten, überdem muß ich eine schwere Miethe von meinem Hause geben.“ Gegen diese so offen dargelegten Gründe ließ sich nicht wohl etwas einwenden, und so zahlte ich, weil ich mußte.“

Von Caffa aus ging die Reise weiter über Karasubazar, eine niedliche Stadt am Flusse Kara Su oder dem schwarzen Wasser; und über Akmetschet, wo unser Reisender in einem, ihm zum Logis nachgewiesenen hübsch aussehenden Hause sehr freundlich von dem Sohn Krim Gheri's, des letzten Chans der Tartaren, der Taurien gegen eine Pension und ein Asyl in Petersburg an Katharina abgetreten hatte, aufgenommen ward.

„Sein Sohn,“ erzählt Capt. Jones, „ein Hasser der Sclaverei, gleichviel unter welchem glänzenden Titel und in welcher Form sie sich verstecken mochte, wollte sich aber Katharinen nicht unterwerfen und zog sich nach dem Kaukasus zurück, wo er geboren und in mahomedanischer Unwissenheit sein dreizehntes Jahr erreicht hatte, als einige schottische Missionarien, die, wie es scheint, seit undenklichen Zeiten dort angesiedelt gewesen, sich sehr mit ihm beschäftigten. Er trat dann förmlich zum Christenthum über, ging nach Edinburg, studierte dort, und verliebte sich in ein schöngelocktes schottisches Mädchen, Namens Nelson, die er ehelichte, und die nun Sultana zu Akmetschet, Mutter von zwei Kindern, und in hohem Grade glücklich ist. Als ich in das, mir in seinem Hause angewiesene Zimmer eintrat, fand ich dasselbe ganz in englischer Weise eingerichtet, und auf dem Tische lagen mathematische Instrumente ꝛc., als im gewöhnlichen Gebrauch. Meine schon hiedurch aufgeregte Verwunderung ward aber noch mehr gesteigert, als, statt eines armen Tartaren, der sich freuen mochte, einen Miethsmann gefunden zu haben, der Eigenthümer, im Anzug und Wesen völlig einem englischen Gentleman ähnlich, eintrat. Er hat vom Kaiser einen Jahrgehalt von 6000 Rubeln, und ist sehr bemüht, das Evangelium unter den Tartaren zu verbreiten. Als er diese wohlthätige Laufbahn betrat, war ihm versprochen worden, die russische Regierung solle ihm alle Auslagen für angelegte Schulen, den Unterhalt von Kindern ꝛc. ersetzen, und falls diese es nicht thäte, so wollte die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums dafür aufkommen. Er hat aber weder von der einen, noch von der andern je einen Heller bekommen, obgleich von ihm schon bedeutende Summen aufgewendet worden sind. Er bemüht sich, den Aeltern den Nutzen des Unterrichts einleuchtend zu machen, und verheißt zugleich, auf die Grundsätze der Kinder nicht anders einzuwirken, als daß er sie in den Stand setzt, sowohl die Bibel als den Koran zu lesen, so daß ihnen hernach eine freie Wahl bleibt. Die Toleranz und freundschaftliche Denkart geht hier so weit, daß selbst viele Mollahs oder Priester zu ihm kommen. Am Tage nach meiner Ankunft war ich sehr überrascht, als ich beim Eintritt in das Frühstücks-Zimmer einen Mollah, der auf den Sultan wartete, sehr aufmerksam eine tartarische Uebersetzung des neuen Testaments lesen sah. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß er mehrere Meilen weit hergekommen war, um meinem Wirthe einen Besuch zu machen und ihm ein Stück Geflügel zu verehren, indem es gerade ein Tag war, wo man sich nach der Sitte der griechischen Kirche gegenseitig beschenkt. Bei einer solchen verträglichen Stimmung zwischen meinem Freunde und dem Mollah erregte es ein um so widrigeres Gefühl, ein ganz entgegengesetztes Benehmen abseiten seines nächsten Thür-Nachbarn zu gewahren, der, ein unwissender und illiberaler christlicher Priester, und vielleicht eifersüchtig auf den guten Erfolg des Strebens desselben, ihm auf jede ihm mögliche Weise zu schaden bemüht war.“

Wir wollen den Reisenden, der noch die Städte Sevastopel, Cherson, Ackierman oder Ismail ꝛc. ꝛc. besuchte, sich dann zu Odessa nach Constantinopel einschiffte, und von dort nach Corfu zurückkehrte, nicht weiter begleiten, statt dessen aber noch eine Beschreibung der Derwische von ihm und was er über den Großherrn sagt, — dessen Gesinnung und Benehmen eben jetzt einen so wesentlichen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten hat, — aufnehmen.

„Obgleich,“ sagt der Verfasser, (zu Constantinopel), „wir während des Gebetes nie eine Moschee betreten durften, erlaubte man uns doch zu mehreren Malen den Zutritt in die Capelle der Mevlevehs oder tanzenden Derwische, wenn sie ihre Tanz-Mysterien oder Riten feierten. Ich würde geglaubt haben, einem gewöhnlichen Puppenspiele oder einer Marktschreier-Vorstellung beizuwohnen, wären wir nicht genöthigt worden, unsre Schuhe auszuziehen und uns ganz ehrbar zu verhalten. Als wir uns eben gesetzt hatten, traten ihrer vierzig, von einem Oberen begleitet, dem sie überall die größte Achtung bewiesen, ein. Nach dem Gebete begannen sie in feierlichem Schritt, die Hände queer über den Schultern haltend, und nach der Musik von Violinen, Octavflöten und kleinen Trommeln umher zu gehen. Als sie vor die Nische, in der Richtung nach Mecca zu, kamen, machten sie eine sehr tiefe Verbeugung und zogen sich rückwärts wieder nach ihrem Oberen zurück. Dieses wiederholten sie mehrere Male, dann küßten ihm die meisten die Hand, worauf sie ihre Arme horizontal ausstreckten und nun sich wie auf einer Angel (nur mit dem Unterschiede, daß sie, wie beim Walzen, die Runde in dem ganzen Raume machten) mit einer Schnelligkeit herum drehten, daß ihr Gewand bis um die Hüften, wo es fest zusammen gebunden war, in die Höhe flatterte. Diese außerordentliche kreisförmige Bewegung schien vielen sehr schwer zu werden und ich glaubte jeden Augenblick, sie, vom Schwindel befallen, straucheln zu sehen; aber auf ein gewisses Zeichen machten sie dann unverzüglich Halt, spazierten wieder in der Runde herum, begrüßten abermals ihren Oberen, und begannen den Wirbeltanz aufs Neue. Dieses ward während dreiviertel Stunden mehrere Male wiederholt, und damit war die Ceremonie beendigt; wir entfernten uns, ohne daß uns irgend etwas abgefordert worden war, wußten aber auch nicht, was dasjenige, welchem zuzusehen wir die Erlaubniß gehabt hatten, bedeuten sollte.“

„Zwei Tage darnach fuhren wir nach Scutari hinüber, um einer Vorstellung der Cadrhi oder heulenden und feuerfressenden Derwische beizuwohnen, die um Mittag hatte beginnen sollen, aber erst kurz vor 3 Uhr ihren Anfang nahm. Da wir zu 5 Uhr bei Lord Strangford eingeladen waren, um nach dem Mittagsessen noch eine Excursion nach dem Thale der süßen Wasser zu machen, so sahen wir nur den ersten Theil der Ceremonie, welches unstreitig ein Gaukelspiel war, was aber dennoch für die Darstellenden mit großen Schmerzen verknüpft zu seyn scheint. Das Gemach — denn daß es keine Capelle war, schloß ich aus dem Umstande, daß man uns mit Stiefeln einzutreten erlaubte — war keineswegs reinlich und sah eher einem Stalle, als einer der Gottesverehrung geweihten Stätte ähnlich. Uns wurden die besten Sitze angewiesen und die gedrängte Menge, — die ein großes Interesse an dem bevorstehenden Schauspiele zu nehmen schien, so daß sich viele um die kleinen Trommeln oder Tambourins bewarben, die an einige Begünstigte vertheilt wurden, um den Tact zu dem Geheul ꝛc. zu schlagen, — bezeigte sich sehr artig gegen uns. An dem einen Ende des Gemachs waren mehrere kriegerische Instrumente, doch keine Feuergewehre, neben einer seidnen Flagge aufgehängt, die mit Buchstaben beschrieben war und ein Stück von Mahomeds Zelt seyn soll. Unter derselben saß der Präsident, und neben ihm bei 40 Musici und Sänger oder eigentlicher Heulende, denn sie machten einen gräulichen Lärm. Ein großer Theil

er Ceremonie bestand darin, dem Präsidenten die Hand zu küssen oder ich darum zu bemühen, indem er damit kokettirend geizte und die Hand ft plötzlich wegzog, wenn sie eben geküßt werden sollte. Wen dies Mißgeschick traf, der schien darüber äußerst bekümmert zu seyn. Diese Versuche wurden gemacht, wenn sie in ihrem heulenden und springenden Paroxismus an ihm vorüber kamen; denn so wie eine ruhige und unbewegliche Haltung das Attribut des Präsidenten zu seyn schien, schien Lärmen, Hader und stete Beweglichkeit das ihrige zu seyn. Sie verletzten sich oftmals in eine verstellte oder wirkliche Raserei. Nach ihnen traten andre Acteurs auf, die sich alle Arten von Qualen aufzulegen wußten, indem sie sich die Haut mit Nadeln, Nägeln ꝛc. durchlöcherten, und die erstern in die Backen, Arme ꝛc. stachen; hernach rieben sie sich die Wunden mit Speichel, als wollten sie damit das Blut wegschaffen, was in der Wirklichkeit sicherlich nicht geflossen war, obgleich die spitzigen Werkzeuge dem Augenschein nach wirklich das Fleisch durchbohrt hatten. Endlich ergriff ein Bursche, der bis auf die Hüften nackend war, zwei Paar sehr eiserne Nägel mit dicken Köpfen und als Zierrath mit herabhängenden Ketten versehen, stieß sich diese Nägel aus Leibeskräften in die Seiten, den Leib ꝛc., wobei er Höllenqualen zu erleiden und ganz ermattet zu werden schien: als ihn nun aber der Präsident gesegnet und anhaucht hatte, was er schon vorher mit all den Werkzeugen gethan, verdoppelte er seine Wuth gegen sich selbst, was auch von anderen Selbstpeinigern mit Attaghans, Säbeln ꝛc. geschah. Einige wurden sogar ohnmächtig, erholten sich aber sogleich nach dem magischen Anhauchen der Zuflüstern des Präsidenten. Angeekelt von dem, was wir sahen, ohne es begreifen zu können, warteten wir mit Begierde auf den Anfang des Feuerfressens, wobei wir uns wohl die Fähigkeit zutraueten, zu unterscheiden zu können, ob die Bursche wirklich glühende Kohlen verschluckten und rothglühendes Eisen zwischen die Zähne und in die Hände nähmen oder ob es auch nur Augentrug damit sey; aber das verzögerte sich so lange, daß wir uns entfernen mußten, worüber auch die übrigen Zuschauer höchlichst verwunderten. Ich kann nur sagen, daß, wenn das Gesehene dem Orden zum Nutzen gereicht, er mir solches reichlich durch die Qualen, die es ihm verursacht, zu verdienen scheint; oder auch, wenn es ihm keine Qualen macht — was jedoch kaum denkbar ist — der Treue wegen, mit welcher das Geheimniß aufbewahret wird; denn ich konnte niemand ausfindig machen, der, wie lange er auch in Pera gelebt, und wie sehr er auch diese Gaukeleien verachten mochte, im Stande gewesen wäre, mir die Art und Weise, auf welche die Täuschung hervorgebracht wurde, auch nur einigermaaßen gegend zu erklären."

Ueber den türkischen Herrscher berichtet der Verfasser Folgendes:

„Der Sultan ist nicht so absolut mächtig, daß er über der öffentlichen Meinung oder über dem Vorurtheil erhaben stände, er ist diesem vielmehr dermaaßen unterworfen, daß er, wie es auch um seine Gesundheit stehen möge, verpflichtet ist, sich jeden Freitag öffentlich zur Moschee zu begeben, und bei jedem Feuer zugegen zu seyn, das über eine Stunde lang anhält und dreimal ausgerufen worden ist. Da mich sehr verlangte, ihn zu sehen, so waren mein Janitschar und der Dragoman sehr darauf aus, auszumitteln, welche Moschee er am Freitag besuchen würde, indem dieses bis auf den letzten Augenblick sehr geheim gehalten ward. Wir erfuhren endlich, daß er eine auf dem Bosphorus besuchen wolle, und daß die Staatsbarken beordert worden wären, ihn über Wasser hinzufahren, welche Ceremonie ich vor allen andern zu sehen begierig war. So verlor ich denn keine Zeit, mich eiligst nach Tophana zu begeben, wo wir uns ein Boot mietheten und uns in die Nähe des Platzes begaben, wo die Barken versammelt waren. Kurz vor seinem Erscheinen stellte sich eine Linie in weißen Mußlin gekleideter schwarzer Eunuchen und einige wenige türkische Offiziere auf dem Werfte auf. So wie der Großherr sichtbar ward, verneigten sich alle bis zur Erde und verblieben in dieser demüthigen Stellung, bis er, begleitet von zwei oder drei Beamten, seine Barke bestiegen hatte; mehrere Offiziere folgten ihm in anderen Barken. So wie sein Fahrzeug abstieß, ward vom Leanders-Thurm eine Salve gegeben, die von allen Batterien, so wie er den Bosphorus entlang fuhr, wiederholt ward. Wir suchten mit unserm raschgeruderten Boote in der Nähe der kaiserl. Barken zu bleiben, sahen aber bald ein, daß dieses bei deren überlegener Schnelligkeit unmöglich war. Sobald die Barken sich entfernt hatten, verlief sich das am Ufer gebliebene Gefolge und schien sich der Befreiung des lästigen Zwanges sehr zu freuen. Ich hätte gar keine bessre Gelegenheit, den Sultan zu sehen, finden können, indem es zu meiner Verwunderung geduldet ward, daß unser Boot, als er sich einschiffte, ganz nahe heran kommen durfte. Er war reich in Pelzwerk gekleidet, und trug einen sehr schönen Diamantreiher auf dem Turban. Er hat einen äußerst starken schwarzen Bart; sein Gang ist sehr fest, und er bestieg die Barke ohne Beistand. Begiebt er sich zu Lande nach der Moschee, so geschieht es mit größerem Schaugepränge, er ist dann aber so dicht von Garden mit ungeheuren Turbanen und Federbüschen umgeben, daß es fast unmöglich ist, ihn ordentlich sehen zu können; ich hatte mich also in dieser Beziehung für sehr glücklich zu schätzen."

„Der Sultan hat einen sehr hübschen Erben, der ungefähr 15 Jahr alt ist. Da die Türken aber nicht gern von einem Jüngling oder von einer Frau regiert seyn wollen, so tragen sie die größte Sorge für die Erhaltung des Lebens ihres jetzt regierenden Monarchen; sie sind deshalb sogar von ihrem Vorurtheile abgewichen, ihn zu zwingen, bei jedem Feuer, das, wie schon gesagt über eine Stunde anhält, zugegen zu seyn, aus Furcht, daß er sich dabei erkälten könne. Die Feuersbrünste kommen übrigens so häufig vor, daß man sie dem bösen Willen beimißt, indem das Volk allein bei dieser Gelegenheit, die Befugniß hat, dem Regenten die Wahrheit zu sagen, eine Freiheit, von welcher hauptsächlich die Weiber Gebrauch machen, die ihm dann ungestraft die bittersten Dinge zu hören geben und ihm alles aufbürden, was sie von seinen wirklichen oder gemuthmaaßten Untugenden wissen. Die Männer hingegen ertragen ihr Geschick mit größter Gelassenheit und sagen, wenn sie aus Ueppigkeit in tiefe Armuth gerathen, mit der Ergebung eines guten Muselmannes, „**Allah Karim**," Gott ist barmherzig, weil sie die feste Ueberzeugung hegen, er könne ja, sobald es so im Buche des Schicksals verzeichnet stehe, sie bald wieder reich machen. Wenn der Sultan zu einem Feuer kömmt, so muß er Maulthiere mit Piastern beladen, die er eigenhändig an die Arbeitenden austheilt, mitbringen; es ist daher nicht zu verwundern, wenn diese vor seinem Erscheinen nicht besonders rührig sind."

Mémoires et mélanges historiques et littéraires, par le Prince de Ligne.

Bild der Kaiserin Katharina II.

(Fortsetzung.)

„Was wollen Sie," sagte sie mir eines Tages, „Demoiselle Gardel „hat mir nicht mehr gelehrt. Sie war eine der alten französischen „Gouvernanten, von den refugiés. Ich hatte genug bei ihr gelernt um

„wich in der Nachbarschaft zu verheirathen. Auf das, was nun gekom„men ist, war Mademoiselle Gardel und ich nicht gefaßt."

„Während einer Seeschlacht ihres letzten Krieges mit Schweden schrieb sie an mich: „Unter dem Donner der Kanonen, der die Fenster„scheiben meiner Residenz zittern macht, setzt Ihre imperturbable die „Feder zu einem Briefe an Sie an." Ich habe nie schnellere und wohlgetroffenere Verfügungen gesehen, als die ihrigen in diesem unvorhergesehenen Kriege, die sie, von ihrer eignen Hand geschrieben, an den Fürsten Potemkin, während unserer Belagerung von Oczakow, sendete. Unten darunter stand: „Habe ich es recht gemacht, mein Meister?" —

„Immer klagte sich die Kaiserin der Unwissenheit an; einst, nachdem ich ihr vergebens bewiesen, daß sie Perikles, Lykurg, Solon, Montesquieu, Locke, die schönen Zeiten Athens, Spartas, Roms, des modernen Italiens, Frankreichs und die Geschichte aller Länder auswendig wisse und sie mich dennoch immer mehr in die Enge trieb, sagte ich ihr: „Nun, weil es Ew. Majestät durchaus wollen, so werde ich von Ihnen „sagen, was der Bediente des Paters Griffet von ihm sagte, indem er „mir klagte, daß sein Herr nie wisse, wo er seine Dose, seine Feder oder „sein Sacktuch hingelegt habe: „Glauben Sie mir, dieser Mann ist das „nicht, wofür Sie ihn halten; außer seinem vielen Wissen, „weiß er — gar nichts!"

„Die Kaiserin gab sich das Ansehen der Unwissenheit, um sich über Aerzte, Akademieen, Halbgelehrte und aufgeblasene Nichtkenner lustig zu machen. Ich gab ihr zu, daß sie keine Kenntnisse in Musik und Malerei habe; ich bewies ihr selbst einst mehr als sie wollte, daß ihr Geschmack in Architectur mittelmäßig sey. „Gestehen Sie," sagte sie zu mir, indem sie mir ihren neuen Pallast von Moscau zeigte, „daß dies „eine prächtige Reihe von Zimmern ist." — „Das ist," erwiederte ich, „die Schönheit eines Hospitals; aber erbärmlich für eine Residenz. „Die Thüren sind zu hoch für jedes Zimmer und trotz dem nothwendi„gerweise zu klein für eine so lange Reihe von Zimmern, die, selbst in „Ihrer Eremitage, sich alle gleichen."

„Ungeachtet einiger solcher Fehler der Baukunst und ungeachtet ihres Geschmacks für eilf gothische Häuser, als so viel ich deren etwa kenne, machen ihre öffentlichen und Privatgebäude doch Petersburg zur schönsten Stadt der Welt. Ihre Geschmäcke vertreten die Stelle des Geschmacks, den ich ihr absprach, aus Furcht, sie immerfort bewundernswerth zu finden. Nicht minder hat sie innerhalb ihrer Schlösser Meisterstücke aller Art zusammengebracht. Sie rühmte sich Kenntniß in Münzen und Medaillen zu haben; aber ich kann es nicht verbürgen."

„Als ihr nicht musikalisches Ohr ihren Fortschritten in dem Mechanischen des Versbaues (der Metrik) widerstrebte, was, in der Galeere auf dem Borysthenes, ich und der Graf Segur ihr mindestens beibringen wollten, sagte sie zu uns: „Sie sehen nun selbst, meine Herren, „daß Sie mich nur in Bausch und Bogen loben, aber im Einzelnen „mich unwissend finden." Ich antwortete, daß sie wenigstens eine Wissenschaft zu besitzen einräumen müsse. „Und was ist das für eine?" — „Die der rechten Zeit." — „Das verstehe ich nicht ganz." —

— „Ew. Majestät haben mir nie etwas gesagt, sagen lassen, auf„getragen, befohlen, angefangen oder geendigt als zu bestimmter und „rechter Zeit." — „Kann seyn, daß alles dieses vortheilhaft in die „Augen fällt; aber gehe man der Sache auf den Grund. Dem Prinzen „Orlow danke ich den Glanz eines Theils meiner Regierung; denn er „war es, der mir zieth, meine Flotte in den Archipelagus zu send„Dem Fürsten Potemkin danke ich den Besitz von Tauris und die Ve„treibung aller Arten von Tartaren, die immer mein Reich bedroht„Alles was man sagen kann, ist, daß ich diese Herren zu mir her„gezogen habe. Dem Marschall Romanzow danke ich meine Sie„Ich sagte zu ihm: „„Mein Herr Marschall! man ist im Begriff s„zu schlagen; es ist besser Schläge auszutheilen, als welche zu n„halten."" Michelson danke ich die Gefangennehmung von Pugatsch„der nah daran war, nach Moskau und vielleicht noch weiter zu komm„Glauben Sie mir, ich habe nur Glück; und wenn man ein wenig z„mir zufrieden ist, so kömmt dieß einzig daher, daß ich ein wenig Fes„keit und Gleichförmigkeit in meinen Grundsätzen habe. Ich gebe dem„die ich anstelle, viel Autorität. Wenn man sich bisweilen derselben„meinen an Persien, die Türkey und China gränzenden Provinzen b„dient, um Unrecht zu thun, desto schlimmer! Ich gebe mir Mühe, d„zu erfahren."

„Ich weiß wohl, daß man daselbst sagt: Gott und die Kaiser„würden uns strafen; aber der eine ist sehr hoch und die andere„sehr weit. So sind die Menschen und ich bin nur eine Frau."

„Ein anderesmal sagte sie mir: „In Ihrem Europa, ich mei„zieht man tüchtig auf mich los. Man wiederholt immer, daß i„bankerott machen werde; daß ich so viel Aufwand mache! Indeß„geht meine kleine Wirthschaft immer ihren Gang."

„Diesen Ausdruck liebte sie; denn wenn man sie wegen der Ord„nung und der Zeit ihrer Arbeit lobte, antwortete sie oft: „Man m„seine kleine Wirthschaft in Ordnung halten."

„Ihre Geistesstärke zeigte sich besonders darin, was man unsrige„lich Schwäche des Herzens nennt. Unter denen, welche in den Stund„der Erholung oder getheilter Arbeit ihr innigstes Vertrauen erwec„hatten oder durch ihr empfängliches Gefühl in den Pallast gezogen wo„den, hat keiner je Gewalt noch Credit gehabt. *) Aber wer von d„Kaiserin selbst zu den Geschäften gebildet worden war, nachdem er du„die Mittheilung derjenigen, über welche sie sich mittheilen wollte, gepri„worden, der wurde ihr sehr nützlich. Diese Wahl, stets ehrenvoll v„beiden Seiten, begründete dann Recht und Pflicht, die Wahrheit„sagen und zu hören. So sah ich den Grafen Womonow, der d„Tugend vollkommen besaß und übte, stets bereit, derselben seine Stelle„als Günstling aufzuopfern; ich sah ihn widersprechen, sich anderer anne„men, sie empfehlen, dringend werden und auf seiner Meinung beha„Ich sah auch, wie man es ihm nachher dankte, und seine Treue u„Freundschaft, seine Rechtlichkeit und seinen unwandelbaren Wunsch, Gu„und das Gute und Rechte zu thun, bewunderte."

„Katharina sagte mir einst: „Meine angebliche Verschwendung„Sparsamkeit; alles das bleibt im Lande und kömmt einst wieder an m„Ich habe wohl noch einige kleine Hülfsquellen; doch weil Sie mir„sagt haben, daß Sie die Diamanten, die ich Ihnen gäbe, verlier„verspielen oder verlieren würden, so nehmen Sie hier mein Bild„diesem Ringe, dessen Einfassung nur etwa hundert Rubel an Werth„beträgt." —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sollte dies nicht bei Potemkin, Orlow und manchem andern eine Ausnah„erlitten haben? Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT Literarische SOCIETÄT

Blätter der Börsen-Halle.

№ 231 Hamburg. Mittwoch, den 24. October. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Die Expeditionen der Capitaine Parry und Franklin.

(Nach der Literary Gazette.)

Durch ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen, das bei einer Sache von größerer Wichtigkeit als ein Wunder angesehen werden dürfte, fügte es sich, daß der Capt. Parry von seiner arctischen und der Capt. Franklin von seiner nordamerikanischen Expedition am 29. September bis auf eine halbe Stunde Unterschied zugleich auf der englischen Admiralität ankamen.

Von dem Mißlingen der Unternehmung des Capt. Parry sind bereits kurze und incorrecte Berichte in den Zeitungen erschienen; da aber derselbe am Abend nach seiner Ankunft die Stadt schon wieder verlassen hat, um einige Wochen auf dem Lande zuzubringen, so haben wir keine Gelegenheit gehabt viel ausführlichere Angaben zu erhalten. Wir können bloß sagen, daß, wenn man den Gesundheitszustand seiner Mannschaft nach ihm selbst beurtheilen kann, derselbe sehr gut seyn muß, indem er so wohl aussieht, als wenn er seine kühne Fahrt erst eben anzutreten im Begriff wäre.

Der Hauptinhalt dessen, was bis jetzt zur öffentlichen Kunde gekommen ist, besagt, was folgt: Als der Hekla zu Hammerfest angekommen war, wurden Rennthiere (um die Böte über Eis zu ziehen), Schneeschuhe, und was sonst zur Reise über das Eis für zweckmäßig gehalten ward, eingenommen. An der Küste von Spitzbergen ward das Schiff durch einen heftigen Sturm ins Treibeis getrieben, von welchem es mehrere Wochen lang, bis zum 6. Juni besetzt blieb. Hier machte man den ersten Versuch, in zwei Böten, befehligt von dem Capt. Parry und dem Lieutenant Roß, über Eis weiter zu kommen, was aber bald wieder aufgegeben ward, weil dieses brach. Hiernach arbeitete sich der Hekla nordwärts durch bis zu den Sieben Inseln, kehrte aber wieder zurück, weil er dort keinen Hafen fand, indem das Ufer überall von aufeinander geschobenen Eisschollen besetzt und so der Zugang zu den Häfen gesperrt war; auch war das Wetter für die Jahreszeit ungewöhnlich rauh. Am 19. Juni ward inzwischen ein neuer ernster Versuch gemacht, mit den Eisböten vorwärts zu gelangen, nachdem man eine furchtbare Barrière zu dem Wrakkel von van Heulepen weggeräumt hatte. Unglücklicherweise war das Eis aber so mürbe und ungleich, daß an kein Gelingen gedacht werden konnte. Ueber alle Maaßen beschwerlich und schwierig war der Transport, und die Böte mußten innerhalb weniger Stunden mehrere Male umgeladen werden, indem nirgends eine große Fläche ebenen Eises angetroffen ward, über die man leicht hinweg geglitten wäre. Es war im Gegentheil überall höckerig und unsicher, und einzeln vorkommende offne Stellen machten wieder neue Vorkehrungen nöthig. Durch eine stäte Ausdauer gelangte der Trupp endlich bis zu 82½° N. Br., oder bis auf 1½ 500 Meilen vom Pole. Es fiel ein anhaltender und beschwerlicher Regen, doch gewahrte man bald ein noch weit furchtbareres und in der That gar nicht wegzuräumendes Hinderniß in dem Umstande, daß das Eis selbst, über welches sie so eifrig dem Norden zueilten, schneller nach Süden trieb, als sie in jener Richtung fortzuschreiten im Stande waren. Nachdem unsre braven Landsleute sich drei Tage lang in diesem abschreckenden und zugleich fruchtlosen Streben abgemühet hatten, die Hälfte ihres Proviants verzehrt war, einige den Beschwerlichkeiten erlagen und krank wurden, und sich kein günstiger Wechsel erwarten ließ, da sahen sie sich gezwungen ihr unausführbares Vorhaben aufzugeben. Demgemäß kehrten sie nach dem Hekla zurück und trafen am 26. September, ohne einen Mann verloren zu haben und bloß mit einem Kranken, dem Hrn. Crauford, der aber schon unpäßlich von England ausgegangen war, zu Longhope auf den Orkney's ein. Die ganze Zeit, die sie in und auf dem Eise zugebracht, wird auf 61 Tage angegeben.

Nachdem wir dergestalt die umlaufenden Angaben gesichtet und das wesentlich Wahre daraus mitgetheilt haben, geben wir nun auf eigne Hand den folgenden Bericht für dessen pünctliche Wahrhaftigkeit wir uns verbürgen.

Expedition des Capitains Parry.

Die höchste Breite, die der Hekla erreicht hat, war 81° 6', wohl die weiteste im Norden, wohin je ein Schiff gekommen ist; es wurden folglich in den Böten nur 1° 30' zurückgelegt. Lord Mulgrave war bis zum 80. Grade und einige Minuten (wir glauben circa 20) gelangt. Im fernsten nördlichen Puncte ist keine Eis-Barrière bemerkt worden, wie es der Fall bei jenem edlen Lord und den älteren Reisenden gewesen ist, welchemnach also die Meinung, als bestände eine solche Barrière immerwährend, wegfällt. Das Eis, welches auf der letzten Expedition gefunden ward, war von einer sehr chaotischen Form. Etwa eine Meile weit war es einigermaaßen eben, dann stieß man aber jeden Augenblick auf durch Fluth und Strömung verursachte weite Spalten, die dem Weiterkommen furchtbare Hindernisse in den Weg legten, und je weiter man kam, um so größer schienen diese zu werden. Auf der Oberfläche des Eises fand man anfangs hinreichend süßes Wasser, weiterhin aber war dieses abgelaufen in die erwähnten Eisspalten, die sich bei dem anhaltenden Regen nun ganz von einander gethan hatten, so daß das salzige Meer Canälen gleich zwischen ihnen hinströmte.

Der Beschaffenheit des Eises wegen, über welches die Fahrt ging, war es unmöglich, die Rennthiere zum Ziehen der Böte zu gebrauchen, und da in Ermangelung des Futters für dieselben auch keine Hunde (wie einst in Vorschlag gebracht worden) anzuwenden waren, so mußte alles durch Menschenhände verrichtet werden. Offiziere und Gemeine, 28 an der Zahl, gingen ohne Unterschied ins Geschirr und quälten sich gemeinschaftlich ab in der erschöpfenden Arbeit. Sie wählten die Morgenzeit (ihr Morgen war der Einbruch der Nacht), wo das Licht ihren

Augen am wenigsten lästig fiel; denn obgleich ihnen die Sonne nie unterging, so war doch ihre Strahlenreflexion auf der glänzend weißen Schneefläche am leichtesten zu ertragen, wenn sie am niedrigsten am Horizonte stand.

Vor jedesmaligem Aufbruch bekam ein jeder eine Pinte Cacao und etwas Schiffszwieback-Pulver, um es darunter zu mischen, zum Frühstück, und sobald dieses verzehrt war, spannten sie sich sammt und sonders vor die Böte. Nach ungefähr siebenstündiger unausgesetzter Arbeit wurde das magre Mittagsmahl eingenommen, das aus einem Stücke Pemecan, *) von der Größe einer Pommeranze, und aus einigen wenigen Unzen Schiffszwieback-Pulver bestand. Diese in kaltem Wasser aufgeweichten Ingredienzen waren eine elende Nahrung für Leute, deren Kräfte so scharf in Anspruch genommen wurden. Es zeigte sich auch bald, daß sie die Strapazen nicht ertragen konnten. Auf ihrer ganzen Tour waren sie durchnäßt bis an die Kniee, und das in einer Temperatur, die stets auf dem Gefrierpuncte oder doch demselben nahe stand. Wenn sie dann, nach einem Verlauf von 12 bis 14 Stunden, sich niederlegten, um auszuruhen, so verursachte das Wechseln ihres nassen Fußzeuges gegen trocknes ein so unerträgliches Jucken und Stechen, daß die Erholung verhältnißmäßig schwerer zu ertragen war als die vorherige Kälte.

Als der Capt. Parry einsah, daß die Leute bei der ihnen ausgesetzten Nahrung (von ungefähr 19 Unzen Pemecan und Schiffszwieback-Pulver auf 24 Stunden) die großen Beschwerlichkeiten nicht gut tragen konnten, gestand er ihnen, als Erquickung, noch eine Pinte heißes Wasser zu. Durch die innere Wärme, die sie sich nun zu geben vermochten, restaurirten sie sich sehr, und war ein wenig von dem Mittagsessen übrig geblieben, so bereiteten sie sich eine Brühe, an welcher sie sich erlabten und stärkten. Branntweine wurden nicht getrunken, und mit heißem Wasser mußte man deshalb spärlich seyn, weil das Kochen desselben, nebst dem des Cacao's, zu viel Spriet consumirte.

Die Folgen der, von uns nur schwach geschilderten Strapazen zeigten sich nur zu bald. Die Leute wurden hinfällig, ihre Gliedmaaßen schwollen an, und die Zahl der thätigen Arbeiter schmolz durch Krankheiten zusammen. Schon dieser Umstand würde ihrem Vordringen ein Ziel gesetzt haben; sie überzeugten sich aber ohnedem bald, daß alle ihre Anstrengungen vergebens waren, denn das Eis trieb schneller südwärts, als sie darüber hin in nördlicher Richtung weiter zu kommen vermochten, so daß sie in den letzten drei Tagen ihres Strebens, statt zu einem höheren Breitengrade zu gelangen, um zwei Meilen weiter südwärts waren, als von wo sie ausgegangen. Das machte denn einem Unternehmen ein Ende, wo Alles, was nur menschliche Energie und Ausdauer aufzubieten vermochte, so gänzlich nutzlos war. Die Beschaffenheit des Eises, die so ganz anders war, als man es sich gedacht hatte, machte die Erreichung des Vorhabens durchaus unmöglich.

Auch der Heela selbst war während der Abwesenheit der Böte nicht von Gefahren verschont geblieben. Man hatte ihn in einem schmalen Einschnitt unfern des Ufers, einem der wenigen Plätze, die solchen Schutz gewährten, vor Anker gelegt. Vor ihm lag eine Eismasse, von ungefähr drei Meilen; diese ward nun durch einen heftigen Sturm gelöset und mit furchtbarer Gewalt auf das Schiff losgetrieben. Die Ankertaue wurden zerschnitten, die Anker gingen verloren, und der arme Heela ward dann durch den unwiderstehlichen Druck hoch und trocken auf die Küste gesetzt. Ihn wieder flott zu machen, nahm viel Zeit weg, die also für die Forschung verloren ging. Als man endlich damit zu Stande gekommen war, ging es fort, nach der Weygatt-Straße, und es wurde mit Rücksicht auf die kurze Zeit, nun noch sehr werthvolle Beobachtungen angestellt.

Eine ausführliche Beschreibung von Capt. Parry's Abentheuern wird muthmaaßlich bald in Druck erscheinen, und, da der Thatsachen nicht wenige sind, nicht sehr voluminös werden.

Wir haben nicht gehört, daß irgend ein Verkehr mit den Eingebornen statt gefunden hätte. Von den Jägern sind 10 Stück Rothwild erlegt worden.

Es ist schmerzlich, sich überzeugen zu müssen, daß ein jeder Versuch den Nordpol zu erreichen, scheitern wird; doch scheint jede neue Unternehmung diesen Schluß fester zu stellen. Unserer Meinung nach bietet die südliche Hemisphäre weit mehr ein Feld der Speculation dar, und wir wünschen recht sehnlich, daß dorthin recht bald eine Expedition mit Ernst unternommen werden. Jenes Meer ist weit mehr offen (wie der Capt. Weddell es uns in seiner interessanten Reisebeschreibung berichtet), und in dem Südpol zu dürfte jeder Gegenstand des Handels und der Wissenschaft mit weit größeren Aussichten nachgesucht werden, als welche von dem undurchdringlichen Norden dargeboten werden.

Hudson, dessen Namen durch die Bucht verewigt worden ist, die man nach ihm benannt hat, erreichte im Jahr 1606 den 82. Grad der Breite; und nach einem schottischen Blatte soll der Wallfischjäger Neptun im Jahre 1816 bis 83° 20′ vorgedrungen seyn; wir zweifeln jedoch sehr an der Richtigkeit dieses Factums.

Die arctische Expedition zu Lande.

Gegen Ende Juni 1826 traf der Capt. Franklin beim letzten Posten der Hudson-Bai-Compagnie, genannt das Fort der guten Hoffnung, im 67° 2′ nördl. Br. und 130° 53′ westl. Länge ein. Die Expedition unter seinem Befehl war munter und frisch an Geist und Körper, und die Ausrüstung ihrer Böte, so wie die Zulänglichkeit der Geräthschaften und Lebensmittel berechtigten in so fern zu den größten Hoffnungen auf Gelingen, als dieses von persönlichen Anstrengungen abhängig war.

Drei Tagereisen von dort detachirte er am 4. Juli unter dem Befehl des Dr. Richardson ein Commando nach Osten, während er selbst an der Spitze eines andern Trupps, den westlichen Canal des Mackenzie-Stromes, der am Fuße der Felsen-Gebirge hinfließt, hinunterfuhr und eine Aufnahme der Küste vom 113° westl. Länge bis zum 114° 38′ westl. L. zu Stande brachte. Capt. Franklin hatte den Capt. Back mit sich, der ihn schon auf seiner früheren Expedition begleitet gehabt. Sein Weiterkommen fand große Hindernisse: in dem Eise, das an manchen Stellen bis zum 4. August ungebrochen am Strande lagerte; in den herrschenden Nebeln, und in der Beschaffenheit der Seeküste, die westwärts vom 140° so äußerst niedrig und flach ist, daß man ihr selbst in Böten nur auf zwei oder drei Meilen nahe kommen kann. Es war hiemit so arg, daß man über den 139.° hinaus nur einen einzigen Punct fand, wo es möglich war, an das feste Land zu kommen, und hier wurden sie ärgerlicher Weise volle 8 Tage lang in der besten Jahrszeit durch einen so dichten Nebel aufgehalten, daß man auf einer Weite von einigen Ellen nichts unterscheiden konnte, dazu stürmte es während der ganzen Zeit.

All die andre Zeit konnten sie nur an den nackten Riffen landen, die vor der Küste liegen, und auf welchen oftmals kein süßes Wasser und nur wenig Holzwerk gefunden ward.

Ehe der Capt. Franklin mehr als die Hälfte des Weges nach dem Eis-Cap zurückgelegt hatte, begannen den meisten seiner Leute die Beine zu schwellen und es zeigten sich an ihnen auch noch andre Symptome großen Leidens, eine Folge der unvermeidlichen Nothwendigkeit, daß sie

*) Eine indianische Speise, nämlich Fleisch, das zu einem möglichst kleinen Umfange zusammen gepreßt ist.

die Böte zu ziehen, im Wasser waten mußten, wenn man, um auszuruhen, oder um Trinkwasser einzunehmen, oder auch, um sich vor stürmischem Wetter zu flüchten, genöthigt war, das Land zu suchen. Die Temperatur des Wassers stand gewöhnlich im Gefrierpunct, während auch die der Luft selten 36° überstieg. Die Küste im Westen des Mackenzie-Stromes ist unter allen Umständen äußerst gefährlich zu beschiffen, und unter den Schwierigkeiten, welche der Capitain Franklin erfuhr, wäre ein ferneres Beharren eine unverzeihliche Vermessenheit gewesen. Da jedermann die Unmöglichkeit, die entgegenstehenden Hindernisse zu überwältigen einsah, so entschloß man sich zur Heimkehr, nahm jedoch die Ueberzeugung mit sich, daß die Schifffahrt der Nordwest-Passage offen sey.

Diese Expedition hatte eine neue Seite in dem feindlichen Sinn, den die Eskimos an den Tag legten. Sowohl die Abtheilung des Capt. Franklin, als die des Dr. Richardson wurden an einem und demselben Tage von diesem Volke, das sich an dem östlichen und dem westlichen Ausflusse des Mackenzie-Stromes in großer Zahl gesammelt hatte, angegriffen. Sie waren dazu wahrscheinlich durch die Indianer aufgereizt worden. Die Abtheilung nach Westen entging noch glücklich dem ihr zugedachten Angriff von einem Stamme Berg-Indianer, weil sie zeitig genug davon unterrichtet worden war. Vor dem Angriffe war Dr. Richardson mit seinen Leuten übrigens mehreren Trupps Eskimos begegnet und hatte mit ihnen in freundschaftlichem Verkehr gestanden, und sie mögen sich zu ihrem entgegensetzten Benehmen wohl durch die schwache Zahl der Unsrigen (in allem nur 12 Mann) und durch die anscheinend hülflose Lage ihrer auf den Untiefen des Mackenzie-Stromes festsitzenden Böte haben verleiten lassen. Nachdem der Angriff, und zu gutem Glücke ohne eine Verletzung der Eingebornen abgeschlagen worden war, machte man einigen Individuen des nämlichen Stammes, die aber keine Feindseligkeiten verübt, sondern vielmehr ihr Mißfallen darüber an den Tag gelegt hatten, Geschenke und trieb auch Tauschhandel mit ihnen.

Der östlichen Abtheilung, unter dem Dr. Richardson, welchen Herr Kendell, ein sehr einsichtsvoller und ausgezeichneter junger Offizier, begleitete, glückte es, am 8. August den Kupferminenfluß zu erreichen, von wo sie am 1. Sept. nach dem Fort Franklin am großen Bärensee zurückkehrte. Gleich jener unter der Anführung des Capt. Franklin, erlitt sie mehrfältige Hemmnisse durch das Eis und einzeln auch durch starkes Wehen; aber sie blieb, außer theilweise an ein paar Tagen, von neblichtem Wetter verschont, wodurch die westliche Abtheilung so viel Beschwerlichkeit und Hemmung in ihrem Weiterkommen erlitten hatte.

Der Streifzug der Partei des Dr. Richardson bezweckte die Untersuchung der Küste zwischen dem Mackenzie- und dem Kupferminen-Flusse. Nachdem diejenigen, aus welchen er bestand, sich am 4. Juli von dem Capt. Franklin getrennt hatten, verfolgten sie den östlichsten Canal des Mackenzie-Stromes bis zum 7. desselben Monats, wo sie, weil derselbe sich wieder in mehrere Arme theilte, der östlichste aber für ihre Böte nicht fahrbar war, einen mittleren wählte, und in derselben Nacht in ein etwas salziges Wasser mit einer offenen Aussicht auf das Meer, im 69° 29′ nördl. Br. und 133° 21′ westl. Länge, einliefen.

Am 11., im 69° 42′ nördl. Br. und 132° 10′ westl. Länge, war das Wasser völlig salzig, das Meer theilweise mit Treib-Eis belegt, und nach der Seeseite hin kein Land zu sehen. Es ward ihnen sehr schwer, über die Mündungen verschiedener Flüsse, die sie für die Enden der seichten Canäle des Mackenzie-Stromes hielten, die sie im Osten verlassen hatten, hinweg zu kommen. Außerdem wurden sie etwas durch das Eis und durch schlechtes Wetter aufgehalten, so daß sie erst am 18. Juli, im 70° 37′ Br. und 126° 52′ nördl. Länge, gänzlich aus den sich weit verbreitenden Mündungen des Mackenzie-Stromes und aus einem großen See salzhaltigen Wassers herauskamen, der einen der Arme jenes Flusses aufzunehmen scheint. Die Fahrt über diese weiten Seebuchten wurde durch die ausgedehnten Sandflächen dermaaßen erschwert, daß sie zuweilen einen Umweg nehmen mußten, der ihnen das Land fast unsichtbar machte und sie in Böten, die zu leicht waren, um sich unter schwerem Eisgang bei stürmischem Wetter in tiefes Wasser zu wagen, einer oftmals gefahrvollen Brandung aussetzte.

Man tauschte diese Gefahren gern gegen eine Küstenfahrt in offener See aus. So umfuhr man denn das Cap Parry im 70° 8′ nördl. Breite und 123° westl. Länge; das Cap Krusenstern im 68° 46′ nördl. Br. und 114° 45′ westl. Länge, und lief dann über die Dolphin- und die Union-Straße (so nach den Böten genannt) in Georgs IV. Krönungsbucht ein, wo man das Cap Barrow zu Gesicht bekam und bis auf 2 Längengrade im Osten zu dem Kupferminenfluß gelangte. Ihre Seereise endigte, wie schon gesagt, am 8. August, wo sie in diesen Fluß wirklich einliefen.

Mit Ausnahme einiger wenigen Stunden an zwei oder drei Tagen hatte die Expedition des Dr. Richardson stets mit widrigem Wind zu kämpfen und ward zuletzt noch sehr durch das dicke Eis aufgehalten, das von seewärts in jede Bucht eintrieb und sich hart an das Ufer lagerte. Die Bemannung der Böte ließ sich aber durch alle Hindernisse nicht schrecken; Wind und Fluth mit Vortheil benutzend, bahnte sie sich mit der Axt einen Durchgang, und beseitigte, nach viertägiger schwerer Arbeit, auch dieses Hinderniß, das mühsamste, was auf der ganzen Fahrt längs der Küste vorgekommen war.

Obgleich viel schweres Grund-Eis, einiges selbst in 9 Faden Tiefe, gesehen wurde, trug doch keins davon ein Zeichen, wonach man es für älter als eine Jahreszeit hätte halten können; und von den Anhöhen des Landes erblickte man ausströmende Canäle offnen Wassers, so daß ein Schiff, das für eine solche Reise stark genug wäre, bei günstigem Winde die Durchfahrt würde machen können.

Längs der ganzen Küstenstrecke fand eine regelmäßige Fluth und Ebbe mit Steigen und Fallen von einem Fuß bis 20 Zoll, die Fluth von Osten einlaufend, statt. In der Dolphin- und Union-Straße überstieg die Strömung bei höchstem Stande der Fluth und der Ebbe zwei Meilen die Stunde. Treibholz ward überall gefunden, und zwar an manchen Stellen der Küste in einer Reihe von 10 bis 15, ja bis 20 Fuß über die gewöhnliche Springfluth-Wassermarke hinaus, wohin es sichtlich durch eine schwere See geworfen seyn mußte. Die Küste war an solchen Stellen unbeschirmt von Inseln, und es läßt sich folgern, daß, wenigstens zu gewissen Zeiten, wenn nicht alljährlich, dort eine lange Strecke offnen Wassers vorhanden ist.

Nach dem ersten Einlaufen in den Kupferminenfluß überließ die Partei des Dr. Richardson ihre Böte mit dem Ueberreste ihrer Ladungen an Proviant, Eisengeräth ꝛc. dem ersten Trupp Eskimos, den das Ungefähr des Weges führen möchte, und trat dann am 10. August, auf 10 Tage mit Proviant versehen, übrigens aber möglichst wenig durch Gepäck beschwert, so daß selbst die Zelte hinterlassen wurden, den Weg über Land an.

Sie erreichten das östliche Ende des Bärensees am Einfluß des Deasestroms den 18., und mußten dort bis zum 24. des Abends bleiben, um die Böte abzuwarten, die sie nach dem Fort Franklin transportiren sollten.

Derjenige, dem die Aufsicht über diese Böte gegeben worden, und den Hr. Dease am 6. August mit den nöthigen Vorräthen und unter gemessenster Anempfehlung der Eile vom Fort Franklin abgesandt hatte, traf erst an dem letzten Tage, der ihm gesetzt worden, am 20. ein,

weil er meinte, die Partei des Dr. Richardſon werde nie wieder zum Vorſchein kommen und ſo bedürfe es denn keiner Eile ſeinerſeits. Durch ſein Zögern aber war der Dr. Richardſon in die Nothwendigkeit geſetzt worden, die Leute ſeines Zuges auf die Jagd und den Fiſchfang auszuſchicken, um Lebensmittel anzuſchaffen, was ihnen auch ziemlich glückte; auch wurden ſie noch durch einen Indianer-Stamm verſorgt, ſo daß es ihnen an nichts fehlte. Erſt am Abend des 28. hatte der Dr. Richardſon ſeine geſammte Mannſchaft zur Einſchiffung wieder beiſammen, die dann, bei beſtmöglicher Geſundheit und faſt noch rüſtiger als bei ihrem Antritt der Expedition, nach einer Abweſenheit von 71 Tagen, wieder im Fort eintraf.

Mémoires et mélanges historiques et littéraires, par le Prince de Ligne.

Bild der Kaiſerin Katharina II.

(Beſchluß.)

„Katharina hatte alle Arten zu geben: außer der erwähnten Art von Verſchwendung, die ſie wie alle große Monarchen übte, gab ſie aus Freigebigkeit, wie eine ſchöne Seele; aus Wohlthätigkeit, wie ein gutes Herz; aus Mitleid, wie ein Weib; und als Belohnung, wie ein Mann, der gut bedient ſeyn will. Ich weiß nicht, ob ich es Geiſt oder nur Eigenthümlichkeit ihrer Seele nennen ſoll; aber ſie gab Allem eine beſondere Wendung. Dem Grafen Souwarow ſchrieb ſie: „Sie wiſſen, „daß ich niemanden, außer wenn die Reihe an ihm iſt, avancire. Ich „bin unfähig, einem Aelteren Unrecht zu thun; aber Sie ſind es ſelbſt, „der ſich zum Marſchall gemacht hat, Sie ſelbſt durch Polens Eroberung.“

„Sie trug auf der Reiſe immer das Bild Peters I. auf der Doſe und ſagte mir darüber: „Dies thue ich, damit ich mich jeden Augenblick „frage: Was würde er befehlen, verbieten, thun, wenn er an meiner „Stelle wäre?“ Sie verſicherte mich, daß ſie Joſeph II., außer ſeiner geſelligen Annehmlichkeit, die er uns täglich bewieß, wegen der Aehnlichkeit liebe, die er, in Thätigkeit und dem Wunſche ſich und andere zu unterrichten, mit Peter dem Großen habe. „Sein Geiſt,“ ſagte ſie, „iſt „ernſthaft und doch heiter und angenehm. Er iſt ſtets mit nützlichen „Dingen beſchäftigt und ſein Kopf arbeitet immer.“ Wehe den Ungerechten, die nicht gefühlt haben, was er war und wie viel die Welt an ihm verloren!“

„Die Kaiſerin war von ihrer Geiſtlichkeit ſehr geliebt, ob ſie wohl ihre Reichthümer und ihre Autorität beſchränkt und vermindert hatte. Als Pugatſchew, an der Spitze ſeiner Räuberhorden das Land durchzog und mit bloßem Säbel in die Kirchen drang, um für ſich beten zu laſſen, ſo ergriff ein Pfarrer, bei ſeiner Annäherung, das heilige Sacrament und ging ihm entgegen: „Vermehre Ruchloſer!“ rief er ihm zu, „deine „Verbrechen, indem Du mich, unſern Heiland, Jeſum Chriſtum, in „meinen Armen, ermordeſt, wenn Du es wagſt. Ich habe für unſere „große Kaiſerin gebetet.““

„Man durfte nie von Peter I. oder von Ludwig XIV. in Gegenwart der Kaiſerin etwas Nachtheiliges ſagen, noch das Geringſte über Religion und Sitten. Kaum konnte man ſich etwas Gewagtes, und das ſehr verſchleiert, erlauben, worüber ſie dann ganz im Stillen lachte. Sie verſtattete ſich nie eine Leichtfertigkeit, weder in dieſer Art noch über irgend jemanden, und nur in Gegenwart deſſen, den der Scherz anging, wagte ſie bisweilen einen ſehr milden, der am Ende darauf hinauslief, ihm ſelbſt Vergnügen zu machen.“

„Einſt hatte ich Mühe, für eine Bemerkung Verzeihung zu erhalten, die ich, auf einem Spaziergange mit der Kaiſerin zu Czarskozelo, auf Koſten Ludwigs XIV. machte. „Mindeſtens,“ ſagte ich, „wird Ew. „Majeſtät einräumen, daß dieſer König ſtets einer geraden Allee von „hundert und zwanzig Fuß Breite, zur Seite eines Kanals, der eben ſo „lang und breit war, bedurfte, um darin ſpazieren zu gehen: er wußte „nicht, wie Sie, was ein Fußſteig, ein Bach und eine Wieſe iſt.““

— „Ich habe Gelegenheit gehabt, mich von ihrem Muthe zu überzeugen. Bei der Einfahrt in Batcziſarai riſſen uns zwölf Pferde, zu ſchwach, unſern großen Reiſewagen zu ſechs Plätzen, zu halten, an einem ſteilen Abhang fort oder wurden vielmehr ſelbſt fortgeriſſen. Es war zu glauben daß wir den Hals brechen würden. Ich würde weit mehr Furcht gehabt haben, wenn ich nicht hätte ſehen wollen, ob die Kaiſerin welche hätte. Sie war ruhig, wie beim Frühſtück, von dem wir ſo eben kamen.“ *)

„Mit ihrer Lectüre war ſie ſehr wählerisch. Sie wollte nichts trauriges, noch zu zartes in einer Quinteſſenz von Geiſt und Gefühl. Sie liebte die dramatiſchen Werke von Moliere und Corneille. „Racine iſt nicht „mein Mann,“ ſagte ſie, „ausgenommen in ſeinem Mithridates.“ Rabelais und Scarron hatten ſie früher lachen gemacht, aber ſie erinnerte ſich deſſen nicht mehr. Sie hatte wenig Gedächtniß für alles was frivol oder unintereſſant war; dagegen vergaß ſie nie etwas, was ſie intereſſirte. Sie liebte Plutarch von Amyot, Tacitus von Amelot de la Houſſaye und Montaigne.“ „Ich bin eine Gallierin des Nordens,“ ſagte ſie zu mir, „ich verſtehe nur altfranzöſiſch, nicht das neue. Ich „habe von Ihren Schöngeiſtern in ſitten Nutzen ziehen wollen; ich habe „ſie probirt. Ich habe ihnen einigemal geſchrieben; ich habe welche kommen laſſen. Sie haben mich gelangweilt und nicht verſtanden. Nur „Voltaire iſt mein gütiger Beſchützer geweſen. Wiſſen Sie wohl, daß „er es iſt, der mich in die Mode gebracht hat? Er hat mich reichlich „für den Geſchmack belohnt, den ich mein ganzes Leben lang gehabt „habe, ihn zu leſen; und er hat mich viele Dinge gelehrt, indem er mich „vergnügte.“ Die Kaiſerin liebte und kannte die neuere Literatur nicht und hatte mehr Logik als Rhetorik. Ihre muthwilligen Schriften, wie z. B. ihre Luſtſpiele, hatten einen moraliſchen Zweck, wie die Kritik der Reiſenden, der Leute nach der Mode, der Moden ſelbſt, der Secten, beſonders der Martiniſten, die ſie für gefährlich hielt. Alle Briefe, die ich von ihr habe, ſind voll von großen, ſtarken, ſehr lichtvollen Gedanken, zuweilen kräftigen Kritiken, beſonders wenn ſie etwas in Europa indignirte, und dann voll heitrer Laune und Gutmüthigkeit. In ihrem Styl iſt mehr Klarheit als Leichtigkeit. Ihre ernſthaften Werke haben wahre Tiefe. Ihre Geſchichte von Rußland iſt, nach meiner Meinung, eben ſo viel werth als die chronologiſchen Tabellen des Präſidenten Hénault. Aber die zarteren Uebergänge, der Reiz der Einzelnheiten, die Farbengebung — waren nicht ihre Stärke. Friedrich hatte eben ſo wenig Colorit; aber er hatte zuweilen das Uebrige und mehr wiſſenſchaftliche Bildung als Katharina.“

„Ihre größte Verſtellung war, nicht alles zu ſagen, was ſie dachte und wußte: aber nie iſt ein falſches oder hinterliſtiges Wort aus ihren

---

*) Dieſelbe Bemerkung macht Segur, indem er dieſen gefährlichen Vorfall noch ausführlicher beſchreibt. Man vergleiche überhaupt ſeine Charakteriſtik Katharinens (No. 82 u. folg. dieſer Blätter) mit der obigen des Prinzen von Ligne. Wir haben abſichtlich beides aufgenommen indem die Schilderung einer hiſtoriſch- und menſchlich-großen Erſcheinung, von zwei eigenthümlich geiſtreichen Beobachtern entworfen, ſtets ein hohes Intereſſe, ſey es durch Uebereinſtimmung, ſey es durch Abweichung, hat. Anm. d. Red.

Munde gegangen. Sie war zu stolz, um zu betrügen; und wenn sie sich selbst täuschte, so verließ sie sich auf ihr Glück und auf ihre Ueberlegenheit über die Ereignisse, die sie zu gestalten und zu bekämpfen wünschte. Einige Gedanken indessen drangen sich ihr auf über das Mißgeschick Ludwigs XIV, am Ende seiner Regierung, gingen aber, leichten Wolken gleich, vorüber. Ich bin wohl der Einzige, der gesehen hat, daß die letzte Kriegserklärung der Türken, eine Viertelstunde lang, sie mit dem bescheidenen Gedanken erfüllte, daß nichts in der Welt sicher und Ruhm und Glück ungewiß sey. Sie trat aus ihren Zimmern mit eben dem heitern Gesicht, wie vor der Ankunft des Couriers, und mit der Zuversicht, die, von ihr ausgehend, sich dem ganzen Reiche mittheilte.

„Ich habe bei Lebzeiten Gericht über sie gehalten, wie man es über die ägyptischen Könige nach ihrem Tode hielt, indem ich den Schleier der Unwissenheit und Bosheit zerriß, der oft die Wahrheit in der Geschichte verhüllt. Ich würde außerdem den Reiz ihrer Gesellschaft verloren, oder vielmehr ich würde mich ihm gar nicht hingegeben haben. Züge ihrer Humanität kamen täglich vor. Einst erzählte sie mir: „Um „meine Leute nicht zu früh aus dem Bette zu treiben, weil es sehr kalt „ist, machte ich mir selbst Feuer. Ein kleiner Essenkehrer, welcher „glaubte, daß ich nicht eher als halb sechs Uhr aufstehen würde, steckte „gerade in meinem Kamin. Sie können sich denken, daß er, wie ein „Besessener, schrie. Da löschte ich mein Feuer schnell wieder aus und „habe ihn herzlich um Verzeihung gebeten."

„Man weiß, daß sie fast niemals Menschen nach Siberien geschickt hat, wo man (unter ihrer Regierung) noch überdies sehr gut behandelt wurde: sie hat nie den Tod irgend jemandes befohlen. *) Oft rief sie die Richter selbst gegen die Urtheile auf. Sie empfahl möglichste Prüfung an, um zu beweisen, daß sie Unrecht gehabt habe, und gab oft den Angeklagten Mittel zu ihrer Vertheidigung selbst an die Hand."

„Die Verläumdung, die die schönste, beste, gefühlvollste, liebenswürdigste Königin nicht verschont hat, deren Herz und Betragen ich am besten rechtfertigen kann, wird vielleicht, ohne Ehrfurcht für das Andenken der größten Monarchin, auch ihr Grab mit Dornen bedecken. Sie hat die Blumen entblättert, die Antoinettens Hügel schmücken sollten; sie wird auch der Schlummerstelle Katharinens die verdienten Lorbeeren rauben wollen."

„Die Anecdotenjäger, die Libellisten, die Geschichtsverfälscher, um etwas Interessantes zu sagen oder Geld zu gewinnen, die Uebelwollenden und Schlechten von Profession werden vielleicht ihre Berühmtheit schmälern wollen, aber sie wird darüber triumphiren. Man wird sich dessen erinnern, was ich, auf einer Reise von 2000 Meilen mit ihr, mit eignen Augen sah: in ihren Staaten Liebe und Anbetung ihrer Unterthanen, und in ihren Heeren Anhänglichkeit und Enthusiasmus ihrer Soldaten. Ich habe sie in den Laufgräben, den Kugeln der Ungläubigen und allen Schrecken der Elemente trotzend, sich trösten oder aufmuntern hören im Namen der Matouschka, ihrer Mutter und ihres Abgotts. Ich habe gesehen, was ich nie gesagt haben würde, so lange die Kaiserin noch lebte, was mich aber meine Wahrheitsliebe niederschreiben heißt, seit ich die Trauerpost erfahren, daß das glänzendste Gestirn, das unsere Hemisphäre erhellte, untergegangen."

*) Das soll ohne Zweifel heißen, nicht willkührlich, nicht ohne Urtheil und Recht, denn Todesstrafen sind allerdings unter ihrer Regierung vollzogen worden; unter andern an Pugatschew auf eine sehr grausame Weise.
Anm. d. Red.

Ueber das Schulwesen in Nord-Amerika, von F. Lieber.

Das Folgende ist aus einem Schreiben von Dr. F. Lieber an einen seiner hiesigen Freunde, datirt Boston, den 27. August 1827, das uns mit der Erlaubniß zu öffentlicher Benutzung mitgetheilt wurde.

— „Nun muß ich Dir noch etwas von der letzten jährlichen Schulprüfung in diesem Orte mittheilen, was für Dich und manchen Andern Interesse haben wird. Am 20. August erhielt ich eine gedruckte Einladung vom Mayor und dem Alderman der Stadt Boston, der jährlichen Schulprüfung und dem darauf folgenden Gastmahle beizuwohnen. Boston ist dafür bekannt, daß es am meisten für Schulen und vielleicht auch für Arme, und dies zwar auf eine höchst verständige und wirksame Weise thut. Diese Stadt, mit etwa 60,000 Einwohnern, giebt jährlich 50 — 60,000 Dollars, also gegen 90,000 preuß. Thaler, zur Erhaltung von 11 öffentlichen Schulen, von denen 2 für Mädchen sind, 7 für den Elementar-Unterricht der Knaben, eine, die die English High-School genannt ist, für die weitere Ausbildung zum practischen Leben (sehr viele Seeleute empfangen da ihre Bildung), und eine, die lateinische Schule genannt, um Jünglinge zum College — es ist alles nach englischem Schnitt und Styl — vorzubereiten. In allen werden ungefähr 3000 Kinder unterrichtet. Ein hiesiger Kaufmann, der zum Schul-Ausschuß gehört, führte mich am Mittwoch Morgen nach einer der Elementarschulen, wo gerade die erste Classe geprüft wurde. Die Knaben waren sehr fertig in Kopfrechnen und lösten zusammengesetzte Aufgaben vom umgekehrten Verhältnisse mit großer Leichtigkeit. *) In der Geographie wußten sie ein ganzes Handbuch auswendig, aber es war eben auswendig gelernt. Ich kam zu spät und hatte daher die andern Classen versäumt. Man lehrt in diesen Schulen noch Schreiben, etwas Landesgeschichte, Naturwissenschaft und englische Sprache. Nach der Prüfung declamirte ein Knabe eine Rede, die einem Otis, der zur Zeit der Revolution ein bedeutender Redner war, in einem Romane in den Mund gelegt wird, und die in einer recht guten Sprache den englischen Abgeordneten zeigt: wie sie sich irrten, wenn sie glaubten, daß Englands Pflege Amerika groß gemacht habe. Der Roman ist von einer Dame. Es giebt hier viele Romane und viele Schriftstellerinnen — tout comme chez nous — und viele Romane, die in der Revolution spielen und die bedeutenden Freiheitsmänner zu feiern streben — pas comme chez nous. Der Knabe machte seine Sache sehr gut. Nach ihm declamirte ein Andrer eine Uebersetzung einer spanischen Ballade, welche Thaten gegen die Mauren besingt. Der Mayor, der dieser Prüfung beiwohnte — da alle Schulen an einem Tage geprüft werden, theilt sich der Magistrat und der Schul-Ausschuß — vertheilte dann nach einer kleinen Anrede 6 silberne Medaillen, an einem blauen Bande, welche die Franklinsmedaillen heißen. Sechs dieser Medaillen werden in jeder Schule vertheilt, und die beehrten Schüler erhalten zugleich eine Einladung zum erwähnten Gastmahle. Der Schul-Ausschuß wählt nach einer von ihm früher veranstalteten Privatprüfung die Knaben, welche die Medaille erhalten sollen. Die kleinen Burschen sahen sehr glücklich aus und waren es vielleicht mehr als Karl nach seiner Krönung in Rom. Gegen 12 Uhr kam man in der Mitte der Stadt zu einem Frühstück zusammen, wo mir, beiläufig gesagt, der Mayor erzählte, daß ihm Herr Adams, der Präsident der V. St., der jetzt hier in der Nähe auf seinem Landsitze ist, gesagt habe, er wolle mit ihm nach meiner Schwimmanstalt kommen und mit mir schwimmen. Der Präsident schwimmt täglich bei Washington im Potomac eine lange Weile und zieht diese Leibesübung den an-

*) Sie lasen dann ein Stück aus Shakespeare's Julius Cäsar, mit vertheilten Rollen, recht gut, wenigstens laut, bestimmt und dreist.

dern als Erholung von gehäuften Geschäften vor. Nach dem Frühstück ging ein Theil der Gesellschaft nach der lateinischen, ein andrer nach der Hochschule, wenn man dies **Highschool** so übersetzen will. Bei jenen befand ich mich. Die Prüfung begann mit der ersten (höchsten) Classe. Es wurde Juvenal und Horaz übersetzt. Man vertheilte unter den Zuhörern kleine Tauchnitzische Ausgaben. Der Mayor wählte irgend eine Satyre und Ode, die die Schüler fertig übersetzten und ziemlich gut erklärten, obgleich man freilich nicht sehr tief ging; ich würde im ganzen diese Classe mit Klein-Secunda eines Berliner Gymnasiums vergleichen. Mathematik war sehr ärmlich. Man ließ die Schüler der ersten Classe den Magister Matheseos beweisen. In der **Highschool** wird Mathematik besser getrieben. Als die zweite Classe geprüft wurde gab man uns ein griechisches Lesebuch. Ich schlage zufällig die erste Seite auf und finde: ἡ μεθη μιχρα μανιχ ἐστιν wer kennt nicht den alten Satz des alten, oftgetriebenen Jacobs? Ich sehe nach dem Titel und finde „**The greak reader by Frederik Jacobs, Professor in Gotha &c.**" Kein Brief, kein Geschenk von der Heimath hätte mich so plötzlich an alles, was ich in meinem Vaterlande hatte, erinnern, so lebhaft mir zurückrufen können, als dieser kleine Satz. Die ganze sorgenlose Kindheit, die frohe Jugend — doch ich wollte Dir berichten. Ein Hr. Everett, Mitglied des Congresses und wohnhaft hier, der lange in Europa war, hat Butmann's Grammatik übersetzt, die im hiesigen Cambridge gedruckt ward. Das fand man nun in England bequem und ich sah einen englischen Nachdruck dieser Uebersetzung, auf deren Titel aber der Name des Uebersetzers und das Mass., welches beim Original dem Worte **Cambridge** folgt und **Massachusets** heißt, ausgelassen hatte, um die Käufer zu täuschen, als wenn die Grammatik in Cambridge in England übersetzt wäre. Ich führe Dir das nur an, weil es Dir Vergnügen gewähren wird, unseren Butmann hier übersetzt zu sehen. In der zweiten Classe wird Algebra nach Eulers Algebra getrieben. Das Auswendiglernen herrschte auch hier sehr vor, wie es denn auch etwas Wesentliches in den alten englischen Schulen ist. Ich kann Dir nun nicht von allen andern Classen erzählen, wo man Phädrus, Ovid, Sallust, Cicero, Cornelius Nepos ꝛc. und Griechisch nach Lesebüchern und Anthologieen treibt. Es drängte mir sich hier, als ich in Amerika saß und die Classiker übersetzen hörte, wieder eine Betrachtung und in sehr ernster Weise auf, die mich oft und schon als Tertianer beschäftigt hatte: Was liegt in den Classikern oder in diesen Sprachen, daß sie allenthalben, wo nur das Wort Bildung existirt, ihr Reich begründen, so lange nachdem die, die sie sprachen, hin sind. Ich fragte als Knabe und Jüngling meine Lehrer, zwei eifrige Philologen. Sie konnten's mir nicht beantworten. Jetzt weiß ich freilich, worin dieser dauernde lebendige Sieg dieser todten Sprachen besteht. — Doch wieder zur Sache. In der ersten Classe wird auch die Verfassung der Vereinigten Staaten und die von Massachusets gelehrt. Nach der Prüfung vertheilte auch hier der Mayor 6 Medaillen und lud die Empfänger derselben zum Mittagsmahle ein. Dann begann das Declamiren. Ich will nur Folgendes hervorheben. Ein Knabe begann mit einer lateinischen Begrüßung — sehr bombastisch, wie zu erwarten; ein Auszug aus Agricola's Leben von Tacitus; ein Zwiegespräch in Griechisch, „Horatio und Hamlet," von Shakespeare übersetzt; das war denn drollig genug; ein lateinisches Gedicht, „Tod Hector's," Beattie's Dialog zwischen Addison und Johnson; eine lateinische Rede, „De libertate"; ein englisches Gedicht, „der Pfad des Ruhms"; eine griechische Rede περι της Ἑλλαδος; eine englische Rede, „Ueber Aberglauben"; ein lateinischer Abschied; alle diese Gedichte und Ausarbeitungen mit noch einigen andern, nur jenes von Beattie ausgenommen, hatten die Knaben selbst gemacht. — Es hatten sich nun die 51 Knaben mit den Medaillen versammelt und zogen, in Ordnung, vor dem Mayor, Alderman und uns (in Unordnung) nach Faneuil-Hall, einem Gebäude, das in alten Zeiten ein Bürger dieser Stadt, Faneuil, ein Hugenotte, der Stadt zu öffentlichen Geschäften geschenkt. Dieses Haus hat einen historischen Werth, weil hier die Männer, wie Hancock, Otis ꝛc., vor der Revolution dem Volke seine Rechte zeigten, und mit großer Gefahr und im Angesicht der englischen Truppen Berathungen gehalten wurden. Wir kamen in einen großen Saal, wo für etwa 5 — 600 Personen gedeckt war. Die Knaben fanden ihren Tisch im Hintergrunde auf einem Gerüste, wo sie sehr munter und laut ihren Festtag feierten. Nach dem regelmäßigen Speisen begannen die Lebehochs. Wie nämlich in England kein festliches Mittagsmahl ohne Tischrede vergeht, so hier keins ohne einige Dutzend Lebehochs, und wie jene oft sehr gut und kräftig und sehr oft langweilige Wortpolster sind, so auch diese. Man bemüht sich, etwas Witziges als Lebehoch, ein Wortspiel und dergl. zu bringen, und wo man sich um Witz bemüht, kömmt viel schlechter mit heraus. Indessen es waren doch auch manche sehr gute darunter, und mich freuete es innig, daß man mehrere Mal in guten und herzlichen Lebehochs die Kinder und die Jugend leben ließ. Die Fremden werden gewöhnlich aufgefordert, Lebehochs zu bringen, und so auch ich. Gott weiß woher, — ich hatte es in meinem Leben noch nicht gethan; es fiel mir gerade so ein, — ich brachte in lateinischer Sprache: „An diesem Tage und an diesem Orte lebe die Wissenschaft und das Schwert im Dienste der Freiheit." — So fließt Leben und Geschichte. Ich, ein **Deutscher**, brachte in **Amerika** ein **lateinisches** Lebehoch. Mir gegenüber hing ein großes Gemälde von Washington vom Maler Steward, der auch für den alten Marquis von Landsdown, damaligen Premierminister von England, Washington nach dem Leben malte. Wenn ich zu genau erzählte, so entschuldige es damit, daß ich glaubte, eine ziemlich ins Einzelne gehende Beschreibung einer solchen Begebenheit müsse ein Interessantes für Europa haben, und könne manchem einen klareren Begriff über Nordamerika bilden helfen, zumal da es einen Gegenstand betraf, über den man nicht häufig etwas bei uns hört.

Gehorsam den Gesetzen.

Prinz Heinrich, (nachmals König Heinrich V.), Sohn Heinrichs IV. von England, hatte einen Bedienten, Kammerjunker, oder desgleichen, der ihm, trotz mancher Kammerjunkerstreiche, sehr lieb war. Dieser ward eines Tages vor dem höchsten Gerichtshof (**court of Kings-Bench**) angeklagt, und ohne Umstände verhaftet. Prinz Heinrich ärgerte sich, daß man so wenig Rücksicht auf Leute nehme, die in dem Dienst seiner eigenen hohen Person ständen; ging stracks in den Gerichtssaal, und befahl, seinen Diener auf der Stelle in Freiheit zu setzen. Sir William Gascoigne war Präsident des Gerichtshofes, und antwortete: Prinz, ich ehre Ihren Befehl, aber ich gehorche dem Gesetze, Ihr Diener ist verurtheilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker retten, so wenden Sie sich an den König, denn das Gesetz giebt dem Könige das Begnadigungsrecht.

Prinz Heinrich wollte den feinen Unterschied zwischen Befehl und Gesetz nicht verstehen, beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungeberdig, schimpfte und drohte.

Halt! rief der Präsident, Prinz, Sie sind strafbar, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Gesetzes und an der Stelle des Souverains, Ihres Vaters. In beiden Rücksichten sind Sie mir doppelten Gehorsam schuldig, Prinz! Ich befehle Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen, und Ihren künftigen Unterthanen ein besseres Beispiel der Ehrfurcht vor den Gesetzen zu geben. Und wegen

Verletzung dieser Ehrfurcht sind Sie nun so lange in Gefangenschaft bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kund thun wird.

Der Prinz stand vor der gesetzlichen Hoheit des Richters so verblüfft, daß er seinen Degen abgab und ohne ein Wort zu sagen, sich in Verhaft führen ließ. — Der König erfuhr den Vorfall. Die Höflinge waren in gewaltigem Zorne gegen die Anmaaßungen des Richters; aber Heinrich IV. hob die Hände und Augen gen Himmel, und rief, wie im Entzücken: O gütiger Gott, wie soll ich dir genug danken! Du gabst dem Lande einen Richter, der sich nicht fürchtet, streng und gerecht zu seyn; und gabst mir einen Sohn, der nicht nur zu gehorchen versteht, sondern seinen Zorn selbst für die Pflicht des Gehorsams aufopfert.

Prospectus

eines orthopädischen (Instituts) Etablissements zu Aubonne, im Canton Waadt, in der Schweiz, unter der Leitung des Herrn Martin-Jaccard, Agrégé der medicinischen Facultäten von Genf und von Lausanne.

Jegliche Epoche hat ihre Sitten, ihre Gebräuche: einer der Züge die die gegenwärtige charakterisiren, ist die Mode Prospectus, Anzeigen und Programme zu vertheilen; und der, der diesem Gebrauch nicht gemäß handelt, läuft Gefahr gänzlich vergessen zu werden. Wir sehen uns daher veranlaßt hiermit einen Prospectus zu verbreiten, keinesweges um von einem neuen orthopädischen Etablissement dem Publico Nachricht zu ertheilen, sondern um demselben das älteste bestehende Institut dieser Art, und welches allen anderen zum Vorbild gedient hat, wieder ins Gedächtniß zu rufen.

Die Orthopädie ist eine Kunst, die zum Gegenstand hat, körperliche Mängel und Formabweichungen zu verbessern oder zu heilen, dieselben mögen nun von Geburt an vorhanden oder durch irgend äußerliche oder krankhafte Zufälle verursacht worden seyn; die Taille und die verschiedenen Gliedmaaßen gehören vornehmlich in ihr Gebiet.

Seit Kurzem haben sich Anstalten zur Heilung dieser Difformitäten zu Würzburg, Paris, Lyon, Morlay ꝛc. gebildet. Die Herren Directoren dieser nützlichen Anstalten scheinen der Meinung zu seyn, daß ihre Methoden, vor Allem, was das Geraderichten der Taille betrifft, neu seyen; allein es ist uns leicht zu beweisen, daß sich diese Kunst aus weit früherer Zeit herschreibt, indem wir auf eine bereits im Jahre 1788, von dem Doctor der Medicin, Herrn Venel, zu Orbe in der Schweiz herausgegebene Schrift*) aufmerksam machen, in welcher derselbe vorzüglich von neuen mechanischen Mitteln spricht, die geeignet sind, den Krümmungen der Hüftknochen und der Verdrehung des Rückgraths zuvorzukommen, ihnen Gränzen zu setzen, und selbst sie zu verbessern oder zu heilen.

Diese Schrift ist vielleicht in Paris unbekannt; aber, außerdem, daß noch zahlreiche Exemplare von derselben in der Schweiz existiren, ist es leicht, ihre Authenticität zu constatiren, da dieselbe in den Memoiren der Société des sciences physiques von Lausanne, Jahrgang 1788, Pag. 205 inserirt ist. Doctor Venel starb zu Orbe; Herr Jaccard, sein Neffe, ward sein Nachfolger und ließ noch neue Schritte in dieser Wissenschaft thun; gegenwärtig setzt Herr Martin-Jaccard, Agrégé der medicinischen Facultäten zu Genf und Lausanne, Schwiegersohn, Schüler und Nachfolger des Herrn Jaccard, dieselbe Anstalt zu Aubonne, im Canton Waadt in der Schweiz fort; Besitzer aller Maschienen, aller Zeichnungen und ausgerüstet mit der langen Erfahrung, die er von seinen Vorgängern überkommen, hofft er, daß man bei ihm alle Mittel zur Heilung finden werde, die den Ruf seiner Vorgänger begründet haben; und, da er in einem Lande seinen Wohnsitz aufgeschlagen, wo alle Preise mäßig sind, so wird er sich mit einem weit geringern Kostgeld, als man anderwärts bezahlt, begnügen können, indem er eine große Oekonomie in den Nebenausgaben, die in den mehrsten Anstalten dieser Art so weit getrieben werden, verspricht.

Die Orthopädie kann in drei, sehr von einander verschiedene Hauptzweige eingetheilt werden: der erste beschäftigt sich mit der Heilung ungestalteter Gliedmaaßen als der Stumpf- oder sogenannten Pferde-Füße, der Difformation der Knochenfügung der Kniee, sey es nach Innen oder nach Außen, der Krümmungen der langen Knochen ꝛc. Die Heilung dieser Difformitäten ist nicht allein fast ganz gewiß, durch die Mittel, die wir anwenden, sondern sie wird gemeiniglich auch noch in einem ziemlich kurzen Zeitraume, nämlich in drei bis sechs Monaten, bewerkstelligt: der günstigste Zeitpunct hiezu ist in dem Alter von einem bis zum sechsten Jahre; je weiter man im Alter vorrückt, destomehr Widerstand bietet die Natur dar, und nach dem zwölften bis funfzehnten Jahre, wird der Erfolg zweifelhaft. Wenn das Alter paßlich ist, sind wir unsrer Sache so gewiß, daß wir uns für den Erfolg verbürgen wollen, wenn man es vorziehen sollte, die Heilung für einen im voraus festgesetzten Preis zu bewerkstelligen, in allen Fällen nämlich, wo es sich von Difformitäten, von denen wir auf dem beiliegenden Kupfer unter den Figuren 1, 2, 3, 4 und 5 Abbildungen geben, handeln wird; und wir werden dies thun ohne die Kranken in ihrem Bette festzuhalten, ohne irgend einen schmerzhaften oder der Gesundheit schädlichen Apparat: sollte uns die Heilung nicht gelingen, wie wir voraussagen, so wollen wir das Recht auf jegliche Bezahlung verlieren.

Was den Preis anbetrifft, so wollen wir ihn hier nicht festsetzen, weil derselbe nothwendigerweise von den Vermögensumständen der zu heilenden Personen abhängen muß; der Arme kann nicht so viel bezahlen wie der Reiche; allein der Preis wird zwischen 200 und 600 Franken (französische) seyn, alle Maschienen und Zuthaten mit inbegriffen. Die Pension wird besonders bezahlt und zwischen 100 bis 200 Franken (französische) für den Kopf für diejenigen Personen betragen, die in unsrem Hause, das geräumig und bequem ist, zu wohnen wünschen sollten.

Der zweite Zweig der Orthopädie ist derjenige der sich mit geschwächten, von der Natur oder durch Zufall gelähmten Gliedern, mit den nach einer Seite oder nach vorn herabgebogenen Hälsen, krummen Schultern ꝛc. beschäftigt.

Der Fall des Geschwächtseyns oder der Lähmung gehören eigentlich weit mehr in den Bereich der innerlichen Heilkunde, allein die Orthopädie kann, durch mechanische Mittel, den Gliedern eine künstliche Kraft geben: in dieser Beziehung hat die Wissenschaft große Fortschritte gemacht, und wir können mit ziemlicher Gewißheit auf die angegebenen glücklichen Erfolge hoffen.

Der dritte Zweig der Orthopädie endlich ist der, der sich auf die Taille bezieht, das heißt auf das Rückgrath. Die Mangelhaftigkeiten der Taille, von denen Figur 6 eine Idee giebt, sind unglücklicherweise sehr häufig, vornehmlich bei den jungen Frauenzimmern und nichts schadet mehr, nicht allein ihrem äußern Ansehen, sondern auch ihrer Gesundheit; gewöhnlich hat dieser Fehler seinen Grund in einer rachitischen

---

*) Description de plusieurs nouveaux moyens mécaniques, propres à prévenir, borner et même corriger dans certains cas, les courbures de latérales l'épine du dos par M. Venel, docteur en médecine, à Orbe, en Suisse. Chez J. Mourer, libraire. An 1788.

Disposition; allein auch lange anhaltende
Stürzen oder Fallen, rheumatische Schm
der gewöhnlichen Haltung, in der Stellun
die Kinder zu kleiden, eine mit dem Alt
schwaches Temperament, können gleichfs
der Lage des Rückgraths hervorbring
keineswegs Heilung versprechen, wie an
Zuversicht thun, die wir nicht zu theilen
stände des Rückgraths sind in einem so
Oekonomie des menschlichen Körpers verk
Ursachen und der Temperamente ist so
beinahe eben so verschieden sind als die zu
wir aber mit vollem Vertrauen sagen k
eben so viel Wahrscheinlichkeit auf glücklich
jeder andern Anstalt dieser Art; denn wir
eben so viel, wenn nicht mehr Mittel als i
wolle, weil wir den Vortheil haben, daß n
Vorgänger benutzen konnten.

In der That spricht man gegenwärti
von mechanischen Betten, geeignet die Wid
keit der Taille durch Extension des Rück
zu bewerkstelligen, eine Extension die verm
und zu den Füßen des Bettes angebrachte
Dieses Mittel gilt für neu; wenn man j
Venel, die derselbe bereits 1788 durch de
die wir oben schon citirt haben, lieset, sieh
Bett von seiner Erfindung ist und findet e
Zeichnung davon, auf Pag. 21 genannter
bloß davon um die Sache selbst zu constati
das, vor vierzig Jahren von Doctor Ven
selbst dem vorzuziehen wäre, das man geg
selbe die Stützungspuncte theilte, indem e
des Körpers annahm, anstatt sich bloß a
die am Hals und den Hüften allein ihren

Die Priorität der Erfindung gehört de
allein er hielt sich keineswegs einzig an die
spiele folgend, halten wir selbst uns nicht
hat uns gelehrt, daß es eine Art von Tol
ausgestreckt und gebunden auf einem Bet
die Gesundheit häufig davon afficirt wird,
leiden kann, daß die Heilung um so viel
Temperament mehr davon geschwächt word
Zufälle die Folge einer zu sehr forcirten
seyn können. Wir wenden deshalb keines
Bett an, und wenn wir dies thun, so ges
Vorsicht, mit vieler Ueberlegung und blo
Anzahl von Stunden jeden Tages, woran
denartigen Apparaten in Form von E
die jungen Personen nicht hindern ihre E
für die Gesundheit nöthigen Leibesübungen
demnach abwechselnd bald das eine bald
Apparate in Form von Schnürbrüsten kö
Kleidungsstücken verborgen werden; man
darin; ja, wenn man sich einmal daran gen
nur mit Bedauern darauf.

Gedruckt in der Börsen

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 232 Hamburg. Sonnabend, den 27. October. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hasstrup. Redigirt von G. Niebour und Rath Ludwig.

Nachtrag zu der Expedition des Capt. Parry.

(Aus der Literary Gazette.)

(Man sehe unser vor. Blatt.)

Gegen Mitte Mai's v. J. erreichte der Hecla, nachdem er sich durch Eis-Barrière hindurch gearbeitet hatte, die gewöhnlich in dieser Jahrszeit ein Hinderniß der nördlich fahrenden Schiffe ist, einen mehrere Meilen weiten freien Wasserraum zwischen dem Eise und dem nördlichen Ufer von Charles Landspitze, dann umsegelte er das Vorgebirge Egot, und legte an dem Eise an, welches den nördlichen Eingang von Prenburgs-Hafen in einer noch zu beiden Seiten des Landes fest enden Flucht verschloß. An diesem Eise ward der Hecla befestigt, man die Absicht hatte, eine Bahn durch dasselbe nach dem Hafen n auszusägen; ein heftiger Sturm aber, der sich aus Süden erhob, das Eis am Lande entzwei und das Schiff gerieth ins Treiben, ard es noch glücklicherweise an einer schutzgewährenden Stelle in auptmasse des Eises selbst geborgen.

Bald darnach sprang der Wind nach Nordwesten um, und das Eis te sich nun so, daß der Hecla nicht herauskommen konnte und eine rende Strecke ostwärts, der rothen Bai zu, mit ihm forttrieb. blieb das Schiff mehrere Tage lang in einer Weite von ungefähr Meilen vom Lande vom Eise eingeschlossen und es war, so weit das e reichte, kein offnes Wasser sichtbar.

Um die erste Woche des Juni trieb ein Sturm aus Süden das abwärts vom Lande und der Hecla kam nun unfern der Waygatz-aße in offnes Wasser, nachdem er 24 Tage lang festgelegen hatte. n ward begierig nach einem Hafen gesucht; aber die ganze Küste unzugänglich, weil ihre Ufer überall mit Eis belegt waren.

Deshalb entschloß der Capt. Parry sich nun, den sieben Inseln zu segeln, in der Hoffnung, sie freier vom Eise und irgend eine sichere ätte für das Schiff zu finden; als man aber bei der Insel Waldrn kam, fand man die Ufer ebenfalls durch das nämliche Hinderniß unzugängmacht. Der Capt. Parry drang nun weiter nördlich, durch loses und gebrochenes Eis hindurch, vor bis zum 81° 5′ 32″ Br. und 19° ′ östl. Länge, und hätte wohl noch einige Meilen weiter in dieser Richng kommen können; da es ihm aber darum zu thun war, wo möglich en sichern Hafen für den Hecla zu finden, so ließ er wieder nach üden steuern: aber das Verhältniß war überall das nämliche und alle er waren durch eine undurchdringliche Wehre von Land-Eis verschlosn. Endlich ward jedoch, im 70° 55′ Br. und 16° 54′ östl. Länge — as der auf alten holländischen Charten verzeichneten Wilhelm Toska Bai zu entsprechen scheint — ein Zufluchtsort gefunden und der ecla ward nun, nachdem man erst eine Viertelmeile Bahn durchs Eis sägt hatte, in Sicherheit gelegt.

Der Capt. Parry verließ den Hecla am 21. Juni Abends mit zwei zu dem Ende besonders eingerichteten Böten. In dem von ihm bestiegenen nahm er den Dr, Beverley mit sich. Das andre Boot war unter dem Befehl des Lieutenants Roß, welchen der Hr. Bird begleitete. Jedes Boot hatte 12 Leute zur Bedienung und war auf 71 Tage mit Proviant versehen. Als sie die Tafel-Insel verließen, war kaum Eis zu sehen, das Wetter war ausgezeichnet schön, und die See spiegelglatt.

Nach einer Fahrt von etwa 10 Meilen kamen sie an eine Eisfläche, zwischen welcher sie jedoch nordwärts bis zum 24. Juni des Mittags hinfahren, dann aber, im 81° 12′ 51″ Br., nicht weiter kommen konnten, und nun ihre Reise über Eis antraten. Das Eis, über welches sie in nördlicher Richtung vorschritten, bestand gänzlich aus kleinen losen Massen, die zuweilen eben weit genug von einander getrennt waren, daß man die Böte ins Wasser lassen und dann gleich wieder herausziehen mußte, ein andres Mal aber wieder einander so nahe waren, daß man die Böte gleich Brücken darüber hin legen konnte: alles mit großer Gefahr, den Proviant einzubüßen, und stets mit den größten Anstrengungen, um nur weiter zu kommen. Ueberdem war die Oberfläche des Eises so uneben und so hoch mit Schnee bedeckt, daß selbst an solchen Stellen, wo eine größere Fläche nicht durch Lücken unterbrochen wurde, die Böte nur mit Schwierigkeit weiter zu schaffen waren und oft zwei, ja drei bis vier Tagereisen zum Transport der Bagage erfordert wurden; und diese Reisen zogen sich so um, daß, um eine Meile nördlich zu kommen, oft zwei Meilen gemacht werden mußten. Die Schwierigkeiten dieser Reise waren so groß, daß trotz einer täglichen 11stündigen Anstrengung der Offiziere und ihrer Mannschaft in den ersten Tagen nicht über zwei bis drei Meilen des Tags zurückgelegt wurden. Der Capt. Parry bestand dennoch auf seinem Vorhaben, in der Hoffnung, das feste Eisfeld zu erreichen, von welchem stets, als im Norden von Spitzbergen vorhanden, gesprochen worden ist, und welches Phipps (Lord Mulgrave) im nämlichen Meridian, ja selbst in einer um 30 Meilen südlicheren Breite, als schlicht und ungebrochen beschreibt.

Auf dem weiteren Wege nordwärts stieß der Capt. Parry zuweilen auf eine kleine ebene Fläche und auch auf einige schmale Strecken offnen Wassers; der größere Theil seiner Reise aber ging über lose und höckrigte Massen, die nur einige wenige Ellen im Umfang hatten, daher die Böte unaufhörlich ins Wasser gelassen und wieder herausgezogen werden mußten, was denn viele Zeit wegnahm und die Leute sehr ermüdete. Diese litten überdem sehr von Frostbeulen ꝛc., weil sie von 24 Stunden zwölf stets bis über die Knöchel im Schneewasser, das sich oben auf dem Eise gesammelt hatte, waten mußten. Dazu kam noch, daß in zwei oder drei Tagen mehr Regen fiel, als in all den acht früheren Sommern, die der Capt. Parry in den Polar-Gegenden zugebracht hatte, daher denn ihre Kleidungsstücke, ihre Böte und Proviant-Säcke stets durchnäßt waren.

Bald ergab es sich nun noch, daß das Eis, trotz der anfangs vorherrschenden südlichen Winde, eine so entschiedene Tendenz, nach Süden zu treiben, hatte, daß die Reisenden, während ihrer Rast beim Vordringen, fast eben so viel einbüßten, als was sie Tags vorher mit größter Anstrengung errungen hatten. In Folge all dieser Hemmnisse hatten sie am 10. Juli erst den 82. Breitegrad erreicht und waren in dem Meridian von 23¼° östl. von Greenwich. Aber selbst diese entmuthigenden Umstände vermochten nicht, den Eifer des Capt. Parry und seiner Begleiter zu dämpfen, die nach wie vor Alles aufboten, um nördlich weiter zu kommen, in der zuversichtlichen Hoffnung, endlich doch das Eisfeld zu erreichen und dann im besseren Verhältniß zu ihren Anstrengungen vorzuschreiten; denn wenn der Capt. Parry nun nachgerade auch zu der Ueberzeugung gelangte, daß die volle Erreichung seines Vorhabens außer dem Kreise seiner Hülfsmittel lag, so hatte er sich doch vorgenommen, so weit vorzudringen, als es nur irgend anginge, und, wenn möglich, über den 83° hinaus. In der Beschaffenheit des Eises war aber weiterhin kaum eine Spur der Besserung bemerkbar, ja das allerdünnste und brödlichste ward im 82° 40′ Br. angetroffen. In diesem Revier sah man eine Zeit, so weit das Auge reichte, nichts als lose Stücke Bucht-Eis, so schwach und brödlicht, daß es äußerst gefährlich war, sich mit dem Proviant darauf zu wagen. Indem man von der einen Scholle dieses Eises auf die andre überging, durfte nur ein Mann deren Rand betreten, aus Furcht, einzubrechen; und aller aufgebotenen Sorgfalt ungeachtet, waren sie dennoch in steter unvermeidlicher Gefahr, den gesammten Proviant zu verlieren, indem es oft nöthig ward, ihn eine Zeitlang den Eisschollen anzuvertrauen, die voller Löcher und so dünn waren, daß der geringste Druck der umgebenden Massen sie zertrümmert und den gesammten Vorrath in die Tiefe des Meeres versenkt haben würde. Einmal ereignete es sich auch wirklich, daß das Eis, über welches die Böte und Schlitten hingezogen wurden, einbrach, wobei beinah der gesammte Fleischvorrath verloren gegangen wäre und ein Mensch unrettbar ertrunken seyn würde, hätte ihn nicht sein Zugriemen an dem Schlitten festgehalten.

Am 22. Juli trat nördlicher Wind ein, von welchem sie bis dahin ausgezeichneter Weise verschont gewesen waren, und hielt mehrere Tage an, der das Eis nun so stark südwärts trieb, daß sie, selbst unter anderweitig günstigen Umständen, wenig oder gar keine Fortschritte würden haben machen können. Mehr als einmal fand der Capt. Parry nach angestellter Beobachtung, daß er nach zehnstündiger Arbeit nördlich vorzudringen, kaum eine Meile gewonnen, oder richtiger gesagt, behauptet hatte, ja einzeln überstieg der Rückschritt sogar die Fortschritte. Vom 21. bis zum 22. Juli waren sie in nördlicher Richtung nur eine einzige Meile vorwärts gekommen, obgleich sie wenigstens 23 Meilen zurückgelegt hatten; wonach das Treiben südwärts in dieser Jahrszeit folglich jeden Tag über 4 Meilen gewesen war.

Unter solchen Umständen war es denn sichtlich eine vergebliche Mühe, sich länger für einen so geringen Erfolg abzuquälen, und so faßte denn der Capt. Parry am 26. Juli den Beschluß, ein Unternehmen aufzugeben, das, auf solchem Eise, als das vorgefundene, durchaus nicht auszuführen war.

Die höchste Breite, zu welcher der Capt. Parry gelangte, war 82° 45′ 15″ im Meridian von 20° östlich von Greenwich, den zu erreichen er und seine Gefährten 292 Meilen gemacht hatten; bringt man es jedoch mit in Anschlag, wie oft sie, um die Böte und die Bagage über die gebrochene und unebene Eisfläche hinweg zu bringen, Umwege machen mußten, so läßt sich ihr wirklicher Weg wohl auf 580 geographische oder 668 Statuten-Meilen berechnen. Wäre das Eis so beschaffen gewesen, wie man es sich gedacht hatte, so hätten sie leicht, d ins andre gerechnet, 15 Meilen täglich zurücklegen können.

Auf dem Heimwege fanden sie die nämlichen Schwierigkeiten, sie auf dem Hinwege gehabt, nur mit dem Unterschiede, daß sie allein so viel, als die zurückgelegte Strecke betrug, vorwärts kamen, sondern selbst noch mehrere Meilen gewannen, besonders bei nördlich Winde.

Sie trafen am 12. August bei der kleinen Tafel-Insel ein, nachdem sie 48 Tage auf dem Eise gewesen waren, und erreichten den Hafen am 21., nach einer Abwesenheit von 61 Tagen. Die gesammte Mannschaft, die mit Capt. Parry ausgewesen war, mit Ausnahme von 8 Individuen, wovon zwei geschwollene Beine hatten und der Dritte zufällig unwohl war, die aber auch bald wieder genasen, kehrte bei guter Gesundheit an das Schiff zurück, aller Strapazen und Kälte und Nässe ungeachtet, welchen sie stets ausgesetzt gewesen.

Wir wollen nun der Resultate dieser Reise gedenken. Es ist eine unausgesetzte Folge magnetischer und meteorologischer Beobachtungen angestellt worden. — Man fand, daß die magnetische Anziehung allmählig zunahm, je weiter man vorwärts ging, von ungefähr 81° an der Station des Hecla bis zum 82° 22′ in der Breite von 82¼°. Die westliche Abweichung verringerte sich, so wie man in nördlicher Richtung vorschritt, von 19 auf 15½°, und nahm noch stärker in der Richtung nach Osten ab; bei jeder veränderten Richtung nach Westen aber nahm die Abweichung rasch zu, und zwar bis 22¼° in der Länge von 15° östlich. Alle diese Phänomene scheinen die von dem Professor Hansteen aufgestellte Theorie zu unterstützen, daß es zwei magnetische Pole in der nördlichen Halbkugel der Erde gäbe.

Unter den meteorologischen Phänomenen, welche der Capt. Parry in Verlauf seines Vordringens nach Norden wahrgenommen, ist wohl die außerordentliche Häufigkeit des Regens in so hohen Breitegraden die merkwürdigste gewesen. Einmal, im 82¼° Br., hielt ein starker Regen 31, und ein andres Mal 24 Stunden lang an. Am 23. Juli hatte man eine sehr schöne Naturerscheinung, nämlich sechs gleichzeitige Regenbogen, in welchen alle prismatischen Farben glänzten.

An der äußersten Spitze der von dem Capt. Parry gemachten Reise war nach Norden zu kein Anschein von Land vorhanden, und da die Vögel die Reisenden, so wie sie in dieser Richtung weiter gingen, fast ganz verlassen hatten, auch auf 500 Faden Tiefe kein Grund zu finden war, so ist es sehr wahrscheinlich, daß noch in weiter Ferne kein Land vorhanden ist.

Nachdem man das Eis erreicht hatte, kam kein Treibholz mehr zu Gesicht, auch auf der ganzen Route kein Wallfisch, außer in dem Spitzbergischen Zirkel an der westlichen Seite von Spitzbergen, der schon von den Wallfischjägern frequentirt wird.

Während der Abwesenheit des Capt. Parry machte der Lieutenant Foster, außer daß er mehrere Aufnahmen vervollständigte, eine interessante Folgereihe von Experimenten über den täglichen Wechsel der Abweichung und Intensität der Magnetnadel, wodurch eine Menge von diesen Phänomenen entdeckt ward, die man früher in Spitzbergen nicht vermuthet hatte, und die werthvolle Data in diesem Fache des Wissens liefern wird.

Aus dem Reiche der Naturgeschichte ist eine so reichliche Sammlung gemacht worden, daß das brittische Museum und die zu Edinburgh und zu Dublin damit bereichert werden können.

N. S. Nachdem wir unsern Lesern diese weiteren interessanten Particularitäten mitgetheilt haben (fährt die Literary Gazette fort), wollen wir noch einige Bemerkungen hinzufügen, die eigentlich unserm vor

Berichte angehört hätten. Wenn wir der männlichen Ausdauer der gesammten Abtheilung, welche die Reise über das Eis unternommen gehabt, unsre Bewunderung zollen, so gebührt dieses Gefühl in ganz besondrem Grade noch ihrem tapfern Anführer, dessen Benehmen uns in den ungemessensten belobenden Ausdrücken geschildert worden ist. Der Capt. Parry theilte nicht allein jede Beschwerlichkeit mit seinen Leuten, sondern ermunterte sie noch durch sein Beispiel und richtete sie durch freundlichen Zuspruch auf, wenn sie den Strapazen fast erlagen. Er befeuerte ihre Hoffnungen und steigerte ihre Anstrengungen, indem er sie daran erinnerte, was ihr Land sich von ihnen verspräche; und man hat uns versichert, daß die größten Mühseligkeiten durch das wackere Benehmen des Anführers, dessen Geist nie gebeugt wurde und den die gute Laune nie verließ, ihr Gewicht verloren.

Wir glauben, wir hätten es noch erwähnen sollen, daß außer den zwei Böten, die auf Schlitten oder Schleifen, die unter ihren Kielen angebracht waren, auf dem Eise fortgeschafft wurden, sich aber in dem tiefen Schlick schwer ziehen ließen, man noch vier sehr niedliche Schlitten angefertigt hatte, deren jeder aus vier, durch Queer-Bolzen verbundenen Schneeschuhen bestand und die von zwei Mann gezogen wurden. Man bediente sich ihrer zur Fortschaffung des Pemecans und des anderen Proviants. Hinsichtlich des ersteren dürfte unsre vorige Notiz nicht genügend gewesen seyn, wir wollen sie deshalb ergänzen. Es ist Fleisch, das in der nämlichen Weise bereitet ist, wie die Indianer ihr Büffel- oder Rothwildfleisch zurichten. Dasselbe (in dem vorliegenden Falle Rindfleisch) wird in Streifen geschnitten und auf eine eigenthümliche Weise durch Holzrauch (wenn wir nicht irren von der Wurzel der Esche) gedörrt. Darnach wird es zu Pulver gestampft, und nachdem man ein verhältnißmäßiges Quantum Fett geschmolzen, wird das ganze zu einer festen Masse mit einander vermengt. Augenscheinlich ist es nicht möglich daß eine nahrhaftere thierische Substanz zu einer kleineren und weniger ins Gewicht fallenden Masse reducirt werden kann, als auf diese Weise. Dieses giebt eine vortreffliche und sehr nährsame Suppe ab.

In der Reisebeschreibung des Capt. Parry werden einige lustige Geschichten von Abentheuern mit Bären, Seehunden ꝛc. vorkommen, von welchen wir einige wohl schon gehört haben, uns jedoch nicht berechtigt fühlen, sie nachzuerzählen; inzwischen wollen wir noch eine Bemerkung mittheilen, die uns bei Erwägung dessen, was schon mitgetheilt worden, in den Sinn gekommen ist. Die Erfahrung aus allen früheren Reisen nach dem aretischen Kreise hat gelehrt, daß, gegen Ende der Jahrszeit, das Eis an den Ufern jener See'n durch die Hitze gelöset wird, die vom Lande ausgeht, wonach es denn südwärts treibt. Das Eis löset sich folglich nicht von anderem Eise, sondern von der Küste ab. Wenn nun unsre Expedition eine Tour von mehreren Hundert Meilen auf einer solchen Eisfläche zurückgelegt hat, so folgern wir, nach dem eben angegebenen Princip, daß, von welchem Umfange auch die nach Süden treibende Masse seyn möge, sie einen gleichen Raum Wasser an ihrer ursprünglichen Stelle im Norden frei gemacht haben müsse. Wir folgern ferner, daß am Nordpole Land seyn müsse, von welchem sich diese Masse löseete, und daß, hätte man über diese ganz hinweg kommen können, der Capt. Parry und dessen Gefährten ein klares Meer für ihre Böte gefunden und ohne große Schwierigkeit das Polar-Land erreicht haben würden.

Wahre Lage der Türkei.

In dem jetzigen Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die Türkei gerichtet ist, wird folgende Mittheilung nicht ohne Interesse seyn.

Die Fruchtbarkeit dieses Landes würde mit dem herrlichen Clima in Verhältniß stehen, hätte der Landbesitzer nur im geringsten Sicherheit, daß er die Saat, die er gesäet, auch erndten werde. Aber der Despotismus, dessen häßliche Züge in den Städten und deren nächsten Umgebungen schon etwas gemildert sind, zeigt sich im flachen Lande in seiner ganzen Scheußlichkeit, und läßt keine Industrie aufkommen, die auf etwas mehr gerichtet ist, als für das tägliche Brod zu arbeiten. Handel nach Außen ist der Türkei eben so leicht gemacht, als das Land von der Natur mit den herrlichsten Producten beschenkt ist. Die lange Küste ist allenthalben mit Buchten versehen, die die köstlichsten Häfen bilden, und die vortreffliche Lage der Hauptstadt scheint dieselbe zum Stapelplatz für den Welthandel bestimmt zu haben. Ueber die Bevölkerung des Landes weichen die Schriftsteller sehr von einander ab. Die Regierung hat nie etwas vorgenommen, was einer Zählung ähnlich sähe, und man hat daher nur ungefähre Schätzungen, die oft auf falsche, immer aber auf ungewisse Data gestützt sind. Mit Ausschluß derjenigen Unterthanen, die, nach beinahe 400jähriger Sclaverei, jetzt endlich Hoffnung haben, daraus erlöset zu werden, hat man die Bevölkerung der europäischen Türkei auf 10 Millionen geschätzt; aber wahrscheinlich ist diese Angabe zu hoch. Die türkische Armee pflegte sonst ungefähr 125,000 Mann stark zu seyn, von welchen aber die Janitscharen zwei Drittheile ausmachten. Aufrührisch und ohne Disciplin, wie diese Cohorten waren, bildeten sie doch den Kern der türkischen Macht, und man kann nicht daran zweifeln, daß alle Disciplin der neuen Truppenaushebungen sie nur unvollkommen ersetzen wird. An unregelmäßigen Truppen hat die Pforte gegen 100,000 Mann, die aber nur (ein Umstand, der freilich nicht ohne Wichtigkeit ist) zur Recrutirung der Linienregimenter dienen. Von Artillerie sind die Türken immer sehr entblößt gewesen. Die türkische Cavallerie, die gegen 12,000 Mann beträgt, ist im allgemeinen vortrefflich. Die Seemacht der Türkei ist, als eine Nationalmacht betrachtet, unter aller Kritik. Seit der Niederlage, die sie im Jahr 1772 im Hafen von Tschesme durch die Brander des Engländers Greig erlitt, hat sie niemals wieder, auch nur der Zahl nach, ihre vorige Stärke erhalten. Sie hatte 30 Linienschiffe und viele Fregatten, aber jetzt besteht sie nur noch aus 15 Linienschiffen, 15 Fregatten und etwa 30 kleinern Schiffen. Die Türken sind immer schlechte Seeleute, aber ihre Kriegsschiffe sind noch unendlich schlechter bemannt als ihre Kauffahrteischiffe. Die Mannschaft der erstern ist meistens der Abschaum der Gesellschaft, die zur Strafe auf diese Schiffe gesandt werden.

Die vielen Buchten und Häfen, die für ein Handelsvolk die Quelle von Macht und Wohlfahrt werden könnten, erleichtern feindliche Angriffe auf die Türken nur. Der Durchgang durch die Dardanellen ist nur dem Scheine nach gefährlich. Der westliche Eingang ist fast drei Meilen breit, und die Forts auf beiden Ufern können daher, auch wenn ihre Kanonen gut bedient wären, den durchsegelnden Schiffen nur wenig Schaden zufügen, wenn diese sich immer in der Mitte halten. Nach dem ersten Drittheil der ganzen Länge wird der Kanal freilich beträchtlich schmäler, aber hier sind die Forts von der Landseite gänzlich ungeschützt gegen einen coup de main, und da die Meerenge durchaus keine natürlichen Hindernisse darbietet, so können die größten Schiffe mit gutem Winde um Mitternacht sicher durchschlüpfen. Ist man im Meer von Marmora, so ist die einzige Schwierigkeit für einen Angriff von der Seeseite der Strom, welcher durch den Bosphorus fließt, und den man nur mit günstigem Winde besiegen kann. Dieses Hinderniß, welches den Admiral Duckworth abhielt, mit Vortheil zu agiren, hat indessen seit der Erfindung der Dampfschiffe aufgehört noch eines zu seyn. Ein solches Schiff kann nicht nur eine Flotte durch die Enge des Propontis ziehen, sondern könnte auch, trotz allem Sturm und contrairem Winde,

unter den Wällen von Constantinopel ankern. Die Küste ist nicht gefährlich und man kann sich derselben mit einem Schiffe von 74 Kanonen auf eine Entfernung von der Länge eines Kabeltaues nähern. Die Hauptstadt der Türken zu blockiren und zu belagern, wie es der Gang des Krieges erfordert, ist daher ein Leichtes. Auch ist die Türkei von der Landseite nicht mehr geschützt, als von der Seeseite. In Asien vorzüglich sind ihre Gränzen fortwährenden Einfällen von ihren Nachbarn ausgesetzt. Die Araber machen sich über ihre Oberherrschaft in Syrien lustig, und in den Paschaliks von Bagdad und Kurdistan unterwirft man sich ihr nur mit Unwillen. In Europa hat Rußland seine Eroberungen bis an die Donau ausgedehnt, und in Asien macht der Phasis die Gränze; Oesterreich, welches vor dem Frieden 1814 von der Türkei durch die Siebenbürgischen Gebirge und die Flüsse Donau und Sau getrennt war, hat jetzt durch die Erwerbung des Venetianischen Gebiets und Dalmatiens freien Zugang zu Servien und Bosnien. Daß diese mit solchen Mächten umgebene, so ausgesetzte und schwache Türkei einst fallen müsse, kann man auch ohne prophetischen Geist vorhersagen, und daß sie dann ihr Haupt in Europa nie wieder erheben werde, ist eben so leicht zu prophezeihen. Wer durch äußere Gewalt fällt, mag wieder aufstehen, wer aber durch eigne Schwäche sinkt, ist unwiederbringlich verloren. Noch mag aber der Tag, an welchem der Islamismus in Europa erlischt, fern seyn, und die neue Allianz dürfte diesen Tag vielleicht nicht früher herbeiführen. Möglich ist, daß gerade die Unabhängigkeit der Griechen zur Fortdauer des türkischen Staats beitragen wird. Die Griechen werden freilich schwerlich jemals ihren vormaligen Tyrannen die Hand zum Beistande reichen, aber sie könnten wohl verleitet werden, zur Erhaltung der Pforte zu fechten, wenn eine große Macht sie angriffe, was nothwendig auch für Griechenland selbst gefahrbringend seyn müßte.

Graf Johann Capo d'Istrias.

Wir entnehmen folgende biographische Skizze aus dem Courrier français, welcher dieselbe aus schätzbarer Quelle (man glaubt von Hrn. Eynard) empfangen zu haben, erklärt. —

Der Graf Capo d'Istrias hat die Präsidentschaft der Regierung von Griechenland angenommen; er ist gegenwärtig zu Paris, wo er sich noch einige Zeit aufhalten wird, bevor er sich in sein unglückliches Land begiebt. Er hat seinem Vaterland den Rest seiner Tage und seiner Kräfte gewidmet; aber schon damals, als er in den Diensten einer andern Macht stand, war er Griechenlands Mann; ein Ueberblick seiner vergangenen Laufbahn reicht hin, um sowohl das Vertrauen seiner Landsleute, als die Hoffnungen der Freunde dieses unterdrückten Volkes zu rechtfertigen.

Die Geburt des Grafen Capo d'Istrias hatte ihn in eine Art von Neutralität zwischen den Parteien gestellt, die in unsern Zeiten Europa erschüttert haben. Entsprossen aus einer Familie, die seit dem Jahre 1300 auf den jonischen Inseln sich auszeichnete, wurde der Graf Capo d'Istrias im Jahre 1776 zu Corfu geboren, adelich, aber in einer unterjochten Provinz. Die Venetianer, Herren von Corfu, hegten Mißtrauen gegen jede Auszeichnung ihrer Unterthanen: Geburt, Reichthum, Talent erregten ihre Eifersucht. Der junge Capo d'Istrias, der sich auf der Universität zu Padua hervorgethan hatte, wurde von seinem Vater einer der ersten Magistratspersonen der Republik vorgestellt; dieser über seinen Geist erstaunt, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Schade, daß er nur ein Grieche ist!“ Dieses Wort machte einen tiefen Eindruck auf den Jüngling, und lehrte ihn den Werth der Geburtsvorurtheile kennen.

Die Republik Venedig fiel; die Griechen waren ihr weder Zuneigung, noch Bedauern schuldig. Sieben Inseln und einige Plätze auf dem Littorale, welche die Venetianer Jahrhunderte lang besaßen, waren von ihnen auf eine unwürdige Weise regiert worden. Die Franzosen traten 1798 an ihre Stelle. Als der junge Capo d'Istrias aus Italien zurückkam, traf er sie zu Corfu an. Sie hatten seinen Vater in Verhaft genommen, der damals als Feind der demokratischen Meinungen Gefangner im Schlosse war. Der junge Graf hatte das Glück, seine Befreiung zu erwirken.

Die Russen in Verbindung mit den Türken jagten im Februar 1799 die Franzosen aus den sieben Inseln und die Jonier fingen an zu hoffen, daß sie ein Vaterland besitzen würden. Der Vater des Grafen Capo d'Istrias war das Haupt der nach Constantinopel berufenen Deputation, um an den Unterhandlungen Theil zu nehmen, die sich mit dem Tractate vom 20. März 1800 schlossen, der die Republik der sieben Inseln constituirte, zinsbar gegen die Pforte unter der Garantie von Rußland und England. Der Sohn wurde mit der Organisation der Inseln Cephalonia, Ithaka und Santa-Maura beauftragt. Dies war der Anfang seiner öffentlichen Laufbahn.

Sieben Jahre lang, von 1800 bis 1807 war der Graf Capo d'Istrias Mitglied der Regierung der Republik der sieben Inseln. Er zählte 24 Jahre, als er in Dienste trat; mit 26 Jahren wurde er zum Staatssecretair der Republik ernannt, anfangs für das Innere, dann für die auswärtigen Angelegenheiten, das Seewesen und den Handel. Sein Vaterland verdankt ihm die Einführung der Normalschulen und die Aufmunterung zur Cultivirung der griechischen Sprache. Als er 30 Jahre zählte, wurde er mit Kriegsangelegenheiten beauftragt. Während diesem ganzen Zeitpuncte waren die sieben Inseln den Angriffen Ali-Pascha's ausgesetzt gewesen, der mit Hülfe der Franzosen sich zum Meister von Buthrinto, Vonitza und Prevesa machte und im Jahr 1807 Santa-Maura bedrohete. Der Graf Capo d'Istrias wurde als außerordentlicher Commissair an die Gränzen geschickt. Die Milizen der sieben Inseln wurden unter seine Befehle gestellt, aber er wurde auch mit dem Commando der Freiwilligen aus Epyrus, aus Albanien und Morea beauftragt, welche in die Dienste der verbündeten Höfe getreten waren. In dieser Schule erlernte Kolokotroni, Botzaris, Karahyskakis die Kriegskunst. Zu gleicher Zeit knüpften sie mit dem Grafen Capo d'Istrias Verbindungen an, die späterhin ihrem Vaterlande nützlich werden sollten. Das Schicksal der sieben Inseln hing nicht von ihren Anstrengungen ab; es wurde zu Eylau (?) und zu Friedland entschieden; der Vertrag von Tilsit brachte sie wieder unter die Herrschaft Frankreichs. Der Graf Capo d'Istrias trat, als sein Land die Unabhängigkeit verlor, ins Privatleben, und zog sich auf seine Güter zu Corfu zurück.

Jedoch gab er die Hoffnung für Griechenland nicht auf, obschon es zerstückelt, unterjocht, in keinem seiner Theile einen öffentlichen Beamten erkennen konnte, der ihm angehörte. Er diente nicht den Franzosen, die Herrn der Insel waren, wo er geboren wurde; er diente den Türken nicht, die das übrige Griechenland unterdrückten; allein er fühlte Talente in sich selbst, eine Fähigkeit, die er erhalten und entwickeln wollte, um sie in der Folge der Befreiung seiner Landsleute zu widmen. Eine einzige Macht schien noch dereinst Griechenland nützlich werden zu können: Rußland, mit dem er Verhältnisse hatte anknüpfen müssen, als er sein Land gegen Bonaparte vertheidigte. Er war niemand mehr Treue schuldig, denn es gab keine griechische Regierung mehr; die russischen Minister boten ihm im Juli 1808 Anstellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten an; er nahm sie an.

Vierzehn Jahre lang, von 1809 bis 1822 hat der Graf Capo d'Istrias Rußland treu und ehrenvoll gedient, ohne aufzuhören, Griechenland ergeben zu seyn; 1822 entsagte er rühmlicher Weise seinen erhabenen Functionen, sobald die Eigenschaften eines russischen Ministers

eines griechischen Bürgers sich nicht mehr mit einander vertrugen. Während seiner Laufbahn im russischen Dienste war er drei Jahre lang, 1809 bis 1812 zu Petersburg im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt; 1812 begleitete er die russische Gesandtschaft nach Wien; von 1813 bis 15 war er Chef des diplomatischen Dienstes im Hauptquartier der russischen Armee; von 1816 bis 1822 war er Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten im Cabinette des Kaisers Alexander.

Durch das Vertrauen und die Zuneigung dieses Kaisers berufen, an den Unterhandlungen dieser merkwürdigen Periode Theil zu nehmen, kann er zum Theil in dem gegenwärtigen Gleichgewichte von Europa sein Werk erkennen; aber hauptsächlich darf er sich rühmen, die Existenz einzigen Freistaaten, die noch in Europa existiren, unterstützt und gesichert zu haben. Im November 1813 hatte er die Schweiz bewogen, den Alliirten gemeinschaftliche Sache gegen Bonaparte zu machen; von diesem Augenblicke an war er der erklärte Beschützer der Schweiz auf den verschiedenen Congressen zu Wien, zu Paris, zu Aachen. Er bemühte sich, die Parteien zu vereinigen, den Rückwirkungen Einhalt zu thun, die Rechte der 22 Cantone in dem neuen Bunde aufrecht zu erhalten, der heutiges Tags ihr Glück macht. Die Cantone Genf und Neufchatel werden ohne Zweifel niemals all die Dankbarkeit vergessen, die sie ihm schuldig sind; er ist Bürger dieser beiden Freistaaten.

Aber wenn er den hohen Einfluß, den er durch seine Talente erworben hatte, benutzte, um den Schweizern, seinen adoptirten Landsleuten nützlich zu seyn, mußte er noch mehr darauf bedacht seyn, Griechenland Dienste zu leisten, dem sein ganzes Herz von seiner Kindheit an ergeben war. Zwar konnten seine Wohlthaten nur einen sehr kleinen Theil dieses unglücklichen Landes erreichen; aber er wollte zum wenigsten den Keim zu einer besseren Zukunft daselbst legen. Im Namen seiner verbündeten Monarchen gab er den sieben Inseln den Namen eines Staat, und eine Grundlage liberaler Institutionen zurück; da es nicht in seiner Macht stand, den Griechen die wirkliche Souverainität wiederzugeben, wollte er wenigstens, daß sie der freiesten Monarchie von Europa angehörten, derjenigen, welche die meisten Fortschritte in den moralischen und politischen Wissenschaften gemacht hatte, derjenigen, welche ihnen die nützlichste Unterweisung geben konnte. Er stellte die Inseln unter den Schutz von England, obschon er in gar keiner Verbindung mit diesem Lande stand, und sich von demselben keine Gunst erbat.

Als der Graf Capo d'Istrias im Januar 1807 in Rußlands Dienste trat, bekannte sich dieses Cabinet zu liberalen Meinungen; diese Meinungen, welche den redlichen Mann mit den Fortschritten der ganzen Menschheit in Verbindung setzen, sind ein Vaterland für denjenigen, der sie hegt. Der Graf Capo d'Istrias, diesen Meinungen selbst treu, fühlte, daß das Ziel seiner Laufbahn nicht seine eigne Beförderung, sondern das Wohl der Gesellschaft. Im Jahre 1822 änderte der russische Hof sein System; er wendete dasselbe, unter andern auf die Angelegenheiten des Morgenlandes und namentlich Griechenlands an. Da gab der Graf Capo d'Istrias sein Portefeuille ab, zog sich nach Genf zurück, entsagte der Welt, lebte daselbst in einer steigenden Abgeschiedenheit, indem er sich zu gleicher Zeit einer strengen Sparsamkeit befliß, um, bei einem unbeträchtlichen Vermögen, die Mittel zu erwerben, das entsetzliche Elend Griechenlands einigermaaßen zu lindern. Da wir ihn allen seinen geflüchteten Landsleuten zu Hülfe kommen, an die Spitze aller Subscriptionen zu Gunsten der Griechen treten mit einer fast unbegreiflichen Freigebigkeit, während dem er zu derselben Zeit zu Hofwyl bei Herrn v. Fellenberg, zu Jena, zu Göttingen, zu Padua junge Griechen auf seine Kosten erziehen ließ. Aus dieser Zurückgezogenheit riß ihn die letzte Noth seiner Landsleute heraus; er betrat die Höfe wieder, welche er verlassen hatte, um den ganzen, ihm noch übrig gebliebenen Einfluß zu ihrem Vortheile zu verwenden.

Das erkenntliche Griechenland hat ihm sein Schicksal anvertraut, indem es seine Hoffnung in jene Weisheit und Mäßigung setzt, die mit einem heut zu Tage seltenen Erfolge ihm die Gewogenheit der Souveraine, welchen er sich genähert hat, der Minister, mit welchen er zu verhandeln hatte, und der Völker, für deren Glück er stets arbeitete, gewonnen haben.

Sitten und Aberglaube des neapolitanischen Volkes.

Die Reisenden, wenn sie Geographen sind, beschreiben sorgfältig den Flächeninhalt und die Fruchtbarkeit der Ebenen, die Höhe und die Gestalt der Berge, die Breite und den Lauf der Flüsse; sind sie Künstler, so bereichern sie ihre Mappen mit Zeichnungen von romantischen Gegenden, Tempeln, Palästen und Säulen, die diese schmücken; die Weltleute, Richter, Oekonomen, Finanziers, Diplomatiker sprechen, in der Beschreibung ihrer Ausflüge in ferne Länder, die einen von den Hülfsquellen der Staaten und ihren Regierungsformen, die andern von dem Reichthum des Bodens und den Producten der Industrie; diese von den Gesetzen und Tribunalen, jene von Männern und Frauen nach der Mode, von Etiquette und Ceremoniell; wenige Reisende können sich rühmen, die Sitten des Volkes beobachtet zu haben. Der Theil oder die Stände einer Nation, die man die feine Welt nennt, sind in Europa so ziemlich dieselben; es ist wenig Unterschied im Aeußern und in Manieren zwischen einem französischen Marquis, einem italienischen Prinzen, einem Grand von Spanien, einem deutschen Baron, einem polnischen Starosten und einem russischen Bojaren. Die schönen Frauen, in Uniform nach Pariser Schnitt, mit Hüten und Mützen unserer Modehändlerinnen, haben fast überall den nämlichen Ton und Anstand; allerwärts in Europa machen sie dieselben Verbeugungen und empfangen dieselben Huldigungen. Von Rom bis nach Madrid, von Paris bis nach St. Petersburg findet man gegen zehen Uhr Abends in den vergoldeten Gesellschaftssälen der feinen Welt fast gleiche Kleidung, gleiche Unterhaltung und gleichen Geschmack.

Das ist nicht der Fall mit den Sitten der mittleren und niedern Classen; wenige Reisende besuchen ihre bescheidenen Wohnungen und wenige setzen sich an den frugalen Tisch des einfachen Bürgers. Die düstern, geschwärzten Zufluchtsstätten der Armuth werden noch weniger besucht; indessen können Fremde doch nur unter dieser Bedingung zur Kenntniß der, jedem Volke eigenthümlichen, Gebräuche und Nationalgewohnheiten kommen. Studium und Zeit allein machen damit bekannt; sie entschlüpfen den Blicken dessen, dem seine Geschäfte oder seine Ungeduld nicht erlaubt, sich lange in Städten aufzuhalten und Flecken und Dörfer langsamen Schrittes zu durchwandern. Daher kömmt es denn, daß von so vielen Werken über Italien keines, mindestens unsers Wissens, über das Privatleben des neapolitanischen Volkes die Details enthält, die wir hier mittheilen.

In den Adern dieses Volkes fließt halb europäisches, halb afrikanisches Blut, eine Mischung nämlich von französischem, spanischem, lombardischem, römischem, sarazenischem und griechischem. Die Gemüther sind von einer Menge abergläubischer Vorurtheile umnebelt, deren Ursprung zu erkennen nicht immer leicht ist.

Das neapolitanische Volk vereinigt in sich Eigenschaften und Fehler, die sich auszuschließen scheinen: es ist zugleich ruchlos und abergläubisch, mißtrauisch und leichtgläubig. Eine gränzenlose Furchtsamkeit, eine Unwissenheit ohne Gleichen erklären diese Widersprüche; was es fürchtet,

was es hoffe — es nimmt beides ohne Prüfung an. In allem sieht es Wunder und Geheimniß; da seine Vernunft über nichts aufgeklärt ist, so findet es auch nichts abgeschmackt.

Ein allgemeiner Glaube existirt z. B. unter den Neapolitanern, daß jedes Haus sich unter der Gewalt einer Art von erhaltender Fee befinde, die sie M'briane nennen. Diejenigen, auf welche die M'briane einen Haß wirft, können nichts besseres thun als auszuscheiden und ihre Wohnung anderswo aufzuschlagen. Wenn sie darauf beharrten, gegen ihren Willen zu bleiben, so würden sie für ihre Gesundheit und ihre Angelegenheiten alles zu fürchten haben; sie müssen sich selbst ohne Murren entfernen, denn die M'brianen stehen sich unter einander bei. Man darf nicht eine schmähen, ohne sich ihrer Rache oder der ihrer Schwestern auszusetzen. Eine alte Frau bewohnte ein feuchtes und ungesundes Haus. Der Doctor Acuto rieth ihr, diese Wohnung zu verlassen. „Sie haben Recht," antwortete sie ihm, „dieses Haus ist kalt „und schmutzig; ich werde darin sterben" — aber auf einmal erschrocken ihr Wort zurücknehmend, rief sie sehr laut, so wie um von der Fee verstanden zu werden: „Nein, nein, das Haus ist reinlich und schön, die „M'briane brav und gut. Meine Constitution ist schuld, wenn ich darin „krank werde." Wenn die M'briane ihre Wirthsleute liebt, so zeigt sie sich ihnen bisweilen in der Gestalt einer Sklavin oder in der Tracht der Frauen von Ischia; die Haare auf die Stirn zurückgezogen, mit einem Tuch von gesticktem Mousselin umwunden, vorn geknüpft und hinten herabfallend auf die Art der spanischen Rezille. In den Ohren tragen sie schwere goldne Gehänge von Filigranarbeit, in deren Mitte ein rother Stein glänzt. Das Corset ist von Seidenzeug, oben mit einer goldnen Spitze eingefaßt, wovon die Franzen auf die Schultern herabgehen; das Untere der Taille und der Saum der Aermel sind auf dieselbe Weise verziert. Die drei Nähte des Rückens sind gleichfalls mit goldnen Spitzen, doch schmalern, besetzt, deren jede sich in einer Eichel endigt. Eine breite goldne Dresse dient zum Gürkel: der Rock, von demselben Mousselin wie der Kopfputz ist nicht minder mit goldenen Spitzen und Franzen eingefaßt; endlich sind die Zwickel der Strümpfe so wie das Zeug der Pantoffeln in Gold gestickt. Wenn die M'briane ihre Freunde in diesem Costüme besucht, so entdeckt sie ihnen gewöhnlich verborgene Schätze und überhäuft sie mit aller Art von Glück. Nichts Gutes wiederfährt den Einwohnern eines Hauses, das nicht der M'briane zugeschrieben wird. Verschiedene Eigenthümer benutzen diesen Aberglauben, um den Preis der Wohnungen um das Doppelte, bisweilen selbst um das Dreifache zu erhöhen; die Miethleute bezahlen es lieber, als daß sie ein Haus verlassen, dessen Beschützerin so wohlthätig ist. Die bösen M'brianen dagegen richten diejenigen zu Grunde, deren Feindinnen sie werden. Alle widerwärtigen Ereignisse sind ihr Werk und, nicht minder mächtig als rachsüchtig, hat man sie schon mit Stockschlägen die Leute vertreiben sehen, die das Unglück hatten, ihnen zu mißfallen und die Frechheit, gegen ihren Willen in einem Hause bleiben zu wollen.

An der Wiege der Kinder zeigt sich besonders der tollste Aberglaube auf die mannichfachste Weise. Gleich nach der Geburt, wenn man das Kind auf ein Bett oder ein Kissen legt, um es zu waschen, und es schlägt die Beine kreuzweise übereinander, so wird das nächstfolgende Kind unfehlbar von demselben Geschlecht seyn. Wenn es gewaschen, gepudert, in eine zehen Fuß lange Wickelschnur fest eingewickelt, mit einem Strauß geschmückt und mit einem kleinen Horn (vielleicht Kinderklapper) von Silber oder Elfenbein versehen ist, so zeigt man es dem Volke; die Wickelschnur ist mit Reliquien behangen. Da beginnt denn schon für den Neugebornen die sonderbarste Mischung von christlichem und heidnischem Aberglauben. Die Hörner spielen überhaupt eine große Rolle bei den Neapolitanern. Als Mittel gegen den Neid bringt man sie über der Hauptthür des Hauses, über dem Eingange der Zimmer, am Hals der Kinder, junger Mädchen und Weiber, selbst an Uhrbändern an; es ist schwer einen Neapolitaner ohne solche Hörner zu finden.

Wenn jemand zu einem andern sagt: „Wie wohl sehen Sie heute aus!" so muß er geschwind mit der rechten Hand unter das Kleid greifen, unter Einbiegen aller übrigen Finger, den kleinen und den Zeigefinger ausstrecken, so daß sie dann ein paar Hörner vorstellen, dann sie in der Gegend des Herzens, auf die Brust legen und sich mit der Spitzen dieser ausgestreckten Finger wohl reiben; dann nur wird er vor jedem Uebel bewahren. Ohne diese Vorsicht, wenn der Andere nicht sein Freund, wenn seine Absicht nicht rein war, so würde er krank werden und bald an der Auszehrung sterben. Das ist eine Vorsicht, die man besonders gegen die bösartigen Augen, l'cattivi occhi, nehmen muß. Die unglücklichste Krankheit in Neapel ist, Triefaugen zu haben. Sorglich weicht man denen damit behafteten Personen aus, denn ihr Blick zerstört die Gesundheit; wenn sie ein Haus anschielen, so ist in Fall unvermeidlich. Erfährt jemand nichts als Mißschick, so wird ihm solches geschwänztes Auge (denn so nennt man diese Art Augen) zu lange angesehen haben.

Der Schlaf der Kinder ist auch die Ruhe der Mütter; in allen Ländern wünschen sie sie herbei und suchen die Stunden der Ruhe zu verlängern. Zu Neapel legt die Mutter, vom Tag der Geburt bis zum Ende des ersten Jahres, eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, ihr Kind in ein Bett auf den Bauch und streicht es sanft mit der Hand von den Schultern bis zur Ferse, indem sie dazu singt: „Wachse, wachse, mein Kind, wie der Fisch im Meer." Wenn sie es unterließ, würde das Kind nicht schlafen; so glaubt die Mutter wenigstens. Wenn das Kind weint, so besteht das Geheimniß, es zu beschwichtigen darin, ihm einen seiner nächsten Verwandten zu nennen: „Schlafe, „Freude deines Vaters, Freude deiner Mutter oder Freude deiner „Schwester." Inzwischen wie untrüglich auch dieses Mittel sey, wie wirksam auch die nonna seyn möge, ein Gesang, dessen Inhalt zum Lachend ist, aber dessen langsame Melodie, mit ihren eintönigen Reimen selbst einen Podagristen in den Schlaf wiegen würden; und trotz Talente der geschicktesten Wiegerinnen, schlafen doch die Kinder nicht immer so lange und zu der Stunde, wie man gern wollte. Um sie dazu zu zwingen, rufen die neapolitanischen Mütter ein gräßliches Mittel, das Opium, zu Hülfe. Sie kaufen bei den Apothekern, was sie den Schlaf (il sonno) nennen: das ist eine Mischung von pulverisirtem Biscuit, einem Gran Mohn mit Syrup oder Honig und Wasser. Ein Apotheker, nicht weit vom Molo, einem von Seeleuten bevölkerten Quartier, gewinnt von diesem einzigen Artikel jährlich eine reine Einnahme von drei tausend Ducaten. Nun urtheile man von der Qualität Schlaf, den er verkauft, zu einem Sous die Dosis! Es sind Mütter, die, um ihren Kindern diesen gefährlichen Schlaf zu verschaffen, ihnen drei bis viermal an einem Abende davon eingeben; und unwissender mehr als ein Gatte diesem Mittel den tiefen Schlaf (oder vielmehr künstliche Bewußtlosigkeit), worin er auf lange Zeit versinkt (d. h. wenn man ihn nicht ohne Absicht versinken läßt). Der fortgesetzte Gebrauch dieses Giftes erschüttert die Nerven der Kinder und erhält sie in einem Zustande fast beständiger Trunkenheit; alle Züge der Menschen aus den niedern Volksclassen tragen den Ausdruck davon. Es würde den Gelehrten und der Freunde der Menschheit nicht unwürdig seyn, zu untersuchen, bis auf welchen Grad dieser Gebrauch auf das Temperament und die geistigen Fähigkeiten der Einwohner von Neapel einwirkt. Selbst zu Rom und in andern Städten Italiens schläfert man die Kinder mit demselben Mittel ein.

Wenn man die Wickelkinder von einem Zimmer ins andere

hen die Mütter oder andere Verwandte voraus, um die bösen
er zu verjagen. Sie bewegen die Arme und machen mit ihrem
de ein Geräusch, dem ähnlich, was die Landwirthinnen machen, um
Hühner zu verjagen. Wenn man fürchtet, daß die cattivi occhi
hr gehaftet haben möchten, so brennt man in der Mitte des Zim-
Kohlen von Kastanienholz an, und wie die Kohle im Brennen
rt, so bildet man sich ein, daß jede kleine Detonation durch den
eines dieser bösen Geister, welcher in dem Augenblicke berstet, ver-
ht ist.

Erben des römischen Aberglaubens finden die Neapolitaner Unglück
ndende Anzeichen in Allem, was an den Tod erinnert. Wenn,
end ein Kind schläft, ein Leichenzug vorübergeht, muß man es
n und geschwind aus der Wiege nehmen; außerdem ist sein Leben
efahr.

Unter diesen lächerlichen Vorurtheilen und barbarischen Gebräuchen
n sich indessen doch auch einige freundliche Ideen.

Bevor die Mutter dem Neugebornen die Brust giebt, legt sie die
e um den Hals und läßt sie auf den Busen gleiten, die Milch
end und bittend, ihre Brüste zu füllen, damit sie gute Ernährerin
Kindes sey.

Wenn das Kind im Schlafe weint, so sagt ihm der Engel, daß die
er sterben wird; wenn es lächelt, so spielt es mit den Engeln.

Wenn man den Kindern zum erstenmal die Nägel verschneidet, so
man ihnen eine Goldmünze in die Hand, damit sie reich werden.

entsetzliche Elend, das in der Stadt herrscht, sollte dem Volke wohl
isen, daß dieser Talisman für sie ohne Gewalt ist; aber die Nea-
mer, gleich den Blinden des Psalmisten, haben Augen und sehen nicht.

Man findet in Neapel selten einen frischen, gesunden Mund; schöne
e sind dort äußerst selten. Inzwischen sind es untrügliche Geheim-
, um nie Zahnweh zu bekommen, wenn man ein Kind küßt, bevor
taust ist, oder eine Eidechse zwischen dem Daumen und dem Zeige-
r am Schwanze hält, bis sie stirbt. Es giebt nicht einen Neapoli-
, der, im Laufe seines Lebens, nicht zwanzigmal ein Kind geküßt
, das das heilige Wasser noch nicht gereinigt, und es giebt nicht
zig, deren Athem nicht vor dem dreißigsten Jahre von Weinstein,
niß und cariösen Uebeln verpestet wäre.

Einem Freunde oder einer Freundin eine Stecknadel anbieten, heißt
und Streit mit ihm suchen; war die Nadel bestimmt, das Hals-
oder ein anderes Kleidungsstück nahe am Herzen zu befestigen, so
ltet es baldigen Bruch.

Ungleiche Zahl bei Tische verkündigt Uneinigkeit; zerbrochenes Glas,
dem Tischtuch verschüttetes Oel ist ein unglückliches Vorzeichen.

sieht sonst unterrichtete und verständige Menschen blaß werden,
assung verlieren, und fast in Ohnmacht fallen, beim Gewahren solch
klicher Zufälle. Aus Versehen oder Ungeschicklichkeit vergossener
ist ein Gegenstand des Entzückens; freudeverklärt rufen alle Tisch-
sen zugleich: **Allegria!**

Wenn zwei Mägde das Bett des Hausherrn machen, so möge sich
dritte Person wohl hüten, dabei mit Hand anzulegen; sie würden
rmen Menschen tödten.

Ein Neapolitaner leidet nicht, daß man ihn bei einem andern Na-
rufe, als dem seinigen. Da die Priester allein das Recht haben,
en zu geben, so thun es die, die es sich anmaaßen, in der Absicht
jaden; aber um die Wirkung ihrer Bosheit zu hindern, darf man
den Namen des Tages, wo dieses Unglück geschieht, aussprechen,
n die Person, die einen mit dem Namen eines andern beschenkt,
cht mit dem Vorsatz zu schaden gethan hat, so muß sie es mit den
en thun: „Herr M°°, ich gönne und wünsche Ihnen nichts Böses!“

Die Franzosen und mehrere andere christliche Nationen haben ihren unglücklichen Tag; das ist der Freitag. Dies war indessen für die Neapolitaner noch nicht genug und sie haben den Dienstag hinzugefügt. Wer Freitags eine Reise antritt, dem wird Unglück begegnen; wer am Dienstage sich verheirathet, dessen Wirthschaft wird voll Sorge und Unruhe seyn. Eine Frau am Dienstage nehmen, heißt sich den schlimmsten Zufällen aussetzen; davon rührt das Sprichwort her:

Ne di Venere ne di Marte
Non si sposa e non si parte.

Will man seinen Verwandten oder Freunden, die in der andern Welt sind, etwas sagen lassen, so suche man ein Kind unter drei Jahren, das auf dem Puncte steht, diese zu verlassen, raune ihm das Geheimniß ins Ohr und sey gewiß, daß der Auftrag pünctlich ausgerichtet werden wird.

Die Vampire bewohnen noch das Königreich Neapel unter dem Namen der **fattochiari**. Sie saugen während der Nacht allen rachitischen Kindern, die sie finden, das Blut aus.

„Die Henne soll nicht vor dem Hahn schreien,“ hat Molière gesagt; zu Neapel gilt dieses Gebot bei Todesstrafe: thut sie es doch, so dreht man ihr den Hals um.

Die Kuttenträger genießen zu Neapel lange nicht so viel Ehrfurcht, als man glauben sollte. Wenn die erste Person, die ein Neapolitaner beim Ausgang aus seinem Hause erblickt, ein Mönch ist, so ist ihm dies sehr widerwärtig und von übler Vorbedeutung: der Tag wird schwerlich hingehen, ohne daß ihm ein Unfall begegne.

Sonst stand auf einem der öffentlichen Plätze Neapels ein Pferd von Bronze, ein altes sehr geschätztes Werk von ausgesuchter Arbeit; um kranke Thiere zu heilen, genügte es, sie dreimal um diese Statue zu führen. Der Cardinal Filomarino, an dieser ganz heidnischen Ceremonie ein Aergerniß nehmend, erhielt die Erlaubniß, das schöne Kunstwerk einschmelzen zu lassen, nur den Kopf übrigbehaltend, den er in die Mauer seines Hotels einsetzen ließ, wo er sich noch befindet; es ist jetzt der Pallast Colombrano. Der Körper des Pferdes in eine Glocke verwandelt, erschallte von nun an auf dem Thurme der Kirche des heiligen Antonius. Der Cardinal wollte den alten Gebrauch heiligen, nicht zerstören: er ordnete an, daß alle Jahre, zum Feste des Heiligen, einen Monat lang, Pferde, Esel, Ochsen, Schaafe und Schweine, mit Bändern geschmückt und mit Colliers, aus einer Art von Ringelkuchen gebildet, die man **Taralli** nennt, dreimal die Kirche umkreisen sollten, wie man ehemals mit dem Pferde von Bronze gethan. Diese Feier bringt jährlich eine Aerndte von 20,000 Ducaten — nicht den Arbeitenden, wohl aber den Erzbischöfen ein. Von allen Gold-Minen ist der Aberglaube diejenige, welche die ausdauerndeste und reichste Ausbeute giebt.

Doppel-Sterne.

Merkwürdige Combinationen von Sternen, die der berühmte Herschel, dem man diese Entdeckung verdankt, beobachtete, haben den Eifer der Astronomen rege gemacht und ihre Arbeiten sind nicht vergeblich gewesen. In einem Memoire des Hrn. South, in den **Philosophical Transactions**, wird die Zahl der jetzt bekannten Doppelsterne auf 838 angegeben. Unter diesen sind 16, die das Gezweit-System bilden, wie Herschel es genannt hat; und damit hat es folgende Bewandniß:

Zwei oder mehrere Sterne können als ein einziger erscheinen, ohne unter sich mit einander in Verbindung zu stehen; sie brauchen nur in fast gerader Linie zu seyn, und der Zuschauer sich auf der Verlängerung dieser Linie zu befinden. Welches auch die Lage der Erde in den himmlischen Räumen seyn mag, giebt es doch immer eine Menge grader Linien, die, aus ihrem Mittelpuncte ausgehend, mehreren der in dem

Raume zerstreueten zahllosen Gestirne begegnen. Um sich einen Begriff von der Menge dieser Sterne zu machen, wenn man auch nicht einmal diejenigen mit in Anschlag bringt, die die optischen Instrumente uns nicht sichtbar zu machen vermögen, darf man sich nur erinnern, daß Herschel innerhalb einer Minute deren über 50,000 in dem Felde seines Telescops erblickte; und doch war es nur ein unendlich kleiner Theil des Himmelsgewölbes, auf welchen er damals seine Beobachtungen beschränkte. Sonach ist es denn nicht zu verwundern, daß in dieser unermeßlichen Menge von verschiedenen Gestirnen einige theilweise durch andre, dem Beschauer nähere, verdeckt sind, und dieses ist es, was die Doppelsterne constituirt. Dieses Phänomen an und für sich ist ohne einige Wichtigkeit, auch ist es nicht dieses, womit sich Herrschel beschäftigt hat; aber indem er emsig und lange einige dieser Doppelsterne mit Aufmerksamkeit beobachtete, gewahrte er, daß ihre respective Lage nicht stätig sey, daß sie eine mit einander in Beziehung stehende Bewegung hatten, und daß man die Gesetze der allgemeinen Schwerkraft auf diese Bewegungen anwenden, die zunehmende Schnelligkeit in einer gewissen Lage, und den stätigen Zustand in einer andern nachrechnen könne: kurz er erkannte die kreisförmige Bewegung dieser beiden Sterne um einen gemeinschaftlichen Mittelpunct in einer elliptischen Planetenbahn gleich der, welche die Erde um die Sonne herum durchkreiset, und diese Gestirne bilden, was der berühmte Astronom das Gezweit-System benannt hat. Diese Benennung ist aber nur für die Doppelsterne passend, obwohl man sie auch dem Sternbild des Luchses, das dreifach ist, gegeben hat, das also ein Dreifach-, so wie das des Löwen, das vierfach ist, ein Vierfach-System abgäbe.

Diese Gestirne geben meistens sehr wenig Licht, doch macht der eine dieser Doppelsterne in der Constellation des Bärenhüters hierin eine Ausnahme; derselbe besteht aus einem Sterne zweiter Größe und einem andern, den die Astronomen, nach ihrer Weise, den Glanz und die scheinbaren Dimensionen der Himmelskörper zu messen, unter die der vierten Größe rangiren. Die Farbe ist, unabhängig von der anscheinenden Größe, verschieden; so sind bei dem vierfachen Gestirn des Löwen zwei Sterne röthlich und ziemlich gleich, die beiden andern aber weißlicht, sehr klein und ungleich. Der glänzendste Stern des Bärenhüters ist gelblich, der andre ein wenig bläulicht ꝛc. In den eigentlichen Gezweitsystemen scheinen die Doppelsterne zuweilen von gleicher Größe zu seyn, dabei sind sie meistens ungleich und von verschiedener Farbe.

Die Bewegungen einiger Gezweitsysteme sind hinreichend genau ermittelt worden, um die Dauer ihres Umlaufs berechnen zu können. Das ist der Fall mit dem Doppelstern in dem Sternbilde der Cassiopeja, wovon der größte ein gräulichtes, der kleinste ein bläulichtes Licht hat. Sein Umlauf oder Jahr macht ungefähr so viel aus als 700 Jahre unsers Planeten. Fast eben so lange währt der periodische Umlauf des Luchses; Herr South schätzt denselben auf 646 Jahre. In Betreff dieses Systems ist zu bemerken, daß dadurch das famöse Problem der drei Körper, über welches die größten Geometer so lange Zeit gegrübelt haben, gelöset wird. Welchen Werth man aber auch auf diese ersten Erfolge in einer so neuen Laufbahn setzen mag, wird man sich doch nicht minder bei den bisher noch vergeblichen Forschungen interessiren, dessen Gegenstand der Doppelstern des großen Bären gewesen ist. Herschel, der ihn zuerst beobachtet hat, sagt, seine Bewegung sey so schnell, daß es unmöglich wäre, deren Resultate von Monat zu Monat wahrzunehmen; doch dreheten die Himmelskörper, die dieses System bildeten, sich zweifelsohne um ein gemeinschaftliches Centrum der Schwere. Nach diesen, im Jahr 1781 angefangenen, Beobachtungen, hat Herr Str[uve] von 1820 — 1821 eine wesentliche Veränderung in der Bewegung dies[er] Körper wahrgenommen, und da diese Veränderung von Jahr zu Jah[r] bemerklicher geworden ist, so läßt sich annehmen, daß die Bahn dies[er] Körper eine sehr in die Länge gedehnte Ellipse ist. Die durch Beobachtungen bis jetzt erlangten Daten, sind noch nicht hinreichend, um [eine] Berechnung darnach machen zu können, und es dürften, wie Herr Str[uve] meint, zu ihrer Vervollständigung noch ein dreißig Jahre erforderlich seyn. Währenddem werden die guten Telescope noch allgemeiner [und] die Beobachtungen mit diesen vervollkommneten Instrumenten gen[au] werden, und nach Maaßgabe der Zahl der Beobachter und der Sorg[falt] die auf ihre Arbeiten zu verwenden sie nicht ermangeln dürften, [wird] dann die Mittelzeit der gewonnenen Resultate nicht sehr von der Wa[hr]heit abweichen und schon gute Daten zur Berechnung liefern. So [wird] das, neuen Proben unterworfene und durch die größten Facta, die [der] Mensch zu entdecken und zu messen vermag, bestätigte Gesetz der all[ge]meinen Schwerkraft alle Charaktere eines Naturgesetzes erlangen; [es] werden auch dann, eben so wie jetzt, diejenigen, die, selbst von weitem nicht der Spur eines Newton, de Clairaut, Herschel und Laplace [zu] folgen im Stande sind, dasjenige nicht zugeben wollen, was sie [nicht] einzusehen vermögen, sondern ihre Hypothesen für die Wahrheit [zu] zuschreiben suchen.

Einige Bemerkungen andrer Art erhöhen noch den Nutzen der [For]schungen über die Doppelsterne und die Gezweit- oder Vervielfältigungs-Systeme dieser Himmelskörper. Das Gestirn des Castor so [wie] das des Schwans scheinen kreisförmige Bahnen zu beschreiben; [es] bleibt es noch zu ermitteln, ob dieser Schein nicht die Wirkung [der] Inclination der Planetenbahn in Bezug auf den Sehestrahl ist. [Die] sichtbare Bewegung des Sterns im Schwan ist so rasch, daß man [die] Vermuthung hat, dieser Stern sey einer der nächsten an unsrem Pla[ne]tensystem, was denn einige Hoffnung gäbe dessen Entfernung messen [zu] können; und dieses würde dann die erste Messung dieser Art seyn, [die] mehr als eine unsichere, ungefähre Schätzung wäre. Der Doppelstern des Bärenhüters kann dazu dienen die Kraft der Telescope zu mes[sen]. eine mittelmäßige Vergrößerung bringt nur einen glänzenden und [un]lichten Fleck zum Vorschein; bei einer um einige Grade stärkeren [Ver]größerung aber beginnt die Scheidung der beiden Sterne leicht bemerk[bar] zu werden; noch einige Grade mehr, zeigen zwei mit einander nur [noch] noch in Berührung stehende Sterne; und durch die besten Instrumente, welche unsre Künstler anzufertigen vermögen, erblickt man nun [die] Sterne völlig von einander getrennt. Dieses Factum beweiset, daß [in] den himmlischen Räumen noch Vieles zu entdecken ist, und daß [auch] Herschel der zukünftigen Generationen einen eben so glänzenden [und] eben so verdienstlichen Ruf erwerben können als der des Mannes [des] Genie, der ihnen diese Bahn eröffnete.

Aus dem Gesagten erhellet, daß die Gezweitgestirne nicht in [die] Zahl der Fixsterne einbegriffen werden können, weil es erwiesen ist, [daß] sie eine Planetenbahn beschreiben. Uebrigens paßt das Epitheton [Fix] für keinen Stern. Wenn die, welche isolirt sind, sich nicht um [ein] Centrum bewegen, so scheint es doch, daß sie sich im Raum bewe[gen]. Selbst die Sonne rückt vor gegen die Constellation des Hercules, [in] sie ihre Planeten hinter sich drein zieht, die, bei dieser Bewegung, [ihre] respectiven Entfernungen beizubehalten fortfahren. Ohne Zweifel [wird] dies Gestirn unbestimmt seine ewige Reise in der Unermeßlichkeit [des] Raumes fortsetzen.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT Literarische SOCIETÄT
Blätter der Börsen-Halle.

№ 233. Hamburg, Mittwoch, den 31. October. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Mirbour und Nath Ludwig.

Refutation.

les accusations injurieuses, hasardées par son Altesse sérénissime le Duc régnant de Brunswick contre son auguste Tuteur

et

contre les personnes chargées de l'administration des ses états et de l'education du Duc, durant sa minorité.

Wir haben in Nr. 230 d. Bl. unsern Lesern, durch Mittheilung der Vorrede und des Schlusses dieser Schrift, eine Idee vom Inhalt und Zweck derselben vorläufig gegeben. Dieses officielle Document ist aber in jeder Beziehung zu wichtig, als daß wir nicht den wesentlichen Theil seines ganzen Inhaltes (mit Weglassung jedoch der entbehrlichen Noten und Beilagen) hier folgend nachliefern sollten:

„Der regierende Herzog von Braunschweig, welchem so viele Gründe zu Gesinnungen der Achtung und Dankbarkeit gegen Seine Majestät den König von Großbritannien und Hannover hätten einflößen sollen, hat mit unbegreiflicher Unbedachtsamkeit, unterm 10. Mai d. J. eine Verordnung erlassen, die eben so großes Erstaunen als allgemeine Mißbilligung erregen mußte.

In dieser anstößigen Schrift nimmt sich der Herzog heraus, die Gültigkeit der Regierungshandlungen Seiner Majestät des Königs während Ihrer Vormundschaft über Ihn, in den Jahren 1815 bis 1823, in Zweifel zu ziehen.

Der Herzog erlaubt sich darin von Verordnungen zu reden, wodurch über Regenten- und Eigenthums-Rechte verfügt sey, und beschließt mit der Erklärung, daß, weil Er mit dem 18ten Jahre volljährig geworden, auch alle vom 30. Oct. 1822 bis eben dahin 1823, unter der ungesetzmäßig verlängerten Regierung erlassenen Verordnungen und Bestimmungen, ohne Seine ausdrückliche Einwilligung ungültig seyen!

Dieser tadelnswerthe Mißbrauch des Schutzes, welchen die deutsche Bundes-Acte selbst den schwächsten Bundesgliedern gewährt, hat nur dazu gedient, einen neuen Beweis von der Mäßigung des Königs und seiner Achtung für die bestehenden Verträge zu geben. Er beschränkte sich für den Augenblick auf die einfache Erklärung, „daß diese Beleidigung Seine Majestät mit gerechtem Unwillen erfüllet, ein Gefühl, welches alle Höfe theilen werden, denen das wahre Sach-Verhältniß bekannt ist, daß Ihro Majestät in Ansehung der Dauer der Vormundschaft sich nach der sorgfältig erwogenen Ansicht der ersten Herzoglich-Braunschweigischen Staatsdiener und bewährter Rechtslehrer gerichtet, und ganz in Uebereinstimmung mit den von Allerhöchst-Denenselben freundschaftlich zu Rathe gezogenen Höfen von Oesterreich und Preußen gehandelt haben."

Da der König Seiner Durchlaucht eine Beleidigung nicht ungestraft hingehen lassen konnte, die den geringsten Unterthan, der sie sich gefallen ließe, entehren würde, so haben Seine Majestät die Vermittlung der beiden hohen Höfe dahin in Anspruch genommen, daß zu Vermeidung unangenehmer Auftritte der Herzog bestimmt werde, sein beleidigendes Edict zurückzunehmen, und sich deswegen auf eine angemessene Weise bei Seiner Majestät zu entschuldigen.

Dieser Antrag gründete sich auf frühere während des Herzogs Minderjährigkeit gepflogene Unterhandlungen; aber indem man ihren Erfolg erwartet, vernimmt man, daß Seine Durchlaucht, weit entfernt Ihren Fehler einzusehen und zu bereuen, beleidigende Schmähschriften über die Führung der Vormundschaft und gegen die von Seiner Majestät, unter Allerhöchstdenenselben, mit der Regierung des Herzogthums und der Sorge für die Erziehung der minderjährigen Prinzen beauftragten Personen, verbreiten lassen.

Zwei von diesen Schriften sind unter dem Namen eines Herrn Hurlebusch erschienen; sie werden öffentlich verkauft, und sind geschrieben, um den würdigen Geheimen-Rath von Schmidt-Phiseldeck in den Augen der Welt anzuschwärzen. Man wirft es ihm darin unter andern als ein großes Unrecht vor, daß er sich der keinesweges verdienten Rache des Herzogs entzogen habe, ein Gegenstand, der weiter unten seine Erledigung finden wird.

Der dritten Schrift ist bereits oben im Vorworte zu dieser Widerlegung gedacht worden. Zu Braunschweig auf des Herzogs Befehl gedruckt, ward sie zuerst nur auf vertraulichem Wege an verschiedene Höfe gesendet, und einige Exemplare in Braunschweig ausgetheilt, aber mit dem Verbot, davon Abschrift zu nehmen.

Der Unwille, welchen diese Schrift bei den Höfen hervorrief, an deren Urtheil dem Herzoge vor allen andern gelegen war, bestimmte sie zu freundschaftlicher Mittheilung ihres Inhalts an den hiesigen Hof.

Man schmeichelte sich zuerst, dieses schlecht gerathene Machwerk seinem Schicksal überlassen zu können, ein ausnehmendes Denkmal der Undankbarkeit des Herzogs gegen seinen erhabenen Vormund, der seine Kindheit und die Rechte seines Hauses beschützt, und die zerrütteten Angelegenheiten, sowohl des Herzogthums Braunschweig, als des fürstlichen Hausvermögens, in bewundernswürdige Ordnung hat bringen lassen! Aber man vernimmt, daß der Herzog fortfährt, jene Schmähschrift mit größerer Zuversicht und gleich einer Sache, die ihm Ehre bringe, zu verbreiten. Er hat sie mehreren Prinzen des königlichen Hauses und einer Menge anderer Personen in England, unter wiederholten Versicherungen zugesendet, daß Er für die Wahrheit der angeführten Thatsachen einstehe.

Fürstenwort sollte heilig seyn, aber es wiegt einen Gegenbeweis nicht auf. Wir sind gezwungen, ihn hier der Welt vorzulegen, und müssen den Herzog ihrem Urtheil überlassen. Je höher Er steht, desto

sorgfältiger hätte Er sich vor dem Fehltritt hüten sollen, wozu Er sich hat verleiten lassen. Wir wiederholen es, kein anderer Grund als der Durchlauchtige Name, den Er trägt, hätte uns bewegen können, das Schweigen zu brechen; denn dieser möchte vielleicht in künftiger Zeit Behauptungen ein Gewicht geben, die nichts als eine für den Herzog selbst keineswegs schmeichelhafte Stimmung erzeugen können, so lange noch die Personen bekannt sind, welche Er anzuschwärzen sich bemühet zeigt.

Um die Schmähschrift vollständig zu würdigen und zu widerlegen, schien es nothwendig sie ganz wieder abdrucken zu lassen. Wir werden ihr Schritt für Schritt folgen, und erlauben uns zuvor einige einleitende Bemerkungen.

Der König übernahm die Vormundschaft über die Prinzen Carl und Wilhelm von Braunschweig nach Ihres Vaters, des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, ruhmvollem Tode auf dem Schlachtfelde von Quatrebras am 16. Junius 1815.

Der König war zu der Vormundschaft als nächster Agnat der jungen Prinzen und nach dem ausdrücklichen Willen Ihres Vaters berufen, wie derselbe ihn so wohl in Seinem Testament als in einer am 4. Mai 1815, bevor er ins Feld zog, zurückgelassenen Instruction für Seinen Geheimen Rath ausgesprochen hatte.

Dieser Punct ist nie bestritten, daher ist es überflüssig jene Willens-Aeußerungen hier vorzulegen.

Ein Codicill vom 5. Mai 1813, worin der Herzog die Verwaltung Seiner Geschäfte dem Grafen von Liverpool, dem Staats-Secretair Herrn Canning und dem Grafen von Münster übertragen hatte, drückt sich über den letztern folgendermaaßen aus:

„Ueberzeugt, daß die erwähnten Vormünder die Verbindlichkeiten „kennen, die sie übernommen, und die Absicht haben, nach ihrem besten „Wissen und Gewissen, die Wohlfahrt meiner Kinder zu befördern, halte „ich es nicht für nöthig dieselben mit meinen Ansichten über diesen „Gegenstand besonders bekannt zu machen, als nur noch den Wunsch „hinzuzufügen, — daß Seine Excellenz der Graf von Münster die „Gewogenheit hätte, sich besonders meiner Deutschen Angelegenheiten, „dieselben mögen, welchen Gegenstand es auch immer sey, betreffen, „anzunehmen, worüber ich, soviel möglich, immer Nachricht hinterlassen „werde."

Dieses war einer von den Gründen, warum der König die Vormundschaft nicht Seinem Ministerio zu Hannover übertrug, sondern eine unmittelbare Verbindung dafür zwischen dem Herzoglichen Geheimen-Raths-Collegio und dem bei Allerhöchst Ihrer Person angestellten Cabinets-Minister eintreten ließ.

Das Geheime-Raths-Collegium bestand bei des Herzogs Tode nur aus den beiden Geheimen Räthen von Schmidt-Phiseldeck und von Schleinitz.

Es war auf ausdrückliches Begehren dieser würdigen Staatsdiener, die den Geschäften vollkommen gewachsen, doch nicht im Stande zu seyn glaubten, daneben auch in Braunschweig die Person des Fürsten auf eine solche Weise zu vertreten, wie es ihnen in Abwesenheit eines regierenden Herzogs erforderlich schien; daß der König einen Staats-Minister in der Person des Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg, eines in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mannes, welcher im Braunschweigischen sowohl als in den Preußischen und Hannoverschen Staaten bedeutende Güter besaß, ernannte.

Der Charakter dieses im December 1818 verstorbenen Ministers, ist über die Angriffe der Schmähsucht erhaben. Er ist einer der Minister, deren Verantwortlichkeit der Herzog dadurch zu beseitigen sucht, daß er ihn als ausschließend mit der Repräsentation beauftragt, darstellt. Die Geschäftsfähigkeit des Grafen erhellt vollkommen aus der einen Thatsache, daß ihn die erste Stände-Versammlung des Königreichs Hannover zum Präsidenten erwählt hatte, eine Würde die er zur vollen Zufriedenheit Seiner Majestät sowohl als der Stände bis zu dem Augenblick verwaltet hat, da er von des Königs Majestät zum Braunschweigischen Staats-Minister ernannt ward.

Bei Ihres Vaters Tode waren die Prinzen von Braunschweig in ihrem 11. und 10. Jahr, indem der ältere am 30. October 1804 geboren ist. Als der Herzog das 19. Jahr zurückgelegt hatte, ließ Ihm der König die Regierung übergeben.

Daß dieses nicht am Schluß des 18. Jahres geschehen, ist die Haupt-Beschwerde, welche der Herzog gegen den König vorbringt.

Da es sich nicht um eine Geschichte der Vormundschaft Seiner Majestät, sondern um einfache Widerlegung der Beschwerden des Herzogs handelt, so werden wir der Reihe seiner Klagen folgen, dabei aber hier voraus einen Umstand berühren, welcher jedem aufmerksamen Beobachter dieser Angelegenheit besonders auffallen muß.

Ohnerachtet der großen Ungeduld des Herzogs, die Zügel der Regierung selbst zu führen, schien es Anfangs, daß Er seine veränderte Lage nur benutzen wolle, um Sich seinen bekannten Vergnügungen zu überlassen. Die Braunschweigische Regierung fühlte sich zwar allmählig der Zuversicht beraubt, die ihr bis dahin des Königs wohlverdientes Vertrauen gegeben hatte; sie beharrte aber doch noch einige Zeit in ihrem geordneten Gange: Herr von Schmidt-Phiseldeck fand sich, in dem Regierungs-Antritt des Herzogs von Neuem an der Spitze der Regierung, indem sich damals der Staats-Minister Graf von Alvensleben zurückzog.

Lange vor diesem Zeitpuncte hat Herr von Schmidt das Vergnügen des Grafen von Alvensleben getheilt, daß er sich bei der Sinnesart des jungen Herzogs nicht lange schmeicheln dürfe, Seiner Durchlaucht zur Befriedigung zu dienen. Er sah voraus, daß der Herzog es niemandem vergessen würde, der die Meinung getheilt hatte, daß seine Durchlaucht mit vollendetem 18. Jahre noch nicht von Rechtswegen mündig würden, und da Herr von Schmidt ohne Vermögen ist, so bewog ihn die Aussicht an seine eigne Zukunft zu denken. Der König hatte den Grafen von Alvensleben nicht bewegen können seinen Posten als Staats-Minister beizubehalten; Seine Majestät fühlten, wie wünschenswerth es für den Herzog und seine Unterthanen sey, Herrn von Schmidt ferner an der Spitze der Verwaltung zu behalten, und bewogen ihn endlich dazu gegen das Versprechen, ihn in den Hannoverschen Dienst aufzunehmen, wenn er sich einst überzeugen sollte, daß er seine Fähigkeiten dem Braunschweigischen Lande nicht mehr mit Nutzen widmen könne.

Nach seinem Regierungs-Antritt war der Herzog oft lange abwesend, und brachte unter andern eine lange Zeit in London zu. Während dieses Aufenthalts beobachtete der Herzog gegen den Grafen von Münster den äußern Anstand; denn wenn gleich Seine Durchlaucht Ihn für neuntehalb Jahre, die er Ihren Geschäften geopfert hatte, auch nicht einmal den schuldigen Dank bezeugten, so beehrten Sie ihn doch mit mehreren Besuchen, und nahmen Einladungen zu Tisch bei ihm an. Diese Thatsache darf hier im Gegensatz zu Ihrem jetzigen Betragen ein Stelle finden. Warum hat der Herzog erst nach mehrjähriger Regierung die Entdeckungen gemacht, die Er jetzt vorzubringen für gut findet? Nur dem Unwillen über den Austritt des Herrn von Schmidt aus Seinem Dienst, und dessen Erklärung, in den Hannoverschen übergehen zu wollen, verdanken die vorgebrachten Beschwerden ihre Entstehung!

Erst um die Mitte des Junius 1826 kam dem Grafen von Münster ein Schreiben des Herrn von Schmidt-Phiseldeck mit der Anzeige zu

eht der Augenblick gekommen sey, wo er es sich nicht länger ver- dürfe, von dem Versprechen des Königs Gebrauch zu machen, da Verhältnisse in Braunschweigischen Diensten ihm nicht weiter an- ı könnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medicinische Versuche.

(M. vergl. No. 221 d. Bl.)

Wir sind mit unsern Versuchen nun dahin gekommen, wo, was angedeutet wird, nicht mehr bloß Bezug auf die Gesundheit An- sondern auch auf die unsrer eignen Leser hat. Bis dahin hatte ich e Aufmerksamkeit fast lediglich auf den Einfluß der Speise, Klei- g, Luft und Bewegung, auf die Gesundheit durch die verschie- ı Lebensstufen, von der Wiege an bis zum reiferen Alter, wo aber Individuum noch unter älterlicher Aufsicht, oder doch mindestens der Controlle von Anderen steht, — wo der Körper noch im)sen, der Geist in Vormundschaft ist, gerichtet. Nun muß ich meine erkungen aber auf die Periode ausdehnen, wo man annimmt, daß Körper völlig ausgewachsen ist und in der Form und Kraft all die lommenheiten erlangt hat, deren er fähig ist; wo das Individuum Stande ist, oder es doch seyn sollte, ein eignes Urtheil ällen und sein Benehmen, sowohl hinsichtlich dessen, was die Erhal- seines Körpers, als was die Macht, den Charakter zu behaupten, es entweder selbst gewählt, oder der ihm in dem großen Drama r Welt zugetheilt worden, betrifft, anzuordnen. Dahin mit einer schwächten Constitution gelangt, werden manche Umstände, die vor- von Wichtigkeit waren, nun verhältnißmäßig unbedeutend. Es thut iger Speise noch, als vorher beim Wachsthum des Körpers rderlich gewesen; mit der Zeit des Essens und Trinkens braucht es ar genau nicht mehr genommen zu werden; und der Magen läßt sich un- ast nun manche Abweichung in der Diät gefallen, die früher nach- ige Folgen gehabt hätte. Auch ist dann weniger Empfänglichkeit für n schädlichen Einfluß des Wechsels der Witterung vorhanden, obgleich r Wechsel nun weniger geduldig und gleichgültig ertragen wird, als im Knabenalter. Eine sitzende Lebensweise, die einige Jahre früher natürlichen Gefühlen nicht entsprochen, ja wohl selbst den Keim zu ftigen Krankheiten gelegt hätte, ist nun, wenn nicht völlig unschuldig, weit weniger schädlich. Aber was ist bei dem Tausch gewonnen den? Ist das reifere Alter ein Zustand völliger Gesundheit? Ist das reifseyn von dem Einfluß von Ursachen, welche die Gesundheit bei rem Hinaufsteigen des Lebenshügels anfallen, eine Gewähr unserer)erung vor anderen nicht minder gefahrvollen, wenn wir dessen Gip- erreicht haben? Uns in eine solche Sicherheit einzulullen, wäre zweck- ; denn zahllose Uebel, freilich weniger von äußeren Dingen und örlichen Umständen abhängig als diejenigen, welche dieser Periode)ergingen, aber nicht minder verderblich, liegen zerstreut umher und :ohen jeden Schritt, den wir vorwärts thun; und nur wenige, sehr ige von uns erreichen die Spitze des vorliegenden jähen Abhangs steigen ungefährdet in das Thal der stillen Ruhe, wo, wie es sicher- die Absicht der Natur ist, die sterbliche Reise Aller ihr Ziel haben le. Um der Laufbahn dieser Periode des Lebens zu folgen, muß folglich in diesen Versuchen zu discutirende Materie mannichfaltiger werden: wischen sollen die Gegenstände dieser Erörterungen, wenn auch weniger matisch, doch so regelmäßig auf einander folgen, als es die Beschaf- fenheit der Dinge, welche den gewöhnlichen Gang des Lebens ausmachen, nur gestatten will.

Eins der gewöhnlichsten Ereignisse, das, bei beiden Geschlechtern, nach Erreichung des reifen Alters einzutreten pflegt, ist das Heirathen. Da dieser geheiligte Vertrag in vollkommnem Einklange mit dem Naturtriebe des Menschen steht, so kann aus der Sache an und für sich kein Nachtheil für die Gesundheit erwachsen, wenn beide Theile das reife Alter erreicht haben; obgleich der gekünstelte Zustand der Ge- sellschaft, die Sorgen und Bekümmernisse, die einer Familie harren, be- sonders wenn ihre Mittel beschränkt sind und nur knapp für ihren Unter- halt ausreichen, Umstände abgeben, welche der Erhaltung jenes Gleich- muthes und jener Heiterkeit des Herzens, die der Stätigkeit eines gesunden Körperzustandes förderlich sind, nachtheilig werden. Aber nur zu oft hat das Frauenzimmer ihre Reife noch nicht erreicht, wenn schon ihre Gesundheit und ihr kräftiges Wohl, entweder der unbesonnenen Heftigkeit einer kindischen Leidenschaft, oder der noch schlechteren Befriedi- gung des Alters, das sich mit der Jugend zu verbinden sehnt, oder auch der Habgier der Aeltern, die, wie der Ausdruck lautet, ihre Tochter gern gut versorgt sehen wollen, geopfert wird. Selbst im Alter von 20 Jahren hat bei wenigen Frauenzimmern die Constitution ihre gehörige Festigkeit erlangt; und es würde wahrlich jedem Frauenzimmer zum Vortheil gereichen, wenn sie ihr 24. oder 25. Jahr zurücklegte, ehe sie sich den Sorgen und Mühen unterzöge, die mit den Pflichten des Ehe- standes nothwendigerweise verknüpft sind. Ich weiß recht gut, daß dies eine Lehre ist, die völlig von dem Romantischen abweicht, das nur zu häufig das jugendliche Gemüth beherrscht, wo die Einbildung die Ver- nunft gefangen nimmt und die Zukunft mit den glänzendsten Farben ausmalt. Aber um ein dauerndes Wohl zu begründen, anstatt dieser täuschenden Herrlichkeit und des Zaubers, den die Entfernung über die Zukunft verbreitet, soll eben die gewonnene Erfahrung das Feuer der Jugend mildern und zügeln. Wenn ein Frauenzimmer vor ihrem zwan- zigsten Jahre heirathet, wo ihre Stimmung lebhaft, ihr Temperament feurig, ihr Hang zum Neuen und Vergnügen auf dem höchsten Puncte ist — was ist da die Folge? Besuche, spätes Ausbleiben, Tanz und andre Zerstreuungen, in die sie wahrscheinlich geräth, werden ihrer Ge- sundheit zu großem Nachtheil gereichen, wenn sie auf dem Punct steht, Mutter zu werden, mehr aber noch, wenn sie diesen wichtigen Charakter schon hat: ungerechnet noch die Gefahr, welche nicht bloß der Gesund- heit, sondern dem Leben eines Kindes droht, das an der Brust einer Mutter Nahrung suchen soll, die sich in dem fieberhaften Zustande der Aufregung oder Erschöpfung befindet, der bei der Heimkehr von einem Balle oder aus einer übervollen Gesellschaft gewöhnlich ist. Auch ist es wahrscheinlich, daß Frauenzimmer unter dem Alter, wo, wie gesagt, das Heirathen erst gestattet seyn sollte, — da sie feuriger in ihren Er- wartungen und unerfahrener in den Angelegenheiten des Lebens sind — es bittrer empfinden, wenn der Glanz der Scene, die sie sich von einer Verbindung mit dem Gegenstande ihrer Zuneigung ausgemalt hatten, durch eine Wolke verdunkelt wird. Das erzeugt dann einen schleichen- den, nagenden Schmerz, der allmählig die Energie des Nervensystems untergräbt, den Appetit stört, den Schlaf verbannt; der Puls wird nun träge, schwach und gewöhnlich ungleich; der Ton des Herzens ist wie zum Theil gelähmt, so daß das Blut nur schwach durch die Lungen ge- trieben wird; da nun der allgemeine Umlauf ebenfalls unzureichend ist, den Lebensstrom durch die kleineren Gefäße der Haut zu führen, so lei- det der ganze Körper, und die Gesichtsfarbe wird bleich und kränklich: denn da die Niedergeschlagenheit des Geistes die Verrichtungen der Leber stört, so greift der Verdruß gleich sehr den Körper wie die Seele an; und wer nicht als Opfer unterliegt, der wird sich doch mit einem elenden

und kummervollen Leben herumschleppten. Es ist dieses ein melancholisches Bild; aber nur zu oft hat es sich verwirklicht, und es giebt der Liebeshündnisse viele, welche junge Leute vorschnell eingegangen, die nach wenigen kurzen Jahren ein solches trauriges Ende nahmen. Krankhafte Zustände dieser Art entstehen aus ehelichen Verbindungen in jedem Lebensalter und werden dann gewöhnlich ganz anderen Ursachen beigemessen, als denen, die wirklich Schuld daran sind. Daß Verdruß und Kummer die Folge einer Ehe seyn können, gleichviel in welchem Alter diese eingegangen seyn mag, das hat wohl freilich seine Richtigkeit: doch hat die Erfahrung bewiesen, daß solches weit öfterer das Ergebniß von Bündnissen ist, die aus heftiger Leidenschaftlichkeit von sehr jugendlichen und schwärmerischen Individuen geschlossen, als von solchen, deren Urtheilskraft schon gereifter und die Einbildungskraft, durch etwas mehr Bekanntschaft mit der Welt, als ein Bürschchen oder Mädchen unter 20 Jahren haben kann, gedämpfter war.

Inzwischen ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß eine unbefriedigte Liebe der Gesundheit eben so sehr zum Nachtheil gereicht als zu frühes Heirathen, und daß sie, als die heftigste aller Leidenschaften, und die am wenigsten Zwang erträgt, noch plötzlicher und gewaltsamer in ihrer Wirkung ist. Bei einigen Constitutionen zeigt sie sich wirklich nur durch ihre Folgen: der Körper magert ab; der Puls wird fliegend und unregelmäßig; es drängen sich tiefe Seufzer aus der Brust herauf; die Wangen wechseln häufig ihre Farbe; der Geist wird niedergeschlagen; der Appetit verliert sich; die Sprache stockt; es folgen kalte Schweiße und Schlaflosigkeit, und am Ende tritt Auszehrung, ja einzeln Wahnsinn ein. Die unausgesetzt nagende Leidenschaft untergräbt, wie jeder heftige Kummer aus andern Ursachen, die Constitution, und es giebt dawider kein andres Mittel, als die Vereinigung der sich Liebenden. Aber die Wahrheit von diesem Allen zugegeben, möchte ich doch fragen, woher das Uebel kömmt. Ist es nicht ein Mißgriff in der weiblichen Erziehung? kömmt es nicht von dem frühen Eindruck her, den jedes Mädchen bekömmt, daß die Ehe der erste und wichtigste Zweck ihres Lebens sey; und von der Aengstlichkeit einer jeden Mutter, ihre Töchter unter die Haube zu bringen, sobald sie das Alter erreicht haben, das irrigerweise für das heirathsfähige gehalten wird? Würde dies abgeändert, und prägte man es den jungen Frauenzimmern ein, daß das Heirathen vor dem 21. oder 25. Jahre sowohl ihrer Gesundheit schädlich als ihrer künftigen Glückseligkeit Gefahr drohend sey, so würde die nun unzeitig geweckte Leidenschaft selten eher die Oberhand bekommen als bis die Constitution sich gesetzt und die Urtheilskraft die Reife bekommen hat, die erforderlich ist, um eine Wahl zu treffen, von welcher sich eher ein dauerhaftes Glück erwarten läßt, als von den, in Schwärmerei und Trugbildern eingegangenen, frühen Ehen nach der jetzigen Weise. Jedenfalls würde bei einem solchen Wechsel die Gesundheit gewinnen.

Ein andres Uebel in Bezug auf die Gesundheit, das aus den übereilten und unerwogenen Ehen entsteht, ist die Unmöglichkeit, daß eins mit des andern Temperament und Stimmung bekannt wird, folglich der Fall eintreten kann, daß sie nicht zusammen harmoniren. Nichts zerstört die Gesundheit stärker als das dauernde Mißbehagen, mit einer Person von reizbarer Stimmung verbunden zu seyn, wo z. B. der Mann die Gutmüthigkeit der Frau im größten Maaße und aufs ofteste mißbraucht, oder, was für beide Theile noch schlimmer ist, wo er allmählich bei ihr eine gleiche Stimmung aufregt. Die Eifersucht, auch eine die Gesundheit vernichtende Leidenschaft, läßt sich ebenfalls am ersten bei frühen und übereilten Ehen, wo die Liebe allein gehört worden, erwarten; und da, wo beide Theile jung sind und sie vor ihrer Verbindung wenig Gelegenheit hatten in gemischte Gesellschaften zu kommen. Es giebt kein körperliches noch geistiges Uebel, das nicht aus dieser Leidenschaft erwüchse: Stolz, Ehrgeiz, unglückliche Liebe, zu große Anstrengung des Geistes können der Gesundheit schaden und allmählich den Born des Lebens austrocknen: aber die Eifersucht fällt ihn an wie ein Blitzstrahl, sie erschüttert die Kräfte der Constitution in ihren Grundfesten, sie verwandelt beide Geschlechter in Furien, und hält das Leben den Stoß ab, so geht doch der Verstand zu Trümmern und es tritt Wahnsinn ein. Als viele andre der Gesundheit schädliche Resultate aus übereilten und zu frühen Eheverbindungen in Bezug auf die Betreffenden selbst ließen sich hier aufzählen; es ist aber wichtiger den für diesen Versuch übrigen Raum dazu zu verwenden, die schädlichen Wirkungen für die Nachkommenschaft hervor zu heben, die aus der Unbedachtsamkeit der Aeltern entstehen, in einem gewissen Falle die Verbindungen ihrer Kinder zu verstimmen oder zu dulden. Ich spiele hier auf die Gefahr an, welche die Nachkommenschaft aus den erblichen Krankheiten erwächst, die nur zu oft in einzelnen Familien zu Hause sind, und in welche dessenungeachtet junge Mädchen, welchen nach Rang, oder ein großes Haus zu machen gelüstet, oder junge Männer, die sich ohne Mühe Reichthümer erwerben wollen, hinein heirathen.

Es ist eine außer Zweifel stehende Thatsache, daß das Temperament der Aeltern eben so gewiß auf ihre Kinder übergeht als eine Aehnlichkeit ihrer Gesichter und körperlichen Gestalt; und wäre es nur so leicht bemerkbar, so dürfte eher noch ein allgemeines Familien-Temperament als eine körperliche Familien-Aehnlichkeit gefunden werden. Für einige unsrer Leser dürfte eine Definition des Ausdrucks Temperament nicht überflüssig seyn. Es ist dieses der Zustand oder die Constitution des Gehirns und Nervensystems, nach welchem der Mensch denkt und empfindet, und durch den er von äußeren Eindrücken mehr oder minder afficirt wird. Es legt demnach den Grund zu Krankheiten in Folge der verschiedenen Abstufungen in der Reizbarkeit und Beweglichkeit des Gehirns und des Nervensystems; und im Verhältniß dieser Grade wirken gleiche Ursachen schneller und eindringlicher auf den Körper der Einen, als auf den der Andern: wenn nun dieser Zustand in den Kindern fortgepflanzt wird, so werden die Krankheiten erblich.

Eine der furchtbarsten unter den forterbenden Krankheiten ist der Wahnsinn; und doch lehrt die tägliche Erfahrung, wie wenig darauf bei dem Eingehen ehelicher Verbindungen berücksichtigt wird. Unsre eigene Erfahrung veranlaßt uns, mehr hierin, als in der zunehmenden Bevölkerung dieses Landes die stärkere Verbreitung dieses schrecklichen Uebels zu suchen; und wird der Sache nicht eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, so dürfte eine Zeit kommen, wo Großbritannien wenig besser genannt wird, als ein ungeheures Narrenhospital. Wir haben einmal einen hochberühmten Arzt sagen hören, daß bei einer Zusammenkunft von 14 Personen, um sich über einen Wahnsinnigen zu berathen, sich nicht ein Einziger befunden habe, der nicht, entweder an sich selbst, oder doch an einem der Glieder seiner Familie, einen Anflug von diesem Uebel bemerkt gehabt hätte.

Es hat nicht an Aerzten gefehlt, die sich abgemüht haben einen Unterschied zwischen Familien- und erblichen Eigenthümlichkeiten der Constitution aufzustellen; die die erstere als auf eine einzige Generation, oder die unmittelbare Nachkommenschaft derselben Aeltern beschränkt, und nur die zweite als von Geschlecht auf Geschlecht übergehend dargestellt haben. Ihnen nach ist der Wahnsinn kein erbliches Uebel, doch könne wohl eine Familien-Empfänglichkeit für diese Krankheit bestehen: und nur wo äußere Ursachen, die im Stande, auf diese so einzuwirken, daß der Zustand ein leidender werde, hinzukämen, werde der Wahnsinn eine erbliche Krankheit. Es ist dieses aber mehr eine Wortklauberei als ein begründeter Unterschied. Wer sich von dem Einfluß der Ehen in der Verbreitung dieses Uebels überzeugen will, der darf nur den Fällen in

Digitized by Google

en Narrenhospitälern nachforschen. Zu Charenton ist fast die Hälfte der kranken von Aeltern geboren, die mit demselben Leiden behaftet waren. uch kann es nicht anders seyn, wenn das Temperament der Aeltern uf die Kinder übergeht; und wenn ein Individuum aus einer Familie, o eine Empfänglichkeit für gewisse Krankheitrn vorherrscht, zufällig eren directem Einflusse entgeht, so erbt sie dennoch nicht minder fort als ie Erbgüter in den Ländern, wo das Recht der Erstgeburt besteht. Es t sicherlich nicht unmöglich — und darin liegt ein großer Trost — daß, enn Trotz der erblichen Krankheitsdisposition, der Abkömmling von mit em Wahnsinn befallenen Aeltern, aus verschiedenen Ursachen und bei roßer Aufmerksamkeit auf Gesundheit und Mäßigkeit, sein Leben lang erschont bleibt, der angeerbte Stoff geschwächt wird und sich in den olgenden Generationen gänzlich verliert. Aber ehe es dahin kömmt, nur die Krankheit, eben weil sie forterbt, schon wieder zum Vorschein ommen; und irgend eine große Unordentlichkeit in der Diät, oder auch n plötzlicher Unglücksfall kann sie selbst da wieder ins Leben rufen, wo hon mehrere Generationen vorüber gegangen sind, ohne daß sie sich bemerklich gemacht hätte. Wir wollen keine gleichförmige und gewisse ebertragung behaupten; aber wer, der verständig, und auf sein Wohl örig bedacht wäre, möchte sich wohl der Gefahr aussetzen, sich mit einem liede aus einer Familie ehelich zu verbinden, in deren einzelnen Zweigen h hin und wieder Wahnsinn kund gegeben hätte, wenn auch die Aeltern lbst vollkommen gesund wären? Uns ist ein Fall bekannt, wo bei einer utter der Wahnsinn erst nach der Geburt ihres Kindes zum Ausbruch m, und doch ward dies Kind von dem nämlichen Leiden befallen; aber wies sich aus, daß ein erblicher Keim des Uebels vorhanden war, gleich sich von demselben in drei auf einander folgenden Generationen in sichtbares Zeichen kund gegeben hatte.

Aus dem Gesagten ergiebt sich schon zur Genüge, wie äußerst wichtig ist, bei jeder Familie nachzuforschen, ob eine erbliche Krankheitsdisposition in ihr vorherrschend ist. Es ist dieses in Wahrheit ein nicht bloß e Betheiligten interessirender Gegenstand, sondern er begreift auch das ohl und Wehe einer ganzen bürgerlichen Gesellschaft in sofern, als n der Anlage zu Gemüthskrankheiten die Rede ist; deshalb sagt auch n Autor, (Dr. Haslam) dessen Ausspruch in dieser Sache von großem ewichte ist: „allen Aeltern und Vormündern sollte es verboten seyn, e eheliche Verbindung ihrer Kinder und Mündel mit einer Familie, in elcher Gemüthskrankheiten herrschend gewesen, zu dulden.“ In wiefern ch der Sanguinische hoffen darf, daß es je dahin kommen werde, das eine Frage, die wir nicht zu lösen vermögen. Der Einfluß des Reichums überwiegt heutzutage die Vernunft: wir aber haben unsre Pflicht füllt, indem wir die Folgen aufgestellt, und werden darin eine Genugtuung finden, daß ein jeder, der unser Warnungszeichen beachtet tte, den Schiffbruch würde vermieden haben.

---

lémoires et mélanges historiques et littéraires, par le Prince de Ligne.

(Fortsetzung. M. s. No. 231 d. Bl.)

Derjenige Abschnitt, der in diesen Denkwürdigkeiten den mehrsten aum einnimmt, besteht aus Aphorismen, Phantasiebildern, witzigen Einllen, Vorschlägen und Hypothesen und ist „Mes écarts ou ma tête i liberté“ überschrieben. Der Verfasser beginnt denselben mit folnden Worten:

„Alle diejenigen, welche Gedanken oder Maximen schreiben, sind Charlatane, die den Leuten Sand in die Augen streuen: es ist nichts leichter als auf diese Art ein Buch zu machen. Ich will es versuchen. Man ist an nichts gebunden; man läßt die Sache liegen und fängt sie wieder an, wenn man will: das paßt gerade für mich. Fast alle sagen alltägliche, falsche oder räthselhafte Dinge; man muß nichts zu verhandeln oder auszulegen, sondern zu denken geben.“

Trotz dieses witzig-bescheidenen Eingangs wird sich gewiß jeder Leser über alle Erwartung befriedigt fühlen; der geistreiche Verfasser zeigt sich gerade in diesen Bruchstücken in seiner ganzen genialen Originalität, seiner kindlichen Gutmüthigkeit, und in einer Vorurtheilsfreiheit, die dem Nachdenkenden in so fern fast betrüben könnte, weil daraus hervorgeht, daß in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts mehr Toleranz (freilich oft auch mehr Indifferenz) als in dem ersten des gegenwärtigen herrschte. Ueberall leuchtet angeborner Scharfsinn und geübte Beobachtungsgabe hervor und eine seltene Verschmelzung von wissenschaftlichem und sachlichem Studium mit praktischer Welt- und Menschenkenntniß; Grund genug, um unsern Lesern einige Proben dieser hingeworfenen Gedanken vorzulegen:

„Es giebt eine Art zu hören, die mehr werth ist als alle schönen Sachen, die man sagen könnte. Um diejenigen gelten zu machen, mit denen man zusammen ist, muß man sie über das reden lassen, was sie am besten verstehen, und selbst einen langweiligen Menschen benutzen, um sich zu unterrichten oder zu belustigen: es wird immer etwas geben, was er weiß oder gesehen hat und einem mittheilen kann.“

„Ich habe eine schlechte Meinung von einem Lande, wo es Betrüger, aber keine Räuber giebt. Es ist klar, daß dies Mangel an Muth ist. Es steht zu wetten, daß wenn diejenigen, welche in eisigen Winternächten den Reisenden an der Landstraße auflauern, etwas besseres zu thun hätten, sie nicht ein so gefährliches Handwerk treiben würden. Sie setzen ihr Leben aufs Spiel, machen einen offenen Krieg und haben vielleicht zu viel Ehrgefühl, um Banquiers des Königs Pharao oder Geschäftsleute der Art zu werden. Man speist bei Defrandanten und Cassendieben und läßt diejenigen hängen, die diesen Beruf zu schlecht fanden und nicht Kammerdiener irgend eines großen Herrn werden wollten, um ihn bequemer zu bestehlen.“

„Ich liebe die Gelehrten nicht, es sey denn, daß sie es wären, ohne es zu wissen und ohne es seyn zu wollen. Es ist nichts leichter, als einer zu werden. Schließe man sich sechs Monate *) ein, um etwas zu lernen, und man wird es wissen. Es ist besser Einbildungskraft als Gedächtniß zu haben. Was ist an diesen wandernden Wörterbüchern? Die Gelehrten wissen immer nur Worte; nie sehe ich Sach-Gelehrte: das kömmt daher, daß die Sach-Kenner nicht den Ruf haben, Gelehrte zu seyn, d. h. nicht so genannt werden. Die andern sind stets stolz, pedantisch und der Gesellschaft zur Last. Das beste Buch ist die Welt.“

„Gleichgültigkeit gegen den Ruhm kann nur erheuchelt seyn. Sie ist unverträglich mit dem Aufflug des Genie's, der dem Siege entgegenführt.“

---

*) Das möchte doch ein wenig gar zu kurz seyn! Sonst haben wir nichts gegen den Satz im Allgemeinen einzuwenden. Vielleicht ist diese Hyperbel übrigens vom Verfasser nicht ohne Absicht angewendet worden.
Anm. d. Red.

„Der vollkommenste Egoismus ist der, keinen zu haben; ist es nicht aus Tugend, sey es auch Berechnung. Ein kleines Opfer, das man bringt, trägt oft einen großen Gewinn. Man fühlt sich von dem Vorzug erniedrigt, den sich ein Mensch auf Kosten anderer anmaaßt, und man sucht sich dafür zu rächen. Der Mann, sagt man, verdient keine Schonung, der nur an sich denkt; helfen wir dem, ruft man dagegen, der immer zuerst an andere denkt!“

„Ein Kennzeichen, woran eine Frau sehen kann, daß die Leidenschaft ihres Liebhabers abnimmt, ist, wenn er bei ihr in Nachdenken zu versinken scheint, wenn er mit Vergnügen einen Besuch ankommen sieht, und auf den Schlag der Uhr oder das Rasseln eines Wagens horcht. Nimmt er ein Buch vom Kamin oder sucht eins auf der Toilette, so steht die Sache noch schlechter; macht sie ihm Vorwürfe darüber, so antwortet er: „Wenn eins des andern gewiß ist, so legt man sich keinen Zwang mehr auf.“ O weh! wenn man sich keinen Zwang mehr auflegt, wenn man das beständige Streben aufgiebt, sich wechselseitig geltend zu machen, zum Ziel zu kommen, zu unterhalten oder zu interessiren — so ist das Abentheuer zu Ende. Man wird wohl thun, ein anderes anzuspinnen.“

„Worin besteht doch das gepriesene Glück eines reichen Mannes? Er ist niemals reich. Er ist nur der Pächter oder Verwalter seiner Diener. Er empfängt mit der einen Hand, um mit der andern auszugeben. Giebt er nicht, was er zu geben verpflichtet ist, so gilt er für einen Schuft; giebt er nur das, für einen Geizigen; giebt er mehr, für einen Thoren.“

„Wie verabscheue ich die Leute, die stets einen Grund des Eigennutzes bei einer schönen Handlung suchen! Wie bewunderuswerth ist es, nach meiner Meinung, zu bewundern! Wenn ich etwas finde, was dessen würdig ist, so ergreife ich es mit um so größerem Enthusiasmus, als es mir scheint, als erhöhte ich dadurch meine eigne Existenz. Ich bin stolz, daß einer meines Gleichen etwas Großes gethan.“

„Ich liebe die zerstreuten Leute. Es ist ein Zeichen, daß sie Gedanken haben und gut sind: denn den Bösen und den Dummköpfen fehlt es nie an Geistesgegenwart.“

„Es giebt eben so sichere Kennzeichen der Liebe, als Krankheitssymptome. Man hat Hitze und Frost zugleich. Man ist derselben Meinung: man begegnet sich in der Art zu urtheilen. Man billigt ein und dasselbe, man hat denselben Geschmack, man liebt dieselben Sachen, dieselben Menschen. Man hängt mit vollem Herzen an den Orten, wo man sich kennen und lieben lernte, und alles das — ohne zu wissen warum.“

„Unter allen leidenschaftlichen Menschen sind die Ehrsüchtigen diejenigen, die nie einen Augenblick zufrieden seyn können. Der Geizige genießt, indem er sein Geld zählt; der Andächtige, indem er betet; der Schmecker und der Verliebte — man weiß wohl wie; aber ich weiß nicht, wie man dem Ehrsüchtigen einen Genuß verschaffen soll. Er wünscht ohne Unterlaß; er ist unruhig über das, was andere haben; er glaubt sich nie be- und geachtet genug. Ist er in seiner Monarchie der Mächtigste, so giebt es doch in einer andern noch einen Mächtigern. Und warum könnte er nicht selber der Monarch seyn? Wenn er es nun aber wirklich wäre, würde nicht der Großmogul doch immer reicher und mächtiger seyn? Wie nun den Großmogul unterwerfen und über die vier Welttheile regieren? — Dennoch wird man unwillkührlich von dieser Thorheit verführt, wenn man seine Einbildungskraft nicht zu beherrschen weiß. Wer nicht Fähnrich zu seyn versteht, wird nimmer Marschall von Frankreich seyn können. Er wird unglücklich sein ganzes Leben lang seyn. Ich bin nicht ruhmsüchtig, weil, wenn ich es wäre, König seyn, mir viel zu gering schien; ich würde Jupiter seyn wollen.“

„Ein Schriftsteller ist gemeiniglich sehr mit sich zufrieden, wenn er geschrieben, was man eine kühne Aeußerung, eine gewagte Phrase zu nennen pflegt: mit einigem bösen Leumund von Gott und einem Monarchen hält er sein Werk für vortrefflich. Inzwischen weiß er nicht, was er von dem einen zu denken hat, und den andern sieht er nie. Wie kann er nun von beiden mit Sachkenntniß sprechen?“

„Es ist schwer, den ganzen Tag liebenswürdig zu seyn. Wenn man aber lange zu Hause bleibt, bringt man mehr Heiterkeit mit in die Welt. Wer stets sich selbst und seinem Heerde entflieht, ist stets gelangweilt und folglich — langweilend.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger Criminalfall.

Man schreibt aus Cahors (Departement du Lot) unterm 18. October:

Ein außerordentlicher Vorfall, der sich im letzten Monat vor den Thoren von Cahors ereignet, hat einige Zeit lang allgemeine Unruhe in der Stadt und der Umgegend verbreitet. Die Sache hätte sehr unheilbringend für den werden können, gegen den aller Anschein sprach, wenn man nicht noch zu rechter Zeit die Wahrheit entdeckt hätte. Dieses merkwürdige Beispiel liefert einen neuen Beweis, daß Richter und Geschworene nicht sorgfältig, unparteiisch und vorsichtig genug alles prüfen können, was den Angeklagten zur Last fällt.

Montags, am 8. des letztverflossenen Septembers, gegen 5 Uhr Morgens, fand man hart am Ausgange der Stadt Cahors einen aller Kleider, selbst des Hemdes beraubten Mann, an einem Nußbaum fest angebunden, die Hände auf dem Rücken, von Frost erstarrt und in einem Zustande, der für sein Leben fürchten ließ. Von seinen Anstrengungen sich loszumachen, waren die Handgelenke ganz aufgerieben. Eine Frau bedeckte ihn mit ihrer Schürze und bald darauf kamen die Polizei-Agenten herbei. Man band den Unglücklichen los und brachte ihn ins städtische Hospital, wo man ihm die liebevollste Pflege angedeihen ließ. Er hatte das öffentliche Mitleiden im höchsten Grade erweckt. Der Arzt und Haupt-Chirurgus des Krankenhauses nahmen ein Protocoll auf, um seinen Zustand zu constatiren; er hatte ziemlich heftiges Fieber.

Unterrichtet von der Sache begab sich der königliche Procurator ins Hospital, um den Kranken über das Verbrechen zu vernehmen, dessen Opfer er schien. Er erklärte: er heiße Jean Cape Saubaine, sey 35 Jahre alt, Hausirer, aus Ore, Departement de la Haute-Garonne, gebürtig, wohnhaft zu Peyrorade, Departement des Landes, und erzählte, daß er von Agen zurückgekehrt sey mit einem Felleisen, 60 — 70 Pfund an Gewicht, enthaltend Spitzen, Mousselin und verschiedene Gegenstände des Kleinhandels; daß er sich zu Trebais aufgehalten, wo er einige Spitzen an Weiber verkauft, die er in einer Mühle gefunden, dann die neue Straße eingeschlagen habe, die nach Cahors führt, als es, nach seiner Uhr, drei Viertel nach acht gewesen. Kaum aber sey er vierhundert Schritte gegangen, als er auf fünf Personen stieß, die er genau beim Mondschein unterschied. Zwei davon waren vor ihm, die andern

: ihm in einiger Entfernung, einen schwarzen Esel mit sich
:end. Er fragte die beiden erstern, ob er noch weit von Cahors
Der eine antwortete ihm, das sey er nicht, er werde aber auch
dahin kommen und in demselben Augenblicke stürzte er sich auf
nd warf ihn nieder. Die drei andern liefen hierauf herbei, bemäch-
: sich des Felleisens, das er um seinen Hals gehängt, raubten ihm
silberne Uhr, 26 Fünf-Frankenstücke und 2 Franken 75 Centimes,
t in einer Geldkatze um die Hüften trug, zogen ihn ganz nackend
hoben ihn auf und trugen ihn zu einem Baume, schlangen ihm ein
um den Kopf, ein anderes um den Leib und banden ihn mit
1 Strick von mittlerer Stärke an dem schon erwähnten Nußbaum
Er hörte darauf einen der Räuber zu den andern sagen, ein
:s Messer in der Hand: „Man muß ihn mit Messerstichen tödten!"
einer antwortete: „Das ist unnöthig; auf die Art, wie er
belt ist, wird er bald von selbst sterben; das Tuch, das ihm Mund
Nase verschließt, muß ihn bald ersticken." Einer von ihnen nahm
Felleisen auf die Schultern und alle kehrten auf der alten Landstraße
t, so daß er sie bald aus den Augen verlor. Während er in die-
Zustande war, sah er einen Mann und eine Frau vorbeigehen; aber
nnte sie nicht rufen, weil er den Mund nicht zu öffnen vermochte.
n Mitternacht gelang es ihm zwar, sich des Tuches zu entledigen
er rief um Hülfe, aber da konnte er von niemandem mehr gehört
en, und somit war er nah daran, seinen Geist aufzugeben, als
endlich kam, seine Bande zu lösen und ihn ins Leben zurückzurufen.
Nach diesem Verhör berichtete Jean Cape noch verschiedene Um-
e, unter andern, daß die Mörder anfänglich vergessen gehabt hät-
ihm seine Halbstiefeln zu nehmen und der jüngste deshalb gleich
ckgekommen sey, um sie ihm auszuziehen. Er machte die genaueste
hreibung von allen ihm geraubten Gegenständen, und vergaß nicht
leinste Einzelnheit, die die Nachforschungen der Gerechtigkeit erleich-
konnte. Er schätzte die in dem Felleisen enthaltenen Waaren auf
Franken.
Darauf gab er das Signalement der fünf Personen, die ihn ange-
n. „Es waren ihrer fünf," sagte er. „Der jüngste, ungefähr fünf-
bis sechszehn Jahre alt, ist der, welcher mich geknebelt und mir Mund
Nase verbunden hat, um mir das Athemholen unmöglich zu machen;
ar ohne Rock; seine Pantalons waren weißgrau. Der mich zu Bo-
warf, schien mir ungefähr 40 Jahre alt; er hatte einen großen
enbart und maß etwa 5 Fuß 3 Zoll; er trug eine Pelzmütze,
Sommerweste von fast weißer Farbe und dunkelgraue Beinkleider.
1 Gefährte hatte seine Weste unter dem Arme, seine Beinkleider
n von dunkler Farbe; er war der Zweite, der sich auf mich stürzte.
anderer junger Mensch von 27 — 28 Jahren, und zwar der, wel-
meinen Tragriemen lösete, um mein Felleisen zu nehmen, war in
därmeln; er trug eine Sammetweste; den Fünften habe ich nicht
Auge fassen können, weil sich der Schrecken aller meiner Sinne be-
ttigt hatte."
Es ist zu bemerken, daß die Polizei-Agenten, in dem Augenblicke,
ie bei dem angeblich Angefallenen ankamen, zu seinen Füßen einen
nen Gurt oder Beutel fanden, den er für ihm gehörig erkannte,
Certificat, das ihm im Monat Mai von einem Privatmann des
artements de la Gironde ausgestellt worden war, darüber, daß er
3 Monate als Diener bei sich und keinen Grund zur Klage über
gehabt habe, und endlich einen Paß, der ganz in der Ordnung und
einer großen Anzahl von Visa's versehen war.
Nach dieser Erklärung wendete man alle möglichen Mittel an, um
Urheber des Verbrechens zu entdecken. Jeder beeiferte sich, Erkun-
ngen einzuziehen, die auf die Spur der Mörder führen könnten.
Der königliche Procurator erfüllte seine Pflicht mit dem größten Eifer
und man kann die Thätigkeit nur loben, die jeder an seinem Platze auf-
bot, um seine Bestrebungen zu unterstützen und zur Entdeckung der
Wahrheit zu gelangen.

Am nämlichen Tage, den 3. Sept., gegen 5 Uhr Abends, fand man, innerhalb des Departements (du Lot), bei der Sägemühle des Herrn Brive, die unter der Brücke von Valandre liegt, grau und schwarz gestreifte Pantalons, eine Weste und ein Gilet von Sammet. Diese Effecten wurden Cape vorgezeigt, welcher erklärte, daß es die Kleidungsstücke der Räuber wären; daß er die Beinkleider für die des jungen Menschen von 15 bis 16 Jahren vollkommen erkenne, daß einer seiner Mörder ein Gilet von Sammet getragen habe, das er jedoch bloß bei der Betastung vollkommen wiedererkannte, und zwei davon Westen gehabt, die der vorgezeigten glichen. Einige Zeit darauf wurde auch ein Strohhut gefunden; er wurde gleichfalls Cape vorgezeigt, der ihn aber nicht erkannte. Man bemerkte, daß diese Effecten von der äußersten Armuth zeugten und glaubte allgemein, daß sie Lumpensammlern gehören könnten.

Von da an wurden alle Nachforschungen gegen Leute von diesem Gewerbe gerichtet; viele wurden selbst gemißhandelt als verdächtig, Urheber des Verbrechens zu seyn. Alle schwarze Esel waren auch der Gegenstand der sorgfältigsten Untersuchungen. Im ganzen Departement war die Gensdarmerie in Bewegung; die Brigaden der benachbarten Departements spürten nicht minder den von Cape bezeichneten Menschen und den schwarzen Eseln nach. Alle Maires wurden angewiesen, die thätigste Wachsamkeit zu üben. Einer derselben schrieb unter dem 5. an an den königlichen Procurator von Cahors, daß am 4. Abends, gegen 5 Uhr, zwei Auvergnaten, die zu ihm gekommen wären, um Kessel auszubessern, seiner Frau und Tochter erzählt hätten, daß ein schrecklicher Mord vor den Thoren von Cahors verübt worden sey; einer derselben, 15 — 16 Jahre alt, habe hinzugefügt, daß er kaum einige Schritte von dem Orte des Verbrechens gewesen sey; daß er den unglücklichen Reisenden habe gewaltsam entkleiden und nackend an den Nußbaum habe binden sehen, daß der Mörder fünf gewesen und sie einen schwarzen Esel mit sich geführt hätten. Diese nämliche Aussage war auch an ein anderes Individuum der Gemeinde gemacht worden, wo derselbe Auvergnat um Arbeit gebeten hatte. Als der Maire nach Hause gekommen war und diese Mittheilung erfahren hatte, fragte er nach Namen und Wohnung der Personen und begab sich sogleich in letztere; aber sie waren schon abgereist. Auf diese einfachen Anzeigen wurden die Kesselflicker verhaftet und vor den königlichen Procurator geführt. Sie bewiesen diesem Beamten, daß sie die Nacht des Mordes acht Stunden von Cahors zugebracht hatten; der junge Mensch erklärte, daß er die Personen belogen, welchen er diese Thatsachen erzählt und alle wurden in Freiheit gesetzt.

Unterdessen vernachlässigte die Polizei kein Mittel, die Verbrecher zu entdecken und der Verdacht wendete sich auf D..., einen Einwohner von Cahors, ungefähr 50 Jahre alt, dessen Ruf sehr schlimm war. Vor den königlichen Procurator geführt, erklärte er, daß er den 2. Sept. zu Salgues zugebracht habe, um 6 Uhr Abends von da abgereist und zu Cahors durch die Vorstadt Saint-George mit seiner Frau angekommen sey. Er räumte ein, um 2 Uhr in der Nacht wieder aus seinem Hause weg und auf die Straße von Salgues zurückgegangen zu seyn, um, wie er sagte, ein Bettuch zu suchen, das er unterwegs verloren. Dieser Mensch führte einen schwarzen Esel; er war von verschiedenen Personen gesehen worden; die Aussage seiner Frau stimmte mit der seinigen nichts weniger als überein — sie war selbst widersprechend; er gab kein plausibles Motiv seiner Abwesenheit vom Hause während

der Nacht, wo das Verbrechen begangen worden war, an. Ein Mädchen hatte angegeben, D... habe ihr am Sonntage, den 2. Sept., gesagt, daß er vom Markte von Albas komme und den Ort des Verbrechens passirt habe. D... hatte eine Pelzmütze und seine Beschreibung paßte ziemlich zu der des Individuums, das, nach Cape's Erklärung, ihn angefallen und niedergeworfen hatte. In Folge dessen wurde D... ihm vorgeführt. Cope erklärte bei der Confrontation, daß D...'s Stimme vollkommen der des Mannes gleiche, der ihn niederwarf und die Worte: Sarre lon bien, in dem Momente aussprach, als man ihn an den Baum band. Er hätte die nämliche Größe; aber daß er es sey, könne er dennoch nicht behaupten, weil er in jenem Augenblicke seine Züge nicht ganz genau habe auffassen können; er sey von der nämlichen Stärke, habe, wie jener, einen schwarzen Backenbart, der ihm indessen etwas stärker geschienen habe. Unglücklicher Umstand! denn es wurde nachgewiesen, daß sich D... Montags, den 3. Sept., hatte rasiren lassen, was denn die Stärke seines Backenbartes vermindert haben konnte, und er befand sich in dieser Hinsicht im Widerspruche mit sich selbst. Alles schien gegen ihn zu sprechen.

Zu Gravate, eine Viertelstunde von Lanzerte, waren fünf Lumpensammler am 3. Sept. gesehen worden, die einen schwarzen Esel führten. Sie hatten das Ansehen, Lanzerte vermeiden zu wollen; man hatte sie von zwölf Pistolen sprechen hören.

Eine andere Person hatte am Sonntage, den 2. Sept., gegen 11 Uhr Morgens, vier oder fünf Lumpensammler, einen schwarzen Esel führend, in die Stadt Cahors, durch die Straße Bourben, kommen sehen; einer derselben trug Beinkleider, denen im Fluß gefundenen ähnlich, und eben so abgenutzt und zerrissen.

Alle diese Anzeigen schienen genügend, um gegen D... einen Verhaftbefehl zu erlassen. Von diesem Augenblicke fing die öffentliche Meinung an, sich gegen ihn zu erklären; eine unzählige Volksmenge fand sich immer am Wege ein, wenn man ihn nach dem Gerichtshofe führte und schrie in leidenschaftlicher Bewegung: Das ist einer von Jean Cape's Mördern! Die Untersuchung gegen ihn wurde fortgesetzt, als man für gut fand, die Weiber von Trebais kommen zu lassen, an welche Cape Spitzen verkauft haben wollte. Sie kamen am 11. Sept. zu Cahors an, die eine 70, die andere 45 Jahre alt, und mit ihnen ein zwölfjähriges Kind, Tochter der letztern. Ihre Aussagen waren übereinstimmend. Es ergab sich daraus, daß am Sonntage, den 2. Sept., zu Trebais bei der Mühle, wo sie sich gerade befanden, gegen 2 Uhr Nachmittags, ein Mann vorübergegangen sey, den sie genau beschrieben; sie bezeichneten seine Kleidung, sagten, daß er das Ansehen eines elenden Bettlers gehabt habe, weswegen sie ihm Brod und Landwein gegeben und daß er kein Felleisen auf seinem Rücken getragen. Man zeigte ihnen die im Flusse gefundenen Kleidungsstücke vor und sie erklärten, daß sie ganz denen des Bettlers glichen, welcher ihnen gesagt, er sey Deserteur und fürchte sich sehr der Gensdarmerie zu begegnen; sie erkannten auch den Strohhut für den, den er getragen. Man ließ Cape die beim Gerichtsschreiber niedergelegten Kleider anziehen und ihn so dem Kinde vorstellen, das ihn sogleich wieder erkannte: die Frau von 45 Jahren war gleichfalls keinen Augenblick ungewiß, ihn sowohl an seiner Gestalt, als an seinen sehr auffallenden Zügen und seinem dunkelgrauen Backenbart zu erkennen.

Befürchtend, daß diese Kleidung die Zeugen irre führe, ließ man Cape die Capote wieder anlegen, die ihm im Hospital gegeben worden war, und so, in diesem Costüme, der alten Frau vorgestellt, wurde er auch von ihr sogleich erkannt. Seine Züge sind auch in der That so ausgezeichnet, daß es schwer ist, sich ihrer nicht zu erinnern. Diese alte Frau beharrte bei dieser Erkennung, als man Cape sprechen ließ und ihr die im Flusse gefundenen Kleider sammt dem Hute vorlegte.

Diese mit aller erforderlichen Klugheit gemachten Confrontationen flößten natürlich dem königlichen Procurator, dem Maire und dem Polizei-Commissair großen Verdacht gegen die Wahrhaftigkeit von Cape's Angaben ein. Aber der Betrug seiner Denunciation wurde noch klarer, als man eine Spitzenhändlerin kommen ließ, um sich zu vergewissern, ob Cape, der damit zu handeln behauptet hatte, die Preise derselben kenne; er konnte keinen bestimmen; er schlug die Elle einer Sorte auf 35 Sous an, die nur 15 kostete und eine andere zu 15 bis 19 Sous, die zu 8 Franken 50 Cent. verkauft wurde. So war denn kein Zweifel mehr, daß Cape das Gericht getäuscht, daß seine Angaben erlogen und verläumderisch waren und er auf das öffentliche Mitleiden speculirt hatte.

Dieses angebliche Verbrechen hatte die Gemüther dergestalt aufgeregt und Stadt und Umgegend in solche Bestürzung versetzt, daß es Pflicht der Beamten war, den geringsten Zweifel darüber zu heben, und dies um so mehr, als eine große Anzahl Menschen so von Mitleiden mit Capes Schicksal durchdrungen waren, daß sie ihn als ein unglückliches Opfer betrachteten und bei seinem Anblick ausriefen: Seht den armen Gekreuzigten! Man wendete daher alle möglichen Mittel der Ueberredung an, um von ihm ein Geständniß zu erlangen, das die Gemüther beruhigen und die Ungläubigen enttäuschen könnte. Endlich, durch zahlreiche und unwiderlegliche Beweise übermannt, erklärte er, daß er von Agen mit einem Menschen, Namens Jean Rey, seines Gewerbes einem Matrosen, gekommen; daß sie, auf der Höhe von Trebais, beide von allen Mitteln, ihr Leben zu fristen, entblößt, übereingekommen wären, er, Cape, wolle sich, nah am Eingange der Stadt Cahors, an einen Baum binden und nackend ausziehen lassen, in der Absicht, das öffentliche Mitleid zu erregen, indem er die Einwohner der Stadt und die Autoritäten überredete, daß er das Opfer eines mörderischen Anfalles sey, wobei ihm, außer seinem Gelde und seiner Uhr, noch ein Felleisen von bedeutendem Werthe geraubt worden wäre.

Sofort nach diesem Geständniß versammelte sich der Gerichtshof in der Kammer des Conseils. Der Instructionsrichter erstattete Bericht von der gegen D... verhängten Untersuchung: er wurde von weiterm Verdachte losgesprochen und auf der Stelle in Freiheit gesetzt. Jean Cape kam an seiner Stelle ins Arresthaus. Er soll nächstens von dem Strafpolizei-Tribunal gerichtet werden, als der Verletzung der Sittlichkeit und verläumderischer Denunciation schuldig.

Wir fügen noch hinzu, daß, nachdem der Maire von Cahors bei dem von Peyrorade, Cape's Wohnorte, Erkundigung eingezogen, dieser antwortete, Cape sey ohne alle Mittel für den Lebensunterhalt, treibe keinen Handel, habe immer in schlechtem Rufe gestanden und vor einigen Jahren auf dieselbe Weise einen seiner Cameraden, nah bei Bayonne, angebunden.

Man kann den Eifer und die Klugheit sämmtlicher Autoritäten und Beamten nicht genug loben, die sie bei dieser Gelegenheit gezeigt haben. Vom 2. bis 11. Sept. blieb stets im Gerichtshof eins seiner Mitglieder, beauftragt die Aussagen der Personen anzunehmen, die erscheinen könnten, um nähere Aufklärung über dies Ereigniß zu geben — das sich freilich nun in Nichts aufgelöst hat u. s. w.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÆT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETÆT

№ 234 Hamburg. Sonnabend, den 3. November. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Refutation.

des accusations injurieuses, hasardées par son Altesse Sérénissime le Duc régnant de Brunswick contre son auguste Tuteur

et

contre les personnes chargées de l'administration des ses états et de l'education du Duc, durant sa minorité.

(Fortsetzung.)

Der Graf von Münster hatte sich damals auf drei Monate nach Deutschland begeben; er empfahl dem Herrn von Schmidt in seiner Antwort, sich zu bedenken, ob er nicht besser thäte, in Braunschweig zu bleiben. Dieser beharrte indessen bei seinem Entschlusse, und bei der Rückkehr des Grafen von Münster nach England erklärte Sich der König zu seiner Anstellung bereit. Herr von Schmidt begab sich darauf zu Seiner Durchlaucht um seine Entlassung zu begehren, wobei er seinem bisherigen Herrn die empfangene Königliche Zusage nicht verschweigen zu dürfen glaubte. Man hat ihm daraus ein Verbrechen gemacht, während er als Ehrenmann sich über die Gründe seines Gesuchs mit der freimüthigsten Offenheit auszusprechen verbunden fühlte. Es war dem Herzog bekannt, daß Herr von Schmidt ohne Gehalt nicht leben konnte, er würde ihn daher ohne Zweifel über seine künftigen Plane befragt, und wenn ihm daraus ein Geheimniß gemacht wäre, Sich gerade eben so über sein Schweigen, wie jetzt über sein Geständniß beklagt haben.

Die Erklärung des Herrn von Schmidt ward auch Anfangs ohne Unwillen aufgenommen. Als er seine förmliche Entlassung verlangte, befahl ihm der Herzog, sie selbst aufzusetzen und Ihm zur Unterschrift vorzulegen. Kurz darauf ließ ihm Seine Durchlaucht befehlen, seine Geschäfte einem andern Geheimen-Rath zu übergeben. Da er noch immer ohne Entscheidung blieb, so erneuerte er sein Abschiedsgesuch. Erst damals ward es klar, daß der Herzog feindliche Gesinnungen gegen ihn angenommen hatte, sey es, daß Seine Durchlaucht durch übelgesinnte Menschen oder durch die Idee gegen ihn eingenommen waren, daß das Mißvergnügen Seines alten Dieners, welches ihn Seine Dienste zu verlassen trieb, für einen öffentlichen Beweis von Mißbilligung Seiner Regierung genommen werden möge. Statt Seines Abschiedes kam Herrn von Schmidt die Anzeige, daß der Herzog Seinen bisherigen Gehalt auf zwei Fünftel herabgesetzt habe, und damit die Bemerkung zu, er werde auch von Seiner Verwaltung noch Rechenschaft abzulegen haben.

Dieser eben so harten als unverdienten Maaßregel unterwarf sich Herr von Schmidt ohne Murren, und er lebte unter ihrem Druck sechs Monate, ohne daß der Herzog einen Grund zur Klage gegen ihn hätte auffinden können.

In der Zwischenzeit hatte sich die Braunschweigische Regierung an die Hannoversche mit der Forderung gewendet, Herrn von Schmidt nicht in den Dienst des Königs aufzunehmen; aber diese sah keinen Grund, ein Versprechen zurückzuziehn, welches ursprünglich gerade in der Absicht gegeben war, Herrn von Schmidt im Herzoglichen Dienste zu erhalten.

Diese Angelegenheit erregte in Deutschland eine so lebhafte Aufmerksamkeit, daß sich der Wiener Hof, um dem Aergerniß ein Ende zu machen, zu freundschaftlichen Vorstellungen deshalb an den Herzog bewogen fand. Beide Umstände scheinen Ihn mehr und mehr aufgereizt zu haben, so daß Herr von Schmidt, welcher die allgemeinste Achtung in Braunschweig genießt, von seinen Freunden dringend aufgefordert ward, ohne Verzug auf seine persönliche Sicherheit zu denken.

Das Gewicht dieser Warnung war ihm so einleuchtend, daß er auf der Stelle Braunschweig verließ und nach Hannover ging; und das harte Verfahren, wozu sich der Herzog alsbald gegen die Familie Seines alten Dieners hinreißen ließ, rechtfertigte nur zu sehr dessen Flucht.

Der Herzog ernannte eine Untersuchungs-Commission in Braunschweig, die ihn richten sollte, und schickte einen Offizier nach Hannover, um ihn zu persönlichem Erscheinen vor ihr aufzufordern. Seine Durchlaucht scheinen gefühlt zu haben, daß die ordentlichen Braunschweigischen Gerichtshöfe zu Werkzeugen der Rachsucht nicht geeignet waren!

Von den Mitgliedern dieser Commission war bis dahin keins in den Geschäften angestellt gewesen, über deren Führung sie jetzt urtheilen sollten. Es ist nicht erforderlich, über sie im Einzelnen zu reden. Allein ihr Präsident hat sich selbst so sehr ins Licht gesetzt, daß er wohl weiter gekannt zu werden verdient, um so mehr als Seine Durchlaucht für gut gefunden, der Regierung des Königs die Entfernung dieses Mannes aus Herzoglichem Dienste zum Vorwurf zu machen. Es ist ein Herr Hurlebusch, gegenwärtig Präsident des Braunschweigischen Consistorii. Als der Herzog Wilhelm den Herrn von Schleinitz in Seinen Geheimen-Rath berufen hatte, ward Herr Hurlebusch dessen Nachfolger als Vice-Präsident des Ober-Apellations-Gerichts zu Wolfenbüttel, und bekleidete diese Stelle im Jahre 1815, bei des Herzogs Tode. Aber schon am Ende Septembers 1816 sah sich die Braunschweigische Regierung genöthigt, dem König seine Entlassung (mit Beibehaltung seines vollen Gehalts als Pension) vorzuschlagen, wofür sie seine Kränklichkeit und Harthörigkeit als Grund anführte. Der Bericht war indessen von dem folgenden amtlichen Schreiben des Staats-Ministers Grafen von Schulenburg an den Grafen von Münster begleitet:

Braunschweig, den 30. Sept. 1816.

Euer Excellenz

habe ich die Ehre anliegend den Bericht an den Prinzen Regenten über die Organisation und Einrichtung des

Ober-Appellations-Gerichts zu überreichen und dabei noch Folgendes hinzuzufügen.

Das Geheime-Raths-Collegium hat darauf angetragen, den bisherigen Vice-Präsidenten Hurlebusch mit Beibehaltung seines Gehalts in den Ruhestand zu setzen und den Grund seiner Harthörigkeit und Kränklichkeit angeführt. Wir haben geglaubt in dem Berichte dasjenige zu übergehen, was ich dieserhalb in diesem Privat-Schreiben Ew. Excellenz annoch mittheilen muß. Nachdem der verstorbene Herzog den Geheimen-Rath von Schleinitz von Wolfenbüttel hierher ins Geheime-Raths-Collegium berief, dirigirte der Vice-Präsident Hurlebusch als vorsitzender Rath die Ober-Appellations-Commission, allein er betrug sich dabei nicht nur mit einem so leidenschaftlichen und unverträglichem Starrsinn, sondern ließ auch eine kleine Schrift drucken, welche ich in der Anlage beifüge, und in welcher er seine Collegen durch eine dem Publicum nur zu deutliche Anspielung (Pag. 15 und 16 in der Note) angriff. Weil hierdurch und durch seine Streitsucht das Gericht an öffentlichem Ansehen verlor, sahen wir uns bereits im Frühjahr genöthigt, ihn officiell, unter dem Vorwande seiner Kränklichkeit und Harthörigkeit von den Sessionen zu dispensiren, und Herr von Schleinitz fuhr bis jetzt zweimal in der Woche nach Wolfenbüttel, um im Appellations-Gerichte zu präsidiren. Herr Harlebusch hat sich zwar in Privat-Schreiben gegen mich über seine Suspension beschwert, allein ich habe ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß er wohl thun werde, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Bei seinem unruhigen und höchst reizbaren Charakter ist es mir aber sehr wahrscheinlich, daß er sich direct beim Regenten beschweren wird, wenn er erfährt, daß er in den Ruhestand gesetzt werden soll. Ich habe daher nicht ermangeln wollen, Ew. Excellenz von dieser Sache genau zu unterrichten, und ersuche Sie nur in diesem Falle, es dahin gewogentlichst einzuleiten, daß in seiner Bescheidung bloß seiner Harthörigkeit und Kränklichkeit erwähnt werde. Er hat dem Staate viele Jahre als sehr geschickter und rechtlicher Richter gedient, und man kann seinen jetzigen Fehler bloß einer Körper- und Geistesschwäche zuschreiben. Seine Pensionirung ist übrigens um so nothwendiger, da keine der übrigen Apellations-Räthe mit ihm ferner dienen würden.

G. v. d. Schulenburg.

Das Original dieses Briefes steht Seiner Durchlaucht zu Befehl. Hätten die darin angeführten Gründe noch nicht hinreichend geschienen, den Herrn Hurlebusch aus dem wirklichen Staatsdienste zu entfernen, so würde sich der König bald nachher dazu genöthigt gesehen haben, als er sich nicht entblödete, ein förmliches Gesuch um Erlaubniß zur Heirath mit Seiner eignen Stieftochter einzugeben! Es verdient bemerkt zu werden, daß Seine Durchlaucht diesen Mann zum Präsidenten Ihres Consistorii gewählt haben, eines Gerichts, welches besonders mit den Ehesachen beauftragt ist. Als einige Jahre nachher die Frage über die Dauer der Minderjährigkeit des Herzogs die Gemüther zu beschäftigen anfing, gab Herr Hurlebusch eine kleine Abhandlung heraus, um den Eintritt der Mündigkeit mit vollendetem 18ten Jahre zu beweisen. Der Staatsminister Graf von Alvensleben schickte diesen Aufsatz dem Grafen von Münster mit einem Briefe zu, worin er als wahrscheinliche Ursache seiner Entstehung das Verlangen seines Verfassers angiebt, sich in der Gunst seines künftigen Landesherrn festzusetzen. Seine Durchlaucht sind in die Schlinge gefallen. Vielleicht ist dieser Mann an dem jetzigen widerwärtigen Verfahren des Herzogs Schuld. Seine Ernennung zum Präsidenten der Untersuchungs-Commission über Herrn von Schmidt, ließ die Verdammung des letzteren um so bestimmter vorhersehen, als Herr Hurlebusch sich sogleich über die erste Pflicht des Richters, die Unparteilichkeit, hinwegsetzte, und Herrn von Schmidt als schuldig darzustellen und seinen Charakter anzuschwärzen bemüht war, ohne auch nur seine Vertheidigung zu erwarten.

Herr von Schmidt hat Herrn Hurlebusch's Beschuldigungen in einer Druckschrift widerlegt. Daher begnügen wir uns hier mit folgenden Bemerkungen:

Die Bundes-Acte behält in ihrem 18. Artikel den Deutschen Unterthanen ausdrücklich das Recht vor, aus einem Bundes-Staate in den andern zu ziehen, und dort in Civil- oder Militair-Dienst zu treten. Bei der Zerstückelung Deutschlands und dem geringen Umfange einiger Deutschen Staaten hätten sich die Unterthanen wie der Vogel in seinem Käfig eingesperrt gefunden, wenn ihnen nicht jene Freiheit durch den 18. Artikel gegeben oder vielmehr bestätigt wäre. Um dieses Gesetz zu beseitigen, sehen sich die Ankläger des Herrn von Schmidt zu der Behauptung gezwungen, daß ein Mann, der an der Spitze der Verwaltung gestanden, sie nicht willkührlich verlassen dürfe, weil er sonst die Staats-Geheimnisse verrathen könnte! Selbst eine solche Regel würde auf den vorliegenden Fall keine Anwendung finden: denn, das Daseyn solcher vorgeblichen Staatsgeheimnisse vorausgesetzt, was würde den König während Seiner Regierung über das Herzogthum Braunschweig gehindert haben, sie sich vorlegen zu lassen? Herr von Schmidt hat unter Seiner Majestät Regierung neunthalb Jahre, unter der des Herzogs nur seit dem Ende des Jahrs 1823 gedient.

Außerdem hatte der Herzog ihm seine Entlassung Anfangs zugestanden, und es handelte sich um nichts weiter mehr als um das von Herrn von Schmidt verlangte Decret. Seine Durchlaucht haben ihn nachher von allen Geschäften entbunden, drei Fünftheile seines Gehalts eingezogen, und ihn in diesem trostlosen Zustande sechs Monate schmachten lassen, ohne auch nur einen Schatten von Beschuldigung gegen ihn aufzubringen. Sollte der König noch länger von des Herzogs Launen die Erfüllung eines Versprechens abhängen lassen, welches Er Herrn von Schmidt zum Vortheil Seiner Durchlaucht selbst gegeben hatte?

Der König durfte Ihn um so weniger verlassen, da fast alle die vorgeblichen Klagen gegen Herrn von Schmidt in gleichem Maaße gegen Seine Majestät selbst gerichtet angesehen werden können.

Nun ist es aber gerade dieser, dem Herrn von Schmidt gewährte Schutz, was den Herzog über jede Mäßigung hinausgeführt hat. Konnten sich Seine Durchlaucht nicht mehr an seiner Person rächen, so wollten sie wenigstens seinen guten Namen schänden. Sollte man es glauben? in dem Augenblick als der Kaiserliche Gesandte dem Herzog vorgestellt hatte, wie sehr Ihm die Verfolgung des Herrn von Schmidt in der öffentlichen Meinung schaden würde, und Ihn beschwor, ein solches Verfahren einzustellen, ließ Seine Durchlaucht in die Braunschweigischen öffentlichen Blätter einen Steckbrief gegen Herrn von Schmidt mit angehängtem Signalement einrücken! Ein solches Verfahren ist nur gegen flüchtige Verbrecher hergebracht, die mit dem stärksten Verdacht beladen sind, niemals gegen einen Mann dessen Aufenthalt man kennt. Die Braunschweigische Polizei war amtlich davon unterrichtet, daß Herr von Schmidt im Schutze des Königs stehe, dennoch wagte sie es, der Hannoverschen Polizei die Aufnahme dieser Beleidigung in die öffentlichen Blätter zuzumuthen! Sie ward natürlich abschlägig beschieden, und ein Gleiches widerfuhr ihr in Cassel, Hamburg und an andern Orten. In Berlin hatte sich die Anzeige ganz unbeachtet in eine Zeitung eingeschlichen; aber nur um Seiner Durchlaucht eine der stärksten und ver-

dienteſten Zurechtweiſungen zuzuziehen. Seine Majeſtät der König von Preußen mißbilligten die Aufnahme, und der Miniſter des Innern, von Schuckmann, ließ in die Staatszeitung eine förmliche Verwahrung dagegen einrücken, worin er ſagte, die Aufnahme ſey ohne Zuſtimmung der obern Behörden, und lediglich in Folge des Zutrauens erfolgt, welches man gewöhnlich den Behörden der Nachbarſtaaten gewähre; er befehle daher allen Abtheilungen der Polizei, dem Steckbriefe, deſſen Aechtheit außerdem zweifelhaft ſcheine, keine Folge zu geben, und ſich in Zukunft ähnlicher Bekanntmachungen gegen Herrn von Schmidt-Phiſeldeck zu enthalten, da derſelbe in Berlin als ein achtbarer Mann bekannt ſey.*)

Weit entfernt dieſe ſcharfe Rüge zu fühlen, war die Braunſchweigiſche Regierung gutmüthig genug, ihr Geſuch bei Seiner Excellenz dem Herrn von Schuckmann mit der Verſicherung zu wiederholen, der Steckbrief ſey wirklich ächt! Der Miniſter, im Gefühl ſeiner Würde, ließ ihr durch einen ſeiner Bureau-Chefs eine abſchlägige Antwort ertheilen. —

Es würde ſchwer geweſen ſeyn, gegen Herrn von Schmidt-Phiſeldeck erhebliche Anklagen vorzubringen, ohne die Leiter ſowohl als die Mitglieder der Vormundſchaftlichen Regierung darin einzuſchließen. Seine Durchlaucht hat geglaubt noch weiter gehen zu müſſen. Zwei Staats-Miniſter, die Grafen von Schulenburg und von Alvensleben,**) hatten in Braunſchweig, einer nach dem andern, an der Spitze der Geſchäfte geſtanden; aber der Herzog glaubt ihre Theilnahme durch das Vorgeben zu beſeitigen, daß ſie nur zur Repräſentation beſtimmt geweſen, und ſchließt dann ohne Umſchweife den Cabinets-Miniſter des Königs, Grafen von Münſter, in die Beſchuldigungen gegen Herrn von Schmidt ein, ohne zu bedenken, daß dieſes nicht ohne Beleidigung des Königs geſchehen konnte, indem Seine Majeſtät zu den ſchlechten Plauen, die der Herzog aufzudecken behauptet, entweder ſtillſchweigend mitgewirkt, oder aber ſie ausdrücklich angeordnet haben müßte.

Einen ſolchen Angriff zu entſchuldigen, mögte man ſich nach einem ſtärkern Grunde als den Haß gegen Herrn von Schmidt-Phiſeldeck umſehen, einem Grunde, der ihn, wenn auch nicht entſchuldigen, doch wenigſtens bemänteln könnte, — er wird ſich aus dem Folgenden errathen laſſen!

Das Werk, womit wir uns gegenwärtig beſchäftigen wollen, wird der Welt als eine Frucht der Beobachtungen des Herzogs gegeben. Seine Durchlaucht belehren uns darin, daß Sie die Geſchäfte Ihren bisherigen Dienern nur deshalb bis jetzt überlaſſen, um Sich beſſer über die Vorfälle während Ihrer Minderjährigkeit zu unterrichten. Die Welt irrte ſich alſo ohne Zweifel, wenn ſie bisher geglaubt hat, daß der Herzog ſeine Zeit in Zerſtreuungen hinbringe; aber ſie würde ſich noch mehr irren, wenn ſie Seinen Entdeckungen den geringſten Werth beilegen wollte. Man wird neben den Lächeln erregenden Beſchwerden „that the „governors would not allow His Serene Highness to go two „steps from one room into another, or into the garden without „leave untill his eighteenth year; that His Serene Highness „dared not eat, read or employ himself in any way „without their especial permission, etc.“ und neben den Jeremiaden über die Anordnungen der Braunſchweigiſchen Behörden hinſichtlich des daſigen Theaters, einige der boshafteſten aber zugleich der ſchlecht erſonnenſten Beſchuldigungen finden. Schlecht erſonnen, weil man ſich keinen vernünftigen Zweck denken kann, der jenen angeſchuldigten Plänen einen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit geben könnte, und weil es nur zu leicht iſt, ihre Grundloſigkeit bis zur Evidenz zu beweiſen.

Seine Durchlaucht beginnen Ihre Philippike mit der Eröffnung, daß der Geheime-Rath von Schmidt-Phiſeldeck bei dem Tode des Herzogs Wilhelm den ehrgeizigen Plan entworfen habe, für ſich ſelbſt zu begründen „a fixed and lasting power. This idea, it is to be pre„sumed, he formed in concert and under the protection of Count „Münster.“

Wir ſind Herrn von Schmidt-Phiſeldeck das Zeugniß ſchuldig, daß es vielleicht keinen weniger ehrgeizigen Mann als ihn giebt. Jedermann in Braunſchweig — vielleicht Seine Durchlaucht ausgenommen — weiß, daß es beim Tode des Herzogs nur von ihm abgehangen hätte, an der Spitze der Regierung zu bleiben. Seine große Beſcheidenheit ließ ihn darauf beſtehen, daß Seine Majeſtät einen Staatsminiſter zum Präſidenten des Braunſchweigiſchen Geheimen-Raths ernenne. Die Wahl des Königs fiel, wie erwähnt, auf den Grafen von Schulenburg. Nach deſſen vorzeitigem Tode im Jahre 1818, wiederholte Herr von Schmidt daſſelbe Geſuch; und das Einzige, was er und Herr von Schleinitz hinzufügten, war der Wunſch, daß die Wahl des Königs auf einen Herrn von ſo hohem Range fallen mögte, daß ſich die alten Geheimen-Räthe des Herzogthums durch ſeine Ernennung nicht herabgeſetzt fühlen müßten.

Man ſchlug mehrere Männer vor, aber der König wollte ſich nicht eher entſcheiden, als bis der Graf von Münſter Ihm einen Mann empfehlen würde, für den er ſelbſt einſtehen könnte. Erſt nachdem der Miniſter den Grafen von Alvensleben perſönlich kennen gelernt hatte, entſchloß ſich der König dieſem achtungswürdigen Manne die Braunſchweigiſche Miniſterſtelle anzubieten.

Beide Staatsminiſter haben die Geſchäfte geleitet. Einer von Graf Schulenburgs Briefen iſt bereits oben mitgetheilt, andere von Graf Alvensleben werden den Beweis liefern, wie ſehr man ſich in der Vorausſetzung täuſchen würde, Seine Excellenz hätten eine ehrenvolle Zurückgezogenheit nur deshalb verlaſſen, um ſich in Braunſchweig einer leeren Repräſentation zu widmen.

Und welchen Vortheil hätte der Graf von Münſter darin finden können, des Herrn von Schmidt vorgebliche ehrgeizige Plane zu begünſtigen? die Vormundſchaft hat ihm Nichts eingebracht, nichts als einen drückenden Zuwachs von Geſchäften, und ſelbſt von Ausgaben. Er hat ſich nicht den geringſten Gehalt anweiſen laſſen, ſo gewiß auch der König einen Antrag dazu nicht abgeſchlagen haben würde.

Ein anderer Beweis für die angeblichen ehrgeizigen Plane des Herrn von Schmidt ſoll in der Nicht-Ernennung eines Braunſchweigiſchen Geſchäftsträgers in London liegen.

---

*) S. K. Preußiſche Staatszeitung vom 7. Mai 1827. No. 106.

**) Beide ſind in Deutſchland bekannt und geachtet, und mit der Liebe und dem Bedauern der Braunſchweiger von ihnen geſchieden. Der Tod entriß dem Lande ſchon lange den würdigen Grafen von Schulenburg-Wolfsburg. Der Graf von Alvensleben hat ſich nur mit Mühe durch den König bewegen laſſen, den Poſten, welchen er zur vollen Zufriedenheit Seiner Majeſtät ausgefüllt, bis zum Regierungsantritt des Herzogs zu behalten. Geachtet und geſchützt von Seinem Herrn, dem König von Preußen, der ihn durch die Ernennung zum Landmarſchall der Brandenburgiſchen Stände ausgezeichnet hat, findet er ſich außer dem Bereich des Herzogs. Beide waren ausgezeichnete Geſchäftsmänner und der Graf von Münſter hat ſeinen amtlichen Briefwechſel mehr mit ihnen als mit Herrn von Schmidt unterhalten. Das dritte Mitglied des Geheimen-Raths war Herr von Schleinitz, ein ehrwürdiger Greis von 74 Jahren. Um folgerecht zu ſcheinen, hat der Herzog auch auf dieſen Ehrenmann Seine Rache ausgedehnt; nachdem er ihn vorher gezwungen, an den harten Maaßregeln gegen ſeinen alten Collegen und Freund Theil zu nehmen, hat Er ihm den Abſchied gegeben, ihm nach 50jährigem Dienſt nur 2 Fünftel ſeines Gehalts gelaſſen, und ſich ſelbſt noch weitere Schritte gegen ihn vorbehalten, falls ſich in der Unterſuchung gegen Herrn von Schmidt etwas gegen ihn ergeben ſollte.

Hier herrscht dieselbe Verwirrung der Begriffe, wie man sie auf jeder Seite der Schrift findet.

Wie hätte ein Herzogthum, das der König regierte, einen Geschäftsträger bei Seiner Majestät ernennen können? Man schickt keinen Gesandten an sich selbst. Das Wahre an der Sache ist, daß der Graf von Münster dem König vorstellte, er könne die Last seiner Geschäfte vermindern, wenn Seine Majestät ihm erlauben wollten, einen Braunschweigischen Staatsdiener neben ihn anstellen zu lassen. Seine Majestät willigten ein. Die Wahl fiel auf einen ausgezeichneten Mann, Herrn von Breymann, dem man einen jährlichen Gehalt von 1000 £ bestimmte. Als sein Ernennungs-Rescript dem König vorgelegt ward, geruheten Seine Majestät zu bemerken, daß Sie einwilligten, aber für Ihre Person keinen andern Mittelsmann zwischen Ihnen und der Braunschweigischen Regierung als den Grafen von Münster wollten. Herr von Breymann war nicht für eine ganz untergeordnete Stellung gemacht, und für die für ihn übrig bleibende Arbeit wäre eine Ausgabe von jährlich 1000 £ zu viel gewesen. Der ganze Plan ward also aufgegeben, was dem Herzog eine Ersparniß von etwa 18,000 Thalern, und dem Grafen von Münster einen Zuwachs von Geschäften zugezogen hat. Dieses Geschenk wäre für Seine Durchlaucht doch wenigstens der Mühe werth gewesen, Sich über einen Ihrer Regierung und vielen andern Personen in Braunschweig bekannten Vorgang vorher zu unterrichten, ehe Sie daraus einen Gegenstand der Klage machten!

Wir kommen jetzt auf die schwärzeste unter den Beschuldigungen, deren Falschheit aber zum Glück nicht weniger klar als ihre Schwärze ist.

Herr von Schmidt-Phiseldeck wird im Einverständniß mit dem Grafen von Münster angeklagt, des Herzogs geistige und körperliche Erziehung so geleitet zu haben, daß er zu regieren unfähig werden sollte. „His Serene Highness had a thousand opportunities of feeling „how desirous these gentlemen (Seine Erzieher) were to intimi„date him according to their instructions, to thwart „every wish and destroy every sign of spirit with a view of „making His Highness a willing prisoner for the remainder of „his life, and preparing him to be treated as a mere machine."

Nach dem Tode des hochseligen Herzogs ließ der König den Prinzen von Braunschweig natürlich die, von ihrem Vater angestellten Erzieher, und richtete im Gefühl Seiner väterlichen Besorgniß um die verwaisten Prinzen, und um ihnen ein für sie so äußerst wünschenswerthes häusliches Leben zu verschaffen, im April 1816, den hier angebogenen Brief (Litt. A.) an die verwittwete Erbprinzessin von Braunschweig, geborne Prinzessin von Oranien. Nur mit Mühe gelang es Seiner Majestät, diese verehrte Fürstin zur Entfernung von Ihrer Frau Mutter, der verwittweten Erbstatthalterin von Holland, zu bewegen. Reicht diese einzige Thatsache nicht hin, den Verfasser der Anklage schaamroth zu machen? Und was wird er sagen, wenn er hört, daß es Herr von Schmidt-Phiseldeck war, der zuerst diese Idee angab, wie aus dem unten abgedruckten eigenhändigen Schreiben (Litt. B.) des verstorbenen Grafen von Schulenburg, vom 21. Sept. 1815, hervorgeht?

Es ward rathsam einen Englischen Geistlichen, der bei den Prinzen angestellt war, zu entlassen. Als sie heranwuchsen, beschäftigte man sich mit der Wahl eines Mannes, der ihr Gemüth und ihre Sitten zu bilden fähig wäre. Nach der reiflichsten Ueberlegung entschied sich die Wahl des Königs für den Kammerherrn von Linsingen, einen Mann von eben so achtbarem als sanftem Charakter, und der eine gründliche Bildung mit Weltkenntniß vereinigt. Man hat Herrn von Linsingen zu Paris, zu Berlin, als Geschäftsträger des Königs, zu Hannover, Braunschweig und Lausanne in der Zeit als er den Herzog begleitete, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Vor seiner Anstellung bei den Prinzen hatte er dem Hause Ihrer Königlichen Hoheiten des Herzogs und der Herzogin von Clarence, während Ihres Aufenthalts in Deutschland, vorgestanden, und sich darin Ihre Gnade erworben, und in diesem Augenblick ist Herr von Linsingen bei dem Hause Ihrer Königlichen Hoheiten des Herzogs und der Herzogin von Cumberland zu Berlin angestellt. Einen solchen Mann erlaubt Sich der Herzog anzuschwärzen und zum Genossen eines abscheulichen Planes zu machen! Und zu welchem Zweck? — um seine mäßige Pension von 900 Thalern einziehen zu können, wie Seine Durchlaucht so eben zu thun für gut gefunden haben! Wir können diese Beschuldigung nicht so leicht hingehen lassen; wir werden ihre Unwahrheit vollständigst beweisen.

Es war im September 1819, als der Graf von Münster die Prinzen von Braunschweig aufs Land zu sich einlud, um bei ihm die Bekanntschaft des Herrn von Linsingen zu machen, der ihnen als ihr künftiger Erzieher vorgestellt ward. Bei allen Vortheilen, welche die Stadt Braunschweig für Erziehung darbietet, konnte doch ein Aufenthalt da-

---

(*Litt. A.*)

Madame ma Cousine!

Dès le moment que je me suis chargé, en qualité de tuteur, de la Régence du Duché de Brunswick, j'ai voué une attention particulière à l'éducation des fils du feu Duc. J'aurois lieu d'espérer que mes soins seroient couronnés d'un meilleur succès, s'il ne manquoit à mes pupilles, devenus orphelins à un âge si tendre, tout ce qui pourroit leur apprendre à chérir et à respecter les liens de famille et à vivre avec leurs égaux. Je connois également les mérites de V. A. R., l'attachement qu'elle porte à la famille de feu son époux, et celui que lui ont voué tous les habitans du Duché de Brunswick. V. A. R., en faisant de temps en temps un séjour à Brunswick, contribueroit infiniment à l'éducation des jeunes Princes, et par là même, au bonheur futur des sujets dont un jour le sort leur sera confié. Je ne doute pas que cette considération récompensera les sacrifices qu'elle pouvoit faire en se séparant momentanément de ses parens. Du moins V. A. R. y trouvera une excuse pour les observations que je viens de soumettre à sa considération. Je suis, avec les sentimens de la plus parfaite estime,

Madame ma Cousine,

de Votre Altesse Royale,

etc. etc.

(Signé) GEORGE. P. R.

(*Litt. B.*)

Hannover, den 21. Sept. 1815.

Der Geheime-Rath von Schmidt hat Ew. Excellenz ersucht zu bewirken, daß des Prinzen Regenten Königliche Hoheit die Frau Herzogin von Braunschweig vermögen wolle, sich in Braunschweig zu etabliren, oder wenigstens dort Aufenthalte zu nehmen. Dieses ist mir ganz aus der Seele geredet, und ich werde mich ungemein freuen, wenn Ew. Excellenz die Erfüllung dieses Wunsches erreichen können. Bei der großen Liebe, welche die Frau Herzogin in Braunschweig genießt, würden sich Ew. Excellenz dadurch ein großes Verdienst um das Land erwerben.

G. v. d. Schulenburg-Wolfsburg.

ſelbſt dem Herzog auf die Länge nicht wohl thun, weil er dort allein von Menſchen umgeben war, die in ihm ihren künftigen Herrn ſahen. Seine Majeſtät wählten daher Lauſanne zum Aufenthalt der Prinzen, und ſie wurden dahin von den Herren von Linſingen und Eigner begleitet. Die Bewohner jener Stadt und die Reiſenden, welche Sie während des Aufenthalts Seiner Durchlaucht beſucht haben, werden bezeugen, daß Sie daſelbſt auf eine, in jeder Hinſicht anſtändige Art behandelt worden, und daß Sie Sich an niemanden als an Sich Selbſt zu halten haben, wenn die Sorgen Ihrer Erzieher und die von denſelben angeſtellten Lehrer ohne Erfolg geweſen ſeyn ſollten.

Man würde für immer von den beunruhigenden Neigungen geſchwiegen haben, die der junge Prinz ſo frühzeitig an den Tag legte, wenn nicht gerade in ihnen die Urſache des Mißverhältniſſes zu ſuchen wäre, welches den Hauptgegenſtand der unbeſonnenen Klagen des Herzogs ausmacht, und wenn nicht gerade dieſe Neigungen den König nothwendig zu der Betrachtung hätten führen müſſen, wie gefährlich es ſeyn würde, dieſem Prinzen zu frühzeitig das Wohl und Wehe ſeiner Unterthanen in die Hände zu geben. Die Berichte des Herrn von Linſingen gaben dem König unaufhörlich Urſache zur Sorge. Wir enthalten uns etwas aus ihnen mitzutheilen. Es wird hinreichend ſeyn, den Herzog an einen Brief Seiner Majeſtät vom Januar 1822 zu erinnern, weil er zeigt, wie ſehr dem König eine vollendete Erziehung Seiner Durchlaucht am Herzen lag. (Litt. C.) Dieſer Brief blieb ohne Erfolg, und der Kummer darüber zog Herrn von Linſingen eine Krankheit zu, die ſein Leben in Gefahr ſetzte. Da nun der König aus den Klagen, die Ihm vom Herzoge wie von ſeinen Erziehern zukamen, einſah, daß ſie nicht länger für einander paßten, ſo enthob Er die letztern ihrer peinlichen Verpflichtung.

Aber es war nicht leicht Herrn von Linſingen zu erſetzen. Der König hatte zu London, in der Begleitung des Prinzen Guſtav, Sohns König Guſtavs des Vierten von Schweden, deſſen ehemaligen Erzieher, den General Polier, kennen gelernt. Dieſe Erziehung ließ nichts zu wünſchen übrig, Seine Majeſtät bevollmächtigten daher den Grafen von Münſter, ihm die Leitung des jungen Herzogs von Braunſchweig anzutragen, um ſeine Erziehung zu vollenden.

(*Litt. C.*)

To the Dukes of Brunswick and Luneburg Prince Charles and Prince William, at Lausanne.

My dear Nephews,

I have received your obliging letters, and thank you for your good wishes, which I sincerely return. The ensuing year will be of considerable importance to you both: you will be placed in situations affording every opportunity to render yourselves fit for the high situations you are called to hold in life. I consider it to be my duty, as your friend and your guardian, to draw your attention to the absolute necessity of well employing the time left for this important purpose. You must be aware of being still deficient in many acquirements indispensably necessary to hold, with proper dignity, the station of Princes. Your own feelings will tell you, whether or not you have constantly paid that degree of attention to your lessons which is required, in order to benefit by them, and especially whether you have been always inclined to shew that degree of deference and attention to the advice of the gentlemen, whom my well directed choice has placed about you, which I, and they, have a right to expect. I most earnestly recommend you to be careful on this subject, and to remember that nobody is well able to command others, who has shewn himself reluctant in paying the proper attention to the advice of those who had authority over them. You cannot possibly, as yet, possess the experience which is absolutely required to appear with propriety in the various situations which await you.

You, my dear Prince Charles, are, as I told you at Hannover, to go early in the spring, attended by the gentlemen at present about you, to Vienna, a town affording every opportunity for completing your education, and especially the means of seeing, how Princes ought to behave in order to be respected. You will enjoy a more liberal allowance for your private expenditure, and the gentlemen about you will be most willing to leave you that degree of freedom, which the age your are attaining permits.

As to you, my dear Prince William, you will soon be joined by Colonel Baron de Dörnberg, an officer equally accomplished as a gentleman, and distinguished as a soldier — once the companion of your late father in his glorious march through the north of Germany — he will attend you to Gottingen and direct your military education.

I think it right to speak to you both on another point equally important to you and to your native country: I mean the duration of your minority, and consequently of my guardianship. I have ordered a minute enquiry into the question at what time, according to the laws and compacts of our family, you ought to be considered to be of age? As to myself, I can have no interest in this question but the sincere part I take in your welfare and that of the Brunswick Dominions. They owe, in a great degree, their preservation to my protection, and you will find hereafter that, under my administration, they have been happy, and that your private concerns have greatly prospered. No views of ambition cane induce me to continue the cares hitherto bestowed on these objects any longer than my duty requires it, and I abide, therefore, the result of these investigations which have been laid before me. The theory, that the completion of the 18th year of age ought to be considered in the ducal line of our House as ending the minority, appears not to be conformable to the family compacts nor to the laws of Germany. How long the minority may have been continued after the completion of the 18th year of life, has not been made quite clear in an historical point of view. I wish, however, to limit your minority to the shortest period established in the Princely Families of Germany, I mean the end of the 21st year of age, this being the same which the laws of Great Britain fix for my Royal Branch and which your late Father, in his last will, appears to have had in contemplation. I flatter myself that your conduct, until that period, may justify my considering you then fit to govern others and to manage your own concerns.

Believe me, my dearest Nephews,

To be ever, &c. &c.

GEORGE. R.

Herr von Polier wird uns erlauben, hier den Brief vorzulegen, worin er den Antrag ablehnt. Er kann ihm nur zur Ehre gereichen, und giebt ein unverwerfliches Zeugniß für Herrn von Linsingen, welches für sich allein hinreichend ist seinen Ankläger zu widerlegen. (Litt. D.)

(*Litt. D.*)

Monsieur le Comte,

La lettre dont Votre Excellence m'a honoré, étant malheureusement arrivée à Carlsruhe après mon départ, a été retardée de plusieurs jours. Je voudrois qu'il fût en mon pouvoir d'exprimer combien j'ai été flatté et reconnoissant de la grâce que Sa Majesté daigne me faire en m'appelant à remplir une place aussi honorable auprès de Son Altesse Sérénissime le Duc de Brunswick. Je n'ignore point tout ce dont je suis redevable, dans cette circonstance, à l'indulgence et à la bienveillance de Votre Excellence. J'y trouve de nouveaux motifs de regretter davantage encore, de n'être pas à même de répondre, comme je l'aurois désiré, à une faveur dont je sens tout le prix.

Lorsque j'ai quitté ma famille et ma patrie pour me dévouer au Prince Gustave, je n'ai consulté que le vif intérêt que sa destinée m'avoit inspiré, et je suis infiniment persuadé, que si Son Altesse Royale a surpassé mes espérances sous tous les rapports, il ne faut l'attribuer qu'à la protection particulière de la Providence, et aux qualités éminentes dont elle l'a douée. A l'époque où j'ai cessé d'être gouverneur du Prince, Son Altesse Royale m'a témoigné le desir que je reste auprès d'elle. Aussi longtemps que son sort ne sera pas ce qu'il devroit être, et qu'en lui consacrant mon existence, j'aurai l'espoir de lui être encore de quelque utilité, je ne m'en séparerai pas. Votre Excellence a des sentimens trop élevés pour qu'il me soit nécessaire de lui présenter d'autres motifs d'excuse. Sans doute, je pourrois en trouver aussi dans la difficulté de la tâche que je devrois entreprendre. En effet, Monsieur le Comte, si les soins de Monsieur de Linsingen n'ont peut-être pas obtenu, jusqu'à présent, tout le succès q'on avoit le droit d'en attendre, il est certain *que le zèle et la sollicitude avec lesquels il a constamment rempli les devoirs de sa vocation, lui ont justement acquis l'estime de tous ceux qui en ont été témoins.* Retenu à Lausanne par une fièvre nerveuse et bilieuse de la nature la plus grave, il a été infiniment pénible pour Monsieur de Linsingen d'être dans l'impossibilité d'accompagner les Princes à Carlsruhe, où Son Altesse Madame la Margrave les attendoit avec impatience. Monsieur de Linsingen est convalescent, mais d'après l'opinion des médecins, son rétablissement est encore assez éloigné, et exigera les plus grands ménagemens.

La bonté de Votre Excellence, à mon égard, m'encourage à la prier de vouloir bien mettre aux pieds de Sa Majesté l'hommage de mon respect, de ma profonde reconnoissance et de mon dévouement sans bornes.

Permettez-moi encore, Monsieur le Comte, de vous présenter mes très-sincères remercîmens et l'assurance de la considération très-distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être,

de Votre Excellence,

etc. etc.

DE POLIER VERNAND.

Vernand, près Lausanne,
le 26 de Mai, 1822.

Seine Majestät benachrichtigten den Herzog im Juliné 1822 von der Entlassung Seiner beiden Erzieher, und schlugen Ihm vor, mit dem Obersten von Dörnberg, der dem Prinzen Wilhelm, Seinem Bruder, kurz zuvor auf die Universität Göttingen gefolgt war, nach Wien zu gehen, wo Seine Durchlaucht nach des Königs Absicht Ihre Erziehung vollenden sollten. (Litt. E.)

Der Herzog bezeugte in Seiner Antwort vom 18. August 1822 *) Seine Zustimmung zu der Wahl des Obersten von Dörnberg, und den Wunsch Herrn Eigner bei Sich zu behalten. Dieser blieb auch bis zu

---

(*Litt. E.*)

My dear Nephew,

Having being informed, by the letter which you have addressed to me, that you disagree with both the gentlemen whom I and your late father had chosen to attend on you, and being further informed, that they themselves do not wish to continue in a situation, in which their faithful endeavours have failed to place them on a comfortable footing with you, I intend to recall them and shall endeavour to find means to reward their valuable services. As to the new appointments, which will become necessary, I refer you, in order to avoid repetition to the letter I have addressed to-day to your worthy Grandmother and to what Monsieur de Bülow will communicate to you on this subject.

Colonel Dörnberg, on whom I have fixed my choice, enjoys, besides many qualities which distinguish him, equally as a gentleman and a solidier, the advantage of having followed your late father in his glorious march to England. However, I should be sorry for you both to put him about you, in case you should have any well-founded objection against his person. Should you now wish for Mr. Eigner to stay with you (although your last letter to me expressed the same complaints against him and Monsieur de Linsingen), I shall have no objection, provided he be willing to remain. In case he should leave you, Monsieur de Hohnhorst, with whom you are acquainted, has been recommended to me for a second attendant on you.

I request you will inform me with confidence of your wishes, and remain,

My dear Nephew

etc. etc.

(Signed) GEORGE. R.

*) Diese bildet in der Schrift Litt. F.

Seinem Regierungsantritt, wo der Herzog ihm eine ehrenvolle Anstellung gab. Wie kann es also Seiner Durchlaucht einfallen, ihn jetzt als einen Mitschuldigen an den ersonnenen Verbrechen des Herrn von Linsingen zu brandmarken?

Die Großmutter der Prinzen, Ihre hochfürstliche Durchlaucht die verwittwete Frau Markgräfin von Baden, hatte die Frage aufgeworfen, ob nicht vielleicht der Besuch einer Deutschen Universität dem Aufenthalt zu Wien vorzuziehen sey? Die Gründe, welche den König für Wien entschieden, sind in einem Briefe des Grafen von Münster an Ihre Königliche Hoheit die Frau Landgräfin von Hessen-Homburg ausgesprochen, welcher hier (Litt. G.) angeschlossen wird. Dieser Auszug beweist nebenbei, daß selbst die Frau Markgräfin des Herzogs Vorurtheil gegen Herrn von Linsingen nicht getheilt hatte.

Wir beschließen diesen Theil der Widerlegung der gehässigsten unter allen Anklagen, mit einem Schreiben Seiner Durchlaucht des Fürsten von Metternich an den Grafen von Münster vom 12. August 1822, woraus man die Sorgfalt würdigen lernt, womit der König des Herzogs Aufenthalt in Wien so vortheilhaft für ihn als möglich zu machen Sich bemüht hatte, indem Er Ihn der Güte Seiner Majestät des Kaisers empfahl. (Litt. H.)

(Litt. G.)

Il ne me reste que d'indiquer les raisons qui empêchent le Roi de partager l'opinion de Madame la Margrave sur le choix du séjour du Duc Charles jusqu'à l'âge de sa majorité. Son Altesse Sérénissime préféroit celui d'une Université allemande. Vienne en est une, et je doute qu'on puisse indiquer une seule science qu'on n'y enseigne pas, et pour laquelle on n'y trouveroit d'excellens maîtres. Il ne dépendra donc que de la bonne volonté de Monseigneur le Duc d'en profiter. Mais ce ne sont pas précisément les sciences qui constituent le but principal de l'éducation d'un jeune Souverain. Il faut qu'il apprenne à connoître le monde et les devoirs d'un Prince destiné à gouverner. Madame la Margrave ne peut ignorer, qu'on accuse son petit-fils d'avoir un penchant pour la mauvaise société. Ce goût pourroit trouver trop d'aliment à la plupart des Universités allemandes. A Vienne, où le Roi a réclamé l'intérêt de l'Empereur et du Prince de Metternich pour son neveu, les devoirs que la cour et la bonne société imposeront à ce Prince, ne sauroient qu'offrir des chances favorables. Il y verra des Princes distingués, sous tous les rapports, parmi les Archiducs, et d'ailleurs, il sera fort utile à Son Altesse Sérénissime de vivre pour quelque temps dans une ville qui offrira à son observation une échelle plus élevée et des proportions plus considérables pour juger sa propre position dans le monde.

Le Roi a vu avec plaisir, que Madame la Margrave rend justice à Monsieur de Linsingen. Il relève à peine d'une maladie causée probablement par les chagrins que sa position lui a fait subir.

(Litt. H. particulière.)

Wir heben zur Ersparung des Raums nur folgende Stelle als wesentlich aus:

— L'Empereur se propose d'attacher, à la personne du Duc, un officier d'un mérite et d'un moralité éprouvée, lequel sera chargé de fair les honneurs de Vienne à ce jeune Prince. Le Roi reconnoîtra dans ce fait, une preuve de la sollicitude réelle que S. M. I. voue à ce que le neveu de son ami et allié ne soit point livré à de mauvaises impressions. Entouré de personnes sûres, il y aura moyen de le diriger sur une route qu'il sera très-heureux de lui voir prendre. Je crois que Votre Excellence feroit bien en accréditant l'officier en question, près de la personne chargée de la conduite du Prince. Je ne puis pas encore répondre du nom de l'officier en question, vu que l'Empereur hésite encore auquel entre deux individus il accordera la préférence. — —

METTERNICH.

Vienne, ce 12 Août 1822.

Das Gesagte wird ohne Zweifel hinreichend seyn, um die Beschuldigung, daß die Erziehung Seiner Durchlaucht absichtlich vernachlässigt sey, in den Augen der Welt zu widerlegen. Wir gehen jetzt zur Widerlegung einer Anklage über, die sich auf die Verhältnisse des Herzogs zu Seinem ehemaligen Erzieher bezieht, und die zu nichts weiter dient, als den Werth der gegen den König gewagten Anklagen in ihr rechtes Licht zu stellen.

Sollte man es für möglich halten, daß ein regierender Herzog von Braunschweig, dessen Finanzen auf eine so glänzende Art wiederhergestellt sind, es dem König zum Vorwurf zu machen wagt, daß er dem Kammerherrn von Linsingen ein jährliches Ruhegehalt von 900 Thaler Conventionsmünze — kaum 143 £ — zugestanden hat. Erinnern Sich Seine Durchlaucht nicht, daß Herr Prince, der Sie nur wenig Jahre begleitete, nach der Bestimmung des hochseligen Herzogs, Ihres Vaters, ein jährliches Ruhegehalt von 280 £ erhält?

Man bemerke den Ton in dem Seine Durchlaucht von dieser Sache reden: „His Serene Highness could not fail by silent observation and calm enquiry to arrive at the fact, that „Monsieur de Schmidt-Phiseldeck had taken many arbitrary „steps, which must be highly displeasing to the Duke."

Es war wohl nicht sehr schwer, diese wichtige Thatsache zu entdecken. Hier ist sie:

„His Serene Highness found that Monsieur de Linsingen, „who, during his attendance on the Duke, for a year and a „half, had done nothing but torment and annoy him in a „dreadful manner, had received a pension of 900 dollars, „although on his appointment no promise of a pension was made „him." Er fährt fort: „If it was necessary to pension Monsieur „de Linsingen for his systematic ill-treatment, His Majesty „could have undertaken that burden on himself, „and not have thrown it on His Highness, for which „there could be no sufficient reason."

Seine Durchlaucht haben uns nicht die Gnade erwiesen, den Grund anzugeben, weshalb ein Vormund verpflichtet seyn soll, die Kosten der Erziehung seines Mündels zu tragen. Zum Ersatz dafür erhalten wir die schöne Lehre über die Rechte eines Fürsten der die Vormundschaft eines Prinzen übernommen hat:

„A tutelar sovereign possesses many rights of a virtual „sovereign, but he is far from having them all. He may indeed possess the power of regulating matters of importance, „when their necessity and utility are undeniable, etc. On the „other hand, it can, by no means, be admitted, that a tutelar

„governor has a right to dispose of the private pro„perty of his ward arbitrarily“ (im gegenwärtigen Fall ist weder Willkühr noch wird über persönliches Eigenthum verfügt) „as in „this case, it might also be allowed, that he can alienate do„mains, or even exchange provinces according to his pleasure.“ (welch ein Schluß!!) „It is, therefore, difficult to perceive, how „Count Münster should have allowed a pension to be granted „to a young man, who had served the House of Hanover and „not that of Brunswick, who had found it convenient to „ask for his discharge after having played the taskmaster for „one year. In a question of right, the sum is known to be „of no consequence, and if his Majesty had the power of be„stowing on Mr. de Linsingen a pension of 900 dollars, he had „equally the power of bestowing 9000! Things of this kind could „only have been arranged with the previous concurrence of the „present Duke, and if he, consulting the interest of the „country, now recalls this pension, he does nothing more „or less than retain property that has been illegally „disposed of.“

Diese letzte Wendung giebt uns wenigstens den gewünschten Aufschluß über das, was der Herzog meint, wenn er in Seiner Bekanntmachung von unerlaubter Verfügung über wohlerworbene Regenten- und Eigenthumsrechte spricht.

Es ist unmöglich, mehr Widersinniges und mehr Widersprüche in einem Satz zusammenzuhäufen, als sich in der Klage über die Pension des Herrn von Linsingen finden. Erst soll der König durch diese Handlung der Gerechtigkeit über Privat-Eigenthum des Herzogs verfügt haben; bald nachher ist es das Interesse des Landes, was die Zurücknahme der Pension erheischt; bald ist Herr von Linsingen nur anderthalb Jahr im Amte gewesen, bald selbst nur ein Jahr. Die Wahrheit ist, und kann Seiner Durchlaucht nicht unbekannt seyn, daß Herr von Linsingen im September 1819 zum Erzieher der Prinzen ernannt wurde, und seinen Abschiedsgehalt im October 1822 angewiesen erhielt. Freilich hat er selbst seine Entlassung gewünscht, aber Seine Durchlaucht verlangten sie nicht weniger, und sicher ist es nicht sein Fehler, daß er nicht länger auf seinem Posten geblieben. Konnte der König weniger thun, als ihm eine mäßige Pension bei seiner Entlassung geben? Und weshalb hätten Seine Majestät aus Ihren Hannoverschen Cassen die Erziehungskosten eines der reichsten Deutschen Prinzen bestreiten sollen? Es wäre eben so überflüssig diese Anforderung zu widerlegen, als den seltsamen Schluß, daß, wenn ein Vormund das Recht haben solle, eine Pension von 900 Thalern zu geben, man ihm auch die Befugniß zugestehen müsse, sie auf 9000 zu erhöhen, oder Provinzen abzutreten!!

Hat der Mann, welchen Seine Durchlaucht mit der Abfassung der Schrift beauftragten, zu wenig Menschenverstand gehabt, um den Widersinn eines solchen Schlusses einzusehen, oder zu wenig Muth, um ihn aufzudecken und seinen Abdruck zu widerrathen?

Wir kommen zu dem Haupt-Klagpuncte, welcher darin besteht, daß Seine Majestät den Herzog erst mit beendigtem 19ten Jahre für mündig erklärt haben, während der Herzog es am Ende des 18ten, ja des 16ten gewesen zu seyn vorgiebt. Gewiß, es müßte ein sehr klarer Fall seyn, um die Bekanntmachung Seiner Durchlaucht zu rechtfertigen, worin das letzte Regierungsjahr des Königs für eine gesetzwidrige Anmaßung erklärt wird; außerdem müßte der Herzog nicht Selbst den Kaiser von Oestreich gebeten haben, den König um eine Verlängerung der Vormundschaft zu ersuchen, die sie noch sechs Monate über ihre wirkliche Beendigung hin ausgedehnt haben würde.

Alles das scheint dem Gedächtniß Seiner Durchlaucht entfallen zu seyn. Wir wollen die Beweggründe, welche Seine Majestät in dieser Sache geleitet haben, in wenig Worten darlegen.

Die Frage über den Eintritt der Volljährigkeit bei den Prinzen der herzoglichen Linie des Braunschweigischen Hauses ist von verschiedenen Staatsrechtslehrern verschieden beantwortet, aber so wenig für das 18te Jahr entschieden, daß die Braunschweigische Regierung bei dem letzten Fall dieser Art, dem Regierungsantritt des Herzogs Carl im Jahr 1735 für diesen Prinzen beim Kaiserlichen Reichshofrath veniam aetatis verlangte und erhielt, ungeachtet er schon über das 22ste Lebensjahr hinaus war. Auf der andern Seite leidet es keinen Zweifel, daß es immer von den Herzögen dieser Linie abhing, das Ende der Minderjährigkeit zu bestimmen, und man findet beinahe kein Beispiel eines Prinzen, der wie der jetzige schon mit vollendetem 19ten Jahre die Regierung übernommen hätte. Man hatte bei Herzog Erich dem Jüngern im 16ten Jahrhundert nur zu sehr erfahren,*) was es heiße, die Braunschweigischen Unterthanen einem unerfahrenen Jüngling auszusetzen.

Seine Durchlaucht legen ein großes Gewicht auf die Ansicht des verstorbenen Herrn von Martens, daß sich die Minderjährigkeit mit dem 18. Jahre endige, — einem Zeitpuncte, der durch das Codicill des hochseligen Herzogs nicht nothwendig verändert scheine. Das Gutachten des Herrn von Martens ist auf Verlangen des Grafen von Münster geschrieben, und von letzterm der Braunschweigischen Regierung mitgetheilt. Aber Herr von Martens kannte so wenig das Testament des hochseligen Herzogs vom Jahre 1813, als was die Braunschweigischen Archive über diesen Gegenstand enthielten. Dieses bewog den Staatsminister Grafen von Alvensleben sie zu untersuchen; wir geben in der Anlage No. IV die Denkschrift, worin er bewieß, daß des Herrn von Martens Annahme nicht in den Hausverträgen begründet ist, und daß der Herzog selbst dann nicht mit dem 18. Jahre volljährig würde, wenn sein Vater über die Dauer der Minderjährigkeit keine Bestimmung hinterlassen hätte.

Ein neuerliches Gutachten in dieser Sache, von der Hand eines berühmten Diplomaten, folgt in der Anlage No. V.

Die Bestimmungen des hochseligen Herzogs über diesen Punct sind folgende:

Zuerst heißt es in Seinem zu London am 5. Mai 1813 gemachten Testamente: „Sollten die politischen Verhältnisse es dereinst erlauben, „daß meine Kinder, nach Vollendung ihrer ersten Erziehung, nach „Deutschland geschickt werden könnten, wohin ich die Erlangung „ihres 16. bis 20. Jahrs rechne; dann wünsche ich, daß sie, nach „mit den Sitten und Gebräuchen, den Interessen und Rechten ihres „deutschen Vaterlandes, und den Rechten, die ihnen als deutsche Fürsten „zustehen, bekannt gemacht zu werden, dort hingeschickt würden, und „unter der ausschließlichen Aufsicht meiner Frau Schwiegermutter „jetzt verwittweten Markgräfin von Baden, ihre Erziehung zu vol„enden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Rethmeyers Chronik II., S. 804. Dieser Herzog ließ unter andern seinen Lehrer, den berühmten Anton Corvin, ins Gefängniß werfen, worin er sechs Jahre lang schmachten mußte.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT Literarische SOCIETÄT
Blätter der Börsen-Halle.

№ 235 Hamburg. Mittwoch, den 7. November. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Refutation.

des accusations injurieuses, hasardées par son Altesse Sérénissime le Duc régnant de Brunswick contre son auguste Tuteur

et

contre les personnes chargées de l'administration des ses états et de l'education du Duc, durant sa minorité.

(Fortsetzung.)

Diese Erklärung ist es, worauf Seine Durchlaucht den Anspruch gründen, sogar schon beim Schluß Ihres 16ten Jahrs für volljährig erklärt zu werden.

Es ist unbegreiflich, wie aus einer Bestimmung, die den Prinzen in Seinem 20sten Jahre unter die ausschließliche Aufsicht seiner Frau Großmutter gesetzt haben würde, gefolgert werden konnte, sein Vater habe Ihm bei erreichtem 16ten Jahre die Regierung der Unterthanen übergeben wollen!

Am Ende desselben Testaments hatte sich der Herzog Wilhelm das Recht, etwaige Aenderungen zu treffen, mit dem Zusatz vorbehalten, „daß, wenn man solche Aenderungen mit seines Namens Unterschrift „finden würde, solche als wörtlich dem Testament einverleibt angesehen „werden sollten." Wirklich änderte sich bald darauf die Lage der Dinge in Deutschland, und im Begriff dahin abzureisen, um Ihre Staaten wieder in Besitz zu nehmen, ließen Seine Durchlaucht in London, am 2. November 1813, eine förmliche Acte ausfertigen, worin Sie erklärten:

„Being about to depart from England, I have given, granted „and disposed of unto His Royal Highness the Prince Regent „the Custody and Tuition of my two Sons Charles and „William and the management of their Lands and Personal „Estates for and during such time I shall remain absent from „England in case my two Sons shall so long remain under „the age of twenty one years, entreating His Royal High„ness's attention to such recommendations as I have „already made or may hereafter make, &c."

Es ist klar, daß der hochselige Herzog hiebei nicht ausschließend die Englischen Gesetze vor Augen hatte, wonach sich die Minderjährigkeit mit dem 21sten Jahre endigt; denn das Codicill ward gemacht, als der Feind das Herzogthum Braunschweig schon verlassen hatte, und an andern Stellen spricht der Herzog von „Lands and Personal Etates," da er doch keine „Lands" in England besaß. Uebrigens bezieht Er sich ausdrücklich auf seine früheren Bestimmungen, und bekräftigt sie von Neuem.

Je mehr der junge Herzog heranwuchs, desto mehr bewegte zu Braunschweig die Frage über Seinen Regierungsantritt die Gemüther. Der König hatte zwei Rücksichten zu nehmen: 1. Auf die Braunschweigischen Hausgesetze und den Willen des hochseligen Herzogs:

2. Eine nicht minder wichtige war das künftige Wohl der Unterthanen des Herzogthums und Seiner Durchlaucht selbst.

Hätte nicht die Richtung des jungen Herzogs fast allgemeine Zweifel über die wichtige Frage erregt, ob Ihm das Wohl Seiner Unterthanen mit vollendetem 18ten Jahr anvertraut werden könnte, so würden Seine Majestät mit großem Vergnügen die Vormundschaft niedergelegt haben, da sie keinen andern Reiz für Sie haben konnte, als den einer sehr mühsamen Pflichterfüllung. Aber alle Nachrichten, welche Sie Sich zu verschaffen vermogten, erfüllten Sie mit derselben Besorgniß. Sie beschlossen daher, Selbst zu urtheilen, und luden bei Ihrer Reise nach Hannover, im Jahre 1821, Seine Durchlaucht dahin ein.

Diese Zusammenkunft zerstreute des Königs Zweifel nicht; sie wurden im Gegentheil von einer Menge erhabener Personen getheilt, die sich damals aus allen Theilen Deutschlands um Seine Majestät versammelt hatten.

Der König sah sich dadurch in eine unangenehme Lage versetzt; denn auf der einen Seite zeigte der junge Herzog ein ungeduldiges Verlangen am Ende Seines 18ten Jahrs für volljährig erklärt zu werden, auf der andern wurden Seine Majestät angegangen, jeder Ungewißheit durch die Erklärung ein Ende zu machen, daß der Herzog mit dem 21sten Jahre die Regierung antreten solle. Ungeachtet nun Seine Majestät überzeugt waren, daß der Prinz mit Seinem 18ten Jahr nicht von Rechtswegen mündig sey, und daß eine weitere Entfernung dieses Zeitpuncts nicht weniger für Seine Durchlaucht als für Ihre Unterthanen von Nutzen seyn werde, so wollten Sie doch eine Frage, die zu unangenehmen Verwickelungen führen konnte, nicht für sich entscheiden, sondern beschlossen, dabei den freundschaftlichen Rath Ihrer Majestäten des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen einzuholen.

Zu diesem Ende richtete der Graf von Münster, am 5. Juli 1822, ein Schreiben an des Staatskanzlers Fürsten von Metternich Durchlaucht und den damaligen Königlich Preußischen Staatskanzler Fürsten von Hardenberg.

Die Antworten beider Fürsten (Litt. I. und K.) werden hier unten mitgetheilt.

(Litt. I.)

Berlin, den 31. Juli 1822.

Hochgeborner,

Ew. Excellenz geehrtestes Schreiben vom 5. Juli, habe ich erhalten und den Beweis Dero geneigten Ver-

Beide erkannten an, daß die Forderung des Herzogs, mit Seinem 18ten Jahre für mündig erklärt zu werden, keinesweges rechtlich begründet sey; dennoch ergriff der König mit Vergnügen den Vorschlag des Königs von Preußen, die Entscheidung der Frage dem Kaiser von Oester-

---

trauens daraus mit lebhafter Dankbarkeit ersehen. Daß die Fortdauer der von S. Majestät dem Könige von Großbritannien, Ihrem allergnädigsten Herrn, im Jahre 1815 übernommenen Vormundschaft über den minderjährigen regierenden Herzog von Braunschweig bisher eben so sehr zum Besten der Unterthanen des Braunschweigischen Landes, als zur Emporbringung der Privat-Angelegenheiten des Herzogs und Seines Herrn Bruders gereicht hat, auch für die Erziehung beider Prinzen nützlich gewesen ist, wird allgemein anerkannt, und daher ist der Wunsch wohl eben so allgemein, die Vormundschaft und Regentschaft noch fortdauern zu sehen, wenn auch die im Braunschweigischen Hause darüber sprechenden Haus-Verträge und Bestimmungen zweifelhaft erscheinen sollten.

Nach dem Aufsatze des Herrn Staats-Ministers Grafen von Alvensleben Excellenz, würde ich geneigt seyn anzunehmen:

Daß da, wo väterliche Dispositionen über die Volljährigkeit etwas bestimmen, diese die Richtschnur geben, da aber, wo diese nichts deshalb festsetzen, das 18. Jahr die Regel sey.

Herzog Wilhelm hat zwar wegen der Majorität in seinem in England niedergelegten Testamente nichts bestimmt, jedoch scheint der ausgedrückte Wunsch, „daß Seine Söhne nach Vollendung ihrer „ersten Erziehung, wohin er die Erlangung des 16. oder 20. Jahres „rechne, nach Deutschland geschickt werden mögten, um unter Aufsicht „ihrer Frau Großmutter ihre Erziehung zu vollenden," — die Erlangung der Volljährigkeit in einem spätern Termin, als dem 18. Jahre, anzudeuten.

S. Majestät der König, mein allergnädigster Herr, höchst welchem ich von der Sache Vortrag gemacht habe, sind der Meinung, ob nicht, um unangenehme Auftritte zu verhüten, durch den Wiener Hof, wo der Herzog sich jetzt aufhält, eine Einverständigung mit ihm zu versuchen, am räthlichsten seyn möchte, und glauben, daß S. Majestät der Kaiser von Oesterreich Ihre Vermittelung eben so willig eintreten zu lassen geneigt seyn werden, als Seine Majestät dazu bereit seyn würden, wenn der Fall wäre, daß der Herzog Sich gerade in Berlin befände.

Mit der vorzüglichsten Verehrung, ꝛc.

Ew. Excellenz,

ꝛc. ꝛc.

C. Fr. v. Hardenberg.

(*Litt. K.*) confidentiel.

Hochgeborner, ꝛc.

Mit wahrem Vergnügen habe ich mich beeilt, S. M. dem Kaiser den in mannigfaltiger Beziehung höchst wichtigen Gegenstand vorzutragen, worüber Ew. Excellenz mit geehrtester Zuschrift vom 5. d. M. mir vertrauliche ausführliche Mittheilungen zu machen die Güte hatten. Es ist mir nunmehr der Auftrag zugegangen, Ew. Excellenz zu ersuchen, S. M. dem König, im Namen meines allergnädigsten Herrn die dankvolle Anerkenntniß dieses neuen Beweises höchstschätzbaren Vertrauens an den Tag zu legen, und zugleich als Resultate der reiflichsten Würdigung und des lebhaftesten Interesses folgende hinsichtlich der Fortdauer der Regentschaft in dem Herzogthume Braunschweig in Anregung gekommenen Frage, von S. M. dem Kaiser aufgefaßte und in Entsprechung des geschenkten Zutrauens mit aller Offenheit und Freimüthigkeit hier entwickelte Ansichten zur Kenntniß S. M. des Königs gefälligst zu bringen.

Der Kaiser glaubt in dieser Angelegenheit für das wahre Interesse Seines erhabenen Bundes-Genossen nur einen Gesichtspunct als vorherrschend, und alle übrigen Rücksichten demselben untergeordnet betrachten zu müssen, nämlich jenen, daß vor den Augen der Welt selbst nur der entfernteste Schein irgend einer Verletzung der Rechte und Ansprüche des jungen Herzogs Carl auf das Sorgfältigste vermieden, und dadurch jeder Vorwurf irgend einer Willkühr oder Privat-Absicht von Seiten der Hannoverschen Vormundschaft entkräftet werden möge.

Es bedarf wohl keiner nähern Ausführung, wie wesentlich in unserer so sehr bewegten Zeit, wo der rege Parteigeist emsig jeden schwachen Faden auffaßt, seine Klagen über die dermalige Ordnung der Dinge daran zu knüpfen, und Mißverständnisse unter den Regierungen für seine sträflichen Absichten zu benutzen, Rücksichten dieser Art geworden sind, und wie wichtig es demnach für jedes Gouvernement ist, vorzugsweise in Fällen, wo, wie in dem gegenwärtigen, Rechtstitel zu berücksichtigen sind, sich auf der möglichst correctesten Linie zu halten.

Diese Bemerkung, deren Richtigkeit Seine Majestät der König gewiß anerkennen werden, als nothwendige Prämisse vorangestellt, — handelt es sich nun darum, die Hauptmomente in nähere Betrachtung zu ziehen, welche einen entscheidenden Einfluß auf die Lösung der Frage haben, ob der dermalen noch minderjährige Herzog Carl auf den Antritt der Regierung des Herzogthums Braunschweig und des Fürstenthums Blankenburg schon nach Vollendung seines 18. Jahrs Anspruch zu machen hat, oder ob die von S. M. dem Könige übernommene Vormundschaft und Regentschaft sich bis zur Vollendung des 21. Lebensjahres dieses Prinzen erstrecken kann.

Als Quellen für die Beurtheilung dieser Frage stellen sich nun die in der Autonomie des Herzoglich-Braunschweigischen Hauses gegründeten, rechtsgültigen, über die Volljährigkeit seiner Glieder bestehenden Haus-Gesetze, Familien-Verträge und die beobachtete Observanz, zugleich aber auch jene Anordnungen dar, welche der hochselige letzte Herzog in Betreff der Vormundschaft und der Behandlung seiner beiden Söhne festzusetzen sich veranlaßt gesehen hat, und es ist nicht zu verkennen, daß die von Ew. Excellenz in dieser Beziehung gefälligst mitgetheilten Materialien und Notizen, wenn sie einer ruhigen unbefangenen Prüfung unterzogen werden, kaum irgend einen Zweifel übrig lassen, daß ohngeachtet des Pacti Henrico-Wilhelmini, wo das 18. Jahr für die Volljährigkeit der Prinzen aus dem Hause Braunschweig bestimmt wird, dennoch die Observanz den Regenten daselbst verstattet, über die Dauer der Minderjährigkeit ihrer Kinder die ihnen gutdünkenden Dispositionen zu treffen, so wie auch, daß es wenigstens in dem Sinn der von dem letzt verewigten Herzog hinsichtlich seiner beiden Söhne getroffenen Anordnungen liegt, daß diese erst mit dem 21. Jahre als volljährig betrachtet werden sollen.

Diese Ansicht wird jedoch, wie Ew. Excellenz bemerken, von dem jungen Herzoge nicht getheilt, und es entstehet dadurch eine Staatsrechtliche Controverse, welche für die beiden hohen Interessenten in so fern in gleichem Grade wichtig und delicat ist, als eines Theils

reich anheim zu geben. Der König bat darum in den drei (Litt. L. M. N.) hier abgedruckten Briefen.

Auf deren Mittheilung wir Verzicht thun zu können glauben.

Man wird bemerken, daß Sie beinahe zwei Monat früher geschrieben sind, als der Herzog von Braunschweig sein 18tes Jahr beendigte.

Des Kaisers Majestät nahm den Vorschlag des Königs auf die freundschaftlichste Art an, wie aus dem Briefe Seiner Durchlaucht des Fürsten von Metternich hervorgeht. (Litt. O.)

Wir können hier diese Anführung ersparen, da die folgenden Zeilen den Inhalt genugsam bezeichnen.

Der Fürst bezeugte sein Bedauern, daß eine dem Herzog von Braunschweig zugestoßene Unpäßlichkeit dessen Ankunft in Wien verzögert habe, um so mehr, da die Reise des Kaisers nach Italien auf den 1. October festgesetzt sey.

Hiedurch litt diese Angelegenheit einen Aufschub bis zum März des folgenden Jahrs. Am 20. dieses Monats hatte der Fürst Staatskanzler eine Unterredung mit dem Herzog, worin er demselben Seine ganze Lage vorstellte. Er hatte Ihm gesagt: „Je ne forme pas le „moindre doute que le Roi ne parte dans sa détermination de „deux bases: l'une est celle de droit, et elle pourroit lui „suffire; l'autre est celle de la convenance, et elle vient à „l'appui de la première base. Les temps sont difficiles, et régner „ne l'est pas moins." Der gütigst mitgetheilte Bericht des Fürsten fährt fort: „J'ai cru devoir diriger sa pensée sur un point de „repos, qui, en le plaçant hors de la nécessité de préjuger la „question du droit, pourroit le conduire à une détermination sur „le fait. Je mis à cet effet en avant l'idée, que de son propre „mouvement il pourroit déclarer à Sa Majesté Britannique, que „désirant vouer un temps donné à ses voyages, il regarderoit „comme une faveur, qu'elle voulut bien continuer à administrer „le Duché; le Duc parut saisir cette idée. Son Altesse Sérénis„sime, après quelques momens de réflexion, me dit, qu'elle n'op„posoit rien à l'idée. Elle évalua le terme à énoncer, et finit „par s'arrêter à celui d'une année. Elle me témoigna, en même „temps, le désir que ce fut de notre part," (vom Oesterreichischen Hofe nämlich) „que l'essai fut tenté, vu que dans ses relations „directes avec Sa Majesté Britannique, elle n'avoit pas encore „été dans le cas de toucher rien de la question. Je me chargeai „d'en écrir à Londres."

Ist ein klarerer Beweis nöthig, daß der Herzog durch die Bekanntmachung, worin Er jetzt das letzte Jahr der vormundschaftlichen Regierung Seiner Majestät für unrechtmäßig erklärt, in offenbarem Widerspruch zu seinem eigenen Uebereinkommen mit dem Wiener Hofe gehandelt hat? Und dies ist um so unverzeihlicher, da der König, wie man gleich sehen wird, Seiner Durchlaucht die Regierung Ihres Herzogthums sechs Monat vor dem vom Herzog Selbst vorgeschlagenen Zeitpuncte übergeben hat.

Der Herr Fürst von Metternich hatte sein Schreiben an den Grafen von Münster, wovon wir so eben einen Auszug gegeben, mit der Bemerkung beschlossen, daß er glauben würde, gegen die Wahrheit zu fehlen, wenn er ihm seine Zufriedenheit nicht ausdrückte, „qu'il avoit „eu de rencontrer dans le Duc, un calme et un aplomb supérieur „à son âge, et un respect pour son auguste Tuteur qui lui paroi„soit celui d'une belle âme." Als der Graf von Münster diesen Brief Seiner Majestät vorgelesen hatte, befahlen Sie ihm, des Fürsten von Metternich Durchlaucht zu antworten: „qu'en consentant à la „proposition de Monseigneur le Duc, sous la forme proposée, „Son Altesse ne disconviendroit pas que le Roi reconnoîtroit in„directement au Duc le droit de l'avoir faite, et qu'elle admet„troit implicitement, que les pactes de famille de la maison „ducale de Brunswick-Lunebourg, ainsi que les dispositions testa„mentaires du feu Duc pouroient être interprètées dans un sens „favorable à l'interprétation que Son Altesse Sérénissime vou„droit leur donner; et que par conséquent les hommes éclairés „et intègres, qui avoient jugé la question d'une manière opposée „s'étoient trompés." Diese am 29. April 1823 ausgefertigte Antwort schließt mit den Worten:

„Heureusement le récit de Votre Altesse contient une obser„vation qui a fait d'autant plus de plaisir au Roi, qu'elle éloigne „toutes les difficultés qui pourroient lui rester. Votre Altesse „assure avoir trouvé Monseigneur le Duc supérieur à son âge etc., „cette assurance, donnée par un homme d'Etat tel que Votre „Altesse, qui connoît mieux que personne tout ce qu'il faut de

---

S. M. der König nicht wohl auf die Erfüllung einer übernommenen und bisher von so glücklichem Erfolge gekrönten Pflicht vor Ablauf der nach höchst Ihrer Ueberzeugung für die Leistung derselben festgesetzten Frist verzichten können, andern Theils aber dem jungen Herzoge eine freiwillige Entsagung seines vermeintlichen guten Rechts, mit vollendetem 18. Jahre die Regierung seiner angeerbten Lande anzutreten, nicht wohl zugemuthet werden kann.

Unter diesen Umständen und bei der Betrachtung, daß selbst auch nur ein Versuch des jungen Herzogs seine Ansprüche via facti geltend zu machen, in mancherlei Beziehung unangenehme Folgen herbeiführen könnte, und allgemeines Aufsehen erregen müßte, dürfte es daher, nach der Ansicht S. M. des Kaisers, am räthlichsten seyn, alle nur immerhin in dem Bereiche verwandtschaftlicher Verhältnisse sich darbietenden Mittel und zu Gebote stehenden Gelegenheiten zu benutzen, den jungen Herzog von der Nichtigkeit seines Anspruchs und von dem wohlbegründeten Recht des Königs auf die Fortsetzung der Regentschaft der Braunschweigischen Lande zu überzeugen, und dadurch von jedem irrigen Schritt abzuhalten; sollten aber Versuche dieser Art, wider alles Vermuthen, fruchtlos bleiben, demselben zu erklären, daß der König, als Beweis möglichster Nachgiebigkeit, Sich herbeizulassen geneigt sey, den für die Ausgleichung solcher Differenzien geeignetesten Weg einzuschlagen, und die Frage der compromissorischen Entscheidung irgend eines Hofes, unter Mittheilung aller zur vollständigen Beurtheilung nöthigen Behelfe zu unterziehen, welche sodann für beide Theile verbindliche Kraft haben müßte.

So befriedigend ein Vorschlag dieser Art für den jungen Herzog seyn würde, und so wenig derselbe seine Beistimmung hiezu verweigern kann; so vollkommen ruhig können Seine Majestät der König gewiß die Chancen eines solchen Ausspruchs erwarten, zugleich aber auch dadurch den unverkennbarsten Beweis äußerster Mäßigung und strengster Unparteilichkeit an den Tag legen, und auch dem leisesten Vorwurf begegnen.

Dieser ganz confidentiellen Aeußerung habe ich übrigens nur die Ehre die erneuerte Versicherung, ꝛc.

Eu. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Fr. Metternich.

Wien, den 12. August 1822.

„nos jours pour gouverner, suffit au Roi pour le décider à remettre „au Duc les rènes du Gouvernement de ses Etats héréditaires, „dès le 30 Octobre, jour auquel Son Altesse Sérénissime aura „accompli sa dix-neuvième année.“

„Sa Majesté auroit même, avec plaisir, rapproché ce terme, „si d'un côté elle n'avoit cru convenable de laisser au Duc le „temps de faire ses arrangemens nécessaires; et si, de l'autre, „les travaux de la première diète générale des Etats de Brunswick, „qui va se terminer de la manière la plus satisfaisante dans le „courant de l'été, ne parroissoit marquer ce terme comme le plus „propre au changement indiqué.“

Der König Selbst kündigte dem Herzog am 29. April 1823 Seinen Entschluß in einem der freundschaftlichsten Briefe an. (Litt. P.)

Der Herzog beschränkt indessen Seine Klage nicht einmal darauf, daß der König die Uebergabe der Regierung rechtswidrig verzögert hätte; Seine Durchlaucht beschweren sich auch darüber, daß Sie bei Ihrer Ankunft in Braunschweig niemanden vorgefunden, um die Regierung zu übergeben, außer den Grafen von Alvensleben, der im Begriff gestanden, Braunschweig zu verlassen, und Herrn von Schmidt-Phiseldeck, der Ihnen keinen Bericht über die vormundschaftliche Regierung, ja nicht einmal über die von ihm geführte Verwaltung Ihres persönlichen Eigenthums, abgestattet hätte.

Die Deutsche Ausgabe der Schmähschrift verbreitet sich noch weiter über diesen Punct. Sie macht es zum Vorwurf, daß sich weder des Herrn Herzogs von Cambridge Königliche Hoheit noch der Graf von Münster in Braunschweig eingefunden hätten, um dem Herzog die Regierung zu übergeben. Der König hat nicht eingesehen, daß dieses nothwendig gewesen, und weder Seine Königliche Hoheit, noch der Graf würden sich haben so lange aufhalten können, als es der Graf von Alvensleben that, welcher in der Welt hoch genug stand, um das Geschäft zu übernehmen, und der sich dessen aufs vollkommenste entledigt hat. Was aber das Vorgeben betrifft, daß die Vormundschaft dem Herzoge weder einen Bericht über ihre Verwaltung, noch über das eigene Vermögen der Prinzen abgelegt habe, so wird ihm hiemit aufs bestimmteste widersprochen. Wie der Herzog eine solche Beschuldigung hat wagen können, wird einem jeden, der das Folgende liest, unbegreiflich scheinen.

Bei Annäherung der Zeit, wo dem Herzog die Regierung übergeben werden sollte, hatte der König für angemessen gehalten, Seiner Durchlaucht einen Brief zu schreiben, den wir hier vollständig einrücken:

Durchlauchtigster ꝛc.

Im Augenblick, da Ich im Begriff bin, Meiner früher gegebenen Zusicherung gemäß, die über Ew. Liebden geführte Vormundschaft niederzulegen und die Regierung Dero Staaten Ihren eigenen Händen zu übergeben, finde Ich Mich veranlaßt, Ew. Liebden zu benachrichtigen, daß Ich sowohl zu dem Geschäft der Uebergabe, als der Auseinandersetzung des bislang ungetheilten Privat-Vermögens Ew. Liebden und Dero Herrn Bruders des Prinzen Wilhelm Liebden, den bisherigen Staats-Minister, Grafen von Alvensleben, ernannt habe, der sich durch besondere von Mir vollzogene Vollmachten zu diesem Geschäft legitimiren wird. Ich darf um so mehr hoffen, daß diese Wahl Ew. Liebden angenehm seyn werde, als der Minister Graf von Alvensleben den dasigen Staats-Angelegenheiten bisher auf eine rühmliche Weise vorgestanden und Gelegenheit gefunden hat, sich auch von der Lage des Fürstlichen Privat-Vermögens genau zu unterrichten.

Die eigene Verwaltung Ew. Liebden Angelegenheiten wird Ihnen, wie Ich zuversichtlich erwarten kann, die Ueberzeugung gewähren, daß Ich bei Meiner vormundschaftlichen Administration lediglich Dero und Ihrer Unterthanen Bestes vor Augen gehabt habe, und daß Ich so glücklich gewesen bin, Meine Wünsche in dieser Hinsicht mit dem besten Erfolge gekrönt zu sehen.

Um den ganzen Lauf der vormundschaftlichen Geschäftsführung in mein Gedächtniß zurück zu rufen und um dieselbe unter einen Gesichtspunct zu stellen, habe ich einen Bericht des dasigen Geheimen-Raths-Collegii begehrt, der Mir auch unterm 25. September eingesandt worden ist.

Ich ersuche Ew. Liebden Sich diesen Bericht vorlegen zu lassen, um Sich schnell davon zu unterrichten, wie die dasige Landes-Verfassung, mit möglichster Berücksichtigung althergebrachter Rechte, den veränderten Zeitumständen anpassend hergestellt worden ist; wie die ganze Organisation der innern Geschäfts-Verwaltung geregelt; wie den wichtigsten Bedürfnissen der Gesetzgebung abgeholfen, und endlich der financielle Zustand sowohl der Steuer- als der Kammer-Casse, so wie des fürstlichen Privat-Vermögens geordnet und in einen blühenden Zustand gebracht worden sind.

Ich kann die vorzügliche dasige Dienerschaft und die Braunschweigi-

---

(Litt. P.)

My dear Nephew,

The answer I have ordered my minister to write to the Prince Metternich, on the subject of the conversation this englightened statesman had with you, concerning the period at which I might resign to you the Government of your hereditary dominions, will be a convincing proof that I never wished, for a moment, to continue the trust confided to me any longer than was consistent with the will of your late father and the true spirit of the rules established in your branch of our family.

I have received, with the sincerest satisfaction, the assurance given by Prince Metternich of his having found you such, that I may venture to deliver to your own hands the welfare of those subjects which Providence has confided to your care. I have, therefore, determined even to accelerate the term which you had mentioned as the time about which you wished to begin your reign, and I have given the necessary directions that the exercise of your sovereign authority, in your own name, may begin on your next birthday. I flatter myself, that the more you shall get acquainted with your own concerns, the more you will be convinced, how sincerely I have had at heart to promote your welfare and the happiness of your subject.

I remain, most sincerely,
Mey dear Nephew,
&c. &c.,
(Signed) GEORGE. R.

Carlton House, 29th. April 1823.

To my dearly beloved Nephew,
The Duke of Brunswick.

schen Unterthanen Eu. Liebden nicht besser empfehlen, als indem Ich Mich auf die Resultate beziehe, welche jener Bericht zusammenstellt.

Ich verbleibe, ꝛc.

Eu. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

GEORGE R.

An des regierenden Herzogs Carl zu Braunschweig und Lüneburg Liebden.

Damit Seine Durchlaucht das Vorhandenseyn dieses Geheimen-Raths-Berichts nicht ferner leugnen könne, geben wir ihn in der Anlage No. VI.;*) haben Sie Sich ihn nicht vorlegen lassen, so ist es Ihre eigene Schuld!

Was aber die Rechnungsablage über das persönliche Vermögen der Prinzen betrifft, so braucht man sich nur daran zu erinnern, daß die Theilung zwischen beiden Brüdern bald nach dem Regierungsantritt des Herzogs zu Stande gekommen, und von Seiner Durchlaucht unterzeichnet ist, und daß die Grundlage dieser Theilung die von Herrn von Schmidt-Phiseldeck abgelegten Rechnungen ausmachen.

Es wäre überflüssig diese sehr ausführliche Arbeit abzudrucken; sie war dem eben erwähnten Bericht beigefügt, und findet sich also in den Händen des Herzogs. Seine Durchlaucht wird daraus ersehen haben, daß dieses persönliche Eigenthum, dessen wichtigster Bestandtheil, das Fürstenthum Oels, beim Tode der Herzoge Friederich und Wilhelm mit Schulden beladen war, sich unter der Verwaltung des Herrn von Schmidt um 599,111 Thaler vermehrt hat.

Wir kommen auf eine andere, eben so übel begründete Klage.

Der Herzog beschwert Sich darüber, daß der König die Braunschweigischen Stände wiederhergestellt hat. Er behauptet diese Handlung nicht bestätigt zu haben:

1. Weil eine Veränderung der ältern Verfassung „involves a „surrender of the rights of the Sovereign, to which no tutelar „government is authorised."

Alles dieses ist falsch. Fürs erste hat der König die Rechte der Braunschweigischen Landstände weder vermehrt noch vermindert; Seine Majestät hat ihnen nur die Aenderungen vorschlagen lassen, welche durch die Veränderung der alten Deutschen Reichsverfassung nothwendig geworden waren.

Der König sah Sich durch den 13. Artikel der Bundes-Acte verpflichtet, die Stände des Herzogthums wiederherzustellen. Es steht nicht in jenem Artikel, daß ein Land, welches der Krieg umgewälzt hat, seiner Verfassung beraubt bleiben solle, weil sein Fürst minderjährig ist. Außerdem bestimmt der 56. Artikel der Ergänzungen der Deutschen Bundes-Acte, daß allenthalben, wo eine Verfassung besteht, Veränderungen darin nur auf verfassungsmäßigem Wege gemacht werden sollen. Der König konnte daher nichts anders thun, als den Ständen die durchaus nothwendigen und dringenden Veränderungen vorschlagen, und die Stände haben sich bei dieser Gelegenheit so vernünftig als aufgeklärt gezeigt.

Vergessen Seine Durchlaucht, daß das Herzogthum Braunschweig eine Landschafts-Ordnung vom 9. April 1770 besitzt, welche ein wahrer Vertrag zwischen dem Herzog und Seinen Unterthanen ist, und die die Herzoge, Ihre Vorfahren zu bestätigen versprochen haben? Der letzte Herzog, vor dem Einbruch der Franzosen im Jahre 1806, Carl Wilhelm Ferdinand, der Großvater des jetzigen Herzogs, hat eine feierliche Bestätigungs-Urkunde darüber ausgestellt.

*) Die wir gern beigefügt haben würden, wenn der Raum es nicht verböte. Anm. d. Red.

Die Rede, welche der Graf von Münster in Gegenwart Seiner Durchlaucht zu den versammelten Braunschweigischen Ständen hielt, und die Verordnung „die erneuerte Landschafts-Ordnung" betreffend, vom 25. April 1820 werden beweisen, mit welcher Rücksicht auf die Rechte Seiner Durchlaucht dieser Gegenstand in Ordnung gebracht ist. In der That besteht die einzige Klage, die der Herzog dagegen vorzubringen vermogt hat, — sollte man es glauben? — darin, daß man für nöthig gefunden, die Befehle des Fürsten durch einen Seiner Geheimen Räthe contrasigniren zu lassen. Konnte man weniger zur Beruhigung der Unterthanen thun, die ehemals das wichtige Recht besaßen, gegen die Mißbräuche der Fürstlichen Gewalt bei den Deutschen Reichsgerichten Klage zu führen, und sich nun durch die Bundes-Acte einem unabhängigen Herzog unterworfen sahen? Die Contrasignatur schützt den Fürsten wie den Unterthan gegen Verfälschungen, und ist in allen wohlgeordneten Staaten im Gebrauch, und obwohl sie in England und Frankreich gesetzlich besteht, so halten sich doch die Könige dieser Reiche für nicht weniger unabhängig, als es der Herzog von Braunschweig ist. Daß dadurch den Unterthanen auf keinen Fall zuviel eingeräumt worden, haben Seine Durchl. am besten selbst bewiesen, da wir sehen müssen, wie wenig es Sie kostet, Räthe zu finden, die ihren Namen zu solchen Verordnungen und Klagen hergeben, wie die, womit wir uns hier beschäftigen. Männer, deren Leben bis dahin rein und achtungswerth gewesen, haben die harte Wahl gehabt, entweder ihr Brod zu verlieren, oder ihren Namen unter Verordnungen zu setzen, die sie nicht anders als mißbilligen konnten.

Wir erkennen uns in Beziehung auf eine Aeußerung Seiner Durchlaucht für schuldig. Sie behaupten, daß derjenige weder Ihren väterlichen Gesinnungen noch Ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren lasse, welcher glauben würde, daß Sie der Vorschrift der Bundes-Acte entgegen strebten, wonach in allen Bundes-Staaten ständische Verfassungen bestehen sollen. Unsere Zweifel beruhen auf Thatsachen. Der Herzog hat über drei Jahr regiert, ohne, wie er selbst gesteht, von Rechten Seiner Stände hören zu wollen. Außerdem verstehen Seine Durchlaucht die Bundes-Acte nicht richtig, wenn Sie glauben, Sie würden dem Herzogthum Braunschweig eine Verfassung zu geben haben müssen. Sie bestand in voller Kraft, als Bonaparte's Heer das Land im Jahr 1806 überzog; sie beruhte auf einem Vertrage, und auf Rechten, welche die Vorfahren zugestanden und bis auf den letzten Herzog herab ohne Ausnahme bestätigt hatten. Sollte die Treue, welche die Braunschweiger bewiesen, mit dem Verlust ihrer Rechte belohnt werden?

Die auf dem Wiener Congreß vereinigten Fürsten waren weit davon entfernt, etwas der Art festzusetzen, und die Ergänzungs-Acte des Deutschen Bundes sagt in ihrem 55. Artikel ausdrücklich, daß es von den Fürsten abhängt, die Einführung der Verfassungen, wovon der vorhergehende Artikel handelt, anzuordnen, doch mit Beobachtung der gesetzmäßigen Rechte der Stände, und der gegenwärtigen Verhältnisse. Der 56. Artikel fügt hinzu, daß die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden Verfassungen nicht anders als auf verfassungsmäßigem Wege geändert werden sollen.

Gerade das ist es, was der König gethan hat, indem er die Braunschweigischen Stände über die nothwendig gewordenen Aenderungen zu Rathe zog. Der Erfolg ist für den Fürsten wie für die Unterthanen befriedigend ausgefallen, und Seine Durchlaucht würden in offenbarer Widersetzlichkeit gegen die Bundes-Acte und gegen die Grundgesetze Ihres Herzogthums handeln, wenn sie das gesetzmäßig Bestehende willkührlich verändern, oder eine Verfassung aus dem Stegreif machen wollten.

Aber das ist eine Frage, die wir fortan dem Herzog und den Braunschweigischen Landständen überlassen können; wir wollen lieber der Welt den Ausdruck ihrer Dankbarkeit gegen den König und Allerhöchst-

dessen Ministet vor Augen legen,*) und verbinden damit ein Schreiben, welches wenige Tage nach des Herzogs Regierungsantritt, von dem Braunschweigischen Geheimen-Rath an den Grafen von Münster erlassen ward.**) Ohne Zweifel werden sich Seine Durchlaucht von den darin ausgedrückten Gefühlen lossagen, weil sie von Dienern unterzeichnet sind, welche Sie eben verungnadet haben; aber das nimmt ihnen nichts von ihrem wahren Werth, und der Graf von Alvensleben, dessen Name mit unter dem Schreiben steht, findet sich außer dem Bereich Ihrer Verdammniß.

Es bleibt uns noch eine Klage zu berühren übrig, nämlich das lange Gerede über die Anordnungen der Braunschweigischen Regierung in dem dortigen Theaterwesen, eine Sache, die dem Geheimen-Rath so unwichtig schien, daß er sie nicht einmal dem König vorgelegt hat. Die Regierung urtheilte mit Jean Jacques, daß man in großen Städten Schauspiele bedarf, und da das Braunschweigische sich nur unter dem Beistande des Hofes erhalten konnte, so traf sie die vortheilhafteste-scheinende Vereinbarung mit einer Gesellschaft wohlhabender Einwohner, die nicht sowohl ihren Gewinn als die Herstellung eines guten Theaters im Auge hatten. In der That sollen sie dabei beträchtlich eingebüßt haben, und die Actien auf 60 pro Cent gefallen seyn. Seine Durchlaucht werden wohl nicht leugnen, daß dieser Zweig Ihrer Ausgabe seit Ihrem Regierungsantritt unendlich gewachsen ist. Ohne allen Zweifel ward der Vertrag, welchen der Herzog für so unvortheilhaft hält, mit derselben Gewissenhaftigkeit und Umsicht gemacht, wodurch sich sonst überhaupt die Braunschweigische Regierung auszeichnete, und die Klagen Seiner Durchlaucht über diesen Gegenstand werden mit der Wahrheitsliebe abgefaßt seyn, die in Ihrem schriftstellerischen Versuche überall zu Tage liegt. Seine Durchlaucht haben sich hiebei, zur Belustigung Ihrer Leser, sogar im Witz versucht; Sie vergleichen Herrn von Schmidt-Phiseldeck mit St. Crispin. Wir glauben, die einzige auf den Fall passende Fabel, ist die vom Wolf und Lamm.

Die Gehalts-Zulage der beiden Geheimen-Räthe, welche ebenfalls den Unwillen Seiner Durchlaucht erregt hat, ward ihnen auf die Vorstellung des Grafen von Alvensleben zugestanden, daß ihr Gehalt ganz unzureichend sey. Der König genehmigte den Vorschlag in der Betrachtung, daß Herr von Schmidt-Phiseldeck außer seinen Regierungs-Geschäften die Verwaltung des persönlichen Vermögens der Prinzen mit Einschluß des Fürstenthums Oels, und Herr von Schleinitz den Vorsitz im Ober-Appellations-Gericht zu Wolfenbüttel zu führen hatte, und sich zweimal wöchentlich dahin begeben mußte.

Man wird uns nicht zumuthen, auf Beschuldigungen gegen Herrn von Schmidt über sein Betragen auf dem Wiener Congresse zu antworten; sein Fürst, des Herzogs Vater, hat es gebilligt. Und wäre das auch nicht, wie kann man ihm ein Verbrechen daraus machen, daß er etwas nicht erhalten hat, was Seine Durchlaucht Selbst, wenn Sie Ihre Forderung erneuern wollten, eben so wenig erhalten würden?

Wenn der Herzog sagt, Herr von Schmidt habe der Hannoverschen Regierung ruhig erlaubt, in ihrem Lande Zölle anzulegen, die den Braunschweigischen Handel beeinträchtigten, so darf man wohl fragen, welches Recht und welche Mittel hatte er, eine benachbarte Regierung in der Anordnung ihrer eigenen Angelegenheiten zu stören? Aber man muß wissen, und der Herzog weiß es auch, daß Herr von Schmidt keineswegs unterlassen hat, Vorstellung gegen jene dem Herzogthum nachtheilig scheinende Einrichtungen zu machen, und es ist in Folge dieser Vorstellungen und der darüber eingeleiteten Unterhandlungen, daß ein Vertrag geschlossen worden, der ganz kürzlich von beiden Regierungen bestätigt ist.

Wir müssen noch von einer andern Klage des Herzogs gegen Herrn von Schmidt-Phiseldeck reden. Seine Durchlaucht behaupten, er habe amtliche Papiere zurückbehalten, die er dem Geheimen-Rath hätte abliefern müssen. Diese Papiere waren nichts anders als sein Briefwechsel mit dem Grafen von Münster. Es hing doch gewiß vom König ab, auf welche Weise die Verbindungen mit den Beamten des Herzogthums unterhalten werden sollten. Alles was die Erziehung des Herzogs betraf, die Berichte seiner Hofmeister, ja selbst die Verhandlung über die Frage, ob es wohl gethan seyn würde, Seiner Durchlaucht die Regierung vor erlangter Reife zu übergeben? war nicht dazu geeignet, in die amtlichen Papiere überzugehen, und allen Personen, welche die Regierung ausmachten, vor Augen gelegt zu werden. Außerdem sind die Briefe des Grafen von Münster über diese Gegenstände hauptsächlich an die Grafen von Schulenburg und von Alvensleben gerichtet worden.

Wir hatten gehofft, uns auf Widerlegung der Schrift beschränken zu können, deren Unwahrhaftigkeit nun in das volleste Licht gesetzt ist. Leider aber haben Sich Seine Durchlaucht zu einem neuen Schritt verleiten lassen, der dem frühern überall gleich ist, und dessen Absicht nur von noch größerer Unbesonnenheit zeugt.

Wir sehen eine neue Schrift erscheinen:

„Beschwerde-Schrift der Herzoglich Braunschweigischen Regierung, „welche durch vielfache Rechtskränkungen von Königlich Hannoverscher Seite begründet, und durch das öffentliche Aergerniß der „widerrechtlichen Schutz-Verleihung und Anstellung des Geheimen-„Raths von Schmidt-Phiseldeck abgenöthigt ist."

Dieses Machwerk sollte dem Bundestage zu Frankfurt übergeben werden; es schließt mit der Aufforderung, daß der Bund die Hannoversche Regierung verurtheilen wolle, den Herzog von Braunschweig vollständig für die vorgeblichen Beeinträchtigungen Seiner Rechte zu entschädigen, und sich eines Verfahrens zu enthalten, welches mit den Bundesgesetzen und mit der Grundverfassung von Recht und Ordnung sich nicht vertrage, den Meineid und Verrath begünstige, und in Deutschland nicht herrschend werden könne, ohne den Untergang seines Friedens, seines Glücks und seiner Ehre zu befördern.

Von solchen Schmähreden wimmelt die Schrift: Kann man seine Beleidigungen gegen eine Regierung weiter treiben, die allgemein als gerecht und gemäßigt anerkannt ist?

Wir ersparen dem Leser und uns selbst den Ekel, den ein Auszug dieses, die schwärzeste Undankbarkeit übertreffenden Machwerks erregen würde, wir wollen nur die darin angeführten Beschuldigungen kurz aufzählen.

Es sind ihrer acht, und die vier letzten darunter nichts als eine Wiederholung der eben widerlegten Klagen über die Beschützung des Herrn von Schmidt-Phiseldeck. Sie finden sich hier in vier lange Abschnitte zerlegt, in denen er zum beständigen Stichblatt dient. Als Beweis, wie sehr die Hannoversche Regierung die Verwünschungen des Herzogs durch den Schutz, welchen sie dem Gegenstande Seines Hasses angedeihen lassen, verdient habe, führen Ihre Durchlaucht einen Vertrag zwischen Hannover und Braunschweig über Auslieferung der Verbrecher an. Es ist dem scharfsinnigen Autor entgangen, daß, wenn dieser Fall eintreten soll, ein Verbrechen, und vor allem ein Verbrecher vorhanden seyn muß; nun aber besteht das vorgebliche Verbrechen bis jetzt nur in erweislich falschen Beschuldigungen, deren Wahrheit der König nicht anerkennen könnte, ohne Sich selbst als Mitschuldigen zu bekennen, und ohne einen höchstverdienten Diener für strafbar zu erklären, der ganz

*) In der Schrift die Anlagen No. VIII. und IX.

**) Desgl. Anlage No. X.

Seinen Befehlen gehandelt, und Seinen ungetheilten Beifall ver- und erworben hat.

Die drei ersten Klagepuncte geben einen auffallenden Beweis von ngeschicktheit der bei Abfassung der Schrift gebrauchten Personen.

Sollte man es für möglich halten, daß jemand so unerfahren in Grundsätzen des Staatsrechts und des Deutschen Bundes sey, um nzubilden, der Bundestag könne sich ein Urtheil über die Europäi- Verträge anmaaßen, auf denen das Europäische Staatsrecht be- oder über Verträge zwischen Preußen und Hannover, die eine endige Folge der Bestimmungen des Wiener Congresses waren?

Der erste dieser Klagepuncte betrifft die Uebereinkunft mit Preußen eine Etappenstraße, welche dem Herzogthum Braunschweig zum heil gereiche.

Man hatte die Verpflichtung, Preußen die zu einer freien Verbin- mit Seinen Rheinischen Landen erforderlichen Heerstraßen einzu- n, weil jene durch das Königreich Hannover und Herzogthum ſchweig von dem übrigen Staat abgeschnitten waren. Der 31. Ar- er Wiener Congreß-Acte enthält darüber ausdrückliche Bestimmun- Die darin mit bezeichnete Heerstraße führt von Halberstadt nach n; über diese beschweren Sich Seine Durchlaucht unter dem Vor- es sey dabei keine Erwähnung Ihres Landes geschehen, und wenn Absicht der Mächte gewesen, Ihr Gebiet zu berühren, so hätten hre Regierung darum erst fragen müssen.

Der Congreß-Acte verdankt der Staat Seiner Durchlaucht seine ung; alle großen Europäischen Mächte haben sie unterzeichnet, und ater des Herzogs ist ihr beigetreten. Die No. 1 bezeichnete Heer- führt durch das Braunschweigische Land. Wollte der Herzog, daß reußischen Truppen, um es zu vermeiden, einen großen Umweg en, so hätten Sie damals sprechen müssen. Aber der verstorbene g war zu weise, um einen so unzeitigen und so offenbar erfolglosen tt zu thun.

Diese vorläufige Uebereinkunft, worin die Braunschweigischen Unter- i wie die unsrigen behandelt sind, ist durch die späteren Verträge eſtätigt; auch hat die Braunschweigische Regierung mit Herrn von eda, welcher die in Frage stehenden Anordnungen zu Berlin unter- lte, in Verbindung gestanden.

Behaupten etwa Seine Durchlaucht, Preußen hätte auf Ihre Voll- keit warten müssen, um die dringenden Anordnungen zu treffen? Durchlaucht besitzen eine solche Leichtigkeit im Vernichten dessen, Ihr erhabener Vormund gethan hat, daß wir Sie vielleicht näch- den Preußischen Truppen Ihre Thore verschließen sehen werden.

Was soll man zu dem Vorwurf sagen, der König habe des Königs Preußen Majestät Seine guten Dienste bei dem Herzog von Braun- g für einen Gebiets-Austausch zugesagt, der vorzüglich kleine ab- erte Stücke betraf. Solche Aussonderungen wurden auf dem eß in großer Zahl zum Vortheil beider Theile getroffen, die da- Verwickelungen auswichen, welchen man mit solchen Inselchen in benachbarten großen Reiche nothwendig ausgesetzt ist. Es war in Beweis von Freundschaft, daß man Preußischer Seits, Hannover erlegenheit einer Unterhandlung ersparen wollte, indem man sie ur Volljährigkeit des Herzogs aufschob. Außerdem berechtigt ein hlag zu einem gegenseitigen und freiwilligen Austausch nur dann Klage, wenn ein nothwendiger Verlust davon unzertrennlich ist. seit wann hat man das Anerbieten guter Dienste als eine Beleidi- angesehen?

Die zweite Klage besagt, daß der Vortheil des Herzogs bei den er Unterhandlungen 1815 vernachlässigt, und der Braunschweig zu- sene Antheil an der Französischen Kriegszahlung außer Verhältniß zu seinen Aufopferungen für die gemeine Sache gewesen sey! Gewiß der Bundestag würde in keine geringe Verlegenheit gerathen, wenn er den Herzog von Braunschweig befriedigen, und darüber urtheilen sollte, ob der König von Hannover für den Herzog eine größere Summe hätte erhalten, oder die Europäischen Mächte sie bewilligen sollen! Hätte sich übrigens der Schreiber dieser Blätter die Mühe gegeben, der Sache auf den Grund zu gehen, so würde er gefunden haben, daß man bei Abschluß des neuen Wiener Bündnisses, nach Bonaparte's Rückkehr, die Zahl der Truppen festsetzte, womit jeder dem Bunde beitretende Fürst zugelassen werden sollte, und das Erbieten des verstorbenen Herzogs von Braunschweig, mit seiner ganzen versammelten Macht beizutreten, vom Congreß abgelehnt, und nur 3000 Mann angenommen wurden. Es wäre eben so leicht als unnütz, zu zeigen, daß Braunschweig, weit davon entfernt, übervortheilt zu seyn, viele Vortheile genossen hat, die andern Fürsten versagt wurden.

Der dritte Klagepunct betrifft die vorgeblich widerrechtliche Verlängerung der Vormundschaft; er ist bereits widerlegt. Nur liest man hier noch die lächerliche Behauptung, daß diese Verlängerung eine Fortdauer der Ausgaben für die Stellvertretung der Person des Fürsten zur Folge gehabt. Uns ist von diesen Ausgaben nichts bekannt, — es gab gar keine solche Ausgaben! Und sollten Seine Durchlaucht irgend etwas dahin rechnen wollen, so ist dessen Betrag seit Ihrem Regierungsantritt gewiß wenigstens verdoppelt worden.

Die grundlosen Klagen über die Braunschweigischen Landstände sind ebenfalls schon widerlegt.

Die Geschichte des Braunschweigischen Theaters, die zu einer fixen Idee geworden zu seyn scheint; und gleich dem Ritornell in diesem Klagliede immer wiederkehrt, giebt uns eine Gelegenheit, zu zeigen, wie richtig unsere oben dargelegte Ansicht davon war. Wir erhalten gerade jetzt vom Herrn von Schmidt-Phiseldeck die Antwort auf unsere deshalb an ihn gerichteten Fragen, und geben sie im Anhange No. XI.

Wir hören, daß dieser Gegenstand bereits in einem öffentlichen Blatt, in No. 73 des „Mitternachts Blattes" vom 7. Mai 1827 vorgekommen ist. Man sieht dort einen neuen Publicisten auftreten, und seine erste Lanze brechen. Denn in Ermangelung einer andern öffentlichen Person wirft sich darin der Braunschweigische Theater-Director zum Vertheidiger für den Satz Seiner Durchlaucht auf, „daß Sie mit „dem 18. Jahre die Regierung hätten übernehmen müssen." Seine Durchlaucht haben nicht gesäumt, sich dieses Vortheils zu versichern, Sie haben in Ihrer Schmähschrift diesen Schriftsteller unter Ihre Fahne genommen! — Man braucht dabei nur zu sagen, daß sich der Eigenthümer jener Zeitung, Herr Rath Müllner, gegen diesen Mißbrauch seines Blattes, den Sich der Herausgeber zu Braunschweig erlaubte, kräftig verwahrt hat.

Der vierte Klagepunct betrifft die innere Verwaltung; er wird durch den Geheimen-Raths-Bericht in der Anlage No. VI. widerlegt. — Es ist übrigens nicht wahr, daß der Gehalt des Herrn von Schmidt-Phiseldeck verdoppelt sey; aber man macht sich kein Gewissen daraus dergleichen Behauptungen vorzubringen. — In der Pensions-Geschichte des Herrn von Linsingen, die man hier nochmals lesen muß, wird denn auch nochmals versichert, daß er nur anderthalb Jahr im Dienst geblieben sey.

Wir wenden uns zuletzt zu einer Beschwerde, die sich der ersten Hauptklage angehängt findet, und wobei der Schreiber selbst gefühlt hat, wie ungeschickt es seyn würde, Sie bei der Deutschen Bundes-Versammlung anzubringen: er belehrt uns zu Anfang seines Werks (S. 6.), daß das Königreich Hannover auf dem Wiener Congreß an Umfang verdoppelt sey, und daß man nicht unglücklicher unterhandeln könne, als dort der Braunschweigische Abgesandte gethan habe.

Die Abründung, welche das Königreich Hannover erhielt, war in den Bundes-Verträgen, welche den Feldzügen von 1813 und 1814, und dem Wiener Congreß vorhergingen, ausbedungen; und wenn der Herzog behauptet, das Königreich Hannover sey durch einen Zuwachs von 250 — 300,000 Seelen verdoppelt, so giebt er nur einen Beweis mehr, wie sehr man sich auf seine Angaben verlassen darf.

Aber es ist peinlich zu sehen, wie der Herzog Seiner Majestät einen Vorwurf daraus macht, daß er Seine Staaten ohne Vergrößerung zurückerhalten habe. Seine Durchlaucht verdanken dem König mehr als Sie eingestehen möchten. — —

Wir haben mehrerer Stücke des Anhangs überhoben seyn können, weil sie, wie z. B. die Schrift von Hurlebusch, schon allgemein bekannt sind; andere, die wir gern aufgenommen hätten, wie z. B. das Gutachten des Grafen von Alvensleben über die Frage der Regierungsmündigkeit im Herzogl. Hause Braunschweig, und den Bericht des Braunschweigischen Geheimen-Raths-Collegii über die Landes-Administration während der Minderjährigkeit des jetzigen Herzogs, mußten wegen Mangel an Raum weggelassen werden. Die Beilage No. III. aber, welche der vorstehenden Widerlegung des Grafen von Münster die Entstehung gegeben, unsern Lesern authentisch vor Augen zu legen, scheint uns eben so die Vollständigkeit so wichtiger Actenstücke als die historisch-politische Gerechtigkeit zu erheischen. Wir lassen sie deshalb hier nachstehend folgen:

Beilage No. III.

Darstellung der Verhältnisse des von Braunschweig entwichenen Geheimen-Raths von Schmidt-Phiseldeck zu der für die Herzoglich-Braunschweigischen Lande bestandenen Vormundschaftlichen Regierung und dem Stellvertreter derselben, Grafen von Münster, so wie im Gegensatze zu dem Herzoglich-Braunschweigischen Hause und der Person Seiner Durchlaucht des jetztregierenden Herrn Herzogs.

Ueber den von Braunschweig nach Hannover entwichenen Geheimen-Rath von Schmidt-Phiseldeck, über die Persönlichkeit dieses Staats-Beamten, dessen Standpunct zu der für das Herzogthum Braunschweig bestandenen Vormundschaftlichen Regierung, so wie zu dem Stellvertreter derselben, Grafen von Münster, und im Gegensatz zu dem Herzoglich-Braunschweigischen Hause und zu der Person des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht, ist seit Kurzem so viel gesprochen, es sind so viele verschiedene Meinungen aufgestellt, und, zum Theil wenigstens, so schiefe Urtheile gefällt worden, daß es wohl der Mühe lohnt, um das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, und zu einem richtigen Resultate zu gelangen, leidenschaftlos und unparteiisch, auf Grundlage einiger erhaltenen officiellen Mittheilungen, diese Verhältnisse zu recherchiren und näher zu beleuchten.

Für diesen Zweck ist es erforderlich, eine frühere Zeit nicht unberücksichtigt zu lassen, und insbesondere die Bildungs-Periode Sr. Herzoglichen Durchlaucht und dasjenige, was während Höchstdessen Minderjährigkeit geschehen, mit den spätern, hier zu beurtheilenden Thatsachen in Verbindung zu stellen.

Der glorreiche Tod des Durchl. Herzogs Friedrich Wilhelm, in der Schlacht von Waterloo, führte die Nothwendigkeit herbei, für Seine Durchlaucht, den jetzt regierenden Herrn Herzog und Höchdessen Land eine Vormundschaft zu organisiren. Seine Majestät der König von England übernahm diese Curatel, theils als nächster Agnat des Hauses Braunschweig, theils aber in Gemäßheit des testamentarisch ausgesprochenen Wunsches Sr. Durchlaucht des Herzogs Friedrich Wilhelm.

An der Spitze der Regierung stand zu Braunschweig in jener Zeit, im Ausgange des Jahrs 1815, kein Mann von Bedeutung. Der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck, in der Schule des ephemeren Königreichs Westphalen zum höhern Staatsdienste gebildet, war in dem damaligen Regierungs-Collegio der umsichtigste. Er entwarf, und der Beweis hievon liegt in den spätern von ihm herbeigeführten Verhältnissen, in präsumtiver Uebereinstimmung mit dem Hannoverschen Grafen von Münster, dessen Bekanntschaft er auf dem Wiener Congreß gemacht, als gerade auf Kosten Braunschweigs für Hannover bedeutende Vortheile erworben wurden, und unter specieller Protection desselben, den umfassenden Plan, für sich eine feste und dauerhafte Herrschaft und Gewalt zu etabliren, wobei es ihm ganz gleichgültig erschien, wenn auch das Herzogthum Braunschweig zu Hannover eine solche Stellung erhielt, daß es für eine Provinz des letztern angesehen und als solche behandelt wurde.

Dieser sein angelegte Plan ließ sich nur realisiren, wenn der Geheime-Rath von Schmidt in dem Regierungs-Collegio Niemanden neben sich hatte, welcher ihm zu widersprechen wagte, und wenn die nothwendigen Communicationen zwischen der Braunschweigischen Landes-Regierung und der Vormundschaftlichen-Regierung sich als Privat-Verhandlungen zwischen dem Geheimen-Rathe von Schmidt und dem Grafen von Münster gestalteten; ferner, wenn er die Ernennung eines Braunschweigischen Staats-Ministers veranlaßte, dessen Individualität sich daran beschränkte, nöthigenfalls zu repräsentiren und als formeller Regierungs-Chef die Verantwortlichkeit zu übernehmen; und endlich, wenn Seine Durchlaucht dem jetzt regierenden Herrn Herzoge Erzieher beigeordnet wurden, deren Persönlichkeit dafür Bürgschaft leistete, daß Höchstdenselbe in einem permanenten Zustande von Unwissenheit und Nichtigkeit erhalten würde, welcher den Herzog unfähig mache, je selbstständig denken und handeln zu können.

Der erste Punct erledigte sich dadurch, daß die älteren, zu dem Geheimen-Rath von Schmidt durchaus in einem subordinirten Verhältnisse stehenden Mitglieder des Geheimen-Raths-Collegii beibehalten wurden, und daß man die Anstellung eines Braunschweigischen Geschäftsträgers zu London, durch die wohlberechnete, von dem Grafen von Münster gegebene Erklärung, daß solches unnöthig erscheine, und das Geld dafür dem Lande erspart werden könne, zu vereiteln wußte; der zweite Punct durch die erfolgte Ernennung der vormaligen Braunschweigischen Staats-Minister, und der dritte Punct scheinbar dadurch, daß Seine Durchlaucht, dem Herzoge, ein gewesener Pagenlehrer, der Professor Eigner, als Erzieher, dann aber der Hannoversche Kammerherr von Linsingen, ein Protégé des Grafen von Münster, als Gouverneur beigeordnet wurde. (Der Beschluß folgt.)

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr zu 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 236 Hamburg. Sonnabend, den 10. November. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Refutation.

des accusations injurieuses, hasardées par son Altesse Sérénissime le Duc régnant de Brunswick contre son auguste Tuteur

et

contre les personnes chargées de l'administration des ses états et de l'education du Duc, durant sa minorité.

Beilage No. III.

Darstellung der Verhältnisse des von Braunschweig entwichenen Geheimen-Raths von Schmidt-Phiseldeck zu der für die Herzoglich Braunschweigischen Lande bestandenen Vormundschaftlichen Regierung ꝛc.

(Beschluß.)

Die dem Durchlauchtigsten Herzoge und Höchstdessen Lande gleich mißfällig gewordenen Handlungen des Geheimen-Raths von Schmidt, lassen sich füglich, wie dieses wohl bemerkt zu werden verdient, in drei Classen eintheilen, und zwar:

1. In solche, welche während der Minderjährigkeit Seiner Durchlaucht des Herzogs, Höchstdemselben fühlbar und sichtbar geworden.
2. In solche, welche einer gleichen, ja einer noch früheren Zeitperiode angehören, wovon inzwischen Seine Durchlaucht, der Herzog, erst nach Höchstdessen Regierungs-Antritt successive Kenntniße erhalten.
3. In solche, welche während der eigenen Landes-Regierung Seiner Herzoglichen Durchlaucht ihre Existenz erhalten, und für welche also der regierende Herr Herzog als der vollgültigste Zeuge zu betrachten.

Bei der Handlungsweise des Geheimen-Raths von Schmidt ist vor Allem die physische und moralische Bildung Seiner Herzoglichen Durchlaucht zu berücksichtigen, für welchen Zweck der Geheime-Rath von Schmidt in Gemeinschaft mit dem Grafen von Münster als alleiniges handelndes Princip angegeben werden muß. Leider ist es nur zu bekannt geworden, wie rücksichtslos und unwürdig Seine Durchlaucht von den Höchstdemselben beigegebenen Erziehern, Eigner und von Linsingen, behandelt, wie alles mögliche geschehen, sich mit den Grundsätzen, welche für die wissenschaftliche und moralische Bildung eines künftigen Landesherrn Platz greifen sollen, in Widerspruch zu setzen. Seine Durchlaucht der Herzog haben es tausendmal fühlen müssen, daß Höchst Sie instructionsmäßig von den gedachten Herren haben eingeschüchtert werden sollen, um jeden Willen, jede Lebenskraft zu vernichten, und zu veranlassen, daß der Herzog für die Dauer seines Lebens wie ein willenloser Gefangner, ja wie eine Maschine behandelt werden könne. Es ist eben so unglaublich als wahr, daß Seine Herzogliche Durchlaucht bis zu Höchstdessen 18tem Jahre, ohne Erlaubniß und Begleitung der Höchstdemselben durch die Vermittelung des Geheimen-Raths von Schmidt zugeordneten Peiniger, kaum zwei Schritte von einem Zimmer in das andere, oder in den Garten gehen, daß Höchstderselbe ohne ihre Zustimmung nicht essen, lesen, oder sich auf eine andere Weise beschäftigen durften, daß unverdiente Schmähungen und Vorwürfe in der Morgenfrühe begonnen, und sich erst mit dem späten Abend geendigt, ohne daß man dem Herzoge auch nur einen Augenblick der Ruhe und Erholung gegönnt hätte.

Bei der spätern Anwesenheit Seiner Durchlaucht in Hannover, erschien bei Höchstdemselben, auf Veranlassung des Geheimen-Rathes von Schmidt und Grafen von Münster, der damalige Herzoglich Braunschweigische Staatsminister, Graf von Alvensleben, und machte dem Herzoge bekannt, daß Höchstdessen Königlicher Vormund gesonnen sey, die Vormundschaft, welche eigentlich mit dem von Seiner Durchlaucht beschrittenen 18ten Jahre sich endige, noch einige Jahre hindurch fortzusetzen.

Man kann hier billig wohl fragen: wenn die rechtliche Befugniß Seiner Majestät des Königs von England feststand, für die Vormundschaftliche Prolongation einen solchen Beschluß zu fassen, wozu war eine desfallsige Eröffnung für Seine Herzogliche Durchlaucht erforderlich? Dem Herzoge war freilich von Jugend auf gesagt worden, Höchstderselbe werde nach den Grundgesetzen des Landes mit vollendetem 18ten Jahre volljährig und regierungsmündig. Mit welchem Rechte konnte hierin eine eben so plötzliche als unerwartete Veränderung eintreten? Die Antwort hierauf ist leicht: Gewiß nur mit dem Rechte des Stärkeren. Seine Durchlaucht haben dieses sehr einleuchtende Argument nur zu zu wohl gefühlt und um deswillen Sich darauf beschränkt, statt dem Grafen von Alvensleben irgend etwas darauf zu erwiedern, mit den Achseln zu zucken. Wenn man dieses für eine Einwilligung angesehen oder dafür ansehen zu können geglaubt, so würden Seine Durchlaucht dagegen feierlichst protestiren können und müssen, theils weil es nicht so gemeint war und seyn konnte, die Unmöglichkeit vorwaltete, dem Rechte des Stärkern einen entschiedenen Willen entgegen zu setzen, theils aber weil Seine Durchlaucht durch gütige Vorsorge in einer kindlichen Unerfahrenheit conservirt waren, so daß unter allen Umständen die Unterlassung einer Protestation gegen die ergriffene Maaßregel und die daraus gezogene Folgerung dem Durchlauchtigsten Herzoge nie würde nachtheilig werden können. So unangenehm es Seiner Durchlaucht dem Herzoge war und seyn mußte, ohne irgend einen Höchstdemselben einleuchtenden Grund, seine Minderjährigkeit verlängert zu sehen, so hielt der Herzog es dennoch für möglich, daß sich der Beschluß der Vormund-

schaftlichen Regierung rechtfertigen lasse, weil man sich für die beschlossene Maaßregel ganz vorzüglich auf den letzten Willen Seiner Durchlaucht des verewigten Herzogs Friedrich Wilhelm berief. Um in dieser Rücksicht sich eine vollständige Ueberzeugung zu verschaffen, schrieben Seine Durchlaucht der Herzog, von Lausanne aus, an den Staatsminister Grafen Alvensleben, mit dem Antrage, Höchstdemselben eine verificirte Abschrift des väterlichen Testaments (welches man bis dahin dem Herzoge unbegreiflicher Weise vorenthalten) zu übersenden. Höchstderselbe erhielt einen Extract aus dem Testamente des hochseligen Herzogs Friedrich Wilhelm eingesandt, in welchem von allen möglichen Dingen die Rede war, nur nicht von dem Puncte, welcher für den Moment Seine Durchlaucht allein interessiren konnte. Man darf nicht ohne Grund voraussetzen, daß hierbei die Absicht vorgewaltet, dem Durchlauchtigen Herzoge gerade dasjenige zu verhehlen, was Höchstdemselben in so manchem Bezuge wichtig erschien. Dringende Aufforderungen von Seiten des Durchlauchtigen Herrn veranlaßten endlich, daß ein für Seine Durchlaucht brauchbarer Testaments-Extract eingesandt wurde, aus welchem der Herzog die Ueberzeugung erhielt, daß der verewigte Herzog Friedrich Wilhelm Durchlaucht die vollendete Erziehung des künftigen Landes-Regenten auf die Zeitperiode vom 16ten bis zum 20sten Jahre beschränkt und bestimmt hatte.

Seine Durchlaucht der Herzog hätte sich im Gefühle von Lebenskraft, welche aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht unterdrückt worden war, wohl in Uebereinstimmung mit dem väterlichen Testamente, nach vollendetem 16ten Jahre für majorenn und regierungsmündig halten dürfen, dennoch führte Seine Durchlaucht eine besonnene Selbstprüfung zu der Ueberzeugung, daß Höchstderselbe das 18te Jahr, als die Mitte der im väterlichen Testamente für diesen Zweck vorgeschriebenen Periode für den Zeitpunct der eingetretenen Mündigkeit ansehen müsse, um so mehr als diese Annahme mit demjenigen quadrirte, was man dem Herzoge über diesen Gegenstand von den Braunschweigischen Landes-Grundgesetzen gesagt hatte. Diesem ungeachtet ging Seine Durchlaucht dem Befehle des Königlichen Vormundes zufolge nach Wien. Ein eben so umsichtiger als wichtiger Staatsmann wird das Zeugniß nicht versagen können, daß der Herzog gemäßigt sprach und handelte, und den wohlwollend Höchst Ihm gegebenen Rathschlägen die ungetheilte Aufmerksamkeit schenkte. Für die letztere Behauptung mögte wohl der Beweis darin liegen, daß Seine Durchlaucht aus Liebe zum Frieden, bestimmt durch den Wunsch, ärgerliche Auftritte und Lärm zu vermeiden, und aus hoher Achtung gegen den empfangenen Rath, in einem Zustande der Sich Selbst auferlegten Resignation verblieb, während der Herzog nach erhaltener rechtlicher Ueberzeugung, daß Höchstderselbe, Kraft eines Braunschweigischen Landesgesetzes mit vollendetem 18ten Jahre volljährig und regierungsmündig geworden, Selbsthandelnd hätte auftreten können, um entweder ohne Rücksicht auf die Befehle Seines Königlichen Vormundes gegen Höchstdenselben bei dem Bundestage klagend aufzutreten und von dem Könige, als dem ungesetzmäßigen Retentor Seiner Staaten, die Zurückgabe derselben zu verlangen, oder aber durch eigene Autorität bestimmt, nach Braunschweig zu gehen, und die Huldigung Höchstseiner Unterthanen zu verlangen und anzunehmen. Durch die Intercession und Umsicht des erfahrenen Staatsmannes unserer Zeit gelang es dem Durchlauchtigsten Herzoge Sein Recht zu erhalten, welches Höchstdemselben ohne diese kräftige Hülfe noch lange Jahre vorenthalten seyn würde. Die Freude seiner Durchlaucht nach jahrelangen Leiden und namenlosen Kränkungen, selbstständig geworden und dem Zustande der Nichtigkeit und Erschlaffung entrissen zu seyn, erzeugte bei dem Durchlauchtigsten Herzoge den festen Entschluß, in den ersten Jahren Seiner Regierung durchaus ruhig zu seyn, nicht das Mindeste zu thun, was der bestandenen Vormundschaftlichen Regierung unangenehm seyn könnte, um auf diese Weise der Welt einen vollgültigen Beweis der Selbstbeherrschung und Mäßigung zu geben, und zugleich durch diese Handlungsweise an den Tag zu legen, daß Höchst Sie nicht zu jung oder zu früh regierungsmündig geworden.

Vor der Beleuchtung derjenigen Handlungen des Geheimen-Raths von Schmidt-Phiseldeck, welche der zweiten oben erwähnten Classe angehören, erscheint es nicht unzweckmäßig, die Lage der Dinge ins Auge zu fassen, wie solche der Durchlauchtigste Herzog bei Höchstdessen Regierungs-Antritt vorgefunden, und wird ein Ueberblick derselben zu gleicher Zeit den Beweis liefern, welche Opfer der Durchlauchtigste Herzog gebracht, um den gefaßten Vorsatz einer dreijährigen Mäßigung und der damit in Verbindung stehenden Inactivität zu erfüllen.

Als Seine Durchlaucht im October des Jahrs 1823 zu Braunschweig eintraf, fand Höchstderselbe, statt den Herzog von Cambridge, den Grafen von Münster oder irgend einen andern Commissair des Königs von England vorzufinden, welcher dem Herzoge, Namens des Durchlauchtigsten Vormundes, die Landes-Regierung übergeben, und welcher irgend etwas gesagt oder gethan, was zu einer Vormundschaftlichen Rechnungs-Ablage imgleichen zu einer Nachweisung über die geführte Landes-Administration gehören konnte, außer dem abgehenden Staats-Minister, Grafen von Alvensleben, Niemand als den Geheimen-Rath von Schmidt, der es nicht einmal für gut fand und der Mühe werth hielt, als bisheriger Administrator des Herzoglichen Privat-Vermögens Seiner Durchlaucht Rechnung abzulegen. Von einer Justification rücksichtlich der Statt gefundenen Landes-Verwaltung, war natürlich gar nicht die Rede, und durch diese auffallenden Unterlassungs-Fehler erhielten Seine Durchlaucht, der Herzog, die noch vollständigere Ueberzeugung, daß man auf Höchstdessen Schwäche, Kindlichkeit, Nullität, u. s. w. welche eben so systematisch als gründlich vorbereitet war, gerechnet habe und noch immer rechne.

In dieser gefälligen Meinung von dem Durchlauchtigsten Herzoge ward Höchstdessen Regierungs-Collegium, oder vielmehr das einzige Organ desselben, der Geheime-Rath von Schmidt, dadurch bestärkt, daß Seine Durchlaucht, als Folge der Sich auferlegten Verpflichtung, Sich ruhig verhielt, weder etwas fragte noch sagte, vielmehr, scheinbar, um den Gang der Geschäfte Sich gar nicht bekümmerte, und jeden Höchstdemselben noch so nahe stehenden Officianten nach seiner Ansicht und seiner Willkühr handeln ließ. Die Mitglieder der Herzoglichen Landes-Regierung, den Herrn von Schmidt an der Spitze, haben sich jedoch gewaltig betrogen, wenn sie das wohlberechnete Nichtsthun Seiner Durchlaucht für Indifferenz gehalten, indem grade diese für eine Zeitlang von dem Herzoge angenommene Art und Weise, Höchstdemselben die beste Gelegenheit verschaffte, zu sehen, zu hören und Sich so viel als nur immer möglich in Landes- und andern Angelegenheiten zu instruiren, um demnächst mit Consequenz und Festigkeit auftreten zu können.

Die erste Schwierigkeit, in welche den Durchlauchtigsten Herzog der gefaßte Vorsatz einer dreijährigen Ruhe und Mäßigung verwickelte, ward veranlaßt durch das Verlangen des Geheimen-Raths von Schmidt, daß Seine Durchlaucht die, während Höchstdessen wirklicher und respective scheinbarer Regierungs-Unmündigkeit organisirte Landständische Verfassung anerkennen sollte. Dem Durchlauchtigsten Herzoge, der aus mehreren demnächst anzuführenden Gründen, diese Verfassung nicht anerkennen wollte noch konnte, blieb, um consequent zu handeln und Sich nicht in eine formelle Opposition gegen ein von der Vormundschaftlichen Regierung erschaffenes Institut zu setzen, nichts weiter übrig, als zu temporisiren, dem Antrage des Geheimen-Raths von Schmidt-Phiseldeck auszuweichen,

das nach alter Sitte dem Landesherrn von der Landschaft offerirte henk von 20,000 Rthlr. Gold weder anzunehmen noch auszuschlagen.

Man würde den landesväterlichen Gesinnungen und der Persönlich- des Durchlauchtigsten Herzogs auf eine ungebührliche Weise zu nahe n, wenn man voraussetzen wollte, es sey der Wille des Herzogs, übel verstandener Souverainität, Sich mit den Bestimmungen der ner Bundes-Acte, welche in den verschiedenen Bundes-Staaten Landdische Verfassungen eingeführt sehen will, in Widerspruch zu setzen. weniger dieses der Fall ist, je nothwendiger erscheint es, die Gründe zustellen, bei deren Vorhandenseyn Seine Durchlaucht unwiderruflich immt worden, die Landständische Verfassung für das Herzogthum aunschweig, in der Form, wie solche von Seiner Majestät dem Könige England gegeben und genehmigt, nicht anzuerkennen, und zwar:

1. Jedes Grundgesetz eines Landes, wenn solches eine früher bestandene Landes-Verfassung abändert, involvirt Veräußerungen von Eigenthums-Rechten des Landesherrn, und zu dieser Veräußerung ist keine Vormundschaftliche Regierung autorisirt, indem einer solchen nur Verwaltungs-Befugnisse zustehen. In die obige Kathegorie gehört die im Jahre 1820 unter Autorität Seiner Majestät des Königs von England für das Herzogthum Braunschweig geschaffene erneuerte Landschafts-Ordnung. Der in Gefolge derselben herbeigeführte Landtags-Abschied hat im Jahre 1823 seine Existenz erhalten, also zu einer Zeit, in welcher der Durchlauchtigste Herzog, kraft der Landes-Grundgesetze, bereits volljährig war. Die von Seiner Durchlaucht verlangte Genehmigung dieser Institution würde, wenn sie ertheilt worden wäre, practisch wenigstens das Bekenntniß enthalten haben, daß Höchstderselbe mit vollendetem 18ten Jahre längst noch nicht mündig geworden.
2. Mußte es Seiner Durchlaucht dem Herzoge höchst mißfällig seyn, daß die bestandene Vormundschaft, oder richtiger die für das Jahr vom October 1822 bis dahin 1823 bestandene Regierungs-Gewalt für die Ausfertigung des Landtags-Abschiedes nichts gethan hatte, bis dahin, daß es feststand, daß Seine Durchlaucht die Regierung über Höchstdero Lande Selbst übernehmen würde. Das desfallsige offene Patent Seiner Majestät des Königs ist vom 6. Juni des Jahrs 1823; der Landtags-Abschied datirt sich vom 11. Juli desselben Jahrs, und der Regierungs-Antritt Seiner Durchlaucht erfolgte im October. Dem Durchlauchtigsten Landesherrn sollten also, nach einem wohlberechnetem Systeme, durch jenen Landtags-Abschied die Hände gebunden werden. Ganz abgesehen davon, daß die Regierungs-Mündigkeit Seiner Durchlaucht mit dem 30. October 1822 kraft des Gesetzes eintrat, es also für alle Anordnungen und Institutionen des Königlichen Vormundes, von diesem Zeitpuncte angerechnet bis zum Regierungs-Antritte des Herzogs zu deren Rechtsgültigkeit Höchstdessen Genehmigung bedarf, so dringen sich unwillkührlich die Fragen auf: Hätte man rechtlicher und billiger Weise der Ausfertigung des Landtags-Abschiedes nicht bis zu dem Regierungs-Antritte Seiner Herzogl. Durchlaucht Anstand geben können? Wäre es nicht wenigstens in der Ordnung gewesen, wenn man Höchstdessen Ratification vorbehalten hätte? Mit welchem Rechte unterzeichnete der König und der Graf von Münster jenes Landes-Gesetz? Doch wenn man auch geneigt seyn könnte, hievon ganz zu abstrahiren, so enthält der in Frage seyende Landtags-Abschied, noch mehr aber die früher geschaffene, erneuerte Landschafts-Ordnung, so viele den Landesherrn bindende und denselben unter gewissen Voraussetzungen compromittirende Bestimmungen, daß durch eine unbedingte Agnition dieses beabsichtigten Landes-Grundgesetzes, ein höchst nachtheiliger Rechtsstand für den Durchlauchtigsten Landesherrn herbeigeführt werden würde. Um nur ein einziges Beispiel auszuheben, braucht hier nur gesagt zu werden, daß ein Rescript des Landesherrn nicht verbindlich, und als erschlichen angesehen werden soll, wenn die Contrasignatur des Ministers auf demselben fehlt.

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß Seine Durchlaucht in Höchstdessen erstem Regierungs-Jahre von allen Seiten mit Klagen und Beschwerden über den Geheimen-Rath von Schmidt bestürmt wurde! Beschwerden, welche zum Theil wenigstens nicht ungegründet erschienen. Eingedenk Ihres mehrerwähnten Vorsatzes, und um kein Mißtrauen zu nähren, wiesen Seine Durchlaucht, der Herzog, Alles zurück, oder übergaben dem Geheimen-Rathe von Schmidt und Höchst Ihrem Geheimen-Raths-Collegio vertrauensvoll und offen die eingekommenen Beschwerde-Schriften. Es konnte indeß nicht fehlen, daß Seine Herzogliche Durchl. durch stille Beobachtung und Prüfung die Ueberzeugung erhielten, daß die Vormundschaftliche Regierung und das Herzogliche Geheime-Raths-Collegium, oder vielmehr das einzige Organ desselben, der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck, willkührliche Handlungen vorgenommen, welche Seiner Herzoglichen Durchlaucht im höchsten Grade mißfällig seyn mußten.

Es wird vollkommen genügen, nur einige dieser Thatsachen hier aufzustellen:

Seine Durchlaucht fanden, daß man den Kammerherrn von Linsingen, der nichts mehr und nichts weniger gethan, als während seiner anderthalbjährigen Begleitung des Herzogs Höchstdenselben auf das Fürchterlichste zu ärgern und zu quälen, mit 900 Rthlr. pensionirt hatte, wiewohl derselbe bei seiner Anstellung ein Pensions-Versprechen überall nicht erhalten, auch seine Entlassung nicht erhielt, sondern es für gut fand, seine Verabschiedung zu fordern. Wenn Herr von Linsingen für seine systematischen Mißhandlungen pensionirt werden sollte, so würde Seine Majestät der König diese Pensions-Verpflichtung am natürlichsten selbst haben übernehmen können; mit dieser Verpflichtung aber Seine Herzogliche Durchlaucht zu belasten, dazu war gewiß kein hinreichender, noch weniger aber ein vernünftiger Grund vorhanden. Einem Regierungs-Vormunde stehen gewiß viele Rechte des Regenten zu, aber bei weitem nicht alle. Der Vormund kann immerhin die Befugniß haben, Sachen von Wichtigkeit, wenn das Zweckdienliche und Nothwendige derselben unverkennbar ist, zu ordnen, wohin auch die Pensionirung eines bejahrten und wohlverdienten Staatsdieners gehören möchte, weil sich hier nicht ohne Grund behaupten läßt, daß der Landes-Regent selbst nach gleichen Grundsätzen der Billigkeit und geleitet durch ein anerkanntes Herkommen, eben so gehandelt haben würde. Dagegen kann man dem Regierungs-Vormunde keineswegs die Befugniß zustehen, über Eigenthums-Rechte seines Pflegebefohlenen willkührlich zu disponiren, denn sonst würde man ihm zugestehen müssen, Domainen zu veräußern, ja selbst Landes-Provinzen zu vertauschen. Es ist deshalb schwer zu begreifen, wie Seine Majestät der König von England es Sich habe gestatten können, einen jungen Mann, der nicht dem Herzoglichen Hause Braunschweig, sondern dem Hause Hannover, gedient hat, für die ein Jahr hindurch meisterhaft gespielte Rolle eines Zuchtmeisters, zu pensioniren, nachdem dieser es seiner Convenienz gemäß gehalten, seinen Abschied zu fordern. Bei Rechts-Grundsätzen kommt es bekanntlich nie auf Summen an, und wenn Seine Majestät der König von England, Sich befugt halten konnte, auf Kosten Braunschweigs, dem Herrn von Linsingen eine Pension von 900 Rthlr. auszuweisen, so könnte Höchstderselbe, mit gleichem Rechte, diese Pension zu 9000 Rthlr. bestimmen. Dergleichen konnte und durfte nur mit Vorbehalt der Genehmigung Seiner Durchlaucht

des regierenden Herrn Herzogs geschehen, und wenn Höchstderselbe, dem Landes-Interesse gemäß, diese willkührlich ausgeworfene Pensien wiederum eingezogen, so involvirt dieser Act nichts mehr und nichts weniger, als eine Zurücknahme von Eigenthum, worüber ungesetzmäßiger Weise disponirt wurde.

Seine Durchlaucht fanden ferner, nach Höchst Ihrem Regierungs-Antritte, daß man es für gut gefunden, mit einer Comité von Kaufleuten über das Hoftheater in Braunschweig einen Contract abzuschließen, welcher Höchstdemselben die Disposition darüber vier Jahre über die Majorennität und drei Jahre über den Regierungs-Antritt hinaus, entzog. Jener Contract enthielt für den Theater-Verein eben so vortheilhafte, als für den Durchlauchtigsten Herzog drückende Bedingungen. Der Comité war zur unentgeldlichen Benutzung contractlich überliefert und überwiesen:

1. Das Theater-Gebäude,
2. Die Hof-Capelle als Orchester,
3. Die Decorationen,
4. Die Garderobe,
5. Das Recht der theatralischen Darstellung u. s. w.

Außerdem hatte sich die provisorische Regierung anheischig gemacht, dem Theater-Vereine einen baaren Zuschuß von jährlich 8000 Rthlrn., und für die von Seiner Herzoglichen Durchlaucht zu benutzende Theaterloge 500 Rthlr. zu zahlen. Endlich war bestimmt worden, daß bei Endigung des Contracts dem Vereine für die von demselben angeschaffte Privat-Garderobe, Theater-Utensilien und andere größtentheils unbrauchbare Dinge, eine Abfindungs-Summe von circa 30,000 Rthlrn. von Seiner Durchlaucht gezahlt werden solle. Ganz abgesehen davon, daß schon früher zwischen der Vormundschaftlichen Regierung und dem gedachten Theater-Vereine ein ähnlicher Contract bestanden, wodurch ohne allen Zweck und ohne den Nutzen und das Vergnügen zu berücksichtigen, von Höchstdessen Vermögen eine bedeutende mehr als 100,000 Rthlr. betragende Summe vergeudet worden, so hatte jener neue Contract, außer den Nachtheilen für Seine Herzogliche Durchlaucht, in pecuniairer Hinsicht, die merkwürdige Folge, daß Höchstdieselben auf das Vergnügen verzichten mußten, auf ihrem Schlosse ein Concert aufführen zu lassen, wenn es der Theaterdirection einfiel, gerade zu derselben Zeit im Schauspielhause eine Oper zu geben, anderer Inconvenienzen, und des Umstandes nicht zu gedenken, daß die Erlaubniß zu den theatralischen Darstellungen nur von Seiner Durchlaucht, als dem souverainen Landesherrn, ausgehen konnte. Es ist wirklich zu verwundern, daß jener Contract dem Durchlauchtigsten Herzoge noch die Befugniß überlassen, in Höchstdero eignes Haus hineingehen zu dürfen. Für die doch nicht ganz unbedeutende Summe von 30,000 Rthlrn. haben, zum größten Theile wenigstens, ganz unbrauchbare Gegenstände acquirirt werden müssen, und namentlich würde es, nach der Versicherung von Sachverständigen, für das jetzige Herzogliche Hoftheater bei weitem vortheilhafter gewesen seyn, wenn jene Privat-Garderobe des Vereins überall nicht acquirirt worden wäre, weil die Anschaffung von einer neuen Garderobe für jedes einzelne Stück sich viel besser in der Darstellung gemacht und nicht so viel gekostet haben würde. Die über die Theaterverhältnisse zu Braunschweig sprechenden Acten liefern den vollgültigen Beweis, daß der betreffende Seiner Herzoglichen Durchlaucht so äußerst nachtheilige Contract am 2. October 1823 noch nicht abgeschlossen gewesen, während Seine Durchlaucht am 30. desselben Monats die Landes-Regierung übernommen. Wenn man nicht annehmen will, daß dem Durchlauchtigsten Herzoge absichtlich und mit Gewalt die Hände haben gebunden und alle Dispositions-Befugnisse haben entzogen werden sollen, so ist kein vernünftiger Grund denkbar, weshalb man es sich gestattet, auf diese Weise gegen Seine Durchlaucht und Höchstdero Interesse zu verfahren. Der Herr Geheime-Rath von Schmidt, welcher vor Durchlauchtigsten Herzoge gesprächsweise darüber constituirt wie man es sich habe erlauben können, wenige Tage vor Höchst Regierungs-Antritt einen so nachtheiligen Contract abzuschließen, für gut gefunden, darauf zu erwiedern, daß die Befugniß hierzu dings vorhanden gewesen, mit dem lächerlichen Hinzufügen, daß in gleichen Monita das ganze Geheime-Raths-Collegium eventuell wortlich sey. Bei diesem Verfahren und dieser Entschuldigung man unwillkührlich an Crispin erinnert, welcher, um armen Leuten thaten zu erzeigen, bei reichen Leuten sich über die Vorurtheile Eigenthume hinwegsetzte.

Der mehrerwähnte Theater-Contract und der gesetzliche Ch desselben ist in einem kürzlich erschienenen Aufsatze, einer vielgele Zeitschrift angehörig, geprüft worden. In demselben ist der rec Beweis geliefert, daß Seine Herzogliche Durchlaucht landesgesetzl vollendetem achtzehnten Jahre majorenn geworden. Nach diesem beweise ist gründlich dargethan, daß für Seine Durchlaucht den H überall keine rechtliche Verbindlichkeit verhanden gewesen, jenen Co zu erfüllen, man möge auch ganz willkührlich annehmen, entweder Seine Durchlaucht zur Zeit des Contractabschlusses majorenn minorenn gewesen. In der erstern Voraussetzung wird behauptet deducirt, daß die Vormundschaftliche Regierung, vom 30. Octobe Jahrs 1822 angerechnet, als dem Zeitpuncte der für Seine Durchl eingetretenen Majorennität, bis zu Höchstderen Regierungs-Antritt eine dritte Behörde zu betrachten sey, welche sich, unbefugt und Auftrag dazu erhalten zu haben, in die Geschäfte eines andern mi mischt. Aus diesem Satze ist die Folgerung gezogen, daß alle Ini tionen und Contracte, welche die Vormundschaftliche Regierung in vorerwähnten Zeitperiode gemacht und abgeschlossen, zu ihrer bleiben Rechtsgültigkeit der speciellen Anerkennung Seiner Durchlaucht bed ten, ohne diese aber für Höchstdieselben keine rechtliche Verpflichtung produciren vermöchten. In der zweiten Voraussetzung aber, und n man, der gelieferten Deduction ungeachtet geneigt seyn könnte, Se Herzogliche Durchlaucht zur Zeit jenes Contract-Abschlusses für minore zu halten, würden Höchstdieselben, als Folge der Ihnen offenbar zu fügten Läsion und der Berechtigung eines jeden Minorennen, sich dag gen mit der Restitution zu schützen, den fraglichen Contract zu erfü keinesweges verbunden gewesen seyn. Es ist Thatsache, daß der Dur lauchtigste Herzog, als Folge des gefaßten Vorsatzes, Sich in den erst Regierungsjahren ganz ruhig zu verhalten, der Erfüllung des ebe Höchstdenenselben so nachtheiligen Contractes kein Hinderniß entgeg gesetzt, ohne übrigens die Rechtsgültigkeit desselben auf irgend eine Weise anzuerkennen.

Seine Durchlaucht fanden nicht minder einen würdigen und gut teten Geschäftsmann, den Präsidenten Ihres ersten Gerichtshofes, be tirt und pensionirt, weil derselbe, ein Freund der guten, alten Ordnu sich nicht dazu entschließen konnte, in dem trüben Geiste der Vormun schaftlichen Regierung zu denken und zu handeln. Dieser umsichtig Rechtsgelehrte hatte, gegen die auf eine künstliche und systematisch Weise zweifelhaft gemachte Majorennität Seiner Durchlaucht, des Her zogs, eine gründliche Deduction geschrieben. Im Gegensatze hierzu haben Seine Herzogliche Durlaucht sehen müssen, daß ein practischer Rechts gelehrter zu einem bedeutenden Staatsamte befördert worden, welcher dem Interesse des Geheimen-Raths von Schmidt gemäß, sich dazu he gegeben, die Scheingründe zusammen zu stellen, welche sich für die Be hauptung aufstellen ließen, daß die Minderjährigkeit Seiner Durchlaucht des Herzogs, sich weit über das achtzehnte Lebensjahr hinaus erstrec

Die Mitglieder des Herzoglichen Geheimen-Raths-Collegii haben durch ihren Vertreter, den Geheimen-Rath von Schmidt, die Minderjährigkeit Seiner Herzoglichen Durchlaucht dazu benutzt, das ihnen früher angewiesene Gehalt, durch die sehr bereitwillige Vormundschaftliche Regierung, verdoppeln, ja verdreifachen zu lassen. Es würde noch viele Zeit und einen bedeutenden Raum bedürfen, wenn man alles dasjenige schildern wollte, was Seine Herzogliche Durchlaucht in Höchstdero Landen Nachtheiliges vorgefunden, und wenn man sich der Speculation hingeben wollte, dasjenige Schlechte zu eruiren, was Seiner Herzoglichen Durchlaucht verheimlicht worden. Es ist eine auf rechtliche Beweise sich stützende Ueberzeugung, daß bei Allem, was Seiner Durchlaucht und Höchstdero Landen Nachtheiliges zugefügt, bei Allem, was das Herzogliche Interesse compromittirt und was Höchstdenenselben mißfällig werden müssen, und mißfällig geworden, der Geheime-Rath von Schmidt größtentheils das handelnde Princip gewesen.

Er war es, der durch seine einseitigen Berichte und Communicationen mit dem Grafen von Münster die Pensionirung des Kammerherrn von Linsingen herbeigeführt; er war es, der aus leicht zu errathenden Absichten, den Seiner Herzoglichen Durchlaucht so äußerst nachtheiligen Contract über Höchstdero Theater abgeschlossen, und zwar zu einer Zeit, als er Seine Herzogliche Durchlaucht binnen wenigen Tagen in Braunschweig erwarten mußte; er war es endlich, der ohne allen verständigen Grund die Destitution und Pensionirung eines würdigen Staatsdieners auswirkte, und einen Rechtsgelehrten zu einem nicht unbedeutenden Posten beförderte, dessen Verdienste sich darauf beschränkten, gegen das Interesse seines rechtmäßigen Landesherrn geschrieben zu haben.

Diese Thatsachen, welche der Persönlichkeit des Geheimen-Raths von Schmidt-Phiseldeck allein angehören, und nach der gemachten Classification die zweite Ordnung bilden, stehen aber nicht für sich allein da, sondern sie sind mit andern eben so wenig zu rechtfertigenden Handlungen desselben in Verbindung zu setzen. Hierher ist vorzüglich zu rechnen:

1. Daß der mehrbesagte Geheime-Rath, rücksichtlich der Stellung von Braunschweig zu Hannover, das Interesse seines damaligen Durchlauchtigen Committenten, bei den Verhandlungen des Wiener Congresses auf eine höchst zweideutige Weise wahrgenommen. Der zwischen Braunschweig und Hannover bestehende Hausvertrag vom 10. December des Jahres 1636, beurkundet ausdrücklich, daß bei dem Erlöschen des einen Hauses, dessen alte und neuerworbene Lande auf das andere übergehen sollen, und obgleich ein neuerer Vertrag vom 20. October 1739 dieses Recht für das Haus Braunschweig, in Bezug auf die Hannoversche Erwerbung von Bremen und Verden, so wie für beide Häuser auf alle folgende Länder-Erwerbungen bestätigt; so hat dennoch der Geheime-Rath von Schmidt während des Wiener Congresses, Seiner Durchlaucht, dem verewigten Herzog Friedrich Wilhelm berichtet, daß dem Hause Braunschweig die Erbfolge in Bremen und Verden noch nicht definitiv zugesichert, ja er hat sogar ohne alle Autorisation und im Widerspruche mit aller diplomatischen Klugheit, in zwei Noten an die Hannoversche Gesandschaft zu Wien darauf angetragen, daß dem Hause Braunschweig die Erbfolge in die neuerworbenen Lande von Hannover zugesichert werden möge, und durch diesen auffallenden Mißgriff ein wirklich schon formell bestehendes Recht in Zweifel gezogen. Die Hannoversche Gesandtschaft hat sehr begreiflich die Einlassung auf diesen Antrag abgelehnt, welcher denn auch, ohne weitere Recherche über eine vorhandene Verrechtigung auf sich beruhen geblieben. Man kann nicht ohne Grund behaupten, daß für das Herzoglich-Braunschweigische Haus auf dem Wiener Congresse und auch später nicht unglücklicher unterhandelt werden konnte, als dieses in der Wirklichkeit geschehen ist.

Wer gewann, um nur Einiges zu berühren, durch die Verhandlungen auf dem Wiener Congresse dadurch, daß Braunschweig in einen nachtheiligen Staatsrechtlichen Zustand versetzt wurde! Graf Münster und der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck, der sich die Aussicht auf Hannoversche Staats-Dienste eröffnete.

2. Daß der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck ruhig es geduldet, daß von Seiten der Hannoverschen Regierung Zölle angelegt worden, welche nur zu sehr sich dazu eigneten, den Handel und den freien Umsatz in dem Herzogthume Braunschweig zu untergraben. Die Folge hat es gelehrt, daß es nur einer Remonstration bedurft hätte, um die Hannoversche Regierung von der Härte und Ungesetzmäßigkeit zu überzeugen und dieselbe zu veranlassen, eine für Braunschweig günstige Modification eintreten zu lassen.

3. Daß der Geheime-Rath von Schmidt in seinem wichtigen Posten und der bestandenen Vormundschaftlichen Regierung ungeachtet, Seiner Durchlaucht dem regierenden Herzoge, als dem rechtmäßigen Landesherrn, ganz insbesondere verpflichtet, bei der künstlich streitig gemachten Frage, ob Höchstderselbe mit dem vollendeten 18ten Jahre mündig werde, oder nicht? wider den Herzog und Höchstdessen Interesse sprach und handelte. Der Beweis hiervon liegt sonnenklar in den über diesen Gegenstand handelnden Acten. Das Landes-Grundgesetz über die Regierungsmündigkeit Seiner Durchlaucht ist keiner Mißdeutung fähig, und war Niemandem besser bekannt als gerade dem Geheimen-Rath von Schmidt. Diesem ungeachtet und nachdem einer der ersten Rechtsgelehrten im Herzogthum Braunschweig seine wohlgegründete Meinung über diesen Gegenstand ausgesprochen, forderte der Graf von Münster den vormaligen Hannoverschen Minister am Bundestage, Herrn von Martens, auf, über die scheinbar zweifelhafte Frage der Majorennität ein rechtliches Gutachten abzustatten, höchstwahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß Herr von Martens, auf Kosten seiner Legalität, den Absichten der Vormundschaftlichen Regierung, oder vielmehr den Absichten ihrer Stellvertreter, entsprechen würde. Man scheint sich indessen verrechnet zu haben, indem Herr von Martens, als unbedingtes Resultat seiner Prüfungen, die Behauptung aufstellte, daß für Seine Herzogliche Durchlaucht allerdings mit dem 18ten Jahre der Zeitpunct der Regierungs-Mündigkeit vorhanden sey. Hiemit hätte man sich wohl billiger und rechtlicher Weise begnügen und Seiner Durchlaucht Höchstdero wohlbegründetes Recht zugestehen sollen. Dieses geschah aber keineswegs. Herr von Schmidt-Phiseldeck wußte Rechts-Gutachten herbeizuschaffen, welche unter den damaligen Umständen ganz nothwendig dem Interesse Seiner Herzoglichen Durchlaucht entgegen seyn mußten, und so ist es leicht zu begreifen, daß diesen letztern Ansichten der Vorzug zuerkannt und die Minderjährigkeit Seiner Herzoglichen Durchlaucht im Widerspruche mit Recht und Gerechtigkeit, verlängert wurde.

Nach dem Entwurfe treten jetzt die Handlungen des Geheimen-Raths von Schmidt-Phiseldeck hervor, welche der dritten Classe angehören.

Gleich in den ersten Tagen, nachdem der formelle Regierungs-Antritt Seiner Herzoglichen Durchlaucht erfolgt, nahm Herr von Schmidt gegen Höchstdenselben einen so sonderbaren und entscheidenden Ton an, daß dem Durchlauchtigsten Herrn nicht nur sogleich die Ueberzeugung werden mußte, er halte sich für ganz unentbehrlich, sondern daß der Herzog auch die Gewißheit erhielt, Herr von Schmidt halte dafür, sein Landesherr werde und dürfe es nicht wagen, ihm zu widersprechen, oder aber ihm entgegen zu handeln, aus Furcht vor dem Könige von England und dem Grafen Münster, deren leicht zu erklärende Protection er genoß. Der absichtlichen Inactivität Seiner Herzoglichen Durchlaucht in Höchstdessen ersten Regierungsjahren ungeachtet, frequentirten Höchstdieselben die Sitzungen Ihres Geheimen-Raths-Collegii, und nur zu oft produ-

cirte die Art und Weise, wie sich der Geheime-Rath von Schmidt benahm, die Vermuthung, daß die Unterschrift des Durchlauchtigsten Herzogs erschlichen und gemißbraucht werden solle.

Im vergangenen Jahre befand sich der Graf von Münster auf einem ihm zugehörigen, nicht fern von der Braunschweigischen Gränze belegenen Gute. Der Erfolg hat gelehrt, daß der Geheime-Rath von Schmidt mit diesem Staatsmanne mündliche und schriftliche Communicationen unterhalten, und diesem ungeachtet hat Herr von Schmidt, in Folge einer desfallsigen höchsten Anfrage, die Versicherung gegeben, in der Zeit mit dem Grafen Münster nicht communicirt zu haben.

So wichtig die Gründe auch sich gestalteten, deren Vorhandenseyn Seiner Herzoglichen Durchlaucht volle Veranlassung gaben, mit der bestandenen Vormundschaftlichen Regierung, ganz insbesondere aber mit der Handlungsweise des Geheimen-Raths von Schmidt, unzufrieden zu seyn; so ließen Höchstdieselben dennoch alles auf sich beruhen, in der Ueberzeugung, daß es besser sey, erlittene Unbilden zu verschmerzen, als mit Seiner Majestät dem König von England in Verührungen zu kommen, welche Höchstdemselben unangenehm seyn, und welche nur zu leicht einen öffentlichen Character annehmen konnten. Während dieser Resignation Seiner Herzoglichen Durchlaucht trat plötzlich der Geheime-Rath von Schmidt, dem, im strengsten Sinne des Worts, nie eine Kränkung zugefügt war, ohne alle Veranlassung auf, und forderte seine Verabschiedung aus Herzoglich Braunschweigischen Staatsdiensten.

Das Abschiedsgesuch des Herrn von Schmidt war auf eine ganz ungeziemende und trotzige Weise abgefaßt, und hauptsächlich dadurch motivirt, daß derselbe seit Jahren von dem Könige von England Dienstversprechungen zugesichert erhalten und angenommen habe. Die unverkennbare Eile, mit welcher der Geheime-Rath von Schmidt die Herzoglich Braunschweigischen Lande zu verlassen beabsichtigte; sein Andrängen, den Abschied sofort in der gewöhnlichen Form ausgefertigt zu erhalten; so wie überhaupt sein ganzes unpolitisches Benehmen in dieser Zeit, mußte Seiner Herzoglichen Durchlaucht im höchsten Grade befremdend seyn. Es war mehr als zu natürlich, daß bei Seiner Herzoglichen Durchlaucht Zweifel entstanden, ob auch die Handlungsweise des Geheimen-Raths von Schmidt während seiner ganzen Amtsführung sich als fleckenlos darstelle, und ob nicht dieselbe durch das seit Jahren erhaltene und angenommene Hannoversche Dienstversprechen geleitet und modificirt sey? Es war schwer zu begreifen, wie der Geheime-Rath von Schmidt es über sich habe vermögen können, im Widerspruche mit seinen Dienstverpflichtungen, jenes Dienstversprechen jahrelang Seiner Herzoglichen Durchlaucht und dem Braunschweigischen Lande zu verschweigen. Nach alle dem, was dem Durchlauchtigsten Herzoge von den Handlungen des Geheimen-Raths von Schmidt bekannt geworden, mußten Höchstdieselben voraussetzen, daß er sich durch den so sehr beeilten Dienstwechsel seiner Verantwortlichkeit zu entziehen beabsichtige. In allen diesen Rücksichten schien es Seiner Durchlaucht zweckmäßig zu temporisiren, um nach reiflicher Prüfung einen definitiven Entschluß fassen zu können. Seine Herzogliche Durchlaucht suspendirten deshalb Höchst Ihre entscheidende Bestimmung auf das übergebene Abschiedsgesuch, und es war hiezu um so mehr ein Grund vorhanden, als Herr von Schmidt die Eile nicht zu justificiren vermochte, womit er seine Verabschiedung begehrte. Eine Folge hiervon war, daß der Geheime-Rath von Schmidt, welcher seine feindselige Stellung gegen den Durchlauchtigsten Herzog nicht zu verstecken für gut fand, und in diesem Geiste fortfuhr zu handeln, von seinen activen Dienstverhältnissen dispensirt wurde, und daß er einstweilen, bis zu ausgemachter Sache, provisorisch ein sehr anständiges Wartegeld angewiesen erhielt, welches denn auch Herr von Schmidt annahm, und dadurch das Fortbestehen seines Dienstverbandes und der aus dem Diensteide resultirenden Verpflichtungen auf eine ganz unzweideutige Art anerkannte. Während dem, daß die Vorarbeiten gemacht wurden, wodurch man in den Stand gesetzt werden konnte, von dem Geheimen-Rath von Schmidt rücksichtlich seiner Amtsführung diejenigen Auskünfte zu verlangen, welche Herr von Schmidt landesverfassungsmäßig zu geben verpflichtet war, erhielten Seine Herzogliche Durchlaucht eben so neue als tristige Beweise, daß Herr von Schmidt pflichtwidrig gehandelt, und daß er, im weitesten Sinne des Worts, das in ihn gesetzte Vertrauen gemißbraucht habe.

Unterm 27. October des vorigen Jahres, nachdem der Geheime-Rath von Schmidt seine Dispensation vom activen Staatsdienste erhalten, versicherte derselbe in einem Official-Berichte, daß er alle und jede Dienst-Acten und Papiere an das Herzogliche Geheime-Raths-Collegium abgeliefert. Im März d. J. hatten Seine Herzogliche Durchlaucht Gründe von Höchst Ihrem Geheimen-Raths-Collegio die Vorlegung der Acten, Ihre Regierungs-Mündigkeit betreffend, und die, wegen dieses Gegenstandes zwischen Braunschweig und London Statt gefundenen Communicationen zu verlangen. Seine Durchlaucht erhielten diese Acten, in gleicher Maaße spät als unvollständig eingesandt, mit dem Berichte, daß der Geheime-Rath von Schmidt solche nicht abgeliefert, sondern bis dahin zurückbehalten, mit der befremdenden Entschuldigung, daß er diese Acten und den Inhalt derselben für Privat-Verhandlungen gehalten.

Andere Regierungs-Acten, in welchen zum Theil wenigstens für Seine Herzogliche Durchlaucht höchstnachtheilige Verfügungen des Königs von England enthalten, aus denen klar hervorgehet, daß dieselben nur auf die von Braunschweig aus gemachten Vorschläge und Berichte ertheilt seyn könnten, sind vollständig bis auf den wesentlichsten Theil derselben, nämlich die von dem Ministerio in Braunschweig abgestatteten Berichte, und ein Antworts-Schreiben des Herzoglichen Geheimen-Raths-Collegii enthält die Behauptung, daß rücksichtlich dieser fehlenden Berichte und anderer Gegenstände nur der Geheime-Rath von Schmidt verantwortlich sey und seyn könne, weil er der Bericht-Erstatter gewesen, und darüber einseitig und hinter dem Rücken der übrigen Räthe des Collegii, mit dem Stellvertreter der Vormundschaftlichen Regierung, Grafen von Münster, communicirt.

Bei dem Vorhandenseyn dieser unleugbaren Thatsachen mußten und müssen sich die Fragen aufdrängen: hat der Geheime-Rath von Schmidt nicht pflichtwidrig gehandelt, wenn er im Widerspruche mit seinem Berichte vom 27. October des vorigen Jahrs, wichtige Regierungs-Papiere retinirt hat, welche, im Fall seiner sofortigen Verabschiedung, nie wieder zum Vorschein gekommen seyn würden? Darf man bei diesem zweideutigen Benehmen den Versicherungen eines solchen Mannes noch Glauben beimessen? Wer leistete dafür Bürgschaft, daß Herr von Schmidt, allenfalls unter dem gegebenen Charakter von Privat-Papieren, Seiner Herzoglichen Durchlaucht und dem Lande nicht noch andere wichtige Regierungs-Acten vorenthalte, um davon in der Folge Mißbrauch zu machen? Welche Gründe hatte der Geheime-Rath, die in erheblichen Landessachen von ihm der Vormundschaftlichen Regierung abgestatteten Berichte und gemachten Vorschläge abhanden zu bringen, und höchst wahrscheinlich zu cassiren? War und ist nicht eine dringende Vermuthung vorhanden, daß solches nur um deswillen geschehen sey, um mit den Beweisen einer Verantwortlichkeit, die Verantwortlichkeit selbst zu vernichten?

So dringend die Veranlassung unter diesen Umständen erschien gegen den Geheimen-Rath von Schmidt eine förmliche und umfassende Untersuchung über dessen Amtsführung, den legalen Charakter derselben und die zu Tage geförderten Unregelmäßigkeiten anzuordnen; so verzichteten dennoch Seine Herzogliche Durchlaucht im Voraus auf dieses Ver-

fahren, und zwar lediglich in Rücksicht der leicht zu berechnenden Folgen, welche dadurch nicht nur herbeigeführt werden konnten, sondern herbeigeführt werden mußten. Es war zu berechnen, daß der Geheime-Rath von Schmidt, dessen Handlungen zum bei weitem größern Theile mit denen der Vormundschaftlichen Regierung und des Grafen von Münster in unmittelbarer Verbindung stehen, sich für seine Rechtfertigung oder Entschuldigung auf jene Autoritäten berufen würde, und dieses hätte zur unmittelbaren Folge gehabt, daß die gegen den Geheimen-Rath von Schmidt zu ergreifenden Maaßregeln die Handlungen der Vormundschaftlichen Regierung compromittirt hätten. In diesem Bezuge wären unangenehme Berührungen und Oeffentlichkeit nicht zu vermeiden gewesen.

So wichtig die Motive erscheinen, welche Seine Herzogliche Durchlaucht allein bestimmen konnten, auf eine wirkliche Rechtsverfolgung des Geheimen-Raths von Schmidt-Phiseldeck zu verzichten, so sehr erforderte es der Standpunct Seiner Herzoglichen Durchlaucht, wenn auch nur der Form wegen, in Administrations-Verfahren eine Commission zu organisiren, welche vor der definitiven Verabschiedung des Geheimen-Raths von Schmidt-Phiseldeck einige Dienstauskünfte von demselben begehrte. Dieses erschien um so unerläßlicher, als auf der andern Seite Seine Durchlaucht der Herzog nicht für unentschlossen, ungerecht, sonderbar, u. s. w. gehalten werden konnte, und sich Höchstdessen Temporisiren in dieser Dienst-Entlassungs-Angelegenheit rechtfertigte; auf der andern Seite aber der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck die vortheilhafteste Gelegenheit erhielt, auf eine ehrenvolle Weise seine Entlassung aus den Herzoglich-Braunschweigischen Staats-Diensten zu erwirken. Die Realisirung dieses von dem Durchlauchtigsten Herzoge entworfenen Plans, welcher gewiß den Beweis liefert, daß Höchstderselbe, ein erklärter Feind von allem Aufsehen und allen unangenehmen Auftritten, diese Sache so anständig als möglich zu endigen beabsichtigte, ward dadurch verzögert, daß Seine Herzogliche Durchlaucht Sich mit Ihren Durchlauchtigsten Verwandten ein **Rendez-vous** in Leipzig gaben.

Seine Herzogliche Durchlaucht erhielten zu Ihrem Erstaunen und gerechten Unwillen während Höchst Ihrer Anwesenheit in Leipzig, durch einen von Ihrem Geheimen-Raths-Collegio zugesandten Courier die officielle Anzeige, daß der Geheime-Rath **von Schmidt**, ohne alle Veranlassung, im directen Widerspruche mit dem von ihm geschworenen Dienst-Eide, und nachdem derselbe durch Annahme der ihm provisorisch angewiesenen Wartegelder das Fortbestehen seines Dienstverbandes zu seinem Landesherrn auf eine ganz unzweideutige Art anerkannt, die Zeit der Abwesenheit Seiner Herzoglichen Durchlaucht benutzt, heimlich, zu Fuß und wie der gemeinste Verbrecher, aus Höchstderen Landen entwichen sey, und sich nach Hannover begeben habe. Seine Durchlaucht erhielten in demselben Augenblicke die lebendigste Ueberzeugung, daß dieser Höchst Ihnen ungetreue Staats-Diener für ewige Zeiten über sich und seinen Ruf den Stab gebrochen, und in mehr als einem Bezuge fanden Seine Durchlaucht Veranlassung es zu bedauern, daß der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck durch seine eigene, ihn beschimpfende Handlungsweise Höchst Ihre guten Gesinnungen gegen ihn vereitelt, und es Ihnen unmöglich gemacht, etwas zu thun, wovon Höchstdieselben hätten glauben dürfen, daß es einem bisher befreundeten Staate hätte angenehm seyn können.

Seine Herzogliche Durchlaucht, stets gewohnt, den mildesten Weg einzuschlagen, und gewillet, Alles zu vermeiden, was Seiner Majestät dem Könige von England mißfällig seyn könne, ließen den Geheimen-Rath von Schmidt-Phiseldeck officiel auffordern, nach Braunschweig zurückzukehren, um sich zu rechtfertigen, jedoch mit dem Hinzufügen, daß gegen ihn ohne alle Rücksicht verfahren werden würde, wenn von ihm jene Aufforderung unbeachtet bleiben sollte.

Der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck hat es für gut gefunden, dem Befehle Seiner Herzoglichen Durchlaucht Hohn zu sprechen, und mündlich und schriftlich zu erklären, daß er unter keiner Bedingung nach Braunschweig zurückkehren würde, durch welche Erklärung denn das Verbrechen des verletzten Diensteides und der beleidigten Ehrerbietung gegen den rechtmäßigen Landesherrn sich als völlig consumirt darstellt. Der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck hat sich nicht gescheuet, in seinem Antwortsschreiben an das Herzogliche Geheime-Raths-Collegium, auf seinen vormaligen Diensteid zu versichern, alle Acten und Papiere abgeliefert zu haben, über seine Verhandlungen mit der Vormundschaftlichen Regierung nur dieser verantwortlich zu seyn, und seine persönlichen und vertraulichen Mittheilungen (die wichtigsten Actenstücke, gerade die Seele des Geschehenen) vernichtet zu haben. Man wird eingestehen müssen, daß nicht wohl vollständiger ein Bekenntniß von Schuld vorhanden seyn könne, und daß nicht wohl mit dreisterer Stirn dem Begriffe von Geschäfts-Ordnung, Amtspflicht und gerichtlicher Verantwortung Hohn gesprochen sey.

Seine Herzogliche Durchlaucht erhielten bei Höchst Ihrer Zurückkunft nach Braunschweig einen vollständigen Bericht über das Vorgefallene. Höchstdieselben konnten nicht wohl anstehen, auf die Anfrage der Herzoglichen Polizei-Directien, es zu genehmigen, daß Steckbriefe gegen den Geheimen-Rath von Schmidt-Phiseldeck erlassen würden, und zwar um so weniger, als der Antrag jener Behörde dadurch motivirt war, daß sich das allgemeine Gerücht verbreitet, der Geheime-Rath von Schmidt-Phiseldeck habe sich ebenfalls heimlich von Hannover entfernt, und beabsichtige, sich zu seinem Bruder, nach Copenhagen, zu begeben.

Dieses allgemeine Gerücht schien um deswillen wahrscheinlich, weil man vernünftiger Weise nicht daran denken konnte, daß ein, aus den Herzoglich-Braunschweigischen Landen entwichener, der Durchlauchtigsten Landesherrschaft responsabler Unterthan und Staatsdiener in Hannover Schutz erhalten würde. Leider sind Seine Herzogliche Durchlaucht in Höchst Ihren Ansichten über reciproke Staaten-Verpflichtungen, noch dazu, wenn von nahe verwandten Fürstenhäusern die Rede ist, sehr getäuscht worden.

Das Cabinets-Ministerium in Hannover hat sich nicht nur in einem Official-Schreiben auf das bestimmteste dahin ausgesprochen, daß dem Geheimen-Rath von Schmidt-Phiseldeck Schutz verliehen werden solle, und verliehen worden sey, sondern, daß auch die Dienst-Anstellung des Geheimen-Raths von Schmidt-Phiseldeck ohne Weiteres auf den erwarteten Befehl Seiner Majestät des Königs von England erfolgen werde.

Diese offenbar feindselige Handlungsweise der Königlich Hannoverschen Regierung, der durch das bisherige Verfahren derselben ausgesprochene Wille, sich mit alle dem in Widerspruch zu setzen, wovon das gute Verhältniß zwischen Nachbarstaaten allein abhängig seyn kann, versetzt Seine Herzogliche Durchlaucht in einen gerechten Nothstand, und verpflichtet Höchstdieselben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. In dieser Rücksicht ist kein Grund vorhanden, weshalb die wider höchste Absicht herbeigeführte gerichtliche Untersuchung gegen den Geheimen-Rath von Schmidt-Phiseldeck und dessen offenbare Unregelmäßigkeiten nicht fortschreiten sollte. In gleicher Rücksicht haben sich Seine Herzogliche Durchlaucht veranlaßt gefunden, die fernere Zahlung der von dem Geheimen-Rath von Schmidt-Phiseldeck für den Kammerherrn von Linsingen erschlichenen Pension zu inhibiren. Die dem Legations-Rath Rheinfelder zu Wien ertheilten Vollmachten für das Interesse des Herzoglich Braunschweigischen Hauses sind zurückgenommen, und haben um so mehr zurückgenommen werden müssen, als sich in den hiesigen Regierungs-Acten eine zwischen ihm und dem Geheimen-Raths-Collegio geführte, höchst verdächtige Correspondenz in Chiffern vorgefunden.

Seine Herzogliche Durchlaucht sind, gestützt auf Ihr unzweideutiges Recht, veranlaßt worden, Höchst Ihren Unterthanen in einem offenen Patente zu erklären, daß sie die von der bestandenen Vormundschaftlichen Regierung während Höchst Ihrer Minderjährigkeit gemachten Verordnungen und Institutionen nur insofern anerkennen würden, als dadurch nicht über die Substanz von Regenten- und Eigenthums-Rechten disponirt sey, und die in dem Zeitraume vom 30. October 1822 bis dahin 1823 während Höchst Ihrer materiellen Regierungsmündigkeit von der damaligen Regierungsgewalt getroffenen Einrichtungen nur insofern als Höchst Sie geneigt seyn würden, solche speciell zu ratihabiren. Seine Herzogliche Durchlaucht werden endlich veranlaßt und gezwungen seyn, über das mannigfache Unrecht, welches Höchst Ihnen während Ihrer Minderjährigkeit zugefügt, und wegen der Ihnen zugefügten Nachtheile und Schäden, so wie wegen der ungesetzmäßig verlängerten Regierungsgewalt laut und öffentlich Klage zu erheben.

Diese Mißverhältnisse mit allen ihren jetzigen und zukünftigen Folgen sind auch nicht auf die entfernteste Weise von Seiner Herzoglichen Durchlaucht herbeigeführt, sondern die Regierung von Hannover ist es allein, welche den Bruch zweier befreundeten Staaten gewollt, und ihren Willen nur zu deutlich dadurch ausgesprochen hat, daß sie einem, dem Herzoglich Braunschweigischen Lande responsablen Staatsdiener, statt denselben auszuliefern, nicht nur Schutz verleihet, sondern ihn sogar auf einen wichtigen Posten zu stellen, kein Bedenken trägt.

Schließlich bemerken wir, daß wir in unserm vorigen Blatte, Pag. 712, die Schlußworte der Schrift des Herrn Grafen von Münster deswegen weggelassen, weil wir sie bereits in No. 230, Pag. 666 u. 667 d. Bl., wörtlich mitgetheilt haben.
D. Red.

Mémoires et mélanges historiques et littéraires, par le Prince de Ligne.

Mes écarts ou ma tête en liberté.

(Fortsetzung. M. s. No. 233 d. Bl.)

„Man kritisirt, ehe man liest; man grübelt und prüft im Lesen, aus Furcht zu viel Vergnügen zu haben. Man zergliedert, man hält an, man verachtet und verwirft, man glaubt Geist zu haben, wenn man nur mit recht Wenigem zufrieden ist, besonders im Schauspiel; man nimmt, mit oder ohne Doctorhut, als Doctor seinen Sitz im Parterre ein. Man richtet, statt zu lachen, man unterdrückt das Gefühl, statt zu weinen, man vergleicht, statt zu applaudiren; *) man sagt Gutes von den Todten, um Schlechtes von den Lebenden zu erzählen; man untersucht, streitet, raisonnirt immer und plaudert nie vertraulich und vernünftig. Diesen Leuten möchte ich nur zwei Worte sagen: ich weiß nicht, warum ich mehr ihre Vergnügungen als sie selbst liebe."

*) Sollte man nicht glauben, diese Worte wären heute niedergeschrieben? Gleichwohl stehen sie wirklich Pag. 212 der Memoiren des Prinzen von Ligne. Es war also vor 20 — 30 Jahren auch anderwärts, wo nicht allerwärts — tout comme chez nous! Anm. d. Red.

„Mir ist der kleinste neue, moralische, tröstende, menschliche, heitere, milde, angenehme Gedanke lieber, als der ganze Rollin. Eine Phrase von zwei Zeilen, worin Einbildungskraft und eine bestimmte Ansicht ist, scheint mir einer ganzen Bibliothek von Gelehrten vorzuziehen."

„Es giebt Prediger und Schriftsteller, die immer zu Ungeheuern zu sprechen glauben. Wenn man nicht ganz mißgeboren ist, so kömmt man fast mit mehr Tugenden auf die Welt, als sie von dem Sterbenden verlangen, um selig zu werden."

„Will man wissen, was ein Mann von gutem Rufe ist? Das ist ein Mann, der den ganzen Tag damit zubringt, die Treppen auf- und abzusteigen. Es ist ein Mann von Welt, galant gegen Frauen, überall bekannt, abgeschliffen, wohlerzogen. Er weiß eine alte Bekanntschaft, eine neu zu machende, Verwandte, Minister, ihre Freunde, ihre Gesellschaft zu berücksichtigen. Wahrlich, eine komische Art, sich der Aemter würdig zu machen, um die man sich bewirbt! Nach dieser Geistes-Unthätigkeit, dieser Gewohnheit, nicht zu denken, nach diesem bloßen Leben der Beine — wie soll er sich da zur Arbeit entschließen? wie soll er, hätte er selbst die Kraft es zu wollen, dazu geschickt seyn? Dennoch ist es dieser Frauenknecht, dieser Ehrsüchtige — der oft Heere commandirt und das Loos von ganzen Ländern zu bestimmen hat."

„Man sieht einen Minister von Geschäften überhäuft und beklagt ihn. Wie viel hat er im Kopfe! die Interessen so vieler Provinzen, das Gleichgewicht von Europa ꝛc. Warum beklagt man denn einen armen Dichter nicht, wenn er ein Lustspiel schreibt? Er hat eben so viel Schwierigkeiten mit den Charakteren und Schicksalen seiner Väter, Helden und Liebhaberinnen, als die Könige von England und Preußen oder der Kaiser von Rußland. Wer hat wohl mehr Verdienst, der Minister oder der Schriftsteller? Derjenige, dem es am besten gelingt; die Gattung macht nichts aus."

„Es ist wahrhaft zu verwundern, daß es nicht möglich ist, mit irgend jemandem vollkommen zufrieden zu seyn. Dies beweist, daß wenn man ganz ehrlich wäre, man oft nicht mit sich selbst zufrieden seyn würde."

„Ich hasse die Leute, die unaufhörlich wiederholen: „Ich bin ein rechtschaffener Mann, Sie haben es mit einem redlichem Manne zu thun." Es sind gewöhnlich Narren oder Betrüger, die sich so ausdrücken, mindestens Lügner. Wer, zuvörderst, kann sich streng rechtlich nennen? Nicht ich, nicht andere. Ist man es, wenn man Leidenschaften hat? Bin ich es, wenn ich die Tochter oder Frau meines Nächsten begehre? Seyd ihr es, die ihr leichtsinnig von ihr oder von diesem Nächsten selbst sprecht?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 237 Hamburg. Mittwoch, den 14. November. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Niebour und Nach Ludwig.

Ueber die Freiheit der Frauen in Asien und über deren Sclaverei in Europa.

(Aus Blackwood's Magazine.)

Unter der Menge von Reisen, womit die englische Literatur überschwemmt ist, sollte sich der Beobachter der menschlichen Sitten hauptsächlich das Werk Sir John Malcolm's, Persische Skizzen ꝛc. betitelt, (aus welchem auch wir einige Auszüge mitgetheilt haben, m. s. No. 223) bemerken und zu seinem gewiß großen Vergnügen zurücklegen. Die Wahrheit mischt sich in demselben mit dem Reiz des allerromantischsten; jedes Capitel ergötzt, interessirt und belehrt.

Wir wollen dem schottischen Reisenden einmal in die alte, vormals volkreiche, jetzt aber halbverfallene Stadt Kum folgen. Dort ruhet die Asche der Monarchen Sessis. Dort ist es, wo die frommen Muselmänner sich auf das Grab Fatime's, der unbefleckten Schwester des berühmten Imam Mehedäus, niederwerfen. Dieser berühmte Mann ist unsern Lesern vielleicht unbekannt: desto schlimmer für sie! Imam Mehedäus, der Heilige, der Edelherzige, der Ewige, war eine wichtigere Person als die meisten der großen Herren, die sich in unsern Salons drängen. Der Orient ist voll von seinem Ruhme und die Sessiten fügen ihren Gebeten seinen Namen bei, der uns nicht einmal bekannt ist.

Aber wieder auf das Grab zu kommen: es mögen etwa 60 Jahre her seyn, als ein König von Persien seiner Mutter die gute Stadt Kum zum Geschenk machte; ein der Würde eines so großen Monarchen völlig entsprechendes Geschenk. Die neue Eigenthümerin beschäftigte sich nun damit, wieder gut zu machen, was die Zeit verdorben; ihre liberale Frömmigkeit erhob die Tempel aus ihren Ruinen, führte die alten Gebäude neu auf, schmückte prachtvoll die Capelle Fatime's, schützte ihr Grab durch eine glänzende Kuppel, und stellte dabei reichlich besoldete Wächter an. Kum ward wieder, was es früher gewesen: ein Wallfahrtsort ein unverletzliches Asyl, wo selbst der Mörder vor den Nachstellungen der Justiz gesichert ist.

„Wie! werden die Halbwisser ausrufen, deren es so viele in Europa giebt; im Orient sollte eine Frau die Ehre von Allah's Paradiese theilen und dessen Glückseligkeiten kosten? das ist nicht möglich! Wissen wir doch, daß der große Prophet den Bann wider sie ausgesprochen und sie auf ewig aus dem Aufenthalt der Auserwählten ausgeschlossen hat!" — Ihr irrt euch, m. H., euer Paradies ohne Frauen ist nur ein Irrthum, der durch unwissende Reisende Wurzel gefaßt hat. Vernehmet denn, daß Asien Tausende von Heiligen hat, die es verehrt und anbetet und welche, so wie die gute Fatime, eine Capelle und Schätze besitzen. Setzt euch diese Neuigkeit schon in Verwunderung, wie werdet ihr erst da erstaunen, wenn ich euch sage, daß unter allen unsern Vorurtheilen über den Orient gerade dasjenige das allerfalscheste und einfältigste ist, was von niemandem mehr in Zweifel gezogen wird; kurz wenn ich euch sage, daß die Frauen Asiens, weit entfernt, wie wir es glauben, Sklavinnen zu seyn, bei Lebzeiten besser als die unsrigen behandelt werden, glücklicher und freier sind und nach ihrem Tode einer größern Verehrung genießen.

Wer an der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln möchte, der darf sich nur an die Reise des schottischen Baronets halten, dessen Hauptargumente ich der Reihe nach wiederholen werde. Möchte es mir doch gelingen, das Licht zu verbreiten, welches er in so großen Strömen über eine so interessante Materie ausgegossen hat! Houris, seyd auf ewig aus dem Himmel verbannt! eure unkörperliche Formen, eure unbestimmte Schönheit, eure geringelten Locken hatten nichts, was meinem Herzen genügte! Schon lange habe ich mir es gedacht, hier müßte ein Irrthum obwalten; es könne nicht seyn daß die Gründer des mahomedanischen Paradieses aus diesen Regionen der Freude die Schönheit in der Wirklichkeit verjagt haben sollten, um Dunstbilder an ihre Stelle treten zu lassen. Dank sey's Sir John Malcolm, meine Zweifel sind zur Gewißheit geworden; die Ketzerei ist vernichtet und das asiatische Paradies ist nicht ferner mit den eitlen Phantomen einer überspannten Einbildungskraft, sondern mit reizenden und unsterblichen Wesen, bevölkert, die mit ihrer himmlischen Reinheit all den Zauber vereinen, den sie während ihrer irdischen Laufbahn besaßen.

Aber wir wollen zu dem zweiten Discussionspunct, der nicht minder wichtig ist, übergehen. Wie ist der wirkliche Zustand der Frauen im Orient beschaffen?

Sir John Malcolm befand sich in der Stadt Kum in der Mitte einer Gesellschaft von Philosophen und Weisen versetzt: eine vortreffliche Gelegenheit, um sich aus dem Grunde über diesen so interessanten Theil der Sitten und Gesetze des Landes zu belehren. Welche Fragen konnten nicht diese gravitätischen Personagen erläutern! — „Haben die Weiber eine Seele oder nicht? Worin bestehen ihre Vorrechte auf Erden? Welchen Gebrauch machen sie davon, wenn sie deren haben? Bis wie weit erstrecken sich ihre Rechte? Ist es wahr, daß die Hälfte des Menschengeschlechts im Oriente einem besiegten Volke gleich behandelt wird? und ist dem so, welche der beiden Hälften ist es denn, die sich in einer solchen Sclaverei befindet?" — Der Baronet, ein Natur-Philosoph, war versucht zu glauben, es ginge in Asien wohl beinah eben so zu wie andrer Orten, und daß die Beziehung des männlichen Geschlechts zum weiblichen Geschlechte aus einer Sclaverei und Tyrannei bestände, die gegenseitig und mit einer äußerst großen Verschiedenheit von Nüancen combinirt sey. Aber zu schlau, um gleich Alles, was er dachte, aufzudecken, oder um seinen Freunden ganz einfach die Folge von Problemen vorzulegen, die er gelöst zu haben hoffte, wählte er den Augenblick, wo die philosophische Gesellschaft eben gravitätisch ihr Abendpfeifchen

schmauchte, und begann ex abrupto auf die Sclaverei der Frauen in Asien loszuziehen.

„Ich bin erstaunt," sagte er (Herr Malcolm spricht sehr geläufig Persisch), indem er seine Pfeife hinlegte, „ich bin in der That erstaunt „über die Geduld, mit welcher eure Frauen die ewige Einkerkerung und „die Sclaverei ertragen, welcher ihr sie unterwerft. Unsre Christinnen „würden solche schwere Fesseln mit Abscheu von sich werfen und sie in „edlem Ingrimm zerbrechen. Wir geben uns Mühe ihren Geist aus„zubilden: sie werden eben so gut erzogen als ihre Väter, ihre Brüder, „ihre Gatten. Wir halten dafür, daß ihre Grundsätze, die Religion, „Ehr- und Pflichtgefühl hinlänglich starke Wehren wider jede Versuchung „sind; in sie selbst und in ihre Tugend setzen wir Vertrauen: wir halten „Ketten, Gitter, Riegel und eine enge Gefangenschaft für weniger „mächtig die Treue der Frauen zu bewahren, als die Erziehung, die bei „ihnen Delikatesse und Schamhaftigkeit unterhält. Bestimmt, mit uns „Vergnügen und Arbeit zu theilen, wollen wir auch nicht daß sie unwis„send über die Welt bleiben, in der sie leben sollen; und endlich suchen „wir zur Ehe nicht bloß eine Gefährtin unsrer Lust, sondern eine Freun„din, die uns versteht und uns im Leiden tröstet."

Ei, ei! mein lieber Baronet, das sind gar hübsche Sächelchen, und diese, freilich schon ein wenig verbrauchten, Argumente müssen durch die Ihnen eigenthümliche Beredtsamkeit einen Reiz erhalten haben, der vermögend war, den Geist zu fesseln und alle Gründe der Weisen, die Sie um sich hatten, in ihrem Laufe aufzuhalten. Wenn aber diese ehrwürdigen Zuhörer eine beßre Kenntniß von den europäischen Sitten gehabt hätten, würden sie dann nicht Ihre Tirade unterbrochen und die meisten der Behauptungen, die Sie so ernst zu Markt gebracht, für falsch erklärt haben? „Sir John, hätten sie gesagt, sind Sie denn dessen so gewiß, daß „die christlichen Frauen einer so unbeschränkten Freiheit genießen? Folgen „Sie doch einmal einer jungen Engländerin von dem Augenblicke an, wo „sie sich noch an der Brust ihrer Amme befindet bis zu ihrem Hochzeits„tage. Von den ersten beiden Lebensjahren will ich nicht sprechen; die „sind sich bei allen Völkern gleich. Während der beiden Jahre, die diesen „folgen, erlaubt man dem Kinde, sich auf dem Teppiche zu wälzen und „in dem Garten umher zu laufen, doch darf es weder auf die Rabatten „kommen noch den Rasen niedertreten; vom vierten bis zum sechsten „Jahr wird es zum fleißigen Studium des Alphabets verdammt; vom „sechsten bis zum achten Jahr genießt es der Schulvergnügungen und „lernt, daß Constantinopel die Hauptstadt der Türkei ist; vom achten bis „zum zehnten Jahr beginnt die Tortur des Corsetts, es muß sich gerade „halten, nähen und ein verständiges Gesicht machen. Das Piano thut „sich auf: welch eine Aussicht auf Sclaverei! Clementi, Cramer, „Dussek, wie viele Noten zu entziffern, wie viele traurige Stunden! „Darnach hält unsre Sancta Cäcilia im Blousen-Kleide und einem grünen „Schürzchen ihren Einzug in einer Pensions-Anstalt; ein neues Gefäng„niß; ein strenges Kloster, wo das Tanzen, die Gavotte, ein paar Brocken „von fremden Sprachen und Ortographie gelehrt werden. Die erste Blüthe „der Jugend ist fast verwelkt, wenn die traurige Novize eintritt in die „Welt und auf einem Balle glänzt, wo ihr Erscheinen als eine Weltbe„gebenheit verkündigt wird. Ach, Sir John, ist das Unabhängigkeit, „und meinen Sie, daß Ihre Christinnen Ursache haben, die Freiheit zu „segnen, die man ihnen bewilligt?"

„Sie sagen, auf ihre Erziehung würde so viel Sorgfalt verwendet, „daß ihr Verstand eben so ausgebildet sey, als der ihrer Gatten und „Brüder: aber auch in diesem Puncte möchte ich so frei seyn, Ihnen zu „widersprechen. Ein wenig Zeichnen ohne Richtigkeit, ein wenig Musik „ohne Geschmack, zwei oder drei Phrasen Französisch mit englischer Be„tonung, ein italienisches Sonnett, dessen brittischer Accent einem Ugo „Foscolo*) Krämpfe verursachen könnte; die Contratänze, die Gavotte, „und Pinkerton:**) nennen Sie solche Kenntnisse eine vollkommne Er„ziehung? und ist erst durch den verhängnißvollen Ring am Finger „Hymens Joch auf ewig aufgelegt, da schließt sich das Piano, der Tanz „wird vergessen, die französische Grammatik wird zur Seite gelegt, und „die Contrabücher und Wäschregister bilden nun das alleinige Studium, „das euren glänzenden Zöglingen noch erlaubt ist."

Zum Glück für unsern Baronet hatte keiner der Mitredenden je einen Fuß in London oder Edinburg gehabt; diese Unbekanntschaft erlaubte es ihm denn, ruhig in seiner Rede fortzufahren, und er nahm nun, bei tiefer Stille, wieder das Wort und sagte mit einer triumphirenden Miene:

„Die Lage unsrer Frauen muß euch, die ihr die eurigen einschließt, „wie man wilde Thiere in Käfigen einsperrt, sonderbar vorkommen. „Wenn eure Frauen reisen, so geschieht es in einem vergitterten einher „rollenden Gefängnisse. Gehen sie, so können sie unter der Last der „sie erdrückenden Bekleidung kaum Athem schöpfen, und kleine Oeffnun„gen erlauben ihren Blicken kaum den Durchgang. Ihre Männer, ihre „Kinder und ihre Sclaven bilden ihre ganze Gesellschaft. Dem einen „schmeicheln, den andern liebkosen, die Rivalin schlagen, die Dienerin „bläuen: wahrlich, ein schönes Leben, eine liebenswürdige Laufbahn, die „euren Frauen offen steht! Ihr macht ihnen das Leben zur Hölle, „und in dem Jenseits gesteht ihr ihnen nach den Worten des Korans „auch nur die Hälfte der Glückseligkeit zu, deren die Männer genießen „sollen. Ganz früh verheirathet, sind sie im 25. Jahre schon veraltet. „So ist auch die Vernachlässigung und die Verachtung zu entschuldigen, „die ihr ihnen bald zu Theil werden lasset, und die neuen Verbindungen, „die ihr mit jüngeren und hübscheren Personen einzugehen eilet."

Man hört dieser Rede ungeduldig zu, doch ohne den Sprecher zu unterbrechen. Ein jeder brennt vor Begierde, die Beschuldigungen des Mannes aus dem Norden zu widerlegen; doch wird mit Aller Einstimmung dem Jaffer-Ali-Chan, einem Manne von Kenntnissen und hohem Ansehen das Wort gelassen. Dieser hielt nun zu Gunsten der Töchter der Sonne folgende Rede:

„In England fehlt es nicht an Leuten, die noch jetzt glauben, der „Prophet habe eine Taube abgerichtet ihm etwas ins Ohr zu raunen „und er habe es dahin gebracht, daß man diese für einen Himmelsboten „gehalten habe. Ihr glaubt auch ziemlich allgemein, sein Grab schwebe, „angezogen von einem Magneten, frei in der Luft in der Mitte des „Tempels zu Mecca: wäre dem so, so gäbe ich das Wunder zu, es ist „aber nichts damit; da indessen die Sache unwahrscheinlich oder unmöglich „ist, so wird sie von Vielen geglaubt."

Der Baronet giebt durch ein Nicken mit dem Kopfe zu verstehen, daß ihm die in diesem Exordium enthaltene Wahrheit einleuchte, und der persische Doctor fährt nun fort:

„Ueber unsre Frauen wißt ihr nun gerade so viel, als über das „Grab Muhamets. Glaubt ihr nicht allgemein, daß er erklärt habe, „die Frauen hätten keine Seele? Und doch sagt der Koran gerade das „Gegentheil. In demselben werden die Frauen nicht allein mit den „Rechtgläubigen in eine Linie gestellt, sondern selbst noch durch besondre „Gesetze in Schutz genommen. Er verbietet den Männern, sie zu miß„handeln, und enthält Gesetze, die ihnen ihr Witthum und ihren Erb„schaftsantheil sichern; nichts ist vergessen worden. Der Ehemann darf

*) Ein, politischer Meinungen wegen aus Italien verbannter Gelehrter, der zu London Unterricht in seiner Muttersprache ertheilte, auch Mitarbeiter einiger periodischen Schriften war.

**) Verfasser einer Geographie zum Gebrauch für Schulen.

„seine Frau nicht öffentlich einer schlechten Aufführung bezüchtigen, wenn „er nicht vier Augenzeugen für seine Beschuldigung beibringt. Tritt er „allein als Zeuge auf, so muß er die Wahrheit seiner Aussage vier Mal „beschwören und durch einen fünften Schwur den Zorn Gottes auf sein „Haupt herbeirufen, wenn sie es verlangt. Im letzteren Fall kann der „Mann sich scheiden, er muß aber der Frau ihre ganze Mitgift herausgeben. „Nun frage ich, ob unsre Frauen nicht hinlänglich geschützt sind?“

Welch ein Unterschied in der That zwischen diesem türkischen Verfahren und dem Geiste unsrer Gesetze über Ehe und Ehebruch, die durch die **Doctors Commons** *) so strenge gedeutet werden! Es scheint als hätten wir den Frauen all die Gewähr nehmen wollen, womit die muselmännische Gesetzgebung sie so reichlich umgiebt. Bloße Wahrscheinlichkeiten, die Aussagen eines Laquaien, einige zu fleißige Besuche reichen schon hin eine Engländerin des öffentlichen Ansehens, ja selbst ihres Vermögens zu berauben. Welche Reflexionen aber müssen nicht den Geist eines frommen Muselmanns überkommen, ehe er die vier Eide ablegt; als: „Habe ich auch recht gesehen? Habe ich mich nicht geirrt? Werde ich mich verfluchen? Könnte ich mich entschließen, ihre Mitgift, den besten Theil meiner Haabe, zu verlieren? ꝛc. Einige Familien der hohen Aristokratie in England haben diesen Protectionsmodus eingeführt, um ihre Damen in dem möglichen Falle der Gefühlsverirrung sicher zu stellen; d. h. es ist ihnen ein Capital ausgesetzt, das gänzlich unveräußerlich ist. Herrliche Vorsicht, deren Nützlichkeit die Blüthe unsers Adels bewiesen hat, die aber noch nicht in den Bürgerstand übergegangen ist, wo die gänzliche Verstoßung der Frauen, in Folge der Eifersucht, der Ungebühr oder der Rache ihrer Männer, nur zu häufig vorfällt.

Sir John Malcolm, in dessen Geiste sich alle diese Gedanken hervordrängten, hüthete sich jedoch sehr, sie laut werden zu lassen; er schwieg, und Jaffer-Ali-Chan fuhr fort Thatsachen zu citiren, die seine galante Beredtsamkeit besser unterstützten, als es allen Phrasen möglich gewesen seyn würde:

„Bei uns kann sich eine geschiedene Frau 4 Monate nach der „Scheidung wieder verehelichen, und hat sie einen tüchtigen Brautschatz, „so ist bald eine Partie gefunden. Noch jung, aber einsichtsvoller als „in ihrer ersten Kindheit, zieht sie ihren Geschmack zu Rathe und der „Gegenstand ihrer Wahl ist ihrer oft weit würdiger als der Gatte, „welchen ihr ihre Aeltern, ihre alte Amme oder irgend eine Kupplerin „gegeben hatten.“ — „Aber,“ unterbricht ihn hier der reisende Schotte, „wie können sie wählen, sie, die in der strengsten Zurückgezogenheit „leben?“ — „Irrthum! Es steht ihnen frei auszugehen, und selbst im „Hause sind ihre Gemächer von dem **Merdanah** oder dem Aufenthalt „der Männer nur durch leichte Draperieen geschieden, die es ihnen mög„lich machen alles zu hören und zu sehen.“ — „Nun höchstens käme „diese Freiheit ja doch nur den Wittwen zu gute; was gewinnen aber „eure jungen Mädchen dabei, die, nach eurem eignen Geständnisse, keine „freie Wahl haben?““

Gut attaquirt, gut abgeschlagen: Jaffer-Ali-Chan, Sir John, würdige Combattanten, bravo! Aber über den Ausdruck freie Wahl, mein Herr John, bitte ich, mir eine Bemerkung zu erlauben. Meinen Sie denn, daß unsre jungen Mädchen in England sie haben und daß es ihnen freisteht, demjenigen ihrer Anbeter die Hand zu reichen, der ihnen am besten gefällt? Ei, lieber Gott, da irren Sie sich! Sie wissen es aber gewiß eben so gut als ich, wie es damit zugeht: das weibliche Geschlecht ist zahlreich, das Cölibat verabscheuet, das Heirathen selten. Man wählt nicht; man eilt im Fluge den ersten Staarmatz zu erhaschen, der in den Wurf kömmt. Einige Monate vergehen, und das junge Mädchen, leicht, munter, glänzend, lebhaft, deren heitere Laune jedermann entzückte, deren naive Grazie sich mit dem einfachsten Bande mehr als mit den reichsten Stoffen schmückte, deren schlanker Wuchs und feuriges Auge die Lust der Tänzer war — dieses reizende, fast ätherische Wesen verbindet sich durch einen scandalösen und legitimen Contract mit einem plumpen, schwerfälligen Geschöpf ohne Begriffe, aller Grazie ermangelnd, in Zahlen und Berechnungen verloren, langweilig zum Sterben und häßlich zum Bangemachen. Ehe! unausweichlicher Talismann! Die Sylphide wird zur gravitätischen, steifen, ernsten, langweiligen, vielbeschäftigten Matrone, die bei euch, ihrem besten Freunde, vorüber geht, ohne einmal Notiz von euch zu nehmen, oder indem sie euch eine tiefe Verbeugung macht; die sich mit einem braunen Stockschirm und einem grünen Strickbeutel trägt und sich bis unter die Augen in einen indischen Shawl einhüllt.

Bei uns haben die Männer das Vorrecht zu wählen. Die Frauen warten, und acceptiren mit einem ehrfurchtsvollen Schweigen, das nur durch das verhängnißvolle Ja unterbrochen wird. Es ist wohl einmal einem jungen Fräulein eingefallen, (doch kömmt das selten vor) nein zu sagen, und einem Bewerber begegnet, eine abschlägliche Antwort zu bekommen; doch ereignet sich ein solcher Zufall (von welchem übrigens die best regulirten Familien nicht frei sind) selten und hat nicht Gesetzeskraft. — Aber, wir wollen uns wieder zu unsern Disputanten wenden. Wir verließen Sir John, als er eben auf eine sehr schlaue Weise seinen Gegner über den Umfang der Freiheit ausfragte, deren die jungen Mädchen des Orients in ihrem Lande genössen. Der Verfechter des schönen Geschlechts in Persien erwiederte, ohne sich irre machen zu lassen:

„Unsre Mädchen werden gewöhnlich in frühester Kindheit verlobt „und verheirathen sich sehr jung. Die Gleichheit des Alters, des Ran„ges und des Reichthums ist es gewöhnlich, was die Wahl der Aeltern „bestimmt. Ich muß gestehen, daß einzelu auch wohl aus Interesse „schlecht zu einander passende Verbindungen geknüpft werden, wo die „Jugend an das Alter gefesselt, das junge, aber unbegüterte Mädchen, „dem mit Gold und Jahren gleich schwer beladenen Manne angeschmie„det wird. Das wird in andern Ländern aber auch wohl geschehen und „ich zweifle nicht, daß man in England eben so begierig nach dem Ge„winnst und so scheu vor der Armuth seyn wird, als anderswo. Sie „sagen, die Väter in England könnten ihre Töchter nicht zwingen wider „ihren Willen zu heirathen: aber wie viele indirecte und doch höchst „wirksame Mittel hat nicht ein Vater in den Händen, die auf den Geist der „Tochter einen blos moralischen, aber darum nicht minder mächtigen „Zwang als in irgend einer andern Weise, ausüben. In einem solchen „Falle, denke ich nun, wird das junge Mädchen entweder denjenigen „heirathen, den sie verabscheuet, oder mit dem davon laufen, den sie „liebt: eine doppelte Inconvenienz, die gleich sehr ihre Gefahren hat. „In Asien werden uns die Töchter nie entführt; ihre Liebe keimt erst „in dem Augenblicke auf, wo sie vermählt werden; im väterlichen Hause „als unerwachsene Kinder behandelt, ist ihnen der Tag, der sie zu „Gebieterinnen eines Hauses und ihrer selbst macht, sie mit Sclaven „umgiebt, die ihres Winkes harren, sie mit kostbarem Schmuck bekleidet, „ein Fest- und Freudentag, der Anfang einer Aera des Glückes, das „Signal einer Befreiung, als deren Urheber sie ihre Gatten erkennen „und sich dafür diesen sehr dankbar zeigen.“

Was erwiederte der Baronet? Nichts. Tiefes Schweigen. Wir gestehen es, die Discussion war seinerseits nicht durchzuführen und hätten

*) Ein besonderer Gerichtshof für alle Sachen, die auf Erbschaftsangelegenheiten, eheliche Rechte und die sogenannten Criminal conversations Bezug haben. Man kennt die bizarre Strenge der englischen Gesetze, die dem Verführer auferlegte und dem Ehemanne, der selbst seine Schande aufzudecken bemüht ist, zu leistende Geldstrafe, und die scandalöse Oeffentlichkeit, die diese Debatten durch alle englischen Zeitungen erhalten.

wir die Ehre gehabt, diesem denkwürdigen Congresse beizuwohnen, so würden unsre Erfahrungen in den englischen Sitten und in der weiblichen Welt der drei Königreiche Großbritanniens uns in den Stand gesetzt haben, noch einige gewichtige Argumente in die Wagge des Jaffer-Ali-Chans zu legen. Wir hätten zu dem guten Jaffer gesagt:

„Diese schlecht zu einander passenden Verbindungen, die Ihr tadelt und als Ausnahmen von der allgemeinen Regel in eurem Lande angebt, sind leider bei uns etwas ganz gewöhnliches. Um solche unglückliche Paare, bestehend aus ewig an einander gefesselter Häßlichkeit und Schönheit anzutreffen, braucht man in London nur aus dem Hause und eine einzige Straße entlang zu gehen. Reizende Frauen, scheußliche Männer; alte Mütter, junge lebenslustige, rüstige Bursche: das ist so die gewöhnliche Harmonie, welche bei unsern Ehen die Eintracht begründet und das Glück ausmacht. Unsre Frauen sind fast immer die Opfer solcher trübseligen Anordnungen. Man heirathet einen Mann, den man nicht leiden mag; aber man heirathet doch, man hat einen Namen, vielleicht einen Titel, ein Haus, oder doch wenigstens einen eignen Heerd; man heißt Madame, giebt und nimmt Besuche an. Welch ein Glück! welch eine Entschädigung für die eheliche Sclaverei! Das sind nun die hohen Gedanken, die gewöhnlichen Sorgen, die die meisten unsrer Damen beschäftigen. Ich suche vergebens, mein Herr John, nach dem, wodurch sie glücklicher, freier und ruhiger seyn sollten, als ihre Schwestern in Asien; ja ich wäre fast versucht zu glauben, daß, Trotz der anscheinenden Verschiedenheiten zwischen den Sitten des Abendlandes und des Morgenlandes, ein junges Fräulein, das einen alten Kaufmann, der reicher ist als sie, oder einen jungen, aber ungeschliffenen und wenig liebenswürdigen Bankbeamten heirathet, nicht von einer Jungfrau zu beneiden seyn dürfte, die, zu Ormuz oder Teheran geboren, aus den Armen ihrer Aeltern in die reichen Putzgemächer ihres Herrn übertritt. Auf beiden Seiten sehe ich vielen Zufall, keine Unabhängigkeit, wenig Wahl, wenig Glück.... Aber ich will einhalten, denn ich sehe ja, wie mein gelehrter Landsmann durch sein anhaltendes Schweigen sich für überwunden bekennt und uns das Schlachtfeld überläßt."

(Der Beschluß folgt.)

Die Galeerensclaven.

Oft schon enthielten französische Blätter schauerliche Beschreibungen von dem Transport der in die Eisen verurtheilten Verbrecher von Paris nach irgend einem zu ihrem Strafort bestimmten französischen Hafen und mit empörtem Gefühl sah man Menschen in diesen physisch-moralischen Höllenpfuhl, so unerbittlich als unwiderbringlich, gestoßen, deren Fall, Motiv und That vom psychisch-sittlichen Standpuncte aus betrachtet, das innigste Mitleiden jedes Unbefangenen in Anspruch nehmen mußte. Wir können uns nicht enthalten eine solche Beschreibung, die eines der neuesten Blätter der Gazette des Tribunaux enthält, unsern Lesern mitzutheilen:

„Die gestern von Paris abgegangene Kette von Baugefangenen kam um ein und ein viertel Uhr auf der Höhe des Berges von Essonnes, dem zu ihrer Durchsuchung bestimmten Orte, an. Die Gefangenen stiegen von ihren Wagen ab und um den Blicken der Zuschauer, die sie zu sehen herbeigeeilt waren, so viel möglich ein widerliches Schauspiel zu entziehen, führte man sie auf ein von der Straße ziemlich entferntes Feld. Da legten sie ihre Kleider ab. Hierauf klopften sie, auf ein vom Capitain Thierry mit einer Pfeife gegebenes Signal in die Hände, gleich einem Beifallklatschen, um zu zeigen daß sie nichts zwischen den Fingern hatten. Die Aufseher der Sträflinge traten dann in ihre Reihen und begannen eine bis auf die kaum denkbaren Möglichkeiten gehende Untersuchung. Bedauern wir nochmals die Schamlosigkeit der Weiber, die dieser unedlen Scene beizuwohnen sich erfrechten."

„Nach diesem ekelhaften Acte nahmen die Gefangenen ihre Mittagsmahlzeit im Hôtel du grand Monarque, aber in den Ställen ein. Die einen klagten; die andern sagten dagegen, daß sie lieber da als in Bicêtre seyn wollten. Nach einem Halt von zwei Stunden setzten sie sich in Marsch; ein sonderbarer Zufall hielt sie indessen noch einige Minuten am Eingange von Essonnes auf."

„Im Gefolge der Wagen befand sich auch der mit Geschirr und Geräthen beladene. Plötzlich wollten die Beamten der Regie, einen Brigadier von Paris an der Spitze, der zu diesem Behufe von der Administration ausdrücklich abgesendet war, alle Kisten und Coffres visitiren, indem sie behaupteten, daß der Capitain Thierry Schleichhandel mit Taback in Rollen treibe. Der alte Capitain, tief gekränkt durch eine solche Beschuldigung, betheuerte, daß ein Mann, mit dem Vertrauen der Regierung beehrt, ein Mann, der mehr als hunderttausend (!!) Verurtheilte nach den Galeeren gebracht hat, wovon nur zwei entkommen sind, nicht für einige elende Pfeifen Taback den Ruf seines ganzen früheren Lebens würde aufs Spiel setzen und ein rühmlich erlangtes Brevet verlieren wollen. Die Untersuchung geschah aber doch — die Mühe war indessen vergebens. Man fand in den Kisten nichts als Eisen und das war es doch nicht, was man suchte. Somit rief der Capitain Thierry Victoria! und ließ es an Bitterkeiten über ein so ungerechtes Mißtrauen nicht fehlen."

„Mit Rührung bemerkte man die besondere Sorgfalt dieses alten Kriegers für die Soldaten, die sich unter dem Transport befanden. Er rühmte sich, in Bicêtre Allmosen für sie gesammelt und eine Summe von 50 Franken zusammengebracht zu haben, die er den Zuschauern und seinen Schützlingen freudig zeigte, die letztern durch die Versicherung ermuthigend, daß dieses Geld bestimmt sey, ihnen die Beschwerlichkeiten der Reise zu erleichtern. Unter diesen Unglücklichen befand sich ein, auf sechs Jahre in die Eisen Verurtheilter, weil er einen zinnernen Löffel gestohlen hatte!!"

„Der Flecken Essonnes hallte diesmal nicht von den rohen und indecenten Gesängen wieder, die verhärtete Verbrecher anzeigen. Ihr Schweigen glich dem Gefühl übermannenden, stummen Schmerzes, und was man auch sage, wie zahlreich auch die Beispiele verzweifelnder Verkehrtheit seyn mögen, die man nur zu oft unter diesen Sträflingen findet, aufgeklärte Menschen bleiben nichts desto weniger überzeugt, daß ein wohlorganisirtes Reue- und Besserungssystem die heilsamsten Resultate hervorbringen würde."

„Dieses System, was Caleb-Lownes im Jahre 1791 in Pensilvanien einführte, hat sich seitdem durch alle Staaten der amerikanischen Union verbreitet. Noch in diesem Jahre meldete der Präsident der Vereinigten Staaten, in seiner Botschaft an den Congreß, die nahbevorstehende Errichtung eines penitentiary für die Grafschaft Alexandria und schon ist der Ruf dieses wiedergebärenden Systems, wie man es nach 36 Jahren glücklicher Proben nennt, so begründet, schon sind seine guten Resultate so bekannt und bewiesen, daß auch das südliche Amerika es angenommen hat (m. s. den officiellen Bericht des Staates von Meriko)."

„Aber es ist mehr noch geschehen; an unsern Gränzen und, so zu sagen, unter unsern Augen wird mit Glück die Wirkung dieses Besserungssystems wiederholt, das bis hierher ausschließlich der neuen Welt angehörte. Genf und Lausanne freuen sich, nach zweijähriger Erfahrung, jetzt, die Besserungsgefängnisse eingeführt zu haben. In der Sitzung vom 16. Mai des Repräsentativ-Conseils haben die Herren Dumont und Barde-Bordier sehr ausführliche Details über das Gefängniß von Genf gegeben und mit der Behauptung geschlossen: daß dieses Gefängniß Genf die größte Ehre mache und daß, soweit man aus der schon gemachten Erfahrung urtheilen könne, es

seinen Zweck erreichen dürfte, indem es die Wiedergeburt der einen und die Einschüchterung der andern bewirken werde." (Journal von Genf vom 21. Mai.)

„Es scheint, daß, nach solchen Thatsachen, unsere Regierung ihre Blicke auf das Besserungssystem richten oder vielmehr wieder richten sollte; denn die Annahme dieses Systems war der erste Gedanke der Restauration. Im Jahr 1814 erschienen in weniger als einem Monat zwei Ordonnanzen, eine am 18. August, die andere am 9. Sept., welche die Errichtung eines Versuchs-Gefängnisses anordneten, wo das System der Gefängnisse von Philadelphia nachgeahmt werden sollte, um in der Folge zur allgemeinen Gefängniß-Ordnung des Reichs erhoben zu werden und ohne den 20. März würde jetzt Frankreich der unschätzbaren Wohlthat dieses Systems der Wiedergeburt genießen."

„Mindestens ist es erlaubt, zu hoffen, daß diese heilbringende Anordnung nur vertagt worden ist. Ohne Zweifel, um auf die Ausführung jener Ordonnanzen von 1814 zurückzukommen, wird sich jetzt zu Paris, unter der Leitung des Präfecten des Seine-Departements, ein Muster-Gefängniß (prison modèle) erheben. In der nämlichen Hoffnung ist einer unsrer Mitarbeiter, ein junger Advokat, der seine Nächte der Wissenschaft und der Menschheit widmet, Herr Carl Lucas, im Begriffe, unverzüglich eine Uebersetzung des Codex der Reform und der Disciplin der Gefängnisse herauszugeben, welcher für den Staat von Louisiana von Ed. Levingston verfaßt worden ist."

Wir achten es dem Inhalte und Zwecke des vorstehenden Artikels gemäß, ihm eine nähere Beschreibung der oben erwähnten trefflichen Besserungs-Anstalten zu Genf und Lausanne beizufügen, die gerade gleichzeitig ein anderes französisches Blatt, ohne Zweifel in derselben Absicht, enthält. Sie lautet wie folgt:

— Es ist viel über die Frage gestritten worden, was man mit den entlassenen Sträflingen anfangen solle? Kaum haben sie ihre Strafe ausgestanden, so kehren sie auch wieder in die Zwangsanstalt zurück; sie drehen sich in einem endlosen Zirkel von Verbrechen und Züchtigungen um. Einige sind der Meinung, man solle sie einsperren, andere, man müsse sie wo möglich bessern. Ohne die Materie als Rechtsgelehrter, noch als Publicist behandeln zu wollen, erzählt Hr. St. M. Folgendes über zwei neue Anstalten von Bußgefängnissen, die er in Lausanne und in Genf besucht hat. Das erstere besteht seit ungefähr einem Jahr: das andere höchstens noch einmal so lange.

In Lausanne erhielt er von Hrn. Manuel, dem Seelsorger des Bußhauses, Empfehlungen zum Einlaß: dieser, ein Mann von lebhaftem und weitumfassendem Geist, weiht sich der Besserung der Gefangenen, und gute Hoffnungen beseelen ihn, ohne daß er sich jedoch philantropischen Träumereien hingäbe. Das Haus ist auf einer Anhöhe gelegen, von welcher man Lausanne, den Genfer See und die Alpen von Chablais erblickt, kurz auf einem der wundervollsten Aussichtspuncte in der Schweiz. Es bildet ein längliches Viereck, und ist von großen Hofräumen umschlossen; in der Mitte scheidet eine große Treppe das Gebäude in zwei Abtheilungen: in der erstern hausen die Sträflinge, welche zu körperlichen entehrenden Strafen verdammt sind, in der andern hingegen diejenigen, über die nur Züchtigung verhängt worden. Nie kommen die Arrestanten von la Force mit denen der Correction in die geringste Berührung. Sogar in der Kirche trennt sie eine Bretterwand. In beiden Abtheilungen bestehen zwei große Werkstätten, die eine für Leinweber und Schuhmacher, die andere für die Tischler. Künftig soll auch Unterricht in Verfertigung der Wagenarbeit und im Drechseln gegeben werden. Die Gemächer sind geräumig, reinlich und haben gehörigen Luftzug. Der Aufseher kann durch Fenster, welche in den Mauern angebracht sind, Beobachtungen anstellen, ohne selbst gesehen zu werden. Man ist hier so wenig, als in den neuen Gefangenhäusern in England dem Vorschlag des Hrn. Bentham gefolgt, welcher dem Verwalter eine Loge mitten zwischen den Arbeitern anweist, wo er ungesehen, gleich der Spinne in ihrem Gewebe, überall aufsehen könne. In Genf ist man diesem System näher gekommen.

In jeder Werkstätte wacht ein Aufseher über die Ordnung. Die Gefangenen arbeiten stillschweigend: niemand darf sprechen, sogar nicht einmal bei Tische; sie haben hingegen Ruhestunden, zum Theil in ihren Zellen, deren jeder eine eigene hat, zum Theil in den Höfen. Sie dürfen sich alsdann unterhalten. Dennoch besteht wenig Berührung unter ihnen, und nichts ist bei dergleichen Leuten schlimmer, als das freie Plaudern, wodurch die Bösartigen eine gewisse Oberhand gewinnen; im Gegentheil geht jeder bei dem Stillschweigen leichter in sich, und gedenkt der Besserung.

Streng genommen würde man diejenigen, welche zur Besserung übergehen, in eine ehrbarere Umgebung bringen müssen, wo sie allmählig zur Reinigung übergehen könnten. In Lausanne baut man hingegen darauf, daß das gute Beispiel auch seine Folgen habe: ein zurückkehrender Sträfling wird noch Andere für die Tugend gewinnen, wo hingegen durch Weiterschaffung eines Geretteten sein Anblick andere nicht ermuntern, und mithin dieser Mangel sie unverbesserlich machen wird. Und was sollte aus einer Werkstätte werden, wo man nur die Verdorbensten sitzen ließe? Nur etliche Reumüthige werden dagegen Ruhe und Gelehrigkeit darunter einführen. Dabei darf man es nicht so einrichten, als wolle man künstliche Verbesserungen vornehmen; die Arrestanten sind bestimmt, in die Welt zurückzukehren: sie sollen also nach bestandener Zeit unter gute und böse Gesellschaft zurückkehren, mithin auch im Stande seyn, sich mitten unter Schlechten gut aufzuführen.

Es genügt nicht, daß man die Gefangenen durch Zwang bei der Arbeit erhalte: sie müßen ihr auch Geschmack abgewinnen. Man verfährt zu diesem Behufe in der Art, daß sie mäßige Früchte davon genießen. Zu Genf erhalten sie nur deren halben Abwurf, die andere Hälfte kömmt dem Hause zu. Zu Lausanne wissen die Leute, daß sie nur für sich selbst gewinnen, und darin liegt ein mächtiger Trieb zur Anstrengung. Das Geld wird in eine Sparcasse geworfen, und sie erhalten es bei ihrem Abgehen zurück. Alles wird in Bücher aufgezeichnet, alles kömmt in die Casse: daher unendliche Rechnungen und Details, daher aber auch die Gewöhnung an Ordnung, Sparsamkeit und Mäßigkeit.

Es wäre zu wünschen, daß man die Aufwendungen neben einander stellen könnte, die ein Galeerensträfling und daneben ein Bußgefangener erheischt. Zu Lausanne bedarf man nur 6 Aufseher auf 80 Arrestaten, und 2 Schildwachen um das Haus. Man berechne hingegen, welche Auslagen die Verfolgung der Ausreißer von den Galeeren, die Procedur bei Wiederbetretungen ꝛc. ꝛc., veranlassen.

In den Bänken strengt nur die Furcht die Kräfte der Sträflinge an, bei den Besserungs-Arrestanten bewirkt es die Hoffnung; zu Lausanne darf sogar eine Commission die Strafzeit eines sich bessernden Verurtheilten abkürzen. Täglich wird die Aufführung der Gefangenen zu Buch gebracht; Ungehorsam, Widersetzlichkeit, Murmeln, alles wird genau aufgezeichnet. Auf diese Art wissen sie, daß auf alles Acht gegeben wird.

Die Nahrung ist gesund: sie erhalten täglich dreimal Kräutersuppe, nebst Fleisch, und in der Correction zweimal, in der Force nur einmal wöchentlich, eine fette desgleichen.

Nichts erinnert an Elend, oder bewirkt Niedergeschlagenheit, vielmehr wird Ergebung und Ruhe herbeigeführt. Böse Laune und schlechte Kost führt gewiß nicht zu einem guten Endzweck. Allein, wird man sagen, was liegt dergleichen Leuten, die zu Hause nicht Feuer noch Obdach ha-

ben würden, an dem Verlust ihrer Freiheit? als Gefangene genießen sie dagegen den Vortheil einer guten Nahrung und Beherbergung. — Dieser Einwurf widerlegt sich leicht durch die Erfahrung; der Wolf will lieber magere Kost, als die Leckerbissen, von denen der Hund so viel Rühmens macht, denn diesen straft der Einschnitt des Halsbandes, welches ihn festhält, Lügen. Wie mancher Bettler lebt lieber an der Straßen-Ecke, dem Wind und Wetter ausgesetzt, als daß er in die Armen-Depots ginge. Und gewiß ist es kein süßes Leben, im Gefängniß zur Arbeit vom Morgen bis Abend, und zu fortwährendem Stillschweigen verurtheilt zu seyn, für Leute, die eines lärmenden, müßig herumirrenden Treibens gewohnt sind. So äußerte auch ein Gefangener zu Genf in der Ruhestunde gegen einen Gefährten: „Ich habe manches Gefängniß kennen lernen, allein keins angetroffen, wo ein solcher Zwang und Langeweile herrschte. Sollte ich noch einmal in den Fall kommen, so will ich Gott bitten, mich nur nicht wieder hierher gelangen zu lassen."

Wenn ein Gefängniß dem Verbrecher mißfällt, und ihm zum voraus Grauen einflößt, so entspricht es seinem Zweck; es straft ihn, und in der Strafe soll, nach Bentham, eine Abschreckung liegen; die beste ist dann jene, welche ohne zu verderben wirkt. In einer Gefangen-Anstalt ist nur gerecht, was zur Besserung und zur Abschreckung wirkt; nichts darf in dieser Materie übertrieben werden, allein zu verbessern ist viel: nutzenbringende Arbeit, Stillschweigen, welches zum Nachdenken führt, Religionsunterricht, Gewöhnung an Ordnung und Sparsamkeit, strenge Reinlichkeit, einsame Zellen, und Belohnung der Enthaltsamkeit sind eben so viele Mittel, die den Sünder zur Ehrbarkeit zurückführen.

Manche sehen dergleichen Anstalten für unnütz an, indem man sich um Taugenichtse nicht so viel bekümmern solle. — Sind sie unverbesserlich, so wird wenigstens ihre Anzahl vermindert: haben aber viele nur dem Mangel, dem Elende, oder den Eingebungen des Zorns nachgegeben, so ist nicht abzusehen, wie sie nicht zur Reue sollten gebracht werden können. In den alten Gefängnissen pfropfte man alle Arrestanten zusammen, bei Tag und Nacht müßig, lasterhaft, lehrte der Verdorbenste dem Bessern seine Finten, es waren Pflanzschulen der Verschlimmerung und des Verbrechens. In den neuen wird wenigstens der Keim des Guten nicht erstickt, und jenem Unwesen ein Ende gemacht werden.

Das Bußhaus zu Genf ist in einer bei weitem nicht so lachenden Gegend gelegen, als das zu Lausanne; es bietet einen ernstern Anblick dar, und läßt mehr auf seine eigentliche Bestimmung schließen. Den Gefangenen sind nicht so viele Vortheile zugewendet; sie erhalten nur 20 Unzen Brod, statt 1⅓ ℔; sie haben keinen Garten, mithin kein Brod noch Gemüse zu verkaufen übrig. Das Ergebniß ihrer Handarbeit gehört zur Hälfte der Anstalt an; die andere Hälfte zerfällt wiederum in zwei Theile, wovon einer zur Ersparniß bis zur Zeit der Befreiung angelegt wird. Nur das andere Viertel, im Durchschnitt 2 Sous jeden Tag, wird den Gefangenen behändiget. Ihre jährliche Sparcasse beläuft sich auf ungefähr 2 Louisd'or.

Zu Genf ist die Arbeit, gleichwie in Lausanne, eingetheilt; es findet dieselbe Lebensart, die nämlichen Maaßregeln der Ordnung, der Reinlichkeit in den Zellen, und die Auferlegung des Stillschweigens in den Werkstätten Statt. Eben so die Züchtigungen: Wasser und Brod, einsame Einsperrung, finstere Verwahrung, und hier sogar Ketten, wenn es die äußerste Noth erfordert. Der Arrestant kann aber nur 3 Tage hindurch bei Wasser und Brod gelassen werden, und eben so muß am siebenten Tage eine Unterbrechung des finstern Gewahrsams eintreten.

Vieles ist demnach in Genf und in Lausanne ähnlich angeordnet. Es scheint jedoch eine abweichende Ansicht an beiden Stellen obzuwalten. Zu Lausanne hat die Philantropie vielleicht sich selbst zu viel eingeräumt: ein Gefängniß soll vor allem eine Züchtigung, nicht aber eine Werkstätte der Wohlthätigkeit darstellen, wenn der Arrestant nicht über dem armen Handwerksmann stehen soll, der keine Wohnung noch Nahrung erhält, und mühsam seinen und seiner Familie Unterhalt verdienen muß: sonst könnte ein armer Taglöhner verführt werden, seine Freiheit und seine Ehre einem gewissen Gewinn aufzuopfern, und sich durch ein Verbrechen eine bessere Lage zu bereiten. Diese Versuchung muß hintertrieben werden: das Volk soll einsehen, wie der ehrliche Mann mehr gewinnt, als der Sträfling, wie die Einkerkerung eine Strafe, und kein Gewerke ist, damit der Handwerker nicht herabgewürdiget werde, oder der Verbrecher sich für ungestraft ansehen könne. Dabei gibt es außer der Oekonomie einen andern Rechtfertigungsgrund des, an dem Gewinn des Sträflings für die Anstalt zu machenden Abzugs, das Recht nämlich, weil der Gefangene an seine Stelle gebunden ist, der Handarbeiter hingegen den Züchtlingen nichts zu beneiden haben soll.

Dieser kluge Abzug, das richtige Maaß in der Philantropie, zeichnen hauptsächlich die Verwaltung zu Genf aus. Sie erscheinen als das Ergebniß gemachter Erfahrungen, und man würde sich darüber in einem noch so neuen Institut zu verwundern haben, wenn sie nicht von Herrn Dumont herrührten, einem Beobachter, welcher wohl weiß, daß die Arbeit ihre Aufmunterung durch das Interesse erhält, und dessen Rathschlägen und Einfluß Genf überhaupt diese Anstalt verdankt. Er hat an den repräsentirenden Rath zwei Berichte erstattet, in welchen er auf das, bei den Engländern angenommene, neue Züchtigungssystem zu sprechen kömmt.

In England, sagt Hr. Dumont, hatte man in den Strafanstalten anfangs die Arbeiten der Gefangenen bezahlt: daher denn eine neue Art Manufacturen in ihnen lag. Man fühlte den Widersinn, und — fiel in das entgegengesetzte System. Wenn, hieß es, der Sträfling rein umsonst arbeitet, und sogar nicht einmal sieht, daß etwas zu Tage gefördert wird, wie beim Weben, so muß er in sich fühlen, daß er zur Strafe da ist, denn nichts ist empfindlicher, als gar nichts hervorzubringen. Das Raffinirte in dieser Redensart schmeichelte dem Stolz der industriellen Engländer, und man kam auf die Erfindung der Tretmühlen, die fast allgemein Eingang erhielten.

Der erste Anblick einer solchen Maschiene stellt 15 bis 20 Mann dar, die sich mit beiden Händen an einem Balken halten, und ihre Füße abwechselnd auf die Tritte eines Rades vorschieben, welches die Last ihres Körpers umdreht, d. h. die Leute machen fortwährend die Bewegung des Hinaufsteigens, ohne jedoch von der Stelle zu kommen. Jeder hat in einer Minute ungefähr 50 Schritte zu thun: alle Viertelstunden ruhet er 5 Minuten aus, und so geht es vom Morgen bis zum Abend, in welchem Zeitraum er 10 bis 12,000 Fuß aufwärts schreitet. Diese Strafe hat in den Augen der Gefangenaufseher viel Verdienst, ihrer Einfachheit halber: es bedarf dazu keiner Lehre, sondern nur einer ziemlich gleichen Kraft; kein Sträfling kann sich durch List oder Faulheit der Anstrengung entziehen, man braucht ihn weiter nicht zu beobachten, und die Menschen stellen bloß Maschienen dar, die die Beine bewegen.

Ob die Tread-Mill die Schuldigen wohl abschrecken mag? Anfangs schien sie zur Verminderung der Vergehen hinzuwirken, so lange die Strafe neu war. Allein Hr. Dumont sah in London Landstreicher von 13 bis 17 Jahren, die zum zweiten-, ja zum drittenmal in der rotirenden Bewegung marschirten.

Die Arbeit wird übrigens nach Verlauf einiger Tage zur Gewohnheit, so daß der Gefangene weder Aufmerksamkeit noch Anstrengung darauf verwendet. Die Tretmühle ist demnach keine barbarische Züchtigung, wie man wohl behauptet hat, sondern eine traurige monotone

Arbeit, die dem Gefangenen nichts lehrt, und ihm Takt und Beweglichkeit seiner Hände benimmt; hat er einige Jahre darin getreten, so ist er höchstens noch zum Landbau geschickt: wie viel Motive, um das Diebshandwerk wieder zu ergreifen!

Die Disciplinarmühle bessert also weder die Gefangenen, noch schreckt sie von der Wiederholung der Vergehungen wirksamer ab, als andere Strafen. In den Weber- und Schreinerwerkstätten lernen sie hingegen ein Gewerbe, das ihnen nach ausgestandener Strafe Unterhalt verschaffen kann, sie gewöhnen sich an Ordnung und Thätigkeit, sie machen sich Kunstfleiß zu eigen, ihre Kenntnisse erweitern sich, und in dem Zusammenarbeiten liegt ein Trieb zur Aemulation. In der Mühle sinken sie hingegen zu Thieren herab.

In England wird nur bei Strafen auf zwei Monate bis höchstens drei Jahre auf die Tretmühle erkannt, indem härtere Verbrechen die Todesstrafe und Deportation nach sich ziehen. Was sollte bei unserer Strafgesetzgebung aus denjenigen werden, die auf 10, 20, 30 Jahre, ja auf lebenslang zu den Galeeren zu verurtheilen sind: soll man sie während dieser ganzen Zeit in dem Rad herumgehen lassen? Die Ewigkeit einer solchen Züchtigung würde zur Verzweiflung und Raserei führen, und die Sträflinge zu dem Ausruf bringen: laßt uns lieber wieder unsere Kettenstrafe leiden!

Zu Genf lernen die Gefangenen zweimal in der Woche lesen, schreiben und Rechnung führen: der Unterricht führt allerdings zur Besserung hin. Sie gewinnen ihn am Ende lieb; er dient ihnen zur Zerstreuung, und der Mensch fühlt sich durch solchen Erwerb in sich selbst erhoben.

Man hatte gezweifelt, ob Leute im Mannsalter noch zum Lernen geschickt seyn möchten. Zu Portsmouth lernten am Bord eines Ponton von 450 Sträflingen mehr als 200 binnen acht bis zehn Monaten fehlerfrei schreiben und lesen.

Auf diese Art bezweckt man durch Arbeit, Unterricht und religiöse Ermahnungen die Besserung der Gefangenen. Nicht genug, daß man sie zur Reue hinführt, werden auch alle Versuchungen beseitiget: Karten- und Hazardspiel, geistige Getränke, wenn sie nicht der Arzt verordnet, Darleihen, alles der Art ist streng untersagt. Auch hat die emsige Sorgfalt bereits ihre Früchte getragen. Im Monat Nov. 1826, sagt Hr. Prevot Sohn in seinem Bericht, waren 45 Gefangene vorhanden: zehn hatten bereits durch ihre Rückkehr erwirkt, daß sie in das Quartier der Ausnahme aufgenommen wurden.

Für den Fall des Wiederbetretens scheint die Anstalt zu Genf noch zu neu zu seyn, um eine gebührende Stufenleiter hinsichtlich der alten und der wiederholten Verbrechen aufzustellen. In einem der Berichte des Hrn. Dumont steht in dieser Hinsicht folgendes: „Zu Philadelphia fielen unter dem ältern System mehr als drei Viertel der ehemaligen Gefangenen binnen sechs Monaten von ihrer Entlassung an gerechnet wieder in die Hände der Justiz zurück. Seit der Annahme des neuen Systems waren im Gegentheil nur fünf von hundert in den Wiederholungsfall gekommen. Zu New-York waren von 349 Entlassenen nur 29 neuer Verbrechen überwiesen worden, und unter ihnen befanden sich noch 16 Fremde.

In den Bußanstalten wandelt die Gefangenen nie die Verzweiflung an: ihr Geist nährt fortwährend die Hoffnung auf die Entlassung, und alles ist darauf berechnet, ihnen die Freiheit zum Genuß zu schaffen: vorzüglich wirksam ist dabei die Aussicht auf Abkürzung der Strafezeit durch Reue und gute Aufführung. Zu Lausanne hat eine Commission das Recht, die Dauer der Einsperrung nur um 1 Monat auf jedes Jahr abzukürzen: ein schwacher Antrieb! Zu Genf ist die Commission des recours ein Tribunal, welchem ausgedehntere Gewalt verliehen ist. Wenn die auf mehr als ein Jahr verurtheilten Sträflinge zwei Drittheil ihrer Zeit überstanden haben, so dürfen sie eine Bittschrift um Befreiung einreichen; die Commission sieht die Register über die Aufführung durch, hört die Aufseher ab, und darf auf sofortige Entlassung, oder auf eine bedingte, erkennen.

Um uns kurz zu wiederholen, so ist das wahre Merkmal des Strafsystems der Zweck zu züchtigen und gleichzeitig zu bessern: hierzu muß die Arbeit, das Stillschweigen, die Mäßigkeit, die Untersagung von Glücksspielen, wahrhaft wirksame Mittel abgeben. Genua hat über seine Gefängnisse die Inschrift Freiheit setzen lassen; wir tragen kein Bedenken, sie auch für die Bußgefängnisse zu empfehlen, denn die Bösen bessern heißt gewiß die Freiheit auf eine edle Art sicher stellen.

Ein Regulus unter den Wilden.

Ein Brief aus Canada erzählt folgende Thatsachen; sie sind der Art, daß sie sehr der Bestätigung bedürfen würden, wenn nicht der Rang, der amtliche Beruf, besonders aber der Charakter der Person, welche diesen Brief geschrieben, den Lesern die Wahrheit derselben hinlänglich verbürgten.

Ein Outaouier wanderte mit seiner Familie durch das Land der Mississaguer, und tödtete einen Dammhirsch auf den Ländereien eines Indianers, der mit seinem Volksstamme einige Zwistigkeiten gehabt hatte. So wie der Eigenthümer des Feldes es erfuhr, lagerte er sich mit einigen Freunden an dem Wege des Outaouiers, erwartete da seine Rückkunft und ermordete ihn mit seinem ganzen Gefolge.

Dieser Unglückliche hatte einen Bruder, der bei der Mission der Algonquiner angestellt war, wo er Christ geworden und sich zum Range eines Häuptlings erhoben hatte. Dieser war trostlos, als er den Tod eines Bruders vernahm, den er auf das Zärtlichste liebte. Einige Monate nach dem traurigen Ereigniß befand er sich zu Montreal; unglücklicherweise kam der Mörder seines Bruders auf der Durchreise auch dahin. Man zeigte ihm denselben; er ging rasch auf ihn zu, klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Bist Du nicht ein Mississaguer?“ — „Ja.“ — „Von dem und dem Orte?“ — „Allerdings!“ — „Weist Du nicht daß ein Outaouier, der vor Kurzem durch diesen Ort ging, daselbst mit allen den Seinigen ermordet wurde?“ — „Ohne Zweifel weiß ich das, denn ich bin es, der sie getödtet hat; ich hatte seit langer Zeit einen Haß gegen die Outaouier. Die Gelegenheit bot sich dar, Rache zu nehmen und ich ergriff sie.“ — „Wohl; aber ich bin der Bruder des Erschlagenen; die Gelegenheit bietet sich jetzt mir dar, mich zu rächen, und die Reihe ist nun an mir, Dich zu tödten.“ — „Nichts ist gerechter als das; aber da ich gekommen bin, die Stadt zu sehen, so bitte ich Dich, mir hierzu erst Zeit zu lassen und mich dann zu tödten.“ — „Gern; aber ich muß diesen Abend auf mein Dorf zurück, das zwölf Stunden von hier liegt. Wie sollen wir das nun machen?“ — „Wohlan, ich will übermorgen dahin kommen und Du kannst mich am folgenden Tage tödten.“ — „Immerhin,“ sagte der Outaouier; und nachdem er seinem Feinde alle möglichen Nachweisungen gegeben, um den Weg zum Dorfe richtig zu finden, drückte er ihm die Hand und ging.

Am folgenden Tage gab der Mississaguer seiner Frau und seinen Kindern ein Abschiedsmal, sagte ihnen auf ewig Lebewohl und reiste am nächsten Morgen mit aufgehender Sonne nach dem Dorfe der Outaouier. Er wurde dort bei seiner Ankunft mit aller der Achtung empfangen, die

*) Sollte heißen: die Gesellschaft zu sichern und den Sträfling zu bessern. Anm. d. Red.

einem Manne von Ehre gebührt, wurde auf Kosten des Tribus bewirthet, rauchte zwei oder drei Pfeifen, worauf er sich auf eine Matte ausstreckte und bis zum andern Morgen fest und ruhig schlief.

Bei seinem Erwachen rauchte er eine Pfeife, spazierte durch das Dorf und kehrte dann in das Haus zurück, wo vier Häuptlinge versammelt waren, um ihn zu richten. Er rauchte mit ihnen noch eine Pfeife und jedermann beobachtete ein tiefes Stillschweigen, gleichsam um die nöthige Ruhe zu einer so feierlichen Gelegenheit zu sammeln. Als die Pfeifen ausgeraucht waren, begann das Verhör.

Gleich dem Angeklagten auf der Erde sitzend legten ihm die vier Häuptlinge einige Fragen vor. Er bekannte sein Verbrechen ohne Rückhalt und erkannte an, daß er den Tod verdient. Er beschrieb mit der größten Ausführlichkeit alle Umstände des Mordes, damit man ihn gerade dieselbe Todesart erleiden lassen könne; aber er bemerkte dabey, daß der Outaonier in dem Augenblicke, wo er auf ihn stieß, gerade geraucht und er ihm erlaubt habe, die Pfeife auszurauchen, daher hoffe er, daß man ihm dieselbe Gunst werde angedeihen lassen.

Der erste der Häuptlinge hieß ihn darauf seine Pfeife anzünden und gab ihm die Versicherung, daß er nicht vor Beendigung derselben getödtet werden solle.

Bei diesen Worten sagte eine der bei der Sitzung gegenwärtigen Frauen zu einer andern Indianerin: „Gehe und hole Deinen Vater; laufe, daß er eile, den Verurtheilten zu taufen.“ — „Ihn taufen,“ rief der Bruder des Ermordeten; „einen Elenden ins Paradies befördern, der mit kaltem Blute einen Mann, seine Frau und seine Kinder getödtet hat?!“ — „Ich weiß, sagte der Verurtheilte, daß ich dahin nicht kommen kann und daß, wenn ich mich an den Pforten des Paradieses zeigte, ich schimpflich abgewiesen werden würde. Ich ziehe daher vor, auf dem kürzesten Wege in die Wohnung meiner Vorfahren zu gelangen.“ — „Auf denn, wirf deine Pfeife weg, und lasse Dich tödten, sagte der Bruder des ermordeten Outaoniers. Er stand auf und bot dem Gefangenen die Hand, der sie heiter nahm, und heiter gingen sie zusammen an den Ort der Hinrichtung, wo der Mississaguer sich auf einen großen Stein setzte und den tödtlichen Streich empfing, ohne daß sich seine ruhige, heroische Fassung auch nur einen Augenblick verläugnete.

Es war einer der Häuptlinge, der die Function des Henkers übernahm. Nach der Execution zog er durch das Dorf mit flammendem Auge, das blutige Messer in der Luft schwingend, gleichsam um mit gleicher Strafe jeden zu bedrohen, der sich einer ähnlichen Handlung schuldig machen würde.

Dieser Häuptling hieß Chevalier. Der Geistliche, der sich an der Spitze der Mission befand, als sich das Vorerzählte zutrug, verbot ihm den Eintritt in die Kirche, und Chevalier kniete an der Kirchthür während des Gottesdienstes; aber ein anderer Geistlicher, der seit Kurzem die Leitung der Mission übernommen, hob, in Betracht, daß Chevalier nichts gethan habe, als die Gesetze seines Landes zu vollziehen, das Interdict auf und ließ ihn zum Tische des Herrn zu.

Wahrlich eine treffliche Art, das Christenthum mit den Gesetzen und Gebräuchen selbst der Menschenfresser zu verschmelzen! Doch abgesehen von diesem erbärmlichen Missionsdirector, und dem, den Namen Christ führenden Chevalier, was für eine schauderhafte Idee bekömmt man überhaupt von der Bekehrungsweise dieser gerühmten Missionaire! Der Bruder des Ermordeten war nicht nur getaufter Christ, er lebte und wirkte selbst bei und in der Mission — und welche Begriffe vom Paradies, Bestrafung und Belohnung! Nicht einmal eine Ahnung von dieser Religion der Milde, von der Häßlichkeit der Rache!

Wie groß steht ihm der Mörder seines Bruders gegenüber! wahrlich, sind seine Begriffe von der Religion seiner Feinde, ihm Anhänglichkeit an ererbte, barbarische Sitten und Gesetze nicht verargen und mit welcher Bewunderung müssen wir den Helden anstaunen, womit er sich dem freiwillig opfert, was ihm als Gemeinheit erscheint! Uns dünkt, alte und neue Geschichte der sogenannten gebildeten Welt biete nichts höheres dar, als dieser Wilde, und Niemand könne ihm jenseits ohne Erröthen als seines Gleichen die Hand reichen.

Man meint durchaus, daß die Geschichte anders endigen müsse, ein geschickter Erzähler könnte sie zum Triumph des Christenthums gestalten, indem er blos dem natürlichen Gefühl und der poetischen Wahrscheinlichkeit folgte. Daß uns hier, im Widerspruch mit dem Geist unserer Religion, gerade das Gegentheil erzählt wird, möchte nicht mehr, als die Versicherung und Verbürgung am Eingang für Wahrheit und Wahrheit der Entsetzen erregenden Thatsache sprechen. Indessen wörtlich wahr, ob nicht — schlimm genug, wenn nur der Geist der dortigen Volks-Stämme und ihrer christlichen Bekehrer derselbe ist.

Die Menschheit im Fortschreiten.

Die Civilisation hat eine merkwürdige Eroberung gemacht, die besonders bezeichnet zu werden verdient.

Man schreibt uns, daß die Chirokesen sich eine Constitution (!!) geben wollen. Sie haben damit angefangen, den Umfang und die Gränzen ihres Gebiets zu bestimmen; demnächst ist beschlossen worden, daß die Nation in acht Districte getheilt und durch drei Gewalten regiert werden soll: eine gesetzgebende, eine vollstreckende und eine richterliche.

Eine Comitée und ein Conseil werden das gesetzgebende Corps bilden, das aus zwei, von jedem Districte auf zwei Jahre gewählten, Mitgliedern bestehen soll. Die erste, zu diesen Ernennungen berufene allgemeine Versammlung wird am ersten Montage des nächsten August Monats zusammentreten.

Die executive Gewalt wird einem auf vier Jahre ernannten Häuptlinge anvertraut; drei Räthe oder verantwortliche Minister stehen ihm zur Seite.

Die richterliche Gewalt üben drei Richter, die den obersten Gerichtshof ausmachen und auf vier Jahre gewählt werden.

Das Chirokesische Volk proclamirt die Freiheit der verschiedenen Religionen und ihrer Ausübung und die Einrichtung der Geschwornen Gerichte; aber kein evangelischer Geistlicher kann in den Conseils sitzen.

Man hegt große Hoffnung, daß dieses erste Beispiel noch andere eingebohrene Völker-Stämme bestimmen wird, sich gleichfalls in republikanische Regierungsformen zu organisiren.

Die Sache ist bitterer Ernst — dem Phare du Havre mindestens in dessen Blatte vom 22. November sich der obige Artikel findet. Nur an diesem Anfange kann eine chirokesische Akademie der Wissenschaften, Maler- und Bildhauer-Schulen und besonders ein Nationaltheater nicht ausbleiben. Sobald der Phare etwas davon erfährt, werden auch wir nicht ermangeln unsere Leser davon zu benachrichtigen. Welch eine glänzende Aussicht für alle die mißvergnügten Schriftsteller und Künstler, deren unsterbliche Leistungen unser undankbares Vaterland nicht genügend — ja — nicht einmal bezahlen will!!

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

SOCIETÄT

№ 238 Hamburg. Sonnabend, den 17 November. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von J. Niebour und Rath Ludwig.

Ueber die Freiheit der Frauen in Asien und über deren Sclaverei in Europa.

(Aus Blackwood's Magazine.)

(Beschluß.)

Jaffer-Ali, dessen Argumenten ich meine persönlichen Bemerkungen beigefügt habe, sah sich auch in der That als Sieger an und gab sich, um die Frucht seines Triumphes nicht zu verlieren, nicht bloß zufrieden, daß er den schottischen Critiker widerlegt hatte, sondern rief, eine offensive Haltung annehmend, aus:

„Da sieht man's, wie in Europa geurtheilt wird! Die Engländer „haben von den Harems unsrer Fürsten sprechen hören; eine Art wollüstiger Gefängnisse, in welchem die Mächtigen, die über ein ganzes „Volk gebieten, zu ihrem Vergnügen die Schönheiten aus allen vier „Winkeln der Erde vereinigen. Sie haben diesen besondern, den Großen „unsers Landes vorbehaltenen Brauch für eine National- und allgemeine „Sitte genommen. Die Eunuchen, und die schützenden Wälle, womit „man die Gefangenen umgiebt, haben die Einbildungskraft der Reisenden „umnebelt und es sie übersehen lassen, daß die Eigenthümer solcher irdischen Paradiese sich in Asien verhalten wie 1 zu 10,000. Der einfache „Privatmann, macht die Frau, die er aus honettem Range heirathet, „zur Gebieterin des Hauses; würde er von dem Vorrechte, eine zweite „Frau zu nehmen, die mit der ersteren auf dem Fuß der Gleichheit „stände, Gebrauch machen, so würde sein Hauswesen in Wirrwarr „gerathen, das Leben darin zur Hölle werden. Auch fällt es selten „jemandem ein, einen so gefährlichen Versuch zu machen. Mögen die „Könige und die Minister, die über alle Rücksichten erhaben, Herren des „Lebens der Männer und Frauen sind, ihre Harems, Frauen ohne Zahl „und ganze Armee'n von Sclavinnen haben, das geht an; aber wehe „uns, wenn wir solche Einfälle hätten; wir würden schmerzliche und „schwer zu verwischende Denkzettel behalten!" Jaffer legte auf die letzte Phrase einen Ton der Ueberzeugung, der aus Erfahrung entsprossen zu seyn schien, was seiner überzeugenden Beredtsamkeit noch einen kräftigeren Nachdruck gab.

„Der große Sadi," fiel nun ein andrer ein, der Hayi Hussein hieß, und der bis dahin ein aufmerksamer Zuhörer gewesen war; „der große „Sadi hat das schon in seinem unsterblichen Verse:

„Zwei Derwische können nicht auf einem Lager ruhen,
Zwei Könige nicht in Frieden von einem Thron regieren."

„Und ich würde hinzusetzen: so wenig als zwei Frauen in einem „und demselben Hauswesen." — „Ach!" seufzte Jaffer tief auf, „das ist nur allzuwahr!"

Da die melancholischen Reflexionen Jaffers einen Augenblick des Schweigens herbeigeführt hatten, so benutzte Sir John Malcolm die Pause sehr geschickt eine Nebenfrage einzuschieben. „Ich möchte wissen," sagte er, „warum Mahomed die Vielweiberei, die ihr zu verwerfen „scheint, erlaubt hat, und warum er, da er die Zahl der Frauen für „seine Schüler auf vier beschränkte, sich selber deren neun zulegte, unge„rechnet diejenigen, die er seine Sclavinnen der rechten Hand „nannte?" Hier hätte ich wünschen mögen, daß Sie die Bewegung, die Haltung, den Blick des einen der Zuhörer gesehen hätten, als er mit feierlicher Stimme erklärte: „Ewig weise sind die Gründe Maho„meds; Allah's Segen sey mit ihm!"

Der neue Ritter hieß Mirza-Aga-Mir, ein heiliger Mann und ein Mitglied der Familie des Propheten. Er hatte nur wenige Worte gesagt; aber man muß gestehen, er hatte sich gut postirt. „Die Gründe „des Propheten sind ewig weise!" Wer hätte ihn wohl aus dieser Art von theologischer Citadelle vertreiben können? Nach einer Weile jedoch, und als er sah, daß sein Argument dem Sir John nicht genügte, geruhete er folgendermaaßen fortzufahren:

„Könnten die Sterblichen in den Glanz der Sonne blicken und mit „ihrem schwachen Verstande die Absichten des Propheten beurtheilen, so „möchte man versucht seyn, zu glauben, er sey, indem er die Vielweiberei „zugelassen, nur dem Brauch der Juden und dem Beispiel Mosis „gefolgt, den wir Muselmänner so wie ihr Christen ja ebenfalls als „von Gott inspirirt ansehen. Indem er die Zahl der gesetzlichen Frauen „auf vier beschränkte, wollte er ohne Zweifel die sinnlichen Gewohnheiten „unterdrücken, die nicht allein unter den Juden, sondern auch unter den „heidnischen Arabern herrschend waren. Die gräuliche Gränzenlosigkeit „ihrer Laster war es, die Mahomed nöthigte, ihrem wollüstigen Sinne „nicht alles zu verweigern, aber doch den Ausschweifungen einen Damm „entgegen zu setzen, welchen sie sich überließen. Auch sprach er die „furchtbarsten Flüche wider diejenigen aus, die sich ferner der bösen Lust „hingeben würden. Ueberdem ist die Vielheit der Weiber, obgleich nicht „durch die Gesetze verboten, keinesweges unter uns angenommen. Unter „1000 Orientalen wird man nicht 30 finden, die mehr als eine Frau „haben, und nicht 10, die deren über zwei besitzen. Was die Harems „betrifft, so hat mein verehrungswürdiger Freund schon deren Bestim„mung und Beschaffenheit nachgewiesen und sie sind eine Ausnahme aber „kein Gesetz. Nur der größte Reichthum kann die Kosten bestreiten, die „zur Einrichtung und Erhaltung eines solchen Etablissements erforderlich „sind. Wer könnte wohl, wenn er nicht Fürst wäre, die Legionen Do„mestiken nähren, die Paläste erhalten, die Menge Kinder erziehen, die „sämmtlich so wie deren Mütter Erbschaftsaurechte haben! Sie sehen „wohl," setzte er nun mit dem Bewußtseyn seiner Kraft und seines Triumphes hinzu, „daß diese Vielheit der Frauen eine bloße Chimäre „ist, mit welcher die Natur der Dinge selbst im Widerspruch steht!"

Digitized by Google

Sir John's Stirne legte sich in Falten und ein aufmerksamer Beobachter hätte die geheimen Gedanken, die ihn bewegten, darauf lesen können. Er begann zu ahnen, daß die wahre Freiheit der Frauen aus Europa verbannt und nur im Orient zu Hause sey. Und was ist denn, genau besehen, die vorgebliche Unabhängigkeit, deren das andere Geschlecht unter uns genießt? Bloße Theorie, eine der Wirklichkeit mangelnde Chimäre. Die Frau bei uns zu Lande reibt sich auf in den Haushaltungsangelegenheiten, ist durch Decenz gefesselt, wird von der Eifersucht des Mannes gequält, durch die Obsorge für die Kinder geplagt. Da Jaffer-Ali sah, daß der Baronet in seinen Meinungen zu wanken begann, so nahm er nochmals das Wort um ihm den Gnadenstoß zu geben:

„Unsre Frauen sind wirklich frei. Sie gehen allein ins Bad; sie „machen Besuche; sie bringen ganze Tage, Wochen, ja Monate bei ihren „Aeltern, ihren Brüdern, ihren Verwandten zu. Der Mann hat darüber „nichts zu sagen; einer Frau nachspüren, ihr folgen oder sie zurückhalten, „das wäre eine Grobheit, eine Beleidigung, ein Verbrechen; ja ärgeres „noch: eine Lächerlichkeit. Bei sich im Hause empfängt sie Besuche, „giebt Mahlzeiten, läßt Musiker, Tänzerinnen, Kaufleute kommen. Ihr „Mann darf in ihre Gemächer nicht kommen, ohne sich erst anmelden „zu lassen. Man muß den Gehorsam, die Galanterie, ich möchte fast „Sclaverei sagen, sehen, welchen sich die Männer unterwerfen, sobald sie „ihre Gemächer verlassen und das den Frauen gewidmete Heiligthum „betreten. Da sieht man nicht mehr den Helden, den Tyrannen, der „seinen Sclaven Befehle zuherrscht und selbst Seinesgleichen hochfahrend „behandelt. All der Stolz ist gebeugt, all die Hoheit geschmeidig gewor„den. Kaum hat er dies Asyl betreten, so erinnert ihn Alles daran, „daß es ein Ort ist, der einer Gebieterin und nicht einem Gebieter „unterworfen ist; sie ist es, die zu befehlen hat, die Alles leitet, auf die „sich Alles bezieht. Kurz, diese Frauen, deren illusorische Sclaverei von „Euch bedauert wird, herrschen, Despoten gleich, in ihren Gemächern, wie „der Sultan in seinem Reiche. Sind sie übler Laune, so schmollen sie, „und Alles geht schlecht. Sind sie gutgelaunt, so geht Alles gut. Sie „machen gutes oder schlechtes Wetter, Sturm oder heitre Luft."

„O, Himmel!" rief Sir John mit einer unwillkührlichen Bewegung des Schreckens, „gerade so wie in Europa!"

Ich möchte wetten daß dem Baronet hier eine neue Reflexion durch den Sinn fuhr. Genießen die asiatischen Frauen des schönen Vorrechts, nach Gefallen in Zorn zu gerathen; sind die armen Männer in Asien nicht gesicherter wider die weiblichen Launen als ihre abendländischen Brüder, so ist das Loos dieser angeblichen Herren des schönen Geschlechts noch tausendmal grausamer als das unsrige. Wenn eine mürrische Frau dem Manne sein Haus verleidet, so geräth er vielleicht auf den Gedanken, von der, durch das muselmännische Gesetz ihm zustehenden Erlaubniß Gebrauch zu machen und eine zweite zu nehmen: nun aber leidet er doppelte Qual und die Zwietracht wird nur ärger. Ist er reich, so wird er nicht unterlassen, die Zahl seiner Gefährtinnen jährlich zu vermehren, hoffend endlich eine zu finden, die ihm sein Elend erleichtert. Vergebene Hoffnung! die Theilung der Macht steigert die üble Laune nur, die durch Rivalität unterhalten wird. Da sehe man den unglückseligen Polygamus, der nun nicht mehr die Beute einer Moralistin ist, deren Gardinenpredigten er sich durch die Flucht entziehen konnte, deren nur in Vorwürfen sprudelnde Kehlfähigkeit zuletzt keinen Eindruck mehr auf ihn machte — wie er nun den wiederholten, abwechselnden und Schlag auf Schlag kommenden Angriffen von vier oder fünf mit einander rivalisirenden Frauen Preis gegeben ist, die nicht daran denken, sich der ihrem Geschlechte seit undenklichen Zeiten zustehenden Gerechtsame zu begeben. Welche volle Lagen hat er da nicht abzuhalten! Auf jedem Schritte, mit jedem Augenblicke, bei Tag und Nacht, erneuert sich seine Qual und vervielfältigt sich unter neuen Gestaltungen. In dieser Ehestands-Schmerzensregion häuft sich der Jammer des Mannes mit seinem Streben ihm auszuweichen und in den Genüssen, die er aufsucht.

Aga-Mir gewahrte sehr bald das tiefe Mitleiden, das der Ehemänner Geschick im Orient unserm Landsmanne einzuflößen begann, und dadurch angefeuert stimmte er einen lebhafteren Ton an, als man sonst an ihm gewohnt war, und sagte:

„Ja, wir haben ein Anrecht auf euer Mitgefühl, euer Interesse, „ich möchte sagen euer Mitleid. Nur wir sind zu beklagen. Unsre „Frauen, die eine besondre Einrichtung für sich verlangen, kosten uns „weit mehr als die eurigen, und sind unsrer Aufsicht weit ferner. Ihr „Alleinleben sichert ihre Unabhängigkeit, und Sclaven bilden ihnen einen „Hofhalt. Und was die Gleichheit zwischen ihnen und ihren Männern „betrifft, so kommen Sie, falls Sie darüber noch irgend einen Zweifel „hegen, mit mir und stellen Sie sich in die Nähe des Hauses Jaffer-Ali-Chans, „oder Hayi-Hussein's, oder Mahomed-Hussein-Chans, oder des meinigen. „Die schneidenden, kreischenden Stimmen, welche die Gewölbe des weib„lichen Sanctuariums, nicht allein in unsrer Gegenwart, sondern selbst „Trotz unsrer dringendsten Bitten durchschmettern, werden schon bis zu „Ihnen gelangen und zweifelsohne das Gefühl der Trauer und des „Mitleids herabstimmen, das sie unsern Frauen und ihrer angeblichen „Knechtschaft schuldig zu seyn vermeinen."

Es war dieses eine lange Tirade für einen Mann wie Aga-Mir, einen wahren Abkömmling des Propheten, von verzweifelter Ernsthaftigkeit, der wenig sprach und weniger noch dachte. Auf das lebhafteste ward dieser unerwartete Gedankensprudel, die plötzliche Entfaltung einer Intelligenz, die sich aus Bescheidenheit nur selten in voller Kraft zeigte, beklatscht. Alle Mitglieder des ehrwürdigen Divans brachen in ein anhaltendes Gelächter aus, das gleich sehr durch ihr Erstaunen, in Aga-Mir einen geistreichen Mann zu erkennen, als durch die Richtigkeit seiner Bemerkung erregt ward. Ermuthigt durch den guten Erfolg, wollte der wackre Seid*) ihn noch verlängern; er hatte aber all sein Pulver verschossen, so daß er nun noch eine ganze Viertelstunde perorirte, ohne einen weiteren Effect zu machen. Die orientalische Höflichkeit ließ ihn gewähren; man war aber nahe daran einzuschlummern, als der Baronet wieder das Wort nahm und so die Discussion neu belebte.

„Wenn eure Frauen," sagte er, „so frei sind, wie ihr es behauptet, „warum bringen sie ihr Leben denn hinter dem Gitter zu; und warum „erlaubt ihr ihnen denn das Ausgehen nur so dicht verschleiert, daß sie „dahinter eher wie vergraben als dadurch beschützt sind?"

— „Was den ersten Punct betrifft," erwiederte Aga-Mir, „so hat „ihn Jaffer-Ali schon beantwortet. Sie gehen allein ins Bad, zwanglos „und ohne Gefolge, sie besuchen wen sie wollen, ja sie machen einzeln „selbst Mißbrauch von ihrer Freiheit. Der Schleier, den sie tragen, ist „eine ehrenvolle Auszeichnung, ein Schmuck, keine Fessel. Einige niedere „Stämme, welchen der Gebrauch des Schleiers untersagt ist, werden als „der Ausschuß der Gesellschaft angesehen;**) und unsre Frauen rechnen „sich diesen Theil ihres Costüms, den euer Vorurtheil als einen Verstoß „wider ihre Unabhängigkeit ansieht, zur Ehre an."

---

*) Ein heiliger Mann.

**) Die Frauen der Stämme Ilyat dürfen keine Schleier tragen.

„Aber,“ nahm unser Landsmann, der seine Niederlage gern wieder
wett machen wollte, wieder das Wort, „wie können eure Frauen denn
„bei solcher Lebensweise die Weltkenntniß erlangen, vermittelst welcher
„sie allein im Stande sind, sich ihrer Pflichten zu entledigen?“

„Weltkenntniß? ich weiß nicht, was dies Wort bedeuten soll, und
„sehe auch den Nutzen nicht ein, den sie davon haben könnten. Unsrer
„Meinung nach ist die Erziehung der Kinder und die Sorge um das
„Hauswesen das wichtigste, was einer Frau obliegt.“

Während dieser Debatte, bei welcher Sir John allmählig alle seine Vortheile wieder einbüßte, hatte Jaffer-Ali, sein erster Widersacher, Zeit gehabt, wieder zu Athem zu kommen. Als Sir John nun gewahrte, daß er sich neuerdings in die Discussion einzumischen im Begriff war, so suchte er ihm den Vortheil einer Offensiv-Stellung abzugewinnen und sagte:

„Ihr mögt reden was ihr wollt, so sind eure Frauen doch Trotz der
„Beredtsamkeit und Geschicklichkeit, womit ihr deren Lage verschleiert, ent-
„weder die Sclavinnen eurer Vergnügungen, oder die Dienerinnen eures
„Hauswesens. Das ist ihr Loos für diese Welt. Hinsichtlich eines
„künftigen Lebens — obgleich ihr, wie ihr mir eben gesagt, ihnen eine
„Seele, so wie auch das Vermögen, einzugehen in das Reich der ewigen
„Glückseligkeit zugesteht — bieten ihnen die Verfügungen eures Religions-
„Codex nur die Hälfte der paradiesischen Freuden zum Lohn des tugend-
„haftesten Lebens dar, eine Disposition, die auch allen euren Begriffen
„von ihnen entspricht. Ihr sehet sie nicht als die Gefährtinnen des
„Mannes, sondern als Wesen niederer Art an; da nun weder eure
„Gesetze noch eure Gewohnheiten ihnen den Rang anweisen, den Gott
„ihnen bestimmt hatte, so geht ihnen auch das Bewußtseyn der persön-
„lichen Würde und die sorgfältige Erziehung ab, die allein sie zur Zierde
„und zum Glück einer civilisirten Gesellschaft machen können.“

— „Die Frage wäre nun,“ fiel Mirza-Aga-Mir mit einem trocknen und schneidenden Ton ein, „ob wir zu einer civilisirten Gesellschaft
„gehören!“

Ei, welch ein kostbarer Mann dieser Mirza-Aga-Mir ist! Mit einem Striche macht er der ganzen Discussion ein Ende. Welch eine Geistesgegenwart, welche Kraft des Urtheils!

Da endigte die Discussion oder vielmehr die Deliberation, die Sir John Malcolm den künftigen Jahrhunderten vermacht hat. Ein orientalisches Mahl folgte dem Argumentkampfe, und der junge Chan Sahid, seines Gewerbes ein Dichter, geneigt zum Scherze (soweit das in Asien angeht) krönte eine so denkwürdige Sitzung durch eine kleine geschichtliche, eheliche und moralische Erzählung, deren Moral besagte: „daß ein zänkisches Weib das größte Unglück des Lebens sey, und daß ein Mann nicht zu kräftige Mittel anwenden könne, um eine solche Ungebühr zu unterdrücken.“ Wir enthalten uns, diese Geschichte zu wiederholen, die Aehnlichkeit mit Shakespeare's „Taming the Shrew“ hat, und welche den Beweis liefert, daß die große Republik der Frauen, Trotz der anscheinenden mehr oder minder tiefen Unterwürfigkeit, in der sie auf dem Erdball lebt, unter allen Breiten denselben Charakter, denselben geheimen Widerstand gegen die Unterdrückung ihrer Sieger, und dasselbe, ein wenig wilde, Freiheitsgefühl hat, welches letztere durch fast gleiche Mittel von den Gestaden Lapplands bis zu den Wüsten des steinichten Arabiens zu vernichten bemüht sind.“

Albernheiten und Unbeholfenheiten verdienstvoller Menschen.

(Aus dem New-Monthly Magazine.)

„Que les gens d'esprit sont bêtes.“
Mariage de Figaro.

Für nichts ist die Welt weniger tolerant als für Verdienst. Die Aristokratie des Ranges wird willig anerkannt, weil sie auf einem alten und durch die Länge der Zeit honorirten Vertrage beruht; die Aristokratie die Reichthums läßt man sich gefallen, weil reiche Leute selbst ohne Wissen und Willen denen wohlthätig werden, die in die Sphäre ihrer Thätigkeit kommen; für persönliche Fähigkeiten aber giebts keine Gnade. Die Ueberlegenheit des Verdienstes ist der Menge ein Stein des Anstoßes, und wenn sie sich auch genöthigt sieht die weite Ferne zwischen sich und einem Manne von Genie auf seinem eignen Grund und Boden zuzugeben, so ist sie dagegen stets darauf aus, an ihm irgend eine demüthigende Schwäche oder Unschicklichkeit zu entdecken, welche seine anstößige Vortrefflichkeit compensiren und, was an ihm erhaben ist, wieder einigermaaßen ab- und ausgleichen soll. Die Franzosen, welche, bei aller ihrer Bewunderung für das Talent, unter allen Völkern gleichzeitig am unduldsamsten für gesellschaftliche Ungleichheit und am empfänglichsten für das Lächerliche sind, haben vor allen einen starken Hang zu dieser Art Gleichmachung, und die neidische Eifersucht ihrer **Savans** und **Beaux esprits** füttert die allgemeine Bosheit mit mancher scandalösen Anecdote. Daß selbst Leute vom höchsten Verdienste nicht frei von menschlichen Mängeln sind, ist nicht zu läugnen. Das Band zwischen Genie oder Weisheit und Tugend ist nicht gleichförmig, und selbst unter den Weisesten und Besten giebt es nur wenige, an welchen sich nicht bei scharfer Untersuchung, wie am Diamant, ein Riß oder Flecken auffinden ließe, welcher die Reinheit und den Glanz ihres Wassers verringert. Wir sind geneigt von der geistigen Gesammtheit als von einer einfachen Einheit zu sprechen, und doch sind die Kräfte der Seele, je nachdem sie vom Geist oder Gemüth und Willen ausgehen, deutlich von einander geschieden; beides sind nur Aggregate von getrennten und für sich bestehenden Einzelheiten, wo der Werth des Einen in keiner absoluten Verbindung mit dem Uebrigen steht. So kann ein großer Musiker ein großer Narr, ein großer Mathematiker ein arger Schuft seyn, ja es ist sogar möglich, daß selbst ein bewundernswürdiger Crichton in irgend einer Einzelnheit so zurück steht, daß selbst der dümmste Dummkopf, der je die Geduld eines Zuhörers ermüdete, darüber zum Lachen gereizt wird. Die Philosophie hat jüngst einen Ausdruck erfunden, um eine Abart der theilweisen geistigen Gebrechlichkeit zu bezeichnen: sie nennt denjenigen, der entschieden aberwitzig in einer besonderen Sache ist, einen **Monomaniacus**. Es giebt aber nicht bloß **Monomaniaci**, sondern auch **Monoëlithiaci** (Narren in einem Puncte) in der Welt; und ein Newton, welcher die 70 Wochen Daniels erklärt, oder ein Pascal, der sich der strengsten abergläubischen Zucht unterwirft, sind keineswegs so selten, als man es wohl glauben mag. Aber nicht bloß dieser Schwächen wegen, die das Genie mit dem Minderbegabten gemein hat, ist das Verdienst dem Gelächter der Mittelmäßigkeit ausgesetzt, und nur zu oft wird es gerade der Eigenschaften wegen von der Welt verachtet, die zur Erhabenheit führen. Die dichterische Natur, oder die Beschaffenheit der Organe, welche eine Empfänglichkeit für die Poesie und schönen Künste erzeugt, ist in sich selbst schon beinah eine Krankheit, welche das Ganze des Denkens und Handelns mit sichtlichen Eigenthümlichkeiten afficirt. Bei einem schärferen Wahrnehmungsvermögen und einer zarteren Empfänglichkeit für moralische Beziehungen, wirkt das poetische Gemüth nach andern Gesetzen auf die Natur zurück,

Ich bin nun nicht in Stande zu entscheiden, ob die Ursache dieser Erscheinung in der Natur des Lichtes selbst, oder in der Beschaffenheit der Substanz, durch welche es sich fortpflanzt, zu suchen sey. Ich will nur bemerken, dass, wenn man die Ursache in der Natur des Lichtes selbst suchen will, man annehmen müsse, dass die Lichtstrahlen, welche sich in einer Richtung fortpflanzen, in dieser Richtung eine Axe haben, um welche sich ihre Theilchen drehen, und dass diese Axen in den Strahlen, welche durch die Turmalinplatte gehen, eine andere Lage haben, als in den Strahlen, welche sie nicht durchgehen.

Wenn man aber die Ursache in der Beschaffenheit der Substanz, durch welche das Licht sich fortpflanzt, suchen will, so müsse man annehmen, dass diese Substanz in einer Richtung eine Axe habe, um welche sich die Theilchen des Lichtes drehen, und dass diese Axen in den Strahlen, welche durch die Turmalinplatte gehen, eine andere Lage haben, als in den Strahlen, welche sie nicht durchgehen.

Ich will nun diese Erscheinungen, ohne mich auf eine Erklärung derselben einzulassen, beschreiben, und dann die Folgerungen anführen, welche sich aus ihnen ergeben.

Ich habe zu diesen Versuchen eine Turmalinplatte gewählt, welche ich von Herrn Professor Mohs erhalten habe, und welche sehr durchsichtig ist. Sie ist ungefähr 1 Zoll lang, 1/2 Zoll breit und 1/4 Zoll dick. Ihre Flächen sind parallel mit der Axe des Krystalles geschliffen, und ihre Kanten sind mit der Axe des Krystalles parallel. Ich habe diese Platte gewählt, weil ich sie für die vollkommenste halte, die ich bis jetzt gesehen habe.

Ich habe zu diesen Versuchen eine Turmalinplatte gewählt, welche ich von Herrn Professor Mohs erhalten habe, und welche sehr durchsichtig ist. Sie ist ungefähr 1 Zoll lang, 1/2 Zoll breit und 1/4 Zoll dick. Ihre Flächen sind parallel mit der Axe des Krystalles geschliffen, und ihre Kanten sind mit der Axe des Krystalles parallel. Ich habe diese Platte gewählt, weil ich sie für die vollkommenste halte, die ich bis jetzt gesehen habe.

Ich habe zu diesen Versuchen eine Turmalinplatte gewählt, welche ich von Herrn Professor Mohs erhalten habe, und welche sehr durchsichtig ist. Sie ist ungefähr 1 Zoll lang, 1/2 Zoll breit und 1/4 Zoll dick. Ihre Flächen sind parallel mit der Axe des Krystalles geschliffen, und ihre Kanten sind mit der Axe des Krystalles parallel. Ich habe diese Platte gewählt, weil ich sie für die vollkommenste halte, die ich bis jetzt gesehen habe.

Ich habe zu diesen Versuchen eine Turmalinplatte gewählt, welche ich von Herrn Professor Mohs erhalten habe, und welche sehr durchsichtig ist. Sie ist ungefähr 1 Zoll lang, 1/2 Zoll breit und 1/4 Zoll dick. Ihre Flächen sind parallel mit der Axe des Krystalles geschliffen, und ihre Kanten sind mit der Axe des Krystalles parallel. Ich habe diese Platte gewählt, weil ich sie für die vollkommenste halte, die ich bis jetzt gesehen habe.

Ich habe zu diesen Versuchen eine Turmalinplatte gewählt, welche ich von Herrn Professor Mohs erhalten habe, und welche sehr durchsichtig ist. Sie ist ungefähr 1 Zoll lang, 1/2 Zoll breit und 1/4 Zoll dick. Ihre Flächen sind parallel mit der Axe des Krystalles geschliffen, und ihre Kanten sind mit der Axe des Krystalles parallel. Ich habe diese Platte gewählt, weil ich sie für die vollkommenste halte, die ich bis jetzt gesehen habe.

Ich habe zu diesen Versuchen eine Turmalinplatte gewählt, welche ich von Herrn Professor Mohs erhalten habe, und welche sehr durchsichtig ist. Sie ist ungefähr 1 Zoll lang, 1/2 Zoll breit und 1/4 Zoll dick. Ihre Flächen sind parallel mit der Axe des Krystalles geschliffen, und ihre Kanten sind mit der Axe des Krystalles parallel. Ich habe diese Platte gewählt, weil ich sie für die vollkommenste halte, die ich bis jetzt gesehen habe.

Ich habe zu diesen Versuchen eine Turmalinplatte gewählt, welche ich von Herrn Professor Mohs erhalten habe, und welche sehr durchsichtig ist. Sie ist ungefähr 1 Zoll lang, 1/2 Zoll breit und 1/4 Zoll dick. Ihre Flächen sind parallel mit der Axe des Krystalles geschliffen, und ihre Kanten sind mit der Axe des Krystalles parallel. Ich habe diese Platte gewählt, weil ich sie für die vollkommenste halte, die ich bis jetzt gesehen habe.

Ich habe zu diesen Versuchen eine Turmalinplatte gewählt, welche ich von Herrn Professor Mohs erhalten habe, und welche sehr durchsichtig ist. Sie ist ungefähr 1 Zoll lang, 1/2 Zoll breit und 1/4 Zoll dick. Ihre Flächen sind parallel mit der Axe des Krystalles geschliffen, und ihre Kanten sind mit der Axe des Krystalles parallel. Ich habe diese Platte gewählt, weil ich sie für die vollkommenste halte, die ich bis jetzt gesehen habe.

spräche, als man einem Mann von Verdienst Hochmuth und Sonderbarkeit schuld geben könnte, weil seine Gesellschaft es nicht vermochte, sich zu der Höhe seiner Vorstellungen zu erheben. Wer im Geistigen nicht auf gleicher Stufe mit seiner Umgebung steht, ist dem Autor gleich, der seinem Zeitalter vorangeeilt ist. Beide werden aus gleichem Grunde verachtet und hintangesetzt. Es ist ein arges Mißgeschick, doch sicherlich nicht ihre Schuld, wenn sie einen Kreis anreden, der seine eigne Schwäche nicht gewahren will oder kann; daß sie, übersprudelnd von eigenthümlichen Idee'n und da richtig denkend, wo andre im tiefen Irrthum sind, ihre Perlen den Säuen vorwerfen müssen, und daß man sie deßhalb haßt und verfolgt, weil sie falsch geschildert und falsch verstanden werden. Nur zu oft gilt der Scherz eines gebildeten Scholaren für Sarcasmus und die einfachste Bemerkung für falsch und impertinent, weil die Gesellschaft den unterliegenden Gedanken nicht aufzufassen vermag, der Leuten von leichterem Fassungsvermögen so vertraut ist. Die Wahrheit oder Falschheit von besprochenen Gegenständen hängt viel von ihrer Verbindung mit Dingen ab, die im vorherigen Gespräch ausgedrückt oder einbegriffen waren: je größer also die Feinheit einer Bemerkung ist, desto wahrscheinlicher wird es, daß sie von Vornirten für ein Paradoxon oder einen Irrthum gehalten werden dürfte. Wer von meinen Lesern sollte nicht schon in der peinlichen Lage gewesen seyn, sich in einem Kreise von begriffsmatten Leuten befunden zu haben, die, mit seinen Citaten unbekannt, seine Gleichnisse nicht begreifend, seine Anspielungen übersehend, gegebene Fälle für bestimmte Behauptungen nehmend, jeden Satz gerade entgegengesetzt deutend, ihn am Ende selbst glauben machten, wie sie es selbst längst waren, daß er, wenn nicht gar Blasphemien, wenigstens gar nicht wieder gut zu machenden Unsinn gesprochen habe? Wenn der Narr seiner Narrheit gemäß antwortet, so kömmt das daher, weil er nur soviel versteht, als es seine Narrheit zuläßt. Die weise Rede schlummert in einem närrischen Ohre, und die Schuld liegt an der Ratio recipientis. Selbst ein Newton oder ein Bacon würde in einem erträglichen Sänger-Clubb nur eine untergeordnete Rolle spielen: und doch ist dieses nur ein gelindes Gleichniß von der Lage von Leuten von Verdienst in den Gesellschaften, die gemeinhin für die besten Gesellschaften gelten. Einige wenige Erfahrungen von dergleichen Widerwärtigkeiten stellen Leute von hohen Geistesfähigkeiten im Talente der Unterhaltung unter diejenigen, die nur in Gemeinplätzen zu Hause sind, aber Unverschämtheit und Geschwätzigkeit zu Hülfe nehmen. Verzweifelnd, ihre eigenen Vorstellungen verständlich zu machen, oder sich in das Nichtssagende und Leere zu schicken, um welches sich die Unterhaltung der gewöhnlichen Gesellschaften drehet, suchen sie ihr Heil im Schweigen, das ihnen dann aber für mürrisches Wesen, so wie, daß sie aus Ekel dem nichtssagenden Schwätzer das Feld räumen, für Unfähigkeit ausgelegt wird.

Je größer die geistige Ueberlegenheit eines Individuums ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß es in eine besondere Art practischer Irrthümer verfallen wird, was eine Folge der überraffinirten Conjecturen über Motive und Wahrscheinlichkeit ist. Die Verschiedenheit zwischen sich und der übrigen Welt unbeachtend, mißt er jedermann einen gleichen unbegränzten Idee'n-Horizont, und die nämliche bedächtige Genauigkeit im Folgern bei, die er bei seinen eignen tiefdurchdachten Speculationen anwendet; und indem er die Intelligenz derer, mit welchen er verkehrt, überschätzt, wird er der Gefoppte seiner eigenen Superiorität und kömmt in den Fall gewisser Leute, die einem flüchtigen Diebe nachsetzen: " — Laßt uns da die Schenke durchsuchen," sagte der Eine, „denn dem Schilde nach ist es der Sammelplatz seiner Landsleute." — „Nein," erwiederte der andre, „er wird sich hüthen dahin zu gehen, wo er darauf rechnen muß, daß er dort werde gesucht werden." — „Da bist Du im Irrthum," sagte ein Dritter," eben weil er glaubt, daß wir so raisonniren werden, wie Du meinst, wird er sich dahin geflüchtet haben, hoffend das sey der letzte Ort, wo wir ihm nachspüren würden." — Sie durchsuchten nun das Haus und verloren mit der Zeit auch den Dieb, der, aus einem Grunde, den Alle übersehen hatten, die gerade Straße entlang gelaufen war, denn — er konnte nicht lesen. Um die Wahrscheinlichkeiten richtig zu schätzen, muß man alle möglichen Fälle des menschlichen Handelns erwägen, nicht allein die Weisheit, sondern auch die Thorheit, nicht bloß die Verschlagenheit, sondern auch die Niaiserie der Welt in Anschlag bringen. Aber gerade derjenige versteht es am wenigsten die Dummheiten anderer vorherzusehen, der selbst am freiesten von Irrthum ist; gerade so wie derjenige am wenigsten wider Verrath und Täuschung auf seiner Huth ist, der selbst auf Aufrichtigkeit und Rechtlichkeit hält. Im gesellschaftlichen Leben besteht eine allgemeine und gegenseitige Abhängigkeit; der Künstler ist vom Kenner, der Redner von seinen Zuhörern, der Kaufmann von seinen auswärtigen Correspondenten, der Manufacturist von seinen Consumenten abhängig. Derjenige, der sich von der Welt losreißt, wird, und wenn er sich auch über sie erhebt, verhältnißmäßig schwach und (außer wenn die Seele gleichzeitig gestärkt und unabhängig wird) elend. Nicht jeder Democrit findet einen Hippocrates, ihn zu würdigen, und nicht jedem Hippocrates steht das Ohr des Publicums offen.

In der Leitung öffentlicher Angelegenheiten zeigen Leute von Verdienst zuweilen großes Ungeschick, und sind Mißgriffen unterworfen, die gleich sehr in Erstaunen setzen als ihnen zum Vorwurf gemacht werden. Vortrefflichkeit in diesem Fache erheischt weit verschiedenartigere Kräfte, als bei bloß abstracten Arbeiten erforderlich sind. Düclos mißt in seinem Tractate über die Sitten seiner Zeit einige dieser Fehlgriffe dem Mangel an Uebereinstimmung zwischen dem Charakter und dem Witze bei, oder, um sich bestimmter auszudrücken, zwischen dem Verstande und dem Willen. Eine entschiedene Leidenschaft für das öffentliche Leben ist schon mit einer bloßen Tauglichkeit für Abstractionen vereinbar. Es kann jemand große Ansichten haben und große Entwürfe machen, aber dennoch gänzlich unfähig seyn in ein Geschäftsdetail einzugehen; er läßt sich etwa leicht durch unvorhergesehene Hindernisse abschrecken, oder es gebricht ihm die Geschicklichkeit, sich dem Willen anderer unterthan zu machen, oder er ermangelt der Ausdauer und Festigkeit im Zweck, ohne welche große Massen nicht in Bewegung zu setzen sind. Wenn Charakter und Verstand auch eine Richtung haben, sind sie dennoch oftmals ungleich. Der Wille ist oft schwach, wo der Verstand scharf durchdringlich ist, und nicht selten werden Staatsmänner von großem Talent, Scharfsinn und Geschicklichkeit bei liberalen Ansichten und unermeßlicher Combinationskraft unwirksam, ja sogar schädlich, weil es ihnen an Eifer und einer dauernden Arbeitslust gebricht. Dergleichen Personen lassen sich leicht von einem Vorhaben ablenken, dabei halten sie sich lange bei Kleinigkeiten auf und werden durch unerhebliche Beweggründe veranlaßt ihre Pläne und Idee'n zu ändern. Wenn sie Ehrgeiz haben, so ist derselbe schwankend und periodisch und er wechselt ab mit Paroxismen der Trägheit, des Tändelns und dem Aehnlichen. Es trifft sich in der That oft genug, daß der unbegränzteste Ehrgeiz, der angestrengteste Arbeitseifer die größte Festigkeit im Plan und der ungezähmteste Muth mit der größesten Mittelmäßigkeit des Talents und der beschränktesten Fassungskraft verbunden sind. Wer auch nicht zu den Bewunderern des verstorbenen Lords Castlereagh gehört, wird doch zugeben müssen, daß er in diese Kategorie zu stellen war. Da, wo ein Widerstreit zwischen den Willens- und den geistigen Kräften, oder auch nur eine Ungleichheit derselben besteht, ist keine Vortrefflichkeit oder Vollkommenheit denkbar. Es kommen übrigens Fälle vor, wo die größten Charaktere in Folge von örtlichen und zufälligen Umständen Fehlgriffe machen. Napoleons Wille zu Moscau war zu mächtig für

seinen Verstand, was für ihn die eingreifendsten Folgen hatte. In dem Feldzuge von 1814 und 1815 zeigte er die größte Harmonie in der Kraft des Willens und des Verstandes. Nach der Schlacht von Waterloo ging ihm sein Charakter gänzlich ab und seine geistigen Hülfsmittel wurden durch Verzweiflung gelähmt und verkrüppelt. Talleyrand ist bei den höchsten geistigen Kräften dennoch un grand homme manqué, weil es ihm an Charakter fehlt. Bei einem, hoher Entwürfe fähigen Geiste wird sein Wille von den erbärmlichsten Motiven geleitet. Ludwig XVI. hatte wohl so viel Verstand als ein andrer König und dabei ein sehr gutes Herz, er fiel aber als ein Opfer seiner gänzlichen Unfähigkeit, einen festen Willen zu haben.

Der Wille ist hinsichtlich seiner Lebhaftigkeit und seiner Dauer zwei Irrthümern unterworfen: ein Uebermaaß des ersteren führt zu Absurditäten, das des letztern zu noch ärgern Fehlern. Der thierisch lebhafte, rasche, ungestüme Mann geräth, wenn er ins öffentliche Leben eingetreten ist, fast immer in die Klemme und spielt ein Spiel, in welchem er oft nothgedrungen Rückschritte machen muß. Um so rasch zu verfahren, ist die schnellste Uebersicht und eine fast intuitive Bekanntschaft mit der Sache erforderlich. Wer zu sehr auf seinem Willen besteht, weiß nicht seine Mittel dem Zwecke anzupassen und erschöpft seine Kräfte im Kampfe mit Unmöglichkeiten. In beiden Fällen können sehr hohe Talente zu Mißgriffen führen, die selbst den alltäglichsten Beobachtern gleich in die Augen fallen. In diesem Lebenskreise ist das Verdienst specieller zur vollen Wohlthat des magnis tamen excidit ausis berechtigt. Je umfassender das Genie eines Staatsmannes ist, um so mehr ist er in Gefahr den Zufälligkeiten Preis gegeben zu werden: denn obgleich es eben mit zum Genie gehört, die Ereignisse vorherzusehen und sie zu beherrschen, so ist dieses doch eine Kraft, die nur in sehr beengten Gränzen wirkt. Je umfassender ein Unternehmen ist, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit eines Zusammentreffens von Zufällen, die weder vorhergesehen noch beherrscht werden können. In der Politik wie im Kriege bleibt Vieles dem Zufall überlassen, und diejenigen, die beengter Ansichten oder schlaffer Willenskraft wegen nicht nach großen Dingen trachten, sind auch nicht in der Nothwendigkeit viel zu wagen. Die Welt urtheilt übrigens nach dem Erfolg, und stellt denjenigen, der nichts verloren, weil er nichts gewagt, über den kühnsten Geist und das scharfsinnigste Genie, dessen Entwürfe das Glück in der Ausführung im Stiche ließ.

Moralisten pflegen wohl die närrische Frage aufzuwerfen, ob Aeltern Grund hätten ihren Kindern Genie zu wünschen. Diese Frage ist, wenn sie überhaupt eine Beantwortung verdient, leicht zu lösen. Ungleichheit in den Fähigkeiten des Geistes und der Willenskraft ist nicht wünschenswerth, wenn auch ein Zuwachs von Macht damit zu erkaufen wäre, und jede geistige Begabung, die den Eigenthümer in ein falsches gesellschaftliches Verhältniß setzt, muß zur Quelle der Unglückseligkeit werden. Jedoch, abgesehen von solchen zufälligen Ereignissen, kann die geistige Kraft in all ihren Modificationen nur gut seyn, weil sie ein Mittel ist, das anderen abgeht, den Werth von Aeußerlichkeiten zu würdigen, sie also zum Besten zu wenden. In Bezug auf Tugend und Laster, auf Weisheit und Thorheit kömmt das Talent nur insofern in Betracht, als der Charakter des Willens das Resultat feststellt; ist aber der Wille gut geregelt, so macht die geistige Kraft ihn wirksamer und ist also in dieser Weise augenfällig wünschenswerth. Es liegt jedoch etwas Wahres in der Bemerkung, daß eine große geistige Kraft, vor allem eine Vortrefflichkeit in den nachbildenden Künsten, auf eines Menschen Beziehungen zur Gesellschaft einen Einfluß haben kann, der nicht immer dem Glücke förderlich ist, indem er dadurch in schwierige und zarte Umstände versetzt wird. Was, bei geistigen wie bei körperlichen Functionen, im Umfange der Beweglichkeit gewonnen wird, geht in der Sicherheit und Präcision des Handelns verloren; und empfängliche Temperamente laufen da großes Risiko, wo gröbere nicht gefährdet sind. Dahingegen ist es aber nicht außer Acht zu lassen, daß erstere weit mehr Aussicht auf Erfolg haben, als Menschen gewöhnlichen Schlages.

Mémoires et mélanges historiques et littéraires, par le Prince de Ligne.

Mes écarts ou ma tête en liberté.

(Fortsetzung. M. s. No. 233 d. Bl.)

„Man sagt nichts Neues; man denkt nichts Neues: dieselben Unterhaltungen kehren immer wieder; man weiß im Voraus, was man antworten wird. Ich mißfalle mir selbst, wenn ich den engen Kreis von Gedanken und Redensarten betrachte, in welchem ich mich drehe. Ist es nicht schon langweilig genug, aufzustehen, sich an- und auszukleiden, kurz alle Tage dasselbe zu thun, ohne übrigens darüber sprechen zu müssen? Ich begreife, daß man zu dem Entschlusse kommen kann, kein Wort mehr vorzubringen."

„Folgendes schrieb ich für die Franzosen ausschließlich in jener glücklichen Zeit, wo es nur noch kleines, leicht zu vergütendes Unrecht und nur kleine Mißbräuche gab, die das Geld in Umlauf brachten und vielen Menschen Nahrung gaben: „Ihr geht zwei- oder dreimal wöchentlich nach „Versailles; Ihr seyd in des Königs Jagd- und Reisegefolge: Ihr gehört „vielleicht zum Hofe; womit geht Euer Leben hin? Sechs Monate vom Jahre „seyd Ihr zu Pferde und drei davon auf der Landstraße; drei bleiben Euch „übrig, Paris zu durchlaufen, ein Monat im Wagen zu sitzen, um Höflichkeitsbesuche zu machen; ein Monat für das Schauspiel, ein Monat für „die gute Gesellschaft. Was bleibt Euch weiter noch? Habt Ihr eine „halbe Stunde zum Nachdenken? eine Viertelstunde Beschäftigung? „Habt Ihr Zeit, an Eure Angelegenheiten zu denken? Wie hättet Ihr „vollends die, Euch für die Geschäfte des Königs brauchbar zu machen?" Es hätte eines Monarchen bedurft, welcher die Müssiggänger nicht unterstützt und diejenigen am meisten geschätzt hätte, die er am wenigsten gesehen. An den festlichen Tagen, wo er sich, zweimal jährlich, in vollem königlichen Glanze gezeigt hätte, müßte er diejenigen ausgezeichnet haben, die ihre Landgüter, ihre Garnisonen oder ihr Cabinet der Gallerie von Versailles vorzogen; und die Erlaubniß, die er seinen thörichten Hofleuten im Dienste gegeben hätte, ihm irgend eine schöne oder gute That eines seiner Unterthanen mitzutheilen, würde ihnen dann öffentlich den Dank Sr. Majestät erworben haben."

„Wehe den Leuten, die niemals unrecht haben; sie haben niemals recht!"

„Man spricht immer von Tyrannen. Das ist aber nicht der, welcher über ein Reich herrscht; denn, im Grunde, wem thut dieser Böses? Denen, die sich ihm nähern, die die Ehrsucht in seine Klauen wirft. Aber der Oberste, der Vater, der Mann, der Richter oder Vorgesetzte,

:err seinen Dienern, der Gutsbesitzer seinen Bauern gegenüber; :eunde selbst, oft die Geliebte — das sind die wahren Tyrannen. aber wird diese verbannen? Wird es eine Nationalversammlung , um sie auszurotten? Die Tyrannei wird ewig existiren."

„Wie können Regenten und Staatsoberhäupter aufgeklärt — von Wahrheit unterrichtet werden? Haben sie viel Geist, so sind sie echend, durchgreifend und müssen sich nothwendig täuschen; haben enig, so ziehen sie ihre Umgebungen zu Rathe, die, aus Eigennutz Unwissenheit, die Wahrheit nicht sagen oder nicht wissen. Die n sind zu wenig Freunde der Ordnung; die zweiten zu sehr. Sie t genug, um zu sehen, daß ihre Rathgeber nicht tangen; aber sie a ihnen doch. Derjenige von den Subalternen, der am besten weiß, zu thun ist, hat keine Gelegenheit und Beruf, das Oberhaupt da:in Kenntniß zu setzen und will es auch nicht, um nicht den Lücken:r, den Wichtigthuenden oder den Bewerber um Fürstengunst zu :n."

„Niemand ist bescheiden, trotz der achtungsvollen Verlegenheit und Ansehens von Furchtsamkeit, das man zuweilen annimmt. Niemand anst; niemand ist natürlich; niemand ganz aufrichtig; niemand läßt und andern volle Gerechtigkeit widerfahren; niemand hört, niemand : gut; niemand sagt die Wahrheit. Widersprecht irgend jemandem, viel Verbindlichkeit er Euch auch habe, er wird alles vergessen."

„Ich begreife nicht, wie noch ein Mann von Verdienst ein Amt ; auch findet es wirklich bei wenigen statt. Die mittelmäßigen, mit selbst zufriedenen Leute sind es auch mit andern. Sie beunruhigen mandes Stolz, weil ihre Obern, wenn sie Verstand haben, mit ihrer ttelmäßigkeit gar sehr zufrieden sind. Es giebt nichts bequemeres als für Alles und in Allem."

„Die Laune ist wie ein giftiges oder Schmarotzer-Kraut, welches es verzehrt, und alles, was gut ist in Pflanzen und Saamen, ver:ndert, zu gedeihen und folglich sich fortzupflanzen. Dieser Vergleich so richtig, daß ich oft die besten, rechtlichsten, bisweilen liebenswür:igsten, zartfühlendesten Menschen außer der Möglichkeit sehe, das zu einen, was sie sind. Alle gute Eigenschaften sind verdunkelt und irkungslos. Es ist, als hätten sie gar keine."

„Ich glaube hundertmal gesagt zu haben, was ich von der Undank:rkeit denke: sie scheint mir eine unnatürliche Mißgeburt zu seyn. Dennoch sollte man immer um Erlaubniß bitten, sich andere verbindlich zu achen: denn wenn einem Wohlthaten, um die man nicht gebeten, von nem Manne, den man nicht liebt, über den Hals kommen — als:ann ist man verbunden, das ganze Leben hindurch verbunden zu seyn, st ohne große Ursache zur Verbindlichkeit und bisweilen bei sehr weniger chtung für die Person."

„Deswegen muß man aber nicht, wie Rousseau, einen Widerwillen gegen diejenigen fassen, die uns Dienste erweisen und den Argwohn iedriger Gesinnung gegen sie hegen. Man kann dankbar seyn, ohne sie zu lieben, wenn sie nicht außerdem Zuneigung verdienen; aber sie sich zu Feinden machen, ihnen böse Absichten unterschieben, sie an der Kälte einer Einladung, an dem Platz, den man am Tische erhält, oder an der Nachlässigkeit mit welcher ein Diener einen Teller herreicht, zu erkennen glauben, das ist die höchste Thorheit. Die fadeste Abgeschmacktheit von Rousseau war aber ohne Streit der Glaube, daß zwanzig Frauen in ihn verliebt gewesen seyen, und daß sie sich ihm ergeben haben würden, wenn er nur gewollt."

„Der größte Beweis seiner Eigenliebe war, sich immer verfolgt zu glauben und sogar darnach zu streben, es zu seyn, statt ignorirt zu werden; sein größtes Unglück war, zuletzt mitten in Paris vergessen zu werden, ohne daß er in den letzten zehen bis zwölf Jahren seines Lebens im geringsten beunruhigt wurde."

„Man muß ihm verzeihen: bewundern wir ihn bisweilen; lesen wir ihn, ohne ihm alles zu glauben und achten wir in seinen Werken die Kraft des Genies und der Beredtsamkeit."

Ankündigung
einer Geschichte der europäischen Staaten.

Unter diesem Titel machen die Herren Perthes und Besser allhier einen Prospectus über ein vielumfassendes geschichtliches Werk bekannt, den wir unsern Lesern mitzutheilen um so mehr uns bewogen finden, als sowohl die Namen mehrerer geschätzter Mitarbeiter, als insbesondere der der Herren Herausgeber mehr als Gewöhnliches erwarten lassen, ungeachtet die vielfachen Schwierigkeiten, welche das Unternehmen, in Form, Wesenheit und Umfang, darbietet, nicht zu verkennen sind. Die Ankündigung lautet wie folgt:

Vor mehrern Jahren schon machte Herr Friedrich Perthes die Unterzeichneten aufmerksam, wie zeitgemäß und nothwendig eine neue Bearbeitung der

Geschichte der europäischen Staaten

sey; sie stimmten ihm bei, und beschäftigten sich seit der Zeit mit Vorbereitungen dazu. Alle Historiker und Freunde der Geschichte, welchen sie den entworfenen Plan mittheilten, gaben ihm Beifall; und da die Ausführung eines solchen Unternehmens, wenn es gelingen soll, die Kräfte Mehrerer in Anspruch nimmt, so bildeten sie einen Verein von Männern, von denen jeder die Geschichte eines Staates aus den Quellen, den aufgestellten Grundsätzen gemäß, auszuarbeiten übernahm.

Wenn man auch keinen bedeutenden Staat in Europa nennen kann, von dem wir nicht eine oder mehrere Geschichten besäßen, so ist bei den meisten doch die Aufgabe, welche der Verfasser zu lösen übernahmen, eine andere als die, welche unsere Zeit gelöst zu sehen wünscht. Als man einsah, daß die Geschichte nicht mehr bloß Regenten- und Kriegsgeschichte sein soll, machte man, und mit Recht, die Entwickelung der Verfassung zum Hauptgegenstande, und Spittler bemühte sich vorzüglich, die Entstehung des dritten Standes darzulegen. Die neuere Zeit hat den Blick auf die Verwaltung und das Finanzwesen gerichtet; man wünscht zu sehen, was für Volkswirthschaft, Landbau, Kunstfleiß, Handel und Wissenschaften geschah, welche Fortschritte oder Rückschritte gemacht wurden. Wer auch die Geschichte der Sitten, im engern Sinne, nicht hierher zählen will, verlangt doch eine Ansicht des öffentlichen Volkslebens im Allgemeinen. Bis jetzt sind die hier berührten Gegenstände fast immer einzeln und abgerissen für sich behandelt, man hat das öffentliche Leben in seine einzelnen Theile zerlegt: den Versuch zu machen, aus den zerstreuten Gliedern ein organisches Ganzes zu gestalten, das ist es, was die jetzt erscheinende Geschichte der Staaten

Europa's unternimmt, um so zu zeigen, wie der Staat im Laufe der Zeit das geworden, was er jetzt ist.

Jeder der Hauptstaaten Europa's wird seine eigene Geschichte erhalten; in wiefern auch die kleinern berücksichtigt werden, muß die Zeit und der Wunsch des Publikums entscheiden.

Aus dem Gesagten wird sich ergeben, wie, auch bei einem gemeinschaftlich befolgten Plane, die Geistesfreiheit der einzelnen Historiker keineswegs beschränkt werden wird. Eine allgemeine Uebereinstimmung in allen Ansichten ist nicht zu erwarten, und wäre selbst nicht wünschenswerth, da sie nur zur Einseitigkeit führen dürfte. Darin kommen alle überein, daß nur die ruhige Untersuchung ihre Stimme hören lassen, leidenschaftliche Parteilichkeit entfernt bleiben soll.

Der Umfang der einzelnen Werke läßt sich zwar nicht genau bestimmen, es sollen aber weder bändereiche Werke, noch bloße Handbücher werden. So viel möglich, wird man dahin sehen, daß die Geschichte auch der größern Staaten nicht über drei Bände stark werde.

Da das Unternehmen so weit vorgerückt ist, daß der Druck beginnen kann, zeigen wir den Freunden der Geschichte an, daß folgende Werke erscheinen werden: 1) allgemeine Geschichte von Deutschland; 2) Geschichte des österreichischen Staates; 3) des preußischen Staates; 4) Geschichte von Spanien und Portugal; 5) von Großbritannien; 6) von Frankreich; 7) von Italien; 8) Geschichte der Schweiz; 9) des osmanischen Reichs; 10) des byzantinischen Reichs und der Griechen; 11) Geschichte von Polen; 12) von Rußland; 13) von Schweden, Dänemark und Norwegen; 14) Geschichte der Niederlande; 15) allgemeine Einleitung.

Zur Empfehlung dieses Unternehmens wird es genügen, einige der Männer zu nennen, welche mit der Ausarbeitung der Geschichte einzelner Staaten beschäftigt sind. Herr Prof. Dahlmann in Kiel, Hr. Staatsrath Ewers in Dorpat, Hr. Prof. Leo in Berlin, Hr. Dr. Löbell in Berlin, Hr. Dr. Pfister in Untertürkheim, Hr. Prof. Ranke in Berlin, Hr. Prof. Rehm in Marburg, Hr. Hofrath von Rotteck in Freiburg, Hr. Prof. Stentzel in Breslau.

A. H. L. Heeren.
F. A. Ukert.

Als Verleger der Geschichte der europäischen Staaten, deren Herausgeber die Herren Hofrath Heeren in Göttingen und Prof. Ukert in Gotha sind, und zu deren Bearbeitung sich ausgezeichnete Historiker vereint haben, halte ich es für meine Pflicht, durch gefälligen Druck, gutes Papier, durch Correktheit und durch Billigkeit im Preise das Publikum zufrieden zu stellen.

Der Fortgang des Werkes ist gesichert: die Herren Verfasser haben sich die Ablieferungstermine der Manuscripte selbst bestimmt, und keines derselben wird zum Drucke gegeben, bevor nicht die darin behandelte Geschichte vollendet in den Händen der Herausgeber ist.

Vier bis sechs Bände sollen jedes Jahr geliefert werden, wodurch weder der Käufer überfüllt, noch die Vollendung des Ganzen zu weit hinausgeschoben wird.

Das Werk erscheint in groß Octav, mit demselben Drucke und auf demselben Papiere, wie diese Anzeige. Der Pränumerationspreis für 24 Bogen wird auf 1 Thaler 12 Groschen bestimmt. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt.

Die erste Lieferung kann in der Leipziger Ostermesse 1828 erscheinen und wird die Geschichte der Teutschen von J. C. Pfister (Verfasser der Geschichte von Schwaben) enthalten. In Beziehung darauf theile ich dem Publicum folgende Bemerkungen aus der Einleitung des Herrn Verfassers mit:

„Zu einer europäischen Staatengeschichte, wie sie die Lage der Dinge im dritten Jahrzehende des neunzehnten Jahrhunderts fordert, ist eine Geschichte der Deutschen integrirender Bestandtheil, einmal an und für sich selbst, und dann nach ihrem Verhältnisse sowohl zu den anderen Hauptstaaten, als zu den in ihr begriffenen Bundesstaaten; in dieser Beziehung soll sie das Mittel- und Verbindungsglied des europäischen Staatensystems seyn. — Mit der fortschreitenden allgemeinen Cultur wird das Ideal der deutschen Geschichte immer höher gestellt. Aber auch das Zeitbedürfniß steht in Wahrheit viel höher als bisher, und es fehlt nicht an Männern, die es durchschauen. Sehr ernste Fragen hat unser Jahrhundert zur Sprache gebracht. Zu ihrer Lösung soll die Geschichte als Einleitung dienen, und sie wird es, dafür bürgt der Eifer und die ausgebreitete Thätigkeit, wozu sich eben jetzt so viele vereinigen. Auch die anerkannten, zahlreichen Schwierigkeiten in der Sache, in den Hülfsmitteln, in den verschiedenen Zeitansichten ꝛc. müssen nur zu desto stärkerer Aufforderung dienen, die vielen Gegensätze aufzulösen. — In keiner Periode fehlt es an Beweisen, daß der Deutsche des wahren Enthusiasmus für Vaterland und für seine Geschichte empfänglich sey. Wenn auch solche Perioden vorübergehen, so bleibt ihm doch seine eigenthümliche Besonnenheit, welche immer die sichersten, wissenschaftlichen Fortschritte erwarten läßt. Der Standpunct unserer Geschichte ist endlich freier geworden. Er ist nicht mehr durch das sogenannte altgothische Gebäude beschränkt. Die unbehülfliche Reichsverfassung ist verschwunden; aber Fürsten und Völker sind noch da. Ursprüngliche Bande der Vereinigung sind wieder ins Leben gerufen; und die Geschichte darf nun überall und ohne Vorurtheil zu den ersten Quellen zurückgehen. Auch die Hülfsmittel wachsen an Umfang und Gehalt. Träumereien aller Art müssen ausgeschlossen werden durch eine echt wissenschaftliche Kritik, welche jetzt erst über das ganze Feld sich verbreitet. Alles braucht Zeit. In unserm gegenwärtigen Vorhaben hoffen wir wenigstens einige Schritte näher zum Ziele zu thun."

Diese Anzeige der europäischen Staatengeschichte gilt als vorläufige Bekanntmachung und als Einladung zur Subscription; eine genauere, für Eröffnung der Pränumeration, erfolgt mit Beginn des nächsten Jahres.

Friedrich Perthes von Hamburg.

Gotha, im August 1827.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 239 Hamburg. Mittwoch, den 21. November. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Nath Ludwig.

Zwei Jahre in Neu-Südwallis, von dem Wundarzte P. Cunningham.

(Aus dem New-Monthly Magazine.)

Dieses jüngst zu London in zwei Bänden erschienene Werk, ist eben so unterhaltend als belehrend. Wir sind so wenig gewohnt, Gegenstände, die uns fern liegen, aus dem rechten Lichte anzusehen, und so beschäftigt mit den Sorgen für den nächsten Tag, daß Beschreibungen von Phänomenen, die einige Tausend Meilen von uns vorkommen, wenn sie uns nicht unmittelbar berühren, gänzlich unbeachtet bleiben, wenn gleich jedes ankommende Schiff wohl Nachrichten mitbringt, die Ursache zu neuem Erstaunen seyn könnten. In wenig mehr als einer halben menschlichen Lebensdauer sind die Küsten eines Landes auf der andern Seite der Erdkugel, das fast so groß als Europa ist, aufgenommen und daselbst Colonieen begründet worden, die im raschen Aufblühen alle übertreffen, die je auf dem amerikanischen Festlande ihr Entstehen hatten. Sollten sie in dem bisherigen Verhältnisse fortgedeihen, (und es ist kein Grund vorhanden, das Gegentheil anzunehmen) so dürften sie in einem andern Jahrhundert wohl Millionen Individuen enthalten, die Englands Sprache sprechen, so daß dieses also seine Sitten, seine Literatur und seine Civilisation einem neuen Volke, unsern Gegenfüßlern, mittheilt, wogegen dieses vielleicht bestimmt ist, unter die wilden Stämme des indischen Archipelagus, in Japan und in China, Kenntnisse und die höheren Vortheile der europäischen Cultur zu verbreiten. So wird sich dann eine mächtige Nation erheben, um des Weltenschöpfers Plane zu erfüllen, laut welchen die menschliche Glückseligkeit durch die allmähligen und vernunftbegründeten Mittel gefördert wird, die allein die Veränderungen in der natürlichen und der moralischen Welt beschaffen. Wir können nicht umhin, dem Herrn Cunningham darin beizustimmen, „daß aller Gewinnst eines eigennützigen Handels den Ruhm, zu diesen Resultaten beigetragen zu haben, nicht aufwiegen würde."

Der jetzige Zustand von Neu-Südwallis ist, nach des Herrn Cunninghams Beschreibung, der Art, daß man, statt das Hinschicken der Verbrecher zu verdammen, wie es von manchen geschieht, wünschen möchte, daß die Zahl der Deportirten noch vermehrt würde. Ein jedes Individuum, dessen Namen zum zweiten Mal wegen Felonie in ein Gefangnenregister eingetragen würde, sollte unabweichlich auf 14 Jahr oder lebenslänglich transportirt werden. Ist unsre Bevölkerung zu zahlreich, und vervielfältigen sich die Verbrechen, so kann man ein solches Verfahren nicht ungerecht schelten. Ein erstes Vergehen kann durch eine starke Versuchung, durch ein Nichtbedenken der Folgen, und durch die Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur überhaupt veranlaßt worden seyn; bei einer Wiederholung aber fällt eine solche Bemäntelung weg. Der Gerechtigkeit wird genügt, so viel die Vernunft es fordern kann, wenn die Fortdauer der Kränkung der Gesellschaft verhindert und dem Verbrecher die Möglichkeit benommen wird, seinem Vaterlande wieder wehe zu thun. Die durch den Verfasser in seinem 33. Briefe anempfohlene Behandlungsweise der Verbrecher nach ihrer Ankunft würde schon hinreichend seyn, denen im Lande Hinterbliebenen ein etwaiges Gelüsten nach der Transportation zu benehmen. Es würde eine Art Fegefeuer für sie seyn, durch welches sie zur Besserung geläutert würden. Wenn man die Schwäche unsrer gemeinschaftlichen Natur überlegt, und bedenkt, daß der rechte Zweck der Gerechtigkeit die Besserung des Verbrechers und eine Zufriedenstellung der betheiligten Partei ist, so handelt die Regierung einer großen Nation nur dann großherzig, wenn sie weniger nach dem Princip der Rache als nach dem der Gerechtigkeit verfährt, und das ist der Fall, wenn sie den Verbrecher in die Lage setzt, daß er seinem Lande nicht mehr schaden, wohl aber selbst ein beßrer Mensch werden kann. Im Vaterlande giebt es für die Mehrheit von Missethätern keinen entsprechenden Lohn für eine Besserung; im fernen Lande ist dem anders, und die Bestrafung des Sünders läuft am Ende noch dahin aus, daß sie zum Wohlstande und Ruhm seines Vaterlandes beiträgt, indem er in starke Versuchung kömmt, in der bürgerlichen Gesellschaft wieder zu einem ordentlichen Charakter und Ansehen zu gelangen.

Herr Cunningham hat, wie es scheint, nicht weniger als vier Reisen auf Verbrecherschiffen nach Neu-Holland gemacht. Er besitzt eine umfassende Kenntniß von dem Lande (indem er dort zwei Jahre verlebt hat), von dem Charakter der Uebelthäter im Allgemeinen, und von den Mängeln in ihrer Behandlung in der Colonie oder auf ihrem Transporte dahin. Es ist sehr zu beklagen, daß die Zahl der männlichen Deportirten die der weiblichen so sehr übersteigt, wie er es nachweiset. Man sollte, wenn möglich, irgend etwas thun, um diesem Uebelstande abzuhelfen: doch wird es besser seyn, wenn wir den Anfang machen, dem Verfasser in einer geregelten Ordnung zu folgen, obgleich unsre Auszüge immer nur einen schwachen Begriff von der Nützlichkeit und der Annehmlichkeit dieses werthvollen Werkes geben werden.

Es beginnt mit einer Aufzählung der Vortheile, die Neu-Südwallis den Auswanderern gewährt, und wie sehr es Amerika, dem schlechtregierten und fast zu Grunde gerichteten Vorgebirge der guten Hoffnung und anderen uns zugehörigen Colonieen vorzuziehen ist. Ein Auswanderer mit 1200 £ (weniger nicht) kann sich in Neu-Holland bei nur geringer Aufmerksamkeit in sehr kurzer Zeit eine bequeme und sichere Existenz begründen. Das seiner zum Theil aus Verbrechern bestehenden Bevölkerung halber wider Neu-Holland bestehende Vorurtheil erklärt Herr C. für unbegründet und meint, das sey gerade noch ein Vortheil mehr für den Ansiedler, weil es ihm Gelegenheit gebe, zu wohlfeilem Lohn Arbeiter und Dienstboten zu bekommen, deren Benehmen keines-

weges so schlimm sey, als es ihnen im Allgemeinen wohl nachgeredet werde. Herr C. meint, daß seine Wolle ein Haupt-Ausfuhrartikel der Colonie werden wird. Nach einer geographischen Beschreibung des angränzenden Landes, wird Port Jackson und dessen malerische Umgebung sehr lebendig und ansprechend geschildert. Sydney hat seine Kirchen und Capellen, seine literarischen Gesellschaften, seine Zeitungen (täglich eine), seine Hotels, ja sogar seinen Hyde-Park, und ein Theater ist im Bau begriffen. Die Damen folgen den Londoner Moden und verachten die Chinesischen Craps und die indischen Musline, wie es ihre Schwestern in England auch thun würden, wenn diese Zeuge dort eben so wohlfeil wären. Nach sechs Jahren hat sich kürzlich ein Modehändler mit einem Vermögen von 12,000 £ aus den Geschäften herausgezogen. Nettigkeit im Anzuge und Reinlichkeit der Person wird selbst bei den Geringsten gefunden, aber Mäßigkeit gehört nicht zu den Tugenden der niederen Classen. Die Märkte sind überflüssig mit jeder Art Getraide, Früchten, Vegetabilien, Fischen ꝛc. versehen. Die Polizei wird gut gehandhabt. Wenn auch viele Vergehungen vorfallen, sind sie doch selten sehr ernster Art, weil die schlechten Charaktere scharf im Auge gehalten werden und überwiesene Verbrecher förmlich unter Aufsicht stehen. Die Spaziergänge und Fahrten rund um Sidney her sind sehr schön, auch gehen täglich zweimal Landkutschen nach Paramatta (15 Meilen), dreimal wöchentlich nach Liverpool (21) und von Paramatta nach Windsor (23 Meilen). Alles dieses besteht in einem Lande, welches vor 38 Jahren nur der Aufenthalt einiger weniger Wilden von der rohesten Gattung war, wo nie ein Baum von einer Art verwundet, noch eine Schaufel Erde aufgegraben worden, sondern sich noch alles in dem ursprünglichen Schöpfungszustande befand.

Die Geographie der bewohnten Theile der Colonie begreift folgende Grafschaften in sich: Cumberland, Camden, Argyle, Westmoreland, Northumberland, Durham, Roxburgh und Londonderry. So bezeichnen nun bekannte englische Namen eben sowohl die Abschnitte von Australien als von Amerika. In beiden Regionen sind Englands Benennungen und Sprache für immer begründet. Auch sind nördlich vom Jägerstrom zwei Straf-Colonieen angelegt und Port Macquarie und Moreton-Bay benannt worden. Der erstgenannte Strom nimmt den Hastings auf und das von ihnen bespülte Land eignet sich sehr gut für den Tabacksbau, dem auch das dortige Clima ganz zuträglich ist. Die Landschaft ist reizend. Port Macquarie liegt ungefähr 120 Meilen von Liverpool und hat eine Hügelkette, unter welchen es in einiger Entfernung Berge von 6300 Fuß Höhe giebt. Moreton-Bay liegt 480 Meilen von Port Jackson, am Brisbrane-Fluß. Die Temperatur von Moreton ist fast dieselbe als die der südlichen Provinzen von Brasilien.

Die Colonie zeichnet sich in Hinsicht von Gesundheit merkwürdig vor neuen Ländern im Allgemeinen aus. Man mißt dieses der geringen vegetabilischen Fäulniß bei, weil die Waldungen lediglich aus Immergrün-Bäumen bestehen. Wechsel- und Scharlachfieber, Typhus, Blattern, Masern, Keichhusten und Croup sind unbekannte Krankheiten. Die Ruhr ist das gefährlichste Uebel, und Wassersucht kömmt auch ziemlich häufig vor. Unverdaulichkeitsbeschwerden, die in den niedrigen Gegenden vorkommen, werden durch die trocknere Luft in den Hochlanden gehoben. Kinder leiden wohl an Würmern, Erwachsene an der Schwindsucht; doch wird die letztere, wenn aus Europa mitgebracht, durch das hiesige Clima wenn nicht ganz gehoben, doch sehr gemildert. Gewisse Winde verursachen Augenentzündungen, die jedoch nicht bösartig werden. Die Syphilis ist ganz unbekannt. Die heißen Winde des nördlichen Theils des Globus sind die kalten von Neuholland, und so umgekehrt. Der Nordwestwind ist hier ein sengender Sirocco, der das Thermometer plötzlich auf 20 bis 30 Grad steigert, und wogegen man sich durch ein dichtes Verschließen der Fensterladen verwahrt. Im Allgemeinen ist das Clima höchst lieblich. Die Mittelgrade des kältesten Monats, July, sind 54; die heißesten Grade 75 Fahrenheit; und an etwa 100 Tagen im Jahre regnet es. Die Luft ist auffallend trocken und deshalb weniger unangenehm als die der Sommer in England, wenn auch das Thermometer um 20 Grad höher steht, was daher rührt, daß es bei uns so feucht ist. Es fällt ein sehr starker Thau, und gleich nach Sonnen-Untergang wird es Nacht, so daß das schöne Zwielicht Englands hier unbekannt ist.

Die Ur-Einwohner hält der Verfasser für eine Mittelrace zwischen den Malaien und den orientalischen Negern von Neu-Guinea, und er theilt eine ausführliche Beschreibung ihres persönlichen Charakters mit. Einige von ihnen sind Menschenfresser. Selbst bei denen, die am meisten mit den Weißen verkehren, ist kaum ein Fortschreiten in der Gesittigung bemerkbar; doch verstehen und sprechen manche von ihnen so viel Englisch, um sich mit den Ansiedlern verständigen zu können. Am erfahrensten sind sie im Schelten und Fluchen, worin sie es dem Abschaum unter den Weißen zuvor thun. Am unverdorbensten sind noch die Stämme, die am weitesten von den Colonisten zu Sidney entfernt sind. Doch giebt es auch Ausnahmen unter ihnen, und man scheint selbst Individuen zu finden, die es den Weißen im Arbeiten und im Schießen mit dem Gewehr gleich thun; auch brüsten sie sich gern mit den Namen, die ihnen die Colonisten geben. Im Lesen und Schreiben bringen sie es eben so weit als die Europäer (?) Sie sind gute Mimiker und ziemlich aufgeräumt. Als die Frau eines von ihnen mit einem Mulattenkinde nieder kam, und man dem Herrn Gemahl seine Verwunderung darüber bezeigte, zog er die Schultern und sagte mit einem ironischen Lächeln: „Mein Weib zuviel gegessen hat von weißen Mannes Brode."

Die in der Colonie von Europäern gebornen Kinder werden Courant genannt, worüber der Verfasser folgende Erklärung giebt:

„Diese Benennung rührt ursprünglich von einem kurzweiligen Zahlmeister, des hier in Garnison gelegenem 73sten Regiments, her, weil zu seiner Zeit ein £ Courant weniger war als ein £ Sterling. Unsre Courant-Bübchen und Mädchen machen nichts destoweniger dem Lande Ehre, wo sie das Licht des Tages erblickten. Dieser Name ist ein genügender Paß auf Achtung bei dem wohlunterrichteten und rechtdenkenden Theile unsrer Bevölkerung, daher die Capriolen um so lächerlicher auffallen, die einige unsrer alten trunkenen Sterling-Madonnen zuweilen machen, wenn sie mit Courant-Gegnern in Streit gerathen; da heißt es denn: „Ihr Lumpenvolk, wie könnt ihr es wagen euren Courant-„Schopf gegen mich aufsetzen zu wollen! Ich bin ein Sterling, das „ihr es nur wißt!""

„Die Mitglieder dieses Theiles der Bevölkerung sind ihres offnen und männlichen Charakters wegen mit Recht von jedermann geschätzt, der sich die Mühe nimmt sie zu beobachten, und es gereicht ihnen gewiß sehr zur Ehre, daß sie wenig Spuren von der Lasterhaftigkeit zeigen, die bei ihren Eltern so hervorstechend war. Trunkenheit ist bei ihnen fast gänzlich unbekannt, und ihre Redlichkeit ist zum Sprichwort geworden; die wenigen unter ihnen, die sich dennoch Verbrechen zu Schulden haben kommen lassen, handelten unter den schlechten Auspicien ihrer Eltern oder Verwandten. Sie wachsen groß und schlank auf wie die Amerikaner, und zeichnen sich im Allgemeinen durch die den Gothen nachgesagte Eigenthümlichkeit eines schönen Haarwuchses und blauer Augen aus. In ihrer Jugend haben sie eine blaßrothe Gesichtsfarbe, und selbst in einem vorgerückten Alter unterscheidet man sie noch leicht von den in England Gebornen. Rothe Wangen sind in unserm Clima eben so wenig zu Hause als in Amerika, wo eine blühende Gesichtsfarbe bald zu der Aeußerung Anlaß giebt: „Sie sind aus dem Mutterlande, „wie ich sehe.""

„Die Jugend verheirathet sich gewöhnlich früh, und scheint keinen Sinn für das Concubinat-System zu haben, das bei ihren Sterling-Brüdern hier so sehr im Schwunge ist. Sie geben ihre zärtlichen Gefühle nicht wie die schmachtenden Sprößlinge in England durch den Austausch von Liebespfändern, als Mementos von Rosen, Bandstreifen, durchgebrochene Sixpence-Stücke und dergleichen empfindsame Reminiscenzen mehr, kund, höchstens suchen sie die von der Tugend einer unsrer Newgate-Nonnen vertheidigte uneinnehmbare Festung durch ein Stück Pökelfleisch und ein Pfund Sechspfennig-Zucker zu unterminiren; ob das aber der Colonialbrauch so mit sich führt, oder seinen Grund in der raffinirten Liebhaberei der Damen hat, das wage ich nicht zu entscheiden."

Ueber die Fortschritte der Colonie sagt der Verfasser:

„Im December 1789 (ein Jahr nach der Begründung der Colonie) ward die erste Aerndte zu Paramatta eingebracht; im Jahr 1790 nahm der erste Colonist, James Ruse, Besitz von seinem Lande; im Jahr 1791 wurden 12 Gefangene beim Hawkesbury angesiedelt, die im Jahr 1793 1200 Büschel Getraide in das öffentliche Magazin einlieferten, was der erste Ankauf von, in der Colonie producirtem Getraide war, den die Regierung machte; im Jahr 1796 ward das erste Schauspiel aufgeführt; im Jahr 1803 ward die erste Zeitung (Sidney Gazette) gedruckt, und in demselben Jahre ereignete sich der erste Selbstmord, indem sich ein Mann im Kerker erhing; im Jahr 1805 erbauete Herr J. Underwood das erste Schiff in der Colonie; im Jahr 1806 trat die erste große Ueberschwemmung des Hawkesbury ein, wonach der Büschel Waizen auf 80 s, das Pfund Brodt auf 2 s 9 d stieg und Saat-Mais sogar mit dem ungeheuren Preis von 7 £ der Büschel bezahlt wurde; im Jahr 1810 ward zuerst ein allgemeines Verzeichniß der Bevölkerung, der Vorräthe und des angebaueten Landes aufgemacht; in diesem Jahre wurden auch die ersten Zoll-Thore gebaut, es kamen zuerst Raupen zum Vorschein, in Sidney wurden Straßen regulirt und benannt, auch wurden daselbst Wassermärkte und zuerst die öffentlichen Wettrennen eingeführt; im Jahr 1813 ward der erste Markt in der Colonie, zu Paramatta, gehalten; im Jahr 1817 ward die erste Bank (Sidney-Bank) begründet; im Jahr 1818 kam zuerst ein Proceß wegen ehelicher Untreue vor; im Jahr 1820 ward der erste Taback der Colonie verkauft; im Jahr 1825 ward das erste Buch (Bushby on Vineards) recensirt, (wofür eine Prämie ausgesetzt war); in diesem Jahre kam auch bei den Colonialgerichten der erste Proceß wegen gebrochenen Eheversprechens vor; im Jahr 1826 ward das erste Concert gehalten.

Ferner:

„Hier, wo vor 38 Jahren nicht ein einziges civilisirtes Geschöpf den wilden Bewohnern der Waldungen die Herrschaft derselben streitig machte, sind deren nun 40,000 über eine Fläche Landes von 200 Quadratmeilen verbreitet, unter welchen die Justiz durch Civil- und Criminal-Gerichtshöfe gepflegt wird, indem sie sechs besondre Gerichtshöfe für Quartalsitzungen und noch 11 andre Tribunale besitzen. Wo vor 38 Jahren nicht ein einziges europäisches Thier athmete, weiden nun friedlich bei 200,000 Schaafe, 100,000 Stück Hornvieh und viele Tausende von Pferden und anderen Thieren zum Nutzen und Vergnügen der Menschen. Wo vor 38 Jahren nicht eine einzige Kornähre gebaut wurde, sieht man jetzt 50,000 Büschel zum jährlichen Consum einer einzigen unsrer Brennereien angekündigt; 4 Dampfmühlen, 10 Wassermühlen, 18 Windmühlen und 2 Roßmühlen liefern uns ein herrliches Mehl aus unserm eignen Waizen; 2 sehr große Brennereien versorgen uns jährlich mit mehreren hunderttausend Gallonen reinen Sprites aus Gerste und Mais, und 13 Brauereien tränken uns mit Ale und Bier, aus inländischem Korn erzeugt, zum Belauf von 8000 Orhoft jährlich, ein Jahr ins andre gerechnet."

„Welche Veränderung hat sich nicht allein auf der Stätte von Sidney selbst zugetragen! Da, wo vor 38 Jahren nicht eine einzige menschliche Hütte stand, nicht das geringste Gesumme des Handels vernommen ward, steht nun eine Stadt, die eine Quadratmeile Raums einnimmt, mit gewerbfleißigen Bürgern angefüllt ist, wo ein Fuhrwerk das andre drängt, um die verschiedenen Erzeugnisse des Bodens herbeizuführen, und wo die Marktgefälle schon 840 £ und die Mauth 1000 £ eintragen; dabei hat sie 11 Auctionatoren zum raschen Vertrieb der Colonial- und fremden Waaren, 22 Agenten für die Leitung von Schifffahrtsangelegenheiten, eine Handelskammer, um über das Interesse der verschiedenen Handelszweige zu wachen und es zu befördern, zwei blühende Banken, die den Actionairs 40 pCt. Dividenden geben, drei Zeitungen, wovon die eine wöchentlich einmal, die andern beiden zweimal erscheinen, und in deren einer ich an einem Tage 124 Anzeigen zählte."

Die Details über den Handel und die Schifffahrt sind gleich sehr erstaunlich. Im Jahr 1817 ward die Neusüdwallis-Bank errichtet. Eine große Wollenmanufactur und mehrere Manufacturen gleicher Art werden von Frauenzimmern betrieben und liefern den Bedarf an Kleidung. Gerbereien, Reepschlägereien ꝛc. ꝛc. fehlen ebenfalls nicht.

Ueber die den kleinen Gemeinden eigenen Schwächen erzählt der Verfasser:

„Die Etiquette wird in unsern Modecirkeln wo möglich noch strenger gehandhabt, als in London selbst. Wenn eine Dame einen Besuch ablegt, so darf sie denselben nicht eher wiederholen, als bis er erwiedert worden ist, will sie nicht für unwissend in den Schicklichkeitsformen gehalten seyn. Die Morgenbesuche werden des Nachmittags, und die Nachmittagsbesuche kurz vor der Schlafzeit gemacht. Auf die Regeln des Vortritts wird von einigen unsrer Ultras so strenge gehalten, daß vor ein paar Jahren der Friede der Colonie in großer Gefahr schwebte, weil ein Ball vor dem Erscheinen der, den Ton angebenden Dame eröffnet worden war, doch wußte der schlaue Ceremonienmeister den Sturm noch glücklicherweise durch das Vorgeben zu beschwören, der Ball habe noch keineswegs begonnen, sondern einige wenige Paare hätten nur die Elasticität des neu gelegten Fußbodens versuchen wollen."

„Unter den Herren sind Diners, wonach Thee oder Caffee gereicht wird, dann Abend-Partieen und petits soupers an der Ordnung. Tanz und Musik machen die Lustbarkeiten aus. Namen-Karten werden durch unsre Colonial-Presse höchst elegant gedruckt, und eine modische Anzeige, als „Mrs. B. at home," erhellet uns das Dunkel der Winterabende."

Ueber den Nutzen der Presse dort zu Lande äußert sich Herr C. folgendermaaßen:

„Wir besitzen die Sidney Gazette und den Australian, welche wöchentlich zweimal erscheinen, und den Monitor, der nur einmal die Woche herauskömmt; die beiden ersteren kosten das Exemplar 9 d, der letztere 1 s. Die erstere gleicht in der Größe beinahe unserm Morning Herald und enthält gewöhnlich einen großen Fonds von Colonialneuigkeiten und unterhaltende Anzeigen, und letztere beide werden mit einer Geschicklichkeit redigirt, deren sich wenige englische Blätter außerhalb Londons rühmen dürfen. Zeitungen, die von Männern mit gesundem Urtheil und gehöriger Fähigkeit geleitet werden, sind sicherlich von großem Nutzen für eine jede Colonie, und wir besitzen deren unbestritten in dem Australian und dem Monitor. Diese sämmtlichen Zeitungen enthalten, jede, eins ins andre gerechnet, jedesmal zwischen 70 und 80 Anzeigen und werden davon 650 Exemplare abgesetzt. Sie unterliegen keiner Stempeltaxe und keiner Abgabe von den Inseraten; diese werden in dem Moni-

tor mit 7s für acht Zeilen und dreimaligen Abdruck, und mit einer Guinee für 50 Zeilen bezahlt. Unser Colonial-Almanach ist ein höchst nützliches und vortreffliches kleines Werk, das sich ein jeder Colonist anschaffen sollte, indem es zwar kurze, aber sehr schätzenswerthe Abhandlungen über den Landbau und das Gartenwesen in der Colonie, Geld- und Zoll-Tabellen und dergleichen mehr enthält. Ein guter practischer Tractat über den Wein ist kürzlich im Druck erschienen, und eine Geschichte der Colonie, eine Abhandlung über die Schaafzucht, ein Tagebuch von Reisen im Innern und zwei Bände Gedichte (der eine von einem Hrn. Tompson, einem jungen Australier, der andre von unserm verehrten Laureatus Hrn. M. Robinson, Geburtstagsoden, Gesänge und Jeux d'esprit enthaltend) sind unter der Presse. Wie gut hier gedruckt wird, deß geben, anderer Sachen nicht zu gedenken, schon unsre Zeitungen Zeugniß."

Der 25. Brief oder das 25. Capitel handelt von Dingen die auf die Regierung der Colonie Bezug haben. Darnach scheint es, daß der Gouverneur von Macquarie emancipirte Individuen von gutem Charakter, den Emigranten in Hinsicht von Privilegien und Wahlfähigkeit zu Aemtern und Ehren gleichstellte, sie auch ohne Unterschied bei sich zur Tafel einlud. Sein Nachfolger aber befolgte ein entgegengesetztes System: die Emancipirten durften nicht ferner als Jurys sitzen, und als sie sich darüber beschwerten, gab er ihnen die sonderbare Genugthuung, daß er die Emigranten ebenfalls ausschloß und nur See- und Landofficiere in den Gerichtshöfen als Geschworne zuließ. Eher, als ein solches Verfahren, möchte es bei einem so jugendlichen Etablissement zu entschuldigen gewesen seyn, wenn die Entscheidung in gerichtlichen Sachen von Haus aus zwei oder drei als Richter eingesetzten Civilisten, ohne alle Jury, anheim gestellt worden wäre. Hr. C. sagt in dieser Beziehung:

„Soll dieses ferner sowohl eine Art der Besserung als der Strafe für Verbrecher seyn, warum will man diese quondam Missethäter denn noch als ein proscribirtes Geschlecht halten, wenn die Besserung sichtlich statt gefunden hat, die Zwangszeit abgelaufen, oder ihnen Verzeihung geworden ist? Es ist dieses ein gleich unpolitisches als höchst ungerechtes Verfahren, denn wenn ein Mensch in der Gesellschaft moralisch gehoben und ihm ein gehöriger Stolz und Achtung seiner selbst eingeflößt wird, so hält man ihn schon sehr von der Begehung neuer Verbrechen ab. Die Colonie eine Besserungs-Anstalt zu nennen, ist ein Unsinn, so lange die Gebesserten mit einem Makel gebrandmarkt bleiben. Ich sehe gar keinen Grund ein, warum man jemand, der ein Verbrechen begangen gehabt, von Aemtern ausschließen sollte, die Nichtverbrechern anvertraut werden, sobald ersterer seine Strafzeit überstanden und sich währenddem gut betragen hat. Welche gute Folgen eine solche Gleichstellung haben würde, das liegt klar am Tage. Den, schon in der Besserung Begriffenen würde dieses ein mächtiger Sporn seyn, darin zu beharren, und diejenigen, die noch auf schlechten Wegen wandelten, würden sich zur Bekehrung gereizt fühlen, wenn sie sähen, daß andre, die eben so schlecht gehandelt als sie, nun der ehrlichen Gesellschaft wieder gegeben wären, und darin so nützliche Mitglieder bildeten, als früher schädliche."

„Dieses Ausschließungssystem wird in der That so weit getrieben, wie es wohl wenige in England glaubhaft finden möchten. Wilddiebe, politische Verbrecher und Gauner werden hier gleich verächtlich angesehen, und man macht gar keinen Unterschied zwischen den schwärzesten Verbrechen und den leichtesten Vergehungen. Wer aus stechendem Hunger oder aus plötzlicher Versuchung zum Diebe geworden, wird mit dem verhärteten Bösewicht, der stolz auf die Menge seiner Missethaten ist, völlig gleich angesehen und behandelt."

„Strenger Wahrheit nach sind die Emancipirten es, die den nützlichsten und unternehmendsten Theil unsrer Gemeinde bilden. Sie sind die Eigenthümer aller Brennereien, von fast allen Brauereien, und von den meisten Mühlen und verschiedenen Manufacturen, und haben sich, so viel ich es habe in Erfahrung bringen können, nie in Schmuggelgeschäfte eingelassen, womit so manche, die sich ihres Titels als freie Leute rühmen, ihren Ruf befleckten. Mehrere unsrer achtungswerthesten Kaufleute haben mir versichert, daß sie die Emancipirten bei ihrem vielfältigen Geschäftsverkehr mit ihnen, stets als durchaus redlich gefunden hätten, welches Verdienst andre freilich durch das Vergeben zu schmälern suchen, ihre Grundsätze hätten sich nicht verändert, und ihrer Ehrlichkeit liege nur die Furcht vor dem Gesetze und das eigne Interesse zum Grunde. Ich meines Theiles halte dieses aber für einen liebelosen und unwürdigen Verdacht; — und wenn es anders wäre, was ist es denn wohl sonst, als diese beiden identischen Sachen, die 19/20 aller Menschen auf dem Pfade der Rechtschaffenheit erhalten? Wie oft geht nicht die Ehrlichkeit aus Grundsätzen durch, wenn es sich um das Mein und Dein handelt, und wenn es auch zwischen den nächsten Freunden wäre? So lange dieser und jener durch eine decente Büberei mehr gewinnt als bei einer offnen unqualificirten Ehrlichkeit wird er (wenn nicht sein Hals oder sein künftiges Interesse dabei in Gefahr kömmt) so gar gewissenhaft nicht seyn. Die Ehrlichkeit ist in der That eben so gut eine Angewöhnung als ein bestimmter Grundsatz, und wenn unsre quondam Schelme sich einmal daran gewöhnt haben, so werden sie sie eben so wenig leicht wieder ablegen, als jede andre Gewohnheit, gleichviel ob gut oder schlecht."

Das ist unwiderlegbar richtig, und beweißt, daß Herr C. ein Mann von Unpartheilichkeit, Beurtheilungskraft und guten Grundsätzen ist.

Das Capitel über die dienenden Verbrecher sollten alle diejenigen lesen, die willens sind nach Australien auszuwandern. Die Leichtigkeit, arbeitende Hände zu bekommen, ist ein Vortheil der Colonie, der den eingebildeten Nachtheil ihrer weiten Entfernung von dem Mutterlande reichlich aufwiegt.

Ueber die Vorgänge am Bord eines Verbrecher-Schiffs, das unter der Oberaufsicht des Verfassers stand, theilt er uns einige merkwürdige Anekdoten mit, z. B.:

„Einige unter den Deportirten hielten ein Tagebuch über die Vorfälle während der Ueberfahrt, was ich zwar nie öffentlich guthieß, aber auch nie unterdrückte, weil ich dadurch zuweilen Gelegenheit hatte aus zweiter Hand hinter ihre Schliche zu kommen. „Drei Kisten offen gebrochen und bestohlen," oder dem Aehnliches in ihrer Diebssprache machte häufig den Anfang eines solchen saubern Journals, und daß es dieser Art Selbstbiographen nicht an guter Laune gebrach, davon zeugte folgende Stelle in dem Tagebuche eines andern: „Wir passirten Margate; aber ich konnte mir es noch immer nicht vorstellen, daß ich mich am Bord eines Deportationsschiffes befände." — Zuweilen spielten sie Comödie, wobei sie sich der Bettlaken als Vorhang bedienten und gestohlener Ueberbleibsel als Garderobe, statt der Schminke aber Kienruß, Rothstein und Kreide auflegten. Als ein Freund von mir, der Schiffsarzt, kurz vor der Aufführung eines Stückes über ihr Theater ging, und sie frug, was es denn heute gäbe, antwortete ein kurzweiliger Schelm: „Die „40 Diebe." Nun, erwiederte jener, da habt ihr eine gute Wahl getroffen, denn es kann euch nicht an Personen fehlen."

„Ein andres Mal hielten sie ordentliche Old-Bailey-Sitzungen, und machten ihren Kameraden den Proceß in bester Form. Ein andrer Freund von mir, als der oben erwähnte Schiffsarzt, und der etwas kurzsichtig war, gerieth eines Tages mitten in ihren Gerichtshof mit dem Hute auf dem Kopfe, ohne Zweifel nicht wenig erschrocken, sich so achtungswidrig in der Gegenwart des Oberrichters von England zu befinden, der auf einem dreibeinigten Stuhle kauerte, welchem ein Bett

statt des Kissens aufgelegt war; zusammen genähete Lappen bildeten des Richters Amtsgewand, und die Streifen eines großen Schiffsbesens, die ihm über sein ernstes Gesicht und die Schultern herabhingen, vertraten die Stelle einer Perücke. Advocaten, in Bettlaken statt der Amtsroben eingehüllt, verfochten ihre Sachen mit größter Beredtsamkeit, den Zeugen nach den besten herkömmlichen Regeln und Gerichtschicanen durch finstre Blicke imponirend und sie durch Kreuz- und Queerfragen in die Enge treibend, während der Angeklagte, geängstigt durch die drohenden Blicke, die der Richter dann und wann auf ihn richtete, wenn das abgelegte Zeugniß seine Schuld erschwerte, zitternd und bebend im Hintergrunde stand."

Nach des Verfassers Meinung ist es unnütz, auf den Verbrecherschiffen strenge auf die Beobachtung religiöser Pflichten zu halten. Er sagt dieserhalb:

„Die Frauenzimmer in den Beichtstuhl einsperren, bringt selten etwas anders als bloß äußerlichen Schein zuwege, und hierin mit großer Strenge den Anfang zu machen ist noch eher schädlich als in andern Dingen. Diejenigen, die während der Ueberfahrt nach Neusüdwallis am strengsten gehalten worden, haben sich nachher, wenigstens eine Zeitlang, immer am schlechtesten betragen. Wenn die Wildheit ihres Charakters auf der Reise durch strenge Zucht gewaltsam nieder gehalten worden war, so gebehrdeten sie sich, wenn sie ans Land kamen, gleich unbändigen Füllen, die aus dem Stall gelassen werden, und überließen sich nun in der überströmenden Freude, endlich der lastenden Banden baar zu seyn, allen Arten von Ausschweifungen."

Der folgende Vorschlag des Herrn C. dürfte wohl einer Berücksichtigung werth seyn:

„Frauenzimmer wären in der That eine der besten und patriotischsten Consignationen, die man unserm im Entstehen begriffenen Lande einsenden könnte. Würden einige Schiffe auch nur mit Volontairs aus den Straßen der überfüllten brittischen Städte befrachtet, so würde dieses unsrer Verbrecher-Gemeinde sehr zu Gute kommen, die Städte, welche dazu Contingente stellten, würden nicht dabei verlieren, und die elenden Geschöpfe selbst würden dabei gewinnen, indem sie dadurch in die Lage kämen, in einem andern Lande ein neues und nützliches Leben zu beginnen."

Die Entstehungs-Geschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter und in der neuern Zeit, vier Bücher. Von Dr. Friedrich Kortum. Zürich, 1827.

In würdiger Sprache, jedem Gebildeten zugänglich und verständlich, trägt dieses Geschichtbuch die Ergebnisse gründlicher Geschichtforschung mit dem bestimmten Zwecke vor, je die bedeutsamsten Erscheinungen des Kampfes für Volksfreyheit gegen Willkühr und Absolutismus aus der mittleren und neueren Zeit in einer Reihe verbundener Schilderungen darzustellen. „Ich will, sagt der Verfasser, die Faden nachweisen, welche das älteste und jüngste Glied der freien Bünde im Mittelalter und in der neuern Zeit verknüpfen, das Freistädtethum (den Republikanismus) als Gegenkraft der Willkühr und Höhenpunct der Staatsentwicklung bezeichnen. Ich werde diesen Feuergeist, der da Wache hält am Einzange der Palläste, und bald als Rächer gekränkter Volksrechte, bald als Bote nahender, in sich und durch sich selbst nothwendiger Geschicke erscheint, in seiner wahren und gleißnerischen Hülle zu fassen, den Schein vom Wesen zu trennen suchen, werde unbekümmert um die Gunst der Einen und den Tadel der Andern, die Fortschritte des bündischen Wesens, von den ersten schwachen Regungen des lombardischen Kindesalters an bis zu den Mannesjahren der nordamerikanischen Einigung auf rein geschichtlichem Wege darzustellen trachten, und karg mit eignen oder fremden Urtheilen die Erzählung nur da unterbrechen, wo es der Zusammenhang unabweislich fordert; werde, nach außen und innen schauend, die Kämpfe, durch welche Bundesfreiheit errungen wurde, in großen Umrissen beschreiben, die Gesetze der Grundverfassung den Hauptzügen nach schildern, endlich die Verbindung andeuten, in welcher die fernsten und nächsten Erscheinungen gleichartigen Strebens wie Sprossen einer unendlichen Himmelsleiter stehen dürften."

Noch enthält der vorliegende Band nur die eine Hälfte oder die zwei ersten Bücher des Werkes. Das zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert umfassend, ist das erste Buch dem Lombardenbunde, dem Hanseatischen und demjenigen der schweizerischen Eidgenossen gewidmet. „Im Lombardenbunde, nach funfzehnjährigem Kampfe gegründet (1167 — 1182) kündigt sich für das zwölfte Jahrhundert die Stimme des freistädtischen Geistes an; aber sie verhallt unter dem Waffengeklirr der Zwietracht und nahender, aus dem eignen Schooße geborner Zwingherrn; eine Göttin, in deren Dienst bevorrechtete Geschlechter und Priester Freiheit suchen wollen, kehrt über kurz oder lang als Unholdin ihre Fackel wider die Betrogenen. Allein der Blitzstrahl welcher jenseits der Alpen keine dauernde Flamme entzündete, erweckt diesseits in dem hanseatischen Bunde (1241 und 47), gleichzeitig mit dem rheinischen Städteverein (1255) die schlummernden Kräfte; denn, verwirrt durch den Kampf der Hohenstaufen mit päbstlicher Gewalt, so die Gemeinden Oberitaliens als Werkzeug gebrauchte, war das Reich der Deutschen aus den Fugen gewichen und drohete einem einzigen bevorrechteten Stande anheimzufallen; aber das Bürgerthum vertrat der Ritterschaft die bisher ebene Bahn und errang im dreizehnten Jahrhundert die Bedingungen der Mündigkeit. Mangelhafte Grundgesetze, Mißverhältnisse zwischen Kraft und dem Umfange ihres Bereichs, übertriebene Richtung auf Handel und Verkehr, innere Zwiste und der Haß des Herrenthums schwächten die Hanse in demselbigen Maaße, als der Habsburger haushälterische Staatsleitung und des Reiches Zerfall in unabhängige Landschaften, ein nur zu deutliches Zeugniß des entarteten Kaiserthums ablegten. Da erhob sich, gewarnt durch die Erfahrungen des deutschen und italischen Nachbarn, im alemannischen Hochlande, wo einst Arnold von Brescia lehrte und die steigenden Ansprüche des Lehenwesens für lange Entbehrung frechen Ersatz forderten, die schweizerische Eidgenossenschaft (3. Nov. 1307) und wußte durch die Schlachten bei Morgarten (6. Dec. 1315), Sempach (9. Juli 1386), Näfels (9. April 1388), den Satz zu bewahrheiten, daß nur die Freiheit behauptet, wer ohne sie zu leben verschmähet. Der zwanzigjährige Friede, die Frucht sechsundachtzigjähriger Anstrengung, besiegelte 1394 die Selbstständigkeit eines freien Bundes, welcher weder dem Adel, noch dem durch den Pfaffenbrief (1370) gezügelten Priesterthum dienen wollte." — Dem sechszehnten Jahrhundert und in diesem der belgischen Eidgenossenschaft gewidmet, ist das zweite Buch. „Nach dem Ablaufe eines Jahrhunderts war jener Zeitpunct gekommen, welcher die Verhältnisse Europens durchgreifend umgestalten und einen neuen Abschnitt in der Entwicklung des Staats wie der Kirche bezeichnen sollte. Dort wie hier drohete Willkühr der Gewalthaber, die Grundvesten bürgerlicher und geistiger Freiheit zu untergraben; alles harrte des Retters. Er erschien in der Kirchen- und Sittenbesserung (Reformation), deren Arm auch bald den neuen Welttheil umfaßte. Die Rechte der Völker, die Ansprüche der Vernunft, in jahrelanger Knechtschaft an den Triumph-

wagen weltlicher und geistlicher Herren gespannt, wurden ersorscht und, weil der Durchbruch unaufhaltsam vordrängte, mit den Waffen behauptet. Die Christenheit trennte sich in zwei große Parteien, welche, von gegenseitigem Groll entflammt, nicht selten das Maaß überschritten. Schon wollte Spanien, gestützt auf den Schirm der alten Kirche, trotzig in seiner Gewaltfülle dieß- wie jenseits des Meers, nach Erdrückung der letzten Bürgergemeinden Castiliens, eine europäische Selbstherrschaft errichten und überall die morschen Stützen ständischer Verfassung umwerfen, damit Fürsten wie Völker, an die Eintönigkeit morgenländischen Herrenthums gefesselt, des Jahrhunderts Schwungkraft vergessen möchten, als in den Niederlanden das Panier zugleich für kirchliche und bürgerliche Freiheit erhoben wurde. Der belgische Bund, nach zweiundvierzigjährigem Blutkampfe (1566 bis 1609) gegründet, stand einsam, Zeuge unverjährter Volksrechte, mitten unter den Selbstherrschaften des Festlandes."

Was dem dritten und vierten Buch, oder dem zweiten Band nun weiter noch aufbewahrt bleibt, wird kürzlich also angedeutet: „Als jene Selbstherrschaften des Festlandes, taub gegen die Mahnungen der in England zerstörten und wiedergewonnenen Freiheit (1625 — 1688), den Kreis des Gebiets mit steigender Willkühr erweiterten, als Deutschland, in zwei Parteien zerrissen, im dreißigjährigen Kriege für und wider die Aufgabe der Kirchenbesserung unter den Waffen, ermattet vom Todeskampfe niedersank und die letzten Erinnerungen eines einigen, durch das Gesetz beschränkten Reichs verlor, indeß kleine und große Gewalthaber, die Krönlein selbstherrlicher Lande mit fremdem Schmucke ausstatteten, als in Frankreich und Spanien ungezügelte Lust weniger Geschlechter schaltete, als in der Schweiz wie in den Niederlanden träge Gleichgültigkeit die Adern des Gemeinwesens vergiftete: da goß der nordamerikanische Freiheitskrieg, vom hartherzigen Mutterlande entzündet, neue Kraft in das abgezehrte Europa (1776 — 1783) und rüttelte so lange an dem schlummernden Riesen, bis er durch die französische Revolution den letzten europäischen Bundesstaat (1791 — 1804) gründete, und alle Kräfte des Geistes und der Seele dergestalt aufregte, daß die letzten Schwingungen im Argen wie im Guten die neueste Geschichte bilden."

Das wohl gelungene und bis zu dem Appenzeller Freiheitskampf am Stoß fortgeführte Gemälde des Bundes schweizerischer Eidgenossen, deutet gleich anfangs an, wie diese Verbindung, die alle gleichartigen Strebungen der Zeit, durch Tugend der Stifter und durch wunderbare Gunst des Schicksals, überlebt hat und bis auf diesen Tag, einer Felseninsel ähnlich, aus dem Meere europäischer Fürstenthümer einsam emporragt, darum hauptsächlich ihre Herrlichkeit gewonnen hat, weil ihr gelungen ist, den ersten Anstoß freier Erhebung nicht wie in Lombardien und Norddeutschland von den Städten, sondern von den starken Wehrmännern des flachen Landes zu empfangen, beide in einen Bund zu verschmelzen, und mitten unter den Kämpfen für Ehre und Daseyn die Ursache gegenseitiger Eifersucht größtentheils zu entfernen." — Manches der bedeutsamsten Momente des behandelten Zeitraums ist scharfsinnig erörtert, einiges wird auch historisch berichtigt. Wir machen noch aufmerksam auf die hier und in andern Abschnitten vorkommenden Charakterzeichnungen; unter ihnen findet sich Rudolf Bruns verdiente Würdigung, „ein Mann," wird von ihm gesagt, „dessen Fehler von seinen Tugenden überstrahlt werden;" und von Rapperschwyls grauser Zerstörung: „Rudolf Brun, Urheber dieser That, wollte dadurch den Zürchern alle Hoffnung auf Aussöhnung mit Habsburg entreißen, und den Beitritt zum Vierwaldstätterbunde als einzigen Weg der Rettung bezeichnen. Hätte der Bürgermeister nicht das den Rapperschwylern im Mai gegebene Wort gebrochen, die Handlung an sich selber wäre durchaus löblich gewesen; denn Beispiele durchgreifender Gesetzesstrenge müssen in entscheidenden Augenblicken den trägen Haufen erschüttern, den heimlichen Feind des Gemeinwesens schrecken, es wäre denn, daß man mit Revolutionen ein Theaterspiel treiben, die Früchte der Leidenschaften genießen, den Anblick der furchtbaren Dienerinnen des Schicksals aus Feigheit meiden wollte." Vorzüge und Mängel damaliger Bundesverfassung der Schweiz, dann die allmählige und vorschreitende Entwicklung ihrer staatsrechtlichen Unabhängigkeit vom deutschen Reich, sind bündig dargestellt; unter den Gebrechen wird der verderbliche (allzeit noch proteusartig verderblich fortlebende) Grundsatz der Befugniß zu besondern Bündnissen, von einzelnen Gliedern des Bundes eingegangen, billig in die erste Reihe gestellt. „Wann (sagt der Verfasser) die innern Verhältnisse überhaupt lose und unbestimmt waren, hielt sie zusammen der gewaltige Geist der Freiheit und des Rechts, welcher bei geringen Hülfsmitteln der Verfassung, aber unsträflichen Sitten der Bürger, Heldenwerke und ein freies Gemeinwesen hervorgerufen hat."

Das Birmanische Reich.

Sehr interessante geographische Details über dieses Land verdanken wir Herrn Crawfurd, der im vorigen Jahre an den Hof zu Ava gesendet wurde, um einen Handelstractat zwischen der Regierung des britischen Indiens und der der Birmanen zu negotiiren.

Da die englische Gesandtschaft den Fluß Iravaddi hinauffuhr, von seiner Mündung bis zur Hauptstadt, eine Strecke von 184 Stunden, so konnte sie beurtheilen, daß man die Bevölkerung dieses Theils des östlichen Asiens, welche man auf 17 — 19 Millionen, nach einigen sogar auf 33, anschlug, gar sehr übertrieben hat. Die Städte Ava, Amerapura und Sakaing bilden, mit denen zu ihnen gehörigen Districten, die bevölkerteste und bestbebaute Provinz des Reichs; inzwischen übersteigt die Zahl der Einwohner, gefolgert aus der Zahl der Häuser, welche durch öffentliche Documente beglaubigt ist, nicht 351,000. Die Hauptstadt enthält nicht mehr als etwa 30,000 Menschen und es giebt im ganzen Reiche nicht mehr als 13 große Städte, die eine Bevölkerung von 10,000 Seelen haben.

Der angeschwemmte Boden (das Terrain der Alluvionen) erstreckt sich auf 100 Stunden vom Littorale. Das Delta des Iravaddi ist 87 Stunden lang; der Fluß hat in der Regel 600 Metres Breite, die sich jedoch an einigen Stellen auf 60 reducirt; sein Wasser steigt zuweilen um 20 — 30 Fuß durch periodische Regengüsse; seine verschiedenen Mündungen sind für große Fahrzeuge schiffbar. In einem der sich in denselben ergießenden Flüsse, der Ataran heißt, kann man 27 Stunden weit aufwärts fahren, und zwar mit Schiffen von 400 Tonnen. Unermeßliche Wälder von Teak-Holz, was sich als das beste zum Schiffbau eignet, sind von seinen Ufern nur 25 Stunden entfernt.

Die bergige Gegend beginnt unmittelbar jenseits des Delta's und dauert bis zur Stadt Ava fort. So weit sie der Fluß in gerader Linie durchschneidet (eine Strecke von 83 Stunden) wird er von 300 — 500 Fuß hohen Hügeln begränzt. Die Grundlage dieser Höhen oder Hervorsprünge besteht aus Brüchen von kalkartigem Sandstein, aus fächericher oder zellichter Thonerde und großen Schichten von Sand und Thon. Die obern Theile sind aus blauem Kalkstein gebildet und an einigen Orten aus weißem Marmor von großer Schönheit; aber es sind die niedrigsten angespülten Kieslager, die dem Geolo-

interessantesten Entdeckungen gewähren. Sie enthalten, außer
nge Seemuscheln, viel fossiles Holz und Gebeine. Die gelehrten
a, aus welchen die englische Gesandtschaft bestand, fanden und
n in diesen Lagen Knochen von Mammuth, Rhinoceros, wieder-
Thieren, Krokodillen und Schildkröten. Unter diesen Gebeinen
che von ungeheurer Größe und völlig versteinert; ihre große
der vielleicht die Kürze der Zeit, während welcher sie hier ver-
agen, ist ohne Zweifel die Ursache, daß sie im Durchschnitt völlig
rt geblieben sind; ansehnliche Theile von Skeletten, an welchen
Zähne noch findet, geben die Hoffnung, ihre Geschlechter und
en bestimmen zu können. Diese Gebeine, so wie das versunken
: und nun ausgegrabene Holz, sind auf der Oberfläche der Kies-
:funden worden; die am besten erhaltenen sind diejenigen, welche
der Nähe von Steinöl-Schachten oder Gruben gesammelt hat,
einer Fläche von 16 Quadratmeilen zerstreut liegen und zwar
dig, daß man täglich fünf bis sieben Hectolitres dieser Flüssigkeit
, welche zu 10 — 15 Sous der Zentner verkauft wird, um zu
zu dienen.

an hat Grund zu glauben, daß die großen Bergketten, die das
ische Reich auf der einen Seite von Arracan, auf der andern
am trennen, Ur- oder Gang-Gebürge sind, und man hat Granit,
und Glimmer-Schiefer gefunden, deren Verzweigungen sich bis
neuen Stadt Amhersttown erstrecken. In der Provinz Martaban
i die Anhöhen gänzlich aus Quartz. Man bedient sich daselbst,
ot reinen Kalk zu machen, des blauen Gebürgs-Kalksteins, den
: unermeßlichen isolirten Felsen, inmitten von Ebenen, findet, die
roß zu einer senkrechten Höhe von 300 — 500 Fuß, und selbst
em Orte bis zu 1500 Fuß erheben. Einer dieser Felsen, der
e hundert Metres lang den Lauf des Ataran mit einer senkrechten
begränzt, öffnet sich in der Mitte, um einen Arm des Flusses
lassen, der ruhig unter einem natürlichen Triumphbogen, der
höchst pittoresken Anblick gewährt, dahinfließt.

ie Hauptbergwerke des Landes liefern Eisen, Zinn und Antimo-
Indessen giebt es nach der Gränze von China hin auch Silber-
rke, die mit großem Vortheile, durch die ausdauernde Industrie
ewohner dieses Nachbarreiches, benutzt und bewirthschaftet werden
Die berühmten Minen von Saphiren und Rubinen, welche die
en dieser kostbaren Steine liefern, liegen fünf Tagereisen von
im Ost-Süd-Osten dieser Stadt. Die vorzüglichsten Gattungen,
an in großer Menge gewinnt, sind: der orientalische Rubin, der
und von hohem Werthe ist; der blaue Saphir, der schon etwas
nlicher ist, und wovon man Proben bis zu 950 Karat findet; der
Saphir, der blaue, mit einem Purpur-Wiederscheine, der rosen-
e, weiße, gelbe, grüne Rubin, der Opal, der Amethyst ꝛc. ꝛc.

Die botanische Nachforschung, die dem Eifer des Doctors Wallich
raut war, hat, durch ihren Erfolg und ihre Ausbeute, die von ihr
e Erwartung noch bei weitem übertroffen. Sechszehntausend
zen, wovon 500 neue Arten, sind von diesem Botaniker gesammelt
n, der von der Birmanischen Regierung die Erlaubniß erhalten
, seine Untersuchung bis in die Gebürge zu erstrecken, die nur
sieben Stunden von Ava entfernt sind. Man zählt unter die
gen Aquisitionen verschiedene unbekannte Arten von nützlichen oder
ehmen Gewächsen: sieben Arten von Eichen, zwei von Nußbäumen,
von Weiden, einen neuen Rosenstock, einen Birnbaum, und einen
Europa neuen Himbeerstrauch. Die verschiedenen Mimosen, die das
harz (Gummi elasticum) hergeben, sind erkannt, und die Mittel
Product daraus zu ziehen, beobachtet worden, so wie die, wodurch
man den Firniß eines Baumes erhält, den man entdeckt und beschrieben hat. Die Berge, von einer Höhe bis zu 1000 Fuß, haben verschiedene Pflanzen von Himalaya dargeboten; aber der größte Theil ihrer Flora ist selten und kostbar. In den niedern Theilen des Landes haben die Gewächse Aehnlichkeit mit der Flora von Hindostan; aber viele von ihnen sind neu und vom größten Interesse für die Kräuterkunde und die häusliche Oekonomie. Man hat nach den Wäldern von Teak-Holz gesucht, und die Mittel ihren Gehalt und Umfang zu erkunden sind wohl erwogen worden. Man hat deren zwei nah an den Quellen des Ataran gefunden: einer, der fünf Meilen in der Breite hat, enthält viele Bäume von 18 — 19 Fuß im Umfang.

Die Zoologie hat keine so merkwürdige Ausbeute als die Botanik gegeben. Die einzigen Gattungen, die man entdeckt hat und für neu hält, sind: zwei oder drei Thiere von dem Geschlecht des Tigers, aber von minderer Größe; einen Maulwurf, einen Hund und zwei Fasane. Verschiedene der Beobachtung werthe Eigenthümlichkeiten sind sorgfältig beschrieben. Hierzu gehört der berühmte weiße Elephant, der ein unzertrennliches Vorrecht und Zeichen der souverainen Autorität der indischchinesischen Völkerschaften zu seyn scheint. Der, welcher jetzt zu Ava existirt, ist männlichen Geschlechts und 25 Jahre alt. Erwähnung verdient noch ein Mensch, der vom Kopfe bis zum Fuße behaart ist, Gesicht und Ohren selbst mit einbegriffen, die mit 8 Zoll langen Haaren bedeckt sind. Das jüngste Kind dieses Mannes bietet dasselbe Phänomen dar.

Die geschichtlichen Untersuchungen sind nicht ohne allen Erfolg gewesen. Man hat sich chronologische Tabellen verschafft, die die vorzüglichsten Ereignisse der Birmanischen Geschichte enthalten, die bis auf 543 Jahre vor unserer Zeitrechnung hinaufsteigt. Die ersten Fürsten, welche aus Indien gekommen seyn sollen, schlugen den Sitz ihrer Regierung zu Prome auf, wo er 336 Jahre blieb. Im Jahre 107 nach Christo wurde Pugan die königliche Residenz und war es zwölf Jahrhunderte lang. Im Jahre 1322 wurde Sakaing die Hauptstadt des Reichs und 1364 ging dieser Titel auf Ava über, das ihn 369 Jahre behauptet und 1822 wieder erhalten hat, nach einer Folgereihe von Veränderungen, die keinen andern Grund, als die launenhafte Willkühr des Monarchen hatten. Jeder dieser Wechsel wird von weitläuftigen Ruinen bezeugt und bezeichnet, indem die Stadt, welche diesen Titel führte, stets mit ihm ihre Vorrechte und Bevölkerung verlor. Die Birmanen zählen 128 Könige seit der Gründung ihrer Monarchie, was denn etwas mehr als siebenzehn Jahre im Durchschnitt für jede Regierung giebt. Das ist dreimal so viel als die Regierungszeit der römischen Kaiser.

Ein empfehlungswürdiges Beispiel mönchischer Tugend.

Donna C.. M.. wohnte in Madrid seit dem Unabhängigkeitskriege. In dieser unglücklichen Zeit trafen sie zwei empfindliche Schläge: sie verlor ihren Mann und ihr Vermögen und blieb von allen Mitteln entblößt mit einer sechsjährigen Tochter, Namens Mariquita. Als sich der Verstand dieses Kindes zu entwickeln begann, trug ihre Mutter Sorge für ihre Erziehung, so weit mindestens, als es ihr ihre schwachen Hülfsmittel erlaubten, damit dieses junge Mädchen sich in der Folge ihren Unterhalt selbst möge erwerben können.

Im letzten Frühjahr arbeitete Mariquita bei einer Modehändlerin. In der nämlichen Straße befindet sich ein Kloster von Mönchen Agonizantes *) genannt. Einer von ihnen heftete, so oft er vor dem Laden der Modehändlerin vorüberging, seine Blicke auf Mariquita, deren aufblühende Reize ihn gefesselt hatten und, unter dem Vorwande, ein Meßgewand sticken zu lassen, erlangte er Zutritt im Hause. Er wußte auf eine geschickte Weise es einzuleiten, daß die Modehändlerin diese Arbeit Mariquita übertrug und jeden Tag kam der Pater Br. S.. — ungeduldig, wie er sagte, sein Meßgewand fertig zu sehen. Gewöhnlich brachte er Bonbons mit, die er unter die jungen Mädchen vertheilte, und daß Mariquita stets die besten erhielt, kann man sich wohl denken. Er sagte dabei dem reizenden Geschöpf tausend Schmeicheleien, was selten seine Wirkung auf ein unschuldiges und unerfahrenes Gemüth verfehlt, besonders wenn der Zuflüsternde in seinem Aeußern einen Fürsprecher hat. So flößte unvermerkt der Mönch, ein schöner Mann und in der Vollkraft der Jugend, das Gift der Liebe in das Herz des unglücklichen Mädchens.

Als nun das Meßgewand fertig war, trug die Gebieterin der Mariquita auf, es zu überbringen, überzeugt, daß der Mönch die Arbeiterin verdientermaaßen belohnen würde. Sie begab sich demnach in die Zelle des Paters, ihm die bestellte Arbeit einzuhändigen. Dieser, bezaubert von einer Gelegenheit, die seine feurigsten Wünsche erfüllte, wie er nie zu hoffen gewagt, bot alles auf, um den möglichsten Vortheil daraus zu ziehen. „Nie, sagte er, habe er so schmerzliche Reue em„pfunden, das Ordenskleid zu tragen, als seitdem er Mariquita kenne. „Von unbezwinglicher Liebe entbrannt, verzehrt von Wünschen, denen er „nicht mehr zu widerstehen vermöge, wolle und müsse er glücklich seyn, „oder der Tod solle seinen Qualen ein Ende machen. Was sie, Mari„quita, denn zu fürchten habe? Ob ihr wohl die Verschwiegenheit eines „Mannes, wie er, verdächtig scheinen könne? ꝛc.“ Kurz der Mönch ließ nichts unversucht, um seinen Zweck zu erreichen und Mariquita, durch eigne Neigung schon halb besiegt, unterlag ihrem Verführer. Seit der Zeit lebte sie mit dem Pater in dem vertrautesten Verhältniß. Das Haus einer Wäscherin war der gewöhnliche Ort ihrer Zusammenkünfte.

Inzwischen schien Mariquita nach einiger Zeit erkältet. Ein junger Mann warb um ihre Hand, und sie, sich über die Gefahren ihrer Verbindung mit einem Mönch nicht mehr täuschend, oder vielleicht (denn behaupten können wir es nicht) in Folge einer Unbeständigkeit, deren Beispiele unter dem brennenden Himmel Spaniens nicht selten sind, sah den Mönch nur noch mit einer Art von Gleichgültigkeit und brach zuletzt ganz mit ihm. Der Verführer war in Verzweiflung und wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen, die ungetreue Geliebte wieder zu gewinnen; aber alle seine Schritte blieben erfolglos.

Da sprach er die Vermittelung der einzigen Person an, die im gemeinschaftlichen Vertrauen war, der Wäscherin nämlich. Diese theilte der Mariquita die schmerzlichen Klagen des Paters mit, der nur noch um eine letzte Zusammenkunft bat. Unter dem Vorwande, einem Sterbenden beizustehen, sagte sie, werde er die Nacht außer dem Kloster zubringen und sie ja der Mutter leicht sagen können, wie sie schon mehrmals gethan, daß sie die Modehändlerin bei sich behalten habe.

Mariquita giebt endlich den Bitten ihres alten Liebhabers nach. Eines Sonntags Abend begiebt sie sich zur Wäscherin: der Mönch erscheint gegen acht Uhr. Er hatte ein gutes Abendessen und vortrefflichen Wein bringen lassen. Man ißt und trinkt und wird lustig. Bei Tische ist die Rede von einem Stiergefechte, was am folgenden Tage Statt finden soll. Man weiß, daß die Spanier dieser Art von Vergnügen leidenschaftlich ergeben sind. Der Mönch muntert die Wäscherin auf, daran Theil zu nehmen und giebt ihr selbst Geld, um den Eintrittspreis zu bezahlen.

Am 14. Mai, bei Tagesanbruch, geht die Wäscherin, ihre Wäsche im Manzanares zu waschen; sie hofft zur Stunde der Thierhetze *) zurück zu seyn, und überzeugt, daß die beiden Liebenden erst sehr spät aufstehen würden, hatte sie die Thür ihres Dachstübchens verschlossen. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie, bei ihrer Rückkehr nach 9 Uhr, die Thür offen und das Schloß erbrochen fand! Sie eilt zum Bett und findet blos das Mädchen, den Kopf in die Decke gehüllt. Sie ruft — keine Antwort; sie zieht die Decke weg, welch entsetzliches Schauspiel! — Mariquita erwürgt und in einem nahen Winkel unter dem Dache viele blutige Wäsche!

Unverzüglich zeigt sie dieses tragische Ereigniß der Behörde an, und gesteht alles, was sie von Mariquitas Liebe mit dem Mönche weiß. Man verhaftet sie, begiebt sich zu der Gemordeten und ein Arzt erklärt, daß fünf in den Hals empfangene Messerstiche die Ursache ihres Todes seyen.

In dem Kloster der Agonizantes langten die Diener der Gerechtigkeit gerade an, als sich die Mönche im Refectorio zum Mittagsmahl versammelten. Man bemächtigte sich des Bruders S . . . und brachte ihn in das Gefängniß de la Corona, was ausschließlich für Priester und Mönche besteht.

Der Schuldige versuchte gar nicht, sein Verbrechen zu leugnen. Er erklärte, daß es ihm wenig verschlage, zu sterben, und daß seine Wünsche erfüllt wären, indem er nun die Gewißheit habe, daß seine Geliebte künftig keinem andern angehören werde.

Die Untersuchung wurde sehr schnell betrieben — und der Mönch verdammt, nach geschehener Entkleidung und Entweihung, am Galgen zu sterben, die Wäscherin zu zehnjähriger Galeerenstrafe und Bezahlung der Proceßkosten. Die Hinrichtung des erstern wurde am 21. Mai, auf dem Platze de la Cabada zu Madrid vollzogen.

*) Sie haben, wie das Wort deutlich genug andeutet, den Beruf, den Sterbenden in ihren letzten Augenblicken beizustehen. Die Natur dieser Function gewährt ihnen die Freiheit, zu jeder Stunde der Nacht auszugehen, selbst bisweilen die ganze Nacht außerhalb des Klosters zuzubringen.

*) Es finden gewöhnlich zwei Aufführungen statt; eine des Morgens um 10 Uhr, eine Abends um 5 Uhr.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℛ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 129.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 240 Hamburg, Sonnabend, den 24. November. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Halem. Redigirt von J. Wichmer und Karl Ludwig.

Der Epikuräer von Ih. Moore.

(Aus den Globe.)

Es ist dieses ein für die Sittlichkeit unerfreulicher Stoff, ein philosophisch-allegorischer Roman, von dem liebenswürdigsten und dichtrischen aller Dichter Englands. Doch darf man sich nicht zu sehr über diesen Contrast verwundern, denn die Ausschweifungen Moore's ist rein wissenschaftlich. Dieser schöpferische Geist Irlands, der diesen Crin in so hohem Grade mit Geist und Phantasie begabt und bewaffnet, der die Leiden von Mythe, und die poetischen Gefühle und den Schwung der Musik so schön entzogen hat, scheint sich gern wieder dem Orient, der wahrlich ein Quelle des Reizvollen des irländischen Gefühlens zu nähern. So wie die Musiker, wenn er, wie die Tradition ihm sagt, im Mutterleibe sing ist, sich ebenfalls darin gefielen von all dem Glanze und all der Pracht Klänge zu träumen, so findet sein Genie Gefallen darin, sich in allen glänzenden Farben und in allen Mysterien des alten Ostens zu wiegen: er liebt die, für die Sinne und für die Vernunft gleich schönen Allegorien; seine orientalischen Phantasie malt die Erscheinungen desselben mit der Schwärmerei eines jeunfeuen Gläubigen auf, und sein bekennerlicher Geist überläßt sich dabei gewissen einer solchen philosophischen Verwirrung. Wohl im gleichen Charakter, als früherer Werke von ihm, ist das in Liede gehaltene gehalten; aber der Dichter hat die Sache dennoch weit ernster genommen. Es ist nicht mehr ein Hintergrunde der Dichtung, sondern auch als Moral und derselben hervorzugehender höherer Gedanke, es ist die völlige Geschichte einer Seele, die sich fortwerfe und dem Thorheiten der Vergnügungen und den ausgiessenden Zweifeln zu dem ernsten aber troßbringenden Glauben des Christenthums erhebt. Bei dieser Behandlung stimmt jedes geheimnißvolle und mehr Ahnungsvolle vor; sie haftet, dauert und schwebt mehr als Lied, wie solche unter Christenvölkern der Vorsichtung. Es ist eine ganz natürliche Revolution, und das ist es unter Meinung nach eben, was den Dank in solchen Lande und beider Interesse erhält, unbeschränkter die, jeden Augenblick durch die leichteste Schilderung von Begegnend Verschiedenen, seinen Weltgeschen und seinen mannichfachen Einrichtungen doch geheimer Neigungen. Ja der Dichter in diesem allen und mehr immer ganz getreu und sich eindringend, so ist doch der Gegenstand schon an und für sich so wunderbar, die ihn und andere aufschreibenden Zweige von Geschichtsmerk mit Wahrheit sind so ungeheuer, und die Poesie ist so voll an sinnlichen Eingebungen, daß man selbst das Uebermaß eines Glanzes überglänzenden Stoffes verzeiht. — Doch wir wollen uns selbstlosigen Urtheil über den Dichter fällen, senden und begnügen die allgemeine Anlage desselben anzugeben und einige Auszüge darauf Mitzutheilen.

— Die Scene eröffnet sich um das Jahr 357 unsrer Zeitrechnung. Ein junger athenäischer Philosoph, aus der Schule des Epikur der, Vergnügungen überlaut, bedauerlich sich über die Unbeständigkeit, die seine Lehrsätze bei sich einer Traum hervorbringt, und der seinen Herzen ein Verbrechen gewonden ist. Nach einem glänzenden Fest, das er eben zur Feier seiner Wahl als Chef der Schule gegeben, flieht er sich mehr als je der Gesellschaft und dem Zweifel Preis gegeben:

„Das Fest war zu Ende, das Gedicht des Gesanges und des Tanzes war verstellt, und als Leland mit nun allein in den Spruge Gärten, Einsamkeit sowie den Vergnügungen nachgiebt, war es doch von Natur selbst zur Schwermuth geneigt. Meine Phantasie führte mir, selbst wenige unter den geräuschvollsten Aeußerungen der Freude und des Glückes, traurige Gedanken vor und verdunkelte die lieblichsten Täuschungen der Gegenwart durch trübe Bilder der Zukunft. Von dem ersten Augenblicke an, wo ich es mir bewußt ward, daß ich dachte und fühlte, hatte sich leiser stummer Zweifel in den Grund meines Herzens gesenkt, und Verstellungen vom Tode und der Verwesung vermischten sich mit den lachendsten Scenen eines, denn als ich Gerüche verschwenden sah mit den lachendsten Scenen eines, denn als ich Gerüche verschwenden und bluten. Denn meinen Bilder wurden durch meine Vergnügungssucht selbst hervorgerufen, und meine Einsicht gewann selber Tiefsicht auf ein Gefühlen Leben herauf, und ohne neue Hoffnung, die über den traurigen Prospect des gegenwärtigen hinaus gereicht hätte, genossen jeder Augenblick des Vergnügens in meinen Augen eine beklagenswürdige Wichtigkeit, und die Gewißheit selber, wie sie auf dem Todesaltare verblühten Blumen, nur um so viel pikanter, als sie dem Tode näher waren."

„In dieser Nacht schien mein Traumzeit, mein Glück, den höchsten Grad seiner Freuden. Ich war von der beliebten Menge meiner Freunde und Genossen umgeben. Mein Ohrgeiz und mein Sinn zu Vergnügungen hatten die ihnen gewordene Befriedigung in vollen Zügen geschlürft. In Nischen des Gartens, gelüstet von der Gesellschaft und Gelagen, hatte ich in jedem Winkel, der dem weinigen begegnete, entweder das Gesicht einer schönen erwarteten Leidenschaft, oder der Zuneigung von noch schönlicheren Freunden Erfüllung erhalten. Aber selbst inmitten dieser Herrlichkeiten ward ich von meinen seligsten schwarzen Vorstellungen heimgesucht. Unzeitig drängten sich meinen Gedanken der Gedanke an die ungewiß, unter meiner eigenen Existenz und alles dieses, was mich umgab, auf. „Die Blume, die ich pflückte, die Lügen, in welchen ich einen Glanz, einen Lebensgeist gefunden, die ich vergessen hatte, die Stimme, die von einer Frage gesprochen, alles dieses war, das fühlte ich, nur die Täuschung eines Augenblicks, und sollte nichts Ewiges hinterlassen als das „Schweigen des Grabes!"

„Selten war mein Herz von dieser sogen Traurigkeit stärker eingenommen gewesen als da, wo ich, inmitten der verschiedenen Düfte und prachtvollen Blumen des Gastmahls, in Trinkgefäßen versteren, an

Digitized by Google

dem Orte, der noch vor wenigen Augenblicken der Schauplatz der lärmendsten Lust gewesen, nur noch das Geräusch meiner eignen Tritte vernahm. Der Morgen war nicht angebrochen, der Mond leuchtete noch, und dieser stille Glanz der Nacht brach seine Strahlen noch auf allen Gegenständen. Ohne einen bestimmten Zweck irrte ich lange umher, bis ich mich endlich bei der schönen Statue der Venus befand, mit welcher Alcamenes Meißel unsern Garten geziert hatte, zu den Füßen dieses Bildes einer vergötterten Frau, dem einzigen Idole, vor welchem sich je meine Kniee gebeugt hatten. Mich an das Piedestal lehnend, erhob ich meine Augen gen Himmel, und sie trauernd auf die, in einem unvergänglichen Feuer glänzenden Gestirne heftend, als hätte ich ihr Licht befragen wollen, um das Geheimniß daraus entziffern, das meine Qual war, frug ich, ob der Mensch allein zur Vernichtung verdammt sey, während sie, weniger erstaunenswürdig, weniger glorreich als er, eine unveränderliche und ewige Dauer hätten. „Ach! rief ich aus, „warum giebt es nicht irgend einen Talismann, irgend einen Zauber, „der unsern Geist unvergänglich machte wie diese Sterne, und seinem „Sehnen eine Zukunft öffnete wie die ihrige, stets brennend und „endlos!““

„Während ich mich diesen Gedanken überließ, erlag ich dem Einflusse der Erschlaffung, welche die irdischen Vergnügungen, gleichsam um zu zeigen wie materiell sie sind, stets mit sich führen, und sank entschlummert zu den Füßen des Standbildes hin.“

„Selbst während des Schlafes blieb meine Einbildungskraft in Thätigkeit, und ich hatte einen Traum, der auffallend genug war, um einen Eindruck der Wirklichkeit zu hinterlassen. Es däuchte mir, in eine unermeßliche ebene Wüste versetzt zu seyn, wo nichts zu athmen, sich zu bewegen, oder zu leben schien. Sogar das Firmament war glanz- und farbenlos, nicht eine Vorstellung von Finsterniß erregend, sondern die von einem hinsterbenden Lichte. Wäre dieses Land eine Trümmer von irgend einer früher dagewesenen und nun verödeten und des Sonnenlichts beraubten Welt gewesen, es hätte keinen todteren und traurigeren Anblick darbieten können. Das Einzige, was in dieser melancholischen Einsamkeit Leben zu haben schien, war ein kleines bewegsames Licht, was ich erst von weitem erblickte, und was sich endlich langsam der Stätte näherte, wo ich wie festgebannt stand. Als es mir ganz nahe war, sah ich, daß dieses schwache Licht der Schein einer Fackel in den Händen eines blaßen, ehrwürdigen Greises war, der nun wie ein Bote des Todes aufrecht vor mir stand. Nach einigen Augenblicken düsteren Schweigens, während welcher er mich mit einer Traurigkeit betrachtete, die mir durch die Seele ging, sagte er zu mir: „Du, der du das ewige „Leben suchst, geh an das Ufer des düsteren Nils, und du wirst finden, „was du suchst.““

— Obgleich ungläubig, giebt Alkiphron doch einer Art von Aberglauben nach, halb um zu wissen, ob seine Vision ihn täuschen werde, halb in dem Glauben, es könne nicht seyn. Er beschreibt nun seine Ankunft zu Alexandrien und einige seiner Excursionen nach dem Nil.

„Als wir uns den ägyptischen Küsten näherten, ward unsre Fahrt weniger glücklich und wir bekamen ein Pröbchen von dem Wohlwollen der Gottheiten des Nils in der Gestalt eines Sturmes oder vielmehr eines Wirbelwindes, der bald unser Schiff versenkt hätte und der, wie die Aegypter am Bord sagten, das Werk ihres Gottes Typhon war. Nach der Gefahr eines Tages und einer Nacht, währenddem wir östlich verschlagen wurden, geriethen wir wieder unter einen segensreicheren Einfluß und endlich, beim Auftauchen eines frischen Morgens, befanden wir uns im Angesicht der schönen Stadt Alexandrien, die sich mit ihrem Königspallaste, ihrer Halle von 400 Säulen, ihrem Pfeiler der Pfeiler, der himmelanstrebend diese Prachtgebäude beherrscht, aus dem Busen des Meeres erhebt.“

„Nachdem wir uns an diesem herrlichen Anblick geweidet hatten, umfuhren wir rasch den Felsen des Leuchtthurms und liefen in wenigen Minuten in den Hafen von Eunostus ein. Die Sonne war schon aufgegangen, doch brannte das Licht in dem großen Thurme des Felsens noch und man gewahrte ein träges Wesen in dem ersten Erwachen dieser üppigen Stadt. Um dem Hafen herum glänzten ihre, noch in Stille vergrabenen Häuser und Tempel von einem matten Lichte, das zur Genüge die Feierlichkeiten der vorherigen Nacht bekundete.“

„Wir stiegen rasch an den Kayen ans Land, und queer durch eine Reihe von Palästen und Kapellen die lange Straße verfolgend, die von dem Meere zum Canopischen Thore hinführt, ward ich, obwohl noch ganz erfüllt von der frischen Erinnerung an mein vielgeliebtes Vaterland, von Bewunderung hingerissen, doch mehr durch die Neuheit als durch die Pracht des mich umgebenden Schauspiels. Die Vergnügungen jeder Art, die ein solches Leben verhieß, machten damals nicht den geringsten Theil der Erwägungen aus, auf welchen meine Gedanken hafteten, und alles, was ich sah, schien mir irgend einen künftigen Genuß zu prophezeihen. Selbst die Formen der Baukunst weckten in meiner epikuräischen Einbildung wieder lebendige Bilder der Anmuth und der Eleganz, und die düstere Ruhe der Tempel und der heiligen Lustwälder machte bei mir nur Vorstellungen von zärtlichen Mysterien rege. So wie diese ganze glänzende Scene sich mehr und mehr um mich her belebte, fühlte ich, daß, könne Aegypten mich auch nicht lehren, mein Leben zu verlängern, es mich mit der vielleicht den Vorzug verdienenden Kunst bekannt machen könne, dessen Genüsse zu vervielfältigen.“

„Die damalige Bevölkerung Alexandriens bestand aus einer sonderbaren Mischung von, in Religion und Secten verschiedenen Nationen. Zur Seite der Schule der griechischen Platoniker sah man das cabalistische Bethaus der Juden, während sich die Kirche der Christen ungehindert über den unterirdischen Kapellen des ägyptischen Hierophanten erhob. Hier lächelte der dem Osten zugewandte Feueranbeter über den Aberglauben des Katzenanbeters, der seine Gebete in der Stellung gegen Norden verrichtete. Das Christenthum hatte es leider schon zu sehr gelernt, die bizarren Verirrungen des Heidenthums nachzuahmen, und während man auf einer Seite den Ophiten vollen Ernstes sein Knie vor seiner Schlange beugen sah, mühete ein Nikosier sich mit gleicher Wichtigkeit ab, den Beweis zu führen, es gäbe kein Heil außer dem griechischen Alphabete.“

„Noch betrübender aber war es, daß die Unduldsamkeit des Schisma's der Christen sich schon durch eine gegenseitige Bitterkeit kund gab, so daß zur Zeit meiner Ankunft von nichts mehr die Rede war, als von der Bosheit und dem Hasse, mit welcher die Priester der griechischen Kirche und der lateinischen sich einander verfolgten, und dieses aus dem Grunde, weil die einen den siebenten Tag in der Woche, die Andern den vierten und den sechsten fasteten!“

„Außer in ihrem Lächerlichen, machten alle diese Religionen, alle diese Secten wenig Eindruck auf mich. Ich befand mich nun in der glänzendsten Stadt der Welt und überließ mich rückhaltslos allen Verführungen, die sich um mich her drängten. Mein Ruf als Philosoph und Lebemann war mir nach Alexandrien vorausgegangen, und diese Stadt, ein zweites Athen, nahm mich auf wie einen seiner Bürger. Ich ward der Art von Noviziat überhoben, das sonst gewöhnlich von jeder neuen Bekanntschaft verlangt wird, und nicht bloß vorübergehende Verbindungen sondern vertraute Freundschaften und Liebe entsproßten unter meinen Schritten so schnell als die Vegetation auf den Stätten,

von welchen kürzlich die Nilwasser zurückgetreten waren. Die bräunliche Schönheit des ägyptischen Frauenzimmers hatte in meinen Augen ein Pikantes der Neuheit, das deren Reiz erhöhete: und diese Tinte der Sonne auf ihren vollen Wangen war mir ein Zeichen des Feuers, die sie in ihren Herzen habe entzünden müssen."

„Mehrere Wochen verflossen in einer so raschen Folge von ununterbrochenen und stets abwechselnden Vergnügungen, daß die melancholische Stimme, die nicht aufgehört hatte in meinem Herzen zu ertönen, nur selten von demselben beachtet wurde und in den Gesängen der Sprenen unterging, von welchen ich umgeben war. Zuletzt jedoch, als diese Vergnügungen nicht mehr den Reiz der Neuheit für mich hatten, trübten dieselben traurigen Vorstellungen neuerdings alle meine Freuden, und ein Vorfall, der sich bei einer meiner vergnügtesten Lustpartieen zutrug, erhöhete noch um Vieles das Schwermüthige meiner Gedanken."

„Unter allen Ländern war Aegypten gerade dasjenige, das bei der Mischung von Melancholie und Ueppigkeit, welche den Charakter seines Volkes, seiner Religion und seines Bodens bildet, am lebhaftesten eine Einbildungskraft, wie die meinige, afficiren und alle meine Empfindungen stets wach erhalten mußte. Wohin ich mich wenden mochte, sah ich den Garten und die Wüste ihren strotzenden Ueberfluß und ihre traurige Oede mit einander verschmelzen. Ich sah das Grabmal und das der Liebe geweihete Lustgebüsch vereinigt, so daß es das Ansehen hatte, als ob die Lust und der Tod stets einander auf der Ferse seyen. Selbst der Reichthum des Climas schien diesem betrübenden Einflusse unterworfen zu seyn. Der eintönige Glanz der Tage, die fast ununterbrochene Helle der Nächte, Alles lief darauf hinaus die glühende Melancholie, das Kind der Leidenschaft und des Hinbrütens, wodurch meine Seele schon so lange beherrscht ward, zu exaltiren."

„Als ich Alexandrien verlies, hatte die Ueberschwemmung des Nils ihren höchsten Stand erreicht, und dessen Gewässer überströmten das ganze Thal von Aegypten. Beim Schein der untergehenden Sonne kam es mir bei den, von den Fluthen umgebenen Tempeln, Palästen und Denkmälern beinahe vor, als sähe ich die schon halb untergegangene Insel Atlantis an dem letzten Abend, wo ihre Tempel und andere Gebäude noch über dem Wasser sichtbar waren."

„Unter dem schönsten azurnenen Himmel erheben sich über den Gewässern und in unabsehbarer Ferne Gärten, ganze Straßen von Säulen, Porphyr-Dome, Pyramiden, die alle Jahrhunderte überleben werden, und große Tempel, würdige Wohnungen allmächtiger Götter."

„Auch dort machen Scenen der Pracht und der Lust aus diesem unermeßlichen und bevölkerten See den Schauplatz alles dessen, was die Liebe, die Religion und der Handel Lebendiges und Regsames schaffen können. Auf den Stufen der Tempel erheben sich, wie wenn sie aus den Fluthen heraufstiegen, in ernstem und langsamem Zuge weißgekleidete Priester, mit ihren geheiligten Stäben und den in ihren Händen tönenden silbernen Cymbeln."

„Von einer andern Seite eilen reiche Barken, aus den, der Sonne nahen, weit über die tosenden Wasserfälle hinaus liegenden Ländern kommend, dem Meere mit ihren kostbaren Ladungen zu, bestehend aus dem Elfenbein des Rhinoceros, schimmerndem Vogel-Gefieder, Edelsteinen von der Insel Meroe, und Goldkörnern, die der Regen in Abyssinien zu Tage fördert."

„Hier, wo die Gewässer eine kühle und beschattete Bucht bilden, treiben Pilger, die nach Saïs oder nach Bubaste wallfahrten, ihre leichten Barken zwischen Beeten blühender Lotusse fort, die ihnen über die Köpfe ragen. Geschirmt unter solchem Laubdache singen und schwatzen sie, und in der brennenden Mittagshitze überlassen sie sich dem Schlummer. Nahe dabei, aber verborgen unter einem grünen Saum von dichtbelaubten Akazien tummeln sich in den kühlenden Wellen fröhliche und liebenswürdige Nymphen gleich der, welche zwei Welteroberer zähmte, deren Ketten jedoch für einen dritten zu schwach waren."

„Bezaubert von so vielen Wundern, verlängerte ich meine Reise und besuchte alle die prachtvollen und ehrwürdigen Orte, deren Namen durch die Bewunderung von Jahrhunderten geheiligt worden sind. Zu Saïs wohnte ich dem Lampenfeste bei, und an dem Tempel von Neïtha las ich, inmitten des Glanzes von zahllosen Lichtern, die erhabenen Worte: „Ich bin Alles, was war, ist und seyn wird." Ich streifte umher unter den umgestürzten Obelisken von Heliopolis und ich sah nicht ohne Seufzer der Sonne Strahlen sich auf den Ruinen dieser prächtigen Stadt brechen, als hätte sie diese Masse von vergänglicher Größe beschimpfen wollen, die in ihrem trunkenen Stolze es gewagt hatte, sich die Stadt der Sonne zu nennen. Am liebsten jedoch pilgerte ich nach der Insel der Venus; und wenn ich deren geheiligte Schatten durchstreifte, wo die Gebüsche die einzigen Tempel sind, so fühlte ich, wie viel würdiger immer lebendige Säulen der Gärten und der Gehölze das Heiligthum einer Gottheit bilden, als die kostbarsten Steine, die die Hand des Baumeisters aushauen und zurichten kann."

„Ueberall zerstreuete mich irgend ein unerwarteter Gegenstand und neue Vergnügungen; und wenn schon die Melancholie mich nicht verlies, verdunkelte ihr Schatten meine umher irrenden Schritte doch nur halb und machte eben durch den Contrast die Hälfte meines Weges nur um so glücklicher und glänzender. Meine verschiedenen Abentheuer auf dieser kurzen Reise aufzählen, würde mich nur von würdigeren Vorfällen entfernen, die wahrlich meiner Erinnerung werther waren. Mitten unter diesem ewigen Wechsel der Verführung war der große Zweck meiner Reise vergessen; die Mysterien dieses Sonnen-Landes waren für mich noch immer Mysterien, und bis dahin war ich nur in dessen Vergnügungen eingeweiht."

— Alkiphron, den der Anblick, die Schönheiten und die religiösen Feste Aegyptens mehr und mehr bezaubern, kömmt endlich, nachdem er nach einander Alexandrien, Saïs und die Insel der Venus besucht hat, zu Memphis an, wo er den Mondtänzen beiwohnt und von diesen folgende Beschreibung giebt:

„Der Mond stieg majestätisch langsam herauf, gleichsam als ob er Gefallen an den Ehrenbezeugungen fände, die ihm auf Erden bereitet wurden. Er ward durch die glänzenden Acclamationen der Menge begrüßt, die von jeder Anhöhe nach den ersten Strahlen seines Lichtes spähete. Das, noch sehr große Memphis — obwohl nicht mehr das Memphis sonder Gleichen, das, nachdem es Theben seine stolze Oberherrschaft genommen, diese unbestritten eine lange Reihe von Jahrhunderten behauptet hatte — glänzte, diesen Augenblick in Harmonie mit seinem Zustande des Verfalls von dem Mondlichte entfärbt, noch inmitten seiner Seen, seiner Pyramiden und seiner Tempel, wie ein Traum des Ruhmes, der bald verschwinden sollte. Nur zu sichtbar war schon die Zerstörung um diese große Stadt herum. Der Sand aus Lybiens Wüsten wälzte sich gleich Meeresfluthen wider sie heran, und inmitten seiner einsamen Säulengänge und der schon zur Hälfte im Sande vergrabenen und dem Gesichte entzogenen Sphynxe schien es, als ob die unerbittliche Zeit nur auf den Augenblick laure, wo Alles, was noch voll Leben und Glanzes vorhanden war, gleich all dem übrigen unter ihrer vernichtenden Hand fallen sollte."

„Auf den Gewässern war Alles Leben und Lust. So weit das Auge reichte sah man die Lichter von unzähligen Barken Rubinen gleich auf der Oberfläche der Wellen glänzen. Schiffe jeder Art, von der leichten Barke, gebaut um die Wasserfälle hinunter zu gleiten, an, bis zu der großen Jacht, welche unter dem Schall der Flöten einher-

fährt, war Alles für diese heilige Feier in Thätigkeit gesetzt und ein jedes dieser Fahrzeuge war mit einer Menge munterer junger Leute besetzt, die nicht allein von Memphis und von Babylon, sondern von noch viel weiter entfernten Städten gekommen waren."

„Als ich mich der Insel näherte, konnte ich zwischen den Bäumen am Ufer hindurch den Schein der Lampen der Pilgrime sehen, die herbei eilten um an der Ceremonie Theil zu nehmen. In der, mir von diesen Lichtern angewiesenen, Richtung landend, war ich bald unter der Menge, und quer durch einen langen Gang von Sphynxen schreitend, deren Marmor unter den düsteren Maulbeerfeigenbäumen, die sie umgaben, hervorschimmerte, gelangte ich bald in den Vorhof des Tempels, wo die Ceremonieen des Abends schon begonnen hatten."

„In diesem unermeßlichen, mit einer doppelten Säulenreihe umgebenen und über unsern Häuptern den Sternen des Firmaments offnen Saale, sah ich eine Gruppe junger Mädchen sich nach einem Tacte und mit Schritten, die zwischen Tanz und Gang die Waage hielten, um eine kleine Kapelle oder Reliquien-Häuschen her bewegen, auf welchem sich einer der Vögel befand, die der Farbe ihres Gefieders und ihrer Flügel wegen dem Monde geheiligt sind. Das Vestibulum war nur schwach erleuchtet; nur eine einzige Naphta-Lampe brannte auf einem jeden der Pfeiler, die dessen Vorhof bildeten; da ich aber meinen Platz bei einem dieser Pfeiler genommen hatte, so konnte ich deutlich die jungen Tänzerinnen unterscheiden, so wie sie nach einander an mir vorüber gingen."

„Ihre langen und eleganten Gewänder waren weiß wie der Schnee, und eine jede trug unter dem Busen einen dunkelblauen, mit silbernen Sternchen, gleich dem Himmel in der Mitternachtsstunde, übersäeten Gürtel oder breite Opferbinde. In ihr braunes Haar war die weiße Nil-Lilie (der Lotus) eingeflochten, die für die Lieblingsblume des Mondes, so wie die goldgelbe Blüthe der ägyptischen Bohne für von der Sonne geliebt, gehalten wird. Gingen diese jungen Mädchen unter der Lampe hinweg, so strahlte ein Lichtglanz von ihrem Busen, was, soweit ich es bemerken konnte, die Wirkung eines kleinen Spiegels war, den eine jede von ihnen nach Art der Frauenzimmer im Osten, unter ihrem linken Arme trug."

„Ihr Tanz ward durch keine Musik geregelt; aber in der Promenade, die sie mit so großem Anstande um die Vogel-Kapelle herum machten, bezeichneten einige durch das Schlagen der Castagnetten, andre durch den scharfen Ton der ägyptischen Klapper, die sie, ihrer Gottheit Isis nachahmend, hoch erhoben hielten, harmonisch den Tact ihrer Schritte, während andre sie durch das Schütteln einer kleinen silbernen Kette regelten, deren Geräusch, sich mit den Castagnetten und Klappern vermischend, eine wohl etwas wilde, doch keineswegs unangenehme Harmonie hervorbrachte."

„Sie alle waren reizend; doch war eine unter ihnen, deren Züge das Licht noch nicht beschienen hatte, weil sie ihr Haupt tief senkte, und eben sie war es doch, die zuletzt alle meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich wußte mir dieses nicht zu erklären, doch war in diesen kaum bemerkten Zügen, selbst in dem Schatten, der ihre, vielleicht nur eingebildete, Schönheit verschleierte, ein, ich weiß nicht was, ein Zauber, der mich mehr rührte, als all die glänzende Liebenswürdigkeit der andern Tänzerinnen. Meine Einbildungskraft war eben durch dieses Geheimnißvolle so gefesselt, daß ich in der ganzen reizenden Gruppe nur sie sehen, nur an sie denken konnte. Ich suchte nur sie, wenn sie, mit stets gesenktem Blicke, sich leichten Schrittes, wie in der Luft schwebend, um den Altar herum bewegte, gleichsam als ob ihre Gegenwart, wie die einer körperlosen Substanz, eher zu fühlen als zu sehen gewesen wäre."

„Während ich so in Gedanken versunken war, erscholl plötzlich der Schall von Tausend Cymbalen in mein Ohr. Krachend, und wie durch Zauberei, eröffneten sich die massiven Pforten des Tempels, [illegible] ganze große Raum des Vestibulums ward von einer Lichtflut [illegible] während zugleich, als ob diese Helle und die Töne einen [illegible] plötzlichen Ursprung gehabt hätten, sich ein Erguß der reichsten [illegible] mit dem Glanze dieser plötzlichen Erleuchtung vermischte."

„Bei diesem Lichte, das in vollem Glanze die Züge des jungen [illegible] chens überstrahlte, und sie die Augen öffnen, doch geblendet gleich [illegible] senken machte, war es, wo ich sah, was meine glühendste Einbildung [illegible] ihren feurigsten Träumen, mir nie gezeiget hatte. Psyche selbst, [illegible] Schwelle des Feuerhimmels, dessen erster Abglanz ihre Augenlider [illegible] konnte nicht schöner erschienen, nicht mit einer reizenderen Scham [illegible] röthet seyn. So oft ich auch die Macht der Blicke empfunden [illegible] war mir noch keiner so durch die Seele gegangen. Es war ein [illegible] Gefühl, ein neuer Sinn, so plötzlich gekommen wie das Licht, [illegible] Vorhalle erleuchtet hatte, und meine ganze Seele füllend. Wenn [illegible] himmlische Gegenstand noch einen Augenblick vor meinen Augen [illegible] wäre, so würde ich, gänzlich vergessend was und wo ich war, [illegible] betend ihr zu Füßen geworfen haben."

„Mit den ersten Tönen der hehren Harmonie breitete der, [illegible] hin einer Bildsäule gleich unbeweglich gebliebene heilige Vogel [illegible] Flügel aus, und lief flatternd durch den Tempel. Seine [illegible] jungen Anbeterinnen folgten seinen Bewegungen mit einer nicht [illegible] leichten Behendigkeit, und bald war diejenige, die in meinem [illegible] eine nie zu verlöschende Gluth entzündet hatte, mit ihren übrigen [illegible] fährtinnen verschwunden. Als sie in Eile dem Pfeiler vorbei [illegible] welchen ich mich gelehnt hatte, faßte der Epheu, der ihn [illegible] ihr Gewand und behielt ein Stück des Putzes zurück, das auf [illegible] fiel. Es war dieses der kleine Spiegel, den ich an ihrem Busen [illegible] strahlen sehen. Ich hob ihn in zitternder Hast auf und lief [illegible] um ihn ihr zurück zu geben; sie war aber meinen Augen [illegible] Menge schon entrückt."

„Vergebens strebte ich ihr zu folgen; die Seiten des Gebäudes waren schon gedrängt voll, und eine Menge eilfertiger Pilger [illegible] dem Portal zu. Aber die Tempeldiener ließen niemand mehr [illegible] und als ich hinkam versperrten ihre weißen Stäbe mir den Weg. [illegible] gehemmt und mißvergnügt inmitten dieser Menge, jeden darum [illegible] meinen Feind betrachtend, der mein Weiterkommen hinderte, [illegible] fast unbeweglich, auf die mit Menschen gefüllten Flügel schauend, [illegible] mit klopfendem Herzen, so oft ich ein Stückchen von einem [illegible] Gürtel, oder irgend einer Lotus-Guirlande erspähete, was mir [illegible] Auffinden des Gegenstandes meines Forschens hoffen ließ. Alle [illegible] Versuche waren vergebens. In allen Richtungen setzten [illegible] heiliger Nymphen ihre Tänze fort; aber nirgends konnte ich die [illegible] erblicken, die ich suchte, die einzige, die ich wieder zu finden wünschte."

„Geblendet und wie trunken von diesem Wirrwarr von [illegible] sichtern und Lichtern sowohl als von den Weihrauchwolken, die [illegible] umspielten, blieb ich eine Zeitlang in so aufgeregtem Zustande, [illegible] ich nicht Athem holen konnte. Endlich konnte ich, überwältigt [illegible] Strapazen und Ungeduld, nicht länger mehr ausdauern, und mit [illegible] brechend von der Vorhalle bis ins Freie, stürzte ich quer durch [illegible] Zugang von Sphynxen hin und warf mich in mein Boot."

— So lernte er das junge Mädchen kennen, an welches [illegible] an sein Geschick geknüpft zu seyn scheint. Doch kann er sie anfangs [illegible] von weitem sehen und bewundern: sie entkömmt ihm plötzlich und [illegible] schwindet seinen Blicken. Traurig und träumend durchstreift er [illegible] die Umgegend von Memphis. Der Zufall führt ihn zu den [illegible] irdischen Stätten, wo die Einweihungen geschehen; aus Neugierde [illegible] er sich hinein, und da er sich, um Alles zu sehen, allem fügt, was

chen Priester von ihm verlangen, so besteht er nach einander die
he und die moralische Probe. Hier hat der Dichter einen Reich-
von Erfindungen, ein Leben und einen Glanz der Schilderei ent-
, die einigermaaßen den Eindruck machen, welchen ihre Verwirk-
g auf den Geist hervorzubringen im Stande seyn möchten. Es ist
Phantasmagorie voller phantastischer Dichtung, die gerade nicht haftet,
überrascht und blendet. Man möchte sagen, hier spreche sich zu
der Dichter und nicht genug der Geschichtschreiber und der Philo-
aus: die Einbildungskraft ist darin nicht genug durch Gelehrsamkeit
Wissenschaft unterstützt.

Alkiphron ist im Begriff aufgenommen zu werden, und es findet sich, daß
junge Mädchen, dessen Anblick ihn so sehr ergriffen hat, eine der Priester-
r dieser Behausungen ist, doch wartet sie, in der Seele eine Christin
errdthend darüber, daß sie im Dienste einer Religion steht, an die sie
: glaubt, nur auf eine Gelegenheit, sich zu flüchten. Sie findet diese
er Gegenwart des Fremden, als sie ihn wieder sieht, und sie ent-
t sich ihm. „Folge mir," redet sie ihn an, „aber verhalte dich still."
phron gehorcht. Selbst aus den feinen Schlingen gerettet, die ihm
Argliſt gelegt, gerettet durch die Geliebte, und glücklich in dem Zu-
uen, das sie ihm bezeigt, willigt er in Alles, was sie verlangt. Nach
n Wunsche ihrer Mutter auf dem Sterbelager, will sie sich zu einem
mmen Eremiten begeben, der sie vollends in den Wahrheiten des
ristenthums unterrichten soll. Sie bittet Alkiphron, sie zu ihm zu ge-
:en. Auf der Reise der beiden Liebenden auf dem Nil, wird der
:danke jeden Augenblick durch gleich anmuthige als abwechselnde Scenen
fesselt und entzückt. Sie bilden einen herrlichen Contrast mit den ein
:nig düstern und traurigen Bildern, wovon die Seele bei der Ein-
eihung ergriffen worden. Es dünckt einem leichter ums Herz zu seyn,
enn man die Barke dahin gleiten, und mit jedem Ruderschlage die
:iden Liebenden sich Gegenständen nähern sieht, die erquicken und ange-
ehme Gefühle rege machen.

Alkiphron und Alethe — so heißt das junge Mädchen — kommen
ei der Grotte des Einsiedlers an. Hier kömmt eine herrliche Schilde-
ung der geheimen Versammlungen der ersten Christen vor. Alkiphron,
bgleich ungläubig und noch immer den Vorstellungen seiner ersten Philo-
ophie anhängend, thut, als ob er sich bekehre, um sich nicht von der-
enigen zu trennen, an die ihn seine Liebe kettet. Die Gestalt des
Melanius, gleichzeitig so ernst und so sanft, sein einsames und dennoch
in Gefahr schwebendes Leben, rühren und contrastiren mit den Bildern
des Heidenthums, die bis dahin vorgeführt worden sind.

„Melanius war einer von den ersten ägyptischen Christen, die, das
jüngste Beispiel Pauls des Eremiten nachahmend, allen Annehmlichkei-
ten des geselligen Lebens entsagt und sich einem beschaulichen Leben in
der Wüste gewidmet hatten. Jedoch weniger persönlich in seiner Fröm-
migkeit, als die meisten derjenigen, die sich einem ascetischen Leben hin-
gaben, vergaß Melanius die Welt nicht, der er entsagte. Er wußte, es
sey nicht des Menschen Bestimmung, nur sich allein zu leben, sondern
daß dessen Beziehungen zum Menschengeschlecht die eines Gliedes in der
Kette seyen, und daß selbst dessen Einsamkeit zum Vortheil seines
Gleichen gereichen müsse. Indem er dem gemäß das Geräusch und das
Treiben der Welt floh, suchte er sich dennoch nicht außerhalb des Krei-
ses aller menschlichen Verbindung zu setzen, und wählte eine Zurückge-
zogenheit, wo es ihm möglich war die Vortheile der Einsamkeit mit den
Gelegenheiten, seinen Brüdern zu nützen, zu vereinigen, was ihm da-
durch möglich wurde, daß er sich in ihrer Nähe aufhielt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach Meroë,

an den weißen Fluß, jenseits von Fazogl, im Süden des Reichs von Sennaar, nach Syouah und in fünf andere Oasen, gemacht in den Jahren 1819, 1820, 1821 und 1822 von Friedrich Cailliaud, aus Nantes.*)

Schon im Jahre 1823 war in Pariser Journalen von dieser Reise die Rede und das baldige Erscheinen des ersten Theils wurde angekündigt. Jetzt ist das ganze Werk beendigt und so hat Herr Cailliaud eine Unternehmung geschlossen, die zu den kühnsten und glücklichsten gehört, die ein Mann von Muth und festem Willen zu irgend einer Zeit nur immer unternommen haben kann.

Es giebt keine anziehendere Lecture als die von Reisen und wir zweifeln, daß es unter den Büchern dieser Gattung eines geben könne, dessen Ganzes und dessen Einzelnheiten die Einbildungskraft angenehmer beschäftigen und die Wißbegierde mehr befriedigen dürften, als das des Herrn Cailliaud.

Der Zweck, welchen sich unser abentheuerlicher Reisende setzte, war unermeßlich; er wollte die Quellen des Nils auffinden und eine seit dreißig Jahrhunderten in der Wüste verlorene Stadt wieder entdecken: einst die Hauptstadt eines weiten Reichs, Sitz einer großen Macht, Wohnung von fünf und vierzig Königen, Mittelpunct eines jetzt wilden, in der Vorzeit weit in der Civilisation vorgeschrittenen Landes, von wo hundert Heere auszogen, die Welt zu verwüsten, dieß Meroë endlich, dessen Name allein übrig blieb, wie eine fabelhafte Ueberlieferung, und dessen riesigen Leichnam, welchen eine Zeit von drei Tausend Jahren doch nicht ganz verschlingen konnte, man bis jetzt vergebens gesucht hatte. Wie viele Schwierigkeiten mußte der Reisende überwinden, wie vielen Gefahren trotzen, um dies Ziel zu erreichen! Das Klima, Arabien, die Hyäne und das Krokodill! Und welcher Führer wird den wahren Weg eröffnen? Wo lag Meroë? Hat sich Anville nicht getäuscht? Soll man, auf das Wort dieses einzigen Geographen hin einige hundert Meilen machen und sich in unnützen Strapazen erschöpfen? Und außerdem, ist es möglich, nach Ober-Nubien vorzudringen und wird die Caravane des gelehrten Forschers von den Chay-Kyés respectirt werden?

Nichts hält Herrn Cailliaud auf; es giebt kein unübersteigliches Hinderniß, das er nicht zu besiegen geschworen. Er sieht am Ziele seiner Laufbahn den Tod oder den Ruhm: wenn das Glück ihm entgegen ist, so ist sein Opfer gewiß; wenn es ihn begünstigt, so wird er die süßesten Früchte ärndten.

Man begreift Belzoni, den Reisenden in der Wüste, aber man begreift Herrn Cailliaud nicht, wie er den zahllosen Gefahren trotzt, die den Pilger auf dem Boden der Wissenschaft erwarten, wenn man nicht weiß, wie sehr der Muth die Kraft zu ersetzen vermag. Belzoni war robust; von Kindheit an, an gewagte Unternehmungen gewöhnt und mit der imponirenden Gestalt von der Natur begabt, welche für Barbaren eine Art von geheiligtem Charakter hat, konnte er alles wagen. Erzogen in einer der großen Städte, wo Weichlichkeit und Ueppigkeit die jungen Leute entnervt, klein und schwach von Ansehen, schien dagegen Herr Cailliaud das Wagniß der Reisen nicht bestehen zu sollen; aber er hatte den wahren Genius dazu; er fühlte sich durch die Hoffnung einer für Kunst und Wissenschaft kostbaren Entdeckung gestärkt; er war von

*) Vier Bände in 8. mit Kupfern und Karten. Paris bei Debure Gebrüder.

Natur beharrlich und tapfer; was er von Aegypten und den ersten Eroberungen der Franzosen auf dem Grabe der alterthümlichen Wissenschaften gehört und gelernt, hatte ihm seinen Beruf enthüllt. Er machte im Jahre 1815 eine erste Reise nach der Oasis von Theben, kam 1818 reich an Notizen, die ihm später, bei einer neuen Durchforschung Aegyptens, sehr aufklärend zu statten kommen sollten, zurück, reiste 1819 wieder ab, um die Trümmern des Tempels des Jupiter Ammon zu besuchen, irrte einige Zeit, nach seinem Ausdrucke, auf Meeren von Sand umher, neugierig auf den Inseln landend, die er antraf, auf ihrem Grün, unter ihrem erfrischenden Laubdache einer Ruhe genießend, deren er so sehr bedurfte; machte interessante Beobachtungen an schon besuchten, aber wenig bekannten Orten; und stets von seinem geliebten Meroë träumend, durchzog er die Wüsten Lybiens und drang, wie durch ein Wunder, zu der Oasis von Syouah vor, die Mohammed-Ali seiner Herrschaft noch nicht unterworfen hatte.

Herr Cailliaud kam von Syouah zurück, ohne den Entwürfen zu entsagen, deren Größe und Schwierigkeiten selbst ihn reizten, erwartend, daß günstige Umstände ihn doch noch zu den Quellen des Nils führen könnten. Plötzlich, als er zu Qasr war, sich mit den Breiten und den örtlichen Beschreibungen beschäftigend, erfährt er, daß der Pascha eine Expedition nach Dongolah sendet. Welche Nachricht! Das war ein Lächeln des Glücks. Unser Reisende eilte nach Cairo zurückzukommen, um von Ismael-Pascha die Gunst zu erlangen, der Armee, die er commandirte, folgen zu dürfen. Der Aufenthalt in der Wüste hatte die Rückkehr nach einer Stadt nöthig gemacht, wo Cailliaud die pecuniairen Hülfsmittel finden sollte, welche anfingen ihm zu fehlen. Er war, um sich den Eingang in die Oasis von Syouah zu erleichtern, genöthigt gewesen, große Opfer zu bringen; aber er bedauerte das Gold nicht, womit er so merkwürdige Belehrungen erkaufte; andererseits waren sein Reisegefährte Herr Letorzec und die Leute ihres Gefolges von den gehabten Anstrengungen und Strapazen ganz erschöpft. Er würde daher die Oasis verlassen haben, um später dahin zurückzukehren, wenn selbst kein so entscheidender Grund, als der vorliegende war, seinen Entschluß bestimmt hätte.

Der Sohn von Mohammed-Ali nahm Herrn Cailliaud mit Auszeichnung auf und erlaubte ihm, unter dem Schutze seiner Eroberungsarmee Aethiopien zu besuchen. Unser Reisende fühlte sich darüber ganz glücklich; noch einige Monate von Mühe und Anstrengung und Meroë wird ihm erscheinen. Ismael zog aus, ein Goldbergwerk zu suchen und das Joch seines Vaters unabhängigen Völkerstämmen aufzulegen; Cailliaud, beauftragt vom Pascha zur Entdeckung der Mine, kümmerte sich wenig darum, ob ihm dies gelingen möge; nicht Gold war es, was er in dieser Erde suchte, sondern Ruinen. Er hätte die reichsten Goldadern für den Anblick hingegeben, den er endlich am 26. März, nach namenloser Mühe, Kampf, Reue und Entmuthigung genießen sollte. Er kam um zehen Uhr in das Thal El-Mecaourat und sein überraschtes Auge entdeckte unermeßliche Reste großer Bauwerke. Die Freude, die er in diesem Momente empfand, ist schwer zu beschreiben, aber welcher Kunstfreund wird sie nicht begreifen? Er verläßt sein Gefolge, eilt allein in die Mitte dieser Trümmern voraus und verschlingt sie mit den Augen; er irrt von Hof zu Hofe, von Tempel zu Tempel, von einem Gemache ins andere, auf- und niedersteigend, Corridors und Gallerieen durchstreifend, die diese verschiedenen Gebäude verbanden. „In diesem flüchtigen Laufe," erzählt der Reisende, „zählte ich acht Tempel oder Sanctuarien, ein und vierzig Wohnzimmer, vier und zwanzig Höfe, drei Gallerieen, vierzehn Eingänge und Treppen, das Ganze einen Raum von 2500 Fuß Umfang einnehmend." Herr Cailliaud studierte sorgfältig diese große Ruine und glaubte zu erkennen, daß es die eines Tempels oder Collegiums sey, wo die Priester die jungen Adepten in die Kenntniß der religiösen Dogmen und der Wissenschaften einweihten, deren Bewahrer (Depositaire) sie waren. Er untersuchte mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit alle Einzelnheiten von Sculptur und Malerei, welche die Abtheilungen der Wände zieren, die Bruchstücke von Säulen und die Nischen dieses alterthümlichen Gebäudes. Auf einer Mauer bemerkte er Figuren von Vögeln und vierfüßigen Thieren, unförmliche Zeichnungen, an Geschmack und Richtigkeit den grotesken Bildern von Menschen und Thieren ähnlich, womit Kinder die Mauern unserer Häuser zu beschmieren pflegen. An diesen Spuren des unwissenden Kunstinstincts, der sich, fast in allen civilisirten Ländern, bei ganz jungen Leuten zeigt, erkannte Herr Cailliaud das Innere einer Classe und sein Herz schlug gewaltig, bei dem Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart; bei dem Gedanken, daß da, wo jetzt Schakals und Wölfe hausen, einst die großen Männer erzogen wurden, denen, mehrere Jahrhunderte lang, Aethiopien seinen Ruhm und sein Gedeihen verdankte. Da, in die Zukunft blickend, sah er ohne Zweifel auch Frankreich der vernichtenden Hand der Zeit erliegend, untersucht von irgend einem, vielleicht aus Aethiopien gekommenen, Gelehrten, der die Trümmern einer der berühmten Schulen studiert, wo die jetzigen Generationen Geschmack für Wissenschaften, Achtung für die Gesetze, Eifer für Vervollkommnung der Gesellschaft und Liebe zum Vaterlande schöpfen.

Nachdem er El-Mecaourat verlassen, begab sich Cailliaud nach Assour, nach dem Assour, welches einst Meroë war. Hier war es, wo er das Schattenbild fand, was er beinah zwei Jahre lang verfolgte. Hinabgestiegen in die Stadt der Gräber, durchschritt er die schweigenden Straßen; er neigte sich ehrfurchtsvoll vor den tausend Pyramiden, wo zahllose Könige und Priester schlummern, deren Namen, berühmt in den großen politischen Ereignissen vergessener Jahrhunderte, oft die Echo's der heiligen Insel wiedertönen machten, die jetzt nur das Geschrei der Hyänen zurückgeben. Nicht weit von dieser Wohnung des Todes findet man einen Tempel, das einzige Monument, mit den Tarabols, welches stehen geblieben ist, als sollte es in den Augen des Reisenden die Meinung Herodots über die äthiopische Regierung rechtfertigen. Herr Cailliaud fühlte sich von Bewunderung hingerissen beim Anblick dieser Spuren, die er maß, zeichnete und mit Liebe beschrieb. Er bewohnte mehrere Tage diese Orte, worauf er stolz seyn konnte und über welche er als glücklicher Eroberer herrschte; ungern trennte er sich von ihnen. Aber er hatte den übernommenen Beruf noch nicht ganz erfüllt und die Entdeckung von Meroë genügte ihm nicht. Er wanderte aufwärts dem Nil entlang, um seine Quelle zu suchen; Ismaels Heer folgte ihm nicht mehr; einige Neger bildeten seine ganze Begleitung und er bedurfte keiner andern Beschützer; er ging einem Lande entgegen, das vielleicht nie noch ein menschlicher Fuß betreten hatte und es waren nicht mehr die Feinde des Paschas, die seinen Schritt aufhalten konnten, die Natur setzte ihm die einzigen Hindernisse entgegen, die er zu fürchten hatte. Anfangs ließ er sich davon nicht abschrecken, bald aber stellte sich ihm ein unüberstigliches Hemmniß entgegen: ein undurchdringlicher Wald zwang ihn umzukehren; ein ganzes Heer von Sapeurs hätte ihm kaum einen Weg zu bahnen vermocht unter diesem Laubdache, das große Mysterien bedeckt, die ohne Zweifel niemand jemals durchdringen wird. Herr Cailliaud nahm nun wieder den Weg nach Cairo, dabei neue Untersuchungen anstellend, die schon gemachten Beobachtungen vervollständigend und seine Sammlung von Pflanzen, Vögeln, Muscheln, Monumenten und menschlichen Resten bedeutend vermehrend.

Das Buch des Herrn Cailliaud ist mit anziehender und gewinnender Naivetät geschrieben; man fühlt überzeugend, daß seine Berichte keine Lügen enthalten können. Eine Menge interessanter Bemerkungen über

die Sitten, Gebräuche und den Charakter der Bewohner von Ober-Nubien und Aethiopien sind der geringste Reiz seines von uns hier angezeigten Werks. Die Aufschlüsse über den jetzigen Zustand der alterthümlichen Monumente, die Schilderungen der wahren Lage von Meroë, die Ansichten über verschiedene Puncte der Archäologie oder der Naturgeschichte, worüber man langeher nicht einig war, sind von größtem Interesse. Man liest die Reise des Herrn Cailliand mit eben so viel Vergnügen und mehr Nutzen, als die wunderbaren Berichte der Araber, womit Galland unsere Mußestunden beschenkt hat; man betrachtet mit Neugierde die lithographirten Tafeln, die die Erzählung begleiten, und sie oft auf die glücklichste Weise erklären.

Wir wünschten jeden Theil von Herrn Caillands Beschreibung analysiren und einige Seiten davon ausziehen zu können; aber was sollten wir abschreiben? wie unter so vielen bewundernswürdigen Einzelheiten wählen? Die Kämpfe der Chay-Kyés, ihre Gewohnheiten, ihren Aufruhr? Die Beschreibung der Stadt von Syouah, die politische Constitution ihrer Bevölkerung, ihre religiösen Streitigkeiten, ihre Theilung in Familien- und einzelne Männerwohnungen? Das Gemälde, das der Reisende von dem Innern einer Pyramide entwirft, wo er übernachtete und wo er zwei philosophische (?) Gemälde, der Idee, wie der Ausführung nach reizend, fand? das Urtheil des Bey von Siout, der, als er bestohlen worden, die Diebe verhaften ließ, und demjenigen von den zehn Schuldigen die Freiheit wieder schenkte, der sich tapfer gegen die Soldaten vertheidigt hatte, demjenigen aber, der sich feig ergeben, die Hand abzuhauen, ihn in siedendes Oel zu tauchen, dann ihm einen eisernen Reif mit inwendig angebrachten Stacheln aufzusetzen und ihn endlich in die Ställe zu verweisen befahl? Die Jagd auf Elephanten und Krokodille? Die Nachtwache gegen die Wölfe, von Kameelen gehalten? — Citiren wir lieber gar nichts, denn wir würden immer zu wenig anführen; nur einige Zeilen mögen hier Platz finden, welche eine Idee von dem Schauspiel geben, das sich Herrn Cailliaud darbot, als er, den weißen Fluß herauskommend, an dem Puncte anlangte, wo eine jungfräuliche Erde, eine von keinem Menschen noch berührte Welt beginnt.

„Der Schlag unserer Ruder, sagt Herr Cailliaud, und das Schäumen des von unserer Barke bewegten Wassers, brachte die Bewohner „des Flusses in Allarm: die Krokodille, die seit undenklicher Zeit ihre „Eier in Frieden auf die einsamen Ufer legten, stürzten sich eilig in die „Wellen; beweglich und unruhig schwammen die Flußpferde Truppweise „um uns herum, und schienen uns durch ihr Brüllen Vorwürfe zu „machen, daß wir gekommen seyen, die Stille ihrer Wohnung zu stören. „Die Papagaien, Perlhüner, Ibis, und eine Menge durch ihr Gefieder „merkwürdiger Vögel ließen ihr betäubendes Geschrei hören. Die „Affen gesticulirten und hüpften auf den Bäumen hin und her; die „Hyänen, Waldesel, Giraffen, Elephanten zeigten sich zur Rechten und „Linken des Flusses, wie die Könige dieser Wälder. Aber der Knall „des Pulvers, der ihr Ohr zum erstenmale traf, verscheuchte sie schreck„erfüllt in ihre undurchdringlichen Schlupfwinkel."

„Der Fluß führte Bambus, Ebenholz, Franzosenholz und andere „kostbare Holzgattungen mit sich; ich sah da Muscheln von unbekannter „Art, Pflanzen und Insecten, die bis dahin den Forschungen der Natur„historiker entgangen waren, und ich hielt eine ergiebige Aerndte von „allen den neuen Reichthümern, die die Natur an diesen Ufern ver„schwendet hatte."

Wir empfehlen das Werk des Herrn Cailliaud; es ist ein Denkmahl einer bei Reisenden so seltenen Treue und Wahrheitsliebe und zugleich eine Sammlung von Documenten vom höchsten Werth für die Geschichte der Künste und Civilisation. Den Verfasser eines Buches, wie er, muß man liebgewinnen und bewundern; verzehrt von Wissensdurst hat er gewissenhaft und mit Gefahr seines Lebens gesehen und gelernt, und was er gelernt, lehrt er uns wieder ohne Charlatanismus. Ein Schriftsteller von Profession hätte vielleicht einen so schönen Stoff verdorben; Herr Cailliaud hat ihn möglichst benutzt, kaum seine Rauheiten ein wenig ebnend; seine Natürlichkeit ist hundertmal mehr werth, als alle Kunstgriffe des Styls und der Composition. Nachdem man Cailliaud gelesen, so lese man Le Vaillant, wenn man kann!

Erivan.

Erivan, der Sitz des Sirdars von Erivan, Hossein Khan, besteht aus einer Stadt ohne Mauern und einer Festung. Beide liegen in einer Schlucht, die von einer Hügelkette begränzt wird, welche mit Gärten und Kornfeldern bedeckt ist. Die Stadt ist schmutzig und die Häuser stehen einzeln. Das Fort gilt für das stärkste in Persien, und ein nicht geglückter Versuch der Russen, in einem der vorigen Kriege, es mit Sturm zu nehmen, hatte den Ruf seiner Stärke so allgemein gemacht, daß der Sirdar, als er davon sprach, sich gegen den englischen Gesandtschaftssecretair Morier äußerte: „und wenn sich auch drei oder vier der Fireng- (Franken) Könige mit einander vereinigen sollten, so würden sie doch wieder abziehen müssen, denn ihre Mühe würde umsonst seyn." Erivan liegt an der einen Seite eines beinahe senkrechten Abgrundes, an dessen Fuße der Fluß Zengui dahin fließt, und ist auf der andern Seite mit einem trockenen Graben umgeben, über welchen Nothbrücken geschlagen sind. Es hat eine doppelte Reihe von Lehmmauern und runde Thürme, welche indeß gegen ein ordentliches Feuer kaum drei Stunden lang aushalten würden. Das Innere des Forts ist größtentheils mit zertrümmerten Häusern besetzt. In der Mitte steht eine sehr gute, von den Türken erbaute Moschee, aus Mauer- und Quadersteinen und mit Kuppeln, die mit Blei gedeckt sind. Sie wird indeß gegenwärtig nur als ein Magazin gebraucht. Nicht weit davon ist der Ort, wo der Sirdar Kanonen gießen und bohren, und Kugeln anfertigen läßt. In dem Fort befindet sich auch sein Pallast, ein Gebäude, das, dem Anschein nach, einst ein schönes und festes Bauwerk gewesen seyn muß. Das Hauptzimmer geht auf den Abhang am Flusse hinaus und man hat, von demselben, eine herrliche Aussicht, während der Zengui dicht unter den Fenstern hinströmt. An diesen Fenstern pflegt der Sirdar sich damit zu belustigen, daß er, mit Kugeln, nach den Eseln der Landleute schießt, welche am jenseitigen Ufer dem Wege entlang ziehen.

Der Pallast nimmt beinahe die Hälfte des Castells auf der Flußseite ein, und die Zimmer der Frauen, deren Fenster vergittert sind, gehen unmittelbar auf den Abgrund hinaus. Während des vorigen Krieges mit Rußland trug sich hier eine Begebenheit zu, die wohl zu einer Ballade Stoff geben könnte. Der Sirdar hatte, auf einem seiner Raubzüge in Georgien, ein junges georgisches Mädchen zur Gefangenen gemacht, welches mit einem schönen jungen Manne verlobt und im Begriff war, mit ihm vermählt zu werden. Der Jüngling folgte seiner Geliebten nach Erivan, wußte sie von seiner Nähe in Kenntniß zu setzen, und beide entflohen mit einander. Ihre Flucht ward indeß bald entdeckt; sie wurden eingeholt und zurückgebracht. Der Liebhaber erhielt Befehl, Erivan zu verlassen; in dem Augenblick, wo er über die Brücke ging, welche über den Zengui führt, erblickte ihn seine Geliebte aus dem Pallast und stürzte sich von der Höhe herab, um entweder zu ihm zu gelangen, oder seine Entfernung nicht zu überleben. Ihr Sturz ward

indeß von zwei Weiben aufgehalten, und man fand sie, zwar sehr beschädigt, aber doch nicht tödtlich verletzt. Zur Ehre des Sirdars muß gesagt werden, daß er seine Tyrannei jetzt nicht weiter trieb, sondern die Liebenden vereinigte, ihnen ihre Freiheit gab, und ihnen erlaubte, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Das Gebiet, über welches der Sirdar den Oberbefehl hat, ist ungefähr 28 Meilen lang und 16 breit. Nach einer, von Hassan Khan, dem Bruder des Sirdars *), der zu dem Ende in jedem Dorfe die Bewohner verzeichnen mußte, angestellten Schätzung, betrug die Bevölkerung im Jahre 1816 18,700 Köpfe, an Männern von 15 — 50 Jahren, so daß man das Ganze der Volksmenge zu 74,800 Seelen anschlagen kann. Unter diesen sind aber die sämmtlichen Ilyaten- (wandernde) Stämme, mit Ausschluß der Kurden, begriffen, welche letzteren allein im Gouvernement Erivan 5000 Familien stark sind, so daß die ganze Bevölkerung, jene 74,800 hinzugerechnet, gegen 100,000 Seelen beträgt. Die Einkünfte des Gouvernements des Sirdars werden zu 180,000 Tomans oder 900,000 Thlrn., eine Summe welche aber nur durch Erpressungen zu dieser Höhe anwächst, angeschlagen. Die regelmäßigen Einkünfte betragen nämlich nur 100,000 Tomans, welche der Sirdar auf 150,000 emporgeschroben hat. Den Bezirk von Scharür (südlich von Erivan) verpachtet er für 40,000 Tomans. Alle Zahlungen werden in Naturalien entrichtet, ausgenommen von den Bezirken, welche für Geld verpachtet sind. Der Sirdar nimmt ein Fünftheil des Ertrages von Baumwolle, Reis und Hirse, und ein Zehntheil vom Korn. Es giebt auf dem Gebiet von Erivan so viele Flüsse, daß die Bewässerung des Bodens sehr leicht wird. Der Zengui, der Aapalschai bei Scharür, der Dscherni, der Aschtarek sind alle zur Bewässerung sehr wohl zu benutzen: dagegen macht die Tiefe des Bettes, in welchem der Araxes fließt, diesen unzugänglich für den Landmann.

Der Sirdar behandelt seine armenischen Bauern mit großer Härte, denn er nimmt von ihnen ein Drittheil des Ertrages. Die Iliaten, welche das Land bauen, werden eben so behandelt, wie die andern Landleute, und die, welche nur Vieh besitzen, nach dessen Stückzahl abgeschätzt. Außer diesen Einkünften treibt der Sirdar selbst mit seinen Producten einen bedeutenden Verkehr, namentlich einen Alleinhandel mit aller in Erivan gewonnenen Baumwolle, die er nach Georgien schickt und wofür er Japundschehs oder gewöhnliche georgische Mäntel einführen läßt, die im ganzen nördlichen Persien getragen werden. Seine Raubsucht ist unersättlich, bestraft sich aber zuweilen selbst. Während des Waffenstillstandes mit den Russen im vorigen Kriege, mußte er, auf Befehl seines Hofes, aber sehr gegen seinen Willen, alle Tschappohs oder Raubzüge verbieten, an welche seine Truppen gewöhnt waren. Er hörte indeß von dem Abgange einer reichbeladenen Karavane aus Tiflis, ließ daher einige seiner Soldaten kommen und sagte zu diesen: „ihr wißt, daß wir strenge Befehle haben, auf dem russischen Gebiete keine Tschappohs zu machen, und doch ist jetzt eine Karavane auf dem Wege von Tiflis hieher!“ Dieser Wink war hinreichend und die Soldaten entfernten sich sogleich, um zu sehen, was zu thun sey. Einige Tage nachher erschien des Sirdar's Reise-Kaufmann mit betrübtem Gesicht, und klagte, daß er, als er mit seiner Karavane und mit einer großen Menge kostbarer Waaren für den Sirdar selbst, von Tiflis dahergekommen, von einer Räuberbande, die ihn auf dem Wege überfallen habe, gänzlich ausgeplündert worden sey. Der Sirdar hatte sich selbst beraubt: die Güter waren seinen Soldaten in die Hände gefallen, und so gern er diese auch bestraft hätte, mußte er doch die Sache ungeahndet lassen.

*) Demselben, der die Besatzung von Erivan befehligte.

Beschreibung eines tibetanischen Tempels.

(Auszug eines Briefes aus Indien.)

— Ich habe einen Brief von Herrn .... von der andern Seite des Himalayagebirges erhalten, worin er mir manche interessante Mittheilung über die Lamas in Tibet und den moralischen und religiösen Zustand des Volkes giebt. Folgende Beschreibung eines Tempels zu Hury-Ho werden Sie vielleicht nicht ungern lesen. Dieser Tempel hat sechzig Fuß Länge und vierzig Fuß Breite bei ungefähr dreißig Fuß Höhe. Der Hauptgegenstand in demselben ist ein Götze mit drei Augen, von welchen das dritte auf der Stirn sitzt, und mit einem Rachen, wie ein wildes Thier. Auf dem Haupte trägt er eine dreifache Krone von Menschenschädeln; ein Kranz von Todtenköpfen, abwechselnd ein weißer und ein schwarzer, hängt ihm von den Schultern bis auf die Erde hinunter. Sein Leib ist mit einem Tigerfelle bekleidet, welches mit gelben und grünen Schlangen gegürtet ist. In der Linken hält er einen Schädel, der mit Blut gefüllt ist, und in der Rechten einen entfalteten Flügel; mit jedem Fuße tritt er auf einen Menschen. Seine Gestalt ist colossal; er ist acht bis neun Fuß hoch, und steht aufrecht. Neben ihm steht ein weibliches Götzenbild, welches auch drei Augen hat, mit Todtenköpfen bekränzt ist, und gleichfalls einen Schädel mit Blut in der Hand hält. Aus dem Kopfe des männlichen Götzen sieht ein Pferdekopf heraus, und aus dem des weiblichen der Kopf eines Ebers mit blutigen Hauern. Die Gemälde, welche man an den Wänden sieht, sind eben so schrecklich und ekelhaft. Zwei Seiten sind mit sitzenden Figuren bemahlt, die Glorien um den Kopf haben und die Hände falten, als beteten sie. An den beiden andern Wänden befinden sich eine Menge Bilder, unter welchen wir folgende Beispielsweise ausheben. Ein schwarzes Götzenbild mit dem Kopfe eines wilden Schweines, welches in der Rechten einen Dolch und in der Linken einen Schädel hält, und auf einen blutigen und zerquetschten Menschenkörper tritt. — Eine gelbe Gestalt mit drei Augen, einen Dolch in der einen und eine Keule in der andern Hand. Sie sitzt auf einem Tiger und erdrückt einen Menschen. — Ein rother Dämon, dem vorigen ähnlich, der in der einen Hand einen Scorpion hält. — Eine menschliche Figur, deren Gesicht halb mit einer Maske bedeckt ist, und die einen Heiligenschein um den Kopf hat. Sie ist sitzend dargestellt, und trinkt Blut aus einem Menschenschädel. — Eine Schlange mit einer Menschengestalt, deren Körper mit Augen übersäet ist, und die auf einem Leichnam ruht; ein schwarzer Teufel, der einen Menschen auf den Knieen hat, dessen Eingeweide er verschlingt. — —

„Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 241 Hamburg. Mittwoch, den 28. November. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Der Epikuräer von Th. Moore.

(Fortsetzung.)

„Der auf Misraims Geschlecht von seinen Vorfahren, den Aethiopiern, übergegangene Geschmack für die Dunkelheit unterirdischer Stätten, hatte, indem er den Boden Aegyptens an unzähligen Stellen zu Höhlen und Grüften aufgewühlt, es diesen christlichen Anachoreten möglich gemacht, unter diesen zahlreichen Zufluchtsörtern nach Gefallen zu wählen. Einige hatten ein Asyl in den Grotten von Elethyia, andre in den thebischen Königsgräbern gesucht. Einige hatten sich in dem Mittelpuncte der Siebenthäler, wohin nur selten ein Strahl der Sonne dringt, einen düsteren und melancholischen Aufenthalt gewählt, während andre bis in die Nähe der rothen See'n von Nitria vorgedrungen waren, wo sie, wie die Einsiedler des alten Heidenthums, die unter den Palmbäumen in der Nähe des todten Meeres lebten, inmitten der Unfruchtbarkeit der Natur meditirten und den Frieden in ihrer Verwüstung zu finden schienen."

„Auf einem der Berge des Said, im Osten des Flusses, hatte Melanius, wie wie es gesehen haben, den Ort seiner Zurückgezogenheit gewählt, zwischen dem Leben und der Fruchtbarkeit des Nils auf der einen, und der traurigen Oede der Wüste auf der andern Seite. Auf der halben Höhe dieses Berges hatte er eine Reihe von Höhlen und Grotten gefunden, die, in fernen Zeiten, zur Ausübung alter Mysterien gedient hatten, nun aber seit lange gänzlich verlassen und vergessen worden waren."

„Melanius hatte sich, nach der Verbannung seines erlauchten Meisters Origenes mit einer kleinen Anzahl Getreuen in dieses Asyl zurückgezogen, und hatte, sowohl durch das Beispiel seines heiligen Lebens, als durch seine feurige Beredtsamkeit, eine unzählige Menge zu seinem Glauben bekehrt. In der Nähe der üppigen Stadt Antinoë lebend, war sein Name dort bekannt und verehrt, obgleich er sich daselbst nie unter die Menge mischte, und wer Belehrung oder Tröstung suchte, dem stand die Celle des Eremiten stets offen."

„Trotz der strengen Enthaltsamkeit, die er sich selbst auferlegt hatte, war er nicht minder besorgt für das Wohlseyn und die Bequemlichkeit anderer: sich selbst mit einem Strohlager begnügend, hielt er stets eine bequemere Ruhestätte für Fremde bereit. Der Reisende und der Dürftige verließen ihn nie, ohne daß ihnen von ihm geholfen worden wäre, und unter dem Beistande einiger seiner Brüder hatte er überall, wo es thunlich war, Gärten an den Bergabhängen angelegt, was seiner unterirdischen Wohnung ein munteres Ansehn gab, und ihm die Haupterforderuisse eines solchen Klimas, Früchte und Schatten, verschaffte."

„Obgleich seine Beziehungen zu der Mutter der Alethe, während sie den Lehren des Origenes beiwohnte, bald unterbrochen und seitdem nie wieder angeknüpft worden waren, war das Interesse, das er an ihrem Schicksale genommen hatte, doch zu lebendig gewesen, um in Vergessenheit gerathen zu können. Er hatte gesehen, mit welchem Eifer das junge Herz die Unterweisung aufnahm, und oft hatte der beunruhigende Gedanke seine Seele betrübt, daß eine solche Himmelsbewerberin wieder in den Götzendienst verfallen seyn sollte."

„Demnach vernahm er mit aufrichtiger Freude ein oder ein paar Jahre vor dem Tode Theora's, durch einen christlichen Einbalsamirer von Memphis, daß nicht allein ihr Herz im Glauben Wurzel gefaßt hatte, sondern daß eine neue Knospe aufgegangen war, die eine gleiche göttliche Hoffnung verhieß, und daß er in Kurzem beide nach der Wüste hin versetzt sehen werde."

„Melanius war weit weniger durch ihre Ankunft überrascht, als von dem Kummer niedergebeugt, sie allein kommen zu sehen, und das Schweigen bei ihrem Zusammentreffen zeigte mit welchen schmerzlichen Gefühlen sie beiderseits daran dachten, daß das Band, welches sie vereint hatte, nicht mehr dieser Welt angehörte, und daß die Hand, welche sich in die ihrigen hätte legen sollen, im Grabe ruhete. Ich sah nun, daß die Religion selbst kein Präservativ gegen den Kummer über hingeschiedene Lieben sey, denn als der Greis, die Klingelocken zur Seite streichend, welche Alethen's Stirn bedeckten, nun in diesen unschuldsvollen Zügen Theora's Bild wieder erkennend, sagte: „Der Himmel schenke ihrer Seele Frieden!" so lag in dem Tone eine Mischung von Schmerz und Frömmigkeit, die den Beweis gab, wie unzureichend die Gewißheit eines Himmels für diejenigen, die wir lieben, ist, um unsern Gram über ihren Verlust zu beschwichtigen."

„Die Helle des Tages glänzte nun über der Wüste, und da unser Wirth an den matten Blicken Alethe's sah, wie viele beschwerliche Stunden wir ohne Schlaf zugebracht hatten, so that er uns den Vorschlag in den Gemächern des Felsens der Ruhe zu genießen, welche die Wohnung eines Eremiten darbieten könne. Mir eines der größten zeigend, sagte er: „Du wirst in dieser Grotte ein Lager von frischen Palm„blättern finden; möge der Gedanke an den Schutz, den die Waise „bei dir gefunden, dir einen friedlichen Schlaf gewähren!""

„Ich fühlte, wie theuer dieses Lob erkauft worden war, und es gereuete mich fast, es verdient zu haben. Als ich Alethe verließ, bemerkte ich an ihr eine Traurigkeit, in welche die Gefühle meines Herzens nur zu sehr einstimmten; und als ihre Hand die meinige wie wider Willen fahren ließ, überfiel mich unwillkührlich die Furcht, sie durch dieses Opfer für immer aufgegeben zu haben."

„Nachdem der heilige Mann mir eine Lampe gegeben hatte, die, in diesen Behausungen, selbst zur Mittagszeit unentbehrlich ist, führte er mich zum Eingang der Grotte, und da begann, ich schäme mich es zu sagen, die Rolle der Heuchelei. Blos um noch einen Blick nach Alethe thun zu können, wandte ich mich ehrerbietigst um, und bat den

Christen um die Ertheilung seines Segens, und als ich mich nun achtungsvoll verneigte, da sagten meine Augen der jungen Aegypterin Alles, was nur Blicke von den Gefühlen der Seele zu bekunden fähig sind; darnach trat ich verzagten Herzens in meine Höhle."

„Nach wenigen Schritten erreichte ich das innere Gemach, dessen Wände ich, gleich denen von Lykopolis, mit Malereien bedeckt fand, die, obgleich schon mehrere Jahrhunderte alt, noch so frisch und in den Farben so lebhaft zu seyn schienen, als ob sie erst eben beendigt worden wären. Sie alle stellten ländliche und häusliche Scenen vor, in welchen die melancholische Einbildung des Künstlers, nach der Sitte der Aegypter, den Tod mit angebracht hatte, wodurch die meisten dieser Compositionen einen Trauer erregenden Eindruck machten."

„Meine Aufmerksamkeit ward besonders durch eine Folge von Sujets angezogen, in welchen dieselbe Gruppe, ein junger Mann, ein junges Mädchen, und zwei bejahrte Personen, welche die Eltern des letzteren zu seyn schienen, in allen Verhältnissen ihres täglichen Lebens geschildert waren. Aus den Blicken und Stellungen des jungen Paares ergab sich, daß es Liebende waren: zuweilen sah man sie unter einer Blumenlaube sitzen, die Blicke so auf einander gerichtet, daß es unmöglich schien, sie könnten je einen andern Gegenstand betrachten wollen; an einer andern Stelle gingen sie an den Ufern des Nils, in einer der köstlichen Nächte spatzieren, wo die Isis, das schützende Gestirn der Liebe, ihr hochzeitliches Licht über den geheiligten Fluß leuchten läßt, während Gruppen junger Knaben und Mädchen ihre Strahlen betrachten, und aufzählen, wie viele Nächte sie noch zurücklegen muß, ehe sie wiederkehrt, um ihren Gatten, die Sonne, zu umarmen."

„Inmitten dieser verschiedenen verliebten Scenen sah man in den ruhigen und heitern Blicken der beiden Alten, welchen Antheil sie an dem Glücke nahmen, in welchem die jungen Liebenden schwammen. Bis dahin war Alles Glück; aber die traurige Lehre der Sterblichkeit folgte hinterdrein. Auf dem letzten Bilde fehlte eine der Figuren — die des jungen Mädchens. Sie war verschwunden aus der Gruppe; die drei andern standen an dem Ufer eines finstern See's, wo ein Boot auf der Fahrt nach der Stadt der Todten nur zu deutlich das Ende ihres Traums von Glückseligkeit andeutete."

„Dieses Denkmal eines Kummers andrer Zeiten, eines Schmerzes so alt als der Tod selbst, war nicht vonnöthen um die Schwermuth meiner Seele zu steigern oder das Gewicht der traurigen Vorgefühle zu vermehren, die mich quälten."

„Nach einer Nacht unruhigen und oft unterbrochenen Schlafes, stand ich von meinem Lager auf und kehrte zurück nach dem Garten. Ich traf dort den Christen allein an, der im Schatten eines seiner Bäume sitzend, einen kleinen Tisch vor sich stehen hatte, auf welchem ein aufgeschlagenes Buch lag; eine schöne Gazelle ruhete schlafend zu seinen Füßen. Unwillkührlich betroffen von dem Contraste, den er gegen die stolzen Priester darbot, die ich, umgeben von dem Prunke und dem Reichthum der Tempel, gesehen hatte, dachte ich: „Das ist also der „Glaube, vor welchem die Welt erbebt; sein Tempel die Wüste, seine „Schätze ein Buch, sein Oberpriester der einsiedlerische Bewohner dieses „Felsens!?""

„Er hatte mir ein einfaches aber angenehmes Mahl bereitet, von welchem die Früchte seines Gartens, das weiße Brod von Olyra und der Saft der Honigröhren die kostspieligsten Delikatessen waren. Er war noch herzlicher gegen mich, als Tags zuvor; aber Alethe's Abwesenheit und vor allem die beunruhigende Zurückhaltung, mit welcher er nicht allein jede Erwähnung ihrer Person mied, sondern auch noch den wenigen Fragen auswich, durch welche ich das Gespräch auf sie zu lenken suchte, schien all die Besorgnisse zu bestätigen, die ich empfunden hatte, als ich sie verließ."

„Sie hatte, das lag am Tage, ihm die ganze Geschichte unsrer Flucht mitgetheilt. Mein Ruf als Philosoph, mein Wunsch ein Christ zu werden, dies alles war dem Anachoreten schon bekannt. Auch war meine Bekehrung der erste Gegenstand, mit welchem er die Unterhaltung eröffnete. Philosophenstolz, wie sehr wurdest du da gedemüthigt! und mit welcher Schaam schlug ich die Augen nieder vor diesem ehrwürdigen Manne, als er mit einem großmüthigen Vertrauen in die Aufrichtigkeit meiner Absichten, mich zur Theilnahme an seinen heiligen Hoffnungen berief und mir den Kuß der Barmherzigkeit auf meine ungläubige Stirn drückte."

„Schon verlegen durch das innere Gefühl meiner Heuchelei, wurde ich es noch mehr durch meine gänzliche Unkenntniß der Lehrsätze des Glaubens, zu welchem bekehrt zu seyn ich vorgegeben hatte. Verwirrt und gedemüthigt, hörte ich auf die seelenvollen und beredten Glückwünsche des Christen, wie ich auf die Worte eines Traumes ohne Folge und Bedeutung gehört haben würde, so daß ich bei jeder seiner Pausen nur durch eine ehrerbietige Verbeugung zu antworten wußte, um nicht die Unordnung meines Gemüthes und das gänzliche Unvermögen, nur ein einziges Wort hervorzubringen, durchblicken zu lassen."

„Noch einige Minuten einer solchen Prüfung, und es wäre mir kein andrer Ausweg geblieben als meinen Trug zu bekennen. Der heilige Mann gewahrte meine Verlegenheit und befreiete mich, entweder sie für Achtung nehmend, oder weil er meine völlige Unwissenheit erkannte, aus dieser Bestürzung, indem er plötzlich auf einen andern Gegenstand überging. Nachdem er leise seine Gazelle aufgeweckt hatte, sagte er zu mir: „Du hast ohne Zweifel von meinem Bruder, dem Anachoreten Paulus, „sprechen hören, der, aus seiner Grotte in den Marmorgebirgen, beim „rothen Meere, stündlich Dankopfer gen Himmel schickt. Wie man sagt, „begleitet ihn ein Löwe auf seinen Spaziergängen. Was mich betrifft, „setzte er mit einem bedeutungsvollen Lächeln hinzu, der ich nur die „sanftesten Thiere zu zähmen suche, für mich ist dieses schwache Geschöpf „der Wüste ein weit passenderer Gefährte meiner Erholungen.""

„Nun seinen Stock ergreifend und den alten Band, in welchen er gelesen hatte, in eine große Tasche von Ziegenfell steckend, die ihm an die Seite hing, sagte er: „Ich will Dich nun in mein bergigtes Königreich führen, wo Du sehen kannst, in welch traurigem und unfruchtbarem Felde die Geistesfrucht, der Friede, gepflückt werden kann.""

„In diesem Augenblicke zu einem so bewegten Gemüthe, als das meinige war, vom Frieden sprechen, war dasselbe, als ob man gegen einen Seeman, der eben in den Wellen untergehen will, eines fernen Hafens erwähnte. Vergebens wandte ich meine Blicke nach allen Seiten hin, um irgend eine Spur von Alethen zu entdecken; vergebens strengte ich mich an, ihren Namen auszusprechen: das Bewußtseyn meines eignen Truges und die Besorgniß, bei Melanius irgend einen Verdacht zu erwecken, der meine einzige Hoffnung hätte zerstören können, fesselten meinen Geist und banden mir die Zunge. So folgte ich denn schweigend dem Greise, der, langsamen aber sichern Schrittes, fröhlich den Felsen auf denselben Strickleitern hinan stieg, auf welchen ich Tags zuvor zu ihm herabgekommen war."

„Zu der Zeit, wo Decius mit Wuth die Verfolgung betrieb, hatten viele Christen aus der Nachbarschaft des Melanius einen Zufluchtsort unter seinem Schutze in diesen Grotten gesucht, wie ich von ihm vernahm; und die Kapelle auf dem Hügel, wo ich sie im Gebete angetroffen hatte, war in den Zeiten der Gefahr ihr Zufluchtsort, in welchem sie, die Strickleitern nach sich ziehend, sich gegen die Verfolgungen schützen konnten."

„Von der Spitze dieses Felsens umfaßte die Aussicht von der einen und der andern Seite die beiden Extreme der Fruchtbarkeit und der Oede, und der Epikuräer wie der Anachoret, die nun beide von dort oben herabschaueten, konnten über die Wahl dessen, was ihrem respectiven Geschmack schmeichelte, nicht in Verlegenheit seyn: auf der einen Seite die lebende Fülle der Welt, auf der andern die todte Ruhe der Wüste. Welch ein reiches und belebtes Gemälde nach der Seite des Stroms! Nahe bei uns, im Süden, waren die zierlichen Säulen von Antinoe, seine großen und volkreichen Straßen, seine Triumphbögen. Am jenseitigen Ufer boten reiche, selbst bis an die Ufer des Stromes angebauete, Thäler, wie auf so vielen grünen Altären, ihre Früchte dem Gestirn dar, das sie wachsen ließ, während unter uns der Nil, noch einige Tage zuvor zwischen seinen mit Tempeln und Marmorstädten gezierten Ufern gehalten, seine Gewässer überall angeschwellt hatte, und, einem Riesen ähnlich, der sich aus seinem Bette erhebt und seine ungeheure Gliedmaaßen ausstreckt, sich stolz in das Thal und in die Ebene ergoß."

„Wandten wir die Augen auf die andre Seite des Berges, so schien es, als ob die Natur plötzlich erloschen wäre: es war eine unermeßliche, kalte und unbegränzte Wüste, überall dieselbe Oede, schwarze Felsen, deren verbrannte Gipfel sich wie Wehre erhoben, von welchen jedes Leben aufgehalten ward, darbietend, und kein andres Zeichen von lebenden Wesen zeigend, als hin und wieder die Spuren einer Gazelle oder eines Straußes, oder die Gebeine von Kameelen, die in der Wüste bleichten und in großen Zwischenräumen den Weg nachwiesen, welchen Caravanen genommen hatten."

„In wenigen aber beredten Worten machte mein Führer mir den Contrast bemerklich, den diese beiden Regionen des Lebens und des Todes darboten, und hernach stiegen wir wieder hinab in den Garten, von wo wir ausgegangen waren. Von dort aus, einen Fußweg einschlagend, der sich zur Seite des Berges hinschlängelte, führte er mich zu einer andern Reihe von Grotten, die der Wüste zugewandt lagen. Sie waren, wie er mir sagte, die Wohnungen seiner Brüder in Christo gewesen, die sich mit ihm in diese Einsamkeit geflüchtet hatten, deren schnelles Wegsterben sie aber in wenigen Monden vacant gemacht hatte. Ein Kreuz von rothem Stein und einige abgestorbene Bäume waren die einzigen Spuren, welche diese Einsiedler hinterlassen hatten."

„Während einiger Minuten Schweigens stiegen wir nun hinab zum Ufer des Canals; und ich sah von hier die isolirte Höhle wieder, deren düsterer Anblick mich in der vergangenen Nacht mit Schauer erfüllt hatte. Am Ufer fanden wir eines der plumpen Böte vor, welche die Aegypter aus Brettern des wilden Dornbaums anfertigen, die sie roh durch Papyrus mit einander verbinden. Wir setzten uns da hinein, und es durch die schmutzigen und niedrigen Gewässer mehr fortschiebend als rudernd, stiegen wir gerade unter der Höhle aus."

„Diese Wohnung lag, wie ich es schon gesagt habe, auf einer Terrasse des Felsens, und sie galt, weil sie eine Oeffnung oder ein Fenster hatte, um das Tageslicht einzulassen, für angenehmer und bequemer als die Grotten der andern Seite des Hohlweges; aber Alles umher war von einer, durch das Licht nur schauriger werdenden Traurigkeit. Die schmutzig weißen Felsen, die sich Gespenstern ähnlich vor der Scene erhoben; die sumpfigen, zur Hälfte im Sande verlornen Gewässer: dieses Alles gab mir die Vorstellung von einer hinsterbenden Welt. An einem so traurigen Orte wohnen, schien mir ein lebendiger Tod zu seyn, und als der Christ, in dem Augenblicke, wo wir diese Höhle betraten, zu mir sagte: „da ist deine Wohnung," da fühlte ich, obgleich ich mich aufs Aergste vorbereitet hatte, meinen Muth entschwinden. Gequält von einer, mit Widerwärtigkeiten kämpfenden Leidenschaft und einem gedemüthigten Stolze, brach mir das Herz und ich zerschmolz in Thränen."

„Wohlbekannt mit den menschlichen Schwächen, und ohne Zweifel zum Theil die Ursachen der meinigen errathend, ergoß sich nun der gute Eremit, als ob er diese Aufregung nicht bemerkt hätte, mit einigermaaßen scherzhaftem Tone weitläuftig über die, von ihm so genannten Annehmlichkeiten meiner Wohnung. Geschützt wider den trocknen und sengenden Südwind, sagte er, würde mir durch den Eingang die erfrischende Kühle des Hundssterns zuwehen; die Früchte seines eignen Gartens am Berge würden mich mit dem Nöthigen zu meinen Mahlzeiten versehen; mein Getränk fände ich in den Brunnen des nahe liegenden Felsens, und hier, fuhr er fort, indem er seiner Stimme einen ernsteren Ton gab, und sein mitgebrachtes Buch auf einen Tisch legte, „hier, mein Sohn, ist der Brunnen des lebendigen Wassers, in dem „allein du eine unerschöpfliche Erquickung und den Frieden finden wirst." — Nachdem er dies gesagt, stieg er den Felsen hinab in sein Boot; das Geräusch von einigen Ruderschlägen entschwand nach und nach meinem Ohr, und nun hatte ich nichts mehr um mich als Einsamkeit und Stille."

Einiges über die Insel Ceylon und eine auf Trincomale gefundene Inschrift, von Sir A. Johnston.

Im achten Jahrhundert siedelten sich die ersten arabischen Mohamedaner, aus der Familie Hashim, die vom Euphrat ab südwärts vorgedrungen waren, im Concan, den südlichen Theilen von Indien, auf Malacca und Ceylon an. Auf letzterer Insel begründeten sie acht bedeutende Colonieen längs den nordöstlichen, nördlichen und westlichen Küsten, nämlich: zu Trincomale, Jaffna, Mantotte und Manar, Cudramalle, Putlam, Colombo, Barbarin und Point de Galle. Die Colonie zu Manar und Mantotte, im nordöstlichen Theile von Ceylon, ward vermittelst ihrer örtlichen Lage in Beziehung zu der indischen Halbinsel, zu den beiden Durchfahrten durch die Adamsbrücke, und zu den Chank- und Perlfischereien an den Küsten von Ceylon und Madura, natürlich den Mahomedanern was sie früher den alten Hindu- und persischen Kaufleuten Indiens gewesen, ein großer Stapelplatz all des Handels der nach Aegypten, Arabien, Persien und der malabarischen Küste auf der einen, und nach der Küste von Coromandel, den östlichen Ufern der Bay von Bengalen, Malacca, Sumatra, Java, den Molucken und China auf der andern Seite geführt wurde. In diesem Theile von Ceylon, in gleicher Weite von ihren respectiven Ländern, betrieben die chinesischen Seidenhändler, die auf ihrer Reise Aloe, Nelken, Muscatnüsse und Sandelholz eingekauft hatten, einen freien und einträglichen Handel mit den Anwohnern der arabischen und persischen Meerbusen; und es war in der That der Platz, wo alle Waaren, die aus dem Osten kamen, gegen die aus dem Westen herbeigeführten ausgetauscht wurden. Obgleich die mahomedanischen Kaufleute, die sich auf Ceylon niedergelassen, schon früh im eilften Jahrhundert großen Reichthum und Einfluß erworben hatten, und obgleich sie bis gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts in dem Besitz eines höchst ausgebreiteten und vortheilhaften Handels blieben, war es doch hauptsächlich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wo sie den höchsten Grad ihres commerciellen Wohlstandes und politischen Einflußes auf jener Insel erlangt hatten. Während dieser Zeit empfingen die großen mahomedanischen Kaufleute von Manar und Mantotte, in den von ihnen auf diesem Stapelplatze angelegten unermeßlichen

Waarenhäusern, die kostbarsten Erzeugnisse der Insel durch ihre untergeordneten Agenten, welche in den verschiedenen Seehäfen in der Nähe der Provinzen lebten, wo die verschiedenen Handelsartikel producirt wurden. Von ihren Agenten zu Trincomale erhielten sie Reis und Indigo; von denen zu Jaffna die Chaya-Wurzeln oder rothe Farbe, das Holz des schwarzen Palmbaumes und die „Chanks" genannten Seemuscheln; von denen zu Cadramalle Perlen; von denen zu Putlam Areca-Nüsse, die mit Betelblättern gekauet werden, Eben-, Atlas- und Calamanderholz zu Fournieren und Sappanholz zum Färben; von denen zu Colombo Canehl und Edelsteine; von denen zu Barbarin Cocusnußöl, und von denen zu Point de Galle Elfenbein und Elephanten.

Vermittelst bewaffneter Schiffe, die sie auf eigne Kosten bei der Insel Manar unterhielten, beherrschten sie die einzigen beiden Pässe, durch welche Schiffe jeder Größe zwischen der Kette von Sandbänken hindurch gehen konnten, die sich von der südlichen indischen Halbinsel bis zur Insel Ceylon erstreckt und unter dem Namen Adamsbrücke bekannt ist. Durch den Reichthum, den sie im Lande verbreiteten, machten sie es den Bewohnern der angränzenden Provinzen möglich, ihre Wasserbehälter stets in gutem Stande zu erhalten und die Reisanpflanzung unausgesetzt zu betreiben. Zur Zeit ihres commerciellen Wohlstandes war der große Teich oder künstliche See einige wenige Meilen von Mantotte, der den Namen Riesen-Teich führte, und der gegenwärtig ganz verfallen und unbrauchbar ist, aufs Beste erhalten und von großem Nutzen; und die drei angränzenden Provinzen Mosele, Mantotte und Nannetan, nun fast eine Wüste, waren damals äußerst volkreich und im höchsten Zustande der Cultur.

Vor 6 oder 700 Jahren führten sie Tuchweber ein; und sie betrieben in der That einen höchst lucrativen Handel über den persischen Meerbusen und Bussora mit Bagdad und all den Ländern jenes Kalifats auf der einen, und über den arabischen Meerbusen und Aegypten mit all den mohamedanischen Mächten längst den Küsten des mittelländischen Meeres und Spaniens auf der andern Seite.

Seit der Ankunft der Portugiesen, gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts, ist der Handel und das Herdeiströmen von Mahomedanern auf Ceylon, in steter Abnahme gewesen, und ihre Bevölkerung beläuft sich, über die ganze Insel vertheilt, nur noch auf circa 70,000 Personen. Sie sind von gutem Charakter und sie würden willig und thätig zu jeder Maaßregel mitwirken, die dem Lande seinen alten Wohlstand zurückgeben könnte. Von gleichen Gesinnungen sind die Hindu-Capitalisten zu Jaffna beseelt, und sie würden, wenn man ihnen die nöthigen Vorrechte und Immunitäten zugestände, sicherlich bald und mit Liberalität dafür sorgen, daß die nun brach liegenden großen Landstrecken wieder urbar gemacht würden. Kurz es würde möglich seyn, Ceylon wieder dazu zu machen, was es vormals gewesen: zum großen Stapelplatze des Handels von Indien, Malabar, Coromandel und Malacca. Die Insel besitzt wohl die vorzüglichste Perlenfischerei der ganzen Welt, so wie so manche andre Quellen des commerciellen Wohlstandes, wie aus folgendem erhellet:

Die Manar und Paumbum Durchfahrten, die von hohem Werthe sind, waren vor Zeiten viel tiefer und dürften neuerdings ohne große Schwierigkeiten wieder zu vertiefen seyn, was von größter Wichtigkeit für die Schifffahrt seyn würde und es wohl verdiente, daß die englischen Minister und die Herren Directoren der ostindischen Compagnie ihre Aufmerksamkeit darauf richteten.

„Der Chank ist die **voluta gravis**. Die bedeutendsten dieser Muschelbänke, der englischen Regierung auf Ceylon zugehörig, liegen längs der Nordwestküste von Ceylon, ein wenig nordwärts von der Insel Manar. Die Taucher fischen in der Regel nach diesen Muscheln auf 3 und 3½ Klafter Tiefe. Die auf diesen Bänken gefundene Masse der Chank-Muscheln ist so groß, daß die Regierung das Recht dort zu fischen oft für 60,000 Ceylon-Dollars jährlich verpachtet. Viele dieser Muscheln werden von Ceylon aus nach allen Gegenden Indiens, hauptsächlich aber nach Bengalen ausgeführt, wo sie zu Ringen verschiedener Größe verarbeitet werden, mit welchen die indischen Frauenzimmer sich Arme, Beine, Zehen und Finger schmücken. Da die Hindu-Eingebornen in Indien eine religiöse Vorliebe dafür haben, so werden sie auch in ihren Tempeln und bei ihren Festen gebraucht. Findet sich nun eine Varietät dieser Muschel, wo die Oeffnung an der linken statt an der rechten Seite ist, so ist dieselbe, in Folge eines eignen religiösen Vorurtheils bei den Hindus zu deren Gunsten, in jedem Hindu-Tempel gegen gleich viel Gold im Gewichte zu verkaufen. Da die ceylonschen Taucher die Perlenfischerei, deren Muscheln 8 bis 9 Klafter tief liegen, durch das Aufsuchen der Chankmuscheln in 3 bis 4 Klafter Tiefe lernen, so wird die letztere Fischerei als die Schule der ersteren angesehen. Die Haupt-Perlen-Bänke, die der englischen Regierung zugehören, liegen längs der westlichen Küste von Ceylon, ein wenig südwärts von der Insel Manar.

Diese Fischereien scheinen längs denselben Theilen der respectiven Küsten der indischen Halbinsel und Ceylons, von den ältesten Zeiten her betrieben worden zu seyn, wie ich es im Verlauf einer Untersuchung ermittelt habe, die ich an der Küste bei Killecarre gemacht. Ich zweifle wenig daran, daß Killecarre das Colchis gewesen, welches einige Autoren als in dem Periplus des Erythreischen See's belegen angegeben haben, und daß die in dem Periplus als in alten Zeiten zu Colchis betrieben erwähnte Perlenfischerei dieselbe war, die noch jetzt unweit der Küste von Tuticorin und Killecarre betrieben wird.

Ein anderer vortheilhafter Ausfuhr-Artikel würde der Reis seyn; und der ceylonsche Indigo ist vor Zeiten in ganz Indien, Arabien und Persien wegen seiner feurigen Farbe berühmt gewesen, und scheint den ceylonschen Kaufleuten damals großen Nutzen abgeworfen zu haben: er wächst gegenwärtig völlig wild zwischen Trincomale und Batticaloa. Da man Verpachtungen an unternehmende Personen gemacht hat, so wird er wieder ordentlich angebauet werden. Die Chayawurzel, die **Oldenlandia umbellata** des Linnäus, wird gebraucht um roth, orange und violet zu färben. Diese Wurzel wächst hauptsächlich an den jenseitigen Küsten und auf der Insel Ramissarum, doch wird die in der Provinz Jaffna und auf der Insel Manar für die feinste gehalten. Zu Jaffna und auf der Insel Manar giebt es Menschen, die bloß davon leben, nach der genannten Wurzel zu graben. Die Palme der Provinz Jaffna ist der **Borassus flabelliformis** des Linnäus. Diese Palme gedeihet ganz vorzüglich in dieser Provinz. Die Borassus-Art in Jaffna, die so sehr schätzbar ist, hat ein fast völlig schwarzes Holz, dessen man sich in ganz Indien zu Sparren und zur Hausbedachung bedient, und das hauptsächlich deßhalb hohen Werthe hat, weil es allen Insecten widersteht und äußerst dauerhaft ist.

Die Areca-Nuß, **areca catechu** nach Linnäus, wird überall in Indien gebraucht um sie mit den Betelblättern zu kauen. Es giebt drei Arten dieser Nuß auf Ceylon, die im Innern des Landes vorzüglich gedeiht und durch ganz Indien sehr geschätzt wird. Sie ist noch heutiges Tages der vortheilbringendste und stärkste Ausfuhr-Artikel dieser Insel.

Sappanholz, womit Baumwollenzeug schön roth gefärbt wird; Canehl in großer Menge und von erster Güte; edle Steine; Cocusnüsse; medicinische Kräuter und Elephanten vervollständigen das werthvolle Verzeichniß. Alle von Point de Galle ausgeführten Elephanten sind, sowohl in alter als in neuerer Zeit, in dem Landstriche gefangen worden, der sich von Matura nach Tangalle im Süden von Ceylon erstreckt, und welcher von Ptolomäus, weil derselbe schon zu seiner Zeit wegen seiner

Elephanten berühmt war, in der von ihm vor 1600 Jahren angefertigten Charte von Ceylon, als die Elephantum pascua angegeben worden ist. Der sonst so einträgliche Elephantenhandel Ceylens ist nun aber fast gänzlich vernichtet, weil alle die kleinen Rajahs, Poligars und andre Häuptlinge in der südlichen Halbinsel von Indien, die sonst ceyloner Elephanten als einen Theil ihres Staates zu halten pflegten, diesen Theil ihres Luxus entbehren können, da sie ihre Souverainitäten verloren haben. Inzwischen soll der Eigenthümer einer Caffeepflanzung auf Candia neuerlich die Elephanten mit großem Nutzen zum Pflügen gebraucht haben. Die Zahl der Elephanten auf Ceylon ist so groß, die Bevölkerung dort hingegen so klein, das der Landbau und die Manufacturen sehr dabei gewinnen würden, wenn man sich dieser Thiere überall zur Arbeit bedienen könnte.

— Im Jahr 1806, wo ich mich hauptsächlich damit beschäftigte, die verschiedenen Sitten und Gebräuche der mahomedanischen Einwohner auf Ceylon zu studieren, richtete ich meine Aufmerksamkeit vor allem auf dasjenige, was die Geschichte ihrer ersten Ansiedelung und des früheren commerciellen Wohlstandes der Insel, so auch ihre enge Verbindung und stete Gemeinschaft mit den Kalifen von Bagdad, während des eilften und zwölften Jahrhunderts, ins Licht stellen konnte. In letzter Beziehung verwiesen mich alle mahomedanische Priester, Kaufleute und Schiffer, die mich in meinen Forschungen unterstützten, an die Cufische Inschrift, die das älteste Denkmal auf der Insel sey, welches auf den Verkehr hindeute, der vor Zeiten zwischen den Kalifen von Bagdad und den Mahomedanern auf Ceylon bestanden habe. Hinsichtlich dieser Inschrift nun hat man die folgende Tradition auf Ceylon: „Es sey die älteste mahomedanische Inschrift auf der Insel; der Kalif von Bagdad habe, zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, weil er gehört, daß die damals als Handelsleute zu Colombo ansäßigen Mahomedaner die wahren Vorschriften ihrer Religion nicht kennten und beachteten, einen gelehrten und frommen Priester von Bagdad nach Colombo gesandt, um den dortigen Mahomedanern die Beschaffenheit ihrer Religion zu erklären, und durch Erbauung einer Moschee, und welche andre Vorkehrungen er nöthig finden würde, dafür zu sorgen, daß der mahomedanische Gottesdienst auch in der Zukunft ordentlich und seinem Geiste gemäß gehalten werde; daß dieser gelehrte und fromme Mann, nachdem er eine sehr große Moschee auf Colombo erbaut, und den Zweck seiner Sendung erfüllt habe, zu Colombo gestorben und dicht neben der besagten Moschee begraben worden sey; daß der Kalif von Bagdad alsdann mehrere gelehrte Leute, bloß in der Absicht nach Colombo hingesandt habe, um die in Rede stehende Inschrift auf seinem Grabstein zu besorgen, und daß dieser Stein auf dessen Grabe ungestört fast 800 Jahre lang gelegen, bis ein holländischer Dessave oder Einnehmer, vor ungefähr 40 Jahre, ihn mit andern Steinen von dem mauritschen Begräbnißplatze habe wegbringen lassen, um ihn zu dem Baue eines Hauses für sich zu verwenden, wo er nun eine der Stufen bilde.“ *)

Die Trümmer der alten Stadt Mantotte, sämmtlich aus Ziegelsteinen bestehend, bedecken noch gegenwärtig einen großen Strich Landes und man hat in denselben eine große Menge römischer Münzen von verschiedenen Kaisern, besonders Antonine, auch Bruchstücke der feinsten Töpferarbeiten und einige römische goldne und silberne Ketten gefunden.

Aufnahme des Herrn Royer Collard in die Académie française.

Die Wahl dieses mit Recht geschätzten liberalen Deputirten zum Mitgliede der Académie française hat allgemeine Theilnahme erregt, und der zu seiner Aufnahme bestimmten Sitzung vom 13. November wohnten die bedeutendsten Personen jeden Standes, Alters und Geschlechtes bei.

— „Nie,“ sagt ein französisches Journal, „ging eine ehrenwerthere Wahl aus der akademischen Urne hervor; Herr Royer Collard ist nicht nur einer unserer beredtsten Redner, er ist auch einer unserer rechtlichsten, fleckenlosesten Bürger; er bot dem Corps, das ihn unter sich aufnahm, einen seltenen Verein eines edlen Charakters und eines schönen Talents dar, und in die Krone, die sie ihm ertheilte, konnte die Akademie neben dem literarischen Lorbeer, den Zweig der patriotischen Eiche einweben. Diese glorreiche Wahl wird in der Geschichte der Akademie Epoche machen und ist selbst schon jetzt ein Ereigniß für die Nation, welche seit langer Zeit sich entwöhnt hatte, ein Interesse an Ernennungen zu nehmen, die nur zu oft ihren Wünschen geradezu widersprachen. Auch war die Aufnahme des Herrn Royer Collard eine Art von National-Feierlichkeit; nie hatten mehr Zuschauer die Hallen, die Amphitheater und alle Winkel des Saals des Instituts gefüllt; nie tönte das Gewölbe von einstimmigern Acclamationen wieder; man war begierig, in dem Heiligthume der Wissenschaften die Stimme zu vernehmen, die so oft in dem Heiligthume der Gesetze bewundert worden war; man wollte in einem Kreise, wo Ausdruck des Beifalls erlaubt ist, sich für das Schweigen entschädigen, das man an einem Orte zu beobachten gezwungen gewesen war, wo die Dankbarkeit stumm bleiben muß. Nach verlängerten Bravos nahm Herr Royer Collard das Wort. Wir theilen hier nachstehend, die wesentlichsten Stellen seiner gehaltreichen und allgemein interessanten Rede mit:

„Keine Dichtung, kein wissenschaftliches Werk, kein Zweig der Literatur, mit Erfolg von mir cultivirt, hat Ihre Blicke auf mich gezogen. Bis auf die neueste Zeit ist mein Leben, Ihren Arbeiten fremd, fern von Ihrem friedlichen Streben verflossen, unfruchtbar verzehrt in unsern politischen Stürmen und Unruhen, oder verborgen in einsamer Abgeschiedenheit. Einige unter Schulstaub gemachte Versuche, die philosophischen Studien wieder zu wecken, sind nicht bis zu Ihnen gelangt.“

— „Es ist daher klar, meine Herren, daß ein neuer Gedanke Sie bei einer Wahl geleitet hat, die Ihnen nicht durch das Herkommen vorgezeichnet war, und welche die Autorität desselben nicht zu bestätigen scheint.“

*) Die Inschrift dieses Steines lautet nach der Uebersetzung des Professors Lee bei der Universität zu Cambridge, eines der besten Sprachforscher unsrer Zeit, wie folgt: „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes. Nur Gott ist Gott. Mahomed ist der Prophet Gottes. Gottes Segen und Friede sey mit ihm. O Gott verzeih, sey gnädig, und übersieh (die Sünden) eines Dieners, des Sohnes deines Dieners Khalid Ibn Abu Bakaya (Takaya oder Nakaya), (der) aus der Welt geschieden ist, und der von dir abhängig war; du aber bedurfest seiner nicht: er ist nun zu dir gekommen, und du bist sein bester Zufluchtsort. O Gott, verzeih ihm seine Sünde, laß seine Frömmigkeit gelten, und gieb ihm seine letzte (Belohnung), damit er gerechtfertigt werde. Beschütze ihn und überschütte ihn mit Gunst und Sicherheit. Möge er (Gott) unsern vortrefflichen obersten Propheten beauftragen, daß er uns die klare Wahrheit zeige und zukommen lasse; denn er hat ermahnt mit dem begründeten Worte, seine Entscheidung bleibt gültig, und sein Widerstand ist (wie) die (Tiefe) des See's des Vorwurfs. Amen. Herr der Welten. Es ward geschrieben am zweiten Tag (der Woche) fünf Nächte genommen aus (dem Monat) Rejeb (d. h. den 5. des Rejeb) im Jahre 331 (der Hegira). Und in der Nachbarschaft brachte er eine Stätte für die Religion und Anderes, was gut war, zuwege im Jahre 317. Gott gebe Segen und Frieden seinem Propheten Mahomed.“

„Aus dem Schooße der Literatur, aus der intellectuellen Welt, wo die Akademie ihren Sitz aufgeschlagen, hat sie ihre Blicke um sich her geworfen und erkannt, daß, da während einer tiefen sociellen Revolution die öffentliche Berathung das Gesetz unserer Regierung geworden, die Rednerbühne sich inmitten des zuhörenden Frankreichs erhoben und das Wort den Vorsitz in den Geschäften gewonnen. Die öffentlichen Angelegenheiten, meine Herren, bestehen nicht bloß in zu berathenden Interessen; es gilt dabei auch vorzüglich, Rechte festzustellen und zu vertheidigen. Auf diesem, dem Worte, der freien Rede geöffneten Kampfplatze sehen wir die Siege der Gerechtigkeit und der Freiheit, langsam vielleicht und mühsam, aber gesichert; Ihnen steht es zu, meine Herren, darin auch das Werk der Beredtsamkeit zu erkennen. Während wir in unserer unsterblichen Charte die Restauration der Nationalwürde, das unverletzliche Pfand der Eintracht und der öffentlichen Glückseeligkeit feiern, liegt es in Ihrem Beruf, darin einen Fortschritt der Vernunft, eine männliche Uebung unserer erhabensten Fähigkeiten, und folglich ein Wachsen der Literatur zu erblicken. Glücklich der Staatsmann, dessen Worte Sie auszuzeichnen und mit dem Ruhme der Wissenschaften zu krönen würdigen! wehe ihm, wenn er sich vorgenommen, diese Belohnung zu erhalten! denn seine Gedanken sind zu ernst und wichtig, seine Pflichten zu heilig, um die Theilung zwischen dem Streben Gutes zu wirken und gut zu sprechen zuzulassen. Ohne Zweifel, meine Herren, habe ich mit der lebhaftesten Dankbarkeit die Gunst aufgenommen, die Sie mir bewiesen, eine Gunst, die Bossuet und Montesquieu gesucht; ich bin stolz vor Allem, sie gewissermaaßen auf die Camille-Jordan, die deSerre und Foy, edle Gefährten, erlauchte Freunde mit zu verbreiten, die ein zu frühzeitiger Tod dem Vaterlande und Ihrer Wahl entrückt hat. Aber es ist mir Bedürfniß, es vor Ihnen auszusprechen, und ich bin gewiß, Ihr eignes Gefühl auszudrücken, daß, wenn ich nicht ganz unwürdig einer solchen Ehre bin, dieß blos in der Hinsicht der Fall ist, daß ich nicht darnach als nach einem Preis gestrebt habe, der in den Kämpfen der Rednerbühne zu erringen sey; daß ich mich nicht einen Augenblick dadurch von der einzigen Ehrsucht habe abziehen lassen, die einen rechtlichen Deputirten beseelen soll, der nämlich, dem Könige und Frankreich zu dienen. Dieß Zeugniß, das ich mir zu geben wage, ist in diesem Augenblicke mein Trost bei dem Gefühl meiner Schwäche, und erhöht zugleich die Würde Ihrer Wahl. Nicht von mir ist mehr die Rede; wie unzureichend meine Ansprüche auch seyen, es hat Ihnen gefallen, darin, mittelst einer nachsichtigen Fiction, die der französischen Tribune zu sehen, und indem Sie mich aufnehmen, schließen Sie mit ihr, im Namen der Wissenschaften, ein feierliches Bündniß."

Diese Stelle wurde fortwährend von den Acclamationen der Zuhörer unterbrochen.

„Verwundere man sich darüber nicht und klage die Akademie nicht an, ihr Reich über seine natürlichen Gränzen auszudehnen. Die Literatur ist kein bestimmtes Gebiet, was von andern Territorien begränzt wäre und sich nur durch eine ungerechte Invasion vergrößern könnte. Nichts vom Menschen, noch vom ganzen Weltall ist ihr fremd oder verboten. Die Sittenlehre erforscht das Gute, die Philosophie sucht das Wahre; auf die eine und die andere sich stützend, hat die Literatur und Kunst das Schöne zum Gegenstand. Aber das Schöne ist überall, in uns und außer uns: in der Vollkommenheit unserer Natur und in den Wundern der Sinnenwelt; in der unabhängigen Kraft des einzelnen Gedankens und in der öffentlichen Ordnung der Gesellschaften; in der Tugend und in den Leidenschaften; in Freude und in Thränen; im Leben und im Tode: und wenn die Natur, nach der Meinung der Menschen, damit geizt, so ist ihnen dafür die Gabe verliehen, das Schöne durch die Einbildungskraft zu vervielfältigen, es zu verbreiten, die Wahrheit durch die Fiction, die Geschichte durch die Fabel zu übertreffen. Darin beruht die Würde und die Universalität der Literatur; entsprossen aus unserer Fähigkeit, das Schöne zu erkennen, hat sie keine Gränzen als die der Seelenvermögen, durch welche wir sie besitzen und genießen."

Nach einigen sinnreichen Phrasen über das Schöne in den Künsten fuhr der Redner fort:

„Obgleich übrigens die Natur des Schönen unwandelbar ist, so ist doch die Literatur nicht immer dieselbe. Sie folgt der Religion und der Regierung, den langsamen oder plötzlichen Revolutionen der Sitten, der Bewegung der Geister und Gemüther, ihren wechselnden Stimmungen und verschiedenen Neigungen; und auf diese Weise wird sie der zufällige Ausdruck der Gesellschaft. Unter die Umstände, welche ihr am günstigsten sind, muß ohne Zweifel die politische Freiheit vor allem Andern gezählt werden; nicht blos weil die Tribune der Literatur eine neue Gattung von Beredtsamkeit hinzufügt — ihr Einfluß geht viel weiter. In der Freiheit, Sie wissen es, ruht und lebt ein tiefes und schönes Gefühl, aus welchem, wie aus ihrer natürlichen Quelle, die großen Gedanken, wie die großen Handlungen entspringen. Dieses Gefühl gehört ganz der Literatur an; nicht genug, es ist ihr unerläßlich. Lebte es nicht in den Gemüthern, vergebens würde dann die Freiheit in den Gesetzen geschrieben stehen, vergebens würde sie ohne Unterlaß in den Worten und in den Formen der Regierung wiedertönen; die Literatur, in der Wurzel ausgetrocknet, würde hinsterben; sie würde nur unschmackhafte Früchte tragen. Und da, wo sie in ihrem vollen Glanze blüht, da lebt, wir können versichert seyn, wenn sie nicht in den Gesetzen steht, die Freiheit doch in den Seelen, ist den Gemüthern gegenwärtig, die sie ersehnen und herbeirufen. Ist es nicht das alte Rom, was in den Schilderungen des Tacitus athmet? Und, ohne aus unserer schönen Literatur herauszugehen — hat das Gefühl der Freiheit denen gefehlt, die die Schöpfer derselben waren und noch die Meister darin sind? Etwa Descartes, als er für immer die Vernunft von dem Joche der Autorität befreite? oder Corneille, als er so prachtvoll, auf unserer neugebornen Bühne, mit dem Stolze der Herren der Welt ihre Politik und ihre republikanischen Leidenschaften darstellte? oder Pascal, als er die Moral und den gesunden Menschenverstand so nachdrücklich an seinen mächtigen Gegnern rächte? Waren die heiligen Rechte der Menschheit Racine unbekannt, oder sprachen nur schwach in seiner edlen Seele, als er, durch den geheiligten Mund eines Priesters, einem König in seiner Kindheit die erhabenen Lehren dictirte, die die besten Institutionen nie übertreffen werden? Und wenn die Kanzel den unsterblichen Ruhm der französischen Literatur mitbegründet hat, kömmt dieß nicht daher, weil der heilige Redner gestützt und emporgetragen wird durch die Auctorität seines erhabenen Berufs, und weil auf die Inspiration die Autorität ähnlichen Einfluß übt, wie die Freiheit? Doch das überraschendeste Beispiel von der wunderbaren Kraft der Sympathie, zwischen der Freiheit und den Wissenschaften, ist unstreitig, daß sie selbst über den Stifter Ihrer Akademie triumphirt hat. Dieser stolze Geist, der aber Alles begriff, hat erkannt, daß er die Akademie vergebens der Unsterblichkeit weihe, wenn er ihr nicht die Freiheit gäbe. Aus Richelieus Hand haben Sie, mit den nöthigen anderweitigen Vorrechten, das freie Wahlrecht und die Gleichheit empfangen. Das Volk genießt dieselbe jetzt; aber durch die Natur der Dinge allein haben Sie, schon vor der Nation sie genossen."

Allgemeiner Beifall, der, ohne die Furcht, die schöne Stelle zu unterbrechen, sich schon bei dem Namen Pascal laut ausgesprochen haben würde, unterbrach hier den Redner, der, nach einigen Augenblicken weiter fortfuhr:

„Das ist der Vortheil der Zeit, in welcher wir leben, daß, durch die Wohlthat eines Monarchen, dessen Andenken die Nachwelt verehren

die Freiheit endlich aus den Gemüthern in die Gesetze übergegangen etzt, wo sie auf der Bürgschaft des Fürsten, wie auf der Gewalt entlichen Meinung und Sitten beruht, wer könnte sie uns rauben? Wissenschaften werden ihre Gegenwart empfinden; ihr Charakter ich ihnen mittheilen; sie werden rein, würdig, muthig seyn. Neue le und Regungen werden die Dichtkunst und die Beredtsamkeit n; die Philosophie, die Geschichte, die Kritik werden, ihre Stre- vereinigend, das Licht verbreiten, dessen die Freiheit bedarf. Eine fte und geduldige Generation schreitet vorwärts, in welcher Sie, Herren, mehr als einmal (wie könnte ich es wohl in diesem Au- ke vergessen?) anerkannt und aufgemuntert haben die Zöglinge und her einer Schule, nicht minder berühmt durch ihr Mißgeschick als ihre geleisteten Dienste, eine Schule, welche hat aufhören können, Geist aber, (unangetastet oder vielmehr unerreicht) sie überlebt, er nichts anders als der Geist unsers Zeitalters war und das breiten der Gesellschaft, übertragen in die Studien, die dadurch an t und Umfang wachsen. Das neunzehnte Jahrhundert wird nicht das siebenzehnte oder achtzehnte ankämpfen, das ist unmöglich, es wird seine eigne Physionomie und seine eignen Werke haben. haben es mit zwei großen Schöpfungen, von verschiedener Art, aber neu, beginnen sehen, mit dem Geiste des Christenthums der Erklärung des Weltsystems. Der Verfasser der erstern Schriften genießt glücklich seines ohne Unterlaß wachsenden Ruhmes; utor der zweiten ist, in voller Reife des seinigen, den Wissenschaften, Akademie, der Welt entrissen worden und ich bin heute berufen, n Andenken eine Huldigung zu bringen, die leider! weder seinem noch Ihrer Trauer um ihn würdig entsprechen dürfte."

Wir übergehen nun die hier folgende specielle wissenschaftliche Wür- g des Herrn Laplace, (an dessen Stelle Herr Royer Collard als lied der Akademie gewählt worden,) und theilen hier nur noch die e Schlußstelle der Rede mit, wie folgt:

— „Die Wissenschaften waren die Angelegenheit seines (des Herrn ace) ganzen Lebens und die einzige Leidenschaft, die ihn bewegte. hren Fortschritten sah er den der allgemeinen Aufklärung, und in r Aufklärung die Bürgschaft des öffentlichen Glückes, eine leider! ilen unzureichende Bürgschaft, die, wir haben es gesehen, nur zu edarf, daß ein wenig Tugend ihr zu Hülfe komme gegen die, die ung und Freiheit bekämpfenden Leidenschaften.—Die lebhafte Vor- nommenheit des Herrn Laplace für seine hohen Studien wird, wenn eren bedarf, seine Entschuldigung seyn, schweigend unsere guten und re bösen Tage durchlebt zu haben, ohne Enthusiasmus und ohne und gleichsam über unsern Hoffnungen und unsern Besorgnissen end. Mit Zuversicht appellirte sein Geist von den Irrthümern der ge und den Fehlern eines Einzigen an die erleuchtete Civilisation rs Zeitalters, und überredete sich, daß, mehr und mehr, von Tag Tage sie aufklären, seine Schuld an die Menschheit auf eine edle ise bezahlen heiße. Die Revolution hatte ihn verschont oder ignorirt; Kaiserreich, welches von Ruhm lebte, konnte nicht verfehlen, sich dem seinigen zu schmücken. Endlich, als Frankreich der Tag der stauration leuchtete, erhielt Herr Laplace, unter den glänzendesten Aus- hnungen aller Art und jeder Zeit, mit vollem Rechte einen Sitz in Kammer der Pairs."

„Was ich, bei der Entfernung, in welcher ich von Herrn Laplace nd, mit allen Beobachtern bezeugen kann, ist, daß er, umstrahlt von em Ruhme, uns dennoch einfach und bescheiden erschien, uninteressirt allem, wo es nicht die Entdeckung einer neuen Wahrheit galt, aben endlich über Titel und Ehrenstellen, die sein Name erhöhte, die nicht gesucht und die nichts für ihn vermochten. So hat er lange der öffentlichen Achtung und der Liebe der Seinigen genossen. Ein sanfter Tod hat dieses schöne Leben beschlossen und seine letzten Blicke haben die Wissenschaften unter dem schützenden Zepter eines Königs blühen gesehen, der, Erbe der volksthümlichen Gefühle seines Stammes, sich natürlich in allem gefällt, was die Nation erhebt, welche er beherrscht. Sein edles Herz hat unsern Wünschen entsprochen; seine siegreichen Flotten brachten den Meeren Griechenlands die Freiheit, ein unbefleckter Ruhm krönt unsere Waffen, die Religion athmet auf, die Menschheit ist gerächt und die französische Akademie bringt Karl X. ihren Dank dafür, daß, unter seiner Aegide, das Vaterland der Wissenschaften endlich seinem Grabe entsteigt und die Civilisation, die leuchtende und wärmende Sonne des wahren Völkerlebens, im gerötheten Osten ihr begeisterndes Auferstehungsfest feiert."

Ueber die Sitten der Einwohner der Balearischen Inseln.

Die Insel Majorca ist bekanntlich die erste und hauptsächlichste unter den Balearen. Ihr Boden ist sehr ergiebig an Früchten; er bringt jene Gattung von Weintrauben hervor, woraus der Malvasier bereitet wird; die Citronen und Orangen sind eines der häufigsten Erzeugnisse, es werden dieser Früchte jährlich an 20,000 Lasten von Maulthieren ausgeführt. Demungeachtet läßt der Grad von Civilisation oder vielmehr der Barbarei, es bei weitem nicht zu der Wohlfahrt gedeihen, worauf die Insel gegründete Ansprüche haben würde. Als Don Jaymes I., genannt der Eroberer, daselbst im Jahre 1229 landete, um sie zu unterwerfen, brachte der die Insel innehabende Maurenkönig ein Heer von 42,000 Mann auf, worunter 5,000 Reiter waren; heutzutage beträgt hingegen die ganze Bevölkerung kaum 134,000 Seelen, und die Kriegsmacht nicht über 661 Soldaten. Allerdings sah Majorca eine bedeutende Quelle seiner Wohlhabenheit versiegen, seitdem der Handel nach Indien blos noch über das Vorgebirge der guten Hoffnung getrieben wurde; allein es würde ihm eine neue haben entspringen können, wenn Industrie, Thätigkeit, Aufklärung und ein weniger indolenter Ackerbau dort Platz gegriffen hätten.

Wir haben das Tagebuch eines Reisenden vor uns, der in den letztverflossenen Jahren den balearischen Archipel wissenschaftlich untersucht hat, und mitten unter andern Arbeiten sich die dortigen Sitten nicht hat entgehen lassen. Wir wollen nach ihm einige Bemerkungen über den moralischen Zustand der Völkerschaft geben.

Palma, die Hauptstadt, bildet die Residenz des ganzen Adels auf der Insel. Die Edeln sind zugleich beträchtliche Gutsbesitzer, und von einem Stolz beherrscht, dem nur ihre eigene Unempfindlichkeit gleichkömmt. Die Stadt bietet wenig Vergnügungen dar. Es befindet sich jedoch daselbst ein Theatersaal, in welchem italienische Opern aufgeführt werden. Die Truppe, fast einzig aus Italienern zusammengesetzt, ist ziemlich gut; die Musik wird durch ein gutes Orchester gegeben. Man strömt in großer Masse diesem Schauspiele zu; die Logen sind mit Damen angefüllt, die regelmäßig allen Vorstellungen beiwohnen; die Männer finden sich in den Logen und im Parterre ein; an allen Orten des Saals sieht man die geistlichen Herren zerstreut.

Die Spaziergänge sind an Sonntagen belebt; die Damen erscheinen in spanischer Tracht; die jungen tragen einen Fächer, die bejahrten einen Rosenkranz in der Hand.

In der Stadt Palma befinden sich allein dreißig Männer- und Frauenklöster. Einige sind sehr reich dotirt, andere leben einzig von Almosen. Die Künstler sind nebst dem ganzen Volk eben so träg und

auf Feste und Ceremonien erpicht, als die übrigen Spanier. Während der Charwoche gehen häufige Processionen um, worin die Scenen der Passion vorgestellt werden. An allen Kreuzstraßen sind Strohmänner aufgehangen, die den Apostel Judas vorstellen; von Zeit zu Zeit tritt ein Mönch auf, und zählt dem Volke die Verbrechen auf, deren sich jener Verräther schuldig gemacht; einer legte ihm sogar zur Last, er habe zu einer Freimaurergesellschaft gehört: das Volk wurde wüthend, riß den Strohmann herunter, schoß nach ihm, verbrannte ihn, und streute seine Asche in das Meer.

Der Gouverneur wollte dem Reisenden einen Begriff von den Gebräuchen des Volkes beibringen, und lud ihn zu einer Mahlzeit bei einem reichen Bauer ein, der an demselben Tage den Bischof, den Obristen der Royalisten, und einige andere der Angesehensten im Lande erwartete. „Wir gingen früh ab, fährt der Erzähler fort, und schlugen den Weg nördlich gegen la Puebla de Santa Gertruda ein, wo das fragliche Haus gelegen war."

„Der Bischof nebst der übrigen Gesellschaft waren bereits angelangt. Wir wurden mit Kuchen und weißem Wein empfangen, rauchten einige Cigarren, und bald darauf wurde angekündigt, die Tafel sey bereit."

„Oben an stand ein großer Sessel, welcher für den Bischof bestimmt war: er ließ sich nieder, und bewog mich an seiner Seite Platz zu nehmen. Die übrigen Personen setzten sich ohne Rücksicht auf den Rang, und der Hausherr befand sich an dem äußersten Ende des Tisches. Die Frauen des guten Mannes trugen nun ein großes Diner in spanischem Geschmack auf, pikante mit rothem Pfeffer gewürzte Saucen, Cremes, die der Herr Bischof vortrefflich fand, die mir hingegen abscheulich schmeckten, und Kuchen allerlei Art. Zum Nachtisch erschien weißer Wein, der fast so gut als Malaga war."

„Der Gouverneur erhob sich und brachte die Gesundheit der Bourbonen aus. Ich trank meinerseits auf diejenige des Bischofs, der mir dann für die Franzosen wieder Bescheid that. Die Unterhaltung wurde nach und nach lebhafter; man ließ die Damen hoch leben, der Bischof sang unter Begleitung eines Canonicus ziemlich leidlich eine Scene aus einer italienischen Oper. Die Reihe kam an den Gouverneur, welcher in französischer Sprache sang: „Der erste Schritt geht vor sich, ohne „daß man es bemerkt...," was denn entzückend gefunden wurde; endlich hoben wir die Tafel auf, es wurden Cigarren angeboten, und zu unserer Belustigung fingen die Bauern und Bäuerinnen zu tanzen an."

Die Musikinstrumente bestehen aus einer Art Flageolet mit drei Löchern, worauf mit einer Hand gefingert wird, während die andere auf einem Tambourin den Takt angiebt. Ein junger Mensch tritt mit Castagnetten auf, und führt zwei Mädchen an; diese schreiten mit gesenktem Haupte einher, und machen mehrere Figuren, während der Mann sehr emsig Luftsprünge um sie her macht. Nachdem der Tanz beendigt war, nahm ein anderer Jüngling ein Tambourin zur Hand, und improvisirte ein sehr langes Lied in einem einförmigen zitternden Tone; er schlug dabei auf die Trommel. Der Gegenstand des Liedes waren seine Liebesabentheuer. Dieselbe Melodie wird fast allein im ganzen Lande gesungen, sie paßt auf jeden Text; jeder Liebhaber besingt im nämlichen Tone seine Göttin, indem er gleichsam durch die Nase spricht, und zu Ende jeder Strophe seiner Stimme eine zitternde Bewegung giebt. Unser Reisender hörte indessen bei einem feierlichen Umgange zu Ehren der heiligen Jungfrau einen andern Gesang unter Begleitung einer Violine und des Basses, welches die französische Weise hatte: **Ah! que les plaisirs sont doux!**

Noch weniger als zu Majorca ist man in der Kultur auf der Insel Ivica vorgeschritten. Folgende Thatsache mag einen kleinen Begriff des Uebermuths darstellen, der den dortigen Behörden inwohnt.

„Ich mußte mir einen Führer nach la Puebla de Sant Ines mitnehmen," sagt unser Reisender, „und verfügte mich zu dem Alcaden, um im Namen des Gouverneurs einen zu verlangen. Hätte ich nicht gewußt, auf welche Art bei den Barbaren zu Recht erkannt wird, ich würde hier ein Beispiel haben sehen können. Der Alcade sagte dem Soldaten, welchen der Gouverneur mir mitgegeben hatte: „Ich ermächtige dich, den ersten besten Menschen, der dir von hier aus begegnet, zu „ergreifen, und ihm zu befehlen, daß er diesen Cavalier begleite, wohin „er es nur haben will." Wir gingen fort, und der erste Bauer, den wir antrafen, folgte uns willig, ohne einen Laut von sich zu geben, und ließ seine Arbeit im Stiche, obgleich er nicht wußte, ob er eine Entschädigung dafür erhalten würde."

Die Weise, wie die Heirathen auf dieser Insel geschlossen werden, ist wahrhaft merkwürdig. Macht ein junger Mann Anspruch auf ein Mädchen, so wirbt er bei den Vater um sie; findet er bei ihm Gehör, so sieht ihn die ganze Familie als ihr Mitglied an, allein er muß mit der wirklichen Verehelichung noch einige Jahre warten. In dieser langen Zwischenzeit, besuchen die benachbarten Jünglinge das Mädchen im Beisein ihres Vaters. Wer sich zuerst einstellt, darf die ganze Nacht hindurch mit ihr plaudern.

Er giebt sich auf alle nur erdenkliche Weise Mühe, die vorhabende Ehe zu hintertreiben, er zählt die Fehler des Zukünftigen her, und das Mädchen darf sich darüber nicht beschweren. Mit Anbruch des Tages zieht er sich zurück, allein öfters kehrt er schon in der kommenden Nacht zurück, um mit seinen Verführungen fortzufahren; ist er der erste, so müssen die andern wieder weichen, und Vater und Liebhaber sehen diesen Quälereien zu, die sie selbst dritten angethan haben." Die Sitten der Einwohner sind rauh; das Elend, welches in dem Lande herrscht, und die Stockung des Handels mit glücklichern Landen wirkt nachtheilig auf sie ein.

Bibliotheken in Frankreich.

In Paris giebt es, außer beträchtlichen Privatsammlungen, fünf große öffentliche Bibliotheken. Die Königliche Bibliothek enthält ungefähr 450,000 Bände, ungerechnet eine ungefähr gleiche Anzahl von Flugschriften allerlei Art und 80,000 Manuscripte. Die Arsenal-Bibliothek besitzt 150,000 Bände und 5000 Manuscripte; die von St. Geneviève 110,000 Bände und 2000 Manuscripte; die Mazarinische 92,000 Bände und 3137 Manuscripte. In den Provinzen sind die bedeutendsten: die von Lyon 106,900 Bände umfassend; die von Bordeaux 105,000; die von Aix 72,672; die von Besançon 53,000; die von Toulouse 50,000; die von Grenoble 42,000; die von Tours 30,000; die von Metz 31,000; die von Arras 31,000; die von Mons 11,000; die von Colmar 30,000; die von Versailles 40,000; die von Amiens 40,000. Die Totalsumme der Bibliotheken in Frankreich beträgt 270. Die Zahl der Bände von einigen derselben ist nicht bekannt. Es scheint, daß das Total derjenigen, deren Zahl bekannt ist, sich auf 3,312,870 Bände beläuft, wovon 1,125,317 sich in Paris befinden.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 242 Hamburg. Sonnabend, den 1. December. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Das Lob der Neugierde.

(Aus dem New-Monthly Magazine.)

Wohl nur wenige meiner Leser werden, glaub' ich, es unterlassen n, den Paul Pry zu besuchen, und diese dürften dann wohl gleich-, während sie den Verdiensten eines großen Acteurs den unwillkühr-n Tribut eines unvertilgbaren Gelächters zollten, triumphirend einen gleich zwischen sich und dem neugierigen Naseweiß angestellt haben, durch seine Sucht sich in die Angelegenheiten andrer zu mischen, so in die Klemme kömmt. Das ist nun sehr ergötzlich, aber doch sehr erecht. Die Lust zum Wissen ist dem Menschen angeboren, und wir sind mehr oder minder mit der Schwäche (wenn es eine Schwäche behaftet, von welcher Paul ein so sprechendes Beispiel liefert. Aber Wissen nicht Macht, wie Lord Bacon uns lehrt, und ist die Macht t ein wünschenswerther Gegenstand? Der Unterschied, den man so rner Weise zwischen lobenswürdiger und eitler Neugierde macht, ist haus unhaltbar. Niemand ist neugierig nach dem, was ihn nicht ressirt, und das ist ein Punct, über welchen man jeden sein eigner ner seyn lassen sollte. Neugierde bleibt aber immer Neugierde, wo-sie auch gerichtet seyn mag; und neugierig seyn, gleichviel auf was, t dieselbe Leidenschaft zur Triebfeder haben, die Newton zur Ent-ung des Gesetzes der Schwere führte, und Franklin in den Stand e, dem Jupiter seine Donnerkeile zu entwinden. In was unterschied La Place, als er die Bahn eines Cometen maß, während derselbe äußersten Gränzen des Raumes durchlief, von Sokrates, als dieser Länge des Sprunges eines Flohes berechnete? Homer hat es dem chas nachgerühmt, er habe das Vergangene, das Gegenwärtige und Zukünftige gekannt; und ist dem so gewesen, so liegt es am Tage, er sich um Vieles bekümmert haben muß, was ihn nichts anging, daß er sich der eitlen Neugierde eben so sehr hingegeben hat, als r der ärgsten Paul Pry's in der ganzen Christenheit. Alle Neu-igen haben gleich sehr Ansprüche, sich den Philosophen anzuschließen, keiner ist ernstlicher um die Wohlfahrt seiner Mitmenschen bemüht, die, dem Tadel der Menge so sehr preisgegebenen Ausspäher von miliengeheimnissen. Und was könnte auch wohl edler seyn, als der eck ihrer Forschungen? Einen Gegenstand recht aus dem Grunde diert haben, ist ein genügendes Lob für gewöhnliche Verstandeskräfte: r die Neugierigen im gemeinen Leben umfassen nichts Geringeres, das gesammte Feld der Moral. Höchst belobenswürdig ist die aus-ehnte Theilnahme, vermöge welcher sie sich für Dinge interessiren, welchen sie weder Gewinn noch Verlust haben, und ein Nichtneu-riger ist quoad hoc ein wahrer Selbstsüchtiger. Er liest euren amen in den Zeitungen, aber zu versessen auf seine eignen Angelegen-ten, hält er sich gar nicht dabei auf, nachzusehen, ob unter der Rubrik der Geburten, der Ehen oder der Sterbefälle; wohingegen der Neugierige diese Particularitäten nicht allein schnell auszumitteln beflissen, sondern es ihm sogar unbehaglich ist, so lange er nicht weiß, was für Augen euer Kind, welche Mitgift eure Braut hat, ob ihr in Wolle begraben seyd oder die Taxe erlegt habt. Der Wunsch, berühmt zu werden, ist aller Welt eigen: wie kostbar ist darum ein neugieriger Nachbar! Durch ihn seyd ihr wenigstens eines Freundes gewiß, dessen Gedanken nie von euch abgewendet sind und der sein Möglichstes thut, all euer Thun und Treiben, so weit er es nur immer vermag, unter die Leute zu bringen. Die Engländer haben verdienterma aßen den Ruf, eine denkende Nation zu seyn: aber sie sind auch ein ganz vorzüglich neugieriges Volk, das sich in die Angelegenheiten der entferntesten Länder mischt und überall gern Alles sieht, was nur zu sehen ist. Uns allen ist es noch erinnerlich, wie die Elite des Landes ganze Morgen in den Straßen zubrachte, die „Avatars" (?) des alten Blücher abwartend und die Bewegungen des Kaisers von Rußland erspähend. Erst jüngst setzten sich Hunderte der Gefahr aus zu Tode gedrückt zu werden, um das Leichenbegängniß des Herzogs von York zu sehen. Wahrlich es giebt nicht ein einziges Schauspiel, von einer Krönung bis zu einem Puppenspiele, von einem feuerspeienden Berge bis zu einer Vexerei, das nicht einen Haufen englischer Zuschauer um sich her versammelte. So wird es denn niemand, der nur ein Körnchen Patriotismus hat, wagen, schlecht von der Neugierde zu sprechen! Ich weiß wohl, daß diese Leidenschaft auch von sehr hoher Autorität getadelt worden, und das Loth's Weib ein trauriges Denkmahl salzigen Kitzels dieses Hanges ist. Die arme Donna Blaubart hätte es auch bald mit ihren Kopfe bezahlen müssen, daß sie einmal hingeguckt, und das Mißgeschick der Psyche ist ja in allen Sprachen besungen worden. Ich Betreff dieser Fälle aber bitte ich mir die Bemerkung zu erlauben, daß die Strafe mehr wider den Ungehorsam der Betheiligten als gegen ihren Durst nach Wissen gerichtet war, als welcher nicht allein löblich, sondern ja auch ganz natürlich gewesen wäre. Es kann ja wahrlich nicht übersehen werden, daß in jedem aufgezeichneten Falle von ähnlichen Geboten wider die Befriedigung dieser Leidenschaft, von der Eva bis zum Orpheus, und von diesem bis zu der vorerwähnten Dame Blaubart, diese noch immer übertreten worden sind, was denn die Unwiderstehlichkeit des Hanges zum Nachspähen zur Genüge darthut. Wäre die Neugierde wirklich ein boshaftes Vergehen, so sey Gott dem Belzoni und dem Doctor Young gnädig, die selbst die Pharaonen nicht ruhig in ihren Gräbern schlummern lassen konnten, so wie auch allen Bewohnern der Landstädtchen, wo die Neugierde eine stets grassirende Epidemie ist.

Ein Neugieriger ist nothwendiger Weise mit manchen Tugenden begabt; oder seine Neugierde gilt ihm wenigstens für diese. Industrie und Ausdauer muß er im höchsten Grade besitzen. Ein ächt Neugieriger wälzt jeden Stein um, zu sehen, ob nichts darunter sey, was seine

Kenntniß vermehren könne. Die Königin von Saba unternahm eine beschwerliche Pilgerfahrt, um nur einmal den König Salamo zu sehen. Actäon starb eines schmählichen Todes, weil er gern wissen wollte, aus welchem Stoffe eine Göttin gemacht sey; oder wahrscheinlich wohl um zu ermitteln, ob sie wirklich so spröde sey, als sie sich stellte. Ein Frauenzimmer zwängte sich in ein Uhrgehäuse ein, um die Geheimnisse der Freimaurer zu belauschen; und mancher Mann hat das Glück seines ganzen Lebens daran gesetzt, dahinter zu kommen, daß er H.....i sey. Welche Intriguen wird nicht ein wahrhaft Neugieriger ins Spiel bringen, um den Inhalt von eures Fleischers Mulde zu erforschen, um zu hören, welche Neuigkeiten euch der Briefträger diesen Morgen gebracht, oder zu entdecken, ob ihr bei euch oder außer dem Hause esset. Auch Muth muß ein Neugieriger haben. Da jedermann etwas zu verhehlen hat, so bieten sich auch Alle die Hände wider den, der in ihr Geheimniß einzudringen strebt, und zahllose Knüffe und Püffe sind der Lohn des Patriotismus, der sich zum Substituten von Momus Glasfenstern in der Brust der Menschen machen möchte. Das melancholische Schicksal des wohlwollenden Kammerherrn Polonius, der ein so gutherziges Interesse an den Angelegenheiten seines Herrn nahm, ist zu bekannt, als daß wir uns dabei aufzuhalten brauchten. Manches neugierige Auge ist durch eine Wunde verloren gegangen, die durchs Schlüsselloch gekommen; und eine Freundin meiner Familie wäre beinah an einer Entzündung gestorben, die von einer Verletzung durch ein Fangeisen herrührte, welches ihre Magd Susanne hingestellt, um ihr das Nachspüren zu verleiden. Ueberdem mußte dieselbe Dame ein paar Mal auf den Verdacht eines versuchten Einbruchs im Polizeiamte erscheinen, weil sie eine Leiter an die Fenster ihres Nachbarn gestellt, obgleich sie an nichts weniger dachte als daran, ihn zu bestehlen; und ein andres Mal hätte sie bald böse Händel mit dem Postamte bekommen, weil sie Briefe an sich gebracht, die ihr nicht gehörten. Dieses Alles führt zu dem Schluß, daß, wer in heiler Haut schlafen will, seiner Neugierde nicht zu sehr freien Lauf lassen darf. Mit der Neugierde ist es ferner nichts, wenn sie nicht mit Nachsicht verschwistert ist. Die Horcher, sagt man, hören selten viel Gutes von sich, und es wird den Neugierigen häufig unendlich schwer, die Kenntniß, die sie sich verstohlner Weise von der ungünstigen Meinung andrer über sie verschafft haben, nicht merken zu lassen. Um diesem Hange nachzuleben thut ferner ein geschärfter Verstand nicht minder Noth als eine moralische Vortrefflichkeit. Nicht bloß durch die Sinne vermögen wir hinter verborgene Wahrheiten zu kommen. Durch ein schnelles Auffassen von zufällig hingeworfenen Andeutungen, durch ein Zusammenstellen mancher unbedeutenden Einzelnheiten, und dadurch sich, Trotz aller Vorsicht, so viel als möglich Licht zu verschaffen, gelingt es dem Neugierigen Folgerungen zu machen, die zu den verborgensten Wahrheiten führen.

Um aber die innere Vortrefflichkeit der Neugierde recht ins Licht zu stellen, muß ich auf verschiedene, in hohen Aemtern und Würden stehende Personen hinweisen, bei welchen deren Ausübung ex officio zu Hause ist. Die allerneugierigsten Personen auf Gottes Erde sind wohl die Richter bei den Assisen, die sich um Alles in einer Provinz bekümmern, der sie völlig fremd sind. Ganze Morgen bringen sie damit hin, die kleinen Charakterzüge der ärgsten Canaille zu erforschen, indem sie mit einer unverrückbaren Ernsthaftigkeit die verwirrendsten und impertinentesten Fragen aufwerfen. Sie treiben das in der That so arg, daß sie, bloß um deren Meinung über den streitigen Punct zu haben, sich kein Gewissen daraus machen, noch ein Dutzend armer Schelme gezwungener Weise von ihren ordentlichen Geschäften abzuhalten. Diese Neugierde hat dann die Folge manche Unschuldige in die verfänglichste Lage zu versetzen, und schon manches Mal hat ein so grausames Hetzverfahren diesem und jenem das Leben gekostet. Die Mitglieder der Legislatur stehen den Richtern wenig nach in der Lust zum Nachspähen. Sie sind es gewohnt sich täglich bloß deßhalb in Comitte'n zu bilden, um die empörendsten Forschungen in anderer Leute Angelegenheiten anzustellen. Heute verlangen sie ein Verzeichniß der Sporteln, die man in seinem Amte nimmt; morgen wollen sie wissen, wie viele Wechsel man ausgestellt, und übermorgen fragen sie gar zu welchem Preise man seinen Waizen verkauft hat. Es kommen Fälle vor, wo sich ihre Neugierde bis zu einer Elle Band, zu einer Pinte Porter herabläßt; und will man, ihre Forschungen für unbescheiden haltend, sein Geheimniß nicht fahren lassen, so schicken sie einem einen Burschen mit einem schwarzen Stäbchen über den Hals, dessen insinuirende Manieren und ausdauernde Aufmerksamkeiten es einem bald einreden, umzustimmen. So giebt es auch verschiedene Mitglieder in dem ehrsamen Corps, die ihren Stolz und ihr Vergnügen darein zu setzen scheinen, an die Minister Sr. Maj. Fragen der unangenehmsten Art zu richten, wohingegen diese wieder all ihren Scharfsinn aufbieten um deren Neugierde abzutrumpfen, es sey nun durch offne Verweigerung der nachgesuchten Auskunft, oder auch, daß sie ihre Antworten vorbedächtig so stellen, daß sie so wenig Licht geben als nur möglich ist. Aus der nämlichen Ursache haben die Minister, durch eine lange Praxis, die vom Könige zu haltenden Reden zu wahren Mustern einer Geheimsprache — den ausgesuchtesten Proben des Antididactischen, gemacht. Die besten Eigenschaften sind es ja eben, wie jedermann weiß, die durch Mißbrauch am leichtesten Nachtheil bringen; und am Ende kann man doch die Minister nicht deßhalb tadeln, daß sie an ihrem eignen Rath halten. Warum säßen sie denn im Geheimerath, wenn sie jedem unbarmherzigen Frager Rede stehen sollten? Sonach ist es denn gar nicht zu verwundern, daß sie, obgleich selbst so standhaft wider die verfängliche Neugierde Anderer, doch dem eignen Forschungsgeiste den Zügel schießen lassen. Deß zeugen die großen Summen, die jährlich im geheimen Dienste innerhalb und außerhalb Landes aufgewendet werden, größtentheils zur Belohnung der ehrenwerthen Leute, die man Spione nennt, und deren Geschäft ein wohlorganisirtes Uebertragungssystem ist. Es soll Länder gegeben haben, wo die Neugierde der Behörden so weit getrieben wurde, daß fast in jedem Hause ein oder ein paar solcher Herren angestellt waren, um über Alles, was darin gesagt oder gethan wurde, Bericht zu erstatten, während jedem Postamte ein besonderes Departement beigegeben war, das sich lediglich mit dem Nachmachen der Siegel und dem Eröffnen der Schreiben argloser Briefsteller beschäftigte. Aber selbst dieses soll zuweilen der unbesiegbaren Neugierde eines großen Mannes nicht genügt haben, daher er zu noch ernsterern Maaßregeln schritt, und den einen am Pfahl stehen, den andern prügeln, dem dritten gar die Glieder verrenken ließ, um ihm so ein Geheimniß abzulocken, das er nicht fahren zu lassen geneigt schien. Das heißt aber wirklich die Leidenschaft ein wenig weit treiben, so daß sie kaum zu verantworten ist, nicht bloß ihrer Grausamkeit halber, sondern wegen der Irrthümer, die eine Folge davon seyn können. Da aber so manche ehrenfeste und gelehrte Männer von größter Respectabilität und in den höchsten Aemtern es nicht verschmäht haben, zuweilen zu solchen Maaßregeln zu schreiten, so würde es eine Vermessenheit seyn, sie offen und geradesweges tadeln zu wollen. Dem Leser wird schon die Kraft dieses argumenti ad verecundiam einleuchten!

Eine andere Gesellschaft öffentlicher Beamten, welchen man Neugierde im höchsten Grade nachsagen kann, das sind die hochachtbaren Zoll- und Accise-Beamten. Es würde aber höchst unbillig seyn, die indiscrete Neugierde der Subalternen zu tadeln, wenn man sieht, wie der Lord Canzler selbst sich diesem Hange öffentlich hingiebt. Der Canzler ist vielleicht die neugierigste Person im ganzen Reiche Sr.

Majestät. Alle seine Zeit reicht kaum aus zur Lesung der Antworten, welche auf die Fragen eingehen, die er immerwährend rechts und links, mit und ohne Fug, an jedermann richtet, der so unglücklich ist in den Bereich seiner Thätigkeit zu kommen. Ja diese Angewohnheit ist so arg bei ihm, daß er es einem jeden, der nur Lust dazu hat, freigiebt, ihn mit Verhören zu versorgen, um nur des Vergnügens zu genießen, den armen Teufel, der dieser Qual hingegeben wird, zur Einreichung seiner Antwort bei Gericht zu zwingen — eine liebenswürdige Schwäche, die aber oft auf das grausamste in Anwendung gebracht wird, indem man Fragen aufwirft, die zugleich persönlich, beleidigend und grundlos, im Widerstreit mit gemeinem Menschenverstand, Wahrheit und Schicklichkeit sind, und dieses an Leute, die mit dem Canzler nicht mehr zu schaffen haben als mit dem großen Mogul. Und es giebt wirklich Anwalde, die heillos genug denken, dergleichen Fragen bloß in der Absicht aufzuwerfen, um die Kosten zum Ruin des armen Respondenten anzuschwellen. Eine der Beschäftigungen dieses Großbeamten ist, die Details des Privatlebens zu erhorchen, und wenn er erfährt, daß jemand ein Buch gelesen, das er nicht lesen sollte, oder ihm ein Scandal mitgetheilt wird, das in dieser oder jener Familie vorgefallen, so hat er nichts Eiligeres zu thun als es beim Canzelengerichte anhängig zu machen, wo sein Tummelplatz ist. Obgleich bis über die Ohren in Geschäften, und außer Stande, sich bei der Mannichfaltigkeit seiner Verbindlichkeiten von der Stelle zu bewegen, hält der vortreffliche und unersättliche neugierige Canzler Tag für Tag Sitzung, um alles das anzuhören, was ihm, wer da Lust hat, mitzutheilen Willens ist; und wird ihm nichts freiwillig zugetragen, so verlangt er gleich nach mehreren Neuigkeiten. Einst wandte sich ein gewisser Lord Canzler, der Namenlos bleiben mag, in einer sehr ernsten und bedenklichen Sache, plötzlich an eine der Parteien mit der Frage, wie viel Geld er bei sich führe? der arme Schelm begann sogleich seine Schillinge, seine Sechspfennige, ja seine paar Schaustücke hervorzuholen und hinzuzählen, hoffend, seine Angelegenheiten dadurch zu fördern, es ergab sich aber bald, daß der Richter, dem Jeremias Diddler gleich, „nur aus Neugierde" darnach gefragt hatte. Es giebt kein Fach des Lebens, auf das sich nicht des Canzlers Neugierde erstreckt. Er tappt umher in der Arzeneikunde, und forscht hauptsächlich nach der Behandlung des Wahnsinns. Er ist ein Kritikaster in der Literatur, und will nicht zugeben, daß ein Buch in den Druck komme, ehe er gesehen, ob es auch irgend etwas Verfängliches enthalte. Auch ist er ein großer Beurtheiler der Musik, daher er oft nachforscht, ob ein Fidler die Noten eines Gesanges gemauset hat, oder ob Alles aus seinem eignen Kopfe gekommen. Er ist ferner ein erpichter Theologe, und wird kaum jemanden zum Geschäft eines Thürhüters oder Lampenputzers zulassen, wenn er ihn nicht über seine Kenntniß der 39. Artikel zufrieden zu stellen vermag. Ganz vorzüglich neugierig aber ist er in allen Bankerott-Angelegenheiten; daran hat er dermaaßen seine Freude, daß er nicht davon abläßt, es mag auf ihn warten wer oder was da will.

Auch der Canzler der Schatzkammer ist ein arger Inquisitor in seiner practischen Neugierde. Nicht ein Haus kann er vorbeigehen, ohne anzuhalten, um dessen Fenster zu zählen; dann erkundigt er sich auch nach der Zahl der Dienerschaft seiner Freunde, wie viele Wagen und Hunde sie halten, und ob sie ledig oder verheirathet sind. Er geht dabei so unverholen zu Werke, daß er in jedem Kirchspiel Leute unterhält, die nichts weiter zu thun haben, als ihm über diese Dinge Bericht zu erstatten. Er rühmt sich, daß auch der stolzeste Lord des Landes, ohne sein Wissen, kein paar Postgäule miethen, noch ein paar Rebhüner schießen könne. Einst bekam er den lustigen Einfall, wissen zu wollen, wie viele Leute Uhren trügen; ein anderes Mal zählte er die gepuderten Köpfe, bis jedermann bange ward und sich das Mehl auskämmte; und zu einer andern Zeit kam ihm die Grille in den Kopf, erfahren zu wollen, was ein jeder zu verthun habe, und ob er vom Betteln, Borgen oder Stehlen lebe. Da sich aber wenig Leute an solche Art Fragen kehrten, so fand er es bald für gut, wieder davon abzustehen. Ueberdem war die Widersetzlichkeit vielleicht um so größer, als gerade der Canzler der Schatzkammer wohl der Letzte ist, der geneigt wäre, die Neugierde anderer in diesem Puncte zu befriedigen; und muß er endlich seine Angelegenheiten dem Publicum vorlegen, so sorgt er angelegentlichst dafür, seine Rechnungen so zu verwirren, daß unter Funfzigen nicht Einer daraus klug werden kann, ob seine Einkünfte oder seine Ausgaben größer sind.

Wollte ich inzwischen alle die großen und achtbaren Personen aufzählen, die sich einer unbegränzten Neugierde hingeben, so würde ich nie zu Ende kommen. Die Advocaten und Aerzte sind auch ewige Frager, die Geistlichen nicht minder. Die Herren an der Stocksbörse leben einzig und allein von den Neuigkeiten des Tages, und sind ganz unwohl, wenn der Mundschenk eines Großen eine finstere Miene macht, ohne daß sie wissen warum. Diese Leidenschaft ist in der That so groß, daß ein jeder Engländer die eine Hälfte seiner Zeit mit Erkundigungen nach dem Befinden seiner Freunde, und die andere Hälfte mit den Fragen: was giebt es Neues? zubringt. Es giebt einen, übrigens ganz respectabeln Verein von Leuten, die das Land nach allen Richtungen hin durchstreifen, um die Leute auszufragen, was sie von der Unfehlbarkeit des Pabstes halten, und wie sie über die Jungfrau Maria denken, und wenn ihnen dann nicht nach ihrem Sinn geantwortet wird, so schreien sie wie Besessene: „die Kirche ist in Gefahr!" Ein anderer, ebenfalls respectabler Verein, will hauptsächlich nur Meinungen über die Offenbarung kennen lernen, und ob man die Bibel überhaupt, oder ob man sie mit oder ohne Noten und Commentar lieset. Eine dritte Classe Neugieriger steigt auf die Lampenpfähle und schaut den Nachbaren in die Fenster, um zu sehen, ob sie sich am Sonntag Morgen selbst den Bart abnehmen, oder ob sie einen Barbier dazu gebrauchen; und eine vierte kann nicht zur Kirche kommen, weil sie es sich so sehr angelegen seyn läßt, zu ermitteln, wer von den Nachbaren während des Gottesdienstes ein Pfeifchen raucht und Ale dazu trinkt. Kurz, die Gesellschaft ist als ein großes Spionirsystem zu betrachten, und ein jeder interessirt sich nicht bloß bei den Handlungen, sondern auch bei den Gedanken seiner sämmtlichen Nachbaren. In keiner Hinsicht nähert sich ein Sterblicher den Göttern mehr, als indem er mit ihnen zur Kenntniß dieser Dinge gelangt. In dieser Beziehung ist das Loos der Könige beneidenswerth, weil es ihnen nicht an Leuten fehlt, die gern an ihren Tafeln schmarotzen, und ihnen dafür Neuigkeiten zutragen. Napoleon soll in seinem Pallaste eine Doppelbande von Spionen unterhalten haben, die einander auf den Dienst paßten; und ihm machte es großen Spaß, wenn er seine Freunde in der Fährte einer Intrigue ausspürte. Sehr erwünscht müssen dem Philosophen die Fortschritte der neuen Wissenschaft der Schädellehre seyn, da man durch sie am leichtesten hinter alle Geheimniße kommen kann. Wer damit Bescheid weiß, der hat gewonnenes Spiel, gleich dem Spieler der mit gezeichneten Karten spielt. Mit einem Blicke übersieht er seines Gegners Spiel, und lieset dessen geheimste Gedanken wie sie aus dem Gehirn in dessen Hülle versetzt werden. Nicht lange mehr, und man wird Heuchelei und Verstellung als völlig überflüssig und nutzlos hinwegthun, und die Neugierde dann einen weiten Tummelplatz haben.

Die Sutties, oder die sich dem Feuertode freiwillig weihenden indianischen Wittwen.

In der letzten englischen Parlamentssitzung sind unter andern auch officielle Documente über die Selbsttödtung der indianischen Wittwen durchs Feuer vorgelegt worden, wonach leider eine baldige Unterdrückung dieser barbarischen Sitte nicht zu hoffen ist. Der Fanatismus der Braminen, der sie seit Jahrhunderten bewogen hat, zu dem Selbstmord so vieler jungen Wittwen anzufeuern, ist nicht mit einem Schlage zu vernichten. Mit Leidwesen sieht man, wie, Trotz allen Widerstandes abseiten der Europäer, die Zahl der Sutties nicht abnimmt, die sich z. B. in den verschiedenen Districten unter der Präsidentschaft des Forts William im Jahre 1823 auf 575 und in dem folgenden auf 572 belaufen hat. In dem letzteren Jahre gehörte fast die Hälfte der Opfer der Braminen-Caste an, wie aus folgender Uebersicht erhellet:

	Unter 20 Jahren.	Zwischen 20 und 40 Jahren.	Zwischen 40 und 60 Jahren.	Ueber 60 Jahre.
Caste der Braminen	11	103	102	35
Andre Casten	13	115	132	61
Zusammen	24	218	234	96) 572

Wie ist dieser schreckliche Brauch mit dem Glaubensbekenntniß der Braminen, man könne Gott nur durch Barmherzigkeit und gute Werke wohlgefällig seyn, zu reimen? Sie verabscheuen das Blutvergießen und begünstigen doch eine so gottlose Sitte.

Wenn auch diese Opfer noch eben so häufig sind, als in früheren Jahren, so steht doch nicht zu bezweifeln, daß die Anwesenheit der Europäer mehrere Hindus auf andre Gedanken gebracht hat; man findet deren, die solche Schreckensscenen fliehen und die sich bemühen, den unglücklichen Frauen ihr Vorhaben der Selbstvernichtung auszureden. Es giebt selbst Orte, wo eine ziemlich bedeutende Anzahl Einwohner es gern sähe, daß dieses abscheuliche Märtyrerthum abgeschafft würde; doch ist der Aberglaube bei der Masse des Volks noch so tief eingewurzelt, daß sich die Folgen nicht würden absehen lassen, wenn die Behörde in dieser Beziehung durchgreifende Maaßregeln nehmen wollte.

Der Rajah von Tanjore, Ragonath Tondiman, ein sehr tugendhafter Fürst, ist sehr bemüht, seine Unterthanen aufzuklären und sie ihre barbarischen Vorurtheile aufgeben zu machen. Er hat auch seiner Gattin auf das feierlichste untersagt, sich nach seinem Tode zu opfern, und überall, wo sein Einfluß etwas gilt, widersetzt er sich den Sutties. Er hat schon mehrere Unglückliche dem qualvollen Tode entrissen und nachher großmüthigerweise für ihre Existenz gesorgt. Doch ist es auch seine Meinung, daß man mit größter Umsicht und möglichst gelinde zu Werke gehe und das Beste von der Zeit und einem gütlichen Zureden erwarten müsse, indem ein Gewalt-Einschreiten der Oberen gerade das Gegentheil von dem bewirken würde, was man beabsichtige.

Durch die Veränderungen in der Einrichtung der Scheiterhaufen, die in neuerer Zeit durchgesetzt worden sind, hat man schon viel gewonnen. Die Opfer werden nicht mehr festgebunden und die Scheiterhaufen sind jetzt so eingerichtet, daß erstere noch entfliehen können, wenn sie ihren Entschluß plötzlich ändern sollten. Die Bombay-Zeitungen erzählen mehrere Fälle, welche die guten Wirkungen dieser Verbesserung zeigen, doch blieb sie in dem folgenden, worüber ein Herr Pringle zu Punah Bericht ertheilt, ohne Erfolg:

„Da ich zu Pipulwundi, wo ich mich eben befand, erfuhr, es wolle sich eine Suttie im Dorfe Vori opfern, so begab ich mich unverzüglich dorthin, um zu sehen, ob ich sie nicht retten könne, obgleich ich schon gehört hatte, daß man bereits Alles aufgeboten, ihr ihr Vorhaben auszureden. Ich stellte ihr vor, daß es ihr keineswegs Schande machen würde, wenn sie der Selbstopferung entsagte, und setzte hinzu, daß ich, falls sie wegen ihrer Zukunft in Sorgen sey, es über mich nähme, daß es ihr an nichts fehlen solle, während, wenn sie in ihrem Vorsatze beharre, und doch, weil sie die Qualen nicht zu erdulden vermöchte, den Flammen entspränge, sie Gefahr liefe aus ihrer Caste gestoßen und beschimpft zu werden; es war aber Alles vergebens. Zu meinen letzten Aeußerungen lächelte sie, und sagte, ihr Entschluß beruhe nicht auf einem augenblicklichen Enthusiasmus, sie habe aber ihrem Gatten geschworen, ihn nicht überleben zu wollen, und ihren Schwur werde sie nicht brechen; wenn sie übrigens unter den Lebenden zu bleiben gewünscht hätte, so würde sie schon Schutz bei ihren Kindern und in ihrer Familie gefunden haben, ohne zu den Unterstützungen von Fremden ihre Zuflucht nehmen zu dürfen. Was den Scheiterhaufen betrifft, setzte sie hinzu, so wird die Gelegenheit, die mir dessen Einrichtung zur Flucht darbietet, nur dazu dienen, meine Festigkeit zu beweisen, und ich ersuche Sie, Zeuge meiner Opferung zu seyn; ich werde mit Muth zu sterben wissen. Diese unglückliche Frau mochte zwischen 50 bis 60 Jahre alt seyn; sie hatte zwei Söhne und mehrere Enkel; ihr Mann war seit 3 Tagen todt. Tags vorher war sie in Ala gewesen, wo eine andre Suttie verbrannt worden war, welcher Ceremonie sie von Anfang bis zu Ende mit beigewohnt hatte. Nach ihrer Rückkunft von dort hatte sie zum innigen Leidwesen ihrer Familie und Freunde, welche, jedoch vergebens, alle ihre Ueberredungskunst aufboten, sie davon abwendig zu machen, ihre Absicht, sich mit der Leiche ihres Gatten verbrennen zu lassen, erklärt."

„Ich erfuhr, daß der Scheiterhaufen zu Ala noch in der alten Weise angerichtet worden war; ich widersetzte mich hier dem, aber förmlich gegen den Willen der Braminen. Die Erde ward mit sehr trocknem Holze und Kuhmist, und rund umher bis auf eine Seite, die man gänzlich frei ließ, mit Stroh und Heu belegt. Nach einigen, die Handlung einleitenden, Vorkehrungen, näherte sich das Opfer. Ich bat abermals, sie möchte nicht weiter gehen; sie erwiederte aber, ihr Entschluß stehe fest, und zeigte auch volle Geistesgegenwart. Als man jedoch die letzten Ceremonien am Fuße des Scheiterhaufens vollführt hatte, schien sie der Ohnmacht nahe zu seyn. Man half ihr hinauf; dann legten ihre beiden Söhne das Feuer an, Alles ohne ein Wort zu wechseln. Die Flammen griffen rasch um sich; sie stand plötzlich auf, fiel aber gleich wieder zusammen, wonach man noch ungefähr drei bis vier Minuten ein klägliches Schreien vernahm. Die Zuschauer bewunderten ihren Muth; aber sie war schon alt, und es ist möglich, daß ihre Schwäche sie verhinderte die Flucht zu ergreifen, sonst, glaube ich, würde die menschliche Natur die Oberhand behalten und sie sich einem so martervollen Tode noch durch eine schleunige Flucht entzogen haben."

Tonnies
Chronik des Hamburger See-Assecuranz-Geschäfts im Jahre 1826.

Herr Tonnies hat sich schon seit mehreren Jahren durch, mit eben so vieler Sachkenntniß als Freimüthigkeit abgefaßte Schriften über diesen, für den Handel so wichtigen Gegenstand, ein ehrenwerthes Verdienst erworben, das auch dankbare Anerkennung erhalten hat. Mit Vergnügen überzeugt man sich, daß die darin öffentlich ausgesprochenen Wünsche und respectiven Rügen bestehender Uebel und Mißbräuche bereits viel zur

allmähligen Minderung der letztern, und zur Sicherung und Förderung des Geschäfts im Allgemeinen beigetragen haben. Obgleich der Verfasser nur in besonderer Beziehung auf Hamburg und die hiesigen Assecuranzvereine schreibt, so wird dennoch auch der Ausländer, der sich für den Gegenstand interessirt, nicht nur in denen aufgestellten speciellen Ansichten und Erfahrungen, sondern auch in den entwickelten allgemeinen Grundsätzen und Winken, manche nützliche Belehrung finden, und wir halten uns daher in beiderlei Rücksicht für verpflichtet, auf den unter obenstehendem Titel eben erschienenen Bericht desselben vom Gang und Schicksal der Hamburger Assecuranzen im Jahre 1826, aufmerksam zu machen. Um unsere in- und auswärtigen Leser zuvörderst auf den rechten Standpunct der Beurtheilung zu setzen, lassen wir hier die Einleitung des Verfassers wörtlich folgen:

„So wie Menschen in engere gesellschaftliche Vereine zusammen traten, wurden allmählig Einrichtungen getroffen, die zu ihrer gemeinschaftlichen Wohlfahrt dienen sollten; und aus diesen entwickelten sich sofort wiederum andere Gebräuche, die mit dem Fortschritte der Zeit immer heiliger verehrt, als Richtschnur angenommen, und da, wo das Gesetz sich nicht klar und entscheidend genug aussprach, als Momente der letzten Entscheidung anerkannt und betrachtet wurden. Auf diesem Wege entstanden bis auf unsere Zeiten viele, und manche heilbringende, Anstalten, welche die Menschen gegen die nachtheiligen Folgen so mancher sonst nicht zu vermeidenden Natur-Uebel auf unserer Erde schützen sollten, wie gegen die furchtbaren Wirkungen der Stürme, des Feuers, des Wassers, des Hagels und Blitzes und anderer Erscheinungen der Elemente."

„Das Besitzthum eines Jeden konnte so gesichert und versichert werden, so daß der vorsichtig Sorgende nicht mehr den Zufällen des Ohngefährs unterworfen blieb. Ein kleiner an und für sich nur unbedeutender Beitrag bewirkte diese individuelle Beruhigung und sicherte den Glücksbestand des Einzelnen, wenigstens theilweise, gegen ein Heer von Unglücksfällen, denen man früher so leicht zum Opfer werden konnte."

„Es war freilich vorauszusehen, daß bei den auf der Erde vorherrschenden Unvollkommenheiten aller Dinge die wohlthätigsten Absichten auch hier verkannt, vernachlässigt und mitunter gemißbraucht werden, daß die zweckvollsten Einrichtungen durch Veralterung nach und nach sich kraftlos zeigen, und alte geheiligte wohlthätige Gebräuche und Veranstaltungen in nachtheilige und schadenbringende ausarten würden." —

„Diesem traurigen Schicksale entging auch das Assecuranz-Wesen, besonders in unserm so geschäftsvollen Hamburg nicht; ja es ereignete sich hier, daß das, was in diesem Fache bei seinem ersten Entstehen aus einer reinen Quelle zum Besten des Hamburger Commerciums für alle Zweige der Betheiligten hervorgegangen war, sich nach und nach immer mehr trübte, durch künstliche Machinationen böswilliger Menschen immer unreiner ward, bis zu dem Grade, daß die See-Assecuranz-Compagnieen hieselbst, die bisher mit so vieler Ehre und mit so ausgezeichnetem Glücke bestanden hatten, fast mit einem gänzlichen Untergange bedrohet wurden, und in Verbindung damit der Ruin eines großen Theils der Hamburgischen Handels-Wohlfahrt gefürchtet werden mußte. Diese Assecuranz-Uebel wuchsen mit jedem Jahre. Immer feiner wurden die Gewebe criminalistischer, auf List und Betrug berechneter Versicherungen gegen See- und Feuers-Gefahren ausgesponnen, so daß sie leider nur zu häufig dem Auge der öffentlichen Gerechtigkeitspflege unbemerkbar blieben, oder dieses durch trügerische Vorspiegelungen verblendet wurde."

„Nicht weniger schamlos und verderblich sind die Spiele des Betrugs, die mit der Avarie-Grosse und mit den so schändlich gemißbrauchten Eiden getrieben worden sind, welche die lügenhaften See-Verklarungen besiegeln und zur Grundunterlage des Dispacheurs bei Aufmachung der Schadenforderungen dienen müssen. So vielseitiges Ungemach für das Assecuranzfach, vergesellschaftet von zweckwidrigen oder gänzlich vermißten Nachweisungen zur Einschiffung in unsern Elbstrom, benebst so manchen andern schädlichen Betrieben, vermehrten den Unmuth und die Klagen des Assecuradeurs sowohl, als derer im kaufmännischen Publicum, die durch Actien in den hiesigen Versicherungs-Anstalten patriotische Theilnehmer geworden waren. Von mehreren Seiten, hier und auswärts her, erschollen Stimmen der Aufforderung, daß die Assecuranz-Uebel zu Hamburg öffentlich möchten gerügt, und Mittel angegeben werden, wie ihnen am zweckmäßigsten abgeholfen werden und Einhalt geschehen könne. Es war an der höchsten Zeit, wenn nicht das hiesige Assecuranz-Geschäft seinem Untergange entgegen gehen sollte, daß irgend ein Sachkundiger auftrat, und ohne Scheu die Wahrheit von der Lüge säuberte, und die zur Usance gewordenen Unwürdigkeiten in dem Betragen so mancher Schiffer und ihrer Genossen an's klare Licht zu stellen suchte."

„Im Jahre 1823 unternahm es der Verfasser zuerst, und mit ihm zugleich zwei seiner geschätzten Assecuranz-Collegen, die Scheu vor der Oeffentlichkeit überwindend, für eine Angelegenheit des Gemeinwohls die öffentliche Stimme zu erheben. Und wie sehr auch der Verfasser das Unzureichende seiner Kräfte fühlte, und obschon er fürchten mußte, der guten Sache vielleicht zu schaden, wenn er es unternähme, mit seinen Vorschlägen zu Verbesserungen und Abstellungen hervorzutreten, so siegte doch die gute Sache, lediglich durch Ausübung des guten Willens und durch Anwendung der Waffen der Wahrheit über alle Hindernisse und Schwierigkeiten. Die Gegeneinwendungen, wie gelehrt sie ausstaffirt seyn mochten, fanden keinen Eingang, und es ward allgemein anerkannt, daß die tief eingewurzelten Mißbräuche einer Radical-Kur bedürften. Die seit vier Jahren fortgesetzten Versuche, diese Verbesserungen weiter zu begründen, sind, wenn auch für den Augenblick nur noch theilweise, doch über Erwarten gelungen, und man darf fernerhin hoffen, daß auch noch manche andere Mängel und Gebrechen verbessert und beseitigt werden. Jede Aufklärung führt zur Bezeichnung und Aufdeckung des Makuldsen, und eben daher findet sie zu allen Zeiten in geistlichen und weltlichen Dingen ihre Widersacher, weil Trug, Verblendung und Unwahrheit das Licht scheuen. Wie sollte man aber nicht mit frohen Erwartungen des Besserwerdens und der gänzlichen Rückkehr zu der ehrenvollen Bahn der Rechtlichkeit sich schmeicheln dürfen, da doch ja mit Zuversicht auf die überall verbreitete Ueberzeugung des merkantilischen Publicums gerechnet werden darf, daß das, was geschieht und was man zu erstreben bemüht ist, zu dessen Vortheil gereiche, und daß mithin wohl mit Recht auf eine kräftige Mit-Unterstützung eines Jeden und Aller nach Gelegenheit und Verhältniß gerechnet werden kann, damit das Gute gedeihe und das Böse erstickt werde."

„Um so viel möglich die seit mehreren Jahren entstandenen Assecuranz-Uebel in ein helles Licht zu stellen, so wie die Mittel zu ihrer Abhülfe anzugeben, ward in den bisher über diesen Gegenstand erschienenen Schriften eine freimüthige offene Sprache ohne alle künstliche Wendungen gebraucht, da man überzeugt seyn durfte, daß eine gute, durchaus patriotische Absicht das heilbringende Ziel der Erfüllung so gerechter Wünsche auf diese Weise am frühesten und vollständigsten erreichen werde."

„Und wie sollte man nicht erwarten dürfen, daß in Hamburg, wo die Beförderung gemeinnütziger Ideen und Vorschläge und wohlthätiger Anstalten jeder Art von jeher mit allem Eifer betrieben wurde, dergleichen nicht auch noch jetzt, in einer vielfach veredelten Zeit, aufgefaßt und beachtet werden sollte?"

„Die erste Schrift des Verfassers über Avarie-Grosse und über die Mittel zur Abhülfe ihrer Mißbräuche, erschien im Jahre 1823, und ist nicht nur beifällig vom Publicum aufgenommen worden, sondern auch zur Freude aller Betheiligten nicht ohne heilsame Wirkung für die Sache geblieben. Gewiß eine ermunternde Veranlassung, auf der betretenen Bahn vorwärts zu schreiten, und mit Vertrauen und Erwartung, etwas Gutes zu stiften, anderweitige Betrachtungen und Vorschläge dem reiferen Erwägen der Vaterstadt, so wie dem deutschen Vaterlande überhaupt zu übergeben. Und so mögen auch die diesjährigen, so wie die folgenden jährlichen Berichte über den Hergang des Assecuranz-Geschäftes dazu beitragen, den noch obwaltenden Hauptgebrechen entgegen zu wirken, und so viel als möglich zum Nutzen unserer Börse dieselben zu heilen." —

Der vorstehenden Einleitung folgt nun die Chronik des Jahres 1826. Außerdem enthält aber die Schrift noch mehrere örtlich interessante Aufsätze 1) Ausflug nach der Schaarhörner Baak, nebst Beilagen. 2) Herrschende Winde im Jahre 1826. 3) Herrschende Temperatur im Jahre 1826. 4) Allgemeine Bemerkungen über Hamburgs Handel und Schifffahrt. 5) Schreiben von Herrn Rowohl, betreffend das Schiff Conferenzrath Bauer, nebst Beilagen. 6) Vom Strandungsfall. 7) Nachschrift, veranlaßt durch die Wegnahme des Hamburger Schiffes Flora.

Unter diesen Anhängen, wobei wir, Mangels an Raum wegen, auf eigne Einsicht und Prüfung verweisen müssen, scheint uns No. 7 vorzüglich der Erwägung werth und wir denken darauf zurückzukommen. Zuvörderst aber ziemt uns ein Ueberblick dessen, was das Wesentliche der Schrift genannt werden kann, nämlich der eigentlichen Chronik des Hamburger See-Assecuranz-Geschäfts.

„Der Geschäftslauf des verflossenen Jahres 1826," beginnt der Verfasser, „war für das Assecuranzfach ganz eigener, fast möchte man sagen, origineller Art. Dieses Jahr zeichnete sich nämlich vor vielen vorhergegangenen, deren traurige Erinnerungen noch in uns leben, durch eine günstige, fast von allen heftigen Winden und atmosphärischen Beunruhigungen befreite, schöne Witterung aus: so daß in dieser Hinsicht der Contrast mit den früheren stürmischen Jahren, besonders mit denen von 1821 und 1824, auffallend und bemerkenswerth war."

„Demohngeachtet war die erste Hälfte des Jahres 1826 nichts desto weniger, für den Hamburger Assecuradeur wenigstens, von sehr unglücklicher Vorbedeutung. Schon in den ersten Tagen des Februars ereigneten sich auf unserm Elbstrom, eine bedeutende Strecke diesseits Cuxhaven, wo folglich im gewohnten Sinne der hiesigen Kaufmannschaft die Schiffe schon als arrivirt angesehen werden, zwei Unglücksfälle, zwei fast totale Verlüste, die unsere Börse schmerzhaft verwundeten, und besonders unseren in neuer Hoffnung sich erhebenden Assecuranz-Compagnieen einen feindlichen Stoß beibrachten. Der Schaden war höchst nachtheilbringend, da er zwei der schönsten Englischen und reichbeladenen Schiffe betraf:

Robert Taylor, Capitain W. K. Maughan, A. 1.

Viscount Down, Capitain J. Arnold, A. 1.

beide von London nach Hamburg bestimmt, und unter der Leitung der erfahrensten und geachtetsten Schiffs-Capitaine."

Nachdem der Verfasser den Hergang der Sache erzählt, fährt er fort:

„Dieses in so mancher Hinsicht auffallende Unglücks-Ereigniß leitet zu der einfachen Frage, ob es denn kein Mittel gebe, diesem für das kostbare Interesse der betheiligten Rheder, Ladungs-Interessenten oder deren Assecuradeure so unverantwortlichen, rücksichtslosen Verfahren der Schiffer oder deren Lootsen für die Zukunft vorzubeugen? ob nicht von Seiten der Regierung der Wiederkehr solches Unheils, des Auffegelns nämlich in den Elbstrom, bevor noch die Tonnen gelegt sind, kraftvoll gesteuert werden könnte? — Sollte irgend eine fremde Regierung es übel deuten, wenn man den unter ihrer Flagge fahrenden Schiffs-Capitainen, zu ihrem eigenen Heil und zu ihrer Erhaltung, alles vermessene Auffegeln von Cuxhaven gebieterisch untersagte? würde es nicht vielmehr dankbar anerkannt werden, nicht allein vor drohenden Gefahren gewarnt, sondern auch durch allenfallsige Zwangsmittel dagegen geschützt zu haben?"

Diese Schläge des Mißgeschicks waren aber nicht die einzigen.

„Fünf Schiffe," erzählt der Verfasser, „größtentheils von der ersten Classe, mit Kupfer gefüttert, durch die Rechtlichkeit und Geschicklichkeit ihrer Capitaine ausgezeichnet:

Havana Packet, Capitain H. C. Callsen, Classif. A. 1.

Ceres, Capitain C. F. Faster, Classif. A. 1.

Ida Margaretha, Capitain Ahlmann, Classif. AB. 1.

Mary & Susan, Capitain Couthony, Classif. AB. 1.

Freundschaft, Capitain Ries, Classif. AB. 1. (n. Malaga.)

verunglückten mit nicht gar großem Unterschiede um dieselbe Zeit, von Einem und demselben Orte (Havana) herkommend, und, mit Ausnahme von Capitain Ries, nach einem und demselben Orte (Hamburg) bestimmt."

„Da gerade diese Reisen von und nach Havana von den hiesigen Assecuradeuren besonders gerne gesehen und gleichsam geliebkoset werden, so läßt sich denken, daß es jeder für seine Pflicht gehalten hatte, von diesen sogenannten Cardinal-Risico's so viel zu nehmen, als das Verhältniß der Compagnieen und eigener Muth gestatteten. Gerade diese an und für sich nicht zu tadelnde Vorliebe für das, was besonderes Zutrauen zu verdienen scheint, verursachte diese so tief gefühlten harten Verlüste bis ultimo Juni, und gaben aufs neue den überzeugendsten Beleg, daß man das Gute nicht für zu gut halten, die auserlesenen Assecuranz-Gegenstände nicht überschätzen, und von der einzig soliden Erfahrungs-Regel sich nicht zu weit entfernen sollte, über eine gewisse Summe, die man billigerweise von allen Versicherungs-Gegenständen erhalten kann, bei einzelnen nicht zu weit hinauszugehen."

Bei dieser Gelegenheit, wo namentlich von den erstgenannten zwei Schiffen sämmtliche Schiffsmannschaft mit umkam, wirft der Verfasser die sachdienlichen Fragen auf:

„Ist denn kein Mittel, die persönliche Sicherheit der Menschen am Bord zu bewirken? sie auf gewisse Weise von den Zufällen des Geschicks weniger abhängig zu machen? Ist es durchaus unvermeidlich, daß, wenn ein Schiff auf offener See versinket, auch die Menschen im Schooße des Meeres begraben werden müssen? Sollten nicht durch Nachdenken noch wesentliche Schutz- und Vorsichts-Maaßregeln aufgefunden werden können? Warum widmen einsichtsvolle Männer ihren Scharfsinn und ihre Thätigkeit nicht solchen reellen, den Menschen wahrhaft wohlthätigen Bemühungen?" —

„Die Unglücksfälle der beiden reichen Schiffe von London, und der sechs von Havana, nebst einigen andern, schlossen die erste Hälfte des Jahres, welche nach der Erfahrung bei weitem als die bessere gilt, bis Ende Juni mit einem bedeutenden Verlust für den Hamburger Assecuradeur; — inzwischen war dieser Zeitpunct, wo auf solche Weise die Actien der hiesigen Compagnien unter alles Verhältniß des innern Werthes herabsanken und verschleudert wurden, der Wendepunct des Mißgeschickes; denn von jetzt an ging Alles erwünschter. Die Schiffe langten größtentheils ohne alle, oder doch nur mit unbedeutender Avarie in den Häfen ihrer Bestimmung an. Orkane und Stürme, die steten Begleiter des Nachjahrs, blieben aus; die Monate October, November und December von 1826 verläugneten ihren unruhigen, dem Assecuradeur Verlust bringenden Charakter." —

„So wie aber die Witterung ohne Nachtheil auf das Assecuranz-Geschäft einwirkte, eben so zogen auch die politischen Verhältnisse ohne

bedeutende Störung vorüber. Der seit sieben Jahren dauernde Freiheitskampf der Griechen gegen die Ottomannische Pforte, der Krieg des Kaiserreichs Brasilien gegen den Freistaat von Buenos-Ayres, die Parteiungen der Portugiesen unter sich, und Spaniens Nicht-Anerkennung der Länder und Republiken Süd-America's, welche sich von diesem Reiche losgewunden und für unabhängig erklärt, hatten keinen nachtheiligen Einfluß auf das Assecuranz-Wesen. Nur Eine Besorgniß ängstigte noch die Assecuradeure und die Kaufmannschaft überhaupt; denn, während des Monats September, erhielten wir in Hamburg von mehreren Seiten her die drohende Nachricht, daß Marokkanische Kriegsschiffe aus ihren Häfen ins Atlantische Meer mit feindlichen Absichten gegen die Preussischen und Hanseatischen Flaggen abgesegelt wären, so wie, daß eine bedeutende Algierische Escadre in der Nähe von Gibraltar kreuze, und wahrscheinlich ebenfalls auf die friedsamen Schiffe der Hamburger Jagd zu machen beabsichtige. Die Marokkanischen Schiffe liefen ungestört von den Portugiesen in den Hafen von Lissabon ein, um sich mit trinkbarem Wasser zu versehen. Man unterließ indessen nicht, Hamburg zu warnen, für die Sicherheit seiner Schiffe Maaßregeln zu treffen; was freilich für die bereits im Meere, auf Reisen von und nach Ost- und West-Indien, Nord- und Süd-America sich befindenden Schiffe schwerlich oder gar nicht mehr geschehen konnte. Die Oberbefehlshaber der Marokkanischen Kriegsschiffe erklärten in Lissabon unverholen, daß ihnen der bestimmte Auftrag von ihrer Regierung geworden sey, gegen Hanseatische und Preussische Schiffe zu kreuzen, und sie mit ihren Ladungen zu kapern, wo sie sie träfen. Zum Glück war die gute Jahreszeit, um See zu halten, fast schon verstrichen, und die der Winterstürme dagegen eingetreten, so daß diese und der Mangel an Ausrüstung die Marokkaner veranlaßte, in ihre eigenen Häfen wieder zurückzukehren. Für diesmal also waren Hamburgs Schiffs-Rheder, Assecuradeure und Kaufleute mit der bloßen Angst davon gekommen, aber jeder von ihnen faßte, was von der Zukunft zu erwarten sey."

Auf Veranlassung der von den Marokkanischen Kaperschiffen drohenden Gefahr fordert der Verfasser dringend auf, Mittel zu suchen, der vaterstädtischen, hanseatischen Flagge Respect zu verschaffen.

„Es ist," sagt er, „in der früheren Schrift des Verfassers, welche diesen Gegenstand betrifft, umständlich erzählt worden, wie im Anfange der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (1732) Hamburg, obgleich politisch weniger frei und unabhängig als jetzt, dennoch lebhaft von den Vortheilen und dem Ruhme durchdrungen war, welche aus der Befreiung und Befriedigung seiner Flagge im Mittelmeere entsprießen würden. Damals ward ein Friede mit Algier geschlossen, der unter den Hamburgern großen Jubel verursachte. Aber leider mußte dieser Friede ohne heilsame Wirksamkeit verbleiben, da Spanien mit Algier im Kriege begriffen war, und nicht gestattete, daß die Bedingungen erfüllt wurden."

„Und dennoch, was war unsere Schifffahrt damals und was ist sie jetzt? Die Häfen in Ost- und West-Indien, in Süd- und Nord-Amerika waren uns und unsern Schiffern verschlossen, und nur durch die Waaren bekannt geworden, welche wir mit einigen Schiffen aus Portugal, Spanien, Frankreich und England erhielten. Aber jetzt, wo uns mit Ausnahme des mittelländischen und schwarzen Meeres alle Länder und Häfen der Erde geöffnet sind, jetzt, wo nichts uns verhindert, Tractate zu schließen, wie es unserm Handlungs-Interesse angemessen ist; warum wollten wir, befreit von politischen Zwangsverhältnissen, für unser Bestes nicht eben so thätig seyn, wie unsere Vorfahren?"

„Fürwahr, in einer Zeit des rastlosen Vorwärtsschreitens in Künsten und Wissenschaften, in Handel und Wandel bei den uns von allen Seiten umgebenden Staaten kann es uns Hamburgern nicht ziemen, sorglos und unser eigenes Interesse vernachlässigend still zu stehen, um uns der Indolenz beschuldigen zu lassen? Sind wir 1827 nicht mehr eben so kaufmännisch gesinnt und um unser maritimisches Interesse noch eben so besorgt, als wir es im Jahre 1752 waren? sind wir es nicht allen Classen unserer Mitbürger schuldig, daß ihnen Mittel und Wege eröffnet werden, jenen zur Benutzung ihrer erworbenen Capitalien, diesen, um ihnen Brod und Nahrung zu verschaffen?"

— „Wenn übrigens," heißt es im weitern Verfolg der geschichtlichen Erzählung, „dieses Spätjahr 1826 durch eine ruhigere Witterung begünstigt wurde, so ist zugleich doch auch das noch mit in Anschlag zu bringen, daß auch noch andere, von der Witterung unabhängige Ursachen mit dazu beitrugen, daß ein besserer Zustand der Dinge eintrat. So war durch die öffentlichen Rügen und Aufdeckungen betrügerischer Umtriebe in den sogenannten criminellen Versicherungen gegen See-Gefahr eine große Verminderung herbeigeführt worden. Und fürwahr, man kann es nicht genug wiederholen; was kann auch für das Assecuranz-Wesen störender und hemmender seyn, als wenn der Assecuradeur sein Geschäft nur bei Mißtrauen und mit steter Ahnung, betrogen zu werden, fortführen soll? Zu welcher Durchschnitts-Prämie müssen nicht die Versicherungs-Prämien gesteigert werden, wenn die mit Betrug eingeleiteten und vollführten Assecuranzen durch die rechtlichen mit übertragen werden sollen? Darum haben die seit einiger Zeit angestellten Untersuchungen und Nachforschungen, die gerichtlichen Belangungen und öffentlichen Darstellungen der entdeckten Betrügereien eine sehr heilsame Wirkung hervorgebracht, und manches verworfene Gesindel von fraudulösen Versuchen zurückgehalten. Wem es hie und da gelingt, durch eine nicht beneidenswerthe Geschicklichkeit, durch gewandte Manoeuvres sich herauszuwinden, und das Auge der öffentlichen Gerechtigkeit zu verblenden, der wird doch in den Augen der Welt, wenn selbst mit Titeln geehrt, ohne eigentliche Ehre und Achtung, so wie zugleich ohne merkantilisches Zutrauen da stehen und das Bewußtseyn seiner Schuld gewiß nicht lange unterdrücken können."

„Die Verminderung leichtsinniger, auf Betrug und Meineid begründeter Avarie-Grossen ist eine zweite Frucht der seit 1823 zur Oeffentlichkeit gebrachten Rügen, und sollte dazu aufmuntern, auch fernerhin Mühe, Arbeit und Kosten nicht zu sparen, einem so heilsamen Zwecke dienlich zu seyn. Denn es ist unverkennbar, daß die Zahl muthwilliger, betrügerischer Avarie-Grossen, die dem Kaufmann und Assecuradeur zur Last fielen, bedeutend abgenommen hat, und nur hie und da noch, wo der Versuchung zu unrechtlichem Gewinn nicht hat widerstanden werden können, bemerkbar geblieben sind. Ehre, Gewissen, öffentlicher Ruf und Credit, auch wohl ein besseres Gefühl der Religiösität, sind bei einem großen Theile von Schiffern und deren Gehülfen und Helfershelfern wieder mehr in ihre alten Rechte getreten, und man spürt zum öftern schon ein sehr lobenswerthes Bestreben der Schiffs-Capitaine, so viel als möglich alle Avarie-Grosse-Belästigung für Kaufmann und Assecuradeur zu vermeiden."

Der Verfasser theilt hier mehrere dieser Betrügereien, mit dem detaillirten Hergang und Resultat der dießfallsigen Untersuchungen mit, und fährt dann fort:

„Ein dritter Umstand, der in dem verwichenen Jahre zur Verbesserung des Hamburgischen Assecuranz-Geschäfts beitrug, lag in der verminderten Anzahl hiesiger concurrirender Versicherungs-Anstalten und Privat-Assecuradeure. Drei der ersteren,

die zweite Minerva-Assecuranz-Compagnie,
die fünfte See-Assecuranz-Compagnie und
die sechste Assecuranz-Compagnie

hatten den immer sich mehrenden Uebeln, welche das Assecuranz-Wesen trafen, nicht widerstehen können, und fanden, wenigstens zum größten Theile, darin ihren Untergang oder doch die nächsten Veranlassungs-Gründe zu ihrem Aufhören."

„Es ist in einigen Schriften, die ja hauptsächlich dem Gemeinwohl der Hamburger Börse gewidmet waren, zum öftern erwähnt worden (s. Ansichten über die geschichtlichen Wahrnehmungen des Hrn. G. L. W. Grasmeyer), daß eine zu geringe Zahl hiesiger See-Assecuranz-Compagnieen für das active merkantilische Publicum in Hamburg nicht anders als nachtheilig seyn, daß sie die Ausführung bedeutender Assecuranz-Aufträge im hohen Grade erschweren und durch unverhältnißmäßig gesteigerte Prämien beschränken würde. So lange aber, als die Maximums-Summen der Versicherung bei manchen Compagnien noch so zweckwidrig groß sind, und auch (wenigstens für die Cardinal-Risico's) in ganzer Ausdehnung benutzt werden, ist und bleibt es wünschenswerth, und für das Interesse der existirenden Assecuranz-Institute viel angemessener, daß die Zahl derselben durchaus nicht vermehrt werde; denn es könnte nur dazu beitragen, Rückstände im Geschäft zu erzeugen und allgemein wohlthätige Anstalten dem Untergange zuzuführen."

„Als vierter Grund des verbesserten Zustandes des Assecuranz-Geschäfts im vorigen Jahre darf wohl mit vollem Rechte angeführt werden, daß, wie bereits erinnert, von Seiten hiesiger Assecuradeure mit größerer Umsicht und Vorsicht verfahren worden, und daß besonders auf die Abnahme der Tage, mit welcher gewöhnlich die Zunahme der Gefahren zur See in gleichem Verhältnisse steht, mit gewissenhafter Sorgfalt in der Steigerung der Prämien Rücksicht genommen wurde."

„Diese hier angegebenen Ursachen, welche zur Verbesserung des Assecuranz-Geschäfts und zur Eröffnung heiterer Aussichten für dasselbe beigetragen haben, zu denen leicht noch andere gezählt werden könnten, werden hinreichend seyn, hoffentlich auch die Ungläubigsten zu überzeugen, daß die seit einigen Jahren von mehreren Seiten her erschienenen Druckschriften, die Uebel der Assecuranz betreffend, ihre Wirkung nicht verfehlt haben, so daß man, trotz manches unverständigen Tadels, muthig fortschreiten sollte auf der einmal betretenen Bahn, die zum Ziele allgemeiner Wohlfahrt führen muß, und wohin ein von Eitelkeit und Selbst-Interesse befreieter ächt patriotischer Sinn, von welchem Männer, wie Reimarus, Büsch, Kirchhoff, von Drateln, Brodhagen und J. F. Tonnies erfüllt waren, am sichersten geleiten wird. Mögen immerhin einige glauben, daß es besser sey, die von vielen Seiten her gefühlten Gebrechen mit Stillschweigen zu übergehen oder sie mit dem Mantel der Ergebung und Geduld zu bedecken: — wir wollen uns deshalb zum Wohl des Ganzen in lauterer Absicht, nach besten Kräften und Einsichten mitzuwirken, nicht irre machen lassen, und wirken, so lange das Leben uns zur Thätigkeit gefristet wird."

„Die Abschaffung des Extra-Lootsgeldes;

Die Einführung der numerirten Signal-Flaggen am Bord unserer Hamburgischen und anderer National-Schiffe;

Das so wichtige und nützliche zweite Leuchtschiff an der engen Stelle zwischen den Sanden von Scharhörn und Vogelsand;

Die dem Abschluß nahe Verbesserung der Hamburgischen Assecuranz-Gesetze und Avarie-Verordnung;

Ein mehr allgemein gewordenes rechtlicheres Betragen der Schiffer, und das Aufgeben unbilliger Ansprüche an die Casse der Assecuradeure;

Ein thätigeres und kraftvolleres Benehmen der Kaufleute bei Nachforschungen, Avarie-Grosse-Vorfälle betreffend;

Ein schnelleres Expediren der Schiffe, und auch eine schon zunehmende Vermeidung gedruckter und affichirter lügenhafter Versicherungen von „ehestens wird segeln;"

Einschüchterung oder Verjagung kecker Betrüger und criminalistischer Versicherer und Hehler derselben, die Schiff und Ladung deshalb übermäßig hoch versichern lassen, um dadurch den verabredeten, muthwillig veranlaßten Verlust von den hintergangenen Assecuradeuren eincassiren zu können;

Und endlich die Aufmerksamkeit, welche durch die öffentlichen Anregungen auf die Befreiung der Hamburger Flagge von den Feindseligkeiten der Barbaresken aufs Neue geweckt worden ist;

alle diese Erfolge und Hoffnungen sind doch das erfreuliche Ergebniß der seit 1823 erschienenen Schriften mehrerer Sachverständigen, ein Resultat, welches dem wahrhaft patriotischen Sinn nicht anders als höchst erfreulich erscheinen muß."

— „Daß eine Radical-Cur augenblicklich bewirkt werde, oder ein plötzliches Aufhören aller drückenden, wenn auch durch die Länge der Zeit gewohnten Leiden, von denen das hiesige Assecuranz-Geschäft, unsere Rhedereien und die Anstalten sowohl zu einer sicherern Einschiffung in die Elbe als zur Beförderung des wichtigen Korn-Geschäfts, noch belästigt sind, ließ sich billigerweise nicht erwarten. — Das Ob, Wie und Wann muß erst gehörig geprüft und überlegt werden, ehe man auf den Rath und die Vorschläge eines Einzelnen gleich zur Annahme und Ausführung schreiten kann."

— „Sollten indessen alle diese Vorschläge auch ferner hin noch unbeachtet bleiben, sollten wir keinen Leuchtthurm auf Scharhörn, kein See-Retter-Corps zu Cuxhaven, keine Bergungs-Schaloupen und Rettungs-Böte erhalten: so wird es freilich das traurige Geschäft dieser Mittheilungen bleiben müssen, auch für die Zukunft, Jahr für Jahr, die immer mehr anwachsende Zahl der verunglückten und hingeopferten Menschen und Schiffe namhaft zu machen, und mit den sie begleitenden Umständen zu erzählen. Dann wird jawohl die Nichtigkeit der ausweichenden Gründe, wenn auch erst nach großem Schaden der vielseitig Betheiligten, vollends aus Licht treten, und die Thatsachen werden überzeugender reden, als die Worte dieser Schrift vermögen."

— „Niemand wird es tadeln, zumal wenn er in den jetzigen Zeitgeist sich zu finden vermag, daß man auch für Bequemlichkeit, Zierde und Annehmlichkeit in unserer Stadt eifrigst und mit großen Kosten Sorge trägt: daß man die Jacobi-Kirche wieder mit einem schönen Thurme schmückt, daß man den anmuthigen Jungfernstieg verlängert; daß man die an Kriegs-Ungemach erinnernden Wälle in anmuthige Gänge, Garten-Partieen und Blumenbeete umwandelt, daß man den dramatischen Vergnügungen einen prachtvollen Tempel erbauet hat: aber — sollten wir dann auch nicht an das denken, was dem Leben unsers Staates, was dem Handel und der Schifffahrt nützt? was schwere, drückende Verlüste zu entfernen, unsere Capitalien zu conserviren geeignet ist? Sollten wir besonders nicht auch an die denken, welche in einem höchst beschwerlichen Brod-Erwerb zur See ihr Leben für uns wagen? — Sollten wir nicht dafür Sorge tragen, daß sie auch in stürmischer Jahreszeit dem drohenden Unglück weniger Preis gegeben, in die Häfen der Elbe einlaufen können? Man sollte denken, die Pflicht geböte es, und unser eigenes Interesse, wie das des Kaufmanns, der Rheder und Assecuradeure erheische es!" — —

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 243 Hamburg Mittwoch, den 5. December. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffbrg. Redigirt von J. Meidner und Carl Ludwig.

Beginn, Fortschritt, jetziger und künftiger Zustand der Baumwoll-Manufacturen in England.

(Aus dem Edinburgh Review.)

Die raschen Fortschritte und die wunderbare Ausdehnung der Baumwoll-Manufacturen in Großbritannien, bis diese Übergriffen hat außerordentliche Phänomene in der Geschichte unseres Gewerbfleißes. Die Schönheit unserer Waare, und der unerschöpfliche Überfluß unserer Einkommensquellen, haben zwar natürlich unsere Kaufmannsflotte auf die Fabrikation der wollenen Stoffe, und führten zu der ausgedehntesten Ueberlegenheit, die wir in dieser Hinsicht seit langer Zeit erreicht haben. Als wir aber anfingen und mit der Fabrikation der Baumwolle zu beschäftigen, hatten wir mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und sehr wenig Mittel, sie zu überwältigen. Das rohe Material, wurde in einer ungeheuren Entfernung von unsern Küsten gesammelt, und hier, schon in alle Jahrhunderte, hatten in Hindostan und in China, bei einer langsam Weise von Lebensunterhalt, einen Grad der Vollkommenheit erlangt, daß die Zeuge in der Fertheit den Spinnmaschinen gleich kamen. Darnach sich sich anerkennen, daß jede Concurrenz unmöglich sey. Aber der Mayben, den wir von den Entdeckungen und bewundernswürdigen Erfindungen eines Hargraves, Arkwrights, Crompton's und einiger anderer gezogen haben, war der Art, daß alle diese Hindernisse überwunden wurden, und weder der äußerst geringe Werthsatz in Indien, noch die durch beiden Bewohner einmal hergebrachte Fertigkeit, sie in den Stand setzte, mit Vortheil weiter hierzegen anzukämpfen, so sind wir in der That besonders allzeiten, und, nachdem bisher 2000 Meilen gemacht, so sind wir gegenwärtig 10,000 Meilen entfernt. Es ist hieher der schnelle Triumph, den in das Genie in der Mechanik errungen hat; und, was vielleicht noch ungewöhnlicher ist, unsere Ueberlegenheit ist nicht das Ergebniß einer langen Reihe von auf einander folgenden Erfindungen und Entdeckungen, sondern im Gegentheil das Product von sehr wenigen Jahren. Es ist kaum mehr als ein Jahrzehnt, daß die Baumwollenfabrikation den auf den sie jetzt Anspruch hat, und gegenwärtig ist sie in dem Maße unsere Wohlthaterin: vermittelst ihrer suchen bis Millionen an, und haben Verwandten, und beschäftigen die Tausende von Arbeitern. Die Kraft und das Genie, welche diese erstaunlichen Resultate hervorgerufen, sind die Hauptquellen unserer Macht geworden. Es dürfte nicht unmöglich seyn, zu prüfen, daß diese glücklichen Entdeckungen mehr dazu beigetragen haben, unser politisches Übergewicht festzustellen, als die Siege unserer Generale und die Combinationen unserer Staatsmänner. Den Vortheilen, die sie uns verschafft, verdanken wir es, daß wir seine ertragen konnten, die unserer Mitte erdrückt hätten, und daß wir triumphirend aus dem furchtbarsten Kampfe gingen, den wir gegen Napoleon zu bestehen hatten.

Die Zeit, wo die Verarbeitung der Baumwolle in England begonnen, ist nicht genau bekannt; sehr wahrscheinlich geschah es zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Es wird hier gerne in dem „Handelsfreund" erwähnt, den ein Dr. Lewis Robert im Jahre 1641 herausgab. Es heißt darin: „Die Stadt Manchester verfertigt viele Waaren aus Wolle und Garn, welche die irländische Wolle in großen Quantitäten aufkauft, und solche, zu Lynon verarbeitet, wieder nach Irland versendet. Aber nicht blos hieraus ist ihr Gewerbfleiß beschränkt, denn ihre Fabrikanten kaufen auch zu Sodom Baumwolle, die von Cypern und Smyrna kommt, und sie verfertigen Stoffe daraus, die sie dann zum Verkauf nach Sweden schicken. Sie verfenden davon selbst an die fremden Nationen, die nicht die Mittel haben, sich das rohe Material eben so billig zu verschaffen." — Obige ist es, daß diese älteste Geschichte ist von den Baumwollmanufacturen Manchesters gründen, und daß selbst in einer Akte Eduards VI. vom Jahre 1553 die Rede davon ist; es ist aber ungewiß, daß die Sache gänzlich weiter waren, und nur Cottonwaaren genannt werden, bis eine Kaufmann der Baumwollenstoffe von Lynon hieher, die man aus Indien oder von Italien der einführte.

Erst der ersten Einführung von Baumwollmanufacturen in England, bis zu der noch neueren Zeit des Jahres 1770, war nur der Einfuhr des Gewebes Baumwolle, die Kette aber von Flachsgarn dazu, das großen Theils aus Deutschland und Irland bezogen wurde. Man schaffen sich die in Zeiten hie und dort zerstreuten Weber, so gut es gehen wollte, den Flachs und die Baumwolle, deren sie bedurften, selbst zu, und der Stoff, der so zu Markt, war in Leeds, wo Leinen gewebt wurden. Im Jahre 1760 aber ward ein neuer Impuls angewendet. Um diese Zeit bequemte sich Lancaster zu Manchester Garnen auf das Land zu spinnen, welche die Weber für ihre Rechnung arbeiten ließen, und ihnen Arbeitslohn oder irländischen Flachs zum Einschlag, und Baumwolle, die meistens auf gewöhnlichen Packpferden gebracht wurde, zur Kette liefernten. In dieser Weise ward ein inländischer Manufacturstand begründet; die jüngsten Mitglieder der Familie traten und besonn die Baumwolle und die Garnen neben Zeuge daraus. Diese Gelegen, und den Weber der Sorge überhob, sich selbst einen Flachs und Baumwolle anzuschaffen und Käufer seiner Fabrikate zu suchen, wenn es fertig war, war schon eine wichtige Verbesserung. Zugwischen ist es klar, daß bei unmöglichste, eine bedeutende Vertheilung der Arbeiten zu machen, bis auf solchen Grundlagen angelegt war, so wie die Unterbrechungen, welche die Weber in der Ausübung ihres Gewerbes machen mußten, um das Land zu bearbeiten, welches sie gewöhnlich in Pacht hatten, den weiteren Fortschritten unübersehliche Hindernisse in den Weg legten, so lange man dieses System nicht wahrhaft.

Während des ersten Theils des vorigen Jahrhunderts, waren sowohl die Baumwolle als die Wollenweber gewohnt, den Schützen quer

Digitized by Google

durch die Maschen zu werfen, und wenn der Zeug über drei Fuß breit war, so mußten zwei Leute daran arbeiten, wovon der eine den Schützen von der Rechten zur Linken, der andere ihn von der Linken zur Rechten warf; im Jahre 1738 aber erfand ein gewisser John Kay ein sehr einfaches und doch höchst sinnreiches Verfahren zum Werfen des Schützen, das **Picking peg**, fliegender Schütze, genannt wurde. Nach diesem Verfahren konnte ein Weber doppelt so viel arbeiten als vorher, während es ihm zugleich gestattete, Stoffe jeder Breite ohne eines andern Beistand zu verfertigen. Der fliegende Schütze ward anfangs nur in der Wollenmanufactur angewandt, und erst nach Verlauf von 20 Jahren bediente man sich seiner auch bei der Baumwollenfabrikation. Diese Fabrikation war zu der Zeit, als dieses bewunderungswürdige kleine Instrument erfunden wurde, so unwichtig, daß man sie fast gar nicht beachtete. Im Jahre 1760 erfand Robert Kay's Sohn das Verfahren, wodurch ein Weber sich dreier Schützen bedienen, und so einen gemischten Zeug eben so leicht anfertigen kann als gewöhnlichen Callicot.

Vor dem Jahre 1760, hatten die in England verfertigten Baumwollenzeuge nur im Lande Absatz gefunden, um diese Zeit aber begann der Handelsstand von Manchester ihn in großen Quantitäten nach Deutschland und den Antillen auszuführen. Es bestanden aber dennoch sehr schwierige Hindernisse wider die Ausdehnung dieses Handels. Man konnte zwar leicht so viel flächsernes Garn einführen, als zur Kette nöthig war, man konnte aber nicht ein viel größeres Quantum Baumwollengarn zum Einschlag haben, ohne verhältnißmäßig die Zahl der Spinner im Innern des Landes zu vermehren. Dieses hatte dann die Folge, daß der Preis des Baumwollengarns stieg, so wie sich dieser Handelszweig erweiterte, und diese Steigerung des Preises mußte am Ende, nicht allein dessen Fortschreiten hemmen, sondern es sogar rückgängig machen. Darnach liegt es denn zu Tage, daß, hätte man nicht mehr fördernde und weniger kostbare Mittel, die Baumwolle zu kratzen und zu spinnen erfunden, ihre Fabrikation in dem unbedeutenden Zustande geblieben seyn würde, in welchem sie sich damals befand.

Um diese Zeit machte man den Anfang mit mehreren Verbesserungen, in der Manier des Kratzens. Die erste ward, wie fast alle, welchen die Baumwollfabriken ihren Erfolg verdanken, von einem Menschen der niederen Classe, einem gewissen James Hargraves, Zimmermann in der Grafschaft Lancaster, eingeführt. Dieser ungelehrte, aber sehr sinnreiche Mann, wandte bei dem Baumwollkratzen die Kratzen an, die bei den Wollenmanufacturen im Gebrauch waren; doch verbesserte er sie noch sehr. Dieses hatte die Folge, daß ein Arbeiter nun das Doppelte dessen, was ihm früher möglich gewesen, leisten konnte, und das mit weit größerer Leichtigkeit als mit den Handkratzen, dem einzigen Werkzeuge, dessen man sich damals bediente. Bald kamen nun an die Stelle von Hargraves Werkzeugen die Cylinderkratzen, von welcher nützlichen Maschiene der Erfinder unbekannt geblieben ist. Sie ward anfangs nur von dem Hrn. Peel, Großvater des nachherigen Ministers dieses Namens, angewandt. Die Kratzmaschiene des Hrn. Peel ward im Jahre 1762, unter dem Beistande von Hargraves angefertigt. Richard Arkwright brachte nachher mehrere wichtige Verbesserungen dabei an, und nichts ist sinnreicher als dessen Vorrichtung, die Baumwolle von den Kratzen abzuheben.

Die kostspielige Methode des Spinnens aus der Hand blieb inzwischen noch immer ein großes Hinderniß für die weiteren Fortschritte dieser Fabrikation. Obgleich dieses Hinderniß auf den ersten Blick gar nicht zu beseitigen schien, gelang es doch einigen wenigen Individuen, die ihrer Erziehung nichts, sondern Alles bloß sich selbst zu verdanken hatten, es durch ihr Talent und durch ihre Ausdauer zu überwinden. Hargraves, von welchem schon die Rede gewesen, machte sich zuerst daran. Im Jahre 1767 hatte er eine Maschiene verfertigt, die die Spinn-Jenny genannt wurde und vermittelst welcher ein Spinner eben so leicht zugleich acht Faden als früher Einen spinnen konnte. Diese Maschiene ward so vervollkommnet, daß ein kleines Mädchen gleichzeitig 80 bis 120 Spindeln in Arbeit setzen konnte.

Arkwright ausgenommen, giebt es wohl niemanden, dem die Manufacturen dieses Landes mehr zu verdanken hätten, als dem Hargraves. Nie hat sich das Sprichwort: „der erste Schritt ist der schwerste," mehr bewährt, als bei dieser Gelegenheit. Die Leistung der Hargravesschen Maschiene war allerdings jener, der gleich darnach ihre Stelle einnehmenden, untergeordnet; es läßt sich aber wohl ohne Uebertreibung sagen, daß seine Entdeckung die Veranlassung zu der nachherigen gewesen ist. Kaum hatte man die erstaunlichen Resultate erkannt, die durch eine einfache mechanische Combination zu erreichen waren, als mehrere Männer von erfindungsreichem und schöpferischem Geiste sich rasch in die Bahn warfen, welche ihnen das Genie dieses außerordentlichen Menschen eben geöffnet hatte.

So vortheilhaft aber die Erfindungen des Hargraves auch für andere gewesen waren, hatten sie ihm doch keinen Segen gebracht; denn, als er seine Laufbahn endigte, war er ruinirt und bankerott. Sobald es bekannt geworden war, daß er eine Spinnmaschiene erfunden hatte, brach eine unwissende und wüthende Menge, großentheils Arbeiter in den Baumwollmanufacturen, bei ihm ein, und zertrümmerte sie. Das nämliche widerfuhr ihm nachher abermals, und die Wüthenden drangen zugleich überall mit Gewalt ein, wo sich ähnliche Vorrichtungen befanden, die nun unbarmherzig vernichtet wurden. Diesen Verfolgungen zu entgehen, etablirte sich Hargraves nun in Nottingham und nahm ein Patent auf seine Erfindung; es hatte sich aber eine zahlreiche und mächtige Ligue wider ihn gebildet und er kam dadurch in die Nothwendigkeit, seine Gerechtsame vor den Gerichtshöfen verfechten zu müssen. Unglücklicherweise waren seine Umstände nicht von der Art, um den so ungleichen Kampf mit seinen reichen Gegnern bestehen zu können, und so sah er sich genöthigt, anderen die Früchte seiner herrlichen Entdeckungen Preis zu geben. Bald verfiel er in gänzliche Armuth, und zur Schande seiner Zeit und seines Landes endigte er seine Tage in einem Werkhause, nachdem das Verdienst seiner Entdeckungen schon allgemein anerkannt worden war und für eine nahe Zeit den Wohlstand vorbereitete, dessen Zeugen wir jetzt sind.

Die Jenny-Maschiene konnte nur zum Spinnen des Einschlag-Garns gebraucht werden, weil sie den Fäden zur Kette nicht die erforderliche Haltbarkeit gab. Der Unzulänglichkeit dieser Maschiene ward aber zu gutem Glücke bald durch die Erfindung des **Spinning-frame** abgeholfen, welches eine sehr große Anzahl Fäden in allen Stufen von gewünschter Haltbarkeit spinnt, und wobei der Arbeiter die Maschiene nur mit dem rohen Material zu versorgen und die Fäden wieder anzuknüpfen hat, die zufällig reißen. Diese, von Richard Arkwright erfundene, Maschiene, besteht aus zwei Paaren von Cylindern, die durch einen Mechanismus in Bewegung gesetzt werden. Durch Cylinder zu spinnen, war eine durchaus originelle Idee, und man weiß nicht, ob man mehr den tiefen Scharfsinn, der zu einer so großen und glücklichen Entdeckung geführt, oder die aufgewandte Kunst, wodurch sie so schnell vervollkommnet und in Anwendung gebracht worden, bewundern soll.

Der merkwürdige Mann, dem wir diese kostbare Erfindung verdanken, ward im Jahre 1732 zu Preston geboren. Er war von 13 Kindern das jüngste, und trieb zuerst das Gewerbe eines Barbiers. Aber das „**Res angusta domi**" vermochte nicht die ihm angeborne Geisteskraft zu unterdrücken noch sein Streben, aus einem untergeordneten Verhältniß

zutreten, zu tödten. Er hatte sich im Jahre 1760 zu Bolton-le-
s etablirt, vertauschte aber sein Barbiergeschäft gegen das eines
ändlers, wobei er sich durch ein von ihm erfundenes Mittel die
zu färben, einiges Geld erwarb. Schade, daß wir nur wenig
, wie er allmählig auf die Entdeckungen gekommen, die seinen
n unsterblich gemacht und ihm Reichthümer erworben haben. Da
einem Districte wohnte, wo es bedeutende Leinewandmanufacturen
olche von Halbleinen und Halbbaumwolle giebt, so hatte er viel-
: Gelegenheit, das damalige Verfahren zu beobachten, und der
:ffsinn seines Geistes ließ ihn bald das Mangelhafte daran einsehen.
u ist die Zeit seiner Erfindung nicht bekannt; aber wahrscheinlich
er die glückliche Idee, vermittelst Cylinder zu spinnen, da auf, als
:aves mit der Erfindung der Jenny beschäftigt war, oder doch bald
ich. Da er selbst kein practischer Mechaniker war, so nahm
right einen Uhrmacher, Namens John Kay zu Hülfe, um die ver-
enen Theile seiner Maschiene anzufertigen. Im Jahre 1767 sprach
n Herrn Atherton zu Liverpool um eine Geldunterstützung an, um
Erfindungen ausführen zu können; derselbe wollte sich aber nicht
verstehen, einen Theil seiner Capitalien in einer Speculation anzu-
, die ihm zu gewagt zu seyn schien, doch soll er ihm einige Arbeiter
chickt haben, um ihm in der Ausführung seiner mechanischen Con-
tionen behülflich zu seyn.

Nachdem seine Entdeckungen zu einem ziemlichen Grade von Voll-
nenheit gebracht worden waren, zog Arkwright, von Kay und einem
n Smalley aus Preston begleitet, im Jahre 1768 nach Nottingham,
nicht auch den Gewaltthätigkeiten ausgesetzt zu seyn, die den Har-
es zur Flucht aus der Grafschaft Lancaster gezwungen hatten.
ne Operationen waren anfangs sehr beschränkt; aber Herr Strutt
Derby, ein im Mechanischen sehr geschickter Mann und sehr reicher
umpffabrikant, ging mit Arkwright in Compagnie, sobald er dessen
schiene gesehen und ihren unberechenbaren Nutzen erkannt hatte. Der-
alt mit den Mitteln ausgerüstet, deren er bedurfte, legte Arkwright
: zu Nottingham seine erste Mühle an, die durch Pferde getrieben
:de, und ließ sich im Jahre 1769 ein Patent auf das Spinnen mit
indern geben. Da aber die Anwendung von Pferden zu kostbar zu
a schien, so legte er im Jahre 1771 eine neue Fabrik zu Cromfort
Derbyshire an, in welcher die Maschienen durch eine Wassermühle
rieben wurden, die nach dem Muster der berühmten Seidenmühle
: Herrn Thomas Lombe eingerichtet war. Nachdem er sein Verfahren
i Kratzens und Spinnens noch verbessert hatte, nahm er im Jahre 1775
neues Patent für beides und vervollständigte eine Reihe verschiedener
d complicirter, aber doch für den beabsichtigten Endzweck so passender
aschienen, daß sie das Erstaunen und die Bewunderung aller derjenigen
regten, die im Stande waren, die überwundenen Schwierigkeiten und
wundersame Kunst, wodurch sie überwunden worden, zu würdigen.

Als man anfing von der Mechanik des Arkwright Gebrauch zu
achen, sahen die niederen Classen ihr Interesse dadurch noch weit mehr
fährdet, als durch die von Hargraves, daher denn wiederholte Angriffe
f die Fabriken gemacht wurden, wo man sie eingeführt hatte. Herr
asbotham, eine Magistratsperson zu Bolton, gab nun eine höchst ver-
indige Anrede an die Weber und Spinner in Druck, in welcher er sie
überzeugen suchte, daß die Erfindungen, welche den Zweck hätten, die
rbeiten zu verkürzen, ihnen zum Vortheil gereichen müßten. Die
rfahrung hat es bewiesen, wie gegründet die Meinung des Herrn
asbotham gewesen ist. Es ist noch zweifelhaft, ob alle Baumwollen-
anufacturen im Jahre 1767 mehr als 30,000 Menschen beschäftigt
aben, während die verschiedenen Industriezweige, welche mit dieser
Fabrikation verknüpft sind, in Folge der nämlichen Erfindungen, wogegen die Arbeiter aufgestanden waren, gegenwärtig über eine Million Individuen in Thätigkeit und Nahrung setzen. Genau beleuchtet ist nichts einfältiger als der Glaube, die Erleichterung einer Production könne in irgend einer Weise den Arbeitern zum Schaden gereichen.

Wer sollte es glauben, die Fabrikanten selbst legten eine noch größere Animosität an den Tag, als die armen Tagelöhner, und Arkwright bedurfte all der Vorsicht und des Scharfsinns, die er in so hohem Grade besaß, um triumphirend aus dem Kampfe zu kommen, welchen er zu bestehen hatte. Die Vorsteher der Lancasterschen Fabriken suchten zuerst ihm sein Patent streitig zu machen, und als sie damit durchfielen, weigerten sie sich einmüthig ihm sein Garn abzukaufen. Da seine Compagnons, die Herren Strutt und Need, eine Calicomanufactur angelegt hatten, so widersetzten sich die andern Manufacturisten im Parlamente aus allen Kräften einem Vorschlage, die Calico's von der, denselben auferlegten Zusatz-Abgabe von 3 d zu befreien; doch achtete das Unterhaus glücklicherweise nicht auf ihre Einreden. Aber dieser entehrende, feindselige Geist, der, wenn er Erfolg gehabt hätte, dem Interesse der Fabrikanten eben so sehr geschadet haben würde, als dem Herrn Arkwright selbst, gab sich nicht bloß durch Processe vor den Gerichtshöfen, oder durch einen aufwiegleriſchen Widerstand gegen die nützlichsten Maaßregeln des Parlaments, sondern selbst durch noch verbrecherischere Excesse zu erkennen. Es ist Thatsache, daß eine große Fabrik, welche Arkwright zu Birkakre angelegt hatte, von einem aus den benachbarten Gegenden herbeigelaufenen wüthenden Pöbel vernichtet wurde, ohne daß ein starkes Corps Polizeiagenten und Soldaten, welches zur Hand war, sich dem widersetzt hätte oder von irgend einer Civilbehörde zum Schutze angerufen worden wäre. Aber der nämliche Geist und offene Verstand, der den Arkwright zu seinen Entdeckungen verholfen hatten, kamen ihm nicht minder in der Besiegung des Widerstandes seiner Feinde und Neider zu Gute.

Er hatte sich nie einer guten Gesundheit erfreut. Während all der Zeit der denkwürdigen Epoche, wo er seine glänzendsten und nützlichsten Entdeckungen machte, hatte er sehr am Asthma gelitten. Er erlag den Anfällen mehrerer gleichzeitiger Krankheiten, auf seiner Fabrik zu Cromton, im Jahre 1792, im 60. Jahre seines Alters. Er war Ober-Sherif der Grafschaft Derby im Jahre 1786, und ihm ward die Ehre der Ritterschaft zu Theil, nachdem er Georg III. eine Glückwunsch-Adresse, wegen seiner Rettung aus der Gefahr ermordet zu werden, überreicht hatte. Niemand hat sein gutes Glück mehr verdient, als Sir Richard Arkwright, noch gerechtere Ansprüche an die Dankbarkeit, nicht bloß seiner Mitbürger, sondern der ganzen Welt; denn es giebt wenig Nationen, welchen nicht mehr oder minder seine bewundernswürdigen Entdeckungen zu Nutze gekommen wären. Wir stehen nicht an, zu behaupten, daß sie, insonderheit für uns, die Quelle eines reellern und weit ausgebreitetern Wohlstandes gewesen sind, als der alleinige Besitz der Bergwerke von Mexico und Peru gewesen seyn würde.

Der Umfang und die Originalität von Sir Richard Arkwrights Genie, haben sich vielleicht nie schöner gezeigt, als in der schönen Ordnung und der systematischen Anlage, die er bei jedem Zweige seiner großen Arbeiten eingeführt hatte. Diese, einzig von ihm selbst entworfene Anlage, ist nachher von allen seinen Mitbewerber nachgeahmt, auch seitdem keine erhebliche Verbesserung mehr darin gemacht worden.

Die **Mule-jenny**, so genannt weil es eine Zusammensetzung der **Jenny** und des **Spinnig-frame** ist, ward im Jahre 1775 von dem Hrn. Sir. Crompton erfunden, kam aber erst 10 Jahre darnach in allgemeinen Gebrauch. Das Garn vom **Spinning-frame** war, obwohl zur Kette

sehr geeignet, für den Einschlag zu hart und zu fest, daher man diesen auf Hargraves Jenny spann; aber die letztere Maschiene kam nach der Einführung der Mule-jenny, wodurch eine wichtige Umwälzung in der Fabrikation der Baumwolle herbeigeführt ward, fast ganz außer Gebrauch. Alle Arten Einschlagsgarn, von den höchsten bis zu den niedrigsten Nummern, werden jetzt auf der Mule-jenny gesponnen. Als Beweis, wie weit die Kunst des Spinnens seit der Anwendung dieser Maschiene gediehen ist, wird die Anführung hinreichend seyn, daß Herr Pollard zu Manchester im Jahre 1792, aus einem einzigen Pfunde Baumwolle 278 Knäuel spann, was einem Faden von 333,520 Yards giebt.

Herr Crompton nahm kein Patent auf seine Erfindung, die er nur allmählig verbesserte; doch sprach er das Parlament, im Jahre 1812, um eine Belohnung an. Als dieses Gesuch in Berathung genommen ward, wurde im Unterhause dargethan, daß mehr als 4 Millionen Spindeln, nach dem Princip des Hrn. Crompton, im Gange seyen; daß zwei Drittheile der Dampfmaschienen in den Baumwollfabriken Mule-jennys in Bewegung setzten, und daß der Werth der Gebäude, Maschienen ꝛc., sich auf 3 bis 4 Millionen £ belaufe. Auf diesen Bericht votirte das Unterhaus, als eine National-Erkenntlichkeit gegen einen Mann, der so mächtig zu den Fortschritten der vorzüglichsten Fabrikation des Landes beigetragen, dem Hrn. Crompton eine Summe von 5000 £. Es würde überflüssig seyn, über diesen Schritt einen langen Commentar zu machen. Hätte das Unterhaus sich geweigert, den Anspruch des Hrn. Crompton auf eine Belohnung anzuerkennen, so hätte es ohne Zweifel einen Fehlgriff begangen, es wäre aber doch folgerecht geblieben: aber die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche anerkennen, eine lange Untersuchung anstellen, um sich von den Vortheilen und den Umfang der Anwendung seiner Entdeckung zu überzeugen, und dann eine den Diensten, welche Hr. Crompton seinem Lande geleistet, so wenig angemessene Summe votiren, war eine Folgewidrigkeit und Knauserei, die um so unbegreiflicher ist, als das Parlament nie für übertrieben ökonomisch in dem Schalten und Walten mit den Staatsgeldern gegolten hat.

Die Mule-jenny ward anfangs durch Menschenhände in Bewegung gesetzt, aber im Jahr 1792 erfand Hr. W. Henry ein Mittel, sie durch Mechanik zu treiben. Vor der Erfindung des Hrn. Kelly hatte diese schöne Maschiene nur 144 Spindeln; nach dem jetzt gebräuchlichen Mechanismus aber kann ein einzelner Mensch, gleichzeitig zwei Mule-jennys handhaben, deren jede 3 bis 400 Spindeln führt.

Es wurden auch noch andere Verbesserungen angebracht, und die Baumwollenfabrikation machte unermeßliche Fortschritte. Die durch Watt's Genie eingeführten Vervollkommnungen der Dampfmaschiene, überhoben die Spinner der Nothwendigkeit, ihre Fabriken an unbequemen Orten anzulegen, wozu sie sich oft wegen der dort befindlichen Gewässer entschließen mußten. Von nun an konnten sie sich inmitten einer gewerbfleißigen Bevölkerung einrichten, und gleichsam wie in einer Werkstatt, gleichzeitig alle zum Betrieb einer großen Manufactur erforderlichen Arbeiten leiten.

Der von Hr. Cartwright, einem Geistlichen in der Grafschaft Kent, erfundene mechanische Webestuhl (Power-loom), ist eine der sinnreichsten und sichtbar nützlichsten Maschienen, die je verfertigt worden. Er verfiel darauf durch eine Unterredung, die er, im Jahre 1784, mit Fabrikanten aus Manchester hatte, und die sich äußerten, man würde nach dem neuen Verfahren bald so viel Baumwollengarn spinnen, daß es unmöglich seyn würde, die nöthigen Hände aufzutreiben um es zu weben, worauf Hr. Cartwright gleich die Antwort gab, er halte es nicht für schwerer durch Mechanik zu weben als zu spinnen. Ohne sich durch den Machtspruch, das sey unmöglich, abschrecken zu lassen, dachte er der Sache nach und brachte auch bald einen Webestuhl zu Stande, dessen sämmtliche Bewegungen durch Mechanismus getrieben wurden.

Dieses Verfahren hatte jedoch anfangs nicht ganz den Erfolg, den man sich davon versprach, was hauptsächlich daher rührte, daß es unumgänglich nöthig war, hin und wieder die Ketten wieder in Ordnung zu bringen, nachdem sie auf den Stuhl gebracht worden waren, daher denn jeder Stuhl einen Aufseher haben mußte; dieser Inconvenienz ist aber durch eine höchst sinnreiche Maschiene abgeholfen worden, die, obwohl einzig und allein vom Hrn. Th. Johnson zu Bradbury erfunden, doch Ratcliff's Dressing Machine genannt wurde. Vermittelst dieser Maschiene ist ein Kind von 12 bis 14 Jahre hinreichend für zwei Webestühle, und verfertigt in einer bestimmten Zeit drei Mal so viel Zeug, als es dem geschicktesten Weber aus der Hand möglich ist.

In den letzten 10 Jahren hat die Zahl der mechanischen Webestühle mit erstaunlicher Raschheit zugenommen. Im Jahre 1818 gab es deren ungefähr 2000 zu Manchester, Stockport und in der nächsten Umgebung; im Jahre 1821 hatte sich deren Zahl auf 5732 vermehrt, und im Jahre 1825 zählte man ihrer allein in dem Sprengel von Manchester 20,000! Allein zur Baumwollweberey, und die zur Wollweberey ungerechnet, sind circa 45,000 mechanische Webestühle in Großbritannien im Gange. Daß das Weben aus der Hand einmal gänzlich abkommen wird, ist außer Zweifel. Die Hülfsmittel und die Macht des Genie's sind unbegränzt: der jetzige Mechanismus wird mehr und mehr vervollkommnet, und das Gewerk der Weber, zu allen Zeiten wegen seiner Sorglosigkeit und Armuth bekannt, zu Maschieneuerbauern umgeschaffen werden, deren Arbeiten ihrer Natur nach schon eine weit bessere Erziehung erheischen, und die überdem weit geeigneter sind, den Charakter derjenigen, die sich damit befassen, zu erheben, und ihre Lebensweise zu verbessern.

Mit Hülfe der neuen Maschienen, kann eine einzige Person gegenwärtig eben so viel Garn liefern, als es vor 50 Jahren 200 möglich war. In Folge dieser verschiedenen Verbesserungen kann das Garn No. 100, welches im Jahre 1786 mit 38 s bezahlt wurde, nun zu 3 oder 4 s gegeben werden. Die Vervollkommnungen im Spinnen und Weben haben die Baumwollenzeuge, indem sie deren Preise verhältnißmäßig heruntergesetzt, allen Classen zugänglich gemacht, und so den Manufacturen dieses Gewebes die ungeheure Erweiterung gegeben, wovon wir Zeugen sind. Es erhellet aus den Zollregistern, daß in den 5 ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts jährlich nur 1,170,881 ℔ Baumwolle eingeführt wurden. Die Angaben der Einfuhren von 1720 bis 1770 sind nicht aufbewahrt worden; aber bis in den zwei oder drei letzten Jahren dieser Epoche hat die Baumwollenfabrikation wenig Fortschritte gemacht. Hr. Perceval zu Manchester, der alle Mittel gehabt hat, um dieserhalb wohl unterrichtet zu seyn, versichert, der Gesammtwerth aller Baumwollenfabrikate in England und Schottland habe sich zur Zeit der Thronbesteigung Georg III. nicht über 200,000 £ belaufen. Darnach läßt sichs beurtheilen, wie unbeträchtlich die Zahl der in dieser Fabrikation beschäftigten Personen gewesen seyn muß. Aber nach der Erfindung der Jenny und Spinning-frame mehrte sich das Quantum der eingeführten Baumwolle, der Werth der daraus verfertigten Stoffe und die Zahl der Arbeiter in geometrischem Verhältniß. Von 1771 bis 1775 hoben sich die Einfuhren auf 4,764,589 ℔; und von da an bis 1785 betrugen sie jährlich im Durchschnitt 7,470,845 ℔. Die folgende officielle Tabelle, der von 1781 bis 1825 inclusive ein- und ausgeführten Baumwolle, giebt eine Uebersicht der ungeheuern Fortschritte, die wir in dieser Beziehung gemacht haben.

Baumwollen-Ein- und Ausfuhr von 1781 bis 1825.

Jahre.	Einfuhr. £	Ausfuhr. £	Jahre.	Einfuhr. £	Ausfuhr. £
1781.	5,198,788.	96,788.	1804.	61,867,329.	503,171.
1782.	11,828,039.	421,229.	1805.	59,682,406.	804,243.
1783.	9,785,663.	177,626.	1806.	58,176,283.	651,867.
1784.	11,482,083.	201,845.	1807.	74,925,306.	2,176,943.
1785.	18,400,881.	406,196.	1808.	43,605,982.	1,611,867.
1786.	19,475,020.	323,153.	1809.	92,812,282.	4,351,105.
1787.	23,250,268.	1,073,381.	1810.	132,488,935.	8,787,109.
1788.	20,467,136.	853,146.	1811.	91,576,535.	1,266,867.
1789.	32,576,023.	297,837.	1812.	63,025,936.	1,710,912.
1790.	31,447,605.	811,151.	1813.	50,966,000.	
1791.	28,706,675.	363,412.	1814.	60,060,239.	6,282,437.
1792.	31,907,497.	1,485,465.	1815.	99,306,313.	6,780,392.
1793.	19,040,929.	1,171,566.	1816.	93,920,055.	7,105,034.
1794.	24,358,567.	1,319,950.	1817.	124,912,968.	8,155,112.
1795.	26,401,340.	1,193,737.	1818.	177,282,158.	15,158,453.
1796.	32,126,357.	694,962.	1819.	149,739,820.	16,622,969.
1797.	23,351,371.	609,058.	1820.	144,818,100.	7,410,602.
1798.	31,880,641.	601,139.	1821.	123,977,400.	16,305,892.
1799.	43,379,278.	844,671.	1822.	135,420,100.	20,220,064.
1800.	56,010,732.	1,416,610.	1823.	191,402,503.	9,310,403.
1801.	56,001,305.	1,860,872.	1824.	149,380,122.	13,299,505.
1802.	60,345,600.	3,730,180.	1825.	228,005,291.	18,001,953.
1803.	53,812,281.	1,561,053.			

Wir wollen nun einen ungefähren Begriff (denn hierüber völlig genaue Angaben aufzutreiben, ist unmöglich) von der jetzigen Bedeutsamkeit der Baumwollenmanufactur in Großbritannien und wie viel Arbeiter bei deren verschiedenen Zweigen beschäftigt sind, geben.

Im Jahre 1817 schätzte Herr Kennedy die Zahl der bei der Baumwollspinnerei Angestellten auf 110,763 Personen; die Hülfe, die sie von den Dampfmaschienen hatten, auf die Kraft von 20,768 Pferden, und die Zahl der im Gange befindlichen Spindeln auf 6,645,833. Er schätzte ferner die Zahl der jährlich angefertigten Garn-Knäuel auf 3,987,500,000; die dazu aufgewendeten Steinkohlen auf 500,179 Tonnen; die an die Spinnerinnen in dem vereinigten Königreiche übergegangene Masse Baumwolle auf 110 Millionen Pfund, und das daraus verfertigte Garn, nach Abzug allen Abfalls, auf 99,687,500 lb.

Aber seit 1817 hat die Fabrikation der Baumwolle noch um 20 bis 25 pCt. steigen müssen, wie es die vermehrte Einfuhr des rohen Materials nachweiset. Im Jahre 1824 versicherte Herr Huskisson im Unterhause, der Werth der jährlich in Großbritannien verfertigten Baumwollenwaaren belaufe sich auf die ungeheure Summe von 36 Millionen Pfund Sterling. (Der Beschluß folgt.)

Die neuesten Unruhen in Paris.

Ueber die bedauerlichen Auftritte der jüngsten Tage, die sich, in mehr als einem Sinne in Folge der antiministeriellen Wahlen, in Frankreichs Hauptstadt ereignet haben, äußert sich das sonst nur literarische und schönwissenschaftliche Blatt, der Globe, auf eine eben so einfache als ruhige und lichtvolle Art, folgendermaaßen:

„Mitten in unsern ruhigen Studien können wir uns der Unruhe und dem Schrecken nicht entziehen, das alle rechtlichen Gemüther seit zwei Tagen ergriffen hat. Bürgerblut ist geflossen! eine Art Bürgerkrieg hat sich in dem volkreichsten, vom Handel belebtesten Quartiere der Hauptstadt entsponnen! — Von der einen Seite sind es Truppen, die, nach lange ungestraft gelassenen Herausforderungen zu spät kommen, nachdem die Verrammelungen ruhig erbaut sind; von der andern neugierige oder vorübergehende Bürger, die, überrascht, sich gegen ihren Willen, ohne Ausgang, zwischen den Verrammlungen und dem Tode eingepreßt sehen. Wir fragen die Männer, deren Beruf es ist, über unsere Sicherheit zu wachen: was sollen wir von ihnen denken? wie soll man sich eines unheilschwangern Verdachts erwehren? Wie? bis um halb 11 Uhr Abends sieht man mit kaltem Blute Horden schlechten Gesindels mit Fackeln durch die Straßen laufen, aufrührisches Geschrei ausstoßen, und die Wohnungen der Bürger gewaltsam und verletzend antasten! man läßt ohne den geringsten Widerstand Gruppen sich bilden — aus Unruhe, aus Neugierde, aus Nothwendigkeit selbst! man hat förmliche Lager bei den Tuillerieen, Chatelet und auf dem Platz Vendome aufgestellt, ohne sich stark genug zu glauben, die Zusammenrottirungen zu hindern; und dann plötzlich, wenn die Nacht dunkler geworden, wenn es nicht mehr möglich, die Meuterer von den friedlichen Bürgern zu unterscheiden, dann, nach zwei oder dreimaligem Trommelschlag, dringt man im Sturmschritt in die verpallisadirten Straßen, haut und schießt aufs Geradewohl; was sage ich, aufs Geradewohl? Nein, man zielt auf die Bürger, die der Tumult ans Fenster zieht; Kinder werden an der Seite ihrer Mütter getroffen! Dann appellirt man am andern Morgen an die Wähler der Departements-Collegien; Schriftsteller ohne Gewissen und ohne Würde fordern, so zu sagen, als Preis des vergossenen Blutes — was sie königlich gesinnte Deputirte nennen. Ohne Zweifel haben wir nicht das Recht, hieraus alle die Folgerungen zu ziehen, die sich von selbst aufdrängen, ohne Zweifel können wir uns nicht als Politiker in einen so ärgerlichen Streit der Stimmen und Stimmungen mischen. Aber die Menschheit schreit um Rache; aber unser Recht, als Bürger von Paris, erlaubt uns, Sicherheit für unser Leben und unser Eigenthum zu fordern; aber es ist uns wohl erlaubt, uns den Richtern zu Füßen zu werfen, und sie um Untersuchung solcher empörender Unordnungen anzuflehen. Dieser Aufruf ist die Stimme aller redlichen Leute. Wir haben eine Rednerbühne und benutzen dieselbe; wage man es, uns daraus ein Verbrechen zu machen! Ja, die ganze Hauptstadt richtet ihre Blicke nach dem königlichen Hofe: er allein flößt noch Vertrauen ein. Das Gesetz, das Gesetz allein, und nicht die Polizei! — Wir haben nicht das Recht mehr, uns selbst zu beschützen: dreißigtausend Familienväter, die sonst über die Sicherheit ihres Heerdes wachten, sind jetzt als verdächtig entwaffnet. Die Stadt ist, wie militairisch besetzt, ohne seine Bürgergarde und fast ohne Communalbeamte: denn was sind sie ohne den Beistand einer Macht, die sie kennen und welche sie kennt, die, wie sie der Stadt angehörend, gleiche Sitten und gleiches friedliches Wohlwollen mit ihnen theilt. Die einzige Hoffnung beruht also auf den Richtern: sie werden Untersuchung anstellen, wir hoffen es; sie werden mit ihrer unbestechlichen Strenge die Schuldigen verfolgen, wer sie auch seyen, und ihre Mitbürger für ein Verfahren rächen, das an und für sich schon hinreichen würde, ein Ministerium zu stürzen, wenn die öffentliche Meinung da Eingang fände, wo sie gehört werden sollte."

„Diese Grausamkeiten in der That, welche empören, welche den gehässigsten Verdacht erregen, warum sind sie geschehen? warum nicht vermieden worden? einzig weil die Nationalgarde fehlt. Wir haben viele böse Tage 1814 und 1815 durchlebt, mit verletztem Gefühl über die Invasion der Fremden; im Jahre 1817 unter den Schreckuissen der Hungersnoth; 1820 bei den ärgerlichen und provocatorischen Auftritten der Missionaire; 1822 bei den Insurrectionen von Colmar und Saumar. Die Zusammenrottirungen waren damals zahlreicher und drohender als

jetzt: nie, niemals dennoch hat man auf das Volk gefeuert! und warum nicht? weil die zu ihrer Unterdrückung verwendete Macht aus des Volkes Mitte gezogen war; weil dieses recht wohl wußte, daß jene kein anderes Interesse hatte als die Ordnung, keinen andern Wunsch als den der Ruhe: damals also respectirte es sie, es hörte ihren Rath, es gab der Vernunft und nicht der Drohung nach. Jetzt dagegen, wenn es sich freut, sieht es sich ohne Grund von Soldaten umgeben, die geleitet und befehligt werden von dem, was in seinen Augen das Verächtlichste auf der Welt ist — von der Polizei. Ihre bloße Gegenwart regt schon auf, und seine Freude artet in Spott und Insolenz aus; es empfängt sie mit Zischen, Gelächter und Geschrei. Bei der geringsten Ungeduld eines Gensd'armen oder eines armen Soldaten, der unmuthig gegen die Menge andringt, bei dem geringsten Fehltritt eines scheuen Pferdes, geräth jeder in Zorn; Zänkereien beginnen; Gewaltthätigkeiten folgen, und endlich die Nothwendigkeit der letzten Excesse der bewaffneten Macht, um diese Soldaten, diese Gensd'armen zu unterstützen, die man so unklugerweise in Streit verwickelt hat. Auf diese Weise liegt der Grund der Unordnung selbst in denen zu ihrer Verhüthung angewendeten Mitteln; und das ist so wahr, daß einst, bei den Freudenbezeugungen über die Verwerfung des Gesetzes von der Erstgeburt, die nämlichen Quartiere, welche die Truppen am Montage und Dienstage belagerten und mit Musketenfeuer angriffen, der Schauplatz des nämlichen, eben so rauschenden, eben so tumultuarischen Volksjubels waren, und nicht ein einziger Unfall erfolgte."

„Das ist es, wovon sich alle Gemüther betroffen fühlen; das ist es, worüber sich der allgemeine Unwille gegen die Polizei ausspricht. Haben wir hiernach noch nöthig, auf die Folgen dieser grausamen Raufereien zwischen den Truppen und dem Volke aufmerksam zu machen? haben wir noch nöthig, traurige Erinnerungen zu wecken? Die französischen Garden gaben in den ersten Tagen der Revolution auch ein- oder zweimal Feuer auf die Bürger: beim drittenmale gingen sie zu ihnen über; sie führten und bildeten ihre noch ungeschickten und undisciplinirten Truppen! Das erwäge man wohl! Paris schließt eine Million Menschen in sich; wenn einmal der Zorn diese unwissenden, einander unbekannten Volksmassen entflammte, die der erste beste durch einen glücklichen Einfall, durch eine kühne That mit sich fortreißen kann, wohin würden wir gerathen? was würde aus der Staatsgewalt werden?"

„Gestern klagten die ministeriellen Schriftsteller die Preßfreiheit und die Journale an! Sie sollten sie vielmehr segnen; denn ohne die Journale würden die Winke der Weisheit nicht offenkundig werden; ohne sie würde es unmöglich seyn, jetzt die Bürger aufmerksam zu machen und zu warnen gegen böswillige Rathgeber und gegen ihr eignes gereiztes Gefühl. Das Unglück der beiden letzten Nächte würde durch die Feindschaft der Parteien, durch die Furcht verirrter Gemüther übertrieben werden; von allen Seiten würde man Aufforderungen zu Zusammenkünften, Entwürfe zu Widerstand und Kampf verbreiten. Durch die Freiheit dagegen können wir mindestens alles aufklären; wir können diejenigen, die den mindesten Einfluß haben, bitten und beschwören, sich jedes Ausbruches des Zornes, jeder gewaltthätigen Handlung, jeder Zusammenrottirung zu enthalten. Die Jünglinge der Bildungsanstalten haben ein schönes Beispiel gegeben. Angeschlagene Zettel hatten auch sie nach der Straße St. Denis gerufen; sie aber sind nicht erschienen. Mögen die jungen Leute vom Kaufmannsstande in eben diesem Geiste handeln! Mögen die Meister der Werkstätten, die Aufseher derselben, die Vertrauen und Einfluß bei ihren Arbeitern haben, denselben benutzen, um zur Ruhe zu rathen. Gerechtigkeit werden unsere Behörden und Richter üben; und was die Vertheidigung unserer politischen Rechte betrifft, so ist dieselbe jetzt gesetzlich einer so edlen und muthvollen Auswahl von Bürgern anvertraut, daß wir alles ihrer Weisheit und der Zeit überlassen können. Gestern unterdrückt, heute befreit, und zwar einzig durch die Macht der Gesetze, wie könnten wir jemals unsere Kraft anderwärts als in dem Gesetze suchen?

Tonnies

Chronik des Hamburger See-Assecuranz-Geschäfts im Jahre 1826.

Wir haben in unserm vorigen Blatt zuvörderst einen Auszug der eigentlichen Chronik, als dem Wesentlichen der obigen Schrift, geben zu müssen geglaubt, dabei aber bereits auf den Anhang No. 7 aufmerksam gemacht. Er ist so beherzigungswerth und zugleich so kurz, daß wir keinen Anstand nehmen, ihn wörtlich unsern Lesern noch mitzutheilen. Mögen die Wünsche des Verfassers verdiente Beachtung erregen und baldmöglichst in Erfüllung gehen!

Wer weiß übrigens, ob nicht die großen Entwickelungen, die von Osten her erwartet werden, auch allgemeinere Maaßregeln gegen die Barbaresken in ihrem Gefolge haben, die der Seeräuberei, wenn nicht ein definitives Ziel, doch, auch die kleinern Staaten und ihre Flaggen schützende Schranken setzen dürften. —

Gern hätten wir auch dem ersten Anhang, Ausflug nach der Scharhörner Baak, (der hauptsächlich dem Vorschlag eines dort zu errichtenden Leuchtthurms und der Untersuchung seiner Ausführbarkeit und Nothwendigkeit gewidmet ist) einen Platz in unserm Blatte vergönnt, wenn nicht sein bedeutender Umfang es uns unmöglich gemacht hätte.

Nachschrift, veranlaßt durch die Wegnahme des Hamburger Schiffes Flora, Capitain G. E. Klein, von Porto nach Hamburg bestimmt.

„Seit vielen Jahren, lange schon vor der Französischen Occupation unserer freien Hansestadt, waren die Verhältnisse des Hamburgischen Staates zu den Barbaresken-Regierungen Algier, Tunis und Tripolis für unsern Handel, besonders aber für unsere Schiffs-Rhedereien und Assecuranz-Compagnieen, höchst nachtheilig, mitunter von den drohendsten Gefahren begleitet. Die einzige Vernhigung, die uns geblieben, schien in der Erwägung gefunden zu werden, daß der Hamburgische Handel nach und von den vielen Häfen der mittelländischen See dadurch nicht gestört, daß er unter dem Schutze fremder Flaggen dennoch fortgeführt werden könne. Man meinte ferner, daß, wenn auch die Schiffe Hamburgs und seine sonst überall geachtete Flagge dem traurigen Loose, aus dem Mittelmeere gewaltsam entfernt zu seyn, bei obwaltenden Verhältnissen sich fügen müsse, doch alle übrigen Meere der Erde uns frei ständen, und in aller Sicherheit beschifft werden könnten."

„Aber — es scheint leider, wie die Erfahrung uns seit ein paar Jahren und noch in den letzten Tagen gelehrt hat, daß wir auch hier in eine zu große Sicherheit uns eingewiegt, und daß wir Hamburger nur zu gehaltloser Weise auf ein politisches Einverständniß aller großen Seemächte gerechnet und vertraut haben, als ob es den bewaffneten Corsaren der Barbaresken nicht gestattet seyn würde, die Meerenge von Gibraltar zu überschreiten, und mit feindseligen Unternehmungen die friedliche Seefahrt der Hanseatischen Schiffe im großen Atlantischen Ocean zu bedrohen. Selbst wenn früher je Conventionen dieser Art mit den Barbaresken zum Besten der Hanseatischen Schifffahrt statt gefunden haben sollten, so zeigen sie sich wenigstens seit einigen Jahren nicht mehr in executiver Kraft."

„Wenn es aber den Afrikanischen Corsaren nicht mehr verwehrt wird, im Atlantischen Meere außerhalb der Meerenge von Gibraltar sich zu verbreiten, wegzunehmen und zu vernichten, was nicht mit ihnen Tractate geschlossen und pecuniair sich abgefunden hat; so ist es leicht einzusehen,

daß alle Seefahrt Hanseatischer Schiffe jenseits des Englischen Canals oder doch westwärts des Caps Finisterre, im höchsten Grade gefährdet, und dem Risico ausgesetzt ist, von den Barbaresken gestört und vernichtet zu werden."

„Bleibt also unsere politische Lage gegen die Barbaresken-Staaten, wie sie seit den letzten 75 Jahren gewesen ist, und wie sie es in noch furchtbarerer, feindseligerer Ausdehnung zu werden scheint, so ist es klar und unzweifelhaft, daß unsere Schiffe bei Befrachtungen, um der höheren Assecuranz-Prämien willen, gegen fremde ganz zurückgesetzt bleiben, und unsere so viele Nahrung befördernden Schiffs-Rhedereien in gänzliche Vernichtung herabsinken werden. Dadurch also werden wir uns genöthigt sehen, zu jeder Bedingung unsere schönen Schiffe an Fremde zu veräußern, um ihnen den Schutz zu verschaffen, welchen wir zu geben, entweder nicht im Stande oder nicht geneigt waren."

„Es ist nämlich nicht bloß der jüngsthin erfolgte Verlust der Flora für unsere Assecuranz-Compagnieen so empfindlich; sondern die für die Zukunft zu fürchtende Zurückstellung unserer schönen Hamburgischen Schiffe, bei vortheilhaften Befrachtungen nach fernen Seehäfen, und von dort auf hier, wirkt so schädlich auf Hamburgs Wohlstand ein, so wie das wahrscheinlich gänzliche Verschwinden unserer Flagge auf dem Weltmeere, auf die äußeren Verhältnisse unseres Staates doch immer einen benachtheiligenden Schatten wirft, da wir maritimisch etwas zu seyn ganz aufhören werden. — Und wir sollten bei einem solchen Zustand der Dinge fortdauernd ruhig und unthätig zusehen, da es doch lediglich von uns abhängt, demselben ein Ende zu machen?"

„Viele meinen, wenn wir denn auch auf alle Seefahrt mit eigenen Schiffen im Mittelmeere und an der Portugiesischen Küste Verzicht leisten müssen, so verbliebe uns doch alles Uebrige noch zu beschiffen frei. Eine höchst irrige Ansicht! Wer möchte es wohl verbürgen, daß es den Barbaresken-Corsaren an Lust und an Unternehmungs-Geist fehle, von den Azoren und der Portugiesischen Küste ab noch weiter nach Westen zu streifen, um unsere Schiffe und Ladungen von und nach Ost- und West-Indien, Nord- und Süd-Amerika aufzufangen und zu kapern? Welche alles niederdrückende Verlüste müssen aber nicht durch solche Kapereien für unsere Assecuranz-Compagnieen entstehen! und wie viele Actionaire derselben werden es nicht dereinst bereuen müssen, die Beseitigung eines so großen Uebels nicht mit allen Kräften betrieben zu haben!"

„Die reife Erwägung dieses furchtbaren Unheils für unsere Navigations- und Assecuranz-Wohlfahrt veranlaßte den Verfasser im vorigen Jahre, eine besondere Schrift über die Verhältnisse der Barbaresken-Staaten zu den Europäischen, mit besonderer Hinsicht auf die freie Hansestadt Hamburg, der Publicität zu übergeben. Er schmeichelte sich, bei diesem Unternehmen, mit der Hoffnung, daß ein so wichtiger Gegenstand mit allem Ernst und Eifer zum Besten der gemeinsamen Wohlfahrt Hamburgs aufgefaßt werden, und daß man Maaßregeln ergreifen würde, welche nach der Wahrscheinlichkeit zu schließen, für unsere Hamburger Flagge im Mittel- und Atlantischen Meere zu einem erwünschten Friedenszustande führen könnten."

„Die für uns nicht hoch genug anzuschlagenden Nachtheile, welche jener Unfriede mit den Nord-Afrikanischen Regierungen herbeiführt, und die geeignetsten Mittel, sie zu beseitigen, waren in der erwähnten Druckschrift aus einander gesetzt, und dem Publico zur Beförderung dringend empfohlen. Demungeachtet aber ist diese höchst traurige Angelegenheit bis jetzt nicht nur um keinen Schritt der Verbesserung weiter gebracht worden, sondern sie hat sich im eigentlichen Sinne des Wortes noch bedeutend verschlimmert. Es scheint nämlich jetzt wirklich dahin gekommen zu seyn, daß die Hamburgische Flagge von aller Schifffahrt jenseits des Englischen Canals oder westwärts des Caps Finisterre sich zurückziehen, und in jenen Gewässern ganz wird verschwinden müssen; wahrlich doch ein sehr trauriges Ereigniß, das für jeden Hamburger, zu welcher Classe er sich auch zählen möge, nur ein verwundendes Gefühl hervorbringen kann. Besonders aber wird die Lage unserer Rhedereien immer beklagenswerther, wenn man erwägt, wie viele Familien hieselbst durch sie ihr Brod fanden, die nun der Dürftigkeit sich überliefert sehen müssen. Denn wenn auch sonst dem Hamburger Kaufmann die Welt für seinen Handel fast allenthalben offen steht, so zwingt ihn doch der Unfriede mit den Barbaresken gegen seinen Willen, von den eigenen Schiffen keinen Gebrauch zu machen, und Vortheilen zu entsagen, welche hätten benutzt werden können und sollen."

„Den sprechendsten Beleg zu dieser unerfreulichen Darstellung, hat jüngsthin die Erscheinung mehrerer Barbaresken-Kriegsschiffe bei den Azoren und an der Portugiesischen Küste geliefert, wodurch bereits das oben benannte Hamburgische reich beladene, und hier versicherte Schiff, die Flora, Capitain G. E. Klein, von Porto nach Hamburg bestimmt, so wie ein Preussisches Schiff, Emma, Capitain Böckenhagen, von St. Ubes nach Copenhagen bestimmt, genommen worden sind."

„Die im vorigen Jahre erschienene Schrift des Verfassers, über die Verhältnisse mit den Barbaresken-Staaten, hat hoffentlich überzeugend dargethan, daß ein pecuniairer Vergleich mit ihnen wahrscheinlich leicht zu bewirken seyn würde, so wie er für die Sache höchst wünschenswerth ist. Man scheint aber sogar den Muth verloren zu haben, etwa durch einen gewandten Unterhändler an Ort und Stelle in der Barbarey auch nur den ersten Versuch zu machen, einen Friedens-Zustand herbeizuführen. Im Jahre 1752, wo doch unsere See-Schifffahrt viel weniger ausgebreitet war, als jetzt, verhielt es sich anders; damals schlossen unsere Vorfahren einen Friedens-Tractat mit Algier, unter den ungünstigsten Umständen. Was aber damit erzielt werden konnte und sollte, würde jetzt bei ungleich besseren politischen Verhältnissen mit weit grösserem Erfolge erreicht werden können, und kaum ist ein Zweifel, daß nicht die Englische Regierung auch hier als viel vermögende Vermittlerin einzuschreiten bereit seyn werde."

„Die jährlichen Abfindungs-Kosten, die unserm Staate aus einer Pacification erstehen würden, müßten durch Ertheilung der Türkischen Pässe an die westwärts des Caps von Finisterre segelnden Hamburgischen Schiffe überreichlich ersetzt werden." *)

„Mehreres hier noch aufzuführen, dürfte für eine öffentliche Bekanntmachung in patriotischer Rücksicht sich nicht eignen." — —

Mémoires et mélanges historiques et littéraires, par le Prince de Ligne.

Scherz und Ernst.

Die Liebe.

Man spricht immer von der Liebe, als wenn es nur eine einzige gäbe. Gleichwohl giebt es Tausend, ja Millionen Arten, denn jeder hat seine eigene. Es ist wie mit den Gesichtern; man findet wohl Aehnlichkeiten, aber keines gleicht dem andern vollkommen.

---

*) Die Dänischen und Schwedischen Schiffe bezahlen die Türkischen Pässe nach Maaßstab ihrer Größe pr. Commerz-Last für die zu unternehmende Reise; ein Schiff von 44 Commerz-Last bezahlt mit Spesen ca. 60 a 62 Rthlr. Courr.

A. liebt nicht, wenn er nicht Hoffnung auf Gegenliebe nährt;
B. liebt nur, wenn er deren schon gewiß ist;
C. liebt nur, wenn man ihn liebt, ohne seine Wünsche zu erfüllen;
D. nicht mehr, sobald er zum Ziel gelangte;
E. nur desto mehr;
F. peinigt die, welche sich ihm ergeben;
G. wird im ersten Augenblicke des Besitzes gleichgültig, fängt aber bald von neuem zu lieben an;
H. will lieben ohne geliebt zu werden;
J. will geliebt seyn, ohne zu lieben;
K. scheint nur die Rolle des Liebhabers zu spielen, um seinen Hang zur Eifersucht befriedigen zu können;
L. ist nur eifersüchtig, weil er liebt;
M. ist enthusiastisch;
N. ist kalt;
O. mistrauisch;
P. zu viel vertrauend;
Q. despotisch;
R. zu nachgiebig und der nöthigen Festigkeit ermangelnd;
S. launisch und alles ins Tragische ziehend;
T. spröde und stets mit seinem und seiner Frau Ruf beschäftigt;
U. heiter und unbekümmert bis zur Sorglosigkeit;
V. macht die Liebe zum Handwerk;
W. bedarf der Abwechselung; gar zu viel Reiz liegt in der Anknüpfung einer neuen Intrigue, als daß er nicht fremder Untreue vergeben sollte, da die seinige dadurch unbemerkt oder wenigstens unbestraft bleibt;
X. kennt nur eine Liebe — die zum Ideal; was kann er dafür, daß er es in jedem Mädchen zu sehen wähnte, und getäuscht stets gezwungen war, weiter zu suchen?
Y. sucht Wahlverwandtschaft;
Z. Standesgleichheit; als Ausnahme steigen jedoch auch wohl die Götter des Olymps zu Hirtinnen — wenn auch nicht immer arkadischen — herab.

Ich könnte noch tausend Arten von Liebe aufzählen, wenn ich die einzelnen Uebergänge bezeichnen wollte. Geschäftig, von sich eingenommen, verliebt, leidenschaftlich, fanatisch — man sehe, was jedes dieser Worte für unmerkliche Abstufungen hervorbringen kann, man erwäge, was Gewohnheiten, Vorurtheile und Klima für Modificationen in der verschiedenen Art zu lieben bewirken; das hat keine Gränzen. Man hört sagen: „Diese beiden Leute sind für einander geschaffen, so sehr gleichen sie sich.“ Man sagt: „Beide Charaktere müssen nicht dieselben, d. h. nicht ganz gleichartig seyn, um zu einander zu passen.“ Es giebt Liebende, die dreimal täglich schreiben, andere die gar nicht schreiben; es giebt thätige und nachlässige. Krieger, Staatsmänner, Künstler haben alle dieselbe Richtung. Es giebt eine Schule, und die Verschiedenheit der Manier hängt von ein wenig mehr oder weniger Empfänglichkeit ab. Aber in diesem Fache oder Gewerbe der Liebe haben die hundert Millionen Individuen, jedes seine eigne Art und Weise; die ist so verschieden, wie ihre Nasen, groß, klein, spitzig, kulpig, gebogen, aufgestülpt ꝛc.

Es giebt eine poetische und prosaische, eine tägliche, auch wohl alltägliche Liebe; letztere, die von allen, auch den nichtswürdigsten Kleinigkeiten, Rechenschaft giebt oder fordert! Es giebt eine finanzielle Liebe, die schlechteste von allen; eine theatralische, die gefährlichste; eine, auf der Galerie heimische — die fadeste; eine Liebe aus Zufall und Umständen, aus langer Weile ꝛc.

So viel von den Männern; nun zähle man erst die Liebesarten der Frauen! Mit ihrer Beweglichkeit, ihrer Einbildungskraft, ihrer Constitution, mehr oder minder Grundsätzen, Vorurtheilen, Schaam, Ehre, Coquetterie, Verstellung, hin und wieder auch wirklicher Naivetät — wie vielfarbig muß ihre Liebe seyn! — Jede spricht von ihrem Herzen; aber jede verkleidet es auf ihre Weise.

Der Tod.

Wer sollte wohl dem Tode vernünftigerweise ausweichen wollen: Im Grunde kömmt er überall recht und zu gelegener Zeit:

1) Den guten Gewissen, die sicher sind, ihren Lohn in der andern Welt zu erhalten.

2) Den bösen Gewissen, die nicht an letztere glauben und die, in dieser gepeinigt, nicht eben unzufrieden sind, sie zu verlassen, d. h. die es vorziehen, nichts zu seyn, wie ihr Unglaube sie überredet.

3) Den gefühlvollen Seelen, die, nach einem unvergeßlichen Verlust ihren einzigen Trost in der Hoffnung suchen, den Gegenstand ihrer Liebe jenseits wiederzufinden.

4) Den Unempfindlichen; denn das Leben ist für die kein Verlust, die seinen Werth nie empfunden haben und sich und andern zur Last sind.

5) Den Glücklichen; ihnen vor Allen kömmt der Tod gewöhnlich nicht früh genug, d. h. ehe das Glück sich wendet, und geschieht auch dies nicht, so vergiftet schon die Besorgniß dieses Wechsels ihr Daseyn.

6) Den wahrhaft Unglücklichen — durch Krankheit, Armuth oder drückende Abhängigkeit.

7) Den an Höfen oder in der Liebe unglücklichen Narren, ob sie gleich nur durch eigene Schuld Märtyrer ihres Geschmacks für Hof- und Weibergunst sind.

8) Den Weisen, die sich langweilen, so vielen Narren zu begegnen.

9) Den Tugendhaften, die es müde sind so viele Böse zu finden.

10) Den Leuten von Geschmack, denen es zuwider ist, so viele ertragen zu müssen, die keinen haben.

11) Den Kriegern und Gelehrten, die unwillig bemerken, daß man denen, die nichts gesehen, nichts gelesen, nichts gelernt und nichts gewirkt haben, mehr glaubt als ihnen.

12) Den Gerechten, denen es ein Schmerz ist, die Ungerechtigkeiten, falsche Versprechungen, Lügen der einen und die Intrigue, Hoffahrt, Hinterlist, Habsucht und Mittelmäßigkeit der andern schweigend mit ansehen zu müssen.

13) Den Leuten, die betrogen haben, oder betrogen worden sind oder sich selbst betrogen.

14) Allen, die den Geschmack an den Freuden des Lebens verloren, Undankbarkeit erfahren und die Menschen zu sehr kennen gelernt haben, um sie zu schätzen, mit Ausnahme einer ganz kleinen Anzahl bevorrechteter Geschöpfe.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℛ Sächs. Auswärtige belieben sich an die respectiven Postämter, oder an die unten genannte hiesige Buchhandlung zu wenden.“

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 129.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 244 Hamburg, Sonnabend, den 8. December. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffmann. Redigirt von F. Merkur und Rud. Ludwig.

Beginn, Fortschritt, jetziger und künftiger Zustand der Baumwoll-Manufacturen in England.

(Schluß.)

Das Verbrauchte an Baumwolle, jährlichen Baumwoll-Erndte ist daß Abzug der Ausfuhr auf 240 Millionen Pfund anzuschlagen. Man nimmt an, daß von diesem Quantum ungefähr 10 Millionen im rohen Zustande verwendet werden, es würden demnach noch 230 Millionen Pfund übrig bleiben, die man eins ins andere zu 1 a 1½ d tarirt kann. Werden von dem Gesammtwerthe des Fabrikats oder der 36 Millionen, der Werth der rohen Waare, der sich auf 8 Millionen beläuft, abgezogen, so bleiben 27 Millionen übrig, die dann den ganzen Betrag des Arbeitslohnes, des Vortheils für die Capitalien, der Ausgaben für Kohlen, Gebäude, Maschinen ꝛc. bilden. Wissen wir, wie hoch jedes dieser Stücke sich beläuft, so können wir uns ziemlich genau die Zahl der Arbeiter und den Werth des in den Spinnereien angelegten Capitals berechnen; leider haben wir in dieser Beziehung aber keine andere Nachrichten, als Muthmaßungen, Hörensagen und Analogieen. Man kann indessen breist behaupten, daß, in Folge der Anwendung von sehr vollkommenen Maschinen bei allen jenigen dieser Fabrikation, die hinreichendgroßes weit höher zu stehen kommen, als bei allen andern Gewerbszweigen. Alles erwogen, glauben wir, daß die Summe von 36 Millionen, auf welche wir sie jährlich in England verfertigten Baumwollwaaren angeschlagen haben, ungefähr folgendermaßen zu vertheilen sey:

Rohes Material, 10 Millionen Pf. à 1 s 1½ d hat Th. . . .	8 Millionen
Verbrauchtes an Vieh und Gebäuden, Kohlen, Maschinen ꝛc.	
das können zur Vertheilung an Baumwollenarbeiter verwendet, 1 an d. übrigen sehr schwer, die Kinder mit einbegriffen	15 "
Zahlen an 120,000 Baumwoller, Maschinenmacher, Maurer,	
Schmiede ꝛc. jeden à 80 £ jährlich	9,600,000 £
Vortheil der Fabrikanten, Gehalt der Buchhalter, Kassirer	
und Diener der Kohlen ꝛc.	3 Millionen
Summa 36 Millionen.	

Was das Capital betrifft, so ist dieses wie folgt zu schätzen:	
Capital der den Anbau des rohen Materials	8 Millionen
— — in Gebäuden angelegt	10 "
— — in Maschinen jeder Art, Werkzeugen, Waare	
jeden 3c. angelegt	27 "
Summa 45 Millionen.	

Zählt man den 800,000 Personen, die direct oder indirect bei der Baumwollfabrikation beschäftigt sind, noch diejenigen hinzu, welche die Fabrikate land- oder seewärts versenden, so mögen sich die Zahl von 1,000,000 a 1,100,000, was ziemlich genau den zwölften Theil von Englands Bevölkerung ausmacht.

Bemerkenswürdig ist die Wirkung, welche die seit mit einem Male bewerkstelligte Verminderung des Zolles auf den Einzelhandel und die Capitalien, auf die Regsamkeit der Volksmasse hatte; besonders aber ist dieser Einfluß in den Städten Lancashires und der Grafschaft Lancast, wo diese Industrie größtentheils concentrirt ist, wahrzunehmen. So hatte z. B. der Spiritual von Manchester im Jahre 1774 nur 41000 Seelen, im Jahre 1821 aber 152,788, wonach sich folglich die Bevölkerung dieser Stadt innerhalb 47 Jahren mehr als verdreifacht hat. Preston, das im Jahre 1760 nicht über 6000 Seelen zählte, hat deren jetzt 80,000, und Blackburn Bevölkerung ist von 11,300 Seelen im Jahre 1801, auf 21,940 im Jahre 1821 gestiegen. Man ueberconstruirt aber sind die Fortschritte, welche Liverpool gemacht hat, und wennit sich nur bis, von einer aber zweien Städten von Verdienstes vergleichen stehen. Einem gewissen Land Liverpool nicht für eine Fabrikstadt gelten; denn es hat die hauptsächlich den Baumwollmanufacturen seinen beispiellosen Zuwachs im Handelsstande zu verdanken. Diese Stadt ist der Mittelpunct dieses Handels, der Hafen, wo die Baumwolle und die meisten der Artikel von außen her, die von den Arbeitern aber zur Bekleidung der bei dieser Fabrikation beschäftigten Leute erforderlich sind, aufkommen; auch von hier aus, die in innern Werkstätten verarbeitete Baumwolle ins Ausland versendet. Früher kam Liverpool nach der Metropole die erste Handelsstadt des Königreichs ist. Im Jahre 1700 hatte sie nur 5845 Seelen; im Jahre 1750, 18,450, und im Jahre 1779, 34,850. Von diesem beschränkten Zustande ist sie durch die Zunahme der Baumwollfabrikation, und ihr entsprechend hat auch die Bevölkerung zugenommen. Die nämlichen Bemerkungen sind auch auf die Städte der Grafschaft Lancast anzuwenden.

Seit im Jahre 1828 die schädlichen Gefälle in Irland aufgehoben wurden, hat die Baumwollfabrikation dort sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Die von den Irländern in Liverpool eingeführten Baumwollgarne beliefen sich, nach Yards berechnet, im Jahre 1823 nur auf 400,687; im Jahre 1825 auf 536,646; im Jahre 1824 auf 2,840,000, und im Jahre 1825 auf 4,418,846, welche ungeheure Zunahme der Abschaffung des unsinnigen Systems beizumessen ist, wodurch man früher den Irländischen Gewerbsfleiß zu schänden pflegte.

Während einer sehr langen Zeit war die Weberei der Baumwolle nothwendig des Handes gewesen; da aber die in Spinnen und Weben der Baumwolle seit 1770 eingeführten Verbesserungen viel umfassender waren als die der Webstuhlfabrikation, so stand die letztere der ersteren nun in Mißverhältniß weit nach. Aus der folgenden Tabelle ergiebt sich, daß die Webstühlen der Baumwollgewerbe, mit Inbegriff der Garne, sich im Durchschnitt auf 17 Millionen £. aber sich auf die Hälfte der Webstühle aller Arten von Fabriketen, aber auf zwei Drittel der Webstühlen an gewebten Zeugen, belaufen.

Declarirter oder wahrer Werth

der Baumwollenzeuge und Garne, der Wollenzeuge, der Leinewand und Seidenzeuge und Gesammtwerth aller andern in Großbritannien erzeugten oder fabricirten Artikel, die in den Jahren 1814 bis und einschließlich 1826, nach allen Gegenden der Welt, Irland ausgenommen, ausgeführt worden sind.

	Jahre.	Baumwollenzeuge.	Baumwollengarn.	Wollenzeuge.	Leinewand.	Seidenzeuge.	Werth aller Zeuge.	Gesammtwerth aller andern Artikel.
		£	£	£	£	£	£	£
Officieller Werth.	1814	16,690,365	1,119,850	4,931,670	1,521,157	173,348	24,439,684	8,760,896
	1815	21,699,505	808,853	7,122,570	1,590,071	224,873	31,445,876	10,266,126
	1816	16,335,124	1,380,486	5,586,361	1,559,367	161,874	25,023,215	9,751,305
	1817	20,357,147	1,125,257	5,676,920	1,943,191	152,734	29,255,253	9,980,141
	1818	21,627,936	1,296,776	6,344,100	2,153,309	167,559	31,589,683	10,573,841
	1819	16,876,206	1,585,751	4,602,270	1,517,352	126,809	24,738,390	8,185,185
	1820	20,701,600	2,022,153	4,363,973	1,935,186	118,370	29,141,283	8,678,753
	1821	21,630,193	1,898,695	5,500,922	2,303,443	136,402	31,478,955	8,715,938
	1822	24,566,920	2,353,217	5,943,612	2,594,783	141,007	35,590,539	7,958,950
	1823	24,117,519	2,425,419	5,539,789	2,654,098	141,330	34,878,175	8,266,291
	1824	27,170,107	2,984,329	6,136,092	3,283,403	159,648	39,733,579	8,296,457
	1825	26,597,571	2,897,706	5,929,342	2,709,772	150,815	38,285,209	8,167,812
	1826	21,115,565	3,718,526	5,011,585	2,056,760	106,738	32,899,174	7,932,830
Declarirter Werth.	1814	17,393,796	2,791,249	6,372,494	1,701,381	530,020	28,788,940	14,658,432
	1815	19,124,062	1,674,022	9,338,142	1,777,563	622,120	32,535,905	17,117,340
	1816	13,072,757	2,628,448	7,841,855	1,452,667	480,522	25,179,252	14,849,690
	1817	14,178,022	2,014,182	7,163,472	1,703,682	408,528	25,467,827	14,869,292
	1818	16,643,579	2,385,305	8,143,193	1,919,815	499,175	29,621,067	15,567,182
	1819	12,388,853	2,516,783	5,986,807	1,391,245	376,798	22,660,467	11,588,029
	1820	13,843,569	2,826,643	5,583,430	1,653,801	374,111	24,278,570	11,290,109
	1821	13,786,957	2,307,830	6,161,567	1,981,165	373,938	24,911,759	10,914,223
	1822	14,534,253	2,700,457	6,188,523	2,192,772	381,455	26,297,429	9,879,468
	1823	13,751,415	2,625,947	5,634,137	2,095,571	350,880	24,457,952	10,233,172
	1824	15,240,806	3,135,496	6,011,534	2,462,440	442,582	27,272,059	10,301,359
	1825	15,034,138	3,206,729	6,193,775	2,130,705	296,677	26,862,024	11,221,749
	1826	10,522,857	3,491,268	4,982,898	1,489,617	168,453	20,652,623	10,195,015

Vor 1790 kam die in den englischen Manufacturen verarbeitete Baumwolle hauptsächlich aus der Levante und von den Antillen her; nach Ende des amerikanischen Krieges aber hat man sie in Carolina und in Georgien anzubauen begonnen, wo sie seitdem ein solches Gedeihen gehabt hat, daß sie jetzt eines der wichtigsten Producte der Vereinigten Staaten ist. Die amerikanische Baumwolle geht im Allgemeinen unter der Benennung See-Inseln- und Oberlands-Baumwolle. Die erstere ist die schönste, die in Großbritannien eingeführt wird. Sie wächst auf kleinen Sandinseln dicht am Ufer, oder auf an das Meer gränzenden Niederungen. Die Oberlands-Baumwolle wächst weit ab von den Küsten; sie ist im Allgemeinen so schwer zu enthülsen, daß man es lange Zeit nicht der Mühe werth hielt sie anzubauen; aber ein Herr Whitney hat durch die Erfindung einer Maschiene, um die Wolle von dem Saamen zu scheiden, den Pflanzern in Georgien und Carolina gleich sehr genützt, als Arkwright den Fabrikanten in England. Vor der Erfindung des Herrn Whitney, im Jahre 1793, ward wenig Oberlands-Baumwolle angebaut, und nicht ein einziges Pfund ausgeführt; seit dieser glücklichen Epoche aber ist diese Art Baumwolle ein Haupt-Product von Georgien und Carolina geworden, und die Vereinigten Staaten führen davon jährlich über 100 Millionen Pfund aus. Herr Whitney ließ sich auf seine Erfindung ein Patent geben, und verkaufte dieses dann an den Staat von Süd-Carolina um 50,000 Dollars. In Georgien und in einigen andern Staaten hatte er wider mächtige Coalitionen zu kämpfen, die sich seine Erfindung zuzueignen strebte; und es währte eine geraume Zeit, ehe er seine Gerechtsame durchzusetzen vermochte. So sind in der neuen Welt, wie bei uns, die nützlichsten Entdeckungen fast immer durch Undankbarkeit und Verfolgungen belohnt worden.

Nachdem wir nun diese flüchtige und nur sehr unvollkommne Darstellung des Anfangs, der Fortschritte und der jetzigen Höhe der Baumwollfabrikation beendigt haben, wollen wir die Gründe darlegen, nach welchen wir der Meinung sind, daß wir das Uebergewicht in diesem Zweige des Gewerbfleißes behalten werden, und am Schlusse einige Bemerkungen über den Einfluß hinzufügen, welchen derselbe auf den Zustand und die Moralität des Volkes haben muß.

Es liegt am Tage, daß Bemerkungen über die Zukunft irgend eines Industriezweiges, immer einigermaaßen ungewiß sind, indem es keinen giebt, auf den nicht unvorhergesehene Umstände einwirken könnten. Lassen wir aber auswärtige Kriege und innere Gährungen außer Betracht,

worüber ſich keine Berechnungen machen laſſen, ſo berechtigt, unſeres Bedünkens, nichts zu den trüben Weiſſagungen derer, die da meinen, die Baumwollfabrikation habe in Großbritannien ihren Zenith erreicht, und könne fernerhin nur ſinken. Unſer Vermögen, große induſtrielle Anlagen zu leiten, reicht, alles erwogen, weit über das der andern Völker; am günſtigſten für uns iſt aber wohl die Ueberlegenheit, die wir gewonnen haben. Die Vorſteher unſerer Manufacturen, unſere Ingenieurs, unſere Arbeiter, ſind im Allgemeinen geſchickt und unternehmend, und die außerordentlichen Erfindungen, die ſie ſchon gemacht haben, ſo wie ihre practiſche Bekanntſchaft mit den Grundſätzen und Details ihrer reſpectiven Gewerbe, werden ſie nicht allein befähigen, die ſchon vorhandenen Verfahrungsarten zu vervollkommnen, ſondern auch noch neue zu erfinden. Unſere Spinn-, Webe- und Bleich-Anſtalten ꝛc. ſind vollſtändiger und vollkommner als anderswo; die Eintheilung der Arbeiten iſt darin viel weiter getrieben; die Werkleute derſelben ſind von Jugend an, an Thätigkeit gewöhnt, und haben ſich die beſondere Geſchicklichkeit in ihren reſpectiven Verrichtungen zu eigen gemacht, die nur das Reſultat einer langen Uebung ſeyn kann. Warum ſollten wir alſo unſere Oberherrſchaft nicht behalten? Alle Völker, welche neue Manufacturen anlegen wollen, haben augenſcheinlich mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als wir; erſtens können ihre Anlagen nicht ſofort ſo bedeutend ſeyn, um eine gleiche Arbeitseintheilung als in den engliſchen Fabriken zuzulaſſen; und zweitens laſſen ſich die Schnelligkeit und die Geſchicklichkeit in der Ausführung nur mit der Zeit erlangen. Demnach werden alle diejenigen, die erſt beginnen, und die wider Mitbewerber kämpfen wollen, welche ſchon einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, ſehr bald von den Märkten verdrängt werden, die ihren Gegnern auch zugänglich ſind, und ihre Etabliſſemente werden ſich ſelbſt an den Orten ihrer Stiftung nur vermittelſt Verbotsſyſtemen und Reſtrictionen halten können.

Aber, wendet man ein, dieſe Vortheile, ſo reell ſie auch ſind, werden durch mehr als gleich wichtige Inconvenienzen aufgewogen. So werden z. B. die entſtehenden Manufacturen in Amerika durch den Vortheil, an Ort und Stelle ſelbſt das erſte Material einzukaufen, und folglich die Koſten des Transports zu ſparen, am Ende das Uebergewicht über die unſerigen bekommen, während unſere hohen Abgaben, und die in England herrſchende Theurung, indem ſie den Lohn unſerer Arbeiter weit über den in den Staaten des feſten Landes ſteigern, uns in eine ſo nachtheilige Lage verſetzen, die durch unſere großen Capitalien und unſern überlegenen Gewerbsfleiß nicht immer zu compenſiren ſeyn wird.

Was nun Amerika anbetrifft, ſo glauben wir nicht, daß es je ein gefährlicher Rival für unſere Fabrikanten werden kann, und daß es im Beſitz des rohen Materials iſt, darauf legen wir wenig Gewicht. Die Vereinigten Staaten haben eine ſo ungeheure Maſſe fruchtbaren und noch nicht benutzten Landes, daß der Landbau auf lange Zeit hin, ihr ergiebigſter Induſtriezweig ſeyn wird. Aber angenommen, daß ſie, von falſchen Anſichten irre geleitet, fortfuhren, wie ſie es neuerlich gethan, zu vorzeitigen Anlagen von Baumwollmanufacturen anzuſpornen; welchen Vortheil würden ſie denn davon haben, daß ihnen ſofort das rohe Material zur Hand iſt? Sollen dieſe Fabriken gedeihen, ſo kann dieſes augenſcheinlich nur in den Staaten im Norden der Fall ſeyn; denn das wird doch niemand glauben, daß die freien Arbeiten der Sclaven in den ſüdlichen Staaten, es mit Vortheil wider die freien Arbeiten in Großbritannien aufnehmen könnten. Muß alſo die Baumwolle aus Georgien und Carolina nach einer entfernten Gegend der Union, z. B. nach Maſſachuſetts und Connecticut, verſandt werden, ſo dürfte der Unterſchied in den Verſendungs-Koſten nach Europa — da die Koſten der Ein- und Ausſchiffung dieſelben ſeyn würden — kaum in Erwägung kommen und würde in keiner Weiſe die Ueberlegenheit ausgleichen, die wir uns erworben haben.

Aber die, durch die Höhe unſerer Abgaben und durch unſer theures Werklohn unterſtützte Concurrenz unſerer Nachbaren auf dem feſten Lande iſt es hauptſächlich, was diejenigen zum Grunde legen, welche den Verfall unſers mercantiliſchen und commerciellen Wohlſtandes prophezeihen. Vergebens, ſagen ſie, vertrauen wir auf die Unermeßlichkeit unſerer Capitalien und auf die bereits erlangte Vollkommenheit. Dieſe Vortheile können uns wohl ein augenblickliches Uebergewicht geben, wir können ihrer aber nicht immer allein theilhaftig ſeyn. Die andern Völker des feſten Landes, vor allen die Franzoſen, haben bereits ſehr große Fortſchritte gemacht und machen deren noch immer, und bei der Höhe unſerer Taxen und der Steigerung unſeres Werklohns, müſſen ſie am Ende in Vortheil kommen. Da dieſe Raiſonnements nicht ohne Einfluß auf die Gemüther geblieben ſind, ſo glauben wir den Dank unſerer Leſer zu verdienen, wenn wir ſie einmal näher beleuchten.

Zuvörderſt bemerken wir, daß es uns noch ſehr zweifelhaft zu ſeyn ſcheint, ob der Werklohn in England wirklich theurer iſt als in Frankreich. Rechnete man Tageweis, ſo wäre Frankreich ohne Frage in dem ihn beigelegten Vortheil; davon iſt aber keine Rede, ſondern es frägt ſich nur, ob die, für die Ausrichtung irgend einer Arbeit zu entrichtende Bezahlung größer iſt. Arthur Young, ein ſehr competenter Richter in ſolchen Dingen, ſagt, ein Tagelöhner aus der Grafſchaft Eſſex ſey zu 2s 6d den Tag billiger, als einer aus Tipperary zu 5d. Wenn nun aus gleichem Grunde, ein franzöſiſcher Fabrikant auch im Stande wäre, ſich ſeine Arbeiter um 25 bis 30 pCt. billiger zu verſchaffen, als ein brittiſcher Fabrikant, ſo wäre es dennoch, vermöge der größeren Geſchicklichkeit der engliſchen Arbeiter und der beſſeren Vertheilung ihrer Handarbeiten unter ſich, wonach ſie in einer feſtgeſetzten Zeit mehr zu leiſten im Stande ſind als die franzöſiſchen Arbeiter, möglich, daß der Lohn in Frankreich höher zu ſtehen käme als in England. Wir machen keinen Anſpruch darauf eine genaue Schätzung des Vergleichswerthes der Arbeiten in den beiden Ländern aufſtellen zu wollen; aber ein ſehr einſichtsvoller und mit der Induſtrie von beiden ſehr bekannter Mann, hat uns verſichert, daß die Franzoſen, obwohl ſie uns in Bijouterieen, und im Allgemeinen in Geſchmacks- und Phantaſie-Sachen, auch wohl in mehreren Dingen, wobei die Maſchienen noch nicht im Großen mitwirkten, gleichkämen, ja uns vielleicht noch übertrafen, uns in andern Artikeln weit nachſtänden, und daß unſere Baumwollen-, Wollen-, Quincaillerie- und Maſchienen-Fabrikanten ꝛc. ihre Erzeugniſſe, obgleich weit beſſer gearbeitet, weit billiger lieferten, als ihre Nebenbuhler auf dem feſten Lande.

In dieſer Beziehung dürfen die engliſchen Fabrikanten folglich ganz unbeſorgt ſeyn, und der niedrige Preis des Werklohns in Frankreich wird ihre natürlichen oder erworbenen Vorzüge nicht aufwiegen. Aber, wird weiter eingewendet, die hohen Abgaben, welche auf die Erzeugniſſe unſerer Manufacturen gelegt ſind, müſſen ja nothwendig deren Preiſe höher ſtellen als die des Continents. Hierauf erwiedern wir, daß die meiſten dieſer Abgaben bei der Ausfuhr erlaſſen werden, und ſie folglich den Verkauf unſerer Waaren auf den fremden Märkten nicht ſchaden können. Indeſſen könnte es wohl geſchehen, daß die hohen Abgaben, und in deren Folge der theuere Arbeitslohn, uns dadurch ſehr nachtheilig würden, daß ſie, indem ſie den Nutzen ſchmälerten, die Capitaliſten bewögen ihre Gelder in fremden Ländern zu benutzen; aber die Entfernung dieſer Capitalien würde auf unſere Baumwollmanufacturen nicht anders einwirken als auf die der Wolle, auf den Ackerbau und überhaupt auf jeden andern Induſtriezweig; ja es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß unſere Fabrikation von Baumwollenzeugen, in Folge der

Vollkommenheit, zu welcher wir sie gebracht haben, weit weniger durch ein solches Verhältniß leiden würde, als viele andere Zweige des Gewerbfleißes. Diese Bemerkungen werden hoffentlich hinreichend seyn, um die Besorgnisse derer zu heben, die sich durch trübe Weissagungen haben schrecken lassen, und werden den Beweis geben, daß die Solidität unserer Baumwollfabriken auf festeren Grundlagen beruhet. Inzwischen dürfen wir doch nichts außer Acht lassen, was dazu dienen kann, sie mehr und mehr zu vervollkommnen und ihr Gedeihen zu befördern. Nichts wird ihnen entsprießlicher seyn, als die Begründung eines vollkommnen freien Handelssystems. Wenn wir von unsern Märkten die Aequivalente ausschließen, welche uns die Fremden im Austausch für unsere Producte geben können, so setzen wir sie außer Stand unsere Abnehmer zu werden, und zwingen sie folglich, selbst zu fabriciren. Ein Ausschließungssystem ist immer nachtheilig, vorzüglich aber bei einer Nation, die den andern in der industriellen Laufbahn weit voraus geeilt ist. Großbritannien muß seine Häfen gegen mäßige Abgaben, bloß im Interesse der Staatseinkünfte erhoben, den Producten aller Länder der Welt öffnen. Glauben, daß die weitumfassendste Concurrenz uns nachtheilig werden könnte, vorzüglich in den Industriezweigen, in welchen wir den größten Vorsprung haben, würde ein Widerspruch und eine Absurdität seyn. Der Absatz unserer Erzeugnisse wird in demselben Verhältnisse zunehmen, als unsere Ankäufe in den fremden, und die anderen Nationen werden, statt mit uns in den Fabrikationen zu wetteifern, wo wir im Vortheil sind, sich mit der Vervollkommnung derjenigen begnügen, in welchen sie die besten Fortschritte gemacht haben.

Aber außer der wenigen Haltbarkeit, die man unserem Fabrikationssysteme beimißt, legen deren Widersacher ihm noch andre Dinge zur Last. Wollte man ihnen Glauben beimessen, so hätte das goldne Zeitalter Großbritanniens mit der Erfindung der Jenny und der Spinning-frame seine Endschaft erreicht. Damals waren die Manufacturen über das ganze Land verbreitet; eine jede Familie arbeitete bei sich im Hause, und außer dem, was ihr ihre Industrie abwarf, hatte sie gewöhnlich so viel Land, um eine Kuh darauf zu halten und sich die nöthigen Gemüse zu erzielen. Es ist klar, heißt es dann weiter, daß ein solches Verhältniß hinsichtlich der Moralität und des Gesundheitszustands des Volkes dem jetzigen System vorzuziehen war, indem in Folge des letztern die Individuen beiderlei Geschlechts von ihrer Jugend an in ungesunden Werkstätten eingepfercht sind und in denselben schon früh in alle Arten Laster eingeweihet werden.

Zum Unglück der Aussteller solcher Bemerkungen besteht ein großer Unterschied zwischen den, auf den bloßen Schein hin gezogenen Folgerungen und den wirklichen Thatsachen, welche eine gewissenhafte Untersuchung ergiebt. So sonderbar es denen auch scheinen mag, die über den Zustand des Volkes nur nach Goldsmith's *verlassenem Dorfe* oder nach den eben so philosophischen, obwohl minder poetischen Ergüssen Robert Southey's zu urtheilen gelernt haben, nehmen wir doch nicht Anstand zu behaupten, daß die Gesundheit, die Vernunft und die Sittlichkeit der niederen Volksclassen bedeutend durch die Begründung unseres jetzigen Fabrikationssystems gewonnen haben.

Was zuerst die Gesundheit anbetrifft, so bemerken wir, daß die Sterblichkeit in England im Jahre 1780 im Durchschnitt 1 zu 40 war, im Jahre 1810 aber, Trotz der großen Zunahme der als ungesund angesehenen Beschäftigungen, nur 1 zu 52, und im Jahre 1820 gar 1 zu 58. Diese Abnahme der Sterblichkeit rührt zum Theil daher, daß die niederen Volksclassen reinlicher und mäßiger geworden sind, zum Theil auch von der Austrocknung einer großen Anzahl von Sümpfen, vor allem aber seit 1800 von der Wohlthat der Kuhpockenimpfung und anderer Entdeckungen in der Arzeneikunde. Jeden Falles ist der allgemein verbesserte Gesundheitszustand durch die Vermehrung unserer Manufacturen nicht allein nicht beeinträchtigt, sondern im Gegentheil noch gefördert worden. Wäre dem anders, so würde die Lebensdauer in den Manufacturstädten kürzer gewesen seyn, als auf dem Lande. Es hat aber gerade das Gegentheil statt gefunden. Zu Manchester verstarb z. B. im Jahre 1770 1 von 28; obgleich sich dessen Bevölkerung nun seitdem fast vervierfacht und man von allen Seiten dort Baumwollenfabriken angelegt hat, stirbt dort jetzt nur 1 von 45. Im Jahre 1750 betrug die gesammte Bevölkerung der Grafschaft Lancaster nur 297,000 Seelen; im Jahre 1801 hatte sie sich auf 672,566 gehoben und die Sterblichkeit war 1 zu 31; im Jahre 1820 aber, als sie durch eine wundersame Vermehrung auf 1,052,859 Seelen angewachsen war und sich die für ungesund geltenden Anlagen über alle Vorstellung hinaus vervielfältigt hatten, betrug die Sterblichkeit nur noch 1 zu 55. Die Facta sind an und für sich schon bündig genug, doch überzeugt man sich von der Wahrheit unserer Angaben wohl noch eher, wenn wir die Grafschaften Lancaster und Westmoreland unter demselben Gesichtspuncte mit einander vergleichen. Die erstere ist gewissermaaßen als eine einzige große Werkstatt zu betrachten; denn außer einer Menge volkreicher Dörfer enthält sie folgende große Fabrik- und Handelsstädte: Manchester, Liverpool, Bolton, Preston, Blackburn, Bury, Warrington, Wigan ꝛc. Die Grafschaft Westmoreland hingegen hat fast gar keine großen Städte und Manufacturen und ist hauptsächlich von einer Classe kleiner Grundeigenthümer bewohnt, bei denen, wie man sagt, noch die volle Unschuld und Sittenreinheit von Alt-England heimisch ist. Dennoch hat Westmoreland nur 5 vom Hundert weniger Todte als Lancaster. Die Taufen verhalten sich in Westmoreland zur gesammten Bevölkerung wie 1 zu 35, die Todten wie 1 zu 58, die Ehen wie 1 zu 151; dahingegen verhalten sich die Taufen in Lancaster wie 1 zu 32, die Todten wie 1 zu 55, die Ehen wie 1 zu 126.

Unter großen Uebertreibungen ist sicherlich auch wohl etwas Wahres an dem, was man über die Entbehrungen der Kinder unter 16 Jahren sagt, die in den Baumwollfabriken arbeiten. Obgleich wir im Allgemeinen durchaus wider jede Einmischung der Regierung, in Verträge zwischen den Fabrikherrn und ihren Arbeitern sind, würden wir es doch für löblich halten, wenn die Gesetzgebung die Arbeitsstunden der Kinder beschränkte. Es liegt im öffentlichen Interesse, daß das Gesetz diejenigen in Schutz nimmt, die ihrer Jugend wegen sich nicht selbst schützen können; darauf aber müßte sich das Parlament beschränken. Wenn irgend ein Gewerbsfleiß schädlich ist, so wird sich niemand damit befassen, wenn nicht der Lohn den Nachtheil aufwiegt, und dieser Umstand wird es dann verhindern, daß ein solches Gewerbe nicht über die Gränze hinaus betrieben wird, die das Gemeinbeste gestattet.

Was die Sittlichkeit der Manufacturbezirke anbetrifft, so ist das ein Punct, über welchen es schwerer hält genaue Auskunft zu erhalten als über den Gesundheitszustand; dennoch glauben wir, es könne dreist behauptet werden, daß die Sitten des Volkes sich seit 50 Jahren nicht minder gebessert haben als seine Gesundheit. Jedermann weiß, daß Mißhandlungen und Gewaltthaten, seit der Thronbesteigung des hochseeligen Königs, weit seltner geworden sind. Ueberdem sind die größere Reinlichkeit und Mäßigkeit, die so wesentlich zur Sittenbesserung beitragen, eine Hauptursache der glücklichen Veränderung gewesen, die in dem Gesundheitszustand der Massen statt gefunden hat. In den Beziehungen beider Geschlechter besteht, in der Grafschaft Lancaster wenigstens, eben so viele Ehrbarkeit als in den bloß Landbau treibenden Districten Englands. Dieses würde nun freilich wenig bedeuten, wenn alle Districte dem von Norfolk gleich wären, wo einmal unter 77 Geburten nur 23 eheliche waren. Von einer solchen Ausschweifung würde man nirgends im Lancasterschen ein Beispiel auffinden können.

Wenn man den moralischen Zustand der Manufacturdistricte, als: den der Grafschaft Lancaster in England und den der von Lanark in Schottland, mit dem der Landbau treibenden Districte vergleichen will, so darf nicht übersehen werden, daß die ersteren weit mehr als die andern in Gefahr sind, sich der Sittenlosigkeit zuzuwenden, und zwar durch die Masse von Irländern, welche in den letzten Jahren herbeiströmten. Diese Unglücklichen, gänzlich hülflos und im höchsten Grade unwissend, sind ohne Widerspruch bei weitem unmoralischer, als die Einwohner des Landes, und es ist in der That höchst bewundernswürdig, daß die Moral des Volkes, Trotz des steten Einwanderns solcher Unglücklichen in Manchester und in Glasgow, sich in beiden Städten so sehr gebessert hat.

Was die Entwickelung der geistigen Kräfte der beim Manufacturwesen Angestellten betrifft, glauben wir uns des Beweises überheben zu können, daß sie der der Bauern weit überlegen ist. Davon wird jeder unbefangene Leser schon im voraus überzeugt seyn. Der Elementar-Unterricht der niederen Classen in den Städten, ist im Allgemeinen dem Unterricht der Landleute weit vorzuziehen; aber besonders im vorgerückten Alter machen sich die Vortheile des Volkes in den Städten bemerkbarer. Die, auf einer großen Fläche Landes zerstreueten Bauern, haben sehr wenig Gelegenheit, zusammen zu kommen, während die Werkleute in den Städten, indem sie in großen Werkstätten mit einander arbeiten, gerade das haben, was jenen abgeht, d. h. eine Gelegenheit sich über alles das zu besprechen, was in ihren Augen interessant oder wichtig ist. So gewöhnen sie sich allmählig, nachzudenken; ihr Verstand schärft sich durch die Reibung von einander entgegen gesetzten Meinungen; und die kleinen Collecten, welche sie unter sich anstellen, erlauben ihnen eine gemeinschaftliche Bibliothek anzulegen und sich auf periodische Schriften zu abonniren, die nicht zu theuer sind. Man kann über den Grund im Zweifel seyn, aber das Factum ist unwiderleglich, daß die Arbeiter in den Fabriken mit ihrer Vermehrung aufgeklärter und rechtschaffener geworden sind. Neun Zehntheile der Uebel, die wir zu beklagen haben, sind daß Ergebniß der Unwissenheit, und man kann überzeugt seyn, daß, wenn sich der geistige Zustand einer Classe der Gesellschaft bessert, sie nicht mindre Fortschritte in andern Beziehungen macht.

Man wendet ferner gegen das Fabriksystem im großen Maaßstabe ein, daß, wenn irgend ein Umstand die Thätigkeit der Manufacturen unterbricht und folglich eine große Volksmasse arbeitslos macht, oder wenn in Folge eines Mißwachses die Lebensmittel plötzlich steigen, die innere Ruhe und die Sicherheit des Eigenthums gefährdet sey. Dann benutzten die Demagogen und die Wortführer auf öffentlichen Plätzen, deren es viele in den Manufacturdistricten giebt, die fieberhafte Reizbarkeit, in welche solche Umstände die Volksmasse versetzt, um die Einrichtungen des Landes zu verschwärzen und die öffentliche Noth nicht als Folge von Zufälligkeiten, die nicht abzuwenden waren, sondern als mit den Maaßregeln verknüpft, welche die Regierung oder die Fabrikherren in der Absicht genommen, den Lohn der Arbeiter zu verringern, zu schildern. Solche aufrührerische Reden regten dann gewöhnlich das Volk zu Ausschweifungen auf, welche nur durch Militairgewalt und durch Maaßregeln, die mit den Grundsätzen eines freien Staates wenig in Einklang seyen, unterdrückt werden könnten. Diesen, obwohl sehr übertriebenen Bemerkungen liegt allerdings einige Wahrheit zum Grunde; doch ist dagegen andererseits zu erwägen, daß die großen Städte der Geistesausbildung sehr förderlich sind, und daß die Massen um so friedliebender werden, als ihre Aufklärung zunimmt. Bis jetzt sind die höheren Classen viel zu gleichgültig hinsichtlich des Einflusses gewesen, den eine bessere Ausbildung auf die niederen Classen haben könnte. Man hat freilich in letzterer Zeit lobenswerthe Schritte gethan, die Arbeiter mit den Anfangsgründen der natürlichen Wissenschaften und der mechanischen Künste bekannt zu machen; obgleich nun diese Kenntnisse auch von großem Nutzen sind, so sind sie doch nicht diejenigen, in welche sie einzuweihen, am wichtigsten wäre. Wir sind sicherlich weit entfernt, es dumm zu finden, daß man sie in der Hydraulik oder in der Wasserkraftlehre unterrichtet, nur möchten wir nicht, daß solches unter Ausschließung von Wissenschaften geschähe, die ihnen besser zu Statten kommen würden. Wäre es uns ein rechter Ernst, die moralische Lebensweise der niederen Classen zu verbessern, so würden wir uns bemühen, sie mit den Principien bekannt zu machen, die stets ihr Betragen leiten sollten. Man muß den Armen lehren, daß ihr besseres Glück in ihren Händen ruht; daß dasjenige, was andere für sie thun können, sehr wenig im Vergleich mit dem ist, was sie selbst zu thun vermögen; daß sie bei der Erhaltung des öffentlichen Friedens weit mehr als die andern Classen der Gesellschaft interessirt sind;*) daß die Entdeckungen und Erfindungen stets den Zweck haben, ihr Bestes zu befördern, und daß ein Bedachtseyn auf die Zukunft ein wesentlicher Punct zur Verbesserung ihres Geschickes sey. Diese Lehren sollten die Grundlage eines jeden wohlbegriffenen Systems des öffentlichen Unterrichts ausmachen. Würden sie recht deutlich und eindringlich, wie ihre Wichtigkeit es verdient, erklärt, so hätten wir die beste Gewähr für die Erhaltung der allgemeinen Ruhe und des Gedeihens der verschiedenen Classen der Gesellschaft.

Doch, wir müssen zum Schluß eilen. Die Bemerkungen, welche wir aufgestellt haben, werden ohne Zweifel genügen, um die Unhaltbarkeit der, wider die Manufacturen vorgebrachten Anschuldigungen zu beweisen. Die Manufacturen haben allerdings wohl ihre eigenthümlichen Uebelstände, gleich allen menschlichen Dingen; aber das Gute, was sie zuwege bringen, überwiegt diese um vieles. Sie theilen der ganzen Gesellschaft ein neues Leben, eine frische Thätigkeit mit; sie geben denjenigen, die in den gesellschaftlichen Verhältnissen auf niedern Stufen stehen, die Mittel an die Hand, sich durch eignes Verdienst und persönliches Streben zu befördern; sie feuern die obern Classen an, andere Auszeichnungen als die des Ranges und der Glücksgüter zu suchen; und was noch nützlicher ist, sie zwecken wesentlich darauf ab, die Mittelclassen zu mehren, welche die Inhaber der Tugenden sind, die jedem wohlverwalteten Staate zur Grundlage dienen müssen.

Bruchstück aus der Vorrede von Chateaubriands in Kurzem erscheinender Reise nach Amerika.

— — Columbus entdeckte Amerika in der Nacht vom 11. auf den 12. October 1492: der Capitain Franklin hat am 18. August 1826 die Entdeckung dieser neuen Welt vervollständigt. In diesem Zeitraume von drei hundert drei und dreißig Jahren, neun Monaten, vier und zwanzig Tagen — wie viele Generationen sind einander gefolgt, wie viele Revolutionen vollendet, wie viele Veränderungen bewirkt worden!

Die Welt gleicht Columbus Welt nicht mehr. Auf den unbekannten Meeren, über welchen man eine schwarze Hand, Satans Hand**) erblickte, die die Schiffe während der Nacht ergriff und sie in den Abgrund zog; in diesen antarctischen Regionen, dem Wohnsitze der Nacht, des Grauens und der Sagen; in den empörten Fluthen des Cap Horn

*) Ihnen das einleuchtend zu machen, dürfte in der That noch schwerer seyn, als einen Weg unter der Themse hin zu bahnen. Anm. d. Red.

**) Man erinnere sich der alten Karten und der arabischen Schiffer.

und des Vorgebirges der Stürme, wo Matrosen und Steuermann erblaßten; in diesem Doppel-Ocean, der doppelte Ufer benetzt; in diesen einst so gefürchteten Gewässern fahren jetzt Postschiffe regelmäßig, zum Behuf der Reisenden und der Wissenschaften hin und her. Man ladet Freunde aus einer blühenden Stadt America's nach einer blühenden Stadt Europa's — zum Mittagsessen und kömmt zur bestimmten Stunde an. Statt der plumpen, unreinlichen, feuchten Schiffe, wo man nur von eingesalzenem Fleische lebte, wo der Scorbut Mannschaft und Passagiere verzehrte, finden letztere jetzt, auf eleganten Fahrzeugen, mit Mahagoniholz getäfelte Gemächer, geziert mit Teppichen, Spiegeln, Blumen, Bibliotheken, musikalischen Instrumenten und versehen mit allen Leckerbissen des ausgesuchtesten Tisches. Eine Reise, die mehrjährige Forschungen unter den verschiedensten Breitengraden erfordert, kostet oft nicht einem Matrosen das Leben.

Stürme? man lacht ihrer. Entfernungen? sie sind nicht mehr. Ein einfacher Wallfischjäger segelt nach dem Südpol; ist die Fischerei dort nicht ergiebig, so schifft er nach dem Nordpol; um einen Fisch zu fangen passirt er zweimal die Wendekreise, legt zweimal die Länge des Erddurchmessers zurück und berührt in einigen Monaten die beiden Enden der Welt (d. h. unsers Planeten). An den Thüren der Londoner Weinhäuser und Schenken sieht man die Anzeige der Abfahrt des Packetboots von Van Diemensland, mit allen möglichen Bequemlichkeiten für die zu den Gegenfüßlern Reisenden, und dieß unmittelbar neben der Anzeige von der Abfahrt des Packetboots von Dower nach Calais. Man hat Reisetaschenbücher, geographische Leitfaden, Tagebücher zum Gebrauch derjenigen Personen, welche eine Lustreise um die Welt zu machen gedenken. Diese Reise dauert neun bis zehn Monate, zuweilen nicht einmal so lange: man reist im Winter ab, wenn man aus der Oper kömmt; man berührt die Canarischen Inseln, steigt zu Rio Janeiro aus Land, nimmt gelegentlich die Philippinen in Augenschein, verweilt sich ein wenig in China, sieht sich in Ostindien um, verschnauft sich im Vorbeigehen auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung und — ist zur Eröffnung der Jagd wieder zu Hause.

Die Dampfboote kennen keine widrigen Winde auf dem Meere, keine hindernden Strömungen in den Flüssen mehr: Kioske oder schwimmende Paläste von zwei und drei Stockwerken, lassen sie von ihren Galerieen herab die schönsten Naturscenen in den Wäldern der neuen Welt bewundern. Bequeme Landstraßen ebnen den Gipfel der Gebirge, öffnen vordem unzugängliche Wüsten: vierzigtausend Reisende versammeln sich am Wasserfall des Niagara, blos zu ihrem Vergnügen. Auf Eisenbahnen gleiten schwere Frachtwagen pfeilschnell dahin; und wenn Frankreich, Deutschland und Rußland sich zur Errichtung einer telegraphischen Linie bis zur Chinesischen Mauer vereinigen wollten, so könnten wir in neun oder zehn Stunden an einen unserer chinesischen Freunde schreiben und seine Antwort erhalten. Ein Mann, der seine Wallfahrt mit achtzehn Jahren anfinge und mit sechszig Jahren beschlösse, täglich nur vier Stunden gehend, würde in diesem Zeitraum ungefähr siebenmal die Runde um unsern armseligen Planeten gemacht haben. Das Genie des Menschen ist wahrhaft zu groß für seine kleine Wohnung: man muß daraus schließen, daß er für einen höhern, weitumfassenderen Wohnort bestimmt ist.

Ist es nun gut, daß die Communicationen unter den Menschen so leicht geworden sind? Würden die Völker nicht besser ihren Charakter bewahren, wenn sie einander nicht kennten, und wenn sie den Gebräuchen und Ueberlieferungen ihrer Väter gewissenhafter treu blieben? Ich habe in meiner Jugend alte Bretagner über die Wege murren gehört, die man in und durch ihre Wälder machen wollte, da selbst, wo diese Straßen den Werth der Holzmarken nothwendig erhöhen mußten.

Ich weiß, daß man dieses System mit sehr rührenden Declamationen unterstützen kann; die gute alte Zeit hat ohne Zweifel ihr Verdienst; aber man muß bedenken, daß ein politischer Zustand darum nicht besser ist, weil er alt und herkömmlich ist, sonst müßte man einräumen, daß der Despotismus China's und Indiens, wo seit dreitausend Jahren sich nichts verändert hat, das vollkommenste auf dieser Welt sey. Dennoch sehe ich nicht ein, was für ein Glück darin liegen kann, sich vierzig Jahrhunderte lang mit Völkern in der Kindheit und Tyrannen von rückschreitender Altersschwäche einzusperren.

Der Geschmack und die Bewunderung des Stationairen (des Stillstehenden) rührt von falschen Urtheilen her, die man über die Wahrheit der Thatsachen und über die Natur des Menschen fällt: über die Wahrheit der Thatsachen, weil man voraussetzt, daß die vorzeitlichen Sitten reiner als die unserer Zeit gewesen seyen, ein vollkommner Irrthum; über die Natur des Menschen, weil man nicht einsehen will, daß der menschliche Geist der Vervollkommnung so fähig als bedürftig ist.

Die Regierungen, die die Federkraft des Genies zu hemmen trachten, gleichen den Vogelstellern, die die Flügel des Adlers zerbrechen, um ihn an seinem Fluge zu verhindern.

Kurz man lehnt sich nicht gegen die Fortschritte der Civilisation auf, außer wenn man von Vorurtheilen eingenommen ist; man fährt fort, die Völker so anzusehen, wie man sie ehedem ansah: isolirt, als hätte ihr Schicksal und ihre Bestimmung nichts gemeinsames mit einander. Aber wenn man das Menschengeschlecht als eine große Familie betrachtet, die demselben Ziele entgegenschreitet; wenn man sich nicht einbildet, daß alles hienieden geschehen ist, damit eine kleine Provinz, ein kleines Reich ewig in ihrer Unwissenheit, ihrer Armuth und bei solchen politischen Institutionen verharren, wie Barbarei, Zeit und Zufall hervorgebracht, dann wird diese Entwickelung der Industrie, der Wissenschaften und Künste als das erscheinen, was sie wirklich ist, ein legitimes und natürliches Ereigniß. In dieser allgemeinen Bewegung wird man die der Gesellschaft erkennen, die, ihre vereinzelte Geschichte schließend, ihre allgemeine beginnt.

Vormals, wenn man, wie Ulysses, seinen Heerd verlassen, war man ein Gegenstand der Neugierde: jetzt, mit Ausnahme von einem halben Dutzend Personen, die durch ihr individuelles Verdienst außer der Linie stehen, wer kann noch durch den Bericht seiner Wanderungen und Ausflüge interessiren? Ich geselle mich der Menge obscurer Reisenden bei, die nichts gesehen, als was alle Welt schon sah, die keinen Fortschritt in den Wissenschaften bewirkt — nichts dem Schatze menschlicher Kenntnisse hinzugefügt haben; aber ich trete als der letzte Geschichtschreiber der Völker von Columbus Erde auf, der Völker, deren Stamm und Gattung bald ganz verschwinden wird; ich werde einige Worte über das künftige Schicksal Amerika's sagen, über die andern Völker, Erben der unglücklichen Indianer: ich mache keinen andern Anspruch, als Bedauern und Hoffnungen auszudrücken. — —

Ueber die Colonie am Senegal und deren Dependenzien.

Die folgenden statistischen Nachrichten sind aus den, dem Kriegsministerium zu Paris zugekommenen Berichten entnommen.

Die französische Colonie am Senegal besteht aus mehreren kleinen Inseln und Landstrecken auf dem afrikanischen Festlande. Sie kann als

in zwei hauptsächliche Bezirke getheilt, betrachtet werden; der erste begreift die Insel St. Louis, die benachbarten Inseln Babaghé, Safal und Gheber, die verschiedenen Niederlassungen an dem Flusse, die Märkte, auf welchen man Gummi verkauft, und den Küstenstrich zwischen dem weißen Vorgebirge und der Bucht Jof; der zweite Bezirk begreift die Insel Gorea und die ganze Küste zwischen der Bucht Jof bis zu den Puncten, wohin sich unsere Verbindungen mit dem Norden erstrecken können, unter andern die Niederlassung in Albreda.

Die Insel St. Louis, hauptsächlicher Sitz der französischen Niederlassungen auf dieser Küste, ist eine vom Senegal gebildete Sandbank, deren Entfernung vom Meer zwischen 3 und 5 Stunden schwankt, da die Mündung des Flusses beweglich ist. Diese Insel liegt 16° 0′ 48″ nördlicher Breite, und 18° 53′ 6″ östlicher Länge vom Pariser Meridian, 750 Metres (20 auf einen Grad) von Brest. Ihre Länge von Norden nach Süden ist 2300 Metres auf die mittlere Breite von 180 Metres. Ihre westliche Küste, welche am breitesten und tiefsten Arme des Flusses liegt, ist für die Schiffe sehr schwer zu erreichen; gegen Osten sind die Ufer eingefaßt; der äußerste Süden endigt mit einer Bank, welche sich in den Fluß erstreckt, der äußerste Norden bildet in seiner Verlängerung eine schmale Furth, welche in der Ebbe beinahe ganz trocken liegt, und welche auf eine Breite von 1180 Metres mit Bop-M'Kias, der südlichen Spitze der Insel Thionk zusammen stößt. Die Insel St. Louis ist angebaut und gesund.

Die Stadt St. Louis, welche auf der Insel gleichen Namens liegt, ist der Hauptort der Colonie. Diese Stadt bietet eine Oberfläche von 180 Metres dar; sie besteht aus 210 Häusern von Backsteinen, und 177 Strohhütten. Von diesen Häusern haben 116 nur ein Erdgeschoß; 123 sind eine, und nur einige zwei Treppen hoch. Die dem Handel gehörigen Magazine sind, ohne die der Regierung, 572 an der Zahl. Die Straßen sind gut durchgebrochen, und gerade nach der Schnur gebaut. Die öffentlichen Gebäude sind das Hôtel des Gouvernements, die Casernen und das Spital. Es giebt in St. Louis weder einen Bach, noch Brunnen, noch öffentliche Spaziergänge. Der Fluß liefert das nöthige Wasser zum häuslichen Gebrauch; wenn es salzig wird, gräbt man 3 oder 4 Fuß tief in den Sand hinein, und man schöpft daraus ein wenig getrübtes und Brackwasser, welches man, nachdem es filtrirt worden ist, sogar ohne Nachtheil trinken kann.

Man trägt Sorge diese Löcher alle Tage zu erneuern, da das Wasser schnell verdirbt. Man hat bemerkt, daß dieses Wasser immer mehr salzig wurde, je süßer das Flußwasser geworden war. In St. Louis residirt das apostolische Oberhaupt der Colonie. Diese Stadt ist auch der Sitz von Gerichtshöfen, das Tribunal erster Instanz, welches über Civil- und Handelssachen erkennt, und seine Gerichtsbarkeit auch auf die Dependenzien des Hauptortes erstreckt, der Appellationsrath, welcher alle Civil- und Criminalsachen in letzter Instanz entscheidet.

St. Louis, dessen Hafen den Schiffen einen herrlichen Ankergund in den beiden Armen des Flusses, vorzüglich im westlichen, darbietet, ist sehr gut für den Handel gelegen, wegen seiner leichten Communicationen mit dem Meere. Die Schiffe können ans Land gezogen werden, und die Gesundheit der Stadt ist unaufhörlich von regelmäßigen Winden unterhalten, welche vom Meer kommen, oft ziemlich stark sind, und die Temperatur sehr mildern.

Die Insel Babaghe, deren Länge 3700 Metres auf eine mittlere Breite von 220 Metres ist, liegt eine Meile unterhalb St. Louis. Ihr Boden eben und sandig, wie in jener Insel, enthält dennoch einige Hügel von 1 bis 3 Metres Höhe, welche die Einförmigkeit unterbrechen. Der östliche Theil, welcher vom Fluß in seiner größten Breite begränzt wird, ist leicht zu besteigen; der andere Arm des Senegals ist auf dieser Stelle sehr seicht und ist 330 Metres breit. In einem Theil von Babaghe ärndtet man etwas Mais und Baumwolle.

Die Insel Safre ist von derselben Beschaffenheit, wie die vorhergehenden. Ihre Länge von N. nach S. ist 3500 Metres; ihre mittlere Breite ist 310 Metres. Man hat auf derselben eine Pflanzung von Baumwollensträuchen angelegt.

Die Insel Gheber ist im kleinen Arme des Flusses hinter Babaghe gelegen. Ihre Gestalt ist rund und ihr Durchmesser zählt 180 Metres. Sie ist nur wenig zu benutzen.

Die Niederlassung von Bakel ist oberhalb des Dorfes gleichen Namens, auf dem linken Ufer des Senegals 140 Stunden (in gerader Linie) von St. Louis. Dieser Posten, der 1818 gegründet wurde, besteht aus einem ummauerten und befestigten Gehöfe, von unregelmäßiger Gestalt, welches eine Oberfläche von ungefähr einem halben Hectar enthält, und aus einer Einhägung welche 40 Metres groß, nordöstlich des Forts liegt. Diese Einhägung ist für den Handel bestimmt, für dessen Beschützung die Regierung in diesem Orte eine bewaffnete Macht hält. Dieses kleine Gebiet wurde 1817 durch einen, mit dem Thunka oder Prinz von Tuabo abgeschlossenen Vertrag an Frankreich abgetreten. Man ist übereingekommen, daß das Recht Frankreichs sich auf den Bezirk ausdehnt, welcher von den Kanonen Bakels bestrichen wird.

Das Dorf Makana, wo ehemals das Fort St. Joseph stand, 18 oder 20 Stunden vom Posten Bakel gelegen, muß jetzt als eine ziemlich wichtige Niederlassung betrachtet werden. Man hat 1825 ein Comptoir daselbst errichtet, welchem man den Namen St. Charles gegeben hat. Die Gebäude bestehen in Magazinen, welche von einer mit Zinnen besetzten Mauer umgeben sind, sie sind von einer Gesellschaft errichtet, welcher ein Handelsprivilegium für das Hochland von 1821 auf 4 Jahre gegeben worden ist. Makana, nach welchem Puncte sich der Handel schon vor den gegenwärtigen Bauten richtete, war der Mittelpunct von vielen Geschäften. Der neue Zustand der Dinge kann nur dazu beitragen, das Glück und den Nutzen dieses Comptoirs zu vermehren. Das eingeborne Oberhaupt dieses Landes bezeugt dem französischen Handel die freundschaftlichsten Gesinnungen. Das Wachsthum des Comptoirs Makana macht jetzt alle spätern Plane auf den Landstrich unnütz, welchen Frankreich sonst an dem Fluß Taleme besaß, der sich in den Senegal, 15 Stunden oberhalb der Mündung dieses Flusses, ergießt. Dieser jetzt verlassene Posten, welcher den Namen Fort St. Pierre führt, liegt nur 10 Stunden von Makana.

Die Insel Gorea, welche von den Eingebornen Bis genannt wird, liegt unter dem 14° 40′ nördlicher Breite und 19° 45′ östlicher Länge, eine halbe Stunde vom grünen Vorgebirge. Ihre Länge von Süden nach Norden ist 880 Metres, ihre mittlere Breite ist 215 Metres. Der Haupttheil der Insel 8. N., 6 Metres oberhalb der Oberfläche des Meeres erhaben, ist mit Felsen besetzt, und bildet gegen Nordwest eine kleine Bucht, welche zum Ausschiffen dient, und Hafen genannt wird. In diesem niedrigen Theile der Insel liegt die Stadt. Der südliche Theil wird von einem Gebirge gebildet, welches sich senkrecht vom Meer auf einem Felsengrund erhebt, und gegen Osten auf Basaltsäulen stützt, welche wie Orgelpfeifen umher stehen. Dieses Gebirge, welches durch einen Arm jener Säulen mit dem Theil verbunden ist, in welchem die Stadt liegt, ist ungefähr 160 Metres über der Oberfläche des Meeres erhaben; sein Fuß nimmt einen Umfang von ungefähr 600 Metres ein. Kein Vulkan ist auf dieser Insel, aber die Bildung und die Gleichheit von verschiedenen Kalkstoffen, welche man dort findet, und das Daseyn von mehreren vulkanischen Substanzen, welche auf dem Gebirge, und

selbst auf der Oberfläche des vom Meer bespülten Ufers verbreitet liegen, scheinen zu beweisen, daß diese Insel das Resultat irgend einer großen Revolution eines und desselben vulkanischen Feuers seyn muß, durch welches sie wahrscheinlich vom Cap Mamel getrennt worden ist.

Oeffentliche Bibliotheken.

Wir haben in No. 241 dieser Blätter eine kurze Uebersicht der öffentlichen Bibliotheken in Frankreich gegeben; ein ungefähres Verzeichniß derselben auch in den andern europäischen Hauptstaaten, entnommen aus einem französischen Blatte, halten wir demnach nicht für unzweckmäßig mitzutheilen:

In England. Die Bibliothek des brittischen Museums enthält ungefähr 200,000 Bände. Sie wurde 1755 gegründet. Im Jahre 1757 vereinigte der König Georg die königliche Bibliothek mit ihr, welche aus 9000 gedruckten Werken und 2000 Handschriften ungefähr bestand. Im Jahre 1762 setzte der verstorbene Georg III. eine Sammlung von Flugschriften dazu, welche von 1564 bis 1660 erschienen waren, und aus 32,000 Stücken in 2000 Bänden bestand. Der gegenwärtige König vereinigte kürzlich die königliche Bibliothek mit ihr, welche von Georg III. gegründet war, und die des englischen Consuls in Venedig, Joseph Smith, in sich enthielt, die man 1762 für 10,000 Pfd. St. angekauft hatte. Diese Bibliothek bestand, als sie mit der des brittischen Museums vereinigt wurde, aus 65,000 Bänden.

Die Bibliothek des Trinity-College in Cambridge besteht aus ungefähr 90,000 Bänden, und die der Universität von Cambridge aus 200,000. Die Bodleysche Bibliothek in Oxford ist eine der reichsten und kostbarsten in Europa. Ihr Gründer war Sir Thomas Bodley, welcher zur Zeit Elisabeths Gesandter an mehreren Höfen Europa's war. Für sie kaufte man kürzlich in Venedig eine Sammlung von griechischen, lateinischen und hebräischen Handschriften, 2040 an der Zahl.

In Schottland. Die Bibliothek der Universität von Edinburg besteht aus ungefähr 50,000 gedruckten Werken und einigen Manuscripten Die der Advocaten derselben Stadt enthält 80,000 gedruckte Werke und 1000 Bände Handschriften. Die Universitätsbibliothek von Glasgow enthält 30,000 Bände. Die des verstorbenen Dr. William Hunter in derselben Stadt enthält eine Auswahl von griechischen und lateinischen Büchern, unter welchen sich sehr alte Ausgaben befinden. Die Universitätsbibliothek von St. Andreas besteht aus ungefähr 36,000 Bänden und die des King's College in Aberdeen aus ungefähr 14,000.

In Irland. Die Bibliothek des Trinity-College in Dublin besitzt ungefähr 50,000 Werke, und 1100 arabische, persische, hebräische, griechische, lateinische, irländische und englische Handschriften.

In Rußland. Die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg enthält gegen 60,000 Bände. — Die öffentliche Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, welche mehr als 40,000 Bände stark ist, enthält viele Documente aus der Zeit Peters des Großen, und eine sehr schöne Sammlung chinesischer Werke, 2800 an der Zahl, von denen man einen gedruckten Catalog hat; außerdem besitzt sie noch einige japanische und tibetanische Manuscripte.

In Schweden. Die königliche Bibliothek von Stockholm enthält mehr als 25,000 gedruckte Werke und 5000 Manuscripte. — Die der Universität von Upsala enthält ungefähr 50,000 Bände.

In Polen. Die königliche Bibliothek in Warschau enthält ungefähr 25,000 Bänden, in meistentheils neuen Werken. — Die Krakauer Universität besitzt eine ziemlich bedeutende Bibliothek und 4000 Handschriften. Eine wichtige Sammlung wurde im Jahre 1745 von den Gebrüdern Zaluski gegeben; sie bestand aus 300,000 Bänden, von denen 52,000 doppelt waren und seitdem verkauft worden sind. Diese Sammlung wurde im Jahre 1795 vom General Suwarow nach St. Petersburg geschickt, wo sie seit 1812 dem Publicum geöffnet ist.

In Dänemark. Die königliche Bibliothek in Copenhagen soll 3 bis 400,000 gedruckte Werke und eine große Anzahl Handschriften enthalten. Bei dem Verkauf der schönen Bibliothek des Grafen Otto Thot, die aus 116,395 Bänden bestand, wurde sie durch 50,000 Bände vermehrt, und der Graf vermachte ihr vermöge seines Testaments 4154 Handschriften nebst einer kostbaren Sammlung von 6159 vor dem Jahr 1530 gedruckten Werken. Im Jahre 1790 setzte die Regierung die an classischen Werken und an Handschriften reiche Bibliothek von Luxdorf hinzu, und im Jahre 1796 die des berühmten Geschichtschreibers Suhm.

In der Schweiz. Die Zürcher öffentliche Bibliothek enthält 25,000 Bände und einige bemerkenswerthe Handschriften.

In Spanien. Die Madrider Bibliothek, von Philipp V. gestiftet, und von seinen Nachfolgern vermehrt, besteht gegenwärtig aus mehr als 200,000 Bänden, eine große Anzahl von sehr kostbaren arabischen Handschriften ungerechnet. — Die von San Isidoro besitzt 60,000 Bände. — Die Bibliothek des Escurials soll ungefähr 130,000 gedruckte Werke und 4300 Handschriften enthalten, unter denen 567 griechische, 67 hebräische und 1800 arabische sich befinden.

In Italien. Die Vaticansbibliothek wurde von Nicolaus IV. (Pabst seit 1487) gegründet. Dieser Pabst schenkte ihr eine große Anzahl aus Griechenland geholter Handschriften. Sixtus V. und alle andern Päbste bis auf Pius VI. bereicherten sie. Man schätzt die Zahl der gedruckten Werke auf 400,000 und die der Handschriften auf 50,000. — Rom besitzt außerdem mehrere andere große Bibliotheken; die von Barberini enthält 60,000 gedruckte Werke und einige Tausend Handschriften. — Die Bibliothek Colonna enthält ungefähr 400 Werke und Kupferstiche aus dem 15. Jahrhundert. — In der des Römischen Collegiums sind die Werke der Kirchenväter niedergelegt. — Die Florenzer Bibliothek zählt mehr als 90,000 gedruckte Werke und 3000 kostbare Handschriften. Es besteht ein Catalog über diese letztern in 11 Bänden in Folio, welcher von Assemanni, Bisticni und Bandini herausgegeben ist. 3000 gedruckte Bände des 15. Jahrhunderts sind ebenfalls in 2 Foliobänden aufgezeichnet. — Es giebt auch bedeutende Bibliotheken in Bologna, in Mailand, in Mantua, in Pisa und in Venedig.

Am unvollständigsten und unzuverlässigsten erscheint die vorliegende Uebersicht hinsichtlich auf Deutschland. Hier heißt es nur ganz allgemein:

Dreißig Städte besitzen in ihren öffentlichen Bibliotheken, mehr als 3,000,000 Bände, die Handschriften und akademischen Memoiren ungerechnet.

Angenommen auch, daß diese Zahl nur die, jetzt noch als solche existirenden Residenz- und Universitätsstädte begreifen soll, so ist doch ohne allen Streit die Annahme viel zu gering. Wien, München, Dresden, Göttingen, Wolfenbüttel allein enthalten über die Hälfte, d. h. 1½ Million Bände; diese Städte freilich besitzen gerade vorzüglich große Sammlungen — aber dafür haben wir auch nur 5 von 30 genannt. Und wo ist irgend eine andere große, ja selbst nur mittlere Stadt Deutschlands die nicht eine Stadt- oder Schulbibliothek, zum öffentlichen, nützlichen Gebrauche besäße? Ja in den kleinsten Orten findet man oft eben so an Umfang als an Gehalt reiche Büchersammlungen.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETET

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 245 Hamburg. Mittwoch, den 12. December. **1827**

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Ueber die europäische Einheit.

(Aus dem Globe.)

Der Sieg bei Navarino hat einigen Schriftstellern Anlaß gegeben, die Erinnerung an Lepanto wieder aufzufrischen. Sie haben diesen Sieg, und das mit Recht, als einen neuen Triumph der gesammten Christenheit betrachtet; denn die christliche Welt, die Europa und Amerika in sich begreift, sich bereits in Asien ausdehnt, und das afrikanische Festland umgiebt, bildet ein einziges System, dessen sämmtliche Theile ein gemeinschaftliches und fortschreitendes Leben haben; und dieses System ist völlig von den beiden andern großen Systemen, die mit jenem die Erde theilen, dem Braminismus und dem Mohamedanismus, verschieden. In diesem Sinne ist das, dessen wir Zeuge gewesen, nur eine Wiederholung dessen, was man im 16. Jahrhundert gesehen. Doch giebt es auch wesentliche Verschiedenheiten zwischen diesen beiden Ereignissen. Damals waren es die Oberpriester, die das Signal gaben; sie waren es, welche die Christenheit wider die Barbaren des Morgenlandes, die Zerstörer von Alexandrien, die Plünderer von Byzanz, die Tyrannen von Griechenland und die Sclavenhändler zu den Waffen riefen. Man sah ihre Galeeren zu Lepanto kämpfen, und die ganze Flotte war orthodox: heutzutage hat der Pabst fast nur noch einen leeren Titel, und es hätten auf den Schiffen vor Navarino eine Menge verschiedener Kreuze können aufgezogen werden. Damals wurde vor dem Kampfe von allen Kanzeln Ablaß ertheilt, heutzutage aber sind alle katholischen Kanzeln stumm geblieben. Warum aber diesen Vergleich weiter durchführen, da es nur zu sehr am Tage liegt, daß es mit dem Katholicismus vorbei ist. Es hat sich eine, der katholischen weit überlegene Einheit gebildet, die sich für unsere Zeiten paßt, so wie jene für die erste Entwickelung der europäischen Gesellschaft dienlich gewesen seyn mag. Diese neue Einheit hat keine materielle Organisation, und bedarf deren auch nicht; sie hat weder Scheiterhaufen noch Inquisition, ist darum aber nicht minder mächtig: sie ist es, die der Sclaverei ein Ende macht, Amerika emancipirt, Griechenland rettet.

Diese Einheit ist jedoch nicht vollständig, und es vergeht vielleicht noch viele Zeit, ehe sie es wird; denn zwei verschiedene Influenzen machen sich darin bemerkbar: ein Kampf zwischen dem allgemeinen Geist der Cabinette und dem allgemeinen Geist der Gesellschaften.

Dieser Geist der Gesellschaften ist es, der die europäische Union gebildet hat, deren die Cabinette nun Herr werden möchten.

Sie zu bilden, hat er die Monarchie und den Adel zu bekämpfen gehabt; denn die absolute Monarchie und der Adel waren zwei Ursachen eines ewigen Krieges.

Er hat sie bekämpft durch die Fortschritte der Vernunft und durch den Einfluß des Handels und Gewerbfleißes, Feinde der Gewaltthätigkeiten und Unruhen, vor welchen der Reichthum flieht; auch hat er sie durch Revolutionen bekämpft.

Zur selben Zeit ist eine Lehre des Friedens an die Stelle der Lehre des Krieges gekommen.

Um nun ein Urtheil zu fällen, ob den Völkern oder den Regierungen die Leitung dieser verbindenden Macht verbleiben, ob sie noch länger zu Interventions-Kriegen, die der Vervollkommnung der Gesellschaften zuwider sind, verwandt werden, oder ob sie mehr und mehr zu dieser Vervollkommnung selbst benutzt werden wird, brauchen wir nur aufmerksam in Betracht zu ziehen, wie sich die Union gebildet hat und was sie gegenwärtig ist; *denn die Gegenwart ist schwanger mit der Zukunft.*

Man wird uns den Beweis erlassen, daß, selbst nach der Zeit der Privatkriege, und nach den Kämpfen einer Masse kleiner Fürsten, aus deren Staaten am Ende große Monarchieen wurden, Europa drei Jahrhunderte lang von Kriegen ohne Ende aufgeregt blieb.

Da die Könige sich überall an die Stelle der Nationen gesetzt hatten, mußte die Politik der Nationen schon unstät und leidenschaftlich werden wie sie. Ueberdem war die Königswürde kriegerischer Natur. Ein König, sagte Richelieu, muß eher Alles, sein Geschick und seine Größe, aufs Spiel setzen, als dulden, daß man seinem Rufe zu nahe tritt. So legte dann jede neue Regierung dem Volke, zum Besten des Monarchen, eine Auflage des Ruhmes auf. Andererseits ward die Furcht, welche der Monarch nach Außen einflößte, als ein Mittel des Regierens im Innern angesehen. Ueberdem war es oft einer schlecht befestigten Behörde darum zu thun, müssige und muthvolle Unterthanen, die sich zu sehr der Unabhängigkeit ihrer Väter erinnerten, durch auswärtige Kriege zu beschäftigen. Eine andere Quelle der Streitigkeiten waren die Blutsverwandtschaften und Beerbungen. Dem Allen sind nun noch die falschen Ansichten und die persönlichen Untugenden der Fürsten hinzuzufügen. Man hat deren gesehen, die sich aus der Menge ihrer Wortbrüchigkeiten eine Ehre machten. Bei andern bestand die Kunst zu regieren hauptsächlich in der Regsamkeit eines wachen Freibeuters, der stets seinen Nachbaren etwas anzuhaben bemüht ist. „Wie auch die Umstände beschaffen seyn mögen, sagte ein Leopold, müssen wir uns auszubreiten streben, große Entwürfe machen;“ und dadurch, daß das Haus Oesterreich diesen Grundsatz befolgte, erschöpfte es seine Kräfte und sah, wie es sich dem Verfall näherte. „Allein gegen alle,“ war die Devise Ludwigs XIV. lange machte er sie geltend, aber Europa kam auch an die Reihe. So lief die Politik der Nationen nach dem Willen der Könige und der Minister auf Heroismus, Thorheit oder Büberei hinaus; es kam gemeines und auch edles Verfahren vor: aber immer stand die Leidenschaft

am Ruder, und die Gewalt wurde angebetet; in dieſer Beziehung hatten die Könige ihre Denkart ſelbſt auf ihre Kanonen geſchrieben. *)

Nach den Königen, oder vielmehr vor ihnen, war der Adel die große Urſache der Kriege in Europa. Der Adel ſuchte den Krieg aus freien Stücken, während man das Volk mit Gewalt dazu nöthigen mußte. Der Krieg war ſein Element, ſein Leben; er hielt ſich dazu förmlich verpflichtet, denn unter dieſer Bedingung bekam er ja ſeine Lehen. Muth war damals Tugend.

Vom Pol bis zum Mittelmeere hatte ganz Europa eine und dieſelbe Organiſation. Ueberall dominirte eine Militair-Caſte, und überall war dieſe Caſte der Vulcan, der die Reiche in Gährung brachte. Die wüthenden Kriege des Nordens erklären ſich wie die des Südens: nur waren die Kriege im Süden mehr von der Monarchie, die im Norden mehr von dem Adel abhängig. **)

*) Ultima ratio regum.

**) In den Ländern ſlaviſchen Urſprungs, in Polen und in Rußland, hatte ſich der Adel ausſchließlich das Recht zugeeignet, Ländereien zu beſitzen. Polen hatte bis an ſein Ende ſeine Reichstage und ſein Aufgebot der Edelleute, und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts waren alle Staaten des Nordens wählbar. Was Rußland anbetrifft, ſo ſcheint uns deſſen Adel gegenwärtig allerdings vor der Autokratie dermaaßen nichtig, daß es das Anſehen hat, als habe er nie eine eigene Thätigkeit beſeſſen, und als könne man in ihm kein vormaliges energiſches Princip auswärtiger Kriege und Eroberungen ſuchen; aber das iſt eine Täuſchung, die nur darin ihren Grund hat, daß wir uns erſt ſehr ſpät um dieſes Reich bekümmerten. Man darf in der That nur ſeine Geſchichtbücher durchblättern, oder ſich bloß der Auftritte erinnern, die das Vorſpiel der Erhebung der Romanoffs waren, um in Rußland, vor der Umbildung durch Peter, einen weſentlich militairiſchen Adel zu ſehen, der ſeinen Antheil am Handeln und Regieren hatte, von Zeit zu Zeit die Königswürde auf ſeinen ſtürmiſchen Reichstagen dominirte, kurz faſt in Allem dem polniſchen Adel ähnlich war. Dort, wie anderswo, war Krieg führen das Vorrecht und die Pflicht des Adels. Ein jeder ruſſiſche Edelmann war ſogar nach dem Geſetze verpflichtet, Kriegsdienſte zu nehmen und ſo lange darin zu bleiben, als es ihm ſeine Kräfte geſtatteten, und ward er Invalide, ſo ließ er ſeinen Sohn für ſich eintreten. So wurden die Armee'n rekrutirt; ſo hatten die Czaren bei einem Einkommen, das nie 5 Millionen Rubel überſtieg, ſtets eine Menge Soldaten ihren zahlreichen Feinden entgegen zu ſtellen, und Peter konnte, vermöge dieſer Nationalſitte, es ſogar ohne Gefahr wagen, alle Edelleute unter 30 Jahren als gemeine Dragoner und Matroſen zu enrolliren. Dieſe Adelichen hatten aber auch Anwartſchaften auf Belohnungen, wenn ſie den Dienſt verließen: den einen fielen Gouvernements und Woiwodſchaften zu, den anderen niedere Aemter, Landdiſtricte, Fiſch-See'n und Krondörfer. Ein Strelitze hatte jährlich nur 4 Rubel Sold, aber Privilegien oder Mißbräuche hielten ihn ſchadlos. So unterhielt auch dort der Adel den Krieg, ſo wie dieſer ſeinerſeits den Adel nährte. Genau genommen hat es in Rußland keine wahre ſociale Revolution gegeben; der Thron allein iſt größer geworden, der Adel hat nur ſein politiſches Anſehen verloren: was erblicken wir gegenwärtig in dieſem Reiche? 500,000 Adeliche oder Agenten des Kaiſers und 25 Millionen Leibeigene, Land und Anſehen einer Claſſe von Leuten zugefallen, die den achtzehnten Theil der Nation ausmachen.

Der Impuls der Könige und der Adelichen hat alſo die Politik der letzten Jahrhunderte geſchaffen. Man braucht nur einige von den vielen Werken, die über die Kunſt des Unterhandelns im Druck erſchienen ſind, zu durchblättern, um zu ſehen, daß ſie ſich insgeſammt faſt einzig und allein um das Problem drehet: „Beſteht eine Nation für ſich, ſehen, wer ihre natürlichen Verbündeten, wer ihre natürlichen Feinde ſind.“ Uebrigens war es oft hinreichend, daß zwei Mächte eine Meile weit eine gemeinſchaftliche Gränze hatten, oder beide einige Häfen, einige Kriegsſchiffe beſaßen, um ſich gegenſeitig für natürliche Feinde zu erklären. War dieſes einmal ermittelt, ſo beſtand die Wiſſenſchaft der Politik nur noch darin, ſeinen Verbündeten wohl zu thun, ſeinen Feinden aber nach Möglichkeit zu ſchaden. Der Zeit gab es in Europa immer was man die vorherrſchende Macht und die rivaliſirende Macht nannte: ſie beobachteten ſich unaufhörlich, kamen ſich überall in die Queer, und in ihrer Rivalität ſelbſt ſah man die Gewähr der Freiheit der übrigen Staaten. Nie verabſäumte die ſtärkere eine Gelegenheit die ſchwächere zu demüthigen, und dieſe ihrerſeits unterhielt überall eine heilſame Eiferſucht wider die Nation die das Uebergewicht hatte. Das war die famöſe Theorie des Gleichgewichts, die, die ganze Wiſſenſchaft der Politik in ein einziges Wort faſſend, gleich ſehr der Unwiſſenheit und der Trägheit der Miniſter, der Geſandten und der Angeſtellten zu Statten kam. Und um dahin zu gelangen, war erſt noch viel Zeit erforderlich geweſen; denn ſeit den italieniſchen Kriegen unter Carl VIII., der Zeit, wo die europäiſchen Mächte anfingen eine ſtete Gemeinſchaft mit einander zu unterhalten, bis dahin, wo Eliſabeth und die Holländer die regulaire Theorie des Gegengewichtes und ewigen Kampfes ausfindig machten, war die Politik wenig anderes als eine unförmliche Miſchung von gleich plumpen Leidenſchaften und Anſichten geweſen. Als man endlich hinter dieſes bewundernswürdige Syſtem gekommen war, ertönten in Europa zwei Jahrhunderte hindurch die Worte Gleichgewicht, Freiheit, Tyrannei; es floß ferner Blut, um die Waage zu richten, die ſich bald hierhin, bald dorthin neigte: Oeſterreich, Frankreich und England, eines um das andere dominirende und rivaliſirende Mächte, bekämpften ſich unausgeſetzt, ihre natürlichen Verbündeten und die machiavelliſtiſchen Höfe, die an und für ſich niemandes Verbündete waren, aber ſich am Ende des Krieges immer dem anſchloſſen, der darin am glücklichſten geweſen, mit in ihre Sphäre ziehend. Man kann folglich ſagen, daß der Krieg in dieſer langen Periode der natürliche geſellſchaftliche Zuſtand war: letzterer ward unwiderſtehlich durch die Beſchaffenheit der monarchiſchen und Adels-Principien, die das Regiment hatten, in denſelben hineingezogen.

Gegenwärtig haben dieſe Grundſätze überall eine merkbare Milderung erfahren, auch ſind andere, ſichtlich zum Obſiegen beſtimmte, für ſie eingetreten. Demnach wird ſich früh oder ſpät eine neue Ordnung in den Beziehungen der Geſellſchaften unter einander begründen. Wenn der Krieg dann ein völlig anderes Object bekäme, oder ſogar objectlos würde, dürfte es nicht verwunderlicher ſeyn als das, was ſich ſchon zu einer anderen Zeit in Europa zugetragen hat. Haben die wirklichen Eroberungen, d. h. die reelle Beſitznahme eines Landes und die Herrſchaft eines Volkes über das andere nicht ſchon mehrere Jahrhunderte gewährt? Dieſe Eroberungen ſtanden in wechſelſeitiger Beziehung zu einem geſellſchaftlichen Zuſtande, in welchem alle Männer Soldaten, die Nationen Armee'n waren; haben ſie nicht aufgehört, als die Geſellſchaft anders geſtaltet wurde? Seit dieſer Zeit ſind Schlachten genug geliefert, eine Menge Provinzen unterjocht worden: hat aber deshalb eine Verſetzung der Bevölkerungen ſtatt gefunden, ſind die Städte und das Land von Fremden bevölkert, die Beſiegten aus ihrem Eigenthum vertrieben und verjagt worden? Nein. Nun, kann denn nicht, ſo gut wie auf den Kampf der Nationen der Zweikampf der Könige gefolgt iſt, auch eine

Zeit kommen, wo die Gebietseroberungen mit dem Hinsterben der gesellschaftlichen Organisation, die sie ins Leben rief, ebenfalls aufhören? Inzwischen geht es mit allen Dingen nur allmählich und Kraft der Jahrhunderte. Man muß aus den Uebergangszeitaltern herausgetreten seyn, wo die Gesellschaft einem Insect gleicht, das sich verpuppt: es kriecht schon nicht mehr auf der Erde umher, aber es fehlen ihm noch die Flügel, um sich empor zu schwingen.

Weiter als unsere Väter sind wir wenigstens schon vorgerückt; denn, obwohl einer positiven Lehre ermangelnd und noch inmitten von Zweifeln schwimmend, die uns von so vielen politischen Schulen geblieben sind, würde es doch wohl niemand mehr als Princip aufstellen, daß der Krieg den Staaten eine heilsame Uebung, und es gerecht sey, die Nachbaren mit Feuer und Schwerdt zu überziehen, aus Furcht, sie kämen sonst zu sehr in Flor. Was aber heutzutage niemand mehr zu sagen wagen möchte, das war im 16. und im 17. Jahrhundert, ja später noch, nicht bloß in der Meinung vieler Staatsmänner und Diplomaten, nein, der Philosophen selbst, eine unbestrittene Wahrheit. Die hervorragendsten Genie's gaben die Nothwendigkeit der Reiche, sich einander zu schaden, zu: es war ein, in der Wissenschaft fast völlig abgemachter Punct, eine Art politischen Arioms. Auch konnte es in der That nicht anders seyn; denn da Europa für den Krieg organisirt war, so war der Krieg für dasselbe ein natürlicher, ein nothwendiger Zustand.

Diese Art von Annahme des Krieges durch die Philosophen, so wie die förmliche oder stillschweigende Einwilligung zur Sclaverei, die sie so lange gegeben haben, bietet wahrlich eines der merkwürdigsten Beispiele von der Schwäche und der Veränderlichkeit des menschlichen Geistes dar. Es ist also der Mühe werth, das Factum zu constatiren, und die Autoritäten dazu werden uns nicht fehlen.

„Es giebt Leute, sagt Bodin, die da meinen, ein ewiger Friede sey der Zustand, wonach ein Reich trachten müsse, das ist aber ein großer Irrthum;" und dieses beweiset er nun durch eine Menge solider Gründe, die er aus der gesellschaftlichen Organisation seiner Zeit ableitet. Außerdem widmet er ein ganzes langes Capitel dem Beweise, daß der auswärtige Krieg ein Hauptmittel wider die Bürgerkriege sey. Und in dergleichen Dingen ist Bodin eine gewichtige Autorität. Er ist für die neueren Zeiten der Vater der politischen Wissenschaft gewesen, und eine lange Zeit hat sein Buch von der Republik in Europa als Gesetz gegolten. Er war überdem ein Geist ersten Ranges, Montesquieu ist freilich so kurzgefaßt und rund, als Bodin weitschweifig und matt, doch stehen sie, genau besehen, in näheren Beziehungen, als man es gemeinhin glaubt: so hat Bodin dem Montesquieu nicht allein seine allgemeine Eintheilung der Regierungen und seine falsche, aber wichtige, Theorie des Clima's geliefert, sondern ihm auch sonst noch eine Menge Idee'n des Details eingeflößt; er ist sein Vorläufer und Meister in der Methode gewesen, die Einrichtungen aller Länder und aller Jahrhunderte zu vergleichen, was für das eine wie für das andere die Grundlage der Wissenschaft ausmacht; und so ermüdend er auch in seiner Gelehrsamkeit in kleinen Dingen ist, so weiß er doch auch den Werth der Thatsachen zu würdigen, und die Folgen einer Gesetzgebung in ihrem Keime wahrzunehmen. Kurz, Bodin hat in vielen Stücken das Genie Montesquieu's geformt, gleichsam wie eine Matrize aus schlechtem Material von Lehm oder Kalk, worin aber ein Abdruck tief eingegraben worden, den jene glänzend und im schönen Relief dem kostbaren Metalle mittheilt, das sie aufnimmt.

Nach Bodin, wollen wir Bacon citiren. Fast zu Ende gekommen mit seinem großen Werke, über die Vervollkommnung der Wissenschaften, wundert sich Bacon, daß er, nachdem er den ganzen Ocean menschlichen Wissens befahren, so viele schon gemachte, oder noch zu machende Entdeckungen berühret, nichts über eine Wissenschaft gesagt hat, welche alle die anderen beherrscht — die des Regierens. Aber der Canzler von England würde fürchten, sich zu compromittiren, wenn er über Politik schriebe; seine Gedanken über diesen delicaten Gegenstand werden erst nach seinem Tode ans Licht treten. Alles, was er für den Augenblick zu thun vermag, besteht darin, einige allgemeine Grundsätze von unbestreitbarer Evidenz aufzustellen, und einer dieser Grundsätze ist — sollte man es wohl für möglich halten? — die Kunst des Regierens bestehe nicht bloß darin, einen Staat glücklich und blühend zu machen, nein, denselben auch zu vergrößern, ihn jeden Falles zu erweitern. Jedes Reich, das nicht erobert, ist in Gefahr. Ueberdem ist der Krieg an und für sich ein gut Ding, eine heilsame Uebung. In seiner Vorliebe für Figuren und Allegorien, eine Vorliebe, die ihn nie verläßt, vergleicht Bacon den politischen Körper mit dem menschlichen, und sagt: „der Bürgerkrieg ist Fieberhitze, der auswärtige Krieg aber eine Wärme, welche die Bewegung erzeuget, und jedermann weiß, wie zuträglich diese der Gesundheit ist." Bacon geht noch weiter; er lehrt unverholen die Kunst, den Krieg in die Länge zu ziehen, ihn fast immerwährend zu machen, und dieses, indem man, wenn auch nicht das Recht, doch den Schein des Rechts auf seiner Seite hat. „Unterhaltet, sagt er, vorsorglich den Militairgeist eures Adels; flößt dem Volke einen lebhaften Nationalstolz ein, macht es kitzlich im Puncte der Ehre, und darnach laßt nie die kleinste Veranlassung unbenutzt, Vortheil aus diesem kriegerischen Geiste zu ziehen. Dergleichen nicht zu finden, ist rein unmöglich: ist irgend an der Gränze etwas verheeret, sind eure Gesandte oder eure Kaufleute insultirt worden, so dürft ihr nur sagen, die ganze Nation sey beschimpft; dann schnell zu den Waffen, ohne erst auf Genugthuung zu warten. Ferner müßt ihr euch bei jeder Gelegenheit sehr anhänglich für eure Alliirten zeigen, jeder Schimpf der ihnen widerfährt als euch angethan ansehen, euch bei allen ihren Streitigkeiten mit einmischen: das war die Kunst der Römer!" — Diese Bacon'schen Lehren erinnern an die des Machiavel.

Im 18. Jahrhundert hat man angefangen die Lehre des Machiavel, als ein erstaunenswürdiges Scandal anzusehen, und ihn selbst als eine Art Ungeheuer, eine ganz einzige Ausnahme: bis dahin hatten sich nicht so viele Stimmen wider ihn erhoben. Rousseau, von dem Widerspruch betroffen, den er zwischen dem Buche Machiavels und dessen Leben zu finden glaubte, nahm zuerst eine subtile Erklärung zu Hülfe, und sagte: die Apologie der Verschmitztheit und Gewaltthätigkeit sey eine Satyre gewesen, und Machiavel hätte die Völker nur durch eine Schilderung ihrer Tyrannen bekehren wollen. Aber dieser Aufstellung fehlte es an aller Wahrheit. Machiavel meinte es nicht allein ganz aufrichtig mit seinen Schelmen-Lehren, sondern die Mischung von moralischer Größe und Gemeinheit, die uns in Erstaunen setzt, fiel in seinem Jahrhunderte niemandem auf; der italienische Charakter war wesentlich daraus zusammen gesetzt; und Machiavel that weiter nichts, als daß er allgemein anerkannte Grundsätze logischer und kraftvoller als irgend ein anderer darstellte und an einander kettete. Wer sich davon mehr überzeugen will, der darf nur die vortreffliche Dissertation nachschlagen, welche ein geschickter junger englischer Kritiker, Hr. Macaulay, jüngst in dem Edinburgh Review gegeben hat. Aber darin hat sich dieser Kritiker, unsrer Meinung nach, geirrt, daß er diese hinterlistige Politik auf Italien beschränkt, die er einer andern Politik der weniger civilisirten Nationen, einer nicht offenen und ritterlichen, sondern rohen und blinden, der Combinationen und eines Systems unfähigen, entgegen stellt. War Machiavel nicht ein ganz besonderer Mann in Italien, so war er auch eben so wenig eine Anomalie in Europa. Ohne Zweifel mußte diese lasterhafte, aber damals

erſprießliche Lehre in Italien, das ſo aufgeklärt und ſo unglücklich war, das nur durch ſeinen Verſtand der Kraft zu widerſtehen vermochte, das nach allen Seiten von Außen belagert, im Innern geſpalten, endlich einer Art Krieg Aller gegen Alle Preis gegeben war, am beſten begriffen werden. Aber gleiche Verhältniſſe führen zu gleichen Meinungen: der auswärtige Krieg war permanent in ganz Europa; ganz Europa war militairiſch organiſirt; nirgends beſtand etwas gleichartiges; überall Caſten und Innungen, religiöſer und bürgerlicher Zwieſpalt; ſo unwiſſend auch die Völker waren, war doch der Verſtand und die Verſchlagenheit wenigſtens bei den Höfen eingedrungen: iſt es dann wohl zu verwundern, daß dieſelbe Lehre ſich von ſelbſt überall erzeuget hat, und daß ſie auch überall geſchickte Ausleger gefunden?

Uebrigens war Machiavels Lehre nicht vollſtändig; er hielt ſich an die Zweige und ging dem Baume nicht an die Wurzel. Hobbes hat dieſer Lehre ein philoſophiſches Fundament gegeben. Sein Buch vom Bürger iſt ohne Zweifel ein Pamphlet zu Gunſten der Stuarts und des abſoluten Königthumes wider die conſtitutionelle Regierung, und die Theilung der Gewalten, die damals eine in England völlig neue Entwickelung nahm; es iſt aber in einer allgemeinen Form abgefaßt, und auf abſtracte Grundſätze baſirt: es iſt der Contrat social jener Zeit. Hobbes geht von dem Grundſatze aus, ein Menſch ſey des andern Feind (homo homini lupus) und der Krieg folglich der natürliche Zuſtand jeder Geſellſchaft. Hernach ſucht er darnach, wie die Menſchen aus dem gegenſeitigen Kriegszuſtande in den des Friedens übergehen können, meinend, Alles, was dazu diene, dieſen Zweck zu erreichen, ſey auch erlaubt. Er ſtellt gewiſſe Regeln auf, als nothwendig, um dahin zu gelangen, und nennet ſie die natürlichen Geſetze. Aber Hobbes iſt ein zu guter Logiker und zu conſequent in ſeinem Grundprincip, um zu verlangen, daß dieſe Geſetze an und für ſich verpflichtend ſeyn ſollten: es ſind erſt abſtracte Formeln. Da jedermann keinen andern Beweggrund hat, noch haben ſoll, als ſein Intereſſe, warum ſollte er da etwas einem Frieden aufopfern, der nicht verbürgt iſt? Der Kriegszuſtand hört alſo nur mit der Creirung eines Monarchen auf, der unumſchränkt ſeyn muß, wenn er den Zweck erfüllen ſoll, um deſſenthalben er erſchaffen worden. Sonach wird der Monarch die Grundlage, ich will nicht ſagen der Moral, aber der Ordnung. So läßt dieſer Sophiſt das, was recht iſt, aus dem was nützlich iſt, entſpringen. Dieſe heilloſe Theorie war nicht allein geeignet die Menſchen gottlos zu machen, folglich im Innern der Staaten den Krieg zu nähren, ſtatt den Frieden zu begründen: ſie ließ auch den Krieg mit vollem Rechte zwiſchen den Geſellſchaften beſtehen. Kömmt man zu den Beziehungen der Geſellſchaften unter einander, ſo zeigt es ſich bald, daß dem Syſtem der Grundſtein fehlt. Hobbes kann wohl zu den Menſchen, die einen Staat bilden, ſagen: „Seyd nur im Grunde des Herzens Verräther, Neidhammel, Schurken, kurz Alles, wozu euch die Natur gemacht hat; das Geſetz iſt ja da, ſouverain und immer gerecht;“ aber dieſe Sprache kann er nicht mit den Staaten führen; denn unter dieſen giebt es ja keinen conſtituirten Souverain: folglich beſteht keine Gewähr des Friedens; die natürlichen Geſetze ſind demnach nicht bindend; der Begriff vom Rechten, den Hobbes einzig und allein aus der Intelligenz und der Logik ableitet, exiſtirt nicht, weil dazu bei der Handlung der Intelligenz, die ihn geſchaffen, kein Grund iſt: ſo bleibet denn das Intereſſe dem Menſchen Geſetz und Leitung und der Krieg beſteht fernerweit.

Der Krieg, das Recht des Krieges! das war es, was damals die Grundlage der ganzen philoſophiſchen Politik ausmachte. Bodin, Machiavel, Hobbes, Grotius, Puffendorff ſind in dieſer Hinſicht faſt immer in Uebereinſtimmung. Daraus ließen ſie im Allgemeinen Alles hervorgehen, das Gute wie das Böſe, die Autorität des Geſetzes und den Deſpotismus, die perſönliche Sclaverei und die Rechte der Vaterſchaft. Man geht in den Krieg, man macht Gefangene, man hatte das Recht ſie zu tödten, man nimmt ihnen aber die Freiheit ſtatt das Leben: man macht ſie legitimer Weiſe zu ſeinen Sclaven. Es wird ein Kind geboren: d. h. ſo viel, als es fällt in die Gewalt ſeiner Aeltern; ſie könnten es Preis geben, ſelbſt tödten (denn der natürliche Zuſtand iſt ja ein Zuſtand des Krieges); ſie laſſen es jedoch leben: es wird ihr Sclave; ihr Anrecht auf daſſelbe iſt nur durch das Civilgeſetz und durch die Emancipation beſchränkt. Dergleichen nun nehmen die Philoſophen für Wiſſenſchaft; das waren die weiſen Lehren, die ſie zum großen Wohl der Menſchheit verbreiteten. Das kömmt aber daher, daß die Speculationen der Philoſophen ſtets ihre Wurzeln in dem Jahrhundert haben, in welchem ſie leben; ſie mögen ſich noch ſo ſehr iſoliren und abſondern, ſo iſt es doch immer die Welt ihrer Zeit, die ihnen den Impuls giebt.

Doch ich irre mich! es giebt auch immer einige verwegene Geiſter, die ſich ganz von ihrem Jahrhundert losreißen. Dank dieſen Menſchen des Paradoxons, es hat vielleicht nie ein Princip gegeben und wird vielleicht nie eins geben, das nicht, bevor es als Factum daſteht, ſchon in dem menſchlichen Verſtande Platz genommen hatte. Aber wenn ein geſellſchaftliches Princip nicht wenigſtens angefangen hat als Factum Wurzel zu faſſen, wenn ſeine Zeit noch fern, und es mit dem herrſchenden Thatbeſtand, d. h. mit der geſellſchaftlichen Organiſation der Zeit, im Widerſpruch iſt, dann ſind es gewöhnlich nicht die wahren Gelehrten, die aufgeklärten Beobachter, kurz die Leute vom Fach, die es entdecken und adoptiren: dieſe wollen die Dinge erfaſſen wo ſie ſind, wollen die Kette fortſetzen; ſo daß die zu weit voraufgegangenen Principien den abenteuerlichen, romantiſchen oder endlos erfinderiſchen Geiſtern anheim fallen, und dieſen gelingt es nur ſie geltend zu machen, wenn ſie Künſtler ſind. Das macht es denn erklärlich wie Genie's, weit weniger kräftig als Bacon, weit weniger gelehrt als Bodin, über den Gegenſtand, der uns beſchäftigt, weit erhabenere Vorſtellungen hatten, als dieſe. Drei Männer vor allen folgten auf einander in dem Zwiſchenraume eines Jahrhunderts, welchen der Ruhm gebührt ſich mit Eifer und Aufrichtigkeit des Princips des Friedens angenommen und ihn als das Geſetz der Geſellſchaften gepredigt zu haben, den Krieg nur als einen Bruch der Ordnung betrachtend; ſie heißen Thomas Moore, Fénélon und der Abt von St. Pierre. So ſehr dieſe drei Männer auch in der Form und im Aeußern von einander verſchieden ſind, haben ſie doch Aehnlichkeit mit einander; ſie gehören ſo zu ſagen zu einer und derſelben Familie; es ſind Geiſter, die nicht an die Erde gefeſſelt ſind, die die Welt ihrer Zeit nicht zu kennen ſcheinen, welche Rolle ſie auch darin geſpielt haben mögen, die die Menſchheit über Alles lieben, und von nichts anderem träumen als von ihrer gänzlichen Vervollkommnung. Hinſichtlich der Denkkraft und mit Erwägung der Zeit, in welcher er lebte, iſt der erſte wohl der merkwürdigſte; während er aber mit einer kalten und langweiligen Fiction durchfiel, verfaßte der zweite eine ſchöne Dichtung. Beide hatten das Bedürfniß gefühlt, ſich in das Gebiet der Kunſt zu flüchten; aber der letztere, mehr kühn und gemüthlich als talentvoll, beobachtete nicht dieſelbe Vorſicht. Da ſie alle drei eine gleichartige Naturanlage hatten, ſo ſcheint ein gleiches Geſetz ihrem Geſchicke vorgewaltet zu haben: die nämliche Originalität der Gedanken, dieſelbe Herzenslebendigkeit, welche ihnen anfangs eine gute Aufnahme in der Welt verſchafften, ließen ſie hernach ſehr bald in Ungnade fallen. Der eine, Canzler von England geworden, ſtarb als Märtyrer, nicht des Katholicismus, ſondern der religiöſen Freiheit, die ſein Jahrhundert nicht verſtand. Der andere, berufen einen König zu bilden, kam ſchnell um ſein Anſehen, ward von dem Herrn und von den Hofleuten als ein Sonderling und gefährlicher

sch behandelt, erlebte seinen Ruhm nicht, und ward erst nach seinem
: seiner Künstler-Formen und der Verschleierung seiner Gedanken
n populär. Der dritte stieg nicht so hoch; eingetreten in die Aka-
e, ward er wieder daraus vertrieben und hatte, belastet mit dem
:hema der Gewalt, noch das Unglück in den Augen der Weisen seiner
für einen Narren zu gelten; die Könige, welchen sein famöser Ent-
zu einem ewigen Frieden zu Gesicht kam, lachten nur darüber,
übrigens das größte Glück war, das den Völkern begegnen konnte,
ihre Ketten sonst auf lange Zeiten geschmiedet worden wären; und
späterhin Jean Jacques diese sonderbare Theorie wieder auffrischte,
ien sie, unter seiner Feder klarer geworden, nur noch um so roman-
r. Wem möchte es wohl eingefallen seyn, daß sie, kein volles Jahr-
ert darnach, als sich ein russischer Czar zu ihrem Protector machte,
allen europäischen Herrschern unter dem Namen der heiligen
anz würde beschworen werden, daß aber die Könige dann nicht
tig genug seyn würden, sie zu ihrem Besten aufrecht zu erhalten,
die Völker nicht völlig stark genug, sich derselben zu bemeistern? Und
aren sie doch die Väter der Lehre, die obgesieget hat. Nach einer
hten, oder vielmehr ungerechten Wendung, hat die Nachwelt, sie
tirend, anfangs diejenigen, die sich zu einer andern Lehre bekannten,
: als hart behandelt. Besonnener und besser unterrichtet, brand-
len wir heutzutage den Hobbes und Machiavel nicht mehr; aber
wir bewundern, nimmt nicht unsere Theilnahme in Anspruch, und
Herz wird stets dem Verfasser Utopiens vor dem Verfasser des
thans, dem Fénélon vor dem Machiavel den Vorzug geben.

Warum erscheint uns Fénélon mit einer zugleich so sanften als auf-
nden Physiognomie in der Mitte der großen Männer seiner Zeit?
kömmt daher, weil er wirklich eine ganz eigenthümliche Originalität
:; weil seine politische Lehre nicht die seiner Zeit war; weil er mit
iesen beredten oder redseligen, aber mehr biblischen als evangelischen
laten im Widerspruch stand, die sich etwas darauf wußten, in einer
eurede gelehrter Weise den Plan eines Feldzuges zu erörtern und
e Schlachtenmaler zu seyn, die immer ein zartes Lob für die Er-
r, Aufrufe zum Kriege und Te Deums für den Sieg bereit hielten.
: hat bemerkt, daß es unter den vielen Tausenden von Predigten,
as siebenzehnte Jahrhundert und der Anfang des achtzehnten erzeugt,
a zwei oder drei giebt, die den Krieg verdammen und für schändlich
ren. „O, Bourdaloue!“ ruft Voltaire aus, „Du hast eine herzlich
echte Predigt über die Unzucht abgefaßt, aber keine über den Tod-
ag in so vielerlei Gestalten, über die Menge von Räubereien und
thaten, über die allgemeine Wuth, welche die Welt verheeret.“ —
n man den christlichen Rednern übrigens wohl ein Verbrechen daraus
zen? Es währet ja so lange, ehe die Irrthümer sich verlieren.
i dem so ist, davon zeuget noch, daß die heillose Lehre des Krieges
r ihr Gift in dem Geiste der Gesetze ablegte. Der so mensch-
gesinnte Montesquieu, war wohl weise genug dem Angriffsrechte
: Recht der natürlichen Vertheidigung zu substituiren;
er hatte die Schwachheit, zuzugeben, das letzteres zuweilen die
hwendigkeit, ohne Aufreizung anzugreifen, nach sich zöge. Zur Ehre
Schlusses des achtzehnten Jahrhunderts sey es jedoch gesagt, daß
r allen Irrthümern Montesquieu's dieser am meisten bekämpft wurde,
allen von Voltaire, der, in Ermangelung eines andern Cultus, die
gion der Humanität und der allgemeinen Duldung im höchsten
de besaß.

Es war vorbei mit der Lehre des sechszehnten Jahrhunderts. Zwei
ie literarische Zeitalter hatten die Menschen aufgeklärt, ihre Sitten
:schliffen. Die Wohlredenheit und die Dichtkunst hatten alle Gefühle
des menschlichen Herzens analysirt und hervortreten gemacht. Man
sah nicht bloß die schlechte Seite unserer Natur mehr. Das Gerechte,
das Rechtmäßige gab sich kund; und obgleich die Lehre vom Nütz-
lichen aus der politischen Wissenschaft in die Metaphysik übergegangen
war, obgleich die Psychologie darin verharrete den Menschen durch das
Gefühl zu erklären und die Gesellschaft in dem wohlverstandenen Interesse
zu organisiren, trennten sich doch diejenigen, die so, ohne es einmal recht
inne zu werden, nur den Hobbes fortsetzten, durch eine erwünschte
Inconsequenz von ihrer Theorie; die anderen aber, d. h. die stärkeren
Genie's, schlossen sich nicht ein in dieses System und gehorchten ihrem
Jahrhundert. Es erstand die politische Oekonomie und verkündete kühn
eine neue gesellschaftliche Ordnung; ihre Arbeiten machte die feige und
heimtückische Politik, die den Wohlstand einer Nation in die Verarmung
ihrer Nachbaren setzte, noch verächtlicher. Da die französische Sprache
sich überall hin zu verbreiten begann, so hatte sich eine wahre Einheit
unter den aufgeklärten Menschen aller Nationen gebildet. Da erhob sich
Turgot zu der Lehre einer unbestimmten Perfectibilität, und Condorcet
beschloß das Jahrhundert, indem er diese Lehre in einem unvollkommenen
aber erhabenen Buche niederlegte, das eine Fülle von Wahrheiten und
Irrthümern enthält, in welchem die Geschichte jeden Augenblick mißkannt
wird, und das dennoch die erste getreue Geschichte der Menschheit ist.
Die hernach folgenden Begebenheiten schienen die Wissenschaft schmerzlich
Lügen zu strafen, und dennoch bestätigten sie sie. Waren nicht sie es,
die den Beweis von der Macht der Begriffe gaben? Alles erwogen,
war das Kaiserreich selbst nur die obsiegende Gleichheit der wider dasselbe
gebildeten Coalition, die triumphirend durch Europa einher zog. Aber
der Geist des Krieges und der Eroberung im neunzehnten Jahrhundert
konnte, im Widerspruch mit den Sitten und der Vertheilung der Glücks-
güter, nur ein zufälliger seyn; und als der Sturm vorüber war, kam
das Friedensprincip wieder mit einem neuen Beispiel zum Vorschein.
Die Publicisten beeilen sich um die Wette, den abgerissenen Faden
wieder anzuknüpfen; das neunzehnte Jahrhundert eröffnet sich durch
Schriften der Frau von Staël, durch das Werk des Herrn B. Constant
über den Eroberungsgeist, und durch einige schöne Arbeiten des Herrn
St. Simon über die Philosophie der Geschichte, Arbeiten, die ohne
Zweifel dadurch nichts an ihrem Werthe verloren haben, daß sie chimä-
rischen Plänen, voreiligen oder falschen Theorieen beigesellet waren.

Laßt uns es bewundern, wie sich dieses Leben der Menschheit ent-
wickelt, das in seinem unwiderstehlichen Laufe die Theorien des Ver-
standes, so wie die Institutionen mit sich fortreißt und modificirt, neue
Ansichten eröffnet, und oft da Thorheit erblicken läßt, wo man nur
Weisheit zu schauen meinte. Gewiß hatten der Adel und die Monarchie,
deren Werk es war, nach und nach die Reiche zu bilden, auch nicht eine
Ahnung von der gesellschaftlichen Ordnung, die ihre Arbeiten herbeiführen
mußten. Ihrethalben geschah es, daß sie sich so vielen Strapazen und
Gefahren unterzogen. Im Verhältniß aber, wie sich ihre Eroberungen
erweiterten, erschöpfte sich ihre Macht; alle die Völker, die sie gewalt-
samer Weise zusammen gefüget, mußten am Ende unter ihrer Vor-
mundschaft und unter der einer ebenfalls eroberungssüchtigen und brutalen
Geistlichkeit, sich zu wirklichen Nationen verschmelzen; gleiche Sitten,
gleiche Religion, gleiche Sprache herrschte nun in weiten Gebieten: wie
rasch mußte nun die Civilisation vorwärts schreiten! so wie eine Wahrheit
entdeckt worden, war sie es für Millionen Menschen; ein edles Gefühl konnte
nun gleichzeitig in Millionen Herzen schlagen. Daraus mußte Gleichheit
hervorgehen; die Seele der Volksmassen mußte die Seele der Nationen
werden. Nun, nicht minder gewiß ist es, daß die neuen Grundsätze,
deren Regiment im Innern begonnen hat, einstens heraustreten, und
die Beziehungen der Gesellschaften unter einander ordnen werden. Aber,

noch einmal, es thut Zeit Noth, ehe die Völker die Folgen der ihnen theuersten Meinungen gewahren und annehmen. Haben wir nicht gesehen wie unsere Revolution, nachdem sie auf ihrer ersten Fahne die Abschaffung der Eroberungen eingeschrieben, sich im Gefolge eines Eroberers so sehr vergaß? und wie, nach einem sonderbaren Widersinn, die moderne Freiheit Rom zum Sinnbild nahm, das nur ein Lager, ein Sammelplatz der Aristokratie, des Patronats und der Knechtschaft war? Eroberung ist Centralisirung; warum sollten wir denn wollen, daß Frankreich seine Nachbaren beherrsche, da wir ja doch mit weit größerm Geschrei verlangen, Paris solle keine Herrschaft über unsere Provinzen haben? Soll sich die Handelsfreiheit über ganz Europa verbreiten, so werden die großen Nationen, in dem, was den Reichthum betrifft, vor den Kleinen nichts voraus haben. Die politische Oekonomie bereitet sich eine Universalmonarchie zu, dauerhafter als die, welche Carl V. und Napoleon unnützerweise auf Gewaltthaten begründen wollten. Die Reiche entcentralisiren, in jeder Provinz, in jeder Stadt eine angemessene Thätigkeit begründen, und zugleich die Scheidewand einreissen, die die Nationen trennt, das ist die Tendenz der Freiheit, der Wissenschaft und des Gewerbfleißes, so daß man, wenn deren Triumph vollständig würde, von der großen menschlichen Gesellschaft sagen könnte, was Pascal von dem Erdkreis sagte: überall Mittelpunct, nirgends Umkreis.

Z.

Mémoires et mélanges historiques et littéraires, par le Prince de Ligne.

Jetzt, wo sich jedermann im Geiste der neuerstehenden Freiheit Griechenlands, oder, sagen wir lieber vorläufig, der ihm bevorstehenden organischen und gesetzlichen Regeneration freut, ist es nicht ohne Interesse, zu sehen, wie bereits vor 30 Jahren ein scharfsinniger Staats- und Kriegsmann, ein unbefangener, gerechter Mensch, ein hochherziger und geistreicher Fürst über dieses, durch vierhunderterjährige Sclaverei und Mißhandlung entartete, aber stets der Wiedererhebung fähig gebliebene Volk geurtheilt hat. Es hat diesem interessanten Gegenstand der Prinz von Ligne in seinen, von uns schon mehrfach benutzten Memoiren, unter dem Titel:

Denkschrift für die Griechen

einen eignen Abschnitt gewidmet, den wir hier nachstehend unsern Lesern mittheilen. Abgesehen von den, auf die damaligen Zeit- und Staaten-Verhältnisse basirten Vorschlägen und Particularitäten, wird man das Mehrste mit dem übereinstimmend, ja identisch finden, was unterrichtete, gerechte und unbefangene Zeitgenossen in unsern Tagen, seit dem begonnenen, mörderischen Freiheitskampfe der Griechen, laut, aber — bei den excentrischen Griechen- und Türkenfreunden — leider! nur tauben Ohren gepredigt haben.

„Ich finde," sagt der Prinz von Ligne, „daß man schon in die schönsten Zeiten des Alterthums zurückgekehrt zu seyn scheint, wenn man dieses Volk (die Griechen nämlich) nur nennt. Ich fühlte mich entzückt, wenn ich nur einige kleine Colonieen sah, und Enthusiasmus ergreift mich schon, wenn ich die Worte höre: ein griechischer Kaufmann, der griechische Ritus, die griechische Religion. Diese herrschte inzwischen nicht zu Athen; und der hohe Priester des Tempels zu Delphi glich sicherlich nicht dem Erzbischof von Nowgorod."

„Die Griechen leiden seit langer Zeit unter einem Vorwurf, der ihnen in der Politik und im Handel Schaden thut: das ist die griechische Treue, die man immer anführt, so wie den Namen Grieche überhaupt, wenn von Spiel oder Handel und noch manchen andern Dingen die Rede ist. Ich weiß nicht, warum diese fides graeca so zum allgemeinen Sprichwort in der Welt geworden ist."

„Ohne Zweifel ist Ulysses Schuld daran, mit seinem großen Teufel von trojanischem Pferde; die Trojaner mußten indessen keine großen Griechen seyn, um sich davon täuschen zu lassen. Sie waren nicht bösartiger als die Akademiker von Troyes in der Champagne."

„Zwar möchte der Vers Virgils:

— Timeo Danaos et dona ferentes

sie wohl auch für Schelme verrufen helfen; indessen finde ich doch, daß man zu oft fides graeca gesagt hat, statt fides punica, was eine viel allgemeiner anerkannte Thatsache und jeden Tag von Carthago, von seiner Gründung bis zu seiner Zerstörung, bewiesen worden ist."

„Man war zu leichtfertig und zu liebenswürdig in Athen und zu streng in Sparta, um treulos zu seyn. Alcibiades war nur falsch gegen Weiber und zuweilen gegen Sokrates. Die sieben Weisen Griechenlands, die Akademie, der Portieus — das waren sehr brave Leute. Man erinnere sich, wie Periander ganz höflich mit den erstern bei dem famösen Abendessen plauderte, das er, der Tyrann von Korinth, ihnen gab."

„Die Sieger sind niemals heuchlerisch; die Besiegten sind es. So wie Griechenland erobert war, hat es sicher seinen Charakter geändert, oder vielmehr keinen mehr gehabt. Die Griechen, die in Rom lebten, waren geschmeidige Weltleute; man ließ sie kommen, um sie zu Lehrern und Erziehern zu gebrauchen, wie man im Auslande sonst einen Abbé von Paris kommen ließ."

„Als es die Römer müde waren, gesund zu seyn, so verschrieben sie sich Aerzte aus Griechenland; aber was man vielleicht nicht bemerkt hat, ist, daß, als das römische Theater, nach dem Tode des Roscius, Terenz und Plautus, die, aus Mangel an guten Schauspielern, bald vergessen wurden, zu sinken anfing, man auch Possenreißer aus Griechenland kommen ließ. Ihr Theater war schon lange nicht mehr. Es ist sonderbar, daß, außer Aristophanes, ihre besten dramatischen Leistungen der Tragödie angehörten. Die Griechen, viel heiterer als die Römer, hatten Euripides und Sophokles; und diese hatten die beiden Komiker, die ich angeführt."

„Besiegt von Menschen von Geist, konnten die Griechen noch lange Zeit hindurch welchen zeigen; aber blödsinnigen Barbaren unterworfen, thun sie jetzt alles, was sie können, um ihn zu verbergen."

„Wenn die französische Republick, trotz allem was man thun mag, sie zu vernichten *) besteht, und wenn, besser organisirt und mit neuen Republikanern versehen, **) anstatt welche wider Willen zu machen, sie über die Türken herfiel, die griechischen Republiken herzustellen; so würde vielleicht Tugend aus Verbrechen erwachsen, und wir würden noch einmal dort Periklesse, Themistokklesse, Lykurgen und Solons sehen."

„Die Sclaverei hat bei ihnen weder Gestalt und Gesicht, noch ihre schönen Augen, noch ihre Talente und Fähigkeiten verändert. Ich habe die feinsten Antworten von jungen Leuten gehört, die sich zu Barczizarai aufhielten, als ich dort war; und verschiedene Candioten, die mich aufsuchten, damit ich den Kaiser Joseph bestimmen möchte, in Triest eine Rüstung zur Eroberung ihrer Insel zu veranstalten, waren reizend an Leib und Geist. Die griechischen Akademisten oder Cadetten in den Lehranstalten und Schulen sind immer die ersten in Allem."

„Der Beweis, daß Katharine II. mehr römisches als romantisches an sich hatte, ist, daß sie sich nicht dem Entwurfe hingab, der ihr sehr oft in den Kopf kam, die griechischen Republiken herzustellen. Als der Krieg mit den Türken wirklich ausbrach, vergaß sie die schönen Namen

---

*) Der Prinz von Ligne schrieb dieses im Jahre 1796.

**) Wie sehr hat die Folgezeit dieses gelegentlich ausgesprochene Urtheil bewährt!

Cythere und Lesbos, um barbarische auszusprechen: „Man nehme Akier„mann, Galacz, Oczakoff ꝛc.“ Aber jetzt glaube ich, würde die große Katharine daran denken, um den jetzigen Franzosen zuvorzukommen.“

„Das Reich der Griechen machte mir zu Constantinopel eben so wenig Freude, als das der Türken. Ich liebe weder Byzanz noch Stambul; und wenn Constantin den Sitz des Reiches zu Rom gelassen hätte, so würde Vieles, was wir gesehen und gelesen haben, nicht geschehen seyn. Das waren schon die Griechen von ehedem nicht mehr: es gab keinen Alcibiades und Anakreon mehr. Der Christianismus sagte ihnen nicht zu; und beschränkt noch durch den griechischen Ritus, schmeichelt er der Einbildungskraft weniger noch als der katholische Cultus. Mehr noch hat diese Religion durch die Secten ihrer Secte an ihrem ursprünglichen Geiste verloren. Ich kenne nichts ärgeres, als die Bilderstürmer, die kalten Iconoclasten.“

„Ich wollte, daß man, in einem Augenblicke allgemeinen Friedens, daran arbeitete, wenigstens den Archipelagus den Händen der Muselmänner zu entziehen, indem man sie mit dem allgemeinen Unwillen bedrohte, den man ihnen sofort, willigten sie nicht ein, mit den Waffen in der Hand beweisen müßte. Nur einigen schlechten Pascha's würde dadurch weh geschehen; und ihren ehemaligen Gesetzen gehorchend, mit einigen zeitgemäßen Veränderungen vielleicht, würden diese Inseln wieder werden, was sie einst waren.“

„Ich fühle wohl, daß es dort vormals leichter und bequemer war, liebenswürdig zu seyn. Nicht mehr werden die Opfer zu Gnaden gebracht werden, deren Düfte sonst zum Himmel sich erhoben; aber die Künste würden dort ihre Wiege wieder suchen. Die Architektur St. Peters würde eher an die schönen Tempel der Sonne und des Jupiters erinnern, als eine kleine Kapelle, zu St. Nicolas, an den jetzigen Gott der Griechen.“

„Der Tempel von Amathunt hatte nicht die fünf kurzen, dicken, schlechtvergoldeten und schlechtgemalten Glockenthürme der Griechen unserer Tage. Ehedem gab es weder einen Popen von der einen, noch einen Pabst von der andern Seite; aber das Klima ist noch das nämliche. Die Wollust wird durch das Verbot gegen sie gewürzt werden. Die himmlischen Gestalten beider Geschlechter werden ihr hinlängliche Nahrung geben.“

„Man würde ihnen eine kleine kaufmännische Seemacht zugestehen; und die Ausfuhr ihrer Weine und ihres Getraides würde sie bald wohlhabend genug machen, um ihre zauberischen Städte wieder aufzubauen, die die Sage oft Göttern zum Wohnplatz angewiesen.“

„Wenn die Türken einmal wieder widerspenstig werden, wie denn dies zuweilen geschieht, wenn einige gute christliche Höfe sie gegen einige andere aufhetzen, so würden die Griechen, losgelassen gegen sie und wohl unterstützt, ihre erste Strafe seyn.“

„Zu Schutzherrn der griechischen Republiken und des Archipelagus würde ich den Kaiser von Rußland und die Republik Venedig ernennen. Da würde man die Zwistigkeiten schlichten, wenn es welche im Innern gäbe, und man würde sich für sie waffnen, wenn man sie angreifen wollte.“

„Von dem herrlichen Hafen von Sebastopel aus ist es so leicht, wäre, Constantinopel die zweite Buße aufzulegen, daß es nicht nöthig die russische Flotte von Cronstadt absegeln zu lassen, um eine so weite und so theure Fahrt zu machen; und wenn man, wie ich Ihrer Majestät, der Kaiserin aller Reußen, vorgeschlagen habe, in der Krimm für den Malteser Orden einige Comthureien errichtete, so würden die Comthure die Schiffs- und Küstenwächter, und glücklicher als auf ihrem Felsen seyn. Man könnte ihnen ganz allein einen Hafen anweisen, Balaklawa zum Beispiel, und sie würden gute Aufsicht über alles halten, was aus dem Kanal gegen Tauris gehen wollte.“

„Von der andern Seite würde Venedig drohen, Morea wiederzunehmen, wenn man meinem Archipelagus etwas thäte. Der Großherr müßte sich verpflichten, den mahomedanischen Pöbel der Barbareskken und des Meeres im Zaume zu halten, gegen einen Tribut, den die Griechen ihm zu zahlen sich verbindlich machen würden; und man würde die Sprache Homers wieder sprechen hören, anstatt des gemeinen Griechischen der Sklaven, aus welchen das Volk besteht. Dieses würde schnell wieder so stolz durch seine Freiheit werden, als es einst war; und minder thöricht als das, welches Demosthenes entflammte, würde es sicherlich niemals zu den Waffen greifen.“

„Die Reise im Archipelagus, umgeben von schützenden Mächten, würde künftig mit Sicherheit gemacht werden können; und man würde zu den Griechen wallfahrten, wie man noch vor wenigen Jahren nach Frankreich wanderte.“

„Das würde ihnen denn viel Gold einbringen; und können sie nicht der schönen Mythologie mehr Tempel bauen, so werden sie der Gastfreundschaft welche errichten. Prächtige Gebäude für alle Fremde werden sich erheben.“

„Die Griechen aus den andern, der Herrschaft der Pforte unterworfenen Ländern werden sie geschwind verlassen, um Könige bei sich zu seyn. Aber nur keine Mischung! möge man sich darin nicht vergreifen, und kein Bauer von den Ufern der Newa oder aus dem Regierungsbezirk von Woronetz, kommen und sagen: Ich bin auch ein Grieche; weil er verkehrt vom heiligen Geiste spricht.“

„Die Erzbischöfe müssen Griechen, mehr von Geburt, als von Religion seyn; und, sehr fein wahrscheinlich, werden sie sich wohl zu nehmen wissen, um das Volk zu gewinnen, an sich zu ziehen und zu unterrichten. Ihnen müßte, nach meinen Wünschen, die Erziehung der Kinder anvertraut werden; und sie würden ihnen gewiß mehr von Homer als vom heiligen Basilowitz, mehr vom Pindar als vom heiligen Nicolas vorsagen.“

„Wenn ein Plato seine Republik lehren könnte, so möchte es ihm erlaubt werden. Wahrscheinlich würde sie indessen so lächerlich seyn, als die unter diesem Namen bekannte Liebe, und eben so unmöglich: aber wenn mit manchen Modificationen, Veränderungen und ausführbaren Gesetzen, es irgend eine, der wahren Philosophie entsprechende giebt, so wird man sehen, wie dieß auf einer kleinen Insel gehen wird, und ob, die Stufenleiter erweiternd, dieses auf einer größern möglich seyn dürfte.“

„Ich liebe die Republiken nur im Wasser: man sehe England, Holland und Venedig. Die Freiheit begiebt sich nicht aufs Schwimmen, um die andern Länder zu verderben, und sagt den Inselbewohnern zu. Jede Insel des Archipelagus würde ein freier Theil der Föderation seyn und die Gesetze erproben, die ihr am passendsten schienen, unter der Leitung eines wahrhaften Weisen von Griechenland.“

„Wenn der König von England es übel nimmt, daß ich sein Reich so nenne, so werde ich zu ihm sagen: „Sire, ich weiß wohl, daß man „Ihnen kniend huldigt und daß man im Schauspiel God save the „king für Sie singt: aber man zischt, wenn Sie zu spät kommen; „und wenn die Frauen ihres erlauchten Hofes, die dennoch zur Oppo„sition gehören, schön sind, so ist diese in der Mode, und Ihre Gewalt „ist dahin.“

„Doch ich komme zu meinen Griechen zurück. Geschickt und listig und bezaubert, sich den Fesseln entwunden zu haben, werden sie Mittel finden, mit aller Welt gut auszukommen, um das kostbare Gut, was sie errungen haben, nicht wieder zu verlieren.“

„Es sey ihnen erlaubt, so bürgerlich zu seyn, als nur die Philosophie aus Verliebe Lust hat. Gleichheit, Brüderschaft — das sind Worte für ein kleines mit Salzwasser umgebenes Gebiet. Man würde weder vom Marquis Chilon noch vom Baron Bias hören. Man gebe weder Titel noch bezahle sie. „Ich schätze diejenigen nicht, die sich den „Adel kaufen," sagte einst Joseph II. zu Herrn Casanova;*) und die„jenigen, welche ihn verkaufen, Sire?" erwiederte dieser."

„Wenn man vordem einen zum Ritter schlug, so geschah dies für eine im Kampfe, zu Pferd vollbrachte Waffenthat: aber hier wird es weder Pferde noch Kampf geben. Esel werden meine Philosophie spazieren und die Lebensmittel zu Markte tragen. Für einen in der Akademie gewonnenen Preis hat man niemals einen Herzog gemacht: und nur Belohnungen von Silber oder einfache Blumenkronen wird es für den Griechen geben, der eine schöne oder gute friedliche That vollbrachte."

„So wie Cicero und fast alle jungen Leute, die man für die Wissenschaften bestimmte, wird man von Neuem sich aufmachen, in Griechenland die wahre Philosophie zu lernen, die jedem Lande angepaßte des Glückes. Der Weise, der sie lehrt, wird in Beziehung auf eine Monarchie sagen: „Wollet nicht unsere Regierungsform und Verwaltungsweise, die „nur für uns paßt, dorthin verpflanzen. Respectirt euern Fürsten und „laßt euch nicht einfallen, etwas bei ihm verändern zu wollen.""

„Aber folgendes sind Lehren der Geschichte, der Logik, der Sittenlehre, der Rhetorik und der Politik: „Fliehet," wird der Lehrer der letztern sagen, „die Politik unserer Nachbarn, der Türken, oder irgend „eines kleinen Reiches, wo man Alles nur mit Unwahrheiten, halben „Mitteln, halbem Willen und einem Schleier zu bewirken wähnt, den „man über alles wirft, um nur Ungewißheit zu verbreiten, und die „öffentliche Meinung vorübergehend abzulenken. Erwartet nicht die „Ereignisse; kommt ihnen zuvor, indem ihr sie selbst schafft und leitet. „Bestecht die Zeitungsschreiber nicht. Weißt die Ränkeschmiede zurück. „Erröthet nicht, euch bei hellem Tage zu zeigen; verbindet damit eine „feste und freimüthige Art zu handeln: das ist das Mittel, alle Welt „zu fassen. Seyd verschwiegen aber nicht geheimnißvoll. Verbergt ein „unglückliches Ereigniß nicht, damit man den Unfall nicht für noch größer „halte, als er ist und das glückliche glaube, wenn eins eintritt. Zieht „nur die ersten im Staate an Rang, Handlungsweise und Verstand zu „Rathe. Schließt keine Bündnisse, als um keine Feinde zu haben; aber „rechnet nicht auf Freunde. Verbindet euch nicht zu eng mit ihnen, um „sie ohne Treulosigkeit verlassen zu können. Täuscht und betrügt nicht, „aber laßt euch nicht insultiren. Greift nicht an, aber laßt euch auch „nicht angreifen.""

„Das ist die Sprache, die Solons Nachfolger führen werden, die die Themistokleſſe zu wählen haben, wenn sie dem Kriege nicht mehr ausweichen können. Die griechische Geschichte in der Hand werden sie mit der Erklärung derselben mehr bewirken, als das Recht vermag, das man auf den Universitäten bei Professoren lernt, die das, was sie erklären, nicht verstehen und nicht anzuwenden wissen."

„„Beachtet," wird der Professor der Redekunst sagen, „die Beispiele unserer großen Männer der Vorzeit; prüfet selbst, wie viel in „wenigen Worten enthalten ist. Hier findet Ihr Mittel, Einklang in „das Verschiedenartige zu bringen.""

„Diese neuen Griechen würden sich leicht in alle europäischen Sprachen finden, denn sie haben zu Allem Fähigkeit und Geschicklichkeit. Sie werden selbst die Alten in sofern übertreffen, als der Scherz und Witz unserer Zeit das sogenannte attische Salz übertrifft, wovon man so viel spricht, und das mich nie zum Lachen gebracht hat."

„Das heißt ein wenig weit in die Schule gehen, wird ein Hauseigenthümer und Zimmervermiether in Göttingen sagen. Aber mein lieber Freund, prüfen wir unparteiisch die, welche bei Ihnen gewohnt haben, und die welche aus dem Archipelagus kommen, wo schon die Luft, die man einathmet, den Geist aufschließt."

„Die Erziehung wird ein Handelsartikel für meine Griechen seyn; und es wird mehr Ruhm als Geld dabei gewonnen werden, Minister und Administratoren zu bilden. Mit Vermeidung jeder Uebertreibung wird man Theorie und Praxis zu verschmelzen wissen; und unvermerkt werden Treue und Glaube, die man selbst unter der Gestalt des Vortheils und Eigennutzes darstellen kann, wenn man will — die Wissenschaften und alle Tugenden auf den Schiffen der Reisenden über das Meer herüberkommen, um sich auf unserm ganzen Continent zu verbreiten."

*) Derselbe, dessen bei Brockhaus erschienene Denkwürdigkeiten so viel Aergerniß gegeben — und so viele Leser gefunden haben. Der Prinz von Ligne war viele Jahre lang sein Beschützer.

Methode, Münzen oder Medaillen in Hausenblase abzugießen.

Man nimmt 2 Loth Hausenblase, stößt sie in einem Mörser in kleine Stücke, giebt diese in eine Flasche, die ungefähr eine halbe Pinte (1¼ Pfund) faßt, und füllt diese mit Branntewein. Man schließt die Flasche mit einem Korkpfropfen, der an der Seite einen Einschnitt hat, um die Luft durchzulassen, und stellt sie 3 bis 4 Stunden lang an das Feuer, während welcher Zeit man sie öfters rüttelt; die Hitze muß so stark unterhalten werden, daß die Flüßigkeit beinahe immer kocht.*) Wenn dann die Hausenblase gehörig aufgelöst ist, wird die Auflösung durch ein Tuch geseihet, in eine reine Flasche gegossen und zugepfropft.

Wenn man nun etwas von dieser Auflösung braucht, setzt man die Flasche an das Feuer, wo sie bald flüßig werden wird. Man putzt die Medaille, die man abgießen will, gehörig rein, stellt sie vollkommen horizontal, und gießt soviel von der Auflösung auf, daß die Medaille ganz davon bedeckt wird. Hierauf läßt man den Leim auf der Medaille trocken werden, was im Sommer und bei trockenem Wetter in ein paar Tagen geschieht, und wenn er vollkommen trocken geworden ist, führt man an einer Seite die Spitze eines Federmessers unter demselben ein, wo er sich dann sogleich von der Medaille lösen, und einen durchscheinenden reinen Abguß derselben in allen ihren, selbst den kleinsten, Theilen geben wird. (Polyt. Journal.)

*) Dieses Verfahren, die Hausenblase aufzulösen, ist durch das Ausströmen des Alkohols feuergefährlich. Am besten erreicht man den Zweck, wenn man die Hausenblase mit dem Branntweine in einen Glaskolben bringt, und dessen Oeffnung mit einer Thierblase überzieht und umbindet, und mit einer Nadel ein paar kleine Oeffnungen durch die Blase sticht, den Kolben darauf in ein Sandbad stellt, das man so lange mit Kohlenfeuer warm erhält, bis die Hausenblase aufgelöst ist.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

246 Hamburg. Sonnabend, den 15. December. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath Ludwig.

Algier.

Das algierische Gebiet, zwischen dem Königreiche Tunis und dem reiche von Marokko, nimmt eine Strecke von 600 Meilen längs üsten des mittelländischen Meeres ein. Seine größte Breite, von auptstadt bis zum Biledulgerid, oder dem Dattellande, übersteigt 80 Meilen. Einige Gelehrte haben Algier für Julia Cäsarea, für das alte Icosium gehalten. Die Eingeborenen nennen Stadt Djezair oder Al-Djezair, was auf Arabisch Inseln ie Inseln bedeutet, weil ihrer Meinung nach der Fleck, auf welchem belegen ist, vormals eine Insel gewesen, aber mit dem festen in Verbindung gebracht worden ist. Die Türken und die Mauern ihr oft das Beiwort Al Ghazi, „die für den Glauben kämpfende;" die Muselmänner sehen die Seeräubereien, welche sie seit Jahrten wider die Christen treiben, als eine Gott wohlgefällige Sache Die Regentschaft von Algier besteht aus vier Provinzen, nämlich: ntia, Algier, Mascara und Titeri. Einige Geographen zählen Provinzen noch das Land Zab und das Berberland bei, die von nen bewohnt sind, welche einen Tribut erlegen, wenn die Armee ey's ihre jährlichen Excursionen unternimmt.

as algierische Land ist häufig Erdbeben unterworfen, die jedoch s nicht sehr heftig sind. Das Clima dieses Theiles von Afrika Allgemeinen mild und gesund; die große Herbsthitze wird durch rdwinde abgekühlt, und das Land hat wenig eigenthümliche Krank-

Wir sind der Meinung mehrerer Reisenden, daß die Pest dort ndemisch ist, und daß man deren Verheerungen hauptsächlich der sigkeit und dem Fatalismus der Einwohner beimessen muß.

as Land der Regentschaft ist bergigt, und seine Fruchtbarkeit wird lüsse, die es bewässern, gesteigert. Es erzeugt einen Waizen, der anischen und dem portugiesischen gleich kömmt, ja ihn wohl noch te übertrifft, auserlesene Früchte, eine Menge Bäume, Gesträuche flanzen jeder Art. Die sehr große Fruchtbarkeit wird aber durch e Ursachen der Vernichtung wieder beeinträchtigt, unter andern ie Verheerungen, welche die Heuschrecken anrichten, die in wenigen licken die Aernte eines ganzen Cantons verderben. Das Kameel ommen, das in Ländern, wo man, wie in Afrika, zuweilen öde , von Triebsand bedeckt, zu passiren. „at, von großem Nutzen ist, e Hausthiere dieselben wie in Europa. In einigen Theilen der schaft hausen wilde Thiere und giftige Reptilien, die sich wegen l an Cultur und Bevölkerung auf eine furchtbare Weise ver-

ie Nachlässigkeit der Regierung, und der argwöhnische Charakter auren, haben bis jetzt eine genaue Kenntniß der Bevölkerung der chen Staaten verhindert. Einige Reisende geben sie zu 5 Millionen dere kaum die Hälfte dieser Zahl an; doch ist die letzte Schätzung, nach der Aussage von Leuten, die an Ort und Stelle gewesen sind, viel zu geringe. Inzwischen muß man bekennen, daß es eine Unmöglichkeit ist, in dieser Hinsicht etwas Zuverlässiges zu sagen. In einem Lande, wo man keine Zählungen und keine Geburts- und Sterbe-Register kennt, kann der Europäer seine Berechnungen nicht wohl anders als auf die Zahl der Verstorbenen begründen, die er nach den Kirchhöfen bringen sieht, und wie leicht bei solchem Verfahren Irrthümer vorkommen können, liegt am Tage.

Die Staaten der Regentschaft sind bevölkert von Mauren, Türken, Berbern, Negern, Juden und Christen.

Die Türken, die in Algier leben, gehören fast sämmtlich zur Miliz. Damit sie ein, im Interesse und in der Anhänglichkeit abgeschiedenes Corps verbleiben, das stets bereit ist, mit Strenge wider die Eingebornen zu verfahren, sucht die Regierung ihre Verbindungen mit den maurischen Frauen möglichst zu verhindern. Dergleichen Vorsichtsmaaßregeln reichen jedoch nicht immer aus; und obgleich es schon mehreren Eingebornen das Leben gekostet hat, daß sie ihre Töchter an Türken verheiratheten, wissen die durch die afrikanische Sonne aufgeregten Leidenschaften, und die Hoffnung, in solchen Verbindungen eine Stütze wider den ottomanischen Despotismus zu finden, doch zuweilen alle Hindernisse zu überwältigen.

Die Neger sind fast alle Sclaven. Während die Barbaresken-Korsaren die Christen auf dem Meere angreifen, überfallen in das Innere gesandte Streifpartieen die schwarzen Völkerschaften und machen, was ihnen in die Hände fällt, zu Sclaven.

Die Zahl der in der Regentschaft lebenden Juden ist sehr bedeutend; allein in der Stadt Algier zählt man deren 8000, unter einer Bevölkerung von 80 bis 90,000 Einwohnern. *) Andern Menschen als den Nachkommen Abrahams würde es unmöglich seyn, die Plackereien zu erdulden, welchen sie ausgesetzt sind. Sie dürfen sich in Gegenwart eines Mohamedaners nicht setzen; sie müssen die Mauren auf ihren Schultern durchs Wasser tragen, wenn diese an seichten Stellen landen; ihr Amt ist es, die Verbrecher hinzurichten, und deren Körper unter die Erde zu bringen; unter den nichtigsten Vorwänden verurtheilt man sie eine Hand zu verlieren oder gehangen zu werden; sie erliegen fast unter der Last der ihnen auferlegten Abgaben, und müssen außer einer allgemeinen Taxe von 2000 Dollars wöchentlich, noch eine Menge anderer entrichten. Aber trotz dieser starken Aderlässe, wissen einige Juden dennoch unermeßliche Reichthümer anzuhäufen. Da die Mauren durch ihre stupide Trägheit untüchtig zu Geschäften sind, so gehen sie alle, auch die Kleinsten nicht ausgenommen, durch die Hände der Juden, die sich für ihre Mühwaltung schon bezahlt zu machen wissen, und diese Art von Schadloshaltung

*) Pananti giebt sie auf 120,000 an.

ist es denn auch, die sie alle Kränkungen der Türken und Mauren in Geduld ertragen macht.

Mit Ausnahme der Abgesandten der christlichen Mächte und der Sclaven, giebt es fast keine Christen zu Algier: die Plackereien, welchen auch sie ausgesetzt seyn würden, und das Mißtrauen der Regierung hindert sie, sich dort nieder zu lassen. Die Zahl der Renegaten ist unbedeutend. Obgleich ihr Zustand weniger unglücklich ist, als jener der Gefangenen, und man schon gesehen hat, daß sie sich bis an die Spitze der Regierung hinauf geschwungen haben, so hält doch die allgemeine Verachtung, die sie einflößen, der Haß, welchen die Sclaven wider die Religion ihrer Unterdrücker haben, mehr als Alles aber die Eifersucht der Mohamedaner selbst, die jene auf den leisesten Verdacht hin aufopfern, diejenigen fast immer im Christenthum zurück, deren Glaube sonst vielleicht wanken möchte. Ueberdem ermuntern die, vom Geiste der Proselytenmacherei nicht sehr getriebenen Mauren nicht zu dergleichen, ihrem Interesse zuwiderlaufenden Bekehrungen. Obgleich der Gefangene, der seinen Glauben abschwört, nicht immer frei wird, dürfen ihm jedoch gewisse Rücksichten und Vorrechte nicht verweigert werden, sobald er sich zum Islamismus bekannt hat.

Grausamkeit, Treulosigkeit und ein schmutziger Geiz bilden mit sehr wenigen Ausnahmen den Charakter der Algierer und aller Barbaresken. Wenn ein Maure daran gemahnt wird, sein Kopfgeld zu bezahlen, so sucht er gewöhnlich tausenderlei Ausflüchte, um sich dem zu entziehen; der Einnehmer aber, der schon weiß, wie es sich damit verhält, läßt dem Säumigen sofort die Bastonnade geben, was denn sehr oft die Folge hat, daß derselbe auf der Stelle Rath zu schaffen weiß. Ein Europäer, der einem solchen Auftritte beiwohnte, fragte den Patienten, ob er nicht besser daran gethan hätte, zu zahlen, als sich einer so harten Mahnung Preis zu geben, ohne daß sein Beutel einmal Nutzen davon gehabt habe. „Wie!“ rief der Maure aus, „ich sollte meine Taxe erlegen, ehe ich Stockprügel bekommen? ei, das sollte mich gelüsten!“

Diese Sonderbarkeit, die ohne Zweifel aus der Anhänglichkeit der Mauren an Geld entspringt, hat aber noch den Nebengrund der Gefahr, unter Regierungen als reich zu erscheinen, welchen nichts heilig ist.

Die abergläubischen Begriffe vom bösen Einflusse des Blickes (cattivo occhio) und mehrere andere, muthmaßlich durch Araber nach Europa gebracht, sind noch gegenwärtig bei den Mauren im Schwunge. *)

Eine erbliche Thronfolge kennt man nicht zu Algier. Der Dey wird aus den Gliedern der türkischen Soldaten gewählt, die, auf den nichtigsten Vorwand, oft bloß in der Hoffnung eine Gratification zu erhalten, den ermorden, der den Thron inne hat.

Der Thronbesteigung eines neuen Regenten, folgt in der Regel die Entsetzung und Verurtheilung der Creaturen seines Vorgängers. Ein solches Verfahren giebt dem Chef der Regentschaft Gelegenheit, seine Günstlinge anzustellen, und sich die Geneigtheit der Soldateske durch Freigebigkeit zu erwerben; denn in Algier wie in der Türkei ist mit der Todesstrafe für politische Vergehungen die Confiscation des Vermögens verknüpft. Sobald ein neuer Dey zur Macht erhoben wurde, grüßt ihn die türkische Macht in folgenden Ausdrücken: „Gott willigen ein; Gott schenke ihm Gedeihen!“ Nun ist er Gebieter, bis er durch eine Katastrophe vom Thron gestürzt wird. Stirbt er, ein sehr seltener Fall, eines natürlichen Todes, so als ein Heiliger verehrt. Man hat gesehen, daß mehrere Deys nur einige wenige Augenblicke regierten und ihre Macht so verloren, wie sie sie erlangt hatten — durch Meuchelmord. Die Mitglieder des Diwans und alle öffentliche Beamte werden durch den Dey, der mit Sicherheit darauf rechnen darf, bei ihnen einen willigen Gehorsam zu finden. Der geringste Zweifel an ihrer willfährigen Dienstbarkeit würde ihnen den Kopf kosten. Dem Dey allein steht es zu, Tribute zu erheben, den Krieg zu erklären, und Frieden zu schließen; auch ist er der oberste Richter in Civil- und in Criminalsachen, und wider seinen Ausspruch kann niemand appelliren. Die Handhabung der Justiz ist eine seiner Hauptbeschäftigungen, und er widmet ihr einen Theil des Tages. Da er unmöglich alle Sachen selbst richten kann, so sind zwei Kadi's eingesetzt, einer für die Türken, der andere für die Mauren. Vor diese Kadi's kommen nur Civilsachen, und sie haben Agenten unter sich, welche die Justiz in den Provinzen wahrnehmen. Kommen die Richter durch einander widersprechende Aussagen in Verlegenheit, so schlichten sie die Sache durch eine allgemeine Bastonade, von welcher der Kläger, der Beklagte, die Beisitzer und die Zeugen ihren Theil bekommen. Mord wird am Leben, Diebstahl mit dem Verlust der rechten Hand bestraft. Außer den herkömmlichen Geschenken, die man machen muß, wenn man mit den Beamten des Dey's etwas zu handeln hat, giebt es noch andere freiwillige, von welchen man sich die Gültigkeit der Ansprüche des Klägers zu begründen. Man läuft Gefahr einen Korb zu bekommen, wenn man einem Algierer Geld anbietet, denn sie sagen sprüchwörtlich: „Geschenkter Essig ist besser als gekaufter Honig.“ *) Die geheime Polizei zu Algier, und ihre Spione dürften an Verschlagenheit und Niederträchtigkeit jenen der subtilsten Nationen den Rang ablaufen.

Der Titel Dey, den wir Europäer dem Herrscher von Algier geben, ist bei den Muselmännern nicht mehr im Gebrauch. Vormals, ehe diese Benennung verändert worden, wird man weiterhin sehen, führte er sich Pascha, was ungefähr die Bedeutung von Vicekönig hat. Vormals war der Dey nur Pascha von zwei Roßschweifen, bis nach der verunglückten Expedition der Spanier gegen Algier, im Jahre 1710, verlieh der Großherr an Baba Mahmed den Rang eines Paschas von drei Roßschweifen. Der Dey führt ferner folgende Titel: Beglerbeg, Sultan neur; Begleibeg, Fürst der Fürsten; Serasker, Generalissimus. Das Wort Dey, von den Türken Daï ausgesprochen, heißt auf Deutsch Onkel von mütterlicher Seite. Der Ritter von Arvieux giebt in seinen Memoiren folgende Erläuterung über diese sonderbare Titulatur: Die Ursache, warum sie dem Oberhaupte ihrer Republik diesen Namen gegeben haben, beruhet darin, daß sie den Großherrn als den Vater, die Republik als die Mutter der Soldaten ansehen, weil sie sie ernährt und unterhält, und den Dey als den Bruder der Mutter, folglich als den mütterlichen Onkel aller derjenigen, die unter seiner Herrschaft stehen.“ Diese Wortableitung ist vielleicht so gut als eine andere; doch mahnt sie ein wenig an den spanischen Gelehrten, der den Namen Seneca von se necans ableiten wollte.

Das Seeräubersystem der Barbaresken will man von der Vertreibung der Mauren aus Spanien, vom Jahre 1492 her, datiren. [illegible]

*) Zu Tunis glaubt man an eine Prophezeihung, nach welcher die Christen sich an einem Freitage, um die Stunde des Mittagsgebets, zu Herren des Landes machen würden. Deßhalb werden um die Stunde dieses Gebetes die Stadthore geschlossen, und unter keinerlei Vorwand geöffnet. Da die nämliche Weissagung besagt, die erobernde Nation sey in Roth gekleidet, so ist dieses völlig hinreichend gewesen, die Engländer als solche zu bezeichnen. So viel ist übrigens ausgemacht, daß diese Stadt mit ihren Mauern von Erde und Steinen, denen, die den Versuch machten, sie anzugreifen, nur einen schwachen Widerstand würde entgegen setzen können, gleichviel, welche Uniform sie trügen. Wie es scheint herrscht ein gleicher Glaube in mehreren der Barbareskenstädte.

*) Auch die Türken sagen: Mast kirkek bäldem kalla dur.

ungefähr 24 Jahre früher, als Kheir-Eddin Barbarossa sich der unumschränkten Gewalt von Algier bemeisterte. Dieser Despot kam auf folgende Weise auf den Thron:

Als der Sperber Enau und mehrere andere Pfalzen in Afrika eingenommen, und sich die Stadt Algier zinspflichtig gemacht hatten, sandte Selim Eutemi, ein arabischer Häuptling, der damals daselbst beliebtigte, aus Besorgniß, daß Selim Eutemi mächtig und friedlich Herrschaft werden, Gesandte an Arudschi, der eben mit seinem Geschwader auf einem Kreuzzuge war, und bat ihn, zum Schutze der Stadt und ihrer Einwohnern Maßregeln anzuordnen. Arudschi, nachdem er 15 Galeeren und einen 80 kleinere Fahrzeuge unter der Befehlshaberung seines Bruders Kheir-Eddin ausgerüstet hatte, brach nun selbst zu seinem Beistande auf, um den Despote seine kleinen Armee von Türken und Mauren in Algier ein. Ihrer Zuversichtigkeit gewiß, faßte Arudschi bald den Plan, sich zum Herrn der Stadt zu machen, und machten er den Selim Eutemi, welcher seiner Hülfe in Bade war, dasse ermorden lassen, aber, wie andere sagen, machten es selbst ihn erbrudet hatte, damit er sich mit dem Thron. Selim Eutemi Gemahlin, welche Schwester Arudschi war, heirathen könne. Die Besitzung wurde ausgeführt, und die gehörig mit Truppen zu versehen. Da er sich seiner neuen Unterthanen nicht bald sicher hielte Grausamkeit und seine Erpressungen verhaßt machte, so verschwerte sie sich wider ihn; Arudschi verreitelte jedoch ihr Vorhaben, und ließ 30 der angesehensten Einwohner unter nichtigen Vorwänden hängen und die Stricke werfen. Nachdem der unglückliche Verrath der Spanier, den Selim Eutemi Gemahl wieder auf den Thron zu setzen, so wie die Einnahme von Tenez (1517) vorgefallen war, (*) ben Thronen beide Pfalzen durchaus gewandt hatten, entwarf Carl V. den Plan ihn anzugreifen. Der Marquis von Gomares, Gouverneur von Oran, (**) kam beide Expedition aufgetragen war, brach mit 10,000 Spaniern und allen Arabern, die er hatte zusammen bringen können, gegen Tremecen auf. Arudschi stellte sich entgegen in Wüste ein, rückte gegen ihn, wendete mit seinen Truppen den Marsch, weil er erfahren die Einwohner eine Werkzeugung wider sie beförderten. Der, von seiner Flucht benachrichtigte, spanische Admiral, verfolgte ihn bis Mers, und hatte ihn bei dem Passe Buschu, 6 Stunden von Tremecen, ein. Es ward von beiden Seiten mit großer Erbitterung gefochten, und der Sieg wollte lange zweifelhaft bleiben. Arudschi und viele der Seinigen wurden (im Jahre 1518) getödtet, nachdem er nicht volle zwei Jahre regiert hatte.

Nach seinem Tode wählten die türkischen Soldaten und die Kayer-Kapitains seinen Bruder Kheir-Eddin, bekannter unter dem Namen Barbarossa, zu seinem Nachfolger. Dieser regierte anfangs in Frieden; als er aber im Jahre 1519, von einem allgemeinen Aufstand seiner, durch den Despotismus der Türken auf das Aeußerste gebrachten Unterthanen bedroht war, so suchte er eine Gelegenheit an Selim Eutemi sich zu rächen, und ihn seiner Krone und seinen Schatz bei Spanier. Selim erwartete ihn zum Passe und schickte schon ein Corps Janitscharen ab, um ihn zu empfangen, als Kheir-Eddin seine Armee zu erbauen. Als Kheir-Eddin spürderhin sich eines Forts bemeisterte, daß die Spanier auf einer kleinen Insel bei Algier erbauet und in Stand gehabt hatten, lief er einen Damm aufwerfen, um einen neuen Hafen zu bilden. Da dieses Werke, das in wenigen als drei Jahren zu Stande kam, erbeuteten 30,000 Christensklaven. Kheir-Eddin vermehrte auch die Festungswerke um Algier, und verstand sie hinreichend mit Truppen und Geschütz.

Solimun II. ein alle den einigen Mauren Andenkel, der im Stande sey, es mit Barbarossa Dorta aufzunehmen, ernannte ihn zum Kapudan-Pascha des Admiral. Das Pashalik Algier einen sardinischen Renegaten, Mamed Hassan Aga, anvertrauend, machte sich Kheir-Eddin auf den Weg, um Solimun zu huldigen. Darauf unterjochte er Tunis. Als dieser Staat durch Carl V. verrichten, verbrannte er die italienischen Küsten, und kam mit 70 Galeeren und 12 Galeeren von Konstantinopel, und blieb drei Tage Meeres. Endlich, nach mehreren glücklichen Expeditionen, kehrte er nach Konstantinopel zurück, und starb dort im Jahre 1546.

Hassan Aga, Kheir-Eddin's Nachfolger, ward von Solimun II. von Algier zu ernennen, und ihren Sold und Truppen zu schicken. Gegen Anfang des 17. Jahrhunderts fanden sie, wider diese Gouverneurs ergärten Janitscharen eine Opposition und Parteien, und machten sich bem Großherrn den Vorschlag, sie selbst zu Oberhaupt zu wählen, das sie unter dem Namen Dai regierte, und ihren Sold und den Chefern bezahlte. Als sie den Großherrn um Bestätigung ihrer Wahl ersuchten, Der Großherr, den diese neue Einrichtung der Wahrscheinlichkeit bereit, gab zum Unterhalt der Truppen nöthigen Summen nach Algier zu schicken, gab seine Einwilligung zu den, von den Janitscharen selbst in Vorschlag gebrachten Bedingungen, nämlich: „daß der Großherr immer den Gouverneur ernennen, und daß die Janitscharen ihm die Einkünfte der gewohnten Abrechnungszeugen einreichen würden." So verblieb es eine Zeitlang. Spätethin wußten sich die Pashas bei Hofe über Lehen und Ehren der Dey's zu, die man nicht weiter wurde, als die Gouverneurs der Janitscharen. Als der Dai Baba-Ali, im Jahre 1710, gestorben war, ernannten sie den regierenden Pascha selbst, welcher sich er ihn an Bord eines Schiffes bringen, und sandte ihn nach Konstantinopel. Gleichzeitig schickte er aber auch eine Gesandtschaft mit Geschenken an den Großherrn, um ihn um Bestätigung seiner Handlung. Einfluß auf die Pforte haben konnten. Die Gesandten suchten den Vorrang zu führen, daß die Pforte von Algier die Todes Haubig sey, und sie sich nicht eher als nach dem Tode ihres Vorgängers ernennen. Darauf legten sie andeinander, wie sehr die Doppelherrschaft dem Interesse der Regentschaft zuwider sey, und baten einen Dey aus der Pforte, ferner seine Pashas mehr dahin zu senden, sondern den Dai zu dieser Würde zu erheben. Da die Geschenke des Baba-Ali alle Schwierigkeiten gehoben hatten, so gab der Großherr dem seine Einwilligung zu diesem Gesuch.

Seit jener Zeit, hat die Regentschaft ihren Pashas nach Truppen mehr vom Großherrn erhalten. Diese aufgestellte, die durch keine oder Krankheiten in der Welt vorkommen, sichert der Dey zährlich Geschenke Commissarien nach Konstantinopel und Smyrna, die den Absgang der Bewaffnung dieser Städte, zu selbst Wissenschaft, anwerben. Durch diese Ordnung der Dinge, ruhet nun alle Gewalt in den Händen des Dey's und der Janitscharen, die bis auf den Thron steigt, und befehlt die Oberherrschaft des Großherrn über Algier nur dem Namen nach.

Die nächste Wahl der Regentschaft befahl sich auf wenig mehr als 10 bis 12,000 Mann, (*) welche Zahl hinreichend ist, um die Einsgebornen in Respect zu halten. Weiters diese ist Zeit abgehärtet, so müßten sie sich in Stürzigkeit erheben, weil dann ein Theil der Armee der Dey's des Innere des Landes gesichert wird, um die Einwohnerschaft einzuhalten. Außer den türkischen, unterhält der Dey auch mauriche Truppen, und falls es Noth thut, erhält er einen Anhang an die Bewohner

(*) Hradschi Tenek, und von den Mauren Zenk ausgesprochen. Noch Ehren nahm diese Stadt das vormalige Tremecen.

(**) Hradschi Lelemlam, und von den Mauren Tlemlem ausgesprochen. Nach dem jetzigen Namen haben die Portugiesen Tremecen genannt. Thom glaubt in dieser Stadt die Lanigara des Ptolemäus zu erkennen.

(*) Hradschi Lelemlam, und von den Mauren Tlemlem ausgesprochen. Nach dem jetzigen Namen haben die Portugiesen Tremecen genannt. Thom glaubt in dieser Stadt die Lanigara des Ptolemäus zu erkennen.

(**) Hradschi Lelemlam, und von den Mauren Tlemlem ausgesprochen. Nach dem jetzigen Namen haben die Portugiesen Tremecen genannt. Thom glaubt in dieser Stadt die Lanigara des Ptolemäus zu erkennen.

(*) Die ist jedoch schon auf 24 so bald 18,000 Mann gebracht worden, je nach den Umständen und dem was unter diesen Umgebungen Gefahr der Dey hat.

im Innern des Landes. Man schlägt die Zahl der Streiter, welche die Regentschaft auf die Beine zu bringen vermag, auf 120,000 an. Wenn man dem Maggill glaubt, ist die algierische Armee jedoch nicht sehr zu fürchten. Dieser Reisende erzählt, daß, in dem Feldzuge von 1807 wider Tunis, vier zu rechter Zeit von einem griechischen Sclaven abgefeuerte Kanonenschüsse, ein ganzes Corps Algierer in die Flucht gejagt hätten. *)

Das Geschick der christlichen Gefangenen hat seit der Sclaverei des Cervantes, bis auf unsere Tage, keine Veränderung erlitten. Was wir in den beiden Dramen, el Trato de Argel und los Banos de Argel, in den Novellen der Sclave und die freigebige Geliebte lesen, ist eine schenßliche aber wahre Schilderung des Charakters der Barbaresken und der Leiden, welchen die Gefangenen stets ausgesetzt gewesen sind.

Sobald ein algierisches Schiff eine Prise gemacht hat, nehmen Türken und Mauren die Stelle der Mannschaft des genommenen Schiffes ein, und diese kömmt dagegen an Bord des Corsaren. An Land gekommen, wird die Prise dem Hafen-Capitain consignirt und der Kreuzer sticht wieder in See. Es wird nun das Inventarium der Ladung aufgemacht und dem Dey übergeben, der, obwohl gesetzmäßiger Eigenthümer aller Capturen, doch nur den achten Theil für sich nehmen darf. Ist die Ladung so beschaffen, daß sie getheilt werden kann, so theilt man sie, und ein jeder, der am Bord des Kapers war, erhält seinen Theil. Andern Falles wird sie verkauft, und der Erlös kömmt dann zur Theilung. Wollen die mauriſchen Kaufleute den Handel nicht abschließen, so müssen die Juden es erzwungener Weise.

Gleich nach ihrer Ausschiffung, werden die Gefangenen dem Dey vorgeführt, und man untersucht dann ihre Papiere. Gehören sie einer Nation an, von welcher die Regentschaft nichts zu fürchten hat, so werden sie für gute Prise erklärt. Die schönsten werden für den Dienst Sr. Hoheit ausgesucht, die andern sind zu öffentlichen Arbeiten bestimmt oder werden meistbietend verkauft. Der Ausrufer proclamirt mit lauter Stimme ihre Zahl und wozu sie tauglich sind. Darnach steht es einem jeden frei, sie aufs genaueste zu untersuchen, ihnen in den Hals zu sehen, wie es wohl beim Pferdekauf geschieht, und dann zu bieten. Der Kaufpreis eines Sclaven muß gleich erlegt werden, sobald der Handel richtig ist. Die Frauenzimmer, die Aussicht haben, sich loskaufen zu können, werden einem Wächter übergeben, bis dieses zu bewerkstelligen ist. Die mittellosen Frauenzimmer aber werden den Mauren oder Türken verkauft.

Die Lage der auf dem Markte verkauften Sclaven wird durch den Charakter ihrer Gebieter entschieden. Man hat deren gesehen, die ein erträgliches Loos getroffen hatten, während andere hingegen zu den schmutzigsten Handthierungen verwendet und mit der äußersten Härte behandelt wurden. Mehrere sind erdolcht worden, weil sie sich der Brutalität ihrer Herren nicht Preis geben wollten. Am beklagenswürdigsten von allen sind aber die, welche man zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht. Ihrer Kleidung beraubt, an deren Statt sie einen elenden leinenen Anzug erhalten, werden sie in einem Bagno eingeschlossen. Früh Morgens, noch ehe der Tag graut, weckt sie der Proſos mit der Peitsche und schreit ihnen in fränkischer Sprache **) zu: „Vamos a trabajo cornutos; can d'infidel a trabajo. Dann verlassen sie baarhaupt und mit bloßen Füßen, mit Ketten belastet, das Lager, und begeben sich nach den öffentlichen Oefen, wo ihnen ein paar kleine schwarze Brodte, fast ihre einzige Nahrung, zugeworfen werden; und hätte nicht die Barmherzigkeit eines Mauren durch ein Vermächtniß dafür gesorgt, so würden sie des Freitags gar nichts zu essen bekommen, weil sie an diesem Tage von der Arbeit befreit sind. Nachher müssen sie Behufs der Escadre Taue flechten und Segel machen, die Brunnen reinigen, die Gassen ausbessern, Holz und Steine zu den öffentlichen Bauten herbeischleppen. Auch spannt man sie zugleich mit Zugthieren an, und wenn ein Antreiben Noth thut, so sind es stets die Christen, welche die Peitsche trifft. Die Schilderung des Innern eines Bagno's ist zu ekelerregend, um sie unsern Lesern vor Augen zu bringen.

Die Expedition des Lords Exmouth hat sicherlich diesen Gräueln auf einige Zeit ein Ende gemacht, indem dadurch den christlichen Sclaven zu Algier die Freiheit zu Theil ward; ist aber der erste Artikel des Tractats vom 30. August 1816, der die Abschaffung der Sclaverei der Christen auf ewige Zeiten bedingt, wohl pünctlich gehalten worden? Man hat uns das Gegentheil versichert, und wir haben einigen Grund zu glauben, daß die Barbaresken sich an diesen Tractat nicht mehr gebunden haben, als die christlichen Mächte an die Verbotgesetze des Negerhandels.

*) Hat es mit diesem Factum seine Richtigkeit, so dürfte doch wohl nur von den mauriſchen Truppen die Rede seyn; denn die türkische Miliz hat sich immer gut geschlagen, namentlich zur Zeit der Bombardirung Algier's durch den Admiral Exmouth.

**) Es ist dieses ein Kauderwelsch, das aus dem Italienischen, dem Spanischen und dem Portugiesischen zusammen gesetzt ist, und vermittelst dessen sich die Barbaresken und die Europäer einander verständlich machen.

Türkische Sitten im neunzehnten Jahrhundert. *)

(Aus dem Mercure du XIX. siècle.)

Es gehört ein wenig Freiheit dazu, um von diesen Sitten zu reden; denn wenn der Leute, die den Groß-Türken, wegen seiner Vorfahren, lieben und die Griechen, wegen der Form ihres Kreuzes, hassen, jetzt nicht eben viele mehr sind, so waren sie doch gestern noch mächtig genug, um uns zum Stillschweigen zu verdammen; heute würde allgemeines Zischen den Richterspruch und die Richter empfangen. Weil der Ruf vorübergehend ist, so ist es gerecht, daß der Schimpf es auch sey. Gott sey gelobt! das Buch des Herrn Gregor Palaiologos konnte unter keinen günstigern Umständen erscheinen.

Wir kennen von den Türken nicht viel mehr als ihre Kleidung und die Thatsachen ihrer Geschichte, wenn sie mit der unsern in Berührung kömmt. Alles übrige ist eine Sammlung von Fabeln und Sagen, wo hin und wieder zweifelhafte Wahrheiten durchblicken. Lady Montagu, die in mehr als einen Harem gedrungen ist, sagt uns nicht alles, was sie da gesehen hat. Sie kannte überdieß die Landessprache nicht; man empfing sie mit Feierlichkeit und, obgleich in das Innere der Gemächer eingeführt, sah sie doch von den Bewohnern derselben nichts als Gesicht und Kleidung. Meinungen und Vorurtheile, Sympathieen und Abneigungen, Gefühle und Gedanken — alles blieb für sie mit einem undurchdringlichen Schleyer bedeckt. Es war ihr weder erlaubt noch möglich, diesen Schleyer zu heben, der die wahre Existenz, das häusliche Leben der Osmannen verbirgt.

Vortheilhafter gestellt, befanden sich einige griechische Familien von Constantinopel, bekannt unter dem Namen der Phanarioten, in

*) Esquisses des Moeurs turques au XIX. siècle, ou scènes populaires, usages religieux, cérémonies publiques, habitudes sociales, idées politiques des Mahométans etc. par Grégoire Polaiologue, né à Constantinople.

ıernder Berührung mit den Türken, und besonders mit denen der
: Classen; vertraute Verbindungen hatten sich zwischen ihnen an-
)ft; verschiedene Frauen dieser Griechen waren dahin gekommen,
Bekanntschaft mit türkischen Frauen zu machen, und in ihre
ıs zu gelangen. Palaiologos sagt, was er gesehen, erzählt, was
seinen vielfachen Unterhaltungen mit Menschen aus allen Ständen
gehört und was er in seinem Verkehr mit glaubwürdigen Personen
fahren können.

Das zunächst am mehresten verwundert und bald am wenigsten
ıdet, ist die Verachtung der Osmanen gegen die Christen, ganz
ob Könige oder Hirten. Fast alle Türken sind überzeugt, daß
oßer Theil der europäischen Mächte vom Sultan in Constantinopel
gig ist, ihm Tribut zahlt und ohne seine Erlaubniß nichts unter-
ın kann. Wie sollten sie es auch nicht glauben, da sie die Ge-
n der christlichen Monarchen bei der hohen Pforte residiren sehen,
nd das Haupt der Gläubigen es verschmäht, diese diplomatische
hkeit zu erwiedern?*)

„Niemals," sagt Herr Palaiologos, „stehen die Türken vor den
en auf, von welchem Range sie auch immer seyn mögen. Bei
enheiten, wo sie verpflichtet sind, ihnen die Honneurs zu machen,
ten sie sie stehend oder sie treten zugleich mit den Ungläubigen in
Empfangssaal und so vergeben sie der mahomedanischen Würde
. Das ist eine in allen Zeiten gewissenhaft beobachtete Regel, vom
Minister bis auf den geringsten Handwerksmann herab. Aber
ıer muselmämische Stolz durch ununterbrochene Niederlagen gede-
igt worden ist, haben die Minister der Pforte angefangen, minder
ant gegen die Gesandten zu seyn. Sie beeifern sich, mit dem
ıen Minister zugleich das Gemach der Zusammenkunft zu betreten
m Augenblicke seines Weggehens sind sie gewöhnlich die ersten, die
:rheben und den Saal verlassen. In den öffentlichen Audienzen
en, die der Großvezier den Gesandten ertheilt, stehen diese auf,
n und ziehen sich zurück, Se. türkische Excellenz in dem Winkel
Sopha's vornehm hingestreckt verlassend."

Bevor sie die Schwelle der erhabenen Pforte betreten, stoßen die
e der christlichen Gesandten nicht mehr so oft wie ehedem auf
e Pyramiden von Schädeln ihrer Glaubensbrüder, aber sie können
oft auf denen verweilen, welche die äußern Mauern des Serails
voll zieren, und auf den abgeschnittenen Nasen und Ohren, welche
angenehmen Abwechselung zwischen den Menschenköpfen vertheilt

Wenn die Beiwörter: immensis (Ungläubiger), kiopeck (Hund),
ouz (Name des unreinen Thiers, das sich von Eicheln nährt) von
Osmanen an uns verschwendet werden — ist das eine Beleidigung?
um sollte unser Zartgefühl sich verletzt fühlen, während wir es ganz
ch finden, daß uns die spanische Dankbarkeit mit dem Namen
ouz, den sie mit guvacho übersetzt, bezahlt?

Wenn es aber nicht schwer ist, sich die Verachtung der Maho-
ıaner gegen die Christen zu erklären, so ist es nicht eben so leicht,
von der hohen Meinung Rechenschaft zu geben, die sie von sich
i haben.

Aehnlich den Adlichen, deren entartetes Geschlecht nur noch körperschwache und geistesarme, vorzeitige Geburten erzeugt, die unaufhörlich von dem mächtigen Arme und starken Geiste ihrer Vorfahren sprechen, sind die Türken, die nie andern Ruhm als den der Waffen kannten, darauf reducirt, die Thaten der Mahomed's, Achmed's und Soliman's zu rühmen: ihre letzte Eroberung, die von Candia, reicht ins siebenzehnte Jahrhundert zurück; und seit der Belagerung von Wien, zu deren Aufhebung sie Johann Sobiesky zwang, bis zum neuesten Aufstande Griechenlands, haben sie fast nur Unfälle erfahren: ihre fortdauernde Existenz in Europa ist das Verbrechen der Politik und nicht der Preis ihres Muthes.

Ihre Sitten im Privatleben sind nicht preiswürdiger als ihre öffentlichen Tugenden. Die Türken zeigen sich barmherzig gegen die Thiere; sie unterhalten eine gewisse Anzahl von Hunden und lassen unter die Katzen ihres Sprengels Lebern austheilen; aber jeder hegt eine solche Verachtung gegen den Untergebenen und Geringeren, sey er Christ, Jude oder selbst Mohamedaner, daß er ihm in seiner Hochfahrenheit kaum das Wort gönnt; hat er ihm einen Brief zuzustellen, so wirft er ihn auf die Erde; ihm die Hand geben, würde sich erniedrigen heißen. Unbeständig und geizig, klagen oft die Männer ihre Frauen des Ehebruchs an, um sie loszuwerden, ohne ihnen das Heirathsgut wiederzuerstatten, das sie mitgebracht und um andere Frauen zu nehmen; einige dem Cadi gespendete Zechinen machen den Richter nachsichtig hinsichtlich der Beweise und der Zeugen: die Kinder werden mit ihren verstoßenen Müttern von dem Vater weggeschickt und für Bastarde erklärt, weil er sie nicht mehr ernähren will. Das Weib, das ihr Mann zu lieben aufhört, wird die Sklavin derjenigen, die er vorzieht, wäre auch diese eine Sclavin und jene die legitime Frau gewesen. Ein Zeichen der Unzufriedenheit, das geringste Murren zieht jeder, welche sich dergleichen erlaubt, die strengste Züchtigung zu. Ein äthiopischer Sclave, ein abyssinisches Ungeheuer gewinnt oft das Uebergewicht über die schönste Circassierin in dem Herzen des Barbaren, der sie nur für den Dienst seiner Oglans behält, um ihre Wäsche und ihre Küche zu besorgen. Die Lage der Frauen in der Türkei ist nur bei den Männern der ärmsten Classe erträglich, weil sie ihnen nicht durch andere Heirathen Nebenbuhlerinnen geben können. Inzwischen hat allgemein der Mann allein das Recht, seine Frau zu verstoßen und wiederzunehmen; auch rächen die Weiber sich, so oft es Gelegenheit dazu giebt, und suchen diese herbeizuführen, wenn sie sich nicht von selbst darbietet, denn ihre Ungeduld ist lebhaft. Fast immer in Weiberkleidern, und unter der Masque von Putzhändlerinnen, schleichen sich die jungen Liebhaber in den Harem ein; ihre vor der Thür der Besuchten hingestellten Pantoffeln, sichern sie vor jeder Ueberraschung. Die türkischen Frauen gehen nie anders als tief verschleiert aus, aber sie legen den Schleier ab, wenn sie bei ihren Freundinnen sind, und da es für einen Osmannen ein großes Vergehen ist, eine andere Frau als seine eigne oder seine Mutter anzusehen, so erlaubt sich der Herr des Hauses nicht, in seinen Harem zu gehen, wenn er die Schuhe einer fremden Frau an der Thür eines Gemaches sieht. Dieser unübersteigliche Schlagbaum macht die Verzweiflung der Eifersüchtigen und die Sicherheit beglückter Liebhaber aus. Was den Rang des Günstlings betrifft, so sind die türkischen Frauen ohne Vorurtheil: für sie ist ein Matros, ein Bäcker, der geringste Handwerksmann immer — ein Mann. Ungeachtet ihrer Verachtung gegen die Christen, verschmähen sie nicht immer geheime Verbindungen mit ihnen, wenn sie jung sind. Uebrigens ist es Maxime unter den schönen Muselmänninnen, daß ein Ungläubiger die Ehre ihrer Gunst nicht zu theuer erkauft, wenn er sie mit dem Leben bezahlt: ein erdolchter oder vergifteter Christ ist nur ein Hund weniger in der Stadt, und wenn sie keinen Geschmack mehr an diesem Hunde

*) Man kann hinzusetzen: Wie sollten sie es nicht glauben, da die mehresten europäischen Monarchen selbst des Sultans Vasallen, dem Dey von Algier, und den andern Barbaresken, **wirklich Tribut zahlen**, oder, was auf eins hinausläuft, ihre Sicherheit erkaufen müssen? Können die Türken wohl einen Begriff von der christlichen Liebe haben, womit die größern Seemächte in Europa die schwächern, vielleicht mehr als gleichgültig, der ihren Seehandel hindernden Gefahr Preis geben? — Amerika allein hat seine Würde gegen die Barbaresken in jeder Beziehung behauptet.

Anm. d. Red.

finden, ſo ſind ſie über die Wahl des ſicherſten Mittels, ſich ihn vom Halſe zu ſchaffen, nicht eben gewiſſenhaft. Jedenfalls ſind indeſſen dieſe Verbindungen ſehr ſelten, und der als Regel anzunehmende Haß der türkiſchen Frauen gegen die chriſtlichen, erſtreckt ſich gewöhnlich auch auf das andere Geſchlecht.

— Die Frau eines Türken darf in ſeiner Gegenwart ſich nur mit ſeiner ausdrücklichen Erlaubniß ſetzen und muß ihm die Hand küſſen, ausgenommen eine Tochter des Sultans; denn in dieſem Falle ändert ſich die Rolle und alle Demüthigungen ſind auf der Seite des Mannes. Der Gemahl einer Sultanin iſt der Sklave ſeiner Frau; vom Fuß des Bettes aus, und die Decke leiſe aufhebend, darf allein der hochbeglückte Gatte zu ſeiner erlauchten Gemahlin ſchlüpfen; dann muß er noch das tiefſte Schweigen, die demüthigſte Ehrfurcht beobachten, zum Zeichen ſeiner niedrigern Geburt. Alle in dieſer Ehe erzeugten männlichen Kinder werden gleich nach ihrer Geburt umgebracht; die Politik des Serails hält dieſe Vorſicht für nützlich zur Sicherheit des Thrones. Der Gemahl einer Sultanin erhält nie von ihr den Namen des Mannes oder Gatten; richtet ſie das Wort an ihn, ſo geſchieht es immer in einem gebieteriſchen Tone; er muß ihr Rechenſchaft von allen ſeinen Handlungen geben; ſeine Pflicht iſt, alles mit Geduld zu ertragen und ſelbſt nichts zu ſehen, wenn ſie ihn nicht nach ihrem Geſchmack findet und einen jungen und ſchönen Diener oder Sklaven, ſtatt ſeiner, mit ihrer Gunſt beglückt. Den Schweſtern und Töchtern des Sultans ſcheint der Beruf geworden zu ſeyn, ihr Geſchlecht zu rächen und ſie entledigen ſich dieſer Pflicht mit unermüdlichem Eifer.

Beraubungen zu jeder Zeit, Mord und Tod bei der kleinſten Veranlaſſung, abgeſchmackter Aberglaube, wüthender Fanatismus, dumme Hartnäckigkeit; Härte gegen die Schwäche, Erniedrigung vor der Gewalt und Macht; Unwiſſenheit, Rechthaberei, Eitelkeit, Grauſamkeit; ſchnelle Erhebungen, die kein Dienſt, kein perſönliches Verdienſt rechtfertigt; plötzliches Fallen der Erhobenen ohne andere Urſache als die Laune oder den Ueberdruß des Herrſchers; Schiffer, Getraidehändler, Roßhändler zu Miniſtern und Vezieren ernannt; alle Rohheiten der Barbarei, alle Laſter der Civiliſation; das ſind die Türken, das iſt die Türkei — ſo wie ſie uns in den Skizzen des Herrn Gregor Palaiologos erſcheint. Was ſagen Sie dazu, liebe Leſer?

Einimpfung der Kuhpocken im Serail des Großherrn.

In der Gazette de Santé lieſt man folgenden Auszug eines Briefes des Doctors Auban aus Conſtantinopel:

„Den 14. Mai 1827 ließ mich einer der Aerzte des Serails zu ſich einladen und ſagte mir, daß er eine Botſchaft vom Echim-bachi erhalten habe, welcher mich bäte, mich bereit zu halten, die Kinder des Sultans zu vaccíniren, deshalb auch immer Kuhpockengift bei mir zu haben und mich nicht von Pera zu entfernen. Auf meine geäußerten Zweifel, ob man mir auch, bei den bekannten Vorurtheilen, dieſe Operation überlaſſen werde, erwiederte er, daß, da Se. Hoheit meinen Namen, mein Alter und meine Nation deutlich bezeichnet habe, nichts die Vollſtreckung ſeines Willens hindern könne.“

„Am 16. gegen 9 Uhr erhielt ich den Befehl, mich mit einem Arzt, der mir zum Dollmetſcher dienen ſollte, in den Pallaſt zu verfügen. Wir begaben uns an einen vom Echim-bachi bezeichneten Ort, der bald darauf ſelbſt erſchien, und unmittelbar den Kislar-Aga (Haupt der ſchwarzen Eunuchen) benachrichtigen ließ, mit welchem wir ſofort ins Serail eingeführt wurden. In dem erſten Zimmer, in welches wir traten, war der junge Sultan, 7—8 Monate alt, welchem ich dann die Kuhpocken einimpfte, ſo wie zwei noch nicht zweijährigen Prinzeſſinnen, die mir, eine nach der andern, gebracht wurden.“

„Darauf führte man mich in zwei andere Gemächer, wo zwei junge Damen des Harems dieſelbe Operation eben ſo ohne Weigerung und ohne Umſtände aushielten, wie vorher die Kinder des Sultans. Am 25. kam ich wieder in den Pallaſt, (jedoch blos mit dem Kislar-Aga, indem der Echim-Bachi krank war) um den Ausbruch und die Entwickelung der Blattern zu beobachten. Alle geimpften Perſonen befanden ſich wohl, und alles ging nach Wunſch.“

„Am 28. machte ich einen letzten Beſuch, um dieſe Stätte nicht wieder zu betreten, als wenn vielleicht ein neuer Prinz geboren wird. Als ich mich beurlaubte, händigte mir der Kislar-Aga ein koſtbares Geſchenk mit den Worten ein: „Aus der Hand Sr. Hoheit empfing „ich dieß, um es in die Ihrige zu legen; der Großherr ſandte es Ihnen „zum Beweiſe ſeiner Zufriedenheit und Erkenntlichkeit.““

Ueber das engliſche Colonial-Syſtem.

Die erſten Colonieen der neuern Nationen ſind meiſtentheils durch Privatperſonen geſtiftet worden, die einzig den Zweck hatten, ſich zu bereichern, oder Verfolgungen zu entgehen. In dem Prinzip waren ſie den griechiſchen ähnlicher als denjenigen Roms; allein unglücklicher Weiſe büßten ſie binnen Kurzem ihre Freiheit ein, und der Mutterſtaat unterwarf ſie Verordnungen, die, wie man wenigſtens dafür hielt, ihr Intereſſe auf Koſten der Coloniſten begünſtigen ſollten.

Diejenigen Spanier, welche zuerſt Amerika nach deſſen Entdeckung beſuchten, waren nicht geſonnen, ſich daſelbſt anzuſiedeln; die Meinung, als wäge das edle Metall alle andere Reichthümer auf, herrſchte damals allgemein, und die kühnen Nachfolger von Columbus ſuchten, ſtatt ſich in ein Unternehmen einzulaſſen, dem ſie ihren Kunſtfleiß nicht gewachſen fühlten, den unbewehrten Völkern nur das Gold und Silber, welches dieſe aufgehäuft hatten, zu entreißen. Nur der Golddurſt beherrſchte einen Cortez und Pizarro, nicht der Wunſch, Mexico und Peru zu erobern; und als die Vorräthe der Eingebornen nach und nach geſchwunden waren, legten ſich die Abentheurer, von denen die Länder wimmelten, mit allem Eifer auf die weniglohnende Bearbeitung der Minen. Unglückliche Unternehmungen bewogen ſie zuletzt, außer dem Metallſuchen, auch auf Beſtellung von Aeckern bedacht zu ſeyn; allein ein feindlicher Deſpotismus vereitelte immer dieſes Beginnen, indem ein Hauptverbrechen daraus gemacht wurde, mit einem Fremden Verbindungen zu unterhalten; es war verboten, Flachs, Hanf und Wein anzubauen, und die Coloniſten ſeufzten, mit einem Worte, unter den kleinlichſten veratoriſchen Verordnungen; es iſt deshalb kein Wunder, daß in den ſchönen Landſtrichen ſo wenig Fortſchritte geſchahen, und daß mitten unter dem Reichthum ein ſo hoher Grad von Elend dort herrſchte.

Wenn in den Antillen die ſpaniſchen Coloniſten nicht gerade eben ſo elend daran waren, ſo iſt es doch gewiß, daß bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts das Mutterland nicht mehr Vortheile daher bezogen hat, als Frankreich und England heut zu Tage von ihren kleinen Zuckerinſeln. Cuba, welches genug Zucker für ganz Europa würde hervorbringen können, erzeugte um das Jahr 1750 nicht einmal genug für den Bedarf

in Spanien; allein, indem die Halbinsel sich außer Stande befand, ihren transatlantischen Besitzungen sämmtliche Artikel zu überliefern, welche sie für sich und ihren Handel bedurften, so ließen solche, in größerer Zahl, mählich ein bedeutender Schleichhandel zwischen Südamerika und einigen der Staaten des Festlandes. Der Mutterstaat sah sich nun und nach gezwungen, von seinen strengen Handelsklauseln etwas nachzulassen. Die Colonisten lernten dabei auch den natürlichen Vortheil kennen, und den Druck bester abzuwägen, welcher auf ihnen lastete.

Die Entstehung eines neuen Monopols schwur im Jahre 1780 eine Insurrection hervor, welche nur mit Strömen von Blut gestillt wurden ist.

Die Engländer, welche die prächtigen Besitzungen der Spanier aus mit Neugierde erblickten, hatten sich gegen Norden zu gewendet, im Jahre 1606 waren dieselben bereits in Virginien, die erste bleibende Ansiedelung der Engländer in Amerika. Die ersten Gründer derselben hatten nur die verschiedene Glieder dabei im Auge; allein die Colonisten, welche sieben in Neuengland gegründeten Staaten, hatten ihn dadurch vorzugsweise von allen politischen und religiösen Zwange befreien wollen. Die Colonisten hatten sehr liberale Institutionen erwirkt. Das Mutterland hatte zu ihm von innerlichen Zwistigkeiten zerrissen, als es sich hatte um die Freiden klammen können; allein nach der Restauration wurden diese Freiheiten wieder eingeengt in Bezug auf innere Regierung und entwarfen, welche man ebenfalls in seinen Besitzungen auf den Antillen eingeführt hat. Demungeachtet haben die Colonisten von Neuengland sich beständig bemüht, ihre Freiheit nicht zur Freiheit auszudehnen, und beiden Versammlungen, welche sich erwählten Abgeordneten bestanden.

Indem die unbändische Freiheit der Bürger wohlig verdrängt war, so gewannen unsere Colonisten in Nordamerika, einige Einschränkungen im Handelsverkehr abgerechnet, eine Unabhängigkeit, welche derjenigen fast gleich kam, die sie sich ihre Gründung zu einem freien Staat besaßen; auch ist die Zunahme ihrer Bevölkerung und ihres Reichthums ein in der Geschichte beispielloser Umstand gewesen. „Was mich bewirkt," sagt Lord Chatam in einer Rede im Parlamente, „ist, daß ich kann in der bisherigen Zunahme ihres Handels, und die gesetzmäßigen Vortheile, denen sie sich erfreuen, und ihrer Bevölkerung zu gedenken, so gewiß sie vielmehr als alle Nationen, die unter dem langen Joder von ähnlichen Ereignissen haben gelangt sind, denn als Phänomenen zu betrachten, die von Jahrhunderten bewirkt worden, und welche selten Gegenden, 2000 Meilen von gesitteten Völkern entfernt, verbunden worden sind."

Mitten ist indessen leichter, als sich Niederschaft von den Ursachen dieses Gedeihens zu geben; die Colonisten und England hatten die Künste der Civilisation mit Vortheil getrieben.

Sie brachten weiter eine Masse Thätigkeit, von Kindheit auf angestrengter Ausdauer mit sich; sie waren in einer der besten Regierungsformen von ganz Europa aufgewachsen, und nichts fand ihnen im Wege, die unvollkommenheiten derselben noch zu ändern. Allein die Leichtigkeit, sich wegen der geringen Zahl der Eingeborenen, Fruchtbarer, unbebauten Land zu verschaffen, war ohne Widerrede die Ursache, welche am thätigsten die raschen Fortschritte unserer Niederlassungen in Nordamerika begünstigt hat.

Die Ansiedler konnen, wenn eine Colonie erst kräftig angelegt worden ist, und noch lange nachher, mit leichtigster Grundstücke von der besten Gattung ansuchen, und da freie Renten darauf haften, sehr geringe Wegen zu leisten sind, so ist ihre Industrie sehr gewinnabwerfend, und sie vermögen Capitalien anzuhäufen; dabei suchen die Arbeiter von allen Seiten an sich zu ziehen, und bezahlen deren Werth willig mit hohem Preise; dieser schwere Lohn setzt aber, indem dem so häufigen und wohlfeilen Grundeigenthum, die Arbeiten Tagelöhner in den Stand, sich selbst bequem einen Besitz zu verschaffen, der dereinst wieder Arbeiter zu besolden, so daß sich durch der Vortheile der Selbstständigkeit vielfältig wird, und Niemand in einem so freien Grade wachsen können, wo es in einem dicht, hinreichend bevölkerten Lande unmöglich ist.

Es ist hieraus begreiflich worden, unsere amerikanischen Colonisten lasteten den Mutterstaat, das bald ausschließende Mercantil-System hat vortheilhaftes sie, und man habe deshalben darin darum angelegt, um eine bewundert, Schritte zu wirklicher Beschränkung zu gelangen, die sie dahin beschränken möchte, ihre Erzeugnisse gegen andere Industrieprodukte auszutauschen. Allein nichts kann unrichtiger sein, indem die den Mutterstaat gewinnen verschiedenen Vortheile gewährt. Die Artikel, die sie den ausländischen Nationen in directen Verkehr zu setzen, die sie besitzen sich auch, diese Verkehr alsdald in Anschlung zu bringen, und schon 1620 besaßen sie ein Lebensbedürfniß zu Amsterdam und zu Hamburg, und eben die Zurückzahlung dieses Vorrechts von Seiten der Regierung veranlaßte im Jahre 1676 einen Aufstand, der sie die Zukunft sehr bedrohte mehrte. Allein sie sich dort bei der engs Polizei der Monopolien, sondern vielmehr durch hingestellte Kriege, und den Verschleppungsgeist der Staaten sie bildete sich ein Handelsgeist und Handelsgewohnheiten heraus. Der Regierung war zu viel daran gelegen, der unternehmenden Colonisten Nahrungsfreier zu geben, als daß sie ihnen Beschränkungen hätte auferlegen sollen, die sie bald ganz gewiß ihrem Interesse zuwider konnten; erst nachdem die Colonisten angefangen hatten, reich zu werden, und ihren Handel ausgebreitet, verfiel man darauf, ihnen Verbindungen lungen auferlegen zu wollen, welche dem Mutterlande zum Vortheile gereichen sollten.

Die Acte von 1650, unter der republikanischen Regierung, welcher gewiß die Colonisten selbst nicht als verwerflich ansahen, da in den Colonien aber in England erhaben wurde, erlaubt frei sollen, war der erste Schritt zur Einführung des Monopols. Allein die beträchtliche Zunahme der Bevölkerung, des Reichthums und des Handels sollten gewiß Artikel, welche sie namentlich aufhörte, und die neue Acte Navigation Acte, welche sie nicht mehr ausführen, und welche sie nicht mehr ausführen, und welche sie nicht mehr ausführen, und

machen, und Großbritannien zum Entrepot nicht nur der Waaren der Colonieen sondern auch der ausländischen Artikel zu machen, welche zur Bevorrathung der letzt[illegible] bestimmt seyen.“

Ein Fundamentalsatz des in England, wie auch in andern europäischen Ländern angenommenen Colonialsystems bestand ferner darin, daß man in den Colonieen alle Anstrengungen zu entmuthigen gesucht hat, welche die Erzeugung derjenigen Artikel zum Zwecke hatten, die das Mutterland selbst zu liefern im Stande war, und man hielt es für so wesentlich, daß Lord Chatham nicht umhin konnte, in dem Parlament die Bemerkung zu machen, den Colonisten stehe es nicht einmal zu, einen Nagel zu verfertigen, um damit ein Eisen an dem Hufe eines Pferdes festzuschlagen. Wenn einer der heißesten Colonistenfreunde eine solche Sprache führte, so ist es nicht zu verwundern, daß Lord Sheffield, welcher übrigens nur die Meinung der meisten damaligen Handelsleute damit aussprach, behauptet hat, unsere Pflanzungen in Amerika seyen uns nur darum von Nutzen, weil wir ihre Producte wegführten, und ein Monopol aus ihrem Verbrauche machten.

Die in den ersten Jahren der letztern Regierung gemachten Versuche, Taxen in diesen Colonieen zu erheben, haben zuerst Anlaß zu jenem Aufstande gegeben, welcher, zum Glück für sie und nicht weniger günstig für uns, die gegenwärtige Unabhängigkeit zur Folge gehabt hat. Die Auflagen, welche man hat einführen wollen, haben aber in der That nur den Augenblick zu beschleunigen gedient in welchem eine Crisis, die nicht lange mehr ausbleiben konnte, sich einstellte: die Pflanzer wurden mit jedem Tage unwilliger über die Lasten, welche ihren Handel drückten, und es war unvernünftig, zu glauben, daß ein zur Reife gelangtes, großes Volk willig länger die Kinderschuhe werde tragen wollen.

Die Emancipation war ein unvermeidlicher Schritt in dem Vorrücken der amerikanischen Colonieen, und statt ihres Gedeihens halber zu seufzen, sollten wir vielmehr auf dasselbe stolz seyn. England darf sich magna virûm mater nennen; aus ihm sind diejenigen hervorgegangen, denen es gelungen ist, ein mächtiges Reich in Einöden zu stiften; durch unsere Beispiele und unsere Vorschriften ist Amerika gebildet worden; wir haben es gelehrt, der Vortheile der Freiheit mit Mäßigung zu genießen, und gewiß gereicht es Großbritannien mehr zur Ehre, ein zahlreiches, aus freien Männern bestehendes Volk zum Freund und Bundesgenossen zu haben, als einige Millionen mißvergnügter, ungelehriger Unterthanen unter dem blutigen Scepter zu halten.

Wir haben nur eine leichte Skizze, die natürlich unvollkommen seyn mußte, von der Entstehung und den Fortschritten des Colonialsystems gegeben, und gehen nun zu den Vortheilen über, welche, der gemeinen Meinung nach, aus diesem System für das Mutterland fließen.

Zuerst ist hier zu bemerken, daß es unrecht seyn würde, wenn man sich herausnehmen wollte, dem durch das Mutterland ausgeübten Monopol eine Lobrede, von den daher bezogenen Vortheilen hergenommen, zu halten, ohne zu gleicher Zeit den Beweis zu führen, daß den Colonisten dadurch kein wirklicher Schaden erwächst. Eine Colonie ist kein fremdes Land, vielmehr ein ergänzender Theil des Reiches, und es widerspricht aller Billigkeit und der gesunden Politik, wenn eine Provinz auf Kosten der andern bereichert werden soll. Der Schutz, welchen eine jede Regierung ihren Untergebenen angedeihen zu lassen hat, kann nicht nach den Graden der Länge und Breite, unter denen sich die letztern aufhalten, abgemessen werden. Wäre Jamaika das Mutterland, die brittischen Inseln dagegen die Colonie gewesen, so wurde man es wahrscheinlich sehr ungerecht gefunden haben, daß jenem die [illegible] hätten allein zustehen, und unser Handel unbequemen Beschränkungen oder Unterdrückungen unterliegen sollen, die den einzigen Zweck hätten, seinen Manufacturen und einigen seiner Schiffe Thätigkeit zu verschaffen. Von diesem Gesichtspuncte aus müssen wir das Colonialsystem betrachten, und wir dürfen nicht vergessen, daß, je nachdem das Monopol für uns wirkt, indem wir dadurch unsere Waaren theurer abzusetzen, hingegen diejenigen der Colonisten wohlfeil einzukaufen vermögen, desto mehr Nachtheile für diese letztern in ihm liegen.

Werfen wir hingegen die weitere Frage auf, ob der ausschließliche Handel nach den Colonieen den Mutterstaaten wirklich zum Vortheile gereiche, so bietet sich ein neuer Beweis des Zusammenhanges dar, in welchem die Grundsätze der Billigkeit mit der öffentlichen Wohlfahrt stehen. Jene Gleichheit der Rechte und Privilegien, auf die jeder Bürger in einem freien Staate einen gegründeten Anspruch hat, kann niemals zum Nachtheil der Nation gekränkt werden, und statt daß das Monopol des Colonialhandels die Mutterstaaten bereicherte, führt es im Gegentheil eher zu ihrer Verarmung. Allerdings können die Colonieen durch das Recht, welches jene sich anmaaßen, gewisse Waaren ausschließlich an sie zu verkaufen, genöthiget werden, sie theurer zu erstehen, als sie anderwärts zu haben seyn würden, allein was ist dieser aufgedrungene Verkauf? Ein jedes Volk hat seine eigene Geschicklichkeit, sey sie nun natürlich oder angewöhnt, zu gewissen Industriezweigen, und das beste Mittel, welches einer Nation zur Hand ist, sich zu bereichern, besteht unbestreitbar darin, daß sie sich auf die Zweige beschränke, in welchen sie es in der Wirklichkeit andern zuvorthut, um dasjenige, was überschießt, gegen solche Artikel umzutauschen, welche das Ausland einfacher und wohlfeiler hervorbringt. Das Colonialsystem steht unglücklicher Weise mit diesem Princip in klarem Widerstreit. Indem das Monopol durch Beseitigung der Concurrenz eine künstliche Nachfrage nach unsern Artikeln veranlaßt, so fällt es in die Augen, daß es auch eine künstliche Vertheilung der Arbeiten und der Capitalien im Lande hervorbringen muß; sie werden dadurch von denjenigen Verwendungen abgelenkt, zu welchen sie der Natur nach würden gelangt seyn, und werden zu andern hin gezwungen, die nothwendig wieder aufgegeben werden, sobald der Zwang einmal beseitigt seyn wird. Können die Mutterländer den Colonieen die Waaren, deren sie bedürfen, zu denselben Preisen liefern, wie sie anderwärts angeschafft werden können, leidet es keinen Zweifel, daß die Identität der Sprache und die Verwandtschaft der verschiedenen gegenseitigen Beziehungen, die ersteren dem ausschließlichen Besitze des Colonialmarktes erhalten würden, ohne daß es dazu auch nur einer Verordnung bedürfte. Kurz das Monopol ist überall unnütz oder gar schädlich; unnütz, wenn es dem Handel nicht möglich ist, seine Artikel zu geringern, oder wenigstens gleichen Preisen mit den Ausländern zu liefern; gefährlich wenn dieses nicht der Fall ist, und das Monopol die Landescapitalien nach Zweigen hinlenkt, in denen aus diesem oder jenem Grunde die Einwohner nicht geschickt sind.

Die Folgen des Unabhängigkeitskrieges haben diese Bemerkungen gerechtfertiget. Nie war eine Colonie für so unbedeutend angesehen worden, als diejenigen, welche gegenwärtig die freien Vereinigten Staaten darstellen. Mit Ausnahme von Tucker, Adam Smith, und einer kleinen Zahl Anderer, hielten die sämmtlichen europäischen Politiker für gewiß, daß die Emancipation dieser Colonieen den Untergang Großbritanniens unfehlbar nach sich ziehen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄTS

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 247 Hamburg, Mittwoch, den 19. December. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Halem. Redigirt von J. Wichert und Aug. Ludwig.

Ueber die Schuld oder Unschuld des Herzogs von Rovigo an dem Tode des Herzogs von Enghien.

Aus dem, in Paris in Druck erschienenen Memoiren des General Savary, Herzog von Rovigo.

„Im Jahre 1823 schwankte die öffentliche Meinung noch hinsichtlich dieser schauderlichen Katastrophe, und vermenge die Gutgesinnten zur Ergründung des Verbrechens, die Richter, die sein Urtheil sprachen, und den Geschichtschreiber einer Verbrechens Geburt, denn die Geschichte der willkührlichen Despotie eines sonderbaren Systems aufgeklärt. Zugwischen hatten die Memoiren von St. Helena, und die Geschichte der Herren D'Allemagne und Warden, schon den Schleier einer gelehrt, der bereits zu lange die wirklichen Urheber verborgen hatte, und meiner Ehre machte es mir zur Pflicht, ihn aufreißt zu zerreißen. Indessen ist dieses Journal feiger, daß ich wohl ein, daß ich mir einem politischen Ehrmänner in Streit kommen wollte, Diese Schwierigkeiten haben sich zu Jahren mehr als eine alte Republik Angelegenheit, doch sind auch meine Vertreter mit Wahrheit besiegt, daß ich siegreich den Kampf bestehen werde. Herr v. T. aber, bei Gr. Maj. Ludwig XVIII. in hohen Gnaden stehend, intriguirte im Finstern, daß sich mir gleichen Waffen zu verschaffen, und suchte sich in die Gruft des Monarchen. Um zu seinem Zweck zu kommen, hielt er es für hinreichend den Schaden einer alten blinden Maitresse (General Hullin) zur Rache zu entnehmen, wie ein Agent von ihm sie diesen bereitete. So wurd denn der General Hullin, bis dahin mir anbekannt gegangen, und der mir seine Freundschaft nicht eingenommen hatte, als ich sie ihm vor ihrer Herausgabe mittheilte, plötzlich mein Kläger. Mein Freund, den Herrn v. T. als den Urheber des Anklags weder das Leben des Prinzen zu begehren, bezahlte in der Conciergerie, meine Erzählung gleich und der Gerichte abgeleitet; nun ist aber der General Hullin mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit gegen mich aufgetreten, weiter nur einmal der Name des Herrn v. T. vorkommt. Ein äußerst Zeitalter, der Herzog v. R., gehörigt von dem Verlangen, sie warnen den Theil des Landes, der auf die Listen stellen müssen, abzuwenden, kam dadurch auch dem Herrn v. T. zu Hülfe. Sein Schreiben, in welchem er die Gerechtige und die Mäßigung den Herrn v. T. lobt, ohne daß ihr über sie, oder mich vorgekommen Verschuldigungen entgegnete, ist ein Document mehr in der Sache, die nun unterstadt werden soll. Es, Angeklagte heute Kläger, wo das oberste Gericht des Königs gestellt, wäre es nicht mehr als gerecht gewesen, mich zu hören. Ich verlange es. Meine Vertheidigung lag fertig; es ist bereits, mir nachher ich nun auf Licht trete, einige Veränderungen zugenommen, die durch spätere und ausführlichere Nachrichte nöthig wurden. Sie würde liegend gewesen sepn: aber ein Befehl Sr. Maj. Ludwigs XVIII., den hierzugen erweckt hatten, hie im Begriff standen, übermeinen zu werden, legte mir Schlüsselungen auf, und unterlegte mir, mich einer Person zu nähern. Zurückgesehen vom Triebrad des Monarchen, dächte ich an die öffentliche Meinung appellieren können — denn der Ehre nach Mannes zu sprechen, wollte ein Autor seinen Namen verantwortlich ist, war eine Zweifel mehr, als mein mich die Gewalt eines gerechten Fürsten zwingen konnte; — doch verzichte mich meine treue Achtung vor den Wünschen Sr. Maj., und die Hoffnung, daß eine Zeit kommen werde, wo ich meine Stimme klarer laut werden lassen, im Schweigen zu verharren. Der Tag der Gerechtigkeit ist endlich gekommen, und ich werde nun den Inhalt meiner Vertheidigung nehmen bleiben, der mir obliegt. Ich habe keine Gewährsmänner, keine Verwandten, keine Anwalt zu suchen; mein Hauptbestreben ist Zurückgezogenheit, und verlange nichts weiter als eine strenge Untersuchung meines Benehmens; und sicher ist sie dann, daß es so verwerflich gewesen, als man es mir bisher vorgeworfen, so werde ich doch erst verzeihlich, nachdem man mich gehört hat, und es steht mir dann nicht zu, mich zu beklagen. Wenn aber Andere den Herzog von Enghien in einem fremden Lande aufforderten, und sie vor ein Kriegsgericht stellen wollen ihren den Proceß machen, und zur schweigen Hinrichtung verurtheilten; wenn ich, gänzlich unbekannt mit dem Verbrechertum, mich nicht einmal durch einen offenbaren Auftrag unbefugten Eingriff warum soll ich denn die Schmach des Vorgangs tragen? Es ist Zeit, daß der ganze Wahrheit ans Licht komme, und daß ist der Zweck gegenwärtiger Schrift."

Es möchte zu weit führen, wenn wir dem General in den Detail folgen, in der er sagt, daß sie Beschuldigungen leichten, welche ihm Andere zur Last legen, und wir wollen nur noch anführen, um zu zeigen, wie plötzlich wohl das Unrecht dem gelegt gewesen sey. Wir wollen beifügen, daß in der Vertheidigung selbst weder Verbitterung noch Leidenschaft zu finden sind. Dieselbe entspringt her, enthalten ist.

„Ich werde zunächst über die Frage auf, wie es zugegangen, daß der, zum Präsidenten des Kriegsgerichts ernannte General Hullin, Commandant von Paris, allein unmittelbar über die Verhandlung gestellen, bei welcher er zu dem Beisitz berufen hatte, während doch alle die andern Mitglieder des Gerichts eine, auf bestehe begründete Mittheilung erhalten hatten? General Hullin hätte ebenfalls ein darauf Bezug habendes Schreiben bekommen müssen; da es aber nicht so war, ihm besondere Instructionen zu geben, so ward er eben ein solches zum Gouverneur berufen. Der General Murat kannte die Wirksamkeit des Kaiserreichs, über das Schicksal einer Person, wie der Herzog von Enghien, entscheiden sollte, zu gut, als daß er sich einen General Hullin zum ungefähr hätte verlassen oder zugehen lassen, daß derselbe zu einer Bestimmung abgetragen wäre, ohne mit ihrem Zweck bekannt zu sepn. Ein Umstand, der erst nach der Erscheinung meiner Broschüre ans Licht kam, wahrscheinlich mehr, als irgend ein auf Wahrscheinlichkeiten begründeter Beweis

ment diesem Theil der Aussage des Generals Hullin. Der Wagen des Herzogs von Enghien traf um Mittag bei der Barrière de Bondi ein, und mußte dort bis 4 Uhr halten, wo dann der Befehl einging, er solle längs den Außen-Boulevards nach Vincennes fahren. Die Barrièren von Paris wurden damals sehr scharf bewacht. Dieser Befehl konnte nur von dem Platzcommandanten ausgegangen, diesem folglich eben so wenig die Verhaftung, die Ankunft und der nahe Proceß des Herzogs von Enghien unbekannt geblieben seyn, als der durch ihn besorgte Befehl des Gouverneurs von Paris, daß die in der Hauptstadt liegenden Regimenter, mit Einschluß der Gensd'armerie d'Elite, deren Obrister ich war, nach Vincennes ausrücken sollten. Von allen den Obristen dieser Regimenter war ich der einzige, der nicht mit in das Kriegsgericht berufen ward, und man gab mir den Oberbefehl über die Truppen, weil mir dieser nach meinem Range als Brigade-General in der Armee zukam. Das war die einzige Ursache, warum ich nach Vincennes kam. So hatte ich folglich keinen Antheil an den Einleitungen zu dem Processe, noch an dem Urtheilsspruche. General Hullin konnte allein als anerkannter Chef gelten, und war auch der meinige in seiner Eigenschaft als Präsident; denn wo eine deliberirende Autorität auch eine Sitzung halten mag, da ist das Truppen-Corps, das herbeigezogen ist, um dessen Berathungen zu beschützen, rein passiv. Wo ist das Land, wo dem anders wäre? Unsere relative Stellung war der Art, daß der General Hullin Alles, ich nichts war. Selbst der Gouverneur von Vincennes stand unter seinen Befehlen. An ihm war es folglich, zu befehlen, an uns, zu gehorchen, unter Strafe als Rebellen behandelt zu werden; alle Verantwortlichkeit lastete auf ihm. Ich will mich über sein Verfahren in keine weiteren Erörterungen, als was ich meinethalben thun muß, einlassen."

„Der als Instructionsrichter fungirende Officier, begann das Verhör des Herzogs von Enghien um 12 Uhr Nachts am 20. März. Dieses ist durch den Procès verbal selbst bewiesen. Das Protocoll und der Inhalt dieser Acte zeugen keineswegs von der Unerfahrenheit, deren der General Hullin ihn beschuldigt. Was den General selbst betrifft, so hat er, obwohl ein ausgezeichneter Officier, doch nicht sein ganzes Leben in einem Lager zugebracht; und eine Commandantur wie die von Paris ward wohl nicht leicht einem Manne anvertraut, dem die Gesetze eines Kriegsgerichts so fremd hätten seyn sollen, als er es von sich glauben zu machen nun so sehr beflissen ist. Eben so wenig waren seine Collegen fremd in der Sache. Nach beendigtem Verhöre ward der Prinz nach der Halle gebracht, wo das Gericht seine Sitzung hielt. Nun war es ungefähr 2 Uhr Morgens. Sich dieses zu merken, ist nothwendig. Meine Zeit verstrich unterdessen mit Aufstellen der Truppen, die nach einander aus den verschiedenen Barracken eintrafen, und dies hielt mich bis sehr spät auf; darnach begab ich mich nach der Halle, wo das Kriegsgericht gehalten ward, und wo sich eine große Menge Officiere jeden Ranges als Zuschauer eingefunden hatten. Ich traf gerade in dem Augenblicke ein, wo sich der Prinz mit Wärme wider die Beschuldigung vertheidigte, daß er das Oberhaupt einer Verschwörung gegen den ersten Consul sey. Während der kurzen Zeit, welche die Sitzung noch nach meiner Ankunft dauerte, war weder von dem Wunsche des Prinzen, eine Unterredung mit dem ersten Consul zu haben, noch von einem Antrage, darein zu willigen, die Rede; folglich konnte ich unmöglich den Versuch gemacht haben, die Willfährigkeit des Gerichts für ein solches Anliegen abzuwenden. Thatsache ist es jedoch, daß der Instructionsrichter beim Verhöre dem Prinzen den Rath ertheilt hatte, er solle darum anhalten, vor den ersten Consul gelassen zu werden; ich war aber weder bei der Verlesung des Verhörs, worin dieses Umstandes gedacht gewesen seyn mag, noch da gegenwärtig, wo der Präsident den Prinzen in der früheren Abtheilung der Procedur aufs neue abhörte. Möge der General mir doch nachweisen, wo der von einem Mitgliede des Gerichts gemachte Antrag, und meine Bemerkung, daß er unstatthaft sey, verzeichnet ist. Und wie kömmt es denn, daß in dem Protocoll der Sitzung weder Debatte, die dann statt gefunden haben müßte, noch irgend einer, dem Verlangen des Prinzen günstigen Entschlusses des Gerichts gedacht wird? Aber angenommen für einen Augenblick, ich hätte mir eine sonderbare Bemerkung erlaubt, war ich denn eine Autorität, die über Hullin stand? Zeigte ich irgend ein Beglaubigungsschreiben oder Instructionen von dem ersten Consul vor, die auf den Charakter oder das Verfahren des Gerichts irgend einen Einfluß hätte haben können?"

„Es ist wahrlich nicht das wenigst betrübende, obwohl das leidige meiner Aufgabe, die Beschuldigungen abzuweisen, die der General Hullin auf Anstiften des Herrn v. T., wider mich vorgebracht hat. Sein hohes Alter, sein trauriger Zustand, mein Widerwille, Dinge aufzudecken, die gefährlich werden konnten, waren die Ursache, warum ich ihn in meiner ersten Schrift so sehr schonte. Ich wußte damals nicht, daß er, im Jahre 1815, die Proscription benutzend, die mich aus meinem Vaterlande entfernt hielt, und um die Erlaubniß zu erhalten, selbst in Frankreich bleiben zu dürfen, ein Memorandum bei der Regierung eingereicht hatte, in welcher er auf mich die beklagenswerthen Folgen der Sache zu schieben suchte, die gegen den unglücklichen Prinzen gefällt worden war. Der heuchlerische alte Mann verhehlte mir sorgfältig diese Thatsache, als ich, im Jahre 1823, ihn mit dem Inhalte meiner beabsichtigten Schrift bekannt machte. Seine Hartnäckigkeit, bis auf diesen Tag irrige Unwahrheiten zu behaupten, rechtfertiget strenge Repressalien. Bloß ein Zeugniß in seiner eigenen Sache verurtheilt, vermag ich nicht länger die Wuth einer scheußlichen Verläumdung zu ertragen."

„Laut seiner Angabe erhielt er am 20. März 1804, Abends 7 Uhr den mündlichen Befehl vom Gouverneur von Paris, sich unverzüglich nach Vincennes zu begeben, um in einem Kriegsgerichte zu präsidiren, dessen Zweck ihm nicht angezeigt wurde. Erst zu Vincennes sey er davon bekannt geworden, und habe dort eine Verfügung der Regierung, mit einem schriftlichen Befehl des Generals en chef Murat, Gouverneurs von Paris, vorgefunden, welcher die Ernennung der Beisitzer des Gerichts und die Vorschrift enthalten hätte, die Sitzung nicht eher zu erheben, als bis über die fragliche Sache eine Entscheidung erfolgt wäre, daß sowohl er, der General Hullin, als der Verhör-Richter und der Protocollist ganz unvorbereitet gewesen, und sie folglich wegen einiger Irrthümer in der Procedur wohl zu entschuldigen seyen; daß das Gericht wohl in das Verlangen des Herzogs von Enghien, eine Unterredung mit dem ersten Consul zu haben, eingewilligt haben würde, wenn nur ein Mann (das gilt mir) den Einwurf gemacht hätte, ein solches Begehren sey unzulässig; und daß er, der General Hullin, es darnach geschlagen, um so mehr, weil er nichts in den Vorschriften gefunden, was seine Einwilligung hätte rechtfertigen können; daß die Documente, die den Hauptgrund der Anklage ausgemacht, in aufgefangenen Briefen und andern Papieren, berechnet, einen Eindruck auf die Richter zu machen, bestanden hätten; daß er, vermöge der ihm durch seinen Eid auferlegten Verpflichtungen, sich weder für incompetent als Richter in der Sache erklären, noch dem Angeklagten einen Defensor habe zugestehen können, indem der Prinz eben so wenig das Gericht für incompetent erklärt, als einen Vertheidiger verlangt habe; daß mehrere Exemplare des Urtheils gemacht worden, worunter auch der, welcher die sofortige Vollziehung aussprach; da aber letzterer, als er schon unterzeichnet gewesen, als irregulair befunden worden, habe man ihm einen andern substituirt; jener hätte nun sollen vernichtet werden, dieses zu thun habe er (der General Hullin) jedoch vergessen; der Befehl zur Hinrich-

ne nur von dem General en chef Murat, als Gouverneur von ris, gegeben worden seyn; er wisse nicht, ob derjenige, der so grausam Ausführung des Urtheilspruchs beeilt hätte, dieses auf Vorschrift han habe; unmittelbar nach gefälltem Urtheil habe er, als Präsident s Gerichts, ein Schreiben an den ersten Consul begonnen, um ihn mit n Wunsche des Prinzen, eine Unterredung mit ihm zu haben, bekannt machen, und ihn zugleich um eine Milderung der Strafe zu bitten, zu erlassen die Strenge des Gesetzes dem Gerichte nicht gestattet be; da sey ihm aber von einem Manne (das gilt abermals mir) die der, mit der Aeußerung: „das ist meine Sache," aus der Hand genommen worden, und so habe er geglaubt, dieser wolle selbst an den ten Consul schreiben. Nun in Ruhe die Zeit abwartend, um sich zu rfernen, habe er plötzlich eine schreckliche Explosion vernommen."

„So lautet im Wesentlichen der Roman, welchem der Name des nden Generals Hullin vorgesetzt ist."

„Es ward dem Prinzen kein Defensor gegeben, sondern man überließ n sich selbst, seiner Unerfahrenheit, seinem unvorsichtigen Muthe in nem Augenblicke, wo ein Todesurtheil über seinem Haupte schwebte. War der General Hullin denn so wenig bewandert in den Regeln der riegsgerichte, daß er es erst abwarten mußte, daß der Prinz einen efensor verlangte? Konnte er annehmen, der Prinz sey so bekannt it den Regeln, nach welchen er von sich selbst die Competenz des ribunals hätte in Abrede stellen können? Nie hatte ein Richter stärkere acta für sich, um einen Angeklagten frei zu sprechen. Es waren weder uthentische Documente, noch Beweise, noch Zeugen wider den Prinzen orhanden, und er läugnete aufs heftigste alle wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen. Seine gemuthmaßte Correspondenz mit England, ein Rang, die Frequenz seiner Communicationen mit seinem Großvater dem Prinzen von Condé) konnten vernünftigerweise den Beweisen einer Verschwörung nicht beigezählt werden. Wenn der Präsident des Kriegsgerichts so günstig für ihn gestimmt war, wie kam es denn, daß dessen Irrthum oder Verbrechen dadurch, daß er den Urtheilsspruch, welcher die unverzügliche Hinrichtung befahl, unterzeichnete, unvergütbar gemacht wurde? Der General Hullin scheint diesen Einwurf vorbedacht zu haben und will ihm durch die Behauptung begegnen: das dem Prinzen vorgelesene Urtheil sey nicht das ächte, von dem Gerichte unterzeichnete Original gewesen, und man habe mehrere Urtheile ausgeschrieben gehabt! Es ist eine positive Thatsache, daß der Entwurf des Urtheils, No. 5, die sofortige Hinrichtung vorschreibend, in dem Theil der Sitzung, die geheim war, ausgefertigt worden ist, und daß der General Hullin selbst dem Instructionsrichter die Sentenz überantwortet hat, damit sie unverzüglich in Ausführung gebracht werde. Wie wäre es wohl möglich, daß ein solches Document bloß das Concept eines Urtheilsspruchs gewesen wäre? Das ist denn doch gar zu einfältig."

„Nun dürfte es an der Zeit seyn, daß ich mich selbst specieller über mein eignes Benehmen als Befehlshaber der Truppen von Vincennes erkläre. Ich war damals bloß Adjutant des ersten Consuls, kaum 28 Jahre alt, und in Staatsgeheimnisse nicht eingeweiht. Mein Rath ward in keiner Regierungs-Angelegenheit gefordert noch gegeben, und noch weniger denkbar war es, daß man ihn in einer so wichtigen Sache, als es die Verhaftung des Herzogs von Enghien auf einem fremden Gebiete war, für nöthig hätte halten sollen. Mir konnte das beklagenswerthe Schicksal jenes Prinzen durchaus von keinem Nutzen seyn. Ich hatte auch keinen Grund, mich wegen der Rückkunft der Bourbons zu beunruhigen. Ich war weder an dem Adel noch an der Geistlichkeit zum Verräther geworden, durfte also deren Haß nicht fürchten. Ich hatte meinem Vaterlande als Militair gedient, und meine Ansprüche blieben sich gleich, wie auch die in demselben eingeführte Regierungsform beschaffen seyn möchte. Nachdem ich in Angelegenheiten, die mit dem Herzog von Enghien nichts zu schaffen hatten, zwei Monate lang von Paris abwesend gewesen, und, erst seit zwei Tagen wieder zurück, eben zu Malmaison im Dienste war, hieß mich der erste Consul dem General en chef Murat, Gouverneur von Paris, einen versiegelten Brief überbringen. Jedermann weiß nun, daß der Kaiser nicht gewohnt war, sich gegen die Ueberbringer von Depeschen über den Inhalt derselben auszulassen, und so blieb denn auch mir derjenige des in Rede stehenden Briefes völlig fremd; auch veranlaßte er mich nicht zu Muthmaaßungen, denn der Name des Herzogs von Enghien war seit meiner Ankunft zu Malmaison kaum laut geworden. Als Obrist der Gend'armerie d'Elite, die einen Theil der Garnison bildete, ward ich an demselben Abend mit meinem Regimente nach Vincennes beordert, und erhielt zugleich den Oberbefehl über alle die übrigen Truppen, welchen eine gleiche Bestimmung angewiesen worden war. Konnte ich mich widersetzen? An Ort und Stelle angekommen, erhielt ich den Auftrag einem Kriegsgerichte Schutz zu verleihen, das von den competenten Behörden dort niedergesetzt worden war. Konnte ich mich dieser Pflichterfüllung weigern? Großentheils für das Betragen, der meinem Befehle anvertraueten Truppen verantwortlich, konnte ich da wohl etwas anderes thun, als über sie wachen, so lange die Operation währte, für die sie requirirt worden waren? Kam es mir, dessen erste Pflicht Gehorsam war, zu, mich in den Gegenstand einzumischen, wegen welchem das Kriegsgericht berufen worden war, und die Gesetzlichkeit der Gründe in Zweifel zu ziehen, nach welchen es verfahren sollte? Vor allen an Militairs richte ich vertrauensvoll diese Frage."

„Die Pariser Barracken liegen weit von einander, daher denn die Regimenter, welche am weitesten von der Barrière du Trone entfernt waren, erst um 8 Uhr Morgens eintrafen, nachdem sie Abends vorher um 6 Uhr ihre Marschordre bekommen hatten. Dieser Umstand fesselte mich eine geraume Zeit außerhalb des Castells, und erst da, als alle Truppen beisammen waren, konnte ich meinen Wunsch, den Prinzen, und etwas von der Procedur des Gerichts zu sehen, in Erfüllung bringen, ohne daß ich etwas von den Anklagen wußte, die man wider denselben vorbringen werde. Die Kälte der Nacht, die ich in freier Luft zugebracht hatte, veranlaßte mich, mich dem Camin in der Halle zu nähern, vor welchem der Sessel des Präsidenten stand. Das war die Ursache, warum ich während der kurzen Zeit, welche die Verhandlungen noch dauerten, meinen Platz hinter dem Sitz des Präsidenten genommen hatte. Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, seit ich eingetreten war, als der Befehl gegeben wurde, daß sowohl der Prinz als die Zuschauer abtreten sollten, weil sich das Gericht zu einem Conseil bilden wolle. Nicht berechtigt, Theil an den Debatten zu nehmen, begab ich mich zu meinen Truppen, um dort den Verlauf abzuwarten. Ich habe schon die Angabe des Generals Hullin, als hätte ich ihn gehindert, den Wunsch des Prinzen, eine Zusammenkunft mit dem ersten Consul zu haben, diesem anzuzeigen, für unstatthaft erklärt; ich werde nun noch ein paar Bemerkungen hinzufügen, die jene Behauptung nicht minder negativ beantworten. Die Debatten des Kriegsgerichts gingen geheim, folglich nicht in meiner Gegenwart, vor sich. Hätte ich mich wirklich mit der Aeußerung, „das ist meine Sache" darein gemischt, so hätte das Urtheil ja in meiner Gegenwart verlesen werden, wonach die Sitzung abermals eine öffentliche hätte seyn müssen, oder das Gericht müßte, noch vor den Debatten, mich, als mit einer Specialgewalt versehen, anerkannt haben; dann aber hätte es die Verpflichtung gehabt, mich wegen der Abfassung des Urtheils zu befragen, und es meinem veto zu unterwerfen: ohne eins von diesen beiden war es unmöglich, daß ich es hätte

auf mich nehmen können, zu sagen: „das ist meine Sache.“ Nun sagt aber das wirklich ausgesprochene Urtheil nicht, daß das Gericht wieder öffentlich geworden, und das ist es denn auch der Wahrheit nach nicht. Es besagt im Gegentheil, die Debatten und die Entscheidung hätten insgeheim (a huis clos) statt gefunden, und die Sentenz solle sofort, nachdem sie dem Verurtheilten in Gegenwart der Truppen von dem Referendair vorgelesen worden, in Ausführung gebracht werden. Es war sonach unmöglich, daß mir der Inhalt des Urtheils durch dessen Verlesung im öffentlichen Gerichte hätte können bekannt werden, indem das Gericht nicht wieder öffentlich ward; und so konnte ich ja auch nicht eine Gelegenheit gehabt haben, dem General Hullin die Feder aus der Hand zu nehmen, unter dem Vorgeben, „es sey nun meine Sache.“ Das Gericht, oder vielmehr der General Hullin, legten mir das gefällte Urtheil nicht vor; wie konnte ich denn, ihm als Officier untergeordnet und ohne Auftrag in der Sache, wohl den Versuch machen, auf sein Verfahren einen Einfluß zu üben? Und hätte ich mir dergleichen herausgenommen, ist es wohl denkbar, daß er sich meiner eigenmächtigen Dictatur würde unterworfen haben? Und was hätte ich thun sollen, wenn das Gericht, die Anerkennung der Gesetzlichkeit meiner Einmischung verweigernd, den Prinzen freigesprochen hätte, statt ihn zu verurtheilen; ist es wohl anzunehmen, daß ich ihn hätte hinmetzeln lassen? War andererseits schon im voraus beschlossen worden, daß er verurtheilt werden sollte, so war doch wahrlich kein Grund vorhanden, jemandem geheime Instructionen zu ertheilen, der, um erforderlichen Falles die Execution zu erzwingen, nur von seinem oberen Officier befehligt werden durfte, der Gewalt genug dazu besaß. — So ist die mangelhafte Sphäre der Anführungen beschaffen, die wider mich ausgesprengt worden sind, um einer, zwar albernen aber schändlichen Verläumdung Glauben zu verschaffen.“

„Ich habe unverholen meine Gedanken über diese bejammernswürdige Katastrophe ausgesprochen und nichts von der Art Antheil daran verheimlicht, welcher mir zugefallen war. Alles, was ich an jenem unglückseligen Tage nicht gethan, was ich zu thun nicht wünschte, was zu thun nicht in meiner Macht stand — das haben Andere gethan. Andere haben die Ergreifung des Prinzen angerathen; Andere ihm den Proceß gemacht und ihn verurtheilt, Andere die Sentenz gefällt und das tödtliche Ereigniß beschleunigt. Ich war bei der Hinrichtung zugegen, weil dies unter den Umständen, in welche ich mich versetzt sah, meine traurige Pflicht erheischte.“

Ueber das englische Colonial-System.

(Beschluß.)

Als die Frage von der Independenz zum erstenmal in dem Unterhause berührt wurde, erhob sich ein Mitglied mißbilligend darüber, daß man einem kräftigen Riesen zumuthen wolle, sich in das Verhältniß eines schwachen Zwerges einzuengen. Allein bald mußte dieser stolze Ton sich legen, indem die Unabhängigkeit sich nicht verweigern ließ. Was war die Folge? ist denn Großbritannien wirklich von dem hohen Range herabgestiegen, welchen es vormals unter den Nationen behauptet hat? ist sein Handel, sein Reichthum und seine Industrie durch die Freigebung von Nordamerika vermindert worden? Gerade das Gegentheil: es hat seit dem Frieden von 1784 fortwährend alle Vortheile, welche es ehedem besessen, gezogen, und es ersparte kostspielige Rüstungen, um ungeheure, weit entlegene Besitzungen sich zu erhalten.

Der Werth unserer (in England) zahlreichen Ausfuhr an Waaren nach den Vereinigten Staaten ist gegenwärtig fast noch achtmal so beträchtlich als wir sie vor dem Kriege, und da wir noch den ausschließlichen Handel besaßen, dorthin bewirkten. Wir werden so lange außer aller Gefahr der Verdrängung verbleiben, als es möglich ist, unsere Artikel zu wohlfeilern Preisen, als die dortigen oder die ausländischen sind, zu liefern. Wir treiben keinen künstlichen Handel dorthin, sondern einen natürlichen, den wir aber weder durch Prämien noch durch Verbote zu heben nöthig haben. Indem er auf der dauerhaften Grundlage wirklicher und wechselseitiger Bedürfnisse beruht, so können wir zum voraus sagen, daß er von Jahr zu Jahr zunehmen, und beiden Nationen zum größten Vortheil gereichen wird.

Es ist hundertmal wiederholt worden, indem der Colonialhandel die Concurrenz abschneide, so leide er nicht leicht durch die Störungen, welchen im übrigen der Handel mit unabhängigen Nationen mehr oder weniger ausgesetzt ist. Allein wir haben schon früher bemerkt, daß der Ausschluß der Concurrenz vielmehr einen Mangel denn einen Vortheil bildet. Angenommen aber auch, er wäre von Nutzen, so würde man seiner doch nur in Colonieen von kleinem Umfange genießen können, die leicht zu bewahren sind. Es fällt in die Augen, daß, wenn die Vereinigten Staaten noch immer in Abhängigkeit von Großbritannien stünden, es heut zu Tage unmöglich seyn würde, wie man sich auch dazu anstellen möchte, uns den Vortheil des Ausschlusses auf ihrem Markte zu erhalten, wenn andere Nationen wohlfeilere Preise zu bieten im Stande wären. Die ganze englische Marine würde nicht hinreichen, die Smuggler von der ungeheuren Küste abzuwehren, welche sich vom St. Lorenz-Strom bis zum Missisippi erstreckt. Die wohlfeilen Waaren finden über alle Schlagbäume her Eingang. Die tyrannischen Verordnungen die guarda costas haben nicht verhindern können, daß die spanischen Colonieen mit englischen, deutschen und französischen Waaren überschwemmt worden sind. Unserm Handel nach den Vereinigten Staaten liegt dieselbe Basis unter, wie es vor dem Kriege der Fall war. So lange wir wohlfeile Waaren liefern können, werden unsere Patrone den Vorzug behalten, ohne daß es Parlamentsacten, Congresse und Handlungstractate bedürfte.

Bei der Erhebung des Colonialsystems hat man auch vorgegeben, es biete den Vortheil dar, daß von solchen Artikeln regelmäßige Vorräthe angeschafft würden, welche die Colonieen erzeugten, und falls nun eine Emancipation eintrete, so würden wir vielleicht genöthigt werden, diese gewohnten Bedürfnisse gegen Aufgebung des Monopols zu erkaufen. Diese Besorgniß ist grundlos; allerdings hat Frankreich während eines Theils des letztern Krieges keine hinlänglichen Vorräthe von Colonialwaaren besessen, allein nicht darum, weil seine Colonieen von den Engländern waren weggenommen worden, sondern durch das Continentalsystem, und weil es selbst die Producte der Colonieen von allen Märkten verdrängt hatte, in deren Ländern es sich ein Uebergewicht zu verschaffen gewußt hat. Preußen und die übrigen deutschen Staaten, welche gar keine Colonieen besitzen, werden dennoch regelmäßig mit Colonialwaaren von den brittischen und holländischen Inseln versorgt, und sie erlangen dieselben auf dieselbe Weise wie wir, nämlich gegen Umtauschung der gleich kostbaren Erzeugnisse ihres Landes und ihres Kunstfleißes. Das Zuckerrohr gedeihet nicht bloß auf den Antillen: man zieht es eben so auf den ostindischen Inseln, in Brasilien, in Mexiko und in Louisiana. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Caffee, und es scheint, daß die Gewürze, welche man ehedem bloß aus den Molucken ziehen zu können glaubte, gleichfalls zu Capenne und an andern Orten fortkommen. Diese Artikel, welche wir Colonialwaaren heißen, müßte man lieber tropische nennen, indem sie überall in gleicher Breite unter den Wende-

zirkeln fortkommen. Auch würde eine Nation vergebens sich allein den Handel damit zueignen wollen. Wir haben so eben gesehen, daß die Vortheile, die man sich insgemein von dem Colonialsystem verspricht, gänzlich in der Einbildung bestehen; allein einer derselben, auf welchen man neuerlich sehr viel Nachdruck gelegt hat, ist wohl einer nähern Betrachtung würdig. Man hat nämlich behauptet, daß, obgleich die zunehmende Nachfrage, welche von dem Ausschluß fremder Waaren auf dem Colonialmarkte eintritt, nicht unmittelbar zum Vortheil des Mutterlandes wirke, er doch darum zum Gewinn gereiche, daß er das Feld erweitere, auf welchem die Capitalien angelegt werden können, und ein bedeutender Wohlstand hierin seinen Ursprung habe.

So gegründet auf den ersten Blick auch diese Angabe erscheinen mag, so wenig haltbar ist sie dennoch gleich den übrigen. Vielmehr hängt der Betrag der Vortheile keineswegs von dem, den Capitalien offen stehenden Felde, sondern nur von der mehr oder weniger bedeutenden Ergiebigkeit der Industrie in einer gegebenen Epoche ab. Denn der Profit kömmt von dem Mehrwerth eines jeden Productes über die Ausgaben her, welche zu dessen Erzeugung haben verwendet werden müssen. Hiernach leuchtet es in die Augen, daß er keine Veränderung dadurch erleidet, wenn man die Capitalien auch in ein noch so weites Gebiet zu legen vermöchte. Nehmen wir zum Beispiel an, die Vorsehung verliehe Großbritannien einen Zuwachs von 10 Millionen Aeckern so würde dieses neue Erdreich nur alsdann einen Einfluß auf das Maaß des Nutzens äußern können, wenn sie ergiebiger wären, als diejenigen, welche gegenwärtig bebauet werden. Wären sie genau von derselben Qualität, so könnten wir wohl 5 bis 600 Millionen Capital mehr darauf verwenden, allein der Gewinnbetrag würde nach wie vor derselbe bleiben.

Sehr nachtheilig wirkt zudem das System durch die zweifache Verpflichtung der Colonieen, alle Waaren, deren sie bedürfen, auf den Märkten des Mutterlandes zu kaufen, und den Ueberschuß ihrer Erzeugnisse dorthin zu führen, indem man sie dazu nicht anders anzuhalten vermochte, als daß ihnen gleichfalls das Monopol mit ihren Artikeln bei uns eingeräumt werde. Man würde nämlich unmöglich den Zucker von Jamaika und Barbadoës zu London haben anbringen können, wenn man demjenigen von Cuba und Brasilien gestattet hätte, in Concurrenz zu treten, man mußte die letztern deshalb ausschließen, und so bestand ein Monopol für die Colonieen.

Dieser Zustand der Dinge brachte eine Reciprocität hervor, nicht der Vortheile, sondern in der Masse, daß der Handel nach den Colonieen, statt eine Quelle von Reichthümern darzubieten, vielmehr Verationen und Elend herbeigeführt hat. Ohne die absurden Verordnungen, welche aus diesem System flossen, würden wir den Zucker aus Ostindien und Südamerika zu weit wohlfeileren Preisen beziehen, als die Pflanzer auf den Antillen ihn uns schicken können. Der Betrag desselben ist bedeutender als man annehmen sollte; sie führen dessen jährlich ungefähr 380 Millionen ℔ nach Großbritannien. Es ist öfters gezeigt worden, daß wir ihnen 6 d für das Pfund geben, wo wir nach Cuba und Brasilien nicht mehr als 4½ d zu geben brauchten; läßt man indeß nur eine Differenz von 1 d auf das Pfund bestehen, so ersparten wir schon über 1½ Million Pfund Sterling.

Ueberhaupt zahlen wir die benannten Colonialwaaren theurer als die Nationen, welche keine Pflanzungen besitzen, und sie frei beziehen können, von woher sie wollen. Es ist nicht möglich, daß uns Jemand einen einzigen Vortheil bei unsern Colonieen in Canada und Nordamerika nachweise, sondern wir haben dabei nur Kosten; und es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß sie uns mehr als 7 Millionen Pfund Sterling gekostet haben.

Allein gerade als fürchteten wir noch nicht genug gethan zu haben, so besteuern wir das Holz aus dem nördlichen Europa um zwei Drittheile über die Taxe, welche in Canada und Neuschottland erhoben wird. Darin liegt ein bedeutender Hemmungsgrund unsers Handels im baltischen Meere, und der Artikel ist dabei noch von schlechterer Qualität. Jeder verständige Mann aber, er gehöre nun dem Ministerium an oder nicht, ist überzeugt, daß wir diese Aufopferung einem Volke machen, welches nicht lange mehr anstehen wird, zu dem großen Bund der nordamerikanischen Freistaaten überzutreten.

Es sind dieses nicht die einzigen Nachtheile, welche in Folge des Colonialsystems auf uns lasten. Ein Actenstück, welches auf Befehl des Unterhauses gedruckt worden ist, weißt nach, daß unsere Ausgaben für die rein militairischen Anstalten auf den Antillen und in Nordamerika jährlich zu Friedenszeiten ungefähr auf 1 Million Pfund Sterling sich belaufen; der englische Schatz muß sie zahlen, unabhängig von den in den Colonieen selbst geschehenden Erhebungen. Dabei entstehen leicht Mißverständnisse und Zwistigkeiten mit fremden Nationen, und im Kriege nehmen die Kosten noch ungeheuer zu.

Demnach läßt sich nicht absehen, warum wir nicht leicht das Colonialmonopol gänzlich sollten fahren lassen. Allerdings stützen sich die Vertheidiger desselben noch darauf, daß in dessen Abschaffung eine Ungerechtigkeit liegen würde, indem die Pflanzer durch die eingegangenen Beschränkungen ihrer Einkäufe ein erworbenes Recht darauf hätten, daß ihnen die Erzeugnisse nun auch ferner abgenommen würden. Weiter wird bemerkt, und das ist ohne Widerrede der bedeutendste Einwurf, habe die Abstellung des Sklavenhandels in sofern schädlich auf sie gewirkt, als der Arbeitslohn im Vergleich zu Cuba und Brasilien, wo jener Handel noch besteht, ungemein in die Höhe gegangen sey, und wir also durch unbedingte Eröffnung unserer Märkte für alle diejenigen, welche uns mit Colonialwaaren versehen können, unsern ehemaligen Genossen den Absatz unmöglich machen würden. Allein der Einwurf ist bei tieferer Beleuchtung doch nicht haltbar. Der Umstand, daß unsere Pflanzer auf den Antillen denjenigen von St. Domingo, Cuba und Brasilien nachstehen müssen, kömmt in der That nur daher, daß der Boden in den letztgenannten Ländern viel ergiebiger ist, wie es zudem eine parlamentarische Untersuchung im Jahre 1789 klar dargethan hat.

Der übrigens richtige Grundsatz: daß man keine Neuerung auf einmal und ohne Rückhalt einführen solle, darf uns nicht davon abhalten, bei Zeiten darauf bedacht zu seyn, eine allmähliche Abweichung auf eine vernünftigere Bahn einzuschlagen. Unter diesem Gesichtspuncte betrachtet, kann man die, von der gegenwärtigen Regierung in dem Colonialsystem vorgenommenen Modificationen nur loben. Die Verbindungen, welche vor dem Unabhängigkeitskriege zwischen unsern Besitzungen auf den Antillen und denjenigen Provinzen bestanden hatten, welche gegenwärtig die freien Vereinigten Staaten ausmachen, waren seither sehr lästigen Einschränkungen unterworfen worden. Man hob diese Einschränkungen nachher zum Theil wieder auf, um den Vereinigten Staaten den Absatz ihrer Producte auf Jamaika abzuschneiden, und um Canada das Monopol auf dieser Insel, so wie in unsern antillischen Besitzungen überhaupt zu sichern. Die Pflanzer haben unaufhörlich Einsprüche wider diesen Zustand der Dinge, so wie im ganzen gegen die Hemmung ihres Handels mit dem europäischen Festlande gethan. Erst im Jahre 1822 stellte der Schatzkanzler (Herr Robinson), indem er die Nachtheile des obwaltenden Systems wohl einsah, den Versuch mit Verbesserungen an.

In dieser Absicht legte er dem Parlament zwei Bills vor, von denen die erste die Gestattung des Handelsverkehrs unserer Colonieen nach allen Gegenden von Amerika, sey es auf englischen oder mittelst anderer

Schiffe zum Gegenstand hatte; die zweite, daß den Colonieen verstattet werde, ihre Erzeugnisse, jedoch auf englischen Fahrzeugen, nach Europa zu verschicken. Beide Bills wurden in Gesetze verwandelt. Da jedoch die Vereinigten Staaten allein eine Marine besitzen, so lag darin eigentlich nur eine Vergünstigung für diese; dabei waren in den Gesetzen auch noch Ausnahmen hinsichtlich der Artikel enthalten, welche nach dem Continent von Amerika verladen werden dürften. Glücklicherweise ist nun durch Hrn Huskisson bei der letzten Parlamentssitzung eine Bill durchgeführt worden, durch welche unsere Pflanzer ganz frei und ermächtigt sind, auf allen Märkten in der Welt ihre Einkäufe zu bewirken.

Sie haben demnach auch kein Recht mehr, das Monopol in Großbritannien fortzusetzen. Unsere Minister haben einmal die Hauptschritte gethan, so daß sie wohl nicht dabei stehen bleiben werden, denn selbst der eifrigste Vertheidiger des Colonialsystems, Hr. Sheffield, sagt davon, daß es ein homogenes Ganze bilde, welches entweder zusammen bestehen oder ganz umfallen müsse. Das Monopol Amerika's ist zum Theil zerstört, seine Unabhängigkeit hingegen fast ganz vollendet. Von Canada bis zum Cap Horn steht jeder Hafen demjenigen, der kommen will, offen, ein Feld ohne Gränzen öffnet sich den Capitalien und der Ueberhand nehmenden Bevölkerung von Europa. Die neue Welt ist bestimmt, mit Riesenschritten in einer langen Reihe von Jahrhunderten der Vollkommenheit entgegen zu gehen.

Die ungeheure Ausdehnung ihrer fruchtbaren, unbebaut liegenden Erdstriche, ihr sanftes gesundes Klima, ihre bedeutende innere Schifffahrt, und die Anzahl, die Größe und Sicherheit ihrer Häfen, alles deutet auf ein Gedeihen hin, dessen Ende für die Zukunft unmöglich vorauszusehen ist, und wovon man kein Beispiel in der Vergangenheit findet.

Verbrechen an anvertrauten Kindern.

Man sieht in der Gazette des Tribunaux folgenden verwickelten Criminal-Rechtsfall, der vor dem Assisenhofe zu Evreux anhängig ist:

„Zwei untergeschobene Kinder, ein drittes ausgesetzt, ein viertes verheimlicht, endlich ein Kind seinen Aeltern geraubt und dann an das Waisenhaus von Evreux statt eines andern, welches verschwunden, abgegeben — das sind die Thatsachen, deren die Amme Marie Katharine Pilu, in der Gemeinde du Fresne, canton des Conches, angeklagt ist. Sie wird außerdem noch beschuldigt, daß sie sich auf mehrere Monate unrechtmäßigerweise Kost- und Wartegeld habe bezahlen lassen, mittelst verfälschter Bescheinigungen, welche die Bureaux der Findel- und Waisenhäuser den Ammen geben, indem sie ihnen Kinder anvertrauen, und auf welchen die Nummer der Reihenfolge der Kinder und ihre Namen eingetragen sind."

„Am 4. Februar 1826 erhielt die Pilu als Pflegling, vom Bureau von Paris, ein Kind, Namens Melisard; aber sie behielt es nur zwei Tage und, nachdem sie sorgfältig vom Halse des Kindes das mit einer zinnernen Platte befestigte Band gelöst, auf welcher Name und Zahl des Kindes eingegraben war, setzte sie es, während der Nacht, an der Thür der Hauptkirche von Evreux aus, wo es fast nackend gefunden und von da in das Findelhaus dieser Stadt gebracht wurde. Im Laufe des Monats März erhielt sie vom Bureau des Waisenhauses von Evreux ein anderes Kind, Namens Besnard. An dem Hals dieses Kindes befestigte sie nun, mittelst einer Naht, das zerrissene Band, welches sie von Melisards Halse abgemacht, und so zeigte sie, mittels dieser Unterschiebung, das Kind dem Maire der Gemeinde vor, der, es für Melisard haltend, sein Daseyn bescheinigte und so der Pilu das Mittel verschaffte, mehrmonatliches Kostgeld vom Bureau von Paris zu beziehen. Diese Betrügerei hatte einige Zeit gedauert, als der Vorsteher des Findelhauses von Paris, über das Leben und Betragen der Pilu einigen Verdacht schöpfend, den falschen Melisard, der kein anderer war, als der ihr von Evreux anvertraute Besnard, von ihr wegnahm, um ihn der Pflege einer andern Person zu übergeben."

„Die Pilu befand sich inzwischen in der grausamsten Verlegenheit, als das Waisenhaus von Evreux kurze Zeit darauf die Vorzeigung von Besnard verlangte. Ein erstes Verbrechen mußte nothwendig ein zweites nach sich ziehen; um der Gefahr zu entgehen, die ihr drohte, erstickt sie die Stimme der Natur und trägt ihr eignes Kind nach Evreux, das, obwohl etwas älter, dennoch auf ihre Versicherung für Besnard angenommen wurde. Aber diese neue Betrügerei wurde von ihrem Manne selbst aufgedeckt: empört über ihr schändliches Betragen, reclamirte dieser Unglückliche selbst das nach Evreux gebrachte, für Besnard ausgegebene Kind, als das seinige."

„Neue Verlegenheit für die Pilu, die nun nicht weiß, wie sie den Besnard stellen soll, der dringender als jemals vom Waisenhause zu Evreux verlangt wird und der jetzt, unter Melisards Namen, in den Händen einer neuen Pflegerin ist. Auf dem Wege, welchen die Pilu eingeschlagen, geht der Schritt zum Abgrund immer rascher; ein Verbrechen mehr den andern hinzuzufügen — der Gedanke vermag sie nicht aufzuhalten. Um ihre Freiheit nicht zu verlieren, die sie bedroht sieht, macht sie sich insgeheim auf den Weg nach Paris. Es war gerade die Zeit der Promenaden von Long-Champs; noch hat sie nicht den Fuß in die Hauptstadt gesetzt, als sie in den elyseischen Feldern ein junges Mädchen von sieben bis acht Jahren entdeckt, die ein Kind von drei Jahren und einigen Monaten führt. Sogleich ist ihr Plan gemacht; sie läßt sich mit dem jungen Mädchen ins Gespräch ein und bietet ihr, nach vielen Liebkosungen, zwei Sous an, um Kuchen für sie und ihren Bruder zu kaufen."

„Ohne Mißtrauen läßt das Mädchen ihren Bruder in den Händen der so guten, so freigebigen Person: sie läuft fort, um nicht weit davon den Kuchen zu kaufen, den sie mit so vielen Thränen benetzen sollte. Aber, o Schmerz! bei ihrer Rückkunft findet sie weder ihren Bruder, noch die Frau, welcher sie ihn anvertraut; vergebens wendet sie sich an die Menge, die ihr Geschrei herbeizieht; Frau und Kind sind verschwunden. Trostlos eilt sie zu ihren Aeltern und erzählt ihnen schluchzend, was ihr begegnet ist. Umsonst stellen diese Unglücklichen die thätigsten Nachforschungen an; fruchtlos nehmen alle Journale ihre Klagen auf und machen die Entführung dieses Kindes bekannt; man konnte für den Augenblick durchaus nicht entdecken, was aus ihm geworden."

„Nach einigen Monaten indessen erfährt die Mutter (sie nennt sich Chabrol) daß ein Kind, das man für geraubt halte, nach dem Waisenhause von Evreux gebracht worden sey. Wirklich hatte es die Pilu, nach ihrer Rückkunft von Paris, es für Besnard ausgebend, dorthin überliefert; die Vorsteher, obwohl überzeugt, daß es nicht das von ihnen reclamirte Kind sey, nahmen es dennoch, größeres Unheil für den kleinen Unglücklichen befürchtend, auf und ließen ihm alle Sorgfalt und Pflege angedeihen, die sein Alter und seine Lage erheischten."

„Auf diese Nachricht beeilt sich Frau Chabrol nach Evreux zu schreiben und kömmt bald darauf selbst dort an, begleitet von ihrem Mann. Man führt sie, eins nach dem andern, dem Kinde vor, das sich in ihre Arme stürzt und sie mit Liebkosungen überhäuft. Diejenigen, welche diesem rührenden Auftritte beiwohnten, bedurften keines andern Beweises

Oeffentliche Blätter in Großbritannien.

Die täglichen Journale haben in England einen viel weitern Kreis als in weiten Ländern wie die französischen. Die kleinste Zeitung, die Lokalzeitung, die in Europa die Richtung angiebt und doch selten für mehr als 1500 Exemplare ist, und hingegen deutsch einer Provinzzeitung von 15,000 Stück Auflage täglich absetzt. Das Hauptblatt von der Mittagszeitung Chronicle ist den ersten Tagen des Februars, Herrn Perry, für 40,000 Pfund Sterling abgekauft worden. Die Summe ist ungeheuer, 1,000,000 Pfund sind es in Deutschland auf nicht mehr als 35,000 Pfund.

Bei der Geburten der Times sind da ist zu Personen beschäftigt, worunter viel mehr Schriftsteller als Buchdrucker sind. Die Zeitung hat einen Verarbeitungen des Materials angekauft sind: es ist dieses eine weitläufige Wirthschaft, neben die colossalen Verhältnisse der verschiedenen englischen Gesetze erfordert. Die Aufzeichnungen der Diskussionen des Parlaments während den oder vier Monaten des Jahres kommen nicht unter neun Pfund Sterling zu stehen. Gewandt man zu diesen und andern Ausgaben, so kommt man auf die Summe von 1,000,000 Pfund erhebt, so sieht sich leicht ermessen, daß der Ertrag der Abonnementsgelder kaum hinreicht, die Ausgaben zu decken, einzelne Abonnementsquittungen zu bezahlen. Jedes Exemplar kostet auf 7 d. zu stehen, von welchen der Staat ungefähr 4 d. vereinigt abkommt.

Der Ertrag der Anzeigen ist eine Quelle, welche den englischen Zeitungen Mittel und die Ausgaben des Handelsstandes bar, welche sie eine Stunde zahlen müssen, die die Staatskasse sich gleichfalls zu Nutze zu machen weiß. Die Summen allmählig, so wachsen das Blatt beträgt nicht. Die Gewohnheit läßt die Zahl dieser Einkündigungen fortwährend steigern, wenn auch die Preise dieser Anzeigen lange zu weiten unbezahlt ist. Die Zeitung der Courier hatte im Januar voriges Jahres, als es sich unter den Schutz des Ministeriums stand, allein heut zu Tage, wo diese Zeitung auch in Opposition und die Zahlen immer höher sind, so ist dieses angegeben ist, hat er doch fortwährend noch eben so viel Anzeigen bei behalten. Die politischen Nachrichten verlieren sich, so zu sagen, mitten unter den Ankündigungen, die täglichen Journale sind in der That zu einer gewissen Gewandheit bedarf, bis man sie benutzt zu finden weiß.

Es ist sehr wichtig, ein neues Blatt in England zu gründen. Es kann den Besitz nicht in sehr kurzer Zeit, gedeihen, und mehr leisten, als die alten Journale, indem sie hier die Mode der Gewohnheit, ein Gesetz, welches in seinen Folgungen die Welt beherrscht, formuliert, kann bilden, wie bereits bemerkt, die Anzeigen der eigentlichen Zeitschrift der täglichen Zeitungen in England, und diejenigen sind theils sehr reichhaltig, theils werden sie nur in die am meisten gelesenen Blätter gegeben. Dabei hat die Macht der freier immer ihre Grenze, da sich nur bestimmten erwerben lasse, die man den übrigen Blättern entführt.

Der Times Mayers hat vor einiger Zeit den Versuch mit einem neuen Blatt gemacht, welches er in London unter dem Titel die Repräsentation täglich erscheinen ließ, und es scheint, daß es ihm und seinen Mitmann besser Aufsehen für sich haben. Dieser Buchhändler (publisher) besitzt ein ungeheures Vermögen; er ist Eigenthümer der neuesten Ausgabe Quarterly Review, welche 18,000 Exemplare absetzt, und wo es heißt, wenn Mayer Sterling jährliche reine Einkünfte hervorbringt. Er allein gibt die Bücher aller Bücher heraus, die in England erscheinen, ohne wenigstens benjenigen, die Bücher kaufen. Dieses Geschäftsmann, führt er auch die öffentlichen Lehrer; er besucht die Großen und die Staatsleute, er sieht von ihnen wahres besucht, und ist mit allen Gelehrten bekannt.

Herr Murray führt eine Gesellschaft in großen Proportionen aus. Er machte ein prächtiges schönes Haus in dem Westminsterviertel.

Digitized by Google

Zu ebener Erde wurde die Druckerei eingerichtet; eine halbe Treppe hoch sollten die Bureaux zum Einsammeln der Nachrichten, Bekanntmachungen u. s. w. seyn; das erste Stockwerk bestimmte er zum Salon für die Glieder des Parlaments, weshalb es reichlich verziert wurde; eine Treppe höher befand sich die Bibliothek, und die Redactoren sollten dort arbeiten. Es wurde eine neue Aussenseite für das Haus entworfen, worauf Basreliefs angebracht werden sollten.

Allein die edeln Bewohner der umliegenden Gebäude kamen, ihrer Zuneigung gegen Herrn Murray ungeachtet, wider sein Vorhaben ein, daß eine Dampfmaschiene zum Abdrucken der neuen Zeitung mitten unter den Wohnungen der Aristokraten angebracht werden sollte, wo man des Geräusches während der Ruhezeit nicht gewohnt sey, und so wurde er denn genöthiget, die Druckerei nach einem anderweitigen Viertel zu verlegen.

Am Tage des ersten Erscheinens des Representative wurden ungefähr 3000 Exemplare desselben ausgetheilt. Diese Anzahl nahm allmählig ab, und betrug zuletzt nur noch 600. Während der ersten Wochen wurde eine ziemliche Anzahl Anzeigen eingeschickt, die aber meistens dieselbe Richtung hatten, nämlich bloße Bücheranzeigen enthielten, die aus seinen persönlichen Verhältnissen mit den Buchhändlern herrührten. Hingegen kamen keine Handels-, öffentliche Versteigerungs- und dergleichen Ankündigungen vor. Nach und nach blieben auch die Bücheranzeigen aus, und Herr Murray erschrack dermaaßen über die Last, welche er sich aufgeladen hatte, daß er sein Journal, welches eine Ausgabe von ungefähr 10,000 Pfund Sterling veranlaßt hatte, an die New-Times für 600 Pfund Sterling überließ.

Ein täglich erscheinendes Blatt, the British Press, hatte kurz zuvor mehrere Eigenthümer zu Grunde gerichtet, und war um eine noch geringere Summe gleichfalls an die New-Times verkauft worden.

Wie es scheint, hatte Herr Canning in seinen letzten Lebensjahren wider mehrere öffentliche Blätter, besonders gegen die Times, ihres großen Einflusses halber, Unwillen gefaßt. Die fraglichen Blätter finden sich in jedem Clubb, in jeglichem literarischen Zirkel, und fast in allen Tavernen vor, und stellen wahre Gewalten im Staate vor. Herr Canning dachte aber weder daran, sie vor Gericht zu laden, noch sie durch Geld zu erkaufen, vielmehr suchte er ihnen Nebenbuhler und Mitbewerber zu schaffen. Da die Abgaben an den Fiscus der Vermehrung der Journale im Wege stehen, so soll er vorgehabt haben, dieselben abzuschaffen, und sein plötzliches Absterben, welches die ganze Welt in Trauer versetzt hat, ist vielleicht dennoch kein Hinderniß gewesen, daß dies Project noch zur Reife komme.

Merkwürdigkeit des Schnabelthiers.

Unter den vielen seltenen Thieren, zeichnet sich das Schnabelthier (Ornithorynchus) unstreitig durch seine Räthselhaftigkeit am meisten aus. Denn ungeachtet es schon im Jahre 1803 von England aus nach Göttingen gebracht und daselbst von Blumenbach zuerst untersucht, beschrieben und unter obigem Namen bekannt gemacht wurde; ungeachtet davon aus Neu-Holland, wo es, besonders in der Gegend von Port Jackson, zu Hause ist, bald nachher mehrere Exemplare in die ersten Cabinette von Europa kamen; ungeachtet von ihm bereits zweierlei Arten (das rothe: O. rufus und das dunkelbraune: O. fuscus) gefunden und beschrieben worden sind; und ungeachtet dieses Thier von den vorzüglichsten Anatomen Deutschlands, Englands und Frankreichs secirt und nach allen Theilen seiner sonderbaren Organisation mit andern Thieren verglichen wurde, so sind doch die ersten Naturforscher, die es in ihren Schriften aufgenommen haben, über seine Stelle in dem Natur-System durchaus noch nicht einig. Zwar ist es, trotz seines Schnabels, welcher keine wahren Zähne hat, und von dem Schnabel einer Ente wenig abweicht, und trotz anderer Aehnlichkeiten, die es mit den Vögeln gemein hat, z. B. seiner Schlüsselbeine, seiner sogenannten Cloacke und der Eier, die es legen soll, noch von keinem Schriftsteller zu den Vögeln gerechnet worden, vielmehr erklären es die Meisten für ein Säugethier, weil sein Fell nicht mit Federn, sondern mit Haaren bedeckt ist, und seine Vorderfüße nicht im Mindesten flügelartig, sondern wie die Schwimmfüße mancher wahren Säugethiere gebaut sind. Andere aber, (Dumeril und Ed. Home) halten es für unschicklich, ein Thier, das keine Saugewarzen hat, um zu säugen, noch Lippen, um gesäugt werden zu können, zu den Säugethieren zu zählen, und setzen es theils deswegen, theils weil es an seinem Fuße mit einer Giftwaffe versehen ist, welche weder bei Säugethieren noch bei Vögeln vorkömmt, und aus noch andern Gründen, in die Reihe der Amphibien. Endlich bilden noch andere Schriftsteller (Geoffroy und van d. Hoven) aus dieser Thiergattung und aus einer andern (Echidna, Igelthier), bei welcher gleichfalls die Geschlechtstheile der Mastdarm und die Harngänge sich zu Einem Ausgang vereinigen, und welche ebenfalls in Neu-Holland vorkömmt, eine eigene neue Thier-Classe (Monotrèmes) und glauben, durch Aufstellung dieser, zwischen die Säugethiere und Vögel fallenden Mittelclasse, bei der sie jedoch nicht näher bestimmen, wie und auf welcher Stufe der Entwicklung das erzeugte Thier geboren wird, sich am besten aus dieser Verlegenheit zu helfen.

Man darf sich übrigens nicht wundern, daß die Meinungen über die Stellung dieses Thiers, das etwa einen Schuh lang ist, ein Fell mit kurzen, bald grauen, bald braunen Haaren hat, Schwimm-Füße zeigt, und äußerlich (den Schnabel abgerechnet) unter den europäischen Thieren einer Fischotter am meisten ähnelt, in den Natur-Systemen verschieden ausfallen, wenn man bedenkt, daß eben dieses Thier weder in seinem Vaterlande, noch in seiner Gefangenschaft, als lebendig von europäischen Naturforschern genau beobachtet worden ist, und daß also alle Erzählungen die man von ihm liest, für jetzt nur als Sagen zu betrachten sind, z. B. daß es sich in Sümpfen, wo es sich gewöhnlich aufhalte, wie eine Ente benehme, daß es sich darin vom Schlamm nähre, daß es, wenn es an das Land komme, ziemlich schnell darauf fortlaufe, daß es sich im Schilf ein künstliches Nest aus Gesträuche und aus Moos baue, daß das Weibchen darein zwei weiße Eier, von der Größe eines Hühnereis lege, und daß es sehr lange darüber brüte, u. s. f. — Es bleibt daher für den wißbegierigen Naturfreund indessen nichts anders übrig, als dieses merkwürdige Thier, das so manche Eigenschaften aus verschiedenen Thier-Classen in sich vereinigt, an dem Platze, wo es in einem Naturalien-Cabinet aufgestellt ist, mit Aufmerksamkeit zu betrachten, die zwei Eier oder eiförmigen Embrionen, die etwa künftig noch könnten dazu gelegt werden, abzuwarten — und überhaupt alle Gedanken, welche der Anblick desselben bei ihm erregen mag, so lange für Hypothesen anzunehmen, bis bei bestimmterer Kunde von seiner Natur, von seiner Lebensart und Fortpflanzungs-Weise sich das Räthsel lösen wird.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

Literarische Société

Blätter der Börsen-Halle.

№ 248 Hamburg, Sonnabend, den 22. December. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Loosdrop. Redigirt von H. Richter und Carl Ludwig.

Charakteristik Bolivar's.

Simon Bolivar, ist gebürtig aus der Stadt Caracas in der Provinz Venezuela; seine Familie, eine der reichsten in der neuen Welt, ist rein spanischen Ursprungs. Er ist deinen einziger männlicher Repräsentant.

Noch jung, kam er nach Spanien. Die Höhen der angelsächsischen Civilisation nahmen ihn auf Madrid in eine militärische Lehrhahn eintreten, entwarfen im Infanterie-Regimente der spanischen Garde, aber bei dem Campagnieren der Leibgarde, wo dann von Wissen und Lernen vorbehalten blieb. Einige bieten sich für Bolivar, wenn sie sich mit großen Kosten das Kreuz eines Ritter-Ordens über Jagd eine andere Decoration, die sie in Amerika vor der Stirne aufzuziehen, erwerben konnten; denn wie nothwendig aber einträglichen Stellen dort, werden einig und allein den europäischen Spaniern verliehen. Nur wenige heiter Spanier machten diese Reisen außerhalb der Halbinsel, und unter diesen wenigen befand sich Bolivar. Sein Geist wurd anfangs durch Frankreich und Italien, dort auch, wie Bolivar, durch England, durch Amerika und die Antillen, wieder an sich einander berührte, gewöhnt, die Menschen und Dinge der verschiedenen Länder zu vergleichen.

Die, von den Engländern auf die Bahn gebrachte, unter ihren Auspicien zu Caracas von dem General Miranda begonnene, und durch die Unterjochung Spaniens im Jahre 1808 begünstigte Revolution führte Bolivar auf einen surmbewegten Schauplatz, wo ihn die erste Probe bestehen war. Er hatte damals, als Miranda, ihn handsamen und Freund, in seinen Unternehmen scheiterte, Christus-Kreuz, Miranda hat denselben seit Jahren in den Gefängnissen der Karacke zu Cadix beschlossen. Da die Engländer sich nachher nicht gleichgültig als Spaniens Freunde in Amerika, und als deren Handelsgenossen in Europa zeigten konnten, so gegen sie es vor, wie sie ihren zum Kampf für ihre Insel hängigkeit aufgeregten Kreolen im Stich zu lassen.

Bolivar soll nicht ganz theilnahm an der Verbindung des General Miranda gewesen sein. Wie es geschahen, daß Bolivar in die Anklage Miranda's mitzugehen worden, ist noch unerklärter. Zuzuschreiben entfernte er sich, sobald diese der Fall war, von dem festen Lande, und gründete sich nach den Antillen, wohin sich die Patrioten von allen Seiten handsmeelig begaben, um den erbarmungslosen Hächerschwingen zu entgehen.

Der Sache, für welche er sich von nun an offen erklärte, getreu, wirkten ganze Jahre nicht anderichen zur Beförderung der Anstrengungen und Expeditionen Bolivars, um den Mund der Amerikaner auszusöhnen und wohl zu erhalten; den wenigstehen Glückwünschen seiner Unterredungen; seiner Gefälle und Dinge; der Hindernisse jeder Art, die er zu beseitigen hatte; der Gefahren die ihm drohten, und welche er wunderbarerweise entging. Selbst bis in fremde Länder durch Mordanschläge auf den Person verfolgt, bis seinen Secretair erdolchen, war sich Bolivar gefällig bei Art seiner Feinde schalen gelegt hatte; mittelt, in der Nacht in seinem Hauptquartier von einem Trupp Spanier überfallen, den ein Verräther bis zu seinem Lager führte, welcher er eben auf einen Augenblick verlassen hatte: — Bolivar hat sich bis zur höchsten Schwierigkeit, tapfer bis zur Verwegenheit, im Privatleben wie im Kampfe; gleichgültig Entbehrungen, Strapazen und ein ungeheuren Elend in den Wüsten der Llanos, auf dem Kamm der Anden, auf der Hochfläche des Isthmus von Panama, und unter dem glühenden Himmel von Chimorella ertragend; stets der Erste im Vorrücken, fruhig im Kriege und in der Ruhe, eben das hat den eine Feste unerreicht hätte; Bolivar, der nur eine gerte Constitution zu haben, und von einer ehrnächtigen Krankheit befreit zu sein schien, hat alle die physischen und moralischen Prüfungen bestanden. Er besitzt noch jetzt, in einem Alter von 38 Jahren, volle Gesund- und Körperkraft, und das, was erthusiasmirbarer ist, in der vollkommner Superiorität über das Militair und die Bürger aller Classen, aller Farben in seinen ungeheuren Ländereien, deren verschiedene Bevölkerungen ihm seit 19 Jahren einmüthig den Namen ihres Befreiers gegeben haben.*)

Bolivar, Miranda von einer spanischen Frau, die ihm ebenso gewogen, und die er früh verloren, hat seine Kinder aus dieser Ehe. Er hat sich niemals nicht wieder vermählt. Daß er das einzige männliche Mitglied seiner Familie ist, habe ich bereits erwähnt.

Wer Bolivar und das vormals spanische Amerika nicht recht in der Nähe gesehen hat, ist nicht im Stande einem Mann wie diesen zu beurtheilen. Wichtigmacht ist es sicherlich, daß die Eigenschaften der Privatmanns mächtig dazu beigetragen haben, dem Staatsmanne seinen Ruhm hingehen zu lassen: selbst die Vertheidiger der in England oder in Frankreich in Umlauf gebrachten Broschüren oder Declamationen können diese Eigenschaften nicht in Zweifel stellen.

Bolivars Herz ist voller Großmuth in einem bis zur Exaltation getriebenen Grade; sein Verstand ist hauptsächlich gründet an Verschwiedung. Er hat eine Reflexion für jede Thatsache, und verschmäht Verstellungen und häufigen Unbedachtheiten gewonnenen und sie sicherlich verzeihe, auch alle Schwächen gern überseben. Er hat auf den leichtesten Schein von Neid und Mißgunst muthig seine Brust den Dolchen oder den Bajonnetten seiner Feinde hingestellt. Selbst Worte konnte nicht wahre, diese ritterliche Verschwiedung auf jede persönliche Furcht zu benennen. Als Soldat, bei einer Zusammenkunft im Thale Santa Anna, der ersten und einzigen, wie ich glaube, die zwischen den Spaniern

*) Den Namen Libertador, den andere seinem Chef gebrauchen, wurde von einer Gesandtschaft verschmäht, der mündlich dahin entgegen kamen.

und den Insurgenten-Stande zu bringen möglich gewesen, Bolivar fast ganz allein auf sich zukommen sah, so entließ auch er die eigene Escorte und wetteiferte so in Hochherzigkeit mit seinem edlen Gegner — und doch würde Bolivar's Tod oder Verhaftung in dieser Conjunctur unzweifelhaft diesen großen Kampfe, von dessen Ausgang die spanische Herrschaft über die unermeßlichen Länderstrecken Süd-Amerikas abhängig war, sofort ein Ende gemacht haben!

Als, in einer näheren Epoche, die bürgerlichen Unruhen Venezuela's, Bolivar von da zurück riefen, hemmte seine bloße Gegenwart einen allgemeinen Aufstand. Auch Paez, von 500 Reutern begleitet, sah diesen unwiderstehlichen Mann, bloß von einem Adjutanten, dem Obristlieutenant Wilson, Sohn des englischen Generals Sir Robert Wilson, erst 19 Jahr alt, begleitet, ihm entgegen kommen. Er sprang vom Pferde und lief, die Knie seines Chefs zu umklammern, dessen Lieutenant und wahrscheinlich eifrigster Freund er gleich wieder ward.

Wenn der Unabhängigkeitskrieg grausam und scheußlich war, so ist es doch sicher, daß Bolivar, wenn siegreich, stets die Rechte der Menschheit, und die zwischen civilisirten Völkern herkömmlichen Kriegsbräuche ehrte, und daß er ungern, und erst im äußersten Nothfalle, seine Einwilligung zu den Repressalien gab, die nur zu oft von den Amerikanern ausgeübt wurden. Die Spanier kehrten sich an kein Alter und Geschlecht, und verschonten weder die Gefangenen noch selbst die friedlichen Bürger — alle Excesse schienen ihnen erlaubt zu seyn, und so glaubte Bolivar endlich diese Cannibalen durch die Furcht, gleich barbarisch behandelt zu werden, schrecken zu müssen.

Hinsichtlich seiner Uneigennützigkeit und Unbekümmerniß um die Zukunft für seine Person in Geldverhältnissen, hat Bolivar sicherlich alle mögliche Gewähr gestellt. Er verschwendet in der That alles, was er besitzt, und wird bald selbst noch das verschwenden, was er noch nicht besitzt. Sein militairischer Luxus würde übrigens nicht einmal den eines Escadronchefs in der französischen Armee in Schatten stellen. Auf dem Marsche ein Maulthier für sich, drei oder vier für seine Effecten, Register, Papiere und ambulirende Küche; einige Pferde, die er gern seinen Adjutanten oder dem geringsten Officier, der das seinige verloren hat, abtritt: das ist seine bescheidene Equipage. Ein blauer Ueberrock mit einem sehr einfach gestickten Kragen; einige Hahnenfedern auf seinem, nach englischer Weise spitz auslaufenden und niedrigen Hute; ein rothtuchenes, eng anschließendes Beinkleid, an den Schenkeln hinab auf den Nähten mit einer schmalen goldnen Litze geschmückt; in der Fußbeugung geschnürte, spanische Stiefeln — das ist das Costüm, woran man ihn sogleich erkennt. Eine Stirn mit einem Wald von Haaren, die nicht völlig schwarz sind; ein dicker Knebelbart, dessen Gagathschwärze auch schon ihren Glanz zu verlieren beginnt; lebhafte Augen von gleicher Farbe; ein seelenvoller, durchdringender Blick; ein schlanker, eleganter Wuchs; eine scharfe, eindringliche Stimme; eine rasche, fast stete Beweglichkeit: dieses Alles denke man sich vereinigt, und es ist, als hätte man Bolivar von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Nicht oft ist es der Fall, daß der Liberator sechs gute Hemden in seinem Mantelsacke hat — und anderswo hat er seine Garderobe nicht, indem er kein stätes Domicil besitzt. Sein kleines Landhaus bei Bogota, würde einem Londoner Krämer aus der City zu gering erscheinen. Wenn Bolivar es auf einige Tage bezieht, so wird es von der Municipalität provisorisch eingerichtet, indem diese dazu von den angesehensten Bürgern der Stadt das Mobiliar borgt. Dieses einstöckige Haus hat nur eine einzige Façade von 4 Fach Fenstern. Der Garten dazu mag höchstens einen Morgen Landes groß seyn. Die beiden ererbten Häuser, welche Bolivar zu Caracas und im Dorfe St. Mateo besitzt, sind nicht zum Bewohnen eingerichtet. Eine Privatcasse hat Bolivar nicht, auch nie einen Thaler in der Tasche. Geld hat in seinen Augen sonst keinen Werth als da, wo er jemandem, der ihn darum anspricht, damit aushelfen kann. Sein, ihm nach den Gesetzen zukommender Gehalt, beläuft sich auf 30,000 Dollars. Er hat sich aus den Staatscassen immer nur etwas a Conto von dem, was ihm gebührt, geben lassen; Alles um ihn lebt, wie er, ohne Aufwand von diesen 30,000 Dollars. Die Unterstützungen, welche er seiner Familie zufließen läßt, werden aus den Einkünften seiner Besitzungen bestritten, die übrigens sehr vernachlässigt sind, weil er sich nicht darum bekümmert. Seinen Verwandten ist kein Ehrenoch ein einträgliches Amt zu Theil geworden, und doch sind mehrere unter ihnen, die wohl würdig wären, dergleichen vorzustehen.

Die militairischen Beförderungen in seiner Armee, gehen strenge nach der Folgereihe, oder auch nach glänzenden Thaten auf dem Schlachtfelde. Die Bestätigung aller Chargen, vom Grade eines Obristlieutenants inclusive an, bis zu dem eines Generals en chef, ist stets, nach Vorschrift der liberalen Verfassung, dem Senate verblieben. Die Officiere vom Staabe des Liberators haben nichts voraus, als daß sie bei allen Gelegenheiten mehr bloßgestellt sind, und am ofteſten zu gefährlichen Aufträgen berufen werden.

Es ist unwiderlegbar, daß Bolivar nie gesucht hat, sich eine Partei zu werben, weder im Militair noch beim Civilstande. Ich weiß wohl, daß er Freunde, Bewunderer hat; ich glaube aber nicht, daß es sein Wunsch war Seiden zu haben. Alles zeigt, daß er seine Hoffnung nur auf sich selbst setzt, und daß er, im Vertrauen auf die Augenfälligkeit seiner Hingebung für die öffentliche Sache, auf die allgemeine Anhänglichkeit der Columbier zählt.

Diejenigen, die in der angeblichen Rivalität von Paez und Santander einen aufkeimenden Widerstand, oder ernstliche und nahe Unruhen erblicken wollten, legen schlecht begründete Hoffnungen, oder vielmehr eine höchst unvollkommne Kenntniß der Personen und Oertlichkeiten an den Tag. Paez ist ein furchtloser Krieger, gleich einem derjenigen, die in den letzten europäischen Kriegen die sich in den Armee'n Frankreichs unsterblich gemacht haben. Santander hat wenig militairische Ansprüche, die er geltend machen könnte. Ein thätiger, vorsichtiger und aufgeklärter Administrator, kennt er seine Sphäre, und möchte nicht darüber hinaus gehen. Andere Gründe, die zu entwickeln hier unnütz seyn dürfte, würden nöthigenfalls meine Meinung von seiner Mäßigung rechtfertigen. Er wird nicht der Nebenbuhler des Chefs seyn wollen, dem er Alles verdankt und dessen Ueberlegenheit er einsieht.

Bolivars einziger Zweck, die Nahrung aller seiner Seelenkräfte, ist der Ruhm. In seinen Schriften, in seinen unbedeutendsten Worten herrscht ein Pomp des Ausdrucks, der, von jedem andern gebraucht, wahrhaft schwülstig seyn würde; aber diese hyperbolische Sprache ist keine Wirkung der Kunst. Der, welcher sie gebraucht, hat in der Wirklichkeit Großes gethan und gesehen, lebt in großen Gedanken, leitet eine große Revolution.

Was Bolivar ganz vorzüglich auszeichnet, das ist die Raschheit und Festigkeit seines Entschlusses; nie und keinen Augenblick lang stutzt und weicht er in dem entscheidenden Augenblicke vor einer Schwierigkeit. Dennoch würde in den Augen eines jeden, der sehen könnte, und der das Terrain gesehen, das der kleinste Anspruch Bolivars auf Berühmtheit seyn, daß er Tausend Mal, mehr oder minder glücklich, stets mit gleicher Hintansetzung seines Lebens, gekämpft hat. Die unbegreiflichen anhaltenden Märsche von 5, 6, 7 bis 800 Stunden, von den unfruchtbaren und brennenden Ufern Carthagena's bis an die Gränzen des wüsten, sumpfigen und von glühender Hitze verzehrten Guyana's; von Guyana nach Neu-Grenada über die die beiden Länder scheidenden unermeßlichen und furchtbaren Cordilleren; von Bogota bis zu den Gränzen Venezuela's an den

rn des Oronoco; und von dem Oronoco bis nach dem Apurimac, t über die Hauptstadt von Peru hinaus, queer durch pestilenzialische räste, über abschüssige Felsen hinweg, mitten unter Wolken von In- ten und nicht auszuweichenden Reptilien, mit Soldaten, die in der zel Mangel an Brod, an Kleidung und an Fußzeug litten — diese irsche sind in der That weit denkwürdiger als Schlachten, die nach gewöhnlichen Taktik gewonnen werden. Eine jede dieser ausgeführ- Unternehmungen ist schon für sich allein ein wundervoller Triumph. : kühn entwerfen; sich selbst dazu verdammen; an der Spitze von ldaten, in Columbien geboren und aufgewachsen, unerfahren im Kriegs- dwerk, vorrücken; machen, daß sie ihm ohne Murren folgen; an- mend mit ihnen, eine große spanische Armee bekämpfen, und diese zu ngen, daß sie sammt und sonders auf eben dem Felde capituliren ß, das von ihr selbst gewählt worden, um ihn zu zermalmen, sind nicht der Wunder genug, um seine Bestimmung zur Heldenbahn zuthun?

Bolivar hat den Oberbefehl nicht usurpirt: er steht nur da, wo er en muß. Er ist so sehr an seinem Platze, daß ich ihn für unfähig te, aus den Schranken zu treten, um Mißbrauch davon zu machen.

Napoleon verrichtete seine Großthaten in Europa, und dieses mit anzosen. Washington kämpfte wider furchtbare Feinde, aber seine ldaten waren auch Engländer. Ohne diese beiden Kolosse herabsetzen wollen, glaube ich doch aufmerksam darauf machen zu müssen, daß schon ihre Elemente vorfanden, daß nicht Alles auf ihnen allein be- hete. Bolivar aber hat Alles, sogar die Menschen ausgebildet. panien schleuderte ihm gleich anfangs 20,000, in den erbitterten Ge- hten auf der Halbinsel an den Krieg gewöhnte Soldaten entgegen, lchen der amerikanische Boden ein classisches Land war, voller Er- nerungen einer, in der Nationalgeschichte geheiligten Tapferkeit; Bolivar er hatte nur furchtsame, durch das Clima verweichlichte, durch be- genswerthe Institutionen herabgewürdigte Kreolen und einige fremde ntheurer, deren Beistand noch oft durch eine Menge von Wider- irtigkeiten nutzlos ward, die von einem solchen Amalgama unzer- nnlich sind.

Man nehme Bolivar aus diesem Gesichtspuncte, und er steht sehr oß da. Kleinliche oder oberflächliche Kritiker werden sagen, und es derholen, daß er in seiner militairischen Laufbahn mehr als einen hler begangen; daß Paez, Sucre oder ein anderer seiner Gefährten, ehr als einmal die Ehre gehabt, einen Unfall wieder gut zu machen, er einen schwankenden Sieg zu entscheiden. Giebt es aber wohl einen nzigen unter diesen Kriegsgefährten, deren Dienste laut zu rühmen der hef stets bestissen war, der sich nicht erdrückt fühlte, von der Masse n Größe, die Bolivar im Ganzen in sich vereinigt? der nicht sofort ine relative Inferiorität einsähe, ohne sich darum im geringsten in seinem tolze gekränkt zu fühlen, weil Bolivar einen Vergleich mit Allen, die n ihn sind, unmöglich gemacht hat.

Der Krieg mit Spanien ist zu Ende; wird nun die neue Laufbahn, e zu betreten ihn die Lage des Staates zwingt, eben so glücklich und en so ruhmvoll für Bolivar seyn, als die, welche er durchlaufen? Wird e eben so gut der Fähigkeit seines Geistes, der Entwickelung seiner räfte angemessen seyn? Gewiß ist es, daß er schon seit lange davon e Wechselfälle und die Verantwortlichkeit vorhergesehen und gefürchtet at. Sein Widerwille dagegen, die Last der gesetzgebenden Dictatur zu agen, ist unzweideutig. Er hat ihn öffentlich und bei jeder Gelegenheit nd gegeben; seine, ganz Amerika bekannten Liebhabereien und Privat- ewohnheiten erklären und bestätigen diesen Widerwillen. Wer könnte ber wohl Bolivars vorherrschenden Gedanken, seine fixe Idee, in weifel ziehen? Columbiens Unabhängigkeit, Ruhm und Freiheit sind die einzigen Güter, die er hat erobern wollen, und die er als das eigne Werk bewahren will; aber er weiß es, daß die Zeit gekommen ist, das Schwerdt wieder einzustecken; daß es künftighin nur dem Gesetze zu- steht das Eigenthum, die Ruhe und die Rechte der Bürger zu beschützen; daß die politische und administrative Weisheit allein die Resultate seines langen Sieges läutern und feststellen kann; und Bolivar, der sehr wohl die Schwierigkeit des Uebergangs einsieht, betritt nur mit einer Art Furchtsamkeit diese Laufbahn, auf welcher die edelste und auf- richtigste, fast immer von der gegenwärtigen Generation schlecht ge- deutete Hingebung keine andere Stütze hat, als die schwache Hoffnung auf eine säumige, so zu sagen erst nach dem Tode eintretende Dank- barkeit. Man hat ihn mehr als ein Mal den Degen mit der Feder tauschen, und, in den kurzen Zwischenräumen von einem Gefechte zum andern, in dem so lebendigen Kriege, den Versuch machen sehen, die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger, durch wohlgesetzte politische Reden, oder durch Meinungen voller Weisheit und tiefer Einsichten, über die dem Staate zu gebenden Verfassungen, zu erregen. Der Geist des Republikanismus, welcher unter den jungen Publicisten von Südamerika, eher ein knechtisches Hinneigen, das System von Nordamerika zu copiren, als das Product einer aufgeklärten Ueberzeugung ist, hat in den Rathschlägen Bolivars eine Tendenz erblicken lassen und zum Gegenstande der Verläumdung gemacht, welche die Befestigung der vollziehenden Ge- walt durch Einrichtungen zum Vorwurf hat, die geeignet sind, die Aus- schweifungen einer tumultuarischen Demokratie zu zügeln. Die große Mehrheit aller amerikanischen Congresse, die redende Mehrheit, ist und wird noch lange nur aus Doctoren der Rechte und der Theologie, d. h. aus Advocaten und Geistlichen, zusammengesetzt seyn, die in den alten Spitzfindigkeiten der Schulen beider Facultäten gewiegt, geschickt in der Verfechtung aller Fragen durch arglistige und weitschweifige Raisonne- ments, aber im Allgemeinen ohne positive Kenntnisse, sämmtlich große Theoretiker, aber Neulinge in hohem Grade in der Kunst sind, die Leidenschaften und das Interesse der Lebenden mit der Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Ordnung in Einklang zu bringen, welche sie modi- ficirt und sie in gerechten Gränzen hält.

Nicht minder wahr ist es, daß Bolivar eine vernünftige und prak- tische Freiheit aufrichtig liebt; daß, höher und weiter sehend als der übrige Theil seiner Landsleute — die er besser kennt als sie sich selbst — er zu der Einsicht gekommen ist, daß diese Völker, kaum aus der Scla- verei und einer künstlich verlängerten Kindheit herausgetreten, noch un- gesäubert von der moralischen Verderbtheit, von welcher sie drei Jahr- hunderte lang angesteckt gewesen, eines heilsamen Zaumes bedurften, um sich nicht den verderblichen Ausschweifungen hinzugeben, von welchen sie von dem Augenblicke an bedroht waren, wo die Furcht vor einem frem- den Unterdrücker aufhörte, alle Gedanken in einem einzigen zu vereinigen. Sollte Bolivar, mehr als irgend ein anderer interessirt bei der Unab- hängigkeit, der Ehre und dem Wohlstande des Landes, das er Spanien abgerungen, wohl an sich selbst zum Lügner werden, und sich in den Augen der ganzen Welt entehren wollen?

Nun ein politischer Ordner geworden, ist es sein Amt, der Lehrer seiner Landsleute zu seyn, ihnen Gesetze zu geben, deren Vortheile und Nothwendigkeit erst eine weiter gediehene Civilisation zu würdigen ver- mag. Wird aber der, im Kriege herangewachsene, von Natur ungestüme und sieggewohnte Bolivar nicht über die Schwierigkeiten der Chikane in Feuer gerathen, welche die alte politische Ausbildung seiner Mitbürger sicherlich der Erfüllung seiner Plane entgegen setzen wird? Wird er, nicht weniger betroffen von dem bescheidenen Abglanz der Bürgerkrone, als, wie er es immer gewesen, eilfertig, jedes Hinderniß zu überstreigen, das seinen Triumph verzögert, den Handlungen einer gesetzmäßigen

Autorität, die auf Zweifel steht, aber ruhig und dem durch das Gesetz vorgeschriebenen Gange gemäß sein muß, unwillkürlich die Formen und die Farbe eines illiberalen Despotismus geben?

Vereinigt wünscht endlich mit seinen günstigen Eigenschaften auch die Gabe beharrlichen Könnens, einer Gabe, die dem Staatsmann so sehr nothwendig ist, und die der Himmel doch so selten den begünstigte Sterblichen verleihen hat? — Ob mag sich's, ob ja drüben!

Wenn wird in den Ländern, die nicht mehr durch seine Gegenwart eingehegt sind, und wo die dadin das rührende Schauspiel einer Gesellschaft, ihrer Obhaber, und der Einheit einer Gitten, jedes Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung, wo Niemand sich, ein in rathenbegierige als Gelehrt, und wo der kleinste Angriff auf die Meinung einer Mehrer empfindliches Gemüth, als ob das Heiligthum selbst, zu verwunden.

Die Personen scheinen sehr bald die Dinge vergessen zu haben, die er ihnen erwiesen hat. Die Gewohnheit, ihn in Gefahren beschützt bist in der Mitte der colombischen Armee selbst gesehen, die wunderbaren dem Volksmut die zu den äußersten Gränzen von Peru geführt, es von einem unerklärlichen Glück beseelen. Diese Erinnerungen, die seinen Feinden selbst imponirten, sind für sie todt, und sie hören nur seine politische Ansichten, und die Freiheit, sie selbst zu regieren, verdrießt.

Dieses Gefühl hat sich in Caracas, Buenos Ayres, Mexico, Lima, Bolivia, Chile, Peru, Columbien, Rio de Janeiro, Kamana Mbaurre, selbst Kirchenstaat von seinen Landsleuten übrigens nicht mehr als seine Person, selbst Beschwerdeartikel gebildet und, ob sie sämmtliche Ohre erwecken, die verschiedenen Zungen und Mundarten dieser Völker und abgeschmackte Verbindungen angeführt. Bolivar bleibt von einer Verfassung immer einen Fremden, Noch gefährlicheren Zwiespalten, den unbekannte Namen und gehörne Wörter sich nicht ernsthaft lassen, nähren unter der Hand dieses Gefühl des Mißtrauens und der Ausschwärzung; mehrere, nicht minder verwirrte Gesetze, die Bolivar und sein Gewalt entfernten Provinzen zukommen, den Ton der Grenzen und der Verfassungen ausgeschmückt, und Europa selbst, wo Europa ausgeschlossen, hat seine Ansichten und revolutionären Beiträge liefern.

Wird Bolivar sich freiwillig verbannen? Glich er sich irre, von dem Wege an, seinen Ruhm? Der einzelne Mensch ist Nichts, wenn die Absicht, das Wesen, das er sich zum Vorbilde gewählt. Bis auf heute Tag hat sein Unternehmen die Wahrscheinlichkeit seiner wirklichen Existenz, um seine Erhaltung zu befestigen, in Zweifel gezogen können. Wie es zu Rima die Maschine von dem großen Siege von Ayacucho erhalten hatte, wollte Bolivar, nachdem er darüber als Ehre feierlich dem General Sucre gedankt, sogar außerhalb seinem Vaterlande Zeugniß zu tragen. Er erklärte, seine Aufgabe sey nun erfüllet. Er schrieb seinen Freunden beschwörliche Brief an den colombischen Congreß, in welchem er bringend sein Gesuch, die Präsidentschaft entlassen zu werden, erneuerte. Er sagte darin:

„In Anfang dieses so langen und barbarischen Kriegs war ich krank und elend; ist ich nun glücklich und ruhmvoll beendigt. Ich bin alt und arm; Krieg dem habe ich vielleicht noch Feinde. Es werde ihnen selbst Vermuth genommen! Gerechten Sie, mir mein Verlangen mit einer Person zu bewilligen, die mir erlaubt, mein Leben ruhig in Ausübung der Bürgerpflichten, fern von Ämtern, zu beschließen. Mein Vaterland wieder mich auf seine, mir geraubende und meinem Ehrgeize entsprechendere Weise beschäftigen können; ich habe ihm gut gedient, und ich werde nicht aufhören, ihn seinen Ruhm und Wohlergehen zu wünschen."

So wohnte, im Jahre 1824, der denkwürdigen Sitzung bei, in welcher beider Brief den ganzen Congreß versammelten beiden Kammern mitgetheilt, und von dem Vorsitzer im Senat, dem Herrn Barrali, verlesen ward. Es brachte hier in der ganzen Versammlung ein verbindes Schweigen von mehreren Minuten hervor. Endlich erhob sich der Deputirte Narciso Torres, und sprach mit sehr bewegter Stimme folgende wenigen Worte: Ich verlange, daß die allgemeine Dank dieser Erklärung, und wenn man das Verlangen der Liberalen, einfachen sie werden, auch nur zur Abstimmung bringe, so siehe das schon das „Vaterland erwachen werden."

Eine regelmäßige Berathung wurde unmöglich; ein außerordentliches Gerücht allgemeiner Besorgniß, das aus dem ganzen Kreis des Congresses sich erhob, ließ die Stimmen aller Deputirten, die sich zum Zeichen ihrer Zustimmung zu dem, was Torres gesagt, erhoben hatten, und die Sitzung war zu Ende. Man umarmte sich in den Corridors, auf dem Hofe, in den Straßen, in den benachbarten Häusern. Die gegenseitig Glück zu der Verwerfung von Bolivars nachgesuchter Entlassung, und man sah in dem Unterlassen eines gehörigen Gesuches gesetzet werden wäre. Der Mann, zu dessen Handen dieser so unzeitige und in allgemeine Entsetzen laut wurde, war seit mehreren Jahren abwesend, und befand sich für drei Jahre als 200 Meilen weit entfernt. *)

Der Congreß sah schließlich in Congreß ausgetragenen Verlegung, daß zum dritten Mal seine Berathung, Entstehung ausgenommen, bereits Bolivar fortwährend zu London den Verkauf seines österreichen Erben in Venezuela, der großen Kupferminen von Aroa und der zu beim gehörigen Ländereien, die er als Eigenthum von Columbien besaß, betrieb. Schon von englischen Kaufleuten zu London in Unterhandlung steht. Die erste Einzahl des Contracts betrug, daß der Kaufpreis sofort in einer europäischen Bank belegt werden sollte, um den ein jährlichen Einkommen von 2500 ₰ Thlr. zu sichern. Das ist es aufs Haar, worauf sich der Verkauf, sich gründet, da habe die Wurzel seinen zu Hebung Vaterlandes, dasjenigen beträchtlich, dem man Schuld gebe, er trachte nach der Unterjochherrschaft von Südamerika. Nun, dieser Bolivar, der, nach Abschlagung Antrag auf Antrag, sein Verbrechen, nicht einen größeren Wohlergehen bedarf um nach seinen Grundsätzen und nach seiner Lieblingsidee zu leben, und den darum verlangt, in philosophischer Ruhe drei mächtigen Ströme Meile in einer Entfernung von 1000 Meilen von seinen Freunden seine Bedürfnisse zu verzehren, ist nicht so beschaffen, wie seine Verleumder ihn aus flachen Gründen und ihn abwechselnd bald in Europa, bald in Amerika anklagen.

Nur noch ein paar Worte seyen wir gestattet! Bolivar ist Mensch; er kann unterliegen — bald durch andere auch von großer Höhe gestürzt. Südamerika wird bald wahrscheinlich, wie Europa, Republiken und Monarchien, Bürgerkrieg und Unfriede sehen in die Länge ziehen; denn wo wäre es für Europa wünschenswerth, daß Bolivar, der Mann, der sich selbst zu zwingen wußte, wenn es Menschen, Schicksale, Gott aufzuerlegen vermag, es möge es die Wiederherstellung einer verbrechenden Ordnung bewirken? — Die Geschichte wird es sagen. Wir wollen nur noch hinzufügen, wieder eben so wenig Wortheil aus neuen Unordnungen in diesen schönen und unglücklichen Theile der Erdkugel ziehen. Nur allein England könnte

*) Zu jener Zeit schrieb Bolivar an einen seiner alten Freunde, der sich bemüht eben zu Bogota befand, er möchte für ihn in der Stadt zum Kaufer aufsehen, und seine Briefe versiegeln, der es erlaube doch Niemand auf seinen Zimmern zu Caracas zu entnehmen. Keiner von den Canzleidiener hatte den Gewalt sie kundzugeben. Solche Meinung hat man von der Person, Verwaltungsmaßnahmen Bolivars, daß Niemanden doch Gefallen an Briefen, die Bolivar gehören, von dieser Hand zu Gesicht kam. Briefes seit verlangen 200 Pfunder vor, ohne irgend von Bürgschaft dafür anzubieten zu wollen.

unter Bagdahlung der Vermiethung und unter allfeitl Vorbehalten für einige Streichen Landes auf jeden Laube oder an den Ufern des fünften Monats zurückgegeben, aber es ist in reich genug an Colonisten, und indem es noch weiter ausgeben gibt, Raum es leicht hinzugegeben werden bringen, die es schon seit lange besitzt.

Ueber die Colonie am Senegal und deren Dependenzien.

(Nachtrag. M. vergl. Nr. 344 d. Bl.)

Die Stadt Goree, welche unter dem 14° 39' 55'' Breite und unter dem 19° 46' 40'' Länge liegt, bildet mehr als zwei Drittheile der Insel. Man sieht hier ein schönliches Gebäude, eine Caserne ausgenommen, welche ungefähr 200 Mann aufnehmen könnte. Die Straßen sind etwas eng, aber gerade und bequem. Es herrscht immer eine große Mannigfaltigkeit in ihnen, welche die Gesundheit des Klimat noch erhöht. Die größte in der Stadt ist Rue Française Citoyen Caillet, welche mitten in den Festen auf der Seite des Gebäudes liegen, setzten ungefähr gutes Waffer, aber in geringer Quantität. Diese zwei Quellen reichen für das Bedürfniß der Bevölkerung nicht hin; deswegen läßt man von der nahen Küste, vorzüglich von den Quellen von Khann, ungefähr drei Viertelstunden weit von der Stadt, ein sehr gutes Waffer und in großer Menge kommen. Gegen beide eine, von einem Gefichten verbessern Capelle, und am Eriminal ersten Anbau über Gitter und Handelsfachen; die Appellationen gehen nach St. Louis, beim Appellationshofe seine Gerichtsbarkeit über die ganze Colonie ausdehnt. Der Hafen von Goree bietet den Schiffen einen sehr guten Ankergrund dar. Die Rhedenankerplatz, so wie der Regierungsgarten dienen zu öffentlichen Spaziergängen.

Das Comptoir Richerie liegt am Gambia, auf dem rechten Ufer, ein wenig unterhalb des Fort James, und stehen Stunden ungefähr von der Mündung dieses Flusses. Die Regierung besitzt auf diesem Punkte ein Haus, welches zur Wohnung der Gouverneurs und anderer zur Unterhaltung des Comptoirs und zum öffentlichen Dienste abgehörigen Personen dient. Zwei andere kleinere Häuser und einige Hütten werden von Kaufleuten von St. Louis und hauptsächlich von Goree bewohnt. Man handelt in Albreda mit Schlangenhäuten, Wachs und ein wenig Gold, welches von den Eingebornen hingebracht wird.

Das Fort Augustin, welches sich im Innern des Gambia bis zum Cap Taligrin erstreckt, ist bis jetzt als ein gemeinschaftliches Territorium betrachtet worden, welches von dem französischen Handel in Verbindung mit den Engländern und Portugiesen benutzt werden kann. Frankreich hat seine Niederlassung dort.

Die Magdalenen-Inseln gehören auch zu Goree; sie besitzen aus einer Vertiefung von Felsen, welche durch sehr wenig Waffer von einander getrennt sind, und deren hauptsächlichste im Mittelpunkte liegt. Das Erdreich und seine Beschaffenheit sind denen der Insel Goree und des Cap Manuel ähnlich.

Herr von Montlosier und die Priesterpartei.

Eine neue Schrift des Grafen von Montlosier ist erschienen, die abermals von den Jesuiten, den Congregationen und der Priesterpartei handelt. Der berühmte Verfasser hat diesmal eine bestimmte Zeit gewählt und dieselbe auf das Jahr 1827 beschränkt. Er zieht die Schlinge, welche die Jesuiten und Ultralen während des jetzt endenden Jahres erlangt haben, und beweist die progressiven Eingriffe dieser ungeheuren Conspiration.

Wenn man die ersten Worte des Herrn von Montlosier über einen so wichtig gewordenen Gegenstand mit Begierde gelesen und gelesen hat, so ist es selbst unerklärlich, wie mit solchen Hoffnungen das Publikum das eben angezeigte Heft verschlungen hat. Man kann es sich nachdrücklicher im Stil und kräftiger in der Argumentation nennen, als die Vorgängerschrift. Eine merkwürdige Uebereinstimmung kommt darin mit Napoleon vorwaltet zur Stelle. Stark durch Gerechtigkeit und Klarheit der Sache, hat der gewissenhafte Schriftsteller das stets verdächtige Hilfsmittel der Declamationen verschmäht. Er stützt sich nur auf Thatsachen, und diese preßt ihre strenge aber gerechte Sprache. Durchdringig guter Opposition, mit einer Christ, rechtlichen Freimut, streicht er nun Schritt das im Leben Ludwigs des Achtzehnten so Evangelischen, der Ehrfurt, der Dankbarkeit des Thrones, des Altars und des Vaterlandes. Er beweist klar den Rückstand: Priesterpartei, Congregation, Jesuiten, Ultraismus sind nur Menschen zum Text gebient hat, die er mit Offenheit entlarvt oder mit Muth bekämpft. Das Glaubensbekenntniß des Herrn von Montlosier hätte von allen Christen der ersten Jahrhunderte unterschrieben und nichtsgeschieht mit ihrem Geiste besteht werden können.

Dieß Denkmahl ist, in Briefform an Herrn von Villèle gerichtet. Der Name Villèle klingt man leicht; Herr von Villèle hatte sich gewagert, den Eifafe der Kammer der Pairs zu annehmen, die neue Pairschaft hat nun zum Gegenstand, vor ganz Frankreich die beleidigende Thatsachlichkeit seiner Weigerung zu beweisen, es ist gewissermaßen eine außergerichtliche Vertheidigung, die, wenn sie auch ohne Wirkung bleibt, dem Urtheil seines Beurtheilt gegen den ersten politischen Staatsdiener die Acten auflegen wird.

Ganz ausgezeichnete Stellen mögen zur Probe dieß Urtheil zu interessanten als möglichen Werkzeug dienen.

Es gestieht in zwei Epoche: der erste enthält die Darlegung der Thatsachen und die Unterschung der Grundsätze, welche jene berührt; der zweite, in welchem sich Herr von Montlosier die Folgen zu entwirfen.

„Während," sagt er, „die Priesterpartei sich, so viel sie kann, auf die Monarchie stützt, die Charte verletzt, die Monarchie nicht glauben, daß sie, wenn sie der Monge die untergeordneten Stelle überläßt, darum auch den Einfluß darauf behalte. Der Ausfprüch spricht heute, wie allen anderen Zeiten, die Gesetze, die Richter, wie ihnen, unter dem Namen Ermine, Ergebene, (Anhänger) zu erhalten, die Gesetze, die Richter, die im Laienstuhle, Priester vor Allem sind. Mittelst einer innern Conföderation, mit Geheimschritt unter dem Namen Congregation organisirt, gelangt man leicht dahin, sich aller Aemter zu bemächtigen. Auf dem Wege begnügt man sich nicht damit, öffentliche Priester in Priesterkleidung in der Kammer der Pairs, den Staatsrath, den Ministerin zu haben; man hat, unter Laienkleidung, Priester, die Gesetze bei den Gerichten, bei der Polizei, der Armee und der Verwaltung befehlen: die Mehrheit der Fälle sich begnügt zu verbergen; aber unter der Rede, wie unter dem gastlichen Hofkleide steht man sie doch hervorgucken."

Wenn beschlossen wird, den System der Verschuld, niemals sich wir Priesterwort wohl in Act; es von den Augen der Welt aufgehoben. Das wahre Sie compromittirenden Briefe. Wie ernst auch immer die Verhandlungen des Cardinals von Ernst sein mögen, wird sich der Geschichte einen Augenmerk doch wohl bleiben, dem Vertrauen ganz, lasst zum Kaiserthum, Angelus und zum Gebet zu communiciren; aber wenn er dann Wilhelm und Schwerdtschl, sich nur erst das Ohrchen hat herumhelfen und die zum Unbedeutenden umschaffen können, so werden die Salbaten bald durch den Mund des Obersten die Befehle erhalten, die der Prediger sonstigen. Dabei wohnt das Bier einen wenigen Tage, Dienstboten, es in die andere Thier und es circulirte bald wunderlam. Das System ist, eben so in die Gutsdoren der verschiedenen Civil- und Militair-Autoritäten die Privilegien zu sagen, die Verbrechen, aber dies in seinem Sinne geleitet, daß man ihn darnach auf ausserordentliche Weise begünstigen — und da Gesetz über Kirchenbaulasten, für den Fall, daß der Preiße, über die Ersetzen, daß unter der Form irgend einer anderen Vorschrift: wobei übrigens noch die durchaus den Ordnungen von der Kanzel, und Gesetzen Religion des Hammers und von Feuer der Welt und im Innern der Familien, die kleinen Intrigues und Privatzuständigkeiten deshalb nicht unbekannt."

„Wenn der Meinung zunächst zugleich die Jndividuen, die Kirchen und Behörden, die Regierung; seine Wirksamkeit bestet sich dann auf verschiedene Epochen und —

„Wenn der Regierung verhält die Meinung so viel Achtung, als man ihr zugestehen kann, nach Verhältniß wie sie sich den Gesetzen und den öffentlichen Jnstitutionen nähert.

„Wenn man von einem Jndividuen voraussetzt, daß es nach Gesetzen die Regierungen des Gewissens und die Gefühle der Ehre; wenn die Behörden verschiedig werden, unrichtig in der Beziehung auf ihrer Functionen und in der Anwendung der Regeln der Billigkeit; wenn die Regierung, statt die Gesetze und Jnstitutionen zu befolgen, befiehlt, daß man sie, gegen sie zu handeln; wenn sie, statt sie zu vollziehen, aber gar zu verletzen, sie ist die Feige, in allen Fällen, je nach den verschiedenen Graden, Minderung der Vorzüge der öffentlichen Achtung."

„In Beziehung auf Jndividuen aber amtliche Behörden wird wohl niemand behaupten, daß diese Trennung von der öffentlichen Meinung aber allgemeinen Achtung ohne Wichtigkeit sey; denn wenn die Regierungen ist diese Wichtigkeit noch viel größer, denn sobald eine Regierung demoralisirt ist, bleibt ihr von da an nichts als die Gewalt mehr übrig. Da sie sich hier nun auch leicht von der Moral entfernt, so können die Völker in Bewegungen und Revolutionen selbst."

„Eine Regierung, die neue verachtet, schmeichelt sich zuweilen, daß sie verachtet und fortfahren könne, zu existiren. Wenn sie nichts zu gebieten hätte und wenn sie, indem sie befiehlt, nicht Gehorsam von der Gewalt voraussetzen müßte, so möchte man wohl sagen, daß sie in dem Moment, wo zur Unwirksamkeit, die Verachtung ergreift, ihr Anwendung der Gewalt stumm, die den Hof weckt, da entsteht schnell, neben dem allgemeinen Ekel, eine allgemeine Verbindung, die sie leicht gewaltsam werden kann."

„Alle diejenigen, welche übergeben sind, daß die Regierung die öffentliche Achtung verlieren, wird es mit leicht seyn, zu bemerken, wie sie sie durch die Verachtung verliehen hat."

„Alle diejenigen, welche glauben, daß sie in Frankreich noch einige Achtung übrig bleibe, wird es mit leicht seyn, zu bestimmen, wie sie im Begriff ist, sie zu verlieren."

„Was andere ein katholisches Land sagen, welches aus der Wirkung geheimer Verbindungen und Machinationen erstickt, das seine Regierung sich protestantisch zeigte, aus alle Staatsämter mit Protestanten besetzt?

Was andere ein protestantisches Land sagen, wenn es auf gleiche Weise sähe, daß seine Regierung katholisch geworden, und alle Stellen an Katholiken vergäbe? Was kann Frankreich jetzt sagen, das ausdrücken, daß seine Regierung aufhört zu seyn, wenn sie seine Erfindung und alle einheimischen Passion, dem Unterricht und der Staatsverwaltung, in die Hände der Jesuiten, oder mindestens ihren Anhängern fallen sieht?"

„Ob irrend von den Kreisen deren Unterricht und der Regierung; ist sagt nicht genug. Man muß auch die Stellen der subalternen Behörden und Richter, der Notarien und Procuratoren, selbst die Stellen der Lehrer in den Gemeinden, in Betracht ziehen, die Mittel, die Neigung zu ziehen und deren Fortsetzung ist verfolgt habe. Es ist eine Thatsache, daß alle Corporationen, sowohl vom Civil als Militair, sowie man sie gethan hat, Jesuitenfreunde sind, daß alle Gemeinden, die man allen Castellien der Priesterpartei vermischt und aufgeklärt worden sind."

„Diese Verfahren, daß, selbst bei einer lange bestehenden Regierung, eine beharrliche Gewalt von diesem Augenblick an, wo sie sich anderweitige Folge bei einer constitutionellen Regierung haben, die nur erst einige Jahre, ist ihrer Einführung, zählt?"

„In Deutschland, in Preußen und Oldenburg, Göttingen und Paris, je mir mit anderen großen Jnstituten bereitet Art, während die Universität die aufgeklärten Studier einander, und sie sie in beständiger wechselseitige Berührung, und in Folge dieser Wechselwirkung, mit der mehr oder allen Civilität. Das Bürgerthum der Waffen hat, im Verlauf der Zeit, eine andere Richtung annehmen können; das Bürgerthum der Wissenschaften, ist mit sie, auf der Universität, eine Jndividualität. Es ist die Universität mit dem Genius der Ansicht Frankreichs, mit seinem Lauf und seinen Gütern verbunden, und sie ist es, die Seele der Civilisation; sie befriedigt sie überall, wo sie wankt; sie ruft sie überall wieder hervor, wo sie zu erlöschen droht. Diese Stellvertretung der Universität aufrechterhalten, und befördert, ist die Seele der Regierung, die Seele der Civilisation; sie ist Seele Jesuiten, sogenannter kleine Seminarien, geistliche Schulen, die in der Hand der Priesterpartei sind, zu prüfen, das heißt, ist sage es heraus, der ganzen Meinen der Regierung und der Civilisation entgegen."

„Ob sich aufstehen, abschaffen — und wie nimmt man sich dabei, um seinen Zweck zu erreichen? Geschieht es in Belagerung des gesetzlichen Wegen, auf welchen man Jnstitutionen sich erheben und alle Einzelnen Themen? Oder, indem man sie, mit Hülfe, durch den Mund geistlichen Systems; mit einer Kühnheit, durch welche man beharrlichen Gesetze trod verletzt; mit einer Heuchelei, durch welche man gehörne Gesetze verletzt, und mit einer Verwegenheit, durch welche man gehörne so viel man will, Frankreich zu beraubten suchen, indem man ihm einen Theil seiner Größe und seiner Constitution zieht, die man zu verbrechen sich bemüht, und die man, wenn es ihnen anders Ernst wäre, beschützen gegebene Gesetzbuch, den man zu unterzeichnen und unzuhängen trachten?"

„Die ergiebige Frage kann lauten:

Wer ist in der Hitze mehr bewegt,

Wer? ich nicht schein, die Hitze aufzuregen.

Ich habe oft bemerkt, daß die Hitze mehr aufgeregt zu werden bedarf, sie sich schon von selbst. Die Hitze der Klugen gewahrend, reizt sie die Strenge der Gesetzen gegen sie auf; dann enthüllt und überantwortet sie diese Strenge der Gesetze der Verachtung des Pöbels. In diesem Augenblicke begnügt sich die Hitze nicht, von den Ministern der Verletzung der Gesetze, d. h. des vollständige Verbrechen des Hochverrathes, zu erlangen; wenn es sie gelingt, darauf bei den Untersuchungen die anderen Verbrechen zu ergreifen, das des Ungehorsams und der Verleumdung, dann erst ist ihr Werk vollendet."

die Entſcheidungen des Advocatenſtandes, durch die des königlichen Gerichtshofes von Paris und durch die der Kammer der Pairs avertirt worden ſind, iſt es klar wie des Tages Licht, daß nur die Formalität einer Anklage der Deputirtenkammer fehlt, um das ganze Miniſterium verſchwinden zu machen."

„Inzwiſchen wollen die Miniſter, ſelbſt auf dieſen Fall, nicht abtreten. Sie haben ein Syſtem erfunden und dieſes Syſtem, unter verführeriſchen Formen dargeſtellt, hat gefallen; es iſt angenommen worden. Dieſes Syſtem aber iſt falſch, verderblich, den Geſetzen zuwider und erzeugt überall Verwirrung und Unordnung. Einerlei — daran kehren ſich die Miniſter nicht. Bajonnette und Gensd'armen ſind ja zu ihren Dienſten."

„Das geht ganz herrlich. Von einer andern Seite indeſſen, wenn diejenigen, welche die Kammern, die Richterſtühle und die Geſetze für ſich haben, ſich gewiſſermaaßen im Namen des Königs ausſprechen und die Miniſter und Gensd'armen gleichfalls, auf eine andere Weiſe, im Namen des Königs reden (und handeln) ſo ſehe ich aus dieſem Conflict einen großen Tumult entſtehen; ich frage mich dabei, auf welcher Seite nun eigentlich der Aufſtand iſt"

„Wenn in dieſem Conflict das Volk und die Geſetze triumphiren, ſo werden ſich die angeklagten Miniſter ohne Zweifel auf einige ſpecielle Befehle ſtützen und anvertraute Geheimniſſe ausſchwatzen können; aber alles dieſes wird ihnen wenig nützen. Sie müſſen erwarten, daß man ſie nach der Charte richten wird; und nicht bloß nach der von Ludwig XVIII. gegebenen Charte: vor mir auf dem Tiſche liegen zehen andere, gleichfalls ertheilte Charten, durch welche unſere Könige ihren Gerichtshöfen verbieten, Rückſicht zu nehmen auf geheime Befehle (lettres closes) ſo wie auf alle Arten von Cabinets-Ordres, die im Widerſpruch mit den Geſetzen ſind. Ich beſitze überdieß noch die alte Eidesformel für den Kanzler von Frankreich, worin er ſchwört, keinen den Geſetzen zuwiderlaufenden Befehl des Königs zu beſiegeln, wenn auch die Anweiſung dazu ſelbſt wiederholt würde. Daraus iſt für uns, und beſonders für die Parlamente, die Freiheit erwachſen, die königlichen Briefe für erſchlichen zu erklären und dem König ohne Unſchicklichkeit zu ſagen, daß ſein Gewiſſen getäuſcht worden iſt."

„Wenn wir, bei der Stellung, welche die Miniſter eingenommen, die Gewißheit haben, daß ſie ſpät oder früh werden angegriffen werden, ſind wir darum auch ſicher, daß die conſtitutionellen Formalitäten pünctlich werden beobachtet werden? Wird die Hölle, die in dieſem Conflict ſicher ſich rühren und zugleich die Leidenſchaften des Pöbels aufregen dürfte, dieſen regelmäßigen, abgemeſſenen Gang beobachten? Ich weiß es nicht; ich frage nur."

„Inzwiſchen beruhige man ſich; die Gensd'armen und die Miniſter, verſichert man, werden triumphiren. In dieſer Vorausſetzung nun — wird wohl jemand mir ſagen können, was aus dem Gewölbe des Tempels werden möchte, wenn die Säulen, die es tragen, loſe gerüttelt von werden? Kann man mir ſagen, was die Triumphatoren mit ihrem Triumph am nächſten Tage darnach anfangen wollen? was ſie aus den Siegern und den Beſiegten machen und vor Allem, wie ſie fortfahren wollen, den Staat zu regieren, mitten unter Trümmern von Geſetzen und Charten, die ihr Werk ſind?"

„Wie auch immer der Ausgang ſey, wir können freimüthig fragen: Die Jeſuiten von Montrouge, die von Billom, die politiſchen Congre-

„Der Blitz des Himmels ſelbſt genügt Ihnen, mein Herr, nicht. In alle Gewalten der Geſellſchaft, auf Schutzrichterweiſe ſich einſchleichend, ſuchen Sie, was Sie nicht auf Gottes Befehl erhaſchen können, auf des Königs Befehl zu erhalten; Sie bearbeiten und bewegen die Bürger durch die Obrigkeiten, die Kinder durch ihre Aeltern, die Männer durch ihre Frauen, die Handwerker durch ihre Meiſter. Als getreuem Nachahmer der Jeſuiten iſt Ihnen jede Baſis recht, wenn ſie Ihnen nur zum Stützpuncte dient. Von Monarchie dann, von Ariſtokratie, von Demokratie — ſo viel man nur immer wollen mag."

„Auf dieſelbe Weiſe, je nach der Lage, in welcher ſie ſich befanden, predigten die Jeſuiten den Chineſen den Cultus der Heiligen oder den der Vorfahren, den des heiligen Petrus oder Confucius, den Deſpotismus oder die Republik. In meinen Briefen aus Paris iſt die Rede von ſchönen Werken, die ſie in Amerika gegen die Monarchieen herausgeben. Vorausgeſetzt, daß ſie zur Herrſchaft gelangen, iſt jede Fahne, jede Lehre, jede Farbe gut; die Verſchiedenheit ſtört ſie nicht."

„Fortgeriſſen, den Staat noch ferner zu regieren, nicht für die Intereſſen des Staates, ſondern für die der Prieſterſchaft, überfirnißt mit der Farbe der Religion; herabgeſunken von der Rolle eines erſten und mächtigen Miniſters in Ihrem Vaterlande, zu der eines untergeordneten Commis, in der Hand eines Gewiſſensrathes, deſſen Zuſammenſetzung Sie und ich kennen, ſuchen Sie vergebens Ihre neue Lage zu verbergen; ſie liegt, ſo wie die des ganzen Miniſteriums, vollſtändig zu Tage."

„Inzwiſchen muß ich Ihnen warnend ſagen, worüber ich mir volle Gewißheit verſchafft habe, daß, ſelbſt mit dieſen Opfern, Ihre Lage nichts weniger als ſicher iſt. Weil Sie ſich dieſer Partei verdungen, meynen Sie, daß dieſe Partei ſich auch Ihnen verpflichtet habe und halte; das iſt ein großer Irrthum. Heute auf Ihren Fall ſpeculirend, wie ſie lange auf Ihre Erhebung ſpeculirt hat, ſucht ſie, wie ich genau unterrichtet bin, ihren Vortheil aus dieſem Ereigniß zu ziehen. Ich bin benachrichtigt, daß, durch eine ſchon bewilligte Combination zwiſchen vornehmen Prälaten und einflußreichen Deputirten von der royaliſtiſchen Oppoſition, man ſich beſtrebt, nachdem man Sie, ſo wie eine große Anzahl der jetzigen Miniſter, ins Meer geworfen, in dem Schiffbruche den ſehr guten, ſehr milden Einfluß der Prieſterpartei zu retten. Dieſem Plane, bei welchem man die Jeſuiten nicht verlaſſen, aber doch ſie in gewiſſe Gränzen eingeſchloſſen zeigen würde, ſoll als Hauptpanier eine neue Erklärung der Anerkennung der Conſtitution und der Charte dienen. Mit dieſer Erklärung, ſelbſt von Cardinälen unterzeichnet, und dem Pathos, womit man ſie zu begleiten nicht unterlaſſen würde, könnte man ſicherlich viele ehrliche Leute betrügen, einige Stellungen, ſelbſt einige Lagen ändern: frei heraus aber geſagt, würde der Plan doch nicht zwei Jahre von Erfolg ſeyn. In der That wollen wir nicht, daß die Prieſter, wie ſie bis jetzt gethan haben, ſich in unſere politiſchen Angelegenheiten miſchen, um ſie zu verwirren und zu verderben. Wir wollen eben ſo wenig, daß ſie ſich darein mengen, um ſie zu befördern und zu unterſtützen. Wir wollen einen Prieſter nicht, der, wie der neulich angeklagte, uns predigt, daß der Staat ſich nicht erhalten kann, wenn die Charte ſich erhält; wir wollen eben ſo wenig einen Prieſter, der ſich anſtrengt, uns die Vortheile derſelben anzurühmen. Wir wollen keinen Prieſter, der polemiſche Predigten hält; wir wollen keinen, der Politik predigt."

„Der öffentliche Haß! Ich kenne mein Herr, wie irgend ein anderer das Gewicht, das er für einen rechtschaffenen Mann haben kann, wenn er in seinem Berufe — nach seiner Pflicht handelt. Der Dichter sagt sehr schön: Nec sumit aut ponit secures, arbitrio popularis aurae; er sagt auch: nec civium prava jubentium. Wenn demnach Ihr jetziger Widerstand zum Zweck hat, schlechte Maaßregeln zum Nutzen Ihrer Mitbürger abzuwenden, wenn Sie nur zum Heil des Königs und des Vaterlandes Ihre Stellung zu behaupten suchen, so preise und bewundere ich Sie nicht nur, sondern ich füge noch die Bitte hinzu, mir zu erlauben, Ihnen zur Seite zu stehen und Ihre Gefahren zu theilen. Aber dann muß man sehr gewiß seyn, seine Pflicht wirklich zu erfüllen."

„Der heilige Ignaz von Antiochien kann, von Trajan verdammt, freudig sagen: „Ich bin Gottes Waizen, vom Zahn wilder Thiere ge„mahlen; ich werde reines Brod Jesu Christi werden." Er hatte Gottes Gnade und seinen apostolischen Beruf zur Stütze. Aber Sie, mein Herr, wenn Sie je dem Zahn der Menschen preisgegeben werden, welches Zeugniß können Sie sich selbst geben? Ist es hier nur eine unverständige Menge, die Sie verfolgt? Ungetreu unsern Gesetzen und gewarnt zuerst durch die Rechtsgelehrten, dann durch die königlichen Gerichtshöfe und zuletzt noch durch die Kammer der Pairs, häufen Sie, nach einem ehrenvollen Leben und in der Mitte einer Familie, die Ihnen theuer ist, eine Menge gerechter Vorwürfe auf sich. Wer bewog Sie, durch eine Menge unbestreitbarer Verletzungen, die Sie selbst nicht läugnen können, sich im Voraus der Zuflucht jedes rechtlichen Mannes, der Billigung seines Gewissens, des Bewußtseyns erfüllter Pflicht zu berauben? Wie, mein Herr, Sie opfern sich auf, nicht um Ihrem Vaterlande, sondern um den Jesuiten zu dienen! Sie opfern sich auf, um dem Pater Loriquet und Jennesseaux einige vergnügte Augenblicke zu gewähren! Aufrichtig, das heißt sich unter dem Preise weggeben; Sie sind mehr werth."

„Aus welchem Gesichtspunct ich auch immer Ihre Lage betrachte, so scheint sie mir in Wahrheit nicht haltbar: ich zittere für Sie. Im Augenblicke, wo eine Anklage von der Deputirtenkammer ausgehen würde, sehe ich keine Vertheidigung für Sie. Ich versetze mich dann in die Kammer der Pairs. Ich habe Ihnen keine Wohlthat zu danken — eben so wenig eine Beleidigung vorzuwerfen: ich hege daher keinen Haß gegen Sie. Inzwischen erkläre ich Ihnen in der Aufrichtigkeit meines Herzens: im Moment, wo ich meine Stimme über Ihre Anklage abgeben müßte, könnte ich nicht anders, als Sie — — verdammen."

„Wenn man sich des Mittels der Staatsgewaltstreiche bedient, indem man aufrichtig ein Resultat von Recht und Gerechtigkeit bezweckt, so kann man hoffen, auf diese Weise einen momentanen Widerstand zu besiegen. Man hat eine Gewaltthätigkeit begangen; aber sie ist vorübergehend, das Resultat bleibend. Das würde z. B. der Fall mit der Verpflanzung eines Systems von Charte und Freiheit nach Spanien seyn, welches im Geiste seiner alten Sitten und Gesetze entworfen wäre. Wenn man aber in Frankreich, um die Charte und unsere Freiheiten zu vernichten, an einer großen Anzahl sich dem widersetzender Bürger (unter welche man mich wohl auch zählen dürfte) Strafe und Gewalt geübt, wenn sich als Resultat findet, daß dies nur geschah, um Jesuiten, Congreganisten, Missionaire und alle jene Janitscharen der Priesterpartei an die Stelle des uns geraubten Palladiums zu setzen, so wird man sehen, ob und wie lange dies dauern kann."

THE GLEANER,

OR

Specimens

OF THE

PERIODICAL LITERATU

OF

GREAT BRITAIN AND THE UNITED STATES.

Unter obigem Titel wird im Januar 1828 das erste He Monatsschrift in Englischer Sprache (redigirt von Dr. C. F. Wi der Expedition der Börsen-Halle ausgegeben werden.

Der Zweck dieses Unternehmens ist, dem Publicum eine Ueberb Interessantesten aus der Brittischen und Nordamerikanischen Jou rasch, vollständig und zu billigen Bedingungen zu g

Die Redaction wird es sich zum Gesetz machen, über jeden stand von Interesse die bedeutendsten Journale, als Organe der denen Parteien, reden zu lassen. Auf diese Weise soll der Leser Stand gesetzt werden, nicht nur eine Masse von Thatsachen, die Blättern zerstreut sind, leicht zu überblicken; sondern auch Anschauung zu gewinnen von dem Einfluß der periodischen Pre die öffentliche Meinung; von dem Werth der Principien, dem thümlichen Ton des Raisonnements, und dem Aufwand von Ta die leitenden Journale jener Länder charakterisirt.

Dieser Zweck wird am besten erreicht werden durch unmittel Wiederabdruck der bedeutendsten Artikel (poetische Beiträge mit schlossen); durch Aushebung des Interessantesten aus andern; und Zusammenstellung von Notizen aus allen.

Auszüge aus den bedeutenderen Flugschriften, so wie aus Werken über Deutsche Literatur und Sitten, werden eine nicht u kommene Zugabe bilden.

Endlich wird eine Reihe von Original-Artikeln von Zeit z eine Charakteristik der zu Grunde liegenden Journale, eine raisonn Analyse ihrer Grundsätze, und eine kurze Uebersicht des Fortgan Literatur im Allgemeinen darbieten.

Mit dem Obigen ist die Stellung genugsam bezeichnet, die das Unternehmen, andern bereits bestehenden gegenüber, einzunehm stimmt ist. Das Publicum mag entscheiden, wiefern dem angek Zweck die Ausführung entspricht, wenn erst die Arbeit zur Prüfung liegen wird.

Am 20. jeden Monats wird ein Heft ausgegeben und zwa Es ist die Einrichtung getroffen, daß ein solches Heft bereits Auszüge aus den am 1. desselben Monats in London ausgege und den bis zum 15. in Hamburg aus Nordamerika eingega Journalen enthalten wird.

Jedes Heft zu acht Bogen kann einzeln durch alle Buchha gen zu 2 ℔ oder 18 gGr. bezogen werden. Bestellungen übern dieselben, so wie auch die Löblichen Postämter, und werden dem für 4 ℔ 8 ß oder 1 ℛ 20 Sgr. Sächsisch 3 Monats-Hefte, und ganzer Jahrgang für 18 ℔ oder 7 ℛ 8 Sgr. geliefert.

Hamburg, im December 1827.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

№ 249 Hamburg. Mittwoch, den 26. December. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von B. Niebour und Rath Ludwig.

Schlacht bei Navarin.

(Eingesandt.)

Mel. God save the King.

Codrington, Brittenheld,
Herrscher im Wogenfeld,
Mahnt du nicht bald?
Siehst du die Flammen dort?
Nicht zähmt der Treue Wort
Dürstend nach Blut und Mord
Tigergewalt.

Segel hochaufgeschwellt
Streift über'm Wogenfeld
Codringtons Kiel.
Britten- und Franken-Schaar,
Ewig ein feindlich Paar,
Eint mit des Nordens Aar
Ein heilig Ziel.

Hellas, du stand'st allein,
Fällst, und wer wendet dein
Grau'nvoll Geschick?
Hält doch ein Flottenheer,
Krieger- und Donner-schwer,
Dich auf dem weiten Meer,
Retter, zurück.

Segel hochaufgeschwellt
Streift über'm Wogenfeld
Codringtons Kiel;
Steu'rt in die enge Bucht,
Wo das Volk sonder Zucht
Trotzigen Muths versucht
Blutiges Spiel.

Codrington nimmt die Schlacht;
Fünffache Uebermacht
Schreckt ihn nicht ab.
Bord ist an Bord gedrängt,
Segel an Segel hängt,
Schmal ist der Tod beengt
Im Felsengrab.

Donner auf Donner brüllt,
Wolkennacht rings umhüllt
Feind und Genoß.
Nur um der Schiffe Rand
Wälzt sich ein Flammenbrand,
Und hoch vom nahen Strand
Blitzt das Geschoß.

Fest an des Ankers Zahn,
Breit vor der Kugel Bahn
Liegt Wall an Wall. —
Hier frommt nicht Eichenbau,
Ehern Kleid, Eisenau; —
Auf in der Lüfte Blau
Kracht Trümmerfall.

Dort bricht Verdeck und Mast,
Blind sonder Flucht noch Rast
Kämpft wilder Muth.
Los weicht der Planken Bund,
Hoch rauscht der Wogen Schlund; —
Unten im stillen Grund
Schweigt Kampf und Wuth.

Nur eine Spanne Zeit!
Schnell ist der laute Streit
Heißer erwacht.
Rasch in die Lücke dringt
Ein neuer Feind, und ringt
Mit frischer Kraft, und zwingt
Zu gleicher Schlacht.

Stunden auf Stunden flohn,
Schreckliche Aerndten schon
Mähte der Tod.
Blut ist das tiefste Meer,
Starret von Leichen schwer.
Mahnend von oben her
Winkt Abendroth.

Horch! warum schweigt die Schlacht? —
Wo ist der Türkenmacht
Trotzige Schaar?
Sinkende Flammen nur
Rings auf der Trümmerflur
Künden der Flotte Spur,
Künden: sie war!

Codringten, Brittenheld!
Wo war ein Siegesfeld
Schöner, als hier!?
Ewige Kränze weiht
Dir die Unsterblichkeit;
Hellas, durch dich befreit,
Windet sie dir.

Wohl schilt die kühne That,
Wes Herz dem Klügelrath
Aengstlich ist feil.
Trau auf der Menschheit Wort,
Laut schallt es fort und fort:
Codrington, Freiheitshort,
Codrington Heil!

Biernatzky.

Der Räuber Spatolino.

Spatolino's Geschichte trägt einen Charakter, der eher erwarten ließe, daß ihr Held in einer Gegend aufgewachsen wäre, wo roher Naturzustand herrscht, als in einem längst civilisirten europäischen Staate. Dieser außerordentliche Mann war bis zur Wuth gegen die Franzosen aufgereizt, die in Italien eingefallen waren; voll Verzweiflung verfolgte er seine Rachanschläge; seine Angriffe auf ihre Schaaren waren ununterbrochen. Er wäre wohl ein großer Feldherr geworden, hätte er sich dem Militairstande gewidmet; oder ein ausgezeichneter verdienstvoller Bürger, hätte er sich einer angemessenen Erziehung erfreut. Sein erstes Verbrechen war eine Handlung der Rache; alle seine übrigen Vergehungen flossen aus derselben Quelle. Schwärmerische Begeisterung gab ihm das Schwert in die Hand, und ungewöhnlicher Scharfsinn unterstützte ihn bei seinen Unternehmungen. Er starb, mit dem Namen Räuber und Mörder gebrandmarkt; aber die Franzosen, die seine Rache am schwersten getroffen hatte, waren seine Richter, seine Ankläger, seine Henker. In jeder seiner Handlungen war der Held zu erkennen, der in größter Gefahr doch stets in seinem eigenen Hochsinn seine Rettung findet. Nie war er Verräther, wenn gleich von seinen Vertrautesten häufig verrathen. Galt es Rache, so war sein Schlag rasch und furchtbar. Den Franzosen war er ein Schrecken. — Sein Leben bietet ächt romantische Züge dar; zuweilen mögen sie übertrieben scheinen; aber diese Erzählung ist aus sichern Quellen; es liegen dabei seine eigenen freiwilligen Bekenntnisse zum Grunde.

Stefano Spatolino war geboren zu Frosinone, im Jahre 1775; seine Aeltern waren Landleute, und von den Eigenthümern ihres gepachteten Gutes hart behandelt; ihre Thränen netzten das schwarze Brod, das ihre einzige Speise war. Stefano ererbte von Natur ein wildes und heftiges Temperament; jung wie er war, legte er das lebhafteste Schmerzgefühl an den Tag, über die traurige Lage, in der seine Aeltern durch die Habsucht und Härte des Pachtherrn sich befanden. Einmal trug es sich zu, daß der Pachtherr Geld von seinen Aeltern durch die Polizei erzwingen lassen wollte; während die Gewaltthat vollzogen werden sollte, sprang der junge Spatolino mitten unter die Gerichtsdiener, das Messer in der Hand, und übte seine Rache; wenn er gleich nur funfzehn Jahr alt war, so widerstand ihm doch keiner. Zwei Personen blieben todt auf dem Platz; der Sohn des Pachters war schwer verwundet. Es sammelte sich ein Volkshaufen, die bewaffnete Macht kam angezogen, und Spatolino ward verhaftet, aber aus Rücksicht auf seine Jugend nicht zum Tode verurtheilt, sondern funfzehn Jahre nach den Galeeren nach Civita Vecchia geschickt. Kurze Zeit nachher, ward er von einem Kameraden, der mit ihm gekettet war, beleidigt; er hatte keine Waffe, richtete ihn aber übel mit Schlägen und Tritten, und würde ihn gewiß getödtet haben, wenn nicht die Wache dazwischen getreten. Zu dieser Zeit war er bereits stark wie ein Mann in seinen besten Jahren. Spatolino wurde bestraft, und da er seinen Unwillen nicht mehr ungehindert an den legen konnte, so benahm er sich als ein Rasender. Dafür ward er dem Werft von Porto d'Anzo geschickt. Er fand diese Lage schlimmer als die frühere, war erst voll Wuth, brachte es aber dahin, sich ein gewisses Ansehen von Ueberlegenheit zu geben, und von seinen Gefährten gefürchtet, und sogar geschätzt zu machen. In kurzer Zeit fingen auch die Wachen und die Aufseher an, ihn zu und, obgleich der jüngste im Gefängniß, ward ihm doch von den Vorgesetzten der Auftrag zu Theil, bei den Arbeiten der Sträflinge die Aufsicht zu führen. Seine Gegenwart war hinreichend, einem Streit zu ihnen ein Ende zu machen; Spatolino züchtigte sie, sobald sie sich nicht fügen wollten. Sein Benehmen, sein Muth, und seine Bereitwilligkeit jedem Auftrag nachzukommen, so wie seine Jugend, gewann ihm die Gunst des Präsidenten der Strafanstalt zu Porto d'Anzo; dieser sprach ihn nicht nur von der Arbeit frei, sondern ernannte ihn zum Barberotto, das ist, zum Serjeanten der Galeeren Sklaven. Er hatte Vollmacht ihre Arbeiten zu besichtigen, die Fleißigsten zu bezeichnen, die Nachlässigen zu bestrafen. In Porto d'Anzo war damals eine junge Aegypterin, die ein Seemann, der mit Brennholz in Aegypten war, bewogen hatte, ihre Heimath zu verlassen. Der Matrose hatte ihre Bekanntschaft gemacht, sie gefiel ihm, und die arme Getäuschte, die ihre Flucht aus Aegypten wegen ihrer Aeltern nicht rückgängig zu machen wußte, wurde von ihm beredet, sie zu ermorden und ihre Habseligkeiten sich zu bemächtigen; diese Grausamkeit wurde Nachts ins Werk gesetzt, und sie entkamen zusammen. Der Matrose aber war bereits verheirathet: und kurz nachdem sie in Civita Vecchia angekommen waren, verließ er die Unglückliche, in dem größten Elend, eingedenk des Opfers, das sie seiner Liebe gebracht. Der Gouverneur ließ sie aus Mitleiden in dem Römisch katholischen Glauben unterrichten und unter dem Namen Marie taufen; als er das gute und gerechte Werk vollbracht, war von weiterer Unterstützung nicht mehr die Rede; er hielt es für genugsame Wohlthat, sie zur Katholikin gemacht zu haben. Da sie in Civita Vecchia keine Arbeit finden konnte, so schloß sie sich nach Porto d'Anzo zu ziehen, um ihren Unterhalt zu gewinnen, das bei dem Umstand, daß der Hafen gerade neu gebaut wurde, keine Schwierigkeit haben konnte. Marie, die in ihrer Heimath eine gute Köchin war, versuchte ihr Glück mit Zubereitung einiger Gerichte, die sie den Galeeren-Sklaven verkaufte. In kurzer Zeit machte sie sich die Sklaven zu Freunden, insbesondere Spatolino, der ihr vertraut mit ihr wurde, und täglich zu Tische kam. Marie wollte keine Belohnung von ihm annehmen, und ließ durch seine Freundschaft sich bewegen, ihm ihre Geschichte anzuvertrauen. Spatolino war erfreut, so viele Entschlossenheit bei ihr zu finden, und machte ihr solche Anträge zu einer Verbindung, die ohne das mindeste Bedenken angenommen wurden. Sie hielten bei dem Vorgesetzten des Werfts um Erlaubniß an, sich zu heirathen; aus Rücksicht auf Spatolino's gutes Benehmen wurde sie ertheilt; und als seine Strafzeit abgelaufen war — im Jahre 1810, das auch für Rom im Allgemeinen durch das Decret

n Pabst wegzuführen, von Wichtigkeit wurde — verließ Spatolino
e Galeeren, zum Bedauern des Oberbeamten und aller Aufseher. Am
seiten Tage nach seiner Befreiung sah Spatolino in der Umgegend
n Porto d'Anzo an den Straßenecken die Bulle angeschlagen, in
r Pius VII. den Kaiser Napoleon und alle, die den Kirchenstaat
setzt hielten, oder in Französischen Diensten standen, oder sonst ihnen
erbunden waren, in den Bann erklärte. Spatolino dachte der
Sache nach, und überzeugte sich, daß die Franzosen, als Gewaltherrn
nd dem Kirchenbann verfallen, ohne allen Gewissensskrupel ermordet
erden dürften. Er beschloß, das Unrecht, das seinem Herrn angethan
ar, zu rächen, und begab sich sofort nach Rom mit seinem Weibe, um
n Betrachtung zu nehmen, welche weitere Maaßregeln zu ergreifen
ären.

Der Morgen des 6. July brach an, ein Tag großer Verwirrung; die Franzosen hatten die Mauern des päpstlichen Pallastes durch eine Abtheilung Gensd'armen ersteigen lassen, unter Anführung des General Radel; der den Papst, sobald er sein Zimmer erreicht hatte, ohne alle Rücksicht auf die Ehrerbietung, die man seiner Person schuldig war, in Eile wegführen ließ. Die unwissende Menge der Römischen Bürger sah dieß mit Indignation; sie glaubten alle Franzosen seyen mit dem Fluch belastet, weil sie den Papst als bloßen Menschen betrachteten, anstatt als einen Gott auf Erden; so zu denken, war, in ihren Augen, Todsünde.

Man erzählte sich, der Papst sey in seinem Ornat weggeführt worden, das Kruzifix in der einen Hand, in der andern das Brevier. Entsetzen herrschte in Rom; aber in Spatolino's Brust glühte Rache. Er rief einige seiner Genossen zusammen, darunter zwei seiner Verwandten, und theilte ihnen seine Plane mit. Diese gingen dahin, sofort alle Franzosen zu ermorden, die sie treffen würden, denn sie seyen Schuld an dem Verderben Rom's und des Kirchenstaates. Die Gefährten Spatolino's billigten den Anschlag, und da sie hörten, daß das heilige Collegium verfolgt werden sollte, verschafften sie sich die nöthigen Waffen, verließen Rom, und nahmen ihre Stellung auf den Hügeln, wo sie sich sicher und zugleich in einer angemessenern Lage für ihr Vorhaben glaubten.

Der Leser wünscht vielleicht etwas über Spatolino's Persönlichkeit zu erfahren. Er war von kleiner Statur, langem Gesicht, reiner Haut, aber sein Gesicht etwas blaß und olivenfarbig; seine Augen lichtblau, und voll Leben; sein Aussehen wild; seine Haare licht; er hatte krausen Bart; blasse Lippen; breiten Rücken; war rasch im Lauf, und von lebhaftem Geberdenspiel. Er trug eine rothausgeschlagene Jacke, eine dunkelgelbe Weste, blaue Beinkleider, eine Tasche mit funfzig Patronen, vier Pistolen und einen Hirschfänger an seiner Seite. In der Tasche seiner Beinkleider trug er einen kleinen Dolch. Er führte auch eine lange Flinte mit sich. Auf dem Kopf trug er beständig ein Netz, und darüber einen Hut. Seine Gattin begleitete ihn auf allen seinen Zügen; er schätzte sie hoch und war ihr sehr ergeben. Er verweilte einige Zeit in den Gebirgen in der Nähe von Rom, und legte mit seinen Gefährten Vorräthe von allem an, was für ihre neue Laufbahn erforderlich war. Darauf beschloß er weiter nach Sonnino zu ziehen, dem gewöhnlichen Versammlungsort der meisten Banditen in den päpstlichen Staaten. In Sonnino fand er einige Anhänger, die mit Wärme und Eifer sich ihm anschlossen. Sie schwuren sich unter einander ewige Freundschaft, unversöhnlichen Haß den Franzosen, und erklärten es für Pflicht, sie zu berauben und zu tödten. Ehe Spatolino seine Laufbahn als Räuber begann, ging er zu dem Geistlichen in Sonnino, und verlangte Absolution für alle Verbrechen, die er bereits begangen, oder die er noch begehen würde; der Geistliche, erstaunt über sein Verlangen, bemerkte, Absolution werde nur für schon begangene Sünden ertheilt. Spatolino beruhigte schnell die Skrupel des guten Pfarrers, indem er ihm eine hübsche Uhr zum Geschenk machte, worauf er die ehrwürdigen Hände gen Himmel erhob, und die Absolution aussprach. Auf Sonnino ist die Beschreibung anwendbar, die Ovid, von dem Pontus und dessen Einwohnern, in seiner Verbannung niederschrieb.*)

„Menschen? Sie sind nicht würdig des Namens:
Wild, wie der reißende Wolf — reißender, wilder ihr Sinn!
Dort nicht herrscht das Gesetz; nur Gewalt heischt stummen Gehorsam;
Und dem drohenden Stahl fügt sich das heilige Recht."

So sind noch jetzt die Bewohner von Sonnino und der Umgegend, und aus ihrer Mitte ergänzte Spatolino seine Bande, die in Rom nur aus sieben Personen bestanden hatte. Ehe er auszog, wünschte er seinem Weibe noch einen Beweis seiner Zuneigung zu geben. Er ging unbegleitet nach Civita Vecchia, und suchte den Matrosen auf, der sie verführt hatte. Er ließ ihm melden, er wünschte ihn in einiger Entfernung von der Stadt zu sprechen. Der Matrose, in der Meinung, es könnte wohl etwas zu seinem Vortheil seyn, folgte augenblicklich. Spatolino führte ihn etwas weiter von dem Stadtthore, gab ihm zwei Dolchstiche ins Herz, schnitt ihm Nase und Ohren ab, um sie seinem Weibe zum Geschenk zu bringen, und machte sich unverzüglich auf den Rückweg nach Sonnino. Nach seiner Ankunft suchte er Marie und seine Bande auf. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, nahm er ein kleines Packet aus der Tasche, das Nase und Ohren des Matrosen enthielt, legte es seinem Weibe vor und sprach: „Nach diesem magst Du meine Liebe schätzen. Ich wünschte das Dir zugefügte Unrecht zu rächen; ich hab' es gethan; Dein Verführer liegt ermordet. Sieh hier das Pfand — Du magst es behalten, um an den Verräther Dich zu erinnern, und vor künftiger Versuchung Dich zu bewahren. Du darfst mir trauen, wenn ich Dir stets neue Beweise meiner Zuneigung verspreche; ich hoffe Du wirst mir treu bleiben!" Darauf umarmten sie sich zärtlich, und schwuren sich ewige Treue. Und kein Mann konnte seinem Schwur gewissenhafter nachkommen, als Spatolino es that, wie der Verfolg der Geschichte zeigen wird. Den folgenden Tag zog Spatolino ab, an der Spitze seiner Bande, die nun aus achtzehn Personen bestand, ihn selbst und sein Weib mit eingeschlossen. Der Zug ging in der Richtung von Portatta, unfern der Hauptstraße von Rom nach Neapel, die zu jener Zeit von Franzosen jeden Standes stark besucht war. Gegen Abend verbarg sich Spatolino mit seinen Gefährten in einem Hinterhalt an der Straße, um einen Militairzug, von dem er Nachricht hatte, zu überfallen. Es währte nicht lange, so hörte man Pferdehufen; Spatolino mit den Seinigen war augenblicklich bereit; es gelang ihnen eine französische Eskorte von sieben Soldaten zu Fuß und eben so vielen Berittenen, die den Bagage-Wagen eines französischen Hauptmanns zu decken hatten, anzuhalten; der Wagen enthielt alle seine Effecten und eine bedeutende Summe Geldes. Durch das erste Feuer von Spatolino's Seite, wurden fünf der Soldaten todt hingestreckt, und drei gefährlich verwundet; er warf sich nun auf die Uebrigen, die sich zur Vertheidigung aufgestellt, aber ihre Munition verbraucht hatten, ohne auch nur einen Mann von der Bande zu verwunden. Spatolino tödtete zwei durch Pistolenschüsse; wenige Augenblicke, und er war mit den Seinigen Herr des Feldes. Spatolino befahl, die Todten zu entkleiden und alles auf den Wagen zu legen. Man scharrte die Leichname ein, und zog sich in eine Höhle in dem benachbarten Gehölz zurück, wo die Beute gleich vertheilt wurde.

*) Ovid's Klagegel. 5, 7.

Spartelino nahm sich zwar der besten Pferde, und gab seiner Bande vollkommene Richtung. Noch kommen Meldte und er Anstalt an der Beute, denn auch die Bauern hatten sich bewaffnet, und verfolgten sie mit Geschrey. Und dalle Meile voraus auf der Straße aufgestellt, um folglich Nachricht zu geben, im Fall das eine bedeutende bewaffnete Macht erscheinen sollte. Nachdem Spartelino die Beute aufs Möglichste vertheilt, sandte er all sein Gepäck sein leinen Weibern, und hies sie zugleich weiter, das sie für die Zukunft allen ihren Elende und Kummers Lebig seyn könne.

Die Sache wurde bald in Rom bekannt. Die Polizei sandte eine Abtheilung Soldaten nach dem Orte hin, und die beschwarne wurden aufgerufen, sich zu unterstützen, und sich mit Waffen zu Schutzwachen versehen wären. Spartelino konnte nach dem Verdacht reisen, da er nur eben erst seine Tage begonnen, und sein Name noch nicht bekannt war; doch wurden in wenigen Tagen mehrere Leute von der Polizei über ansehnlichen Raube beraubt; die Regierung war über übermüthig, daß er so nahe am Bereich ihrer Gewalt ein so freches Abgrüfel sich erlaubte. Spartelino hatte von alle diesen Raube und beschloß, sich keine ins Innere der päpstlichen Besitzungen zu gehen, wo verlassene Thoren und Abgelegenheiten genug waren, sich zu verbergen. Er theilte seine beiden Anverwandten verschiedt nach Rom, am Kundschaft einzuziehen; mittlerweile brachte er die Nächte auf der Heerstraße zu, und schickte alle Ausgänge und er sich, Kourier und Lakeyen, Wagen und Pferde. Von den Verhandlungen, die er selbst und seine Leute abgelegt, hatte der günstige Erfolg ihrer ersten Unternehmungen sie noch verwegener gemacht.

Spartelino war gewohnt, sich in jeder Gestalt leicht hinein zu verkleiden, und bis seine Gefährten beschlich thun. Durch diese ist wurde die Regierung verwirrt, die Bande sie sehr zahlreich zu halten. Einen Tagen machte Spartelino die Reise eines Kourier, und erreichte Rom unerkannt; er besuchte von da wieder nach Neapel zurück, aber nicht ohne auf dem Wege einen Wedel zu begehen. Damit beschäftigt er sich mit seinen Gefährten, und theilte ihnen Befehle mit Empfangen waren genehmigt, den Zeitpunkt abgemessen, wenn sieben oder acht zusammen unter einem Vorwand von Dragonern oder Fußvolk angehalten werden. Spartelino's Verwandte blieben zu Rom, und gaben ihm Nachricht von allen was vorfiel. Einen Tages hörte er, daß er zur Angahl Wagen mit französischen Offizieren und politischen Gefangenschaften, von Fußbedeckungen Papiere begleitet, und Mailand abgehen sollten. Spartelino erinnerte sich dieser Nachricht von seiner Kundschaftsleute, Männer von Muth und Geschicklichkeit, in Regierungsdiensten Standen. Er sah ihnen Tagen, was er vorhabe, und mit welcher Angahl man es wieder zu thun haben, und theilte sie auf mit seinen Kameraden die Anführung. Die Bücher, in Rom beschwindungen, hatten folglich in Spartelino, der den gänzlichen Ort für den Angriff auswählte. Als er mit seinem Plan zu Stande war, befahl er, daß seine Leute über die Berge klettern, zwei Pferden und einem Wagen beschwerlichen sollte. Er ließ einige Flinten auf Mauleseler laden, auf den Fall, daß man ihnen verfolgen sollte; und daß durch einige Leute heute und einem Pferde zehn oder fünfe Gefährten vorgehen, die man den Schadhaftigen zu Pferden abgeschirren pflegte. Er ließ Wein nach dem benachbarten Ort schaffen und seinen Leuten in Rom anzeigen, daß Wein in Überfluß sey, und daß er wünsche, einige Standen vor dem Abgang der Gefangenen von Rom auf denen in Kenntniß gesetzt zu werden. Der Platz, den Spartelino auserkohren, war zunächst dem Dorfe Nocera, in einer Vertiefung die von Bäumen durchschnitten war, so daß er und seine Leute sich verbergen und auch dem Hinterhalte seinen konnten. Als er hörte, daß der Zug auf dem Platze sey, theilte er seine Leute in drei Haufen und stellte sich in die Mitte mit sechs seiner tapfersten Gesellen, die zweite Abtheilung auf eine Anhöhe und die letzte in einiger Entfernung als Reserve; bei der letzteren hatte er die Pferde, damit sie nicht wiehern sollten, und die Wagen hatte dabei das Kommando, und sollte sie erkennen lassen, sobald sie Flintenschüsse hörte, um die Reisenden und ihre Gelegenheiten zu überschauen zu sehen, und die Gefangenen zu befreien, die Bande sey mit Feldschlangen versehen. Seinen Gefährten befahl er, nicht eher, als bis er das Zeichen geben würde, aber schnen auch ohne Anstehen auf ohne Bande auf Reisende und Soldaten zu feuren. Ungeachtet der Wahrzahl seiner Partei, ermunterte Spartelino sich, aber an die Gefahr zu denken, mit Ungeduldigkeit den Augenblick zu erwarten, wo sie kommen sollten. Durst nach Rache zu kühlen. Es kam ihm zu Statten, daß er der Schrecken aller Welt in und um Rom war, und man seine Anhänger für zahlreicher hielt. Gegen Abend kamen die Wagen, die sein Leben Jägern; diese Wächter den Vortrab, und Spartelino ließ sie vorüberpassieren; da waren sechzehn Wagen mit Bedeckungen, und Wagen mit Gepäcke. Viele, zwölf an der Zahl, reiteten jeden sechs Personen, zwei Bediente, und zwei Polizeidiener, in allen ungefähr zwanzig Dienst und Fußbedienungen. Dragoner oder Jäger zu Pferde. Alles rief zu, wie Spartelino gewünscht hatte, und als die Wagen die Mitte des Weges erreicht hatten, so gab gedoppelten Feuer geben, darauf ihr Feldzeichen, die für Kanonen gewesen waren. Zunächst Personen wurden getödtet und viele verwundet. Die Reisenden meinten, sie wären von hundert Personen angegriffen, sie waren zum Schrecken gelähmt, auch mehr als die Hälfte der Bedeckung. Die Wagen hielten vor der Wache stille, sobald sie abgefeuert waren; Spartelino rief ihnen zu, sie sollten sich ergeben, und sie ergaben sich, ohne sich zu rächen, in Furcht über die wenigen übrig bleibenden Opfer der, und machten sie wieder, aber auch nur den Frauen Stande zu schenken, deren zwei bei dem Zuge waren, und die ihren Männern um die Hälse hatten, aber den Gefolg fanden, denn, sagte ihnen Spartelino, es sei ihr Leben und nicht die Eigenthum, was er haben wollte, wir werde er reihen, so lange noch ein Franzose auf Erden sey. Nachdem man die Todten beraubt hatte, ließ man sie unbeerdigt liegen, und sandte die Beute nach dem Sammelplatz. Spartelino selbst aber, mit seinen beiden Weibern und den Gefangenen, nahmen ihre vorige Richtung wieder ein, in der Hoffnung, den Verrath wieder zurückstehen. Nach dieser zweite Plan gelang; die Verfolgten hatten einige Zeit gewartet, ehe sie sich in Bewegung setzten, wandten um, und wurden von Spartelino's Leuten mit einer Salve empfangen; sechs wurden getödtet, aber der Reiterei, wenn gleich verwundet, entkam mit seinen ganzen Pferde. Zufrieden mit dieser Unternehmung, sandte Spartelino die übergebliebene Pferde ihnen, und die Wagen vorbrennen. Diese Nachricht verbreitet, die Beute sollte gemacht worden, und gleich wurden Truppen nach Spartelino, der sich mit seiner Bande in der Nachricht und Rom kommen konnte, flüchtete einen Tagereise, bis sie wieder zu Neapel waren. Spartelino ist die Gefahr, die am wenigsten bedrohten Straßen in einer entgegengesetzten Richtung, in der die Verfolgung nicht wahrscheinlich war. Als er endlich sich in Sicherheit sah, machte er Halt und fand Beute von großem Werthe, sie bestand in dem Eigenthum eines der ersten Geschäftsträger der Regierung.

Er verheilte gewissenhaft die Beute unter seine Gefährten; sie rahten einige Tage aus, waren guter Dinge und des seinen Standent, einer Bandenführer angenommen Freiheit wohlbekannt zu haben, in dem sie in viele von den Unterkünften ihrer Heimath aus der Welt gebracht hatten. Die Berichte die nach Rom kamen, waren bloß benutzthuend; selbst Spartelino's Name war nicht einmal ohne Bestimmt; denn die päpstliche Regierung war verpflegt, nicht allein wegen der Behandlung des heiligen

Digitized by Google

:s, sondern auch weil die Römer, die die Franzosen mit offnen
n aufgenommen hatten, anstatt einer Erwiederung ihres Eifers nur
chtung und Kälte fanden. Die Stadt Rom war für einen Theil
ranzösischen Reichs, sie selbst für von Paris abhängig erklärt. Solch
Lage der Dinge erfüllte sie mit Unwillen, und sie faßten den un-
hnlichsten Haß gegen alle Franzosen. Häufig hörte man sagen:
er dem Papst waren wir übel daran; seine Regierung war schlecht;
wir hatten denn doch unsere eigene Regierung; nun aber, da wir
eit zu finden hofften, sind wir mehr als jemals Sklaven, und die
ven von Fremden." Briefe wurden häufig aufgefangen; aber mit
i angestrengten Bemühen konnte doch General Miollis niemals
rfahrung bringen, in welchen Schlupfwinkeln Spatolino und
Bande verborgen liege. Die Bewohner der benachbarten Städte
Dörfer, wohlwissend, daß Spatolino nur der Feind der Fran-
i war, sie selbst aber, oder ihr Eigenthum nie beeinträchtigte, gaben
eine Zufluchtsstätte, ihren Schutz, und alle Unterstützung deren er
rfte. Der Römische Congreß war damals mehr darum bekümmert
: Gesetze zu entwerfen, als den Räuber aufzufangen, und auch dies
zu seiner einstweiligen Sicherheit bei.

Die römische Polizei war unter der Aufsicht eines Mannes, Namens
:anesi, der sehr geeignet war, ihre innern Anordnungen zu leiten,
sich mit der Ruhe der Hauptstadt zu beschäftigen, was nach so vielen
irmen nicht geringe Wachsamkeit erforderte. Neue Schwierigkeiten
en vorauszusehen, als natürliche Folge eines Plans von Napoleon,
Inquisition aufzuheben und alle Priester zu entlassen, die den Unter-
ien-Eid an Frankreich nicht ablegen wollten; während solche Dinge
Gange waren, war es unmöglich an einen Angriff auf Spatolino
denken. Endlich aber beschloß der Gouverneur von Rom, General
ollis, Truppen gegen Spatolino auszusenden, weil täglich Bot-
ften von neuen Mordthaten einliefen, die an Franzosen verübt
den. Die Gebirgsgegenden, die er sich zu seinem Zufluchtsorte
ählt hatte, schienen von der Natur dazu gebildet, um einer Räuber-
de Sicherheit zu geben. Ein Regiment zog zwar aus, ward aber
rmals von Spatolino zurückgeschlagen. Mit seinen Erfolgen nahm
h sein Muth zu; und in kurzer Zeit hatte er mehrere Mordthaten
) Gewaltstreiche ausgeführt, als vielleicht je ein anderer Freibeuter.
: französische Regierung fuhr fort, gezwungene Abgaben aufzulegen;
Nachlässigkeit der Generale und der Beamten in Erhaltung der
dnung, das Elend, das das Land, und die Schuldenlast, die Indivi-
n drückte, trugen dazu bei, die Bevölkerung von Rom, wie die
a den Provinzen, aufrührisch zu machen. Die französischen Truppen
nten nicht überall zugleich seyn: es ward daher eine National-Garde
ichtet, und an ihre Spitze der Graf Marescotti, ein erklärter
eund der Franzosen, gestellt. Seine Anordnungen waren hinreichend,
i Unruhen in den Städten, aber nicht, um die Streifzüge der Räuber
den Provinzen zu verhindern. Spatolino ließ keine Gelegenheit
r Rache ungenützt vorübergehen. Die Franzosen waren mit der
egend nicht bekannt, und fielen täglich in seine Schlingen. Einer von
patolino's Vettern, Namens Panza Neza, war noch schonungs-
ser als er selbst, und hatte den Franzosen wo möglich noch unversöhn-
hern Haß geschworen. Er durchstreifte oft die benachbarten Dörfer in
ner Verkleidung; traf er einen Franzosen, so knüpfte er Bekanntschaft
it ihm an, und führte ihn nach einem Caffee-Hause; nachdem er ihn
rt bewirthet, lockte er ihn nach einer einsamen Gegend auf dem Lande,
:mordete ihn, und kehrte zu seinen Genossen zurück, sehr zufrieden, eine
le Handlung vollbracht zu haben. Kehrte er in schlechter Laune
rück, so war das ein sicheres Zeichen, daß ihm sein Anschlag mißlungen
ar. Man sagte, er sey so weit in seiner Grausamkeit gegangen, daß
er einen Franzosen betrunken machte, dann ihn wie einen Sack auf sein Pferd band, und im Lager ihn ausschlafen ließ. Als der Arme wieder munter und nüchtern war, so fiel Panza mit andern Banditen über ihn her, entkleidete ihn, schnitt ihm Arme und Beine ab, und verbrannte ihn lebendig. Er schlief häufig in dem Hause eines Kameraden, Namens Menghini, von Sorrito, der ihm große Freundschaft bezeugte, und ihn seiner ewigen Treue versicherte. Oft benachrichtigte Menghini ihn von den Bewegungen der französischen Truppen, und im Anfang von Spatolino's Zügen waren Menghini's Dienste wirklich von großem Werth. Panza belohnte ihn reichlich; aber Menghini war doch nicht zufrieden und erhielt endlich von ihm das Versprechen einer großen Summe Geldes. Der Name des Panza-Neza ward durch seine Grausamkeit allgemein bekannt; und der Gouverneur fand sich genöthigt, eine große Belohnung dem zu versprechen, der ihn todt oder lebendig ausliefern würde. Menghini erhielt das versprochene Geld nicht; und da er fand, daß die Summe, die von der Regierung angeboten wurde, sehr bedeutend war, so beschloß er Panza-Neza auszuliefern. Er konnte keine bestimmte Zeit bezeichnen; aber der Gouverneur sandte verkleidete Soldaten nach Sorrito, dem Dorfe wo Menghini wohnte. Die folgende Nacht besuchte Panza seinen Kameraden und als er ihm erzählte, wie er wieder zwei Franzosen getödtet, so schien Menghini sehr erfreut und schlug vor, er wollte gehen und Wein bestellen, um des Papstes Gesundheit zu trinken. Panza war dies zufrieden: nach einer Abwesenheit von zwei Stunden kehrte Menghini zurück, und sie fingen an zu trinken.

In kurzer Zeit war Panza betrunken, und schlief ein; nun ließ Menghini die Wache ein, die ihn band und die Treppe herab schleifte. Sie schlugen ihn mit den Flintenkolben, richteten ihn übel zu, und schnitten ihm dann den Kopf ab, der an die Behörden geschickt wurde, um die versprochene Belohnung zu erhalten. Sobald Spatolino von dem Tode seines Vetters hörte, vermuthete er, sein Camerad habe ihn verrathen. Um dies auszumitteln, ging er allein, Menghini aufzusuchen, und ihn zur Rede zu stellen; denn ohne Verrath konnte die Wache doch nicht so leicht ein Individuum, das ihnen persönlich unbekannt war, in ihre Gewalt bekommen. Als Spatolino Menghini's Wohnung erreichte, fand er nur den Vater des Verräthers, der den Verlust ihres gemeinsamen Freundes so ernstlich zu bedauern schien, daß Spatolino seinen Versicherungen Glauben schenkte, und die Nacht bei ihm zu bleiben beschloß. Dem Alten gefiel der Vorschlag, denn er hoffte ihn auf dieselbe Weise wie Panza zu bewirthen, und für seine Auslieferung, als Haupt einer Räuberbande, einen noch größern Preis davon zu tragen. — Zu gleicher Zeit hielt er es für nothwendig, auf die Sicherheit seines Sohnes bedacht zu seyn, falls er als Panza's Verräther entdeckt werden sollte. Menghini selbst wollte nicht in seinem eignen Hause schlafen, aus Furcht, Spatolino möchte zur Kenntniß der Sache kommen: er blieb daher in einer nahe gelegenen Wohnung. Der Alte sagte, er müsse erst noch einiges zum Abendbrod besorgen, würde aber bald wieder zurück seyn. Er verließ Spatolino, ging sogleich zu seinem Sohne, erzählte ihm, welchen Gast er zu Hause habe, wie es ihm gelungen sey, ihn zu täuschen; wie er, da sowohl Spatolino als Panza, sobald sie in ein Haus traten, ihre Waffen abzulegen und ihre Kleidung zu wechseln gewohnt waren, die Spatolino's verborgen habe, und daß dieser also gänzlich in ihrer Gewalt sey. Menghini war anfangs fern von der Idee dieses zweiten Verraths, entschloß sich aber endlich doch auf Zureden seines Vaters, und ging nach Fiano, einem kleinen Dorfe, eine halbe Meile von Sorrito. Dort hoffte er hinlängliche bewaffnete Macht zu finden, um seinen Anschlag auszuführen; aber Spatolino's guter Stern hatte es so gewollt, daß die Abtheilung Soldaten nach Sabina

Die Gewalt der Liebe.

gegangen war, wie es zu vermuthen, die Bande durch einen Hinterhalt zu überfallen. Der junge Menghini hat sich aber bedacht und abgeblasen, sondern seine Leute Alles, was nach dem nahen Dorfe Brot oder Fleisch ferne, wo er gewiß war, Gewaffnete zu finden. Während der Trupp stellte der Alte sich schlafend; Spatolino aber meinte, der wäre wetzen hob gar zu lang, entzündete und löschte Werkzeug. Er wollte Bewunderte, daß er hätte fragen können, wo Menghini sey; er verließ sein Bette mit Mysnehe, und als er in das untere Zimmer trat, wurde sein Verhaft der Gewissheit: seine Kleidung und seine Waffen waren verschwunden. Er ging in den Stall, sah sein Pferd, aber keines Gattel. Er wollte einen Knecht, der bei ihm schlief, wecken, und aus dem Schlafe geworfen sey; der Knabe that, als möchte er nicht wecken, Spatolino ergriff eine Axt, die in der Nähe lag, und spaltete seinen Schädel. Schimmelt war Wuth, stürzte in sein Haus, die Axt noch in der Hand, und fragte eine alte Dienerin des Menghini, wo seine Waffen verborgen wären; die Alte, anfer sich vor Schrecken, leistete ihm jedoch Folge. Als er Gewehr sein Pferd, und ritt davon, sich entschließend, den Rest der Bande zu sammeln. Eine ziemliche Strecke von Menghini's Wohnung, wo er einen von der Bande abgelegenen Ort, kam er zu Pferd an einen Baum, während sich darauf mehrere Leute, und verlang sich ein Gefecht an der Straße, nahe genug am Zuberwanen zu sehen, wo er das Haus entrinnen sah, das Menghini's Weib hatte nicht lange gewartet, als das Haus von Bewaffneten umzingt wurde. Die Alte, der der Anblick des entsetzlichen Knaben Stimme und Mitten genommen hatte, wußte sich nun nicht zu Helfen, und erzählte ihnen Anstand, gelaubt auch, daß Besorgnis, ihr ihren andern die Wache nicht übergeben, und Furcht um die eigenen Leben, sie bewogen habe, Spatolino seine Waffen zu geben, worauf er mit ihnen weiter verschwunden sey; er müsse nun wohl weit entfernt seyn. Die Gefährten ließen sich wieder ab, und betrachteten sich, da sie Niemand mehr zu haben. Menghini war nicht mit der Wache gegangen, als sie in das Haus traten, fanden sie sich verborgen, durch Zufall hier bei dem Feste, wo Spatolino selbst sich befand. Sie hatten sich nach Menghini, nicht in seiner Wohnung zu bleiben; die Klacht über diesen er sobesten wohl sicher sein; Spatolino möchte schwerlich sich der Gefahr gefangen zu werden, und fliehen. Der Trupp zerstob, und seine Leute befanden in die Quartier zurück, holten sich aber bereit, um auf das erste Zeichen wieder zur Hand zu sein. Die Wache von Menghini's Leuten, aber nicht ohne Besorgnis überfallen zu werden. Spatolino war klarer, und ich bin seine Zeit verirrten. Er hatte Vater und Sohn an seinem Schicksalsrecht verübergehen sehen; sie gingen auf das Haus zu, und da die Straße frei war, so fragte Spatolino auf sie zu, mit der Wuth eines rasenden Thiers. Menghini und sein Vater hofften das Haus noch zu erreichen, und ihre Schuß zu finden; aber die Alte hatte sie ausgeschlossen. Dieser Umgang entschloß sie übrigens. Die Alte sie einlassen konnte, war Spatolino an ihrer Seite. Mit ihnen trat er nun ein, und in ihrer Bestürzung fielen sie, sein leichter Beute seiner Wuth. Er beschloß nun, um sich auch mehr zum Schrecken der Umgegend zu machen, einen neuen Beweis seiner Verwegenheit zu geben. Er warf alles Heu, Stroh und Holz, was er finden konnte, im Hause auf einen Haufen, und legte es an Feuer; er brannte sich der Flammen, und dachte, sie würden die Bewaffneten in der Nähe zu sicherungen Aufsehen werden. Mit diesen legten sich sonst sich die Trabanten, er schwang sich auf sein Pferd, und ritt wieder zu seiner Bande zu Felde.

(Der Beschluß folgt.)

Folgende romantische Geschichte, die sich zu einer bedeutenden und bedeutend denkwürdigen Beerdigung wohl eignen dürfte, hat sich, der Gazette des Tribunaux zu Folge, in Genf wirklich zugetragen:

Donna Laurentea wohnte zu Turin, Hauptstadt des Königreichs Sardinien. Ihr Gemahl ein reicher Grundbesitzer, der dem constitutionellen System sehr ergeben gewesen, war im Jahre 1821, als Carl Felix Carl Emanuel, die die Tyrannei des absoluten Königthums zu jener Zeit in Blühten trieben. Er hatte der war eine dreijährige Haft in Turin hinterlassen.

Donna Cecilia (das Diminutiv von Maria de la Concepcion) wußte bald die einsame Trauer der jungen Dame, Gemahl wegen ihrer schönen Schönheit als ihren unermüdlichen Verehrungs. Zahlreiche Bittere freiten, und ihrer Hand; sie wies alle zurück. Vergebens drang ihre Mutter in sie, sie möchte doch einen Gatten wählen, der ihr Versorgungsstand: die Vorsorgende Gut Erziehungsrecht in den Familien der Lebensgesellschaft; nichts half, weil sie, wie sie sagte, einen Mann liebe, der sie nicht mehr liebe, sagte sie nicht zu wagen ihrer Abhängigkeit; die Kunstente schienen in mehr mit ihren Handelsangelegenheiten als mit ihren Gastmahlen beschäftigt. Sie sagte, wenn mit dem reichen Lorenzo zu reden anfing, pflegte sie zu antworten: „Ich will lieber immer bei meiner Mutter bleiben, als daß sie durch einen Mann theilen, der mich einen Augenblick „Lieben und kann für den sich meiner Tage verzweiflungen wird, aber „der mich gar nur wegen des Reichthums nähme, den mir mein Vater, „seligen Andenkens, hinterließen."

Inzwischen nahte der Augenblick heran, wo die Lebensleiden über diese schönen Reden und über ihre kalte Philosophie triumphiren sollten.

So lange ihre Laurentea lebte, wurde der Damenstolz ihrer Tochter stets mit größter Pracht unterhalten. Sie hatte sich in Genf, wo Verwandte kommt ihren Dienstboten, besitzen sich, der Tochter ihren Herrn Beweis ihrer Zuneigung darzubringen; als Freunde des Hauses wurden sie eingeladen, und sie ganze Familie, mit Ausnahme des Hausherrn, zu wohnen. Seit dem traurigen Ende ihres Gatten hatte Donna Laurentea sich nicht mehr sehen zu erwarten, deren Freuden sie nur an den schmerzlichen Verlust hatten erinnern müssen, den sie erlitten. Im Jahre 1824 indessen belegen der Wunsch, ihrer Tochter einen Gemahl zu geben, ein Bankier, dessen Vertrauter vermuthlich sich zu mindern begann, und lange voraus schon trat man große Vorbereitungen, um dem Feste der Donna Cecilia allen möglichen Glanz zu geben. Ihre Mutter selbst, die nach Genf gekommen, um ihrer Tochter Hochzeit beizuwohnen, hatte das Herz derselben endlich doch wohl von den Hindernissen eines ihrer Mutter geeinet werden konnte.

Es war bei dem Ball, der das Fest wurde in einem Landhaus bei Jan gefeiert; die Gesellschaft war zahlreich; eine Menge junger Leute bemühte sich, durch galante Ueberredungen die Aufmerksamkeit der Donna Cecilia zu fesseln. Man überreichte ihr Verse; man sang Lieder die zu Ehren — aber mit einem sonnigen Ernst als früherhin. Mit Verdruß sah ihre Mutter ihre Unempfindlichkeit; inzwischen sah sich Donna Cecilia mit Gruße den verschiedenen Unterhaltungen hin, die um Abwechslung verursachtet waren. Bald schien jeder nur mit seinem Vergnügen beschäftigt. Gegen Mitternacht bemerkte daher sich allgemeine Heiterkeit unter den Anwesenden verbreitet, als ein plötzlicher Lärm sie Bestürzung mit Schrecken erfüllte. Von allen Seiten rufen man die Flucht. Die Bewohner des Landhauses waren durch Räuberbanden umzingelt, die sich mit seinen Bande auf eine leichte Beute stürzte.

nna Lauvedra starb vor Schrecken beim Anblick dieser Banditen; e sie verlassene, und bei ihr ausharrende Tochter lag ausgestreckt Leichnam ihrer Mutter. Horqueta entdeckte sie; betroffen von anz ihrer Reize, nimmt er sie gegen jede ihr drohende Roheit ß; schnell den Augenblick benutzend, die Halbtodte mit nervigtem aus dem Zimmer tragend, jagt er mit ihr davon und — unes Wunder! — diese stolze, bis dahin ganz unempfindliche eit faßt eine unüberwindliche Leidenschaft für ihren Entführer.

rqueta, in den Gebirgen von Erroillente sich bergend, war der en der beiden Provinzen Jaen und Valencia. Mehr als einmal königliche Truppen zu seiner Verfolgung ausgesendet; immer pfte er ihnen. Seine Kühnheit kam seiner Schlauheit gleich; oft er, sich bei den Pächtern der Donna Concha zu zeigen. Diese, schnell an das Leben ihres Geliebten gewöhnt hatte, begleitete Männerkleidung. Bei ihrem Anblick bereiferten sich ihre alten zu gehorchen.

nter andern Excursionen machte sie auch am 5. August 1826 eine e Meierei von Chorreadero. Sie war diesmal nur von Horqueta nem einzigen seiner Leute begleitet; sie verlangt zu essen; man fzutragen und sie setzt sich, Horqueta gegenüber, zu Tische. Alle der Meierei waren gegenwärtig. Einer von ihnen, überzeugt, ine junge Gebieterin nur durch Zwang in der Gewalt eines Böse- zurückgehalten werde, faßt den hochherzigen Entschluß, sie zu n; er stellt sich hinter Horqueta, zieht einen Dolch und will ihn niederstoßen, als Donna Concha seine Bewegung gewahrt, eine ergreift und ihn durch den Kopf schießt. Bei diesem Schauspiel sich alle Anwesende empört; aber sie waren ohne Waffen onnten daher nicht hindern, daß Donna Concha mit ihren Be- n entfloh.

Eine solche Lebensweise konnte natürlich nicht lange dauern. Ein Preis wurde auf Horquetas Kopf gesetzt. Ueberall umstellt man wie ein Wild. Einige Zeit entzieht er sich noch den Schlingen; endlich schleicht sich ein listiger Bauer in seinen waldigen Hinterhalt nd erwartet die günstige Gelegenheit, die nicht säumt, sich darzu-. Eines Tages, als Horqueta, ermüdet von einem gefährlichen in seiner Räuberhöhle mit Donna Concha und dem Bauer allein ben, den er zu seiner Bedienung behalten, wirft sich dieser auf ihn, chtigt sich seines Karabiners, streckt ihn todt zu seinen Füßen nieder, det ihm den Kopf ab und eilt, mit diesem nöthigen Beweis ver-, um sich der versprochenen Belohnung zu versichern, auf Umwegen Stadt Jaen mit Donna Concha zu erreichen, die er zwingt, ihm olgen.

Auf diese Weise sah Donna Concha die Orte wieder, wo sie einst betet worden war, und wo der Mord, dessen sie sich an einem alten er ihres Vaters, der sich für sie aufopfern wollte, schuldig gemacht t, sie jetzt nur zum Gegenstand des Abscheu's für alle, die sie sonst unt, machen konnte.

Die Untersuchung gegen sie begann.*) Sie antwortete auf die eren Beschuldigungen, die sich gegen sie erhoben, durch gänzliches Leugnen. Die, welche sie erkannt zu haben glaubten, hatten sich, nach ihrer Versicherung, getäuscht. Nachdem sie ihre Mutter sterben gesehen, hatte sie die Flucht ergriffen; sie war lange im Elend umhergeirrt, ohne die Rückkehr ins Vaterhaus zu wagen, wo zu schmerzliche Erinnerungen ihrer warteten; ihr böser Stern hatte sie seit wenigen Tagen in die Hände dessen fallen lassen, der die Ursache ihres Unglücks gewesen und der entehrende Verdacht, der sie getroffen, vollendete ihr Mißgeschick.

Ihr Vertheidiger versuchte vergebens, das Benehmen der Angeklagten durch den tyrannischen Einfluß, unter welchem sie gelebt, zu rechtfertigen oder doch zu entschuldigen. Der Corregidor sprach die Todesstrafe gegen sie aus.

Nach den Gesetzen des Königreichs kam der Proceß und die Angeklagte (durch Appellation) vor die Kanzlei von Grenada, dem höchsten Tribunal der Provinz des nämlichen Namens.

Der Gerichtshof forderte das Gutachten seines Fiscals, welcher der Meinung war, die Sentenz des Corregidors von Jaen zu bestätigen. Inzwischen ermäßigte ersterer dieselbe und verdammte, mittelst Urtheilsspruches vom 8. Februar 1827, Donna Concha zu ewiger Gefangenschaft.

*) Von da an verliert die Geschichte den Charakter des Romantischen und die Theilnahme an der unglücklichen Heldin derselben schwindet nothwendig mit ihrer Consequenz und dem feig erscheinenden Versuch, ihr Leben durch Leugnen und Verleugnung zu retten. Wir beklagen, die Erwartung unserer Leser auf diese Weise getäuscht zu sehen; die Pflicht historischer Treue aber zwingt uns, der weitern Relation der Gazette des Tribunaux zu folgen.
Anm. d. Red.

Die Osagen in Brüssel.

Soll man, fragt der Courrier des pays bas, unter die Zahl der wöchentlichen Schauspiele die Fremden rechnen, die von den Ufern des Missouri gekommen sind, unser Europa zu besuchen und sich in unsere geselligen Vereine zu mischen, begierig, unsere Sitten zu beobachten oder Antheil an unsern Vergnügungen zu nehmen. Wollte man sie als Schauspiel betrachten, so müßten sie auf die Bretter gestellt werden; aber dann würden sie eine traurige Rolle spielen. Trotz einiges Auffallenden, was in ihrem halbnackenden Costume liegt, und einiger physischen Eigenthümlichkeiten, die ihre Züge darbieten, würde man doch nichts gesehen haben, was sich nicht vollkommen nachahmen ließ; der Beweis davon ist, daß Laurençon, in dem Ballet, das die für sie gegebene Vorstellung schließt, sich schon erlaubt hat, den Osagen ganz niedlich zu spielen und abzuconterfeien. Inzwischen begreift man ohne Mühe die Neugierde, die dazu treibt, diese neuen Gäste zu sehen; zuvörderst hat man die Gewißheit, daß es keine Betrügerei ist; dann sind die Erinnerungen, die ihre Gegenwart wecken muß, von den Reisen, die man gelesen oder wirklich gemacht hat, die Eindrücke, die vermuthlicherweise die ihnen auffallenden Gegenstände auf sie machen werden, und die Hoffnung, ihre Physionomieen zu studieren und daraus ihre Empfindungen zu errathen, mächtige Reitze, sie aufzusuchen; endlich die Vergleichung, die jeder geneigt ist, stillschweigend über den Unterschied der Verhältnisse ihres Landes und des unsrigen zu machen, ein Unterschied, der für die sedentairen Menschen es zu einer so großen Seltenheit macht, einen Osagen zu sehen — alle diese Umstände erklären hinlänglich, wie man, ohne ein Geck zu seyn, dieses Schauspiel suchen kann, obgleich unter der Menge derer, die sich so sehr beeilen, sie zu sehen, es wohl viele geben mag, die keinen andern Titel verdienen.

Ihr Name auf dem Anschlagzettel hatte die magische Wirkung hervorgebracht, die gewöhnlich nur die größten Künstler erzeugen. Der Saal war so voll, wie er nur immer beim Wiedererscheinen der Madame Damoreau seyn kann. Das Reich der letztern wird länger dauern; man hat das Vergnügen der Betrachtung bald erschöpft, zumal wenn sie nur

eine Eigenthümlichkeit der Haut, eine Sonderbarkeit der Bekleidung zum Gegenstande hat; demnach können diese außerordentlichen Gäste nicht erwarten, während vieler Vorstellungen die Zuschauer von Brüssel in Beschlag zu nehmen; inzwischen hat sich Herr Langle, über ihre Erscheinung das erstemal Glück zu wünschen gehabt; vielleicht wird selbst ein zweiter Versuch noch gelingen; wir zweifeln aber, daß es klug seyn würde, weiter zu gehen, mindestens wenn man nicht ein gutes Schauspiel hinzufügte und dann — würde man des Schauspiels wegen kommen. Ueberdem wird Herr Langle nicht allein das Vorrecht haben, sie sehen zu lassen; schon zeigen sie sich von selbst für einen Gulden à Person und es scheint, daß, wenn ihre Speculation gelingt, man nachahmen dürfte, was schon anderwärts geschehen, daß man nämlich kein Fest von gutem Ton geben wird ohne Osagen.

Wir gestehen inzwischen, daß diese Speculation uns ein wenig den Charakter der erlauchten Reisenden herabzuwürdigen scheint; es war nicht nöthig, einen Obersten zum Begleiter und Führer zu haben, um den Tribut zu erheben, den sie unserer Neugierde aufgelegt haben. Entschädige man sie für ihre Reise — nichts billiger; beweise man dadurch, daß unter die Tugenden, die unser Europa auszeichnen, man noch die Gastfreiheit zählt — das ist ein Mittel, sie unserer Civilisation näher zu bringen; aber welche Begriffe von ihren Sitten können sie uns hinterlassen, wenn sie sich der öffentlichen Neugierde für Geld ausstellen? Sagen wir es freimüthig: dieser Handel mit ihren Personen muß diejenigen ein wenig entzaubern, die des Glaubens an die Tugend der Völker der neuen Welt bedürfen, und beweist, daß spät oder früh eine Zeit kommen dürfte, wo man sich dort wie anderwärts wird verkaufen können. Wir haben nicht gehört, daß der Scythe Anacharsis, der kein Häuptling eines Stammes war, sich zu Athen für Geld zeigte.

Die Art, wie man sie aufgenommen, ist übrigens im richtigen Verhältniß zur Sache geblieben. Man gewöhnt sich bald an ihr Aeußeres: Die Weiber sind mehr gemacht die Neugierde zu reitzen, als die Männer. Einer unserer Fashionables näherte sich einer und wollte eine Conversation einleiten; aber ihre gänzliche Unkenntniß europäischer Sprachen war ein Hinderniß; er nahm seine Zuflucht zu seiner Lorgnette; er zeigte — er lieh sie ihr; die osagische Dame bediente sich ihrer auf eine Weise, welche bewies, daß sie den Gebrauch derselben recht wohl kannte. Es scheint, daß sich ein Osage ganz leicht und bald an unsere europäischen Sitten und Gebräuche gewöhnen würde.

Ein anderer Neugieriger trat zu den Osagen und stach den einen, um Bekanntschaft mit ihm zu machen, empfindlich in die Schulter. Der Osage nahm dieß nicht für eine Höflichkeit; er stieß einen Schrei aus und schien zornig zu werden; man suchte ihn indessen zu beschwichtigen und der Neugierige entschuldigte sich. Seine Absicht war, sich zu vergewissern, ob die Haut des Osagen wirklich so sey, wie er sie sah; diese ist roth, wie Mahagoni. Die Osagen sind nackt vom Kopfe bis zum Gürtel; Körper und Arme sind mit silbernen Platten und Armbändern geschmückt und auf dem Kopfe tragen sie ein rothes Tuch, in Form eines Turbans um denselben gewunden. Die Frauen sind in einen rothen Mantel gehüllt, unter welchem sie ein leichtes Kleid tragen, was kein Hemd vermuthen läßt, vielmehr wahrscheinlich dessen Stelle versieht. Ihre Haare sind schwarz, sehr glatt und in der Mitte der Stirn gescheitelt.

Am Ende des Schauspiels erschienen sie auf dem Theater; man hatte ihnen, während des Zwischenacts, Erfrischungen gereicht und sie hatten, auf das Wohl der ganzen Gesellschaft, einen Toast ausgebracht.

Wir haben uns ein, während ihres Aufenthaltes zu Paris, ein Stück verschafft, in welches Lieder in ihrer Sprache eingelegt Hier folgt eine Stelle daraus. Dies Stück macht einen Th Sammlung des Herrn Dumont, die unverzüglich erscheinen wird,

Zinz, tali, talour.
Fir, zoli, zolour.
Fur, cali, calour.
Ti, touli, toulour.
Vak, bak, fik, buk, bok.
Ouli, ouli, ouli.
Tchin, tchoun, tchan. (bis)
Bik, bouli: bolour.
Crek, tizalo, zour.

Uebersetzung.

Zu den Waffen! der Feind ist erschienen in der Ebene des Bi Zu den Waffen! Geliebte, Gatten, und selbst Greise! Wir m die Gebeine unserer Väter retten und die Ruhestätte, wo wir schlum bei der Rückkehr von der Jagd. Tod, Tod den Feinden! D werden wir aus ihren Schädeln trinken.

Setzen die Osagen ihre Speculationsreisen fort, so können wir vielle Kurzem hier in Hamburg ihre persönliche Bekanntschaft machen.

M i s c e l l e.

Harlowe, einer der besten neueren englischen Maler, war ein ercentrischer Mann und übertrieben affectirt. So pflegte er i Regel, wenn er zu Tisch eingeladen wurde, in militairischer Uniform erscheinen, und wollte überhaupt immer gern für einen Offizier g Dem berühmten John Kemble war dies gezierte Wesen so sehr z daß er ihm durchaus nicht sitzen wollte und sogar, als Sir T Lowrence ihn darum bat, diesem eine abschlägige Antwort gab und zufügte: ich liebe einmal den Mann nicht. Harlowe arbeitete da gerade an seinem berühmten Bilde, die Königin Katharine vor Richtern, und da er sah, daß Kemble sich durchaus nicht dazu verst wollte, zu sitzen, so ging er ins Theater, wenn Kemble den Wols Shakespeares Heinrich VIII.) spielte, setzte sich vorne in die Prosceniu Loge, zeichnete Kemble in jeder seiner Stellungen und brachte da ein Bildniß Kemble's zu Stande, das noch jetzt für das beste g Wenn Harlowe späterhin davon sprach, so pflegte er zu sagen: „A aus Rache habe ich Kemble so ähnlich gemalt!"

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnab Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr 7 ℔ 8 ß Crt., oder 3 ℳ Sächs. Auswärtige belieben sich die respectiven Postämter, oder an die untengenannte hie Buchhandlung zu wenden."

Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 12

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

SOCIETÄT

Literarische

Blätter der Börsen-Halle.

№ 250 Hamburg. Sonnabend, den 29. December. 1827

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von J. Niebour und Math. Ludwig.

Der Räuber Spatolino.

(Beschluß.)

Nach Spatolino's letzter Grausamkeit war General Miollis noch eifriger in seinen Maaßregeln gegen diese Räuber. Aber Spatolino's Bande mehrte sich täglich, und durch Geld verschaffte er sich Freunde selbst in Rom. General Miollis erhöhte den Preis der auf Spatolino's Kopf gesetzt war, und gab Befehl seine Aeltern zu verhaften, nach dem Fort St. Angelo zu führen, und ihr Haus zu plündern; dort erwartete man bedeutende Schätze zu finden, da ihr Sohn ihnen häufig große Geldsummen geschickt hatte. Spatolino zog sich nun mit seinem Weibe und seiner Bande gegen die Seeküste hin. Er erzählte seinen Gefährten Menghini's Verrätherei, und seine Rache. Er warnte sie, wohl wissend, daß die Römische Regierung Alles thun würde, um ihn ausgeliefert zu erhalten: er habe ihnen, setzte er hinzu, nun eine Probe gegeben von der Rache, die er an Verräthern zu nehmen gedenke. In Rom hatte er eine Menge Spione, die ihn von Allem, was sich zutrug, in Kenntniß setzten, und so erhielt er nun auch Kunde von dem neuen Dekret von Miollis gegen seine Person, und von dem Anschlag auf seine Aeltern und ihr Vermögen. Nicht entmuthigt durch diese Nachricht, beschloß er der Regierung zuvorzukommen, und seine Rache an den Soldaten zu nehmen, die den Befehl des Generals ausführen sollten. Er nahm vier seiner Leute mit sich, ging nach Frosinone, wo seine Aeltern lebten, ließ seine Gefährten in der Umgegend warten bis er zu ihnen mit seinen Aeltern, ihren nächsten Verwandten, und Allem was sie von ihrem Eigenthume fortschaffen konnten, zurückkehren würde. Ehe er das Haus verließ, warf er in jedes Zimmer eine Anzahl von Hörnern von Ochsen, Böcken und Büffeln, um den Franzosen eine gewiß unerwartete Beute zu bescheeren. Seine Aeltern wurden im Lager von seinem Weibe mit vieler Achtung aufgenommen; man brachte sie sogleich in Sicherheit, und Spatolino erwartete an der Straße die Wiederkehr der französischen Soldaten, die, wie er dachte, mittlerweile wohl Besitz von den Hörnern genommen hätten. Spatolino's größtes Talent bestand in der Wahl des Terrains, auf dem er seinen Angriff ausführte. Er war genau von der Anzahl der feindlichen Truppen unterrichtet; sie war bedeutend genug, um ihn zu bestimmen, mit List zu Werke zu gehen. Er ließ viele von seinen Leuten aus Frosinone bei Tage wegziehen, damit die Regierung sie anderswo glauben möchte; bei Nacht aber sollten sie so rasch als möglich wieder zum Sammelplatz zurückkehren. Das Glück begünstigte wieder Spatolino's Unternehmen; aber seine Gewandtheit, Umsicht und Energie thaten doch das Beste.

Spatolino's Leute waren zur Nachtzeit wieder an Ort und Stelle; die Franzosen marschirten gegen Frosinone, ohne den mindesten Verdacht, und Spatolino gab ihnen Zeit das Haus in bester Form anzugreifen; gleich konnten sie nicht Eingang finden, da die Thüre mit vielen großen Pflöcken von innen verrammelt war. Spatolino hatte nämlich seine Aeltern durch eine Hinterthür und über die Gartenmauer hinweggeführt. Die Franzosen dachten sich die Bewohner im Hause versteckt, und stürmten den Eingang mit großer Hast. Die Wuth des französischen Offiziers und seiner Leute, als sie das Haus verlassen, und nichts als die Hörner in den Zimmern fanden, übersteigt alle Beschreibung; die Bewohner von Frosinone aber, die sich versammelt hatten um Zeugen der Expedition zu seyn, erbitterten sie noch mehr durch ihren Spott. Der Offizier vermuthete Spatolino sey nicht fern, und blieb die Nacht durch zu Frosinone. Seine Abtheilung bestand aus zwanzig Reutern, und vierundzwanzig Fußgängern; die letztern ließ er in der Mitte gehen, und traf geeignete Anordnungen vor dem Aufbruch, für den Fall eines Zusammentreffens mit den Räubern. Dieß blieb nicht lange aus; Spatolino gab einen neuen Beweis seiner Verwegenheit und seiner Erfahrenheit in solchen Unternehmungen. Bis jetzt war er immer siegreich gewesen; nichts war ihm nun zu schwierig. Am nächsten Morgen ward ihm durch einen Spion angesagt, die Franzosen haben Vorsichtsmaaßregeln genommen, und seyen auf seiner Spur; er machte sogleich Anstalt zum Angriff, wenn er gleich sich davon keinen Gewinn versprechen konnte: denn Soldaten haben kein Geld; aber sein Ziel war der Ruhm, durch Ausrottung der Franzosen dem Vaterlande einen Dienst geleistet zu haben. Er redete seinen Leuten zu, durch ihren Muth dem französischen Heer und der päpstlichen Regierung den Beweis zu liefern, daß man fremder Truppen nicht bedürfe; darauf stellte er sie in verschiedenen Richtungen auf, um die Feinde einzuschließen, und befahl, mit dem Feuern zu warten, bis die Mehrzahl vorübergezogen wäre. Seinen eigenen Standpunct nahm er an einem offenen Platz, um seinen Leuten Muth einzuflößen. Sobald die Franzosen den Ort erreicht hatten, den Spatolino für die Action bestimmt, so gab er Befehl zu feuern. Die Franzosen, von allen Seiten umringt, waren entschlossen ihr Leben theuer zu verkaufen; sie versuchten, durch lebhafte Erwiederung des Feuers, sich „eine Gasse zu öffnen;“ aber die Räuber mit ihren Doppelflinten blieben auch darauf die Antwort nicht schuldig; das zweite Feuer tödtete das ganze Corps, bis auf zwei, die leicht verwundet wurden. Spatolino verlor drei von seinen Leuten. Er freute sich, die zwei Franzosen lebendig gefangen zu haben, führte sie ins Lager, versicherte, sie sollten nicht getödtet werden, versprach ihnen Geld, und verband selbst ihre Wunden. Er ließ ihnen Zeit sich etwas zu erholen, und ließ dann die ganze Bande aufsitzen; die genommenen Pferde, mit Beute beladen, wurden am Zaume mit geführt. Spatolino's Vetter trug einen langen Stab, und darauf den Kopf des französischen Offiziers, mit seinem Helm, um seine Würde zu bezeichnen; die beiden Gefangenen wurden in Ketten in der Mitte geführt; das sei nur der Form wegen, versicherte ihnen Spatolino, und sie sollten sofort nach Rom gesandt werden. Als Alles in Ordnung war, stellte Spatolino sich an die

Spitze des Zuges, der im Triumph durch Frosinone ging. Dort waren die Leute alle den Franzosen feind, und riefen: Es lebe Spatolino! Tod den Tyrannen! — Spatolino dankte Jedem freundlich für die ihm erwiesene Ehre; Viele luden ihn in ihre Häuser ein, er hielt es aber nicht für rathsam, in eine Wohnung zu treten, oder Erfrischungen anzunehmen. Er setzte seinen Zug nach dem Gebirge zu seinem Weibe und seinen Aeltern fort. Nachdem er sowohl als seine Leute sich erfrischt, und seinen Verwandten die Ereignisse des Morgens erzählt hatten, redete er die gefangenen Franzosen folgendermaaßen an:

„Euer Leben ist in meiner Hand, und ich habe alles Recht, es Euch zu nehmen; denn sicher, wäre ich in Eure Hände gefallen, Ihr würdet nicht gelinder mit mir verfahren haben, als mit meinem Vetter. Ich wünsche jeden Franzosen zu tödten, als Unterdrücker unserer Freiheit; ich möchte mit Euren Generalen und Eurem Oberherrn anfangen, die nach Rom gekommen sind, ohne auch nur die Mittel zu haben, die Kosten ihres Zuges zu bezahlen, mit Hochmuth, mit einer Masse von Wagen, Bedienten, und lächerlichem Aufwand; dadurch haben sie Laster und Ueppigkeit unter uns einheimisch gemacht, anstatt, wie sie sagen, unsere Sitten zu verbessern. Aber ich schenke Euch das Leben, um das Maaß meiner Rache voll zu machen; Ihr sollt die blitzschnelle Vernichtung Eurer Schaar, und meinen Triumph verkünden. Sagt dem General Miollis, dem Gouverneur von Rom, und allen Euren Generalen, sie seyen nun bestraft für die Ungerechtigkeit, mit der sie meine Aeltern verfolgten, die doch an meinen Handlungen unschuldig sind. Wenn sie, die an der Spitze von furchtbaren Heeren stehen, irgend Muth oder Macht haben, laßt sie gegen mich heran ziehen, und mir den Tod geben, den sie mir schon so lange drohen; aber laßt sie nicht zwei alte schuldlose Leute verfolgen, die mit meinen Verbrechen, wie sie sie nennen, nichts zu thun haben; ich selbst betrachte diese Handlungen nur als natürliche Wiedervergeltung, die wohlverdient ist von Machthabern, die mit Beute beladen sind, die sie armen Landleuten im ungerechten Kampfe abgenommen. Ich hatte Kunde von der Ungerechtigkeit, die Ihr auf dem Punct waret zu begehen; Ihr habt dafür gebüßt. Ich schenkte Euch nur das Leben, unter der Bedingung, daß Ihr meinen Befehlen nachkommt; ich lasse Euch frei, und gebe Euch Geld, Pferde, Waffen, und Alles was Ihr bedürft; aber sollte ich erfahren, daß Ihr meinem Befehle entgegen handelt, so seyd überzeugt, ich werde Euch zu erreichen wissen, und wäre es in den Zimmern des Gouverneurs, und Ihr sollt die schrecklichsten Qualen leiden. Aber ich hoffe Ihr werdet mir ergeben bleiben, und habe nun noch einen wichtigern Auftrag für Euch; — sagt dem General Miollis, binnen acht Tagen verlange ich zehntausend Scudi, und wenn er sie nicht dem Pfarrer von Frosinone einhändigen läßt, so mag er sich darauf verlassen, daß ich meine Rache auf die grausamste Weise an allen Franzosen ausüben, und binnen vierzehn Tagen nach Ablauf des Termins den ich gesetzt, aus dem Schatz der Regierung dreimal die Summe, die ich jetzt verlange, wegnehmen werde. Erfüllt der General meine Bedingungen, so gebe ich mein Wort, ihm einen Waffenstillstand von drei Monaten zu gewähren.“ Darauf ließ Spatolino die Gefangenen aufsitzen, und entließ sie unter wiederholter Einschärfung einer getreuen Bestellung seines Auftrags.

General Miollis war wüthend, als er die Botschaft vernahm; er schwur, er wolle Spatolino in seine Gewalt bekommen, und sollte es ihm tausend Mann kosten. Man versicherte ihm aber, Gewalt würde nichts ausrichten; es würde besser seyn, die verlangte Summe dem Räuber zuzustellen, und es zu versuchen, ihn durch List zu fangen. Der General meynte, es wäre schimpflich, daß die Regierung nicht eine Räuberbande sollte aufheben können. Aber schon waren so viele brave Soldaten zum Opfer geworden; dazu kam die unverkennbare Abneigung des Volkes gegen die Regierung, die in der abergläubigen Verehrung für die verletzte Würde des Papstes ihren Grund hatte; und die Gewißheit, daß sie in jedem Fall Spatolino eher als den Gouverneur unterstützen würden. Alles dieß gab dem Letztern die Besorgniß, es möchte eine Gegenrevolution ausbrechen. Er erwog alle diese Gründe, und entschied sich dahin, Spatolino die verlangte Summe zu schicken, unter der Bedingung, daß er seinem Versprechen auch seiner Seits nachkommen sollte. Dies sagte er in einem begleitenden Schreiben.

Spatolino erwiderte auf dies Schreiben, er sey bereit, sein Wort zu halten, solange die Regierung ihn und seine Bande in ihrem Aufenthaltsorte unangefochten lassen wollte. Ich bin ein Bandit, setzte er hinzu; wenigstens nennt man mich so; aber wenn ich mein Ehrenwort gebe, so halte ich es heiliger als der Kaiser Napoleon. — Ohne auch nur dem Pfarrer zu danken, ging er weg nach seinen Gebirgen, um im Schooße seiner Familie sich zu vergnügen. Einige Zeit nachher, ließ General Miollis dem Räuber einen Brief zustellen, in welchem er seinen Muth lobte, ihm für seine begangenen Verbrechen Verzeihung anbot, (weil er wohl wisse, daß er sie aus Anhänglichkeit für seinen Herrn begangen), und ihm, wenn er sich ergeben würde, eine Stelle in dem Corps der Gensd'armen, mit sehr guter Bezahlung, allen seinen Leuten aber Verzeihung, und eine Pension, versprach. Nach zwei Monaten antwortete Spatolino dem General, er sey der französischen Regierung sehr verbunden für ihr freundliches Anerbieten für ihn und seine Bande; aber einmal mache es ihm mehr Vergnügen zu befehlen als zu gehorchen, und dann könnte er auch nie der französischen Regierung treu seyn, da er die Art, wie sie sich hinsichtlich seiner Religion benommen, nicht billige; er müsse daher alle Anerbietungen dieser Art zurückweisen. Nachdem der Waffenstillstand von drei Monaten verstrichen war, begann er seine Mordthaten wieder mit der größten Grausamkeit, indem er noch immer schwärmerisch genug war, um zu glauben, daß es ihm gelingen würde, die päpstlichen Staaten von ihren Unterdrückern zu befreien, und Pius VII. nach Rom zurückzuführen. Seine Bande gewann täglich an Anhängern, und die Regierung opferte ihre Truppen hin, ohne den mindesten Vortheil zu erringen. Es ist unmöglich die Mordthaten alle aufzuzählen, die sie auf die grausamste Weise an den unschuldigsten Personen verübte; denn in Spatolino's Augen war es genugsames Verbrechen Franzose zu seyn.

General Miollis war mehr als je erbittert und beschämt, daß er nicht im Stande seyn sollte, eine Räuberbande auseinander zu sprengen; täglich kamen ihm Verweise von Paris zu; endlich entschloß er sich, den römischen Polizei-Commissair Angelo Rotoli aufzusuchen, einen verständigen und thätigen Mann, dem die Regierung schon öfters Aufträge von großer Wichtigkeit anvertraut und der sie immer auf eine Art ausgeführt hatte, die ihm Ehre machte. Der General theilte ihm seine Ansicht mit, über die Art und Weise, wie man sich Spatolino's bemächtigen könnte und berieth sich mit ihm über die wirksamsten Maaßregeln; Rotoli sah wohl die Schwierigkeiten des Unternehmens, versicherte aber den General, er würde kein Mittel unversucht lassen, sich seines Auftrages zu entledigen, und wär' es auch mit Gefahr seines Lebens, aber für den Erfolg könne er nicht bürgen. Der General bot ihm eine große Belohnung, aber Rotoli setzte seinen Ruhm in die Uneigennützigkeit seiner, den Franzosen geleisteten Dienste; als ehrlicher Mann wolle er seine Pflicht thun, ein Geldanerbieten werde nie auf sein Benehmen irgend einen Einfluß haben. Nachdem er einige Tage sich die Sache überlegt, zeigte er dem General an, er mache sich nichts daraus sein Leben aufs Spiel zu setzen; er würde selbst gehen und mit Spatolino reden. Darauf schrieb er einen Brief an Spatolino, und drückte darin seinen Wunsch aus, ihn über eine höchst wichtige Angelegen-

u sprechen; er versprach allein, und ohne Waffen, ihn an irgend Orte zu treffen, den er selbst bezeichnen möchte, und versicherte ihn, ürde niemals Ursache haben, das ihm geschenkte Vertrauen zu en. Nach einiger Ueberlegung beschloß Spatolino, Rotoli in a Lager zu sehen. Er schrieb ihm einen höflichen Brief, sagte, er ihn in seinem Hauptquartier erwarten, und versprach, wenn gleich oli in französischen Diensten gestanden habe, so sollte er doch nichts genehmes von ihnen erfahren, denn sie betrachteten ihn als einen oren, und erklärten sich den Umstand, daß er den Franzosen gedient, die Nothwendigkeit, in der er sey, für seine zahlreiche Familie zu n. Rotoli war vergnügt über diese Antwort; als Römer hoffte ürde er Vertrauen finden. Spatolino bezeichnete auch den Weg, er zu machen habe, und den Ort, wo er eine Wache finden würde, hn in's Lager zu geleiten habe. Rotoli machte sich auf den Weg, Pferde; und an dem angegebenen Orte fand er sechs Leute, die ihn den ungebahntesten Pfaden zu der Stelle hinführten, wo Spato- mit seinem Weibe, seinen Aeltern und seiner Bande sich aufhielt. atolino stand auf, trat vor, um ihm entgegenzukommen, und e ihn. Nach vielen Artigkeiten bat er Rotoli sich zu setzen, und Wein und andere Erfrischungen kommen. „Signor Rotoli," sagte atolino, „ich behandle Euch als Freund und Landsmann; wir ner sollten uns einander als Brüder lieben, und sollten die Kompli- te den Franzosen überlassen." Rotoli ermangelte nicht den Ge- en zu billigen, und ihn ewiger Freundschaft zu versichern. Als ihr hl vorüber war, verlangte Spatolino zu wissen, was der Zweck Rotoli's Besuch sey, und ob er ihn allein zu sprechen wünsche, da äußert, er habe ihm eine wichtige Angelegenheit zu eröffnen. Ro- i antwortete bejahend, und auf einen Blick von Spatolino zogen augenblicklich alle seine Leute zurück. Rotoli nahm Spatolino der Hand, und sagte: „Ich bin von der Regierung bevollmächtigt, ch einen Antrag zu machen, der, wie ich hoffe, zu Eurer Zufriedenheit eichen soll. Ich bin ein Römer, Ihr dürft mir vertrauen, und ich gewiß, wenn Euch Verzeihung und eine gute Stelle zugesichert würde, r würdet es nicht ausschlagen, wenn Ihr Euch darauf verlassen könntet, ß der Antrag redlich gemeint ist." — Mein bester Signor Rotoli, r sprecht mir von einer Anstellung bei einer Regierung, die mir, wie r wohl wißt, verhaßt ist." — Gut, ganz gut; versetzte Rotoli; so ll ich für ein tüchtiges Gefängniß sorgen, für Euch, Eure Aeltern, ter Weib und Euren Vetter; und Eure Gefährten sollen Alle, Mann r Mann, aufgeknüpft werden, sonst werden wir eine Revolution haben; rlaßt Euch darauf, man wird sie nicht wieder nach den Galeeren icken. Ihr habt Ursache mit dieser Anordnung zufrieden zu seyn; geht r sie nicht ein, so mögt Ihr Euch nur versichert halten, daß Ihr re Tage auch noch am Galgen enden werdet. Eure Gefährten wer- n Euch verrathen; sie werden es thun, um ihre Verzeihung auszu- irken, und die Geldsumme, die auf Euren Kopf gesetzt ist, zu erhalten. ch rathe Euch, mir zu folgen; die französische Regierung schätzt Euch, wundert Euren Muth und Eure Vaterlandsliebe; denkt an Eure eltern, Euer Weib; wenn Ihr verrathen werdet, wie wird die Regie- ng sie dann behandeln?" —

Spatolino sah wohl ein, daß früher oder später, seine dermalige aufbahn ein Ende nehmen müßte; und er war auch weniger abgeneigt ch zu ergeben, da sein Franzosenhaß einigermaaßen durch seine be- angenen Grausamkeiten gestillt war. Er erwiederte daher folgendes: „Wenn Ihr es redlich meynt, und mein Freund seyd, so verspreche ich Euch zu thun, was Ihr verlangt, wenn auch Ihr Eurer Zusicherung nach- kommen wollt. Ich will meine Leute ausliefern, auf die Bedingung hin, daß sie nach dem Fort St. Angelo geschickt werden, aber ohne zur Arbeit gezwungen zu seyn; daß sie dort fünf Jahre bleiben, und daß die Regierung sich verpflichte, während dieser Zeit ihnen Alles zu geben, was sie bedürfen, und nach ihrer Befreiung einen Gehalt von wenigstens drei Franken täglich, für Jeden. Für mich und meine Familie verlange ich tausend Franken monatlich und einen Paß um unverzüglich nach der Levante abzureisen, denn ich wünsche nicht in einem Lande zu bleiben, das durch die Gegenwart der Franzosen verpestet ist." — Da Rotoli sah, daß er bereit war, sich zu ergeben, versprach er Alles, was er verlangte; versicherte ihn, an den Bedingungen sollte nicht das Mindeste geändert werden, er selbst halte sie für sehr mäßig. — Als Rotoli ihn fragte, wo man seine Leute aufheben könnte, antwortete er lebhaft: „Signor Rotoli ich bin kein Verräther; ich thue dieß nur, weil ich gewiß bin, daß meine Leute, die ich liebe, als wären sie meine eignen Kinder, es mir eines Tages danken werden; aber könnte ich einen Augenblick glauben, daß die Regierung sie als Mörder verurtheilen würde, so wollte ich eher Euch, Signor, und dann dem General Miollis das Herz aus dem Leibe reißen." Rotoli versicherte ihn eifrigst seiner Ergebenheit. „Gut," fuhr Spatolino fort; „ich gebe mich in Eure Gewalt; mein Glück oder Unglück ist in Eurer Hand. Kommt in vierzehn Tagen mit dreißig Gensd'armen, gekleidet wie wir, nach Valle dell'Oliveto; dort werde ich Euch erwarten, und wir werden Abends zusammen nach einem Hause gehen, wo meine Leute sich gütlich thun werden, denn es ist mein Geburtstag. Dort wollen wir sie überraschen; sie werden unsere Begleiter für die übrigen Glieder der Bande nehmen, die im Königreich Neapel zerstreut sind, und ich werde vorgeben, ich habe sie eingeladen um meinen Geburtstag zu feiern. Als Belohnung sollt Ihr von mir zweitausend Kronen haben, denn ich weis das Ihr eine zahlreiche Familie habt; aber Ihr müßt erst versprechen, daß Ihr nicht länger den Franzosen dienen wollt. Ich habe hier verborgene Schätze, von denen Niemand weiß." — Rotoli dankte ihm für seine Freundschaft, und beschwor ihn, ihm zu vertrauen. Nachdem sie noch einige Erfrischungen genommen hatten, nahm er Abschied, und Spatolino ließ ihn durch dieselben sechs Räuber wieder zu dem Orte zurückführen wo sie ihn getroffen hatten. —

Sobald Rotoli in Rom ankam, ging er zu dem General Miollis, und erzählte ihm was er Spatolino zugesagt. Der General trug Bedenken, Rotoli die Gensd'armen anzuvertrauen, denn er hielt es für unmöglich, daß ein so schlauer Mann wie Spatolino sich sollte auf solche Weise täuschen lassen. Rotoli erwiederte, große Männer seyen oft in kleinen Dingen überlistet worden, nachdem sie sich in den wichtigsten Angelegenheiten scharfsinnig und umsichtig gezeigt haben. — Ueberzeugt, daß Spatolino ihm trauen würde, machte Rotoli die nöthigen Anstalten. Er fand unter den Gensd'armen dreißig entschlossene Leute, denen er gute Waffen gab und eine Kleidung ähnlich der der Banditen. Rotoli selbst kleidete sich wie zuvor, und machte sich mit seinen Begleitern nach dem verabredeten Orte des Zusammentreffens auf. Spatolino erschien erst um neun Uhr des Nachts, als Rotoli schon anfing zu glauben, er habe ihn getäuscht. Er wurde wieder beruhigt, als er Spatolino erblickte; ohne die mindeste Besorgniß von Verrätherei ging er auf ihn zu, schüttelte ihn bei der Hand, und wünschte ihm guten Abend. „Verzeiht Signor Rotoli," sagte Spatolino, „wenn ich Euch habe warten lassen; ich wünschte alle meine Leute zusammen zu bringen, aber konnte es unmöglich, da mein Vetter mit vierzehn abgegangen ist, um einige Beamte zu überfallen, die in ihren Wagen nach Neapel reisten. Sie wollten sich durchaus nicht bewegen lassen, meinen Geburtstag hier mitzufeiern; sie sagten, das könnten sie besser thun, wenn sie unsere Feinde mordeten, als wenn sie mit ihren Freunden hier sich durch Essen und Trinken vergnügten. Ihr könnt nun nur etwa zehn aufheben, die

mit meinem Weibe und meinen Aeltern in den Gebirgen waren." — „Das reicht hin, um Eure gute Gesinnung zu beweisen," sagte Rotoli, „und die Regierung wird damit zufrieden seyn; die Andern werden ohne Zweifel nicht säumen, Eurem Beispiel zu folgen." — „Seid Ihr aufrichtig, Signor Rotoli!" sagte Spatolino, „mein Herz ahnet, daß mich hier Schlimmes befallen soll." Rotoli nahm seinen Arm. „Kommt," sagte er, „bin ich nicht Euer Landsmann? und ist nicht das genug?" Sie kamen bald an dem Hause an; Spatolino gab ein Zeichen. Sein Weib mit zehn Banditen saß an der Tafel beim Essen. Spatolino rief: „Hier Cameraden, bringe ich Euch Gesellschaft." Er und seine Leute wurden in einem Augenblick ergriffen und gebunden. „Meine Cameraden! mein Weib!" rief Spatolino, „ich habe Euch nicht verrathen. Signor Rotoli, warum bin ich gebunden, habe ich nicht mein Versprechen erfüllt?" „Zweifelt nicht," erwiederte Rotoli, „daß ist eine bloße Förmlichkeit; sobald wir in Rom anlangen, sollt Ihr selbst und Eure Gattin befreit werden." Die Banditen fingen an Spatolino über seine Verrätherei Vorwürfe zu machen; wenn sie ihn deren fähig gehalten hätten, so würden sie ihn längst ermordet, und seinen Kopf dem Gouverneur für ein schönes Stück Geld zugeschickt haben. Spatolino vertheidigte sich: „Wenn Rotoli mich betrogen hat, so ist er ein infamer Verräther; aber Ihr sollt nicht sterben, ich will Euch vertheidigen." Man führte sie in das neue Gefängniß, in der Strada Giulia. Sogleich wurden Anstalten zur Untersuchung getroffen, und Spatolino sah, daß er verrathen war. Er beruhigte sich; „ich habe es verdient," sagte er; „mein Landsmann hat mich verrathen, um die Gunst der Franzosen zu gewinnen! — nun laßt uns darauf denken, die Unschuldigen zu retten, und nächst mir selbst die übrigen Schuldigen zur Strafe zu bringen." —

Ehe ein Monat verstrichen war, nahm die gerichtliche Untersuchung ihren Anfang; mehr als zweihundert Zeugen aus allen Gegenden wurden abgehört, um Spatolino's Verbrechen zu beweisen. Ein Kriegsgericht wurde niedergesetzt. Spatolino, nunmehr seines Schicksals gewiß, äußerte wiederholt, er werde am Tage seines Verhörs dafür Sorge tragen, daß es zu lachen gebe. Als der Tag anbrach, wurde Spatolino mit seinem Weibe und seinen zehn Genossen vor das Kriegsgericht gestellt.

Nachdem der Präsident sie um ihre Namen gefragt hatte, stand Spatolino auf, und redete ihn an. „Ich bin," sagte er, „mit diesen Formalitäten bekannt, Herr Präsident, aber in meinem Fall sind sie unnöthig; mit mir ist Alles vorüber; ich weiß, daß ich durch den Tod allein für meinen Muth zu büßen haben werde, oder vielmehr für die Herzenseinfalt, mit der ich einem Landsmann traute, der von Euch Unterdrückern bestellt war. Für mich giebt es jetzt keine Rettung; nur eine Gunst bitte ich mir aus; es ist die, mit meinem Weibe eine halbe Stunde allein reden zu dürfen, ehe ich sterbe; dann will ich alle die Mordthaten, die ich begangen, treulich erzählen, und Euch Aufschlüsse geben, über manche Dinge, von denen Ihr jetzt noch nicht unterrichtet seyd." — Der Präsident gab ihm sein Ehrenwort, daß sein Verlangen gewährt werden sollte. „Signor Rotoli," sagte Spatolino, hat mir auch sein Ehrenwort gegeben, er war mein Landsmann, und doch hat er mich verrathen." „Zweifelt nicht," versetzte der Präsident; „Ihr sollt erlangen, was Ihr begehrt."

Die Untersuchung begann, und Spatolino richtete Fragen an jeden der auftretenden Zeugen; er selbst erklärte, wie Alles zugegangen sey, kehrte sich nicht daran, daß seine eigne Strafe dadurch erschwert werden würde, that aber Alles, um sein Weib und sechs seiner Gefährten minder schuldig erscheinen zu lassen. Er dachte, wenn vier von ihnen mit ihm leiden sollten, so könnte er es wohl dahin bringen, daß die Uebrigen mit den Galeeren davon kämen. Sein Plan gelang vollkommen. Häufig sagte er zu dem Präsidenten: „Lassen Sie uns Gerechtigkeit finden; wir sind nicht alle gleich schuldig." „Fürchtet nichts," antwortete der Präsident, „Gerechtigkeit soll Euch werden; fahrt fort, die Wahrheit zu sprechen, und Ihr sollt keine Ursache haben, Euch zu beklagen." Das Volk strömte in Schaaren herbei, um dem Verhör beizuwohnen. Spatolino vertheidigte diejenigen, die er zu retten wünschte, mit vieler Geistesgegenwart; er bewieß, daß sie ihm gezwungen gefolgt; daß er sein Weib zu ermorden gedroht, wenn sie nicht thun würde, wie er ihr befohlen; er vergrößerte seine eigne Schuld und die der vier, die er auch dem Tode bestimmt hatte. Den Zuschauern machten die lustigen Dinge, die Spatolino sagte, vielen Spaß; endlich wendete sich Spatolino an die Versammlung mit den Worten: „Ihr Herren lacht nun — aber Ihr werdet nicht mehr lachen, wenn in wenigen Tagen Ihr fünf oder sechs Kugeln meine Brust suchen seht." — In diesem Augenblicke erkannte er einen der Gensd'armen, die ihn bewachten, als ein früheres Mitglied seiner Bande. Er sah ihn aufmerksam an, und sprach dann zum Präsidenten: „Wenn ich gleich eine sehr niedrige Meynung von der französischen Regierung habe, so hätt' ich doch nimmermehr geglaubt, daß sie einen Mörder zum Soldaten machen würde." Der Präsident forderte ihn auf, sich zu erklären. Spatolino rief den Soldaten bei seinem Namen und sagte — „Hast Du den Muth mich hier zu bewachen, nachdem Du in meiner Gesellschaft zum Mörder geworden? Lege diese Waffen nieder — stelle Dich in die Reihe der andern Mörder; Du sollst mit ihnen gerichtet werden." — Der Soldat fiel bewußtlos zu Boden. Man nahm sogleich seine Waffen weg, stellte ihn neben Spatolino, wo er bewegungslos stehen blieb, nicht wissend wie er sich von der Anklage befreien könnte. Endlich gestand er, daß er ein Mörder gewesen, aber, da er sein Verbrechen im wahren Lichte erkannt, habe er Spatolino verlassen, und sey in französische Dienste getreten. Spatolino tröstete häufig seine Gefährten und namentlich diesen Soldaten; er sagte ihnen, sie sollten guten Muthes seyn, sie hätten nur noch wenige Tage zu leiden. Das Kriegsgericht dauerte acht Tage lang; aber es würde unmöglich seyn, die Tausende von Mordthaten aufzuzählen, mit allen den Einzelnheiten, wie Spatolino dies auseinander setzte; er legte immer vieles Bedauern an den Tag, wenn er ein Opfer hatte entkommen lassen. Unter den Zuschauern war der Postmeister von Civita Castellana. Sobald Spatolino ihn bemerkte, sagte er zu dem Präsidenten: „Dreimal dachte ich diesen Mann zu tödten; das letzte Mal erhielt er eine Schußwunde im linken Arm, die denselben nun unbrauchbar machte; ich werde es noch im Tode bedauern, daß ich nicht ein Ende mit ihm gemacht. Ich würde der Gesellschaft einen großen Dienst geleistet haben, wenn ich sie von diesem niederträchtigen Spion befreit hätte; er meynte sich bei der Regierung in Ansehen zu versetzen, und eine Belohnung zu verdienen, wenn er anzeigte, wo ich zu finden wäre. Kein menschliches Wesen hätte mich fangen können, Napoleon selbst nicht, wär' er an der Spitze seiner Heere gekommen; Signor Rotoli allein konnte mich täuschen. Der Tod ist nichts, verglichen mit dem Schmerz, mich nicht mehr rächen und dem Rotoli und diesem Elenden (dem Postmeister) das Herz aus dem Leibe reißen zu können." —

Als die Verhöre geschlossen waren, zog sich die Commission zurück, und erschien wieder nach einer zweistündigen Berathung, verurtheilte Spatolino mit vier seiner Leute und dem Soldaten zum Tode, zwei der Andern zu lebenslanger, vier, zu zwanzigjähriger Galeerenarbeit, und Spatolino's Weib zu fünfjährigem Gefängniß. Spatolino schien sehr zufrieden, dankte dem Präsidenten und erinnerte ihn an sein Versprechen. Der Präsident befahl darauf, Spatolino's Weib eine halbe Stunde mit ihm reden zu lassen. Spatolino bezeichnete ihr

ellen, wo seine Schätze verborgen waren, und ermahnte sie, nfjährige Haft mit Geduld zu ertragen. Nach dieser Unter- verlangte er, es solle ihm Niemand nahe kommen bis zur Voll- g des Urtheils; er wünschte von den Priestern nicht geplagt zu , denn, sagte er, sein Gewissen sey rein von aller Schuld. Niemand es, in sein Gefängniß zu treten, in dem er frei herumging; nur riester ermahnten ihn, an der Thüre stehend, sich der Barm- eit Gottes zu empfehlen. Spatolino sang die ganze Nacht und forderte häufig Wein und etwas zu essen. Am Morgen gte er noch einmal mit seinen Gefährten zu reden. Sein Wunsch gewährt; man führte ihn in eine Kirche, wo er sie fand, von den rn mit ihren Sermonen gepeinigt. „Feige!" rief Spatolino, t Ihr Euch nicht, den Priestern zuzuhören? Ich habe mein Va- d gegen seine Unterdrücker vertheidigt, aber ich hasse die Priester. glaubte ich ihnen; aber im Verlauf der Jahre, da ich Euer An- war, hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß sie ohne ken jedes Verbrechens fähig sind." —

Spatolino wurde schnell weggeführt, aus Furcht, er möchte die gen auch anstecken; man ließ ihn in den ersten Wagen steigen, nd seine Genossen in einiger Entfernung folgten. Auf dem Wege r zum Wagenfenster heraus, verbeugte sich gegen die Frauen, denen gegnete, und sagte ihnen, er werde zum Tode geführt, weil er zu h gewesen sey. An dem Richtplatze angekommen, umarmte Spa- no seine Genossen und ermahnte sie, mit Muth den Tod zu em- gen. Darauf wendete er sich zu dem Volke: „Ich habe viele Ver- en begangen — aber eines thut mir doch leid; ich muß den Post- er von Civita Castellana und den Verräther Rotoli am t lassen; aber ich muß Geduld lernen. Brave Soldaten," fuhr er „nun zielt genau auf diese Stirn, daß ich nicht lange leiden möge." ah seinem Tod mit größtem Muthe entgegen. — Die andern Ban- hatten vernommen, daß Spatolino verrathen worden sey, und ie sich in der Umgegend von Rom nicht sicher wußten ohne einen n Anführer, zogen sie sich ins Königreich Neapel, und schlossen sich ie Kalabrier an, die täglich mit den Franzosen im Streit lagen. — war das Schicksal der berüchtigten Bande des Spatolino.

---

rdammungsurtheil über die der Unterschiebung, Aus- ung, und Entführung von Kindern ꝛc. angeklagte Marie Katharine Pilu zu Evreux.

(Man vergleiche No. 287 d. Bl.)

Am 10. December, wie wir im Voraus angezeigt, erschien Marie Katha- e Pilu vor dem Assisenhofe. Eine zahlreiche Volksmenge füllte den Saal.

Die Pilu ist 30 Jahre alt; sie ist von hohem Wuchs, und ihr Ge- t, obgleich verfallen durch lange Gefangenschaft und wahrscheinlich noch hr durch die Furcht, läßt noch Spuren von Schönheit erkennen.

Aus den Debatten hat sich keine neue Thatsache ergeben, die ange- irt zu werden verdient. Mit grossem Interesse hörte man die Aus- ge des jungen Mädchens Chabrol an; ihre lebhafte Erzählung, mit r ganzen natürlichen Naivetät ihres Alters, entlockte mehreren Per- nen Thränen.

Die Angeklagte wiederholte das Geständniß der mehresten ihr ange- uldigten Verbrechen, und führte ihr äusserstes Elend zur Entschul- gung an. Sie behauptete selbst, daß, wenn sie ihr eignes Kind an enards Stelle ins Waisenhaus von Evreux gebracht habe, dieß nur schehen sey, weil sie es dadurch vor Hunger geschützt gewußt, und ihm ein glücklicheres Loos gesichert habe, als es im Schooße seiner Familie erwarten könne. Standhaft läugnete sie, wie früher, daß man ihr jemals Flavie Renard anvertraut habe, über deren Schicksal keine Auskunft geben zu können, die Anklage ihr vorwirft. Sie begreife nicht, sagte sie, wie das Bureau von Paris auf seinen Listen habe verzeichnen können, daß dieses Kind ihr übergeben worden.*) Sie blieb dabei, es nie gesehen zu haben.

Herr von Stabenrath, in der Function des königlichen Procurators, setzte mit eben so viel Kraft als Klarheit die zahlreichen Hauptmomente der Anklage auseinander.

Dem zu Folge wurde die Pilu, wegen neun von den ihr aufgebürdeten eilf Verbrechen, für schuldig befunden und zu sechsjähriger Zwangsarbeit so wie zur Brandmarkung verurtheilt.

W u n d e r.

Censoren, die gesunden Menschenverstand haben.

Unter dieser zwar originellen, jedenfalls aber doch unziemlichen Ueberschrift liest man in der Pandora folgenden Artikel, der, seiner speciellen Beziehung wegen, für Deutschland und Deutsche nicht ohne Interesse ist:

„Es ist eine schöne Sache um die Freiheit, wie man sie jetzt bei uns versteht. (Es ist ohne Zweifel unnöthig, zu bemerken, daß wir bloß von literarischer Freiheit sprechen.) Man sehe unsere Facultät der Wissenschaften: Herr Guizot lehrte Philosophie der Geschichte — man schloß ihm den Mund; Herr Royer Collard, Herr Cousin trugen die erhabensten Grundsätze der reinen Philosophie vor — man vertrieb sie vom Katheder."

„Vergleiche man nun: In Sachsen, wo man nicht so viel Freiheit verspricht, wo selbst eine Censur existirt, berufen, über alles zu wachen, was gedruckt wird, hat ein Professor der Philosophie auf der Universität zu Leipzig, Herr Krug, in einem Artikel eines Wörterbuchs philosophischer Wissenschaften, die Lehre behaupten dürfen: daß es da keine Denkfreiheit giebt, wo nicht eine Jury über die Vergehen der Presse richtet. Er hat einen ganzen Artikel Censur schreiben können, einen Artikel, worin er dieser Institution das Brandmahl aufdrückt, dem sie überall unterliegen muß, wo einige Achtung für die Rechte der Menschheit und einiges Gefühl für gesellschaftliche Freiheit herrscht. Der deutsche Professor der Philosophie hat, unter der Aufsicht der Censur, schreiben können, daß die Censur ungerecht und überdieß unnütz ist. „Sie ist ungerecht," sagt er, „weil man einem Menschen das Recht nicht zuerkennen soll, den Gedanken „eines andern Menschen zu beschränken. Die Meinungen, die angeblich „der Religion, dem Lande, der Regierung, den Sitten selbst schaden können — „sind sie nicht so verschieden, daß kein Mensch, wenn er nicht auf die Un- „trüglichkeit des höchsten Wesens Anspruch macht, sich erlauben kann, über „diese großen Interessen ein entscheidendes Endurtheil auszusprechen? „Auch sieht man, daß überall, wo die Censur sich Vorschriften und Ver- „fügungen unterwirft, diese so vag und ungewiß sind, daß sie der Will- „kühr einen unbeschränkten Wirkungskreis lassen; das macht, weil die „Censur in der That die Willkühr selbst in ihrer Wesenheit ist. Jede „Gesetzgebung der Censur gründet sich auf den höchst ungerechten Grund-

*) Wir begreifen unsererseits auch nicht, wie bei Instituten der Art die Einrichtungen so fehlerhaft seyn können, daß der Beweis über Ort, Zeit und Person der Empfangnahme nur einen Augenblick ermangeln möge; eben so wenig, wie man die Sache auf sich beruhen lassen und ein Definitiv-Urtheil sprechen konnte, bevor der schwerste Verdacht von allen — der eines muthmaßlichen Mordes der verschwundenen Flavie Renard — bewiesen oder widerlegt war. Anm. d. Red.

„satz: Es ist gefährlich, diejenigen reden zu lassen, die nicht „genau so wie wir sprechen. Im Allgemeinen widerstreben die „einseitigen und beschränkten Ansichten der Censoren der Verbreitung aller „freisinnigen und hochherzigen Ideen; d. h. die Institution der Censur „wirkt der intellectuellen Entwickelung des Menschengeschlechts entgegen, „denn die nothwendige Bedingung dieser Entwickelung ist die ungehinderte „Aeußerung des Gedankens."

„Censoren, die solche Aeußerungen schreiben lassen, glauben sich ohne Zweifel nur eingesetzt, um Anreitzungen zu Unruhen und Aufstand zuvorzukommen und nicht, um rationelle Discussionen zu ersticken. Solche Menschen sind gefährlich; sie könnten am Ende gar sich und andere überreden, daß Vernunft und Censur Hand in Hand gehen könnten, und daß die Censur nicht immer unedel und verächtlich sey; die unsrigen haben es sich angelegen seyn lassen, uns das Gegentheil zu beweisen; man muß es ihnen Dank wissen."

Ankündigung der geschichtlichen Vorlesungen in der Börsen-Halle.

Dankbar für die aufmerksame Theilnahme, die in den beiden letzten Wintern meinen geschichtlichen Vorlesungen gewidmet worden ist, werde ich dieselben, auch jetzt fortsetzen, und halte es für Pflicht, hierdurch anzuzeigen, daß dieselben Donnerstag, den 3. Januar des neuen Jahres, beginnen, und von da an, in der bisherigen Weise, wöchentlich zweimal (Montag und Donnerstag) von 1½ bis 2½ Uhr, wie früher, ausschließlich für die Herren Abonnenten der Börsenhalle und die eingeführten Fremden, und zwar unentgeldlich, stattfinden werden. Da der diesjährige Cursus hauptsächlich (nach kurzem Ueberblick der Direktorialregierung, als der Periode nothwendiger Erschlaffung) den in jeder Hinsicht unvergeßlichen Zeitraum der Consular-Regierung und des Kaiser-Reichs umfassen wird, so verhehle ich mir zwar die grossen Schwierigkeiten keineswegs, die mit der Schilderung einer Zeit und eines Mannes verbunden sind, über welche noch so entgegengesetzte, excentrische Ansichten herrschen, und über welche die Acten unmöglich noch geschlossen seyn können, aber eben der Umstand, daß wir mehr oder minder in dieser Periode Mithandelnde und Mitleidende waren, und daß das Ganze noch theils wie ein schwerer Traum, theils wie ein verwirklichtes Wundermährchen hinter uns liegt, muß auch nothwendig das sachliche Interesse erhöhen, während ich mich, nach der bisherigen Erfahrung, in der zuversichtlichen Hoffnung nicht zu täuschen fürchte, daß meine verehrten Zuhörer die Größe der Aufgabe nicht verkennen, und mir daher ihre so ausdauernd bewährte Nachsicht da nicht entziehen werden, wo mir zuerst die Natur der Sache einen gerechten Anspruch darauf zu geben scheint.

Carl Friedrich Ernst Ludwig.

Hamburg, den 28. December 1827.

Anzeige.

Die steigende Ausbreitung der literarischen Blätter der Börsen-Halle ist dem Herausgeber derselben ein schmeichelhafter Beweis der dauernden Theilnahme, deren sich dieses Unternehmen vom Anfange her zu erfreuen gehabt hat. Mit wahrem Vergnügen erfüllt er daher die Pflicht, hierdurch zur Kenntniß sowohl der Leser als des Publicums überhaupt zu bringen, daß sie auch im künftigen Jahre in der bisherigen Weise, Zahl und Form erscheinen werden. Der Herausgeber wird weder Mühe noch Kosten sparen, die ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht nur zu erhalten, sondern auch immer neue und ergiebige Quellen zu eröffnen; die Redaction wird sich ihrerseits eifrig bestreben, aus dem ihr dargebotenen reichen Stoffe, stets das Neueste, Interessanteste und Nützlichste zu wählen, und es in der möglichst ansprechenden Form wiederzugeben. Obgleich auf die gewöhnliche belletristische Tagesliteratur verzichtend, wird sie doch Unterhaltung und Erheiterung mit Belehrung zu verbinden suchen; und wenn die literarischen Blätter fernerhin auf ausländische, und besonders englische und französische Literatur vorzugsweise basirt bleiben, so soll doch darum nichts unerwähnt vorübergehen, was in unserm Vaterlande Bemerkenswerthes in Wort und That sich kund giebt, und überhaupt keine Erscheinung, wo nur immer sie sich zeige, vergessen werden, die einflußreich auf das Wohl oder Weh der Welt, betrübend oder erfreulich auf das Weiterstreben der Menschheit einwirken kann. Dem zu Folge bleiben zwar Geschichte, Länderkunde, Handel und Industrie, Erfindungen und Entdeckungen aller Art Hauptaugenmerk; aber darum Untersuchungen und Discussionen im Felde der Religion, Sittenlehre, Pädagogik und Politik keineswegs ausgeschlossen. Ein ruhiger und würdiger Ton der Behandlung ist hierbei die einzige beschränkende Bedingung. In diesen Gränzen wird die Redaction jede Partei (selbst von keiner abhängig) für sich sprechen lassen und ihre treu und unverfälscht wiedergegebene Meynung dem eignen Urtheil des Lesers überlassen. Sie giebt darum das Recht nicht auf, bei dieser mehr referirenden als richtenden Methode, auch eine eigne Ansicht zu haben, und von Zeit zu Zeit in Original-Aufsätzen auszusprechen; aber sie legt diese dann, wie die fremde Meinung, als eine individuelle anspruchslos vor, erfreut, wenn sich andere dadurch überzeugt und erwärmt fühlen sollten, aufrichtig bereit, besseren Gründen zu weichen, und stets so verpflichtet als willig, jede Berichtigung und Widerlegung in die literarischen Blätter selbst aufzunehmen, wie bereits, bei vorgekommener Gelegenheit, geschehen.

Auf diese Weise, durch das freie Wort und den ungebundenen Austausch der Ideen, glaubt die Redaction ihre erste Pflicht — die für Wahrheit und Recht — am treuesten zu erfüllen; überzeugt, daß zuletzt überall das Licht über die Finsterniß, die Tugend über Heuchelei und Laster siegen wird.

Berichtigung. In No. 247 d. Bl., 1 Sp. Z. 4 v. o. lese man Herzogs von Rovigo, statt Herzogs von Ragusa.

Gedruckt in der Börsen-Halle. — In Commission in der P. F. L. Hoffmann'schen Buchhandlung.

der literarischen Blätter der Börsen-Halle,

von den Monaten October, November und December 1827.

No. 225. Johannes Wit, genannt von Dörring. Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. (Aufenthalt in den Gefängnissen zu Chambery, Turin und Mailand, nebst meiner Flucht aus der Citadelle letzteren Ortes.) — Persische Skizzen, aus dem Tagebuche eines Reisenden im Osten. (Beschluß.)

No. 226. Johannes Wit, genannt von Dörring ꝛc. (Beschluß.) — Skizzen von Haiti, von der Verjagung der Franzosen bis zu Christophs Tod; von W. W. Harvey.

No. 227. Die Iliade und die Odyssee gehören zwei in der Gesittigung sehr verschiedenen Zeitpuncten an. — Der Opium-Fresser.

No. 228. Reisen in Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland und der Türkei, auch längs den Küsten des asowischen und schwarzen Meeres ꝛc., vom Capitain G. M. Jones. — Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin; von Dieudonné Thiebault. Vierte Auflage. Herausgegeben von seinem Sohne, dem General-Lieutenant Baron von Thiebault. Paris 1827. (Fortsetzung von No. 223 d. Bl.) — Lucubrationen eines Staatsgefangenen, niedergeschrieben in dem Criminalgefängnisse zu Turin, in der Citadelle von Mailand, der Frohnfeste zu Baireuth, der Stadtvoigtei zu Berlin und dem Polizeihause zu Wien, zum Druck geordnet in der Dänischen Festung Friedrichsort. — Erwiederung von F. Johannes Wit, genannt von Dörring. (Eingesandt.)

No. 229. Reisen in Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland und der Türkei ꝛc.; vom Capitain G. M. Jones. (Fortsetzung.) — Mémoires et mélanges historiques et littéraires, par le Prince de Ligne. — Friedrich der Große, oder meine Erinnerungen aus zwanzigjährigem Aufenthalte zu Berlin ꝛc.; von Dieudonné Thiebault. (Beschluß.) — Miscellen.

No. 230. Refutation des accusations injurieuses, hasardées par son Altesse Sérénissime le Duc régnant de Brunswik contre son auguste Tuteur et contre les personnes chargées de l'administration de ses états et de l'education du Duc, durant sa minorité. — Reisen in Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland und der Türkei ꝛc.; vom Capitain G. M. Jones. (Beschluß.) — Mémoires et mélanges historiques et littéraires par le Prince de Ligne. (Fortsetzung.)

No. 231. Die Expeditonen der Capitaine Parry und Franklin. — Mémoires et mélanges historiques et littéraires par le Prince de Ligne. (Beschluß.) — Ueber das Schulwesen in Nord-Amerika; von F. Lieber. — Gehorsam den Gesetzen. — Prospectus eines orthopädischen (Instituts) Etablissements zu Aubonne, im Canton Waadt, in der Schweiz, unter der Leitung des Herrn Martin-Jaccard, Agregé der medicinischen Facultäten von Genf und von Lausanne.

No. 232. Nachtrag zu der Expedition des Capitain Parry. — Wahre Lage der Türkei. — Graf Johann Capo d'Istrias. — Sitten und Aberglaube des neapolitanischen Volkes. — Doppel-Sterne.

No. 233. Refutation des accusations injurieuses, hasardées par son Altesse Sérénissime le Duc régnant de Brunswik contre son auguste Tuteur, et contre les personnes chargées de l'administration de ses états et de l'education du Duc, durant sa minorité. — Medicinische Versuche. (Verfolg von No. 221 d. Bl.) — Mémoires et mélanges historiques et literaires, par le Prince de Ligne. (Verfolg von No. 231 d. Bl.) — Merkwürdiger Criminalfall.

No. 234. Refutation des accusations injurieuses, hasardées par Son Altesse Sérénissime le Duc régnant de Brunswik contre son auguste Tuteur etc. (Fortsetzung.)

No. 235. Refutation des accusations injurieuses, hasardées par son Altesse Sérénissime le Duc régnant de Brunswik contre son auguste Tuteur etc. (Fortsetzung.)

No. 236. Refutation des accusations injurieuses, hasardées par son Altesse Sérénissime le Duc régnant de Brunswik contre son auguste Tuteur etc. (Beschluß.) — Mémoires et mélanges historiques et littéraires par le Prince de Ligne. (Fortsetzung.)

No. 237. Ueber die Freiheit der Frauen in Asien und über deren Sclaverei in Europa. — Die Galeerensclaven. — Ein Regulus unter den Wilden. — Die Menschheit im Fortschreiten.

No. 239. Ueber die Freiheit der Frauen in Asien und über deren Sclaverei in Europa. (Beschluß.) — Albernheiten und Unbeholfenheiten verdienstvoller Menschen. — Mémoires et mélanges historiques et littéraires par le Prince de Ligne. (Fortsetzung.) — Ankündigung einer Geschichte der europäischen Staaten.

No. 240. Zwei Jahre in Neu-Südwallis; von dem Wundarzte P. Cunningham. — Die Entstehungs-Geschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter und in der neuern Zeit, vier Bücher; von Dr. Friedrich Kortum. Zürich, 1827. — Das Birmanische Reich. — Ein empfehlungswürdiges Beispiel mönchischer Tugend.

No. 240. Der Epikuräer; von Th. Moore. — Reise nach Meroë, an den weißen Fluß, jenseits von Fazogl, im Süden des Reiches vor Sennaar, nach Syouah und fünf anderen Oasen, gemacht in den Jahren 1819, 1820, 1821 und 1822, von Friedrich Caillaud aus Nantes. — Erivan. — Beschreibung eines Tibetanischen Tempels.

No. 241. Der Epikuräer; von Th. Moore. (Fortsetzung.) — Einiges über die Insel Ceylon und eine auf Trincomale gefundene Inschrift; von Sir A. Johnston. — Aufnahme des Herrn Royer Collard in die Académie française. — Ueber die Sitten der Einwohner der Balearischen Inseln. — Bibliotheken in Frankreich.

No. 242. Das Lob der Neugierde. — Die Suttïes, oder die sich dem Feuertode freiwillig weihenden indischen Wittwen. — Tonnies Chronik des Hamburger See-Assecuranz-Geschäftes im Jahre 1826.

No. 243. Beginn, Fortschritt, jetziger und künftiger Zustand der Baumwoll-Manufacturen in England. — Die neuesten Unruhen in Paris. — Tonnies Chronik des Hamburger See-Assecuranz-Geschäftes im Jahre 1826. — Mémoires mélanges historiques et littéraires par le P[rince] de Ligne. (Scherz und Ernst. Die Liebe. Der [T]

No. 244. Beginn, Fortschritt, jetziger und künftiger Zustand d[er] woll-Manufacturen in England. (Beschluß.) — [Z] aus der Vorrede von Chateaubriands in Kurzem [er]scheinender Reise nach Amerika. — Ueber die Colonie am [Cap] deren Dependenzien. — Oeffentliche Bibliotheken.

No. 245. Ueber die europäische Einheit. — Mémoires et [mélanges] historiques et littéraires par le Prince de Ligne [(Nachschrift] für die Griechen.) — Methode, Münzen [und Me]daillen in Hausenblase abzugießen.

No. 246. Algier. — Türkische Sitten im neunzehnten Jahrhundert. — Einimpfung der Kuhpocken im Serail des Großherrn. — Ueber das englische Colonial-System.

No. 247. Ueber die Schuld oder Unschuld des Herzogs von [Enghien] dem Tode des Herzogs von Enghien. — Ueber das [englische] Colonial-System. (Beschluß.) — Verbrechen an [unmündigen] Kindern. — Oeffentliche Blätter in Großbritannien. — [Merk]würdigkeit des Schnabelthieres (Ornithorynchus paradoxus).

No. 248. Charakteristik Bolivar's. — Ueber die Colonie am [Cap] und deren Dependenzien (Nachtrag). — Herr von [Chateaubriand] und die Priesterpartei. — The Gleaner, or [a] specimen of the periodical literature of Great-Britain and United States.

No. 249. Die Schlacht bei Navarin. (Eingesandt.) — Der [Räuber] Spatolino. — Die Gewalt der Liebe. — Die [Oper] Brüssel. — Miscelle.

No. 250. Der Räuber Spatolino. (Beschluß.) — Verdammungsurtheil über die der Unterschiebung, Aussetzung und Entführung [fremder] Kindern ꝛc. angeklagte Marie Katharine Pilu zu Erfurt. — Wunder. Censoren die gesunden Menschenverstand haben. — Ankündigung der geschichtlichen Vorlesungen in der [Aula] Halle. — Anzeige. — Inhalts-Verzeichniß.

☞ „Diese Zeitschrift erscheint jeden Mittwoch und Sonnabend, Mittags; man abonnirt sich darauf für ein halbes Jahr mit 2 Thlr. oder 3 fl. Sächs. Auswärtige belieben sich an die resp. Postämter, oder an die hiesige P. F. L. Hoffmann'sche Buchhandlung zu wenden."

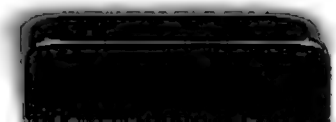
Die Expedition,
Nicolai-Kirchhof No. 120.

Digitized by Google

32101 082968015

Princeton University Library

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

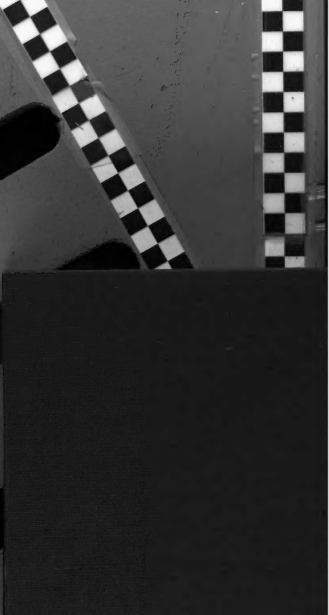


32101 082968015

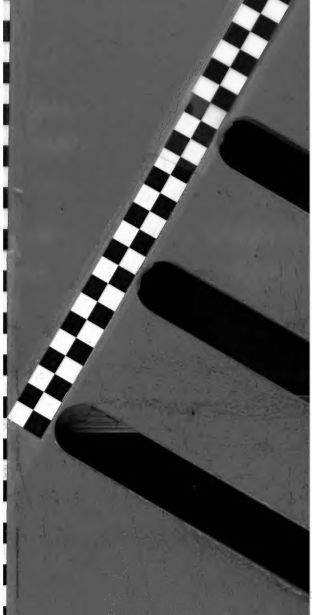
Princeton University Library

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google